



Q 12

B. Gelfa



Allgemeine

Realencyclopädie

oder

Conversationslexicon

für das

Katholische Deutschland.

Bearbeitet

von einem Vereine

Katholischer Gelehrten

und herausgegeben

von

Dr. Wilhelm Binder.



Siebenter Band

Maroniten—Patras.

Regensburg, 1848.

Verlag von Georg Joseph Manz.

14,704

BX

841

A43

1846

v.7

1846



M.

Maroniten ist der Name einer christlichen Religionspartei, welche von den Monotheleten (s. d.) herstammt. Die Vorstellung u. Lehre des Eutyches (s. d.) über die Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo war eben so, wie die des Nestorius (s. d.) von der Kirche verdammt worden. Ein neuer Versuch wurde gewagt, welcher sich an die Vorstellung des Eutyches anschloß, oder vielmehr nur eine feinere Durchführung derselben war. „Sind beide Naturen in Christo auch getrennt und unvermischt, so läßt sich doch annehmen, daß sie sich in ihren Wirkungen vereinigen. Beide Naturen sind die Faktoren eines freien Willens, Einer Person, konstituiren Einen Willen — ἐν θέλησιν καὶ μίαν ἐνέργειαν ἐπὶ Χριστοῦ ἑπὶ τὸν τοῦ ἁγίου πνεύματος.“ — Dies ist die Irrlehre der Monotheleten: Irrlehre, weil sie der Kirche, der heiligen Schrift und der Tradition widerspricht. Ihren Ursprung soll sie dem Bischöfe Theodor von Pharan in Arabien, ihre Beförderung dem Kaiser Heraklius und ihre wirkliche Einführung dem Patriarchen Sergius von Konstantinopel und dem Patriarchen Cyrus von Alexandria, früher Bischof von Phasis, zu verdanken haben. Diese und noch andere Bischöfe standen schon seit dem Jahre 626 hierüber in einem Briefwechsel, an dem auch der Kaiser Theil nahm, und untersuchten, um die Reste der Monophysiten leichter mit der Kirche zu vereinigen, die Frage: ob man in Christo, wie zwei Naturen, so auch zwei Willen und zwei Wirkungen, oder nur einen Willen und eine Wirkung annehmen solle. Der Patriarch Sergius wurde hierbei das Drama u. Cyrus, Bischof von Phasis, hatte nicht so bald das Patriarchat von Alexandrien angetreten, als er „auf Grund von Einer Wirkung und Einem Willen in Christo“ die Vereinigung mit den Theodosianern, einer Partei der Monophysiten, zu betreiben anfing, welche auch 633 zu Stande kam, indem man sich in einer, vom Patriarchen in neun Artikeln vorgelegten Glaubensformel vereinigte, in Christo nur Eine gottmenschliche Wirkung (μία θεανθρωπική ἐνέργεια) anzuerkennen. Sophronius, Mönch in Alexandrien, später Patriarch von Jerusalem, widersetzte sich dieser Lehre; da sie aber auf Betrieb des Sergius vom römischen Bischöfe Honorius anerkannt wurde, so gab dieß, obgleich 637 Jerusalem von den Arabern erobert wurde und Sophronius bald darauf starb, Veranlassung zu Streitigkeiten, welche den Kaiser Heraklius auf Betrieb des Sergius veranlaßten, ein Edikt, die Ekthesis (Ἐκθεσις) 638 zu veranlassen, worin zwar von einer oder zwei Wirkungen zu reden untersagt, am Ende aber doch ein einiger Wille in Christo zu glauben befohlen wird. (Concil. Lateran. ann. 649. Secret. I. Theophon. Chronograph. ad ann. Heracl. 20.) Papst Johannes IV. (640—42) verdamnte sie

war; allein dennoch blieb sie in Konstantinopel dogmatische Vorschrift, selbst unter Konstantin II. (regierte von 642—668). Syrien u. Palästina waren in ihren Meinungen getheilt, von Cypern u. dem ganzen Occidente wurde sie aber verworfen u. der Papst Theodor (regierte von 642—648) aufgefodert, den Patriarchen Paul, Nachfolger des Sergius, zur Besserung zu ermahnen und, wenn dieß fruchtlos, ihn aus der Kirchengemeinschaft auszuschließen. Letzteres geschah 646. Auf Veranlassung Paul's nahm nun Konstans II. die Ekthesis zurück und gab eine andere Verordnung, den Typus (*τύπος*), worin alles Disputiren über einen oder zwei Willen untersagt wurde. (In actis Concil. Lateranens. Secretar. IV., bei Mansi, 10. Band, Seite 1029.) Martin I. hatte indessen 649 ein allgemeines Concilium im Lateran versammelt, in welchem über Sergius, Cyrus, Paulus und andere Anhänger dieser Meinung, über die Ekthesis und den Typus das Anathem ausgesprochen wurde. Kaiser Konstantin Pagonatus (regierte von 668—85), wählte den glücklichen Zeitpunkt der äußeren Ruhe des Reiches zu einer allgemeinen Kirchenversammlung in Konstantinopel (vom 7. November 680 bis 16. September 681), wo auch die Legaten des Papstes Agatho erschienen, u. in welcher in der achtzehnten (letzten) Sitzung obiges Anathem über die Urheber und Verbreiter obiger Lehre bestätigt wurde. Noch einmal fiel die griechische Kirche unter Kaiser Philippicus Bardanes (regierte von 711—14) in obige Ketzerei zurück; die griechischen Bischöfe, schon zu sehr vernechtet, zeigten sich indessen eben so bereitwillig, auf Befehl des Anastasius II. die Lehre des entthronten Philippicus wiederum als Ketzerei zu verdammen. — Am zahlreichsten erhielten sich die Anhänger des Monothetismus in Syrien, wo überhaupt unter der Herrschaft der Araber alle christlichen Sekten freien Spielraum hatten. Ihre Hauptniederlassung wurde der Libanon und Antilibanon um das Kloster des heiligen Maro, daher sie auch, oder von ihrem ersten Patriarchen, Johannes Maro, M. genannt werden. Erst im 12. Jahrhunderte vereinigten sie sich wieder mit der römischen Kirche. (Faustus Naronus in dissertatione de origine, nomine et religione Maronitarum, Rom 1679 sqq. u. in Eunopia fidei catholicae Romanae historico-dogmatica, Rom 1694 sqq. läugnet, daß die M. Monotheliten gewesen. Dagegen Renaudot in historia Patriarch. Alexandriae. Beide Gründe Mich. Le Guen, in dissert. de eccles. Maronitar., 3. Band, Orient. Christian. praemissa.) — Die M., von den Melchiten oder kaiserlich gesinnten Christen als Rebellen behandelt, haben sich in der Gegend, die jetzt Kesruan heißt, zu einem Bergvolke gebildet, das seine politische, so wie seine kirchliche Selbstständigkeit auch gegen die Mohamedaner tapfer zu vertheidigen wußte, und sie bis jetzt unter türkischer Oberherrschaft gegen Erlegung eines Tributes, wie die Drusen, behauptet. Die politische Verfassung der M. ist die eines militärischen Freistaates; von alten Gewohnheiten regiert, gegen Angriffe von außen bewahrt, nähren sie sich zwischen ihren Bergen von Ackerbau u. vom Ertrage des Weinstockes u. Maulbeerbaumes. An Einsalt der Sitten, Mäßigkeit und Gastfreiheit gleichen sie den alten Arabern, auch gilt unter ihnen noch die Blutrache und zum Zeichen ihres Adels tragen sie den grünen Turban. Erst Clemens XII. erlangte, daß sie bei einer, in ihrem Stammkloster Mar-Hanna auf dem Libanon 1736 gehaltenen, Synode die Beschlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung annahmen; indessen blieb ihnen der Gebrauch des Abendmahles unter beiderlei Gestalten, die Priesterehe und der Gebrauch der syrischen und arabischen Sprache beim Gottesdienste; die Messe wird gewöhnlich in der den Laien unverständlichen alt-syrischen Sprache gelesen. Sie gehören ihrer Confession nach also den unirten Griechen an. Ihr Oberhaupt ist der Patriarch, der jedesmal den Namen und Titel Pater, Patriarch von Antiochien, führt, und in dem Kloster Edama Kanobin residirt; außerdem haben sie Erzbischöfe und Bischöfe und gegen 150 andere Geistliche, in sieben Graden abwärts. Die Bischöfe haben nur wenige Einkünfte, aber großes Ansehen; die niedere Geistlichkeit nährt sich von Handarbeit. Zur Bildung der Kleriker besteht seit 1548 ein maronitisches Collegium in Rom; doch ist es bis jetzt weder durch diese Anstalt, noch durch die Sen-

bung päpstlicher Nuntien gelungen, dieser Partei den Geist der römischen Kirche ganz einzulösen, und sowohl die in Kesruan, als auch die zahlreichen in Aleppo, Damaskus, Tripolis und auf Cypern lebenden M. sind immer bei ihren alten Gewohnheiten, und selbst hie und da bei der alten Liturgie geblieben. In Kesruan sind über 200 Manns- und Frauenklöster, die der Regel des heiligen Antonius folgen, streng im Wandel leben, häufig fasten u. in hoher Achtung bei dem Volke und den Weltleuten stehen. Sie tragen, gleich den Geistlichen, eine blaue Binde um die Kopfbedeckung als Auszeichnung und machen sich ebenfalls durch Handarbeit nützlich, von welcher sie sich auch zum Theil ernähren. Alle M. bauen das Land; Seide, Baumwolle, Tabak und Wein sind die Haupterzeugnisse; alle gehen stets bewaffnet und sind zur Vertheidigung ihres Eigenthumes bereit, dabei aber herrscht bei ihnen eine, in den übrigen türkischen Provinzen unbekannte, Sicherheit des Eigenthumes. Ihr Besitzthum wird zu 50 □ Meilen, ihre Kopfszahl ungefähr zu 150,000 angeschlagen, doch haben sie neuerdings in ihren Kämpfen mit den Drusen sehr gelitten; namentlich sind viele ihrer Klöster durch diese zerstört worden.

Weisflog.

Maroquin, s. Saffian.

Marozia, die Gemahlin des Herzogs Alberich von Toskana, vermählte sich nach dessen Tode 932 mit ihrem Stiefsohne Guido, dann zum dritten Male mit König Hugo von Arles und war, wie ihre Mutter Theodora (s. d.), eine der übelstberüchtigten Personen ihrer Zeit. Im verbrecherischen Umgange mit Papst Sergius III. bewohnte sie die Engelsburg zu Rom und wurde von diesem Mutter des nachmaligen Papstes Johann XI. u. Großmutter der Päpste Johann XII. und Leo VII. Sie war auch die Ursache der Entroffelung des von ihrer Mutter auf den päpstlichen Stuhl erhobenen Johann X. (928), so wie mehrerer anderer Greuelscenen. Sie starb im Gefängnisse.

Marqueterie, s. Mosaik.

Marquis (vom lateinischen *marchio*), früher gleichbedeutend mit dem deutschen Markgraf (s. d.), ist jetzt in Frankreich, wie in Italien *Marchese*, bloßer Adelstitel und bildet die Uebergangsstufe vom niederen zum hohen Adel. In Frankreich geht der Marquis im Range den Grafen vor; ebenso der italienische *Marchese*.

Marryat, Francis, englischer Marine-Capitän, welchen Rang er sich im Kriege gegen die Birmanen erwarb, geboren in der Grafschaft Suffolk, einer der fruchtbarsten u. beliebtesten Romanschriftsteller unserer Zeit, trat zuerst 1829 mit „*The naval officer*“ auf, welchem nach einander folgten: „*The Kings own*“, „*Newton Forster*“, dann „*Peter simple*“, „*Jacob Faithful*“, „*The phantom ship*“, „*Mr. Midshipman Easy*“, „*The pacha of many tales*“, „*Japhet in search of a father*“, „*Poor Jack*“, „*Frank Mildmay*“, „*Joseph Rushbrook the poacher*“, „*Masterman Ready*“, „*Snarleypow*“, „*Ralph Rattlin the reefer*“, „*Percival Keene*“ u. a., die sämmtliche auch in's Deutsche übersetzt sind. Das Werk, durch welches sich M. den Zorn Amerika's auslud u. das in den vereinigten Staaten verbrannt wurde, ist sein: „*Diary in America, with remarks on its institutions*“, 2 Bde., London 1839, das allerdings so sehr an falscher Auffassung, Uebertreibung u. absichtlicher Entstellung leidet, daß selbst die englische Kritik dagegen u. für Amerika zu sprechen für angemessen erachtete.

Mars oder *Mavors*, der Kriegsgott der Römer (bei den Griechen *Ares*), Sohn des Zeus u. der Here, im Charakter höchst verschieden nach römischen und griechischen Schilderungen. — Die rauhen, rohen, thrakischen Völker, von denen seine Verehrung ausging, brachten ihm blutige Menschenopfer u. kannten ihn nur als einen blutdürstig mordenden, sich aus Lust am grausamen Todesspiele in die Schlachten stürzenden, selbst in den Eingeweiden der Feinde wühlenden Gott; er war ihnen ein so gräßlicher Krieger, wie sie selbst, und nur wenig besser war er bei den übrigen Griechen, die immer mehr oder minder barbarisch waren, wenn sie Kriege führten. Durchaus anders erschien er bei den Römern, deren

hoch verfeinerte Kriegskunst einen anderen Kriegsgott forderte, als jene, die einander nur ordnungslos niedermetzten; hier ward er Schlachtenlenker, Regierer. — Obwohl M. den kriegführenden Völkern ein mächtiger, gewissermaßen ein nothwendiger Gott war u. sein Cultus besonders bei den Römern u. Galliern in hohem Ansehen stand, so findet man doch von ihm weder so viele Bildsäulen, als von anderen Göttern, noch sind ihm so viele Tempel geweiht, als den übrigen; auch hat sich die Phantasie der Dichter wenig mit ihm beschäftigt, wenig erfunden, was Interesse erregte. Die Darstellung des M. betreffend, so weichen vielleicht nirgends mehr, als bei ihm, die Künstler von einander ab: — man malte ihn mit blutgefärbtem Gesichte, mit wilden grimmigen Zügen, ganz gerüstet, mit einer bluttriefenden Geißel; man gab ihm Schwert oder Lanze; man stellte ihn bald jugendlich, bald bärtig, bald von nicht großer, gedrungener Gestalt, bald als das Ideal vollendeter Männerkraft vor; man gab ihm verschiedene Attribute oder ließ ihn ganz davon frei; man gab ihm ein zahlreiches Gefolge von bösen Genien, Furien, Krankheiten, u. Bellona (s. d.) als Wagenlenkerin; oder man sah ihn allein, fast waffenlos u. unbekleidet auf einem Zweigepann stehen. Ob M. als Naturgott, als großer Befreier, als Anfang aller Dinge, als Sonne, als erster Zertheiler des Chaos, oder als das große Weltjahr zu betrachten sei, muß der Entscheidung der Symboliker überlassen werden.

Mars, einer der Planeten unseres Sonnensystems, 32 Millionen Meilen von der Erde entfernt. Seine Bahn mißt gegen 200 Millionen Meilen, welche er in einem Jahre, 321 Tagen, 17 Stunden, 30 Minuten, 56 Sekunden zurücklegt. Er rotirt um seine Achse in 24 Stunden, 25 Minuten. Sein Durchmesser beträgt kaum 900 Meilen; er steht also der Erde an Größe bedeutend nach und bewegt sich weit langsamer, als diese. Sein Licht ist röthlich u. sehr hell. Ihn umgibt eine sehr dichte, häufigen Umwölkungen unterworfenen Atmosphäre. Durch Fernrohre erkennt man deutlich die weißen Schneezonen an den Polen u. bemerkt eine Zu- u. Abnahme derselben.

Marsch, 1) die Bewegung eines oder mehrerer Soldaten, oder ganzer Abtheilungen, welche in einem wirklichen Verlassen des von ihnen innegehabten Raumes, also in einem geordneten Fortziehen ohne Rücksicht auf die Entfernung besteht. Betrachtet man den M. als Uebung u. zum Gesechte in Beziehung auf seine Richtung, so kann eine Linie sich gerade vorwärts oder rückwärts, sie kann zu gleicher Zeit vor- u. seitwärts, sie kann sich aber auch, mit Verlassung der früheren Direction, im Bogen um einen festen Punkt bewegen. Aus diesen Bewegungen entstehen nun: der Frontm., mit gerader oder mit gebrochener Fronte vor- oder rückwärts, der schiefe M., welcher mittelst des Ziehschrittes auf kleine Entfernungen mit gerader Fronte möglich ist u. die Schwenkungen rechts oder links, bei welchen eine Linie in eine Stellung versetzt wird, welche mit der verlassenen einen Winkel bildet, der, nach der Gradbestimmung der Schwenkung, größer oder kleiner wird. Macht eine Linie eine Viertelswendung rechts oder links u. marschirt sie in der dadurch entstehenden Ordnung, so entsteht dadurch der Reihen- oder Flanken-M. u. die dadurch entstehende Stellung heißt Rotten-Colonne; will man aber eine rechts abmarschirte Colonne in eine links abmarschirte u. umgekehrt verwandeln, so geschieht dieses durch den Contre-M. Die Märsche in der Nähe des Feindes oder die Kriegsmärsche bilden zu gleicher Zeit den beschwerlichsten u. wichtigsten Theil des Krieges; sie sind die Vorbereiter der Siege, welche durch den Kampf entschieden, durch die Verfolgung vollendet werden. Diese Märsche zerfallen: a) in Angriffsmärsche, deren Absicht dahin geht, den Feind zu erreichen und zu bekämpfen; b) in Rückzugsmärsche, mit der Absicht, des Feindes Unternehmungen zu entgehen und c) in Manövrirmärsche, welche zum Zwecke haben, unverhältnismäßigen Streitkräften kluge Bewegungen entgegen zu setzen, die Verbindungen des Feindes oder seinen Rücken zu bedrohen, ihn zum Verlassen einer vortheilhaften Position zu vermögen, den Feind durch kleine Bewegungen zu großen zu zwingen u. ihn dadurch

zu ermüden, die Vereinigung einiger seiner entsendeten Corps oder das Eintreffen erwarteter Unterstützungen zu verhindern, ihn abzuhalten, einer Provinz oder einer Festung zur Hülfe zu eilen etc. — 2) Ein Tonstück, welches entweder von der Militärmusik gespielt, von den Trompetern oder Hornisten geblasen oder von Tambouren geschlagen wird. Dann überhaupt ein zu feierlichen Aufzügen geeignetes kurzes Tonstück in gerader Taktart u. von vorstrebender Bewegung. Seine Verschiedenheit wird übrigens nur durch Zeit, Ort u. Umstände bestimmt. Der M. hat gewöhnlich ein Trio, wird aber auch eigens für Clavierinstrumente componirt.

Marschall, altdeutsch Marschalk (von Mar, Mähre, d. h. Pferd und Schalk, so viel als Diener), hieß ursprünglich Einer, der die Aufsicht über die Pferde führte, bezeichnete aber schon unter den fränkischen Königen eine höhere Hofwürde (vergl. den Artikel Connetable). Auch im deutschen Reiche gehörte seit Otto I. der M. zu den großen Hofchargen u. wurde als Reichs-Erz-M. in dem sächsischen Kurbause erblich. Vergl. die Artikel Erbämter und Erzämter. Heut zu Tage bezeichnet M. oder Feld-M. (s. d.) den höchsten militärischen Grad in einer Armee. Ein Generalfeld-M. ist ein Offizier, der allen übrigen im Range vorgeht, eine ganze Armee, oder wenigstens ein geschlossenes Armeecorps commandirt. — Hof-M. ist der Titel desjenigen hohen Beamten bei Hofe, welchem das gesammte Oekonomiewesen, so wie die Hofpolizei untersteht.

Marschall von Frankreich, ist nach dem Connetable (s. d.), welche Würde jedoch selten mehr und, wenn dieses geschieht, nur vorübergehend verliehen wird, die höchste militärische Würde in Frankreich. Die Würde eines M. v. F. wurde unter Philipp August 1185 eingeführt und die Zahl der M. von F. beschränkte sich anfänglich auf Einen. 1270, als Ludwig IX. seine Expedition nach Afrika vorbereitete, stieg deren Anzahl auf zwei. Unter Franz I. gab es in Frankreich drei M.e.; Heinrich II. fügte einen vierten hinzu u. Franz II. ernannte einen fünften. Unter Karl IX. gab es sieben und unter Heinrich III. nach seiner Rückkehr aus Polen neun M.e. Die Anzahl der M. sollte nach einer Verordnung dieses Königs auf vier festgesetzt seyn; allein Heinrich IV. mußte, durch die Umstände verleitet, von dieser Bestimmung abgehen und bestätigte die zwei liguisten M.e, so daß es deren wieder sechs gab. Während der Regierung Ludwigs XIII. wurde ihre Anzahl stark vermehrt; unter Ludwig XIV. gab es (1651) sechs zehn und 1703 zwanzig M.e v. F. Unter Ludwig XV. und XVI. war deren Anzahl geringer, und zur Zeit des Ausbruches der Revolution gab es deren nur vier. Während der Revolutionskriege war die Würde eines M. v. F., ursprünglich eine Würde der Krone, verschollen und wurde erst von dem Consul Bonaparte (1802) wieder eingeführt. Die Zahl der M.e v. F. unter dem Kaiserreiche und nach der Rückkehr der Bourbonen war nicht bestimmt, wurde aber unter Ludwig Philipp auf zwölf festgesetzt. 40,000 Franken sind die jährliche Gage eines M.s v. F.

Marschall von Sachsen, s. Moriz, Graf von Sachsen.

Marschland nennt man das in der Regel sehr fruchtbare, angeschwemmte, u. deshalb sehr niedrig liegende Land an den Ufern des Meeres u. größerer Flüsse.

Marschner (Heinrich), ein namhafter Componist, geboren 1798 zu Zittau, gab das Rechtsstudium in Leipzig auf, um sich unter Schicht der Musik zu widmen, worin er sich unter Klein in Preßburg noch mehr vervollkommnete. Die Oper „Heinrich IV.“, welche er von Wien aus an K. M. von Weber, sein Vorbild, nach Dresden schickte, verschaffte ihm die Stelle eines Direktors der Oper in Dresden (1822). Doch schon 1825 gab er diese Stelle auf, schrieb in Leipzig die romantischen Opern: „Vampyr“, „Templer u. Jüdin“ und „Galkners Braut“ und als Kapellmeister in Hannover (seit 1830) mit selbstständigem Geiste und seiner Charakterzeichnung: „Hans Heiling“, „Pyffhäuser Berg“, „Schloß am Aetna“, „Bäbu“ u. m. Seine Viedercompositionen sind vorzüglich.

Marseillaise, das Marseiller-Lied (Allons enfans de la patrie etc.), eine französische Marschmusik aus der Revolutionszeit von 1789. Der Verfasser

des Gesanges ist Rouget de Lille (Isle), gestorben den 27. Juni 1836. Als Tonsetzer nennen Buchez und Rour in ihrer Geschichte den L'Allemand de Hoening. Wer dieser ist, weiß man nicht, vielleicht ein Deutscher aus Hünningen, nach französischer Uebersetzungsweise? Näheren Nachrichten zufolge wurde jedoch dieser Marsch, Text u. Musik, von Rouget selbst zu Strassburg während einer Nacht fertiggestellt, als zahlreiche Freiwillige von dort zur Armee abgingen. Hierauf spielten die Regimenter der Garnison in Strassburg und der Umgebung denselben. Nationalgesang wurde er jedoch erst, als das Bataillon der Marseiller Freiwilligen ihn am 10. August 1792 ertönen ließ. Seit der französischen Revolution von 1830 ist dieser Gesang um so mehr wieder in Aufnahme gekommen, als König Louis Philipp, in dem ihrem Verlaufe zunächst gelegenen Zeitraume nicht selten vom Balkon seines Palastes den Takt dazu geschlagen hat, wenn derselbe von den Pariser angestimmt wurde.

Marseille (Massilia), die dritte Stadt Frankreichs und Hauptstadt des Departemens der Rhone-Mündungen, nach London und Hamburg die bedeutendste Handelsstadt Europa's, am Einflusse des Rhaud in den Meerbusen von Lyon unter 43° 17' 52" nördl. Br. und 3° 1' 48" östl. L., ist in Gestalt eines Halbmondes um den sehr geräumigen und sichern Hafen herumgebaut, hat zwölf Vorstädte und über 152,000 Einwohner in etwa 16,000 Häusern. M. ist eine der ältesten Städte Frankreichs, im Jahre 546 v. Chr. durch eine Phokäer-Colonie gegründet u. besteht aus der antik gebauten Altstadt und der regelmäßig angelegten Neustadt. Die erstere ist eng und häßlich; letztere hat schöne Plätze u. Straßen, unter denen hauptsächlich der Castellane, der Königsplatz, die Straßen la Cours (Corso), welche die Alt- und Neustadt scheidet, Rom u. Nir durch ihre herrlichen Gebäude sich auszeichnen. Zu den vornehmsten Gebäuden gehören: die Kathedrale, das Rathhaus, das große Theater und die neue Halle. Akademie der Wissenschaften, verschiedene gelehrte Gesellschaften, Marine-, medizinische, chemische, Musik- und Malerschule, Taubstummenanstalt, Museum, Sternwarte, Bibliothek, botanischer Garten, Bildergalerie, Münze. Große Quarantäneanstalten auf den zwei benachbarten Inseln Ratoneau und Pomegue; ein großes Lazareth neben der Stadt, von doppelten Mauern umschlossen, 1½ Stunden im Umfang; Arsenal. Der Hafen Dicubonné, seit 1815 zum Freihafen erklärt und seit 1823 durch Vereinigung der festen Felsenlande Ratoneau und Pomegue mittelst eines Steindammes wesentlich verbessert, bildet ein an beiden Seiten mit Steindämmen eingefasstes länglichtes Viereck, das eine Viertelstunde weit in die Stadt eindringt, gegen alle Winde geschützt ist und für 900 Schiffe Raum bietet, bei seiner geringen Tiefe aber, und wegen der verborgenen Klippen, für Kriegsschiffe nicht geeignet ist. Zu beiden Seiten des Eingangs zum Hafen liegen die starken Forts St. Jean und Louis. Jährlich laufen über 6000 Schiffe hier ein; namentlich hat M. den ganzen Handel mit der Levante in Händen, und sein Zollamt jährlich eine Einnahme von über 30 Millionen Francs; nach allen wichtigen Plätzen am mittelländischen Meere, Constantinopel und Alexandrien mit eingeschlossen, wird durch mehre Dampfsboote ein regelmäßiger Verkehr unterhalten. Aber der Handel, worunter namentlich auch der Wechselhandel eine bedeutende Rolle spielt, ist nicht der einzige, obwohl der wichtigste Erwerbszweig dieser Stadt; auch die Industrie blüht in vielen Theilen der technischen Gewerbe; so gibt es höchst wichtige Seifen-, Stärke-, Nudel-, Korallen-, Parfümerie-, Liqueur-, chemische Präparaten, Wachs-, Glas-, Lack-, Schokolade- und Flechtwaaren-Fabriken, Mützenmanufakturen und Färbereien. Dazu kommt noch Thunfisch-, Sardellen- und Korallenfischerei, meistens an der afrikanischen Küste. M. ist ringsum von Fabriken, Gärten, Weinbergen, und wohl an 1000 Landhäusern, hier Bastiden genannt, umgeben, welche letztere unter Oel-, Mandel-, Granat- und Orangebäumen versteckt liegen. Zu bemerken ist, daß M., dessen Bevölkerung sich zeitweise durch den Zusammenfluß von Fremden oft bis auf 200,000 steigert, die einzige Stadt in Frankreich

ist, wo sich eine griechisch-katholische Kirche befindet. Im Jahre 1720 wüthete hier die Pest auf fürchterliche Weise.

Ow.

Marsen (oder Marser), ein im alten Samnium, in Mittelitalien auf den Apenninen, wohnendes Volk, das, um das römische Bürgerrecht sich zu erwerben, sich im Jahre 91 vor Chr. mit den Römern in den sogenannten Marsischen oder Bundesgenossenenkrieg einließ.

Marsfeld (*champs de Mars*) heißt ein zu kriegerischen Uebungen bestimmtes Feld (Exerzierplatz). Von geschichtlicher Bedeutung ist nur das zu Paris gelegene M., welches sich am Westende der Stadt, zwischen dem rechten Seineufer u. der Militärschule, ausdehnt und auf welchem den 14. Juli 1790, am ersten Jahrestage der Erstürmung der Bastille, die erste constitutionelle Verfassung Frankreichs von König und Volk feierlich beschworen wurde. An 400,000 Personen, der König Ludwig XVI. mit seiner Familie und den Ministern, die ganze Nationalversammlung, Abgeordnete der Nationalgarde u. sämtliche Gemeinden waren auf demselben zusammengekommen, um die neue Verfassung zu beschwören. Damals erhaschte der unglückliche Monarch den letzten Sonnenblick wankelmüthiger Volksgunst. Ein Jahr darauf, als nach der Flucht des Königs nach Varennes der Jakobinerfluth die Petition um Abschaffung der Königswürde auf dem, auf dem Marsfelde befindlichen, Altar des Vaterlandes niederlegen wollte u. es dabei zu Gewalt und Mord kam, floss auf demselben M.e das Blut mehrer Hunderte von Aufrehrern, die, den gesetzmäßigen Gewalten keine Folge leistend, von der Nationalgarde unter La Fayette mit Waffengewalt zu Baaren getrieben werden mußten. Am 1. Juni 1815 endlich beschwor Napoleon nach seiner Rückkehr von Elba auf demselben Felde die sogenannte Zusatzakte (*acte additionel*), welche der französischen Constitution ein Repräsentativsystem hinzufügte. Seit dieser Zeit ist das M. wieder seiner früheren Bestimmung anheim gegeben.

Ow.

Marfigli (Mloys Ferdinand, Graf von), kaiserlicher General, geboren zu Bologna 1658, studirte zu Padua, Rom und Neapel, begleitete 1680 den venetianischen Consul nach Constantinopel, trat dann in kaiserlich königliche Kriegsdienste, ward während des Türkenkriegs 1683 von den Tataren nach einem hitzigen Gefechte gefangen fortgeschleppt und setzte nach seiner Befreiung die Kriegsdienste bis zum Karlowitzer Frieden fort, wo ihm 1699 die Bestimmung der Gränzen übertragen wurde. Er hatte sich indessen durch Muth und Kenntnisse zum General emporgeschwungen, und beim Ausbruche des spanischen Successionskrieges bekam er die Untercommandantenstelle in der Festung Breisach, worin Graf Arco als wirklicher Commandant stand. Weil beide die Festung zu geschwind an die Franzosen übergaben, verlor Arco am 15. Februar 1704 den Kopf u. M. wurde, mit Zerbrechung seines Degens, aller Würden entsetzt. Er folgte nun seiner frühe genährten Neigung zu den Wissenschaften, ward von der französischen Akademie zu deren Mitglied aufgenommen, übernahm 1709 das Commando der päpstlichen Truppen, kehrte bald wieder zu wissenschaftlichen Beschäftigungen zurück u. stiftete 1712 in seiner Vaterstadt das berühmte Bononische Institut (*Institutum scient. et art.*), eine Akademie, welche der Naturkunde, Mathematik u. Astronomie seitdem manchen schönen Gewinn brachte. Unter den nützlichsten wissenschaftlichen Untersuchungen verlebte M. sein Alter und starb 2. November 1730. Die Wissenschaften hatten an ihm den treuesten Pflieger u. seine eigenen Schriften sind unvergängliche Beweise von seinen großen Einsichten, besonders in allen Zweigen der Naturkunde. Viele neue u. interessante Bemerkungen findet man in seiner *Histor. physique de la mer.*, Amsterdam 1725, Folio mit 52 Kupfern, und in seinem großen Werke: *Danubius Pannonico-Mysicus. observatt. geograph. astronom. hydrograph. hist. phys. perlustratus.* 6. Bde., Haag 1726, Folio mit 288 Kupfertafeln und vielen Bignetten, und in seinem ausführlichen Werke vom türkischen Kriegswesen: *Stato militare dell' Imperio Ottomanno*, Haag 1732, 2. Bde., Folio mit Kupfertafeln.

Marfilus von Ingen (Ingenuus), ein deutscher scholastischer Philosoph,

gewöhnlich ein Schüler des Occams genannt, wahrscheinlich aber ein Zögling des Thomas von Straßburg, war Domherr zu Köln, lehrte um 1370 die Theologie zu Paris, veranlaßte die Stiftung der Universität Heidelberg u. starb 1396. Er philosophirte lichtvoll u. bestimmt, ohne jedoch sehr tief einzudringen. Sehr verdient machte er sich um die Aufklärung u. genauere Bestimmung der Begriffe: Zeit, Ewigkeit, Aevum u. Dauer. Man hat von ihm Commentare zum Aristoteles, Comm. in IV. lib. sentent., Hagenau 1749, Folio u. a.

Marphas, ein unglücklicher Zeuge der fürchterlichen Grausamkeit der alten Götter, war der Sohn des thrakischen Königs Deagros u., wie Einige behaupten, der Muse Kalliope, wiewohl von dieser nur bekannt ist, daß sie, Geliebte des Deagros, demselben den Orpheus u. den Linos gebär. M. hatte die Flöte gefunden, welche Minerva weggeworfen, da sie ihr die Lippen entstellte; er lernte das Instrument so trefflich behandeln, daß er den Apollo zum Wettstreite forderte, welchen selbst die Mufen zu M. Gunsten entschieden; da fügte Apollo zu dem Zitterspiel noch den Gesang — u. wie ungerecht dieß war, wie sehr sich M. diesem widersetzte, so behauptete der Gott doch Recht zu haben und da nun sein Gesang schöner war, als M. Flötenspiel, hatte er die Wette gewonnen u. zog dem Unglücklichen die Haut vom Leibe.

Martène (Edmond), ein gelehrter Benedictiner von St. Maur, geboren 1654 zu St. Jean de Laune in der Diözese von Langres, ging in seinem 18. Jahre in ein Kloster zu Rheims, machte zwei große literarische Reisen und starb 20. Juni 1739 in der Abtei St. Germain des Pres. Sein Fleiß, Nachrichten zur Geschichte seines Ordens, der Liturgie, selbst des Staats u. der Gelehrsamkeit zu sammeln, war außerordentlich u. veranlaßte ihn zur Herausgabe mehrerer großer u. geschätzter Werke, von denen wir nennen: *Commentar. in regulam S. P. Benedicti literalis* (2. Ausg., Par. 1695, 4.); *De antiquis monachorum ritibus* lib. V. (2 Bände, Leyden 1690, 4.); *De antiquis ecclesiae ritibus* lib. IV. (3 Bände, Rouen 1700, 4.); *Tractatus de antiqua ecclesiae disciplina in divinis celebrandis officiis* (Leyden 1706, 4.) u. m. a.

Martens (Georg Friedrich von), geboren 1756 zu Hamburg, Professor in Göttingen, dann im höheren Staatsdienste u. 1821 als hannoverscher Gesandter zu Frankfurt gestorben, ist durch mehrere Schriften über das Völkerrecht „*Recueil des principaux traités*“, 8 Bde., fortges. von seinem Sohne Karl v. M., Saalfeld u. F. Murbard, 31 Bde., Göttingen 1817—46; „*Cours diplomat.*“ 3 Bde. 1801 rühmlich bekannt. Sein Neffe, Karl von M., verfaßte: „*Causes célèbres du droit des gens*“ (3 Bände, 1827—43); „*Guide diplomatique*“ (2 Bde. 1832) u. „*Recueil manuel et pratique de traités*“ (1845).

Martha, die vermuthlich ältere Schwester des Lazarus und der Maria, und wohl eine Wittve, bei welcher diese zu Bethania wohnten, war stets thätig, hatte eine sehr hohe Verehrung für Jesum, den sie gastfrei ausnahm u. bewirthete; sie betrieb, voll Zutrauen auf Gottes Allmacht, die Ankunft Jesu bei der Krankheit ihres Bruders, legte ein herrliches Bekenntniß von dem Glauben an seine Gotttheit u. an die Auferstehung der Todten dabei ab u. erlangte von ihm die Auferweckung des Lazarus. Sie bewirthete ihn noch 6 Tage vor seinem Tode, starb wahrscheinlich zu Jerusalem u. wird von der Kirche als eine Heilige verehrt.

Martha, Schwester M., mit ihrem eigentlichen Namen Anne Biget, geboren 1749 zu Besançon, war vor der Revolution Pförtnerin in einem Kloster, nach dessen Aufhebung sie mit einer geringen Pension in ihrer Vaterstadt lebte. Mit seltener Aufopferung pflegte u. unterstützte sie während der Revolution u. der spätern Kriege eine Masse Unglücklicher, Gefangener u. Kranker (im einzigen Jahre 1809 600 Spanier) und verwandte sich auch mit unermüdlichem Eifer, für Feind wie für Freund, bei den Behörden. Bei der Anwesenheit der alliirten Monarchen zu Paris im Jahre 1814 eilte sie dahin, um von ihnen die Vollmacht zur Krankenpflege zu erhalten. Mehrere Orden, u. reichliche Geldmittel, die sie gewissenhaftest für Zwecke der Barmherzigkeit verwandte, waren das Resultat ihrer Reise. Auch Ludwig XVIII. verlieh ihr den Orden der Ehrenlegion und ernannte sie zur Vor-

stehen in aller barmherzigen Schwestern von Frankreich. Nicht minder zeichnete sich M. in dem Hungerjahre 1817 durch christliche Milde thatigkeit aus. Sie starb zu Besancon 1824.

Martialgesetz oder Kriegsgesetz bedeutet im weiteren Sinne alle für das Militär und den Krieg geltenden Gesetze; im engeren Sinne aber die Anwendung der Kriegsgesetze auf Bürger, welche, was bei Meutereien u. Revolutionen besonders der Fall ist, ihrem ordentlichen Richter entzogen, von dem Militär gerichtet werden. Dieses Verhältniß tritt auch in Städten ein, welche als im Kriegszustande befindlich erklärt sind; daher sagt man: das M. verkünden; die M. in Wirksamkeit setzen.

Martialis (Marcus Valerius), ein römischer epigrammatischer Dichter, zu Bilbilis in Celtiberien im J. 40 n. Chr. geboren, schrieb seine Sinngedichte unter Titus u. Domitian. Diese sind von ihm selbst in 14 Bücher gebracht, wozu noch ein besonderes Buch auf die Schauspiele kommt, welches voran steht u. vielleicht größtentheils von mehreren anderen Verfassern ist. Die meisten dieser Sinngedichte sind ungemein scharfsinnig u. treffend; ihre Menge u. verhältnismäßige Güte macht den fast unerschöpflichen und immer lebhaften Witz dieses Dichters bewundernswürdig. — Ausgaben: mit einem weitläufigen gelehrten Commentar von Nader, Mainz 1627, Fol.; von Schrevel, Leyden 1670; auch Zweibrücken 1784; Stereotyp, Lpz. 1824. Ramler veranstaltete den M. im Auszuge, lateinisch und deutsch von ihm selbst u. anderen Dichtern übersetzt, Lpz. 1787 ff., 5 Bde. Nachlese, Berl. 1794. Vollständige Uebersetzung von Willmann, Köln 1825.

Martignac (Vicomte Gaye de), einer der ehrenwerthesten französischen Royalisten, geboren 1776 zu Bordeaux, früher Advokat und Generalprocurator zu Limoges, 1791 Deputirter des Departement Lot u. Garonne, 1828 Villèle's Nachfolger im Ministerium des Innern, als welcher er dem König das verlorene Vertrauen der Nation durch besonnene und gerechte Maßregeln wieder herzustellen versuchte; er hatte aber eben darum sowohl den Hof, als die linke Seite der Kammer gegen sich, die ihm mit Unrecht ein Schaufelsystem schuld gaben. M. trat zurück, als sich (den 8. Aug. 1829) das Ministerium Polignac bildete; 1830 wieder Mitglied der Kammer, schloß er sich der neuen Regierung an, suchte aber die öffentliche Meinung milder gegen Karl X. zu stimmen u. führte mit der ihm eigenen Beredsamkeit die Vertheidigung Polignac's (den 18. Dec.). Er starb zu Paris 1822. Schrieb: „Essai historique sur la révolution d'Espagne etc.“ (3 Bde., Par. 1832).

Martin, der Heilige, Bischof von Tours, das Licht der abendländischen Kirche im 4. Jahrhunderte, wurde wahrscheinlich 315 zu Sabaria, einer Stadt in Ungarn (Stein am Anger oder Sadwar) geboren und erhielt seine erste Erziehung zu Pavia, wo seine Eltern sich niederließen. Von den frühesten Jahren an schien M. beseelt vom Geiste Gottes, und obgleich seine Familie dem Heidenthume zugethan war, fühlte er sich doch nur zu frommen u. gottseligen Uebungen hingezogen. In seinem 10. Jahre ging er wider den Willen seiner Eltern in eine christliche Kirche u. ließ sich als Katechumen aufnehmen. Von nun an wohnte er fleißig den Unterweisungen bei, welche den Täuflingen ertheilt wurden, und seine Liebe zu Gott ward hierdurch bald so entzündet, daß er, obgleich erst 12 Jahre alt, den Entschluß faßte, in eine Wüste zu gehen, um sich der Betrachtung zu widmen, wovon ihn jedoch sein jugendliches Alter noch abhielt. Indessen rief ein kaiserlicher Befehl alle Söhne alter Krieger unter die Fahnen. M., von seinem Vater, der Kriegsoberster war, selbst angegeben, mußte, obgleich erst 15 Jahre alt, den Eid leisten u. unter die Reiterei sich einreihen lassen. Er begnügte sich mit einem einzigen Diener, den er wie einen Bruder behandelte, so daß er ihm oft sogar die niedrigsten Dienste leistete. Von den Lastern, die nur zu oft den ehrenvollen Kriegerstand schänden, mußte M. sich rein zu halten und dabei gewann er durch seine Sanftmuth u. andere Tugenden die Zuneigung u. Achtung aller seiner Waffengenossen. Die Betrübten fanden an ihm einen Tröster, die Dürftigen einen liebevollen Unterstücker, der sich von seinem Solde nur das Unentbehrlichste zurückbehielt, um

fremder Noth abzuhelpen. — Eines Tages, im strengen Winter, begegnete ihm am Thore von Amiens ein halbnackter Bettler, der die Vorübergehenden um Almosen ansprach. Keiner achtete des Unglücklichen; aber M. dachte, Gott habe ihm denselben aufbewahrt; allein Alles, was er besaß, hatte er schon ausgetheilt, u. es übrigte ihm Nichts mehr, als seine Waffen u. sein Kriegsgewand. Gleich entschlossen, riß er sein Schwert von der Seite, zerschnitt seinen Mantel in zwei Stücke, gab die eine Hälfte dem Armen und warf die andere, so gut er es vermochte, wieder um sich. Einige, die ihn in diesem Anzuge sahen, lachten seiner, Andere hingegen staunten über seine Mildbthätigkeit u. schämten sich, daß sie dem Halbnackten von ihrem Ueberflusse Nichts mitgetheilt hatten. In der folgenden Nacht erschien ihm der Heiland im Schlafe, angethan mit der Hälfte des Mantels, den er dem Armen gegeben hatte, u. M. hörte ihn zu einer Engelschaar sagen: „M., noch Katechumen, hat mich mit diesem Gewande bekleidet.“ — Dieses Gesicht erfüllte ihn mit neuem Eifer für Gottes Ehre u. bewog ihn, in seinem 18. Jahre sich taufen zu lassen. Indessen blieb er noch zwei Jahre in Kriegsdiensten auf Bitten seines Feldobersten, mit dem er in inniger Freundschaft lebte u. der ihm versprochen hatte, nach vollendeter Dienstzeit ebenfalls der Welt zu entsagen. Während dieses Zeitraumes dachte er an nichts Anderes, als an die in der Taufe übernommenen Pflichten, mit heiliger Ungebuld den Augenblick erwartend, wo er für Gott allein leben könnte. Als damals bei einem Einfalle der Deutschen in Gallien Geschenke unter die Soldaten vertheilt wurden, wollte M. aus Zartgefühl an den, fernere Waffenführung bezweckenden, Belohnungen keinen Theil nehmen. Mit der Bitte, den ihm bestimmten Theil einem Andern zuzuwenden, suchte er zugleich um die Freiheit an, in Zukunft allein unter den Fahnen des Heils zu dienen. Da man ihm aber vorwarf, er verlange seine Entlassung aus Furcht vor der auf den folgenden Tag bestimmten Schlacht, antwortete er mit unerschrockenem Muth: „Wenn man mein Begehren der Feigheit zuschreibt, verlange ich an die Spitze des Heeres gestellt zu werden, ohne Waffen, ohne Schild u. ohne andere Vertheidigung, als die des Namens Jesu und des Kreuzzeichens, und ich will mich in die dichtesten Reihen des feindlichen Heeres stürzen.“ In derselben Nacht aber machten die Deutschen noch Frieden u. M. erhielt ohne Mühe den verlangten Abschied. Nun zog er sich zu dem heiligen Hilarius zurück, der nachher auf den bischöflichen Stuhl von Poitiers erhoben wurde. Dieser große Diener Gottes erkannte bald den hohen Tugendwerth des heiligen M. u. wollte ihn, um ihn seinem Bisthume zu gewinnen, zum Diakon weihen; allein der Heilige, aus Demuth dieser Ehre sich weigernd, ließ sich bloß das Amt eines Exorcisten übertragen. Indessen hatte er großes Verlangen, seine Eltern wieder einmal zu sehen. Als er auf der Reise zu ihnen durch die Alpen zog, fiel er unter die Räuber; schon schwang einer das Beil, ihn zu erschlagen, ward aber von einem seiner Gefährten noch zurückgehalten. Alle bewunderten seine Sanftmuth u. Unerschrockenheit, u. derjenige, welcher ihn vorhin hatte erschlagen wollen, ward durch M.s Reden so gerührt, daß er, ihm nachfolgend, die christliche Religion annahm u. später als ein geweihter Ordensmann selbst die Veranlassung seiner Befehrung erzählte. In seiner Heimath gelang es M., seine Mutter und mehre seiner Landsleute Jesu zu gewinnen; seinen Vater vermochte er aber nicht den Finsternissen des Heidenthums zu entreißen. Während seines Aufenthaltes in Illyrien bekämpfte er die Arianer mit großem Eifer. Diese hingegen strichen ihn mit Ruthen und trieben ihn aus dem Lande. In Italien erfuhr er, daß eben diese Ketzer Galliens Kirche hart bedrängten u. sogar die Verbannung des heiligen Hilarius erwirkt hätten. Er wählte sich daher unsern Mailand einen abgeschiedenen Ort, wo er ungehindert gottseligen Uebungen obliegen konnte. Diese Ruhe genoß er jedoch nicht lange; denn Aurentius, ein bitterer Arianer, der den Bischofsstuhl von Mailand an sich gerissen hatte, nöthigte den Diener Gottes, dessen Eifer für den Glauben er mit Schrecken vernahm, sein Bisthum zu verlassen. Begleitet von einem tugendhaften Priester, floh er auf die kleine Insel Gallmaria, an den Küsten von Ligurien oder Genua, wo Beide sich bloß von

Wurzeln u. wilden Kräutern nährten. Als M. 360 erfuhr, daß der heilige Hilarius die Erlaubniß erhalten habe, in sein Bisthum zurückzukehren, machte er sich unverzüglich auf den Weg, um dem heiligen Bischof sich wieder anzuschließen, der ihn mit der größten Freude empfing. Da Hilarius seines Schülers Neigung zur stillen Zurückgezogenheit kannte, gab er ihm ein kleines, zwei Stunden von Boitiers gelegenes Stück Land. M. erbaute daselbst ein Kloster, das im 8. Jahrhunderte noch bestand. Dieß scheint das erste in Gallien gegründete Kloster gewesen zu seyn. Die von ihm gewirkten Wunder erhöhten ungemein den Ruf der Heiligkeit, den er weit umher genoß. Die Stadt Tours verlangte ihn deshalb zu ihrem Bischofe 371 oder 375. Aber um ihn aus seinem Kloster zu bringen, mußte man zu einer frommen List seine Zuflucht nehmen. Man bat ihn, einem Kranken an der Pforte seinen Segen zu geben, u. als er sich zeigte, ward er ergriffen u. nach Tours geführt, wo er zur allgemeinen Zufriedenheit des Volkes u. der Geistlichkeit auf den bischöflichen Sitz erhoben wurde. Als Bischof änderte er Nichts in seiner bisherigen Lebensweise und bezog eine kleine Zelle neben der Kirche. Da er aber öfters durch Besuche gestört ward, verlegte er seine Wohnung in das von ihm nahe bei der Stadt erbaute Kloster. Dieß war die berühmte Abtei Marmontiers, die älteste in Frankreich. Aus diesem gottseligen Vereine gingen viele Bischöfe hervor, weil die Städte aus M.'s Schule ihre geistlichen Oberhirten zu erhalten wünschten. Kurz nach dem Antritte seines bischöflichen Amtes sah sich M. genöthigt, an den Hof Valentinians I. sich zu begeben. Dieser Kaiser, obwohl früher, unter der Regierung Julians des Abtrünnigen, Eifer für das Christenthum beweisend, schien später bei gewissen Gelegenheiten dem Götzendienste günstig. Benachrichtigt, daß M. an den Hof gekommen sei, Etwas zu Gunsten der christlichen Religion zu begehren, das er nicht bewilligen wollte, befahl er, ihn so oft abzuweisen, als er in den Palast komme, u. Kaiserin Justina, ganz der arianischen Sekte ergeben, bot Alles auf, ihren Gemahl gegen den heiligen Bischof einzunehmen. Aber von Gott gesandte Schrecken ergriffen den Kaiser u. er bewilligte dem Bischofe Alles, was er begehrte, kaum ihm Zeit lassend, seine Bitte vorzubringen. Er ließ ihn dann noch oft vor sich kommen u. lud ihn an seine Tafel, bot ihm auch bei seiner Abreise reiche Geschenke an; allein der Heilige schlug sie bescheiden aus, um sich nicht gegen die ihm so werthe Armuth zu verstoßen. M. ließ nun die Gözentempel schleifen und mehre von den Heiden als heilig verehrte Bäume niederhauen. Die vielen, bei diesen u. anderen Gelegenheiten von ihm gewirkten, Wunder gaben seinen Predigten eine unwiderstehliche Macht über die Gemüther, so daß alle seine Tritte durch Befehrungen bezeichnet waren. Während der heilige Bischof bemüht war, das Reich Jesu Christi immer mehr auszubreiten, erlitt das abendländische Kaiserthum schreckliche Erschütterungen. Die römischen Legionen riefen 383 ihren Feldherrn Maximus, in Britannien zum Kaiser aus. Dieser setzte nach Gallien über u. errichtete zu Trier den Sitz seiner Herrschaft. Gratian erlitt in der Nähe von Paris, vorrathen von seinen eigenen Soldaten, eine Niederlage u. wurde am 25. Aug. 383 zu Lyon von Andragathius gemordet. In derselben Zeit verwirren die Priscillianisten (s. d.) Spaniens und Galliens Kirchen. Ithacius, ein spanischer Bischof, ihr feurigster Ankläger, begab sich an das Hoflager des Maximus zu Trier, wo sich sein Amtsgenosse Idatius ebenfalls einfand. Der neue Kaiser nahm sie mit Huld auf u. ließ die Häupter der Irrelehrer aus Spanien bescheiden, um sie ihren Anklägern gegenüber zu stellen. Der heilige M. befand sich damals auch in Trier. Er war dahin gereist, um für Mehre, die wegen ihrer Anhänglichkeit an Gratian zum Tode verurtheilt worden, die Begnadigung zu erwirken. Auch der heilige Ambrosius war als Abgesandter Valentinians II., Bruders des ermordeten Gratian, welcher immer noch Italien beherrschte, nach Trier gekommen. M., obgleich Unterthan des Kaisers Maximus, was Ambrosius nicht war, bewies große Abneigung, mit diesem Fürsten in Kirchengemeinschaft zu treten; er weigerte sich sogar lange Zeit, an dessen Tafel zu speisen, in-

dem er kühn heraus sagte, er könne nicht Tischgenosse eines Mannes seyn, der den einen Kaiser seiner Staaten, und einen andern seines Lebens beraubt habe. Marimus betheuerte, er habe die Herrschaft, nur gezwungen von seinem Heere, angenommen; seine unglaublichen Fortschritte schienen Gottes Willen zu offenbaren u. von allen seinen Feinden habe keiner auf andere Weise, als in der Schlacht kämpfend, das Leben verloren. Der Heilige gab sich endlich zufrieden u. Marimus war darüber so erfreut, daß er jenen Tag als ein Fest ansah. Inbessen wollten der heilige M. u. der heilige Ambrosius nicht mit Ithacius u. den ihm ergebenen Bischöfen in Gemeinschaft treten, weil sie die priscillianischen Ketzer so sträflich verfolgten. Auch machte M. dem Ithacius seine Verfahrungsweise zum Vorwurfe und drang in ihn, von seiner Anklage abzustehen. Den Kaiser bat er, den Schuldigen das Leben zu lassen, indem es genüge, daß sie für Ketzer erklärt u. vom Bishofe verdammt worden, u. daß es beispiellos sei, eine bloß kirchliche Sache vor einen weltlichen Richter zu bringen. Ithacius aber, weit entfernt, die Mahnungen des Bishofs von Tours anzunehmen, beschuldigte diesen vielmehr der Ketzerei. Marimus hingegen schien auf die Vorstellung des heiligen M. zu achten; die Sache der Priscillianer wurde hinausgeschoben, bis sich der heilige Bishof aus Trier entfernt hatte, dem der Kaiser beim Weggehen noch versprach, daß die Angeklagten nicht zum Tode verurtheilt werden sollten. Kaum aber war M. von Trier abgereist, als Marimus, seine Gesinnungen ändernd, das über Priscillian u. seine Mitschuldigen gefällte Urtheil der Enthauptung vollziehen ließ. Als der heilige Bishof vom Hoflager nach Tours wieder zurückkehrte, empfing ihn seine Gemeinde wie einen schützenden Engel. Obgleich vorangerückt im Alter, ließ er doch nicht ab in seinen Fußtügen u. apostolischen Arbeiten, und bis an das Ende seines Lebens bestätigte er durch Wunder die von ihm verkündigte Lehre. Er war über achtzig, vielleicht neunzig Jahre alt, als es Gott gefiel, ihn für seine Arbeiten zu belohnen. Seinen Tod hatte M. längst schon vorher gesagt. In einer, am äußersten Ende seines Bisthums gelegenen Pfarrei, wohin er eine Reise gemacht hatte, wurde er von einer tödtlichen Krankheit befallen. Er war, seiner Gesundheit gemäß, von mehreren Schülern begleitet, die er sogleich versammelte, um ihnen zu sagen, daß der Augenblick seines Todes gekommen sei. Alle zerflossen in Thränen, M. weinte mit ihnen und betete so: „Herr, wofern ich deinem Volke noch nothwendig bin, so weigere ich mich nicht der Beschwerde; dein Wille geschehe.“ Der Hitze des Fiebers ungeachtet, blieb der heilige Bishof auf einem mit Asche bestreuten Buxkleide liegen u. betete die ganze Nacht hindurch. Seine Jünger wollten ihm ein wenig Stroh zum Lager bereiten; er lehnte es aber ab, mit den Worten: „Ein Christ muß auf der Asche sterben. Wehe mir, wenn ich euch ein anderes Beispiel gebe!“ Seine Augen u. Hände hatte er stets zum Himmel erhoben u. betete ununterbrochen. Da man ihm antrug, ihn auf die andere Seite zu wenden, um ihm ein wenig Linderung zu verschaffen, entgegnete er: „Brüder, laßt mich lieber gegen Himmel, als auf die Erde schauen, damit meine Seele beim Hinscheiden die rechte Richtung nehme.“ Hierauf erblickte er den höllischen Feind, der ihn zu erschrecken suchte; da sprach er zu ihm die Worte: „Was willst du da, du grausames Thier? Du wirst an mir Nichts finden, das dir angehört; der Schooß Abrahams ist bereit, mich aufzunehmen.“ Nach diesen Worten gab er den Geist auf. Es war am 6. oder 11. November (letzterer sein Jahrestag) und nach der wahrscheinlichsten Meinung im Jahre 400. Die sterbliche Hülle des Dieners Gottes ward nach Tours zurückgebracht u. in einiger Entfernung von der Stadt beigesetzt. Sein, durch viele Wunder verherrlichtes, Grab wurde bald ein Gegenstand der allgemeinen Verehrung.

Martin. Fünf Päpste dieses Namens. 1) M. I., der Heilige und Märtyrer, aus Ivoli, hatte seine Erhebung auf den päpstlichen Stuhl (im J. 649) lediglich seinen hohen Tugenden u. Talenten zu danken. Als in einem, zu Rom im Lateran gehaltenen, Concil die reine Lehre des Christenthums von 105 anwesenden Bischöfen bekannt u. die Ekthesis des Heraclius, sowie der Typus des Kai-

fers Konstanx verworfen wurden, weil sie durch das Verbot, von einem oder zwei Willen in Christo Etwas zu reden, die Wahrheit mit dem Irrthume vermengten, unterzeichnete M. nicht bloß das Verdammungs-Urtheil, sondern hatte auch Muth genug, die Verhandlungen des Concil dem Kaiser zu senden, der aber hieraus ein Majestätsverbrechen machte u. Befehl gab, den Vertheidiger der wahren Lehre gefangen zu nehmen u. ihn nach Konstantinopel zu bringen. Auf dem Wege dahin mußte M. unsägliche Mißhandlungen ausstehen. Zu Konstantinopel warteten neue Leiden auf ihn. Man ließ ihn nach seiner Ankunft von Morgens bis Abends auf dem Schiffe, auf einem elenden Bette hingestreckt, zur Schau u. Verhöhnung des Böbels liegen. Als der Papst endlich zum Verhöre geführt worden war, durfte er sich, obgleich vom Podagra geschwächt, nicht einmal setzen, sondern Bufoleon, der kaiserliche Großschatzmeister, befahl: daß, wenn er nicht allein stehen könnte, ihn zwei Männer stehend halten sollten. Nach dem Verhöre, in welchem M. mit Hülfe falscher Zeugen des Einverständnisses in eine Verschwörung gegen den Kaiser beschuldigt worden war, wurde er auf einen offenen Platz geführt, wo ihn der Kaiser von seinem Gemache aus sehen konnte. Man nahm nun dem schon genug gemarterten Oberhaupte der katholischen Kirche die Zeichen der bischöflichen Würde hinweg, suchte das Volk zu reizen, dem Papste zu fluchen; aber die Meisten zogen sich mit Thränen in den Augen zurück. Die Henkersknechte beraubten ihn aller seiner Kleider, bis auf das Unterkleid; man legte ihm einen eisernen Ring um den Hals, schleppte ihn durch die ganze Stadt und trug zum Zeichen der Verurtheilung einen bloßen Degen vor ihm her. Mit Ketten beladen, mußte der Papst wieder 3 Monate im Kerker schmachten. Endlich, da kein Mittel, ihn zur Nachgiebigkeit zu bringen, gelingen wollte, wurde der heilige M. nach Chersonnesus Taurica verbannt, wo er nach einem halben Jahre das Opfer seiner Leiden u. des Hungers ward. Seine Leiche wurde unweit der Stadt Chersonnesus in einer Kirche der heiligen Jungfrau Maria beigesetzt, nachher aber nach Rom gebracht. Die katholische Kirche verehrt den heiligen M. als einen Martyrer u. feiert sein rühmliches Andenken jährlich am 12. Nov. — 2) M. II., sonst auch Marinus genannt, von Gallese, erwählt 822, starb schon nach fünfwiertel-jähriger Verwaltung der Kirche. Schon als Legat seines Vorgängers Johann VIII. zu Konstantinopel, hatte sich M. so beherzt benommen, daß ihn Kaiser Basilus einsperren ließ, ihm jedoch nach einem Monate die Freiheit wieder gab. Bei seiner Zurückkunft klärte er den betrogenen Papst über die verheimlichten Laster u. Treulosigkeiten der Griechen vollkommen auf. Als Papst excommunicirte er den Patriarchen Photius; den Bischof Formosus von Porto aber, welchen Johann VIII. excommunicirt hatte, u. der später selbst Papst wurde, sprach er von dem Kirchenbanne wieder los. Unter ihm wurde durch König Alfred (s. d.) die kirchliche und politische Freiheit Englands gegen die Dänen und Normanen gerettet. — 3) M. III., auch Marinus II., genannt ein Römer, erwählt 943, war ein lobens-würdiger Papst, dessen Ruhm Desing im „Compendium eruditionis“ mit 2 Worten schildert: „Er war gut u. heilig.“ M. wurde der Vater des Vaterlandes genannt. Die christlichen Staaten hatten ihm den Frieden, die Kirchen ihre neuen Zierden und die Wissenschaften und guten Sitten die Rettung vom gänzlichen Verfall zu danken. Er verwaltete die Kirche drei und ein halbes Jahr. — 4) M. IV., aus der Familie de Brie, ein Franzose, wahrscheinlich zu Montpillois in der Champagne geboren, widersezte sich seiner im Jahre 1281 erfolgten Wahl so sehr, daß er sich sogar seinen Mantel zerreißen ließ, als man ihn mit dem päpstlichen Anzuge bekleiden wollte. Er hieß vorher Simon und wählte den Namen M. zu Ehren des heiligen Bischofes M. von Tours. Es wird ihm verargt, daß er — wie man glaubt, auf Anstiften des Königs Karl von Sicilien — den Kaiser Michael Paläologus, der sich — aus reinen oder unreinen Gründen, thut Nichts zur Sache, dummodo annuntietur Christus — so viele Mühe zur Vereinigung der griechischen mit der römischen Kirche gegeben hatte, excommunicirte und die Excommunication wiederholte. Wenn freilich Michael mitgewirkt hatte, daß der

König Peter von Aragonien sich Siciliens bemächtigte, so war es kein Wunder, daß der Unwille des Papstes gereizt wurde; allein die Klugheit hätte rathen sollen, um des allgemeinen Besten willen, auch den gerechtesten Unwillen zu unterdrücken, besonders, wenn erwogen wird, daß der Kaiser, der nicht ohne grausame Mittel die Vereinigung zu erwirken gesucht hatte, zu Hause genug zu thun hatte wegen der großen Unzufriedenheit über die Vereinigung. Der Kaiser wurde über dieses Verfahren sehr aufgebracht und verbot, den Namen des Papstes in der Messe zu nennen, indem er seine eigenen Verwandten wegen des Friedens mit den Lateinern bekriegte, und diese jetzt so hartherzig wären, ihn zu excommuniciren. In M.s Pontifikat fällt auch (1282) die so grausame sicilianische Vesper (s. d.). In Spanien hatten die Christen unter Anführung großer Helden den Mauren nach u. nach bedeutende Ländertheile entrißen u. es bildeten sich eigene christliche Königreiche. Wie groß ihre Macht schon geworden war, war an dem Könige von Aragonien zu sehen, der mit einer Flotte in Sicilien landen konnte. Es wurzelte aber nach u. nach Zwietracht ein; statt die Kräfte gegen die Muselmänner zu ihrer gänzlichen Vertreibung aus Spanien zu verwenden, führten die Christen Krieg gegen einander selbst; ja, es fehlte nicht an bürgerlichen Kriegen, welches der Fall war bei dem Könige Alphonsus in Castilien, der gegen seinen aufrührerischen Sohn Sanctius sogar die Muselmänner zu Hilfe rief. Papst M. IV. suchte zwar den Frieden in Spanien zwischen Vater u. Sohn herzustellen; allein Sanctius behielt immer den größten Anhang u. der Papst konnte nur soviel erwirken, daß mehrere Städte und Großen, durch die Excommunication geschreckt, unter den Gehorsam des Königs Alphonsus wieder zurücktraten. Den Minderen Brüdern gab M. IV. zwar die Erlaubniß, zu predigen und Beichte zu hören, verordnete aber: „daß Jene, welche ihnen beichteten, nach der Vorschrift des Conciliums vom Lateran im Jahre 1215, einmal im Jahre ihrem ordentlichen Pfarrer beichten sollten, wozu auch die Minderen Brüder ihre Beichtkinder sorgfältig und auf die wirksamste Art anhalten sollten.“ — Während M. eine Menge großer Verirrungen vor sich sah und mit weitschichtigen Entwürfen sich beschäftigte, starb er den 28. März 1285, nachdem er die Kirche etwas über 4 Jahre verwaltet hatte. — 5) M. V., aus der römischen Familie Colonna, wurde 1317 auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Um den damals schwer gestörten Frieden der Kirche herzustellen, war es nothwendig, daß nicht nur Benedict VIII. und Gregorius XII., welche Beide schon auf dem Concilium zu Pisa waren abgesetzt worden, aber, wider gegebenes Wort, sich in der päpstlichen Würde zu behaupten suchten, von Neuem abgesetzt wurden, sondern daß auch Johann XXIII. der päpstlichen Würde entsagte. Dieses geschah auf dem Concilium zu Konstanz. Benedict XIII. gab allen Vorstellungen, der päpstlichen Würde zu entsagen, kein Gehör und fuhr, trotz seiner Absetzung, und ob schon selbst von seinen eigenen Landsleuten, den Spaniern, verlassen, fort, sich als Papst zu benehmen. Eher hatte sich Gregor XII. zum Ziele gelegt und dem Kaiser die Erklärung geben lassen: „daß er geneigt sei, das Papstthum abzutreten, nur nicht im Concilium, weil er dieses nicht anerkenne.“ Aus guten Gründen ließ man es daher geschehen, daß man den Kaiser diesmal dem Concilium vorsitzen ließ. Nicht so leicht ergab sich Johannes XXIII., obschon seine Absetzung früher geschah. Er war mit dem Kaiser übereingekommen, ein Concilium zu halten, begab sich selbst, wiewohl sehr ungern, 1414 nach Konstanz, wohin sich auch der Kaiser begab. Man suchte Johann XXIII., welcher übrigens rechtmäßiger Papst war, aber wegen seiner Fehler und um des Friedens willen abdanken sollte, zu bewegen, freiwillig zu entsagen, wozu er auch geneigt zu seyn schien, sofern nur Benedict XIII. und Gregor XII. ein Gleiches thun würden; allein er zögerte, eine unzweideutige Entsagungs-Urkunde auszustellen, und am Ende wagte es Niemand mehr, von Entsagung mit ihm zu sprechen. Am 1. März 1415 schwur zwar Johann, daß er das Papstthum abtreten wollte, wenn seine Abtretung der Kirche den Frieden verschaffen würde. Dessen ungeachtet hatte man auf die Festigkeit Johann's kein großes Vertrauen u. verlangte von ihm, auf eine festere Art seine

Entsagung zu verbürgen, worauf er sich aber nicht einließ, jedoch seine Abtretung der ganzen Christenheit durch eine Bulle anzeigte. Aber bald, da er sah, daß man ernstliche Schritte thun wollte und er selbst streng im Auge gehalten würde, nahm er, im Einverständnisse mit dem Herzoge Friedrich von Oesterreich, die Flucht nach Schaffhausen, von wo aus er sowohl an den Kaiser, als an das Cardinals-Collegium schrieb: daß er sich frei gemacht habe, nicht, um sich von seinem gegebenen Worte, das Papstthum zum Besten der Kirche aufzukündigen, loszumachen, sondern vielmehr, um dies ungezwungen und ohne seine Gesundheit in Gefahr zu setzen, thun zu können. Nachdem in der 12. Sitzung das Absetzungs-Urtheil gegen Johann ausgesprochen worden, schritt am 17. November 1417 zur Wahl eines neuen Papstes, und schon am 11. November vereinigten sich alle Stimmen auf den Cardinal-Diaken Otto Colonna, welcher zu Ehren des heiligen Bischofes M. von Tours, dessen Fest am Wählungstage gefeiert wurde, den Namen M. V. annahm. Sobald der Kaiser davon Nachricht hatte, ging er in's Conclave, warf sich demüthig vor dem neuen Papste nieder, küßte dessen Füße und dankte den Wählenden, daß sie eine so gute Wahl getroffen hätten. Der Papst umarmte den Kaiser zärtlich und dankte ihm für den Eifer, welchen er für die Aufhebung der Spaltung und die Vereinigung der Kirche gezeigt hatte. Da das Concilium die Verbesserung vieler Mängel zum Hauptzwecke hatte: eine Verbesserung, wie es sich ausdrückte, an Haupt u. Gliedern, so machte es dem Papste Vorstellungen, seinem Versprechen gemäß, die Reformation zu beginnen; allein der Papst entsprach dem Verlangen nicht vollkommen. Er krönte den Kaiser, bestätigte das Concilium, bestimmte Pavia für den Ort des nächsten Conciliums, womit aber die Franzosen nicht zufrieden waren. Am 22. April 1418 wurde das Concilium feierlich beschloffen; der Papst begab sich nach Schaffhausen, von da nach Genf, und am Ende des Jahres nach Mantua; im Februar des folgenden Jahres nach Florenz, wo er so lange blieb, bis der Kirchenstaat ruhig u. Rom in den Stand gesetzt war, ihn aufzunehmen. In Rom hielt er im Jahre 1420 seinen feierlichen Einzug u. wurde mit größter Freude empfangen. Die Griechen, an deren Vereinigung bis daher so oft, aber ohne dauernden Erfolg war gearbeitet worden, schickten im letzten Jahre des Conciliums von Konstantz auch eine Gesandtschaft dahin, um Vereinigungs-Vorschläge zu machen. Allein die von ihnen gesetzten Bedingungen waren von der Art, daß an einem günstigen Erfolge schon von Anfang an gezweifelt werden mußte. — Der Alerpapist Benedikt XIII. hatte vor seinem Tode die zwei Cardinäle, die ihm noch anhängen, schwören lassen, ihm einen Nachfolger zu wählen. König Alphons von Aragonien war ebenfalls gegen M.; er drang also auf eine Alerpapistwahl, welche in dem Conclave der zwei Cardinäle auf Aegydius Mugnos, einen sehr gelehrten und berühmten Doctor des Kirchenrechtes fiel. Mugnos weigerte sich, die Wahl anzunehmen, wick endlich nur der Gewalt des Königs u. nannte sich Clemens VIII. (s. d.). Es dauerte mehrere Jahre, bis der päpstliche Legat den König von Aragonien bewegen konnte, dem Alerpapste zu befehlen: daß er dem Papstthume entsage. Dieser Befehl erfolgte im Jahre 1429. Es endigte denn eine Spaltung, welche seit 51 Jahren so viele Uebel verursacht hatte, und der erkenntliche Papst ernannte Mugnos zum Bischofe von Majorca. Papst M. V. berief im Jahre 1430 ein Concilium nach Pavia, welches aber von da nach Siena und endlich nach Basel übersetzt wurde, starb aber noch, ehe es in letzter Stadt fortgesetzt werden konnte, den 20. Februar 1431, nachdem er die Kirche über 13 Jahre verwaltet hatte.

Martin, 1) Erzbischof von Braga, aus Pannonien gebürtig, machte mehrere Reisen im Oriente, wurde Abt des Klosters Duna in Gallien, dann Erzbischof zu Braga, und starb 580 mit dem Ruhme eines der gelehrtesten Männer seines Zeitalters. Man hat verschiedene moralische Schriften von ihm: **Formula honestae vitae**, auch **Liber de differentiis quatuor virtutum** betitelt; **Libellus de moribus** (welche beide Schriften man irrig dem Seneca beilegte, u. im 15. Jahrhunderte mit dessen Werken druckte); **De superbia**; **De repellenda jactantia**; **Ex-**

hortatio humilitatis; De irae habitu et affectibus. — Auch veranstaltete er in den Jahren 564—72 eine Sammlung orientalischer *Canones* in 84 oder 85 Titeln, worunter sich jedoch auch einige gallikanische und spanische Concilien-Beschlüsse, namentlich aus dem Concil von Toledo I. und jenem von Braga, befinden. Der erste Theil handelt von den kirchlichen Personen und Ceremonien, der zweite von den Laien. — 2) M. (Christoph Reinhard Dietrich), einer der ersten deutschen Rechtslehrer und Criminalisten, geboren 1772 zu Boven den bei Göttingen, wurde 1796 Doctor der Rechte, darauf Beisitzer der Juristen-Facultät und Professor zu Göttingen, 1805 zu Heidelberg, 1816 Oberappellationsrath zu Jena, später Justiz- und geheimer Justiz-Rath, schied 1842 aus seinen Aemtern und lebt seitdem bei Dresden. Er schrieb unter anderen: „Lehrbuch des gemeinen deutschen Prozesses“ (12. Auflage, Heidelberg 1838); „Anleitung zum Referiren in Rechtsfachen“ (3. Aufl., ebendaselbst 1829); „Lehrbuch des gemeinen deutschen Criminalprozesses“ (4. Aufl., ebenda. 1836, 2 Bde.); „Lehrbuch des gemeinen deutschen Criminalrechts“ (2. Aufl., ebenda. 1829, 2 Bde.). — 3) M., Robert Montgomery, f. Montgomery-Martin.

Martínez de la Rosa (Don Frances co), ehemaliger spanischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ward i. J. 1787 zu Granada in Andalusien geboren, einer Stadt, deren romantische Lage u. die sich daran knüpfenden historischen Erinnerungen seine Neigung zur Poesie schon frühzeitig ausbildeten. Er studirte zu Salamanca Philosophie und hielt daselbst 1804 Vorlesungen über diesen Gegenstand. Als im Jahre 1808 Spanien durch die Franzosen überschwenmt wurde, wirkte er als Mitarbeiter an mehreren politischen Organen für die Befreiung der Nation vom französischen Joch mit, wofür er von den in Cadix constituirten Cortes mit einigen diplomatischen Sendungen beauftragt und 1813 von seiner Vaterstadt Granada in die erste Versammlung der ordentlichen Cortes gewählt wurde. Ferdinands VII. Rückkehr brachte ihm jedoch das Loos der damaligen Liberalen: er wurde gefangen gesetzt und in die Verbannung geschickt, in der er sich mit literarischen, besonders poetischen Arbeiten beschäftigte, u. a. das Drama „*Morayma*“ schrieb. Erst im Jahre 1820, als Ferdinand die Constitution von 1812 anerkannte, kehrte er zurück und ward abermals als Repräsentant seiner Vaterstadt in die Cortes gewählt, die ihn zu ihrem Präsidenten ernannten. Im Jahre 1822 erhielt er das Portefeuille des auswärtigen Ministeriums, u. nach seiner Tendenz die Extreme zu vermitteln, bekamen seine Freunde den Namen der „Gemäßigten“. Nach der blutigen Unterdrückung des Aufstandes der königlichen Garden am 7. Juli 1822 trat er, da er die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit seines Mäßigungs-Systemes unter den obwaltenden Umständen gewonnen hatte, zurück. Im Jahre 1823 ging er nach Italien, lebte dann, von den Franzosen geachtet, bis 1833 meist in Paris, wo er wiederum sich ganz seiner Lieblingsbeschäftigung, der Dichtkunst und Literatur, hingab. Schon im Jahre 1830 erhielt er die Erlaubniß, nach Spanien zurückzukehren, da nach der Aufhebung des falschen Gesetzes der König und die Königin sich nach Stützen in der öffentlichen Meinung umsehen mußten; eine Erlaubniß, von der er jedoch erst 1833 Gebrauch machte, worauf er auch bald (1834) abermals Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Cabinetspräsident wurde. Als solcher führte er durch das *Estatuto real* vom 10. April 1834 das Zweikammersystem ein, bewirkte die Zurückberufung der noch verbannten Liberalen (Arguelles, Galiano, Isturiz, Baldez, Mina u. s. w.), und legte den Grund zu der, die Aufrechthaltung der neuen Ordnung beschützenden, Quadrupelallianz zwischen Spanien, Portugal, Großbritannien und Frankreich. Indes gelang es ihm nicht, die Ruhe im Lande vollkommen zu bewahren, auch war er nicht energisch genug, um die Schwierigkeiten, welche ihm aus den Kriegen in den nördlichen Provinzen und aus dem Kampfe der Proceres mit den Anhängern der Constitution von 1812 erwuchsen, zu überwinden, weshalb er 1835 aus dem Ministerium ausschied. Erst im Jahre 1843 trat er wieder öffentlich in die politischen Verhältnisse ein, indem er in der Commission wegen der Volljährigkeits-Gr-

klärung der Königin Isabella den Vorsitz führte und bald darauf Gesandter am französischen Hofe wurde. Ueber die Biederkeit und Aufrichtigkeit seines Charakters herrscht nur eine Stimme, wiewohl man ihm anderseits den nicht ungegründeten Vorwurf des Mangels an Energie und Entschlossenheit gemacht hat, und dieses Gepräge tragen auch seine Schriften, die sich mehr durch Humanität der Gesinnung, als durch die Kraft des Ausdrucks und Tiefe der Gedanken auszeichnen. Auch als Redner und selbst als Improvisator wird er sehr gerühmt; als Dichter hat er vorzüglich die „classische“ Schule der Franzosen zum Muster genommen. Er ist übrigens beständiger Secretär der königlichen Akademie. Seine „Obras literarias“ erschienen zu Paris (4 Bände 1832). Außerdem sind unter seinen zahlreichen Arbeiten zu nennen: seine „Politik“, „Aben-Humeya oder die Mauren unter Philipp II.“, ein französisch geschriebenes Drama; ferner „die Verschwörung zu Venedig“, „Oedip“, und einige Lustspiele; endlich „Isabella de Solis, die Königin von Granada“, ein sehr gelungener historischer Roman, so wie einige andere Erzählungen. Eine deutsche Uebersetzung seiner „Ausgewählten Schriften“ wurde von Schäfer (2 Bände, Heidelberg 1835—36) veranstaltet. Ow.

Martini, 1) (Giambattista) Franziskaner u. Kapellmeister an der Klosterkirche dieses Ordens zu Bologna, geboren 1706, soll in seiner Jugend große antiquarische Reisen, selbst bis nach Asien, gemacht haben. In der Folge widmete er sich ganz der Musik, war seit seinem 19. Jahre Kapellmeister bei seinem Orden u. starb 3. August 1784. Er war wegen seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit überhaupt, u. wegen seiner tiefen Einsichten in die theoretische u. praktische Musik insbesondere, in ganz Europa geehrt. Seine musikalische Bibliothek war die größte u. vollständigste, die es gab, u. von dieser unterstützt, schrieb er das berühmte Werk: „Storia della Musica,“ 3 Bde., Bologna 1757—1781, das aber unvollendet blieb, sowie einiges Andere über Gegenstände der Musik, namentlich: „Saggio fondamentale pratico di contrappunto sopra il canto fermo“ (2 Bände, Bologna 1774 Fol.). In seinen praktischen Werken vermischt man übrigens Feuer und Leben. Er soll unter anderen eine große Menge gelehrter und gedankenreicher Ranzons verfaßt haben, worin er alle Arten von künstlicher Verwicklung u. Erfindung, welche irgend bei dieser schweren Art Composition statt finden können, glücklich überwunden hat. Viele davon stehen als Vignetten in seiner Geschichte der Tonkunst. — 2) M., Karl Anton, Freiherr von, k. k. österreichischer wirklicher geheimer Rath u. zweiter Präsident der obersten Justizstelle, geboren zu Rewö in Tyrol, studirte zu Trient, Innsbruck u. Wien, bereiste Deutschland, die Niederlande, Spanien (wo er 13 Monate bei der kaiserlichen Gesandtschaft zubrachte), Frankreich u. Italien u. wurde 1754 Professor der Rechte an der Universität zu Wien. Bald bediente man sich seiner Einsichten auch bei Staatsgeschäften; er wurde 1764 der obersten Justizstelle u. 1768 der Commission in geistlichen Angelegenheiten beigegeben, kam 1774 zu der böhmischen u. österreichischen Hofkanzlei, wurde 1782 wirklicher Staatsrath bei dem inländischen Departement, ferner Commissär zur Reform des Justizwesens in der Lombardei zu Mailand, dann in den Niederlanden zu Brüssel, nahm 1797 wegen Kränklichkeit und Alter seine Entlassung u. starb 8. August 1800. M. war ein Mann von großen Einsichten im Staatsgeschäfte u. die wissenschaftliche Cultur in Oesterreich hat er mit rastlosem Eifer befördert, auch im Justizwesen viele wohlthätige Reformen bewirkt. Unter anderen ist er Verfasser des neuen allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches für West-Galizien, u. noch im hohen Alter bearbeitete er ein bürgerliches Gesetzbuch für die österreichischen Staaten, dessen Vollendung aber sein Tod verhinderte. Früher schrieb er mit gründlicher umfassender Gelehrsamkeit: „Ordo historiae juris civilis, in usum auditorii vulgatus,“ Wien 1755, 1757, 1770. „Positiones de jure civitatis,“ ebend. 1768, 1774, 1776. „De lege naturali positiones,“ 1772. Lehrbegriff des Naturrechts zum Gebrauche der öffentlichen Vorlesungen in den k. k. Staaten, ganz neue, von dem Verfasser selbst veranstaltete Uebersetzung, ebend. 1797.

Martinique, eine den Franzosen gehörige Insel der kleinen Antillen (s. d.), nördlich von St. Lucie, südöstlich von St. Dominique, hat 26 □ Meilen, von denen 3 unbebaut oder Savanen sind, mit 118,000 Einwohnern in 2 Städten, 4 Flecken u. 19 Dörfern u. ist die reichste u. bedeutendste der französischen Antillen. Die Küsten sind buchtenreich u. haben mehre gute Häfen u. Rheden. Das Land steigt zu sehr hohen, zum Theile bewaldeten Gebirgen an. Die Producte sind Kaffee, Zuckerrohr, Cacao, Baumwolle, Pataten, Hülsenfrüchte, Manioc, Indigo, Jagwer, Aloe, Tabak, Cocos, Bananen, Ananas, Orangen, Melonen, Cassia, medizinische Pflanzen u. Es bestehen hier Indigo-Fabriken, Zuckersiedereien u. viele andere Werkstätten. Uebrigens leidet M. sehr durch Erdbeben u. giftige Schlangen. Hauptstadt ist Le-Fort-Royal auf der Westküste, an einer großen Bai, mit einem bequemen u. sicheren Hafen u. 10,000 Einwohnern, Sitz des Gouverneurs, des Conseil privé, des Conseil colonial, Direction der Douanen, Artillerie-Station, königlicher Gerichtshof, Tribunal erster Instanz, Handels-Bureau, Riqueur-Fabriken. Die wichtigste Stadt u. Mittelpunkt des Handels der Insel ist Saint-Pierre, auf der Westküste, an einer Bucht, mit 30,000 Einwohnern, vorzüglicher Rhede, Entrepot für die benachbarten Colonien, Douane, Tribunal erster Instanz, Colonial-Lazareth (seit 1839), beträchtlicher Handel.

Martinsberg (Szent Márton, Sacer Mons Pannoniae), die vornehmste Benediktiner Abtei Ungarns, liegt im Raaber Comitate, auf einem Hügel oberhalb des gleichnamigen Marktes. Das große, prächtige Klostergebäude hat in seiner vorderen Fronte einen hohen, umfangreichen Thurm, von dessen Galerie aus man nicht weniger, als 14 Gespannschaften überschaut. Es umschließt viele Sehenswürdigkeiten u. Alterthümer. Vernehmlich bewundert man den neuen, herrlichen Bibliotheksaal mit einer Büchersammlung von 80,000 Bänden. Andere Merkwürdigkeiten sind: der elfenbeinerne Altar, der marmorne Stuhl König Stephans in einer Kapelle der Stiftskirche u. die sunreiche Hebmaschine, welche das Wasser auf eine senkrechte Höhe von 372' zum Kloster emporschafft. Die Abhänge des Berges sind dicht mit Weinpflanzungen bedeckt u. am Fusse desselben ist ein englischer Garten angelegt. — Das Stift wurde von König Stephan dem Heiligen (I.) gegründet, unter Joseph II. aufgehoben, von Kaiser Franz aber wieder hergestellt. Der Erzabt von St. Martin besitzt wichtige Vorzüge vor andern Prälaten u. steht unmittelbar unter dem Papste. Das Kloster hat 3 Nebenabteien, die vom Erzabte ihre Vorsteher erhalten. Auf dem Martinsberge selbst wohnen 52 Geistliche, im Ganzen gehören aber dazu 196. Es hängen 2 Akademien (die von Pressburg u. Raab), 8 Gymnasien u. 15 Pfarren von diesem Kloster ab, das alle die Professoren, Lehrer u. Pfarrerstellen aus seiner Mitte besetzt. md.

Martinswand. Diesen Namen führt ein schroffer Kalkfelsen in Tyrol, der unsern des Dorfes Zirl am Inn 296 Klafter hoch emporsteigt. In halber Höhe klast die sogenannte Maximiliansgrotte, in welcher ein kolossales Cruzifix aufgestellt ist, zum Andenken an die wunderähnliche Rettung Kaiser Maximilians I., der sich, eine Gemse verfolgend, auf der M. versteigen hatte und scheinbar abgeschnitten von jeder Menschenhilfe, dem unvermeidlichen Tode entgegen sah. Nach der Legende geleitete ein Engel den verirrtten Fürsten in die sichere Tiefe herab. Wahrscheinlicher aber ist Primisser's Erzählung, der den Kaiser durch den kühnen Gemsenjäger Oswald Zips aus seiner verzweifelten Lage erretten läßt. Der M. gegenüber, auf dem sogenannten Martinsbühel, steht das ehemalige Jagdhaus Martinsberg, aus dessen Fenstern der Kaiser die Gemen von der M. herabzuschießen pflegte. Bekannt ist Collin's Gedicht: „Kaiser Maximilian auf der M.“ md.

Martius, Karl Friedrich Philipp von, Professor der Botanik an der Universität München, geboren den 17. April 1794 zu Erlangen, Sohn des dortigen, noch lebenden Hof- u. Universitäts-Apothekers und früheren Privatdocenten der Pharmacie, Dr. Ernst Wilhelm M., besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt u. kam 1810 auf die Universität, wo er sich mit regem Eifer dem Studium

der Naturwissenschaften u. der Heilkunde widmete; 1814 wurde er zum Med. Dr. promovirt u. noch im selben Jahre zum Clevelen der Akademie der Wissenschaften in München ernannt; 1816 wurde er Adjunkt u. 1817 im Februar begab er sich im Auftrage der bayerischen Regierung mit Spir (s. d.) auf eine wissenschaftliche Reise nach Brasilien, um dieses, in Verbindung mit österreichischer Naturforscher, zu durchforschen. Bei seiner Rückkehr am 8. December 1820 wurde M. zum ordentlichen Mitgliede der Akademie ernannt und noch im gleichen Jahre zum zweiten Conservator des botanischen Gartens in München; 1826 bei Verlegung der Universität nach München, wurde er ordentlicher Professor der Botanik an derselben, nachdem er schon ein paar Jahre lange an der zuvor bestandenen medicinischen Schule Vorlesungen gehalten hatte; 1835 nach dem Tode Schrank's (s. d.) wurde er erster Conservator des botanischen Gartens. — M. ist einer der hervorragendsten Lehrer an den deutschen Hochschulen, der nicht bloß mit regem Eifer seiner Wissenschaft lebt, sondern auch jüngere Talente für dieselbe zu begeistern weiß u. durch die Klarheit seines Vortrages u. die freundschaftliche Theilnahme an dem Geschiehe der Jugend sich die allgemeine Liebe seiner Schüler erworben hat. Unvergängliche Verdienste hat sich M. um unsere Kenntniß von Brasilien erworben, indem er in dem Werke: „Spir und M.'s Reise in Brasilien,“ 3 Bde., München 1823—1831, 4., mit Atlas u. Karten, welches bei dem frühzeitigen Tode Spir's größtentheils von ihm allein herrührt, nicht nur die ihn zunächst berührenden botanischen Ergebnisse der Reise in's Auge faßte, sondern auch alle anderen Verhältnisse berücksichtigte, welche die Eigenthümlichkeit Brasiliens begründen. Als botanisches Hauptergebnis seiner Reise erschien die ausgezeichnete Monographie der Palmen: „Genera et species palmarum,“ München 1824—1836, 2 Bde., mit vorrrefflichen Abbildungen, die einen eigenen Reiz dadurch gewähren, daß sie die einzelnen Palmen sammt der Landschaft darstellen, in der dieselben vorkommen u. dadurch einen vollständigen Eindruck der tropischen Pflanzenwelt geben, dem auch der Laie nicht unzugänglich ist. — Außerdem erschienen von M.: „Flora cryptogamica Erlangensis,“ Nürnberg 1717, 8. — „Nova genera et species plantarum,“ München 1824, 3 Bde. — „Flora brasiliensis,“ Stuttgart 1834 1c.

E. Buchner.

Martyrologium, bei den Griechen Menologium, ist das Buch, in welchem die Namen, der Stand, das Alter und Geschlecht, so wie auch der Ort, die Zeit, die Art u. die Umstände des Todes der Märtyrer verzeichnet sind u. woraus nach Vorschrift der Kirche täglich bei der Prim des Breviergebetes ein Abschnitt zu lesen ist. Es entstand aus der, unter dem Artikel Märtyrer besprochenen, frommen Sitte, die Art u. Umstände des Todes der Märtyrer aufzuzeichnen und durch die Lesung und Betrachtung derselben deren Andenken zu feiern, sich selbst aber zur Standhaftigkeit u. heldenmüthigen Treue im Glauben zu begeistern. Anfangs trug man diese Data nur in die Kalender ein; da jedoch die Zahl der Märtyrer immer größer ward, bestimmte man hiezu eigene Bücher. Das älteste, das man übrig hat, ist vom heiligen Hieronymus. Beda u. der Mönch Usuard von St. Vincenz in Paris verbesserten es. Durch Papst Urban VIII., Clemens X. u. Gregor XVI. trat endlich das neueste ins Leben, nachdem Alles auf's Genaueste revidirt u. von jeder Unrichtigkeit gereinigt worden. (Abgedruckt nach der römischen Ausgabe. Regensb. 1847 bei Manz.) T.

Maryland, einer der vereinigten Staaten in Nordamerika, der nördlich an Pennsylvania, östlich an Delaware u. an den atlantischen Ocean, südlich an Virginia u. die Chesapeake-Bai, u. eben so südwestlich an Virginia, wo der Potomac die Scheide bildet, gränzt. Dieser Staat umfaßt den größten, und zwar den südlichen u. westlichen, Theil der Halbinsel zwischen der Delaware- u. der Chesapeake-Bai, hat auf 500 □ Meilen 470,000 Einwohner u. ist in 20 Grafschaften getheilt. Zum Theile in diesem Staate liegt der Distrikt Washington, George-Town und Alexandria. Kanäle u. Eisenbahnen durchziehen das Land und befördern den großartigen Handelsverkehr, für den Baltimore (s. d.) ein Hauptpunkt ist. Produkte sind: Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine, Geflügel, viel Weizen (1840:

3,511,433 Busshels), viel Hafer, Roggen, Buchweizen, Mais, Wolle, Wachs, Hopfen, viel Tabak, etwas Baumwolle. Hauptstadt ist Annapolis, an der Chesapeake-Bai u. an der Mündung des Potomac, mit 3000 Einwohnern. Hier versammelt sich alljährlich die Legislatur, wobei jeder Bürger Stimmrecht hat, der 21 Jahre alt u. ein Jahr in der Grafschaft ist, wo er sein Votum abgibt. Die Einnahmen betragen 1841: 985,970, die Ausgaben 894,492 Dollars; die Staatsschuld über 20 Millionen. — Die Colonisation von M. begann 1634 durch englische Katholiken und längere Zeit war das Land Eigenthum des Lord Baltimore.

Marzipan (Marcipanis, Brod des Markus), ein bekanntes Confect aus süßen, mit etwas bitteren vermischten, Mandeln und Zucker bereitet, bei gelindem Feuer gebacken, mit Zuckergelée übergossen u. mit gefärbtem Zucker überstreut.

Masaniello, eigentlich Tommaso Aniello aus Amalfi, lebte als Fisch- u. Obsthändler in Neapel und machte sich bei einem Aufruhr gegen die Spanier, der den 1. Juli 1647 bei einer Wegnahme unverzollter Waaren ausbrach, zum Führer des Aufstandes. An der Spitze der Fruchthändler stürmte er das Steueramt, verbrannte die Zollhütten u. 60 Paläste, öffnete die Gefängnisse u. begehrte vom Vicekönig Duca di Arcos, der auf das Castell St. Elmo geflüchtet war, Antheil an der Regierung. M. ward nun Gouverneur der Stadt, vernichtete alle Zeichen des Königthums und erhielt endlich das Versprechen des Aufhebens der Zölle u. der Erneuerung der Privilegien, worauf er nach 8 Tagen zu seiner vorigen Lebensweise zurückkehrte. Doch, in Folge des Erlebten oder durch Gift des Vicekönigs, gerieth er in einen Zustand des Wahnsinns, in welchem er durch die Straßen rannte u. seinen besten Freund niederschoss. Er wurde in einem Aufruhr (den 16. Juli) von früheren Genossen ermordet u. sein Leichnam von dem Volke durch die Stadt geschleift; aber schon nach 4 Tagen galt er demselben wieder als Märtyrer der Freiheit und wurde mit den königlichen Abzeichen beerdigt. Siehe Giraffi, M., aus dem Italienischen, Augsb. 1776; Meißner, M., Epz. 1784.

Maschinen nennt man im Allgemeinen solche Werkzeuge oder Vorrichtungen, durch deren Vermittelung, mit Ersparung von Kraft oder Zeit, eine Bewegung hervorgebracht wird. Gewöhnlich aber versteht man darunter nur zusammengesetzte M., oder solche Vorrichtungen, bei welchen mehrere verschiedenartige einfache M. so mit einander verbunden sind, daß die beabsichtigte Bewegung oder Kraftäußerung mit Zeit oder Krafterparnis hervorgebracht wird. Die M. werden entweder durch die Kraft belebter Körper: Menschen oder Thiere, oder durch die Kraft todter Körper: Wasser, Wind, Dämpfe, das Gewicht oder die Elasticität eines Körpers, in Bewegung gesetzt. Die Veränderung, welche eine M. hervorbringt, heißt ihr Effect; das, was dem Effecte entgegenstrebt, z. B. die Schwere eines fortzubewegenden Körpers, der Zusammenhang der zu trennenden Theile u. heißt die Last, wozu auch die Friktion oder Reibung der einzelnen M.theile gerechnet werden muß. Die Last nennt man auch die widerstehende oder todte Kraft, und im Gegensatz davon heißt die bewegende Kraft die lebendige. Jede durch eine M. erzeugte Krafterparnis kann nur auf Kosten der Zeit, u. jede Ersparnis an Zeit auf Kosten der Kraft hervorgebracht werden, d. h. je größer die Last ist, welche eine bewegende Kraft durch eine M. überwindet, desto mehr Zeit ist dazu erforderlich, u. je schneller die Wirkung durch eine bewegende Kraft seyn soll, desto geringer muß die zu überwindende Last seyn. Eben so kann die bewegende Kraft desto kleiner seyn, je größer ihre Geschwindigkeit ist, und je größer die Kraft ist, desto weniger Geschwindigkeit braucht sie zu besitzen, um den nämlichen Effect hervorzubringen. Bei M., welche einen großen Effect hervorbringen, namentlich bei Dampfen, großen Wasserwerken u., drückt man die Kraft, mit welcher die M. arbeitet, gewöhnlich nach Pferdekraften aus u. rechnet in Deutschland auf eine Pferdekraft diejenige Kraft, welche erforderlich ist, um 33,000 Pfund in einer Minute 1 rheinischen Fuß, oder 1000 Pfund in der nämlichen Zeit 33 Fuß hoch zu heben; in Frankreich, um 75 Kilogrammen in 1 Sekunde 1 Meter hoch zu heben. Diese, durch Gewicht u. Geschwindigkeit bestimmte, Gesamtkraft nennt man den Kraft-

moment, u. da die Zahl, die ihn ausdrückt, durch die Multiplication von Pfunden mit Fuß (in Frankreich von Kilogrammen mit Metern) entsteht, so wird sie durch Fußpfunde (in Frankreich Meterkilogrammen) bezeichnet. Dieser Kraftmoment wirkt jedoch noch nicht unmittelbar auf den hervorzubringenden Zweck, sondern er muß erst die verschiedenen Theile der M. in Bewegung setzen, u. erst das, was dann noch von ihm übrig bleibt, wird als wirkliche Leistung der M. dort als deren Effect erscheinen. Den Bruch, welchen man erhält, wenn man den Effect einer M. durch den Kraftmoment dividirt, nennt man den Wirkungsgrad derselben. Bei jeder zusammengesetzten M. unterscheidet man hauptsächlich drei Theile, von denen der erste, den man auch die Bewegungs=M. nennt, dazu bestimmt ist, die Einwirkung der bewegenden Kraft aufzunehmen; der zweite, die Umtriebs-, Zwischen=M. oder das Geschirr, sie gleichsam zu verarbeiten u. fortzupflanzen, u. der dritte, oder die ausübende M., den von der ganzen M. geforderten Zweck auszuführen. Die Bewegungs=M., deren Construction nach der Natur der bewegenden Kraft eingerichtet seyn muß, ist oft eine für sich bestehende M. oder Vorrichtung, die zur Bewegung aller, oder doch vieler, Arten von ausübenden M.n angewendet werden kann, wie z. B. ein Wasserrad eben so gut Mühlsteine in Bewegung setzt, als die feinsten Baumwollfäden spinnet und die Dampfkraft das Wasser aus Bergwerken zu Tage fördert und Baumstämme zu Brettern zerschneidet u. Eben so kann eine u. dieselbe Dampf=M., oder ein u. dasselbe Wasserrad benützt werden, um mehre gleich- oder verschiedenartige M.n in Bewegung zu setzen. Die Zwischen=M. sind gewöhnlich aus den einfachen, mechanischen Elementen, wie der Hebel, die Rolle, die schiefe Fläche u. u. aus den daraus abgeleiteten Winden, Rädern, Flaschenzügen, Keilen, Schrauben zusammen-gesetzt, aber in den mannigfaltigsten, bis ins Unerbliche gehenden Combinationen. Eben so mannigfaltig u. oft noch künstlicher zusammengesetzt sind die ausübenden M., welche für jede besondere Arbeit eine eigene Construction nöthig machen und oft das glänzendste Zeugniß von dem Scharfsinne und dem Erfindungsgeiste der Menschen ablegen. — Der Erfindung der M. und ihrer Anwendung in Fabriken und Manufakturen haben wir es einzig und allein zu danken, daß man jetzt eine Menge zum Bedürfniß und zum Luxus dienender Gegenstände in einer früher nie gekannten Vollkommenheit und eben so zu einem früher für unmöglich gehaltenen Preise herstellen kann, wodurch wieder der Verbrauch dieser Gegenstände außerordentlich zugenommen hat u. rückwirkend eine rasche Fabrikation derselben in großen Quantitäten nöthig geworden ist, welche eben nur durch Hülfe der M. hervor-gebracht werden kann. Es werden dadurch sogar Dinge möglich gemacht, welche durch bloße Menschenkraft, wollte man auch viel mehr Kosten darauf verwenden, gar nicht herzustellen möglich wären. Die ganze Industrie, der Handel, der Landbau haben dadurch ganz neue Richtungen u. einen außerordentlichen Aufschwung bekommen, so daß es nicht mehr möglich wäre, den eingeschlagenen Weg wieder zu verlassen, sondern nur immer durch fortbauende Verbesserungen u. neue Erfindungen darauf fortgeschritten werden muß. Selbst der anscheinend so nahe liegende Vorwurf, den man den M. machen könnte u. oft auch gemacht hat, daß sie nämlich die Menschenkraft entbehrlich machen u. daher viele Arbeiter durch sie brodlos werden, ist im Allgemeinen ungegründet, indem bei der, durch die Wohlfeilheit der M.erzeugnisse außerordentlich vermehrten, Consumtion derselben selbst zur Bedienung der M. und zur Anfertigung derselben eben so viel, wo nicht noch mehr, Menschen gebraucht werden, als früher sich mit der Handarbeit beschäftigten; abgesehen davon, daß bei den M. auch eine Menge Kinder thätig seyn u. einen Erwerb finden können, deren Kräfte in früherer Zeit ganz unbenützt blieben, und daß für die Menschenhand noch immer eine Menge Arbeiten übrig bleiben, welche entweder verschiedenen Individuen, Wünschen oder Ideen angepaßt werden müssen, oder zu deren Ausführung ein wechselndes Urtheil, ein nach den Umständen sich verschiedn gestaltender Entschluß nöthig ist. Ueberdies haben die M. den Menschen fast durchgängig die schwersten Arbeiten abgenommen und ihnen nur die

leichteren gelassen. Allerdings ist nicht zu läugnen, daß, besonders bei Einführung neuer M., zwar oft viele neue Arbeiter angestellt werden müssen, nicht aber gerade diejenigen, welche vorher die, durch die M. unentbehrlich gewordene, Handarbeit lieferten, oder daß sie, vielleicht erst nach Verlauf einer gewissen Zeit, wenn sich die Consumption des M. erzeugnisses vermehrt, wieder beschäftigt werden können, bis dahin aber brodblos bleiben; daß ferner die Arbeit zwar erleichtert, aber auch einförmiger, geistloser und abstumpfender wird, und daß besonders die Benützung der Kinder zu Fabrikarbeiten große Nachtheile für die Moralität derselben hat. Aber es ist so viel gewiß, daß alle diese Nachtheile durch die Vortheile bei weitem überwogen werden und daß sie nicht hinreichend sind, um deshalb von der Benützung der M. abzuschrecken. Auch hat sich diese Benützung, namentlich in unserem Jahrhundert u. seit Wiederherstellung des allgemeinen europäischen Friedens, immer mehr ausgebreitet u. erstreckt sich schon fast auf alle Arten der menschlichen Thätigkeit, welche überhaupt durch M. ersetzt werden können und deren Erzeugnisse in so großer Anzahl gebraucht werden, daß der Gewinn davon die Kosten für die Anlegung und Unterhaltung der M. decken kann. Besonders werden M. auch angewendet zur Erreichung großer, eine bedeutende Kraft erfordernder Effekte in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit, und zur Erzeugung von Gegenständen, welche in vollkommener Gleichmäßigkeit oder in einer höchst genauen Ausführung gebraucht werden. Auch die Verarbeitung der Materialien, aus welchen die M. selbst erbaut werden, und die Anfertigung vieler einzelnen Theile derselben gehört in das Gebiet der M. thätigkeit und ist für das ganze M. wesen von der größten Wichtigkeit. In den großen M. fabriken, die es besonders in England u. Belgien, außerdem aber auch an vielen Orten Frankreichs u. Deutschlands gibt, sieht man daher die gewaltigsten M. aufgestellt, welche eben so die größten und schwersten Arbeiten, als: Hämmern, Schmieden, Sägen ic. wie die feinsten und feinsten, als: Drechseln, Hobeln, Strecken, Drahtziehen ic. in der größten Vollkommenheit und Schnelligkeit verrichten. Solche M. werkstätten sind oft sehr großartige Anlagen, zu deren Unternehmung die Kräfte eines Einzelnen nicht ausreichen würden, weshalb dann häufig Aktiengesellschaften zu ihrer Ausführung zusammentreten. Jede derselben ist gewöhnlich vorzugsweise auf den Bau gewisser M. systeme, wie z. B. Dampf m. mit ihrer Anwendung zu Locomotiven, Pumpwerken, Eisenwerken und dergleichen, oder Spinn-, Weber- u. Wirk m. ic. eingerichtet, und da sie viele derselben anfertigen und daher nicht allein mit den geeignetsten Vorrichtungen, sondern auch mit eingewöhnten Arbeitern versehen sind, im Stande, sie zu den möglichst billigen Preisen herzustellen. Die meisten und größten M. bau anstalten sind in England, von wo viele M. nach dem europäischen Continente, so wie auch nach anderen Welttheilen versandt werden. In Deutschland gibt es jedoch auch an vielen Orten M. fabriken, welche die Concurrenz der Engländer und Belgier ziemlich verdrängt und sie fast nur noch auf Locomotive beschränkt haben, die man in Deutschland erst in der neuesten Zeit in der erforderlichen Vollkommenheit herzustellen gelernt hat. Namentlich gibt es bedeutende M. bau anstalten in Berlin, Aachen, München, Offenbach, Oberzell bei Würzburg, Wien, Prag, Reichenbach in Böhmen, Leipzig, Magdeburg u. noch an vielen anderen Orten. — Da die Gründung einer neuen Maschine nicht allein große Kenntniß, Erfahrung u. Geschicklichkeit, sondern auch oft lange und kostspielige Versuche erfordert, so ist es billig, daß der Erfinder einen Lohn dafür erhalte, welches gewöhnlich, wie bei vielen anderen neuen Erfindungen, dadurch geschieht, daß ihm die alleinige Anfertigung der erfundenen Maschine auf eine gewisse Zeit durch ein Privilegium oder Patent (s. d.) zugesichert wird.

Maschinerie oder **Maschinen**, heißen in der dramatischen und besonders in der epischen Poesie alle jene übermenschlichen Wesen, durch deren Einführung das Wunderbare der Darstellung erhöht und der Schicksalsknoten gelöst werden soll; im letzteren Falle jedoch nur eine Nachahmung oder ein Fortwirken des *Deus ex machina* (s. d.) auf der Bühne der Alten, wogegen einigermaßen schon Ho-

raz in seiner Dichtkunst sich erklärte. Dem Epos (s. d.) sind die M. zwar nicht wesentlich, doch kann durch dessen Inhalt ihre Anwendung wohl gerechtfertigt werden. Auch ist der Dichter darin keineswegs zu beschränken, wenn sie sich nur in seinem u. der Leser lebendigen Glauben gründen. Ihre Einführung in die Stoffe der natürlichen Welt wird alsdann auch nichts Anstößiges haben, um so weniger, wenn die Freiheit u. Selbstständigkeit der handelnden Personen durch sie nicht beschränkt wird. Die Verwendung heidnischer Götter zu solchem Behufe ist darum nicht zu billigen, weil der Glaube an sie etwas durchaus Abgestorbenes ist. — Unter M. versteht man beim Theater alle Veränderungen, Decorationen, Versenkungen und dergleichen, deren Besorgung dem Maschinisten obliegt.

Mas̄cov, Johann Jakob, ein sehr geschäzter Publicist und Historiker, geboren zu Danzig 1689, studirte zu Leipzig, wurde daselbst, nachdem er von Reisen, die er mit zwei jungen Grafen von Waddorf machte, zurückgekommen war, 1714 Collegiat des kleinen Fürsten-Collegiums, erhielt 1718 die juristische Doctorwürde in Halle, wurde 1719 in Leipzig außerordentlicher Professor und Rathsherr und in der Folge nach einander ordentlicher Professor der Rechte und Geschichte, Beisitzer des Consistoriums u. Obergerichts-Kanonikus u. Dechant des Stiftes Zeitz, Hof- und Justizrath, Stadtrichter und Proconsul. Er starb den 22. Mai 1761. Um die deutsche Reichsgeschichte u. um das Staatsrecht hat M. sich unsterblich verdient gemacht. Er brachte sowohl durch seine deutschen, als lateinischen Schriften mehr Interesse in dieses Studium, indem er Alles belegte, mit tüchtigen Beweisen unterstützte, kritisch sichtete, in Ordnung brachte und angenehm u. deutlich vortrug. Sein Ruf zog viele Studirende aus den höheren Ständen nach Leipzig, die er im Staatsrecht u. in der Geschichte unterwies. Seine vornehmsten Schriften sind: Abris einer vollständigen Historie des deutschen Reiches, Leipzig 1722—1730, ebendasselbst 1738 u. unter dem Titel: Einleitung zu der Geschichte des römischen Reiches, 1752; Geschichte der Deutschen bis zu Anfang der französischen Monarchie, Leipzig 1726, 2 Theile, ebendasselbst 1737 (sein Hauptwerk, aber unvollendet, wurde ins Französische, Italienische, Holländische und Englische übersetzt). Als Fortsetzung gehören dazu: 3) *Commentarii de rebus imperii romano-germanici*, Leipzig 1741, 1748, 1753. Sein damals beliebtes Lehrbuch des Staatsrechtes *Principia juris publ. imperii rom. germ.*, Leipzig 1729, 6. Auflage 1769, wurde auf vielen Universitäten gebraucht und durch Commentare erläutert. Auch sein Bruder, Gottfried M., war als ein eleganter und ausgezeichnete Civilrechtslehrer bekannt.

Masern, Kinderflecken (*morbilli*), sind eine fieberhafte, ansteckende, impf-bare, dasselbe Individuum in der Regel nur einmal im Leben befallende, acut verlaufende, zu manchen Jahreszeiten (besonders im Frühlinge u. Sommer) epidemisch, im Allgemeinen selten sporadisch vorkommende, auf ein eigenthümliches *Miasma* (s. d.) begründete, an sich gefahrlose, jedoch oftmals bössartige Ausschlagskrankheit der Kinder. Dieselbe wurzelt ursprünglich im Schleimneze der Haut u. charakterisirt sich durch kleine, rundliche, blasrothe, etwas über der Haut erhabene u. über den ganzen Körper verbreitete Flecken auf der letzteren, welche sich in einem Zuge u. in regelmäßiger Ordnung von dem Kopfe nach unten verbreiten, 5—7 Tage in ihrer Blüthe stehen bleiben, dann verblasen u. sich kleinförmig abstoßen. — Die ersten verlässigen Nachrichten über die M. geben die Araber, welche sie zugleich mit den Blattern beschreiben u. *Hhasbach* nannten. Der Verlauf der M.-Krankheit zerfällt in 4 Zeiträume. Der erste Zeitraum, oder der der Vorläufer, äußert sich durch Katarrhalzufälle in der Schleimhaut der Luftwege u. der Bindehaut des Auges, Mattigkeit der Glieder, Frösteln und Hitze, weißlichem Zungenbelege, pappigem Geschmacke, Appetitlosigkeit, starkem Durste, Stuhlverstopfung, trockene u. heiße Haut, sparsamen und höher gefärbten Harn, u. schnellem, vollem, aber weichem Pulse. Nach 3—5tägiger Dauer dieser Erscheinungen u. dreiabenдlicher Verstärkung der Fieberbewegung, u. unter Zunahme der Katarrhalzufälle, zeigen sich auf der Schleimhaut der Mundhöhle, des Rachens u.

der Nase zahlreiche und linsengroße rothe Flecken. Der zweite Zeitraum, oder der der Eruption, kündigt seinen Eintritt gewöhnlich durch den, auf eine vermehrte Fieberbewegung am Abende erscheinenden Ausschlag an. Derselbe zeigt sich zuerst im Gesichte u. Halse u. von da ab über den ganzen Körper. Man bemerkt zuerst einzelne, rundliche oder ovale, blaßrothe, in der Mitte lebhafter gefärbte und in ihrem Umfange verfließende, rauh anzufühlende Fleckchen, in deren Mitte sich bald kleine, runde, rothe, begränzte Knötchen erheben u. unter Fortdauer des Fiebers u. der Katarrhalserscheinungen sich vervielfältigen u. im Gesichte in einander verfließen. Mit dem in 24 — 36 Stunden vollendeten Ausbruche des Ausschlages — dritter Zeitraum — schreiten die katarrhalischen und fieberischen Zufälle zurück u. macht sich ein eigenthümlicher süßlicher Geruch bemerkbar, während die Röthe der Haut 2—3 Tage unverändert bleibt, d. i. der Ausschlag in seiner vollen Blüthe steht. Hierauf verschwinden die rothen Fleckchen auf der Mund- u. Rachenschleimhaut, wobei kritische Absonderungen in Schweißen, weißlichem Absätze im Urine u. reichlichem, erleichterndem Auswurfe vor sich gehen u. zuweilen mäßige Diarrhöe u. erleichterndes Nasenbluten sich einstellt. Während dieser Vorgänge nimmt die Hautgeschwulst am 4—5. Tage nach Ausbruch des Ausschlages allmählig ab, wird der Ausschlag blässer und tritt die Krankheit in ihren vierten Zeitraum, den der Abschuppung, während dessen die Oberhaut welkt u. rauh wird, dann fleckenförmig sich abstößt, die Abscheidungen im Harn reichlicher werden und das Allgemeinbefinden zu seinem Normalstande zurückkehrt. Der Verlauf und die Form der M. können auch von dem beschriebenen normalen Gange abweichen u. es können stürmische Bewegungen im Gefäßsysteme und wirkliche entzündliche Erscheinungen in einzelnen Organen, vorzugsweise in dem Gehirne, den Augen und den serösen Häuten der Brust u. des Unterleibes eintreten — entzündliche M. — oder es zeigen sich krampfartige Zufälle — nervöse M. — oder es nimmt das Blut einen aufgelösten Zustand an — faulige M. — u. es gewinnt der Ausschlag bei den beiden letzteren Formen ein ganz verändertes Ansehen. Auch bemerkt man M.-Fieber ohne M.-Ausschlag, aber dann ohne schützenden Erfolg vor fernerer Ansteckung — M.-Fieber ohne Granthem. — Die Ausgänge sind: vollkommene Genesung, theilweise Genesung, andere Krankheiten (namentlich nach gestörter Abschuppung) oder der Tod. Die Behandlung ist eine diätetische und eine curative. Erstere besteht in einem mäßig warmen Verhalten, in der Darreichung kühlender Getränke zur Beseitigung des Fiebers u. gelind schweißtreibender Getränke zur Zeit der Abschuppung. Excessive Blutbewegung erfordert den Gebrauch kühlender Salze und örtlicher Blutentziehungen, bei heftigem Blutandrang oder Entzündung; heftige Katarrhalbeschwerden machen die Anwendung gelind auflösender u. expectorirender Mittel (Salmiak, Goldschwefel, Brechweinstein); gastrische Verbindungen ausleerende Mittel, säuerliche Getränke u. s. w. nothwendig. Die nervöse Form gebietet die Anwendung der aufregenden Nervenmittel, Krampf- formen die des Opiums u. der Ableitungen auf die Haut; die faulige Form stärkende u. säuerliche Mittel. Andere Complicationen müssen ihrem besondern Charakter nach behandelt werden. — Die unächten M. erscheinen mit Ansteckung u. epidemisch vor u. nach den ächten, welchen sie im Außern sehr ähneln, ohne gegen dieselben zu schützen. Sie verlaufen fieberlos u. ohne Katarrh u. verschwinden ohne Abschuppung.

Masinissa, König von Numidien, bekriegte auf Anreizung der Karthaginer, mit denen er im zweiten punischen Kriege verbündet war, den König Syphax, Bundesgenossen der Römer (J. R. 540), trat aber bald auch zu diesen in Spanien über, unter Scipio. Darüber ward Syphax, den unterdessen der Karthaginer Hasdrubal für sich gewonnen hatte, sein Feind und vertrieb ihn aus seinem ganzen Reiche 548, in welches ihn aber der Römer Püllus, der den Syphax schlug und ihn selbst gefangen nahm, 550 wieder einsetzte. Von dieser Zeit an blieb M. ein treuer Bundesgenosse der Römer bis in sein hohes Alter (er starb 92 Jahre alt), und diese benützten seine Nähe sehr politisch gegen den Karthagi-

neuser, um diese, die sich durch den zweiten punischen Krieg schon so empfindlich geschwächt hatten, so zur Verzweiflung zu bringen, daß daraus endlich der dritte Krieg und ihr völliger Untergang erfolgte.

Masakat, Stadt und Residenz des Iman oder Sultan von M. und Zanzibar, auf der Ostküste der arabischen Halbinsel, am indischen Ocean. Das Gebiet von M. umfaßt einen Theil der arabischen Halbinsel nebst der Insel Zanzibar. Der befestigte Hafen der Stadt ist der beste auf der ganzen Küste und die Stadt, mit ohngefähr 60,000 Einwohnern, der Stapelplatz des Handels zwischen Persien, Indien, Arabien, dem Lande am rothen Meere, der Ost- und Südküste von Afrika, und deshalb der Sammelplatz der mit Indien und den Sunda-Inseln verkehrenden englischen und holländischen Schiffe. Der Sultan unterhält eine ansehnliche Marine und gewährt dem europäischen Handel jede Erleichterung und Sicherheit. England, Frankreich und die Vereinigten Staaten haben mit demselben einen Handels- und Schiffahrts-Traktat geschlossen. Er hat in seinen Besitzungen den Sklavenhandel abgeschafft, jedoch werden noch immer Sklaven von der afrikanischen Küste eingeführt, aber nicht zum Verkaufe ausgestellt. Die Einfuhr in M. besteht hauptsächlich in Reis, Getreide, Obst, Salz, Geweben, Baumwolle, Zucker, Mokka-Kaffee, und die Ausfuhr in vorzüglichen Datteln, Gummi, Drogen, Straußfedern u. Elfenbein. Außerdem ist hier, wie im ganzen Küstenlande der Handel mit Perlen beträchtlich.

Maske, 1) M. oder Larve (nach Schwenk von Mase, so viel als Fleck, weil die älteste Art, das Gesicht unkenntlich zu machen, in dem Besmieren oder Besudeln desselben bestand; wahrscheinlicher aber von dem altdeutschen *masca*, *mascha*, d. h. Gespenst, Alp, Here, oder *mascara*, Spiel), ein nachgebildetes, falsches Gesicht, womit man, um nicht erkannt zu werden, das eigene, natürliche Gesicht bedeckt. Der Gebrauch der M.n ist uralt und fand schon in den Bacchusfesten Statt, aus welchen bekanntlich das griechische Schauspiel sich entwickelte. In dieses eingeführt, erhielten sie bald einen stehenden, unwandelbaren Charakter, um die auftretenden Personen, aus solche, sogleich zu erkennen, deren Rollen sie nämlich darzustellen hatten. Bei den Griechen hieß die M. *πρόσωπον*, *πρόσωπειον* (was um die Augen ist, ein gemachtes Gesicht); bei den Römern, welche die M.n von Griechen entlehnten, *persona*, abgeleitet nach Gellius von *personare*, durchtönen, weil die M.n zur Verstärkung der Stimme dienten, nach Scaliger aber von dem griechischen *περί σωμα* (*sictus habitus pro vero*, falsche Gestalt), was, obgleich von Vielen für richtiger erklärt, um so unwahrscheinlicher ist, weil Gellius als Römer der Sache selbst doch viel näher stand und die Römer, statt aus dem griechischen *περί σωμα* ihr *persona* zu bilden, den griechischen Ausdruck *πρόσωπον* bereits vorfinden und demselben nur eine lateinische Endung hätten geben dürfen. Daher heißen *dramatis personae* die M.n des Schauspiels und jetzt die Personen desselben. Jener stehende M.n-Charakter zeigte sich in jeder Gattung des Schauspiels, u. hiernach finden wir tragische, satirische u. komische M.n, mit mehr oder minder großen Mundöffnungen, versehen mit Metallstangen u. andern Schallkörpern zur Verstärkung der Stimme des Schauspielers, ursprünglich aus Baumrinde, zuletzt aus Holz gefertigt. Lucian spricht noch von einer vierten Art, die den Tänzern eigen war, einen geschlossenen Mund u. regelmäßige Züge hatte. Jene den ganzen Kopf verhüllenden, eigentlich umgestaltenden, mit Bart, Ohren, Haupthaaren u. Haarschmuck versehenen, zuweilen in zwei Gesichter (ernst und heiter) geschiedenen M.n machten jede Mimik des Schauspielers unmöglich, und das war unstreitig auch die Absicht der den gesammten scenischen Apparat anordnenden Dichter, welche nicht den Schauspieler als solchen, sondern die Personen ihrer Dichtung in möglicher, gleichsam plastischer, Anschaulichkeit auf die Bühne bringen wollten. Von Idealität kann hier keine Rede seyn, man mußte denn diese in jene plastische Gestaltung, zu welcher das Costüm und die Fußbekleidung mitwirkten, setzen wollen. Immer aber lag ein Kunstcharakter in der stehenden, unwandelbaren Charakterbekleidung, als dem Bleibenden, wobei freilich

der Schauspieler nur als dienendes Mittel erschien und auf den Prunk eigener Meisterschaft verzichten mußte. Es ist demnach eine irrige Ansicht, daß die Alten beim Gebrauche der M.n Schönheit und Anmuth bezweckt hätten; denn diesem widerstreiten alle Nachrichten von deren Beschaffenheit. Selbst das Wechseln der M.n während der Vorstellung, oder das Hin- und Herwenden derselben von einer Seite zur andern, um einen verschiedenen Gesichtsausdruck zu zeigen, weist auf das Plastische hin, wenn auch der Gebrauch der M.n an sich durch die Größe oder den Umfang der alten Theater bedingt gewesen wäre. Der Versuch, sie auf unser heutiges Theater zurückzuführen, mißglückte u. mußte wohl nach dem Zustande desselben mißglücken. Daß sie sich aber in der *commedia dell' arte* des italienischen Volkstheaters erhalten haben, mag immer in einer Verbindung mit den altrömischen Mimen seinen Grund haben; nur muß man, wenn auch von italienischen Charakter=M. die Rede ist, den Ausdruck Charakter nicht in dem Sinne einer lebenden Individualität nehmen, denn sie sind zwar allerdings bestimmte Charaktere, aber sie zeigen diese Bestimmtheit nur in deren Allgemeinheit, als eine Art charakteristischer Repräsentanten eines besondern Districts oder einer großen Stadt in Italien: Arlecchino, ein drolliger Bedienter von Bergamo; Beltrame, ein mailändischer Einfaltspinsel; Brighella, ein ferrarischer Kuppler; Coviello u. Giangurgolo, zwei ungeschliffene Bursche aus Calabrien; Gelsomino, ein süßer römischer Herr; Pantalone, ein venetianischer Kaufmann; Pullicinella, ein apulischer Späsmacher und Spaviento, ein neapolitanischer Bramarbas u. Jede dieser Personen hatte eine eigene Kleidung, ihre eigene M., sprach aber auch den Dialekt des Ortes, den sie vorstellte. Von diesen Charakterrollen wurden wenigstens 4 in jedes Stück aufgenommen; die übrigen Personen sprachen toskanisch oder römisch. Ruzzante wird als derjenige genannt, welcher 1530 die M.=Charaktere in das größere italienische Lustspiel eingeführt haben soll. — In einem andern Sinne nennen wir auf unserem Theater M. die durch Gesichtsmalerei u. Costüm hervorgebrachte Erscheinung des Schauspielers im Porträt der darzustellenden Person; u. im Englischen heißen *masques* (mask) die ehemals im Costüm am Hofe aufgeführten opernmäßigen Schauspiele mit Tanz, wobei jedoch das Recitativ noch fehlte und, außer den Arien u. Chören, Alles gesprochen wurde; ferner verstand man darunter auch wohl eine im tragischen Style regellos und ohne Wahrscheinlichkeit der Handlung geschriebene dramatische Dichtung. Die erstgenannten Schauspiele hatte England schon zur Zeit der Königin Elisabeth, seit 1558. — 2) In der Baukunst heißen M.n (*mascaroni*, *mascarons*) Menschenköpfe, welche als Schlusssteine der Bogen, oder auch als Verzierungen an anderen Theilen eines Gebäudes angebracht sind. Ihre Anwendung erfordert aber Ueberlegung und Einsicht. Als Fratzengeichter erscheinen sie auch über großen Thüren, an Grotten u. dgl. (vgl. den Art. Grottesken). — 3) In der Befestigungskunst, M. oder Blendung, eine Erhöhung von Erde, welche die bei dem Baue einer Batterie beschäftigten Arbeiter, besonders beim Ausstechen u. Verkleiden der Schießscharten, in der Absicht stehen lassen, um sich hiedurch gegen das Feuer des Plazes zu decken. M. bedeutet ferner jede Blendung oder Verschleierung, durch welche man dem Anblicke des Feindes Etwas entzieht, was von Truppen u. Geschützen gilt. Daher maskiren, die aufgestellten Truppen oder Geschütze dem Feinde durch andere vorgestellte Truppen oder was immer, so lange verbergen, bis diese zu wirken anfangen.

Masonei, so viel als Freimaurerei (s. d.).

Masora (*correctorium biblicum*), wörtlich Ueberlieferung, heißt die jüdische Kritik des hebräischen Bibeltextes, oder die Sammlung von kritischen u. exegetischen Anmerkungen, wozu der Grund von den Rabbinen zu Tiberias in Palästina zu Anfang des 6. Jahrh. gelegt wurde. Diese sammelten die schon vorhandenen Bemerkungen, benützten und vermehrten sie zur Correction der biblischen Manuscripte u. setzten die Lesart des hebräischen Textes nach den Consonanten fest. Dieser ängstliche Fleiß der Masorethen, die sich mit der Zählung der Verse, Wörter

und Consonanten des hebräischen Textes, mit der Anzeige der Varianten u. s. w. beschäftigten, hatte immer Nutzen für die Kritik des biblischen Textes, zumal, da die christlichen Theologen jener Zeit gar keinen Begriff davon hatten. — Die kleine M. ist ein Auszug aus der großen. Zuerst druckte die M. der gelehrte Buchdrucker Bomberg 1549; berichtigt in Burtorfs Rabb. Bibel, Basel 1618, 1619, 4 Bde. Folio, vergl. Burtorf Tiberias und Carppov, Crit. sac., Bd. 5.

Masowien, i. Mazowien.

Maß und Gewicht, sind diejenigen Normen oder Einheiten, nach denen man die Größe der Dinge bestimmt oder untersucht, indem man diese damit vergleicht, und zwar entweder nach der räumlichen Ausdehnung, oder nach der Schwere derselben. Die erstere kann sich auf die Länge, die Breite u. die Dicke, Höhe oder Tiefe beziehen, und die Einheiten zur Bestimmung dieser verschiedenen Dimensionen nennt man vorzugsweise M.e, so wie das Vergleichen derselben mit den Körpern, messen; die Einheiten zur Bestimmung der Schwere aber, welche nicht allein von der Größe, sondern auch von der Dichtigkeit der Körper abhängt, heißen Gewichte, und das Untersuchen der Schwere mittelst derselben heißt wägen. Die Raum=M.e oder eigentlichen M.e können dreierlei Art seyn, so wie jeder Körper eine dreifache Ausdehnung: nach der Länge, der Breite und Dicke oder Höhe hat. Man hat daher: a) Längen=M.e, mit welchen nur die Länge u. der Umfang eines Körpers, oder die Entfernung zweier Punkte auf der Erde von einander gemessen wird; b) Flächen=M.e, welche zur Bestimmung der Länge in Verbindung mit der Breite, also einer Fläche, Oberfläche dienen, und c) Körper= oder Kubik=M.e, mit denen man die Länge, Breite und Dicke zugleich, oder den kubischen Inhalt der Körper mißt. Das Längen=M. bildet gewöhnlich die Grundlage des Flächen= und des Körper=M.es. Die Einheit, deren man sich zu den Längen=M.en und daher auch zu allen andern M.n bedient, ist ursprünglich meist aus der Natur entnommen und man nennt sie dann ein natürliches M.; oder sie ist auch zuweilen durch Uebereinkommen festgesetzt und heißt dann ein conventionelles M. Die ersteren haben vor den letzteren den Vorzug, daß man sich schneller über ihre Einführung u. Anwendung einigen kann u. daß, wenn auch alle Musterexemplare (Etalons) verloren gehen sollten, sie in der Natur wieder zu finden sind, was bei den conventionellen M.en, wenn sie sich nicht auf natürliche gründen, nicht der Fall ist. Die ältesten M.e sind natürliche u. meist verschiedenen Theilen des Körpers entnommen; z. B. die Elle, welche die Länge des Unterarmes bis zur Spitze des Mittelfingers ist; der Fuß oder Schuh, die Länge eines ausgewachsenen Mannsfußes; der Zoll, die Breite eines Daumens; die Klafter, die Entfernung der beiden Mittelfingerspitzen von einander, bei horizontal ausgestreckten Armen und Händen; der Schritt, oder der Raum, den ein ausgewachsener Mann bei gewöhnlichem Gange durchschnittlich jedesmal überschreitet. Eben so ist die dem französischen M.= Gewichts= und Münzsysteme zum Grunde liegende M.einheit ein natürliches M., da es der zehnmillionste Theil der Entfernung des Nordpols vom Aequator ist. Der Längenm.e bedient man sich zum Messen der Entfernungen auf der Erde, u. ihre Einheit wird dann gewöhnlich Meile genannt; ferner kürzerer, horizontaler oder senkrechter Linien, wozu man sich der Ruthe, der Elle, des Fußes 2c., beim Bergbau des Lachters bedient; endlich der Länge solcher Körper, deren Breite u. Dicke bestimmt oder nur unbedeutend ist, wie namentlich aller Arten von Gewebe, Bänder, Fäden, dünn geschnittenen Holzes (Bretter) 2c. Die Flächenm.e oder Quadratm.e sind gewöhnlich die Quadrate der Längenm.e (s. Quadrate), d. h. es sind Vierecke, deren gleichlange Seiten der Einheit eines Längen=M.es gleich sind, und man hat daher Quadratmeilen, Quadratfuß, Quadratvolle 2c. Man bedient sich aber ihrer besonders zum Messen größerer u. kleinerer Theile der Erdoberfläche, also ganzer Länder sowohl, als der Felder, Aecker, Wiesen 2c.; zu letzteren hat man gewöhnlich M.einheiten, welche aus den oben genannten Quadrat=M.en zusammengesetzt sind und Morgen, Acker, Hufe u. dergl. heißen. Außerdem mißt man jedoch auch kleinere

Flächen, wie z. B. Bretter, Pfosten, Fourniere 2c. damit. — Die Körper-M.e nennt man auch Kubik-M.e, weil ihre Einheit immer ein Kubus (s. d.) oder Würfel ist, dessen Seite oder Kante der Einheit eines Längen-M.s u. dessen Seitenfläche mithin der Einheit des entsprechenden Flächen-M.es gleich ist, und weil sie zur Bestimmung eines kubischen Inhaltes dienen. Dieser kubische Inhalt kann entweder einem Körper, oder einem begränzten hohlen Raume angehören, u. man hat daher entweder eigentliche Körper-M.e, mit welchen z. B. Holz-, Stein-, Erdmassen und dgl., oder Hohl-M.e, mit denen man entweder Quantitäten fester, aber aus kleinen unzusammenhängenden Theilen bestehender Körper, wie Getreide und andere Körner, Salz, Kalk, Kohlen 2c., oder mit denen man flüssige Körper mißt. Die Einheit der eigentlichen Körper-M.e ist gewöhnlich der Kubikfuß, die Kubikelle 2c., auch zuweilen die Kubiklast, Kubiklaster 2c.; zu den Hohl-M.en dagegen bedient man sich in der Regel hohler Cylinder oder zuweilen auch abgestumpfter Kegeln, welche eine gewisse bestimmte Anzahl Kubikfüße oder Kubikzolle enthalten. Solche Hohl-M.e sind: für trockene Körper, wie Getreide 2c. Scheffel, Viertel, Himten, Meßen, Maßchen 2c., u. die Mehreinheiten der ersten: Malter, Mispel, Lasten 2c.; zu Flüssigkeiten: Eimer, Fässer, Kannen, Nösel, Schoppen 2c. u. für größere Quantitäten: Orhoste, Fuder, Stückfässer, Gebräude u. dgl. — Da die M.e, deren man sich in einem Lande oder einer Stadt bedient, durchgängig von gleicher Größe seyn müssen, so läßt die Regierung Mustermasse (Etalons) verfertigen, von denen alle im Verkehre gebrachten M.e möglichst genaue Copie seyn müssen. Auch müssen die letzteren, ehe sie zum Gebrauche genommen werden dürfen, amtlich mit jenen Mustern verglichen werden, und zum Zeichen, daß dieß geschehen ist u. daß sie richtig befunden worden sind, werden sie mit einem obrigkeitlichen Stempel versehen; andere, als solche gestempelte M.e, dürfen aber im Handelsverkehre nicht geführt werden. Diese Untersuchung der gefertigten M.e heißt Mischen (s. d.). Die Gewichte sind M.e für die Schwere der Körper, d. h. für die Kraft, mit welcher sie zu fallen streben, u. man bedient sich ihrer auch zur Erforschung der Quantität meßbarer Dinge, wie z. B. Reis, Del, dünne Metallplatten 2c.; weil das Wägen ein richtigeres u. zugleich der ganzen Masse des Gegenstandes entsprechendes Resultat gibt. Die Schwere des Gewichts hat man oft ebenfalls nach dem Längen-M.e bestimmt, indem man das Gewicht eines Würfels destillirten Wassers bei einem bestimmten Temperaturgrade, oder früher wohl auch eines Würfels von Metall, als die Gewichtseinheit oder auch als mehrere Einheiten annahm. So ist in Frankreich die Einheit des Gewichts, das Gramme, gleich dem Gewichte eines Würfels destillirten reinen Wassers, bei 4 Grad Wärme nach dem hunderttheiligen Quecksilberthermometer im luftleeren Raume gewogen, von welchem jede Seite den hundertsten Theil eines Metre, der M.einheit, beträgt; das preussische Pfund ist der 66. Theil des Gewichts eines preussischen Kubikfußes destillirten Wassers im luftleeren Raume bei 15° Reaumur Wärme 2c. Sehr oft hat man zum Wägen verschiedener Gegenstände auch verschiedene Einheiten u. Einteilungen des Gewichts u. man unterscheidet in den meisten Ländern namentlich: 1) Handelsgewicht, für die meisten im Handel und Verkehre vorkommenden Gegenstände, welches aber oft wieder verschieden ist für den Großhandel u. den Kleinhandel u. dann entweder Schergewicht oder Leichtgewicht heißt; ferner ist das gewöhnliche Handels- oder Kramergewicht oft wieder verschieden vom Fleisch-, Fisch-, Eisen-, Berg-, Salz-, Mehl-, Brodgewicht 2c.; 2) Medicinal- u. Apothekergewicht, dessen man sich in den Apotheken bedient; 3) Gold- u. Silbergewicht, zum Wägen der edlen Metalle; 4) Probirgewicht, zur Bestimmung der Feinheit derselben. 5) Edelstein- u. Juwelengewicht. Zur Untersuchung und Vergleichung der verschiedenen Gewichte bediente man sich früher fast allgemein des holländischen Troggewichts (s. Mark), an dessen Stelle jetzt aber meist das französische Grammengewicht getreten ist; nur in England wendet man das englische Troggewicht an, und beim Probirgewicht legt man in Deutschland noch häufig die alte kölnische oder auch

die neue preussische Mark zum Grunde. Die zum Wägen dienenden Gewichtstücke sind durchgängig von einem wohlfeilen und harten Metalle, namentlich von Eisen oder Messing, indem sie aus diesen Massen theils wenig Raum einnehmen, theils dem Abnutzen nicht leicht unterworfen sind, weshalb auch bleierne u. zinnerne Gewichte meist beim Verkaufe zu führen verboten sind. Zu wissenschaftlichen Untersuchungen werden namentlich kleine Gewichte, auch zuweilen von Platina, angefertigt. Die Gewichte, deren sich die Kaufleute bedienen, müssen ebenfalls obrigkeitlich untersucht u. die befundene Richtigkeit derselben durch einen aufgedruckten Stempel bezeugt seyn. — Eine besondere Art des M. es ist auch das Zeit-M. (s. d.) u. Chronologie.

Massa, Herzog von, s. Reynier.

Massa-Carrara, 1) ein zu Modena gehöriges, 4½ □ Meilen großes und 30,000 Einwohner zählendes Herzogthum in Oberitalien, zwischen Toskana, Modena, Lucca, Genua u. dem Mittelmeer, mit Modena durch einen schmalen Landstreich verbunden, ist sehr gebirgig, aber gut angebaut und hat Marmor (von welchem jährlich für nahe an 300,000 Rthlr. ausgeführt wird), Wein, Del u. Seide zu Haupterzeugnissen. Bewässert wird das Land durch einige Küstenflüsse, als: Frigido u. Lavenza. — 2) M., die Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums am Frigido, unweit des Meeres, 8000 Einw. Die Stadt ist schön gebaut, Sitz eines Bischofs, hat einen Dom, Schloß, Bildhauer- u. Malerakademie, Marmorschleifereien, Del- u. Marmorhandel, Seidenspinnerei. — Das Herzogthum stand im Mittelalter längere Zeit unter der Herrschaft der Genueser, gehörte dann einige Jahrhunderte lange dem Hause Gibo-Malaspina u. kam nach dem Tode des letzten Fürsten aus diesem Geschlechte, Alderan, 1731 mit dessen, mit dem Herzoge Herkules III. von Modena verheiratheter, Erbtochter 1741 an diesen. Das einzige Kind dieser Ehe, Beatrix, vermählte sich 1750 mit dem Erzherzoge Ferdinand von Oesterreich und erbt 1790 von ihrer Mutter das Land, welches aber 1796 von den Franzosen besetzt und zur neuen Herrschaft des Fürsten Bachiocci geschlagen wurde. Im Jahre 1814 gelangte Beatrix wieder zur Regierung ihres Landes und erhielt durch den Wiener Congress auch noch die kaiserlichen Lehen in der Lunigiana. Sie starb 1829, worauf das ganze Gebiet an Modena fiel. **Ow.**

Massachusetts, der älteste Staat der nordamerikanischen Union, zwischen 41° 31' — 42° 52' nördl. Br. u. 3° 20' — 6° 55' östl. Länge, zwischen New-Hampshire, New-York, Connecticut und Vermont, vom Connecticut u. Merrimack bewässert, 370 □ M., mit 750,000 Einw., worunter etwa 7000 freie Neger u. 700 christliche u. ansässige Indianer, hat am Ufer salzige Marschen, im Innern aber festen u. fettigen Boden, der vom Meere an zwischen Hügeln und Ebenen wechselt, vom Connecticut an aber mit den grünen Bergen zur völligen Gebirgslandschaft übergeht. An Flüssen ist der Staat sehr reich; die wichtigsten sind: Connecticut, Deerfield, Westfield, Chicapee, Merrimack, Concord. Das Klima ist im Sommer heißer u. im Winter kälter, als unter gleichen Breitengraden in Europa. Ackerbau u. Viehzucht sind die wichtigsten Beschäftigungen, Mais u. die übrigen Getreidearten die Haupterzeugnisse; Flachs, Hanf und Hopfen wird ausgeführt. Die Industrie nimmt einen bedeutenden Aufschwung u. man findet jetzt in allen Theilen des Landes Fabriken, namentlich für wollene u. baumwolle Zeuge, Leder, Tauwerk, Eisen u. s. w. Der Seehandel des Staats, welcher 105 Banken besitzt, ist ohne Frage der ausgebreitetste des ganzen Staatsgebietes. M. zählt 4 Universitäten u. Colléges, 251 Akademien und lateinische Schulen, ferner 3360 Volksschulen u. besitzt 12 Eisenbahnlinien. Die Staatsschulden belaufen sich auf etwa 6½ Mill. Dollars. Die gesetzgebende Gewalt liegt in den Händen des aus 40 Mitgliedern bestehenden Senats u. des 356 Mitglieder starken Repräsentantenhauses; die ausübende Gewalt haben ein Gouverneur u. ein Untergouverneur, denen ein, aus den Senatoren erwählter, Rath von neun Mitgliedern zur Seite steht. Zum Nationalcongress sendet M. 2 Senatoren und 13 Repräsentanten. Hauptstadt des Staates ist Boston. — Die ersten englischen Niederlassungen wur-

den in M. 1621 von Puritanern gegründet und auf seinem Boden wurde am 19. April 1775 das erste Blut für die Freiheit Amerika's vergossen. Ow.

Massageten, ein scythischer Volksstamm zwischen dem kaspischen Meere u. dem Flusse Jaxartes, gegen welchen Cyrus fiel, jetzt Mongolen (s. d.).

Massalianer, s. Messalianer.

Matte. 1) Der Stoff, aus welchem ein Körper besteht, oder die Menge der beweglichen Theile in einem bestimmten Raume, d. h. die Menge aller Substanzen, woraus die Materie besteht, vergl. Materie. — 2) In Concursfachen heist M., Creditm., Concursum, Fallitm., das gesammte Vermögen des Gemeinschuldners, welches dessen Gläubigern zur Befriedigung ihrer Forderungen überlassen wird; s. d. Art. Bankerot, Concursum.

Massena (André), Herzog von Rivoli, Fürst von Eßlingen und Marschall von Frankreich, geboren zu Nizza 1758, beim Ausbruche der Revolution Unteroffizier in sardinischen Diensten, trat bei dem Erscheinen der französischen Armee in diese ein und schwang sich durch Einsicht und Tapferkeit bald zum Oberoffizier, 1793 zum Brigaden- und später zum Divisions-General empor, befehligte in Italien unter Bonaparte den rechten Flügel und erhielt durch den Sieg bei Novaredo den Beinamen „Schooskind des Sieges,“ und ward darauf zum Abschlusse des Friedens (1797) nach Wien und Paris gesandt. Bei einer Sendung nach Rom (1798) wurde er zwar durch einen Aufstand in der Armee genöthigt, sich auf einige Zeit zurückzuziehen, allein in demselben Jahre erhielt er den Oberbefehl in der Schweiz und nachher in Deutschland gegen den Erzherzog Karl und rettete, namentlich durch seinen Sieg bei Zürich, die Vereinigung Korsakow's und Suwarow's verhindernd, Frankreich aus der mißlichsten Lage. Sein Feldzug in Italien 1800, wenn gleich weniger glücklich, zeigte doch den großen General, besonders seine Vertheidigung Genua's. Nach der Schlacht bei Marengo und Bonaparte's Rückkehr stand er an der Spitze der italienischen Armee, ward 1804 Marschall von Frankreich und Großoffizier der Ehrenlegion. Im Jahre 1805 befehligte er wieder in Italien, eroberte Neapel und vertheidigte es gegen die Landungs-Versuche der Engländer. Nach dem Frieden von Tilsit zum Herzoge von Rivoli erhoben, verlor er auf einer Jagdpartie durch Verhieser das linke Auge. Er nahm an den Schlachten des Jahres 1809 Theil und kämpfte bei Aspern, Eßlingen, Wagram und wurde darauf zum Fürsten von Eßlingen ernannt. In Spanien vermochte er 1810 Nichts gegen Wellington. Er erklärte sich für Ludwig XVIII., schloß sich aber nach Napoleons Rückkehr diesem an, und wurde nach der zweiten Restauration Commandant der pariser Nationalgarde. Er starb zu Paris 1817.

Massenbach, Christian von, geboren zu Schmalkalden 1752, wurde 1782 Offizier in der württembergischen Garde u. Lehrer an der hohen Karlschule, trat aber bald als Hauptmann im Generalquartiermeisterstabe in preussische Dienste u. ward Instructor des Prinzen Louis Ferdinand in der Mathematik. 1787 machte er den Feldzug in Holland und 1792—95 den Krieg gegen Frankreich mit. Spätere Vorschläge zu Verbesserungen in der Armee erweckten ihm Feinde. Dennoch stieg er rasch, bis er 1805 Obrist ward. Er war Anfangs für ein Bündniß mit Frankreich, rieth aber, als Preußen Wiene zur Allianz mit Rußland machte, zum raschen Vordringen gegen den Rhein, um Oesterreich Luft zu machen; brachte, als Frankreich mit Preußen Frieden schloß, die Besetzung Hannovers in Vorschlag und entwarf einen Feldzugsplan gegen Rußland von Schlesien aus. 1806 war er Generalquartiermeister des Hohenloß'schen Corps und focht bei Jena. Das Unglück Preußens, die immerwährenden Märsche und Anstrengungen aller Art verwirrten ihn so, daß er auf dem Rückzuge bei Prenzlau die Franzosen schon jenseits des dortigen Sees glaubte, während sie noch diesseits waren, und deshalb zur Capitulation rieth; dieß verwickelte ihn mit in die Untersuchung wegen dieser Capitulation. Er lebte nun in der Zurückgezogenheit auf seinem Gute Bialwoß und schrieb hier: „Rück Erinnerungen an große Männer“ (Amst. 1808); „Mémoires zur Geschichte des preussischen Staates unter Friedrich Wilhelm II. und III.“

(3 Bde., Amst. 1809 fg.), und „Historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preussischen Staates seit 1792“ (2 Bde., Amst. 1809). Im russischen Feldzuge verließ er nach Yorks Capitulation den Marshall Macdonald (den 31. Dezember) und schloß sich ersterem an. Da im Kampfe 1813 Preußen ihn nicht im Dienste verwendete, noch auch ihm den verlangten Abschied bewilligte, begab er sich wieder nach Württemberg, schrieb zunächst, wohl aus gekränktem Ehrgeiz, seine gegen Preußen feindseligen „Denkwürdigkeiten seiner Zeit,“ schickte sie dem Könige zu und verlangte eine bedeutende Summe, wenn ihr Druck unterbleiben sollte. Als württembergischer Landstand schloß er sich der Adelsopposition an und begab sich nach Auflösung der Kammer 1817 nach Frankfurt a. M. Hier auf preussische Requisition verhaftet, wurde er vor ein, zum Theil aus Freunden von ihm bestehendes, Kriegsgericht gestellt und 1817 zu 14 Jahren Festung verurtheilt. Er kam 1820 von Küstrin nach Glas, wurde 1820 von dem Könige begnadigt und starb 1827 auf seinem Gute Bialyost im Großherzogthume Warschau. Vgl. „Der Oberst M., biographische Skizze“ (1817).

Massilia, s. Marseille.

Massillon, Jean-Baptiste, neben Bossuet und Bourdaloue der gefeierteste Kanzelredner zur Zeit Louis XIV., war 1663 zu Hière in der Provence geboren, wo sein Vater als Notar lebte. 1681 trat er in die Congregation des Oratoriums, wo seine hervorragenden Geistesgaben baldige Anerkennung fanden. Zu Vienne machte er den Anfang seiner kirchlichen Beredsamkeit und erndete durch die Trauerrede, welche er dem verlebten Erzbischofe Henri de Villars zu halten hatte, allgemeinen Beifall. Deshalb berief ihn der General der Congregation, Vater de la Tour, nach Paris. Hier hatte M. allerdings große Vorbilder, allein er ging seinen eigenen Weg und ließ sich nicht zu abhängiger Nachahmung verleiten. Mit origineller Genialität bildete er seine rednerischen Anlagen aus und studirte auf das fleißigste den Geist der heiligen Schrift. Mit einer bewunderungswürdigen Meistererschaft wußte er die Gefühle der menschlichen Natur anzuregen u. für seine sittlichen Zwecke zu benützen. Seine Beweisführung leitete er durch eine schlagende Dialektik zur vollsten Ueberzeugung und schnitt alle möglichen Einreden der Sinnlichkeit ab. Die Kraft und Salbung der christlichen Gedanken wurde durch bewundernswürdige körperliche Beredsamkeit noch erhöht; seine Mimik, fern von jeder theatralischen Affection, war naturgetreu und seine Action einfach, aber bezeichnend u. gewichtvoll. 20 Jahre lange predigte M. am Hofe, da erhielt er wegen seiner hohen Verdienste 1717 das Bisthum Clermont. Das nächste Jahr darauf erhielt er die Einladung, vor dem 9jährigen Louis XV. die Fastenpredigten zu halten. Während 6 Wochen arbeitete er die 10 Reden aus, welche unter dem Titel: „Petit Carême“ als Meisterstücke hinreichend berühmt sind. 1719 wählte ihn die französische Akademie zu ihrem Mitgliede. Die Trauerrede auf die Herzogin von Orleans 1723, war die letzte Predigt, welche er in Paris hielt; seit dieser Zeit verließ er nicht mehr seinen bischöflichen Sprengel, wo er durch seinen umsichtigen Hirteneifer und seine umfassende Wohlthätigkeit Aller Herzen gewann. Während zweier Jahre spendete er, ohne seinen Namen verlauten zu lassen, 20,000 Livres an das Hôtel Dieu zu Clermont. Das Geheimniß seiner unbesiegblichen Beredsamkeit bestand in der harmonischen Ansprache aller menschlichen Geistesthätigkeiten, so daß er nicht minder den Verstand zu überzeugen, als auch die geheimsten Regungen des Herzens zu gewinnen und die Willenskraft zu ermuntern verstand. Alle Saiten des menschlichen Herzens wußte er, je nach seinen Endzwecken, kunstvoll anzuschlagen: bald bewirkte er die Erschütterung des Sünders — welche Gewalt, z. B. in der Rede über die geringe Zahl der Auserwählten! — bald sanfte Rührung u. Tröstung. Er starb am 28. September 1742, und selbst d'Alembert setzte ihm in seinen Eloges ein herrliches Denkmal rühmlicher Anerkennung. Die erste Sammlung seiner Werke besorgte ein Neffe, Paris, 1746—49 in 15 Bänden und 5 Abtheilungen; 1) enthält die Advent- und Fastenpredigten; 2) die verschiedenen Trauer- und Lobreden; 3) das

Meisterwerk „Petit Caurême“; 4) die ausgezeichneten Conferenz-Reden, welche im Seminar von St. Magloire abgehalten wurden und von einer erschütternden Wirkung gewesen seyn mußten. Noch jetzt können wir den Priestern bei dem Antritte ihres Berufes kein trefflicheres Buch zur Meditation empfehlen, als diese Conferenzen und die noch beigegebenen Synodal- und Hirten-Briefe; 5) Paraphrasen über die Psalmen; herrliche Bruchstücke für praktische Schriftanwendung. Einzelne kraftvolle Stellen aus sämtlichen Reden wurden schon frühzeitig unter allgemeine Rubriken zusammengestellt, als Vorbilder geistlicher Beredsamkeit angerühmt, und auch als reichhaltige Materialiensammlung benützt: *Pensées sur differens sujets de moral et de piété, tirées etc.*, Paris 1748; ähnlich: *Nouveaux choisis de M.*, Paris 1810, als der 13. Band zur Renouard'schen Ausgabe, Paris, 1810—11. Seine Predigten wurden in mehre Sprachen übersetzt: portugiesisch: *Com a vida do author*, Lissabon, 1774—86, 13 Bde.; polnisch; deutsch: in Dresden 1753—59, 15 Bde.; Wien, 1785—87, 15 Bde., beide Uebersetzungen sind indeß sehr schleppend u. ungenügend. Für einzelne Stellen lieferte aber eine meisterhafte deutsche Uebersetzung der Hofprediger Thieremin in Berlin in seiner trefflichen Monographie: *Demosthenes und M.*, Berlin, 1845. Eine kritische und rhetorische Analyse seiner Individualität versuchte auch Rüßiger: „Chrysostomus, Reformplan katholischer Kanzelberedsamkeit,“ Lindau, 1845, und Luz, Tübingen, 1846 „Chrysostomus“. Die unter M.s Namen angeblichen *Mémoires de la minorité de Louis XV.*, Paris 1792 und 1805 (deutsch 1794), bekannt gemacht durch Soularie, sind unterschoben. Cm.

Maßmann, Hans Ferdinand, verdienstvoller altdeutscher Sprachforscher und Leiter öffentlicher Turnanstalten, 1797 zu Berlin geboren, bereitete sich auf dem Friedrich-Werder'schen Gymnasium für die dortige Universität vor, welche er 1814 bezog, um der Theologie sich zu widmen. Die damaligen Kriegser eignisse unterbrachen aber seine Studien; als freiwilliger Jäger schloß er sich der allgemeinen Begeisterung an, und zog mit nach Paris. Erst im Herbst 1815 setzte er seine gelehrte Bildung sowohl in Berlin, als in Jena fort. Von Ludwig Jahn in die Turnkunst eingeführt, pflegte er diese mit besonderer Vorliebe. In zeitweiser Abwesenheit der Vorsteher Jahn und Eiselen leitete er 1817 die Turnanstalt in Berlin. Nachdem er in Breslau Hilfslehrer am protestantischen Gymnasium geworden, trat er zugleich als Mitglied dem pädagogischen Seminare bei u. nahm unter Harnisch an dem Aufschwunge der öffentlichen Turnschule den thätigsten Antheil. Mit Eifer betrieb er die Naturwissenschaften. Nur kurze Zeit, im Herbst 1819, weilte er als Gymnasiallehrer in Magdeburg, weil seine Hoffnung in Bezug auf die Gründung einer höheren Bürgerschule sich nicht verwirklichen wollte. In Berlin erlernte er sogar das Drechseln in Holz u. Metall, was ihm bei seiner natürlichen Anlage für mechanische Arbeiten in kurzer Zeit gelang und später ihm für seine wissenschaftlichen Studien der Palsographie die besten Dienste leistete. Den größten Einfluß auf seine geistige Entwicklung äusserte die Bekanntschaft des Sanscrit-Gelehrten Franz Bopp. 1821 lehrte er in Nürnberg an einer Privat-Erziehungs-Anstalt und faßte hier den Entschluß, nach Griechenland zu ziehen. In der Schweiz indessen, namentlich in Afferten, wo er mit Pestalozzi bekannt wurde, änderte er seinen Lebensplan. In Göttingen und Berlin nahm er mit erneuertem Eifer seine Sprachforschungen wieder auf und trat 1824 eine sprachwissenschaftliche Reise an, um in den einzelnen Bibliotheken Deutschlands die handschriftlichen Denkmale der älteren deutschen Sprache u. Literatur ergiebig auszubenten. Als er von München u. Karlsruhe nach Heidelberg u. Straßburg sich wandte, wurde ihm hier von der bayerischen Regierung die ehrenvolle Einladung: in München die Turnanstalt zu organisiren. Nachdem er 1826 in Heidelberg die reichen Schätze für altdeutsche Literatur fleißig erforscht hatte, übernahm er am Cadettencorps zu München die Leitung der Turnkunst, erbat sich aber auch zugleich zu seiner Zeit eine entsprechende wissenschaftliche Wirksamkeit. Mit dem besten Erfolge ertheilte er 7 Jahre lange Turnunterricht, hatte selbst die königlichen Prinzen zu seinen Bög-

lingen, und erhielt 1828 den Auftrag, für die Gymnasien und Schulen in München eine öffentliche Turnanstalt einzurichten. 1829 ward ihm, nebst dem bayerischen Indigenat, an der Universität eine außerordentliche Professur für altdeutsche Sprachwissenschaft bewilligt. 1833 trat er, durch die Munificenz des Kronprinzen Maximilian reichlich ausgestattet, eine gelehrte Reise nach Italien an u. brachte nach 8 monatlichem Aufenthalte eine ausgewählte Bereicherung an gothischen Sprachdenkmälern aus Neapel, Rom und Mailand mit, welche er fleißig in Abschriften und treu copirten Facsimilen sich gesammelt hatte. König Ludwig belohnte seine rührige literarische Forschung 1835 mit der ordentlichen Professur an der Universität u. ernannte ihn auch zum Referenten für das Schulwesen in das königliche Ministerium. Um bei Detmold für den Befreier Deutschlands ein Denkmal zu errichten, stellte M. sich an die Spitze des Vereines u. bewirkte für das Hermanns-Monument 1839 eine Collete von 7000 fl. Die preussische Regierung erbat sich 1843 seine Mitwirkung, um in Berlin von Staatswegen Turnanstalten einzurichten, u. er erhielt deshalb für ein Jahr Urlaub, entschied sich aber später für bleibenden Aufenthalt in Berlin. M.'s vielseitige Thätigkeit für die gothische Sprache verdient gleich würdige Anerkennung, wie seine Bemühungen für das Turnwesen, welches er als das zweckmäßigste Mittel ins Leben gerufen hat, um der Jugend die allseitige körperliche u. geistige Kraft wiederzugeben, die, leider, nur zu sehr in einseitiger Gymnasialbildung zu verkümmern in Gefahr stand. Neben der Vielseitigkeit u. Gründlichkeit wissenschaftlicher Forschung ist M. im geselligen Umgange höchst liebenswürdig und diensfertigkeit und auch in seinem häuslichen Leben das Musterbild eines edlen Familien-Vaters. Die studirende Jugend ist ihm mit wahrer Anhänglichkeit stets liebevoll zugethan. Seine zahlreichen Schriften bestehen theils in einer Menge von sprachwissenschaftlichen, kunstgeschichtlichen u. pädagogischen Aufsätzen in Zeitschriften, theils in selbstständigen Werken: Erläuterungen zum Wesfobrunner Gebete des 8. Jahrhunderts, nebst 2 noch ungedruckten Gedichten des 14. Jahrhunderts, Berlin 1824; Denkmäler deutscher Sprache und Literatur aus noch ungedruckten Handschriften des 8.—16. Jahrhunderts, München 1828; Auslegung des Evangeliums Johannis in gothischer Sprache, aus römischen u. mailändischen Handschriften, München 1834; Deutsche Gedichte des 12. Jahrhunderts und der nächstfolgenden Zeit, Quedlinburg 1837, 2 Bände; Die gothischen Urkunden zu Neapel u. Arezzo, Wien 1838, fol., mit Steinbrücken; Die deutschen Abschwörungs-, Beicht-, Buß- u. Betformeln des 8.—13. Jahrhunderts, Quedlinburg 1839; Armin, Fürst der Cherusker, Befreier Deutschlands, Lemgo 1839; *Libellus aurarius seu tabulae ceratae romanae in fodina auraria apud Abrudbaniam oppidum transsilvanum repertae*, Leipzig 1841; Crastius, deutsches u. französisches Gedicht des 12. Jahrhunderts, Quedlinburg 1842; St. Merius Leben in 8 gereimten mittelhochdeutschen Behandlungen, 1843; Tristan Gottfrieds von Strassburg, Stuttgart 1843; Der Cysterstein in Westphalen, nochmals besprochen, mit Abbildungen von Brandel, Weimar 1846. Kleinere Arbeiten von ihm sind: Die bunte Welt oder Bilder und Geschichten, Lieder u. Weisen für Kinder, München 1828; Bayerische Sagen, 1831; Leibesübungen, Landshut 1830; die öffentliche Turnanstalt zu München, 1837. Werthvoll ist seine Geschichte des mittelalterlichen vorzugsweise deutschen Schachspiels, 1839; Literatur der Todtentänze, Leipzig 1844. Das neueste Werk ist die Herausgabe: der „Baseler Todtentänze, in getreuen Abbildungen, nebst geschichtlicher Untersuchung, so wie Vergleichung mit den übrigen deutschen Todtentänzen ihrer Bilderfolge u. ihren gemeinsamen Reimtexten.“ Als Anhang ist beigegeben: Todtentanz in Holzschnitten des 15. Jahrhunderts. Der hiezu gehörige Atlas enthält 81 Abbildungen auf 22 Kupfertafeln u. 27 lithographirten Blättern; dann eine kritische Bearbeitung von Tacitus, *Germania*, mit den Lesarten sämmtlicher Handschriften und Untersuchungen über diese und das Buch selbst. Mit 3 Steindrucktafeln, Quedlinburg 1847. Cm.

Masson, Johann Papirius, geboren zu St. Germain-Laval in Forez 1544, erhielt bei seiner Taufe den Namen Johann, den er später mit Papirius

vertauschte. Er machte seine Studien zu Lyon, Ville-Franche und zu Billon in Auvergne bei den Jesuiten, trat zu Rom in den Jesuiten-Orden und lehrte darauf 2 Jahre in dem Collegium des Ordens zu Neapel, zu Tournon in Vivarez, zu Paris im Collegio von Clermont, die Humaniora und Philosophie. Nach einiger Zeit verließ er den Orden wieder und lehrte im Collegio du Plessis; endlich verließ er auch diese Beschäftigung in seinem 26. Lebensjahre und verlegte sich auf das Rechtsstudium; er betrieb dasselbe zu Angers, aber nach 2 Jahren ließ er sich zu Paris nieder und wurde Bibliothekar bei dem Herzoge von Anjou, Philipp Hurault de Chiverny; im Jahre 1576 erhielt er die Stelle eines Parlaments-Advokaten. Er war jedoch in seiner Praxis nicht glücklich und kam als Referendar in die Kanzlei u. endlich als Substitut des General-Procurators in das Pariser Parlament. Er starb 1611 und machte sich selbst folgende Grabchrift: „Si sepulchra sunt domus mortuorum, Papirius Massonus annalium scriptor, in hac domu requiescit, de quo alii fortasse aliquid, ipse de se nihil, nisi quod olim qui haec legerit, illum vidisse cupiet.“ — Seine Schriften sind: *Entier discours des choses qui se sont passées à la reception de la Reine etc.*; *De statu Andegaviensis academiae oratio*; *Historia vitae Caroli IX.*; *Annalium libri IV.* a Clodione usque ad obitum Francisci I.; *Consolatio ad Philippum*; *Notitia episcoporum Galliae*; *Relatio ceremoniarum baptismi Ludovici Delphini*; *Tumulus et elogia Claudii*; *Gerberti, Johannis Sarisberiensis et Stephani Tornacensis epistolae*; *Descriptio fluminum Galliae*; *Historia calamitatum Galliae*; *Elegiorum delatorum*, 2 Theile; *Elogium M. Marescotti*; *Gesta collationis chartag. inter Cathol. et Donatistas*, welche Baluze in seiner *Collectio conciliorum* verbessert herausgegeben; *Servati Lupi Epistolae*; *Agobardi Episcopi Lugdunensis Opera*, wovon er das Manuscript bei einem Buchbinder fand, der es zerschneiden und verarbeiten wollte. (Hiernach ist zu berichtigen, was durch einen Schreibfehler in dem Artikel: Agobart — Band I. des *Conversations-Lexikons*, Heft hinsichtlich der Herausgabe Agobards durch M. eingeschlichen war.) Endlich schrieb er auch *De episcopis Urbis, qui rom. ecclesiam rexerunt*; *Vita Horatii Flacci*; *Vita Cujacii*; *Expositio vitae Ovidii Nasonis, item Plinii II. Lucii Titii*; *De animae immortalitate* unter dem Namen Antonii Bruni; *Responsio ad Franc. Hotton. Franco-Galliam*, unter dem Namen Antonii Matharelli. Bohemus.

Maßstab, nennt man ein Werkzeug, auf welchem die Maßeinheit mit ihren Unterabtheilungen bezeichnet ist, um mittelst desselben die Ausdehnung einer Größe abzumessen. Ein solcher M. ist der Zollstab, der Fuß oder Schuh, die Elle, die Klafter, die Ruthe u. s. w., u. kein technischer Arbeiter, selbst wenn er nach Musterbrettern oder Chablonen arbeitete, kann des M. es absolut entbehren. Der verjüngte M. ist ein M., welcher nach einem angenommenen Verhältnisse genau verkleinert ist. Bei der Verfertigung solcher Maßstäbe für Zeichner, welche einen Gegenstand mathematisch, jedoch verkleinert (verjüngt) darstellen wollen, kommt es nur darauf an, um wie vielmal man ein angenommenes Maß verkleinern will. Eine zu große Verfeinerung, besonders bei Landarten und topographischen Arbeiten, welche eine richtige Uebersicht gewähren sollen, schadet diesen durch die Undeutlichkeit, welche sie in ihrem Gefolge hat; eine unbedeutende Verkleinerung macht solche Arbeiten zu weitläufig. Man nimmt, um allen Anforderungen zu genügen, dieses Verhältniß gewöhnlich nicht zu groß an, berücksichtigt aber die dasselbe modifizirenden Umstände. Die Verhältnisse von 1:1000 oder 1:10000 sind die gewöhnlichen; indes bezieht man sich auch des Verhältnisses von 1:100000 u. darüber, welches aber der genauen Detailkenntniß, die in vielen Fällen so nothwendig ist, eben nicht sehr zuzugun dürfte.

Maß, Maßbaum, nennt man einen Baum, oder eine Zusammenfügung mehrerer übereinander gesetzter Bäume, um mittelst der an denselben befindlichen Segel, welche wieder an Segelstangen (Maaen) befestigt sind, ein Schiff durch die Kraft des Windes fortreiben zu lassen. Besteht ein M. nur aus einem einzigen Stücke, dann erhält er die Benennung Pfahlm. Da aber die M. en größer

Schiffe höher als 100 Fuß sind, so bestehen sie aus drei über einander gesetzten Stücken, und zwar dem unteren, welches M. genannt wird, der über diesem mittelst des Gelschoofs befestigten Stänge und der auf dieser aufgesetzten Bremsstänge. Die größten Schiffe führen gewöhnlich drei M.en, nämlich den beinahe in der Mitte des Schiffes stehenden, welcher, als der größte, Hauptm. genannt wird; den vor diesem stehenden, um $\frac{1}{2}$ kürzeren Fockm. oder die Focke, und den hinter dem Hauptm.e stehenden, um $\frac{1}{4}$ kürzeren Besaanm. Neben diesen drei M.en haben die größten Schiffe das oder den Bugspriet, und nicht selten führen diese Schiffe, nebst allen diesen, noch die Bedette. — Der M.korb (Mars) ist eine Art von viereckigem, korbartigen Behältnisse, gleichsam eine Brustwehr für die Matrosen, auch allenfalls für Seefoldaten, welche von diesem herab Geschosse schleudern.

Mastalier, Karl (pseud. Wegel), geboren den 16. November 1731 zu Wien, Jesuit, Professor der schönen Literatur an der Universität u. Mitglied der Akademie daselbst, gestorben den 6. October 1795. M. machte sich als Redner, Uebersetzer und besonders als (lyrischer) Dichter bekannt. In letzterer Hinsicht erwarb er sich durch edlen Patriotismus, gedankenreichen und wohlklingenden Ausdruck und gebildete Sprache verdienten Ruhm, wenn man auch glühende Begeisterung und hohen Flug der Phantasie in seinen Oden vermisst. Er schrieb: Gedichte, nebst Oden aus Horaz, Wien 1774, n. A. 1782; Trauerrede auf K. Franz, daselbst 1765; Trauerrede auf M. Theresia, daselbst 1781; Lobrede auf den heiligen Franz von Sales, daselbst 1767; Lobrede auf den heiligen Kilian, daselbst 1764; Lobrede auf den heiligen Ulrich, daselbst 1765; Lobrede auf den heiligen Johann von Nepomuk, daselbst 1767; Lobrede auf den heiligen Beschützer der Grafschaft Tyrol, daselbst 1766. K.

Mastdarm (Intestinum rectum), heißt das unterste Stück des Darmkanals, welches beim Eintritte des Darms ins kleine Becken beginnt und am After endet. Der M. hat eine glatte, ebene Oberfläche, ist mehr cylindrisch und gewöhnlich enger, als der zunächst über ihm befindliche Grimmdarm, doch kann er beträchtlich erweitert werden, und sein unteres Ende ist gewöhnlich etwas ausgedehnt. In seinem inneren Baue weicht der M. von den übrigen Därmen etwas ab und ist dem Anfange des Nahrungskanals, dem Schlunde und der Speiseröhre wieder ähnlicher. Das Bauchfell überzieht den M. nur an einem kleinen Theile, daher nur dieser eine seröse Haut hat, während der bei weitem größere Theil desselben äußerlich nur vom Zellgewebe überzogen ist; die muskulöse Haut ist sehr entwickelt u. umgibt den M. ringsum; sie nimmt an Stärke zu, je mehr sie dem After sich nähert und bildet an diesem den Schließmuskel (sphincter ani); — Die Schleimhaut des M.s endlich ist stärker und besonders gegen den After zu röther, als die der übrigen Därme; sie liegt gleichmäßig an der Muskelhaut an, und bildet nur nahe am After eine ringförmige Falte. Der M. ist mancherlei Krankheiten unterworfen: leicht entstehen eiternde Gänge in seiner Nähe, die so genannten M.=Fisteln, oder es tritt der M. durch den After nach außen, M.=Vorfall, ein besonders bei den Kindern häufig vorkommendes Leiden u., auch kann in Folge von Bildungsfehlern am Neugeborenen der M. ganz oder in seinem unteren Theile fehlen: ein Mangel, der nur in seinem geringsten Grade durch die Kunst gehoben werden kann, außerdem aber unbedingt tödtlich ist. E. Buchner.

Mastix, **Mastich** (Resina Mastix), ein Harz (s. Harze), welches aus dem M.baum (*Pistacio Lentiscus*) gewonnen wird. Der 10—15' hohe Baum wird besonders auf den griechischen Inseln u. vorzugsweise auf Chios (u. zwar schon seit mehr als zwei Jahrtausenden) gepflanzt u. das Harz aus ihm auf die Weise gewonnen, daß man vom 15.—20. Juli in den Stamm und in die größeren Aeste kleine Einschnitte macht, aus welchen ein harziger, nach u. nach sich verdichtender Saft ausfließt. Am 24. August beginnt das Einsammeln des theilweise am Stamme noch hängenden, theils auch abgefallenen M.; dieses Sammeln dauert 8 Tage, wird aber außerdem noch zweimal in gesetzlich bestimmten Zwischenräumen

vorgenommen. Dem Pascha gebühren gesetzlich 21,000 Centner als Tribut u. von ihm wird die Ernte käuflich übernommen. Der M. wird in so reichlicher Menge gewonnen, daß auf Chios in den 21 Dörfern, den sogenannten M.-Dörfern, allein jährlich an 50,000 Centner producirt werden. Man unterscheidet sowohl in seinem Vaterlande, als auch im Handel dreierlei Sorten: a) den Serail-M., der früher nur nach Konstantinopel kam, jetzt aber auch in den Handel gebracht wird; er bildet einzelne, gelblichweiße, tropfenförmige, auch rundliche Stücke, die in der Größe verschieden, äußerlich bestäubt und durchscheinend sind. b) Den Körner- oder auserlesenen M. (*Mastix in granis seu electa*), der wahrscheinlich von einer spätern Ernte ist, mit dem vorhergenannten viele Aehnlichkeit besitzt und nur mit unter gelblichgrüne oder unreine Stücke beigemengt enthält. c) Den ordinären M. (*Mastix in sortis*), ein Gemenge von einigen reinen und ziemlich vielen unreinen Stücken, an denen noch Rinden- u. Holztheilchen kleben. — Guter M. soll hart, leicht zerbrechlich und pulverisirtbar seyn, auf den Bruchflächen Glasglanz zeigen und ein spezifisches Gewicht von 1,04—07 haben; sein Geruch ist schwach balsamisch, tritt aber beim Schmelzen stärker hervor. Durch Kauen wird der M. weich, läßt sich aber durch fortgesetztes Drücken zwischen den Zähnen zu Stücken zusammenkneten, welche nicht kleben u. ziemlich dehnbar sind. In wässrigem Wein-geiste löst er sich nur theilweise, dagegen in absolutem vollständig. Er besteht aus zwei Harzen, nämlich einem in Alkohol leicht löslichen u. einem darin unlöslichen, *Mastichin* genannt. Der M. wird in der Arzneikunde bei rheumatischen, katarrhalischen u. atonischen Anschwellungen überhaupt äußerlich angewendet, dient außerdem als Zusatz bei Zahnpulvern, Räuchermitteln, Salben, zu Lackir-missen zc.; im Oriente gebraucht man ihn als ein gewöhnliches Kaumittel, um die Zähne weiß zu machen, das Zahnfleisch zu stärken u. den Athem wohlriechend zu machen.

C. Arendts.

Masur (*Mazur, Mazurek*), ein polnischer Nationaltanz im $\frac{3}{4}$ oder $\frac{3}{8}$ Takte, von geschwinde Bewegung und leichtem Vortrage, zur Ausführung aber Kraft u. Feuer erfordern. Er hat den Namen von den *Masuren*, die ihres hitzigen Charakters u. ihrer Beharrlichkeit wegen bekannt sind. Er wird von vier bis acht Paaren ausgeführt u. ist seit einiger Zeit auch in französischen u. anderen Salons üblich geworden. Ein Tonstück im Charakter dieser Tanzmusik heißt *Mazurka*. Höchst ausgezeichnet darin ist der Tonsezer *Chopin*.

Masuren heißen die Bewohner von Masowien oder Matowien (s. d.).

Matador (vom latein. *mactator*, Schlächter, Todtschläger), nennen die Spanier bei den Stiergefechten den Hauptkämpfer, der dem Thiere zuletzt den Todesstoß versetzt. Ferner heißen so in einigen Kartenspielen, wie im *L'Hombre*, *Tarock* u. a. die obersten Trümpe, oder die ununterbrochene Reihe der Trümpe.

Matelotte, s. Hornpfeife.

Mater, s. Matrizze.

Materia medica (Heilmittellehre), s. Pharmakologie.

Materialismus heißt dasjenige philosophische System, welches von dem Sage ausgeht: Alles Existirende sei bloße Materie (s. d.), und daraus die Folgerung zieht: also ist auch der Mensch Nichts als bloße Materie, Körper; was man aber Geist, Seele, Gemüth nennt, ist entweder ein Hirngepenst, d. h. kein vom Körper verschiedenes Wesen, oder eine bloße Affektion des Körpers, welcher eben so unwillkürlich denkt, fühlt und begehrt, wie er sich bewegt, fortpflanzt, ernährt u. s. w. Da der M., ganz folgerichtig, auch keine geistige Ursache der Welt annimmt, wird er Atheismus (s. d.) u. kann keine Religion haben, sondern in Allem, was geschieht, nur eine körperliche Nothwendigkeit erblicken, daher er auch die ganze Bestimmung des Menschen auf ein Sinnenleben und körperlichen Genuß beschränkt und den Tod als das völlige Ende der menschlichen Existenz ansieht. Diese Lehre ist übrigens uralt u. war schon bei den Indiern, dann bei den Griechen (*Leutippos*, *Demokrit*, *Epikur*) u. bei den Juden zur Zeit Christi unter den Sadduzäern im Gange; in neuerer Zeit hatte er besonders seine Vertreter in Frank-

reich und England; nachdem aber der überraschende Eindruck, den diese Lehre hervorgeufen, sich wieder verwischt hatte, wurden auch ihre Verfechter um so siegreicher widerlegt. In Deutschland hat der M. nie Boden gefunden, und die Bemühungen einer neuesten Schule, ihm auch hier Jünger zu erwerben, sind rasch u. spurlos verschwunden.

Materie ist das Körperliche in den Naturgegenständen, in so fern es einen Raum erfüllt u. durch die Sinne wahrgenommen wird; körperlicher Stoff, entgegengesetzt der Form und Gestalt, welche beide sich in dem Naturkörper verbinden. Ein anderer Gegensatz ist der Geist, das Geistige, nicht sinnlich Wahrnehmbare, Höhere, die Intelligenz. Daher materiell oft gleichbedeutend mit körperlich, sinnlich überhaupt gebraucht wird.

Mathematik ist die Wissenschaft, die Größen zu bestimmen, zu messen oder zu berechnen, aus bekannten Größen andere, unbekannte, zu finden und beide mit einander zu vergleichen. Sie zerfällt in die reine u. angewandte M. Jene betrachtet die Größen der Dinge, ohne alle Rücksicht auf ihre übrigen Eigenschaften; diese hingegen läßt bei Betrachtung der Größen auch die übrigen Eigenschaften der Dinge nicht außer Acht, bei denen sich die Größen finden. Die reine M. theilt sich wieder in zwei Zweige, in die Arithmetik oder Rechenkunst u. in die Geometrie oder Meßkunst. Außerdem gehören noch hierher: die Trigonometrie, d. i. die Wissenschaft, unbekannte Seiten oder Winkel eines Dreiecks zu berechnen, u. die gemeine M. Die angewandte M. hat es mit der Körperwelt im Großen und im Kleinen zu thun, und man kann sie in eben so viele Zweige theilen, als es Dinge gibt, die man messen kann. Es gehört dahin z. B. die Astronomie, die Optik, die Mechanik. Alle diese einzelnen mathematischen Disciplinen setze man unter den besonderen Artikeln. — Bereits die Indier u. Aegyptier kannten u. betrieben die M. Unter den Griechen bereicherten sie besonders Thales, Pythagoras, Plato, Eudoros, Euklid, Archimedes, Apollonius. Die Römer hatten wenig Sinn für sie; mehr die Araber, durch welche sie nach Spanien u. von da nach Italien kam. Gleichzeitig führte Roger Bacon sie in England ein. In Deutschland ward sie zuerst von Johann von Smünden, Burbach, Regiomontan u. A. im 15. Jahrhunderte gepflegt. Doch erst die, mit dem Wiederaufblühen der Wissenschaften erfolgte, Herausgabe der altgriechischen Mathematiker hob das Studium der M. im 16. Jahrhunderte, besonders durch Cardanus, Maurolycus, Vieta, Ludolph van Ceulen, Peter Nunnuz, Justus Byrg, Peter Apianus u. A., sowie durch die Astronomen Tycho de Brahe, Copernicus, Kepler. Noch mehr gewann die M. im 17. Jahrhunderte durch Erfindung der Logarithmen, der Differential- und Integralrechnung u. glänzende astronomische und physikalische Entdeckungen. Das Jahrhundert, wo ein Galilei, Torricelli, Pascal, Descartes, l'Hopital, Cassini, Huyghens, Napier, Harriß, Briggs, Wallis, Barrow, Newton, Halley, Leibnitz, Jakob u. Joh. Bernoulli, Hevelius, Römer u. A. lebten, verdient mit Recht den Beinamen des mathematischen. Das 18. Jahrhundert erfand die combinatorische Analytik, die Variations- u. Derivationsrechnung, verbesserte die früheren Methoden und erweiterte das Gebiet der Astronomie. Nennenswerth sind aus dieser Epoche: Manfredi, Riccati, Nicol. u. Dan. Bernoulli, Leonhard Euler, Maclaurin, Taylor, Bradley, Moivre, de la Caille, Clairaut, Bouguer, d'Alembert, de la Lande, Wolf, Lambert, Tob. Mayer, Kästner, Hindenburg, so wie aus neuester Zeit Lagrange, Laplace, Legendre, Klügel, Molweide, Langsdorf, Gauß u. A. und die Astronomen Herschel, Vater u. Sohn, Bode, Olbers, Encke, Bessel, Struve, v. Littrow, Boguslawsky, Gruithuisen, Mädler, Schröter u. A.

Mathematische Geographie, s. Geographie.

Mathilde, 1) die Heilige, deutsche Kaiserin, Tochter des Sachsenfürsten Theodorich, wurde unter den Augen ihrer Großmutter, der Abtissin eines Klosters zu Erfurt, erzogen, zeigte schon frühe große Liebe zum Gebete und kehrte endlich, mit allen schönen Eigenschaften ausgestattet, in die Welt zurück. 913 ward sie mit Heinrich, des Herzogs Otto von Sachsen Sohn, vermählt. 916 wurde ihr

Gemahl durch den Tod seines Vaters Herzog von Sachsen und 919 von den deutschen Reichsfürsten zum Nachfolger des Kaisers Konrad erwählt. Heinrich vereinigte hohe Frömmigkeit mit allen Eigenschaften eines großen Fürsten. Darum sammelten sich auch seine Getreuen, von den Gefühlen der Liebe und des Dankes befeelt, in Kriegsgefahren auf eigene Kosten, um den allverehrten Herrscher, dessen Freigebigkeit nach errungenem Siege wieder in reicher Fülle über das treugebliebene Land sich weithin ergoß, zu vertheidigen. Während Heinrich den Uebermuth der Feinde seines Reiches brach u. ihnen Gezehe vorschrieb, lebte M. dem Gebete u. der Betrachtung u. besuchte oft die Kranken u. Betrübten, um sie zu trösten u. zur Geduld zu ermahnen. Den Armen widmete sie freudig ihre Dienste und lehrte sie einen Stand hoch schätzen, den Jesus während seines Erdenlebens sich ausgewählt hatte, u. dem die Belohnungen des zukünftigen Lebens verheißen sind. Bei diesen Liebeswerken hatte sie aber den hohen Zweck stets unverrückt im Auge, die Verirrten auch zur Buße und Besserung zu bewegen. Große Freude war es für M., daß Heinrich ihren gottseligen Werken seine ungetheilte Beistimmung gab u. sie sogar auf alle Weise darin zu unterstützen sich beeiferte. Um Nichts betete M. deshalb auch inständiger, als um die Erhaltung des frommen Gemahls. Dessenungeachtet ward er ihr im Jahre 936 durch den Tod entrisen. Gottes heiligstem Willen sich mit gänzlicher Hingebung unterwerfend, ließ sie für die Seele des Kaisers das heilige Opfer darbringen und legte nach dessen Beerdigung ihren Schmuck ab, für immer der Pracht u. Welteitelkeit entsagend. Von den drei Söhnen, die sie aus ihrer Ehe mit Heinrich geboren, ward Otto seines Vaters Nachfolger im deutschen Reiche; Heinrich ward Herzog von Bayern, u. Bruno, der seiner hohen Tugenden wegen in der Kirche als ein Heiliger verehrt wird, erhielt das Erzbisthum Köln. Ehe jedoch Otto zum Besitze der deutschen Krone gelangen konnte, waren traurige Zwiste auszugleichen. Heinrich, obgleich der jüngste Bruder, für den sich M. aus ungerechter Vorliebe erklärte, wollte sich auf den deutschen Thron schwingen. Dieses Vergehen mußte die Mutter aber durch harte Drangsale büßen. Die beiden früher entzweiten Brüder verbanden sich zuletzt gegen die Kaiserin Mutter u. beraubten sie sogar ihres Leibgedinges, unter dem Vorwande, sie habe durch unbedachtsame Almosen den Staat erschöpft. M. ergab sich ohne Murren den Tugenden der sie züchtigenden Vorsehung u. erbuldete im Bußgeiste die Prüfung, welche sie um so tiefer empfinden mußte, da sie von der Hand ihrer eigenen Kinder herkam. Die Verfolgung war eben so langwierig, als grausam. Endlich jedoch schämten sich die zwei Fürsten ihres unwürdigen Verfahrens, versöhnten sich aufrichtig mit ihrer Mutter u. gaben ihr Alles zurück, was sie ihr entrisen hatten. Da M. sich wieder in ihrem vorigen Glücksstande erblickte, ertheilte sie reichlichere Almosen, als jemals. Sie erbaute mehrere Kirchen und stiftete Klöster, unter anderen das von Quedlinburg. In diese geheiligte Stille zog sie sich von Zeit zu Zeit zurück, um die Freude der Einsamkeit zu kosten. Ihre übrige Lebenszeit brachte sie in Gottseligkeit und in Werken der Barmherzigkeit zu. Die Armen u. Unwissenden in den Heilswahrheiten zu unterrichten, wie sie es früher schon bei ihren Hausgenossen gethan hatte, war ihre größte Freude. Sie befand sich gerade in dem Kloster Quedlinburg, als sie von ihrer letzten Krankheit befallen wurde. Ihre Beicht legte sie ab vor ihrem Enkel Wilhelm, Erzbischof von Mainz. Einige Tage nachher that sie vor den Priestern und Klosterfrauen ein öffentliches Sündenbekenntniß, empfing die Sacramente des Altars und der letzten Oelung u. entschlief, auf einem Bußkleide liegend, ihr Haupt mit Asche bestreut, 968 am 14. März, an welchem auch die Kirche ihr Gedächtniß feiert, sanft u. selig in dem Herrn. — 2) M. oder Mechtilde, die Selige, Priorin von Dießen, Aebtissin von Edelstetten, war eine Tochter Bertholds, Grafen von Andechs, und Sophiens von Amertala, geboren 1125 u. erhielt von ihren höchst frommen Eltern eine ausgezeichnete Erziehung. Schon in ihrem 5. Jahre ward sie im Kloster der regulirten Chorfrauen von St. Augustin zu Dießen, welches ihr Vater mit Otto von Wolfrathshausen 1130 gestiftet hatte, dem Herrn geweiht. Sie vervollkommte sich mit

zunehmendem Alter in Gottseligkeit u. christlicher Tugend, übte strenge Abtödtung und zeichnete sich durch reges Gefühl für Gerechtigkeit, edle Herzens-einfalt, unbesleckte Reinheit, liebevolle Freundlichkeit u. sichere Herrschaft über ihre Sinne aus. Keine der Tugenden eines gottseligen Lebens waren ihr fremd und sie genoß die vollendete Wonne lieblicher Zurückgezogenheit. Sie war unbedingt gehorsam, denn der Wille ihrer Oberen war ihr göttlicher Befehl, und das Irdische verachtete sie gänzlich, mit holber Jungfräulichkeit und Liebe nur an dem Herrn der Ewigkeit hangend. Bei diesen herrlichen Neigungen war M. doch manchen Prüfungen bloßgestellt, die aber ihr Herz gefühlvoller gegen die Leiden Anderer machten und die sie durch Demuth und Gottvertrauen bestiegte. Beleidigungen setzte sie strenges Schweigen entgegen u. gab kein Zeichen des Unwillens von sich, wenn ihr Unangenehmes widerfuhr. Wenn sie sprach, schien ein himmlisches Wesen beseligend auf ihre Umgebungen einzuwirken und ihr Gewissen war rein, wie das eines Engels. Darum liebten sie aber auch alle Menschen und Gott sah gnädig auf seine eble Magd. All ihr Thun trug das Gepräge der Heiligkeit; ihr Vermögen gehörte den Armen, ihr Herz und Mitgefühl den Unglücklichen, mit denen sie weinte, wie sie mit den Glücklichen sich freute. Sie war ehrerbietig gegen Aeltere, ernst u. liebevoll gegen Jüngere, sanft und zuvorkommend gegen Alle. Um ihrer Tugenden willen ward sie zur Vorgesetzten gewählt u. die Gemeinschaft ward als ein Muster weit u. breit bewundert. Voll der edelsten Demuth, war M. mehr Schwester, als Vorgesetzte, u. diente willig, wo sie herrschen konnte. Als Gifela, die Tochter Bernhers, Grafen von Schwaben u. Volzhausen, starb, welche mit ihrem Bruder Wernher u. ihrer Schwester Schwinhild 1126 das Kloster Edelstetten bei Ursberg in Schwaben gegründet hatte und daselbst Aebtissin gewesen war, wählte Konrad, Bischof von Augsburg, die ihm als ehrwürdig bekannte M. zu ihrer Nachfolgerin, damit ihre fromme Hand den eingerissenen Unordnungen steuere. Die Demüthige konnte nur durch ein Schreiben des Papstes Anastasius IV. zur Annahme dieser Würde vermocht werden. Weinend und voll inniger Trauer trennte sie sich von der ihr so werth gewordenen Gemeinschaft und trat 1153 ihr neues Amt an, in dem sie durch Anstand, Milde, Umsicht, Mäßigung u. kluge Anwendung von Kraft, bald dahin gelangte, dem Kloster die alte Weihe wieder zu geben. Sie war auch hier ein Muster in jeder Tugend, eine Mutter der Armen, Wittwen u. Waisen, deren Schritte nur von edlen Handlungen der Wohlthätigkeit bezeichnet waren. Wegen Krankheit verließ sie Edelstetten, um in dem geliebten Tiefen ihr Leben zu beschließen u. starb daselbst am 3. Mai 1163, welcher Tag auch ihrem Gedächtnisse gewidmet ist. — 3) M., Markgräfin von Toskana, vertraute Freundin Papsts Gregor VII., geboren 1046, war die Tochter des Markgrafen Bonifacius von Toskana, heirathete den Herzog Gottfried von Lothringen und nach dessen Tode Welf V., Herzog von Bayern, von dem sie sich aber bald nachher trennte. Sie nahm sich nicht nur des päpstlichen Stuhls in Allem eifrigst an, und zog deshalb auch persönlich gegen Kaiser Heinrich IV. zu Felde, sondern vermachte auch der römischen Kirche alle ihre fast königlichen Besitzungen. M. starb 24. Juli 1115 in einem Alter von 77 Jahren. Ihr Vermächtniß verursachte große und langwierige Fehden zwischen den Päpsten und deutschen Kaisern, theils wegen Verwandtschaft der letzteren mit M., theils weil unter diesem Vermächtniß viele deutsche Reichslehen waren, welche Streitigkeiten damit geendigt wurden, daß der Kaiser freiwillig die Mathildischen Güter dem Papste abtrat.

Mathuriner, s. Trinitarier.

Matrikel (*matricula*), jedes Verzeichniß, in welches gewisse Personen, Einkünfte und Leistungen eingetragen werden. So heißt auf Universitäten M. das Verzeichniß der neu eingetretenen Studenten. In einer Pfarrei sind die M. Bücher diejenigen amtlichen Verzeichnisse, welche die Zahl der Pfarrei-Angehörigen, der Geburten, Tausen, Trauungen, Todesfälle u. s. w. enthalten und vom Pfarrer geführt werden. — Die ehemalige deutsche Reichs-M. bestand in dem Verzeichnisse aller Stände des deutschen Reiches u. ihrer Beiträge zu den Reichs-

anstellen. Die M. des deutschen Bundes ist das Verzeichniß der Geldbeiträge u. Mannschaften, welche jeder Bundesstaat zu Bundeszwecken zu leisten hat.

Matrize, f. Schriftgießerei.

Matrosen, heißen die Arbeiten auf den Schiffen zur Führung und Regierung derselben, welche, genau genommen keine Soldaten sind, indeß wie solche in strenger Zucht gehalten werden. Die M. verrichten alle Arbeiten, welche das An- u. Ausstafeln der Schiffe, das Regieren derselben mittelst der Segel und des Steuers, die Ausbesserung u. s. w. betreffen.

Matter, Jacques, General-Inspektor der Universität zu Paris, war einer der geistreichsten Schriftsteller für Culturgeschichte und zu Alt-Etendorf im Elsaß am 31. Mai 1791 geboren, wo sein Vater, von deutscher Abstammung, Maire war. Der 15jährige Jüngling erhielt auf dem von Oberlin (s. d.) geleiteten Gymnasium seiner Vaterstadt eine vortreffliche Schulbildung, hörte hierauf auf der protestantischen Akademie philosophische Vorlesungen und besuchte fleißig die Vorträge für Geschichte u. Literatur. Eine Zeit lange Gymnasiallehrer, nahm er Urlaub, um in Göttingen die juristische u. staatswirtschaftliche Fakultät zu besuchen und sich hier für eine diplomatische Laufbahn auszubilden. Eine Reise nach Paris hatte den glücklichen Erfolg, daß er hier 1817 die Preisaufgabe über die alexandrinische Schule auf das Beste löste: „*Essai historique sur l'école d'Alexandrie*, Paris 1820. Er gewann sich die besondere Gunst des Gelehrten u. Staatsmannes Royer-Collard, welcher ihm durch Guizot 1819 einen Lehrstuhl an einem der Colleges zu Strassburg, Toulouse oder Douai anbieten ließ. Er entschied sich für Strassburg u. ward hier nach 2 Jahren Direktor des Gymnasiums, welches er durch manche wesentliche Verbesserungen im Studienplane bedeutend zu heben wußte. An der höheren Akademie trug er zugleich Geschichte vor. Als gereifte Früchte dieser Studien erschienen: *Histoire générale du christianisme et de la société chrétienne, considérée principalement dans ses institutions et ses doctrines*, 4 Bde., dann: *Histoire critique du gnosticisme et de son influence sur les lois religieuses et philosophiques des six premiers siècles de l'ère chrétienne*, Paris 1828, 3 Bände (auch ins Deutsche überf. von Dörner, Heilbronn 1833). Diese letztere kirchenhistorische Schrift war eine weitere Ausarbeitung eines kürzeren Entwurfes, welcher von der französischen Akademie mit einem Preise gekrönt wurde, u. ihm zur ehrenvollen Erhebung als Inspektor der Akademie den Weg bahnte. In der Nähe von Strassburg widmete er sich auf einem reizenden Landgute ganz der literarischen Muße. Hier schrieb er: „*De l'influence des mœurs sur les lois et de l'influence des lois sur les mœurs*, Par. 1832 (ins Deutsche überf. von Buß, Freiburg 1833), wodurch er den außerordentlichen Preis von 10,000 Francs erhielt u. zugleich das Ehrenamt eines General-Inspektors. Die Lektüre der Classiker veranlaßte ihn zur Uebersetzung von Cicero's *Quaestiones tusculanae*, Paris 1830 u. *De natura Deorum*, 1833, während er auch zugleich in deutsche Zeitschriften verschiedene Aufsätze einsandte. Ueberhaupt ist für ihn der Einfluß deutscher Wissenschaft höchst anregend gewesen, und in der Vorrede zu seiner Geschichte des Gnosticismus gesteht er selbst mit liebenswürdiger Bescheidenheit, daß, ohne die vorgängigen Arbeiten von Reander, Münzer u. Vellermann, er nicht gewagt haben würde, diese schwierige Untersuchung aufzunehmen. Als Gelehrter vereinigte er in seltener Weise französische u. deutsche Bildung, u. eignete sich deshalb vorzugsweise für einen geistreichen Vermittler der wissenschaftlichen Bestrebungen in den beiden Nationen. Als Guizot am 11. Oct. 1832 Minister des öffentlichen Unterrichts geworden, wurde M. General-Inspektor der Universität zu Paris und hatte in dieser Stellung auf das ganze höhere Unterrichtswesen in Frankreich den wesentlichsten Einfluß. Ungeachtet dieser vielbeschäftigten Stellung, erübrigte er sich Zeit zu größeren wissenschaftlichen Werken, welche zugleich von der Leichtigkeit und Vielseitigkeit der Auffassung rühmliches Zeugniß ablegen: „*Histoire des doctrines morales et politiques des trois derniers siècles*, 3 Bände, Paris 1837; *Le visiteur des écoles*, Paris 1838;

L'instituteur primaire, Paris 1832; Manuel de l'histoire grecque, Paris 1839; Manuel des écoles primaires, moyennes et normales, Paris 1833. Die Grundansichten seiner Philosophie nähern sich der schottischen Moralphilosophie, wie dieselbe besonders von Royer-Collard mannigfache Modifikation erfahren hat. Aus Benjamin Constants Nachlaß gab er heraus: *Le polytheisme romain*, u. früher schon, da er sich mit dem Studium der älteren griechischen Philosophie befaßte, entwarf er in einer kurzen Abhandlung eine vergleichende Darstellung der Doctrinen von Pythagoras, Platon u. Plotin „Des principes de philosophie qui sont communs à Pythagore, à Platon et à Plotin.“ Geistreiche Beiträge von ihm lieferte die *Encyclopédie des gens du monde*; *Dictionnaire de la conversation*. Sein neuestes Werk „*De l'état moral, politique et littéraire de l'Allemagne*“ 1847, wurde alsogleich nach seinem Erscheinen ins Deutsche übersetzt (M.s Politik, Literatur u. Leben in Deutschland, übersetzt von Kaiser, Leipzig 1847, 1. Bd.), u. rechtfertigte die großen Erwartungen, welche man von dem gelehrten Verfasser sich versprechen mußte. Der Zweck des Buches ist: die große religiöse und politische Krisis darzustellen, in der sich Deutschland gegenwärtig befindet. Zu diesem Behufe werden Katholizismus u. Protestantismus nach ihren Parteien u. Schattirungen charakterisirt, hierauf die verschiedenen philosophischen Richtungen u. Schulen mit ungewöhnlicher Sachkenntniß dargestellt. Der Verfasser verbreitet sich dann über die Hauptfragen der deutschen Politik, über die Opposition, über die Zustände der Presse, des Literatur-Wesens u. seiner Behikel, der Buchhandlungen u. Bibliotheken. Als höchst interessant erscheint es daher, die Stimme und das Urtheil eines so sachkundigen Ausländers u. hoch gestellten Schulmannes über die gegenseitige Beziehung der beiden Völker, in Bezug auf geistige Entwicklung, zu vernehmen und sich über den Ausspruch zu freuen, daß das deutsche Element in Frankreich immer mehr Wurzel zu fassen beginne. Um so unerquicklicher u. beleidigender muß die höchst oberflächliche Besprechung bei jedem Sachverständigen mißbilligt werden, welche ein „Pariser Michel“ ganz kürzlich in den Monatblättern zur Augsburger Allgemeinen Zeitung, December-Heft 1847, eben so boshaft, als nichtswürdig sich erlaubt hat.

Cm.

Matthäi, Johann Friedrich, berühmter Historienmaler, geboren 1777 zu Meissen; in Dresden, Wien u. Italien (1802—1808) gebildet, 1810 Professor, später Direktor der Gemäldegalerie zu Dresden. Besonders treffliche Gemälde von ihm sind: Taufe Christi, Christus, die Kinder segnend, Altarblatt in Plauen, Tod des Rodros u. a. Minder gelungen ist sein großes, aus Auftrag des gegenwärtig regierenden Herzogs von Braunschweig als Geschenk für den letztverstorbenen König von England gemaltes Tableau: Der Tod des Herzogs von Braunschweig-Vels.

Matthäus, der heilige Apostel u. Evangelist, auch Levi u. Alphäus genannt, aus Galiläa gebürtig, war, ehe Jesus ihn berief, ein Zolleinnehmer am See Genesareth u. folgte Jesu auf das einzige Wort, das dieser zu ihm sprach: „Folge mir nach.“ Ungeachtet des Murrens der Pharisäer, daß er mit Sündern umgehe, wofür sie jeden Zöllner hielten, nahm ihn Jesus unter seine Apostel auf u. verlieh ihm solche Erleuchtung, daß M. auch Evangelist wurde u. für die Juden insbesondere nachwies, daß Jesus der von den Propheten verheißene Erlöser sei. Sein Evangelium schrieb er höchst wahrscheinlich noch in Judäa. Die Ueberslieferung läßt ihn sodann nach Aethiopien ziehen, wo er ein sehr strenges Leben führt, eifrigst das Evangelium predigt, die Tochter des Königs Agipus vom Tode erweckt u. dadurch das ganze königliche Haus zum Christenthume bekehrt, ja, eine andere Tochter des Königs sogar zum Entschlusse bringt, ihre Jungfräulichkeit dem Herrn zu weihen. Da aber Hirtakus, der Nachfolger des vorigen Königs, um ihre Hand sich bewarb u. sie selbe ihm verweigerte, maß Hirtakus dieses dem Zureden des heiligen Apostels bei u. ließ ihn, da er eben am Altare das heilige Opfer brachte, ermorden. Sein Leichnam wurde, nachdem er bis zum Jahre 1080 in der Stadt Mababar gelegen, unter dem Pontifikate Gregors VII. nach Salerno

gebracht u. dort in einer, ihm zu Ehren erbauten, Kirche feierlichst beigesetzt. Sein Fest fällt auf den 21. September.

Matthaeus, Johann, geboren zu Röchlis im Meißnischen, 24. Juni 1504, studirte zu Ingolstadt u. Wittenberg, wo er Luther kennen lernte u. zum Protestantismus abfiel, ward hierauf Rektor u. hernach Prediger zu Joachimsthal und starb 1565. Man hat von ihm verschiedene Erbauungs-Schriften, unter denen seine Postillen unter dem Titel „Sarepta“, wo hinten eine Joachimsthalische Chronik zu finden ist, und seine „Predigten von dem Leben Luthers“ die bekanntesten sind. Von ihm ist auch das Mergenslied: „Aus meines Herzens Grunde“ 1c.

Matthiä, 1) August, verdienter Philolog und Schulmann, geboren am 25. Dezember 1769 zu Göttingen, wo er den ersten classischen Unterricht von 1780—86 empfing u. denselben auf der Universität unter Herne's Leitung eifrigst fortsetzte. Auch mit der Kant'schen Philosophie beschäftigte sich sein reger Forschungstrieb. 1789 ward er Hauslehrer in Amsterdam und betrieb hier das Studium der französischen, englischen und italienischen National-Literatur. Seine Schrift: „Ueber die National-Charaktere“, Leipzig, 1802 gedruckt, gewann zu Leiden den Preis. 1798 ging M. nach Weimar als Lehrer der griechischen, lateinischen u. deutschen Sprache an das von Mounier auf dem Lustschlosse Belvedere besonders für junge Engländer gegründete Institut und erhielt 1801 die Stelle eines Direktors am Gymnasium zu Altenburg. Unter seiner Leitung und Pflege erhob sich das Friedrichs-Gymnasium zu einer der berühmtesten Gelehrtenschulen in Norddeutschland. Seit 1831 beugten jedoch schwere Unglücksfälle und häusliche Verluste seine frühere Energie, und den Tod seiner Gattin 1833 überlebte er nur 2 Jahre — einer hinwelfenden Pflanze gleich, die von der Tageshitze verentt ist. Bei den heranahenden Stunden seines Abscheidens von dieser Welt, ließ er sich seine Ausgabe von Cicero's 7 Reden an's Krankenbett bringen und las seinen Söhnen im Vorgefühl seiner Auflösung die schönen Verse vor, welche er in einer Anmerkung zu Cic. pro Murena §. 3 citirt hatte: *Adspice, quem valido subnixum gloria regno etc.* und verschied am 6. Januar 1835. Seine Verdienste um die römische und griechische Literatur wurden selbst im Auslande, besonders in Holland geachtet, wo er an Wytttenbach, Schuter, Luzac warme Verehrer fand. Er bewährte in seinen philologischen Arbeiten nicht blos gründliche und umfassende Kenntniß der äußeren Sprachformen, sondern drang auch tief ein in den lebensvollen Geist des classischen Alterthums und erklärte das humanistische Studium ohne das geistvolle Auffassen des seelenvollen Wesens für eine leere Hülle. Als Schulmann suchte er bei Leitung seiner Schüler stets den Grundsatz geltend zu machen: „*maxima debetur pueris reverentia*,“ und erkannte mit den gefeierten Pädagogen Niemeyer, Schwarz u. a. religiöse Humanität als die Basis der Disciplin. — Seine Schriften sind: *Commentatio de rationibus et momentis, quibus virtus nullo religionis praesidio munita sese commendare ac tueri possit* (Göttingen 1789); *Observ. crit. in Tragicos, Homerum, Apollonium, Pindarum. Animadv. in hymnos homeric. cum prolog.* (Gießen 1800); Hugo, Beitrag für Würdigung der Herder'schen Metakritik 1799. *Εκλογαί ποιητικαί. s. carmina graec. selecta.* 1842. *Misellanea philologica.* 2 Bde. 1803—4; *Homeri hymni et batrachomyomachia rec. et animadv. c. lect. variet. et lat. vers.* 1805; Gedanken über die Wahl der lateinischen u. griechischen Autoren in den oberen Classen gelehrter Schulen (Altenburg 1805); Ueber die Methode der Erklärung der alten Autoren, 1806; ausführliche griechische Grammatik, 1808 (2 Bde. 1834, 3. Aufl.); Lucians Ausgewählte Gespräche, Lesebuch für gelehrte Schüler, 1809; *De anacolutis in Cicerone* 1810 (auch wieder abgedruckt in Wolf's Analect. 2. Theil, Seite 1—25); *Euripidis tragoediae et fragm. rec. et interpret. lat.* 5 Voll. 1813—18; *De carmine Theocrit. XXIX.* 1815; Grundriß der griechischen und römischen Literatur, 1834, 3. Aufl.; *Ciceronis Epistolae temp. ord. dispos.* 1816; *Cic. orat. 7.* Leipzig. 1818; Zeittafeln zur allgemeinen Geschichte, 1819; *De Tyrtai carminibus*, 1820; Handbuch der Philosophie, 1823 (3. Aufl. 1833); Griechische Schulgrammatik, 1824;

Eloquentiae lat. exempla e Mureti, Ernesti, Ruhnkenii, Paulini a s. Josepho scriptis sumta, 1832; **Vermischte Schriften**, lateinisch und deutsch, Altenburg, 1833. — 2) **M.**, Friedrich Christian, Bruder des Vorigen, geboren 1763 zu Göttingen, verband mit den humanistischen Studien unter Heyne das Studium der Theologie u. der orientalischen Literatur, worin ihm David Michaelis Muster und Vorbild ward. In den neueren Sprachen, der französischen, englischen, italienischen und spanischen, hatte er sich bereits hinreichende Fertigkeit erworben, als er 1787 an das fürstliche Erziehungs-Institut zu Neuwied berufen wurde. Nach zwei Jahren wurde er Direktor u. Professor am Gymnasium zu Grünstadt, lehrte seit 1798 die alten Sprachen an der Centralschule zu Mainz, trat dort in den Municipal-Rath, 1801 in das *Conseil général du depart. Mont-Tonnère*, bis er in Frankfurt a. M. sich einen bleibenden Aufenthalt wählte, zuerst 1804 als Professor am Gymnasium, dann seit 1806 als Rektor. 1812 erhielt er die Beförderung zum Oberschul- und Medizinalrathe und starb am 21. März 1822. Außer einer großen Anzahl von Schulprogrammen besorgte er Ausgaben von Aratus, Eratosthenes, Dionysius, Periegetes, und von Seneca's Briefen (2 Bände, Frankfurt a. M. 1803).

Cm.

Matthias, der Heilige, einer aus den Aposteln des Herrn, der jedoch erst nach der Himmelfahrt Jesu in die Zwölfzahl aufgenommen wurde. Auf den Vortrag des Petrus nämlich, es müsse an die Stelle des Judas, der sich erhenkt, aus den Männern, die mit Jesu waren, ein Anderer erwählt werden, um mit den Elfen Zeuge zu seyn, daß Jesus auferstanden, wurden Joseph, genannt Barhabas, und Matthias vorgestellt und nachdem die Apostel gebetet und das Loos geworfen hatten, fiel dieses auf M. und ward er den Aposteln beigezählet. Apostelgeschichte I. Von ihm ist weder die Provinz, wo er gepredigt, noch die Art u. der Ort seines Todes mit Gewißheit bekannt. Nach dem, worin die Meisten übereinstimmen, soll er in Aethiopien, Syrien u. zuletzt wieder in Palästina gepredigt, und alldort unter der Regierung des Kaisers Nero zu Jerusalem enthauptet worden seyn. Sein Fest fällt auf den 24. in den Schaltjahren auf den 25. Februar.

T.

Matthias, deutscher Kaiser, zweiter Sohn Kaisers Maximilian II. und Maria's von Oesterreich, Tochter Karls V., geboren zu Wien 1557. 20jährig wurde er 1577 von den Niederländern, die sich gegen den König von Spanien in Empörung befanden, zum Staatthalter ausgerufen. Er nahm den Ruf an und erneuerte so das Andenken der Spaltungen, die sich in früherer Zeit im Haus Habsburg ergeben hatten. In den Niederlanden sah er nur zu bald, daß die Empörer nicht seine Talente, sondern nur seinen Namen wollten, denn die Macht blieb in des Oraniers Händen. Hierüber unwillig, verließ er 1583 die Niederlande und kehrte nach Oesterreich zurück. Sein älterer Bruder, Kaiser Rudolph II., verwies ihn nach Linz, sowohl, weil er bei den Niederländern gewesen, als auch weil er ihn scheute. Die Sterne hatten gedeutet, daß M. ihm nach Leben und Krone strebe. Später wurde M. die Verwaltung von Oesterreich übertragen u. die Heeresführung in Ungarn vertraut. In Oesterreich benahm er sich eifrig zur Herstellung der katholischen Religion, wobei ihm Khelesel sehr eifrig zur Hand ging (siehe Hammer, Khelesels Leben, 1. Bd., Wien 1807, bei Kaulfuß, Wittwe). Kaiser Rudolphs Unthätigkeit; die Gefahr, in welche hiedurch die Monarchie gerieth, vermochte die Erzherzöge zusammen zu treten und M. zum Oberhaupte der Familie zu wählen (1606), auch ihm zu versprechen, daß sie ihm zur römischen Königswahl behülflich seyn würden. M. aber verband andere Ideen damit: er wollte Rudolph entthronen. Er suchte Verbindungen mit den protestantischen Fürsten Deutschlands, zeigte sich den Protestanten in Oesterreich und Ungarn günstig und brach 1608 gegen Rudolph auf und zwang ihn, Oesterreich, Mähren und Ungarn abzutreten. 1161 zog er noch einmal gegen Rudolph, der ihm auch Böhmen, Lausitz und Schlesien abtreten mußte (siehe Mailäth, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, 2. Bd., wo M. Benehmen aus dem k. k. geheimen Haus-

Hof- und Staatsarchiv, neu beleuchtet ist). Nach Rudolphs Tode 1612 wurde er zum deutschen Kaiser gewählt. Die Früchte seines Benehmens blieben nicht aus: die Protestanten in seinen Erbstaaten traten mit verschiedenen Forderungen auf; in Ungarn hatte er den Protestanten eine Wahlkapitulation unterschreiben müssen. Die Erzherzöge mißtrauten ihm und ließen seinen Rathgeber, den Cardinal Khlesel, aufheben. Unter ihm brach der 30jährige Krieg aus (s. d.). Kinderlos starb er 1618. Die kaiserliche Grust bei den PP. Kapuziern in Wien ist von ihm und von seiner Gemahlin Anna testamentarisch gegründet. Mailäth.

Matthias, Corvinus, König von Ungarn, zweiter Sohn des Gubernators Johann Hunyadi (s. d.), nach dessen Tode in das Unglück des Hauses mit verwickelt (s. Ladislaus Hunyadi). Als Gefangener nach Prag gebracht, wurde er nach dem Tode Königs Ladislaus V. (s. Ladislaus, König von Ungarn) durch die Macht seines Oheims Szilagyi 1458 zum Könige von Ungarn gewählt. Er war damals 15jährig und kam aus der Gefangenschaft unmittelbar auf den Thron. Seine 32jährige Regierung ist eine der Glanzperioden der ungarischen Geschichte. Die Feldzüge gegen die Türken, die er theils in eigener Person, theils durch seine Feldhern führte, waren siegreich. Aber, statt die Kämpfe mit dem Feinde der Christenheit u. Civilisation mit aller Kraft fortzusetzen, begann er einen ungerechten Krieg mit Georg Podiebrad, König von Böhmen. Er führte ihn siegreich u. erhielt von Podiebrad's Nachfolger, dem polnischen Prinzen Wladislaw, Mähren u. Schlesien. Mit Kaiser Friedrich IV. war er im Anfange u. am Ende seiner Regierung in Feindseligkeit. 1485 eroberte er Wien und schlug seine Residenz dort auf. Vom Schlage gerührt, starb er daselbst am 5. April 1490, 47 Jahre alt. Im Innern des Reiches hatte er zweimal mit den Oligarchen desselben zu kämpfen, die er beide Male händigte. Er gründete die berühmte Corvinische Bibliothek, die erste ungarische Druckerei in Ofen u. war überhaupt bemüht, den materiellen u. geistigen Flor des Reiches zu heben. Seine Gerechtigkeitsliebe ist sprichwörtlich geworden: „M. ist todt, die Gerechtigkeit ist gestorben.“ Im Ganzen aber regierte er willkürlich. Von seinen beiden Frauen, Kunigunde von Podiebrad u. Beatrix von Neapel, hatte er keine Kinder. In seinem natürlichen Sohne Johann Corvin erlosch das Geschlecht Hunyadi (s. Hunyadi Johann). Mailäth.

Matthiffon, Karl Friedrich von, geboren 23. Januar 1761 zu Hohenbodeleben bei Magdeburg, studirte auf der Schule zu Klosterbergen, dann auf der Universität Halle Theologie, die er aber bald mit Philologie, Naturkunde und schöner Literatur vertauschte, ward Lehrer in dem Baschow'schen Institut zu Dessau, dann Hofmeister eines liefländischen Grafen, mit dem er sich in Altona, Heidelberg u. Mannheim aufhielt, lebte 2 Jahre bei seinem Freunde Bonstetten zu Nyon am Genfersee, ging 1790 als Erzieher in ein Handlungshaus zu Lyon, ward 1794 Hessen-Homburgischer Hofrath, in demselben Jahre Vorleser der regierenden Fürstin von Anhalt-Deßau, bereiste mit derselben 1795 — 1801 Italien, die Schweiz u. Tyrol, ward 1801 badischer Legationsrath, 1809 vom Könige von Württemberg geädelt, 1812 geheimer Legationsrath, Hoftheateroberintendant und Oberbibliothekar in Stuttgart, bereiste 1819 im Gefolge des Königs von Württemberg Italien u. zog sich 1829 nach Wörlitz zurück, wo er 12. December 1831 starb. M., früher (von Schiller) über Gebühr gelobt, später (von Menzel) ohne Maß getadelt, ist ein correcter, durch plastische Deutlichkeit der sprachlichen Darstellung sich empfehlender Dichter der sentimentalen Schwärmerei, der „Lieblingssänger der mondcheinliebenden Frauen“ (Hillebrand), in dessen Landschaftsgemälden eine größere Einheit der Bilder u. eine stärkere Berücksichtigung und Hervorhebung des handelnden Menschenlebens zu wünschen wäre. Sein ganzes Wesen war ohne Energie, obwohl nicht ohne Selbstgefälligkeit; seine Dichtungen sind durchweg nüchtern u. rein. Seine „Erinnerungen“ empfehlen sich durch interessante Bemerkungen über Personen, Sitten, Literatur u. Kunst, durch anziehende Schilderungen von Gegenden u. Situationen, leiden aber an affectirter Empfindsamkeit

wie an gesuchter Künstelei der Darstellung. Gedichte, Mannheim 1787; 13. Aufl., Zürich 1838; Briefe, daselbst 1795, 2 Bde.; Erinnerungen (Briefe), daselbst 1810—15, 8 Thle.; Schriften, Aufl. letzter Hand, daselbst 1825—29, 8 Thle.; Lyrische Anthologie, das. 1803—7, 20 Thle.; Literarischer Nachlaß, herausgegeben von Schöck, Berlin 1832, 4 Bde.

Maturitätsprüfung, Abgangs- oder Abiturienten-Prüfung, heißt diejenige Prüfung auf höheren Lehranstalten, welcher sich die, von diesen auf die Universität übergehenden Schüler, zum Beweise der erlangten Reife zu unterwerfen haben. Nach der Art u. Weise, wie derlei Prüfungen gegenwärtig in vielen, ja, man darf sagen in den meisten, deutschen Staaten vorgenommen werden, dürfte nicht bloß die allgemeine Zweckmäßigkeit derselben, sondern selbst das nächst gesuchte Resultat, „ob sich nämlich überhaupt nur der wirklich erlangte Grad von Kenntnissen herausstelle,“ sehr in Zweifel zu ziehen seyn.

Matuta, die Morgenröthe, jene Göttin, welche besonders die italischen Küstenvölker zugleich mit der Albunea u. der Leucothea verehrten, wobei die beiden ersten Gottheiten bald in eine verschmolzen. Servius Tullius erbaute der M. in Rom einen Tempel; Camillus erneuerte denselben. Derselbe durfte nicht von die- nenden Personen u. nicht von Fremden betreten werden.

Maubeuge, Stadt in Frankreich, im Departement du Nord, an der Sambre, u. starke Festung, von Vauban angelegt, hat 7500 Einwohner, Nägel-, Zucker-, Quincaillerie-, Spinnereizylinderstück-, Oel- u. Lichtfabriken, Steinkohlen, Schie- fer- u. Marmorhandel, Salzraffinerie, Bräuerei, Bleichen; Bank, Société des hauts fourneaux du Nord.

Mauerbach, Dorf in Unterösterreich, in der Nähe von Wien. Hier bestand ehemals eine große Karthause, gestiftet 1313 von Friedrich dem Schönen, deren Gebäude jetzt als Armenversorgungshaus dienen. Der Prior Gottfried von M. war es, der am 13. März 1325 Friedrich's Lösung von der Haft auf der Traus- niz erwirkte u. den verhöhten Gegenkönigen die heilige Hostie reichte. *md.*

Mauerbrecher, Wibder oder Sturmbock, ist eine, vor der Erfindung des Pulvers u. der Geschütze gebrauchte Maschine, um die Mauern einer belagerten Festung oder Stadt zu zertrümmern. Der M. bestand aus einem schweren Balken, der am vorderen Ende, nach der einzustürzenden Mauer gerichtet, mit starkem Ei- sen beschlagen war; dann hing man diesen Balken mit Ketten an anderen Balken schwebend auf und er wurde nun gegen die Mauer angestossen. Die künstlichen, mit spitzigem Eisen stark beschlagenen M. wurden mittelst geeigneter Vorrichtungen sehr heftig angezogen, damit sie alsdann schnell wieder zurückprallten und an die Mauern anstießen.

Maufe, Straubfuß (*eau aux jambes*), ist eine anfänglich fieberhafte, im Fesselgelenke der Pferde vorkommende, immer mit einer beträchtlichen Absonderung einer oft verschieden beschaffenen Flüssigkeit verbundene Auschlagskrankheit. Die- selbe hat 2 Grade. Im gelinderen Grade geschwilt die Haut des Fesselgelenkes nur sehr wenig u. es zeigt sich an dessen Beugeseite bei weißfüßigen Thieren eine leicht entzündete Stelle, auf welcher eine wässrige Flüssigkeit ausgeschwilt wird, die dann zu dünnen Schorfen vertrocknet, welche sich schon in 8—14 Tagen wie- der abstoßen. Dabei ist der Gebrauch der Gliedmasse keineswegs beeinträchtigt. Im höheren u. häufiger vorkommenden Grade ist die Geschwult und Röthe weit bedeutender, die Haut heiß, der Gebrauch des Fußes sehr gehemmt u. schmerzhaft, fieberhaftes Allgemeinleiden vorhanden u. die Fresslust vermindert. Nach einigen Tagen entstehen auf der entzündeten Hautstelle zahlreiche, gelb gefüllte Bläschen, die bald plagen u. ihren Inhalt über die Hautoberfläche ergießen, womit die ört- lichen, sowie allgemeinen Krankheitserscheinungen um Vieles ermäßigt werden. Unter Fortdauer einer reichlichen, jauchig werdenden Feuchtigkeitsabsonderung und bei Vernachlässigung der Reinlichkeit entstehen in den Falten u. Vertiefungen des Fesselgelenkes schründenartige Geschwüre, die sich weit ausdehnen, tief eingreifen u. die Haarwurzeln zerstören, oder bei chronisch gewordenem Verlaufe und fortge-

sektem Einflusse äußerer Schädlichkeiten eine dickere, schmierige Jauche absondern, die an der Luft sich leicht verdichtet u. mit den Haaren versilzt (veraltete M., Straußfuß). Die versilzten Haarbüschel fallen dann aus und hinterlassen an den betreffenden Hautstellen entweder vollständige Verhäutung oder Verdickung der Haut, Auswüchse, Feigwarzen und röthliche, graue, schwammige Hervorragungen glatter, hornartiger Beschaffenheit und misfarbigen Aussehens, die manchmal das ganze Köthengelenk in eine unförmliche Masse umwandeln und eine übelriechende Jauche absondern. Eine charakteristische Eigenthümlichkeit der M. besteht darin, daß sie durch Einimpfen auf die Euter der Kühe dort Bläschen hervorbringt, die später anschwellen u. Kuhpockeneiter (s. Kuhpocken) erzeugen, der, auf Menschen übertragen, diese vor den Menschenblattern schützt. Es heißt darum auch die M. „Schutz-M.“ Die Dauer dieser Krankheit ist abhängig von ihrer Heftigkeit, von der Beschaffenheit ihrer Ursachen u. der Art u. Weise der Behandlung; sie dehnt sich von 4—6 Wochen auf mehre Monate u. Jahre hinaus. Was die Ausgänge dieses Uebels anbelangt, so sind diese bei zweckmäßiger Behandlung und Pflege im Allgemeinen nicht ungünstig; manchmal beschränkt es den Gebrauch des Pferdes für lange Zeit und hinterläßt oft eine entstellende Geschwulst des Fußes, immer aber eine vorherrschende Neigung zur Wiederkehr des Uebels. Die Ursachen des Uebels sind innere und äußere. Diese erzeugen die gelindere Form, jene die heftigere. Zu ersteren gehören vorzugsweise Vollblütigkeit, Ausschlagsdyskrasien u. unterdrückte Räude; als letztere machen sich Erkältungen, Verunreinigung der Gliedmassen auf schlechten Wegen u. in schlechten, unreinen u. düstigen Ställen, gestörte Hautausdünstung, schädliches u. verdorbenes Futter, das Abschneiden der Köthenhaare u. s. w. geltend. Pferde unedler und gemeiner Race leiden öfter an der M., als solche von edler Abkunft und feiner Organisation; Kohlen und alte Thiere sind weniger für sie incliniert, als die im mittleren Lebensalter begriffenen; weißhaarige Füße leiden öfter daran, als dunkelfarbige; die Hinterfüße öfter, als die Vorderfüße. Die Hauptmomente der Behandlung sind: Entfernung der Ursachen, Beseitigung des Fiebers, sorgfältiges Reinigen der Füße mit grauer Seife, Aus scheeren des Köthengelenkes, Befördern der Harn- und Hautabsonderungen durch Terpentinmittel, Theer, Wachholderbeeren u. Antimonialien. Die eigentlich örtliche Behandlung besteht in Bähungen mit lauwarmem Brantweinspüllicht u. Abkochungen von Pflanzenschleim, in dem Auslegen feuchtwarmer Kataplasmen von Leinsamen, Käsepappelfraut, Hafsergrütze, oder in dem öfteren Gebrauche einfacher oder Lohfußbäder. Der Zweck dieses Verfahrens ist beim Beginne des Uebels, die entzündete Stelle zur Absonderung lymphatischer Feuchtigkeit zu stimmen; ist dieser erreicht u. hat die nöthige Secretion einige Zeit angehalten, so gilt es deren Beschränkung, die man erreicht durch Bähungen mit Kalk- und Sublimat-Wasser oder Alaun oder Kupfervitriolauslösung, oder durch das täglich einmalige trockene Einreiben von gebranntem u. gepulvertem Alaun oder Bleiweiß, durch das Aufstreuen von rothem Quecksilberpräcipitat mit oder ohne Kohlenpulver. Obwaltende Dyskrasien bedürfen einer speciellen Berücksichtigung. Die Nahrung bestehe aus Gras u. anderem Grünfutter, Kleien, Kartoffeln u. wenig Hafer. Eine andere, aber in Verlauf u. Form vom Straußfüße sehr abweichende, nicht impfbare Form ist die auffallende M., gewöhnlich Wolf genannt. Diese befällt die Pferde sehr plötzlich u. häufiger bloß an den Vorderfüßen. Sie besteht in einer Geschwulst, die nach einigen Tagen aufbricht u. ein bössartiges, Jauche absonderndes und um sich greifendes Geschwür hinterläßt, um welches die Haut in Stücken abfällt. Die Behandlung der wüthenden M. ist hauptsächlich dahin gerichtet, das möglichst schnelle Abstoßen des brandigen Hautstückes zu befördern und eine gute Eiterung zu Stande zu bringen.

Maulbeerbaum (Morus). Unter diesem Namen sind mehre Bäume bekannt, die zur Familie der wahren Nesseln (Urticaceen) u. zur 21. Linneischen Klasse gehören. Sie sind besonders dadurch ausgezeichnet, daß die Kelche der weiblichen Blüthen zur Zeit der Fruchtreife fleischig werden und unter sich zu einer brom-

beerartigen Frucht verwachsen. Diese Früchte sind von allen *M.*-Arten genießbar. Am wichtigsten sind der weiße *M.* (*M. alba*) u. der schwarze *M.* (*M. nigra*); beide werden häufig in Deutschland angebaut, können bei uns gut überwintern u. sind ziemlich große Bäume. Der erstere hat herzförmige, 3 bis 5lappige Blätter und gewöhnlich weiße, manchmal auch gelbliche, seltener dunkelrothe oder schwarze Beeren. Er ist in China einheimisch, wo er schon seit undenklichen Zeiten des Seidenbaues wegen allgemein cultivirt wird; von dort wurde er mit der Seidenraupe, die seine Blätter vorzugsweise als Nahrung liebt, nach Europa gebracht. Man zieht ihn entweder als Hochstamm, oder, weil er den Schnitt gut verträgt, als Kesseltbaum, auch in Hecken, um das Sammeln der Blätter zu erleichtern; endlich auch, besonders in kälteren Gegenden, in der Art, daß man vom dritten Jahre an die aus Samen gezogenen Pflanzen in geringer Höhe über dem Boden mäht. Es sind viele Abarten bekannt; unter diesen sollen zwar jene mit großen, saftreichen Blättern den Raupen eine reichlichere Nahrung gewähren, aber die Qualität der dabei erzielten Seide soll durchaus keine bessere seyn. Der schwarze *M.* hat herzförmige, ungleich gezähnte, rauhe Blätter u. schwarze Beeren, die als Obst beliebt sind und deren süßer, dunkelrother Saft mit Zucker zu dem in den Apotheken gebräuchlichen Maulbeersyrup (*Syrupus mororum*) eingekocht wird. Eine andere Art, welche die besondere Aufmerksamkeit der Seidenzüchter verdient, ist der vielstängelige *M.* (*M. multicaulis*); er wurde durch Perottet vor nicht sehr langer Zeit bekannt.

C. Arendts.

Maulbronn, Dorf im württembergischen Neckarkreise und Sitz eines Oberamtes u. eines Generalsuperintendenten. Es bestand hier ehemals ein Cisterzienserkloster, welches Walthar von Lomersheim 1137 in dieser damals von dichten Wäldern bewachsenen und als Schlupfwinkel des Raubgesindels verrufenen Gegend gründete und so die gefürchtete Wildnis in eine Pflanzstätte der Cultur umschuf. Die Kirche ist ein Meisterstück altdeutscher Baukunst, u. auch der großartige Kreuzgang bietet viel des Schönen. Herzog Christoph von Württemberg verwandelte das Kloster in ein protestantisches Seminar und setzte ihm 1558 den ersten protestantischen Abt vor. Am 10. April 1564 wurde zu *M.* in Gegenwart des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz und des Herzogs Christoph zwischen pfälzischen und württembergischen Theologen ein Religionsgespräch über das Abendmahl abgehalten.

mD.

Maultthier (*Equus mulus*) heißt der Bastard vom männlichen Esel und von der Pferdestute, hat von dem ersteren Kopf, Ohren, Kreuz, Schwanz u. Stimme und übertrifft an Größe zuweilen, an Dauerhaftigkeit u. sicherem Schritte immer das Pferd, weshalb man das *M.* im südlichen Europa, wo es gezogen wird, nicht allein zum Reiten u. Lasttragen, besonders in Gebirgsgegenden, sondern auch zum Ziehen, selbst an Staatswagen, gebraucht. Durch die spanischen Eroberer wurde es auch in Mittel- und Südamerika allgemein eingeführt. Auch im Oriente, besonders in Armenien, werden die *M.*e zahlreich gezogen und man bereitet dort aus dem Leder den orientalischen Chagrin. Die *M.*e pflanzen sich unter sich nie fort, und vom Pferde bedeckt nur in einer Generation. — Bei den Alten gab es jedoch nach Aristoteles noch einen Bastard vom *M.* u. der Pferdestute, Ginnus genannt, jedoch ebenfalls ohne weitere Fortpflanzungsfähigkeit. — Der Maulesel (*Equus hinnus Burdo*, *Burrichos*), Bastard vom Pferde u. der Eselin, ist dem Esel an Gestalt ähnlicher, als dem Pferde, aber von Farbe braun. Man findet sie nur in Deutschland, wo sie in den Mühlen als Lastthiere benützt werden und sich, gegen die Natur der Bastarde, sogar in einigen Generationen fortpflanzen. Sie verlangen nur geringe Kost, dagegen warme Stallung.

Maultrommel, s. Mundharmonika.

Maulwurf (*Talpa*), ein Säugethier aus der Ordnung der Raubthiere, ist charakterisirt durch seine schaufelartigen Vorderpfoten, den kegelförmigen Kopf mit langer zugespitzter Schnauze, den Mangel der äußeren Ohren und durch die kleinen, unter den Haaren verborgenen Augen. Der gemeine oder europäische

M. (T. europea) hat einen feinen weichen Pelz, der beim Streichen weißlich glänzt; übrigens gibt es auch weiße, gefleckte, gelbe und graue. An diesem Thiere ist Alles für seine unterirdische Lebensart vortrefflich ausgestattet, besonders was die vordere Hälfte des Körpers betrifft, die auf Kosten der hinteren ausgebildet erscheint. So ist namentlich an dem Vorderarme das Oberarmbein sehr merkwürdig gebildet, welches, kurz und kräftig, eine monströse Gestalt hat, die von der aller anderen Säugethiere abweicht; mit demselben steht ein äußerst kurzes, kräftiges Schlüsselbein und ein schmales, langes Schulterblatt in Verbindung. Der *M.* bewohnt die ebenen Gegenden von Europa, dem nördlichen Asien u. der Berberei; er kommt höchst selten auf die Oberfläche der Erde, sondern gräbt sich unter derselben mit großer Schnelligkeit eine Menge runder Gänge, wozu er sich der, mit starken u. schneidenden Nägeln versehenen, Vorderpfoten bedient. Seine eigentliche Wohnung bildet der Hauptkessel, ein künstliches Gewölbe von Moos, Mist, Stroh u. dgl., das ungefähr in einer Tiefe von 1 — 2 Fuß ist u. einen Durchmesser von mehr als 1 Fuß hat. Das Weibchen wirft im Mai 3 — 5 blinde, nackte Junge von der Größe einer Kaffeebohne. Die Hauptnahrung besteht in Regenwürmern u. *M.s* grillen. Der *M.* würde durch die Vertilgung schädlicher Thiere nützlich seyn, wenn er nicht bei dem Suchen seiner Nahrung das Erdreich so auflockerte, daß die Wurzeln der Pflanzen bloßgelegt u. dadurch welk werden. Eine verwandte Art ist der blinde *M. (T. coeca)*, der noch kleinere Augen u. mehr behaarte Füße hat und sich in Italien findet.

C. Arendts.

Maupertius (Pierre Louis Moreau de), Präsident der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin u. Mitglied der Akademien zu Paris, Petersburg, London &c., geboren zu St. Malo 1698, erwarb sich frühe ausgebreitete Kenntnisse in Mathematik und Philosophie, nahm 1718 Kriegsdienste und erhielt eine Capitänsstelle bei der Cavalerie, legte sie aber aus Liebe zu den Wissenschaften nieder. Er erhielt sodann 1731 bei der Akademie der Wissenschaften zu Paris die Stelle eines besoldeten Mitgliedes und machte, als solches, die große Entdeckung von den eingedrückten Polen unserer Erde, welche er noch 1735 durch eine Reise nach Norwegen, auf welcher er die Größe der Erde aufs Genaueste ausmaß, außer Zweifel setzte. Nach seiner Rückkunft mußte er an Verbesserung der Schifffahrt arbeiten und bei diesem Geschäfte bestimmte er die Parallaxe des Mondes. 1741 berief ihn Friedrich II. nach Berlin und ernannte ihn 1745 zum Präsidenten seiner Akademie. Er hatte den König in den ersten schlesischen Krieg begleitet, war aber gefangen und nach Wien gebracht worden, wo er indessen bei Hofe mit Auszeichnung aufgenommen u. wieder in Freiheit gesetzt wurde. Seiner schwachen Gesundheit wegen unternahm er mehrmals Reisen in sein Vaterland u. auf einer derselben starb er zu Basel, 27. Juli 1759. *M.* besaß ein feuriges Genie, einen durchdringenden Geist und eine rege Einbildungskraft; aber von Eigenliebe verblendet, machte er sich viele Feinde und war nicht ganz unschuldig bei den Verunglimpfungen, die er erfahren mußte. Seine vornehmsten Schriften: *Elémens. histor.*, 2 Bde., Paris 1730. *Elém. de Geographie etc.*, deutsch, Zürich 1742. *Figure de la terre*, Amsterdam 1738, Paris 1752, mit Kupfern, deutsch Zürich, 1741, lateinisch, Leipzig 1742. *Astronomie nautique*, Paris 1756, mit Kupfern. *Essai de cosmologie*, Amsterdam 1750, deutsch, Berlin 1751. *Ouvrages div.*, Amsterdam 1744. *Oeuvres philos.*, Paris 1752, Dresden 1752, 4 Bde., Lyon 1768.

Mauren, ein, im nördlichen Afrika wohnender, sehr ausgebreiteter Volksstamm, wahrscheinlich durch Vermischung der Berbern mit Negern entstanden, aber mit vorherrschend arabischem Typus, bilden zumeist den seßhaften Theil der Bevölkerung in den Städten u. Dörfern u. sind von den Türken u. Arabern sehr verachtet. Die *M.* reden die arabische Sprache im moghribinischen Dialekte u. sind schlank, wohlgebildete Gestalten, mit schwarzbrauner oder olivenfarbiger Haut u. eblen orientalischen, Schwermuth anzeigenden, Gesichtszügen, auch mild u. ziemlich umgänglich, dabei aber unbeständig, treulos, lügnerisch, grausam, im höchsten

Grabe sinnlich, rachsüchtig, ehrgeizig u. habssüchtig. Ideen der Menschlichkeit und des Wohlwollens sind dem M. fremd. Stolz, hart u. anmaßend gegen die Untergebenen, ist er kriechend u. demüthig gegen die Höhergestellten, knechtisch gegen den Mächtigen. Das Weib ist in den Augen des M. nur zum Sinnengenuß u. zur Fortpflanzung des Menschengeschlechts geschaffen, und diese Ansicht theilt das Weib selbst. Im beklagenswerthesten Zustande der Unwissenheit lebend, verachten die M. alle anderen Völker, die sie als Barbaren betrachten. Ihr religiöser Fanatismus übersteigt alle Begriffe. Sich selber geben sie keinen anderen National- oder Volksnamen, als Emسلمi oder Muslimi, nämlich Rechtgläubige. Ein großer Theil von ihnen treibt Kramhandel und Kaffeewirtschaft; die übrigen sind meist Handwerker, Gärtner und Landbauer. — Die M. kommen im 7. Jahrhundert zuerst als selbstständiger Volksstamm in Nordafrika vor. In den ersten Jahren des 8. Jahrhunderts setzten sie sich in Spanien fest u. lebten dort noch in großer Anzahl u. unter den Namen Moriscos, bis sie durch Philipp II. u. III. aus dem Lande vertrieben wurden u. sich nach Nordafrika flüchteten. Ow.

Maurepas, Jean Frédéric Phelippeaux, Graf von, französischer Minister, geboren 1701, wurde schon in seinem 16. Jahre, während der Minderjährigkeit Ludwigs XV., Staatssekretär, bekam 1718 das Departement des königlichen Hauses, 1723 das der Marine und wurde 1738 Staatsminister. In allen diesen Stellen bewies er Thätigkeit, Scharfsinn u. Klugheit. Weil er die königliche Maitresse Pompadour durch einen wigigen Einfall beleidigte, wurde er 1749 nach Bourges verwiesen. Von dieser Zeit an lebte er in gänzlicher Entfernung von Geschäften u. erhielt zuweilen einen Besuch von dem Dauphin, Vater Ludwigs XVI., der ihn schätzte und seinen Umgang lehrreich fand. Auch die Tante Ludwigs XVI., die Prinzessin Adelaïde, begünstigte ihn und beförderte 1774, bei der Thronbesteigung Ludwigs XVI., seine Zurückberufung. Der schon bejahrte M. kehrte an die Spitze der Geschäfte zurück u. der junge König unterwarf sich seinen Rathschlägen unbedingt. Man hatte jedoch nicht Ursache, sich über seine Rückkunft zu freuen. Es fehlte ihm der zur Führung der Staatsgeschäfte nöthige Ernst; er behandelte Alles mit einer gewissen Leichtigkeit und vergab dadurch der Regierung an Würde und Ansehen. Weil M. vormals durch die Ränke eines Weibes gestürzt worden war, so glaubte er jetzt, die Königin nicht aus den Augen verlieren zu dürfen; er arbeitete daher durch eine heimliche Kabale ihrem Einflusse entgegen u. gab dadurch dem, zu Kavalen geneigten, Hofe ein schlechtes Beispiel. Auf seinen Rath setzte der König die Parlamente wieder ein; aber diese Gerichtshöfe wurden übermüthig und wiederlegten sich dem Könige in der Folge mit trotziger Hartnäckigkeit. M. starb den 21. Nov. 1781, nicht ohne den Vorwurf, die zerrüttete französische Staatsmaschine noch mehr verwirrt zu haben. Die *Mémoires du Comte de M.*, 4 Bde., Paris 1792, entstanden aus einer Sammlung von Urkunden u. Anekdoten in 52 Bänden, welche M. u. sein Sekretär Salé während des Eris von 1749—72 zusammen getragen hatten.

Maurer, Georg Ludwig, Ritter von, königlich bayerischer wirklicher Staatsrath u. lebenslängliches Mitglied der Kammer der Reichsräthe, der Sohn eines protestantischen Pfarrers zu Erpolsheim in der Rheinpfalz, wo er 2. November 1790 geboren wurde, besuchte das Gymnasium u. nachher die Universität zu Heidelberg, wo er 1811 die juristische Doktorwürde erhielt. Nachdem er einen Aufenthalt zu Paris von 1812—14 dazu benützt hatte, in den dortigen Bibliotheken die germanischen Rechtsquellen zu durchforschen, wurde er nach seiner Rückkehr auf das, indessen wieder deutsch gewordene, linke Rheinufer berufen u. Anfangs in Mainz, dann in Speier u. Landau bei den Kreisgerichten als Substitut des königlichen Staatsprokurators angestellt. 1816 wurde er an das Appellationsgericht zu Zweibrücken, zuerst als Substitut des Generalstaatsprokurators, und 1817 als Appellations- und Revisionsgerichtsrath versetzt. 7 Jahre nachher wurde er Staatsprokurator bei dem Bezirksgerichte zu Frankenthal. Im Jahre 1824 gab er seine, von der Akademie der Wissenschaften zu München mit dem ersten Preise

gekrönte „Geschichte des altgermanischen u. namentlich des altbayerischen mündlichen Gerichtsverfahrens“ (Heidelberg 1824) heraus. Die Akademie der Wissenschaften zu München ernannte ihn nun zum correspondirenden Mitgliede u. 1826 wurde er an die von Landshut nach München verlegte Universität für die Lehrfächer des deutschen Privatrechtes, der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte, sowie des französischen Rechtes berufen. Im Frühjahr 1829 erhielt er den Ruf als Professor des germanischen Rechtes an Eichhorns Stelle an die Universität zu Göttingen, schlug denselben aus u. bekam, nebst einer bedeutenden Befoldungszulage, von König Ludwig den Titel eines geheimen Hofrathes. Zugleich wurde er ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften. In demselben Jahre ernannte ihn der König zum Staatsrath, 1831 zum Ritter des Civilverdienstordens der bayerischen Krone und bald darauf zum lebenslänglichen Reichsrathe. 1832 ward er mit Armanzperg (s. d.) u. Heibegger Mitglied der Regentenschaft in Griechenland, gab dem griechischen Volke 4 Gesetzbücher (ein Strafgesetzbuch, ein Gesetzbuch für das Strafverfahren, die Gerichts- u. Notariatsordnung u. das Gesetzbuch über das Civilverfahren) und bewirkte die Trennung der griechischen Kirche vom Patriarchat zu Konstantinopel. In Folge eines Zwiespaltes mit dem Grafen Armanzperg wurde M. im Juli 1834 nach Bayern zurückberufen u. beleuchtete seine Wirksamkeit in Griechenland in der 1836 zu Heidelberg in 3 Bänden erschienenen Schrift: „Das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher u. privatrechtlicher Beziehung vor u. nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834.“ Das Commandeur-Kreuz des St. Michaels-Ordens, sowie das Großkreuz des griechischen Erlöserordens, sind ehrenvolle Anerkennungszeichen seiner Verdienste. Von nun an ordentliches Mitglied des Staatsrathes, verwaltete M. vom Februar 1847 an in dem 9monatlichen „Hoffnungsministerium,“ welches auf das Ministerium Abel folgte, das Portefeuille des Auswärtigen, das von ihm in die Hände des Fürsten Ludwig von Wallerstein überging. Schriften: „Grundriß des deutschen Privatrechtes mit Einschluß des Handels-, Wechsels- u. Lehnrechts“ (München 1828); „Ueber die bayerischen Städte u. ihre Verfassung unter der römischen u. fränkischen Herrschaft“ (München 1829); „Ueber die deutsche Reichsterritorial- u. Rechtsgeschichte“ (München 1830); „das Stadt- u. das Landrechtbuch Ruprechts von Freising nach 5 münchener Handschriften, ein Beitrag zur Geschichte des Schwabenspiegels“ (Stuttg. u. Tüb. 1839) u. a.

Mauritius, der Heilige u. seine Genossen, Märtyrer. — Die thebaische Legion, welche der römische Cäsar Maximianus Herkulens, Mitregent des Kaisers Diocletian, mit anderen gegen die Bagauden, eine gallische Völkerschaft, in das Feld führte, bestand aus lauter christlichen Soldaten u. ihr Befehlshaber war M. Nachdem Maximian die Alpen überstiegen, gestattete er seinem Heere einige Rasttage, damit es sich von den Anstrengungen des mühevollen Zuges erholen könnte. Zu gleicher Zeit ließ er einige Abtheilungen gegen Trier vorrücken. Das Heer lagerte bei Octodurum, jetzt Martinach, einer damals beträchtlichen Stadt an der Rhone, oberhalb des Genfer-Sees. Es war ein bischöflicher Sitz daselbst, der im 6. Jahrhunderte nach Sitten verlegt worden zu seyn scheint. Maximian ertheilte während der Rastzeit Befehl, das ganze Heer solle den Göttern ein Opfer darbringen, um Waffenglück von ihnen zu erlangen. Die thebaische Legion entfernte sich nun gegen 3 Stunden von Octodurum u. schlug ihr Lager bei Algaunum, (dem jetzigen St. Moriz) auf, um an den heidnischen Gräueln keinen Antheil zu nehmen. Der Cäsar gebot ihnen, in's allgemeine Lager zurückzukehren u. sich mit dem übrigen Heere zur Darbringung des Opfers zu vereinigen. Da aber die ganze Legion sich standhaft weigerte, an dieser gotteslästerlichen Feierlichkeit Antheil zu nehmen, ließ er jeden zehnten Mann nach dem Loose niederhauen. Die Andern blieben dessen ungeachtet unerschütterlich und ermunterten sich wechselseitig, in ihrer Religion treu zu beharren. Maximian ließ sie von Neuem zehnten, richtete aber damit eben so wenig aus. Einmüthig riefen alle übrig gebliebenen Soldaten, daß sie dem ungerechten Befehle nicht gehorchen würden, sondern bereit seien,

eher Alles zu leiden, als ihren Glauben zu verläugnen. M., Cruperius u. Candidus, ihre Anführer, trugen nicht wenig bei, sie in diesen Heldengedankungen zu bestärken (der heilige Eucherius gibt dem heiligen M. den Titel *Primicerius*, welches die erste Würde in der Legion war u. ungefähr mit der eines Tribuns oder Obersten übereinstimmt. Cruperius heißt *Campiductor* oder Major, u. Candidus, Senator der Truppen). Der Cäsar ließ nun der Legion verkünden, es werde ihr großen Vortheil gewähren, wenn sie sich seinem Willen unterwerfe; sie verlasse sich umsonst auf ihre Anzahl, Alle würden vertilgt werden, wosern sie in ihrem Ungehorsame beharrten. Von ihren Anführern ermuntert, ließen sie aber Maximian im Wesentlichen folgende Antwort geben: „Wir sind keine Soldaten, wir sind aber auch Diener des wahren Gottes. Wir sind dir zum Kriegsdienste u. zum Gehorsame verpflichtet, können aber Den nicht verläugnen, der unser Schöpfer u. Herr, wie der Deine, ist, selbst da, wo du ihn verwirfst. Doch selbst das Aeußerste, wozu wir jetzt gebracht sind, vermag uns nicht zum Aufruhr zu verleiten. Wir haben die Waffen in den Händen; wir wissen aber Nichts von einem Widerstande, weil wir lieber unschuldig sterben, als schuldvoll leben wollen. Die thebaische Legion bestand aus mehr als 10,000 wohlbewaffneten Kriegern, die immer kräftigen Widerstand hätten leisten können; allein sie wußten, daß, wenn man Gott gibt, was Gottes ist, man auch dem Kaiser geben müsse, was dem Kaiser gebührt, u. sie bewiesen größeren Muth, da sie für ihren Glauben starben, als wenn sie jede andere, noch so kühne u. gefährvolle, That ausgeführt hätten. Maximian, der alle Hoffnung, ihre Standhaftigkeit zu erschüttern, aufgab, ließ das Heer auf sie eindringen u. sie niedermeßeln. Weit entfernt, den mindesten Widerstand zu thun, legten Alle ihre Waffen nieder und ließen sich ruhig das Leben nehmen, indem sie sich wechselseitig zum Tode ermunterten. Die Erde war mit Leichen bedeckt u. Ströme Blutes flossen allenthalben. Ursus u. Victor (s. dd.), die zur thebaischen Legion gehörten, aber damals entfernt waren, wurden zu Solothurn gemartert, wo man jetzt noch ihre Reliquien aufbewahrt. Octavius, Adventitius u. Solutor litten zu Turin um dieselbe Zeit. Diese heilige Legion wird von verschiedenen alten Schriftstellern hoch gepriesen und ihr Fest in den ältesten Martyrologien auf diesen Tag verzeichnet. Der heilige Eucherius sagt, von ihnen, zu seiner Zeit noch im Agaunum liegenden, Reliquien sprechend: „Man kommt aus verschiedenen Provinzen, die köstlichen Ueberbleibsel dieser Heiligen zu verehren u. ihnen Geschenke an Gold, Silber u. s. w. darzubringen. Ich weihe ihnen demüthig dieses Denkmal meiner Feder; ich bitte sie, mir durch ihre Fürsprache die Verzeihung meiner Sünden zu erlangen u. fernerhin ihren Schutz angedeihen zu lassen. An der Stelle, wo M. und seine Genossen gemartert wurden, wurde später das Kloster St. Moriz gegründet, um welches dann die kleine Stadt gleiches Namens in Unterwallis entstand. Der heilige M. u. seine Martergefährten werden in vielen Kirchen Frankreichs, Deutschlands, Italiens, Spaniens u. Portugals verehrt, 22. September.

Mauritius, eine der Mascaren-Inseln, eine afrikanisch-britische Colonie. Der Portugiese Mascarenhas entdeckte diese Insel (20—20 $\frac{1}{2}$ ° der Breite, 55° der Länge v. Paris, 32 □ Meilen Umfang) im Jahre 1507 u. nannte sie Cerne. 90 Jahre später wurde sie von den Holländern in Besitz genommen u. zu Ehren des Prinzen von Oranien M. genannt. Sie verließen indeß selbe 1712 wieder, da die begonnene Colonie nicht gedieh, worauf die Franzosen hier unter dem Namen Isle de France eine ihrer besten Niederlassungen in den indischen Gewässern stifteten. Im Kriege, der in Folge der französischen Revolution ausbrach, eroberten die Britten die Insel, die sie wieder M. nannten u. die ihnen im Pariser Frieden 1814 zugesprochen ward. Die vulkanische Insel erhebt sich bis zu 2600'. Port-Louis, die Hauptstadt, Mahébourg oder Grand-Port sind 2 vortreffliche Häfen auf der Nordwest- u. Südost-Küste. Innerhalb der Wendekreise gelegen, hat M. tropisches Klima u. Pflanzenwuchs. Nur $\frac{1}{16}$ der Bevölkerung (90,000 Einwohner) sind Weiße französischer Abstammung, daher

das Französische Umgangssprache, $\frac{1}{10}$ Schwarze, $\frac{1}{10}$ Chinesen, Araber, Hindus u. Die Verwaltung ist eingerichtet, wie in den amerikanisch-britischen Colonien. Die Besatzung besteht aus europäischen Truppen u. einer Miliz. Die Einkünfte decken lange nicht die Ausgaben. Die katholische Kirche unter einem eigenen apostolischen Vicare, ist die herrschende. — Zu diesem Gouvernement gehören ferner: 1) die Insel Rodriguez, 19° 13' südl. Br., 75 d. M. östlich von M.; sie ist nur von wenigen Schildkrötenfängern bewohnt; 2) der Archipelagus der Sechellen- oder Mahé-Inseln, bestehend aus einer Gruppe Korallen-Inseln; die größte derselben, die Mahé-Insel (wo der Untergouverneur residirt) ist granitisch und umfaßt 30,000 Acres. Sie sind von M. aus durch Nachkommen der Portugiesen u. Franzosen colonisirt worden; 3) die Insel Diego Garcia, die Hauptinsel des Tschegos-Archipel, liegt weiter östlich, ungefähr 4° vom Aequator. Der Handel dieser Colonie ist sehr bedeutend; der Umsatz beträgt fast 8 Millionen Thaler.

Br.

Maurokordatos, eine griechische, fanariotische Fürstenfamilie, die ihren Ursprung von dem genuessischen Geschlechte der Scarlati herleitet. Dieselbe hat unter ihren Angehörigen mehrere berühmte Männer aufzuweisen, von denen wir anführen: — 1) Alexander, studirte zu Rom u. Padua Medizin, erhielt die Doktormürde zu Bologna, wurde Dolmetscher bei der Pforte, Bevollmächtigter bei dem Karlowitzer Frieden u. Gesandter in Wien, endlich Hospodar der Wallachei u. starb 1720 zu Bukarest. Man hat einige Schriften historischen, politischen u. medizinischen Inhalts von ihm. — 2) M., Johann Niklas, Sohn des Vorigen, trat in die Fußstapfen seines Vaters, sowohl als Dolmetscher am türkischen Hofe, wie als Freund der Gelehrsamkeit, die er im türkischen Reiche, soviel es die Umstände erlaubten, beförderte. Er starb als Hospodar der Wallachei, 14. September 1730. Man hat von ihm: *Liber de officiis*, griechisch u. lateinisch von Bergler, Leipzig 1722 (nach der griechischen Ausgabe von Bukarest, 1719), auch London, 1726. — 3) M., Konstantin, Bruder des Vorigen u. 1730 zu dessen Nachfolger erwählt, aber erst 1735 eingesetzt, regierte unter mehrmaligem Ab- u. Wiedereingesetztwerden bis 1761, wo er abermals abgesetzt wurde u. bald darauf zu Konstantinopel starb. — 4) M., Alexander, Fürst von M., ein geistreicher u. gelehrter Mann, lebte zu Therapia und wirkte durch Schriften sehr gegenständig auf das griechische Volk. Beim Ausbruche der griechischen Unruhen wurde seine Gemahlin (eine Prinzessin Morusi) u. seine Töchter von türkischen Timarlis geschändet u. er selbst ermordet. — 5) Alexander, Sohn des Vorigen, geboren zu Konstantinopel 1787, folgte, noch sehr jung, seinem Oheim, dem Fürsten Karaditsa, nach der Walachei u. dann nach der Schweiz u. Italien. Zu Pisa erreichte ihn der Aufruf Alexanders Kantakuzeno, worauf sich 1821 M. sogar in Begleitung französischer Offiziere nach dem Peloponnes einschiffte. Demetrius Ipsilanti sandte ihn nach Aetolien, wo M. eine Versammlung nach Brachori berief, um eine provisorische Regierung Westgriechenlands anzuordnen, was ihm auch gelang. Er überzeugte sodann auf der Nationalversammlung zu Argos die Primaten u. Kapitanis von der Nothwendigkeit einer Centralregierung, u. als Demetrius Ipsilanti in Folge von Mißthelligkeiten die Versammlung verließ, übertrug man M. die Entwerfung des Unabhängigkeitsbeschlusses u. der einstweiligen Regierungsform. Zu Epidaurus, wohin sich der Congress 1822 wandte, ward M. zum Proëdros ernannt, eröffnete eine Anleihe von 5 Millionen Pfaster und erließ das Blockadedekret der türkischen Häfen. Dann zog er als Stratarch nach Westgriechenland und rettete den Peloponnes durch die gute Vertheidigung Missolonghi's vom November 1822 bis Januar 1823. Von der Partei Kolokotronis angefeindet, kehrte er zurück, nahm nur auf kurze Zeit die Stelle eines Proëdros des vollziehenden Rathes an u. zog sich nach Hydra zurück. Hier bewog er die Navarchen, Missolonghi durch eine Flotte zu entsetzen, wohin er, von Neuem mit dem Oberbefehl über Westgriechenland bekleidet, auch selbst eilte u. wo er sich eng an Byron angeschlossen. 1821 Gouverneur von Nauplia, wußte er Omar Brione in Schach zu halten, schloß dann 1824

persönlich in London, die erste Staatsanleihe ab, kehrte im Januar 1825 zurück u. wurde Staatssekretär, wurde in Navarin belagert u. mußte nach dessen Entsetzung vor Kolototroni fliehen. Er lebte hierauf einige Zeit zurückgezogen, bis er mit Miaulis u. Konduriotis an die Spitze der Opposition gegen Kapodistrias trat u. eine Nationalversammlung verlangte. Nach Königs Otto Ankunft wurde er 1833 Minister des Auswärtigen u. Staatsrath, 1834—41 nach einander Ambassadeur zu München, Berlin u. London, ward in diesem Jahre Conseilpräsident, ging aber bald darauf als außerordentlicher Botschafter nach Konstantinopel, um die Differenzen über die Handelsstrafate zu beseitigen. In Folge der September-Revolution 1843 kehrte M. nach Griechenland zurück, trat, ohne ein Portefeuille zu übernehmen, in's Ministerium u. eröffnete im Namen des Alterspräsidenten die Nationalversammlung. Im April 1844 erhielt er die Präsidentschaft des ersten seit Annahme der Verfassung gebildeten Cabinets, verlor es aber schon August 1844 an Kolettis.

Mauromichalis, eine griechische Mainottenhäuptlingsfamilie, die gewöhnlich den fürstlichen beigezählt wird. Am bekanntesten daraus ist Peter, gewöhnlich Pietro Bey genannt, welcher 1816 das Beylik Maina erhielt. Er schloß sich damals der Hetäria (s. d.) an, war aber wenig zufrieden mit dem vorsichtigen Handeln derselben; er setzte sich mit dem Auslande in Verbindung, unterhandelte schon damals mit dem Grafen Kapodistrias, gewann Kolototroni für sich u. erschien im März 1811 mit 5000 Mann vor Kalamatta und übernahm nun den hauptsächlichsten Antheil an der Befreiung Griechenlands; 1821 Mitglied des Moreotischen Senats, 1822 Präsident auf dem Congresse zu Astros, 1824 Chef der executiven Gewalt, übte er großen Einfluß auf alle öffentlichen Angelegenheiten. Unter der Präsidentschaft des Grafen Kapodistrias, ward er unterdrückt; da erhoben sich die Mainotten unter seinem Bruder u. seinem Sohne u. weigerten der Regierung Steuern u. Gehorsam. Kapodistrias ließ den alten M., der als Senator in Nauplia lebte, gefangen setzen; dieß brachte die ganze Familie in Aufruhr u. der Präsident ward von einem Sohne und einem Bruder Pietro Bey's ermordet. Das nun folgende Gouvernement ließ ihn frei und König Otto ernannte ihn 1836 zu einem Vicepräsidenten des Staatsraths.

Maurus, 1) Rabanus, s. Rabanus M. — M., ein Mönch, Schüler des heiligen Benedikt, der erste Stifter von Benediktinerklöstern in Frankreich, starb den 5. Januar 584. Die Congregation gelehrter Benediktinermönche, die viele berühmte Männer erzeugte, hat von ihm den Namen. S. Benediktiner.

Maury, Jean Siffrein, Cardinal, geboren zu Valréas in der Grafschaft Avignon 1746, der Sohn eines armen Schusters, kam nach vollendeten Studien nach Paris, wo er eine Hofmeisterstelle erhielt, bald aber, durch mehrere Schriften sich empfehlend (Eloge funèbre du Dauphin, Eloge de Stanislas etc.) nach einander königlicher Cabinetsprediger, Prior von Lions u. Abt von Grenada wurde und 1785 in die Akademie kam. Bei der Versammlung der Reichsstände 1789 sprach er für den Thron und gegen die Vereinigung der drei Stände, und ward deshalb mehrmals mit dem Tode bedroht. 1792 ging er nach Rom, wo er den bischöflichen Titel erhielt, als apostolischer Nuntius nach Frankfurt zur Krönung Franz II. geschickt und 1798 Cardinal wurde. Als Napoleon Kaiser wurde, trat er auf dessen Partei, wohnte 1804 dessen Krönung mit Pius VII. in Paris bei und ward 1808 Erzbischof von Paris. Bei der Restauration wurde er, weil er die päpstliche Bestätigung noch nicht erhalten hatte, von seinem Posten entfernt; er begab sich nun, um diese nachzusuchen, nach Rom, wurde aber in der Engelsburg verhaftet, jedoch bald wieder als Cardinal anerkannt, erhielt auch seinen erzbischöflichen Sitz wieder und starb 1817 zu Rom. Seine Schriften (3 Bände, 1828, Auswahl 5 Bände, 1827), sind nach Sprache, Styl u. rednerischer Kraft classisch: „Vie du Card. M.“ (1827).

Maus (mus), ein zahlreiches Geschlecht von Nagethieren, wovon die bekanntesten Arten sind: a) mit nackten oder schuppigen Schwänzen; 1) die Hausm.; 2) die große Feldm., größer und weit schädlicher als jene; 3) die

Brandm. in Rußland, selten in Deutschland, gelblichgrau mit schwarzem Rückenstreifen, eben so schädlich für Feldfrüchte; 4) die Zwergm. nur $1\frac{1}{2}$ Zoll groß, rothroth, in Rußland bis nach Sibirien; 5) die Erntem., besonders in England, $2\frac{1}{2}$ Zoll groß, gleicht der kleinen Feldm.; 6) die Hausratte (*mus rattus*), allgemein bekannt; ihre Heimath ist Europa und Asien, durch die Schifffahrt aber ist sie, wie die Hausm., in alle Erdtheile verpflanzt. Zuweilen verwickeln sich die Schwänze mehrerer beisammenliegender Ratten so fest in einander, als wenn sie verwachsen wären (Rattenkönige). 7) Wanderratte (*M. decumanus*), die aus Indien u. Persien eingewandert ist u. noch gefräßiger u. räuberischer ist, als jene, sich auch stärker vermehrt. — Außerdem kennt man noch: die Berchallratte in Ostindien; die Piloriratte auf den Antillen; die ägyptische Borstenratte u. a. b) Mäuse mit behaartem Schwanz. 1) Die kleine Feldm., 3" lang, rothbraun, sehr fruchtbar; 2) die Wasserratte, fast so groß wie die Hausratte, mit kurzem Schwanz, dunkelbraun; 3) die Heitm., etwas kleiner als jene, aber eben so gefährlich, in Gärten, Wiesen und Ängern; 4) die sibirische Wurzelm., 4" lang, sammelt unter dem Rasen große Vorräthe von eßbaren Wurzeln, welche die Kamtschadalen, Tungusen u. A. sich oft zu Nutzen machen; gleich dem Leming stellen sie jährlich große Wanderungen an; und 5) die kleine Haselm. in Gärten u. Laubwaldungen, wo sie meist von Nüssen, Baumsämereien und Obstkernen leben. — Die Spizm. (*Sorex*), gehört einem ganz andern Geschlechte der Nagethiere an.

Mausoleum heißt ein durch Pracht ausgezeichnetes Grabmal. Der Name stammt von Mausolus oder Maussolus, Bruder und Gemahl der Königin von Karien, Artemisia, gestorben 35 v. Chr., welche ihm zu Ehren ein solches Grabmal durch die berühmtesten Künstler errichten ließ. Insbesondere hat die Skulptur Gelegenheit, sich in der Verzierung solcher Grabmäler auszuzeichnen.

Mauth, s. Zoll.

Mauvillon (Jakob), ein talentvoller, fleißiger Schriftsteller u. einer der bedeutendsten Anhänger des physiookratischen Systems, geboren zu Leipzig 1734, war von 1759—65 in hannoverschen Diensten, studirte dann in Leipzig die Rechte, ward 1766 Collaborator am Pädagogium zu Jlefeld, 1771 Lehrer der Kriegswissenschaften am Carolinum in Kassel, bald darauf Hauptmann bei den hessischen Cadetten, 1785 Jägermajor u. Lehrer der Taktik am Carolinum zu Braunschweig u. starb daselbst 1794 als Obristleutnant. Werke: Geschichte der Besitzungen u. des Handels der Europäer in Indien, aus dem Französischen, Hannover. 1774—84, 4 Bde.; Sammlung von Aufsätzen über Gegenstände aus der Staatskunst, Leipz. 1776 f., 2 Bde.; Einleitung in die militärischen Wissenschaften, Braunschw. 1780; *Essai hist. sur l'art de la guerre pendant la guerre de 30 ans*, Kassel 1784, 2. Aufl. 1789; Dramatische Sprichwörter, Epz. 1785, neue Auflage mit verändertem Titel 1790; Von der preussischen Monarchie unter Friedrich dem Großen, Braunschweig 1793—96, 4 Bde., vollendet von Friedrich von Blankenburg; Geschichte Ferdinands, Herzogs von Braunschweig, Epz. 1794, 2 Bde. u. m. a.

Mavors, s. Mars.

Maren, ein Dorf im Amte Birna des königlich sächsischen Kreises Dresden; Marmorbrücke, 600 Einwohner, bekannt durch die Niederlage u. Gefangennehmung des preussischen Generals Zink mit seinem Corps am 21. Nov. 1759 durch den österreichischen Feldmarschall Daun. S. 7jähriger Krieg.

Marentius (Markus Aurelius Valer.), römischer Kaiser, Sohn des Kaisers Maximianus, der die Regierung niedergelegt hatte (s. d.), war stolz, grausam u. jedem Laster ergeben, u. nur die Soldaten liebten ihn, weil er ihnen alle Unordnungen nachsah, daher sie ihn 306 in Rom zum Kaiser ausriefen, worauf auch sein Vater den Titel Augustus wieder annahm. Severus bekriegte beide, wurde aber von seinen Soldaten verlassen, überwunden und getödtet, 307. Dem Galerius drohte ein gleiches Schicksal bei einem deswegen schnell aufgegebenen Angriffe auf Italien. Der tyrannische M. überwand den Gegenkaiser Alexander in

Afrika und bekriegte Konstantin, der ihn aber in der Schlacht bei der milvischen Brücke von Rom überwand M. tödtete 312.

Marime, ein Grundsatz, den sich Jemand aus eigener Willensbestimmung für sein Thun u. Lassen macht.

Maximilian. I. Römisch-deutsche Kaiser. 1) M. I., geboren zu Wiener-Neustadt den 22. März 1459, bestieg den deutschen Kaiserthron 1493 u. starb zu Wels am 12. Jänner 1519. Wenn auch seine Verehrer zugeben, daß es besser sei, segnend die Hand über ein Land zu halten, als einen Fuß in dasselbe hinaus zu strecken, wie M. es gethan, mit einem Fuße auf dem höchsten Kranze des Ulmer Münsters stehend; besser, das Talent eines Feldherrn zu besitzen, als mit dem Muthe des gemeinen Reiters jeden Prahler zu züchtigen, wie M. auf dem Reichstage zu Worms gethan; besser, die Intriquen feindlicher Cabinete zu erspüren, als eine Bärin zu erwürgen, die in der Burgau sich um ihre Jungen wehrte: so müssen doch Mariens Feinde zugeben, daß er, nicht früher gestorben als Sickingen, mit Recht der letzte Ritter heißen würde; daß er auch als Kaiser Vieles und Tüchtiges gewirkt; daß er als Dichter Anerkennung verdiene und vor Allem ein herrlicher Mensch gewesen. — Der einzige Sohn des Kaisers Friedrich III., der den Vater überlebte, hatte er als Kind Nichts versprochen, u. was er lernen mußte, war ihm zuwider, denn die rege Phantasie, das Erbe der schönen Mutter, Eleonore von Portugal, war und blieb überwiegend in ihm. Das eigene Glück des österreichischen Hauses im Heirathen war auch mit ihm. Ueber elf Nebenbuhler errang er den Vorrang in der Werbung um Maria von Burgund, mit der er am 19. August 1477 vermählt ward. Wechselnd war das Glück der Waffen in dem Kriege, der darüber mit Frankreich sich entspann und nach Mariens Tode mit den empörten Niederländern fortwährte, von denen M. 1488 sogar verhaftet wurde, er, der den Befreiungsversuch seines edlen Narren Kunz von der Rosen ritterlich verschmähte. Durch die Heirath mit Bianca Maria Sforza erwarb er das Herzogthum Mailand, 400,000 Dukaten u. eine geistreiche, großsinnige Frau (1494), nachdem er (1489) vom kinderlosen Sigismund Tyrol geerbt, und (1491) den ungarischen Königstitel u. das Versprechen der Erbfolge erhalten, wenn König Vladislaw ohne männliche Erben stürbe. M. war kein Feldherr, darum waren die Erfolge seines 40jährigen Krieges ungünstig oder doch unbedeutend. M. war kein Staatsmann, darum mißglückte die Ligue zu Cambrai (1508) gegen Venedig; aber mit unermüdlichem Feuereifer arbeitete er an dem Vollzuge der drei Hauptpläne seines hochfliegenden Geistes u. seines edlen Herzens: seines Hauses Macht zu erhöhen; das Kaiserthum zu verstärken, daß es in Rom und Byzanz herrsche; Deutschland zu beruhigen und es durch Wissenschaft und Kunst zu verebeln. Hinsichtlich des ersten Planes mißlang es ihm zwar, Oesterreich zum Kurstaate erhoben zu sehen, aber durch die Wechselheirath seiner Enkel Ferdinand und Maria mit den Kindern des Königs Vladislaw war ihm der künftige Anfall der ungarischen und böhmischen Krone an sein Haus gewiß, und er sah seinen Enkel Karl auf dem Throne von Castilien, zugleich als König von Aragonien u. Navarra. Herr der Niederlande, Herr einer neuen Welt, deren fabelhafter Reichthum zu den kühnsten Hoffnungen berechtigte, dem Widerstande seiner Zeit gegenüber sich selbst überlassen von der Rauheit oder Treulosigkeit Derer, auf die er gerechnet; im entscheidenden Momente umtobt von immer höher schwellenden Wogen politischer und religiöser Gährung, gelang es ihm nicht, die geträumte kaiserliche Hoheit zu verwirklichen. M. aber rang, bezüglich seines dritten Hauptplanes, das Faustrecht in Deutschland nieder durch den ewigen Landfrieden, erdrückte fast die westphälische Wehme, die freilich ein Jahrhundert lange eine Wohlthat Deutschlands, der Schreck des Lasters und der Gewaltthätigkeit, aber später ausgeartet und übergreifend geworden war, begründete das Reichskammergericht, gab dem Reiche durch Eintheilung in Kreise festere Gestalt und größere Sicherheit, errichtete zuerst in den Niederlanden die Posten, schuf die ersten Armenanstalten, stiftete eigentlich die kaiserliche Bibliothek

zu Wien; schuf, unterstützt vom Rathe des wackern Frondsberg, die Langknechte, that viel zur Besserung des Geschützes, verfaßte ein Kriegsrecht und eine Vergordnung — u. darum, u. weil er nie einen Priester vor sich stehen ließ, weil er Gelehrte und Künstler reichlich unterstützte, weil er mit den Bürgern ihre Festtage mitfeierte, den Adel durch ritterlichen Sinn und höfliches Wort gewann, das Geld nicht halten wollte, muthig war bis zur Abenteuerlichkeit, u. schön war, daß schon sein Anblick gewann, ist M. der Liebling des deutschen Volkes geworden und sein Name wird als der eines der volksthümlichsten Kaiser fortleben. — Zu erwähnen ist noch die seinem Geheimschreiber Treitzsauerwein in die Feder diktirte, bis in das Jahr 1513 reichende Lebensgeschichte: „der weiß Kunig“ und der von ihm entworfene, aber von dem Probst zu St. Sebald, Melchior Pfinzling, ausgeführte „Theuerdank“; zu erwähnen noch, daß unter M. Hans Sachs gesungen, Albrecht Dürer (s. d.) gemalt. — 2) M. II., ältester Sohn Kaisers Ferdinand I. und der Prinzessin Anna von Ungarn, geboren 1525, betrug sich in seiner Jugend nicht zur Zufriedenheit seines Vaters Ferdinand I. und seines Oheims Karls V. (s. Bucholz Geschichte Ferdinands I.); doch wurde er nach Spanien geschickt und erhielt Karls V. Tochter Maria zur Gemahlin. 1562 wurde er zum römischen Könige, 1564 zum Kaiser gewählt. Er war den Protestanten günstig, in Folge dessen sich die protestantische Lehre in seinen Staaten mehr und mehr entwickelte, wodurch seinem Sohne und Nachfolger Rudolf große Drängnisse erwuchsen. M.s Versuch, seinem Sohne, dem gleichnamigen M., die polnische Krone zu verschaffen, fiel unglücklich aus. In seinen Krieg mit den Türken fällt die Vertheidigung Sigeths durch Niklas Zrinyi (s. Zrinyi), bei welcher Solymann starb. Hierauf folgte 8jähriger Waffenstillstand mit den Türken. Als Selim I. 1576 den Krieg erneuerte, starb M.

Maximilian. II. Regenten von Bayern. 1) M. I., mit dem Beinamen der Große, Kurfürst von Bayern, Sohn Wilhelms V., geboren zu Landshut 17. April 1573, brachte daselbst seine Jugend zu, studirte bis 1591 zu Ingolstadt, machte dann Reisen und trat 1596 die Regierung des Herzogthums Ober- und Niederbayern an, welche ihm sein erst 1626 verstorbener Vater abtrat, um sich desto ungestörter den Uebungen seines frommen Sinnes widmen zu können. Von Natur mit vortrefflichen Geistes- und Herzensgaben ausgerüstet, gebildet durch strenges Studium und Reisen, und durchdrungen von dem Wunsche, der Vater seines Volkes zu seyn, hätte M. Bayern bei Ruhe von Außen auf die höchste Stufe von Macht und Blüthe erhoben. Allein die fortdauernden Nachwehen der kirchlichen Spaltung in Deutschland führten den verheerenden 30jährigen Krieg herbei und brachten auch Bayern um einen großen Theil der süßen Früchte, die es von M.s weiser Regierung zu erwarten hatte. Der Kaiser übertrug ihm 1606 die Achtsvollziehung gegen die Stadt Donauwörth und diese kam hiedurch wieder unter bayerische Oberherrschaft. Die katholische Lique wählte ihn zu ihrem Oberhaupt. M. verband sich hierauf mit Kaiser Ferdinand II. gegen den pfälzischen Friedrich, brachte Oberösterreich zum Gehorsam, siegte auf dem weißen Berge 1619 und eroberte die Ober- und Unterpfalz. Der Kaiser räumte ihm zur Vergütung für 13 Millionen Kriegskosten nicht nur die Kurwürde, sondern auch das ganze Land des Winterkönigs Friedrich von der Pfalz ein. Nach der Schlacht bei Leipzig rückte Gustav Adolph nach Bayern (1632), nahm Donauwörth und München in Besitz, mußte aber, von Wallenstein genöthigt, sich nach Ingolstadt zurückziehen. Die Franzosen und Schweden behaupteten aber zuletzt in Bayern so sehr die Oberhand, daß sich M. zur Neutralität verstehen mußte 1647; sein Land wurde aber jetzt noch mehr, als vorher, verwüstet. Der westphälische Friede gewährte ihm die Oberpfalz, die Grafschaft Cham u. das Erztruchseßenamt 1648. Während dieses langen verheerenden Krieges war doch M. für das Ausblühen seines Staates rastlos besorgt, baute die Residenz, das Zeughaus u. das Josephspital in München, legte den Hofgarten an, zog die merkwürdige Soleitung von Reichenhall nach Traunstein 1616, baute die Jesuitencollegien zu Amberg, Burg-

hausen, Mindelheim, Heidelberg, u. ließ Kaiser Ludwig in der Frauenkirche zu München das prächtige Denkmal errichten. Er starb 27. Sept. 1651 zu Ingolstadt. Sein prächtiges Denkmal, von König Ludwig errichtet, zielt den Wittelsbacher Platz in München. — 2) M. II., Emanuel, Kurfürst, Sohn des Kurfürsten Ferdinand Maria, geb. den 11. Juli 1662, wurde zu allerhand ritterlichen Uebungen erzogen, worin er auch eine vorzügliche Fertigkeit erlangte, und kam durch den Tod seines Vaters 1679 in den Besitz der Regierung. Er war Anfangs ein treuer Bundesgenosse Oesterreichs, zog 1683 der von den Türken belagerten Stadt Wien mit 11,000 Mann zu Hülfe u. focht gegen Oesterreichs Feinde nicht nur in Ungarn, sondern auch am Rheine, was dem bayerischen Lande 30,000 tapfere Männer u. 32 Millionen Gulden kostete. Er vermählte sich mit Kaiser Leopolds I. Tochter, Maria Antonia, deren Mutter des Königs Philipps IV. von Spanien Tochter war. Dieß verschaffte ihm einige Ansprüche auf die spanische Monarchie. Sein Kurfürstenthum hatte die größte Hoffnung, diese Ansprüche zu benützen, aber M.s frühzeitiger Tod 1699 vereitelte sie. Beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekrieges (s. d.) verband er sich insgeheim mit Frankreich, räumte die spanischen Niederlande, deren Statthalter er war, französischem Kriegsvolke ein und bemächtigte sich der Städte Ulm, Memmingen, Neuburg und Regensburg. Hierüber wurde er von dem Kaiser für einen Reichsfeind erklärt und nach zwei verlorenen Schlachten, auf dem Schellenberge und bei Höchstädt, sein Land zu verlassen genöthigt. Dieses wurde nach seiner Aechterklärung unter Mehre getheilt 1706. Der Rastatter Friede verschaffte ihm aber Alles wieder. 1717 schickte er Oesterreich unter seinem Sohne Karl Albrecht aufs Neue Hülfsstruppen wider die Türken und 1724 verglich er sich mit Pfalz wegen der Reichsverwesung, die nun von beiden gemeinschaftlich geführt wurde. Er starb den 26. Februar 1726 u. hatte seinen Sohn Karl Albrecht zum Nachfolger. — 3) M. III. Joseph, Kurfürst, Sohn des Kurfürsten Karl Albrecht (Kaiser Karl VII.) u. der Erzherzogin Marie Amalie von Oesterreich, geboren 1727, genoß eine sorgfältige religiöse u. wissenschaftliche Erziehung und war erst 17 Jahre alt, als er durch den Tod seines Vaters zur Regierung kam. Er machte noch einmal den Versuch, das Glück der Waffen gegen Maria Theresia zu wagen; dieses war ihm aber nicht günstig, daher er in dem Frieden zu Füssen, 22. April 1745, allen seinen Ansprüchen auf Oesterreich entsagte, wofür er seine verloren gegangenen Gebietstheile wieder zurückerhielt. Der Segen des Friedens kam nun seinem erschöpften Lande in jeder Hinsicht zu Gute. Seine erste Sorge war jezt, durch Einschränkung des Hofstaates, Einschränkung eines Theiles seiner Truppen und Ueberlassung eines andern Theiles an die GEMEINDE, überhaupt durch weise Sparsamkeit, dem Staate wieder zu Kräften zu verhelfen. 1749 wurden die Staatsschulden durch eine eigene Commission untersucht, welche Mittel zu deren Tilgung ausfindig machen sollte. Die inländischen Fabriken wurden in die Höhe gebracht und kein Hofbediensteter durfte sich anders als in Tüchern kleiden, die im Lande gemacht waren. 1753 führte M. eine neue Gerichtsordnung ein. Der Ackerbau wurde von ihm möglichst durch gute Verordnungen, Belohnungen und durch Urbarmachung oder Bläse befördert. Die Wissenschaften hatten sich seiner Unterstützung zu erfreuen. Schulen u. Universitäten wurden verbessert u. 28. März 1760 wurde die Akademie der Wissenschaften in München gestiftet. Vieles trugen zu diesen wohlthätigen Einrichtungen Kreitmayer, Jäzstätt, Lori u. A. bei. Bei aller Anhänglichkeit, die der Kurfürst für die katholische Kirche hatte, gestattete er den Protestanten in München doch den Gebrauch ihres Gottesdienstes. Er starb 30. Dezember 1777, der letzte aus dem Wittelsbach-Bayerischen Stamme. Da ihm seine Gemahlin, Maria Anna, Königs August III. von Polen Tochter, mit welcher er seit dem 18. Juli 1747 vermählt war, keinen Erben geboren hatte, fielen seine Lande an Kurpfalz. — 4) M., Joseph, König von Bayern, der Sohn des Pfalzgrafen Friedrich Michael und der Prinzessin Maria Franziska Dorothea von Sulzbach, war geboren zu Schwezingen den 27. Mai 1756. Nach dem Tode seines älteren Bru-

ders Karl erbte er das Herzogthum Zweibrücken und nach dem Ableben des Kurfürsten Karl Theodor trat er 1799 in den Besitz sämmtlicher Länder von Pfalz-bayern. Am 12. März desselben Jahres hielt er seinen feierlichen Einzug in seiner neuen Residenzstadt München. Als ihn die Bayern erblickten, in seiner hohen stattlichen Gestalt, mit seinem milden freundlichen Angesichte, in der Mitte seiner hoffnungsvoll aufblühenden Familie, schlugen ihm augenblicklich alle Herzen entgegen, daß wieder ein ächter Sproßling aus dem Hause Wittelsbach, der mit dem „guten Mar“, der noch bei Allen in gefegnetem Andenken stand, in mancher Beziehung viele Aehnlichkeit hatte. Auch that ein solcher Regent dem Lande gerade Noth; denn noch vor Karl Theodors Absterben waren schon im Jahre 1793 die Revolutionskriege ausgebrochen, welche wieder aufs Neue über die Pfalz u. Bayern, ja fast über ganz Europa alles Verderben des Krieges brachten. Am 9. Februar 1801 wurde zu Luneville Friede geschlossen, in welchem das linke Rheinufer förmlich an Frankreich abgetreten werden mußte. Die heutige bayerische Pfalz erhielt den Namen „Departement Donnersberg“. Zur Entschädigung erhielt M. Joseph von Bayern die Bisthümer Würzburg, Augsburg, Bamberg, Freising und Passau, sammt den geistlichen Stiften Eichstädt, Kempten und mehre freie Reichsstädte. M. durste sich nur kurze Zeit des Friedens freuen. Im Jahre 1804 hatte sich Napoleon zur Würde eines Kaisers der Franzosen erhoben, im folgenden Jahre sich zum Könige von Italien erklärt, und von nun an mit den Ländern ganz nach Willkür geschaltet. Deswegen verbanden sich Oesterreich, England und Rußland neuerdings zu einem Kriege gegen Frankreich. Bayern, zwischen Oesterreich und Frankreich in der Mitte, war in einer mißlichen Lage. Die Oesterreicher machten dem Kurfürsten M. von Bayern keine offenen Mittheilungen über ihre Absichten, Napoleon dagegen ließ ihm ein Bündniß anbieten. Dieß wurde Anfangs verweigert. Weil aber zu gleicher Zeit der Kronprinz Ludwig sich auf einer Reise in Frankreich befand und für ihn Gefahr zu fürchten war, wenn der Vater feindselig gegen Frankreich aufträte, schloß sich M. an Napoleon an und die bayerischen Truppen vereinigten sich mit den französischen. Napoleon siegte und schloß zu Presburg am 26. December 1805 mit Oesterreich einen vortheilhaften Frieden, in Folge dessen Bayern zum Königreiche erhoben u. M. am 1. Januar 1806 feierlich als König von Bayern ausgerufen wurde. Mit der Königswürde hatte M. Joseph auch beträchtliche Besitzungen erworben. Er mußte zwar Würzburg an den Großherzog Ferdinand von Toskana abtreten; dagegen aber wurden ein großer Theil von Tyrol und Vorarlberg und einige andere Besitzungen in Schwaben, so wie die Reichsstädte Augsburg u. Lindau mit Bayern vereint. Zu gleicher Zeit wurde auch das ehrwürdige tausendjährige deutsche Reich aufgelöst, so daß die deutschen Fürsten dem deutschen Kaiser nicht mehr unterworfen waren. König M. und die meisten kleineren deutschen Fürsten bildeten unter sich den rheinischen Bund u. stellten sich unter den Schutz des französischen Kaisers, der darum auch den Titel „Protector des rheinischen Bundes“ führte. In Folge dessen mußte Bayern zu dem französischen Heere 30,000 Mann stellen, welche in dem Feldzuge vom Jahre 1809 wieder gegen Oesterreich fochten. Nach dem in Wien am 14. October 1809 abgeschlossenen Frieden mußte Oesterreich Salzburg mit Berchtesgaden, das Inn- und Hausrußviertel und einige andere Besitzungen an Bayern abtreten. Auch an dem Feldzuge gegen Rußland im Jahre 1812 mußte König M. mit seinen Bayern Theil nehmen, wobei das bayerische Heer fast gänzlich zu Grunde ging. Dem nun gegen Napoleon eröffneten Feldzuge schloß sich auch M. an u. ließ seine Truppen gegen den Rhein ziehen. Am 30. October stellten sich die Bayern den Franzosen bei Hanau entgegen und brachten ihnen die letzte Niederlage auf deutschem Boden bei. Nach der Abdankung Napoleons begab sich König M. zu der Fürstenversammlung nach Wien, wo das Wohl der deutschen Länder u. Völker berathen werden sollte. Napoleon erschien noch einmal auf dem Schauplaze, ward aber von den Verbündeten bei Waterloo geschlagen. In dem hierauf am 20. November 1815 zu Paris geschlossenen Frieden

mußte Bayern das Inn- u. Hausrückviertel sammt dem Herzogthume Salzburg an Oesterreich abtreten, erhielt aber dafür Würzburg und Aschaffenburg, nebst andern Besitzungen, auch die Pfalz am Rhein. So war M. Joseph I. wieder im Besitze aller Länder, welche früher den verschiedenen Linien des Wittelsbacher Hauses unterworfen waren. M. Joseph war jetzt aufs Eifrigste bemüht, die Wunden des Krieges zu heilen u. suchte durch Beförderung des Ackerbaues, des Handels u. der Gewerbe, durch Pflege der Künste und Wissenschaften, besonders aber durch Verbesserung der Schulen seinen Unterthanen das Glück des Friedens im vollsten Maße zuzuwenden. Weil aber alles Bemühen der Menschen eitel ist ohne Gottes Segen, und die zweckmäßigsten Anordnungen kein Gedeihen haben, ohne Religion, so ordnete M. Joseph durch ein Concordat mit dem heiligen Stuhle im Jahre 1817 auch die kirchlichen Angelegenheiten des Landes wieder. Es wurden später in Folge dieser Uebereinkunft zwei Erzbisthümer, München-Freising und Bamberg u. die Bisthümer Augsburg, Regensburg, Passau, Eichstädt, Würzburg und Speier errichtet. Und damit die mancherlei Verwirrungen nicht mehr zurückkehren möchten, welche in früherer Zeit so viel Unheil und Verderben gestiftet hatten, wurde allen Bürgern des Königreiches in der am 26. Mai 1818 gegebenen Verfassungs-Urkunde Freiheit des Gewissens, Gleichheit vor dem Gesetze u. landständische Vertretung garantirt. Daher konnte auch König M. Joseph sein Land immer schöner emporblühen sehen und der Liebe aller Bayern und Pfälzer in gleichem Maße sich erfreuen, bis er am 12. October 1825 starb u. seinem ältesten Sohne Ludwig (s. d.) die Krone hinterließ. MM.

Marimilian. III. Andere Regenten u. fürstliche Personen dieses Namens. 1) M. Franz Xaver Joseph, letzter Kurfürst von Köln, Bischof von Münster, Hoch- u. Deutschmeister, königlicher Prinz von Ungarn u. Böhmen u. Erzherzog von Oesterreich, der jüngste unter den Söhnen der Kaiserin Maria Theresia, 8. December 1756 geboren, durchreiste, als ein Jüngling von 12 Jahren, an der Hand des Grafen von Rosenheim Deutschland, Frankreich, Holland und Italien und focht in dem bayerischen Erbfolgekriege an der Seite seines Bruders Joseph. Da er für den geistlichen Stand bestimmt war, so hatte er sich schon 1769 seinem Oheim, dem Prinzen Karl von Lothringen, als Hoch- und Deutschmeister und 1780 dem Kurfürsten und Erzbischof von Köln und Bischof zu Münster als Coadjutor abjungiren lassen und verwaltete darauf die erste Würde seit 1780, die zwei letzteren aber seit 1784. Er fand die Länder Köln u. Münster in der traurigsten Zerrüttung, da sein Vorfahrer, Kurfürst Marimilian Friedrich, aus dem gräflichen Hause Königssegg-Rothensfels, zwar alle Tugenden eines Privatmannes besaß, aber als Regent ein bloßes Organ in den Händen eines geizigen und despotischen Ministers (von Beldebusch) war. Ein so weites Feld, voll Mißbräuche u. Unordnungen, war ein angemessener Wirkungskreis für den thätigen Geist M.s. Seine Staaten sahen bald die wohlthätigen Produkte der Arbeiten, die der Kurfürst an der Seite seines trefflichen Ministers von Waldensfels entwarf. Der Geist des Fleißes, der Ordnung und der Redlichkeit kehrte wieder, am Hofe ward eine sparsame Haushaltung eingeführt, das Finanz-, Polizei- und Justizwesen verbessert. M. vollendete auch 1786 die von seinem Vorfahrer angefangene Begründung der Universität zu Bonn, verschaffte ihr sichere Einkünfte, legte einen botanischen Garten, ein anatomisches Theater und ein chemisches Laboratorium auf seine Kosten an und verband mit ihr eine Anstalt zur Bildung deutscher Landschullehrer, auch vermehrte er die Hofbibliothek mit den kostbarsten Werken und begünstigte ihre Venüßung. Für seine Person lebte er so einfach und haushälterisch, wie keiner seiner Vorgänger, ohne in den Fehler der Härte oder des Geizes zu verfallen. Täglich war seinen Unterthanen der Zutritt zu ihm offen und alle ehrten in ihm den wohlmeinenden, für ihr Glück theilnehmend besorgten Vater; aber auch das Ganze lag klar vor seinem Blicke und die politischen Verhältnisse der Staaten gegen einander wog er mit scharfsehendem Auge ab. Das Verdienst verehrte in ihm den eifrigsten Gönner und Belohner; gerne reichte

er talentvollen Jünglingen die Mittel zu ihrer Ausbildung. Bei seinem heitern, jedem Lebensgenusse offenen Sinne, wies er die Freuden nicht von der Hand, welche die Lasten des Daseyns erträglich machen; er war aber dabei stets kaltblütig, Meister seiner Neigungen, fest in seinen Grundsätzen und misstrauend kalt gegen Menschen, die er nicht erprobt hatte. Aber nie verließ ihn seine gute Laune und oft erschien sein Witz und seine Scherzhaftigkeit, womit er die unbedeutendste Unterhaltung zu würzen wußte, in der naivsten u. originellsten Gestalt. Er sprach mehre Sprachen mit Fertigkeit, liebte die Musik und spielte selbst einige Instrumente. Die Geschäfte eines jeden Tages hatten ihre bestimmte Ordnung. Seine Gsflust war ungewöhnlich groß, sein Trank aber war nur Wasser. Er liebte den Umgang mit den Mufen und las die besten Schriftsteller der neueren Nationen mit Empfindung. Seine Anlagen zu Godesberg, Poppelsdorf und Augustusburg beweisen seinen Sinn für die Schönheiten der Natur. Der französische Revolutionskrieg hemmte den Lauf seiner landesväterlichen Sorgfalt und vernichtete viele von seinen Schöpfungen. Mit weiser Vorsicht hatte er, gegen das Beispiel seiner Nachbarn, an der Sache der Ausgewanderten nicht den mindesten Antheil genommen und aus Sorgfalt für das Beste seiner Unterthanen die strengste Neutralität beobachtet. Sobald aber der Reichskrieg erklärt war, handelte M. als patriotischer deutscher Fürst. Im Herbst 1794 zogen die Franzosen in Bonn ein und seitdem sah M. seine Residenz nicht mehr. Anfangs floh er nach Münster und von da nach Mergentheim und Ellingen, wo er unter dem Schutze der preussischen Neutralität gegen die Stürme des Krieges gesichert war. Im Frühjahr 1800 begab er sich nach Wien und am 26. Juli 1801 starb er zu Hezendorf. Vgl. Seida, „M. Franz, letzter Kurfürst von Köln“ (Nürnberg 1803). — 2) M. Joseph, Herzog in Bayern, geboren 4. December 1808 zu Bamberg, einziger Sohn des 1837 verstorbenen Herzogs Pius August in Bayern, machte seine Studien in der königlichen Erziehungsanstalt zu München, wurde 1824 Oberstinhaber des damaligen 9. Infanterie-Regiments u. 1826 Hubertus-Ritter. Bis zum Herbst 1827 hörte er ein Jahr lange, theils öffentlich, theils privatim, die naturgeschichtlichen, geschichtlichen und staatswirthschaftlichen Vorträge der ausgezeichnetsten Lehrer der damals von Landshut nach München übergepflanzten Universität. An der Ständerversammlung von 1827 bis 1828 nahm er, als volljährig, in der Kammer der Reichsräthe Theil. Im zuletzt bezeichneten Jahre unternahm er in Erbschaftsangelegenheiten eine Reise nach Frankreich, von da einen Ausflug nach London und kehrte dann über Brüssel nach München zurück. Kurz nachher, am 8. September, fand zu Tegernsee seine Vermählung mit der Prinzessin Wilhelmine Luise, jüngster Tochter Königs M. I., statt. In seiner Militärfunction vertauschte er den Infanterie- mit dem Cavalerie-dienst. 1830 ernannte ihn König Ludwig zum Oberst-Inhaber des 3. Chevaurlegers-Regiments, 1832 nach einer Reise in die Schweiz u. nach Italien zum Commandanten der Landwehr des Isarfreies (Oberbayern), 1837 zum Generalmajor. In demselben Jahre hatte er den Tod seines Vaters zu betrauern, der am 3. August zu Bayreuth starb. Im Jahre 1838 trat M. in Begleitung einer ausgewählten Gesellschaft seine längst projectirte Reise in den Orient an. Er besuchte Griechenland, Constantinopel, Alexandrien, Kairo, Oberägypten, Nubien u. drang bis zur zweiten Katarakte des Nils hinauf. In Kairo glücklich wieder angelangt, ging er sodann nach Palästina und traf nach Smonatlicher Abwesenheit im September wieder in München ein. Die Resultate dieser Reise legte der Herzog nieder in der „Wanderung nach dem Oriente im Jahre 1838, unternommen und skizzirt von dem Herzoge M. in Bayern“ (München 1839, 2. Aufl. 1840). Zur Kräftigung seiner, durch die Reisesirapazen angegriffenen, Gesundheit besuchte der Herzog das Bad Kissingen und machte dann noch 1839 eine Reise nach Holland und Belgien. Auch als belletristischer Schriftsteller hat er sich einen Namen erworben. Man hat von ihm: Phantasus, „Novellen“, München 1833, 2 Bde.; Skizzenbuch für 1835, ebend.; Jakobina, Novelle ebend. 1835; der Stiefbruder, Novelle ebend. 1838. — 3) M., Prinz von Neuwied, geboren 1782, stand

bis 1813 in preussischen Kriegsdiensten, unternahm in den Jahren 1813—17 eine Reise nach Brasilien (2 Bde., Frankfurt 1820—21), welche reiche Resultate für die Wissenschaft lieferte, die in den „Beiträgen zur Naturgeschichte von Brasilien“ (4 Bde., Weimar 1825—32, Abbildungen dazu 1823—30) niedergelegt sind. Nicht minder interessant ist seine Reise durch Nord-Amerika in den Jahren 1832—34 (2 Bde., Kobl. 1838—43).

Maximilianische Thürme werden nach ihrem Erfinder, dem Erzherzoge M. von Este, k. k. Generalfeldzeugmeister und Hoch- und Deutschmeister, die zuerst bei der Befestigung von Linz und seit dem auch anderwärts angewendeten Thürme genannt. Dieselben bestehen aus 3 gleich hohen Stockwerken, auf der Platteform mit 10 16pfündigen Kanonen versehen und von einem Graben rings umzogen, jenseits dessen sich ein Erdmantel von gleicher Höhe mit dem Gebäude erhebt. Die Thürme decken sich gegenseitig.

Maximianus (Marcus Aurelius Valerius), mit dem Beinamen **Herkuleus**, ein Pannonier von geringer Herkunft, schwang sich durch Tapferkeit zu einem der größten Feldherren seiner Zeit empor, blieb aber immerwährend grausam. Kaiser Diocletian (s. d.) nahm ihn 256 n. Chr. zum Mitregenten an, als welcher M. unter andern das Martyrthum der jebaischen Legion (s. Mauritianus) veranlaßte. Beide fochten glücklich gegen die Perser u. Deutschen, wurden aber bald von zwei Gegenkaisern so bedrängt, daß jeder einen Mitregenten unter dem Namen Cäsar annahm. Das Reich wurde nun in vier Theile getheilt. M. starb im Jahre 310 eines gewaltsamen Todes.

Maximinus. 1) Cäjus Julius, römischer Kaiser, ein Thracier, von geringer Abkunft und in seiner Jugend ein Hirte, that unter den Kaisern Septimius Severus, Caracalla, Heliogabal u. Alexander Severus Kriegsdienste, wurde unter dem letzteren Befehlshaber der Truppen in Pannonien und nach dessen Ermordung, die er durch eine Verschwörung bewirkte, 235 n. Chr. Kaiser, worauf er seinen Sohn M. zum Mitregenten annahm. Er glaubte, Grausamkeit sei ihm zur Erhaltung der Krone nothwendig, und sein Geiz war unersättlich. Uebrigens war M. ein guter Krieger u. sehr glücklich gegen die Deutschen. Gegen ihn wurde in Afrika der 80jährige Gordian zum Imperator ausgerufen, der seinen Sohn gleiches Namens zum Mitregenten annahm, 237. Aber beide wurden von der maximianischen Partei erschlagen. Der Senat von Rom ernannte darauf den Cl. Pupienus und Cälius Balbinus, nebst dem jungen Gordian, des älteren Enkel, zu Imperatoren. Der blutgierige M. wurde von seinen eigenen Soldaten 238 bei der Belagerung von Aquileja erschlagen. — 2) M., C. Galerius Valerius, mit dem Beinamen Daza, ein Illyrier, von niederen Herkunft, erhielt 305 nach Chr. die Würde eines Cäsars und die Verwaltung des Orients durch Kaiser Galerius, dessen Schwestersohn er war, nahm 307 den Titel Augustus an, theilte 311, nach Galerius Tode, dessen Länder mit Licinius, nahm sich aber schon 313 zu Tachus selbst das Leben.

Maximinus, der Heilige, Bischof von Trier, stammte, nach dem Pariser Manuscripte des heiligen Victor, aus Poitiers in Aquitanien. Er hatte drei Brüder, Marentinus, Marimus und Jovinus, und eine Schwester, Maxima, mit welcher er fromm erzogen ward. Als Marentinus zum Bischofe von Poitiers erwählt worden war, begab sich der Heilige nach Trier, wo er unter der Leitung des heiligen Agricius nach christlicher Vollkommenheit strebte und die Priesterweihe erhielt. Eine englische Erscheinung bestimmte den Bischof Agricius, den Heiligen zu seinem Nachfolger zu bestellen und M. bestieg den Stuhl von Trier im Jahre 332. Der damals über die ganze Erde sich ausbreitende Arianismus spornte ihn zur höchsten Thätigkeit an, und der heilige Hieronymus gibt ihm das herrlichste Zeugniß, indem er ihn dem heiligen Athanasius an die Seite stellt und seinen festen Dulderfinn bei den von Konstantius über ihn verhängten Drangsalen rühmt. M. wohnte der Kölner Synode bei, wiederlegte den Bischof Euphratas, der Christum nicht als Gottes Sohn anerkennen wollte, und entwickelte dabei hohe Ein-

sicht und glänzende Berechsamkeit. Er war es, der dem heiligen Athanasius eine Freistadt gewährte, wie gefährlich es auch war, des Kaisers Zorn auf sich zu laden. Er setzte freudig Bisthum und Leben aufs Spiel, verachtete alle Gefahren, bloß den Glauben und die Pflicht im Auge behaltend, daß der Christ den Unterdrückten mit Gefahr seiner eigenen Existenz beizustehen verbunden sei. Er fand den Lohn seiner Handlungsweise in seinem Bewußtseyn und der Achtung der Guten, zu welchen der heilige Martin von Tours gehörte, der ihn aus Hochachtung besuchte. Aus Liebe zu seinen Geschwistern verließ M. sein Bisthum, begab sich nach Poitiers, dessen Kirche sein Bruder leitete und starb daselbst 349. Der heilige Paulinus, Erzbischof von Trier, ließ seine heiligen Gebeine nach Trier bringen und in der St. Johannis-Kirche beisetzen. In seinem Grabe, unterwegs und an dem neuen Bewahrungsorte begaben sich viele Wunder, die uns der Mönch Sighart von St. Marimin erzählt. Die Kirche verehrt ihn am 29. Mai.

Marimum, das in seiner Art Grösste oder Höchste (Gegensatz: Minimum, das Kleinste, Geringsste). — M.sgesetz heißt ein vom Nationalconvent in der französischen Revolution gegebenes, vom September 1793 — 94 bestehendes, allen Handel u. Credit vernichtendes Gesetz, dem zu Folge gewisse Waaren, bei Strafe der Confiskation, und nach Umständen selbst bei Todesstrafe, nicht über einem bestimmten Höchst-Preise verkauft werden durften.

Marimus, aus Tyrus, ein platonischer Philosoph, lebte zur Zeit der Antonine in Rom u. schrieb philosophische Reden (*διαλέξεις, λόγοι*), deren wir noch 21 übrig haben, welche sich durch gefälligen Styl auszeichnen. Die besten Ausgaben, mit lateinischen Uebersetzungen u. reichhaltigen Commentaren versehen, sind von J. Davis, London 1740 und Reiske, Leipzig 1774 und 1775, 2 Bände. Eine deutsche Uebersetzung ist von G. Tob. Damm, Berlin 1704.

Mayenne, Fluß in Frankreich, entspringt im Departement Orne, Arrondissement Alençon, durchfließt gegen Süden das Departement M. und den Norden des Departements Maine-Loire, wo er oberhalb Angers in die Sarthe mündet u. die Maine bildet. Das nach ihm benannte Departement, aus dem Westtheile von Maine und dem Nordtheile von Anjou gebildet, gränzt an die Departements Manche und Orne nördlich, Sarthe östlich, Maine-Loire südlich, Ille-Vilaine westlich und hat auf 95 □ Meilen 365,000 Einwohner. Hauptstadt Laval.

Mayer, 1) Johann Tobias, berühmter Mathematiker u. Astronom, geboren zu Marbach in Württemberg, den 17. Februar 1723, von dürftigen Eltern, genoss nur mangelhaften Unterricht, beschäftigte sich aber schon frühzeitig mit vollem Eifer mit der Mathematik, so daß er bereits 1745 als Schriftsteller in dem Gebiete derselben auftrat und seine „Allgemeine Methode zur Auflösung geometrischer Probleme“, Göttingen 1845, veröffentlichte. Eingetreten in die Homann'sche Offizin in Nürnberg, machte er sich verdient um die Verbesserung der Landkarten und holte zugleich die bis daher versäumten allgemein wissenschaftlichen Studien nach. 1750 wurde er als Professor der Mathematik an die Universität Göttingen berufen, woselbst er am 20. Februar 1762 starb. — M. hat sich vielfache Verdienste um die Astronomie erworben durch Verbesserung der Winkelmessinstrumente, Einführung des Multiplicationskreises u., so wie durch seine Mondstafeln u. die von ihm aufgefundenen Weise, zur See die Länge zu bestimmen, für welche letztere Entdeckung seinen Erben ein Theil des vom britischen Parlamente hiefür ausgesetzten Preises zuerkannt wurde. — Die Hauptschriften M.'s sind: „*Theoria lunae juxta systema Newtonianum*“, London 1767, 4., und „*Tabulae motuum solis et lunae*“, London 1770. — 2) M., Johann Tobias, des Vorigen ältester Sohn, geboren den 5. Mai 1752 zu Göttingen, kam 1769 auf die Universität, wo er sich bald ausschließlich dem Studium der Mathematik und der verwandten Wissenschaften widmete; 1773 wurde er zum Philos. Dr. promovirt und begann nun Vorlesungen über alle Theile der Mathematik zu halten; 1780 wurde er als Professor der Mathematik und Physik an die Universität Altdorf berufen; 1786 wurde er königlich preussischer Hofrath und Professor in Erlangen, 1799

aber in Göttingen, woselbst er auch am 30. November 1830 starb. — M. war ein tüchtiger Lehrer, und hat sich durch seine Schriften einen guten Namen erworben; die wichtigeren derselben sind: „Unterricht zur praktischen Geometrie,“ 3 Theile, Göttingen 1778—1783, 4. Auflage, 1814—1818; „Anfangsgründe der Naturlehre“, Göttingen 1801, 6. Auflage, 1827; „Lehrbuch der physischen Astronomie, Theorie der Erde und Meteorologie“, Göttingen 1805. E. Buchner.

Mayr (Beda), Benediktiner zum heiligen Kreuz in Donauwörth, geboren zu Daitingen, einem Dorfe in Oberbayern 1742, studirte zu Augsburg, München und Freiburg, ward 1762 in Donauwörth eingekleidet, lehrte in seinem Stifte zu verschiedenen Zeiten Theologie, Rhetorik, Kirchenrecht, Poesie, Mathematik und Philosophie und starb den 28. April 1794. Unstreitig gehörte M. zu den besten Köpfen seiner Zeit u. bewirkte Gutes in reichlichem Maße; allein seine entschiedene, damals freilich zur allgemeinen Mode gewordene, Hinneigung zu den josophinischen Ansichten, die sich namentlich in seiner „Vertheidigung der natürlichen christlichen u. katholischen Religion nach den Bedürfnissen unserer Zeit,“ 4 Theile, Augsburg 1787, kund gaben, zogen ihm vielsache und nicht ungegründete Gegnerschaften zu.

Mayrhauser, P. Amand, Benediktiner von Kremsmünster, geboren 1779, gestorben 1839. Seine Verdienste im Lehr- und Erziehungsfache, die er sich als Professor und Studien-Direktor erwarb, krönte der Staat durch Verleihung der Civil-Verdienstmedaille. — Vergleiche Theologische Zeitschrift von Pletz, 1836, S. 273. TK.

Mayrlechner, P. Sebastian, Benediktiner von Kremsmünster, geboren 1686, gestorben 1759. Er war der Erste, der als Professor der Philosophie an der Universität Salzburg die herkömmliche Methode verlies und mit der aristotelischen Philosophie die sokratische zu verschmelzen suchte. Seine Schriften sind philosophisch und kirchengeschichtlich. — Vergleiche Ziegelbauer Hist. liter. Ord. S. Benedicti III. S. 535, IV. S. 300; Hist. Univers., Salzburg S. 418 u. 448. TK.

Mazarin (eigentlich Mazarini), Julius, Cardinal u. französischer Premier-Minister, geboren aus einer altadeligen Familie zu Piscina in den Abruzzern 14. Juli 1602 (nach Andern in Rom), studirte in Alcalá de Henares die Rechte u. nahm dann unter den päpstlichen Truppen Kriegsdienste. Hier machte er sich durch einige Staatsgeschäfte, die er im Namen des Papstes in Mailand und an anderen Orten vermittelte, rühmlich bekannt; noch glänzender zeigte sich sein Talent zu Unterhandlungen bei dem für Frankreich vortheilhaften Frieden zu Chievasco 1631, an dem er den meisten Antheil hatte. Durch sein rasches Verfahren hierbei wurde ein blutiges Treffen zwischen Spanien und Frankreich gerade noch zur rechten Zeit vermieden, als schon das Zeichen zum Angriffe gegeben war, u. dieser Vorfall war der Grundstein zu seinem nachherigen Glücke. Richelieu (s. d.), der damals ganz Frankreich beherrschte, gewann ihn lieb und er stieg in dessen Gunst noch höher, als er bald nachher Vicelegat von Avignon u. Nuntius des Papstes in Frankreich wurde. Nach geendigter Nuntiaturs machte ihn Ludwig XIII. auf Richelieu's Betrieb zum Minister u. präsentierte ihn dem Papste zum Cardinal, in welcher letztern Würde er 1641 bestätigt wurde; ja Richelieu erklärte 1642 auf dem Todtbette, daß Niemand als M. fähig sei, seine Stelle zu ersetzen. Während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. erklärte ihn die Regentin-Mutter, Anna von Oesterreich — die sogar mit ihm in vertrautem Umgange gelebt, u. dadurch Mutter des bekannnten Unglücklichen, des Mannes mit der eisernen Maske (s. d.), geworden seyn soll (wie auch Gibbon in seinen vermischten Schriften versichert) — zum Premierminister und Oberleiter über des jungen Königs Erziehung. Diese Erhebung machte M. zu einem willkürlichen u. habgütigen Bedrücker; er erpreßte für sich selbst ungeheure Summen und wußte auch seinen Einfluß durch seine Schwestern und Nichten, die er fast alle an die vornehmsten Großen des Reichs verheirathete, sehr zu verstärken. Ja, seine Kühnheit ging so weit, daß er den Plan faßte, eine seiner Nichten Ludwig XIV. zur Gemahlin zu versprechen; allein dieser

Streich gelang nicht u. überhaupt kam er während seiner Staatsverwaltung durch die heftige Gegenpartei, die man die Fronde (s. d.) nannte, mehrmals an die Rand des Abgrundes. M. u. der Hof mußten 1649 nach St. Germain entweichen; das Parlament verdammteden Cardinal auf ewig, als einen Feind des Reichs, aus Frankreichs Gränzen, und er floh, nachdem die Königin ihn zu entlassen gezwungen worden war, 1651 nach Lüttich und dann nach Köln. Doch diese Unruhen endigten sich damit, daß Ludwig XIV. nach erlangter Volljährigkeit 1652 seinen Erzieher M. zurückrief u. ihn in alle vorigen Würden einsetzte. Noch ein Jahr dauerten die Fehden, u. der Cardinal, dem Muth u. Entschlossenheit mangelte, ging auf einige Zeit nach Sedan ins Exil 1652, wurde jedoch abermals zurückberufen, überwand seine Gegner und ließ sich durch sie bis an seinen Tod, der 1661 zu Vincennes erfolgte, in seinen Plänen nicht stören, von denen wenigstens diejenigen, die die auswärtigen Angelegenheiten betrafen, entschieden auf den Vortheil des Reichs abzielten. Unter seiner Leitung wurde der westphälische Friede 1648 zu Münster u. 1659 der pyrenäische mit Spanien abgeschlossen. Allein diese Verdienste wurden durch seine elende Verwaltung des Innern gar sehr verdunkelt. Seine Habucht u. seine Reichthümer waren beinahe ohne Beispiel; er besaß verschiedene ansehnliche Herzogthümer u. an baarem Gelde u. Kostbarkeiten ein in der That königliches Vermögen. Eines seiner größten Verdienste war noch, daß er die Wissenschaften sehr thätig beförderte u. kurz vor seinem Tode die Betrügereien des Finanzverwalters Fouquet entdeckte. Man hat von ihm: „Lettres ou l'on voit les négociations pour la paix des Pyrénées“ (2 Bde., Paris 1745, u. öfter). Vergl. Aubery, „Histoire du Cardinal M.“ (4 Bde., Amsterd. 1751); Richard, „Parallèle du cardinal Richelieu et du cardinal M.“ (Amsterd. 1716) und Bazin, „Histoire de France sous le ministère du Cardinal M.“ (2 Bände, Paris 1842).

Mazeppa, Chef oder Hetmann der Kosaken, 1645 in Kleinrußland geboren, lebte in seiner Jugend lange an dem Hofe des polnischen Königs Johann Kasimir, wo die Jesuiten vielen Einfluß auf seine Bildung hatten. Ein Vorfall ganz eigenthümlicher Art wurde die Veranlassung zu seiner späteren Erhebung. Ein polnischer Edelmann, mit dessen Gattin M. in vertrautem Umgange stand, traf ihn einst bei dieser, ließ ihn ergreifen u. nackt auf ein wildes Pferd binden, welches ihn in die Steppen der Ukraine trug. Hier wurde er von Bauern in der äußersten Erschöpfung gefunden u. befreit, blieb bei ihnen, erwarb sich durch Tapferkeit u. Kühnheit ihre Bewunderung, wurde Adjutant des Hetmann Samoilowicz und trat 1687 selbst an dessen Stelle. Peter der Große, dem er wichtige Dienste gegen die Türken leistete, erhob ihn zum Fürsten der Ukraine. Lange blieb M. dem Czaar ergeben, als aber dieser von den Kosaken mehrer Dienste verlangte u. ihre Verfassung abhängiger machen wollte, so sträubte sich M.s Herrschaft dagegen. Um die Entwürfe seines Ehrgeizes zu befriedigen, schlug er sich 1708 auf die Seite Karls XII. von Schweden u. vergrößerte dessen Armee um einige Regimenter, stürzte aber sich u. ihn ins Unglück, denn er zog Karln in die ukrainischen Wälder, und M. fand seine Kosaken so wenig geneigt, sich mit ihm schwedische Seite zu wenden, daß er nach der Schlacht bei Pultawa sich mit Karl nach der Türkei wenden mußte, wo er bald nachher den 22. Sept. 1709 in einem Alter von 85 Jahren zu Bender starb. M.s Jugendgeschichte ist öfters dichterisch behandelt worden; am schönsten von Lord Byron, dann von Vulgarin; auch hat Horace Bernet den Gegenstand in zwei trefflichen Gemälden dargestellt.

Mazowien, ein Gouvornement in Polen, mit 346 □ Meilen und 720,000 Einwohnern, in welchem die Hauptstadt des Königreichs, Warschau, liegt, bildete in frühester Zeit einen Theil Polens u. wurde erst in Folge der Landestheilungen der polnischen Herzoge 1207 ein besonderes Herzogthum unter Konrad I., der auch dadurch denkwürdig geworden ist, daß er, um sein Land vor den Verwüstungen der Preußen zu schützen, die deutschen Ritter (s. d.) nach Preußen zog. Nachdem 1526 die piastische Linie mit den Herzogen Janusz u. Sigismund in

M. ausgestorben war, vereinigte der polnische König Sigismund I. (s. d.) das Herzogthum wieder mit Polen, dessen Loose es von nun an theilte. Die Einwohner heißen Mazuren oder Masuren.

Mazzola (Francesco), ein berühmter Maler, von seiner Vaterstadt Parma, wo er 1503 geboren war, auch Parmigianino oder Parmesano genannt, vervollkommnete seine natürlichen Gaben zu einer schönen, geistreichen, anmuthigen u. lieblichen Manier durch aufmerksames Studium der Gemälde des Raffael und Michael Angelo. Mit tiefer Kenntniß der Anatomie verband er eine sehr richtige Zeichnung, die man vorzüglich in vielen von ihm mit der Feder entworfenen Skizzen, welche in mehreren Cabineten aufbewahrt werden, bewundert. In Bildnissen u. Landschaften leistete er vorzüglich viel u. Kinder malte er ungemein schön und natürlich. Eines seiner vorzüglichsten Talente war Leichtigkeit in der Composition. Man hat von ihm auch schön radirte Blätter. Einige halten ihn für den Erfinder der Kunst, mit Scheidewasser in Kupfer zu stechen, allein Albrecht Dürer arbeitete schon 1512 einen heiligen Hieronymus in dieser Manier, zu einer Zeit also, wo M. kaum 9 Jahre alt war. Er starb zu Casalmaggiore 1540.

Mazzuchelli, Giannaria, Graf von, geboren zu Brescia 1707, studirte zu Bologna und Padua Philosophie und Rechte, diente darauf seinem Vaterlande in verschiedenen öffentlichen Aemtern, widmete aber seine meiste Zeit gelehrten Beschäftigungen, in denen er die größte Emsigkeit bis an seinen Tod, 19. November 1765, bewies. Wissenschaften und Künste hatten an ihm den eifrigsten Beförderer; als Literator befaß er sehr ausgebreitete Kenntniße und besonders verdankt die gelehrte Geschichte Italiens seinem Eifer viele Aufklärung. Am berühmtesten ist sein großes Werk: *Degli scrittori d'Italia*, Brescia, 6 Bde., Folio, 1753 — 1763, das sich in dessen mehr durch mühsamen Fleiß als eigenes Urtheil empfiehlt. Die genannten Bände gehen jedoch nicht über den Buchstaben B, u. eine Fortsetzung ist nicht erschienen. Schätzbar für die Literatur ist das *Museum Manum, seu numismata virorum doctrina praestantium quae apud J. M. Comitum Mazzuchellum Bresciae servantur*, 2 Bde., Benedig 1762, Folio. Mehrern berühmten Männern widmete M. eigene biographische Werke, als: *Notizie storiche e critiche intorno alla vita, alle invenzioni, ad agli scritti d'Archimede Siracusano*, Brescia 1737 — 1753, Folio. *La vita di Pietro Aretino*, Padua 1741 u. m. a.

Méchain (Pierre François, André), ausgezeichnete Astronom, geboren 1744 zu Laon, berechnete die Bahn des Kometen von 1774 und entdeckte den von 1781, ward 1782 Mitglied der Akademie und fand 1790 seinen 8. Kometen, dessen Bahn er gleichfalls berechnete. Im Jahre 1792 unternahm er mit Delambre die Meridianmessung u. vollendete 1793 die Triangulirung zwischen Perpignan und Barcelona. Er starb 1805.

Mechanikus, heißt derjenige Künstler, welcher alle Arten von mathematischen, geodätischen, astronomischen, physikalischen u. anderen Instrumenten genau u. solid anzufertigen versteht; deßhalb muß der M. wenigstens die Anfangsgründe der Mathematik, Geodäsie, Astronomie, Physik, Mechanik u. selbst der Optik inne haben, wenn auch nicht gerade von ihm verlangt wird, daß er die, bei den optischen Instrumenten nöthigen, Gläser selbst schleift, welche Kunst in der Regel dem Optiker (s. d.) zukommt. Die berühmtesten M. der neueren Zeit sind: Lenoir, Troughton, Ramsden, Baumann, Breithaupt, Reichenbach, Dertel, Reppold und dessen Söhne, Plösl u. A.

Mechanik, heißt die Lehre von dem Gleichgewichte und der Bewegung der Körper, welche zunächst in zwei Haupttheile zerfällt, nämlich in die Statik oder die Lehre vom Gleichgewichte u. in die Dynamik oder die Lehre von der Bewegung (s. Bewegung u. Gleichgewicht). Je nach dem Aggregatzustande der bewegten oder im Gleichgewichte befindlichen Körper macht man noch mehrere Unterabtheilungen; für feste Körper behält man die Ausdrücke Statik u. Dynamik unverändert bei; die Lehre des Gleichgewichts tropfbar-flüssiger Körper wird Hy-

drostatik (s. d.), und die ihrer Bewegung Hydrodynamik (s. d.) genannt; handelt es sich ferner um das Gleichgewicht oder die Bewegung elastisch-flüssiger Körper, so braucht man die Ausdrücke Aërostatik (s. d.) und Aërodynamik (s. d.) oder Pneumatik. Beide Theile nennt man auch Aërometrie (s. d.). Von diesen rein theoretischen Theilen pflegt man die praktische M. oder die Maschinenlehre abzusondern u. für sich zu betrachten. — Die theoretische M. kann fast ausschließlich als eine, erst in den beiden letzten Jahrhunderten begründete u. ausgebildete, Wissenschaft betrachtet werden. Die Alten wußten, ungeachtet ihrer mathematischen Kenntnisse, fast Nichts davon, wenigstens hatten sie von der Bewegung der Körper sehr irrige Ansichten. Nur in der Statik waren sie nicht ganz unwissend. Der Scharfsinn des Archimedes hatte hier bereits die Gesetze des Hebels und des Schwerpunktes, so weit es damals der Zustand der Mathematik gestattete, aufgefunden. Erst Galilei, der als Begründer der mechanischen Wissenschaften, und namentlich der Dynamik, angesehen werden kann, lehrte die richtigen Gesetze des freien Falles und der Bewegung auf der schiefen Ebene; ferner legte er in der Statik einen neuen Grund durch Aufstellung des Prinzips der virtuellen Geschwindigkeiten. Huyghens fand die Gesetze der Centrifugalkraft u. der Pendelbewegung. Das Parallelogramm der Kräfte, zwar schon den Alten bekannt, hatte Galilei angewandt, allein Varignon in seiner Allgemeinheit zuerst ausgesprochen. Von Galilei u. Huyghens der Grundstein zu einer neuen Wissenschaft gelegt, bildete sich dieselbe mit unglaublicher Schnelligkeit in allen ihren Theilen aus, so daß sie jetzt als ein systematisches Gebäude vor uns steht. Newton, Bernoulli, Euler, Lagrange, Clairaut, D'Alembert, Lacaille, Laplace, Monge, Poisson, Poincaré, Gauss u. A. haben sich große Verdienste erworben. — Durch Euler wurde die Analysis so bewundernswürdig ausgebildet, daß man nunmehr die verwirkeltsten geometrischen Probleme, an denen man sich früher vergeblich versucht hatte, mit großer Leichtigkeit u. Eleganz lösen konnte. Ganz vorzüglich gewann durch diese verfeinerte Analysis die M.; nur bei solchen Hilfsmitteln wurde es möglich, diese Wissenschaft systematisch zu ordnen. Durch den Scharfsinn der genannten Männer gelang es, die mechanischen Probleme auf analytische zurückzuführen, indem man stets die Differentialgleichungen angeben u. dadurch deren Integration zur Lösung gelangen kann. Freilich ereignet es sich sehr oft, daß diese Differentialgleichungen sich nicht vollkommen integrieren lassen, was aber als eine Unvollkommenheit der analytischen Methoden zu betrachten ist. Es läßt sich nicht läugnen, daß durch diese analytische Behandlungsweise der M. große Allgemeinheit erlangt worden ist, daß man aber dadurch von der anderen Seite die Anschaulichkeit der Begriffe verloren hat. Dieß war oft in der neuesten Zeit zu beklagen, wo man mit einer gewissen Verachtung alles geometrische Gewand ablegte u. nur mit analytischen Zeichen operirte: ein Extrem, was eben so sehr zu vermeiden ist, als das, worein man vor Euler verfallen war. Allein eben so, wie man in den letzten Jahren in der Geometrie sich der konstruirenden Methode, nur in einer viel allgemeineren Weise, zu bedienen wieder anfang, ist auch Aehnliches für die M. geschehen. Ein sehr vollständiges Verzeichniß der Literatur der M. findet sich in Gehler's physikalischem Wörterbuch, 4. Bd., S. 1579 u. f.

Mechaniker ist diejenige Person, welche nicht bloß die Konstruktion aller Arten von Maschinen kennt, sondern auch diese Maschinen selbst anzufertigen und neue zu erfinden, dabei auch dieselben in rechter Weise zu gebrauchen versteht.

Mecheln (franz. Malines), gutgebaute Stadt in der Provinz Antwerpen des Königreichs Belgien, in einer herrlich angebauten fruchtbaren Ebene, an der Dyle, in welche mit der Fluth Schiffe aus der Schelde einlaufen, hat 25,000 Einwohner, ist Sitz des Erzbischofes (seit 1559), des höchsten Gerichtshofes, einer Universität, eines Tribunals I. Instanz, einer Zeichnungsakademie u. s. w. Sehenswerth sind: die Kathedrale S. Rombaud aus dem 15. Jahrhunderte, erzbischöfliche Denkmäler aus dem 17. Jahrhunderte; mehre Gemälde von Van Dyk, Cocric, Memling, de Crayer. Die Kirche Notre Dame, mit Petri Fischzug von

Rubens; Seitenflügel: Tobias mit dem Fische und Auffindung des Staters im Maule eines Fisches, außen Petrus und Andreas; für die Fischerinnung gemalt. St. Jean, mit Gemälden von Rubens, welche dieser selbst für seine besten erklärt haben soll. Das Rathhaus, der erzbischöfliche Palast, das Beguinenhaus, das Zeughaus. — Man findet hier Fabriken in Wollen- und Baumwollenwaaren, Tabak, Leder, Hüten, Stärke, Leim, Nadeln, Pfeifen, Kämmen, Papier, Liqueuren; Baumwollspinnereien und Kupferschlägereien, auch wird hier der feinste Zwirn zu den berühmten Brabanterispizen bereitet, sowie diese selbst fabrizirt. Berühmt ist ferner von alten Zeiten her das Braumbier von M. Der Handel erstreckt sich auf die Fabrikate und die Produkte der Umgegend, namentlich Getreide, und wird dadurch gefördert, daß M. der Knotenpunkt aller belgischen Eisenbahnen ist.

Mecheln, Israel van, auch Meckenon, ein berühmter niederdeutscher Maler und Kupferstecher aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, der 1503 gestorben seyn soll. Bartsch beschreibt 233 Blätter von ihm.

Mechitar, Mechitaristen Mechitar oder Mchitar, d. h. der Tröster, von der Congregation der „Alt Vater“ (Abbai hairi) genannt, ward im Jahre 1676 zu Sebaste, einer Stadt Kleinarmeniens, geboren. Sein Vater hieß Petrus Manughean und seine Mutter Schabrisdan. Er erhielt seine erste Erziehung von zwei frommen Nonnen. An diese treffliche Lehrmeisterinnen erinnerte er sich noch in hohem Alter mit vieler Liebe und schrieb ihnen die ganze religiöse Richtung seines Lebens zu. Außerdem war er in seiner Jugend der Obhut eines armenischen Priesters anvertraut, der ihn in den ersten Elementen des Wissens unterrichtete. Er machte bei diesem Lehrer größere Fortschritte, als man von seinem Alter erwarten konnte und entwickelte mehr Neigung für Studien und religiöse Uebungen, als für die gewöhnlichen Spiele der Jugend. Da er schon im 9. Jahre eine besondere Vorliebe für den geistlichen Stand zeigte, so erhielt er schon jetzt die 4 kleinen Weihen. Mit 15 Jahren trat er in das Kloster zum heiligen Kreuz in der Nähe von Sebaste, um das Mönchsgewand zu nehmen. Der Bischof Ananias, Vorsteher des Klosters, der an ihm ganz besondere Gaben zu bemerken glaubte, kleidete ihn ein und ordinirte ihn zum Diaconus im Jahre 1691. Hier, in diesem Kloster, beschäftigte sich M. eifrig mit Andachtsübungen und Studien; er sah sich auf das eifrige und aufmerksame Lesen der heiligen Schrift u. anderer Erbauungsbücher verwiesen und sammelte auf diese Weise gleichsam den ersten Vorrath geistigen Lichtes. Auch verfaßte er hier einige geistliche Lieder und Hymnen, um sein Talent weiter auszubilden. Weil er aber bald bemerkte, daß er hier in andern Zweigen des Wissens keine Fortschritte machen könne, so verließ er das Kloster und schloß sich an einen armenischen Lehrer (Doctor) aus Etchmiadzin, dem Sitz des Patriarchen der armenischen Nation an, der ihm versprach, ihn nach dieser Stadt, als dem Sitz eines allgemeinen Wissens, zu geleiten. Auf der Reise mit diesem Lehrer kam er auch nach Erzerum, der Hauptstadt Großarmeniens, wo er zum ersten Male einen europäischen Missionär sah. Diesen befragte er um Vieles, was die Europäer betraf, und durch ihn gewann er Vieles zu seiner Befriedigung u. zu seinem Nutzen. In Etchmiadzin angekommen, fand er nicht das allgemeine Wissen, das er so sehnlich suchte. Er verließ deshalb seinen Lehrer und wandte sich in das Kloster auf der Insel Sevan, indem er hier seinen Wissensdurst zu befriedigen hoffte. Aber da er in diesem Asyl nur die raueste Strenge einheimisch fand, so beschloß er in sein Vaterland zurückzukehren. Unterwegs kam er in das Kloster Passenne nahe bei Erzerum, wo er auf Verlangen des Priors einige Zeit blieb, um die Jugend zu unterrichten. In diesem Geschäft verharrete er 19 Monate, bis er die Bekanntschaft eines armenischen Edelmannes machte, der ihm Manches von den Ländern des Westens erzählte. Ihm horchte M. mit gespannter Aufmerksamkeit zu u. seit dieser Zeit suchte er eine Gelegenheit, Europa zu besuchen. Im Hause dieses Edelmannes fand er auch die Werke des Clemens Galanus: *Conciliatio Ecclesiae Armenae cum Romana etc.*, aus welchen er die zu seinem Vorhaben nöthigsten Nachrichten zog.

Nach seiner Wiederankunft zu Sebaste (1693) zog er sich wieder in sein Kloster zum heiligen Kreuz zurück und widmete die größte Aufmerksamkeit dem Lesen der Werke armenischer Kirchenväter; ebenso der griechischen und syrischen, die er ins Armenische übersezt fand. Seine Liebe zu den Studien war dabei so groß, daß er diese seine Lectüre auch auf Reisen nicht vernachlässigte. Kein Buch entging seinen Händen, ohne daß er es gelesen und seinen Inhalt mit gespanntester Aufmerksamkeit geprüft hätte. Auch dichtete er in diesem Kloster einige Hymnen, welche noch jetzt in einigen Kirchen Armeniens gesungen werden. Doch da er hier von einem sehr schmerzlichen Augenübel befallen wurde, so daß er keinen Gegenstand mehr unterscheiden konnte; so sah er sich genöthigt, nach Hause zurückzukehren und sich einer Kur zu unterwerfen. Während dieser schweren Krankheit zeigte er sich als ein Muster von Geduld. Er ließ sich die frommen Dichtungen des heiligen Nierses, des Glajensers, eines berühmten Bischofs aus dem 12. Jahrhundert, vorlesen und lernte sie auswendig; oft auch recitirte er seinen Freunden seine eigenen Gedichte. Nach seiner Genesung stand er eben im Begriff, getrieben von seinem großen Wissensbuste, die Reise nach Europa anzutreten. Aber zur selben Zeit kam ein gewisser armenischer Priester, der sich als eifrig wissenschaftlicher Mann geberdete, nach Sebaste und drang in unsern M., ihn nach Jerusalem zu begleiten, woselbst sie beide den Studien obliegen wollten. M. versprach, bis Aleppo mitzugehen, indem er hoffte, seinen Gefährten während der Reise zu bewegen, ihn nach Rom zu begleiten. Als sie auf dieser Reise einen kleinen Fluß, nahe bei der Stadt Malatia, passiren wollten, riß der Sattelgurt des Pferdes, das M. ritt; der Strom riß das Thier fort. M. rettete sich zwar selbst, aber durch diesen Unfall gingen viele seiner Schriften verloren. Bei ihrer Ankunft in Aleppo führte ihn das gute Glück mit einigen europäischen Missionären zusammen, unter welchen sich ein Jesuit befand, ein durch seine Tugend, seine Kenntnisse und seine Vertrautheit mit den orientalischen Sprachen ausgezeichneter Mann. Diesem theilte er seinen Plan, Behufs seiner Studien nach Europa zu gehen, mit. Aber der weise Jesuit, der an ihm eine bedeutende, durch eigene Anstrengung erworbene Bildung, so wie einen besonderen Eifer, Andere zu erleuchten, wahrnahm, rieth ihm, im Interesse seiner eigenen Nation, sein Vaterland nicht zu verlassen. Da er jedoch seine Rathschläge ohne Erfolg sah, so gab er ihm einige Empfehlungsbriefe mit, des Inhalts: „Es handle sich hier um einen jungen Mann, der vom größten Eifer beseelt, so wie von unbeflecktem Wandel und von seltener Frömmigkeit sei; da er zugleich eine außerordentliche Neigung für die religiösen Werke der armenischen Kirchenväter und Kenntniß von denselben besitze, so könne er seinen Plan, nach Rom zu gehen, nur billigen.“ So reiste M. 1695 endlich von Aleppo mit seinem Begleiter ab, den er überredet hatte, mit ihm die Reise nach Rom zu machen, und in Alexandria schifften sie sich zusammen nach Europa ein. Kaum hatte indeß das Fahrzeug Cypern erreicht, als M. von einem heftigen Fieber befallen wurde, das ihn zwang, sich von seinem Gefährten zu trennen und auf einige Zeit sich in ein armenisches Kloster zu begeben. Hier lag er in den Augenblicken, wo das Fieber am heftigsten wüthete, des Verstandes beraubt; hier sah man ihn zuweilen sich in ein Bassin des Gartens stürzen, um seine innere Gluth zu kühlen; einige wenige Oliven mit Gerstenbrod waren dabei seine einzige Nahrung. Als er durch den liebevollen Beistand eines Freundes ziemlich wieder hergestellt war, beschloß er, wieder unter sein väterliches Dach zurückzukehren, indem er dort seine frühere Gesundheit wieder zu erlangen hoffte. Er schiffte sich deshalb nach Seleucia ein. Hier gelandet, setzte er seine Reise zu Fuße fort, und seinen Unterhalt an der Straße erbettelnd, kam er nach Aleppo. Alle in dieser Stadt befindlichen europäischen Missionäre riefen ihm, seine Idee, nach Europa zu gehen, aufzugeben und in sein Vaterland zurückzukehren. Er ging deshalb nach Enteb, schloß sich einer Karavane an u. kam glücklich nach Sebaste, zur unaussprechlichen Freude seiner Familie, die ihn schon auf Cypern gestorben gewähnt hatte. Nach einigen Monaten sorgfältiger Pflege gewann er seine Ge-

fundheit vollkommen wieder, und kehrte in das Kloster zum heiligen Kreuz zurück. In dieser Zurückgezogenheit beschäftigte er sich, außer anderen literarischen Arbeiten, mit Uebersetzung der Sprichwörter Salomos in Versen, und er gab dann dazu eine Anleitung, Kinder damit vertraut zu machen. Aber einer der Mönche, eifersüchtig auf seinen Ruf, schlich sich eines Tages heimlich in seine Zelle, nahm alle seine Schriften und warf sie ins Feuer. M. erfuhr es kaum, als er ihm auch schon großmüthig verzieh. Sowohl die Mönche des Klosters, als auch andere Personen in Sebaste, welche von seinem Wandel genauer unterrichtet waren, drangen, erbaut durch sein Beispiel seltener Frömmigkeit u. Tugend, unaufhörlich in ihn, sich die Priesterweihe geben zu lassen und diese erhielt er nun wirklich im Jahre 1696. Von dieser Zeit an nährte er einen glühenden Eifer, seine Nation zu erleuchten und in der Moral u. Religion zu unterrichten. Da er aber für sich allein nicht im Stande war, ein so großes Werk zu fördern, so suchte er auch Andere dafür zu gewinnen. Durch seine Predigten und sein gutes Beispiel gewann er sich auch binnen Kurzem zwei Anhänger in Sebaste. Für wahr, ein mäßiger Anfang! Aber selbst diesen schien ihm das Schicksal verkümmern zu wollen. Denn gedrängt von den über seine Absichten sehr aufgebracht Eltern der beiden Jünglinge, ließ er diese wieder frei. Nicht lange nachher drang zu M.s Ohren der Ruf eines sehr gelehrten Doktors, Chatschadur, eines armenischen Zögling der Gesellschaft der *propaganda fide*. Diesen wünschte er zu Konstantinopel zu besuchen, um dessen Beistand für sein preiswürdiges Unternehmen zur Erleuchtung seiner Nation zu vermitteln. Das erstere gelang ihm im Jahre 1697. Er eröffnete diesem Manne seine Absicht, eine literarische Akademie zu gründen und bat ihn, das Amt eines Vorstehers zu übernehmen. Aber Chatschadur erklärte sich dagegen, indem er unter anderen Schwierigkeiten auch den Mangel an genügenden Geldmitteln für das Unternehmen anführte. Dessen ungeachtet wurde M. nicht muthlos. Kaum hatte er wieder einen Anhänger in dieser Stadt gewonnen, und den einen von jenen ersten Beiden in Sebaste, der über die Bedenkllichkeiten seines Vaters gesiegt hatte, dazu gezogen, so beschloß er, sich mit diesem kleinen Anhang einern andern berühmten armenischen Lehrer vorzustellen, der in der Provinz Utschik, an den Gränzen Georgiens wohnte und aus dessen Beistand für die von ihm beabsichtigte Gesellschaft er hoffte. Aber er war jetzt so von dem Nöthigsten entblößt, daß er sich nicht die Mittel zur Reise verschaffen konnte. Er wandte sich deshalb an einige fromme Personen mit der Bitte um Almosen für diesen Zweck. Durch ihren Beistand konnte er sich nun nicht allein zur Reise fertig machen, sondern er kaufte auch noch eine Bibel und einige andere Bücher und so schiffte er sich mit seinen zwei Schülern nach Trapezunt ein. Während dieser Reise zeigte sich die Pest auf dem Schiffe; außerdem stand dasselbe einen fürchterlichen Sturm aus, welchen M. sehr schön in seinen Gesängen beschrieben hat. Nachdem er jedoch wohlbehalten im Hafen von Traglia angekommen, segelte er weiter nach Sinope und von da nach Amisus. Dort schiffte er sich aus und ging nun zu Lande nach Marzevan, wo er 1698 ankam. Hier blieb er den ganzen Winter über, um zu predigen und mit dem Beginne des Frühlings wandte er sich nach Amasia. Die Einwohner beider Städte baten ihn sehr, bei ihnen zu bleiben. Weil er aber die allgemeine Wohlfahrt seiner Nation im Sinne hatte, so ging er mit Ende des Frühlings weiter gen Tocat, und mit einer der Caravanen zog er nach Erzerum. Hier wurde er schmerzlich durch die Erfahrung enttäuscht, daß der Geistliche, den er aussuchen wollte, seine Gesinnung verändert hatte und von seinen früheren vortrefflichen Grundsätzen abgefallen war. Er gab deshalb seinen Vorsatz auf und wendete sich mit seinen Schülern an den Bischof Macarius, den Vorsteher des Klosters zu Passene, einen Mann von anerkannter Rechtschaffenheit u. großen wissenschaftlichen Kenntnissen; diesen hoffte er für sein Unternehmen zu gewinnen. Der Bischof empfing ihn freundlich und da er sein mysteriöses Betragen und seinen Reichtum an Kenntnissen zu würdigen verstand, so vertraute er ihm die Erziehung der jungen Zöglinge seines Klosters an. Außer diesen jungen

Leuten unterrichtete M. auch die Mönche des Klosters und seine Schüler, indem er ihnen bei ihren theologischen Studien behilflich war und damit praktisch-moralische und religiöse Uebungen verband. Hier stellte er auch die Bemerkungen zusammen, welche er zum Behufe des Predigens bisher aus der heiligen Schrift u. aus den Kirchenvätern gezogen hatte. Als er hier eines Tages über einige Lehresätze disputirte, opponirte ihm sein Gegner mit großem Eifer, und als dieser sich durch einige Beweisstellen, die M. aus den armenischen Vätern beibrachte, sehr in die Enge getrieben sah, so wurde er wüthend, und gab ihm eine heftige Ohrfeige. M. ertrug diesen Schimpf mit so viel Ruhe und Geduld, daß sein Gegner tief beschämt und freiwillig eingestand, durch die Wahrheit der Beweisgründe M.'s überwunden zu seyn. Zu eben dieser Zeit zeigte sich eine ansteckende Krankheit im Kloster und Einige von der Gesellschaft fielen ihr als Opfer. M. blieb durch Gottes Hilfe gesund, und leistete Allen liebevollen Beistand. Bewundernd sein ausgezeichnetes Beispiel und tiefes Wissen, drang die Gesellschaft allgemein in ihn, den Ehrentitel eines Doktors anzunehmen, und sich dadurch das Vorrecht zu erwerben, über das Evangelium zu predigen. Der Vorsteher des Klosters insbesondere schloß sich diesen Bitten an, und zwang ihn fast dazu. Unfähig, so vielen Bitten zu widerstehen, bestand er die dazu erforderliche Prüfung im Jahre 1699, wornach er auf Befehl seines Vorstehers, begleitet von einem seiner Schüler, in der Diözese des Bischofs zu predigen begann. Eines Tages fand M. den Bischof glücklicher Weise allein, und er entdeckte ihm seinen Wunsch, mit seiner Hilfe eine literarische Akademie für die armenische Nation zu gründen. Allein der Bischof verweigerte ihm seinen Beistand auf das Bestimmteste, weil er lebhaften Widerspruch und Verfolgungen der Gegner befürchtete. M., der also an des Bischofs Beistand verzweifeln mußte, entschloß sich jetzt wieder nach Konstantinopel zu gehen. Hier wollte er seine Schüler in einem Hause versammeln, um sie in den Wissenschaften zu unterrichten, und zu gleicher Zeit durch kleine Flugschriften edle Wohlthäter um Beistand für sein Unternehmen anzusuchen. So hoffte er seinen Plan fürs Erste doch einigermaßen zu fördern. Er sandte deshalb zuerst einen seiner Schüler nach Konstantinopel; dann wählte er sich, mit Zustimmung der Ältern, zwei der jungen Jünglinge des Klosters und ging mit ihnen zuerst nach Erzerum, wo er zum großen Segen für das Volk 6 Monate verweilte und predigte. Hierauf reiste er nach Trapezunt, schiffte sich dort ein, und langte mit seinen Schülern im Jahre 1700 in Konstantinopel an. 1) M. gesellschaft zu Konstantinopel. Anfangs wohnte M. in Galata, in einem Theile eines an die armenische Kirche des heiligen Gregorius anstossenden Hauses. Obwohl er gewöhnlich in dieser Kirche predigte, so verwaltete er doch die Sakramente auch in den europäischen Kirchen. Einen heftigen Streit, der in dieser Zeit zwischen den beiden armenischen Parteien ausgebrochen war, half er durch seine Klugheit und seine Ermahnungen zum Frieden schlichten. Er sah jetzt in Kurzem die Zahl seiner Anhänger in dieser Hauptstadt wachsen, rief sie insgeheim zusammen, und theilte ihnen den Plan zu seiner Gesellschaft mit. Um aber durch die große Zahl seiner Anhänger kein Aufsehen zu erregen, sandte er die Priester und Doktoren unter ihnen in die verschiedenen Städte Armeniens, um zu predigen und befehlt nur die jungen Leute bei sich, die er täglich in der Sakristei der vorerwähnten Kirche mit dem größten Eifer unterrichtete. In diesem Jahre ließ M. zuerst einige Bücher drucken, als die erste Quelle und das erste Mittel, den Saamen wahren Wissens unter seiner Nation auszustreuen. Er gab die Nachfolge Christi von Thomas von Kempis heraus, als eine geistliche Speise für seine Schüler u. später noch andere nützliche Bücher. Oft auch wendete er sich im heißen Gebete zu Gott, daß er ihm beistehen möchte, seine Schüler fortwährend in der christlichen Tugend und in heilbringendem Wissen zu erhalten. Er miethte nun ein Haus in Pera und richtete es zur Buchbinderwerkstatt ein. Hieher zog er sich mit seinen Anhängern zurück, und unter dem Vorwande, sie mit mancherlei Handarbeiten zu beschäftigen, setzte er hier seinen Unterricht fort. Der Zustand seines Lan-

des, so wie seiner Nation, vergönnte ihm zu der Zeit nicht, seine Gesellschaft unter einer anderen Form auftreten zu lassen. Ungeachtet dieser klugen Vorsicht aber durfte er seine Schüler nicht lange in diesem Hause beisammen behalten. Die heftigen Verfolger seines Volkes bedrängten ihn hart, und seine Widersacher gedachten ihn gefangen zu nehmen, und auf die Galeeren zu schicken. Allein, zeitig genug gewarnt, benachrichtigte er seine Gefährten davon, und rettete sich selbst unter den Schutz des französischen Gesandten. Da er jedoch fand, daß die Verfolgungen gegen ihn innerhalb des ganzen Staates täglich zunahmen, so schrieb er an die von der Hauptstadt entfernten Glieder der Gesellschaft, und bat sie, nach Konstantinopel zu kommen, weil er sie in ein anderes Land zu führen wünschte. Er wollte sich in Ordnung vor seinen Verfolgern zurückziehen und anderswo seine Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften errichten, da ihn die Erfahrung lehrte, daß dieß im Morgenlande unmöglich sei. Während sich nun M. unter dem Schutze des französischen Gesandten in ein Kapuzinerkloster zurückgezogen hatte, hörte er einige Kaufleute von der Fruchtbarkeit und dem guten Klima Morea's reden, welches damals noch der Republik Venedig unterworfen war. Durch diese Bemerkungen bestimmt, versammelte er seine Gefährten in seiner Zelle und legte ihnen auf's Neue den Plan zu seiner Gesellschaft vor, indem er sie zugleich ersuchte, zur Ausführung dieses Planes einen anderen demselben günstigeren Punkt zu wählen. Nach einigen Berathungen beschloßen sie, sich dem Schutze eines der benachbarten christlichen Statthalter zu unterwerfen, und so zog man Morea, als den geeignetsten Ort vor, theils weil es am nächsten lag, theils wegen des dort wohlfeilen Lebensunterhaltes. Zugleich wählten sie den M. zu ihren Vorsteher, nannten sich selbst adoptirte Söhne der heiligen Jungfrau, und wählten zum Zeichen ihres Ordens die Anfangsbuchstaben von vier armenischen Worten, welche bedeuten: Adoptirter Sohn der heiligen Jungfrau, Prediger der Buße. Diese erste eigentliche Gründung der Gesellschaft fand statt zu Pera im Jahre 1701, im Monate September, und die Mitglieder waren Doktor M. aus Sebaste, die Doktoren Elias, Azaria und Emmanuel aus Konstantinopel, Doktor Georg aus Antape, Lazarus von Agbin, ein junger Mann aus Sebaste, Gabriel aus Erzerum und Michael aus Sebaste. Kaum waren diese Bestimmungen getroffen, so sandte M. den Doktor Georg nach Morea, um den Zustand des Landes zu erforschen. Dieser blieb drei Monate dort, nach deren Ablauf er den nöthigen Bericht an M. einsandte, worauf dieser 6. Mitglieder der Gesellschaft begleitet von einem armenischen Bischof, der seine Priester ordiniren sollte, hinsandte. In dem Augenblicke, als M. im Begriffe stand, mit dem Reste seiner Begleiter nachzufolgen, gaben sich seine Feinde alle Mühe, ihn zu fangen, so daß er sich genöthigt sah, das Kapuzinerkloster zu verlassen, und sich in einem anderen Hause zu verbergen. Von hier aus sandte er einige andere seiner Gefährten nach Morea, und wenige Tage darauf ging er selbst als Kaufmann verkleidet mit dreien seiner Anhänger nach Smyrna. Bei seiner Abreise von Konstantinopel hatte M. nicht mehr als 400 Piaſter in Händen, und so ausgerüstet wagte er es, in einem fremden Lande seine Gesellschaft gründen zu wollen: eine Sache, die allem menschlichen Ermessen nach unmöglich schien. Bei seiner Ankunft in Smyrna hörte er, daß ein Verhaftsbefehl vom Gouverneur gegen ihn erlassen worden sei. Auf diese Nachricht versteckte er sich in einem Jesuitenkloster. Bald aber fand er ein Schiff, auf welchem er mit seinen Gefährten nach Zante ging, wo er im Jahre 1702 ankam. Unterwegs hatte er abermals einen Sturm zu bestehen, den er gleichfalls in seinen Gefängen geschildert hat. Da er sich von der über seine Erwartung großen Fruchtbarkeit und dem guten Klima dieser Insel überzeugte, so benachrichtigte er seine Anhänger von seiner glücklichen Ankunft u. forderte weitere Berichte über Morea, mit dem Wunsche, daß man von diesen beiden Orten den für die Anstalt geeignetsten wählen möchte. Man schickte deshalb ein Mitglied der Gesellschaft zu ihm, um ihm persönlich über den Zustand der Insel zu berichten und ihm zu versichern, daß der Gouverneur des Landes, in Rücksicht auf den Zuwachs

der Bevölkerung Moreas, sehr geneigt sei, der Gesellschaft einige Ländereien zu geben, von welchen sie ihren Unterhalt beziehen könnte. In Folge dieses Berichtes ging M. ohne Verzug nach Napoli di Romania im Jahre 1703, und brachte dem Allmächtigen die Opfer seines heißen Dankes dar, als er hier seine Gefährten, 16 an der Zahl, in vollkommener Sicherheit und Gesundheit fand. Er miethte nun ein kleines Haus und setzte sich hier mit seiner kleinen Herde fest. — 2) M. gesellschaft auf Morea. In der Ueberzeugung also, ein Anwalt für sich und seine Anhänger auf Morea gefunden zu haben, berathschlagte jetzt M. über die Gründung eines Klosters. Er wählte zu diesem Zwecke die Stadt Modon. Dem zu Folge richtete die Gesellschaft, gestützt auf den Empfehlungsbrief des venetianischen Gesandten in Konstantinopel, ein Bittschreiben an den Gouverneur, der ihr einen Platz zur Erbauung einer Kirche und zwei Dörfer zu ihrem Lebensunterhalte anwies. Um den Bau seines Klosters beginnen zu können, sandte M. zwei seiner Anhänger nach Rom, welche dem Papste Clemens XI. die kurze Verfassung seiner Gesellschaft, entworfen nach der Ordensregel des heiligen Antonius, vorlegen u. die ihm die päpstliche Zustimmung verschaffen sollten. Einem seiner Gesandten befahl er die lateinische u. italienische Sprache als ein Erleichterungsmittel zur Befehung seines Volkes zu lernen, in welchen Sprachen, so wie im griechischen M. selbst wohl bewandert war, da er bereits einige Werke aus denselben ins Armenische übersetzt hatte. Immer in großer Geldbedrängniß wandte sich M. an Angelo Emo, den Gouverneur von Morea, welcher der Gesellschaft großmüthig Lebensmittel verschaffte, ihr 150 Piafter schenkte, welchen der General Sebastian Mocenigo 200 andere beifügte, während ihm die Erzeugnisse aus den geschenkten Ländereien 600 Piafter eintrugen. Mit dieser Summe begann M. den Bau seiner Kirche u. vollendete denselben mit Beihülfe anderer Wohlthäter. Außerdem kaufte er noch zwei Häuser, die er zu einem Kloster einrichtete, worauf er sich ganz dem Unterrichte seiner Schüler widmete. Der Lehrplan ward nach den Regeln des heiligen Benedikt eingerichtet, welchen der Papst bestätigte und M. die Abtswürde übertrug. Mit seinem von Rom zurückgekehrten Abgesandten übersetzte er hierauf gemeinschaftlich die Theologie des Thomas von Aquin ins Armenische für seine Schüler. Während das heilige Unternehmen den besten Fortgang hatte, brach plötzlich der unglückliche Krieg zwischen den Türken u. Venetianern aus, wodurch M. zu seinem größten Leide gezwungen wurde, sich mit seinen Zöglingen nach Venedig zu begeben im Jahre 1715. Glücklicherweise im Hafen von Venedig angekommen, miethte er sich und seine Gesellschaft im Kirchspiel St. Martino ein. — 3) M.-Gesellschaft in Venedig. Nachdem M. die Hoffnung, sich wieder auf Morea festzusetzen, verloren hatte, berathschlagte er mit seinen Freunden über die Gründung eines Klosters zu Venedig, zu welchem Behufe der Generalinspektor Ludwig Mocenigo der Gesellschaft folgendes Zeugniß ausstellte: „Es wohnten im Königreiche Morea, in einem Kloster, das sie mit großem Aufwande erbaut hatten, bei mühseliger Eringung ihres Lebensunterhaltes, armenische Mönche nach der Regel des heiligen Antonius, unter der weisen und kräftigen Leitung ihres Abtes, des ehrwürdigen Vaters Mechitar. Sie gaben fortwährend, einer, wie alle, ein so gutes Beispiel durch ihren andächtigen Gottesdienst, die strenge Sittlichkeit und Reinheit ihres Wandels, daß sie das Volk sehr erbauten u. sich allgemeine Hochachtung, die öffentliche Gunst u. die Freundschaft aller Vertreter des Staatswehls erworben. Während der ganzen Zeit, daß ich das Amt eines Generalinspektors der Marine in der Levante verwaltete, hatte ich Gelegenheit, ihren erfolgreichen Eifer in Verbreitung des göttlichen Wortes zu bewundern u. empfehlen zu können, auch zu vernehmen, mit welchen achtungsvollen Ausdrücken die väterliche Liebe des Monsignore Angelo Maria Carlini, des Erzbischofs von Corinth, ihrer gedachte u. sie mir empfahl. Da sie jetzt gezwungen sind, in Folge der unheilvollen Einnahme von Morea, Zuflucht bei diesem Gouvernement zu suchen: so scheint es mir ein Akt der Gerechtigkeit, ihnen gegenwärtiges Dokument auszustellen, das ihnen als ein Zeugniß ihrer Verdienste gelten möge.“ Gestützt auf dieses u. an-

dere Empfehlungsschreiben richtete M. eine Bittschrift an den Senat zu Venedig, des Inhalts, daß man ihm in Venedig ein Kloster einräumen möge, worauf er folgende Antwort erhielt: „Gefällt es euch, außerhalb der Stadt, auf dem festen Lande ein Kloster als immerwährendes Eigenthum für euch und eure Nachfolger zu besitzen: so geben wir euch Erlaubniß, dieses einzurichten, wo es euch passend erscheint. Wollt ihr es aber in der Stadt haben, so können wir euch dieses nur für eure Lebenszeit zugestehen, mit der Bedingung, daß das Kloster später an das Gouvernement zurückfällt.“ Nachdem sich M. lange Zeit über diesen Gegenstand mit seinen Freunden berathen hatte, erhielt er endlich im Jahre 1717 vom Senate das kleine Eiland St. Lazaro, nahe bei der Stadt, zum immerwährenden Aufenthalte. Als M. auf dieser Insel einzog, fand er bloß eine alte Kirche, einige leere Zimmer, zwei Brunnen u. einen Garten. M. ging sofort nach Rom, um seine Gesellschaft gegen die von ihren Feinden ausgestreuten Verläumdungen zu vertheidigen. Dieß that er mit Erfolg, u. nachdem er vom Papste die Erlaubniß erhalten, Missionäre nach dem Morgenlande zu senden, kehrte er nach Venedig zurück. Im Verlaufe der Zeit baute er mit Hülfe der Wohlthäter seiner Nation sein einfaches, aber nettes Kloster so wie die alte Kirche aus, worauf er nach so manchen glorreichen und wahrhaft edlen Thaten, nach so vielen literarischen Arbeiten u. nachdem er die Pflichten eines Abtes 49 Jahre lang auf eine bewundernswürdige Weise erfüllt hatte, von dem tödtlichen Uebel der Dysenterie befallen wurde und am 27. April 1749 in einem Alter von 74 Jahren sein verdienstliches Leben mit einem ruhigen u. gottergebenen Sinne beschloß, allgemein betrauert von seiner Nation und von den Ausländern, die ihn kannten. Unter den Schülern M.'s waren während seines Lebens 50 Priester, 10 Laienbrüder und außerdem noch 40 andere Personen, die er nach langer Prüfung, seiner Gesellschaft einzuverleihen, nicht für geeignet hielt. Ueber die Einrichtungen u. Erfolge von M.'s Stiftung ist noch Folgendes zu bemerken. M. nahm in sein Kloster nur junge Leute aus Armenien auf, u. ohne Unterschied zwischen reich u. arm sah er nur darauf, die jüngsten zu wählen. Nachdem er sie einige Zeit geprüft hatte, um ihre Fähigkeiten u. ihren Charakter zu entdecken, kleidete er sie nach der seiner Gesellschaft eigenthümlichen Sitte in ein schwarzes Gewand und übergab sie dem Noviziat. Hier waren Aufseher angestellt, um über ihre Erziehung zu wachen, wobei er sich jedoch die oberste Leitung vorbehielt. Nach einer langen Probezeit nahm er sie nach eigener freier Wahl in die Gesellschaft auf, beförderte sie nach Vollendung ihrer Studien zum Priesterstande, sandte einige von ihnen als Missionäre aus u. behielt andere im Kloster zurück, um sie zu wissenschaftlichen Leistungen zu verwenden. Er nahm keinen Ausländer in seine Gesellschaft auf, weil er bloß die Bildung seiner Nation im Auge hatte. Hauptsächlich beförderte er das Studium der armenischen Sprache, weshalb diese noch jetzt in ihrer größten Reinheit auf St. Lazaro blüht. Die Doktoren wurden von M. auf Missionen ausgesendet, besonders nach Konstantinopel, Natolien, Armenien, Georgien, Persien, auch nach beiden Indien u. diese Länder erfuhren den wohlthätigsten Einfluß durch Predigt u. Beispiel dieser Missionäre. Einige seiner Schüler sandte er auch nach Siebenbürgen u. Ungarn, um dort das Seelenhirtenamt zu verwalten u. die Jugend der armenischen Colonie zu belehren. In Elisabethenstadt, Peterwardein, Rom, Wien, und Padua befinden sich Klöster von seiner Stiftung. In Venedig ordinirte er einen seiner Schüler zum Kaplan für die armenische Kirche, u. einen für die Kirche von Lazaretto. Von dem Gouverneur veranlaßt, verbreitete er auch Nachrichten über seine Gesellschaft in orientalischen Sprachen; alle diese Obliegenheiten erfüllt die Gesellschaft noch jetzt. Unter M.'s literarischen Arbeiten sind drei vorzüglich hervorzuheben: die Auslegung des Evangeliums Matthäi (1737), sodann das vollständige Wörterbuch der armenischen Sprache (1744), endlich die schöne Ausgabe der armenischen Bibel, mit Kupfern geschmückt, welche er 1733 erscheinen ließ. Ein Abdruck davon wurde dem Papste Benedikt XIV. übersendet, der deswegen folgendes Antwortschreiben erließ: **Benedict P. P. XIV.**, „Unserm geliebten

Sohne Heil und apostolischen Segen! Gestern erhielten Wir aus den Händen des Sekretärs der Propaganda das werthvolle Geschenk der armenischen Bibel, das Uns hoch erfreut hat, u. Wir bringen dafür unsern Dank dar. Eben so danken Wir ihm und allen seinen Mönchen für ihre Missionen, welche fortwährend so große Frucht bringen. Indem Wir Alle mit väterlicher Liebe umfassen, ertheilen Wir ihm u. allen seinen Mönchen den apostolischen Segen.“ Der Erinnerung werth sind auch alle die literarischen Arbeiten der Gesellschaft, da die Bücher, welche auf St. Lazaro u. in Wien erscheinen zum großen Vortheile der Cultur des armenischen Volkes durch ganz Asien verbreitet werden. M.s. Nachfolger in der Abtwürde war Doktor Stephan Melchiori aus Konstantinopel. Ihm folgte im Jahre 1800 Doktor Stephan Alonzo Köber, ein armenischer Edelmann aus Giorgiova in Siebenbürgen, der 1804 in Rom zum Erzbischofe geweiht wurde. Nach seinem Tode im Jahre 1824 folgte als Abt der hochwürdige Doktor Eufas Somal aus Konstantinopel. Vergl. Neumann, Versuch einer Geschichte der armenischen Literatur (Lpz. 1836) u. Zeitschrift für die historische Theologie v. Dr. Illgen, Bd. 11. MM.

Meckel, der Name einer Familie von berühmten Anatomen. 1) Der Großvater, Johann Friedrich M., geboren den 31. Juli 1713 zu Weklar, studirte zu Göttingen u. Berlin und wurde in Göttingen zum Med. Dr. promovirt. 1751 wurde ihm die Leitung der neu errichteten Hebammenschule in Berlin übertragen; 1753 erhielt er die Professur der Anatomie an dem dortigen Collegium medico-chirurgicum u. wurde königlicher Leibwundarzt; er starb den 18. Sept. 1774, nachdem er durch seine, in den Schriften der Berliner Akademie enthaltenen, anatomischen Abhandlungen große Berühmtheit erlangt hatte. — Sein Sohn: 2) Philipp Friedrich M., geboren zu Berlin 1756, studirte in Berlin, Göttingen u. Straßburg u. wurde an letzterer Universität 1777 zum Med. Dr. promovirt; 1779 erhielt er den Lehrstuhl der Anatomie und Chirurgie in Halle; 1795 wurde er von Paul I. zur Entbindung der Kaiserin nach St. Petersburg berufen; er starb in Halle am 18. März 1803. — Dessen Sohn: 3) Johann Friedrich M., genannt der „Jüngere“, geboren den 17. Oct. 1781 zu Halle, erhielt Privatunterricht, besuchte dann die Domschule in Magdeburg u. begleitete 1795 seinen Vater auf der Reise nach St. Petersburg. Seine akademischen Studien machte er in Halle u. Göttingen u. begab sich nach deren Beendigung 1803 auf wissenschaftliche Reisen nach Wien, Paris und Italien, von wo er 1806 in seine Vaterstadt zurückkehrte u. 1807 den Lehrstuhl der Chirurgie erhielt, den er aber 1808 mit dem der Anatomie u. Physiologie vertauschte; 1828 wurde er zum Geheimen Medizinalrath ernannt. M. war rastlos thätig für seine Wissenschaft u. hat, namentlich im Gebiete der vergleichenden Anatomie, Bedeutendes geleistet u. die vom Großvater ererbte anatomische Sammlung, welche nach seinem Tode als M.'sches Museum in den Besitz der Universität überging, in hohem Maße bereichert, zu welchem Zwecke er zahlreiche Reisen unternahm: so 1811 nach Neapel, 1818 nach Holland, England und Frankreich, 1821 nach Paris und Göttingen, 1824 nach Italien u. Sicilien, 1826 nach Salzburg, 1829 abermals nach Italien bis Neapel, 1831 nach Oberitalien und in die Schweiz. — M. starb den 31. Oct. 1833. Seine wichtigsten Schriften sind: „Handbuch der pathologischen Anatomie“, 3 Theile, Leipz. 1812—1818 übersetzt ins Französische u. Englische; „Handbuch der menschlichen Anatomie“, 4 Bde., Halle 1815—1820; „Erstem der vergleichenden Anatomie“, 7 Bde., Halle 1821—1831, französisch, Paris 1827 bis 1838; „Beiträge zur vergleichenden Anatomie“, 2 Bde., Leipz. 1808—1812. — Er gab ferner das Archiv für Anatomie u. Physiologie heraus. — Sein jüngerer Bruder: 4) August Albrecht M., geboren zu Halle den 4. April 1790, besuchte das Pädagogium daselbst, kam 1807 auf die Universität Jena und wurde 1810 in Halle Med. Dr.; 1817 wurde er Privatdocent der Physik u. gerichtlichen Medizin in Halle; 1821 wurde er Professor der gerichtlichen Medizin und Anatomie in Bern, fing aber bald an zu kränkeln u. starb den 19. März 1829. — M.

schrieb unter anderen: „Lehrbuch der gerichtlichen Medizin,“ Halle 1821; Einige Gegenstände der gerichtlichen Medizin, 2 Bde., Halle 1819—20. E. Buchner.

Mecklenburg, ein Land in dem ehemaligen niederländischen Kreise Deutschlands, jetzt in zwei Großherzogthümer, M.=Schwerin u. M.=Strelitz getheilt, gränzt im Norden an die Ostsee, im Osten an die preussische Provinz Pommern, im Süden an Brandenburg u. das hannöverische Fürstenthum Lüneburg und im Westen an das dänisch-deutsche Fürstenthum Lauenburg u. das Gebiet der Stadt Lübeck u. hat einen Gesamtflächenraum von 273 □ M. mit 583,000 Einw. — Die Ostsee bildet an der Küste die beiden Buchten Salzhaff u. die von Wismar. Von den Flüssen münden in die Ostsee: die Recknitz, auf der Ostgränze, Warnow, Stuhr u. mit dem Ausflusse die Trave; in die Elbe, welche das Land auf der Westgränze berührt, fließen: die Elbe mit dem neuen Kanal u. der Stör, ein Ausfluß des Schweriner Sees, die Eube, Reuß, u. zum Theile die Stecknitz. Das Land hat über 70 Landseen, von denen der Müritzer (3¼ M. lang, 1¼ M. breit), der Schweriner-See (2½ M. lang, ¾ M. breit), der Malchower-See (wegen seiner malerischen Umgebungen), der Kölpiner-, Fleßenz-, Plauen-, Raseburger-, Kummerower- u. Krakower-See die merkwürdigsten sind. Das Land ist meistens eben, nur mit geringen Hügeln (Höheburg 495 Fuß, Ruhnenberg 577 Fuß, Fferberg 820 Fuß über der Meeresfläche), zum Theile waldig, morastig, aber größtentheils fruchtbar, bietet ebenfalls vorzüglichen Wiesenwachs, doch trifft man auch einige sandige Striche. Das Klima ist im Allgemeinen gemäßigt, jedoch durch die Waldungen, welche beinahe ein Dritteltheil des Landes bedecken, die vielen Landseen und die Nähe der Ostsee feucht, theilweise rauh u. veränderlich, im Ganzen aber gesund. Die Küsten sind wenig gezackt (bedeutendster Vorsprung Klützer-Ort) u. gegen die See theils durch Dünen, theils durch den heiligen Damm (bei Dobberan) gedeckt. Produkte sind: Getreide (Weizen, Korn etc.), Obst, Kartoffeln, Flachs, Tabak, Raps, Braunkohlen, Torf, Gyps, Salz, u. sehr beträchtlich ist die Pferde-, Rindvieh-, Schweine- u. Gänsezucht. — A. M.=Schwerin, seit 1815 Großherzogthum, an der nördlichsten Gränze Deutschlands, umfaßt 228 □ M. u. 1844: 510,273 Einw. u. hat M.=Strelitz im Osten zur Gränze. Es wird eingetheilt in: den m.ischen Kreis oder das Herzogthum Schwerin, in den wendischen Kreis oder das Herzogthum Güstrow, in den Rostocker Distrikt, das Fürstenthum Schwerin u. die Herrschaft Wismar; militärisch zerfällt es in 6 Distrikte. Hauptstadt u. Residenz ist Schwerin (s. d.), Sommerresidenz ist Ludwigslust. Ackerbau u. Viehzucht sind der Hauptbetrieb des Landes u. die Hauptquellen seines Wohlstandes. Schon seit früher Zeit durch den vortheilhaften Betrieb der Ackerwirthschaft bekannt, hat sich dieser Theil der Landesindustrie ganz besonders seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in allen Zweigen ausgebildet und zu einer sehr hohen Stufe von Vollkommenheit erhoben. Hauptausfuhrartikel sind Weizen, Erbsen u. Raps. Die Viehzucht anlangend, so beschränkt sich die Rindviehzucht nur auf den Bedarf des Landes, dagegen werden Schweine gemästet, in bedeutender Anzahl ausgeführt u. wegen der ausgezeichnet guten Race auswärts sehr gesucht. Die beiden Hauptzweige der Viehzucht sind aber Pferde u. Schafe. Die acht nationale Pferderace ist in neuerer Zeit fast ganz ausgegangen, doch ist durch Einführung englischer Vollbluthengste u. durch Vermischung derselben mit den einheimischen Pferden sehr viel zur Veredelung der letzteren geschehen. Bei weitem die größte Vervollkommenung hat man in der neueren Zeit in der Schafzucht erzielt. Die Industrie ist weniger bedeutend, hat überhaupt, trotz aller Unterstützung, keinen rechten Fortgang u. nur einige Eisengießereien liefern vorzügliche Erzeugnisse und machen sehr gute Geschäfte. Außerdem etwas wollene, baumwollene Waaren, Leinwand, Tabak u. Schiffe. In Eülz ist ein Salzwerk. Der Handel vertreibt die Landesprodukte theils auf der Elbe, theils auf der Berlin-Hamburger Eisenbahn, meistens jedoch über die Ostsee; Hauptausfuhrartikel sind Getreide, Wolle, Butter u. Vieh; Einfuhrartikel sind Colonialwaaren, Weine u. fast alle Sorten Fabrikate. Für das Schulwesen ist in neuerer Zeit viel gethan worden.

M.^{schwerin} hat 5 Gymnasien, 50 Bürgerschulen u. über 1000 Landschulen, bei welchen jedoch nur die im Seminar zu Ludwigslust ausgebildeten Lehrer angestellt werden dürfen. Außerdem befindet sich zu Rostock die Landesuniversität, welche ihren wohlverworbenen Ruf auch noch heute bewährt, ein pädagogisch-theologisches Seminarium u. eine naturforschende Gesellschaft. Die Staatsverfassung ist eine, durch Feudalstände beschränkte, Monarchie u. hat als Theil des deutschen Bundes mit M.^{strelitz} die 14. Stimme im engeren Rathe, im Plenum aber für sich allein zwei Stimmen. M.^{schwerin} steht durch die Hausverträge von 1701 u. 1755 mit M.^{strelitz} in Gemeinschaft der Landstände, des Contributionswesens u. der obersten Rechtspflege, wird aber unabhängig regiert. Der souveräne Regent (Großherzog) succedirt seit dem Hamburger Hausvertrage von 1701 in der Linealsfolge nach dem Rechte der Erstgeburt, wird mit 18 Jahren volljährig u. bis dahin vom nächsten Algnaten bevormundet. Schwerin steht mit Strelitz im Hausverbande, u. nach 1442 mit Kurbrandenburg zu Wittstock geschlossener, 1693 u. 1708 erneuerter Erbverbrüderung folgt dem M.^{ischen} Mannsstamme Preußen, dem auch die Erbhuldigung geschieht. Der Großherzog u. Erbgroßherzog führen das Prädikat „königliche Hoheit,“ die nachgeborenen Prinzen sind Herzöge mit Prädikat Hoheit u. erhalten Gelddapanagen, die Prinzessinnen eine Aussteuer von 20,000 Thlr. Der Hofstaat ist zahlreich. Die Landstände von Schwerin und Strelitz (s. o.) bestehen aus der Ritterschaft, als den landtagsfähigen Rittergutsbesitzern von 112 Familien mit 3 Erblandmarschällen (v. Lützow auf Gidhof, von Maltzahn auf Penzlin und Graf Hahn auf Pleß) und der Landschaft, als den Obriheiten von 44 Städten. Alle haben gleiches Stimmenrecht u. Stimmenmehrheit entscheidet. Der Bauernstand ist nicht vertreten. Rostock gehört zu keinem Kreise u. bildet einen Staat im Staate. Die Stände theilen das Recht der Gesetzgebung u. Besteuerung, bezeugen einen Theil der höheren Richterstellen, können Landesbeschwerden vortragen, u. werden jährlich als Landtag abwechselnd zu Sternberg u. Malchin zusammenberufen. Die Landmarschälle, 8 Landräthe u. die Deputirten von Rostock bilden das Directorium u. sind als vermittelnde Organe zwischen Fürst u. Ständen zu betrachten. Besondere Angelegenheiten einzelner Landestheile werden von deren Ständen auf Convocationstagen berathen, u. Ritterschaft u. Landschaft haben jährlich zwei gesonderte Landesconvente. Das Staatsministerium unter dem Vorsitze eines Geheimrathspräsidenten ist der Mittelpunkt der Staatsverwaltung. Landesbehörden sind: die Regierung u. der Lehnhof, das Consistorium, Kammer-Collegium, Forst-Collegium, Postbehörde, Schuldentilgungs-Commission u. s. w. Das Oberappellationsgericht zu Parchim ist für beide Länder die oberste Justizbehörde und wird von beiden Großherzogen und den Ständen besetzt. Mittelinstanzen bilden die Justizkanzleien; außerdem sind Gerichte erster Instanz die Stadt-, Amts-, Patrimonial- u. s. w. Gerichte. Neben dem sächsischen Rechte besteht das lübische Recht, viele Statuten und Verordnungen. Die Gesetze sind gesammelt: Güstrow 1819; *Jura Mecklenburgica*, Neubrandenburg 1724; *Constitut. meckl. etc.* Das Land zerfällt in Domänen (98 □ M. mit 990 Ortschaften), Ritterschaftsgüter (516, davon 1 fürstliches, 27 gräfliche, 263 freiherrliche u. adelige, 225 bürgerliche und 8 Bauerndörfer, mit 102 □ M. u. 1269 Ortschaften), Jungfrauenklöster (6½ □ M. mit 61 Ortschaften) u. 24½ □ Meilen Städtegebiet. Die Staatseinkünfte werden zu 1,350,000 Thlr. angegeben; die Staatsschuld ist sehr bedeutend u. zerfällt in Schulden, für welche das ganze Land haftet (1,600,000 Thlr.); Schulden, für welche die Domänen haften (5 Mill. Thlr.) u. Landesschulden 440,000 Thlr. Das Bundescontingent beträgt 3580 Mann, gehört zum zehnten Armee Corps u. besteht aus 1 Infanteriebrigade (1 Grenadier-, 2 Musketier- u. 1 leichtes Bataillon), die in 4 Divisionen getheilt sind (wovon 1 Jägerdivision); 1 Chevaulegers-Regiment von 4 Escadronen, 1 Batterie von 6 Sechspfündern u. 2 Haubitzen mit 30 Pionieren u. 1 Train-Compagnie. Feldzeichen roth, gelb und blau. Flagge blau, weiß und roth, lang gestreift. Das Wappen ist für beide mecklenburgische Lande gemeinschaftlich.

B. M.-Strelitz, ebenfalls seit 1815 ein Großherzogthum, besteht aus zwei ganz von einander abgesonderten, nicht bloß durch ihre Lage, sondern auch durch die Verfassung getrennten Theilen. Der an Schwerin östlich gränzende u. im Osten u. Süden von Preußen umschlossene Theil Stargard, 45½ □ Meilen und der im Westen von Schwerin liegende, von Lauenburg, dem Raseburger und Desser See u. Lübeck umschlossene Theil Raseburg, 6¼ □ Meilen, haben, ersterer 74,632, letzterer 14,896 Einwohner (1844). An Produkten erzeugt das Land vorzüglich Pferde, Rindvieh, Schafe und Schweine (wie oben), viel Wildpret, Fische, Holz, Getreide aller Arten, Obst. Die Industrie beschränkt sich auf Wollenweberei, Leder- und Tabak-, Glas- und Papierfabrikation, Brantweinbrennerei u. s. w. Die Ausfuhr besteht größtentheils aus Naturprodukten. Jedoch gibt der Handel u. Absatz der rohen Naturprodukte des Landes selbst gegen die bedeutende Einfuhr verarbeiteter Erzeugnisse für das Staatsvermögen keine ungünstige Bilanz. Hier entspringen die Havel (welche die Ausflüsse vieler Seen an sich zieht), Tollense, Trave u. a. Boden u. Beschäftigung wie in Schwerin. Staatsverfassung übereinstimmend mit der Schweriner, außer das Strelitz im Plenum des deutschen Bundes nur eine Stimme hat. Das Staatsministerium mit dem geheimen Archiv u. der geheimen Kanzlei u. die Regierung mit der Landeskanzlei bilden die obersten Staatsbehörden. Hauptstadt Neustrelitz (s. d.). An wissenschaftlichen Anstalten hat das Land ein Gymnasium (Carolinum zu Neustrelitz), die lateinische Schule zu Neubrandenburg u. die Bildungsanstalt für Küster u. Landschullehrer. Das Bundescontingent besteht aus 717 Mann; zu 1 Bataillon Infanterie, das 742 Mann stark ist, forsmirt, das zur 2. Brigade und der 2. Division des 9. Armeecorps gehört. Das Fürstenthum Raseburg hat keine Landstände. Die Staatseinkünfte betragen 3—400,000 Thlr., die Staats- u. Landesschulden, welche zum großen Theile aus der französischen Invasion herrühren, gegen 800,000 Thlr. Der Großherzog hat sehr bedeutende Privateinkünfte; außer den sehr ansehnlichen, in vier Aemtern bestehenden Domainen besitzt er ein eigenes Cabinetsgut, das aus 15 nach u. nach angekauften Gütern gebildet ist. — Geschichte. Vor der großen Völkerwanderung bewohnten das Land und überhaupt die Küsten der Ostsee die Heruler und Wandalen, nach deren Abzug slavische Völker ihre Wohnsitze daselbst nahmen. Unter ihnen waren die Obotriten und Wilzen die mächtigsten, nächst ihnen die Wagrier (um Stargard) u. die Polaben (um Raseburg). Alle scheinen wendischen Stammes gewesen zu seyn. Ihr Hauptort war Mikelenborg (heut das Dorf M. unweit Wismar), welcher dem Lande den Namen gegeben haben soll. Die Obotriten überwandten um die Zeit Karls d. Gr. (782) die Wilzen im östlichen Theile von M. u. es übte nun der Obotritenfürst eine Art Oberhoheit über die wilzischen Fürsten der Redarier, Kessiner, Zirzipaner u. Zollenfer. Karl d. Gr. drang während der Sachsenkriege in das Land der Obotriten ein und zwang die dortigen Wenden bei dem nachherigen Pfarrdorse Proseken (im Amte Grevesmühlen) zur Taufe (789). Sie erkannten die fränkische Oberherrschaft an; die Obotriten waren selbst Karls Bundesgenossen gegen die Wilzen u. dieser suchte bei ihnen das Christenthum festzustellen, unter Ludwig dem Frommen ging es jedoch in den Ostseegenden wieder unter. Ludwig der Deutsche ließ das wendische Land durch die sächsischen Herzöge regieren, die aber wenig Ansehen hatten. Auch das Christenthum wollte keinen rechten Boden gewinnen, ohngeachtet schon in Hamburg seit Ludwig dem Frommen (s. d.) ein erzbischöflicher Stuhl bestand. Sie schüttelten das deutsche Joch wieder ab, aber Heinrich I. unterwarf sie wieder u. nöthigte sie zur Taufe. Unter Otto I. entstand das Bisthum Altdenburg (Stargard) in Wagrien u. zu Mikelenborg wurde 956 eine Kirche erbaut. Ihr eigener König Gottschalk bekannte sich zur christlichen Religion und ließ sich ihre Ausbreitung unter den wendischen Nationen, die fast alle seine Herrschaft anerkannten, angelegen seyn, weshalb im Jahre 1056 zwei neue Bisthümer zu Raseburg und M. zu Stande kamen. Indessen blieben die Wenden dem Christenthume immer noch abgeneigt und Gottschalk ward 1056 in einem allgemeinen Aufstande erschlagen, die Geistlichen

vertrieben, Hamburg (unter Erzbischof Ansgar) zerstört u. Rrufo, ein heidnischer Fürst von der Insel Rügen, zum Oberhaupte gewählt, aber im Jahre 1005 von Heinrich, Gottschalks Sohn, mit Hülfe der Dänen wieder vertrieben. Heinrich, ein Christ, unterwarf sich dem heiligen Magnus von Sachsen zur Lehnspflicht u., von ihm u. dem nachmaligen Kaiser Lothar unterstützt, unterwarf er sich alle Slaven längs der Ostsee von der Elbe bis zur Oder. Während der Unruhen unter seinen Söhnen (1126—30), welche ohne Erben starben, rissen sich mehrere Stämme wieder los u. das Christenthum ward dadurch in seinem Fortgange gehemmt. Heinrichs Schweftersohn Kanut, Herzog von Schleswig, erhielt von Kaiser Lothar das Wendeland, das bald darauf (1131), nachdem er von Magnus, dem Sohne seines Oheims Nikolas aus Reib erschlagen worden war, seines Bruders Söhne Niklot Pribislaw theilten, so daß jener die Obotriten, dieser Wagrien u. das Land der Polaben erhielt. Beide waren eifrige Christenversorger. Nach langwierigen u. verheerenden Kriegen gelang es dem Herzoge Heinrich dem Löwen von Sachsen, das Land vollständig zu unterwerfen (1147—62), da er es dergestalt verwüstet hatte, daß die wenigen übrig gebliebenen Einwohner für immer den Muth zu erneuten Versuchen zur Behauptung der Religion ihrer Väter u. ihrer angestammten Freiheit verloren. Später versöhnte sich Heinrich mit Pribislaw II., Sohn des im Kampfe erschlagenen slavischen Fürsten Niklot, gab ihm 1164 seine Erbländer, mit Ausnahme von Wagrien, Stargard, Raseburg u. Schwerin, zurück u. vermählte mit dessen Sohn Burewin seine Tochter Mathilde. Deutsche Colonisten nahmen sofort die Wohnsitze der erschlagenen Wenden ein; eine Menge adeliger Güter und Ritteritze nahmen ihren Ursprung daselbst und die Landessprache ward allmählig durch die deutsche verdrängt. Schon Pribislaw hatte sich zum christlichen Glauben bekannt und 1070 das Kloster Dobberan gegründet. Sein Sohn Heinrich Burewin (I.) machte sich um die Aufnahme des Landes durch Städte u. Klöster verdient. Von ihm und seiner Gemahlin Mathilde stammt das jetzt regierende Haus in M. ab. Heinrich Burewin I. mußte Rostock an den Obotritenfürsten Nikolas abtreten und wurde von Waldemar II. zu Anfang des 13. Jahrhunderts genöthigt, die Oberherrschaft Dänemarks über M. anzuerkennen. Er theilte 1219 einen Theil seiner Länder unter seine Söhne Nikolas und Heinrich Burewin II., da aber Nikolas 1224 ohne Erben starb, so erhielt Burewin II. dessen Theil. Dieser schüttelte die Oberherrschaft der Dänen nach deren Niederlage bei Bornhöveden (1227) ab. Dessen Söhne bildeten nun vier Linien. Johann (den die Universität zu Paris zum Doktor der Theologie machte, daher der Theolog), gründete die ältere zu M., Nikolas die Güstrow'sche, Burewin III., die Rostock'sche und Pribislaw III. die Parchimer Linie. Die Linie Parchim starb schon mit Pribislaw IV. (1325) aus; dessen Vater entsagte schon 1279 zu Gunsten seiner Vettern. Die Rostocker Linie erlosch mit Nikolas dem Kinde (1314). Nur die Linie von Güstrow oder Werle, auch die wendische Linie genannt, erhielt sich länger und theilte sich anfänglich sogar in drei neue Linien, in die Werle-Güstrow'sche, Werle-Parchim'sche und Werle-Goldberg'sche; die erste derselben besudelte sich durch Vaternord und starb schon 1307 aus; ihr folgte 1354 die Linie Werle-Goldberg mit ihrem letztem Fürsten Johann und 1436 starb auch mit dem Fürsten Wilhelm die Güstrowsche Linie aus. Johann der Theolog, der älteste Sohn Heinrich Burewins II., der Stifter der ältesten Linie, verlegte seine Residenz aus dem Flecken M. nach Wismar und starb 1264. Ihm folgten seine Söhne Heinrich I. (III.) Hierosolymitanus und Albrecht, von denen der letzte schon 1265 starb. Heinrich I. pilgerte 1270 nach Jerusalem (daher sein Beiname), wurde dort gefangen und für todt gehalten. Sein Sohn Heinrich II. (IV.), der Löwe, trat nun unter Vormundschaft seines Oheims, des Domprobstes Johann in Lübeck, die Regierung an, führte sie bis 1282 allein und hatte viel mit den reichen Hansestädten zu kämpfen; nachdem sein Vater unerwartet zurückkehrte, regierten Vater und Sohn gemeinschaftlich, bis zu des ersten Tode 1302. Mit Heinrichs II. Söhnen, Albrecht I. und Johann I., entstanden zwei neue Linien, M. und Star-

gard (1329). Beide Brüder, besonders Johann, hatten sich im Kriege gegen den Markgrafen von Brandenburg die besondere Gunst Kaiser Karl's IV. erworben, so daß er nicht allein den Bezirk Stargard, welcher bisher brandenburgisches Lehen gewesen, zum Reichslehen machte, sondern auch M. zum Herzogthume erhob (1349). Nach neuen Theilungen zwischen Ulrich I. und Johann II. erlosch mit Johann III. und Ulrich II. 1471 die Stargarder Linie und ihr Land fiel an Heinrich IV. den Fetteu, den Urenkel Albrechts, welcher nun Herr von ganz M. wurde. Kurbrandenburg bestritt ihm zwar die Erbfolge, doch im Vergleiche zu Wittstock kam man darüber überein, daß der Herzog die ganze Erbschaft behalten, Brandenburg dagegen nach dem Erlöschen des mecklenburgischen Fürstenhauses das ganze Land erben sollte. Heinrich IV. der Fette, starb 1477 und hinterließ 3 Söhne, Albrecht V., Magnus II. und Balthasar. Anfangs regierten die beiden ältesten allein u. Balthasar widmete sich dem geistlichen Stande, aber 1479 trat er aus demselben zurück und nahm ebenfalls Theil an der Regierung. Im Jahre 1483 starb Albrecht V. kinderlos. Magnus starb 1503 und hinterließ drei Söhne: Heinrich V., den Friedfertigen, Erich und Albrecht VI. den Schönen, welche, nachdem auch Balthasar 1507 kinderlos gestorben war, das Land erbten. Erich starb schon 1508; die beiden anderen Brüder regierten nun wechselseitig und führten 1524 den Protestantismus ein. Albrecht trat in der Folge wieder zum Katholicismus zurück, focht 1535 gegen Christian III. von Dänemark, in der Hoffnung, selbst König zu werden, starb aber 1547 und hinterließ fünf Söhne, von denen Johann Albrecht 1552 wieder ganz M. vereinigte, nachdem Heinrichs des Friedfertigen Sohn Magnus schon 1550 gestorben und Johann Albert seinen Bruder Ulrich aus dem Lande gejagt hatte. Dennoch kehrte dieser zurück und so kam 1555 eine neue Theilung des Landes zu Stande (die übrigen Prinzen wurden apanagirt) und zwar erhielt Ulrich Schwerin und Güstrow und Johann Albert das übrige Land. Beide Fürsten vollendeten die Protestantisirung des Landes. Johann Alberts Enkel, Wolf Friedrich I. und Johann Albert II., stifteten die Linien M.-Schwerin u. M.-Güstrow. Beide wurden 1627 durch Kaiser Ferdinand II. wegen ihres Bündnisses mit Dänemark der herzoglichen Würden entsetzt und Wallenstein (s. d.) zum Herzog von ganz M. ernannt; allein schon 1632 führte Gustav Adolph die vertriebenen Fürsten (seine Verwandten) wieder in ihre Erblande zurück. Im westphälischen Frieden mußten sie jedoch an Schweden die Stadt Wismar und die Aemter Röl u. Neukloster abtreten; als Entschädigung erhielten sie die säcularisirten Klöster Schwerin und Rakeburg und die Johanniter-Comthureien Mirow und Nemerow. Schon Adolph Friedrich I. (starb 1658) hatte Streit mit seinen Landständen, die sich zu keinen Geldbeiträgen verstehen wollten, bis endlich auf seinen Vorschlag ein beständiger Landauschuß gewählt wurde. Unter ihm entstand das Hof- und Landgericht. Sein ältester Sohn, Christian Ludwig, nahm, dem väterlichen Testamente entgegen, vom gesammten Herzogthume Besitz und zog dem Lande durch seine Anhänglichkeit an Frankreich (Ludwig XIV.) Verwüstung von Seiten der Dänen u. Brandenburger zu. Er trat zur katholischen Kirche zurück und starb 1692 kinderlos. Seine jüngeren Brüder stifteten die Nebenlinien M.-Mirow, die aber bald wieder ausstarb, M.-Grabow u. M.-Strelitz. Auf Christian Ludwig folgte sein Neffe, der Sohn Friedrichs, der zu Grabow residirt hatte, Friedrich Wilhelm, trotz der Protestation seines Oheims Adolph Friedrich, erhielt auch 1697 noch Güstrow, nachdem 1695 mit Gustav Adolph diese Linie im Mannesstamme erloschen war. Schweden, Braunschweig, Lüneburg u. Brandenburg standen indeß Adolph Friedrich bei, so daß Kaiser Leopold im Jahre 1701 durch eine kaiserliche Commission einen Vergleich in Hamburg zu Stande bringen mußte, wodurch Friedrich Wilhelm, aus der älteren Linie, Grabow, Schwerin u. Güstrow u. Herzog Adolph Friedrich II. Strelitz, das Fürstenthum Rakeburg u. die Herrschaft Stargard nebst Mirow u. Nemerow erhielt. Gleichzeitig wurde das Recht der Erstgeburt u. die Linealsuccession eingeführt. Somit wurden die beiden Linien M.-Schwerin u. M.-Strelitz begründet. Friedrich Wilhelm hatte 1713 seinen Bruder Karl Leopold zum Nachfolger,

der, wegen Eingriffes in die Rechte der Stände, 1728 durch eine kaiserliche Commission von der Regierung entsetzt u. seinem Bruder Christian Ludwig die Administration des Landes erteilt wurde. Zwar machte Karl Leopold einen Versuch, sich mit Gewalt wieder in Besitz der Regierung zu setzen, aber vergebens. Als er 1747 kinderlos starb, folgte ihm der bisherige Administrator Christian Ludwig in der Regierung. Er errichtete mit der Ritter- und Landschaft den rostock'schen Landesgrundvergleich (den 18. April 1755), wodurch die bisherigen, langwierigen Irrungen zwischen beiden Theilen beigelegt wurden. Vermöge dieses Landgrundgesetzes sollen die Landescontributionen nach der, nach genauer Ausmessung gefundenen, Anzahl der zur Hälfte steuerbaren Hufen (Ackermaß von 30 Morgen), mit 9 Thalern jährlich bezahlt werden, die andere Hälfte dieser Hufen für Leistung der in allen Lehn- u. Alodial-Briefen vorbehaltenen Ritter- u. Manndienste frei seyn u. die landesfürstlichen Aemter u. Kammergüter gleich den ritterschaftlichen Hufen beigezogen werden. Eben so wurden die übrigen Steuern festgesetzt. Christian Ludwig's Nachfolger, Friedrich, verbesserte nach dem 7jährigen Kriege die Finanzen, beseitigte die Streitigkeiten mit Rostock wegen der hohen Schule zu Büxow (1760), die nachher (1788) mit jener vereinigt worden ist u. erhielt im Teschener Frieden das Privilegium de non appellando, dem von der Ritterschaft widersprochen wurde. Sein Neffe, Friedrich Franz, trat die Regierung 1785 an, erhielt durch einen Vertrag mit Schweden die Stadt Wismar für 1,200,000 Thaler, 1803 durch den Reichsdeputationsrecess 7 lübeck'sche enclavirte Ortschaften für zwei ihm im Straßburger Domecapitel zustehende Domherrenstellen, trat 1807 dem Rheinbunde als Souverän bei, dem er jedoch 1813 wieder entsagte, wurde 1815 Großherzog u. starb 1837. Ihm folgte in der Regierung, da sein Sohn, der Erbprinz Friedrich Ludwig, vor ihm verstorben, sein Enkel, Paul Friedrich, geboren 1800, der schon am 7. März 1842 starb, worauf dessen Sohn, Friedrich Franz (s. d.) den großherzoglichen Thron bestieg. — Der Stammvater der Linie M.=Strelitz wurde 1658 der Sohn des obengenannten Adolph Friedrich I., Adolph Friedrich II. Er besaß bis zum hamburgischen Reccesse nur die Aemter Freiberg u. Strelitz und erbaute Neustrelitz. Ihm folgte 1708 Adolph Friedrich III., der 1752 kinderlos starb u. seinem Bruderssohne, Adolph Friedrich IV., die Regierung hinterließ, welche nach ihm dessen älterer Bruder Karl Ludwig Friedrich 1794 übernahm. Er trat, wie M.=Schwerin, zum Rheinbunde, entsagte demselben 1813 und erhielt 1815 den Titel Großherzog. Für die Allierten hatte M.=Strelitz, außer dem schon erwähnten Contingente, ein Regiment Husaren gestellt, welches mit bei dem schlesischen Heere unter dem Prinzen Karl focht. Nach dem Frieden sollte Strelitz, gleich Koburg, Oldenburg u. Hessen-Homburg, einen Länderzuwachs von 10,000 Seelen erhalten, verglich sich indessen mit Preußen und erhielt dafür finanzielle Vortheile. Der Großherzog war zweimal vermählt und zwar mit zwei Schwestern aus dem Hessen-Darmstädtischen Hause; aus der ersten Ehe überlebten ihn der jetzt regierende Großherzog Georg Friedrich Karl, geboren 1770, regierend seit 1816; die Fürstin von Thurn u. Taris u. die Herzogin von Cumberland. Aus zweiter Ehe stammt der Herzog Karl Friedrich August, geboren 1785, früher königlich preussischer General u. Präsident des Staatsrathes. Gleichzeitig mit Schwerin hob die Regierung 1816 die Leibeigenschaft auf, doch dürfte auch jetzt der Zustand der Landbewohner noch mancher Verbesserung bedürfen. — Vergl. v. Büxow pragmatische Geschichte von M. (3 Theile, Berlin 1827—35) u. Hempel geographische Beschreibung von M.=Schwerin u. M.=Strelitz (Neustrelitz 1829). Weisflog.

Medaillen, s. Denkmünzen.

Medea, Tochter des Königs Aëtes von Kolchis u. der Hekate, eine berühmte Zauberin, wandte ihre Kunst dazu an, die Fremdlinge, welche in Kolchis ankommen, aus der Gefahr, geopfert zu werden, zu retten, bis ihr Vater, fürchtend, sie wolle durch ihre Handlungsweise nach seiner Krone streben, sie in ein Gefängniß werfen ließ, aus dem sich aber M. befreite und in einen Tempel des Helios

floh. Hier befand sie sich, als die Argonauten (s. d.) unter Jason (s. d.) in Kolchis anlangten, in welcher letzteren sie sich verliebte, ihm zur Gewinnung des goldenen Vlieses verhalf und dann mit ihm entfloh. Als sie Jason später verstieß rächte sie sich durch Ermordung ihrer Kinder u. floh nach Athen. Euripides u. Seneca behandelten diesen Stoff dramatisch.

Mediante, in der Musik der, zwischen dem Grundton, des Stückes und der Quinte mitten inne liegende Ton, also die Terz des Grundtones, welche, diesen Grundton mit der Quinte verbindend, den Accord macht; im Choralgesange aber die in der Mitte des Verses den Ruhepunkt bestimmende Note.

Mediation, Vermittelung, Dazwischenkunft, in ihren politischen Folgen gleichbedeutend mit Intervention (s. d.), in der Form aber dadurch von derselben verschieden, daß sie das gestörte Einverständnis zwischen den Mächten stets auf dem Wege friedlicher Unterhandlung herzustellen sucht. — M. s. Mtte ist der Name der sogenannten Vermittlungsurkunde, welche, von dem ersten Consul Bonaparte unter Beziehung einiger schweizerischen Abgeordneten dictirt, die helvetische Republik (s. Schweiz, Geschichte) wieder in einen Bundesstaat verwandelte und sie, wenn auch nicht dem Namen, doch der That nach unter die französische Oberherrlichkeit stellte. Dieselbe wurde den schweizerischen Abgeordneten am 19. Februar 1802 überreicht.

Mediatifirung (Mediatifisation) oder Mittelbarmachung, früher Eximirung, heißt die Unterwerfung eines bisher selbstständigen souveränen Staates unter die Landeshoheit eines anderen. Die erste M. erfolgte in Deutschland bei Errichtung des Rheinbundes 1806 durch Napoleon; die zweite 1810 durch denselben. Die dritte 1814 durch den Wiener Congress, wobei nur die jetzigen deutschen Bundesfürsten von der M. verschont blieben, Hessen-Homburg sogar demediatifirt, d. h. wieder zur Souveränität erhoben, aber der Fürst von Bentinck übergangen wurde, der später seine Souveränitätsrechte in Anspruch nahm u. erst in neuester Zeit durch Bundestagsbeschluß mediatifirt, im Range aber bei seinen früher reichsummittelbaren Rechten belassen wurde. — Die mediatifirenden Staaten zogen die unmittelbare Landeshoheit, sowie die Staatseinkünfte der mediatifirten Staaten an sich u. übernahmen dagegen gleicherweise die sonstigen Verpflichtungen u. Lasten derselben. Den mediatifirten Familien blieb ihr Privatvermögen, sowie ihr Rang, insoweit sich derselbe nicht auf Regierungsrechte bezog.

Medici, eine berühmte u. mächtige Adelsfamilie zu Florenz, deren zuerst zu Anfang des 13. Jahrhunderts Erwähnung geschieht, die durch Großhandel, den ihre angesehensten Mitglieder mehrere Generationen hindurch trieben, unermessliche Reichthümer erwarb und sich während der innerlichen Kämpfe an die Spitze der Geschäfte stellte. Besonders ausgezeichnet sind: 1) M., Giovanni (1400—1428), ein verständiger, liebenswürdiger Mann, der durch seine Humanität u. seine wohlthätigen Unterstützungen armer Bürger sich so allgemein beliebt machte, daß man ihm ohne alle Widerrede die höchste Würde im Staate, der bisher ganz demokratisch gewesen war, zuerkannte. Er begnügte sich mit dem stillen, sicheren Einflusse, den weise Mäßigung, geprüfte Klugheit u. reine Uneigennützigkeit dem reichsten u. verständigsten Manne in der Stadt nothwendig geben mußten u. verabscheute alle Demagogengewalt. — 2) M., Cosmo, Sohn des Vorigen, geboren 1389, war der Erbe des väterlichen Ansehens u. übertraf diesen vielleicht noch an seiner Mäßigung, wie er gewiß auch ein Mann von höherem Genie u. gebildeterem Charakter war. Nachdem er seit 1416 Mitglied der Signoria gewesen u. sich durch Freigebigkeit u. Leutseligkeit eine namhafte Partei gebildet hatte, ward er 1433 von den Albizzi verhaftet u. sollte hingerichtet werden, gewann aber durch Bestechung des Gonfaloniere Bernardo Guadagni die Verbannung nach Venedig, ward jedoch schon 1434 zurückgerufen u. trat nach der Verbannung seiner Feinde an die Spitze der Regierung. Auch er wendete, gleich seinem Vater, sein großes Vermögen zur Emporbringung der Gewerbe, des Ackerbaues und der Künste an, verschönerte die

Stadt durch Kirchen u. andere Prachtgebäude, unterstützte Handwerker, Künstler u. Gelehrte u. rief nach langen Kriegen u. Verwirrungen in Italien ein zweites goldenes Zeitalter hervor. Dabei setzte er seinen Handel immer fort u. galt für den reichsten Mann seiner Zeit. Er starb 1464. — 3) M., Lorenzo, „der Prachtige“, Enkel des Vorigen, geboren 1448 u. unter den Augen seines Großvaters gebildet, folgte seinem Vater, Pietro, 1472 in der Regierung der Republik. Lorenzo war der erste M., der den Handel ganz aufgab und sein ungeheures Vermögen zum Ankauf von Grundeigenthum verwendete. Er zog die gelehrtesten und aufgeklärtesten Männer seiner Zeit an sich, lebte mit ihnen in der engsten Freundschaft u. Florenz erreichte unter ihm den höchsten Gipfel des Anssehens; der Glanz seines Hauses verdunkelte die Höfe mancher mächtigen Fürsten u. Herren. Ueberhaupt gehörten alle Mediceer zu den mächtigsten Beförderern u. wohlthätigsten Beschützern der Wissenschaften u. Künste, welche durch sie aus der Dunkelheit hervorgezogen u. auf's Neue belebt wurden. Sie verwendeten ansehnliche Summen, um Statuen u. andere Denkmäler des Alterthumes aufzufuchen u. aus den überall zerstreuten u. kostbaren Handschriften der alten Classiker Bibliotheken anlegen zu lassen; Florenz wurde daher durch ihre Bemühungen der Mittelpunkt alles Wissenswürdigen u. ein Sammelplatz der besten Köpfe der damaligen Zeit. Lorenzo versuchte sich selbst in mehreren Dichtungsarten, aber seine Poesien (Venedig 1554) zeichnen sich weder durch Korrektheit, noch durch Originalität aus. Sein Tod, welcher 1492 erfolgte, verursachte große Revolutionen, sowohl in Florenz, als in ganz Italien. Unter seinen Kindern trat allein sein Sohn, nachmaliger Papst Leo X., (s. d.) in seine Fußstapfen. — 4) M., Pietro, Sohn des Vorigen, war weder der Lenkung der einheimischen Angelegenheiten, noch der Direktion des auswärtigen politischen Systemes der Republik gewachsen. Der Vater hatte mit schlauer Mühe eine stete Allianz mit Mailand erhalten; der Sohn entzweite sich mit Mailand u. lud am Ende König Karl VIII. von Frankreich noch selbst nach Italien ein. Er wurde nicht unverdient 1494 von den Florentinern verjagt u. mit ihm mußten alle Mediceer die Stadt räumen. Aber nach 18 Jahren (1513) kamen sie, in einer Insurrektion durch das Volk herbeigerufen u. von päpstlichen u. spanischen Truppen begleitet, zurück. — 5) M., Lorenzo II., Sohn des Vorigen, erhielt 1513 die neue Staatsadministration, die aber jetzt nicht mehr auf Achtung u. freiwilliger Zuneigung der Bürger, sondern auf Gewalt ruhte. Da um eben diese Zeit zwei Mediceer schnell nach einander die päpstliche Krone erhielten, so gab dies ihrer Familienherrschaft in Florenz einen so starken Zuwachs, daß auch die unehelichen Abkömmlinge des Hauses fast mit eben der Ruhe folgten, wie rechtmäßige Söhne. Nur noch einmal brach ein großer Sturm aus. Als der Mediceer, Papst Clemens VII., von den spanischen Truppen 1527 in der Engelsburg belagert wurde, glaubten die Florentiner, einer neuen Freiheitsepöche entgegen zu sehen. Die Mediceer alle wurden aus der Stadt gejagt; es sollte wieder Demokratie seyn. Allein Karl V. versprach im Frieden mit dem Papste, die Herrschaft der Vertriebenen wieder herzustellen 1529 u. nach einer 11monatlichen Belagerung mußte sich Florenz ergeben. — 6) M., Alexander, ein Bastard des Vorigen, wurde 1550 von Karl V. zum erblichen Oberhaupte aller Magistrate u. zum Herzoge von Florenz erklärt u. nach seiner Ermordung 1537 erhielt Cosmo I. 1569 sogar die großherzogliche Würde. Seitdem behaupteten sich die M. in ihrem Range als erbliche Regenten Toskana's. Cosmo I. gründete 1552 die florentinische Malerschule u. die Zeichnungsakademie u. erwarb 1557 Sina. Auch seine Söhne: Franz I., der sich 1575 die Bestätigung der, schon seinem Vater 1569 vom Papste ertheilten, großherzoglichen Würde von Kaiser Maximilian II., seinem Schwager, erkaufte u. Ferdinand I., früher Cardinal, beschützten eifrig Künste u. Wissenschaften u. erhielten das Ansehen des Staates aufrecht. Doch schon unter Cosmo II. (1609—21) u. noch mehr unter seines Sohnes Ferdinand II. (1621—1670) u. Enkels Cosmo III. (1670—1723) langer u. schlechter Regierung sank

Toskana unter der ungeheuersten Schuldenlast und Versiegung aller Quellen des Wohlstandes immer tiefer herab, ein Spielball fremder Mächte, bis es nach dem Tode Giovanni Gasto's 1737, des letzten männlichen Sprößlings der M., laut Vertrag von 1735 an das Haus Lothringen kam. Die Familie der M. starb 1743 mit Anna, des vermittelten Kurfürsten von der Pfalz, Gasto's Schwester, aus. Doch blüht noch ein Zweig der alten mediceischen Familie, der sich schon im 13. Jahrhunderte abgetrennt hatte, in den Fürsten von Ottobiano im Neapolitanischen fort, zu denen der 1830 gestorbene Don Luigi von M., Herzog von Sarro, gehörte. — S. Toskana, Geschichte.

Medien hieß im Alterthume ein großes Reich in Asien, zwischen den Araxes, den armenischen u. assyrischen Gebirgen, Susiana, Persis, dem kaspischen Meere, Parthien u. Hyrcanien, das somit das ganze heutige Irak, Aserbeidschan, Ghilan u. die westliche Hälfte von Mazanderan umfaßte. — Hauptstadt war Ekbatana. Die Meder wohnten ursprünglich, in sechs Stämme getheilt (Busä, Baretakenoi, Struchates, Arizantoi, Budioi, Magoi), an den südwestlichen Küsten des kaspischen Meeres und wurden schon durch Minos dem assyrischen Reiche unterworfen. Als ein besonderer Theil dieses Landes wurde M. von eigenen Satrapen verwaltet, bis unter Sardanapal, 880, dessen medischer Statthalter Arbaces ein medisch-assyrisches Reich gründete. Die Namen der Könige dieses Reiches sind nur sehr ungewiß anzugeben; Detofes riß um 700 M. vom neuassyrischen Reiche los und bildete ein eigenes medisches Reich, worauf er als Privatmann eine Zeit lange gerecht, bescheiden und still sich betrug. Kaum aber hatten die Meder ihn zum Könige erwählt, als er, nach Vereinigung der 6 Stämme, als Despot auftrat, sich Palast und Leibwache verschaffte, Ekbatana erbaute und Gesetze gab, deren Ansehen er streng aufrecht erhielt; er starb 656 v. Chr. Sein Nachfolger Phraortes unterwarf sich 654 die Perser und dann ganz Oberasien bis an den Halys, nebst Kappadokien. Als er aber die Aegypter angriff, ward er 635 bei Niniva geschlagen und kam um. Den Arpharad, der nach der Bibel Ekbatana erbaut u. von Nabuchodonosor in der Ebene Ragu besiegt worden seyn soll, halten Einige für identisch mit Phraortes. Kyaraxes, sein Sohn, führte zuerst eine Kriegsordnung ein u. schied Lanzenträger, Bogenschützen u. Reiter im Treffen von einander, führte lange und blutige Kriege mit den Assyren, Skythen, Lydern, Aegyptiern etc. In einer Schlacht von den Skythen gänzlich geschlagen, stand er 28 Jahre unter ihrer Oberherrschaft, worauf er sich mit Nabuchodonosor von Babylonien verband, die Assyren bezwang, die Aegyptier am Euphrat schlug, ganz Cölesyrien, Phönizien, Armenien, Lybien, Pontos und Kappadokien eroberte und endlich durch die Bezwingung von Persis und Susiana die Eroberung des assyrischen Reiches vollendete. Er starb 596 u. ihm folgte sein Sohn Astyages (s. d.), der 560 von seinem Enkel Cyrus (s. d.) entthront, worauf M. mit dem persischen Reiche vereinigt wurde.

Medina (arabisch M. el Rabi, d. d. Prophetenstadt), die zweite heilige Stadt des Islam, in der arabischen Provinz Hedjas, mit dem Grabe Mahomeds, Abubekr's und Omars, 6000 Einwohner. In der prächtigen, vom Propheten gegründeten Moschee, deren Gewölbe 400 Säulen tragen, brennen Tag und Nacht 300 Lampen. Eine starke Mauer und Citadelle schützt die Stadt; dennoch fiel sie 1804 in die Gewalt der Wechabiten.

Medizin, bezeichnet im Allgemeinen so viel als Heilkunde, Arzneikunde (s. dd.). Im engeren Sinne nennt man aber M., im Gegensatz zur Chirurgie, die innere Heilkunde, die Kenntniß der sogenannten inneren Krankheiten u. ihre Behandlung mit vorzugsweise inneren Heilmitteln. Ueber die geschichtliche Entwicklung dieser Trennung der Heilkunde in innere u. äußere, in M. u. Chirurgie, u. die Unstatthaftigkeit dieser Trennung, s. Chirurgie. E. Buchner.

Mednyanskj, Alojs Freiherr von Medgyes, geb. 20. Apr. 1784 zu Prießkopa in Ungarn, stammt aus einer altadeligen Familie Ungarns, studirte in Wien

und Presburg, nahm thätigen Antheil an dem Kampfe gegen Frankreich und an der politischen Gestaltung Ungarns, ward 1831 Hofrath in der ungarischen Hofkanzlei zu Wien, später Präses der Studiencommission u. des damit verbundenen Censurcollegiums für Ungarn, in welcher äußerst schwierigen Stellung er ebenfalls in seinen patriotischen Strebungen nicht nachließ. Besonders als Geschichtsforscher und Urkundenforscher hat er sich rühmlichst bekannt gemacht: Beiträge zu Hormayr's Archiv 1820—29 u. zu dessen „Historischem Taschenbuch“; Malerische Reise auf dem Waagflusse, Pesth 1826; Erzählungen, Sagen und Legenden aus Ungarns Vorzeit, daselbst 1829.

Medoc, s. Bordeauxweine.

Medusa, s. Gorgonen.

Medusen, s. KALEPHEN.

Meer, Weltmeer oder Ocean, nennt man die große, den Erdball umgebende Wassermasse, welche die Erdtheile und Länder von einander trennt; dann aber heißt so auch ein Theil dieser großen Wassermasse, deren man fünf annimmt: das atlantische, indische, stille oder große Welt-M., das südliche u. nördliche Polarm. Endlich gebraucht man auch M. gleichbedeutend mit Binnen-M. (ein Theil dieser 5 Haupt-M.) wie: das mittelländische, schwarze, weiße M., das M. von Kamtschatka u. s. w. — Unstreitig ist das M. einer der interessantesten Gegenstände der physikalischen Geographie. Sein Flächeninhalt ist bei Weitem größer, als der des trockenem Landes, indem es über 2 Dritttheile der ganzen Erdoberfläche einnimmt, somit ungefähr $6\frac{1}{2}$ Millionen geographische □ Meilen begreift. Dieses Uebermaß von Wasser scheint nöthig zu seyn zur Unterhaltung der Quellen und der daraus entstehenden Flüsse, sowie überhaupt zur Fortsetzung des ewigen chemischen Processes in der Atmosphäre. Unwiderlegliche Gründe, Versteinerungen von Seegeeschöpfen auf hohen Bergen u. a. beweisen, daß das M. ehemals noch weit mehr von der Oberfläche unserer Erde bedeckte. Das ungeheure Becken, als der des trockenem Landes, indem es über allen Seiten eingeschlossen ist, kann in Rücksicht seines Grundes oder Bodens u. in Rücksicht seiner Seiten oder Ränder, welche Ufer, Küsten und Gestade heißen, betrachtet werden. Der Grund und Boden des M. ist offenbar eine Fortsetzung des trockenen Landes, nur daß er vertiefter ist; übrigens zeigt er sich dem Lande ganz ähnlich. In einigen Gegenden ist der M.esgrund so festig, daß kein Anker haftet; in anderen wieder so weich und schlammig, daß gleichfalls die Schiffe schwer vor Anker gelegt werden können. Bei Marseille enthält das M. den schönsten Marmor auf seinem Grunde. Anderwärts gibt es Lager von Muscheln und andern Schalthwürmern, oder der Boden ist mit einem Walde von Korallen (s. d.) bedeckt, auch gibt es Thäler, Klüfte, Abgründe, Höhlen und sogar süße Quellen auf dem Boden des M.es. An Bergen fehlt es nicht, denn alle Inseln sind als solche zu betrachten, die sich mit ihren Gipfeln mehr oder weniger über der Oberfläche erheben; jede Untiefe ist eine Erhebung oder ein Berg auf dem Meeresgrunde, und die einzelnen Inselgruppen, deren man in allen Gegenden der Erde so viele antrifft und welche unter den Namen Archipelage bekannt sind, machen die Gebirge des M.grundes aus. Daß die Tiefe des Beckens sehr verschieden seyn müsse, erhellet aus dem Bisherigen zur Genüge. Wie hoch indeß die höchste Tiefe steige, ist schwerlich zu bestimmen, da es an Mitteln fehlt, sie zu messen. An einigen Stellen haben 250 Faden oder 1500' weit nicht den Grund erreicht. Büsching meint zwar, daß sich die größte Tiefe wenig über 1 deutsche oder geographische Meile belaufe, indeß ist dieß bloße Muthmaßung. Längs den Küsten pflegt sich die Tiefe des Meeres nach der Beschaffenheit dieser zu richten. Je steiler diese, desto tiefer ist das M., und es gibt Stellen, wo kein Grund für den Anker zu finden ist. Dagegen findet man an flachen Ufern die meisten Untiefen. Was die Ränder des Beckens, die Ufer, Küsten oder Gestade betrifft, so bemerkt man daran nicht bloß in Hinsicht der Flachheit und Erhabenheit, sondern auch in anderer Rücksicht große Verschiedenheit. Die hohen Ufer des M.es pflegt man insbesondere Küsten, die

flachen Gestade oder den Strand zu nennen. Das höchste bekannte Ufer findet man an der Westseite von Kilda, einer der westlichen schottischen Inseln. Es beträgt an 600 Faden senkrechter Höhe über der Fläche des Meeres, das hier ungewöhnlich tief ist. Die Ufer von Norwegen sind fast durchgängig steil und das Meer daselbst sehr tief; die holländischen Ufer dagegen sehr niedrig oder flach. Das Wasser hat in dem ungeheuren Becken des M.es überall ziemlich gleiche Höhe, welche zwischen 27 und 28 Zoll beträgt und nimmer die des Ufers übersteigt, ausgenommen zur Zeit der Fluth (s. d.) oder starker Stürme, z. B. an dem holländischen Gestade, wegen das Land durch Dämme gesichert wird. — Die Temperatur ist nach der Tiefe verschieden. Die Gegenden innerhalb der Polarreise etwa ausgenommen, wo das oben schwimmende Eis das Wasser erkaltet, nimmt die Kälte des M.wassers um so mehr zu, je tiefer man taucht, und nach der allgemeinen Versicherung der Taucher ist sie in der Tiefe von 100 Fuß fast unerträglich. — Ueber die Farbe des M.wassers sind die Meinungen getheilt. Von oben hinab in die Tiefe gesehen, ist das M.wasser außerordentlich hell und durchsichtig, wie der reinste Krystall; auch nimmt man in kleinen Quantitäten keine Farbe wahr; nur im Ganzen und in einiger Entfernung stellt sich das M. dem Auge in dem beschriebenen Grün dar. Woher die Namen rothes, schwarzes und weißes M. rühren, läßt sich nicht mehr ausmachen; ihr Gewässer sieht wie anderes M.wasser aus. Der Geschmack des M.wassers ist, wegen der damit vermischten Salztheile, sehr salzig, aber zugleich ölig und bitterlich, so daß es schlechterdings nicht genießbar ist. Man empfiehlt übrigens eine Portion Seewasser zum Eintinken als Hülfsmittel wider die Seekrankheit. Die chemische Zerlegung des Seewassers hat gezeigt, daß es aus süßem Wasser, Küchensalze, einem aus Salzsäure und Bittersalzerde bestehenden Mittelsalze, aus etwas Gyps und Kalkerde besteht, welche Bestandtheile durch kohlensaures Gas in Auflösung erhalten werden. — Der Grad der Salzigkeit des Seewassers ist nicht nur an verschiedenen Stellen verschieden, sondern auch zu verschiedenen Zeiten an einerlei Orte veränderlich; daher lieferten auch die Untersuchungen so verschiedene Resultate. Durch das Verdünsten verliert das Seewasser sein Salz, welches zurückbleibt; daher kommt es, daß das M. in der heißen Zone am salzigsten ist. Nach dem Verluste des Salzes ist das Seewasser natürlich viel leichter, als in seinem gewöhnlichen Zustande. Eine sehr merkwürdige Erscheinung ist das Leuchten des M.es. Die Seefahrer beschreiben mit Entzücken den herrlichen Anblick, den das vom Schiffe in Bewegung gesetzte M.wasser zu manchen Zeiten in der Nacht darbietet. Bisweilen leuchtet bloß die Bahn, welche das Schiff auf der glatten Wasserfläche zurückläßt; öfter aber leuchten alle Wellen, die an das Schiff, an Felsen, oder sonst einen festen Gegenstand anschlagen, und nicht selten scheint das M., soweit das Auge reicht, mit funkelnden Sternchen übersät zu seyn. Offenbar darf dieses Leuchten nicht von einerlei Ursachen hergeleitet werden. Forster unterscheidet 3 Arten desselben. Diejenige, welche man nur in der Nähe des Schiffes wahrnimmt, erklärt er für eine Wirkung der Electricität, welche nach ihm durch die Reibung des Schiffes am Wasser bei der schnellen Bewegung erregt wird. Buffon hat darüber Versuche angestellt und gefunden, daß man allerdings durch Reibung mit metallischen Substanzen das in Gefäßen eingeschlossene M.wasser zum Leuchten bringen könne. Die andere Art des Leuchtens, wobei zur Zeit der Windstille die Oberfläche des Meeres so unbeschreiblich glänzt, schreibt Forster phosphorischen, durch Fäulniß und Verwesung erzeugten Substanzen zu. Da im M.e täglich eine so ungeheure Menge thierischer Körper absterben u. in Fäulniß gerathen, so muß nothwendig Phosphorsäure entwickelt werden. Ein Zusatz von brennbaren Stoffen bringt also dann eine Mischung hervor, welche wie Phosphor ist, und dieser leuchtet, wie bekannt, in der Dunkelheit wie faules Holz. Daß faulende Fische und mehrere gallertartige Seegewürme sehr stark leuchten, ist eine bekannte Sache. Die dritte Art des Leuchtens, wobei nicht nur die Oberfläche, so weit das Auge reicht, sondern auch die Tiefe wie Feuer glänzt und die Fische, welche man schwimmen

sieht, aus Feuer gebildet zu seyn scheinen, ist offenbar leuchtenden Seegewürmen zuzuschreiben, deren es sehr verschiedene gibt. Rigaud suchte die Ursache des nächtlichen Leuchtens an den Küsten von Frankreich zu erforschen u. fand sie in kleinen Polypen. La Billardiére schöpfte eine Flasche leuchtenden Wassers und ließ sie die Nacht hindurch stehen. Wenn er ein wenig schüttelte, so erschienen auf einmal lauter leuchtende Kügelchen, und als er das Wasser durch Löschpapier seihete, blieben eine Menge flebriger, durchsichtiger, gallertartiger, kugelförmiger Körperchen zurück, die sehr klein waren und zu den Mollusken oder Weichhäuten gehörten. Nach dem Durchsiehen mochte er das Wasser bewegen, wie er wollte, es leuchtete nicht mehr; sobald er aber die Thierchen wieder hineinwarf, fing es an, auf die vorige Weise zu leuchten; doch darf man die Würmer nicht zu lange der Luft aussetzen, sonst verlieren sie die phosphorische Eigenschaft. Eine ähnliche Untersuchung hatte man bereits im Jahre 1746 mit dem Wasser des venetianischen Meerbusens angestellt, welche dieselben Resultate gab, und im Jahre 1772 fand Forster auf seiner Reise das Nämliche. Obgleich das Meerwasser fast allenthalben einerlei Höhe hat und, vermöge seiner Natur als flüssige Substanz, auch haben muß, leidet dieß doch durch besondere Umstände einige Abänderungen. Zu diesen Umständen gehört vor allen Dingen der, daß die Schwerkraft oder die Anziehungskraft der Erde unter und bei den Polen stärker wirkt, als unter dem Aequator und in der Nähe desselben, wo die Schwungkraft des Erdballs und die größere Entfernung seiner Oberfläche vom Mittelpunkte die wirkende Kraft der Schwere oder Anziehung schwächt. Dieselbe Ursache, welche die Abplattung an den Polen bewirkte, muß auch ein beständiges Andrängen des schweren oder stärker angezogenen Wassers der Pole gegen den Aequator hin zu Wege bringen, unter welchem es leichter ist; mithin wird das Wasser unter dem Aequator höher, als unter den Polen, stehen und daselbst einen Wasserberg bilden, gegen welchen die höchsten Berge des trockenen Landes fast in Nichts verschwinden. Das trockene Land unter dem Aequator ist nun aber ebenfalls viel höher, als unter den Polen; es kann folglich von jenem Wasserberge nicht überschwemmt werden, welches ohne dieses Gleichgewicht der Fall seyn würde. Das Hinströmen des Wassers aus der Gegend der Pole wird durch alle Erfahrungen bewiesen; denn man sieht auf der nördlichen und südlichen Halbkugel die ungeheuren Eismassen, welche sich in der Nähe der Pole erzeugen und vom Wasser getragen werden, unaufhörlich gegen den Aequator hin schwimmen und in den milden Gegenden zerschmelzen. Ein anderer Umstand, welcher von einem ungleichen Stande des Wassers zeugt, ist der, daß unter den vom Lande eingeschlossnen Meerbusen manche niedriger sind, als andere. Hieraus sind die Strömungen zu erklären, welche sich z. B. aus dem atlantischen Meere durch die Enge bei Gibraltar ins mittelländische Meer, aus dem schwarzen durch den Hellespont in dieses ergießen u. s. w. Weit beträchtlicher, als durch den erwähnten Umstand, wird die Gleichheit der Oberfläche des M.es durch die Bewegungen aufgehoben, welche das M. aus mehr als einer Ursache zu erleiden hat. Es ist auch, wenn es ruhig scheint, in beständiger Thätigkeit, denn außer den Winden setzen es der Umschwung der Erde und die anziehende Kraft des Mondes und der Sonne in Bewegung. Zufolge dieser 3 Ursachen läßt sich eine dreifache Bewegung des M.es: die Wellenbewegung, die Strombewegung und die Ebbe und Fluth unterscheiden. (Ueber letztere siehe den betreffenden Artikel.) Die Wellenbewegung entsteht durch die Bewegung der Luft, d. i. durch Winde. Verliert die Luft ihr Gleichgewicht, so geräth sie in wellenförmige Bewegung, stößt auf die Wassersfläche und stört dadurch auch auf ihr das Gleichgewicht oder den wagrechten Stand. Dadurch erhebt sich der gestossene Theil über den nächstliegenden; dieser wird niedergedrückt, es entsteht eine Erhöhung an der Stelle, die aber vermöge der Schwere des Wassers sogleich wieder niedersinkt, den nächstfolgenden Theil niederdückt und zum Steigen zwingt. Die Wellenbewegung ist demnach ein abwechselndes Steigen und Fallen zweier Wasserberge, wobei jedoch das Wasser nicht fortfließt. Mit der Stärke der

Bewegung in der Luft nimmt auch die Bewegung des Wassers zu: die Wasserberge wachsen und üben einen größern Druck aus, daher die Wellen immer stärker werden; indeß unterdrückt der heftige Stoß des Windes auch häufig die Wellen, so daß sie sich nicht zur größten Höhe zu erheben im Stande sind und diese erst dann erreichen, wenn der Sturm plötzlich sich legt. Die zweite Bewegung des M.es, die Strombewegung, besteht darin, daß das M. in gewissen Gegenden, ohne Rücksicht auf den Wind, nach einer bestimmten Gegend hintreibt. Die allgemeine Bewegung des frei liegenden M.es auf der ganzen Erde, welche ununterbrochen in jedem Augenblicke fort dauert, ist die Strömung von Osten nach Westen. Sie zeigt sich innerhalb der Wendekreise am heftigsten, im freien Meere jedoch allemal schwächer, desto reißender an den Küsten u. in den Meerengen. Durch die magellanische Strasse stürzt sie sich mit einer solchen Gewalt, daß man den Zug bis auf eine beträchtliche Weite in das atlantische M. hinein bemerken kann. An mehreren Orten, wo der Strom von Osten nach Westen Widerstand findet, muß er sich beugen und nimmt dann ganz andere Richtungen. An den peruanischen Küsten läuft daher das Wasser von Süden nach Norden; am Vorgebirge der guten Hoffnung sogar von Westen nach Osten, also in entgegengesetzter Richtung, und so leidet er in mehreren Gegenden der Erde ganz verschiedene Richtungen. Die Hauptursache dieser allgemeinen Strombewegung ist unstreitig der Umschwung unserer Erde um ihre Achse, welcher in der Richtung von Westen nach Osten erfolgt. Außer dieser allgemeinen Strömung mit ihren verschiedenen, durch örtliche Umstände verursachten Abänderungen trifft man im M.e auch noch andere an, welche durch den verschiedenen Stand des Wassers in kleineren M.en u. M.-Bussen veranlaßt werden, indem das höher stehende Wasser nach dem niedrigeren zu abfließt. In gewissen Gegenden gibt es auch periodische Ströme im M.e, d. h. solche, die zu gewissen Zeiten östlich, zu anderen Zeiten westlich laufen. Diese bekommen ihre Richtung durch Winde, und ihre Länge, Breite, Geschwindigkeit u. Abweichung von dem Striche des Windes hängt von der örtlichen Beschaffenheit der Gegend ab. Zu den Bewegungen des M.es müssen auch die Strudel gerechnet werden. Diese sind im Wasser eben das, was in der Luft die Wirbel sind und werden auf ähnliche Weise erzeugt. Die Ebbe und Fluth (s. d.), welche sehr häufig entgegenlaufende Ströme veranlaßt, ist als die Hauptursache der Strudel zu betrachten. Der berühmteste unter den M.es-Strudeln ist der Mahlstrom an den norwegischen Küsten. Die beiden M.es-Strudel Scylla u. Charybis in Unteritalien, welche uns die Alten so furchtbar schildern, sind für die jetzige Schiffahrtskunde nicht mehr gefährlich. Eine gewisse Bewegung des M.es wird endlich durch hineinstürzende Ströme vom Lande her verursacht. Diese treiben das M.-Wasser von der Seite u. sind noch weite Strecken hinaus sichtbar. Durch sie werden, nach Beschaffenheit der Küsten u. anderer Umstände, mehr oder weniger heftige Strömungen des M.-Wassers nach verschiedenen Richtungen veranlaßt. Die längst aufgeworfene Frage, „ob das Meer im Ganzen von Zeit zu Zeit immer mehr abnehme?“ muß nach langen Erfahrungen mit „ja“ beantwortet werden. Jener großen Revolution nicht zu gedenken, in welcher das M. sich so weit herabsenkte, daß hohe Berggegenden frei wurden, wissen wir gewiß, daß in verschiedenen Gegenden das Land an den Gestaden einen starken Zuwachs durch das Zurücktreten des M.es erhalten hat. Einen Beweis hiervon geben die Gestade von Holland u. die deutschen an der Nordsee, vorzüglich aber die Gegend um den Ausfluß des Nils. Einige Chemiker wollten die Entdeckung gemacht haben, daß sich das Wasser nach u. nach in Erde verwandle u. hieraus erklärten sie die Abnahme des M.-Wassers; allein jene vorgebliche chemische Entdeckung ist durch die neueren Untersuchungen des Wassers hinlänglich widerlegt und die Erfahrung lehrt, daß, so wie das Land in einigen Gegenden wächst, es an andern Gestaden wiederum ungefähr im gleichen Maße vom M.e vermindert wird, daß überdies das Anwachsen des Landes in vielen Fällen, z. B. an der Mündung des Nils, nicht eigentlich durch Verminderung des Wassers,

sondern durch Anhäufung des Schlammes verursacht wird, den der Nil mit sich fortführt.

Meer, 1) Jan van der, berühmter niederländischer Maler, geboren zu Schoonhoven an der Risle, fertigte Landschaften, vorzüglich aber Seestücke, mit sehr wahr gezeichneten Schiffen, Schiffgeräthen u. s. f. Seine Pinselzüge sind geistreich, seine Compositionen reich u. lebhaft, aber seine Vorgründe ein wenig zu blau. Er hat Mehres auch radirt, unter anderen vier schöne Landschaften mit Schafen. Er starb 1691. — 2) M. der Jüngere, Bruder des Vorigen, gestorben 1690, malte Thierstücke so schön, daß er darin sogar den Verghem übertraf; seine Gemälde enthalten aber auch gar Nichts, als Schäfer, Schäferinnen, Schafe u. Ziegen, worauf er seinen ganzen Fleiß u. sein ganzes Studium verwendete und es auch wirklich so weit brachte, daß man seine schönen Werke nicht ohne das äußerste Vergnügen betrachten kann.

Meerbusen (Golf), nennt man eine Strecke, wo das Meer tief in das Land sich erstreckt und nur durch einen kleinen Theil mit der See verbunden ist. Vergl. Bai.

Meereicheln, f. Balanen.

Meerenge, Sund, Straße, wird ein, von zwei nahe an einander liegenden Ländern eingeschlossener, schmaler Strich Wassers genannt, welcher zwei Meere oder Meerestheile mit einander verbindet.

Meergötter wurden in der griechischen und römischen Mythologie alle diejenigen Götter genannt, welche das Meer beherrschten, demselben entstammten oder darin wohnten (lateinisch *dii marini*). Diese waren: Neptun u. Amphitrite, als oberste Beherrscher; Oceanos, Pontos u. Thalamia; Venus, als Schaumgeborene Göttin; Nereus, Tethys, Proteus, Glaucus, Palämon, die letzten drei als wahrsagende Meergerisse; Leukothea, Melikertes, vergötterte Menschen; Charybdis und Scylla, so wie die Sirenen, Ungeheuer; endlich die Schaar der Nereiden, Oceaniden, Tritonen, Nymphen u. viele der Flussgötter u. Inseln.

Meerkazen (Schwanzaffen, *cercopitheci*), heißen — doch nicht in systematischer Bedeutung — die langgeschwänzten Affen (s. d.). Die hierher gehörigen Thiere haben ein kahles Gesicht, oben und unten 4 Schneidez u. 5 Backenz, meist weit vorstehende Eckzähne, nach vorn geöffnete Nasenlöcher, behaarten, schlaffen, meist langen Schwanz, gewöhnlich Backentaschen u. Gefäßschwieneln; im Uebrigen gilt von ihnen dasselbe, was von den Affen überhaupt.

Meermann, 1) Gerhard, holländischer Bibliograph, geboren 1722 aus einem alten angesehenen Geschlechte. Nachdem er sich auf weiten Reisen eine umfassende Bildung erworben, wurde er 1748 zum Rathspensionär der Stadt Rotterdam gewählt u. Kaiser Franz I. erhob ihn bald darauf in den Reichsfreiherrnstand. Er starb 1771 u. hat sich durch zwei bedeutende Werke: *Thesaurus civilis et canonici juris* (Haag 1751—53, 7 Bde., hiezu Supplem. 1780, so daß das vollständige Werk 8 Foliobände) u. durch *Origines typographiae* einen literarischen Ruf erworben (Haag 1765, 4., 2 Bde. m. Kpfn.). Zwar ist dieses Werk voll gelehrter und scharfsinniger Forschungen, aber auch voll gewagter und vorurtheilsvoller Meinungen, welche bis zur Eigensinnigkeit durchgeführt sind. So ist bekannt, daß der Verfasser zu Gunsten der Stadt Harlem u. Costers schrieb und daß er daher kein Bedenken trug, offenbare Ketelaer'sche u. die Vennor'schen Drucke zu Gunsten seiner Hypothese für Coster'sche zu erklären. In seine Fußstapfen trat Joh. Visser: *Uitvinding der Boekdrukkunst getrokken uyt het latynisch Werk van Gerh. Meermann met aantekeningen van H. Gockinga* (Amsterd. 1767, 4.). Sehr schätzbar für die Geschichte der Buchdruckerkunst ist die Briefsammlung: *M. et doctorum virorum ad eum epistolae atq. observ. de chartae vulgaris et lintheae origine* edid. Vaassen (Haag 1767). — 2) M., Johann, Herr von Dalen und Buren, Sohn des Vorigen, eben so berühmt als Staatsmann, wie als Gelehrter, wurde im Haag geboren 1. November 1753 u. erhielt hier, wie in Rotterdam, einen sorgfältigen gelehrten Unterricht. Wie frühreife seine Talente sich ent-

wickelten, mag, statt vieler, die einzige Thatsache beweisen, daß er in seinem 10. Jahre Molière's *Mariage forcé* übersezte u. auch drucken ließ. 1767 besuchte er Göttingen u. betrieb unter Heyne die Studien der schweresten philologischen Probleme, setzte dieselben in Leyden fort u. verlegte sich auf die Staatswissenschaften. Nach einer großen gelehrten Reise erhielt er 1774 in Leyden die Doktorwürde der beiden Rechte; seine Dissertation war: *De solutione vinculi, quod olim fuit inter S. R. Imp. et foederati Belgii republicam*. 1785 unternahm er wiederholt eine wissenschaftliche Reise nach Großbritannien, Deutschland und Italien und beschrieb seine Erfahrungen und Erlebnisse in dem Werke: *Berigten omtrent het Noorden en Noordosten van Europa* (Grafen Haag 1804—6, 6 Bände), wovon auch ein deutscher Auszug gefertigt wurde in der Bibliothek der Reisebeschreibungen Band 41 u. 42. Später, unter König Ludwig Bonaparte, leitete er als Minister das Unterrichtswesen in Holland u. nahm als gelehrtes Mitglied der vielen Akademien an ihren wissenschaftlichen Abhandlungen stets regen Antheil. Die Jahrbücher der Wissenschaften und Künste in Holland enthalten mehre Abhandlungen aus seiner Feder. Klopstocks *Messias* wurde von ihm ins Holländische übersezt (Haag 1803—15, 4 Bde.). Napoleon schätzte seinen Charakter u. seine gelehrte Bildung in so hohem Grade, daß er ihn als französischen Senator nach Paris berief. Hier starb er am 19. August 1815. Noch verdient erwähnt zu werden: *Geschiedenis van Graf Willem van Holland Roomsche Koning* (Grafen Haag 1783—97, 4 Bde.), eine deutsche Uebersetzung von Eschenbach enthält aber bloß die beiden ersten Bde. (Pp. 1787—88, 2 Bde.) u. ist daher unvollständig geblieben. Nach seinem Tode kam seine vortreffliche Bibliothek, woran Vater und Sohn so beharrlich gesammelt hatten, zur öffentlichen Versteigerung vom 8. Juni an bis 3. Juli 1824. Es erschien hierüber ein gedruckter Katalog in 3 Bänden: *Bibliotheca Meermanniana sive Catalogus libr. impress et Codd. mssptt.* Der dritte Band enthält die Preise. Der Erlös mochte sich auf die Summe von 170,000 fl. belaufen. Ueber den literarischen Nachlaß des Hugo Grotius, besonders dessen *Parallelon rerum publicarum*, machte er sich dadurch verdient, daß er die Handschrift des 3. Buches aus der Bibliothek des Peter Bondanus in Utrecht sich zu verschaffen wußte, reich literarisch ausgestattet sie herausgab u. den gelösten Gewinn an die Armen seiner Vaterstadt vertheilte.

Cm.

Meerneßeln, s. *Atalephen* u. *Astinien*.

Meerrettig (*Cochlearia armoracia*), aus der natürlichen Familie der Cruciferen, hat eine weiße Krone, abstehenden Kelch, elliptische Schötchen u. längliche, geferkte, fußlange Wurzelblätter. Die ästigen Stengel sind 2—3 Fuß hoch u. haarlos, die Stengelblätter länglich u. gesägt, die bei $1\frac{1}{2}$ Fuß lange Wurzel ist reich an scharfem, flüssigem Del u. hat einen beißenden scharfen Geschmack, sie wird frisch gerieben genossen oder gekocht, wodurch sie an Geruch und Geschmack verliert; in der Medizin dient sie als schnell und kräftig wirkendes Hautreizmittel.

Meerschäum. Dieses allgemein bekannte Naturprodukt ist ein Mineral, dessen wesentliche Bestandtheile Kiesel- u. Talkerde mit etwas Wasser sind u. welches sich meistens dicht und erdig, in dicken Massen, bei Kalkschiefer in der Nähe von Konieh in Kleinasien, zu Grubschitz in Mähren, Ballegas bei Madrid, Theben in Griechenland, Piemont, Champigny und an einigen anderen Orten findet. Der M. hat einen flachmuscheligen, unebenen und erdigen Bauch, ist undurchsichtig, matt, erhält durch Reiben Wachsglanz und saugt begierig Wasser ein; seine Farbe ist weiß, gelblich, graulich, gelblichbraun u.; sein spezifisches Gewicht = 1,3 — 1,6. Zu den Pfeifenköpfen, Cigarrenspitzen und einigen anderen Drechselerarbeiten wird vorzugsweise der türkische, öfters auch der griechische verarbeitet; die übrigen Sorten sind hiesu weniger brauchbar, werden dagegen in der Porzellanfabrikation benützt. In der Türkei wird der aus der Erde kommende, rohe M. in gemauerte Gruben gebracht u. mit Wasser zu einem Brei angerührt, wernach er in eine Art von Gährung kommt und dann geschlämmt wird. Hierbei erhält man mehre Sorten von verschiedener Feinheit. Aus diesen werden die Köpfe

in messingenen Formen dargestellt, nach einigen Tagen gebohrt, an der Luft getrocknet u. in einem Ofen gebrannt. Die Politur gibt man ihnen durch Abreiben mit Schachtelhalmen und Leder, nachdem sie vorher in Milch, dann in Wachs oder Leinöl gesotten wurden, was sie politurfähiger macht. Diese Köpfe kommen in Körben oder Kisten über Konstantinopel, Semlin u. Triest nach Siebenbürgen, Ungarn, Polen, Rußland, Deutschland zc. in den Handel, werden aber, wegen der plumpen Form und engen Bohrung, gewöhnlich in diesen ändern noch nachgearbeitet. Jede Kiste enthält mehre Hunderte von Köpfen, darunter gewöhnlich einen von ausgezeichnete Größe. Außerdem wird der türkische M. auch im rohen Zustande in den Handel gebracht u. zwar theils in klobartigen Stücken, welche ungefähr nach der Form der Köpfe zerschnitten sind, theils in geschnittenen u. gebohrten Köpfen. Sie sind aber selten von ganz reiner Masse, sondern haben öfters Risse, ungleichartige Stellen, oder Sand zc. eingeschlossen. Aus diesen rohen Stücken schneiden die Pfeifenkopfschneider, deren in Wien, Lemgo, Frankfurt am Main, Nürnberg zc. sind, die Pfeifenköpfe u. Cigarrenspitzen; die Abfälle, welche hiebei gewonnen werden, dienen zur Verfertigung der unächten M.köpfe, Massaköpfe, die mit den ächten oft täuschende Aehnlichkeit haben. Als Unterscheidungsmerkmal nimmt man an, daß Silbermünzen auf ächten Köpfen keinen Strich hinterlassen, und daß sie bei Behandlung mit einer Feile sich weit zäher, als die unächten, erweisen. Spiegel-M. nennt man eine harte Sorte, die eine sehr schöne Politur annimmt; Kreidmasse bezeichnet eine grobe Sorte des rohgesechnittenen M.s, die eine größere Schwere hat, meist von gelblicher oder röthlicher Farbe ist u. aus der gewöhnlich die polnischen Köpfe verfertigt werden. — M. heißt man zuweilen auch das Blattschwein (s. Sepia). C. Arendts.

Meerschwein, s. Delphin.

Meerschweinchen (Cavia), eine Gattung von Nagethieren. Das gemeine M. (C. porcellus) stammt aus Südamerika u. ist jetzt in ganz Europa verbreitet, hat einen dicken, platten Kopf, kurze Schnauze, gespaltene Oberlippe, ist wild, grauröthlich von Farbe, als Haushier mehrfarbig u. nährt sich von Vegetabilien.

Meerzwiebel (Scilla maritima Lin.), eine ausdauernde Pflanze von der Familie der Liliaceen, welche an den sandigen Gestaden des atlantischen u. mittelländischen Meeres wächst. Die Blätter derselben erscheinen erst nach der Blüthe u. sind lanzettlich, stumpflich; die Blüthe bildet eine Traube, ist sehr lang, walzig, gedrängt u. von weißer Farbe mit grünen Nerven. Die Wurzel ist sehr groß, erreicht öfters die Größe eines Kindskopfes und wiegt im frischen Zustande 1—4 Pfund, hat eine eiförmige, rundliche Gestalt und stellt eine nach außen häutige, nach innen schuppige Zwiebel dar. An dem oberen, spitzigeren Theile kommt der junge Trieb zum Vorschein; ihr unterer Theil ragt buckelförmig hervor, ist schuppig oder blätterig u. trägt kurze u. dicke, walzige Wurzelsfasern. Die Zwiebel wurde schon vielfach der Gegenstand chemischer Untersuchungen; man hat als hauptsächlichsten Bestandtheil, außer einem scharfen, flüchtigen Stoffe, Schleimzucker, Gummi, Fett zc., einen eigenthümlichen bitteren Extractivstoff, das Scillitacin (von Vogel entdeckt) aufgefunden. In der Medizin bedient man sich der Zwiebel als Arzneimittel, unter dem Namen Radix Scillae. Sie wird meist getrocknet in den Handel gebracht u. zwar in Streifen, oder unregelmäßigen, auch kreisrunden, einige Linien dicken Stücken, welche ein hornartiges Ansehen haben u. bei vollkommener Trockenheit leicht zerbrechlich sind. Für den medizinischen Gebrauch werden nur die mit rothen Häuten bedeckten Zwiebeln gesammelt. Die M. gehört schon seit den ältesten Zeiten unter die wichtigsten Arzneimittel; sie wirkt als ein scharfes u. zugleich bitterstoffiges Mittel besonders kräftig auf das Lymphsystem u. auf die Urinwerkzeuge, die Harnabsonderung sehr vermehrend; auf die Lunge, die Expektoration befördernd u. s. w. Wegen ihres scharfen Stoffes erregt sie im frischen Zustande Thränen u. Niesen u. auf der Haut heftiges Jucken u. brennenden Schmerz. In großen Gaben u. vorzüglich frisch äußert sie die Wirkungen eines scharfen Giftes, erregt Brechen, Magenkrampf, Kolik u. allgemeine Krämpfe. C. Arendts.

Megära hieß eine der Furien, s. den Art. Euminiden.

Megalopolis (große Stadt), eine Stadt im alten Arkadien, durchströmt vom Helisson, mit vielen Tempeln, ummauertem Markte und dem größten Theater Griechenlands, war der Sitz einer berühmten Schule der Stoiker (s. d.). Erbaut wurde M. nach dem Siege der Thebaner bei Leuktra, um 368, als böotische Bundesstadt, durch Zusammenziehung der arkadischen Tripolis: Kallia, Dipöna u. Nonakris, bevölkert aus 38 Städten, aus denen 10,000 auserlesene Bürger die Geschäfte leiten sollten. In der Mitte des 4. Jahrhunderts bei M. Sieg der Spartaner unter Archidamos III. über die Arkadier (s. Sparta, Geschichte). Nach mancherlei Abwechselungen hatte M. eigene Tyrannen; Lydias, der letzte derselben, legte freiwillig seine Herrschaft nieder und schloß die Stadt dem achäischen Bunde an, da sie die Spartaner unter Kleomenes eroberten u. zerstörten. Zwar wurden die Spartaner durch Unterstützung des Königs Antigonos bei Selasia geschlagen und Philopömen führte seine Mitbürger wieder zurück, doch hinderte Uneinigkeit der Bürger die volle Wiederherstellung der Stadt und der Verfassung, wozu auch Kratos beitrug. So verfiel M. immer mehr; jetzt ein Flecken, Sinano. Außer Philopömen u. anderen wurde Polybios hier geboren, dessen Bildsäule man neben dem Vuleuterion sah.

Megapenthes, 1) Sohn des Proetos, Königs von Argos, welches Reich er an Perseus, gegen das diesem gehörige Tyrinth, vertauschte. — 2) Sohn des Menelaos und einer ätolischen Sklavin Pieris oder Teridäe, also ein Halbbruder der Hermione und des Nikostratos. Beide Jünglinge waren Schuld an dem Tode der Helena, welche sie zur Flucht aus ihres verstorbenen Vaters Hause zwangen, worauf diese sich nach Rhodos begab u. dort von einer verrätherischen treulosen Freundin im Bade überfallen und an einen Baum gehängt wurde.

Megara, s. Megaris.

Megaraeus, Vater der schönen Evaechme, Beherrscher von Megara, welches er mit der Hand seiner Tochter Demenigen versprach, der ihn von dem furchtbaren kythärenischen Löwen befreien würde, was durch Alkathoos geschah, nach dem ein Sohn des M., Grippos, durch das Ungeheuer zerrissen worden.

Megarís, der kleinste Staat im alten Griechenland, östlich an Attika, südlich an den saronischen Meerbusen, westlich an das Gebirge Geranea u. nördlich an Böotien und an das alyonische Meer gränzend, hatte eine aristokratische Verfassung; doch regte sich von Zeit zu Zeit, wenn Athen überwiegend wurde, in demselben eine mächtige demokratische Partei, die sich aber nie zu behaupten vermochte. Bekanntlich wurden die Megaräer von den Athenern gehaßt u. verspottet. Im gegenwärtigen Königreiche Griechenland bildet M. eine Provinz in dem Departement Attika. — Die Hauptstadt Megara, mit dem Hafenorte Nisäa, von Megareus (s. d.) gegründet, lag am Ende des Meerbusens von Athen in einer Ebene zwischen 2 Hügeln (auf diesen zwei Citadellen: Karia (erbaut von dem Pelasger Kar, des Phoroneus Sohn, u. Alkathoe, erbaut von Alkathoos), hatte einen Tempel der Demeter, des Zeus, eine Wasserleitung, Gymnasium, u. war Geburtsort des Dichters Theognis und des Philosophen Euklides. Sie hatte sich durch alle Jahrhunderte unter gleichem Namen erhalten; Plinius nennt sie als römische Colonie. M. wurde, unter den Türken zu einem Dorfe herabgesunken, im griechischen Befreiungskriege zerstört, wird aber wieder aufgebaut. — Die philosophische Schule, welche sich hier um den Euklides (s. d.) bildete, war eine Tochter der sokratischen. Sie nahm nur Gutes (das Gute) als Unveränderliches, nicht durch die Sinne, sondern nur durch die Vernunft Erkennbares an, während alles Andere, diesem Entgegengesetzte, gar nicht sei u. beschäftigte sich viel mit den Formen des Denkens, weshalb man ihr die Erfindung vieler Trugschlüsse zuschreibt. Außer Euklides gehörten dieser Schule an: Eubulides, Alexinos, Diodoros, Stilpon. Vgl. Deyds: *De Magaricorum doct.*, Bonn 1827.

Mergersle, Ulrich, s. Abraham a Sancta Clara.

Meghadia, Marktflecken an der Bella-Rieka, im illyrisch-walachischen

Regiment der österreichischen Banatgränze, mit etwas über 1600 Einwohnern. Der Ort nimmt die Stätte des alten ad Mediam ein und hat mehre Denkmäler der Römerzeit aufzuweisen. Eine Stunde von M., an der Czerna, liegen in einem von hohen, bewaldeten Felsbergen umschlossenen Thale die berühmten Herkulesbäder. Der Geruch nach geschwefeltem Wasserstoffgas (Hydrothionsäure), der an jenen von faulen Eiern erinnert, kündigt schon in ziemlicher Entfernung diese Thermen an, welche unstreitig die ausgezeichnetsten und heilkräftigsten der österreichischen Monarchie sind, so wie, nach dem Geiser auf Island, die ergiebigsten in ganz Europa. Man zählt im Ganzen 24 Quellen, u. schon 9 derselben liefern in einer Stunde 6525 Cubikfuß Wasser. Benützt werden: die Herkulesquelle, die Ludwigquelle, die Karolinenquelle, die Kaiserquelle, die Ferdinandquelle, der Augenbrunnen, die Franzensquelle und die Josephsquelle. Die Wärme einiger dieser Quellen steigt bis 51° Reaumur. Was ihre Heilkräfte anbelangt, so erweisen sie sich besonders wirksam in den chronischen Uebeln, welche aus den allgemeinen Störungen des Hautlebens hervorgehen. Der zweckmäßige Gebrauch der Bäder in der Gicht, bei Contracturen und Gelenksteifigkeiten, bei inveterirten Drüsenleiden u. s. w. hat häufig schon die erfreulichsten Resultate herbeigeführt. Die Badezeit währt vom halben Juni bis September. Das Klima des herrlichen Badethales ist so mild, daß der Feigenbaum wild wächst; die Sommerabende sind hier so warm, daß selbst Kranke ohne Schaden bis gegen 10 Uhr im Freien verweilen können. Alle Anstalten sind vortrefflich und der Badeort so zierlich und wohnlich erbaut, wie man so nahe an der türkischen Gränze ihn kaum erwarten sollte. Die österreichische Regierung sorgt, keinen Aufwand scheuend, eifrig für zweckmäßige Einrichtungen und Verschönerungen. An jeder der benützten Quellen stehen Badehäuser, in welchen eigene Badediener, hier „Mijaschen“ genannt, den Dienst versehen. Zur Aufnahme der Badegäste sind mehre, mitunter großartige Gebäude errichtet. Für den Gottesdienst bestehen eine katholische Kapelle, 1838 eingeweiht, und eine griechische Kirche. Zu den Bädern und Gebäuden jenseits der Czerna führt eine prachtvolle eiserne Cylinder-Bogenbrücke. Für angenehme Spaziergänge ist trefflich gesorgt. Der Badeplatz und die Allee an der Czerna bilden die nächstgelegenen Promenaden. Entferntere Spazierplätze sind: die Räuberhöhle ober dem Herkulesbade, die Dampfkaminhöhle, der Wasserfall der Czerna, die Anlagen des Grafen Lazar, die Prolajer Schlucht, die Jusel, der Meierhof, Schnellersruhe, die Töfelyschen Anlagen u. a. m. Rüstigeren Badegästen bieten die herrlichen Umgebungen noch überdies Gelegenheit zu größeren Ausflügen, die dem Naturfreunde die überraschendsten Genüsse verschaffen. Zu den interessantesten Punkten gehört der 500 Klafter hohe Domoglett, welcher durch seine Pflanzensätze und durch die bezaubernden Fernsichten vom Gipfel herab die Mühe des Erstiegens reichlich lohnt. — Die Bäder von M. waren bereits den Römern unter dem Namen *Thermae Herculis* bekannt. Nach dem Umsturze des römischen Reiches fielen sie wieder der Vergessenheit anheim, und erst im Jahre 1736 geschah es, daß der Feldmarschall Graf Hamilton zufällig in das Czernathal kam u. die Thermen neu auffand. Unverzüglich gebot ein kaiserlicher Befehl, die Quellen zum Gebrauche wieder herzustellen. Bald errangen die ausgezeichneten Heilkräfte dieser heißen Schwefelwasser einen ausgebreiteten Ruhm, u. in den letzten Jahren betrug die Zahl der Besucher meist über 2000. — Vgl. Dörner, das Banat in topographisch-historischer Beziehung mit besonderer Berücksichtigung der Herkulesbäder nächst M., 1839.

Mehemed Ali, Pascha und Vizekönig von Aegypten, geboren zu Kavala, einer kleinen Hafenstadt in Rumelien, 1769, Sohn eines Polizeioffiziers, Ibrahim Aga. Nach dessen Tode vom Ischorbaschi zu Kavala erzogen, machte er schon, fast noch ein Kind, mehre Züge gegen Empörer mit, widmete sich aber dem Tabakshandel und folgte 1798, bei der Invasion der Franzosen in Aegypten, wo auch der Ischorbaschi von Kavala ein Contingent unter seinem Sohne Ali Aga stellte, diesem als Rathgeber. Als Ali Aga in die Heimath zurückkehrte, blieb M. als

Bimbashi in Aegypten zurück und erhielt wegen Auszeichnung bei Ramanieh eine höhere Stelle. Wie er nun zum Paimakan stieg, die Mameluckenbey's hinterlistig mordete und sich zum Pascha und Vicekönig emporarbeitete, sich der Unterthänigkeit gegen die Pforte fast entzog, die Wechabiten besiegte, ein Corps gegen die Griechen sendete, das die Franzosen unter Maisson Morea zu räumen zwang, ja sie zuletzt offen bekriegte, bis das Dazwischentreten der Großmächte 1840 den Frieden erzwang, s. u. Aegypten. So lange M. A., auf das Schwert seiner Horden gestützt, nach dem Höchsten zu trachten sich vermaß, lag auf allen seinen Handlungen ein Stempel anscheinenden Fortschritts auf der einen und eines gränzenlosen Egoismus auf der andern Seite. Alle, welche damals ihn beurtheilten, haben die Vorder- oder die Rehrseite hervorgehoben, nur Wenige den Mittelweg gehalten; daher die widersprechenden Urtheile aus jener Epoche. Dem Verluste aller Provinzen folgte die Anerkennung von Seiten der Mächte als Statthalter von Aegypten, die Erblichkeit dieser Würde in seiner Familie u.; also Beschränkung auf der einen und Sicherheit auf der andern Seite. Die Folge davon blieb nicht aus. Seit der eben so schlaue als rohe Albanese sich den Mächten gegenüber als eine kleine Partikel der Weltmacht fand, hat sich sein Charakter auch offen und unumwunden zur Schau gestellt. Höflich u. nachgiebig gegen die Europäer, entwarf er Pläne in ihrer Gegenwart für die Glückseligkeit des Landes, ließ den „Code Napoleon“ übersetzen, klagte darüber, daß Niemand ihn unterstützte, stieß jedoch jede Bemerkung über die von ihm geübten Bedrückungen mit den rohesten Ausdrücken der Wuth zurück, wendete die *pro forma* gedruckten Gesetze auf Jedermann außer auf sich selbst, an und nie da, wo sie zum Vortheile der Untergebenen, sondern nur dann, wenn sie nach seinen Gelüsten sprachen. Späherei und gegenseitiger Verrath sind in diesem angeblichen Gesetzbuche den Angestellten unter Androhung schwerer Strafe zur Norm gemacht. In Bezug auf seine nächste Umgebung und Familie erweist sich bei M. A. von Tag zu Tage klarer, daß ihm an deren Zukunft nicht das Mindeste gelegen sei. Dazu kommt, wie bei manchem abgelebten Tyrannen, der letzte Kitzel der Wollust u. die Hydra des Argwohn's. Nur zu sprechend sind seine Aeußerungen, welche nunmehr, gleich der Würze des täglichen Brodes, von den Lippen des Herrschers zu den täglichen Insulten als Ingredienz kommen: „Er wolle die Köpfe Aller zerschlagen u. dann erst sterben. Die That folgte auch häufig den Worten. Sobhhi-Bey, der Sohn Sami Pascha's, sein Sekretär, ward vor einigen Jahren nach Tarsus verwiesen, weil er gewagt hatte, im Gespräche zu behaupten, die Wissenschaften stammten nicht aus Afrika, sondern aus Asien. Einer der zwei christlichen Beys, die seine Geschäfte führen, wurde mit Stockprügeln u. Exil nach Oberägypten bedroht, weil er sich erlaubte krank zu werden; der andere mit Schimpfnamen aller Art beehrt u. aus dem Angesichte gesagt, weil er über den Transit nach Suez seine Meinung gesagt. Dem Neffen Ibrahim Pascha, seinem Sohne Said Pascha und dem Enkel Abbas Pascha schnitt er mehr als die Hälfte ihrer Bezahlung ab, weil sie nicht im Stande gewesen, die rückständigen Abgaben auf ihre Ländereien, die wegen Mangel an Zugvieh nicht mehr das Drittel früherer Jahre eintragen, schnell genug einzuliefern. Im Jahre 1844 entsagte er der Regierung zu Gunsten Ibrahim Pascha's (s. d.) u. verließ Aegypten, änderte aber bald seinen Entschluß wieder. Siehe Geschichte Aegyptens.

Mehl, nennt man den seinen Staub aus den auf Mühlen (s. d.) zerriebenen Getreidekörnern. Es können zwar alle Getreidearten zu M. gemahlen u. selbst aus Kartoffeln M. bereitet werden, indessen ist es in den Bestandtheilen nicht gleich von diesen Gewächsen. Es besteht überhaupt aus sogenannter Stärke, Kleber und Zucker. Die Stärke unterscheidet sich von dem M.e durch einen glänzenden Schein, während die M. masse ein staubiges Ansehen hat, so wie durch eine gewisse Härte bei dem Reiben zwischen den Fingern. Der Kleber ist eine leimartige Masse, die ein vorzügliches Bindemittel ist, aber leicht in Fäulniß übergeht. Er wird durch ein natürliches Gemisch von Pflanzenleim, Pflanzeneiweiß

und eigentliches Gummi gebildet. Alle diese Stoffe sind in den verschiedenen Körnerarten in verschiedener Menge enthalten, auch nicht einmal in derselben Körnerart, aus verschiedenen Gegenden und auf verschiedenen Boden gebaut, gleich. Natürlich hängt also von dem Gehalte an diesen Stoffen die Güte und das Gewicht einer Körnerart ab, worauf man in dem Getreidehandel ganz besonders Rücksicht nehmen muß, weil davon die größere oder geringere Ergiebigkeit an M. u. die Vorzüglichkeit im M.e für das Verbacken abhängt. — Die Benennungen Feinm., Kernm., Mittelm., Schwarz m. u. Gries m. bezeichnen die Beschaffenheit des M.es rücksichtlich seiner Güte u. seines Gehaltes. Es ist ein großer Irrthum, diese Benennungen von den verschiedenen Gängen abzuleiten, in denen die ganzen oder zerriebenen Körner durch die Steine oder Walzen gelassen und völlig zu M. gerieben werden. Der erste Gang gibt keineswegs das sogenannte Kernm., sondern erst der zweite und dritte, je nachdem die Steine oder Walzen weiter oder näher zusammen bei jedem Gange gestellt werden. Das M. vom ersten Gange nimmt man in der Regel mit dem vom vierten Gange zu dem sogenannten Mittelm. Gries m. ist das gelblich aussehende vom fünften Gange, weil dasselbe aus den nur geringen m.igen Ueberresten der Körner, die noch an den Schalen fest sitzen, gewonnen wird, und viel zu Staub geriebene Schalen mit durch das Beuteltuch fallen. Gries m. nennt man das M. von Weizen des lezten Ganges, häufig mit dem vom ersten Gange vermischt, und Schwarz m. das vom Roggen von denselben Gängen. Verfälschungen des M.s mit Gyps, Kreide, Knochenm. u. geschehen im Handel, um das Gewicht zu vermehren. Die Beimischung von Erbsen- oder Bohnenm. im Weizen- oder Roggenm. erkennt man durch den Geruch, wenn man einen Theil von solchem M. mit kochendem Wasser vermischt, im Backwerke aber daran, daß dasselbe vom Erbsenm. leicht auseinander läuft bei der Bereitung. Gerstenm. ist gelblich und stets mit vielen Hülseuthellen vermengt und gibt einen kurzen und spröden Teig, was man am fertigen Gebäck noch an der gerissenen Rinde erkennt. Bohnen-M. braucht man in einigen Gegenden zur Fütterung des Viehes; Spelzm. wird häufig zu dem feineren Backwerke gebraucht, und viel davon aus Bayern und Baden bezogen.

Mehlthau (*Alphitomorpha communis*), heißt ein schimmelartiger Pilz, der sich aus einer feinfädigen Unterlage als kleines, rundes, fleischiges Schwämmchen erhebt, sich oben öffnet und zusammensinkt und die Samen im Innern in einer Art Schleim hat. Er überzieht die Erbsen, Pferdebohnen, den Klee, Esparsette, Luzerne und andere Pflanzen oft ganz mit weißlichem, mehlartig aussehendem Filz und macht den Genuß dieser Pflanzen für Menschen und Thiere schädlich. Wahrscheinlich wird er durch Krankheit der Pflanzen hervorgebracht, ohne an derselben schuld zu seyn.

Mehul, Etienne Henri, berühmter Componist, geboren zu Givet 1763, kam im 16. Jahre nach Paris und setzte unter Glück die Opern: *Psyche*, *Anacreon* und *Lausus* und *Lydia*. Im Jahre 1790 erhielt seine *Euphrosyne* u. *Konradin* ungeheuern Beifall, weniger *Gora* und *Alonzo*, *Aldrian* und die *Amazonen*. Die übrigen Opern sind: *Stratonice* Joseph, *Le jeune Henri*, *Ariodant*, *l'Irato*, *Uthal*, *une Folie*, *Amphion*, *Horatius Cocles* etc. Er starb 1818 als Professor am Conservatorium, gefeiert als Componist des berühmten republikanischen Gesanges: *Chant du depart*.

Meibom, eine deutsche Gelehrtenfamilie, ursprünglich *Maybaum* genannt. 1) Heinrich, der Ältere, war Professor der Poesie u. Geschichte in Helmstädt u. erblickte zu Lemgo in Westphalen 1555 das Licht der Welt. In der lateinischen und griechischen Sprache frühzeitig eingeschult, ging er nach Braunschweig, wo er an Martin Chemnitz empfohlen war. Nach dem Besuche mehrerer Universitäten erwarb er sich in Helmstädt 1580 die Doktorwürde der Philosophie und ward daselbst 1584 ordentlicher Professor der Geschichte. Eine ehrenvolle Sendung nach Prag 1590, womit ihn der damalige Bischof von Halberstadt und Herzog von

Braunschweig, Heinrich Julius, an Kaiser Rudolph II. vertraute, erhob ihn in den Adelsstand. Für die Akademie begleitete er mehrmals das Rektorat und soll auch mit dem dichterischen Vorbeerfranze beehrt worden sein. Er starb, 70 Jahre alt, am 20. September 1625. Um die Sammlung der sächsischen Geschichtschreiber erwarb er sich großes Verdienst; er nahm deren auf: Gobelini personae cosmodromium; Northofii Chronicon Comitum de Marca; Lerbecke Chron. comitum Schauenburg.; Wittikindi annales; Paregyr. in Hroswitae; Schiphtveri Chron. Oldenburgense. Seine Opuscula historica rerum germanicarum gab dessen Enkel mit seinen Opp. de script. rer. germ., vermehrt heraus. Außer schätzbaren Bemerkungen zu Sleidan de 4 Monarchiis besorgte er die Edition mehrer Chroniken, welche Fabricius Hist. Bibl. 3. Bd. S 12 namentlich aufführt. Sein Sohn 2) Johann Heinrich, 1590 geboren in Helmstädt, widmete sich der Arzneikunde, ward Leibmedikus des Erzbischofs von Bremen und dann Arzt beim Bischofe zu Lübeck, wo er eines außerordentlichen Rufes sich zu erfreuen hatte. Er starb, 65 Jahre alt, am 16. Mai 1655. Seine Schriften sind: Commentarius in iusjurandum Hippocratis, Leyden 1643; Tractatus de flagrorum usu in re venera et lumborum renumque officio, 1643; Lib. de vinis et cerevisiis, 1668; De κνροπορία ignominosa, 1661; De Maecenatis vita moribus et rebus gestis, 1653; De Mithridate et Theriace de Phtysi, 1619. Auch soll in seinem Nachlasse ein Werk De vitis medicorum illust. sich vorgefunden haben, welches indeß noch nicht gedruckt ist. — 3) M., Heinrich der Jüngere, Sohn des Vorigen, geboren zu Lübeck den 29. Juni 1638, studirte in Helmstädt 1655, reiste dann nach Holland, um die gelehrten Humanisten Gronov und A. persönlich kennen zu lernen. Bevor er 1661 in Helmstädt das Lehramt der Medizin antrat, machte er mit Spanheim u. Guden eine literarische Reise nach Italien, ging über Frankreich, wo er in Avignon die Doktorwürde erhielt, nach England und kehrte durch Holland in seine Heimath zurück. Vom Herzoge in Wolfenbüttel zum Leibarzt ernannt, lehrte er 1664 anfänglich auf der Universität Helmstädt Medizin, vertauschte aber diesen Lehrstuhl 1678 mit dem der Geschichte und Beredsamkeit. In der lateinischen Poesie veröffentlichte er manche sehr gelungene Proben, meistens Lobgedichte auf die fürstliche Familie Braunschweig-Lüneburg. Er starb, 62 Jahre alt, am 26. März 1700. Sein Programm: De nummorum veterum in illustranda Imperat. Rom. historia usu, 1684, beurfundet auch seine gute Bekanntschaft mit dem alten Münzwesen. Nebst vielen medizinischen Dissertationen besorgte er die Sammlung: Scriptores rerum germanic., 3 Bände; Introduct. ad Sax. inf. histor. ab ultimis temporibus usque ad 1701; Noten in Vogleri introduct. univers. in notitiam eujusc. generis script., Helmstädt 1691; eine reichhaltige Sammlung von Briefen. Sein Sohn 4) Hermann Dietrich, ebenfalls Doktor der Medizin, Professor der Geschichte in Helmstädt u. Braunschweig-Lüneburgerischer Consistorialrath, schrieb: De gallicae historiae periodis et scriptoribus, und De genuinis hist. germaniae fontibus, 1701. — 5) Marcus, ein ausgezeichnete Philolog, geboren zu Tönningen im Holsteinischen u. wegen seiner Gelehrsamkeit von der schwedischen Königin Christine an ihren Hof nach Stockholm berufen. Als er einst bei einer musikalischen Produktion singen sollte u. wegen seines ungünstigen Organes allgemein ausgelacht wurde, vergaß er sich in seiner Reizbarkeit so weit, daß er dem Günstlinge der Königin, Bourdelot, eine Ohrfeige gab. Er mußte deshalb den Hof verlassen, ging nach Dänemark, ward dort königlicher Rath u. in Helsingöer Ober-Steuer-Einnahmer. Indeß vertrug er sich auch hier nicht, war einige Zeit Gymnasiallehrer in Amsterdam, reiste hierauf nach Frankreich und England, und lebte die letzte Zeit seines Lebens in kümmerlichen Verhältnissen in Amsterdam, wo er 1711 in hohem Alter starb. In seiner kostbaren Bibliothek fanden sich einige werthvolle Manuscripte, z. B. Hieronym. Comment. in Jobum, wofür ihm bei Lebzeiten der französische Gesandte Graf d'Abauv 10,000 holländische Gulden geboten hatte. Seine Werke: Antiquae musicae auctores 7 gr. et lat. (enthält Aristoreus, Eutlides, Nikomachus, Alpyius, Gaudentius, Bacchius und Aristides Quintilian), Amster-

dam 1652; beigegeben ist auch das 9. Buch von Marhan *Capella Musica*. — Zur Geschichte der hebräischen Metrik ist merkwürdig: *Davidis psalmi 12 et totidem script. Sacr. V. T. integra capita*, Amsterdam 1698, fol. Er gab *Vitruvius* mit Anmerkungen heraus, Amsterdam 1649, fol.; *Cebes tabula u. Diogenes Laertius*, mit lateinischen Uebersetzungen; *Dialog. de propositionibus*, Kopenhagen 1656, fol.; *De veter. trirem. fabrica*, Amsterdam 1671.

Meier (Moriz Hermann Eduard), berühmter Philolog u. gründlicher Kenner des Rechtes der Alten, geboren 1796 zu Glogau, studirte in Breslau u. in Berlin unter Böckh Philologie, die er 1820—25 in Greifswald, seitdem in Halle lehrte. Im Jahre 1828 trat er zur Redaktion der „Hallschen Literaturzeitung“ und „der Encyclopädie“ von Ersch u. Gruber. Schriften: *Hist. juris attici de bonis damnatorum et fiscalium debitorum* (Berl. 1819); mit Schömann „Der attische Prozeß“ (Halle 1824); auch gab er des Demosthenes Rede gegen Midias (Halle 1832) heraus.

Meierotto (Johann Heinrich Ludwig), Kirchenrath, Oberschulrath u. Ephorus des Joachimsthal'schen Gymnasiums in Berlin, geboren zu Stargard in Pommern 1742, studirte zu Frankfurt an der Oder, ward in der Folge in Berlin Hauslehrer, 1771 Professor am Joachimsthal'schen Gymnasium, erhielt allmählig seine übrigen Würden und starb 1800. Er war ein trefflicher Schulmann, der die gesammten Bedürfnisse der aus höheren Gesichtspunkten gefaßten Schulbildung immer vor Augen hatte, und zwischen Vorliebe zum Neuen oder Anhänglichkeit an das Alte glücklich die Mitte hielt. Gründliche Sprach- und humanistische Kenntnisse standen bei ihm mit Sachkenntniß u. philosophischem Geiste, Gelehrsamkeit u. Beurtheilungskraft in der schönsten Vereinigung, daher auch seine Schriften über Gegenstände der Erziehung u. des Unterrichts durchaus das Gepräge des denkenden u. gründlichen Schulmanns haben: *Praecepta et exempla recte faciendi bene dicendi, e Cicerone* (2. Aufl., Berl. 1783); *Ueber Sitten u. Lebensart der Römer* (2 Thle., ebend. 1776); *Ciceronis vita* (ebend. 1783); *Lateinische Grammatik in Beispielen aus den classischen Schriftstellern* (2 Thle., ebend. 1785); *De rebus ad auctores quosdam class. pertinentibus dubia* (ebend. 1785); Abschnitte aus deutschen und verdeutschten Schriftstellern, zu einer Anleitung der Wohlredenheit (ebend. 1794). Viele gehaltreiche Programme in classischem Latein. Sehr viele neue Ansichten und sinnreiche Muthmaßungen über die Revolutionen unserer Erde findet man in seinen „Gedanken über die Entstehung der baltischen Länder“ (Berl. 1790) u. sehr nützlich ist sein auch ins Holländische u. Dänische überseztes „Crempelbuch für Seefahrer u. Strandbewohner“ (Berl. 1790). Vergl. Brumm, „Versuch einer Lebensbeschreibung von M.“ (Berl. 1802).

Meil (Johann Wilhelm), einer der vorzüglichsten Zeichner und Kupferstecher und einer der gelehrtesten Künstler seiner Zeit, 1733 zu Altenburg geboren, widmete sich Anfangs den Wissenschaften auf dem Gymnasium zu Bayreuth und nachher auf der Universität zu Leipzig; als er aber 1752 nach Berlin kam, erweckten die dasigen Kunstwerke sein artistisches Talent so sehr, daß er sich nunmehr allein mit Zeichnen und Radiren beschäftigte. Anfangs zeichnete er Vasen, Allegorien, Zierrathen zc. für Gold- u. Silberarbeiter, Juweliere, Dekorateurs u. Bildhauer, legte sich aber nachher fast ausschließlich auf das Ideale und Antike, welches er mit der vollkommensten Richtigkeit entwarf u. mit einer, bis dahin nie gesehenen, Sauberkeit in kleinen lieblichen Gestalten ausführte. Seine unaussprechlich reizenden und höchst sorgfältig gearbeiteten Bignetten zieren eine Menge der vorzüglichsten deutschen Schriften; die ganze Sammlung beläuft sich über 500 u. einige Stücke davon sind äußerst selten. Sein Studium der Geschichte der Kunst war unermüdet u. er hatte sich ein auserlesenes Cabinet von merkwürdigen, vorzüglich älteren Gemälden, Zeichnungen, Holzschnitten, Kupferstichen, Modellen, auch gedruckten Büchern gesammelt. Im Umgange war er voll Anmuth, Lebhaftigkeit und treffenden Wises. Die Kunstakademie zu Berlin zählte ihn lange unter ihre Mitglieder u. er starb als Direktor derselben 2. Febr. 1805.

Meiße, ist ein, zur Bestimmung der Länge eines Weges gebräuchliches Maß u. die größte Einheit des bei Vermessungen zu berücksichtigenden Längenmaßes. — Die M.n verschiedener Länder sind eben so verschieden, wie die Fußmaße (dasselbe gilt auch von den Seem.n). Am leichtesten lassen sie sich unter einander vergleichen, wenn man weiß, wie sie sich zu einem Grade des Erdäquators verhalten. Eine der bekanntesten M. ist die deutsche M., deren Länge Anfangs so viel betragen zu haben scheint, als ein gewöhnlicher Fußgänger in zwei Stunden zurücklegt. Später versiel man auf die zweckmäßige Idee, einen aliquoten Theil eines Grades im Aequator als das Maß einer M. anzunehmen. Die deutsche oder geographische M., so genannt, weil die niederländischen Seefahrer u. Geographen sich ihrer bei der Verzeichnung der Charten und bei geographischen Bestimmungen bedienten, ist so groß, daß ihrer 15 auf einen Grad im Aequator gehen oder ihr ein Bogen von 4 Minuten zugehört. — Ueber die französische M. s. d. Art. *Pieue*.

Meiler, s. *Verkohlung*.

Meinau, eine kleine Insel, in der nördlichen Bucht des Bodensees, zum großherzoglich Baden'schen Seekreise gehörig, die mit dem westlichen Seeufer vermittlest einer 650 Schritte langen Brücke zusammenhängt. Dieses herrliche Eiland, ehemals ein Eigenthum des deutschen Ordens, jetzt in Privathänden, ist ein Hügel von drei Viertelstunden im Umfange, der, abwechselnd mit Weinbergen, Getreidefeldern, Gemüße u. Obstgärten besäet, einen herrlichen Anblick gewährt. Das auf dem höchsten Punkte gelegene Schloß bietet auf dem Balcon eine reizende Aussicht dar, die Niemand ohne hohen Genuß betrachtet. Wagen fahren durch den See, nächst der Brücke, bis auf die Insel. Die Brücke selbst ist so schmal, daß einige Vorstcht beim Passiren nöthig ist.

Meinberg, Dorf mit zahlreichen Mineralquellen im Amte Horn des Fürstenthums Lippe-Deimold u. $2\frac{1}{2}$ Meilen von Pyrmont. Die dortigen Mineralquellen gehören zu drei verschiedenen Classen, nämlich zur Classe der Eisen-, der Schwefel- u. der Kochsalzwasser, deren Heilkräftigkeit schon früher bekannt gewesen zu seyn schien, als sie 1676 von A. Cunaus gerühmt wurde. Die eigentlich kurnmäßige Einrichtung derselben hatte erst 1767 Statt u. hat nun jene Vollendung erreicht, wie sie Zweckmäßigkeit, Bequemlichkeit u. Bedürfniß nur fordern können. Die dortige Eisenquelle enthält in 16 Unzen Wasser 5,96 Gr. feste Bestandtheile, unter diesen eine verhältnißmäßig geringe Menge Eisen. An flüchtigen Bestandtheilen enthalten 100 G. Z. Wassers 130,21 G. Z. kohlensaures Gas. Die Schwefelquelle enthält in 16 Unzen Wassers an festen Bestandtheilen 19,4894 Gr., unter diesen als vorwaltend schwefelsaure Talk- u. Kalkerde, kohlensaure Kalkerde u. Chlortalcium; an flüchtigen 3,5005 G. Z., unter diesen 1—2,096 G. Z. Schwefelwasserstoffgas. Die Wirkungsweise der verschiedenen Quells M.s ist jene ihrer entsprechenden Classe. Die Eisenquelle ist die schwächere, die Schwefelquelle die stärkste, die Kochsalzquelle steht mitten zwischen beiden und vollendet die wirklich glückliche Trias. Die beiden ersteren sind als Getränk u. Bad namentlich empfohlen: bei Schleimflüssen passiver Art, insbesondere bei hartnäckigen Verschleimungen der Brust- u. Unterleibsorgane, bei Schwächekrankheiten und Störungen der weiblichen Geschlechtsorgane, bei chronischen Hautausschlägen, bei rheumatischen u. gichtischen Leiden, bei Störungen im Leber- u. Pfortadersystem u. bei Schwäche der Verdauungsorgane. Die auflösende, eröffnende, schleimlösende, se- u. ercretive, mischungsverbessernde Wirkung der Kochsalzquelle erweist sich zum innerlichen u. äußerlichen Gebrauche sehr nützlich: bei Verschleimungen, Trägheit u. Unthätigkeit der Verdauungswerkzeuge, bei krankhaften Absonderungen und Ablagerungen, bei materiellen Störungen in Folge sitzender Lebensweise, bei Anschwellungen u. Verhärtungen der Leber und Milz nach Wechselfiebern, bei Hämorrhoidalleiden, bei Scropheln u. chronischen Hautausschlägen. Die dortigen Schwefelmineralschlammbäder werden als ein höchst kräftiges Heilmittel bei gichtischen u. anderen dyskrasischen Ablagerungen, bei materiellen Nähmungen, bei chronischen Haut-

ausschlagen, scrophulösen Geschwülsten u. Geschwüren mannigfacher und dyskrasischer Natur empfohlen. Der spezielle Gebrauch des kohlensauren Gases, wozu in M. die zweckmäßigsten Einrichtungen bestehen, zeichnet sich in seiner Wirksamkeit ganz besonders aus: bei allgemeiner Hautschwäche, unterdrückter Hautthätigkeit, Geschwüren, Lähmungen, Neuralgie, Krämpfen, Gebärmutterleiden, Krankheiten der Sinnesorgane u. der Luftwege. u.

Meineid, perjurium, ist dasjenige Verbrechen, wenn Jemand vorsätzlicher u. böswilliger Weise wider das, was er eidlich versprochen, handelt und also nicht nur die schuldige Verbindlichkeit nicht erfüllt, sondern auch der gerechten Rache Gottes anheimfällt. Schwört Jemand aus Unwissenheit oder Unbedachtsamkeit falsch, so ist ein solcher Leichtsinns zwar für sträflich, jedoch für keinen M. zu halten. Eben so wenig ist ein erzwungener Eid, der nachgehends nicht erfüllt wurde, für einen M. zu achten: es wäre denn, daß die Obrigkeit pflichtvergeßene Unterthanen aus gesetzlichen Ursachen zu schwören gezwungen hätte. Mit einem Worte, wo dem Schwörenden keine Schuld beizumessen ist, kann derselbe niemals eines M. es beschuldigt werden. Vergl. den Art. Eid. MM.

Meinse, Johann Albert Friedrich August, namhafter Philolog, geboren zu Soest 1791, erhielt seine Vorbildung in Schulpforta, studierte hierauf zu Leipzig, wurde Lehrer am Conradinum zu Jena, nachher Professor u. 1821 Direktor des Athenäums zu Danzig und 1826 des joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin. Von seinen Schriften nennen wir: „Menandri et Philemonis reliquiae“ (Berlin 1823); „Horaz“ (1834); „Theofrit, Bion u. Moschos“ (1836); „Fragm. comicorum graec.“ (2 Bde., 1839—40); „Analecta Alexandr.“ (1843).

Meiners (Christoph), Hofrath u. Professor der Philosophie in Göttingen, geboren zu Otterndorf 1747, kam nach Vollendung seiner Schulstudien 1767 auf die Universität zu Göttingen, u. erhielt daselbst schon 1772 ein außerordentliches philosophisches Lehramt. Sein ganzes thätiges Leben war der Universität gewidmet, der er seine höhere Bildung verdankte, u. er wartete des ihm auf derselben angewiesenen Berufes mit einer Thätigkeit u. einem Pflichteser, die ihn der größten Achtung würdig machten und ihm den Weg zu unvergeßlichen Verdiensten bahnten. Die Eintönigkeit des akademischen Lebens unterbrach er durch mehre Reisen, die auch dem Auslande die Vorzüge seiner Persönlichkeit bekannt machten, wie er denn 1776 Berlin, Dessau und Leipzig, 1777 Stuttgart und Straßburg, 1782 die Schweiz, 1784 die Rheinlande, 1786 Fulda u. Würzburg, 1788 Oesterreich, Bayern u. abermals die Schweiz, 1801 Schwaben u. Elsaß besuchte. Seit 1776 war er Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, 1788 erhielt er den Charakter eines königlichen großbritannischen u. kurbraunschweigischen Hofraths, und den 1. Mai 1810 starb er. Das Studium, dem er seine Kräfte größtentheils widmete, war die Geschichte der intellectuellen u. moralischen Cultur der Menschheit. Beweise davon enthalten seine reichhaltigen, mit mühsamem Fleiße aus den Quellen geschöpften und mit hellem Geiste geordneten Werke: *Historia doctrinae de vero Deo*, Lemgo, 2 Bde., 1780; Geschichte des Lurus der Athener, eine Preisschrift, Cassel 1781, Lemgo 1782; Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom, Lemgo, 2 Bde., 1781 (unvollendet); Geschichte des Verfalls der Sitten u. der Staatsverfassung der Römer, Leipzig 1782; Grundriß der Geschichte aller Religionen, Lemgo 1785, 1787; Grundriß der Geschichte der Menschheit, ebend. 1785, 1794; Geschichte des weiblichen Geschlechtes, Hannover, 4 Theile, 1788; Geschichte der Ungleichheit der Stände, ebend. 1792, 2. Theil.; Historische Vergleichung des Mittelalters mit unserem Jahrhundert, ebend. 1793, 3 Bde.; Beobachtungen über die vornehmsten Länder in Asien, Lübeck 1795, 2 Bde.; Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften, Zürich 1795, 3 Bde.; Vergleichung des älteren und neueren Rußlands, Leipzig 1798, 2 Bde.; Geschichte der älteren u. neueren Ethik, Göttingen 1800, 2 Theile.; Geschichte der Entstehung und Entwicklung der hohen Schulen unseres

Erdbtheils, ebend. 1802, 4 Bde.; Untersuchungen über die Verschiedenheiten der Menschennatur in Asien u. den Südländern, Tübingen 1813, 2 Thele. u. das mit Spittler herausgegebene Göttingische historische Magazin, Hannover 1787—90, 8 Bde., u. Neues Göttingisches historisches Magazin, 3 Bde., ebd. 1791—94.

Meiningen, Hauptstadt des Herzogthums Sachsen-M. (s. d.) und Residenz des Herzogs, an der Werra, in einem anmuthigen Thal u. Wiesenthale, mit 6000 Einwohnern, deren Erwerbszweige, neben dem Verdienste von dem Hofe u. den Behörden, hauptsächlich Tuch- Leinwand- u. Barchentweberei sind. Man findet hier ein Gymnasium, Schullehrer-Seminar, Industrie-Schule, neues Theater, Hennebergischen alterthumsforschenden Verein u. m. a. Unter den Sehenswürdigkeiten nennen wir: das alte herzogliche Schloß, die Elisabethenburg genannt, mit Gemälde-Galerie, Bibliothek, Münzcabinet, Naturaliensammlung; das Antiken-Cabinet von Ventinck-Donop; der Park mit Denkmälern. In der Nähe das Dorf Helba mit einem Volkserziehungsinstitute für Knaben. Auf dem eine Stunde entfernten Landsberg ein herrliches Schloß, in altdeutschem Style, hergestellt von Döbner, mit Glasgemälden von Sauterleitner u. Börtel, alten Waffen u. Jagdgeräthschaften und Gemälden aus der sächsischen Vorzeit und der Ahnengeschichte des herzoglichen Hauses im Rittersaale von Liebenstein. — Bad Liebenstein auf dem Wege nach Eisenach.

Meiosis, Verringerung, ist eine rhetorische Figur, die gleichsam aus Bescheidenheit das Große verkleinert.

Meissenheim, s. Hessen-Homburg.

Meissen, ehemaliger Kreis in Sachsen, jetzt größtentheils in die Kreisdirectionsbezirke Dresden, Leipzig, Bauten und Zwickau getheilt. Darin: M., älteste Stadt Sachsens, auf Hügeln am linken Ufer der Elbe gelegen u. an dem Flüssen Weiße (wovon es seinen Namen hat) und dem Triebischbache, zählt über 8000 Einwohner. Die Lage der Stadt ist eine sehr schöne zu nennen und reich an Weincultur, wofür in der Stadt seit 1799 eine eigene Weinbaugesellschaft besteht. Uebrigens befinden sich die Weingelände am rechten Ufer der Elbe, über welche eine steinerne Brücke (die älteste dieses Landes) führt. Zu den schönsten Gebäuden M.s gehört die alte Domkirche, ein Meisterstück altdeutscher Baukunst, mit einem merkwürdigen (dem sogenannten höckerigen), Thurm, der in eine 60 Fuß hohe Spitzsäule von durchbrochener Arbeit ausläuft und reich an Verzierungen u. Denkmälern aus einer früheren Zeit ist. Otto I. soll sie zuerst erbaut haben, doch brannte sie im 13. Jahrhunderte gänzlich ab. Bischof Wittigo V. (1266—93) begann sie von Grund aus neu zu bauen, kam aber damit nur bis zum Haupteingange der Südseite. Wittigo II. 1312—42 setzte das Werk bis auf die beiden westlichen Thürme fort, die zu Anfang des 14. Jahrhunderts vollendet wurden; als sie aber, vom Blitze 1413 getroffen, aufs Neue abbrannten, wurden sie nicht wieder hergestellt u. die Gewölbe sind jetzt mit einer Plattform gedeckt. Der westliche Eingang des Domes verdeckt die Fürstencapelle, von Kurfürst Friedrich dem Streitbaren 1425 als Erbbegräbniß seines Hauses erbaut u. mit dem ehernen Grabmale des Stifters geziert. Das an die Domkirche gränzende Schloß war in frühester Zeit markgräfliche, burggräfliche u. bischöfliche Residenz, wurde seit 1471 durch den Kurfürsten Ernst u. Herzog Albert ganz neu erbaut (daher Albrechtsburg) u. 1710 der Porzellanfabrik eingeräumt. Auf einem Felsen, welcher durch eine steinerne Brücke mit dem Schloßberge verbunden ist, liegt die berühmte Fürstenschule, ein ehemals der heiligen Anna geweihtes Frauenkloster, bei welchem schon 1205 eine, vom Kloster gestiftete, Sing- u. Klosterschule entstand. Ihr erster Rector war Fabricius (s. d.) u. sie hat 120 Alumnen. Die Stadtschule M.s war früher eine Franciscanerschule, wurde 1540 in eine Stadtschule u. 1800 in eine Bürgerschule verwandelt. Die Porzellanfabrik auf der Albrechtsburg, die erste in Europa, wurde 1710 durch Böttcher gegründet u. nährt über 500 Arbeiter. Dabei herrliche Porzellanmalereien u. Malerschule; außerdem Elbeschiffahrt, Zuckersiederei, Bräuerei, unweit eine Eisen- u. Messinggießerei mit Tischler-,

Schlosser-, Schmiede-, Dreh-, Bohr- u. Schleifwerkstätten; ferner unweit, im Goldgrunde, eine Sicherheits-Zunderfabrik, das einzige derartige Etablissement in ganz Deutschland, und das Buschbad, eisenhaltige Quelle und Vergnügungsort. — M. wurde von Kaiser Heinrich I. (922 oder 928) gegründet, indem er ein Castell für einen Markgrafen gegen die Wenden hier anlegen ließ. 965 gründete Otto der Große das Bisthum M.; 1015 wurde es von Meczko von Polen belagert, wobei die kleine Besatzung von den Weibern der Stadt treulich unterstützt wurde. Wegen der Streitigkeiten der Markgrafen mit den Bischöfen verlegten erstere im 13. Jahrhunderte ihre Residenz nach Dresden. Die Bischöfe blieben hier u. hier wurden gewöhnlich ihre Streitigkeiten zwischen ihnen, den Markgrafen und den Kaisern ausgemacht. Im 15. Jahrhunderte wurde M. hart u. wiederholt durch die Hussiten bedrängt. 1476 wurde die neue bischöfliche Residenz gebaut; 1547 ward M. von den Kaiserlichen genommen u. 1548 wurden hier die Berathungen über das Interim gepflogen. 1632 ward es wieder von den Kaiserlichen genommen u. 1637 von den Schweden überrumpelt, geplündert u. zum Theile verbrannt; 1645 auch Dom u. Schloß denselben übergeben. 1745 fiel M. den Preußen in die Hände u. 1813 ließ Marschall Davoust die Elbebrücke abbrennen. — Das Markgrathum wurde (s. o.) gegründet, um die Eroberungen der Deutschen gegen die slawischen Völker zu schützen. In der frühesten Zeit wohnten hier Hermunduren u. Thüringer; letztere wurden 531 von den Franken überwältigt, welche den Sachsen für geleistete Kriegsdienste diesen Länderstreich überließen, die ihrerseits ihn wieder an die Sorben abtraten. Seit 555 begannen aufs Neue die Kriege fränkischer Völker mit den Sachsen u. Sorben bis ins 10. Jahrhundert, wo letztere u. die Thüringer die Ungarn herbeiriefen. Heinrich I. besiegte sie, erstürmte u. vernichtete 927 ihre Hauptfestung Gröna (s. Daleminzen) u. zwang die Milizener in der nachmaligen Oberlausitz u. die Daleminzen an der Elbe u. Mulde zum Gehorsam, zu welchem Zwecke er die Stadt u. Festung M. gründete. Der erste bekannte Markgraf war Riddag um 983; ihm folgte 985 sein Neffe Eckard I.; des letzteren Nachfolger gehörten verschiedenen berühmten Dynastengeschlechtern an, bis nach Egberts II. Ermordung im Jahre 1000 die Markgrafschaft an das Haus Stettin kam, und seit Konrad dem Großen 1027 erblich wurde (s. Sachsen). Vergleiche Ritter, älteste Meissener Geschichte, herausgegeben von Schörth. — Das Bisthum M. wurde von Kaiser Otto I. gestiftet, welcher daselbst seinen Hofcaplan Burchard zum Bischofe ernannte. Dessen Nachfolger, Volkold, brachte die Stadt Wurzen, das Schloß Bicha, das Dorf Beucha und das Städtchen Lübenitz durch Kauf von dem Grafen Esico an das Stift. Der Sprengel M.s reichte bald bis an die böhmische Gränze und bis in die Nähe Berlins u. war in geistlichen Dingen dem Erzbischofe von Magdeburg unterworfen. Der berühmteste aller Bischöfe M.s war Benno (s. d.). Als der Protestantismus in der Stadt eingeführt wurde, nahm, in Folge eines Vertrages von 1559, auch das Stift die protestantische Kirchenverfassung an, der Bischof aber wählte Wurzen zu seiner Residenz. Der letzte Bischof, Johann IX. von Haugwitz, ging endlich selbst zur lutherischen Confession über und legte seine Stelle nieder, und das Domcapitel bewilligte nun dem Kurfürsten August, daß der Administrator desselben, stets aus dem Kurhause gewählt werden solle, bis es 1663 dem Kurhause völlig einverleibt wurde; doch wurde zu Wurzen eine eigene Stiftsregierung für die weltliche und geistliche Verfassung des Stifts eingesetzt. — Die Burggrafen zu M. waren ursprünglich die Befehlshaber der kaiserlichen Truppen, welche im Schlosse zu M. zwischen der Burg des Markgrafen u. dem Hause des Meissener Landrichters lagen. Die Burggrafen zu M. stammten aus sorbischem Geschlechte; sie sind die einzigen, welche sich zu Macht und Ansehen emporschwangen und den allgemeinen Verfall der burggräflichen Würde im 12. Jahrhunderte überlebten. Der erste, 1011 von Kaiser Heinrich II. eingesetzte, Burggraf von M. war Friedrich, Graf von Eilenburg, Sohn des Grafen Dietrich von Wettin. Mit der Zeit erstreckten sich ihre Besitzungen über die Schlösser Frauenstein, Har-

tenstein, Rochsburg, Gresla, Reichenfels 2c. — Wiprecht, Graf von Groitzsch, von Kaiser Heinrich V. 1177 als Burggraf eingesetzt, verlegte das Burggrafthum nach Leisnig, und Hermann I., welcher von Kaiser Friedrich I. 1155 das Burggrafthum erhalten hatte, residirte zu Frauenstein, Meinher I. aber 1238 zu Hartenstein. Im Jahre 1426 wurden die Grafen von Reuß-Plauen von Kaiser Sigismund mit dem Burggrafthume M. belehnt, und nachdem die anderen Besitzungen theils an die Markgrafen von M., theils an die Meißener Herren gekommen waren, machte 1546 Kurfürst Moriz (s. d.) mit den Burggrafen zu Plauen einen Vertrag, daß, wenn die Reuß'schen Burggrafen ohne männliche Erben ausstürben, die Burggrafenwürde aufhören sollte. Dieß geschah mit Heinrich dem Jüngeren 1572, worauf die Herrschaften Drüßing und Engelburg als böhmisches Lehen an die Krone Böhmen, das übrige Land aber, außer Gera, an Kurachsen und Gera an die reuß'schen Agnaten von Greiz, Schleiz und Lebenstein fiel, die Burggrafenwürde aber aufhörte. Vergleiche Märker, das Burggrafenthum M. (Leipzig 1842).

Weisslog.

Meißener (Misnære), ist der Name einiger mittelhochdeutscher Dichter, deren poetische Erzeugnisse in H. v. d. Hagens Ausgabe der „Minnesänger“ sich finden. Der junge M. ist wahrscheinlich H. Frauenlob (s. d.). Ein anderer, wohl noch jüngerer M., ist der Dichter eines volksmäßigen Schwanks, „Von dem Bauern, der faule Mägde u. Pferde munter macht,“ und Verfasser eines Spruchgedichtes „Von dem allmächtigen Junker Pfennig.“ Der alte M. ist wahrscheinlich der sonst als M. (Meißner) schlechthin bekannte Dichter. Dieser war ein Dichter von Handwerk u. gehörte zu den Armen, die Gut um Ehre nahmen und an den Höfen umherzogen. Er stammte ohne Zweifel aus Meissen, sang aber für ganz Deutschland. Viele Beziehungen auf die Zeit machen es mehr als wahrscheinlich, daß seine Blüthe in die Zeit des Interregnums zu setzen ist. Die Kunst geht ihm über Alles: Wort u. Sang ist das Erste u. Höchste im Himmel u. auf Erden. Er beginnt fast alle seine 20 Töne mit dem Lobe der Dreifaltigkeit, der Allmacht, Erbarmung u. der Mutter Gottes. Daran reihen sich Gebete, geistliche und lehrreiche Auslegungen der heiligen Schrift, der weltlichen Geschichte und der zum Theile fabelhaften Naturgeschichte, einzelner Züge aus dem Leben, ältere Beispiele oder Fabeln, endlich Räthsel. Durch die ganze bildliche Darstellung u. den sprüchwörtlichen Ausdruck ist die sittliche Richtung vorwaltend. Die Strophen sind sämtlich groß u. künstlich gebaut, weniger durch Reime gegliedert, als langzeilig. Die Versfüße sind jambisch, mit wenigem Wechsel in den Einschnitten der Langzeilen u. vor den Reimen an deren Stelle. Sprache und Reim sind hochdeutsch, verrathen jedoch die niederdeutsche Heimath des Dichters. Vergl. weiter H. v. d. Hagen, Theil 4, S. 511 f., 720 f.

Meißner, August Gottlieb, geboren 4. Nov. 1753 zu Bauzen, studirte 1764—72 auf der Schule zu Löbau, 1773—76 auf den Universitäten zu Leipzig und Wittenberg die Rechte, ward geheimer Archivregistrator zu Dresden, 1785 Professor der Aesthetik und classischen Literatur auf der Universität Prag, 1805 Consistorialrath u. Direktor der hohen Lehranstalten zu Fulda, wo er 20. Febr. 1807 starb. M., einst bewundert u. vielgelesen, ist Romanschreiber aus der Wieland'schen Schule, mit redseliger Breite u. didaktischer Tendenz, ohne allen eigentlich ästhetischen Werth. Phantasie u. Erfindungsgabe lassen sich diesem Vater u. innigen Pfleger des historischen Romans nicht absprechen. Seine dramatischen Erzeugnisse sind meist dialogische Romane, in denen die Aufzüge dem sonst leicht ermüdenden Leser nur Ruhepunkte gewähren sollen. Sämmtliche Werke, herausgegeben von G. Kuffner, Wien 1813 f., 36 Bde.

Meißerfänger, oder, wie sie sich auch zu nennen pflegten, Liebhaber des deutschen Meistergesanges (der deutschen Poeterei) sind eine, den Minnesängern (s. d.) nachgefolgte, Genossenschaft deutscher Dichter, welche die Sangeskunst als eigentliches Gewerbe trieb und ihren Ursprung bis auf Kaiser Otto den Großen zurückführen wollte, was offenbar unwichtig ist. Denn obgleich sich

Spuren eines solchen Gesanges bei Konrad von Würzburg (s. d.) vorfinden u. Heinrich Frauenlob (s. d.) 1317 zu Mainz mit Tod abging, wird doch fast allgemein das eigentliche Zeitalter des Meistergesanges erst von dem Schlusse jenes der Minnesänger, 1346, gezählt und, die Nachklänge nicht eingerechnet, bis 1523 fortgeführt. Auch empfangen sie Freiheitsbrief und Wappen erst 1378 von Kaiser Karl IV. Ihre lyrischen Versuche erschienen in geistlichen Liedern, u. ihre epischen in gereimten Erzählungen biblischer Geschichten, hauptsächlich in didaktischer Richtung, ohne eigentlich dichterische Begeisterung. Als Versammlungsstädte dienten ihnen Mainz, wo ihre Privilegien aufbewahrt wurden, Straßburg, Nürnberg, Augsburg, Ulm u. a. Sie bildeten im Geiste damaliger Zeit, wo zur Beschränkung der, im öffentlichen Leben herrschenden, Verwirrung die Mitglieder der verschiedenen Gewerbe sich bereits in Zünfte vereinigt hatten, nach dem Beispiele der freien Künste, Zünnungen, und ihre gleichsam unwandelbaren Zimmungsartikel waren die, aus älteren Gedichten abgeleiteten Regeln, welche, später durch Zusätze bereichert, die *Tabulatur* genannt wurden. Ihr Zweck war die Ausbildung des Gesanges u. der Dichtkunst zur eigenen u. fremden Erbauung oder Unterhaltung, u. ein unbefristetenes Verdienst erwarben sie sich dadurch, daß sie in ihrer *Tabulatur* ein Verbot gegen falsches Latein u. übelangebrachte Einnengung lateinischer Wörter aufstellten u. sich bestrebten, überall die Reinheit oder doch den Mechanismus der sprachlichen Form zu bewahren, wobei Luthers Bibelübersetzung ihnen als grammatikalischer Kanon diente. Ihre, zum Singen eingerichteten, Lieder waren auf eigenthümliche Weise aus Gesäzen u. Stollen zusammengesetzt. Zwei Stollen (Strophe u. Antistrophe) machten ein Gefäß, u. mehre Gefäße (Abtheilungen) in unbestimmter Zahl ein Lied, genannt *Bar*. Die Zunftvorsteher, zugleich Beurtheiler des Gesanges, hießen *Merker* (s. d.) und *Zusammenkünste* wurden in der Herberge oder Zechen, Gesangsübungen aber in der *Schaustube*, oder auch in der Kirche gehalten. Weibliche Reime nannten sie die *Klingenden*, männliche die *stumpfen Reime*; reimlose Zeilen waren die *Weisen*, Zeilen ohne Versmaß die *Körner*, *Melodien* (Weisen) die *Töne*. Diese *Melodien* waren Choralgesang, u. ihre vier sogenannten gekrönten Hauptmelodien oder *Töne*, nach ihren Erfindern benannt: Heinrich Frauenlob, Heinrich Mügling, Ludwig Morner u. Bartel Regenbogen, ungemein geschätzt u. in Ehren gehalten. Andere Töne führten die seltsamsten Benennungen, als: gelbe Lilien-Weise, blutglänzende Draht-Weise u. s. w. Begangene Fehler wurden von den Merkern mit Geld bestraft, der fehlerfreieste oder glatte Gesang aber mit Preisen, einer Kette oder einem Gehänge, u. im 15.—16. Jahrhunderte mit dem Davidskleinod belohnt. Diese Auszeichnung gewährte zugleich das Recht, im *Gemerke* zu sitzen, mithin Schiedsrichter über die Beschaffenheit eines Gesanges zu seyn, Lehrlinge anzunehmen, die durch Lehriebriefe zu Gesellen gemacht u. auch gefreiet, d. i. zum Meister aufgenommen wurden. Der eigentliche Meistergesang war 1523 zur Zeit der Reformation zwar schon ausgestorben, allein die Zünfte erhielten sich in einigen Reichsstädten bis ins 17. u. in Nürnberg, auf den Ruhm des Hans Sachs (s. d.) gestützt, bis ins 18. Jahrhundert. Letzterer wird nämlich als das Haupt der späteren M. u. als Reformator des Meistergesanges angesehen, u. zur Erinnerung an den dadurch erworbenen Ruhm wurde sein Bild auf eine der Einladungstafeln gemalt und mit derselben ausgehängt. — Einer neueren Nachricht zufolge, hatte indeß durch eine besondere Gunst der Umstände die Corporation der M. zu Ulm sich bis weit später u. in der Art erhalten, daß im Jahre 1830 ihrer noch zwölf, meist alte Männer, und noch 1839 vier vorhanden waren, welche jedoch, ihrer nicht mehr fernem Auflösung entgegengehend, das noch übrige, zu ihrem ehrbaren Gemerke gehörige, Eigenthum dem Ulmer Liederfranze durch Schenkungsurkunde übergeben haben. Noch in der allerneuesten Zeit trugen diese vier Männer bei feierlichen Aufzügen des Liederfranzes ihre, nun an den letzteren übergegangene, Fahne in abgesonderter Gruppe. Die in der Schenkungsurkunde erwähnten Musikalien sollen mit der Zeit von den Vorstehern des

Liederkranzes, Professor Hasler u. Lithograph Fuchs, geordnet u. zum Drucke befördert werden. Den über die Einkleinheit des Minne- u. Meistersangs für und wider entstandenen Streit hat Hillebrand durch die Hinweisung auf den Ursprung des Meistergesanges auszugleichen gesucht. Da dieser nämlich aus der allmählichen Entartung entstanden war, u. die späteren M. die früheren Minnesänger zum Vorbilde nahmen, so läßt sich zwar das Identische im formellen Bau, besonders der älteren Lieder, nicht verkennen; allein es findet eine große Verschiedenheit in Absicht auf Gehalt u. poetischen Charakter Statt. Die Hauptmomente des Unterschieds liegen beim Meistergesange in der Künstelei, in dem Unfreien rücksichtlich des Mechanismus der Form, im gehalt- u. bedeutungslosen Spiele mit dem Reime u. in dem rein kunstmäßigen Behandeln der Poesie, welches klar genug den Geist des damals vorherrschenden Gewerbestrebens bezeichnet. So diente den M.n nicht der Gehalt von den Liedern der Minnesänger zum Vorbilde, sondern nur deren Form, wie solches schon im Eingange bemerkt wurde. Vergl. Wagenseil, Buch von der M. holdseligen Kunst, Altdorf 1696; Jakob Grimm, Ueber den altdeutschen Meistergesang, Göttingen 1821.

Mejico, nach der früheren Schreibart **Mexico**, 1) Vereinigte Freistaaten von M., gränzen im Norden und Osten an die Vereinigten Freistaaten von Nordamerika und den mexicanischen Meerbusen, im Süden und Westen an die vereinigten Staaten Mittelamerika's und an das stille Meer. M. liegt zwischen 15° 58' nördlicher Breite u. 253° bis 286° östlicher Länge und ist einem unregelmäßigen Dreiecke ähnlich, dessen Durchmesser im Süden 25, im Norden 270 Meilen Breite, bei einer Länge von 405 Meilen hat. Die Größe des Landes beträgt 44,000 und, mit Einschluß der Indianergebiete, etwa 72,000 □ Meilen. Klima und Bodenbeschaffenheit, schon wegen der großen Ausdehnung M.s sehr verschieden, werden vorzüglich durch die Cordilleras de los Andes (s. d.) bestimmt, die, an absoluter Höhe den Anden Südamerika's nachstehend, nur bei ihrem Eintritte in das Land als Kettengebirge, und dann als breite Berg Rücken mit ungeheueren Ebenen von Alpenerhebung auftreten. Dazu gehört das Plateau von Anahuac, das bei einer Höhe von 7000' von einer Reihe thätiger Vulkane in der Richtung von Osten nach Westen durchzogen wird, worunter der Pic von Orizaba oder Citlal-tepetl (d. i. Sternberg, 16,302 Fuß hoch), der Popocatepetl (d. i. Feuerberg, 16,626' hoch) u. der Vulkan von Toluca 14,220' hoch. Von diesem kühlen Hochlande (tierras frias) steigt man durch terrassenartig abfallende Gelände der gemäßigten Berglandschaften (tierras templadas), zur heißen Küstenregion (tierras calientes), von Vera Cruz am mexicanischen Meerbusen und von Acapulco am stillen Ocean hinab. Unter dem 21° nördlicher Breite theilt sich der Berg Rücken in drei Theile. Der östliche, die Cordillere von Teras, zieht sich zum Rio del Norte und geht ins Gebiet der Vereinigten Staaten über. Der mittlere und bedeutendste Zweig, die Sierra del Madre, läuft, nach N.-N.-W. streichend, mit drei Parallelfetten, der Sierra de las Grullas und der Sierra Verde mitten durch das mexicanische Gebiet, schließt die Hochebenen von Durango und Neum. ein und verläßt das Land unter dem Namen der Felsengebirge (Rocky-Mountains). Der westliche Zweig, der vom Plateau von Guanajuato ausgeht, streicht unter dem Namen der Cordillere von Sonora nordwestlich bis zur äußersten Spitze des Meerbusens von Californien. Diese mächtigen Gebirge, vielmehr Berg Rücken und Hochebenen, sind wenig von steilen Bergstürzen und Tief- und Querthälern durchbrochen und legen daher dem Verkehr und der Verbindung der verschiedenen Provinzen keine allzugroßen Hindernisse in den Weg. Daher bleiben Flußschiffahrt, Versendung der Produkte und selbst Kanalanlagen ungehemmt; und obgleich häufige Erdbeben in manchen Provinzen nur den Bau von einstöckigen Häusern erlauben, so treten doch die vulkanischen Erscheinungen in M. nie so fürchterlich und verheerend auf, wie in Südamerika. Aus dieser Gebirgsbeschaffenheit und der geographischen Lage des ausgedehnten Landes erklärt sich sein bedeutender klimatischer Wechsel und die über-

raschende Mannigfaltigkeit der Produkte im Thier- und Pflanzenreiche. Die südlichen Küstensäume an beiden Meeren erzeugen bei völlig tropischer Natur Baumwolle, Indigo, Pisang, Zuckerrohr, während die reizende Hochebene von Anahuac, obgleich sie den Wendekreisen angehört, bei einem italienischen Klima Del, Mais, Weizen und Südsüchte reichlich hervorbringt, die höchsten Berggipfel aber theilweise mit ewigem Schnee bedeckt sind. Die Küsten am mexicanischen Golf, besonders die von Yucatan und Tabasco, sind wegen ihrer natürlichen Lage häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt und wegen der Moräste sehr ungesund, der eigentliche Sitz des den Europäern so verderblichen schwarzen Erbrechens (Vomito prieto oder negro) und des damit verwandten gelben Fiebers (in Vera Cruz u. Tampico am ärgsten im September u. October). Ebenso sind die zahlreichen Dünen und Untiefen an derselben Küste (überhaupt macht sich eine starke Versandung u. Abnahme des Meeres daselbst bemerklich) bei dem gänzlichen Mangel an wirklich guten Häfen und der Wuth der häufigen Orkane der Schifffahrt sehr gefährlich. Indem wir noch unter den Vorgebirgen St. Lukas in Californien, Corrientes in Guadalarara und Catoche in Yucatan vorübergehend erwähnen, wenden wir uns zu den Gewässern M.s. Da die Anden wo sie als Kette auftreten, eine bedeutende Flussentwicklung nicht begünstigen, indem das westliche Meer nicht weit entfernt ist, nach Osten aber der Mississippi einen Theil der mexicanischen Gewässer, wie den Arkansas und Rothen Fluß (Rio rojo, Red river) aufnimmt, und die Hochebenen, mit Ausnahme der von Anahuac, welche durch die Tropenregen vom Juni bis September hinreichend gesättigt wird, durchgehends an großer Trockenheit leiden, so besitzt das Land nur wenige und, trotz seiner bedeutenden Ausdehnung, nicht sehr erhebliche Ströme. Der bedeutendste ist der Rio del Norte, welcher nach Humboldt auf der Sierra Verde entspringt und sich nach einem 300 Meilen langen Laufe in den mexicanischen Meerbusen ergießt. Nur 150 Meilen durchströmt der Rio Colorado de Occidente, welcher seine Quellen auf dem Hochlande von Neum. hat, die nördlichen Provinzen des Landes und mündet in den Meerbusen von Californien, der — auch Mare Vermego (Purpurmeer) genannt — in einer Länge von 165, bei einer Breite von 15 bis 30, Meilen jene Halbinsel von M. scheidet. Ebendasselbst mündet der Gilaqui; den Rio Colorado de Texas nimmt die Bai von St. Bernardo auf. Unter den Meerbusen bemerken wir noch die Campeche Bai am mexicanischen und den Busen von Tejuantepec am stillen Meere; unter den Landseen den 57 □ Meilen großen See von Chapala in Guadalarara, den Mapimi- und Parros- und im Norden den Tepujo- und Timpanagossee. Die Fruchtbarkeit des Landes ist sehr verschieden. Schon die Hochebene von Anahuac, die zu den gesegnetsten Gegenden der Erde wegen ihres Produktenreichthums u. herrlichen Klima's gehört (in der Stadt M. fällt das Thermometer fast nie auf den Gefrierpunkt u. selten steigt die Hitze über 22—24), enthält dürre und sandige Striche, und im Norden M.s finden sich unabsehbare Gebiete, welche, in der nassen Jahreszeit vom üppigsten Grase bedeckt, in den heißen Monaten von der Sonne gänzlich ausgebröckelt werden. Unter den Produkten des Thierreiches bemerken wir, außer dem Bison, in M. auch Cibolo genannt, eine Menge Affenarten, Beutelthiere, Gürtelthiere, den Tapir, Alligatoren, Schildkröten, Echlangen, schöne Käfer u. Schmetterlinge u. besonders die Cochenille, ein Insekt, welches die schöne rothe Farbe liefert und deren Pflege mit großer Sorgfalt, besonders im Staate Duraca, betrieben wird. Von 1758 bis 1832 wurden daselbst 44,195,750 Pfund Cochenille mit einem Gesammtwerthe von 106,170,671 Pesos gewonnen, den Peso zu 1 Thaler 10 Silbergroschen gerechnet. Das mexicanische, aus Europa eingeführte, Pferd ist, wenn auch nicht sehr groß, doch ausgezeichnet durch Ausdauer und Gelchrigkeit; es dient hauptsächlich zum Reiten; zum Ziehen dagegen das stärkere Maulthier. Die Vermehrung der Pferde und des ebenfalls aus Europa eingeführten Rindviehes ist ungeheuer. Die Tausende, welche in den nördlichen Ebenen umherschweifen, machen sogar die Gegenden unsicher; es gibt Familien, die vielleicht 50,000 Stück

Rinder besitzen. Das Pflanzenreich liefert Kaffee mit jährlich steigender Production, Zucker, Tabak, Baumwolle, Flachs, Hanf, Indigo, Mais, Weizen, Gerste, Kartoffeln; ferner Bananen, Kokospalmen, Brodfruchtbäume, Kakao und die einheimische Vanille, die entweder wild wächst oder am besten an den östlichen Abhängen der Gebirge gezogen wird. Der Gebrauch des Kakao war schon den Azteken bekannt; sie bauten auch vor der Ankunft der Europäer Mais und Kartoffeln. In Medizinalpflanzen finden sich die Cassaparille und Jalappe, während die Wälder unter den edlen Holzarten besonders Mahagoni- und Campegeholz liefern. Wir erwähnen hier, als seltene Naturmerkwürdigkeit, die Riesencypresse zu Santa Maria del Tule im Staate Oaxaca, welche 124 Fuß im Umfange und in einer Höhe von 25 Fuß, wo sie sich im Zweige theilt, eine lebendige Quelle hat. Del und Wein werden noch nicht hinlänglich erzielt, da zur Zeit der spanischen Herrschaft ihr Anbau verboten war. Ueberhaupt bilden Viehzucht und Ackerbau, der auf den Haciendas (haciendas) der Kreolen mit Umsicht und Eifer betrieben und namentlich auf der Hochebene von Anahuac durch ein künstliches Bewässerungssystem befördert wird, bis auf den heutigen Tag die wichtigste und ergiebigste Nahrungsquelle der Mexicaner. Unter allen Erzeugnissen M.s stehen die feiner Bergwerke obenan; sie waren durch drei Jahrhunderte eine der Hauptquellen von Spaniens Wohlstand; aus ihnen entsprang vielleicht der größte Theil des im Welthandel umlaufenden Goldes u. Silbers. Der beispiellose Reichtum an edlen Metallen (die uneben wurden bis jetzt noch vernachlässiget) lenkte frühzeitig den Blick der spanischen Regierung auf ihre Gewinnung, und da sie hierin nach sehr liberalen Grundsätzen verfuhr, indem sie nie eine andere Grube, als die Quecksilberminen zu Huancavelica in Peru, besaß und das Geschäft der Erzgewinnung lediglich Privaten überlassen blieb, so mußte der Bergbau bald zu einer großen und rücksichtlich der Production unerhörten Blüthe gelangen. Großen Einfluß darauf hatte die im Jahre 1777 eingesetzte Ober-Bergbaubehörde unter dem Titel: *Real Tribunal General del importante Cuerpo de Minería de Nueva-Espana*, so wie ein bald darauf erfolgtes Bergbaugesetz, die *Ordenanzas de Minería*. Indem diese Behörde von den gewonnenen Metallen bestimmte Antheile (von jeder Mark Silbers einen *Real de plata* = 4 ggr. Convent. = M.) bezog, wurde sie zur Bildung eines Capitals befähiget, woraus Mineneigenthümern, welche zur Ausführung oder Vollendung neuer Werke Geld bedurften, Vorschüsse geleistet wurden. Alle gewonnenen Metalle mußten bis zum Jahre 1810 in die 1535 gestiftete Münze zu M. abgeliefert werden. Die daselbst von 1690 bis 1830 (aus früherer Zeit findet sich keine Nachweisung) geprägten Geldsummen belaufen sich auf 1,663,955,999 Pesos. Rechnen wir dazu das seit 1810 in neu errichteten Münzen des Landes geprägte Geld mit einem Betrage von 87,685,495 Pesos, so ergibt sich als Hauptsumme 1,751,641,494 Pesos, d. i. 2,335,521,992 Thaler. Die Revolution zerstörte die Blüthe dieses Bergbaues von Grund aus, u. obgleich die Regierung seit der Unabhängigkeitserklärung vom Jahre 1821 denselben durch mancherlei Zugeständnisse zu heben suchte, fruchtete dieß bei dem eingetretenen Mangel an Betriebscapitalien (höchst bedeutende Summen wurden dem Lande durch Verbannung der Altspanier entfremdet) so wenig, daß man sich gezwungen sah, fremden Capitalisten, namentlich deutschen, englischen u. nordamerikanischen Gesellschaften, den Bau der Gruben in Verbindung mit mejicanischen Eigenthümern zu erlauben. Solcher Gesellschaften bestehen gegenwärtig zehn, die mit den übrigen Grubenbesitzern etwa 4000 Mark Gold u. 1,956,000 Mark Silber zu Tage fördern. Der Handel M.s, der sich unter der spanischen Herrschaft wegen des hemmenden Colonialsystems, welches durch seine Prohibitivmaßregeln einzig auf den Vortheil des Mutterlandes berechnet war, nicht entwickeln konnte, hat namentlich seit 1824 eine vollkommene Umgestaltung durch die Verdrängung der Spanier vom mejicanischen Markte und die Theilnahme der übrigen Europäer u. Nordamerikaner am Waarenumtauche erfahren. Daher stieg die Ausfuhr, welche 1821 nur 9,999,517 Pesos betrug, 1831 auf 16,000,000

Pesos, während die Einfuhr den Werth von 15,800,000 Pesos erreichte. Leider werden der Mangel an guten Verbindungsstrassen, so wie an tauglichen Häfen, die bei den vielen Stürmen, Strömungen u. Untiefen des mexicanischen Golfes um so nothwendiger sind, dem Handel des Landes, auch wenn dasselbe zur Ruhe kommen wird, immer große Hindernisse in den Weg legen. Eben so gewiß ist es, daß die Nordamerikaner, auch wenn sie nicht dauernden Besitz von M. ergreifen sollten, den Handel gänzlich für sich ausbeuten u. Sorge tragen werden, sich denselben durch Eröffnung von Landhandelswegen in ihr Gebiet zu sichern. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in edlen Metallen (jährlich 19,000,000 Thaler) und Cochenille (etwa für 1,400,000 Thaler). Dazu kommen noch Cassaparille, Zallappe, Indigo, Piment, Ochsenhörner, Färbehölzer und etwas Zucker und Kaffee. Die Einfuhr besteht in Leinen-, Wollen-, Baumwollen-, Seiden-, Fuß-, Glas- u. Eisenwaaren, in Papier, Quecksilber, Wein, Brantwein, Cacao, Del, Wachs u. s. w. Wie sehr könnte sich Deutschland, nach der Natur seiner Produkte und Kunstzeugnisse, an diesem Handel theilnehmen! — Obgleich M., so lange es unter spanischer Herrschaft stand, in seinen Manufakturen, Fabriken und Gewerben keinen besonderen Aufschwung nehmen konnte, indem das spanische Cabinet dieselben dem Mutterlande gegenüber niederhielt; erreichte dennoch der jährliche Werth der im Lande angefertigten Waaren die Summe von 7 — 8 Millionen Pesos. Puebla, Queretaro, San Miguel el Grande u. die Intendanz Guadalarara zeichneten sich hierin besonders aus. Aber die Revolution hat auch hierauf den nachtheiligsten Einfluß geübt; denn indem der Handel freigegeben wurde, waren die Mexicaner außer Stande, mit den Erzeugnissen des europäischen Kunstfleißes, so wohl rücksichtlich der Güte, als auch der Billigkeit zu wetteifern. Dennoch behaupten sie in der Anfertigung von Hüten, Posamenten-, Gold-, Silber- u. Töpferarbeiten einen hohen Rang. Auch in Sattler- u. Klempnerarbeit leisten sie Vorzügliches u. in der Kunst des Poussirens aus Wachs übertreffen sie sicher jedes Volk der Erde. Sie verfertigen darin Porträts von der höchsten Ähnlichkeit, außerdem kleine Statuen von Heiligen, Reitern u. stellen Indianer in ihren Trachten u. Thiere aller Art in der korrektesten, nieblichsten Manier dar. Häufig sind die ärmsten Indianer diese Künstler, deren ganzes Arbeitsgeräth in wenigen Gläserchen oder Blechstückchen besteht. Ebenso vorzüglich wird eine andere einheimische Kunst, die Verfertigung von Bildern, namentlich von Portraits aus kleinen, verschieden gefärbten Stückchen Tuch, die mosaikartig zusammengesetzt werden, ausgeführt. Dahin gehört auch die äußerst geschickte Anfertigung von kleinen Kunststücken aus Knochen, Harnen, Fruchtsternen, das Flechten eleganter Matten aus verschieden gefärbten Palmblättern u. s. w. Die Bildschnitzerei in Holz steht ebenfalls auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit, sowohl in Hinsicht auf Heiligenstatuen, als auf Verzierung von Säulenkapitälern, Gehäusen, Altären in den Kirchen. — Mühlenpfordt berechnet die Einwohnerzahl M.s für das Jahr 1842 auf 9,341,251 Individuen, welche nach ihrer Abstammung der kaukasischen, afrikanischen u. amerikanischen Race angehören u. in Weiße, Mestizen, Mulatten, Indianer, Zambos oder Sambos u. Neger sich theilen. Die Weißen zerfallen 1) in Spanier, welche in Europa geboren sind, Chapetones oder Gachupines genannt (von dem aztekischen Worte Gatzopin, ein Geschöpf, halb Pferd, halb Mensch bedeutend); sie sind seit 1829 aus dem Lande verbannt; 2) in Creolen (Criollos), im Lande geborene Weiße, rein europäischer Abkunft. Sie betragen etwa $\frac{1}{2}$ der ganzen Bevölkerung, deren vornehmste Classe sie vor der Revolution bildeten. Durch diese sind die verschiedenen Classen der Einwohner politisch gleich berechtigt u. ist der Rangunterschied der Farbe aufgehoben. Doch wird die weiße Farbe auch heute noch am meisten geschätzt, so wie sich auch die spanische Sprache als Landessprache festgesetzt hat, ohne die Sprachen der Indianerstämme verdrängt zu haben. Die Mischlinge (Mestizen, Mulatten, Zambos) aus Weißen, Indianern, Negern in der mannigfaltigsten Durchkreuzung ihrer Abkömmlinge, machen zwei Siebentel der Bevölkerung aus. Aus der Mischung von Weißen mit den kupfer-

farbigen Indianern entstehen nach einander Mestizen, Trigenios, Quatrogenios; die Mischung von Weißen und Negern gibt den Mulatten (*mulato*, von *mula*, Maulthier), u. dann weiter den Terceron, Quarteron, Quinteron. Die Sprößlinge reiner Race von Negern, in Amerika geboren, heißen Chinos, die Abkömmlinge von Negern mit Indianern Zambos; dann folgen die Zambos prietos u. s. w. Sowie nun die Creolen theils durch die fortwährenden Bürgerkriege, theils durch ihre Vermischung mit den farbigen Racen an Zahl immerfort abnehmen, so müssen umgekehrt die Mischlinge gewinnen u. werden auf die Dauer die ganze weiße Bevölkerung in sich untergehen lassen. Auch die reinen Neger, welche nie stark vertreten waren, nehmen immer mehr ab, seitdem sie der Sklaverei entzogen sind. Da keine neuen hinzukommen, werden die vorhandenen sich bald ganz in die übrigen Classen verlieren. — Die Mestizen sind namentlich im zweiten und dritten Mischungsgrade ein schöner Menschenschlag von gelbrothlicher Hautfarbe, mittlerer Statur, schlankem Wuchse u. schwarzem, glänzenden Haare. Sowie die Füße u. Hände sich durch Zierlichkeit; der Gang, besonders der Frauen, sich durch würdevolle Anmuth auszeichnet, so gewinnend erscheint der Mestize durch natürlichen, ungezwungenen Muth u. durch eine klangvolle, stets vom lebhaftesten Gebärdenspiele begleitete Sprache. Bei sanftem Charakter liebt er Musik, Gesang u. Tanz u. ist, wie die ganze Nation, dem Spiele und Wetten aller Art leidenschaftlich ergeben. Er besitzt viel natürlichen Geist, einen hellen, durchbringenden Verstand, eine leichte Auffassungsgabe u. lebhafte Einbildungskraft. Der Creole nähert sich in körperlicher u. geistiger Beziehung sehr dem Mestizen, hat aber daneben auch den Stolz, die Hocharzigkeit, Nüchternheit und Mäßigkeit des Spaniers, u. Lust sich auszubilden: er ist brav, tapfer, unternehmend, gastfrei, höflich. Bei solchen Eigenschaften dürfen wir den Worten Mühlensfordts glauben, daß bald das mexicanische Volk, namentlich die Creolen, einen der ersten Plätze unter den achtungswürdigsten und gebildetsten Nationen der Erde einnehmen dürfte. — Am zahlreichsten in M. sind die eingeborenen Indianer, welche vier Siebentel der ganzen Bevölkerung ausmachen u. sich seit der Revolution am stärksten vermehren. Sie bestehen aus einer sehr großen Anzahl verschiedener Stämme, die zwar in der Hautfarbe übereinstimmen, aber in Sitten, Sprache, Kleidung, selbst in der Körperbildung auffallend von einander abweichen. Wenigstens 20 verschiedene indianische Sprachen werden in M. geredet; sie sind keineswegs als bloße Dialekte anzusehen, sondern bilden theilweise für sich bestehende, einander oft völlig unähnliche Mutter- u. Wurzelsprachen. Diese Erscheinung führt uns auf die Bemerkung, daß auch Amerika, ganz so, wie Europa, seine Völkerwanderungen gehabt hat, von denen unten die Rede seyn wird. Die Indianer zeichnen sich meist durch einen großen, schlanken Wuchs und starke Muskelkraft aus und sind höchst einfach in Kleidung, Nahrung und Wohnung. Ihr gewöhnliches Getränk ist Pulque oder Tepáche, beide aus dem gegohreren Safte der Agave bereitet; der letzte ist stark berauschend: ein Umstand, der das ziemlich verbreitete Laster der Trunkenheit unter ihnen erklärt. Diese Trunksucht, so wie das leidenschaftliche Spielen aller Classen, allerdings mehr aus Lust zum Wagen, als zum Gewinne, getrieben und nicht wenig gefördert von dem raschen Erwerb u. Verlust der Reichthümer durch den Bergbau, ferner der ungezwungene Umgang beider Geschlechter sind wohl die Ursache, daß manche Reisende die sittlichen Zustände des Landes mit sehr düstern Farben geschildert haben. Aber man vergaß, daß ganz M., mit wenigen Ausnahmen, keine Häuser der Prostitution besitzt, woran das gepriesene Europa so reich ist. — Außer dem gelben Fieber und schwarzem Erbrechen ist der Matlazahuatl oder Matlasagual, eine den Urbewohnern eigenthümliche, sonst unbekannte Krankheit, welche nach Torquemada 1545 gegen 800,000, im Jahre 1576 bei 2,000,000 Indianer in den Hochlanden wegraffte. Auch 1736 trat dieselbe verheerend auf. So wie die ganze Bevölkerung, so bekennen sich auch die Indianer, mit Ausnahme der etwa 200,000 Köpfe starken heidnischen Indios bravos im Norden, zur katholischen Kirche, welche das Erzbisthum M. und 8 Bisthümer: Puebla, Vallaz-

dolid (Mechoacan), Guadalarara (Zalisco), Turango, Monterey (Nuevo Leon) Ducatan, Daraca, Sonora besitzt, wozu seit 1824 das von Chiapas gekommen, welches dem Erzbisthume von Guatemala untergeordnet ist. Die Ordensgeistlichkeit war bis 1810 in dreizehn Provinzen eingetheilt, nämlich drei der Dominikaner, sechs der Franziskaner, zwei der Augustiner, eine der Karmeliter u. eine der Mercedarier, welche zusammen 206 Klöster besaßen. Außerdem gab es sechs collegia propagandae fidei mit 339 Collegiaten u. 61 exponirten Missionen. Durch den Anschluß des Staates Chiapas an M. stieg die Zahl der Pfarreien von 1073 auf 1190, die der Klöster auf 213. Wie in Südamerika, wirkten auch in M. die Jesuiten besonders segensreich in Befehrung der Heiden. Ihre Vertreibung aus Spanien seit dem 10. März 1767 zog auch ihren Sturz in M. nach sich, woraus sie im folgenden Jahre, zur größten Betrübniß der Bewohner, gewaltsam entfernt wurden. Ihr einziges Verbrechen bestand in der vollkommensten Selbstverläugnung bei der Ausübung ihres schwierigen Berufes. Vgl. Dr. Junkmann, im Katholischen Magazin, Bd. I., Hft. 6.; Bd. II., Hft. 1, 2. Münster 1845. — Obschon nach Artikel 3 der Föderalakte von 1824 die katholische Religion, mit Ausschließung jedes andern Cultus, als Landesreligion angenommen ist, so herrscht dennoch die größte Duldsamkeit im Lande: ein schöner Beweis der vernünftigen Erziehung des Volkes durch die Geistlichkeit, welche ihr Ansehen nach der Revolution, woran sie selbst so thätigen Antheil nahm, nicht verloren, sondern vielleicht noch gewonnen hat. Sie nimmt an dem Wohle und Wehe des Landes den entschiedensten Antheil; sie enthielt stets eine Reihe der unterrichtetesten, edelsten u. größten Persönlichkeiten. Gerade die Eingeborenen haben in ihr immer die treuesten Freunde u. Beschützer gegen jede Willkür und Unterdrückung gefunden; so der Franziskaner Franz de Gante, der Dominikaner Motolinia. Sie sorgten, daß die milden und weisen Gesetze der Spanier („keine andere Regierung hat so viel für die Eingeborenen gethan, als die spanische,“ Heeren) nach Möglichkeit ausgeführt wurden, und wie der gewaltige Jesuit Vieira in Brasilien, so kämpften auch sie stets für die armen Unterdrückten. Vgl. Irving Col. IV. 272. Bernal Diaz, übersezt von Rehsues II., 269 — 295. A. v. Humboldt Ex. crit. III. 301, 308. Ein großer Theil des Klerus ist selbst indianischen Blutes. Die Gastfreundschaft desselben ist unbegrenzt, was den Reisenden bei dem Mangel an guten Wirthshäusern sehr zu Gute kommt. Ja, die Geistlichen suchten wohl selbst die Reisenden auf, um ihnen ihre Dienste anzubieten. Bei dem großen Reichtume, den die Kirche in M. besitzt, ist es möglich, die verschiedenen Feste mit großem Glanze zu feiern und die Gotteshäuser auf eine prächtige Weise auszumücken. An den überaus feierlichen ProzeSSIONen theilnehmen sich alle Stände ohne Unterschied; am Schlusse ergötzt sich das Volk an Feuerwerken, die es außerordentlich liebt u. die entweder von der Kirche, oder von Bürgern veranstaltet werden. — Das ehemalige Vicekönigreich Neuspanien wurde 1776 in 12 Intendancen u. drei Provinzen: Neu-M., Alt- und Neucalifornien eingetheilt und bildet seit 1824 eine Föderalrepublik von 19, mit Ducatan von 20 freien u. unabhängigen Staaten, welche sich seit 1835, in Folge innerer Unruhen, in eine Centralrepublik umwandeln. Die Constitution vom 4. October 1824 ist größtentheils Nachahmung der nordamerikanischen Verfassung (der Artikel 4. verkündet die republikanisch-representative Föderal-Regierungsform). Die oberste Regierungsgewalt theilt sich in die gesetzgebende, ausübende und richterliche. Die gesetzgebende Gewalt ruht in einem Generalcongresse, bestehend aus der Kammer der Volksvertreter und der der Senatoren. Die ausübende Gewalt übernimmt ein Präsident mit einem Vicepräsidenten, beide auf 4 Jahre gewählt. Sie müssen geborene Mexicaner, im Lande wohnhaft und wenigstens 35 Jahre alt sein. Jede Provinz wählt 2 Senatoren und auf je 40,000 Einwohner einen Deputirten. Die Richter sind unabhängig; alle Mexicaner genießen gleiche Rechte; dem Volke steht die Souveränität zu; die Presse ist frei, die Sklaverei abgeschafft, Staatsreligion die katholische. Aber nicht alle Bestimmungen dieser Verfassung sind ins Leben getreten. Die Unabhängig-

keit, so plötzlich einer Nation gegeben, welche in keiner Weise darauf vorbereitet war, rief einen Freiheitstaumel hervor, welcher, in Verbindung mit dem Ehrgeiz und der Selbstsucht der Militärfürsten, das Land in Anarchie stürzte und die Festigung und Entwicklung des wahren Volkswohles durchaus hinderte. Die Verfassung erlitt manche Aenderungen, besonders durch den General Santa Ana (s. d.) und das Dekret vom 3. October 1835. Die meisten Staaten entschieden sich nämlich für eine republikanisch-volksrepräsentative Centralregierung mit einem Präsidenten an der Spitze, der auf 8 Jahre erwählt wird, aber wiedererwählbar ist auf Lebenszeit. Als nun Santa Ana von den Iranern in der Schlacht bei San Jacinto am 22. April 1836 geschlagen u. gefangen ward, erhielt Anastasio Bustamante das Präsidium. 1837—41. Ihm folgte der am 20. Februar 1837 freigelassene Santa Ana, welcher die Wahlcorporationen auf den 1. Juni 1842 zur Ernennung der Deputirten für einen neuen constituirenden Congress zusammenberief und die Wahl von einem Vertreter auf je 70,000 Einwohner verordnete. Bei so schwankenden politischen Verhältnissen können Gerechtigkeit und Verwaltung nicht gedeihen. Die Criminaljustiz ist einer durchgreifenden Reform dringend bedürftig. Auch die Finanzen sind in der größten Unordnung: 1840 betrug die Einnahme 12,874,100 Pesos, die Ausgabe 21,836,781 Pesos, mit einem Deficit von 9,962,681 Pesos. Die Schulden betragen nach Mühlenspfordt 36,778,000 Pesos, wozu noch eine circulirende innere Schuld von 8—10 Millionen Pesos kommt. Das stehende Heer soll gesetzlich aus 36,167 Mann bestehen. Von ihm gingen bis dahin die zahlreichen Revolutionen aus; hierdurch u. durch die ungewöhnlich großen Kosten seiner Unterhaltung (1840: 17,116,878 Pesos) untergräbt es die Wohlfahrt des sonst so reichen Landes. Uebrigens ist der mexicanische Soldat tapfer, anstellig, genügsam, ausdauernd, besonders für den Cavaleriedienst geeignet. Die unbedeutende Kriegsmarine, bestehend aus wenigen Schiffen, ist im übelsten Zustande; eben so sind von den 5 Festungen des Landes: Perote, Acapulco, San Blas, Vera Cruz mit dem Fort St. Juan, Uxua und Campeche nur die Werke der beiden letzteren in einem einigermaßen befriedigenden Zustande. Außer diesen beiden und der Hauptstadt Mexico (s. d.) gehören Queretaro, Guanajuato, Guadalarara (s. d.), Durango, Zacatecas, Valladolid, San Luis Potosi, Yucatan (s. d.), Oaxaca, Puebla de los Angeles (s. d.), Tampico zu den wichtigsten Städten des Landes. Seit der Umwandlung M.s in eine Centralrepublik heißen seine Landestheile nicht mehr Estados, sondern Departementos. Dieser gibt es, mit dem faktisch unabhängigen Yucatan, zwanzig, nämlich: die Innerstaaten Queretaro, Guanajuato, Zacatecas, San Luis Potosi, Nuevo-Leon, Coahuila, Durango, Chihuahua; die östlichen Küstenstaaten Yucatan, Tabasco, Vera Cruz, Tamaulipas; die westlichen Küstenlande Chiapas, Oaxaca, Puebla, M., Mechoacan, Jalisco, Sonora, Cinaloa. Dazu kommt der Bundesdistrikt, der unter unmittelbarer Aufsicht des Generalcongresses steht, d. h. die Hauptstadt mit ihrer nächsten Umgebung, u. außerdem 5, noch keine Staaten bildende Gebiete, Neu-M. mit den Ländern der freien Indianer, Nacala, Colima, Alt- und Neucalifornien. — Ueber die Geschichte von M. vor der Ankunft der Spanier haben wir keine anderen Quellen, als die Ueberlieferungen der Azteken, wie sie sich finden in den alten Hieroglyphenschriften oder in der Aufzeichnung der spanischen Annalisten gleich nach der Eroberung. Es geht aus ihnen hervor, daß M. verhältnismäßig früh von vielen Völkerschaften bewohnt wurde, bis die Tolteken um 650 n. Chr. von Norden her erobernd eindrangen und durch Vermischung mit ihnen ein Volk bildeten. Bei der uralten Verbindung Nordwestamerikas mit Nordostasien hat die Annahme, die Tolteken seien ein von den Hiogm im 4. Jahrhundert n. Chr. vertriebenes u. über die Aleuten eingewandertes ostasiatisches Volk, immerhin einige Bedeutung. Man bezeichnet die Tolteken als ein ziemlich gebildetes Volk, welches in Gold u. Silber arbeitete, Mais u. Baumwolle baute, das Sonnenjahr genau bestimmte und sich der Hieroglyphenschrift bediente. Doch ist es glaubwürdiger, daß sie vielmehr diese Cultur im Lande fanden, als daß sie

von ihnen hereingebracht wurde. Auch schreibt man ihnen größtentheils die vielen Pyramiden, Paläste, Städte u. andere Bauüberreste zu, die sich noch finden; so der Tempel von Palenque mit Bildhauerarbeit, die Balastruinen von Mitla, die drei Pyramiden von Cholula, wovon eine eine Höhe von 172 F., eine Länge von 1355 Fuß und oben eine Fläche von 140 Fuß Durchmesser hat; ferner die 2 Pyramiden von Tezucos, deren größte 171 F. hoch, 645 F. lang und aus zum Theile 8 F. langen Steinblöcken terrassenförmig erbaut ist; dann die vielen Bauüberreste von M. mit dem schönen Montezumabade, einem in Porphyrt ausgehauenen Becken; endlich die 200 Pyramiden von Teotihuacan und das Monument von Xochicalco. — Tula, am äußersten Ende des Thales von Mexico gelegen, wurde nach der Annahme von den Tolteken gegründet. Diese selbst suchte eine furchtbare Pest heim, welche $\frac{2}{3}$ der Bevölkerung vernichtete; sie überließen daher das Land den Chichimeken, die 1170 ebenfalls von Norden her unter dem Könige Cholott einwanderten und denen noch 7 andere Stämme, worunter die Tlascalteken und Azteken die wichtigsten, auf dem Fuße nachfolgten. Darauf fanden sich die zahlreichen Acolhuier ein und gaben dem Lande den Namen Acolhuacan. In diesem Reiche lebten Anfangs die Azteken in sehr engen Verhältnissen, bis es ihnen durch kriegerische Thätigkeit gelang, einzelne kleinere Reiche zu stiften, deren wichtigstes das von Tenochtitlan oder M. mit der gleichnamigen Hauptstadt um 1325 seinen Anfang nahm. Die Regierungsform desselben war zuerst aristokratisch, dann monarchisch; der erste König, Acamagizhin, unterwarf sich seit 1352 die übrigen Stämme und dehnte seine Herrschaft bis an beide Meere aus. Doch behielten die unterworfenen Völker ihre angestammten Kassen und versuchten durch viele blutige Kriege, die verlorene Freiheit wiederzugewinnen. Umsonst; nur die Tlomeken im Norden bewahrten ihre Unabhängigkeit; denn der letzte König, Motecuzoma (Montezuma), unterwarf auch die bis dahin freien Staaten von Mechoacan, Tepeaca u. Tlascala. Die bedeutenden Ueberreste von riesenhaften Tempeln und Palästen, Wasserleitungen, wohlgebauten Städten u. a. m. beweisen hinreichend die hohe Kultur des aztekischen Reiches, dessen Bewohner im Ackerbaue, in der Weberei, Färberei und Bearbeitung der Metalle wohl erfahren waren. Unter dem Könige beherrschten zahlreiche Hauptlinge das Volk bis zur Bedrückung, während eine mächtige Priesterkaste ihm und den bestiegten Völkern den härtesten Tribut für die scheußlichsten Menschenopfer auflegte. Dem milden Sonnendienste der Tolteken oder ihrer Vorgänger folgte der blutige Kultus des Kriegesgottes Huizilopochtli (Wizlipuzli). Ihm u. den zahllosen anderen Gottheiten wurden jährlich Tausende von Menschenopfern gebracht, die unter den schauderhaftesten Formen abgeschlachtet und dann meistens verspeist wurden. Nach einer Berechnung der Franziskaner, die Bernal Diaz (B. IV. S. 259) mittheilt, der mächtigsten von allen, wurden allein in M. jährlich 2500 Menschen geopfert. Gomara gibt für den Umfang von Cortez Eroberungen 20,000 bis 50,000 Menschenopfer an, und Herrera berichtet, sicher übertrieben, daß manchmal 5000 bis 20,000 Menschen an einem Tage in M. und Umgegend umgekommen seien. — Yucatan wurde schon 1508 durch die Spanier Solis und Pincoson aufgefunden. Die Versuche, 1517 und 18 mit zweien Expeditionen unter Francesco Hernandez und Grijalva zur Eroberung Yucatans gemacht, hatten außer der Entdeckung der Ostküste von Anahuac keinen Erfolg. Da der letztere Gold zum Werthe von 10,000 Dukaten von der Fahrt zurückbrachte, ererbte Velasquez, der Statthalter von Cuba, den Ferdinand Cortez (s. d.) 1519 zu einem neuen Zuge, welcher nach unerhörten Gefahren, Anstrengungen und den großartigsten Beweisen von Muth und Ausdauer, zur Eroberung u. Behauptung von ganz M. führte. Es bildete unter dem Namen Neuspanien das wichtigste Colonialland Spaniens, dessen König seit der Eroberung den Titel: Rey de las Espanas führte. Vicekönige wechselten von 5 zu 5 Jahren in seiner Regierung. Wenngleich das Loos der Einwohner auch Anfangs hart war, so war doch die Eroberung ein unendliches Heil, nicht allein des Christenthums wegen u. der damit verbundenen europäischen Cultur, sondern auch wegen der Abschaffung

der Sklaverei und der entsetzlichen Menschenopfer. Um die Befreiung vollständig zu machen, hob die spanische Regierung im Anfange des 18. Jahrhunderts die *Encomiendas*, d. i. die Vertheilung der Grundstücke sammt ihren Bewohnern auf und sorgte durch gerechte und menschliche Anordnungen das Loos der Eingeborenen möglichst sicher zu stellen, was freilich die Entfernung M.s vom Mutterlande und die Schwierigkeit, die mit der Verwaltung beauftragten Personen zu überwachen, nicht immer nach Wunsche gelingen ließ. Eine Vermittelung hierin bildete die großartige Wirksamkeit der katholischen Geistlichkeit in ihrem rastlosen Kampfe gegen Sklaverei, deren Bestrebungen A. von Humboldt also bezeichnet: „Um gerecht zu seyn, muß man mit Anerkennung die edelen und muthigen Anstrengungen auszeichnen, welche am Ende des Mittelalters, wie in den ersten Zeiten des Christenthums, die Geistlichkeit in Masse gemacht hat, um die Rechte zu vertheidigen, welche der Mensch von Natur besitzt.“ Der revolutionäre Geist, welcher sich seit der Besignahme des Mutterlandes durch die Franzosen über alle spanischen Colonien verbreitete, erzeugte 1810 auch in M. einen Aufstand. Hier hatte sich 1809 im Namen Ferdinands VII. eine Regierung gebildet, welche die Abschaffung mannigfacher Mißbräuche verlangte. Der Vicekönig Banegas suchte mit Strenge den Gehorsam zu erzwingen, verlegte aber dadurch die nach größerer Unabhängigkeit ringenden Creolen nur um so mehr. Da erhob im September 1810 der kühne Hidalgo Castilla, Pfarrer zu Dolores in Guanaruato, die Fahne des Aufstuhes, marschirte mit 80,000 Mann, größtentheils Indianern, vor die Hauptstadt, wurde aber in mehren Gefechten geschlagen, durch Verrath gefangen genommen und am 27. Juli 1811 hingerichtet. Auch seine Anhänger: Allende, Matamoros, die Brüder Leonardo und Miguel Bravo und Mina (s. d.), der Europa verlassen hatte, um die Sache der Freiheit zu verschetten, fanden ihren Tod in den fortbauenden Kämpfen; Nikolaus Bravo wurde gefangen und Victoria in die Urwälder von Papantla verjagt. Nur Guerrero hielt sich noch an der Westküste; der Aufstuh schien fast ganz erloschen und der Vicekönig Apodaca berichtete nach Madrid, daß er für die Ruhe des Landes zu hasten sich getraue. Aber der Befehl, in M., wie im Mutterlande, die Constitution von 1812 anzunehmen, bewirkte, daß sich der Oberst Iturbide (s. d.) mit Guerrero 1821 vereinigte. Er wurde am 18. Mai 1822 von der Armee als Augustin I. zum Kaiser von M. ausgerufen. Nach seinem Sturze vollendeten die Cortes, welche ihre erste Sitzung am 24. Febr. 1822 hielten, den Entwurf einer neuen, am 4. October 1824 ins Leben tretenden Verfassung. Victoria wurde erster, Bravo Vicepräsident. Die neue Republik, nacheinander von den wichtigsten Staaten Europa's anerkannt, ordnete die kirchlichen Verhältnisse mit dem heiligen Stuhle und entriß den Spaniern am 19. Nov. 1826 San Juan Ulloa, ihr letztes Besitzthum. Aber durch die Wahl des Kriegsministers Pedraga zum ersten und des Generals Bustamente zum Vicepräsidenten, welche beide den Escoceses, der aristokratisch-kirchlichen Partei, angehörten, erzürt, erregten die demokratisch gesinnten Yarkinos in der Hauptstadt einen Aufstand, in dessen Folge Guerrero erster Präsident ward. Durch das Gesetz vom 20. März 1829 sahen sich 22,000 Altspanier gezwungen, das Land zu verlassen. Ein spanisches Invasionsheer von 34,000 Mann, unter Barradas am 27. Juli 1829 an der Küste von Tampico landend, wird durch Santa Ana genöthigt, sich nach Cuba wieder einzuschiffen. Guerrero dankt ab, versucht später sich wieder an die Spitze der Republik zu stellen, wird aber gefangen und 1831 zu Paraca erschossen. Der neue Präsident Bustamente verstand es ebenso wenig, die Parteien zu befriedigen; von Santa Ana am 1. Oct. 1832 bei Puebla geschlagen, überließ er diesem die Präsidentschaft, welcher sich nach verschiedenen Zwischenereignissen als Präsident erklärt, den Kongreß auflöst u. jeden Widerstand vernichtet. Das Edict vom 23. Oct. 1835 hebt die Unabhängigkeit der einzelnen Staaten auf. Daher fällt Texas (s. d.) ab, Bustamente ward Präsident statt des gefangenen Santa Ana und erwirkte die Anerkennung der Republik von Seite Spaniens. Ein Krieg mit Frankreich wegen der Verletzung französischer Bürger führte nach

der Eroberung von Vera Cruz und San Juan Ulloa zum Frieden vom 9. März 1839, durch eine Entschädigung von 600,000 Dollars an Frankreich erkaufte. Die Verfassungsänderungen durch Santa Ana, Präsident seit 1841, erregen Mißvergnügen; er entflieht 1845 nach der Havanna und überläßt an Herrera seine Würde. Mittlerweile schloß sich Texas an den nordamerikanischen Staatenbund an. In Verbindung mit anderweitigen Streitigkeiten erregte dies einen Krieg zwischen M. und den Freistaaten. Der General Scott besiegte den aus der Verbannung zurückgekehrten Santa Ana u. besetzte am 15. (?) September 1847 die Hauptstadt. Die wichtigsten Schriftsteller über M. sind: Gomara, Torquemada, Bernal Diaz, Herrera, Garzia, Ant. de Solis, Clavigero, Aglio (*Antiquities of Mexico*), London 1829; Humboldt (*Essai politique sur le roy. de Nouv. Esp.*), 2. Auflage, Paris 1827; Beltrami, Rebel, Stephens, Mühlensfordt, Ward, Chevalier, Prescott, v. Koppe, Thompson u. v. a. m. — 2) M., Hauptstadt der vereinigten Staaten von M., Sitz der Regierung, des Congresses und eines Erzbischofes, die schönste Stadt Amerika's, wurde 1524 durch Cortez auf derselben Stelle gegründet, auf der sich einst das prächtige Tenochtitlan, die Hauptstadt von Anahuac, erhob. Sie liegt unter 19° 25', 7400' hoch, an den beiden Seen Texcoco u. Xochimilco, mit den bekannten schwimmenden Gärten (Chinampas) in dem reizenden Thale von Tenochtitlan, wo ein ewiger Frühling herrscht, bildet ein genaues Quadrat von 10,500 spanischen Fußes Seitenlänge, hat breite, schnurgerade Straßen, die sich in rechten Winkeln nach der Richtung der Weltgegenden durchschneiden u. hat 200,000 Einwohner, mit ihrem Gebiete aber, gleich Washington ein Bundesdistrikt unter unmittelbarer Aufsicht des Generalcongresses, 350,000 Einwohner. Die Stadt leidet häufig an Erdbeben u. Ueberschwemmungen, wogegen man vergebens riesenmäßige Dämme und Kanäle angelegt hat. Sie besitzt eine 1551 gegründete Universität mit einer Bibliothek und botanischem Garten, eine Akademie der schönen Künste, eine Bergwerkschule, mehre höhere Unterrichtsanstalten, ein an mexicanischen Alterthümern reiches Nationalmuseum, eine Münze, ein Theater und außer der Kathedrale 14 Pfarrkirchen, 25 Manns- und 20 Frauenklöster, nebst einer großen Menge geistlicher Anstalten u. Stiftungen. Die prächtige Domkirche, da erbaut, wo einst der Haupttempel von Tenochtitlan sich erhob, liegt an der Plaza Major, dem größten Platze der Welt, u. wurde mit einem Kostenaufwande von 1,752,000 Pesos von 1573—1657 erbaut. Sie besitzt eine Menge Kostbarkeiten von großem Werthe. Zwei Wasserleitungen sorgen für das Trinkwasser. M. ist noch immer der Mittelpunkt eines bedeutenden Binnenhandels u. hat viele Fabriken. — Mexicanischer Meerbusen heißt der Theil des atlantischen Meeres, der im Süden vom Cap Catoche in Yucatan, im Norden von der Spitze Lancha auf Florida begränzt wird und zwischen beiden die Insel Cuba (s. d.) fast in der Mitte hat. Sein Flächeninhalt beträgt gegen 52,000 Quadratleguas. Er hat nur wenige kleine Inseln nahe an der Küste. Der Sand, welchen die stürmische See aufwühlt, wird von den Meeresströmungen an die Küsten von M. geschleudert u. bildet mit dem, durch die Flüsse von den östlichen Gehängen herabgeschwemmten, Schlamm und Gerölle Dünen und Sandbänke (Barras), welche das Landen der Schiffe sehr beschwerlich machen. Zwei große Flüsse, der Mississippi und der Rio del Norte, münden in den M. M.

Blase.

Mekka, die wichtigste Stadt Arabiens, in der Provinz Hedschas, etwa 5 Meilen vom arabischen Meerbusen entfernt, ist wohl gebaut, hat ziemlich regelmäßige Straßen u. gegen 60,000 (früher 100,000) Einwohner und eine doppelte Wichtigkeit: als Geburtsstadt Mahomed's (s. d.), der den Bekennern seiner Religion die Pilgerschaft dahin zur Pflicht machte und als ansehnlicher Handelsplatz, wozu es die Nähe der Hafenstadt Schidda besonders qualifizirt. — Das wichtigste Gebäude der Stadt ist der große Tempel, das heilige Gebiet (Medsched el Hamram) oder das Haus Gottes (Beithulla), ein viereckiger, von Mauern eingeschlossener Platz, in dessen Innerem die Kaaba (s. d.) ist. Besondere Führer (Delyls), zeigen

den Pilgern die Merkwürdigkeiten u. jeder ist genöthigt, für sich u. die, für welche er die Wallfahrt übernommen, einige Stücke baumwollenen Zeuges zukaufen, wovon stets große Niederlagen vorhanden sind. An der südwestlichen Seite der Kaaba liegt unter einem kleinen Gebäude der Brunnen Zemzem, dessen Wasser für heilig und gegen Krankheiten heilsam gehalten wird, da es angeblich die Quelle ist, die Gott der Hagar für ihren schwachtenden Sohn Ismael entstehen ließ. Zwei andere kleine Gebäude dienen zur Aufbewahrung der Tempelgeräthe. Die Stadt ist der Sitz eines aus Mahomed's Geschlechte stammenden Scherifs, der die feste Citadelle Schebel Schad bewohnt. — Geschichtlich merkwürdig ist M. durch die Flucht Mahomed's (s. d.) 622, der indessen schon 627 wieder dahin zurückkehrte und die Stadt eroberte. 930 kam dieselbe in die Gewalt der Karmathen. 1803 nahmen sie die Bewohner weg, blieben aber nur kurze Zeit in ihrem Besitze. Seit 1833 erhielt Ibrahim Pascha (s. d.) den Titel u. die Würde eines Scheik el Hamram von M.

Mela (Pomponius), ein römischer Geograph im 1. Jahrhunderte n. Chr., aus Spanien gebürtig. Seine Erdbeschreibung (*De situ orbis*) besteht aus drei Büchern, die sich durch gute Schreibart, Kürze u. Genauigkeit empfehlen. Sie ist eigentlich nur ein geographisches Compendium, nach Eratosthenes System u. meistens aus Griechen entlehnt. Ausgaben: von Abraham Gronov, Leyden 1748; von Ernesti, Lpz. 1773; am Besten mit vielen Anmerkungen von Tzschude, Leipzig 1817, 7 Bände. Daraus eine kleinere Ausgabe mit Tzschude's kurzem Commentar von Weichert besorgt, Leipzig 1816; Uebersetzung mit dem lateinischen Text, Wien 1827.

Melampus, Sohn des Amphyon und der Idomene, Tochter des Pheres, welche zwei Söhne gebar, Bias und M. Der letztere lebte auf dem Lande; vor seiner Wohnung stand ein alter Eichbaum, in welchem ein Schlangennest war. Während nun Diener die Schlangen tödteten, sammelte er Holz u. verbrannte die älteren Thiere, die jüngeren aber zog er auf. Als die Jungen herangewachsen waren, umstanden sie einst, während er schlief, aufgerichtet seine Schultern von beiden Seiten u. reinigten seine Gehörorgane mit ihren Zungen; als M. erschrocken sich aufrichtete, bemerkte er, daß er die Sprache der Vögel verstehe. Von ihnen unterrichtet, sagte er den Menschen zukünftige Dinge voraus, lernte noch die Kunst, aus Spfern zu weissagen, und hielt endlich am Flusse Alpheios eine Unterredung mit Apollo, wodurch er der ausgezeichnetste Wahrsager wurde.

Melancholie nennt man eine veränderte Gemüthsstimmung, die zunächst in krankhafter Herabstimmung des Selbstgefühles und in Mangel an Selbstvertrauen besteht und Muthlosigkeit, Unschlüssigkeit, Geringschätzung des eigenen Werthes und der eigenen Kräfte, Unzufriedenheit mit sich und mit der ganzen Welt zur nothwendigen Folge hat. Der Melancholische ist in sich gefehrt und verschlossen; die Einwirkung auf die Aussenwelt unterdrückt und aufgehoben. Die M. hat verschiedene Grade: im geringsten tritt sie als bloße trübe Gemüthsstimmung auf u. ist, als solche, natürliche Folge jedes wirklich erlebten Unglücks, aber dann gewöhnlich vorübergehend, oder sie ist Folge eingebildeten oder in der Zukunft befürchteten Uebels, wie sie sich namentlich bei dem sogenannten melancholischen Temperamente (s. d.) fund gibt, u. dann kann sie leicht in höhere Grade übergehen; — im höchsten Grade wird die M. zur Geisteskrankheit u. endet dann gewöhnlich in Blödsinn, geht aber auch häufig in Manie (s. d.) über. Sehr häufig ist die M. mit körperlichen Leiden verbunden, namentlich mit Störungen der Verdauung, und durch diese theilweise bedingt. Der Verlauf der M. ist ein langwieriger; sie geht nur selten in Genesung über ohne ärztliche Hülfe; diese muß theils auf das Körperliche gerichtet werden, zumeist aber psychischer Art seyn. Hauptaufgabe ist, dem wirklichen Ausbruche der M. zuvorzukommen, welcher gewöhnlich schon längere Zeit durch vorübergehende, die Anlage zur M. begründende, Gemüthsverstimnungen sich fund gibt. — Das Wort M. stammt aus dem Griechischen und bezeichnet die schwarze Galle, nach der Lehre der Alten einen der vier Grundsaft

des menschlichen Körpers, dessen Ueberwiegen die oben besprochene Krankheit erzeugt.

E. Buchner.

Melancthon (deutsch Schwarzerde), Philipp, der Freund und Genosse Luthers u. der angesehenste Unterstützer von dessen Plänen, war geboren zu Bretzen in der Pfalz (Baden) 16. Febr. 1497. Sein Vater war Georg Schwarzerde, damals Rüstmeister (Waffenschmied) des Pfalzgrafen; seine Mutter Barbara, eine Anverwandte des damals berühmten Gelehrten Reuchlin. Der Knabe M. war erst 10 Jahre alt, als ihm schon (1507) der Vater starb. Da in ihm vorzügliche Geistesgaben sich bemerkbar machten, so brachte man ihn zur Schule nach Pforzheim, hierher um so lieber, da er hier zugleich unter Aufsicht u. Pflege von Verwandten gestellt werden konnte (bekanntlich war auch Reuchlin von Pforzheim gebürtig). Mit Bewunderung sahen die Lehrer seine intellektuelle Kräfte sich entwickeln, denn er war ein *ingenium praecox*. Schon 1510 (dem 13. seines Alters) ging er, für die akademischen Studien hinlänglich vorbereitet, auf die Universität zu Heidelberg u. legte sich hier besonders auf die *Humaniora*. Er wurde hier 1512 *Baccalaureus* der Philosophie. In demselben Jahre zog er nach Tübingen, um Theologie zu studiren. Hier wurde er 1514 Magister u. hielt bis zum Jahre 1518 Vorlesungen über Classiker u. die Philosophie des Aristoteles. Auch gab er um dieselbe Zeit eine griechische Grammatik heraus u. die Philosophie des Aristoteles (wie sein Oheim Reuchlin früher eine solche herausgegeben hatte). So wirkte er denn schon an der Tübinger Universität als ein frühzeitig erstarktes Talent, das, Frucht gebend, die schönsten Früchte für die Zukunft versprach. Er behandelte die Gegenstände seiner Studien mit Geschmac; sein Sinn war überall auf das Gemeinnützige und Praktische hingerichtet. Am meisten fesselte ihn das Studium der Rhetorik u. der griechischen und römischen Classiker. Die scholastische Theologie scheint ihn weit weniger angezogen zu haben. Wenigstens hat er, wie sich in dieser biographischen Skizze weiter unten zeigen wird, als Theolog bei weitem nicht die Virtuosität in der Theologie — gleichviel, ob man die gelehrte oder die philosophische verstehe — wie in der neutestamentlichen Exegese beurfundet. Sein lateinischer Ausdruck war einfach und elegant. — Wie es damals Sitte der Gelehrten war, daß sie in Schreibung ihrer Gelehrtsnamen latinisirten oder gräcisirten, so hatte auch M. — es muß unbestimmt bleiben, seit wann er sich zur Gewohnheit gemacht, — statt seines deutschen Namens Schwarzerde, den gleichbedeutenden griechischen: M. angenommen, (von μέλας schwarz u. χθών die Erde), wozu hier nur beiläufig bemerkt werden mag, daß, wenn neuere Historiker glauben, dafür diplomatisch genau Melancthon nicht nur schreiben, sondern auch aussprechen zu müssen, diese darin irren; denn erstlich haben alle dem M. gleichzeitige deutsche und lateinische Schriftsteller den Namen, der Etymologie gemäß, M. geschrieben (die Franzosen Melancton) zum Beweise, daß M. selbst seinen Namen so ausgesprochen hat. Zweitens, wenn dieser auch „Melancthon“ zu schreiben pflegte, so hat dieß doch nie Melancton gelesen werden sollen, wie „Santus“ (wie er statt sanctus schrieb), Sanctus gelesen werden sollte. — Indem wir nun M.'s Lebensgeschichte weiter fortzuerzählen im Begriffe sind, markirt sich uns mit dem Jahre 1518 eine neue Epoche. In diesem Jahre nämlich rief der Kurfürst von Sachsen ihn auf Reuchlin's Empfehlung an die neuerrichtete Universität Wittenberg zum Professor der griechischen Sprache, was die Folge hatte, daß er sehr bald in Luthers kirchensürmendes Unternehmen hineingerissen wurde. Schon 1519, nach Luthers Disputation mit Dr. Eck, trat er auf Luthers Seite. Er wünschte nämlich, wie Viele seiner Zeitgenossen, eine Reform der kirchlichen Zustände (ganz vorzüglich des Beichtwesens). Luther mit seiner Kraftsprache, mit seiner in das praktische Leben eingreifenden Populartheologie, mit seinem Ernst u. Trotz u. seiner Hartnäckigkeit, der er den Schein eines unerschütterlichen Gottvertrauens u. einer durch Glaubenskraft gehobenen Gesinnestüchtigkeit zu geben mußte, imponirte ihm. M. hielt ihn für einen Propheten; daß Luthers Kirche auf ein Schisma hinauslaufen werde, ahnete er noch nicht. — Wir müssen hier gleich

vorneherein bemerken, daß M., bei all seiner Gelehrsamkeit, ein wenig abergläubisch war. So machten ihm z. B. die Drohungen der Sterndeuter Angst. Ein erschrecklicher Abseß des Mars machte ihn wegen seiner Tochter zittern, der er selbst die Planetenstellung aufgesetzt hatte. Er erschrak über die Flamme eines in dem äußersten Norden sichtbar gewordenen Kometen. Während der Unterredungen, die man zu Augsburg (siehe weiter unten) über die Religion hielt, tröstete er sich, daß es so lange damit hergehe, weil die Sterndeuter verkündigten, die Sterne würden den theologischen Streitigkeiten gegen den Herbst günstiger seyn. Er selbst hatte zur Zeit des Reichstages zu Augsburg Wunderzeichen von günstigen Vorbedeutungen gesehen; dieß waren ihm nämlich die außerordentliche Erziehung der Lifer in Rom, das Gebären einer Maulfessel, deren Jungs einen Kranichfuß hatte. Eben so hielt er die Uebergabe der Augsburgerischen Confession (siehe unten), gleichzeitige Geburt eines zweiköpfigen Kalbes in dem Augsburger Bezirke für die Vorbedeutung, daß dem Papstthum durch die Spaltung der Untergang bereitet werde. (Bossuet gibt hievon eine aus M.'s Briefen gezogene Erzählung im 5. Buche seiner Geschichte von den Veränderungen der protestantischen Kirche.) Ueberhaupt sind seine Briefe voll von Träumen und Gesichten, wie die Geschichtsbücher des Livius. M. war fromm, nachdenklich, demüthig, schüchtern u. furchtsam. Kein Wunder, daß Luther ganz besondern Eindruck auf ihn machte. Was ihm dieser von der Rechtfertigung (der dem Sünder zuzurechnenden Gerechtigkeit Christi) gesagt hatte, das hatte er noch nie gehört. Mit Vorliebe, mit heißer Wißbegier las und studirte er dessen Schriften, denn sie waren die Schriften des Theologen, der in M.'s Augen alle früheren und späteren Scholastiker überwog. — Luther hatte in kurzer Zeit in mehrern Schriften über so viele Lehrpunkte seine Meinungen auseinander gelegt, daß M. bald nach seinem Uebertritte zur lutherischen Partei ein, dem Sinne des Reformators entsprechendes, theologisches Compendium ans Licht stellen konnte. Ein solches gab er im Jahre 1521 unter dem Titel: „*Loci communes*“ heraus. Es war dieses Werk der erste Versuch, die Dogmatik der Wissenschaftlichkeit zu entkleiden; ein Versuch, noch jetzt von denen hochgeschätzt und als Meisterwerk gepriesen, deren ganzes Glaubenssystem sich, wie ein Lutheraner neuerer Zeit gesagt hat, auf den Nagel eines Daumens schreiben läßt. — Das Unternehmen Luthers war ein fortwährender Kampf mit den Katholiken, mit den Dissidenten unter der katholischen Partei selbst. M., das Organ des lutherischen Theils, wurde, weil er Gelehrsamkeit mit Umsicht u. Bedächtigkeit verband, immer da gebraucht, wo gütliche Unterhandlung gepflogen u. Extremen vorgebeugt werden sollte. Er erndete von diesem verdrießlichen Mitgefühl meistens Undank und Vorwürfe. Genöthigt, zuweilen wider seine Ueberzeugung zu sprechen; unfähig, Luthers Starrsinn zu beugen; unermöglich, dessen Hitze zu mäßigen, wo er vorausah, daß dadurch nur Uebel angerichtet werden konnte; von den einander anfeindenden Parteien unaufhörlich sollicitirt; in Zwischenperioden von Furcht beim Gedanken an das mögliche Mißlingen des ganzen Reformwerkes geängstigt u. die unheilvollen Früchte desselben voraussehend, dabei in Zwiespalt mit sich selbst versetzt u. von geheimen Zweifeln gepeinigt — war der Unglückliche für immer um den Frieden seines Lebens gebracht. Er äußert sich hierüber, sowie über die Zwecke, die er verfolgte, in einem in mancherlei Hinsicht merkwürdigen, Schreiben an Kaiser Karl V. von 1542, als er um seine Entlassung von den Religionsverhandlungen in Regensburg nachsuchte. — Die lutherische Reform hatte sich ursprünglich gegen Mißbräuche gerichtet; allein große Mißbräuche, wie es die abgestellten in dem Grade nicht waren, nahmen unter den reformatorischen Händen der Neuerer selbst überhand. M. fand Gelegenheit dieß zu bemerken, als der Kurfürst von Sachsen der Nothwendigkeit nachgab, eine Kirchenvisitation zu veranstalten u. mit diesem Werke M. im Jahre 1527 nebst einigen Andern beauftragte. Aus den Beobachtungen, die M. über die herrschend gewordene Lehre und Lebensweise in der neuen Kirche machte, formte er einen kurzen, aus 18 Capiteln bestehenden „*Unterricht der Visitatores an die Pfarrherrn.*“ Hierin rügt er an den Predigern,

daß sie nur Glauben predigen, aber keine Buße. „Viele schreien, die Werke verdienen Nichts; viel besser aber wäre, man triebe die Leute, gute Werke zu thun u. ließe die Disputation (von dem Verdienste der Werke) fallen.“ Nächstdem will er, daß man mit der (Luther'schen) Lehre, Alles sei an dem Menschen sündhaft, nicht die Begriffe des Volkes verwirre. Auch will er die Meinungen des protestantischen Pöbels von der christlichen Freiheit berichtigt wissen. Seine Erinnerung aber, daß man den Schwachen, die vom Abendmahls-genusse unter einer Gestalt nicht abgehen wollen, ihren Gebrauch noch eine Zeit lange lasse, änderte sein Lehrmeister, der protestantische Neupapst Luther, dahin ab: die Prediger sollen (!) die Lehre von beider Gestalt stracks verkündigen vor Jedermann, er sei schwach oder stark und halsstarrig, und in keine Wege die eine Gestalt billigen und dabei das Papstthum mit seinem Anhange gänzlich verdammen, als das von Gott schon verdammt sei, gleichwie der Teufel u. sein Reich (Nissel, Ref. Gesch. I. S. 53—57). — Im Jahre 1528 erschien M. (mit Luther u. Osiander), dem Begehren des Landgrafen Philipp von Hessen gemäß, zu Marburg, um hier eine Uebereinkunft mit den Sacramentirern (Zwingli, Dekolampadius, Bucer) zu treffen. — Luther und Zwingli führten hier allein das Wort. M. zeigte hier nur (durch seine Gegenwart), daß er den Sacramentirern entgegenstand. — Wichtiger war die Funktion, der er sich im Jahre 1538 zu Augsburg für seine Partei zu unterziehen hatte — die dem Kaiser zu übergebende Confession der Protestanten zu entwerfen. Die von M. verfaßte sogenannte Augsburg'sche Confession, nebst der (ebenfalls von M. verfaßten) Apologie derselben, gelten wörtlich immer noch als symbolische Schriften der protestantischen Partei. Wie M. selbst späterhin nicht mit allen Lehrbestimmungen dieser Schriften zufrieden war (namentlich mit den Erklärungen über den freien Willen, die Rechtfertigung, das Abendmahl), so kann auch kein Kenner der katholischen Lehre in Abrede stellen, daß M. in denselben Schriften die Lehre der katholischen Kirche an vielen Punkten entstellt und verläumdete habe. Es ist Nichts, als Verläumdung, wenn die katholische Kirche lehren soll: daß die Vergeltung der Sünden durch Verdienst der Werke erlangt werde; daß der Mensch zum Empfange der Gnade sich aus eigenen Kräften zubereiten könne; daß der Gebrauch der Sacramente *ex opere operato*, ohne alle eigene und geistige Zubereitung und geistige Regung, rechtfertige; daß das ewige Leben keine Gabe der Gnade sei; daß die Rechtfertigung sich bloß auf die Liebe des Menschen zu Gott, also auf die Thätigkeit des Menschen und nicht auf das Verdienst Christi gründe. — An anderen Stellen fiel der Verläumder der katholischen Lehre in keizerliche Irrthümer und in Widersprüche mit sich selbst; von welchen letzteren wir nur die hervorheben wollen: daß er die Liebe von den Bedingungen der Rechtfertigung ausschloß und doch zugab, daß ein todter Glaube nicht der Rechtfertigung theilhaft mache; — daß er die Lehre der Katholiken: Niemand könne seiner Seligkeit völlig gewiß seyn, verwarf, jedoch zugestand, daß Niemand über die Aufrichtigkeit seiner Buße völlige Gewißheit habe; daß er den Katholiken einräumte, Christi Leib und Blut werde im Abendmahle unter den äußeren Gestalten gegeben und empfangen und die Transsubstantiationslehre gleichwohl verwarf und dergl. — Wir können uns jene Verläumdungen und diese Widersprüche nur daraus erklären, daß M. nicht tief genug in die katholische Lehre eingedrungen war und daß er überhaupt mehr praktischen Blick und Geschmak, als Scharfsinn besaß. In der Abendmahlslehre kam er nie zur Eintracht mit sich selbst. Ob er gleich wider die Sacramentirer für Luther Partei genommen hatte, brachte ihn doch im Jahre 1535 Beza auf Zweifel. Er studirte die Kirchenväter und war nicht wenig verwundert, als er fand, daß die Kirchenväter die äußeren Zeichen der Eucharistie zuweilen *Figuras* genannt haben. So wenig kannte er die Lehmeinung der Väter, daß ihm jener Ausdruck, wenn nicht ein Botum für Zwingli, doch der Beweis zu seyn schien, wie auch die Väter über den Lehrartikel verschiedene Ansichten gehabt haben. Noch mehr brachte ihn über denselben Artikel in Verwirrung das Buch des Petramnus (oder Bertram), der die Frage discutirte:

„ob der im Abendmahle zu empfangende Leib Christi der nämliche sei, der aus dem Schoße der heiligen Jungfrau gekommen.“ Schon wünschte damals M., daß dieser Gegenstand, daß überhaupt der Streitpunkt, an dem Luthers, der Katholiken und der Sakramentirer Meinungen sich schieden, ohne Sophisterei erörtert werden möchte. Und doch stimmte er bei einem Vergleiche zu Wittenberg (1536) und zu Schmalkalden (1537) für die Meinung Luthers (gegen Bucer). Und wiederum lange darauf, nachdem dieß geschehen war, wünschte er im J. 1542, daß dieselbe Streitfrage auf einem freien Concile entschieden werden möchte. Ja, noch im Jahre 1553 hielt er sogar nach den Abänderungen, die er 1551 an der Augsburger Confession in diesem Lehrpunkte vorgenommen, einen klaren und gründlichen Aufsatß über das Abendmahl für ein dringendes Bedürfniß, da ihm dieser Artikel bisher immer mehr verdunkelt, als erklärt schien. Er stützte sich gegen die Katholiken zu Regensburg 1541, und auch später noch, auf den Grund, daß die Verheißung Christi nicht das Brod, sondern den Menschen angehe, und schloß daraus, daß der Leib des Herrn in dem Brode nur zur Zeit des Genusses sei. Nach späteren Erklärungen, die er öffentlich nach Luthers Tode gab, wollte er den Leib und das Blut auch von den äußeren Gestalten abgetrennt gedacht wissen, behauptend, daß der Leib und das Blut sich allein in den Genießenden befinden. Wiewohl diese Meinung sich der Calvinischen Vorstellung näherte, so hat dennoch M. nie, wie Calvin, geläugnet, daß Christi Leib und Blut den Unwürdigen ebenfalls gereicht werde. Welchen Vorwurf man ihm über seine Nachgiebigkeit auf der einen, u. seine Hartnäckigkeit auf der anderen Seite auf dem *Colloquium* zu Regensburg 1542 gemacht hatte, zeigt das oben theilweise mitgetheilte Schreiben M.s an den Kaiser. Namentlich wurde auch darüber geklagt, daß er und Bucer die Katholiken durch zweideutige Formeln zu täuschen gesucht haben (auch Calvin tadelte die zweideutigen Formeln). Wie wir oben angedeutet haben, schwankte er auch über andere Lehrpunkte seiner Confession. Im Jahre 1548 schrieb er dem Thomas Cranmer (Erzbischof von Canterbury): „Vom Anfange waren die Reden, die man unter uns vom freien Willen nach der Meinung der Stoiker gebraucht hatte, allzuhart. Man muß über diesen Punkt einen Aufsatß zu machen bedacht seyn. So streng lutherisch M. auch Anfangs über den freien Willen dachte, so bekannte er sich doch später mit den Katholiken zu einem modificirten Synergismus, so daß er sich die Unbill zuzog, nach seinem Tode von dem manichäisch gesinnten Flacius verfeßert zu werden, was ihm nur zur Ehre gereichen kann. (Er lehrte nämlich, daß der Wille des Menschen für dessen Befehrung nicht träge und unthätig sei.) Wie M. auch über die bischöfliche Gewalt und den Primat des Papstes im Sinne seines Lehrmeisters, des Verfassers der Schmalkaldischen Artikel, denken mochte, so wollte er doch nie den völligen Bruch mit der kirchlichen Obergewalt. Er unterschrieb im Jahre 1537 zu Schmalkalden: „Ich, Philipp M., billige die vorhergehenden Artikel als gottselig und christlich. Was den Papst anlangt, so ist meine Meinung, daß, wenn er das Evangelium anerkennen wollte, wir ihm wegen des Friedens u. der allgemeinen Ruhe Derjenigen, die schon unter ihm sind, oder ins Künftige unter ihm seyn werden, die Obergewalt über die Bischöfe, die er von dem menschlichen Rechte aus hat, zugestehen könnten.“ Und schon früher hatte er (1530) von Augsburg an Luther geschrieben (siehe Bossuet's Geschichte, 5 Bd., Riffel 2. Bd. S. 428): „Unsere Leute tadeln mich, daß ich den Bischöfen ihre Gerichtsbarkeit wiedergebe; das Volk, welches die Freiheit gewohnt gewesen, nachdem es einmal dieses Joch abgeschüttelt, will es nicht wieder annehmen, und die Reichsstädte hassen diese Herrschaft am meisten. Sie bekümmern sich nicht um die Religion, sondern um das Reich und um die Freiheit.“ Weiter unten wiederholt er: „unsere Mitgesellen disputiren nicht wegen des Evangeliums, sondern wegen ihrer Herrschaft.“ In einem anderen Briefe an Camerarius sagt er: „Wollte Gott, ich könnte nicht die Herrschaft der Bischöfe bestätigen, sondern ihre Amtsverwaltung wieder herstellen! denn ich sehe, was wir für eine Kirche haben werden,

wenn wir die Regierungsart der Kirche umstoßen. Ich sehe, daß die Tyrannei mehr, als jemals, unerträglich seyn wird.“ In einem anderen Briefe (s. Bossuet a. a. O.) sagt er: Unsere Leute kommen dießfalls überein, daß die Regierungsart der Kirche, in der man Bischöfe, die über mehrere Kirchen zu befehlen haben u. den Bischof zu Rom als den Obersten über alle Bischöfe erkennt, erlaubt sei. Es war auch den Königen erlaubt, den Kirchen Einkünfte zu geben. Also ist kein Streit über den Vorrang des Papstes und die Obergewalt der Bischöfe, und sowohl der Papst, als die Bischöfe, können dieselbe leicht behalten; denn die Kirche muß einen Anführer haben, um eine Ordnung zu erhalten, um ein wachsameres Auge über Jene, die zum Dienst der Kirche gerufen sind, und über die Lehre der Priester zu haben und um die geistlichen Gerichte zu halten — die Monarchie des Papstes würde auch viel beitragen, die Uebereinstimmung der Lehre unter verschiedenen Völkern zu erhalten. Also würde man leicht über die Obergewalt des Papstes sich vergleichen, wenn man über alles Uebrige einstimmig wäre, und die Könige könnten selbst ganz leicht die Unternehmungen der Päpste, was das Zeitliche ihres Reiches betrifft, einschränken.“ — Auch war M. stets der Meinung, daß der Papst das Concilium, auf das man warte, zusammen berufen müsse, wie sehr auch die anderen Mitprotestanten, die den Papst als Beklagten betrachteten, dawider seyn mochten. — Mit der neuen Verfassung war er nicht wohl zufrieden. Er klagte bitter über die Abnahme der Kirchengnadt. Die Festtage in der Woche waren aufgehoben; aber M. erklärte, „daß ihm das Cyklopenleben nicht gefalle.“ — 1537 machte er auf dem Convent zu Worms den letzten eigentlichen Versuch, seine Partei mit den Katholiken zu vereinigen. Nichts aber hat ihm seine Tage mehr verbittert, als der Streit mit den Sacramentirern. Sein Sidam Peucer, der seine Schriften redigirt hat, erzählt, daß er öfters entschlossen gewesen sei, sich des Zwanges, unter dem er von Luther und den übrigen Häuptern seiner Partei gehalten wurde, durch die Flucht zu entledigen. Schmerzhast war es für ihn, von vielen als Zweifelschüler verdächtigt zu werden; noch an seinem Lebensende sahe er über das Abendmahl eine Meinung geltend machen, die er verabscheute, (die Meinung von der Ubiquität [Allenthalbenheit] des Leibes und der menschlichen Natur Christi). — Es ist daher immer zu verwundern, daß der Mann, dessen geistige Kraft schon frühzeitig vor der körperlichen in ihrer Selbstentwicklung fortgeschritten war, bei so vielen Mühen und bitteren Erfahrungen das Alter erreicht hat, das er wirklich erreichte. Zwar erkrankte er schon einmal gefährlich im Jahre 1540 zu Weimar, als er auf der Reise zu einem Religionsgespräche nach Hagenau begriffen war; — die Herzensangst wegen des unfittlichen Landgrafen Philipps Doppellehe, wozu die Reformatoren (M. u. sein Meister Luther) hatten Dispensation ertheilen müssen, hatte ihn zu stark angegriffen. — Aber er erholte sich dennoch wieder, und seine Lebensfrist verlängerte sich von da an noch zu einer zwanzigjährigen Dauer. Er starb zu Wittenberg am 19. April 1560 und hinterließ einen Sohn u. eine (an Peucer in Wittenberg) verheirathete Tochter. Seine Ehefrau war im Jahre 1557 u. eine Tochter bereits im Jahre 1547 verstorben. Sein Leben hat beschrieben sein Freund Joachim Camerarius. Seine Opera, mit Ausnahme seiner Reden, erschienen in 5 Bänden zu Basel 1541. Peucer gab sie wieder heraus 1562 — 64, in 4 Foliobänden (die theologischen Schriften sind in dieser Ausgabe nicht vollständig gegeben. S. das Verzeichniß der Schriften M.s von Rotermund, Bremen 1814). Ausführlichere Nachricht über M.s Leben hat neuerlichst gegeben (der protestantische Schriftsteller) Matthes: Philipp M. Sein Leben u. Wirken aus den Quellen dargestellt, Nürnberg 1841. Wir empfehlen den Wißbegierigen Bossuets Darstellung in dem obenangeführten Geschichtswerke, das auch in deutscher Uebersetzung erschienen ist: Jakob Benignus, Bossuets Geschichte der Veränderungen der protestantischen Kirchen, aus d. Franz. von Franz Steininger, Augsb. 1796. (1. Theil). Audin, Gesch. des Lebens, der Lehren u. Schriften G. Nach d. Franz., 2 Bde., Augsb. 1843 — 44. Wilke.

Melas, Baron von, k. k. österreichischer Feldmarschall, stammte aus Mäh-

ren, focht zuerst im 7jährigen Kriege gegen Preußen u. ward Adjutant des Feldmarschalls Daun. In den Jahren 1793 u. 1794 wurde er als Generalmajor u. sodann als Feldmarschall-Lieutenant an der Sambre u. im Trier'schen verwundet, ging 1795 zur Rheinarmee u. im März 1796 zu der Armee in Italien, deren Obercommando er im Juni einstweilen übernahm; dann diente er unter den verschiedenen Generalen, die einander ablösten. Als Anführer der österreichischen Armee, die 1799 unter Suwarow agirte, unterstützte er denselben mit Thätigkeit u. verfolgte die Vortheile, mit denen General Gray vor seiner Ankunft den Feldzug eröffnet hatte. Vorzüglichem Ruhm erwarb ihm die Schlacht bei Cassano, in deren Folge er sich mit der Organisation der Lombardei beschäftigte, die Schlacht an der Trebia u. vornehmlich die bei Novi. Nachdem Suwarow sich gegen Massena in die Schweiz gewendet hatte, commandirte M. die österreichische Armee von 60,000 Mann, mit welcher er 3. November den General Championnet bei Genola schlug, wodurch die Franzosen den Platz Coni verloren. Unglücklich war er in dem Feldzuge 1800. Nachdem er das schwache Heer der Franzosen unter Massena zurückgeschlagen hatte, verlor er eine kostbare Zeit vor Genua u. verschaffte dadurch Bonaparte Zeit, über die Alpen zu gehen, seine Colonnen zu sammeln, sie in der Ebene auszubreiten, seine Magazine aufzuheben u. endlich alle Verbindung mit Oesterreich, ohne den geringsten Widerstand, abzuschneiden. M. griff darauf, mehr durch den Mangel an Lebensmitteln, als durch seine Stellung genöthiget, die Franzosen den 16. Juni bei Marengo mit vieler Hefigkeit an, verlor aber diese berühmte Schlacht, die ihm alle Hoffnung zum Rückzuge benahm. Um dem, wegen Mangel an Lebensmitteln u. Munition beinahe gewissen, Untergange seiner Armee zuvorzukommen, sah er sich genöthigt, eine Capitulation zu unterzeichnen, die der einer belagerten Festungsgarnison glich. Seine Truppen zogen sich in 3 Colonnen hinter den Minio zurück; alle Festungen von der französischen Gränze bis dahin wurden den Franzosen überlassen, und man kam über einen Waffenstillstand überein, um Zeit zu erhalten, die Friedensvorschläge nach Wien zu senden. M. verließ darauf die Armee, wurde zum Commandanten von Böhmen u. 1806 zum Präsidenten des Hofkriegsraths ernannt, starb aber schon 1807 in Prag.

Melbourne (William Lamb, Viscount of), ein eben so einsichtsvoller, als rechtlicher britischer Staatsmann, geboren 1779, einer der Führer der Whigs im Unterhause, bis er nach dem Tode seines Vaters, Sir Peniston Lamb, 1828 in das Oberhaus gelangte. Erst Staatssecretär in Irland, dann unter Gray 1830 Minister des Innern, bildete er 1834 ein neues Ministerium, welches er, das kurze Zwischenministerium Peels 1835 ausgenommen, bis 1841 leitete. M. gehört zu den liebenswürdigsten u. geistreichsten Männern Englands. Seine Gattin ist die als Roman-Schriftstellerin bekannte Caroline Lamb (s. d.), gestorben 1828; er selbst schrieb das Lustspiel „The fashionable friends“ („die Freunde nach der Mode“).

Melchiades, oder **Miltiades**, der Heilige, römischer Papst, ein Afrikaner, wurde den 22. Juli unter der Regierung des Tyrannen Marcianus erwählt. Nachdem Constantin der Große den 28. October 312 über diesen gesiegt, erließ er die Beschlüsse, wodurch er den Christen die ungestörte Ausübung ihrer Religion erlaubte und ihnen die Freiheit gestattete, Kirchen zu erbauen. Der heilige Papst sah mit Freude die Zahl der Kinder der Kirche Gottes sich vermehren u. arbeitete mit eifrigem Eifer zur allseitigen Verbreitung des Reiches Jesu. Indessen ward seine Freude getrübt durch die inneren Zwistigkeiten, welche die in Afrika entstandene Sekte der Donatisten (s. d.) erregte. Mensurius, Bischof von Karthago, ward angeklagt, während der Diocletianischen Verfolgung den Heiden die christlichen Bücher ausgeliefert zu haben. Wiewohl dieses eine ganz ungegründete Verläumdung war, hatte sich dennoch Donatus, Bischof von Casa-Nigra in Numidien, von der Kirchengemeinschaft des Mensurius getrennt. Er beharrte sogar noch in seiner Spaltung unter Cäcilian, dem Nachfolger des Mensurius.

Mehre Feinde des Bischofs schlossen sich dem Donatus an und wandten sich klägend an Konstantin, welcher damals in Gallien sich aufhielt. Sie ersuchten den Kaiser, drei von ihnen bezeichnete Bischöfe aufzustellen, die in ihrer Klage wider Cäcilian erkennen möchten. Konstantin willfahrte ihrem Begehren und bat den Papst M., gemeinschaftlich mit diesen gallischen Oberhirten den Ursprung der Spaltung zu untersuchen und nach Recht und Gerechtigkeit zu entscheiden. M. versammelte ein Concilium im Lateran, das den 2. October 313 eröffnet wurde. Der tugendhafte Cäcilian erschien hier als Beklagter. Die Väter enthielten sich so lange der Kirchengemeinschaft mit ihm, bis er durch die Untersuchung als unschuldig und rein erkannt wurde. Die 20 afrikanischen Bischöfe, die Konstantin nach Rom beschieden, hatten keine Stimme, zehn davon traten als Vertheidiger und zehn als Ankläger des Cäcilian auf. In der ersten Sitzung brachten diese wider Cäcilian eine Klageschrift vor, unter dem Scheine, als redeten sie im Namen des gesammten Volkes von Carthago. In breiten Worten erhoben sie mehre Beschwerden, und da die Richter Zeugnisse forderten, führten die Kläger Zeugen in die Versammlung, welche sie in Afrika bestochen und mit sich nach Rom gebracht hatten; diese aber bezeugten, zum großen Aerger und zur Schmach der böshafte Lügner, daß sie dem Bischofe Cäcilian Nichts vorzuwerfen hätten. Der Angeklagte hingegen warf seinem Gegner, Donat, vor, er hätte schon unter dem Hirtenamen des Mensurius die Spaltung zu fördern gestrebt und die in der Verfolgung Gefallenen nicht nur, gegen die apostolische Richtschnur, von Neuem getauft, sondern auch den Bischöfen, die ihren Glauben verläugnet, die Hände wieder aufgelegt. Donat konnte dieser Beschuldigung nicht widersprechen, sondern suchte ausweichend neue Beschwerden gegen Cäcilian vorzubringen. Da er aber seine Aussagen durch keine Zeugen erhärten konnte, verließ er die Versammlung und erschien nie wieder vor dem Angesichte der Väter. Indessen reichten die Ankläger eine neue Klageschrift ein, die aber, weil ohne Beweise, abgewiesen wurde. In der dritten Sitzung wurde Cäcilian als unschuldig und seine angefochtene Weihe als gültig erklärt. Den der Spaltung überwiesenen Donat verurtheilten aber die Väter, zu Folge eigenen Bekenntnisses, als Urheber des Aergernisses. In Betreff der Bischöfe seiner Partei beschloß das Concilium, daß sie auf ihren Eizen sollten belassen werden, wofern sie zur kirchlichen Einheit zurückkehrten. Ueber die eben so weise, als friebliebende Verfahrungsart des Papstes M. ruft der heilige Augustin aus: „O des trefflichen Mannes! o des Sohnes des christlichen Friedens! o des Vaters des christlichen Volkes!... Es sagt zwar der Apostel Paulus: „Einen keizerischen Menschen meide, wenn er einmal und abermal ermahnt worden, und wisse, daß ein solcher verkehrt ist und sündigt, da ihn sogar sein eigenes Gewissen verdammt. Solche aber, die eine, obgleich falsche u. verkehrte, Meinung ohne halsstarrige Festigkeit vertheidigen, sind, vorzüglich, wenn sie diese nicht aus dreister Vermessenheit erzeugt, sondern von Verführten und im Irrthume gefangenen Eltern empfangen, die Wahrheit aber mit vorsichtiger Sorgfalt suchen, bereit, sich bessern zu lassen, wenn sie solche werden gefunden haben. Solche sind keineswegs unter die Kezer zu rechnen.“ Ungeachtet der milden Gesinnungen des heiligen Papstes haben dennoch die Donatisten nach seinem Tode sein Andenken durch verläumberische Nachreden zu schwärzen gesucht; der heilige Augustin rechtfertigte ihn aber gegen diese Beschuldigungen der aufgeregten Bosheit. M. starb den 10. Jannar 314, nachdem er nur 2 Jahre, 6 Monate und 8 Tage auf dem apostolischen Stuhle gesessen. Jahres- tag 10. December.

Melchisedech oder Melchisedech (b. i. König der Gerechtigkeit, was wohl auf sein frommes, gottgefälliges Leben zielt), Priester und König zu Salem, ging dem Abraham nach dessen Siege entgegen, brachte Brod und Wein dar und segnete ihn. Dieser erkannte M. als Priester des wahren Gottes an u. gab ihm den Zehent von seiner Beute. M. war ein Vorbild des künftigen Messias, dieses ewigen Priesters; sein Opfer ist eine Vorbildung der heiligen Messe (Ps. 109, 4.

Hebr. 5, 6. 10. R. 6, 20. R. 7, 1—6. 10. 17.). Man hat die Meinung aufgestellt, unter M. sei der Patriarch Sem zu verstehen. — Melchisedechianer heißt eine, im 3. Jahrhunderte von einem gewissen Theodotus gestiftete, häretische Sekte, welche in M. eine göttliche Theophanie und ungleich höhere Erscheinung, als Christus, verehrte.

Melchthal, Arnold von, auch Arnold an der Halde genannt, einer der drei Stifter des Schweizerbundes. Als der von Kaiser Albrecht I. eingesetzte Landvogt von Landenberg dem Vater M.s ohne erheblichen Grund ein Gespann Ochsen wegtreiben ließ, mit dem höhnischen Beisatze: „wenn die Bauern Brod essen wollen, sollen sie den Pflug selbst ziehen,“ hieb M. dem dazu beorderten Frohnknechte einen Finger ab und flüchtete nach Uri; der Vogt ließ dem alten Vater, Heinrich M., der den Aufenthalt seines Sohnes nicht verrathen wollte, die Augen ausstechen. Darauf verband sich in Uri M. mit Walter Fürst und Werner Stauffacher (s. dd.) zur Befreiung ihres Vaterlandes u. sie brachen die Herrschaft Oesterreichs.

Meleager, 1) Sohn der Althaa (der Gattin des Deaneus) u. des Mars, dem der König sie abgetreten, wie er es schon früher gegen den Dionysos gethan, aus welcher Verbindung die schöne Dejanira, Herkules zweite Gattin, entsprang. Als Meleager acht Tage alt war, trat eine der Parzen an das Bett der Mutter und verkündete, so lange der Feuerbrand, der jetzt in der Gluth des Kamins liege, noch nicht verzehrt sey, so lange werde das Knäblein leben; augenblicklich sprang die Mutter auf, löschte das Holz und bewahrte dasselbe sorgfältig. Der Sohn des Mars wuchs zu übermenschlicher Schönheit und Kraft auf; er ward auch so tapfer, daß alle seine Zeitgenossen ihm nachstehen mußten; seine berühmtesten Thaten geschahen im Verfolge der Jagd auf den kalydonischen Eber. — 2) M., ein Syrer, etwa 96 v. Chr., ein griechischer Epigrammendichter u. Sammler einer Anthologie, benannte diese, aus fremden und eigenen Gedichten gemachte, Auswahl einen Blumenkranz, *Στέφανος*. Seine eigenen Poesien, von denen wir noch eine ziemliche Zahl besitzen, sind besonders von Manso (Zena 1798) und am vollständigsten von Gräfe (Leipzig 1811) gesammelt und herausgegeben worden. Vgl. Passow: „*De vestigiis coronarum Meleagri et Philippi in anthologia graeca*“ (Breslau 1827).

Meletianer, Name einer häretischen Sekte, die sich nach Meletius, Bischof von Cykopolis, nannte, welcher, der Glaubensverläugnung überwiesen, auf einem von seinem Metropolit, dem heiligen Bischof Petrus zu Alexandrien 306 versammelten Concil, seines Amtes entsetzt worden war. Meletius, anstatt sich in Demuth zu unterwerfen und durch aufrichtige Reue Wiederaussöhnung zu verdienen, stellte sich jetzt an die Spitze einer Partei von Mißvergnügten und gab durch Stiftung einer Spaltung lange Zeit großes Aergerniß in der Kirche. Um seine Empörung zu rechtfertigen und das Volk zu täuschen, heuchelte er großen Eifer für die Kirchenzucht u. beschuldigte unter anderen den Bischof von Alexandrien, daß er gegen die Gefallenen zu nachsichtig sei, indem er sie zu frühe und leicht in die Kirchengemeinschaft wieder aufnehme, weshalb er sich von demselben getrennt habe. Arius (s. d.) schlug sich offen zu der Partei des Meletius, verließ dieselbe wieder, erklärte sich aber nochmals für sie. Unter dem Nachfolger des heiligen Petrus, dem heiligen Alexander, dauerte die ärgerliche Spaltung fort, welche Hosiuz auf einem zu Alexandrien gehaltenen Concilium umsonst beizulegen sich bestrebte. Das in Nicäa 325 gehaltene allgemeine Concilium gab die Entscheidung: daß Meletius die bischöfliche Würde zwar beibehalten, aber aller Amtsverrichtungen sich enthalten sollte. Noch gelinder wurde mit den von Meletius geweihten Bischöfen und Priestern verfahren: sie sollten allen, von dem rechtmäßigen Bischof Alexander geweihten, Priestern und Bischöfen nachstehen, auch ohne Erlaubniß jener Bischöfe keinen Theil an Bischofswahlen oder Ernennung von Priestern nehmen; würde ein meletianischer Bischof, bei Erledigung eines Sitzes vom Volke gewählt, des bischöflichen Amtes würdig befunden u. von dem Metropoli-

ten die Wahl genehmiget, so könne er zu einem solchen Stuhle gelangen. Die Unterwerfung des Meletius unter den Ausspruch des Conciliums war gezwungen, weil er nicht Widerstand leisten konnte. Aus einem, von dem heiligen Alexander diesem Schismatiker abgeforderten, Verzeichnisse ging hervor, daß die Zahl der von ihm geweihten Bischöfe 29 betrug, welche sich mit Johannes, Bischof von Memphis schloß. Nach des Meletius Tode stellte sich Johannes an die Spitze der Partei; die Sektirer fuhrten fort, Versammlungen zu halten u. nach Gurdünken Bischöfe zu weihen. Allenthalben fachten sie das Feuer der Zwietracht an, unterhielten eine stete Gährung unter dem Volke, welches ihnen anhing, weil sie streng in ihren Sittenlehren waren u. dadurch Aufsehen machten. Auch der heilige Athanasius, Nachfolger des heiligen Alexander auf dem Stuhle zu Alexandrien, wendete alle Mittel an, sie zur Einheit zurückzuführen, aber vergebens. Diese ärgerliche Spaltung der M. dauerte bis gegen die Mitte des 5. Jahrhunderts in Aegypten fort u. viele Mönche der Thebais ließen sich von ihr zu sonderbaren Schwindeleien dahinstréißen.

Melikertes, Sohn des Athamas u. der Ino, mit welchem diese letztere entfloh, als Athamas sie wegen des beabsichtigten Mordes der Nephele u. des Phriros verfolgte. Sie stürzte sich mit dem Knaben ins Meer u. ward als Leukothea, M. aber als Palämon göttlich verehrt; ihm schrieben Schiffer stets die Rettung im Meere Verunglückter zu.

Melioration, deutsch Verbesserung, namentlich die Verbesserung eines Grundstückes durch zweckmäßigere Bearbeitung, Anlegung von Abzugs- oder Bewässerungsgraben, von Baumpflanzungen u. Die M. kommt besonders dann in rechtlichen Betracht, wenn derjenige, der sie vornahm, bloßer Nutznießer war, oder im vindikationsprozeß das Grundstück verliert. Vergl. d. Art. Accessio n. Bei M. en des Lehns (M. feudi), wenn sie nicht bloß in Folge einer zweckmäßigen Erhaltung des Lehns, wohl aber durch die Mühe u. Arbeit des Vasallen bewirkt worden und zur Zeit der Trennung des Lehns von dem Allod noch vorhanden sind, müssen die Allodialerben für dieselben entschädigt werden und können sie, so weit möglich, wegnehmen, resp. ein Retentionsrecht deshalb ausüben.

Melis, s. Zucker.

Melisma heißt in der Musik eine Gesangsverzierung, bestehend in Vertheilung und Verkleinerung der Töne; oder eine aus mehreren Noten zusammengesetzte Figur, die nur auf Eine Terzsilbe gesungen wird. Ein solcher Gesang heißt *melisch* und steht dem *syllabischen* Gesange entgegen, mit welchem er jedoch jedesmal vermischt vorkommt. Dann aber bedeutet *melisch* auch überhaupt, was zur Verzierung des Gesanges erforderlich ist: verziert, selbst nur durch einfache Melodie das Ohr ansprechend.

Melisse (*Melissa officinalis* Lin.), eine officinelle, zur Familie der Labiatae gehörige Pflanze, welche bei uns häufig gebaut wird, außerdem in den südlichen Ländern Europa's, vorzüglich auf den italienischen Alpen und in der Schweiz, zu finden ist. Der Stengel derselben wird 2—3 Fuß hoch, ist aufrecht, viereckig, etwas behaart und sehr ästig; die Zweige sind kurz und kommen aus den Blattwinkeln; die 1½ bis 2½ Zoll langen Blätter sind gegenüberstehend, eiförmig, grob und stumpf gekantet oder gekerbt, runzelig; die untersten langgestielt, oberseits mit zerstreuten Haaren, unterseits kahl, die übrigen auf beiden Seiten weichhaarig; die Blüthe bildet 2—5blüthige Trugdöldchen von weißer oder schwach-röthlicher Farbe. Die M. hat im frischen Zustande einen starken, angenehmen-gewürzhaften Geruch und etwas herb und bitterlich-gewürzhaften, citronenartigen Geschmack. Ihre hauptsächlichen Bestandtheile sind ätherisches Oel, eisengrünender Grobstoff, Schleim und Gummi. Die Blätter und Endspitzen dieser Pflanze werden vor der Blüthezeit gesammelt und dienen als ein sehr beliebtes Arzneimittel: sie wirken nervenstärkend, milderregend und beruhigend auf die Unterleibsorgane, befördern die monatliche Reinigung und werden für sich sowohl, wie auch im Aufgusse (s. Infusion) angewendet. Durch Destillation der Stengel und Blätter mit Wasser

erhält man das *M.*-Wasser (*Aqua melissae*); auch das *M.*-Öel (*Oleum melissae*) wird aus den Blättern dargestellt. Manchmal wird die *M.* mit anderen Pflanzen verwechselt, wie z. B. mit der Katzenmünze (*Nepeta Cataria*), welche ebenfalls citronenartig riecht, aber grauliche Blätter hat, die oben und unten weichhaarig sind.

C. Arendts.

Melissus, ein griechischer Philosoph auf der Insel Samos gebürtig, blühte um 440 v. Chr. und gehörte der von Xenophanes gestifteten sogenannten eleatischen Schule an. Obgleich Schüler des Parmenides, berücksichtigte er doch keine der Verbesserungen, welche dieser in dem Systeme des Xenophanes gemacht hatte, weshalb ihn auch Aristoteles einen groben Vertheidiger des Systems von der Einheit und Unveränderlichkeit des Weltalls nennt. In seinem Vaterlande begleitete *M.* ansehnliche Aemter.

Melk oder **Mölk**, berühmte Benedictinerabtei an der Donau, im niederösterreichischen Kreise ob dem Wiener Walde. Ihre herrlichen Gebäude 1719 bis 1736 von dem Architekten Prandtauer im italienischen Style aufgeführt, ragen auf einem 180' hohen Granitfelsen empor, u. gewähren einen wahrhaft prachtvollen Anblick. Die eines Königspalastes würdige Fassade ist gegen den Strom (nach Westen) gekehrt, die zwei Flügel breiten sich gegen Norden u. Süden aus. Die Klosterkirche, welche den Apostelfürsten Peter und Paul geweiht ist, erhält durch zwei hochragende Thürme und eine große Kuppel ein stattliches Ansehen. Im Inneren ist sie ganz mit rothem Marmor bekleidet und mit reichen Vergoldungen geschmückt. Gruft der ersten Babenberge; Grabmal des heiligen Coloman. Der Kirchenschatz bewahrt unter anderen Kostbarkeiten und Alterthümern das sogenannte „Melkerkreuz“, einen Kelch aus Donauwaschgold, den Becher des heiligen Bischofs Ulrich von Augsburg, ein Pastorale aus dem 13. Jahrhunderte, ein altdeutsches Reliquarium u. s. w. In der Prälatur befinden sich zahlreiche Gemälde, unter welchen die Porträte der österreichischen Fürsten, die altdeutschen Bilder in der Hauskapelle und eine Madonna von Lukas Kranach im Wohnzimmer des Prälaten vorzüglich der Beachtung werth sind. Bibliothek von 20,000 Bänden, 1500 Manuscripten und Incunabeln, Münzsammlung, geognostisches und zoologisches Cabinet. Entzückend ist die Aussicht von der großen Galerie und dem trefflich angelegten Klostergarten über die von der Ruine Weidenack und den Schlössern Lubereck u. Schönbühl umlagerte Donau. Das Stift unterhält gegenwärtig bei 80 Geistliche, eine theologische Lehranstalt, ein Gymnasium, ein Convik für 40 Zöglinge und eine Musikschule. Ueberhaupt pflegt es mit großem Eifer die Wissenschaften und den Unterricht und ist, wie alle österreichischen Benedictinerklöster, ein Muster von Ordnung, Zucht und Bildung. — Der am Fuße des Klosterberges liegende Markt *M.* hat 1200 Einwohner u. eine schöne Pfarrkirche von 1481 mit alten Steinarbeiten. Er wurde am 30. März 1847 theils ein Raub der Flammen. — Früher soll des heutigen Klosters Stelle die Römerveste Remare eingenommen haben, welche unter den Ungarn verschont blieb und von ihnen die „Eisenburg“ genannt wurde. Im Nibelungenliede kommt *M.* unter dem Namen „Medilik“ vor. Im Jahre 984 vertrieb Leopold der Erlauchte die Barbaren und wählte *M.* zu seiner Residenz, wo er zugleich ein Chorherrenstift gründete, das 1089 den Benedictinern eingeräumt wurde. Des Erlauchten Nachfolger blieben hier bis zu Leopold IV., der 1101 auf der äußersten Spitze des Kahlenberges eine neue feste Burg erbaute und dahin auch 1106 seinen Sitz verlegte. Durch allmätigen Zuwachs seines Vermögens und durch guten Haushalt wurde das Kloster eines der reichsten und angesehensten in Oesterreich, so daß es sich den Beinamen „zum vollen Mezen“ erwarb, u. sein Abt der Primas der Prälaten Oesterreichs wurde. Doch blieb es nicht immer von den Schlägen des Schicksals verschont. Besonders Unheil bringend waren dem Stifte die Invasionen der Franzosen in den Jahren 1805 und 1809. Zweimal war Napoleon hier, ungeheure Contributionen wurden gefordert, und eine Zeit lang mußte die Kellerei der Armee täglich 50,000 Mäße Wein liefern.

mD.

Melodie heißt in der Musik eine Folge von Tönen zur Bezeichnung des Ausdrucks einer Empfindung, wie Harmonie ein Zusammenklingen, eine Vereinigung der Töne ist. Die Hauptbedingungen der M. sind Symmetrie im Rhythmus und Regelmäßigkeit in der Modulation. Es gibt nur wenige M.en, die für sich ohne alle Begleitung gefallen u. daher leicht in das Volk übergehen, wogegen wieder andere nur mit Hülfe der Harmonie, und darum auch bloß dem an Musik gewöhnten Ohre gefallen, und noch andere ihren Reiz ausschließlich in der Harmonie haben, und nur von dem eigentlichen Musiker begriffen werden. Allein in diesen Modificationen beruht nicht das Wesentliche der M. Diese ist die Poesie der Musik, das freie Tönen der Seele in der Musik, die Seelensprache, welche die innere Lust und den Schmerz des Gemüths in Töne ergießt und in diesem Erguß über die Naturgewalt der Empfindung erhebt. Der melodische Ausdruck in der Musik gibt daher auch hauptsächlich das Gefühl der Beruhigung, der reinen Versöhnung, die Auflösung jeder Dissonanz, wie er denn auch als ein Wohlklang der Seele zu ihrer Selbstbefriedigung dienen kann. Im engern Sinne versteht man unter M. auch die Hauptstimme, welche die M. führt, u. den Gesang, und sie kann daher sowohl durch die Instrumente, als durch die menschliche Stimme hervorgebracht werden. Fast alle M.en gestatten Verzerrungen, und es ist ein Irrthum, solches nur von oberflächlichen zu behaupten. Allein Fetis hat Recht zu sagen, daß, wenn ein Sänger mit dem einfachen Vortrage einer M. sich begnügt, man immer annehmen kann, daß die M. keine Ausschmückung gestattet; denn es ist ein Erfahrungssatz, daß mit wenigen Ausnahmen ein jeder Ausführende gerne Verzerrungen anbringt. Die Griechen nannten M. eine Folge einzelner harmonischer Töne nach den Regeln des Rhythmus, bei uns aber heißt das, was die Alten als Harmonie bezeichneten, M., welche die griechische M. u. Harmonie zugleich in sich begreift. — M. im Versbau ist die metrische Folgeentwicklung der Mannigfaltigkeit der Sylben nach der Bedeutung und Wirkung des Tonausdrucks, oder der Töne als solcher.

Melodrama, musikalisches Drama, eine Art Drama, welches declamatorisch vorgetragen und in den Pausen von der Musik in einer Weise unterstützt wird, daß dadurch das Gesprochene vernehmlicht und erweitert, oder auf das Nachfolgende vorbereitet wird. Es heißt *Monodrama*, wenn es von Einer Person, und *Duodrama*, wenn es von zwei Personen, allenfalls noch von einigen stummen Rollen unterstützt, dargestellt wird. Allein weder Eine, noch zwei Personen besitzen hinreichende Mittel, eine dramatische Handlung zu veranschaulichen, auch muß die musikalische Begleitung lediglich sich der ausgesprochenen Empfindung anschließen, kann sich aber nicht über dieselbe erheben. Zunächst erfordert der meist ernste und leidenschaftliche Inhalt eine lyrische Haltung, welche dem eigentlich Dramatischen widerstrebt, wie der Erguß des Gefühls der Handlung, und endlich ist der Wechsel der Rede mit der Musik, als schneidender Gegensatz, am wenigsten geeignet einen Totaleffect hervorzubringen. Die Erfahrung hat bewiesen, daß alle Gegenreden diese Zerissenheit nicht aufheben können, und daher hat sich diese Zwittergattung auch von unserer Bühne verloren. Das erste M. in Deutschland war „*Atiadne auf Naxos*,“ von Brandes, nach einer Cantate Gerstenbergs bearbeitet u. von Georg Benda in Musik gesetzt, worauf die „*Medea*“ von Götzter, gleichfalls von Benda componirt, nachfolgte. Einige Jahre vor Brandes hatte schon J. J. Rousseau die Idee eines M.s gehabt und sie in seinem *Pygmalion* ausgeführt. Die Franzosen rücken indeß den Ursprung des M.s noch höher hinauf, indem sie behaupten, daß man bei einer Vorstellung der *Emiramis* des Voltaire im Jahre 1748 zuerst auf die Idee gekommen sei, die Zwischenacte mit musikalischen Vorträgen auszufüllen, die sich auf die Handlungen des Trauerspiels bezogen, und wovon man leicht zu jenen Begleitungen kam, welche den Uebergang von einer Scene zur andern bezeichneten. Allein diese musikalischen Zwischenacte sind etwas ganz Anderes, als der im *Pygmalion* bestimmt nachgewiesene Ursprung. Daß in der Folge hauptsächlich biblische Stoffe zu ganzen Schauspielen melodra-

misch verarbeitet mit Chören und Balletszenen u. s. w. ausgeschmückt, und auf deutschen Theatern mit Beifall gesehen wurden, ist bekannt. Die Franzosen ver- stehen unter *M.*en insbesondere Schauspiele in hochtrabender Prosa, mit einem abenteuerlichen, wunderbaren, selbst die Sinnlichkeit in Anspruch nehmenden Inhalt, mit Decorationen u. Schaugeprängen ausgestattet, zur Steigerung des Effekts mit einer m. t. i. s. c. h. e. n. Beimischung versehen. Die Geschichte dieses *M.*s in Frankreich hat aber zwei Perioden. Vom Anfange des Kaiserreichs bis zum Ende der Restauration findet man bloß sehr einfach construirte Stücke, deren Stoff Räuber oder Feen lieferten. Unter dem Einflusse der romantischen Kunstlehren ward es abenteuerlicher, wilder, mitunter zum Wahnsinne und Gräßlichen getrieben u. das *M.* zu einer widerlichen Uebart der Tragödie ausgebildet. Coignet, Guilbert Pirericourt und Victor Ducange lieferten eine Menge Stücke, welche, auch in deutscher Uebersetzung, die Menge ungemein befriedigten, mit Recht aber ihrer Rohheit und Unanständigkeit wegen, von der deutschen Bühne verschwunden sind.

Melone, ist die Frucht einer nach der griechischen Insel Melos benannten u. im südlichen Europa häufig gezogenen, zu der Pflanzengattung der Gurken gehörenden einjährigen Pflanze (*Cucumis Melo* L.), mit sehr wohlschmeckendem, süßem Fleische, weshalb sie in den nördlicheren Theilen Europas als eine feine Tafelfrucht geschätzt wird, während sie in mehrern südlichen Ländern, wo sie in großen Quantitäten erzogen wird, den unteren Volksclassen als Speise dient. Die *M.*en sollen nirgends in der Welt besser gedeihen, als in Turkestan oder Buchara, wo das Volk sie in zwei Arten, nämlich in heiße und kalte eintheilt; die erstere reift im Juni u. ist die gewöhnliche indische Bisam- oder wohlriechende *M.*, die zweite reift im Juli und ist die wahre eigentliche *M.* Turkestan's. Sie erreicht einen Umfang von 2, 3 bis 4 Fuß, und nach den Versicherungen der Reisenden soll sich Niemand, der sie noch nicht gekostet hat, einen Begriff von ihrem Wohlgeschmacke machen können. Berühmt sind auch die *M.* von Cassaba oder Durguthli in der Nähe von Smirna, welches die besten von den 50 Arten seyn sollen, die in der Levante erzeugt werden. Auch in Europa gibt es eine bedeutende Anzahl meist durch die Cultur erzeugter Spielarten, welche sich daher auch mehr durch das Aeußere als durch den Geschmack zc. von einander unterscheiden. Die *M.* wird meist frisch, aber auch auf mancherlei Weise zugerichtet genossen, in Zucker eingemacht u. s. w. In England werden die unreifen in Stücke geschnitten, mit Senf, Meerrettig, Chalotten und Essig eingemacht und unter dem Namen *Melon Mangres* in den Handel gebracht. Die Kerne, welche ein fettes Oel enthalten, können ebenso wie die Kürbiskerne zu Emulsionen zc. benützt werden. Zum Stecken bezieht man sie aus dem südlichen Frankreich und Italien, da sie bei uns sehr leicht ausarten.

Melopemene, die Muse des Trauerspiels, s. *Muse*.

Melophon (griechisch), ein im Jahre 1838 von Leclerc zu Paris erfundenes Instrument, welches der französische Musiker Musard sogleich zu seiner Concert-Musik verwandte. Die linke Hand des Spielenden arbeitete damals auf einem fast perpendicularen Clavier oder Kasten des Instruments, während die Rechte einen Stempel herauf- u. hinunterzog, der mit dem Innern in Verbindung stand. Es verdankt seine Entstehung allerdings wohl der kleinen Kinder- u. der Pflösch-harmonika, mit welcher es das Prinzip der Tonerzeugung gemein hat. Es erhielt sodann manche Verbesserung, ist tragbar und hat ungefähr die Form einer Guittarre. Auf dem kurzen Halse befinden sich sieben Reihen Claves, welche in halben Tönen auf einander folgen, u. während die linke Hand in diese greift, wirkt die rechte mit einem Bogen, der aus zwei durch einen Handgriff verbundenen Theilen besteht. Es wird dabei ein Schmelz der Töne möglich, wie er auf Instrumenten, besonders auf Blas-Instrumenten, nur irgend bewirkt werden kann. Man glaubt zwei Fagotts, zwei Clarinets u. zwei Flöten zu hören, welche nach Willkür vereinigt, oder einzeln sowohl im Einklange als in Octaven spielen, und dennoch eine Neuheit des Tones bewahren. Das *M.*, worauf Giulio Regredi,

ein junger Tonkünstler aus Mailand, sich 1841 in Wien hören ließ, zählte 3½ Octaven. Dieser Künstler hat dasselbe eigentlich zu einem Concert-Instrumente erhoben, u. mit Markirung aller Vortragszeichen Stücke von Epöhe, Mayseher, Beriot u. A. unter allgemeinem Beifall vorgetragen, indem er bloß zwei Finger jeder Hand dazu benützte.

Meloplast, eine in Frankreich von B. Gallin erfundene Methode, Unterricht in der Musik zu ertheilen, vermöge welcher die Intonation ohne Hülfe eines Instruments zu finden ist, beschrieben in dem *Cours analytique de musique*, par P. Gallin et Ph. de Geslin, Paris 1824.

Melos, jetzt Milo, eine Insel im ägäischen Meere, im griechischen Gouvernement Syra mit 3 □ Meilen u. 1800 Einwohnern, hat einen vulkanischen Boden, u. aufsteigende Schwefeldünste, ungesundes Klima, u. den größten u. sichersten Hafen im ganzen Archipelagus. Producte sind Getreide, Südfrüchte, Baumwolle, Del, vorzügliche Melonen, Wein u.; ferner viel Hornvieh (Ziegen, deren Milch berühmte Käse gibt), Efel, Maulthiere, Schwefel, Alaun, Gyps, Mülhsteine, Seesalz. — Darauf die Hauptstadt gleiches Namens, im Alterthume hoch berühmt, jetzt Sitz eines katholischen u. griechischen Bischofs. Seit einiger Zeit ist die Stadt selbst in Folge einer Pestseuche verödet u. die Bewohner haben sich meist in dem Dorfe Kastro niedergelassen, was jetzt der Hauptort ist, in dessen Nähe Ruinen (wahrscheinlich der alten Hauptstadt); die Ruinen des Amphitheaters auf einer Anhöhe beim Eingange des Hafens hat der König von Bayern gekauft u. läßt sie erhalten. — Ihre ersten Bewohner soll die Insel von einer Colonie aus Byblos in Phönitien (daher auch Byblis genannt), unter Anführung des Melo erhalten haben. Griechische Einwanderer kamen durch Minos hin; als Dorier u. Stammverwandte der Spartaner hielten diese sich stets mit denselben zusammen, erkannten, mit Sipheos u. Seriphos, die persische Oberherrschaft nicht an, blieben im peloponnesischen Kriege neutral, wurden deshalb von den Athenern mehrmals angegriffen, bis 417 v. Chr. von ihnen unter Philokrates durch Verath erobert wurde. Alle wehrfähige Mannschaft wurde getödtet, die Uebrigen in die Sklaverei geführt u. die Stadt mit 500 Mann colonisirt. Doch mußten diese nach Ende des peloponnesischen Krieges wieder abziehen, die Milier wurden durch die Spartaner wieder gesammelt, allein ihre Blüthe war dahin. M. war das Vaterland des Philosophen Diagoras.

Melusine, die schöne, vielleicht eine Ueberlieferung aus der altgallischen Mythologie, ein feenhaftes Wesen, welches man früher merseine, mazzersine, merseine, merimenni nannte, im Munde der Dichter des 13. Jahrhunderts gleichviel mit Meerweib, Meerfrau, wildes Weib. Sie liebte (in der uns erhaltenen Erzählung) u. heirathete den Fürsten Raimund Lusignan u. lebte mit ihm glücklich. Da sie Menschengestalt hatte, aber an gewissen Tagen des Monats halb Mensch halb Fisch erscheinen mußte, so gebot sie ihrem Gemahle, sie an gewissen Tagen unbelauscht eingeschlossen zu lassen. Der neugierige Gemahl trat einst an dem verbotenen Tage unvermuthet in das Zimmer u. sah sie in einem Wassergefäße herumschwimmen. — sie stieß einen lauten Schrei aus u. verschwand; doch ließ sie sich, wenn sich ein wichtiger Todesfall in der Familie Lusignan u. später als diese durch Heirath mit den Königen von Frankreich verbunden worden waren, in diesem Geschehnisse erignete, auf einem hohen Thurme des Schlosses Lusignan wehklagend u. in Trauerkleidern sehen, bis sie endlich mit dem Abbruche des Thurmes 1574 auf immer verschwand. Vergl. die poetischen Bearbeitungen von Arras, Paris 1550 und die „Neue M.“ von Göthe im 23. Bande seiner sämmtlichen Werke.

Melville, 1) Henry Dundas, Viscount, britischer Staatsmann, geboren 1740, Advokat 1782, Schatzmeister der Marine, durch seinen Freund Pitt 1791 Minister des Innern, 1794 des Kriegs. Er trat mit Pitt ab, um mit ihm als erster Lord der Admiralität wieder einzutreten. Eine Anklage gegen ihn (1805), die sich auf sein Schatzmeisteramt bezog, hatte keinen Erfolg, doch blieb er bloß

Geheimrath. Seit 1801 zum Viscount ernannt, starb er 1811. — 2) Robert Saunders Dundas, Viscount M., geboren 1771 in Irland, trat früh in das Parlament; 1812 trat er ins Ministerium und wurde nun nach und nach erster Lord der Admiralität, Conservator der britischen Museen, Lord des Privatsiegels von Schottland und Kanzler der Universität Edinburgh; 1827, als sich Liverpool zurückzog, verließ M. das Ministerium Canning und schloß sich der Toryistischen Opposition an.

Membran, Haut, Pergament, dann auf solches geschriebene Manuscripte (s. d.).

Memel, befestigte Kreis- und Handelsstadt in Ostpreußen, Regierungsbezirk Königsberg, mit etwa 6500 Einwohnern an der Mündung des kurischen Haffs u. der Dange in die Ostsee und deshalb der Hauptstapelplatz des von dem Niemen durchströmten Landes. Der Hafen von M. ist groß und sicher, aber die Barre am Ausgange des kurischen Haffs hat selten über 17 Fuß Wasser und bisweilen nur 13 oder 14, so daß Schiffe, die über 16 Fuß im Wasser gehen, häufig wenigstens zum Theile auf der Rheide aus- u. einladen müssen, wo der Ankerplatz nicht der beste ist, zumal bei Nord- oder Nordwestwind. An der Nordostseite des Einganges zum Hafen steht eine 100 Fuß hoher Leuchthurm. Holz bildet den Hauptausfuhrartikel, wie in Danzig. Auch große Quantitäten Hanf und Flachs werden ausgeführt, so wie Borsten, Häute und Leim, Wachs, Bech und Theer 2c. Auch die Getreideausfuhr ist bisweilen bedeutend. Die Einfuhr besteht hauptsächlich in Kaffee, Zucker, Gewürzen, Farbehölzern, Tabak, Rum, Baumwollenzugzeugen und Garn, Messerschmiede-Waaren, Wein 2c. Die Schifffahrt hört gewöhnlich gegen Ende des Decembers auf und beginnt in der Mitte des März wieder. Seit 1829 besteht hier eine Lombard- u. Disconto-Casse.

Memento, ist in der katholischen Messliturgie dasjenige Gebet, welches der Priester vor der Wandlung für die Lebenden, nach der Wandlung aber für die Verstorbenen entrichtet, die seinem Gebete sich besonders anempfohlen haben, oder für die er selbst besonders zu beten sich vorgenommen hat. Das erste heißt M. der Lebenden, das zweite aber M. der Verstorbenen. Der Priester gedenkt ihrer nunmehr bloß in der Stille; in der alten Kirche aber wurden laut ihre Namen vorgelesen, auf daß auch das anwesende Volk mit dem Priester seine Fürbitten vereinigte. Um dieser Einschließung in das Gebet des Priesters beim heiligen Opfer bitten gläubige Christen annoch gerne einen Priester für sich selbst oder für einen ihrer noch lebenden oder verstorbenen Angehörigen mit den Worten: „Ich bitte um ein M.“

Memling, oder Hemling, Hans, einer der vorzüglichsten Maler der Eyck'schen Schule. Er arbeitete von 1479 ab viel im Johannishospital zu Brügge, der Sage nach, weil er in demselben als armer und kranker Soldat Verpflegung gefunden hatte; vorher soll er einige Zeit in Italien gelebt und gegen Ende des Jahrhunderts in Spanien gearbeitet haben, wo man ihn in dem dort gefeierten Juan Flamenco wieder zu finden glaubt. Ein besonderer Ernst und eine gewisse Strenge seiner Gestalten, Gruppierungen und landschaftlichen Umgebungen bezeichnen seine Werke, unter denen wir „die Verlobung der Katharina mit den beiden Flügelbildern, die Enthauptung Johannes des Täufers und Johannes der Evangelist auf Patmos;“ ferner: die Anbetung der Könige und den von ihm geschmückten Reliquienkasten der heiligen Ursula in dem genannten Hospital, zwei Altarblätter in der Akademie zu Brügge, die 7 Freuden und die 7 Schmerzen der Maria, den heiligen Christoph mit dem Christuskinde und einen Christuskopf in München und die ausgezeichneten Miniaturalereien in einem Gebetbuche der Marcusbibliothek zu Venedig nennen.

Memnon, ein alter, ägyptischer Gott, den wir durchaus nicht näher kennen, von dem aber die alle fremden Götter sich aneignende Mythologie der Griechen erzählt, daß er ein Sohn des Tethon (Priamos Bruder) u. der Eurora gewesen. König der Aethyrier geworden, habe er von Sufa (Memmonia), seiner Residenz aus, alle

benachbarten Völker unterworfen, habe dann während des trojanischen Krieges seinem Oheime Priamos Hülfsvölker zugeführt, deren Tapferkeit und Anzahl (200,000) den Sieg entschieden, auf die Seite der Dardaner gelenkt u. selbst den unverwundbaren Achilles zweimal verwundet, bis er von der Hand dieses gewaltigen Kriegers fiel. Homer erwähnt seiner (Od. XI, 521), doch nur vorübergehend, als eines sehr schönen Jünglings. Ueberhaupt ist diese Uebertragung des ägyptischen Mythos nach Griechenland späteren Ursprunges u. wohl ganz zu verwerfen. Diodor führt übrigens dieselbe Sage als bei mehreren Völkern heimisch an. — Die M.en oder M.s-Säulen zu Theben waren nach Strabo zwei sitzende, kolossale, menschliche Figuren, durch ihre Grandiosität u. Massenhaftigkeit mehr unorganisch architektonisch, als skulpturartig, wie denn auch M.s-Säulen reihenweise vorkommen u. dadurch, daß sie nur in solcher gleicher Ordnung und Größe Gültigkeit haben, von dem Zwecke der Skulptur ganz in den der Bauart heruntreteten, oder auch umgekehrt den Uebergang von dem Architektonischen zur Skulptur machen. Girt (Geschichte der Baukunst) deutet zwar die kolossale Klangeigenschaft, welche die Aegypter nach Pausanias als ein Bild des Phamenoph ansahen, nicht auf eine Gottheit, sondern als Denkmal auf einen König; allein Hegel meint, dergleichen Bildwerke mußten wohl eine Vorstellung von etwas Allgemeinem geben. Aegypter u. Aethiopier nämlich verehrten den M., Sohn der Morgenröthe, u. opferten ihm, wenn die Sonne ihre ersten Strahlen sandte, worauf das Bildniß mit seiner Stimme die Anbetenden begrüßte. So ist es als tönend u. stimmegebend nicht bloß nach seiner Gestalt von Wichtigkeit und Interesse, sondern durch sein Daseyn lebendig, bedeutsam, offenbarend, wenn auch gleich nur symbolisch andeutend.

Memoiren, historische, nämlich auch historisch gelehrte Beiträge, Denkwürdigkeiten der Zeit, insoferne diese mit den Lebensereignissen einer Person in Beziehung gesetzt u. durch letztere erläutert werden. Der Kunstcharakter zeigt sich hier in der Darstellung der charakteristischen Bedeutsamkeit einer genialen Individualität. Als Muster des Alterthumes können der Rückzug der 10,000 Griechen von Xenophon u. die Commentarien von Cäsar gelten. In neuer u. neuester Zeit aber sind besonders die Franzosen reich an M. geworden, die leider jedoch nur zu oft durch eine Leichtfertigkeit der Gemüthung mehr abstoßen, als durch Anmuth erfreuen.

Memphis, Hauptstadt des alten Aegyptens, welche erst am rechten u. dann am linken Ufer des Nil, zwischen den Seen Möris u. Mareotis, 5 Milliarion über dem Delta lag. Sie war nach der Gemahlin des Epophos, einer Tochter des Nilos (nach Andern Tochter des Uchoreus u. Gemahlin des Nilos) benannt u. war der Hauptort des Memphites nomos, des nördlichsten Bezirks des ägyptischen Heptanomis. Ihr ehemaliger Umfang wird auf $3\frac{1}{2}$ —4 Meilen angegeben. Nachdem König Menes den Fluß östlich hatte abdammen lassen, vollendete Uchoreus den Riesenbau. Sie war Residenz der ägyptischen Könige an Thebens (s. d.) Stelle und der Mittelpunkt des ägyptischen Handels (vergl. Aegypten). Das größte Gebäude in M. war der Tempel des Phtha (Vulkan), angelegt von Menes, in der Folgezeit, besonders durch Uchoreus, erweitert, auf der Ostseite durch die herrlichsten Propyläen vom Könige Nychis, auf der Südseite durch Propyläen vom Könige Psammetichs geschmückt; ihm gegenüber war der Palast des Apis; andere Merkwürdigkeiten der Stadt waren: der Tempel des Serapis, zu dem eine Allee von Sphinxen führte, die man noch im Sande der Wüste begraben sieht; der Palast des Priestercollegiums u. der ungeheure Palast der Pharaonen, als deren Sitz wir sie in der historischen Zeit finden, wo Diodor ihren Umfang auf 150 Stadien angibt. Unter der Herrschaft der Perser (Kambyses zerstörte es 524 v. Chr. zum Theil) sank M. und ward seit Alexandriens Emporblühen nur zweite Hauptstadt Aegyptens. Die Eroberung M.s durch die Araber im 7. Jahrhunderte (die Saracenen nannten sie Ment, Menut) zerstörte diese Stadt vollends, da diese vieles davon in die am Ostufer des Meeres neu angelegte Hauptstadt einführten; doch standen noch im 12. Jahrhunderte einige an-

sehnliche Gebäude. Jetzt bietet M. nur noch ein weites Ruinenfeld zwischen den Dörfern Memf, Mit-Rahneh u. Bedreschin, eine geographische Meile oberhalb Alt-Kairo auf der Westseite des Nils.

Weisflog.

Ménage (Gilles), ein verdienter, französischer Gelehrter, geboren zu Angers den 13. August 1613, studirte Humaniora und Rechte, wurde Parlaments-Advokat zu Paris, wandte sich zur Theologie, ward Dekan zu St. Peter in seiner Vaterstadt u. starb 23. Juli 1692. Er that sich in der Kritik u. Philologie rühmlich hervor u. seine Ausgabe des Diogenes Laërtius vom Jahre 1663, neu aufgelegt 1692, bleibt ein schätzbares Denkmal seiner Kenntniß der Alten. Was er über den Ursprung der italienischen u. französischen Sprache schrieb, hat noch jetzt Werth, sowie sein „*Dictionnaire etymol. ou origines de la langue fr.*“, wovon Vaukt 1750 die beste Ausgabe in 2 Bden., Fol., besorgte. Aber seine *Amoenitates juris* gehen nicht sehr tief u. seine Poesien in mehren Sprachen sind keine Erzeugnisse wahrer poetischer Einbildungskraft, sondern meistens sichtbare Nachahmungen der Alten, von denen er, durch das glücklichste Gedächtniß unterstützt, eine Menge Stellen auswendig wußte. Als die französische Akademie eine große Menge von Wörtern aus der französischen Sprache ausmätzte, machte M. eine burleske Satyre: *Requête des Dictionnaires*, die in ihrer Art ein Meisterstück ist, worin sich die französischen Wörter über den Verlust beschweren, den sie dadurch leiden mußten. Die öfters gedruckten „*Menagiana, ou bons mots et pensées judicieuses etc.*“, 4 Bände, Amsterdam 1715, 12., enthalten Gutes und Schlechtes unter einander.

Menander, 1) der vorzüglichste unter den griechischen Komödiendichtern, 323 v. Chr., der, nebst seinem Nebenbuhler Philemon, das Lustspiel verfeinerte. Von Beider Werken sind nur noch Bruchstücke vorhanden, die am besten von A. Meinecke, Berlin 1823, herausgegeben sind. Auch hat sie Brund in seine Sammlung der *Gnomiker* aufgenommen. M.'s Verlust ist um so mehr zu bedauern, da Quintilian (10, 1.) von ihm sagt: *Menander vel unus — diligenter lectus ad cuncta quae praecipimus efficienda sufficiat; ita omnem vitae imaginem expressit, tanta in eo inveniendi copia et eloquendi facultas, ita est omnibus rebus, personis, affectibus accommodatus.* Jetzt kennen wir seine Manier nur noch aus den Nachahmungen des Terenz. — 2) M., aus Laodisäa, ein Rhetor in der letzten Hälfte des 3. Jahrhunderts nach Christus, schrieb: *Περὶ ἐπιδεικτικῶν*, einzeln herausgegeben von Heeren, Göttingen 1785 u. von Walz in den „*Rhetores graeci*“ (9 Bd., Stuttgart 1836).

Mencius, s. Meng-tsu.

Mende, der Name mehrer verdienstvoller Gelehrten, unter denen sich auszeichneten: 1) Otto, 1644 zu Oldenburg geboren, studirte zu Leipzig, erhielt daselbst, als er von seinen ansehnlichen Reisen zurückgekommen war, 1668 die Professur der Moral u. behielt sie bis an seinen Tod 1727. Er brachte das berühmte Literaturjournal, die *Acta Eruditorum*, die nachher unter dem Titel: *Nova Acta Erud.* bis 1774 fortgesetzt wurden, 1682 zu Stande u. gab davon 30 Theile heraus. Seine übrigen Schriften sind meistens Dissertationen u. Programme. — 2) Johann Burkhard, Sohn des Vorigen, geboren 1674 zu Leipzig, studirte daselbst Theologie u. erhielt 1699 die historische Professur. Jetzt studirte er noch die Rechte u. erhielt zu Halle 1701 die juristische Doktorwürde. Der König Friedrich August ernannte ihn 1708 zu seinem Historiographen, endlich zum Hofrath und 1732 starb er. Weitläufige Kenntniße u. das lebhafteste Bestreben, durch mündlichen Unterricht und Schriften die Aufnahme der wahren Gelehrsamkeit zu befördern, zeichnen ihn rühmlich aus. Sein wichtigstes historisches Werk sind die *Script. rerum germanicarum praecipue saxonica.*, 3 Bde, Lpzg. 1728. Am bekanntesten aber wurde sein Name durch die eleganten u. heilsamen Satyren auf die Marktschreierei der Gelehrten, die zu ihrer Zeit großes Aufsehen machten und es auch verdienten, theils wegen der treffenden Wahrheiten, die sie enthalten, theils auch wegen der Freimüthigkeit, die darin herrscht, theils wegen der muntern und bis-

weilen originellen Laune des Verfassers: *Orationes duo de Charlataneria erudit.* Lpz. 1715, oft, 5. Auflage 1747, auch ins deutsche, französische, holländische, englische u. spanische übersetzt. Ueberhaupt zeichnen sich alle seine Reden durch eleganten Vortrag und blühende Darstellung aus und die Sammlung dieser und seiner übrigen kleinen akademischen Schriften enthält einen Schatz vortrefflicher historischer und literarischer Nachrichten. Ihm verdankt man auch die erste Ausgabe von dem allgemeinen Gelehrten-Lexicon, Lpz. 1715, aus dem in der Folge das Föcher'sche Werk erwachsen ist. Er setzte auch seit seines Vaters Tode die *Acta Erudit.* fort, und unter seinen Auspicien entstanden 1715 die „Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen,“ die unter mancherlei Abänderungen bis 1797 fort dauerten. Er war zu seiner Zeit auch ein beliebter deutscher Dichter u. seine Gedichte wurden 1705 in 4 Theilen unter dem Namen „Philander von der Linde“ zusammengedruckt u. öfter aufgelegt. — 3) Friedrich Otto, Sohn des Vorigen, geboren zu Leipzig 1708, studirte daselbst die Rechte, wurde Hofrath, 1748 Rathsherr u. starb 1754. Er war ein guter Lateiner und gelehrter Literator, gab nach seines Vaters Tode die *Acta Erudit.*, die neuen Zeitungen von gelehrten Sachen und seit 1743 auch die *Miscellanea nova Lipsiensia* heraus, mit welchen letzteren er bis auf das erste Stück des 10. Bandes kam. Er schrieb auch *Hist. vitae et in literas meritorum Angeli Politiani*, Lpz. 1836 u. m. a. — 4) M., Lüder, ein Vetter von M. 1), geb. zu Oldenburg 1658, widmete sich zu Leipzig u. Jena dem Studium der Rechte, lehrte dieselben über 40 Jahre lange in Leipzig mit großem Beifall und starb daselbst 1726 als Professor der Pandekten, Ordinarius der Juristenfakultät und königlicher Rath. Ein arbeitsamer, frommer u. gelehrter Jurist, schrieb er: *Gymnasium juris polemicum 620 controversiarum juris*, vermehrt Leipz. 1708; *Tractatio synoptica Institut. juris Justinianei*, ebendaselbst 1698 u. 1711 Fol.; *Tract. synopt. Pandectarum*, ebend. 1697 u. 1713 Fol.; *Processus juris commun. et Saxonici* 2 Bde., ebend. 1723 u. m. a.

Mendelssohn, Moses, berühmter Philosoph, 1729 zu Dessau geboren, wo sein Vater jüdischer Schullehrer war, erhielt schon frühe von dem Rabbiner Fränkel zum Studium des Talmuds u. des Maimonides anregende Anleitung. Dreizehn Jahre alt, ging er nach Berlin, aber, ohne Empfehlung und Unterstützung, hatte er mit den drückendsten Nahrungssorgen zu kämpfen, bis er endlich einige Freitische von der Wohlthätigkeit einiger Menschenfreunde sich erwirkte. Fränkel ward um diese Zeit als Oberabbiner nach Berlin berufen u. verschaffte ihm hienüß längliche Beschäftigung durch Abschreiben. Seine Freistunden benützte M. indeß zur weiteren Fortbildung, namentlich durch die Lectüre einiger philosophischen Schriften. Hierzu kam noch sein persönlicher Umgang mit Israel Moses, einem gelehrten Juden aus Zari-Zamose, welcher sich mit dem Studium der Mathematik abgab. Ein junger jüdischer Arzt, Risch aus Prag, unterrichtete M. im Lateinischen, u. nach unsäglicher Anstrengung brachte er es in kurzer Zeit so weit, eine lateinische Uebersetzung von Locke's philosophischem Werke „über den menschlichen Verstand“ nothdürftig lesen zu können. Ein anderer jüdischer Arzt, Salomon Gumpertz, führte ihn 1748 auch in die neueren Sprachen ein. Auch seine äußere Lebenslage verbesserte sich bedeutend, indem der reiche Seidenfabrikant Bernard in Berlin ihn zum Hauslehrer seiner Kinder wählte. Jetzt machte M. seine ersten schriftstellerischen Versuche, gab „Briefe über die Empfindungen“ heraus u. ließ bald darauf eine Uebersetzung von Rousseau's „Ursprung der Verschiedenheit unter den Menschen“ folgen. Seine Geschicklichkeit im Schachspiele veranlaßte seine Bekanntschaft mit Lessing 1754, welcher ihm die Anfangsgründe des Griechischen lehrte u. Plato's Schriften mit ihm las. Als Nikolai 1765 die allgemeine deutsche Bibliothek eröffnete, nahm auch M. lebhaften Antheil daran. Mit Lessing gab er 1755 die Schrift heraus: „Ueber die Evidenz der metaphysischen Wissenschaften“ u. gewann 1761 die Preisaufgabe der Berliner Akademie. Obgleich ihn sein Gönner Bernard zum Factor u. Theilnehmer seiner Seidenfabrik annahm u. ihm dadurch eine ganz sorgenfreie bürgerliche Existenz gründete, richtete M. dennoch alle seine

freien Stunden auf philosophische Studien über Gott und Unsterblichkeit. Als Frucht seines Nachdenkens erschien 1767 „Phädon,“ die berühmte Werk, das fast in alle Sprachen Europa's übersezt wurde u. die glänzendste Aufnahme fand. Plato's bekanntes Gespräch diente ihm zum Muster hiebei. M.'s Hauptbestreben ging dahin, seine Glaubensgenossen aus der geistigen Nacht, in der sie so tief befangen waren, herauszuziehen und in Hinsicht auf geistige Fortbildung den Christen mehr anzunähern. Auf Einladung der preussischen Regierung gab er 1778, im Vereine mit dem Ober-Rabbiner in Berlin, das Gesetz nach den jüdischen Glaubens-Regeln u. kirchlichen Gebräuchen heraus, worin vorzüglich Alles, was auf Verheirathungen u. a. m. Bezug hat, festgestellt ist, u. später verfasste er eine deutsche Bibelübersetzung. Damit aber jeder Jude diese neue Bibelausgabe zu lesen im Stande sei, ließ er den Text, den er theils mit eigenen, theils mit ausgewählten fremden Numerungen zum besseren Verständnisse begleitete, mit hebräischen Lettern drucken. Ähnlich gab er die Psalmen heraus, setzte die Kraft u. Schönheit der orientalischen Poesie in gehöriges Licht, und begegnete zugleich möglichen Einwürfen falscher Auslegung. Seiner Anregung verdankten es seine Glaubensbrüder, daß der reiche Bankier Izig eine Freischule für arme Judenkinder 1778 errichtete, womit eine Druckerei verbunden wurde. 1781 erschien Dohm's bekanntes Buch „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden“ und dieser Schrift ließ ein Jahr später M. eine Uebersetzung des Werkes von Manasse Ben-Israel folgen: „Ueber die Befreiung der Juden,“ und zur Vertheidigung der dort ausgesprochenen Ansichten, namentlich gegen die gehässigen intoleranten Angriffe des Pastors Mörschel, „Untersuchung des Lichts und der Wahrheit“ 1782, verfasste M. „Jerusalem oder über religiöse Macht des Judenthums.“ Ungeachtet die angestregten Geistesarbeiten seinen schwächlichen Körper hart angriffen, ließ er sich von der Abfassung der „Morgenstunden“ nicht abwendig machen, worin er die Beweise für das Daseyn Gottes u. die verschiedenen Systeme der Idealisten, Skeptiker u. Spinozisten zu würdigen sich vorsezte. Es erschien 1785 jedoch nur der erste Theil; sein Tod, 4. Januar 1786, unterbrach die Vollenbung. Als Schüler der Wolff- und Baumgarten'schen Philosophie, deren mathematische Definitions-Methode er sich angeeignet hatte, neigte er sich zum Eklektizismus, umkleidete aber die verschiedenartigen Elemente mit seinem Geschmacke zu einem harmonischen Ganzen. Platons Grazie u. Lessings Kritik nahm er sich zum Vorbilde u. seine Schreibart war korrekt u. selbst vom Auslande geachtet. Außer den bereits genannten Schriften sind von ihm: Der moralische Prediger (Kohleth, Musor), ein Wochenblatt 1750, wurde aber bald wegen der Anfeindungen der orthodoxen Juden wieder aufgegeben. Milloth Higgaiion, eine Ausgabe der Logik des Maimonides. Die philosophischen Werke, 2 Bde., Berlin 1761, welche ins Holländische, Lateinische und Italienische übersezt wurden. Ritualgesetze der Juden, 1718; Versuch einer deutschen Uebersetzung der 5 Bücher Moses, Götting. 1778. Einzelne Aufsätze in der Bibliothek der schönen Wissenschaften; in den Literatur-Briefen (seine Chiffer war hier: D. K. M. P. D.), in der allgemeinen deutschen Bibliothek, Berliner Monatschrift, Morig psychologisches Magazin, historisch-kritische Denkwürdigkeiten, Engels Philosoph der Welt u. a. m. Auch verdient bemerkt zu werden, daß selbst Mirabeau diesen Denker durch eine eigene Piece ehrte: Sur Mos. Mend., London 1787. In der Biographie universelle hat Dr. Friedländer den Charakter M.'s treffend gezeichnet.

Mendelssohn-Bartholdy, Felix, Enkel des Philosophen M. (s. b.), geboren 1809 zu Berlin, verrieth frühe außerordentliche Talente zur Musik u. wurde von Zelter in der Composition, von Ludwig Berger auf dem Fortepiano unterrichtet. Im 9. Jahre, wo er bereits viele Compositionen geschrieben, trat er zuerst in Berlin u. bald darauf in Paris öffentlich auf u. bewährte seine Meisterschaft weniger als Virtuos, als durch trefflichen Vortrag auf dem Fortepiano. Seine erste große Oper: „Die Hochzeit des Gamacho“ brachte er 1827 in Berlin zur Aufführung. Von 1829 an bereiste er Frankreich, Italien, England u.

Schottland, überall Triumphe feierend. Erst 1833 kehrte er nach Berlin zurück, wurde 1834 Musikdirektor in Düsseldorf u. stand von 1835—1841 an der Spitze der Leipziger Gewandhausconcerte. Im letzteren Jahre erhielt er vom Könige von Sachsen den Titel eines Kapellmeisters u. ging dann nach Berlin, wo er sein Amt als Hofkapellmeister mit der Composition der Chöre u. der Ouvertüre zu „Antigone“ antrat. In den letzten Jahren seines Lebens hat M. durch eine Reihe geistreicher Tonwerke seinem Namen die Unsterblichkeit gesichert, u. zwar zuerst durch sein Oratorium: „Paulus,“ dann durch Cantaten, Psalmen, die zur 4. Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in Leipzig ausgeführte Symphonie-Cantate, durch zwei Symphonien u. die vier charaktervollen Tongemälde: „der Sommernachts Traum,“ „die Fingalshöhle,“ „Meeresstille u. glückliche Fahrt“ u. „das Märchen von der schönen Melusine,“ durch zahlreiche Clavierwerke, durch seine reizenden Lieder u. Gesänge, seine „Lieder ohne Worte“ u. a. m. Im Ganzen erschienen von ihm gegen 60 größere u. kleinere Werke. Sei es, daß es M. in Berlin nicht gefiel, oder daß ihm in seiner äußeren Stellung Schwierigkeiten entgegen traten: er kehrte wieder nach Leipzig zurück, wo er nicht nur an die Spitze des dort neugegründeten musikalischen Conservatoriums, sondern auch noch mit der sächsischen Residenz in eine ihm angemessene Amtsverbindung trat. Er leitete fortwährend die großen Concerte im Leipziger Gewandhaus, u. in einem dieser Concerte ward seine große Symphonie, die der Königin Victoria von England gewidmet war, zur Aufführung gebracht. Nachdem er in den beiden Cantaten mit Chor u. Orchester, die eine zur Feier des Albrechts-Dürer-Festes zu Berlin, die andere für ein Fest, welches A. v. Humboldt den in Berlin versammelten Naturforschern gab, geliefert, ward er für die erstere von der Akademie der Künste zum Ehrenmitgliede ernannt, und in Betracht seiner hohen Verdienste um die Tonkunst überhaupt, wurde ihm 1836 von der philosophischen Fakultät zu Leipzig das Ehrendiplom als Doctor überreicht. Man hat M. nicht mit Unrecht den Sebastian Bach unserer Zeit genannt. Der treffliche Künstler starb am 4. Nov. 1847 zu Leipzig. S. Lampadius, J. M. B., ein Denkmal für seine Freunde, Leipzig 1848.

Mendes, eine der acht großen ägyptischen Gottheiten, das Symbol der zeugenden Naturkraft, häufig mit dem Pan der Griechen verglichen u. selbst von den Griechen dafür genommen. Herodot sagt von ihm 2, 46: warum die Aegyptier ihre Ziegen u. Böcke nicht opfern, das ist, weil die Mendessier den Pan unter die acht Götter rechnen; ihn zeichnen u. bilden die Künstler bocksfüßig u. ziegenköpfig, wie die Hellenen den Pan, weßhalb sie ihn aber auf die Art zeichnen, mag ich nicht gerne sagen. Es halten die Mendessier die Ziegen überhaupt heilig, noch mehr als die weiblichen aber die männlichen, worunter besonders einer ist, dessen Tod den ganzen Kreis von M. in große Trauer setzt; der Bock heißt auf ägyptisch M.

Mendicanten, f. Bettelorden.

Mendizabal (Don Juan Alvarez y), geboren zu Cadix 1790, wo sein Vater, ein Jude, Handelsgeschäfte betrieb. Er selbst war Anfangs Handelsmann u. wurde 1808, bei der französischen Invasion, bei der Verwaltung des Proviantwesens angestellt. Nach dem Frieden seines Dienstes entlassen, kam er auf das Comptoir des Banquiers Don Vicente Beltran de Lis in Madrid, mit dem er sich indeß bald entzweite. 1820 fand er bei der revolutionären Armee wieder eine Anstellung, wanderte jedoch, als die liberale Sache unterlag, 1823 nach Portugal u. England aus u. betrieb von hier mit Lissabon einen gewinnbringenden Handel. Mit Agenten des Dom Pedro bekannt geworden, vermittelte er für diesen eine Anleihe und ward so an der Börse genannt. Lieferungen für die Christinos erweiterten seine Bekanntschaften; er ward durch den General Alava so empfohlen, daß ihn Torreno 1835 zum Finanzminister ernannte u. ihm selbst einige Monate später die Präsidentschaft abtreten mußte. M.'s prahlerischen Verheißungen erfüllten sich nicht; er mußte 1836, nachdem er das Land dem Abgrunde zugeführt hatte, seine Stelle niederlegen. Nach der Revolution von la Granja übernahm er wieder das Finanzministerium, konnte jedoch, stets, wenn er die Tribüne bestieg, leb-

haft angegriffen, Nichts wirken u. dankte 1837, als das Ministerium Calatrava wieder fiel, ab. 1841 übernahm er unter dem Regenten Espartero wieder das Finanzministerium, war jedoch bei dessen Sturze im Sommer 1843 genöthigt, nach Portugal zu fliehen, von wo er wieder nach England u. Frankreich ging, wo er im Besitze seines colossalen Vermögens als Privatmann lebt.

Mendoza, 1) Don Diego Hurtado de, Abkömmling eines der ältesten und angesehensten Geschlechter Spaniens, geboren zu Granada 1503, war Abgesandter Karls V. in verschiedenen Angelegenheiten und Mitglied des Staatsrath Philipps II. Er zeichnete sich zugleich als einer der gelehrtesten Männer u. einer der besten Dichter seiner Zeit aus; besonders glücklich war er in den sogenannten Redondillas und Quintillas. Der beliebte spanische kleine Volksroman „La vida de Lazarillo de Tormes, y de sus fortunas y adversidades,“ deutsch Gotha 1840, war ein Werk seiner Jugend u. wurde zuerst zu Tarragona 1586, hernach aber aufs Neue zum öftern gedruckt. Henrique de Luna schrieb einen zweiten Theil dazu, der des ersten nicht unwürdig ist. Von M. hat man auch ein historisches Werk über den Krieg in Granada unter Philipp II. gegen die Mauren, „Guerra de Granada hecha por el rey de Espana Felipe II. contra los Moriscos“ (Valencia 1776), welches ihm den Namen des spanischen Salustius erwarb. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke gab Graf von Pontalegre 1776 zu Valencia heraus. Er starb 1575.

Menedemus, eine griechischer Philosoph aus Eretrien, Stifter der eretrischen, oder, wie sie Anfangs hieß, der elischen Schule, war ein Schüler des Plato und Stilpo, errichtete eine Schule in seiner Vaterstadt u. scheint, wie Phädo, dem Sokrates in seinen Lehren und Leben am ähnlichsten gewesen zu seyn. Die Alten haben uns nicht nur ausdrucksvolle Sprüche, sondern auch viele Züge aus seinem Leben aufbehalten, die seine strenge Philosophie beweisen. Cicero drückt das System seiner Schule in den Worten aus: *Quorum omne bonum in mente positum et mentis acie, qua verum cernitur.*

Menelaos, 1) einer der berühmtesten Helden des trojanischen Krieges, der, um dessen Willen derselbe geführt wurde, war ein Sohn des Niphieneus u. Enkel des Atreus, wird aber, da ersterer früher starb und er von seinem Großvater erzogen wurde, eben so, wie sein Bruder Agamemnon, Atride (Sohn des Atreus) genannt. Mit Helena, des Pandareus Tochter, vermählt, hat er eine Tochter erzeugt, Hermione, welche mit Orest verlobt u. dann mit Pyrrhos vermählt wurde, wofür der erstere den letzteren ermordete und Hermione hinwegführte. Helena, welche durch Paris dem M. geraubt wurde, war die Ursache des langen Haders, der auf M.'s Anstiften zwischen den Griechen und Trojanern ausbrach. Er zog als Heerführer der Lacedämonier mit 60 Schiffen nach Ilium, nahm einen Zweikampf mit Paris um die schöne Helena an, besiegte denselben, konnte jedoch, da Minerva Streit haben wollte u. den Pandaros zum Bundbruche verleitete, seine Gattin nicht wieder bekommen. Außerordentlich tapfer, besetzte er seinen Ruhm doch durch seine Grausamkeit gegen Priamos heldenhaften Sohn Deiphobos, den er auf das Schändlichste verstümmelte und langsam zu Tode marterte. Er nahm seine Gattin Helena wieder mit nach Sparta, woselbst ihn später Telemachos besuchte, mit dessen Vater Odysseus er stets in gutem Vernehmen stand. Ueber seinen Tod ist Nichts bekannt; auch seine Nachkommen sind, außer Hermione, ungewiß: man gibt bald einen, bald mehre Söhne an; diese sollen Helena vertrieben haben, worauf sie nach Rhodos entfloß und dort ermordet wurde. 2) M., ein Mathematiker und Astronom aus Alexandrien, der ungefähr 110 Jahre nach Chr. lebte. Seine Schriften *De figuris sphaericis* u. *de quantitate ac distinctione corporum mixtorum* sind zuerst in syrischer Sprache bekannt geworden. Erstere ist von Marinus Mercennus in seiner *Synopsis Mathem.*, Paris 1644, lateinisch herausgegeben worden. Desgleichen von Edmund Halley, Oxford 1723.

Menestheus, Usurpator des attischen Reichs zur Zeit des Theseus, welchen er vom Throne verdrängte. Homer nennt ihn einen Sohn des Peteos, hoch er-

fahren in der Kunst, Rosse und Männer zur Schlacht zu ordnen, worin nur Nestor ihn übertraf. Er führte die Athener in 50 Schiffen nach Troja.

Menestrels, Menetriers, s. Provenzalen u. Troubadours.

Mengs, Anton Rafael, der größte und berühmteste deutsche Maler des 18. Jahrhunderts, geboren 1728 zu Ausig in Böhmen, wurde von seinem Vater, einem guten Miniatur- u. Emailmaler, mit der äußersten Strenge für die Kunst erzogen. Nachdem er die Kunstwerke in Dresden studirt hatte, bildete sich der junge M. vollends in Rom u. nahm da ganz die große Manier des Mannes an, von dem er den Namen geschöpft hatte. Als er 1749 nach Dresden zurückkehrte, war sein Ruhm schon allgemein ausgebreitet; er machte Versuche in der Delmalerei, ward in seinem 23. Jahre Hofmaler u. bekam den Auftrag, in die damals neu erbaute katholische Kirche einige Blätter, besonders aber das große Altarblatt, zu verfertigen, welches die Himmelfahrt des Erlösers darstellt u. eines der ersten Meisterstücke ist, woran er aber fast 20 Jahre arbeitete. Schon 1752 ging er wieder nach Rom, begab sich in der Folge nach Neapel, ward Hofmaler des Königs und ging mit diesem, als derselbe unter dem Namen Karl III. die spanische Krone erlangt hatte, 1761 mit 6000 Thaler Gehalt nach Madrid. Diese Stelle bekleidete er sein ganzes übriges Leben, geschätzt von seinem Könige und beneidet, angefochten von seinen Nebenbuhlern. Indessen blieb M. nicht immer in Spanien. Kränklichkeit u. Sehnsucht trieben ihn zweimal wieder nach Rom, wo er den 29. Juni 1779 starb. Der Künstler, welcher mit seiner Kunst weit über 200,000 Thaler verdient hatte, hinterließ kaum so viel, als die Kosten seines Begräbnisses betrug. M. war von lebendigem u. feurigem Temperamente; er besaß zwar nicht das Genie eines Rafael, aber er erreichte doch die höchste Vollendung, die das Studium zu geben vermag; oft war er zu ängstlich in dem letzteren, eine Folge seiner slavischen Erziehung. Correggio war sein Liebling. Zum größten Schaden für die Kunst blieb das schönste seiner Werke, die Verkündigung Mariä, das er für Karl III. malte, durch seinen Tod unvollendet. Die Dresdener, noch mehr aber die spanische Bildergalerie, enthält sehr viele von seinen Stücken u. Madrid u. Rom besitzen von ihm die herrlichsten Fresco-Gemälde. Er hat auch trefflich über die Kunst geschrieben: „*Opere di A. R. Mengs, publicate dal Cav. D. Guiseppe Nic. d. Azara*,“ 2 Bände, 1780, 3. Aufl., Rom 1788; auch spanisch, französisch u. deutsch von Ch. F. Prange, 3 Bände, Halle 1786, dabei sein Leben.

Meng-tü, chinesischer Philosoph, geboren 398, befestigte seines Vorgängers, Kungfutse (s. d.), Lehre durch neue Beweise u. erklärte in seinen Vorlesungen die King; er starb 314 v. Chr. (s. Chinesische Literatur.)

Meninsky (Franz, eigentlich a Mesgnien oder Menin), geboren 1623 in Lothringen, begleitete den polnischen Gesandten nach Konstantinopel, wo er die türkische Sprache erlernte u. polnischer Dolmetscher der Pforte ward. Der König von Polen ertheilte ihm hierauf das Indigenat und nannte ihn M. Er trat als Dolmetscher 1661 in die Dienste des Kaisers, ging 1669 nach Palästina, wurde am heiligen Grabe zum Ritter geschlagen u. starb 1698 in Wien. Er schrieb: „*Thesaurus linguarum oriental.*“ (arabisch-türkisch-persisches Wörterbuch), 4 Bde., Wien 1680—87, 2. Ausgabe von Zenisch, 4 Bde., ebend. 1780—1803, Fol.; „*Onomasticon*,“ Wien 1780.

Menippus, ein cynischer Philosoph, Schüler des Metrokles. Nach seinem Beispiele schrieben Ennius u. Varro Satiren, d. i. prosaische Aufsätze mit untermischten Versen in verschiedenem Versbau. S. Oehler, „*M. T. Varronis saturarum Menippearum reliquiae*“ (Duedlinburg u. Leipzig 1844).

Mennige (Minium) nennt man eine Verbindung von Blei (s. d.) u. Sauerstoff, die zuweilen in der Natur mit verschiedenen Bleierzen, z. B. am Schlangenberge in Sibirien, zu Badenweiler in Baden 2c. vorkommt, häufiger jedoch, u. zwar im Großen, bereitet wird durch Erhitzen von Bleioryd (Bleiglätte, Messicot) beim Zutritte der Luft. Hierbei nimmt das Bleioryd noch gegen 2½ Procent Sauerstoff

auf, so daß die entstandene M. dann auf 90,66 Blei 9,34 Sauerstoff enthält. Feinere M. kann man auf ähnliche Weise aus Bleiweiß darstellen. Es ist ein scharlachrothes, schweres Pulver, welches in der Rothglühitze Sauerstoff abgibt u. in gelbes Dryd übergeht; mit concentrirter Salpetersäure übergossen, wird es unter Hinterlassung von braunem Hyperoxyd zersezt, mit Salzsäure entwidelt es Chlor, mit Schwefelsäure Sauerstoff. Die M. ist leicht zu erkennen an ihrer Schwere, ihrem äußeren Ansehen u. dadurch, daß sie vor dem Löthrohre auf der Kohle zu einem schön dunkelgelben Glase schmilzt, unter Brausen zu metallischem Blei reducirt wird u. hiebei die Kohle grünlichgelb beschlägt. Sie dient als Farbstoff, zu seinen Gläsern, Glasuren ic. und in der Arzneikunde äußerlich als Zusatz bei Bleisalben u. Bleiceraten.

C. Arendts.

Mennoniten, eine anabaptistische Sekte, so genannt nach Menno Simons, geboren zu Witmarsum in Friesland 1496, gestorben 1561 zu Odeslohe im Holsteinischen, der 1524 in den katholischen Priesterstand trat, diesen aber 1536 wieder verließ. Nach gewaltsamer Unterdrückung der Wiedertäufer (s. d.) sammelte M. die zerstreuten Haufen, u. seiner unermüdeten Thätigkeit gelang es, dieselben in Westphalen, den Niederlanden, bis nach Plesand zu verbreiten; er gab ihnen eine bestimmte Verfassung und verwandelte den Fanatismus der Wiedertäufer in eine stille Zurückgezogenheit: sie sollten eine wahre Gemeinschaft der Heiligen, wie die ersten Christen, bilden. Sie verwarfen die Kindertaufe und, wie die ängstlichen Christen der ersten Jahrhunderte, auch Klagen vor Gericht, Eid, Krieg und Ehescheidung, den Fall des Ehebruchs ausgenommen. Aber noch bei Lebzeiten Menno's zerspalteten sie sich über die Strenge des Bannes in Feine (Fläminger) und Grobe (Waterländer), und wegen der Gnadenwahl in calvinisch und arminianisch Gesinnte. Die Parteien excommunicirten sich gegenseitig; die von einer zur andern Uebertretenden wurden nochmals getauft.

Menologium, in der griechischen Kirche der Name für Martyrologium (s. d.).

Menon, Jacques François, Baron de, französischer General, ein bereiteter u. charakterfester Deputirter des Adels von Touraine bei den Reichsständen von 1789, zog als *Maréchal de camp* gegen die Vendée, stillte nach dem 9. Thermidor den Aufruhr in der Vorstadt St. Antoine und erhielt dafür den Oberbefehl über die Armee des Innern (1795). Als er sich weigerte gegen die Sectionen zu marschiren, ward er angeklagt, aber durch Bonaparte's Vermittelung freigesprochen. Er folgte diesem nach Aegypten u. übernahm nach Klebers (s. d.) Tode den Oberbefehl. M. starb 1810 als Generalgouverneur von Venedig.

Mensch, der, (homo) gehört in naturwissenschaftlicher Beziehung zur Classe der Wirbel- und Säugethiere und bildet für sich allein die Gattung der Zweihänder. An intellectueller Fähigkeit aber überragt derselbe alle Geschöpfe der Erde und besitzt durch seine vollendete unsterbliche Seele Freiheit des Willens, Vernunft und Sprache, so wie durch seine feine Organisation Kunstfertigkeit, vermöge welcher er durch das, ihm von der Schöpfung gegebene, Material eine neue Welt um sich schafft und vollendet, was Gott ihm zur Vollendung überließ. Seiner ursprünglichen Gestaltung, wie sie ihm die Hand des Schöpfers verlieh, blieb der M. getreu, darum gibt es auch nur eine M.en-Species. Lebensart, Cultur und klimatische Verhältnisse änderten bloß die äußere Gestaltung und Farbe des Körpers und den Grundtypus der Gesichtszüge, woraus denn die verschiedenen M.en-Racen und Rationalitäten hervorgingen (s. unten). Der M. lebt unter jedem Himmelsstriche. Seine erste und naturgemäße Nahrung dürften, dem Zahnbaue nach, Vegetabilien gewesen seyn; nun aber genießt er natürliche und künstliche Speisen aus allen drei Naturreichen. Nur sehr wenige Völker gehen nackt, die meisten bekleiden sich. Alle M.en lieben Geselligkeit; sie verbinden sich darum unter einander zu Familien, Gemeinden und Völkerschaften. Als unterscheidende Merkmale des M.en von den Thieren betrachtet der Naturforscher: die beiden Hände, die sich von den Füßen durch getrennte, längliche, vereinzelt

bewegliche und den andern Fingern entgegenstellbare Daumen unterscheiden; die beiden Füße, die ausschließlich mit der ganzen platten Sohle bis zur Ferse auf-treten; die Waden, welche kein Säugethier so hat; der schöne Schenkelbau, der die aufrechte Stellung begünstigt; das in eigener schlanker Biegung aufsteigende Rückgrat; die Stellung der Schulterblätter u. der vorderen Extremitäten; die unteren verticalen Schneidezähne und das hervorspringende Kinn; das Denkvermögen, die Willensfreiheit, das Erkennen eines Ueber sinnlichen, des Rechts und der Sitte. In Hinsicht seines innern Lebens unterscheidet sich der M. wenig von den übrigen Säugethieren, mehr aber in Ansehung seines Beziehungslebens zur Außenwelt. Sein Gefühlsinn steht auf der höchsten Stufe der Ausbildung und ist besonders in seiner Hand concentrirt. Die Organisation, Lagerung und Richtung seines Auges gewährt ihm nach den verschiedenen Richtungen hin eine größere Ausdehnung seines Gesichtes. Sein Sehvermögen ist ein weit bestimmteres, als das der übrigen Thiere, wenn gleich mehrere der letzteren weiter in die Ferne sehen. Eben so ist sein Gehörsinn viel entwickelter, als jener der Thiere, wenn derselbe gleich von mehreren der letzteren an Schärfe übertroffen wird. In Hinsicht auf die Schärfe des Geschmackes und Geruches steht der M. den Thieren nach, dagegen sind diese beiden Sinne bei ihm weit verfeinerter und haben eine weitere Ausdehnung, als die, welche mit den organischen Vorrichtungen in Verbindung steht. Sämmtliche Sinne, in ihrer Gesamtheit betrachtet, zeichnen sich durch ihre große Harmonie und gleichförmige Entwicklung bei dem M.en besonders aus. Weniger lebhaft äußern sich die Naturtriebe beim M.en, als bei den Thieren, denn sie werden bei ihm durch die Vernunft moderirt, während dieselben bei den letzteren bloß unter der Herrschaft des Instinktes stehen. In dieser Fähigkeit der Beherrschung der Sinnlichkeit liegt einer der größten Vorzüge des M.en. Gleichwie die Sinneswerkzeuge des M.en eine außerordentliche Feinheit und Zartheit besitzen, so steht auch ihr Centralorgan, das Gehirn, auf der höchsten Stufe der Ausbildung und treffen wir das Denkvermögen, den Effect der äußeren Eindrücke und inneren Wahrnehmungen, als vorzüglichstes Unterscheidungszeichen zwischen M. und Thier. Auf Seite der Thiere, wo die Bildungsthätigkeit und die Bewegungsapparate ungleich produktiver und kräftiger sind, findet man dagegen das Rückenmark hervortretender. Der Ausdruck der Empfindungen u. des Verlangens geschieht beim M.en mittelst der Sprache, beim Thiere durch bloße Actionen des Körpers und unartikulierte Laute. Ein weiteres Unterscheidungsmoment liegt in der Art und Weise des Körperbaues, bezüglich des Ganges u. der Stellung, vermöge deren der M. ausschließlich zweifüßig ist und ihm allein der Charakter der Verticalität zukommt. Hochgestellt ist der M. vor dem Thiere besonders auch in Bezug auf die Zeugung. Er wird nicht, wie dieses, zu gewissen Zeiten zur Vergattung getrieben, sondern es ist dieß bei ihm ein Akt der freien Willkür, Folge und Aeußerung inniger Zuneigung, glühendster Leidenschaft zu einem Individuum des andern Geschlechtes, dessen Zweck nicht die blinde Befriedigung eines sinnlichen Naturdranges, sondern innige Vermischung und Procreation von Nachkommen ist. Auch in der Kinderliebe überwiegt er das Thier bei Weitem, indem diese bei ihm sich nicht bloß auf die Ernährung und Erziehung seiner in außerordentlich Schwäche u. Wehrlosigkeit geborenen Kinder bis zur Möglichkeit ihres selbstständigen Fortlebens, sondern auf das ganze Leben und sogar meist noch, in progressiver Steigerung, auf die Enkel überträgt. Es gehört die durch das Band der Ehe geheiligte Geschlechtsliebe zu den schönsten moralischen Tugenden des M.en, insofern derselbe sich über das Thier erheben will; es gehört deren Entsagung — der kirchliche Eölibat (s. d.) — zu den schwersten und verdienstlichsten Opfern, die der M. einer geheiligten Sache zu bringen vermag. So wie sich der M. vor den Thieren durch das Bewußtseyn aller seiner geistigen und förperlichen Zustände auszeichnet, ist er auch noch so glücklich, sich zum Begriffe der Endlichkeit seines irdischen und der Fortdauer seines geistigen Lebens, der Unsterblichkeit und Verantwortlichkeit seiner Seele zu erheben und hierin einen

Leistern seiner Handlungen vor sich zu sehen. — Im Vergleiche mit anderen Säugethieren erreicht der M. ein sehr hohes Lebensalter (s. d.). Die physische Gestalt der, mit allen Eigenschaften körperlicher und geistiger Vollkommenheit aus der Hand des Schöpfers hervorgegangenen, Menschen hat durch Einwirkung verschiedener Verhältnisse u. durch Naturspiel mannfache u. in ihrer äußern Gestalt bestimmte und auf die Nachkommen vererbte Modificationen angenommen, so daß nach Blumenbach's Eintheilung fünf, wieder in einzelne Unterarten zerfallende, Menschenvarietäten sich gebildet haben: 1) die kaukasische Race mit kugeligem Kopfe, ovalem Gesichte, mehr senkrechter Gesichtslinie, flacher Stirne, leicht gebogener schmaler Nase und kleinem Munde, weichen Lippen, senkrechten u. aneinanderstoßenden Zähnen, rundlichem Kinn und hohen Brüsten, weißer Haut, rothen Wangen, blauen oder braunen Augen, blondem bis rußbraunem, langem und weichem Haare. Sie bewohnt die den Alten bekannte Welt und hat wohl ihren Ursitz zwischen dem schwarzen Meere und dem Kaukasus, wo eben noch jetzt die schönsten Menschen (Georgier, Circassier, Mingrelier etc.) wohnen, gehabt und scheint sich von da über Persien, Indien, Arabien, Nordafrika und ganz Europa, Lappland ausgenommen, sich ausgebreitet zu haben. In Kunst und Wissenschaft hat sie es am weitesten gebracht. Die alten Griechen u. Römer, die heutigen Italiener, Schweden, die Deutschen, die Franzosen, die Engländer, Polen, Kosaken, Perser gehören zu dieser Race. 2) Die mongolische Race mit vierkantigem Kopfe, breitem, flachem, gleichsam niedergedrücktem Gesichte, platter und breiter Stirne, vorstehenden Augen, großen Ohren, kurzer und stumpfer Nase, enggeschlitzten, dicken Augenlidern, stroffem, schwarzem aber sparsamem Haare und eigens gewölbter Kinnlade, weißgelber Hautfarbe, kleinem und leichtem Körper, ist die zahlreichste auf der Erde und begreift die übrigen Asiaten, in Europa die Lappländer und im nördlichen Amerika die Eskimo's in sich. In Kunst und Industrie ist sie in vieler Beziehung noch unerreicht. 3) Die äthiopische Race ist affenartig, hat schmalen, beiderseits eingedrückten, hinten vorstehenden Kopf, kugelige Stirne, nach vorne vorstehende Wangenknochen, dicke, mit den Kinnbacken rüffelartig vorstehende Nase, schmale Kinnladenwand, schief hervorstehende Oberzähne, wulstige Oberlippe und zurückstehendes Kinn, krauses, wolliges und ganz kurzes, mehr oder weniger schwarzes Haar. Ihre Heimath ist Mittel- und Südafrika. Die schönsten bei ihr sind die Zulah's, die häßlichsten die Hottentotten, Bosjemans oder Buschmänner von braungelber Farbe. Die affenähnlichsten sind die Hottentotten. 4) Die amerikanische Race. Diese ist charakterisirt durch kurze Stirne, tief liegende Augen, eine etwas stumpfe, aber vorstehende Nase, breites Gesicht mit vorstehenden Wangenknochen u. markirte Züge, ungeschlachten, untersehten Rumpf, schwachen und ausgerauten, wie bei den Chayma's, oder sehr starken Bart, wie bei den Chapatens, Babilais und Patagonen, lothfarbige oder zimtbraune, auch schwarze Hautfarbe, schlichtes u. straffes Haar und schönen Körperbau. Die nördlichen Stämme sind meist wild, grausam und Menschenfresser, die südlichen ebenfalls, aber meist stupid. 5) Die malaische Race hat mäßig schmalen Kopf, etwas angeschwollene Stirne, starke, breite und an der Spitze dickere Nase, großen Mund, vorstehenden Oberkiefer, schwarzes, lockiges, dichtes und glänzendes Haar, braune oder gelbe Hautfarbe. Varietäten: die eigentlichen Malaien auf Sumatra, Java, Timor, sind gebildet und zum Theil noch frei; die Neuholländer ganz wild, affenartig gestaltet, mit violett-schwarzem Rachen und ebenso gefärbter Zunge; die Papus, schwarz und negerartig; die Südsee-Insulaner, schön von Körperbau, aber Menschenfresser und wild, dabei artig, lustern, schlau und bildungsfähig, häufig tättowirt; die Weiber der Neuseeländer sind plump, häßlich, die Malaiinnen sehr schön und verführerisch, davon abstammend die Zigeuner. In der Erfahrung hat sich nie gezeigt, daß eine dieser Racen durch Versehung in einen andern Welttheil sich verändert habe, jedoch einzelne Ausartungen hat man beobachtet. Ebenso zerfielen allgemeine Menschenstämme in besondere, die sich durch besondere

Eigenthümlichkeiten von einander unterscheiden. Naturell und Physiognomie der Men verändern sich geographisch bemerkbar, je nach der Annäherung zum Aequator, wo ein allmählig stärkeres äußeres Hervortreten der Sinneswerkzeuge, eine vermehrte Zunahme des schwarzen Pigments der Haut u. der Augen, so wie ein üppigeres Wachsthum der Haare und gesteigerte Sinnlichkeit und Leidenschaftlichkeit überhaupt, allgemein sind. Vier Abarten der Europäer gibt es nämlich: die Kreolen, die Mulatten, die Terzeron's und die Quarteron's (s. dd.). Dazu kommen noch manche Spielarten, die auch besonders benannt werden. Absolut ist übrigens das Produkt der verschiedenen Verpaarungen nicht, da es öfter vorkommt, daß die Nachkommen, je nach dem Geschlechte, bald der Race des Vaters, bald der Mutter nachschlagen. Eigenthümliche individuelle, nicht nothwendig vererbare, Abweichungen sind die auf Pigmentmangel oder ungewöhnliche Pigmentfärbung beruhenden. Dahin gehören: die ganz pigmentlosen Men, die sogenannten Kakerlaken oder Albinos (s. dd.); die mit rothem Pigmente s. g. Rothhaarigen, eine häufige u. gewöhnliche Erscheinung; ebenso die mit schwarzem Pigmente, Schwarzhhaarigen, mit sehr dunkelgefärbter oder theilweise gefleckter Haut u. s. w. *u.*

Menschenkenntniß ist im Allgemeinen Kenntniß des Menschen überhaupt; dann aber versteht man im engeren, gewöhnlichen Sinne darunter die Kenntniß des Menschen nach seiner individuellen Verschiedenheit, als besonderen Theil der Anthropologie (s. d.). Die M. ist unerläßliche Bedingung der Lebensklugheit. Um diese Kenntniß sich zu erwerben, sind erforderlich: ein durch Uebung geschärfter Beobachtungsgeist u. Scharfsinn; Freiheit von allen Vorurtheilen und Lieblingsmeinungen; anhaltendes Studium des Menschen überhaupt u. der Charaktere besonders. Vgl. Krügge, Ueber den Umgang mit Menschen, Hannover 1822, 2 Bände, 10. Aufl., mit Zusätzen von F. B. Wilmsen, 1824, 4 Thele.; Engel, Philosoph für die Welt, Leipzig 1788, 2 Thele.; Gutmann, Menschenkenner 2c., Halle 1827; Handbuch zur Weisheit, M. und Lebensphilosophie, Hamburg 1827.

Menschenraub (Plagium) heißt sich einer Person widerrechtlich bemächtigen, in der Absicht, nach seinem (des sich Bemächtigenden) Willen über dieselbe zu verfügen, was entweder an einer Person, welche einwilligen nicht fähig ist, oder nicht einwilligen will, durch Anwendung von List, oder mittelst förmlichen Diebstahls geschehen kann. Der Zustand, den die römischen Gesetze vorzüglich vor Augen haben, ist Sklaverei; doch ist der M. darauf nicht beschränkt. Außerdem gehören hieher: gewaltsame Gefangenhaltung (z. B. Behufs der Erlangung eines Lösegeldes), Versetzung in ein Kloster, als Colonist unter eine auswärtige Colonie, unter das Militär (Plagium militare), zum Schiffsdienste, zu irgend einer, von dem Geraubten mit selbst gewählten Dienstbarkeit, Stand, Lebensart, Religion, daher der Raub der Kinder, z. B. zum Abrichten für Gaukler, Seiltänzer, Schauspieler 2c. oder, um sie statt anderer Kinder unterzuschieben (Kinderdiebstahl, Kinderraub). Versetzung in Sklaverei ist im römischen Rechte mit der Todesstrafe bedroht; jetzt wird bloß willkürliche Strafe nach der Größe der angethanen Gewalt, des zugefügten Schadens und der Gefahr, nach der Dauer der Freiheitsberaubung und nach der Absicht des Raubers, in den schwersten Fällen lebenslängliches Zuchthaus erkannt.

Menschenrechte. Die Rechte des Einzelmenschen, als solchen u. als Wurzelgliedes der Menschheit, können nur verstanden werden, wenn man sie zurückführt auf das Eine u. ganze Recht des Einzelmenschen, das man wegen seiner Begründung in der Vernünftigkeit, d. h. Persönlichkeit, auch das Eine Ur- oder Grundrecht der Persönlichkeit oder der Menschheit nennt. Dieses ist nur bestimmbar durch die ewige Idee des Menschen und durch alle in der höheren Einheit dieser Idee begriffenen Verschiedenheiten des Menschenlebens, z. B. der Race, Volksthumlichkeit, Alter, Geschlecht 2c. Hiernach ergeben sich denn sämtliche freie Bedingnisse der Verwirklichung der Idee oder Bestimmung des Einzelmenschen überhaupt als ebensovielen einzelne Urrechte, die wir in folgender Darstellung kurz auführen: 1) Das Recht auf das Leben, welches in dem Anspruche auf persö-

liche Subsistenz oder Selbsterhaltung, oder besser in dem Rechte auf vollen Bestand der Persönlichkeit besteht. Dieses Recht begreift namentlich in sich: a) das Recht auf Leben, b) das Recht der Selbstvertheidigung u. Selbsthilfe, d. h. das Recht auf äußeren Frieden oder auf persönliche Sicherheit und auf die Nothwehr. 2) Das Recht auf volle Wirksamkeit u. stete Vervollkommnung des ganzen Menschen in körperlicher u. geistiger Beziehung. 3) Das Recht auf Ehre oder volle Geltung der Menschenwürde, weil in der Gottähnlichkeit der Vorzug des Menschen vor allen anderen Wesen besteht. 4) Das Recht der Gleichheit in Bezug auf das Rechtsprinzip, welche nur als vernünftige Gleichheit im Geseze vollen Werth hat. 5) Das Recht der Race, welches jede Hauptaristokratie aufhebt. 6) Das Recht der Volksthümlichkeit, welches die gesammte leibliche und geistige Anlage eines Volkes umfaßt. 7) Das Recht des Lebensalters, wie es der Selbstwürde und Schönheit eines jeden Lebensalters gemäß ist in Beziehung vorzüglich auf Erziehung u. Unterricht. 8) Das Recht in Rücksicht auf Geburt u. Tod, woraus sich die Forderung rechtlicher Berücksichtigung der noch Ungeborenen u. sogenannten Posthumi und der lehtwilligen Verfügungen ergibt. 9) Das Recht in Rücksicht der Vollkommenheit u. Gesundheit des Körpers u. Geistes, des Familienstandes, des Staatsverbandes, des Berufsstandes u. der gesammten Individualität eines Subjektes. 10) Das Recht der Freiheit, vermöge dessen sich der Mensch im Denken, Fühlen u. Handeln nach den Zwecken der Vernunft selbst bestimmen darf. 11) Das Associationsrecht im eigentlichen Sinne. 12) Das Recht auf u. an Sachen. Dieß sind im Allgemeinen die Rechte eines jeden Menschen, durch deren Handhabung sich eine feste Gränze ziehen läßt gegen maßlose Willkür von Oben, zumal von Seiten des Staates, die man so oft geradezu zum Principe hat erheben wollen, gleich als ob der einzelne Mensch nur für den Staat da wäre, anstatt daß umgekehrt der Staat nur die gesellschaftliche Einrichtung der Menschen für das Recht ist. Nur dadurch erhellt die Richtigkeit der Behauptung, die bis heute, von übrigens noch so entgegengesetzten Seiten her, bald mehr, bald minder offen ausgesprochen wurde: daß jedes Recht des einzelnen Menschen unbedingt dem Staatsrechte weichen müsse u. daß jeder erdenklichen Einschränkung der Einzelrechte durch den Staat nur ein blind leidender Gehorsam der Einzelnen entgegengesetzt werden dürfe. Vergl. Röder, „Grundzüge des Naturrechtes u. der Rechtsphilosophie, Heidelberg 1846.

M. M.

Menstruation, Regeln, monatliche Reinigung, heißt die beim mannbaren Weibe alle 4 Wochen wiederkehrende Blutauscheidung aus den inneren Geschlechtstheilen. Sie tritt in unserem gemäßigten Klima ungefähr um's 16. Lebensjahr ein; früher bei Städterinnen, als bei Landbewohnerinnen; früher bei verweilichender, sitzender Lebensweise, bei früh aufgeregtem Geschlechtsstribe, später bei Solchen, die viel in freier Luft sich befinden oder anstrengende körperliche Arbeiten verrichten; im Allgemeinen tritt die M. in heißeren Klimaten um einige Jahre früher, dagegen in kälteren später ein. Ihr erstes Auftreten ist häufig, besonders bei verweilichender Lebensart, von krankhaften Erscheinungen begleitet, die auch bei jedem neuen Eintritte der M. wieder statt haben können. Die M. dauert 3—5 Tage oder auch länger u. kehrt am 29. Tage wieder, zuweilen früher, ja bei vielen Individuen schon nach 3 Wochen oder auch später. Tritt Empfängniß ein, so bleibt die M. aus, oder kehrt nur in den ersten Monaten der Schwangerschaft wieder, meist in geringerem Grade u. mit kürzerer Dauer; erst nach vollendetem Wochenbette oder bei selbststillenden Müttern meist erst nach Beendigung des Säugungsgeschäftes tritt sie auf's Neue ein. Auch während heftiger Krankheiten bleibt die M. gewöhnlich aus u. kehrt erst wieder nach völliger Genesung; ebenso bleibt sie aus in Folge erschöpfender Krankheiten, bei gestörter oder ganz gehemmter Ernährung. Störungen der M. in Folge von Diätfehlern, Verfälschungen, Gemüthsbewegungen zc. sind meist von großem Einflusse auf das Allgemeinbefinden u. häufig die Ursache von mancherlei Gesundheitsstörungen. Auf naturgemäße Weise hört die M. ganz auf in den Jahren der erlöschenden Zeit.

gungsfähigkeit, also in unsern Klimaten ungefähr um's 45. Lebensjahr, so daß 30 Jahre als der Zeitraum der M. bei jedem Individuum betrachtet werden können; früher hört die M. in den heißen Zonen auf. — Das ausgeschiedene Blut ist von eigenthümlicher Beschaffenheit: schwarz, schmierig, zähe u. stockt nicht; die Menge des in jeder einzelnen M.s-Zeit ausgeschiedenen Blutes ist, nach der Individualität, sehr verschieden, beträgt aber gewöhnlich nur wenige (3—12) Unzen. Bei den Thieren gibt es keine M.; es kann nur allenfalls der bei einigen Säugthieren während der Brunnzeit statthabende, schleimige, bisweilen blutstrieimige Ausfluß aus der Scheide für ein sehr entferntes Analogon derselben angesehen werden.

E. Buchner.

Mensur (Maß) 1) die gehörige Entfernung der Fectenden von einander. Sie wird dadurch gemessen, daß einer der Fectenden seine Waffe und seinen Arm so weit ausstreckt, als er kann, und wird als genommen erkannt, wenn er mit seiner Waffe seinen Gegner ganz und gar erreichen, diesen also vermunden kann. — 2) In der Musik theils Zeitmaß, theils das mathematische Verhältniß der Töne. Die Instrumentenmacher nennen M. die Bestimmung der richtigen Länge der Saiten vom Stimmstocke bis zum Stege auf Saiten-Instrumenten und Clavieren; dann das symmetrische Verhältniß der Bauart, und beim Orgelbau ein gewisses Maß zur Ermittlung der Länge und Weite der Pfeifen bei einem gegebenen Tone. — 3) In der Tanzkunst ist M. das Schrittmaß oder die Entfernung der tanzenden Personen von einander, auch die Bestimmung der Entfernung, in welcher Hände und Füße sich von einander und vom Körper befinden müssen. — 4) In der Skulptur das Maß, nach welchem die Theile des Modells mit Zirkel und Bleiloß auf den Block aufgetragen werden.

Mensuralgesang, **Mensuralmusik**, **Figuralmusik** (*musica mensuralis*), hat den Namen von den dabei angewendeten Figuren, einer Gattung Noten, schreibt sich aus alter Zeit her und ist, im Gegensatz der *musica plana* oder *cantus planus*, ein nach langen und kurzen Zeittheilen abgemessener Gesang, d. i. er bestand nur aus Tönen von zweierlei Dauer, lange und kurze auf lange und kurze Sylben. Nach Einigen soll er schon im 7. Jahrhundert in der römischen Kirche gebräuchlich gewesen, nach Anderen von dem um 988 verstorbenen englischen Mönche Dunstan erfunden seyn. Da er aber die Notenschrift voraussetzt, so muß er wohl in einen späteren Zeitraum fallen (s. Noten). Er heißt daher der alte M., zum Unterschiede von dem neuen, den Franco von Köln (s. d.) erfunden haben soll, u. der unser Figuralgesang ist, welcher, als bloßer oder von Instrumenten begleiteter Gesang, streng im Takte vorgetragen wird, worin die einfachen Töne verziert (figurirt) u. ihre Länge u. Kürze nach Noten von ganzen Takten bis zu 64stel Noten verändert werden.

Mentor, Sohn des Alkimos und Freund des Odysseus (s. d.). Minerva nahm M.s Gestalt an, um Telemach auf seiner Fahrt zu dem sandigen Pylos zu geleiten. — Fenelon in seinem *Telemaque* hat diesen Charakter auf jede Weise ausgeschmückt, und von ihm erst schreibt sich der Gebrauch der sprichwörtlichen Lebensart, „ein weiser M.“ für einen klugen Führer und Rathgeber her.

Mentschikow (Alexander, Fürst von), russisch = kaiserlicher General-Feldmarschall, geboren 1674, war der Sohn eines armen Mannes aus Litthauen, der ihn frühzeitig zu einem Pastetenbäcker nach Moskau brachte. Diesem mußte er seine Waare oft auf den Schloßhof tragen, wo ihn der Czar Peter der Große bemerkte und wegen seiner Schönheit und guten Laune bald zu seinem Leibpagen machte. Um sich in seiner Gunst zu befestigen, legte sich M. fleißig auf die Staats- u. Kriegswissenschaften, wodurch er Petern u. seinen Nachfolgern gleichsam nothwendig wurde. Durch seinen Fleiß und seine Talente wurde er bald ein geschickter Staatsmann u. in dem Kriege des Czaren mit Karl XII. legte er mehrere Proben seines Muthes und seiner Kriegskennnisse ab. Bald gelangte er zu den höchsten Ehrenstellen und wurde zum Fürsten oder Knees, zum Feldmarschall, zum ersten Rathsherrn u. Ritter der russischen Orden ernannt. Wer vom Czaren Etwas zu fürchten oder zu hoffen hatte, der wandte sich an ihn. Um seinem Geize und

seiner Eitelkeit zu schmeicheln, machte ihn der deutsche Kaiser zum Reichsfürsten und Herzog von Kassel in Schlessen, und die Könige von Dänemark, Polen und Preußen ernannten ihn zum Ritter ihrer Orden und verbanden damit ansehnliche Jahrgelalte. Nach Peters Tode den 8. Februar 1725 zwang er den Senat zur Wahl Katharinens, der Wittve Peters. M. war ehemals ihr Liebhaber gewesen, hatte sich noch immer in ihrer Gunst zu erhalten gewußt u. ihre Regierung war im Grunde die seinige. Als auch sie im Mai 1727 gestorben war, so suchte er seine Tochter Maria mit Katharinens Nachfolger, Peter II., zu vermählen und er war der Ausführung seines Planes nahe, als sein Sturz erfolgte. Der junge Kaiser Peter wurde seines lästigen Aufsehers müde; man brachte mehre Beschuldigungen gegen ihn vor, er fiel in Ungnade und im September 1727 brachte man ihn nebst seiner ganzen Familie nach Vereson am Flusse Oby. Hier baute er sich ein Haus, verbesserte seine Umstände durch Industrie und starb den 23. November 1729. Seine Tochter Maria starb noch vor dem Vater, ebenfalls in der Verweisung, an den Blattern. M. war in seiner Jugend von einnehmender Schönheit und immer guter Laune. Eitelkeit und Geiz waren seine größten Fehler.

Menu, der Gesetzgeber Indiens, war, den Braminen zufolge, ein Sohn der Sonne, ein Baiswata, mit dem Zunamen Satyawrata, und zu seiner Zeit ereignete sich die große Ueberschwemmung. Das erste Purana, welches Bhagawat genannt wird, erzählt dieses Ereigniß, jedoch sehr poetisch ausgeschmückt. Die Engländer halten Nu und M. für denselben Namen, und in Folge dessen — da Nu Noah heißt — M. für Noah. Ein uraltes Buch, älter als Bhagawat — es führt den Namen Suwambhuwa M. — ist nicht von M. selbst geschrieben, sondern von Bhrighu, einem heiligen Manne oder Halbgott, welcher in demselben den Menschen offenbarte, was M. ihm u. anderen Heiligen auf seine Bitte erzählt habe. — M. ist übrigens auch eine große Zeitepoche der Indier, welche in ihre mystischen Rechnungen auf das Innigste verwebt ist; die Menschwerdungen oder Awatera's nehmen nach den vier Zeitaltern ab: vier davon fallen in das erste, drei in das zweite, zwei in das dritte u. eine in das vierte Zeitalter. Dieses letzte wird jetzt noch erwartet, in ihm wird Wischnu seine zehnte Sichtbarwerdung feiern, als weißes Himmelsroß erscheinen, die Erde durcheinander treten, und sie zur Wiedergeburt vorbereiten.

Menuet (französisch), ein bekannter Tanz voll Ernst und Anstand, oder ein mäßiges, zur Tanzausführung eingerichtetes Tonstück im $\frac{3}{4}$ Takt, gewöhnlich mit zwei Reprisen von 8 Takten. Die anfänglich langsame Bewegung wurde indess nach und nach immer schneller genommen, und Beethoven endete damit, daß ein Tempo di minuetto (noch gegenwärtig eine die Tanzbewegung in der ursprünglichen M. andeutende Vorzeichnung), ein Presto oder Prestissimo geworden ist und die Benennung dieser Taktart richtiger Scherzo seyn möchte. Man nennt als Erfinder der M. den Tonsezer Lully († 1687) unter Louis XIV.; nach Brossard aber war es ein französischer Nationaltanz aus Poitou. Berühmt als Tonstück ist die M. von Mozart im Don Juan.

Menzel, 1) Johann Daniel, österreichischer Generalfeldwachmeister und Chef über ein ungarisches Husaren-Corps, eines Barbiers Sohn aus Leipzig, geboren daselbst 1698, entließ schon im 13. Jahre seinen Eltern, trat in der Folge in sächsische, dann in polnische, russische u. endlich 1740 in österreichische Kriegsdienste, wo er bald den genannten Charakter erlangte, weil er in dem österreichischen Successionskriege der Königin Maria Theresia, besonders in Bayern und Lothringen, sehr wichtige Dienste leistete und überall mit seinen Husaren Furcht u. Schrecken verbreitete. Seine Thaten bestehen in lauter Streifzügen, Plünderungen, Rekognoscirung der Feinde, plötzlichen Ueberfällen, Eintreibung der ausgeschriebenen Contributions- und Brandschatzungsgelder und kühnen Unternehmungen, wobei selten eine, auf wahre Kriegsregeln gegründete, Ueberlegung beobachtet wurde. M. war unmenschlich und grausam aus Charakter und Sittenlosigkeit, setzte sich über alle Geseze des Kriegs und des Völkerrechts hinweg und erkannte beinahe

keine Autorität über sich. Er setzte seine räuberischen und mordbrennerischen Unternehmungen fort, bis er 25. Juni 1744 bei Stockstadt am Rheine von einer feindlichen Kugel getödtet wurde. In der Kirche zu Gernsheim im Darmstädt'schen, wo er beigesetzt wurde, ließ ihm seine Gemahlin ein prächtiges Denkmal errichten. — 2) M., Friedrich Wilhelm, geboren 1726, war um 1750 geheimer Sekretär im Cabinet zu Dresden, verrieth dem dortigen preussischen Gesandten, von Malzan, gegen Geld die geheime Correspondenz mit Oesterreich und Rußland, um Preußen zu verderben. Während der Reise Augusts III. nach Warschau ward er durch den Generalleutnant von Spörken entdeckt. M. ward auf der Flucht in Prag festgehalten, erst nach Brünn u. 1763 auf den Königstein gebracht, wo er Anfangs in Ketten, später in erleichterter Haft bis zu seinem Tode 1796 gefangen gehalten wurde. — 3) Karl Adolph, geb. 1784 zu Grünberg in Schlesien, studirte in Halle; Professor, Consistorial- und Schulrath in Breslau, ein gründlicher und geistvoller Gelehrter, mit historischem Talente, sittlichem Gefühl, Redlichkeit der Gesinnung und gesundem Urtheile ausgestattet, ein thätiger Geschichtschreiber, der seine Thätigkeit besonders der deutschen Geschichte zugewendet und hier, besonders das religiös-kirchliche Leben als skeptischer Indifferentist betrachtend, manches früher Entstellte in seinem wahren Lichte gezeigt hat. Geschichte der Deutschen, Breslau 1815 — 23, 8 Bde.; Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte, daselbst 1826—48, 12 Bde. — 4) M., Wolfgang, geboren 1798 zu Waldenburg in Schlesien, studirte (1814—18) in Breslau, dann in Jena und Bonn Philosophie, Geschichte und Philologie, begab sich 1820 in die Schweiz, ward Professor in Aarau, legte dieses Amt 1825 nieder, ging dann nach Heidelberg und hierauf nach Stuttgart, wo er die Redaktion des dem Morgenblatte beigegebenen Literaturblattes übernahm, die er noch führt. 1833 wurde er auch Mitglied der württembergischen zweiten Kammer. Als Dichter und Geschichtschreiber tritt M. allem Gemeinen und Undeutschen in den Weg; minder fein ist dagegen sein Ruhm als Kritiker. Einseitigkeit, Schroffheit, mitunter Grobheit leiten hier oft seine Feder; wo ihm ein tieferes Eingehen in die Sache nicht nöthig scheint, oder eben nicht gefällig ist, spricht er kurz ab u. sucht sich den Gegner mit einigen barschen Worten vom Halbe zu schaffen; auch beschuldigt man ihn, daß er in Nothfällen selbst schon zur Denunciation seine Zuflucht genommen habe. Man hat von ihm: Streckverse, Heidelberg 1823; Voss und die Symbolik, Stuttgart 1825; Geschichte der Deutschen, Zürich 1824—25, 3 Bde; Moosrosen, Taschenbuch für 1826, Stuttgart 1826; Die deutsche Literatur, ebend. 1827, 2 Thle., 2. Aufl. 1836, 4 Thle.; Rübezahl, ebend. 1829; Narcissus, ebend. 1832 u. 34; Reise nach Oesterreich, ebend. 1833 u. Geschichte der Deutschen in Einem Bande, ebend. 1834, 4. Aufl. 1843; Geist der Geschichte, ebend. 1835; Reise nach Italien, ebend. 1835; Europa im Jahre 1840, ebendasselbst 1835; Mythologische Forschungen und Sammlungen, ebend. 1842 u. a.

Menzikow (Alexander), s. Mentischikow.

Mephistopheles, s. Teufel u. Faust (Doktor Johann).

Mephitisch nennt man im engeren Sinne den Geruch des angezündeten Schwefels, im weiteren aber jede Anhäufung überlicchender, durch Fäulniß entstandener oder schädlicher Dünste. Das Wort kommt aus dem Lateinischen, wo Mephitis die Göttin der schädlichen u. pestilenzialischen Dünste der Erde war, d. h. diese abhalten sollte.

E. Buchner.

Meran, am Zusammenflusse des Pisserbaches mit der Etsch, kleine, aber durch ihre schöne Lage u. ihr günstiges Klima höchst anziehende Stadt im Bozener Kreise der Grafschaft Tyrol. Die Luft ist so rein und mild, daß die Brustkranken häufig hier Aufenthalt nehmen und Heilung suchen. Unter den Gebäuden der Stadt zeichnet sich vor allen die gothische Pfarrkirche, von 1310—35 erbaut, aus, deren Thurm der höchste in Tyrol ist. Auch die Spitalkirche mit einem herrlichen Portale ist sehenswerth. Das alte Kelleramt, einst Sitz der Landesfürsten,

wenn sie sich in M. aufhielten, ist jetzt Eigenthum des Fürsten von Thurn und Taxis. In der Kapelle dieses Hauses wurde Margaretha die Maultasche mit Ludwig dem Brandenburger getraut. Von Behörden u. Anstalten findet man in M. ein k. k. Land- u. Criminalgericht, ein Taxisches Rentamt, ein Gymnasium, das von den Benedictinern aus Marienberg besorgt wird, eine Normalhauptschule, einen Musik- u. einen Leseverein. Klöster: Kapuziner, englische Fräulein. 2400 Einwohner, vortrefflicher Wein- und Obstbau. Die Umgebungen M.s sind nach allen Seiten hin interessant, und einen besondern Reiz verleihen ihnen die vielen Edelschlösser. Allein von der Passerbrücke aus erblickt man deren 17. Den ersten Rang unter ihnen behauptet die Burg Tyrol, das römische Teriolis, von welcher das ganze Land seinen Namen hat. Sie thront eine Stunde nördlich von M., drei Thäler beherrschend, in stolzer Majestät auf mächtigem Felsberge, und besteht aus drei Theilen. Der älteste rückwärts gegen das Gebirge umschloß einst die Fürstenzimmer, liegt aber jetzt in Trümmern; im östlichen Theile haben der Kaplan und der Thormart ihre Wohnungen, und im südlichen der Schlosshauptmann, welcher aus des Sandwirths Hofer Familie ist. Die uralte Burgkapelle hat ein äußerst merkwürdiges Portal aus dem 11. Jahrhunderte, mit gnostischen Basreliefsen. — M. ist die alte Hauptstadt des Landes und noch jetzt heißt das obere Etschthal „das Landl“ oder Mutterland von Tyrol. Der Ort erscheint zuerst in einer Urkunde vom Jahre 857 u. war unter den Karolingern der Sitz der Gaugrafen im Gebirge, aus welchen bald erbliche Herren wurden, zuerst die Grafen von Andechs u. M. u. nach deren Aussterben die Grafen von Tyrol. Das Schloß Tyrol, auf römischen Fundamenten erhoben, war bis 1363 die ordentliche Residenz der Landesfürsten u., nachdem Tyrol an Oesterreich gefallen, der Sitz der Burggrafen u. Landeshauptleute, bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts diese nach Innsbruck übersiedelten. Die bayerische Regierung verkaufte 1808 das Schloß an einen Privaten, aber die Stadt M. löste es 1814 wieder ein und stellte es dem Kaiser zurück.

mD.

Mercantilsystem, nennt man die national-ökonomische Theorie, die sich auf den Grundsatz stützt, daß das Geld allein, oder doch vorzugsweise, den Reichtum und die Macht der Staaten begründe. Man datirt dieses System gewöhnlich von dem französischen Minister Colbert (s. d.). Dieses ist in sofern richtig, als es seit dem Ende des 17. Jahrhunderts, der Erlassung des französischen Zolltarifs von 1664, eine höchst wichtige Rolle in dem europäischen Staatenleben gespielt hat. Allein unrichtig wäre die Meinung, Colbert sei der Erfinder dieses Systemes gewesen. Das Princip, auf dem dasselbe beruht, war vielmehr längst in dem Bewußtseyn der Völker festgewurzelt; längst gingen die theoretischen Arbeiten in England, Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland von demselben aus u. eine Reihe von Staatsmaßregeln war in den meisten Ländern im Sinne jenes Princips getroffen worden. Hieraus gingen auch Colberts Maßregeln hervor, wozu noch die Rücksicht auf das fiskalische Interesse kam; denn nur dann konnte die Casse des verschwenderischen Hofes sich stets aufs Neue füllen, wenn Geld im Ueberflusse im Lande circulirte. Ueberdies sah man mit Recht in der Blüthe der Gewerbe und des Handels in den Städten eine Hauptstütze der kaiserlichen Macht. Die streng und konsequent durchgeführten Maßregeln Colberts riefen in den meisten europäischen Staaten Gegenmaßregeln ins Leben — das M. wurde allgemein. Bei einer consequenten Entwicklung des merkantilischen Grundgedankens mußten sich für die Gestaltung des national-ökonomischen Systemes, und somit auch für die Staatsparis, nachstehende Folgerungen ergeben: a) der Ackerbau, wenn gleich nothwendig für die Existenz eines Volkes, kann doch den Reichtum nicht im hohen Grade steigern, weil seine Produkte in der Regel schnell der Consumtion unterworfen sind u. bei ihrem Absatze ins Ausland wenig Geld erworben werden kann, da als Gegenwerthe gewöhnlich Fabrikate gegeben werden. Würden die Produkte des Ackerbaues im Inlande verarbeitet und in vollkommener Form ins Ausland abgesetzt; würden sie zur Ernährung einer thätig-

gen Gewerbs- und Handelsbevölkerung dienen, so würde Geld im reichen Maße in das Land fließen und auch der Fiskus seine Rechnung finden; somit steht der Ackerbau gegenüber von allen denjenigen Gewerben, welche zur Vermehrung der Geldmenge, des Nerves der Macht und des Reichthums eines Staates beitragen, in einem untergeordneten Verhältnisse. b) Der Bergbau auf edle Metalle ist eine sehr wichtige Quelle des Reichthums; denn er trägt unmittelbar zur Vermehrung der Geldmenge bei. c) Besonders wichtig für die Volkswirtschaft sind die technischen Gewerbe; denn sie verhindern, daß Geld für fremde Fabrikate ins Ausland geht u. liefern Fabrikate, welche gegen Geld in's Ausland abgesetzt werden. Auf die Hebung der technischen Gewerbe ist also ein Hauptaugenmerk des Staates zu richten. Da ihr Gedeihen durch niedrigen Arbeitslohn, wohlfeile Lebensmittel, niedere Zinsen, wohlfeile Verwandelungs- u. Hülfsstoffe, geschickte Arbeiter, leichten Transport u. Absatz u. s. f. bebingt ist, so muß der Staat hierauf hinzuwirken suchen. Dieses kann aber geschehen, indem er den Arbeitslohn auf einem angemessenen, niederen Stande durch polizeiliche Maßregeln festhält, indem er die Preise der nothwendigsten Lebensmittel regulirt, die Ausfuhr des Getreides verhindert, den Zinsfuß gesetzlich feststellt, die Ausfuhr der Rohstoffe erschwert, die Einfuhr dagegen begünstigt, indem er ferner geschickte Arbeiter vom Auslande herbeizuziehen sucht, die Geschicklichkeit durch Erfindungs- u. Einführungsprämien, durch Monopole u. Privilegien belohnt u. steigert; indem er die Transportanstalten verbessert, die Concurrenz im Inlande regelt u. fremde Concurrenz ganz ausschließt. d) Der inländische Handel ist volkswirtschaftlich nur insoferne von Bedeutung, als er den fabricirenden Gewerben zu Hülfe kommt, ihnen gute und wohlfeile Rohstoffe u. s. w. liefert; er hat aber im Uebrigen weniger Werth, denn er bewirkt bloß eine lebhaftere Geldcirculation im Inlande, vermehrt aber die Geldmenge des Landes nicht. Höchst wichtig aber ist der auswärtige Handel; auf ihn ist daher vorzugsweise das Augenmerk zu richten. Vor Allem ist darauf zu sehen, daß er nicht Geld in's Ausland führt; daher ist die Geldausfuhr ganz zu verbieten, oder wenigstens möglichst zu verhindern. Damit die Handelsbilance für das Inland günstig ausfalle, ist die Einfuhr der Fabrikate ganz zu verhindern oder durch hohe Zölle zu erschweren, die Einfuhr von Rohstoffen aber nur deshalb zu gestatten, weil sie die Fabrication im Inlande fördern und oft mit einem, durch Veredelung erhaltenen, Werthzusatz wieder ausgeführt werden; die Ausfuhr der Fabrikate ist aber auf jede mögliche Weise zu befördern. Hierzu dienen vor Allem wohlfeile Preise, worauf durch die oben angeführten Maßregeln hinzuwirken ist; sodann gute Waaren. Diese werden erzielt, wenn der Staat die zur Ausfuhr bestimmten Güter einer genauen Controle unterwirft und alle schlechten, dem allgemeinen Absatze schädlichen, Waaren confiscirt; ferner Rückzölle u. Ausfuhrprämien, welche die Concurrenz auf fremden Märkten erleichtern, einführt. Da die Prämien u. s. w. den Inländern bezahlt werden, so bleiben die ausbezahlten Summen im Lande. Zu schwierigen, in fremde barbarische Länder gehenden, Handelsunternehmungen sind größere Handelscompagnieen aufzumuntern, indem man sie mit Monopolen u. Privilegien versieht, mit Staatsgeldern unterstützt u. s. f. Die nationale Handelschiffahrt ist durch günstigere Behandlung der auf inländischen Schiffen eingehenden Waaren zu fördern; der Erwerb von Colonien ist theils der Bergwerke willen zu erstreben, theils um sie beim Absatze der Fabrikate des Mutterlandes, theils beim Aufkaufe ihrer Produkte, monopolistisch ausbeuten zu können. Deshalb ist ihnen die eigene Fabrication u. der Handel mit Fremden auf's Strengste zu untersagen. Der Handelsverkehr mit fremden Staaten ist endlich durch geschickt abgeschlossene Handelsverträge so zu reguliren, daß der Absatz der inländischen Waaren durch Ausschluß fremder Concurrenz zc. als möglichst groß, die Einfuhr in's eigene Land aber als möglichst klein sich herausstellt, d. h. eine günstige Handelsbilance sich bildet. Wie der Ausfuhrhandel nützlicher ist, als der inländische, so ist dieß auch beim Zwischen- oder Durchfuhrhandel der Fall. Er bringt Geld in's Land, der inländische nicht.

e) Eine bloße Anhäufung von Geld im Inlande durch Bergbau, technische Gewerbe u. Handel, würde allerdings für sich ohne Werth seyn; es muß ausgegeben werden, von einer Hand zur andern circuliren, Arbeiter u. Capitalien beschäftigen, wenn es wahrhaft nützlich werden soll. Daher ist eine Anzahl reicher Zehrer ganz vortheilhaft. Eine große Consumtion der inländischen Waaren kann nicht schaden, da die Geldmenge eines Landes hierdurch keineswegs vermindert wird. f) Bei der Besteuerung muß als Regel gelten, daß die Steuern von den Gewinnsten der Unterthanen zu erheben sind, so weit der Ertrag der Domänen, Regalien u. s. w. nicht hinreicht. — Nach dieser summarischen Darstellung der Grundzüge des M.s ist es wohl unschwer, das Wahre u. Falsche in demselben zu würdigen. Vor Allem erhält der Ackerbau darin eine ganz falsche Stellung. Er ist es, der in jedem Lande von einigem Umfange alljährlich eine Masse von Erzeugnissen liefert, die, nach Gebrauchswerth und Preis, den Werth aller übrigen Produkte bei Weitem übersteigt: er ist das erste, wichtigste Gewerbe; sein Wohl darf dem anderer nicht untergeordnet werden; für sein Gedeihen ist vor Allem Sorge zu tragen. Die mercantilsche Rücksicht auf Gelderwerb entrückt ihn aber mehr oder weniger der Aufmerksamkeit des Staates. Wohl ist das Gedeihen des Ackerbaues zugleich von der Blüthe der technischen Gewerbe u. des Activhandels bedingt; er mag temporär in ihrem u. damit mittelbar in seinem eigenen Interesse Opfer bringen; aber immer muß die Aussicht auf seinen Gewinn die Opfer hinreichend motiviren. Der Bergbau ist allerdings eine nicht zu vernachlässigende Quelle des Volkseinkommens; er liefert Produkte, die immer und überall Absatz finden, nirgends durch Zölle ausgeschlossen werden und die den Rohstoff für das so hoch geschätzte Circulationsmittel abgeben. Aber die Mercantilisten, indem sie ihren Blick bloß auf die producirtten Metalle richten, vergessen, daß zum Zwecke der Production Arbeit u. Capital aufgewendet, Werthe consumirt werden müssen, die den Werth der producirtten Metalle weit übersteigen können, die vielleicht mit Vortheil anderen Unternehmungen zugewendet werden könnten. Die technischen Gewerbe bilden ohne Frage ein höchst wichtiges Glied in der Volkswirtschaft. Auf sie verzichten, hieße ein Volk zurückhalten auf einer niederen Stufe der Entwicklung. Es muß daher allerdings die Aufgabe jedes Staates seyn, durch alle ihm zu Gebote stehende Mittel, die Recht u. Klugheit gestatten, auf die Hebung der technischen Gewerbe hinzuwirken. Aber welche Mittel sind es, die Recht und Klugheit gestatten? Die Mercantilisten haben verlangt, der Arbeitslohn soll durch polizeiliche Regulirung bestimmt u. niedergehalten werden. Ist es aber gerecht, der großen, armen Arbeiterklasse an ihrem, in der Regel ohnedieß kargen, Lohne abzubrechen? ist es klug, sie von Beschäftigungen abzuwenden, die im Stande sind, ihnen besseren Lohn zu gewähren? Sie haben verlangt, die Preise der nothwendigsten Lebensmittel, des Brodes, des Fleisches u. s. w. auf einen niederen Stand herabzudrücken, den Preis des Getreides durch Ausfuhrverbote oder Ausfuhrzölle niederzuhalten. Aber ist dieß möglich, zweckmäßig, gerecht? Vermehren nicht Getreideausfuhrverbote die Jahre des Mangels und der Theuerung? Sie haben gesetzliche Regulirung und Erniedrigung des Zinsfußes gefordert. Bewirkt aber dieses Mittel nicht gerade das Gegentheil seines Zweckes? Sie haben ferner Verbote und Erschwerung der Ausfuhr von Rohstoffen und Erleichterung ihrer Einfuhr verlangt. Zweckmäßig ist das Letztere; aber, heißt es die Production von Rohstoffen fördern, wenn den Producenten verboten wird, ihren Ueberfluß im Auslande abzusetzen? Sie haben Herbeiziehung geschickter Arbeiter und Unternehmer vom Auslande, Stachelung des Erfindungs- und Unternehmungsgeistes durch Monopole und Privilegien verlangt. Wohl verdienen diese Mittel angewendet zu werden, aber die letzteren mit großer Vorsicht und mit Maß und Ziel. Sie fordern Ausschluß fremder Concurrnz. Ein mäßiges Schutzsystem, das die in einem Lande schlummernden produktiven Kräfte weckt, die Gewerbe bis zu ihrem Erstarken gegen übermächtige fremde Concurrnz schützt, die inländischen Consu-

menten durch einige Vertheuerung der fremden Produkte auf den Verbrauch inländischer Waaren hinlenkt, keinen starken Reiz zum Schleichhandel gibt u. keine Monopolgewinne bei den inländischen Gewerben zuläßt, ist, verbunden mit andern, die Gewerbsbildung fördernden, den Verkehr erleichternden Anstalten u. s. w., in einem größeren Staate oder in einem Staatenvereine räthlich, in welchem die Bedingungen einer regeren Gewerbtätigkeit unverkennbar vorliegen, fremde Prohibitivmaßregeln und übermächtige Concurrenz aber die Entwicklung dieser Elemente nicht zulassen. Dieses Schutzsystem darf sich aber nur auf solche Produktionszweige beziehen, welche in der Natur des Bodens und Klima's, in den Anlagen und Bedürfnissen der Bewohner des Landes eine sichere Basis haben, u. muß darauf berechnet seyn, einem Systeme immer größerer Freiheit weichen zu können. Was aber darüber ist, das ist vom Uebel. Der Werth des inländischen Handels ist von den Mercantilisten, weil er unmittelbar kein Geld ins Land bringt, viel zu gering angeschlagen worden; da doch er gerade es ist, der alljährlich in jedem größeren Lande die größten Gütermassen umsetzt und der inländischen Production und Consumtion die wichtigsten Dienste leistet. Wenn die Mercantilisten ferner dem Durchfuhr- oder Zwischenhandel einen höheren Werth beilegen, als dem inländischen, weil jener Geld ins Land bringe, dieser aber nur die Production u. Consumtion im Inlande vermittele, so sind sie sehr im Irrthume. Obgleich jener Handel gewinnbringend, anregend, die Handelsmarine nach Umständen verstärkend und darum nicht zu vernachlässigen ist: so leistet doch der inländische Handel der Volkswirtschaft weit größere Dienste, wenn er auch unmittelbar die Geldmenge des Landes nicht vermehrt. Bei Beurtheilung der Consumtion inländischer Waaren, namentlich der öffentlichen Consumtion, hat das M. zu verschiedenen schädlichen Consequenzen geführt. Was endlich die Forderung der Mercantilisten betrifft, daß die fabricirenden Gewerbe und der Handel bei der Besteuerung geschont, oder ganz von ihr ausgenommen werden sollen, so ist, mag man auch temporär eine Schonung einzelner Gewerbszweige eintreten lassen, der durch Recht u. Klugheit gebotene Grundsatz der Allgemeinheit und Gleichheit der Besteuerung nie aus dem Auge zu verlieren. Aus diesen Betrachtungen ergibt sich für die Beurtheilung des M.s folgendes allgemeine Resultat: Dasselbe beruht auf einem wesentlich falschen Principe und führt, bei consequenter Anwendung desselben, zu einer Reihe falscher Lehrsätze und Staatsmaßregeln. Trotz seiner falschen Grundlage und Consequenzen aber führt es auf manche Maximen, welche wenigstens theilweise u. temporär von dem Standpunkte des einzelnen Staates aus sich rechtfertigen lassen. Aus dieser Vermengung von Irrthum und Wahrheit, aus der Uebereinstimmung der Lehren und Maximen mit dem oberflächlichen, vom privatwirtschaftlichen Standpunkte ausgehenden Urtheile des sogenannten gesunden Menschenverstandes und des absoluten Werthes mancher Maßregeln erklärt sich, wie heute noch das M. eine nicht geringe Zahl von Anhängern zählt. Aber ein gründliches Studium der Volkswirtschaftslehre von der einen und Zugeständnisse an zeitliche und nationale Interessen von der anderen Seite müssen nothwendig die Zahl seiner Anhänger immermehr vermindern. Ein System, das die Interessen des größten Theiles der Bevölkerung, der landbautreibenden Classe, mehr oder weniger hintansetzt, den Werth der territorialen Arbeitstheilung mißkennt und den Reichtum des einzelnen Landes nur durch Unterdrückung und Ueberlistung Anderer zu fördern weiß, muß mit dem Erwachen der Einsicht in den niedergehaltenen Ständen und Nationen einem wahreren edleren, freieren und zu gegenseitigen Concessionen geneigteren Systeme weichen.

Mercator (Gerhard), ein berühmter Mathematiker, 5. März 1512 zu Ruremont geboren, widmete sich den Wissenschaften schon in früher Jugend mit unbeschreiblichem Eifer. Er studirte zu Löwen, wo er sich besonders auf das Studium der Mathematik legte und große Fortschritte in derselben machte, ob er gleich sein eigener Lehrer in derselben war. Er erlernte auch die Kupferstecherkunst und verfertigte mehrere Karten, die sich durch ihre pünktliche Genauigkeit auszeichneten. Von ihm

haben wir auch die 1584 erschienenen: *Tabulae geographicae Cl. Ptolomaei emendatae*. Späterhin widmete er sich dem Studium der Theologie und starb 2. December 1594, nachdem er drei Jahre vorher vom Schlage getroffen worden war. Nicht sowohl durch seine Schriften, als durch die von ihm erfundene und noch heut zu Tage nach ihm benannte geographische Projectionsmethode, ist M.'s Andenken noch immer blühend auf unsere Zeiten gekommen.

Mercia, eines der angelsächsischen Königreiche in England, begriff die jetzigen Grafschaften Orford, Gloucester, Hereford, Northampton, Rutland, Huntingdon 2c. u. galt bis auf die neueren Zeiten als Landschaft Englands. Dasselbe ist jetzt in 19 Grafschaften getheilt. M. ward gegründet 583 von Creoda und bestand unter 17 Königen bis 827, wo Egbert die sämmtlichen angelsächsischen Staaten unter seinem Scepter vereinigte. S. England.

Mercier (Louis Sebastian), geboren 1740 zu Paris, Professor der Rhetorik in Bordeaux, ließ 1781 das satyrische und geistreiche „*Tableau de Paris*“ erscheinen, welches er zu Neufchatel vollendete (12 Bde. 1782—88). Während der Revolution gemäßiget, saß er 1795 im Rathe der Hundshundert, nahm 1797 die Stelle eines Potteriecontroleurs, dann die eines Professors der Geschichte an der Centralsschule an u. starb 1814 als Mitglied des Instituts. Seine Theaterstücke erschienen 4 Bde. 1778—81.

Mercurialis (Hieronymus), Arzt, geboren zu Forli den 30. Sept. 1530, lehrte u. übte die Arzneikunde in Padua, Bologna u. Pisa u. wurde selbst nach Wien berufen, um Kaiser Maximilian II. ärztlich zu behandeln. Nach seinem Tode, den 13. November 1606, errichteten ihm die Einwohner von Forli ein Denkmal auf öffentlichem Platze. M. hat zuerst, gleichzeitig mit Lemosinus, die Schriften des Hippokrates (s. d.) einer Kritik unterzogen und sie in acht, von Hippokrates entworfen und von seinen Schülern überarbeitete, und in mächte eingetheilt in: *Censura et dispositio operum Hippocratis* (Frankfurt 1585); wichtiger sind: *De arte gymnasica libri VI.* (Venedig 1601, 4.) und *Variae lectiones* (Venedig 1571, 4.).

E. Buchner.

Mercurius, 1) M., bei den Griechen Hermes, Sohn des Zeus und der Atlantide Maia, der Gott der List und Verschlagenheit, der Gott der Kaufleute u. Diebe u. der Vöte der Götter. Nach Apollodor gebar Maia in einer Höhle des Berges Kyllene den M.; dieser ward in eine Wiege gelegt, schlich sich aber sogleich heraus, machte sich nach Pierien auf den Weg u. stahl daselbst die Kinder, welche Apollo hütete; hierbei band er sich, um nicht durch die Fußtritte verrathen zu werden, Sohlen verkehrt unter die Füße, und trieb so die ganze Heerde nach Pylos, wo er sie, mit Ausnahme zweier, die er schlachtete, in eine Höhle verbarg; er verzehrte den größten Theil, verbrannte das übrige und nagelte die Felle an die Felsen fest. Dabei machte er sich ein Spielwerk: über die hohle Schale einer von ihm gefundenen Schildkröte spannte er die Därme der geschlachteten Rinder u. erfand so die Lyra, welche er mit einem Stäbchen, dem Plektron, schlug. Apollo, mit dem Suchen der Rinder beschäftigt, kam nach Pylos, woselbst er die Einwohner zur Rede stellte wegen des Raubes, doch zur Antwort erhielt, sie hätten zwar einen Knaben sie fortreiben gesehen, wissen jedoch, da sie keine Spur von ihm fänden, nicht, wo derselbe geblieben. Durch seine Wahrsagekunst entdeckte Apollo endlich den Dieb, kam nach Kyllene zu Maia und klagte den M. des Diebstahls an. Erstaunt über diese Beschuldigung, zeigte die Mutter ihm das Kind, doch der Gott ließ sich nicht ferner täuschen und brachte den Knaben zum Olymp, ihn vor Jupiter anlegend. Da nun dieser ihm befahl, die Rinder auszuliefern, läugnete er die That geradezu, vermochte jedoch nicht, den Herrscher im Donnergewölk zu überzeugen u. bequeme sich endlich, mit Apollo nach Pylos zu wandern u. ihm das geraubte Gut zurück zu geben; dabei zeigte er ihm das neu erfundene Instrument, die Lyra, über deren Töne Apollo so entzückt war, daß er dasselbe gegen die Heerden eintauschte, die nun M.'s rechtmäßiges Eigenthum

blieben. Bald darauf machte der junge Gott eine neue Entdeckung: er erfand die Flöte und für diese trat ihm Apollo den goldenen Zauberstab (den Caduceus) ab u. erteilte ihm noch die Wahrsagekunst. Zeus aber machte jetzt den M. zu seinem u. der unterirdischen Götter Boten. Diese ursprünglich einfache Fabel ward späterhin von Dichtern und in Folge dessen von Mytho- und Historiographen auf das Mannigfaltigste ausgeschmückt; so erhielt M. eine Menge der verschiedenartigsten Attribute, der auffallendsten Eigenschaften, u. so ward er der Träger aller Intriquen in den tausend kleinen Götterromanen. Als Führer der Seelen in den Orkus hat M. den Namen *Psychopompos*. — Der Dienst dieses Gottes war sehr ausgebreitet und scheint, wenn nicht von Aegypten, so doch gewiß von Phönizien ausgegangen, sich dann über die ganze bekannte Welt, d. h. Rom und Griechenland, bis nach Gallien erstreckt zu haben. — 2) Der der Sonne nächste Planet, dessen mittlere Entfernung 8,000,000 Meilen von derselben beträgt, so daß er sich niemals von derselben über 29 Grade ost- oder westwärts entfernen kann, u. daß man ihn mit bloßen Augen nur um die Zeit der Dämmerung gut wahrzunehmen im Stande ist. — Eben wegen dieser kurzen und schwierigen Sichtbarkeit ist M. nicht oft mit unbewaffneten Augen zu sehen, und nur seiner hellweißen Farbe und seinem blendenden Lichte hat man ein leichteres Auffinden dieses Himmelskörpers zu danken, als es wohl außerdem der Fall seyn würde. Seine Bahn um die Sonne, welche über 50 Mill. M. mißt, legt er in 87 Tagen, 23 Stunden, 15 Minuten, 24 Sekunden zurück, mithin in solcher Schnelligkeit, daß er in jeder Sekunde fast $6\frac{2}{3}$ Meilen durchläuft: eine Geschwindigkeit, welche die des Schalles fast 140 Mal übertrifft. Die Bahn des M. hat gegen die Erdbahn eine Neigung von 7 Grad. Er bewegt sich von Westen nach Osten in 24 Stunden 1 Mal um seine Achse. Der M. ist der kleinste unter den den Alten bekannten Planeten; seine Dichtigkeit ist die größte aller Planeten. — 3) M., s. Quecksilber.

Mercy, der Name eines angesehenen Geschlechts, das seinen Ursprung von den alten Grafen von Genf ableitet u. einige berühmte Krieger erzeugte. 1) M., Johann Franz, in Lothringen geboren, zeichnete sich im 30jährigen Kriege aus, wo er General der Armee des Herzogs von Bayern war. Er agierte 1640 wider den Herzog von Longueville in der Unterpfalz, widerstand sich dem schwedischen General Baner bei Regensburg, schloß den schwedischen Generalmajor von Schlangen mit vier Regimentern bei Waldneuburg so eng ein, daß er sich auf Discretion ergeben mußte und verfolgte Baner selbst bis ins Braunschweigische. 1642 u. 1643 machte er die Feldzüge im Breisgau u. im Württembergischen gegen die Franzosen u. überfiel im letzten Jahre den französischen General Ranzau mit seiner Armee bei Tuttlingen, richtete sie beinahe ganz zu Grunde u. nahm ihn selbst gefangen. 1644 eroberte er Freiburg, verlor in der Nähe dieser Stadt ein Treffen, wurde in der Nördlinger Schlacht, 3. August 1645, verwundet u. starb bald nachher. — 2) M., Florimond, Graf von, Enkel des Vorigen, 1666 in Lothringen geboren, zeichnete sich in kaiserlichen Kriegsdiensten so rühmlich aus, daß er 1704 Generalfeldmarschall wurde. Das Jahr darnach durchbrach er die Linien bei Pfaffenhofen, ward aber 1709 durch den Grafen Du Bourg im Elsaß besiegt. Auch im Türkenkriege zeichnete er sich ruhmvoll aus und verlor sein Leben in der Schlacht bei Parma 29. Juni 1734. — 3) Anton, Graf von M., erbte Namen, Titel u. Güter des Vorigen. Er war ein geborener Graf von Argenteau aus Lothringen, aber von Florimond, seinem Verwandten, an Kindesstatt angenommen worden. Auch er stand in kaiserlichen Kriegsdiensten u. focht mit Ruhm gegen die Türken, und im österreichischen Successionskriege in Bayern, am Oberrheine, im Elsaß u. in Böhmen, seit 1746 aber bis zum Aachener Frieden in den Niederlanden. Schon 1741 hatte er die Würde eines Feldmarschall-Lieutenants, 1753 eines Generalfeldzeugmeisters erhalten; bald darauf wurde er commandirender General von Slavonien u. starb im Januar 1767 zu Esseg.

Mergel, ein Gemenge von Kalkstein und Thon, welches sehr häufig in der Natur vorkommt. Fast jeder Kalkstein enthält Thon in unbestimmten Verhält-

nissen beigemengt; man bezeichnet daher mit M. nur jenen, der einen Gehalt von wenigstens 10 Procent oder darüber hat. Die Farbe des M.s ist gewöhnlich grau, bisweilen auch gelblich, röthlich, bräunlich, der Bruch meist erdig, in größeren Massen häufig schieferig, wo er dann M.=Schiefer heißt. Der Geruch ist beim Anhauchen thonig; seine Härte, gering, besonders, wenn er viel Thon enthält. Er findet sich nicht selten erdig oder pulverig (M.=Erde), wo er dann leicht mit dem eigentlichen Thon verwechselt werden kann; bisweilen kommt er in Kugelgestalt vor und ist dann öfters mit Adern von krystallischem Kalkstein durchzogen, die, weil sie weniger verwittern, als der M., wie Rippen hervorstehen, was man Ludus Helmontii nennt; mit Bitumen vermengt, stellt er den Stein=M. dar, der beim Anhauchen einen bituminösen Geruch von sich gibt. Der M. kommt in mehr oder minder mächtigen Lagern in Flözgebirgen vor, der erdige auch im aufgeschwemmten Lande in vielen Ländern. Er ist in der Landwirthschaft von großer Wichtigkeit; dadurch, daß er an der Luft zerfällt, bildet er einen lockern Boden, der die Feuchtigkeits lange anhält; thoniger M.=Boden ist besonders für den Getreidebau und für Eichenwaldungen günstig; kalkiger M.=Boden eignet sich für den Weinbau, für Hülsenfrüchte und Buchenwaldungen u. Jener M., der 20 — 30 Procent Thon enthält, liefert beim Brennen den hydraulischen Kalk (s. Cäment).

C. Arendts.

Mergentheim, oder Mergenthal, württembergische Stadt u. Hauptort eines Oberamtsbezirktes, liegt im nördlichsten Theile des Königreiches, im Jarkreise, u. wird von 2500 Einw., worunter sich 500 Protestanten befinden, bewohnt. Die Stadt, früher Marienthal, vallis Mariae virginis, hat eine reizende Lage an der Tauber, ist Sitz der Bezirksstellen und Residenz des Herzogs Paul Wilhelm von Württemberg, hat ein Schloß, Gymnasium u. frequentes Mineralbad. Früher gehörte M. dem Hause Hohenlohe, wurde von diesem dem Deutschorden geschenkt und diente seit 1525 zum Siege der Hoch- und Deutschmeister, bis 1809 nach dem Wiener Frieden es an Württemberg abgetreten werden mußte, das aber erst nach blutig unterdrücktem Aufstande der Landbevölkerung davon Besitz nehmen konnte. Ow.

Merian, Name einer berühmten Künstlerfamilie. — 1) Matthäus der Ältere, geboren zu Basel 1593, lernte bei Dietrich Meyer in Zürich und bei Theodor de Bry zu Oppenheim, ließ sich in Frankfurt a. M. nieder, trieb einen starken Kunsthandel u. starb zu Schwalbach 1651. Er arbeitete trefflich mit der Nadiernadel u. seine vornehmsten Werke bestehen in Vorstellungen der bedeutendsten Städte Europa's, besonders Deutschlands, die er mit Beschreibungen in vielen Folio-bänden herausgab. Die von ihm selbst nach der Natur gezeichneten Ansichten von Städten, insonderheit die perspektivischen, sind meisterhaft. Er hat auch Geschickten, Landschaften, Schlachten, Jagden u. andere Darstellungen geätzt. — 2) M., Matthäus der Jüngere, ältester Sohn des Vorigen, geboren zu Basel 1621, war ein vortrefflicher Maler in wohlgleichen, stark u. lieblich gefärbten Bildnissen. Man hat viele Kupferstiche nach ihm, auch setzte er den Kunsthandel seines Vaters in Frankfurt fort. Der jüngere Bruder, 3) Kaspar, übte die Kunst nicht mit der Geschicklichkeit wie der Vater. — 4) Maria Sibylle, Schwester der beiden Vorigen, verheiratete Graff, geboren zu Frankfurt a. M. 1647, lernte bei ihrem Stiefvater Jakob Moreels u. bei Abraham Mignon und erlangte großen Ruhm durch den guten Geschmack, die Geschicklichkeit u. Genauigkeit, mit welcher sie Blumen, Schmetterlinge, Raupen, Mücken, kriechende u. fliegende Insekten von allen Arten in Wasserfarben malte. Ihre große Liebe zur Insektologie war Ursache, daß sie auf einige Zeit nach Surinam reiste, um die Verwandlungen der dortigen Insekten zu beobachten. Nach ihrer Rückkunft gab sie ein prächtiges Werk über die Verwandlung der Insekten heraus, wobei verschiedene Pflanzen abgebildet waren, die Kaspar Commelin botanisch bestimmt hat: *Metamorphosis insectorum Surinamensium*, Amsterdam 1707, 1709, Fol. mit 60 Kupfern, der Text holländisch u. französisch. Einige Exemplare hat sie mit eigener Hand aufs prächtvollste illuminiert. Sie starb 1717.

Meridian, heißt jener Kreis, welcher durch die beiden Pole, also auch durch das Zenith u. Nadir (s. d.) eines Ortes der Erde geht. Er theilt die Erdfugel in zwei gleiche Hälften, die östliche u. westliche, u. steht auf dem Aequator (s. d.) u. Horizont senkrecht. Jeder M. wird, wie jeder Kreis, in 360° eingetheilt u. dient zur Bestimmung der geographischen Breite. — Welchen M. man auch als den ersten annimmt, ob jenen, welcher durch die canarische Insel Ferro (s. d.) läuft, oder jenen von Greenwich oder Berlin, so versteht man unter dem ersten M. jenen, von dem aus man die Zählung der Längengrade beginnt. Neuerlich hat man vorgeschlagen, den ersten M. von Flores, der westlichsten der azorischen Inseln, an zu zählen; Andere wollen ihn, u. zwar mit gutem Grunde, von der Behringsstraße an gezählt wissen. Unter den verschiedenen, am Himmel gedachten M.en sind unstreitig die durch die Aequinoctial- und Solstitialpunkte gehenden die bestimmtesten u. unwandelbarsten. Die M.e werden, als Kreis- oder Halbkreisbogen, wieder in Grade getheilt, welche zur Bestimmung der nördlichen und südlichen geographischen Breite dienen. Da die Erdfugel nach den Polen zu mehr u. mehr abgeplattet ist, so müssen auch die Grade der M.e nach den Polen größer seyn, als gegen oder unter dem Aequator, was durch die Untersuchungen von Maupertuis u. Condamine, sowie durch neuere Forschungen erwiesen ist.

Merino (Geronimo), in Castilien gewöhnlich *el Curo*, der Pfarrer M. genannt, geboren 1775 zu Villoviado in Altcastilien von armen Eltern, lernte in der Schule zu Lerma lateinisch, ward von seinen Eltern bald abberufen, weidete deren Ziegen u. erhielt nach dem Tode des Pfarrers zu Villoviado dessen Stelle, dabei er sein früheres Geschäft fortbetrieb. Beim Einfall Napoleons ergriff er die Waffen, that sich gegen die Franzosen sehr hervor, verübte aber während dieser Zeit viele große Gräueltthaten. Nach dem Frieden wurde er Gouverneur von Burgos, aber wegen Ungebürnissen bald entsetzt. Als nach 1820 der König genöthigt wurde, die Constitution der Cortes anzunehmen, bildete M. eine eigene Guerilla gegen die Liberalen u. hielt sich mit derselben tapfer. Oft geschlagen u. vernichtet, kam er an einem anderen Orte mit einer neuen Bande wieder zum Vorscheine. Als der König wieder eingesetzt war, verlangte er General zu werden und sein Corps widersezte sich der anbefohlenen Auflösung. Er ward daher 1824 verhaftet und in ein Kloster geschickt. Bald jedoch befreit, ward er 1825 Brigadier und erschien wieder bei Hofe. 1826 erschien er an der Spitze einer Guerilla in Spanien für Don Carlos; jedoch wurde sein Aufstand bald unterdrückt, er begnadigt u. erschien selbst 1828 wieder in der Uniform eines Brigadiers bei Hofe. Nach Ferdinands VII. Tode leitete er die carlistische Junta zu Burgos, zögerte aber zu lange, loszuschlagen, nannte sich dann Don Carlos Generalcapitän für Castilien, errichtete hierauf für Don Carlos in der Gegend von Vittoria Guerillas-Banden, doch ward er von Sarsfield geschlagen, zeigte sich aber bald an anderen Stellen in Castilien, Biscaya, Navarra wieder, stets den kleinen Krieg führend. 1839 floh er mit Don Carlos nach Frankreich und lebte dann in Montpéllier unter französischer Aufsicht.

Merino, ein einfarbiger, glatter, geföppter Zeug von feinem schafswollenem Garn (s. Merinos), welcher in England, Frankreich, den Niederlanden u. Sachsen am vollkommensten fabrizirt u. zu Damenkleidern verwendet wird. Die feinsten u. schönsten Sorten kommen unter dem Namen Thibets, Thibet-M.s vor. Mit Unrecht werden zuweilen auch die baumwollenen Tüchels M. genannt.

Merinos ist der Name einer ursprünglich spanischen Schafrace, die von den Arabern aus Afrika nach Spanien gebracht worden seyn soll u. durch sorgfältige Cultur so sehr vervollkommenet worden ist, daß sie die feinste und vortrefflichste Wolle liefert. Sachsen war das erste Land, in welches 1765 M. eingeführt wurden, welche der König Karl III. von Spanien dem Kurfürsten Friedrich August III. zum Geschenke machte, worauf später, namentlich 1778 u. 1815, noch bedeutende Heerden angekauft wurden. Dadurch ist die sächsische M.- oder Electoral-Race entstanden, welche fortbauernnd verebelt worden ist, so daß sie in mancher

Beziehung die ächte spanische Race noch übertrifft. Später wurden auch, theils aus Spanien, theils aus den sächsischen Stammschäfereien, nach anderen Ländern M. verpflanzt, so daß diese jetzt theils unvermischt, theils mit inländischen Schafen gekreuzt, fast über ganz Europa verbreitet sind u. den Grundstamm aller veredelten Schäfereien bilden. Die ächten M. haben einen untersehten, mehr langen Körper, kurze Beine, etwas langen, starken Kopf, gebogene Nase u. Augenknochen, lange tiefe Höhlen unter den Augen, besonders beim Bock, längere Ohren als andere Schafe; der Bock ist häufiger gehörnt, als ungehörnt, das Mutterschaf meist ungehörnt. Fast der ganze Kopf ist mit Wolle bedeckt, welche bis auf die Hufe hinabgeht. Der lange Körper mit einer, dieser Race ganz eigenthümlichen, starken Bauchung, die stark mit Wolle bewachsene, am Halse herabhängende Wamme und mehre, ebenfalls mit Wolle gefüllte, Hautfalten am ganzen Körper bilden eine ungewöhnlich große Fläche für die Wollerzeugung und geben auch in dieser Beziehung den Thieren einen vorzüglichen Werth. Die Wolle ist zwar nicht sehr lang, aber außerordentlich fein, elastisch und seidenähnlich, so daß sie zur Erzeugung der schönsten und feinsten Tücher Nichts zu wünschen übrig läßt; dabei ist das Wollschaf dicht, gleichmäßig und meist von Stachel- u. Hundshaaren frei.

Merlin (*Merddhin*, *Mercurius*, M. Ambrosius, M. der Zauberer), großer Zauberer, Sohn eines römischen Proconsuls u. einer britischen Königstochter, geb. im 5. Jahrhunderte zu Carmarthen. Durch seinen Vater in der weißen Magie unterrichtet, besaß M. gewaltige Zauberkräfte. Ueber England voraussagte er schon vor den Zeiten Vortiger's Trauriges von des Reiches Zukunft. Später versetzte er Felsen von Irlands Küsten nach England, verwandelte sie in Riesen u. ließ sie eine Tropäe zu Ehren des Königs Ambrosius bilden. Uebrigens ist die Gestalt des Zauberers M. aus der Verschmelzung zweier Personen entstanden, wovon die eine der Barde *Merddhin*, die andere der wunderbare Knabe *Ambrosius* ist, von dem *Nennius* in seiner „*Historia Britonum*“ erzählt, daß er, als ein Kind ohne Vater, vor den König Vortiger gebracht wurde und die Zauberer ihm befohlen, seinen Vater zu suchen, damit auf dem, mit dessen Blute besprenkten, Boden der vergeblich versuchte Bau einer Burg gelänge. Ambrosius entdeckte nun dem Könige, was die Zauberer nicht vermochten: die Geheimnisse, die an jener Stelle der Boden barg. Das Abenteuer des Ambrosius beim Burgbau ist auch in diesen Romanen auf M. übertragen. In den Romanen, welche von ihm erzählen, ist er ein Greis mit weißem Barte, der, fern vom Hofe, in Wäldern lebte u. nur an entscheidenden Tagen zum Könige kam. M.'s Geschichte und Prophezeiungen erschienen lateinisch: *Prophetia anglicana Merlini*, deutsch von F. Schlegel in seiner Sammlung romantischer Dichtungen, 1 Theil, Lpz. 1802.

Merlin, 1) M. de Thionville (*Antoine Christoph*), geboren 1762 zu Thionville, Parlamentsadvokat zu Metz u. 1791 Mitglied der gesetzgebenden Versammlung, ein in allen Verhandlungen rechtlich denkender Mann. Der Theilnahme an dem österreichischen Comité beschuldigt und deshalb verhaftet, aber bald wieder auf freien Fuß gesetzt, wurde M. Deputirter des Moseldépartements beim Convent, als Commissär zur Armee des Generals Custine geschickt, zeichnete sich während der Belagerung von Mainz durch Muth aus, ward aber dennoch, nebst den übrigen Commissären, zur Verantwortung gezogen, führte die Armee von Mainz in die Vendée u. trat nach seiner Rückkehr zu jener Partei, welche die Terroristen stürzte. Nachher wurde er Präsident des Convents, wirkte als solcher eifrig gegen die Jakobiner, kam sonach in den Rath der 500, sprach sich gegen Bonaparte's lebenslängliches Consulat aus und zog sich auf sein Gut in der Picardie zurück. 1812 errichtete er als Oberst zu Amiens eine Legion gegen die Verbündeten u. starb 1833 zu Paris als General. — 2) M. de Douay (*Philipp Anton, Graf von*), geboren 1754 zu Arleux, Advokat zu Douay, 1782 Sekretär des Königs, vertheidigte lange die constitutionelle Monarchie und widersetzte sich dem Blutbuche des Berges. Dennoch stimmte er für den Tod Ludwigs XVI. Er führte mehre Missionen aus, verfaßte einen Strafcoder, der bis 1811 galt,

ward Justizminister u. bis 1800 Mitglied des vollziehenden Direktoriums. Unter Napoleon Staatsrath und Graf, vertrieb ihn die Restauration. M. starb 1838 zu Paris.

Merode, eines der ältesten und angesehensten belgischen Grafengeschlechter, von dessen Angehörigen wir anführen: 1) Friedrich, der beim Ausbruche der belgischen Revolution den lebhaftesten Antheil an den Kämpfen gegen die Holländer nahm und am 25. October 1830 auf dem Kirchhofe des Dorfes Berchem unter den Wällen Antwerpens den Tod fand. — 2) Philipp Felix Balthasar Otto, geboren 1791, war Mitglied der Deputation, welche nach dem Ausbruche der belgischen Revolution nach dem Haag geschickt wurde u. trat später in die neugebildete provisorische Regierung. Sein Patriotismus bestimmte viele Unschlüssige in den höheren Ständen u. riß die Massen mit sich. Bei der Frage über die zu wählende Regierungsform verschaffte er der constitutionellen Monarchie das Uebergewicht und wußte die republikanischen Tendenzen geschickt nieder zu halten. Als Mitglied des Congresses trug er besonders dazu bei, daß Prinz Leopold zum Könige gewählt wurde u. hat sich seit dieser Zeit immer als einer der entschiedensten Anhänger desselben bewiesen. Seine interimistische Verwaltung des Kriegsministeriums vom 15. März bis 20. Mai 1832 u. seine vorherige Ernennung zum Staatsminister ohne Portefeuille hatten indessen keine durchgreifende Bedeutung. Der Deputirtenkammer gehörte er seit deren erstem Zusammentreten an. Als die Minister der Kammer ihren Entschluß, die Vorschläge der Londoner Konferenz anzunehmen, vorlegten, nahm M. seine Entlassung als Staatsminister und gab zugleich die Leitung des Finanzdepartements ab, womit der König nach dem Austritte des Barons d'Huart aus dem Ministerium ihn beauftragt hatte. Als im März 1841 ein Kampf der Kammer gegen das Ministerium sich entspann, war M. unter den Angreifenden u. machte auch noch in Anderem seine Stimme geltend.

Meroe, ein berühmter Priesterstaat des Alterthums, zwischen dem 13. u. 18. Grade nördlicher Breite, im nordöstlichen Afrika, im jetzigen zu Nubien gehörigen Königreiche Sennaar auf beiden Seiten des oberen Nils (Astapus) gelegen, empfing seinen Namen von der gleichnamigen Hauptstadt M., welche auf einer, vom oberen Nil (jetzt Atbara) u. dem Astaboras (jetzt Tacazze) gelegenen Halbinsel (nach Herodot Zinsel) lag. Nach Herodot hatte sie früher ein andern Namen und erhielt den Namen M. erst durch Kambyses, der sie nach einer, von ihm geliebten, Schwester so benannte. M.s Ursprung ist in undurchbringliches mythisches Dunkel gehüllt. Schon im höchsten erkennbaren Alterthume bestanden drei, durch Handel und gemeinsame Verfassung, so wie durch ihren Cultus und ihre Macht berühmte, Staaten in Aethiopien; sie waren: M., Arum und Hab (Saba, ist nicht mit dem auf der Westküste Arabiens am Thranenrher ehemals gelegenen zu verwechseln, von welchem die Königin zu Salomo kam). Alle drei waren nach Herodot Staaten der Aethiopien (Negersstaaten), deren Oberhäupter eine, wahrscheinlich aus Indien eingewanderte, Priesterkaste bildete. In M. wählten die Priester aus ihrer Mitte einen König, der nach den von ihnen gegebenen u. bestehenden Gesetzen leben u. regieren mußte. Wenn es ihnen gut dünkte, so befahlen sie diesem Könige, zu sterben, indem sie dieses Verlangen für einen Befehl Gottes ausgaben. Bis zum 10. Jahrh. v. Chr. stand Aethiopien u. M. an Kriegsglück den ägyptischen Königen nach. Nach dem 10. Jahrhunderte wurde indessen Aegypten von M. aus beherrscht, und Sabako, Serechos und Tirhakah waren äthiopische Könige in Aegypten, worauf ein Gleichgewicht zwischen beiden Staaten eintrat. König Erkamom oder Ergomenes (um 300 vor Chr.), auf den der freiere, auch seit Psammetich (s. d.) in Aegypten schon heimische, griechische Geist eingewirkt hatte, sammelte ein Heer, rückte mit diesem vor die Weste der Stadt, wo der goldene Tempel stand, ermordete die Priester und machte sich frei. Von M. gingen früher Colonieen nach Niederägypten, welche, indem sie den Cultus des Jupiter Ammon und des Dionysos dahin mitbrachten, zugleich Gründer neuer Staaten wurden. Eine solche Colonie war Ammonium in der libyschen Wüste, das einen

eigenen Staat bildete, einen Tempel u. ein berühmtes Drafel hatte; eben so war Theben in Oberägypten eine Colonie von M. Der Hauptstz des Caravanenhandels war in M. und die von hier ausgegangenen Colonien wurden wiederum Handelsniederlagen. Die Nachrichten der Alten und die noch vorhandenen Ruinen beweisen, daß M. einen hohen Grad von Cultur gehabt haben muß. Neuere Nachrichten über die Ruinen des alten M. verdanken wir dem Reisenden Caillaud aus Nantes, welcher 1821 bis zum 10° nördlicher Breite ins südliche Aethiopien, in neue, den Geographen bisher unbekannte, Länder vordrang u. einigen fragmentarischen Berichten des Fürsten Büdler. Caillaud zeichnete die Ueberreste der Tempel, Pyramiden, Kolosse, Basreliefs, griechische u. hieroglyphische Inschriften ab und entdeckte an 50 Grabpyramiden. Etwas oberhalb der Vereinigung des Nils u. Astaboras standen 3 Gruppen Pyramiden aus Sandsteinen, jede mit einem Vorbau (Propylon) auf der Ostseite, worin der Eingang war. Die meisten sind eingestürzt; von den noch stehenden ist die höchste nicht über 60 Fuß hoch, aber ihr Bau ist zierlicher, als derer zu Dschizeh; sie sind mit Hieroglyphen u. Sculpturen versehen und wahrscheinlich waren sie Grabdenkmale der Könige. Am merkwürdigsten sind die Tempel von Naga und Soleb, die Ruinen zu Subah, die 45 Pyramiden zu Barkal und Schendy, wo wahrscheinlich das alte M. gelegen hat, u. 6 aus Sandsteinen gehauene Löwen sphinxen. Auch Ehrenberg, Hempel u. Kuppel haben in einigen Gegenden Untersuchungen angestellt. Weisklog.

Merope, Tochter des arabischen Königs Kypelos, welche ihn mit einer zahlreichen Nachkommenschaft beschenkte, von der jedoch nur der jüngste, Aegyptos, am Leben blieb, indem bei einer Verschwörung, welche Polyphontes geleitet, der Vater sammt allen übrigen Söhnen ums Leben kam. M. ward gezwungen, dem Thronräuber die Hand zu geben, hatte jedoch ihren Sohn in Sicherheit gebracht und rächte, als derselbe herangewachsen, mit seiner Hülfe die an den Ihrigen begangenen Verbrechen.

Merops, 1) König von Kos, Gemahl der schönen Nymphe Ethemea, welche ihm eine Tochter gebar, nach der er die Insel benannte; das Volk aber erhielt seinen Namen, den der Meropen. Ethemea war überaus stolz u. setzte sich über die herrliche Diana, wofür diese sich durch einen Pfeilschuß rächte; Persephone aber nahm die Nymphe noch lebend zu sich in die Unterwelt. M. grämte sich über den Verlust so sehr, daß er sich tödten wollte; Juno verwandelte ihn aus Mitleid in einen Adler u. setzte ihn unter die Sterne.

Merovinger, s. Frankreich, Geschichte.

Merseburg, Hauptstadt des Regierungsbezirkes gleiches Namens, in der preussischen Provinz Sachsen, in einer schönen, von Hügeln, Wald und Seen belebten Gegend, an der Saale, über die hier eine steinerne Brücke führt, ist Sitz der Regierung u. hat 11,000, fast lauter protestantische Einwohner, ein Gymnasium, Bibliothek, Casino u. c. Etwas werth sind: das Schloß von alterthümlicher Bauart mit drei Thürmen; im Garten das Denkmal des Grafen von Kleist von Nollendorf, gestorben 1823, u. eine schöne Aussicht auf die Umgegend. Die Domkirche von Kaiser Heinrich II. 1015—21 den H. H. Lorenz u. Johannes dem Täufer erbaut, der Chor von 1050, Schiff und Wölbung der Vorhalle von 1544. Die Sirtuskirche aus dem 15. Jahrhundert, Ruine. Die Peterskirche aus dem 14. Jahrhundert (jetzt Kornmagazin), mit einer Krypta aus dem 11. Jahrhunderte. Die Einwohner betreiben Tabakfabrikation, Gerberei, Woll- u. Leinweberei, Essigfiederei, Bierbrauerei (das Merseburger Bier wurde sonst weit u. breit versendet), Leinsiederei. Besonders hervorzuheben sind aber: die Steckner'sche Färberei, Druckerei, Bleichanstalt u. Weberei von 160 Webestühlen; zwei Fabriken, die Schreiber'sche u. Kesperstein'sche, in welchen bunte Papiere und Arzneibosen, in der ersten auch Goldborten gefertigt, und in welchen zusammen durchschnittlich 160 Arbeiter beschäftigt werden; eine Fabrik für feinere Papparbeiten (Cartonnagen), mit 20 Arbeitern, und eine Pappmühle. Auch besitzt die Stadt eine lithographische Anstalt u. Kupferdruckerei, u. im Schloßgarten befindet sich eine große Baumschule. — Als

Gründer der Stadt wird Kaiser Heinrich I. genannt und die Besatzung der Burg entschied die Schlacht gegen die Ungarn 934. Otto I. gründete das Bisthum u. setzte den Mönch Boso aus dem Kloster St. Emmeran in Regensburg als ersten Bischof ein. Unter seinen Nachfolgern war der Geschichtschreiber Dittmar von M., † 1022. Als kaiserliche Pfalz war M. ein Lieblingsaufenthalt der sächsischen Kaiser; von 973—1302 wurden 15 Reichstage hier gehalten. 1080 starb hier Kaiser Rudolf von Schwaben. 1656 ward es Sitz der sächsischen M^er Linie. M. kam 1815 an Preußen und ist seitdem Hauptstadt des Regierungsbezirks und Sitz des Oberpräsidiums.

M^essmer, Anton, als Schöpfer oder Wiederbegründer der Lehre vom Magnetismus berühmt, geboren 1734 zu Weil im Thurgau, in der Mathematik und Physik an der Jesuitenschule zu Dillingen gebildet, widmete sich 1752 den Rechtswissenschaften u. später der Medizin zu Wien. Die künftige Richtung u. Anwendung seines Wissens verkündete schon seine Inauguralabhandlung „De planetarum influxu in corpus humanum (Ueber den Einfluß der Planeten auf den menschlichen Körper).“ Durch den Pater und Astronomen Hell auf die Wirksamkeit des mineralischen Magnetismus bei Nervenleiden 1773 aufmerksam gemacht, suchte er alsbald die magnetische Kraft, sie mit Elektrizität identificirend, in der ganzen Natur, und ihre ursächliche Begründung in dem allgemeinen Zusammenhang der Naturkörper, so wie des Menschen, mit dem Universum und kam im Verfolge dieser Ansicht zur Idee, „es sei diese Kraft an eine Flüssigkeit gebunden, die sich im menschlichen Körper anhäufe u. von diesem auf andere lebende und leblose Wesen übertragbar sei und gleiche Wirkungen dort erzeuge, wie der künstliche Magnet. Er brachte nun sowohl die mineralisch-magnetische, als thierisch-magnetische Kraft mehrfach in Anregung, auch erregte er namentlich durch einen glücklichen Erfolg bei der an Zuckungen leidenden Jungfrau Oesterlin in Wien großes Aufsehen und lenkte sich selbst die Aufmerksamkeit von Ingenhaus und Störk zu, welche beide aber in der Folge anderen Sinnes wurden. Seine ersten Erfahrungen hierüber veröffentlichte er in seiner Schrift: „Schreiben an einen auswärtigen Arzt, über die magnetische Kur, Wien 1774.“ M^es Bemühen, dem thierischen Magnetismus zugleich von Seite der Wissenschaft Anerkennung zu verschaffen, blieb erfolglos, indem ihm unter den berühmtesten Fakultäten, an welche er im Jahre 1772 Sendschreiben gerichtet hatte, bloß die Berliner, und zwar eine negative Erwiderung gab. In diese Zeit fällt die Herausgabe seiner Schrift: „Précis historique et faits relatifs au magnétisme animal.“ Seine magnetischen Kuren aber, die er in demselben Jahre auf einer Reise durch Bayern in die niederösterreichischen Staaten und in Gegenwart des Kurfürsten von Bayern durch bloße Berührung, oder ohne diese, durch die Richtung seiner Finger machte, gewannen ihm und seiner Sache viele Anhänger. Vieles Aufsehen machte die im folgenden Jahre an der, seit ihrem dritten Lebensjahre blinden, Jungfrau Paradis zu Wien vorgenommene Kur, durch welche dieselbe nach M^es Versicherung innerhalb 20 Tagen sehend geworden, nach dessen Gegnern aber blind geblieben seyn sollte. Die im Gefolge dieses Vorganges für M^e erwachsenen Kränkungen veranlaßten ihn, Wien zu verlassen und nach Paris zu gehen, wo er 1778 ankam. Auch dort fand er die Gelehrten nicht für seine Sache gestimmt. Jedoch wollte die Fakultät und medizinische Gesellschaft eine Commission zur Untersuchung seines Systemes u. seiner Methode ernennen, welches sich M^e verbat, indem er den Gelehrten die Fähigkeit zur Beurtheilung seiner Sache absprach und nicht unter die Rubrik eines Arcanen-Krämers fallen wollte. Uebrigens lud er die Gelehrten zu Zeugen seiner Operationen nach Creteil bei Paris, verbat sich aber jedes schiedsrichterliche Urtheil und jede Commission. Unterstützt von d'Eslen, einem Mitgliede der medizinischen Fakultät, veröffentlichte er das Wesentliche seines Systems in 27 Lehrsätzen (s. unter thierischem Magnetismus den geschichtlichen Theil). M^e setzte Nichts durch und d'Eslen's öffentliches und energisches Auftreten blieb ebenso erfolglos. Beiden gelang es übrigens, die Ver-

wendung des Leibarztes de Lafone und der Gattin des königlichen Intendanten la Parte den königlichen Hof für sich zu gewinnen, in dessen Folge M.n durch den Minister Breteuil 1781 ein Jahresgehalt von 40,000 Livres für den Fall zugesichert wurde, als er allezeit drei, von der Regierung dazu ernannte, Aerzte in seiner Methode unterweisen wolle. Darauf ließ sich derselbe nicht ein und verließ Paris, nachdem d'Eslon sich undankbarer Weise von ihm getrennt hatte, um allein und unabhängig den thierischen Magnetismus praktisch auszuüben. Durch den Zusammentritt seiner Freunde wurden bedeutende Mittel zur Errichtung einer magnetischen Heilanstalt zusammengebracht u. es constituirte sich nach M.s Rückkehr der „Orden der Harmonie“. M. operirte nun mit seinem magnetischen Baquet (s. thierischer Magnetismus). Auch d'Eslon traf eine gleiche Einrichtung. Zulauf und Lohn war beider Seits groß. Zwei, auf königlichen Befehl von der medizinischen Gesellschaft und der Akademie der Wissenschaften, so wie von der medizinischen Fakultät zur Untersuchung des thierischen Magnetismus u. der magnetischen Kuren ernannte Commissionen wies M. als solche zurück; d'Eslon aber, der sich in M.s Lehre für eingeweiht erklärte, nahm sie an. Die Berichte fielen ungünstig aus. D'Eslon opponirte und es ward die Frage des thierischen Magnetismus ein Gegenstand großer Discussion. M. seiner Seits verwahrte sich nun gegen alle Folgerungen, die aus dem Urtheile der Commissarien über d'Eslon's Verfahren auf den Werth seiner Methode gezogen werden könnten u. fand hierfür kräftige Unterstützung. In diese Epoche fällt auch die Entdeckung des, wahrscheinlich M.n schon früher bekannten, aber von demselben noch geheim gehaltenen, magnetischen Sellschens, der sogenannte Puységur'sche Magnetismus, dessen Verbreitung bald sehr allgemein ward und der viele enthusiastische Vertheidiger, wie auch viele kräftige Gegner fand. — Durch die französische Revolution in Gefahr gebracht, verließ M. Frankreich und ging über England und Deutschland in die Schweiz zurück, wo er zu Frauenfeld in Abgeschiedenheit lebte u. in seinen „Briefen über den Ursprung der Blattern und das Mittel sie auszurotten (aus dem Französischen, Rempten 1802)“ die sonderbare Meinung aussprach, die Ursache der Blattern sei das übliche Verfahren bei der Geburt, namentlich das frühzeitige Unterbinden der Nabelschnur. Er starb am 5. März 1815 zu Meersburg am Bodensee, nachdem noch ein Jahr zuvor seine späteren Schriften von K. Ch. Wolfart unter dem Titel „Mesmerismus“ erschienen waren. Vergleiche Versuch einer pragmat. Geschichte der Arzneikunde von Kurt Sprengel, 5. Theil, Halle 1803.

II.

Mesopotamien (d. h. Land zwischen den Flüssen) hieß eine Landschaft in Asien, nämlich das Land zwischen dem Euphrat und Tigris, begränzt im Osten vom Tigris, im Süden und Westen vom Euphrat, im Norden von dem taurischen Gebirge; oder im Osten von Assyrien, im Süden von Arabien und Babylonien, im Westen von Syrien u. im Norden von Armenien, jetzt Al oder El Dschesira (Halbinsel) genannt. In der heiligen Schrift kommen vor: Ur, Haran, Karchemisch und andere Städte dieses Landes, berühmt in der Geschichte Abrahams (s. d.), der früher dort wohnte. Dorthin reiste sein Diener, um für Isaac eine Frau zu holen. Auch Jakob zog dorthin, vermählte sich dort, diente daselbst lange seinem Schwiegervater, erwarb großen Reichtum und zog endlich wieder nach Chanaan. Aus M. wurde Balaam gerufen. M. scheint in den ältesten Zeiten aus mehren Gebieten unter eigenen Königen bestanden zu haben. Einer derselben, Chusai Rasathaim, beherrschte Israel 8 Jahre lange. Zu Davids Zeiten verbündeten die Mesopotamier sich mit mehren Völkern wider jenen, wurden aber besiegt. In der Folgezeit wurde M. wechselweise von den Assyriern u. den Babyloniern, von den Persern, den Griechen, den Parthern und den Römern unterjocht. Unter der Herrschaft der Araber wurde M. der Sitz der Khalifen (s. d.) und erhob sich zu einer zweiten hohen Blüthe. Erst mit den Einfällen der Völker Mittelasiens seit dem 11. Jahrhundert, der Seltschucken, Tataren u. Türken, begann das Sinken dieser Landschaft, das fort und fort, besonders unter der

barbarischen Herrschaft der Türken, fortgedauert und unter den unaufhörlichen Kriegen und Raubzügen das Land dahin gebracht hat, daß es zum größten Theile eine entvölkerte Wüste geworden ist.

Messa di voce heißt in der Musik das allmälige Verstärken und Abnehmen der Töne. Die Gradation im piano, crescendo, forte und decrescendo richtet sich hier nach der Länge der Noten.

Messala, Marcus Valerius, mit dem Beinamen Corvinus, ein berühmter Römer, geboren 70 v. Chr., war im Bürgerkriege zuerst gegen die Triumvirn, ging aber hernach zu Augustus über, dessen College im Consulate er im Jahre 30 wurde. So gut sein Gedächtniß war, so ganz verlor er es in seinem 70. Jahre, daß er deswegen und wegen eines schmerzhaften Geschwürs, sich zwei Jahre darauf zu Tode hungerte. Horaz schätzte ihn sehr und rühmt seinen alten Adel, seine vorzüglichen Talente, Scharfsinn und Beredsamkeit. Auch Quintilian schätzt seine Würde in seinem Leben u. in seiner Rede. M. schrieb „*De Auspiciis*.“ Das ihm beigelegte Werkchen „*De Augusti progenie*“ hat einen weit späteren Verfasser. Herausgegeben wurde letztere Schrift von Tschudte, Leipzig 1793; Mezenate, Rom 1820 und Egger in „*Lat. serm. vestust. rell.*“; Paris 1843. Die wenigen Bruchstücke seiner Reden gab Meyer in *Oratorum rom. fragm.*, 2. Aufl., Zürich 1842, heraus.

Messalianer, auch Eucheten, Enthusiasten oder Pneumatiker, war der Name einer Sekte, die in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts entstand und damals ihr Wesen zu Edeffa in Mesopotamien trieb. Als ihr Urheber wird ein gewisser Sabas genannt, welcher das Gebot des Evangeliums, daß man, um vollkommen zu seyn, sich selbst verläugnen, seine Güter unter die Armen austheilen und sich alles Irdischen entschlagen müsse, buchstäblich auffaßte, sich selbst entmannte, seine Güter verkaufte und den Erlös den Armen gab. Aus eben solchen buchstäblichen falschen Schrifterklärungen folgerte Sabas weiter, daß zu arbeiten nicht erlaubt sei, und machte sich zum Gesetze, in strengster Anthätigkeit zu leben. Auf mehrle andere, immer buchstäblich genommene, Stellen der Schrift stützte dieser Schwärmer die Meinung, daß wir allenthalben von Teufeln umringt seien und daß alle unsere Sünden von Eingebungen böser Geister herrührten; schon bei der Geburt, behauptete er, bemächte sich ein Teufel des Menschen, der ihn zu allen Vergehungen und Lastern, die er beginge, hinreißt. Das Gebet allein galt ihm als taugliches Mittel zur Vertreibung des Teufels. Sabas erregte die Aufmerksamkeit des großen Haufens, erhitze die Einbildung schwacher Köpfe, machte sie empfänglich für seine Schwärmereien und man sah eine Anzahl Männer u. Weiber ihre Güter verkaufen, ein müßiges, umherschweifendes, bettelndes Leben führen u. ohne Unterlaß beten. Das Fasten verwarfen sie, aßen ohne Zeitmaß zu allen Stunden, schliefen des Sommers ohne Geschlechts-Unterscheidung untereinander auf den Gassen; auch schliefen sie viel beim Tage, eine Folge ihres müßigen Lebens. Indessen trennten sich die M. nicht von der Gemeinschaft der Katholiken, hielten diese aber für arme, unwissende und rohe Menschen, die einfältiger Weise in den Sakramenten Stärkung gegen die Versuchungen des Teufels suchten. Als der Patriarch von Antiochien, Flavian, sie entdeckte, ließ er Adelphius, ihr Haupt, sammt mehren Anhängern vor sich kommen, erforschte ihre Lehre, verdammt solche, mit noch drei andern Bischöfen in einem Concilium versammelt, und vertrieb sie aus dem Lande. Viele blieben jedoch in Syrien zurück, die meisten zogen sich nach Pamphylien. Auch hier wurden sie in einem von dem heiligen Aphilogus, Bischof zu Iconium in Lykaonien, gehaltenen Concilium von 25 Bischöfen verdammt, verbreiteten sich in Klein-Armien, wo sie von einem, durch Flavian zwar zuvor gewarnten, Bischöfe begünstigt, in Klöster aufgenommen, die Mönche mit ihren Irthümern ansteckten. Eutovius, Bischof von Melitene, vertrieb sie aus der Provinz und ließ einige Klöster, worin sie die Mönche verführt hatten, verbrennen. Gleichwohl bestanden die M. noch lange nachher u. Photius im 9. Jahrhunderte thut ihrer noch, als in Kappadocien bestehend, Erwähnung.

Messalina (Valeria), Gemahlin des römischen Kaisers Claudius, berüchtigt wegen ihrer zuchtlosen Aufführung u. wegen ihrer Grausamkeit gegen Diejenigen, welche ihr zu mißfallen das Unglück hatten. Auf die Einsalt ihres Gemahls und auf seine Ergebenheit gegen sie sich verlassend, ging sie so weit, daß sie bei seinen Lebzeiten sich mit einem vornehmen Römer, dem Consul Silius, verheirathete und ganz unbesorgt sich die Zeit mit rauschenden Ergötzlichkeiten und Gastereien vertrieb. Dann erst wurde sie aus ihrem Wollusttaumel aufgeschreckt, als man ihr meldete, daß Claudius um Alles wisse. Da sie die Schwäche ihres Gemahls kannte, so suchte sie durch Bitten u. Thränen seine Verzeihung zu erhalten, wurde aber dennoch hingerichtet und zwar mehr auf Anstiften der Lieblinge des Kaisers, als auf dessen unmittelbaren Befehl.

Messapplikation. Da das heilige Messopfer (s. d.) mit dem Kreuzesopfer identisch, die unblutige Wiederholung u. Erneuerung desselben der Art ist, durch welchen Christus die Verdienste seines Kreuzesopfers seinem himmlischen Vater immer wieder neu darstellt u. dieß für Alle thut, wie er auch am Kreuze für Alle sich geopfert hat, die durch den Glauben in sein Verdienst eingehen wollen, so erhellt, daß von einer M., d. i. Feier der Messe für einen Einzelnen oder für eine partielle Gesamtheit, Corporation, Familie u. dgl., in demjenigen Sinne keine Rede seyn könne, wornach Andere von der Frucht dieses Opfers nicht participirten; denn das heilige Messopfer wird immer für alle Lebenden u. Verstorbenen dargebracht. Wie jedoch die christliche Fürbitte, obgleich auch sie allgemein seyn und für alle Menschen geschehen soll, nicht selten auch für Einzelne sich gen Himmel hebt u. diese dem Herrn besonders anempfiehlt: so kann auch das heilige Messopfer, obgleich es immer für Alle dargebracht wird, doch auch für Einen oder den Andern insbesondere aufgeopfert, d. i. Gott gebeten werden, er möge um dieses Opfers willen dem Einzelnen insbesondere seine Gnade und Hülfe zukommen lassen. Und dieses besondere Bitten des Priesters beim Opfer für den Einzelnen heißt „die Messe für ihn appliciren.“ Daß dieß Statt finden könne, dafür spricht selbst die Praxis der Kirche, die z. B. für Kranke, für Reisende, für Brautleute u. s. w. sogar eigene Messformularien verfassen lassen und in das Missale aufgenommen hat.

T.

Messe, die heilige, das von Christus eingesetzte Opfer des Neuen Bundes. Die Abhandlung über einen so reichhaltigen Gegenstand, der in diesem Werke natürlich nicht erschöpfend besprochen werden kann, theilen wir, der leichtern Uebersicht wegen, in folgende Abschnitte ein: I. Abschnitt, über den Begriff des heiligen Messopfers. Verfasser kann sich mit dem Verfahren der meisten Theologen durchaus nicht einverstanden erklären, wonach zuerst irgend ein Begriff vom Opfer *a priori* construirt und dann das Opfer der heiligen Messe auf diesen, oft ganz willkürlich gebildeten, Begriff zurückgeführt wird. Vielmehr ist das in der Kirche Christi bestehende Opfer das einzige wahre Opfer, welches bestanden hat und je bestehen wird, und Alles, was jemals, außer demselben, Opfer genannt worden ist, verdient diesen Namen nur in so weit, als es an dem vollen Begriffe des Opfers, wie derselbe im Neuen Bunde verwirklicht worden ist, participirt. Im Christenthume aber ist der Begriff des Opfers mit der Kirche zugleich gegeben, und nur aus dem Begriffe und Leben der Kirche heraus mag auch der von Christus unmittelbar mit der Erschaffung der Kirche selbst gegebene lebendige Begriff des Opfers erfaßt und verstanden werden. Der Versuch, das Opfer aus dem Sakramente, als eine sekundäre Idee, herzuleiten, würde eine mangelhafte Auffassung der Kirche selbst und ihres Lebens verrathen. Vielmehr ist die Idee des Opfers das Primitive und Schöpferische, woraus die Kirche, durch die Sakramente aufgebaut, hervorging, worin das Leben der Kirche noch immer seinen Bestand und seine Ernährung findet, und worin es auch, an Gott sich zurückgebend, seinen wunderbaren Kreislauf vollendet, so daß das heilige Messopfer nicht anders, denn als eigentliches Lebenscentrum und immer pulsirendes Herz der Kirche, gedacht werden mag. — Die Kirche aber ist ihrem wesentlichen Begriffe nach die aus

Christus entsprossene neue Menschheit. Alle ihre äusseren u. inneren Einrichtungen und Eigenschaften wachsen, wie mit Nothwendigkeit, aus diesem wesentlichen Begriffe hervor. Darum ist nach dem Ausdrücke der heiligen Schrift Christus das Haupt der Kirche; sie aber ist sein Leib, seine fortgesetzte mystische Menschwerdung: Ephes. 1, 23. 4, 12. 15. 5, 30; Coloss. 1, 18. 24. u. s. w. Es ist daher eben so thöricht, von „Kirchen“ zu reden, gerade, als wenn das Wort Kirche einen Gattungsbegriff bezeichnenete, als wollte man von mehreren Leibern, oder mehreren menschlichen Naturen reden, die der Sohn Gottes angenommen habe. Christus hat nur Eine Kirche angenommen, eben so, wie er nur Einen menschlichen Leib angenommen hat, und das Leben seiner Kirche kann unmöglich von seinem persönlichen Leben getrennt werden. Aus ihm ist sie geworden, in ihm besteht sie in der Zeit, durch ihn und mit ihm wird sie verherrlicht in der Ewigkeit. Christus selbst aber erschien auf Erden als neuer Adam, persönlich für sich das vollbringend, was der erste Stammvater durch seine Schuld, und zum Verderben aller seiner Nachkommen nicht geleistet hatte, 1. Kor. 15, 47. 48; Röm. 5, 14 — 21. Er war, wie Adam im Paradiese, als Mensch in Gerechtigkeit u. Heiligkeit erschaffen, Ephes. 4, 24. und trat als neue Schöpfung in die gefallene sündige Menschheit ein, von keinem Hauche der Erbsünde und sündiger Lust berührt. Wie Adam, ward auch er im Beginne seiner öffentlichen Laufbahn vom Teufel versucht und bestand, wo jener gefallen war, Matth. 4, 1 — 11; Mark. 1, 12 — 13; 4, 1 — 13. Er war, im Gegensatz zu jenem, sein ganzes Erdenleben hindurch seinem himmlischen Vater gehorsam und seine Sünde ward an ihm gefunden, 1. Petri 1, 19. 2, 22; 1. Joh. 3, 5; 2; Kor. 5, 21; Hebr. 7, 26. Evang. Joh. 8, 46. 14, 4; Vgl. Joh. 4, 34. 5, 20. 30 — 32. 6, 38 — 39. 8, 49. 14, 31. 15, 10; Lukas 22, 42. Auch seiner Leiblichkeit nach war er nicht dem Tode mit Naturnothwendigkeit, die eine Folge der Erbsünde ist, unterworfen, Johann. 10, 17 — 18; Vergl. Jesaias 53, 7; Apgsk. 2, 27. Darum ruhte auf ihm das fortgesetzte Wohlgefallen seines himmlischen Vaters, welches Adam verloren hatte, und der heilige Geist, welcher auf der von der Sündfluth bedeckten Erde nirgends mehr eine bleibende Stätte gefunden hatte, kehrte in ihm bleibend wieder auf die Menschheit zurück, Matth. 3, 16 — 17; Lukas 3, 22; Johann. 1, 32. Aber Christus war nicht allein deshalb auf die Erde gekommen, um an sich allein das Bild des neuen vollkommenen Menschen darzustellen, sondern, um die Menschen zu erlösen. Darum hatte sein ganzes Leben u. Wirken vom ersten Beginne an einen priesterlichen Charakter. Ihm war beim Eintritte in die Welt gesagt worden, „du bist ein Priester in Ewigkeit nach Melchisedechs Ordnung. Als Priester trat Christus unter die Menschen, indem er ihre Sünde und ihr Sündenelend trug, dafür aber sein ewiges Leben in sie ausgoß. Er empfing von den Menschen den Kelch des Leidens u. reichte ihnen zurück den Kelch des Lebens. Darum schuf er zwischen sich und den Menschen eine geheimnißvolle Wechselverbindung, vermittelt welcher er die Menschen in sich selbst als Glieder seines Leibes aufnahm u. dafür sein eigenes göttliches Leben in sie einsetzte. Diese geheimnißvolle Verbindung Christi mit der Menschheit ist die Kirche. Fleisch ist sie von seinem Fleische u. Bein von seinem Beine Ephes. 5, 25 — 32; denn der, welcher heiligt, u. die, welche geheiligt werden, sind aus Einem Hebr. 2, 11., d. h. sind eines Leibes, damit Gemeinschaft des Lebens zwischen beiden stattfinde. Dieses priesterliche Wirken Christi begann da, als er einen menschlichen Leib annahm, der, nie mehr vernichtet, der lebendige u. unverrückbare Grundstein seiner Kirche seyn sollte, damit auf diesem Fundamente die Menschen, wie Stein für Stein, eingefügt u. zu einem lebendigen Ganzen verwachsen (1. Brief Petri 2, 4—5) zu einem Tempel Gottes auf Erden aufgebaut würden. Dieses priesterliche Wirken setzte sich fort, als Christus durch die Kraft seines Wortes die für die Gnade verschlossenen Thore der Seele wieder öffnete u. von Außen her (hinc ex auditu) mit dem Worte selbst in die Seelen seiner Zuhörer eindrang (Hebräer 4, 12—13) u. durch das Licht des Glaubens die Herrschaft der Sünde

im Innern erschütterte. Dieses priesterliche Wirken bethätigte sich dadurch, daß Christus den Menschen sein Beispiel zeigte u. ihnen den, seit Adams Sünde verlorenen, Weg der Gerechtigkeit wieder lehrte. Es bethätigte sich auch dadurch, daß Christus, der selbst die Schwächen u. Leiden der Menschen über sich genommen hatte, die Leiden und Gebrechen derselben heilte. Dieses priesterliche Wirken vollendete sich endlich in seinem Tode am Kreuze u. in seiner Auferstehung zu einem ewigen Leben. Ohne seinen Opfertod am Kreuze wäre keine Sühne gewesen für die Sündenschuld; ohne die Auferstehung wäre kein ewiger Hoherpriester gewesen, der ewig lebend uns bei Gott hätte vertreten können. Tod und Auferstehung ergänzen sich also beim Werke unseres Heiles u. beide bilden, in innigster Vereinigung mit einander, die beiden integrierenden Momente für die Erlösung. Vergleiche Matth. 20, 28, 26, 28; Röm. 4, 25, 5, 6; 2. Kor. 5, 21; Kolos. 1, 14, 20, 22, 2, 14; Hebr. 2, 14—15, 9, 14—15, 22; 1. Timoth. 2, 6; Apocal. 5, 9, 12, mit Röm. 4, 25, 5, 10, 6, 5, 10—11, 7, 4, 8, 9—11; 1. Corinth. 15, 17; 2. Kor. 5, 15; Eph. 4, 24; Philip. 3, 10—11; Johan. 6, 27—59; Matth. 26, 26—28; Marc. 14, 22—24; Luc. 22, 19—20; 1. Kor. 11, 24, bis 29, 10, 16—18; 1. Petr. 1, 3. — Also das kostbare Gefäß der Gnade, welches die ganze Fülle der Gottheit in sich enthielt leibhaftig, Kolos. 2, 9, mußte zerbrochen werden, damit der kostbare Inhalt desselben süßnend u. heilend über die Menschen ausgegossen würde. Aber derselbe Leib, der, für die Sündenschuld der Menschen ein Fluch gemacht, am Kreuze hing, mußte wieder hergestellt werden zu einem erhöhten Leben, damit Christus fortführe, ein Mitglied der Menschheit zu seyn und, die versöhnte Menschheit in seinen Leib aufnehmend, sie, die früher gefangen war, in sich triumphirend zum Himmel erhöhe. Christus mußte also sterben, ehe seine Kirche beginnen konnte. Nur durch Leiden und Tod konnte er in seine Herrlichkeit eingehen, Luc. 24, 26. Erst, nachdem er gehorsam geworden war bis zum Tode am Kreuze, u. dann, nachdem er in der Prüfung bestanden, auferweckt war von den Todten, konnte er, auch mit seiner Menschheit ewig lebend, das Mittleramt beim Vater als ewiger Hoherpriester übernehmen, Hebr. 5, 4—10, 7, 24—25, 9, 11—15, 10, 19—22, 13, 10—13. Sein Leib, der am Kreuze verwundet und getödtete, sollte die Bindung bleiben zwischen Himmel u. Erde, gewisser Maßen der lebendige Weg, der vom Himmel zur Erde u. von dort wieder hinauf zum Himmel führte, Hebr. 10, 19—20. Durch ihn sollten die Gnaden der Erlösung ewig hinabsteigen zur Erde; durch ihn sollte die gesühnte und geheiligte Erde als eine lebendige Hostie zum Himmel sich erheben. Dieses Hinabsteigen Christi zur Erde u. dieses Hinaufsteigen der erlösten u. geheiligten Menschheit zum Himmel findet statt mittelst des heiligen Mesopfers, woraus das Gesamtleben der Kirche seinen Ausgang nimmt, worin es seine Vollendung feiert. Denn dieselbe heilige Menschheit, die gestorben u. dann wieder auferweckt worden ist, wollte Christus als Unterpfand der bleibenden Verbindung mit der Erde im heiligsten Sakramente zurücklassen, damit aus ihr alle Gnaden der Erlösung auf die Erde hinabströmten u. so die Menschen durch die, aus ihr entspringenden, Sakramente geheiligt würden. Denn es ist derselbe heilige Leib, der am Kreuze verwundet ward u. Blut und Wasser aus sich hervorfließen ließ, aus dem nun ewig das Blut u. Wasser der Sakramente fließt, aus denen unter Hinzutritt des heiligen Geistes die Kirche aufgebaut wird; aber es ist nicht ein lebloser, ein materieller Leib, sondern es ist der auferweckte, mit der Seele Christi verbundene Leib, der durch die Vereinigung mit der Gottheit Christi selbst vergöttlicht u. aller Gnaden Quellbrunn geworden ist. Wer durch die Berührung der, aus diesem Opferleibe Christi entspringenden, Sakramente gesühnt u. geheiligt wird, der wird durch Christus selbst geheiligt u. gesühnt, denn Christus selbst als Gott u. Mensch wirkt durch seine Sakramente. Der Empfang dieser Sakramente wird daher in der heiligen Schrift bezeichnet, als Beisprenzung mit Christi Blute, Röm. 5, 9; Hebr. 9, 13—14, 10, 29, 12, 24, 13, 20; 1. Petri 1, 2; 1. Joh. 1, 7, 5, 6—8, u. Christi Leib ist darum der Inbegriff aller Gnaden und

des ewigen Lebens. In diesen seinen lebendigen Leib nimmt Christus zuerst durch die heilige Taufe die Gläubigewordenen auf, versetzt sie dadurch aus dem Reiche der Sünde u. des Todes, und machet sie theilhaft seines Todes zugleich u. seines ewigen Lebens. Denn sein Leib ward ja getödtet der Sünde wegen, lebt aber ewig der Gerechtigkeit wegen. Darum ist auch der durch die Taufe Ihm Einverleibte mit ihm gekreuziget u. auferweckt, Röm. 6, 3—11. 13, 22. 7, 4; 1. Kor. 6, 19—20. 12, 12—13. 27; 2. Kor. 5, 14—17. 13, 3. 4; Galat. 2, 19. bis 20. 3, 27; Ephes. 1, 22—23. 2, 5—6. 18—22. 4, 4—6. 5, 25—30; Philip. 3, 10—11; Kolos. 1, 22. 2, 9—14. 3, 1—3; 1. Petri 1, 23; 1. Joh. 3, 9. Aufgenommen durch die Taufe in seinen Leib treten also die Gläubigen in eine geheimnißvolle Verbindung mit Christus, u. werden selbst sein Leib genannt. Es ist ein höheres, übernatürliches Leben in ihnen geboren, das durch die übrigen Sakramente ausgeformt u. gestärkt, durch das heilige Sakrament des Altars aber genährt wird. Denn die Ernährung der Kirche geschieht auf eine, der leiblich-geistigen Natur des Menschen entsprechende, Weise durch Darreichung des Opferleibes Christi selbst im heiligsten Sakramente des Altars, damit so die ganze Fülle des göttlichen Lebens in die Kirche ausgegossen und jedes Glied der Kirche zum Vollalter Christi herangebildet werde, Ephes. 4, 12.—13. 15.—16. 5, 29—30; 1. Korinth. 10, 2—4. vergl. 16—17. 11, 24—29; Johan. 6, 33. bis 59; Matth. 26, 26—28; Marc. 14, 22—24; Luc. 22, 19—20. So wie das heilige Sakrament seinem Wesen nach der Opferleib Christi ist u. die Menschen wesenhaft mit Gott verbindet, so ist es seinen äußeren Gestalten nach ein Symbol der Vereinigung aller Gläubigen zu dem Einen Leibe Christi, welcher die Kirche ist, 1. Kor. 10, 16—17. So hat sich denn Christus, seinen geopfert Leib der Erde hingebend, eine Kirche bereitet, die, aus seiner wunden Seite, wie die Väter sich ausdrücken, emporgeschossen, Fleisch ist von seinem Fleisch u. Wein von seinem Wein, Ephes. 5, 25—32, mittelst welcher er, wahrhaft zum Himmel hinaufgefahren, dennoch wahrhaft und persönlich mit seiner Gottheit und Menschheit auf Erden bleibt u. seine Menschwerdung fortsetzt. In der Kirche also berühren sich wesenhaft Zeit und Ewigkeit, Diesseits und Jenseits, Erde und Himmel, Menschheit u. Gottheit. Das heilige Messopfer ist seinen äußeren Erscheinungen nach eine vorübergehende Handlung unter äußeren, vergänglichen Gestalten vollbracht, unscheinbar, wie die äußerliche Erscheinung des Menschensohnes auf Erden war: aber seinem Kerne und seiner Wesenheit nach ist es ein ewiges Opfer, indem die ganze Fülle der Gottheit zur Erde niedersteigt, um die Menschen sich conform und der ewigen Glorie des Himmels theilhaft zu machen. Eingefügt in den Leib Christi u. dadurch seiner Verdienste und seines göttlichen Lebens theilhaft, werden die Gläubigen aus der sündigen Verbindung mit dem alten Adam losgerissen u. von aller Sünde befreit. „Nichts Verdammliches ist in denen, die Christo Jesu einverleibt sind. Röm. 8, 1—2. 5; Vergl. 5, 18—19. 6, 18. 22; 1. Kor. 15, 22; 2. Kor. 5, 15; Eph. 5, 27. Und so entspringt denn aus dem neuen Adam ein neues, Gott wohlgefälliges Menschengeschlecht, und in geheimnißvoller Weise setzt sich die Menschwerdung Christi durch alle Zeiten fort. Diese erneuerte, in den Leib Christi aufgenommene Menschheit ist die Kirche, die darum in der heiligen Schrift der Leib Christi genannt wird, Ephes. 1, 23; Kolos. 1, 18. 24. u. oft. Sie fällt gewissermaßen unter den Begriff Einer Person mit ihm, und nimmt Theil an seinen Eigenschaften, an seinem Thum und Leiden, an seinen Verdiensten und an seiner Herrlichkeit. Wie Christus das Licht der Welt genannt wird, Joh. 1, 4—5. 9. 8, 12. 9, 5. 12, 35. 46. 1. Joh. 1, 5. 2, 8: so wird, weil wesenhaft mit ihm vereint, auch die Kirche als Licht der Welt bezeichnet, Matth. 5, 14—16; Philipp. 2, 15; Vergl. Ephes. 5, 8. Mit derselben Macht, womit Christus vom Vater in die Welt gesandt wurde, sieht auch die Kirche ausgerüstet da, Matth. 16, 19. 28, 18; Lukas 22, 19; Johann. 17, 18. 22, 21. So wie Christus gekommen ist, das Reich des Bösen zu zerstören, so trägt die Kirche in sich denselben Beruf und dieselbe Macht, Matth. 10, 8; Markus 1, 27. 6, 7;

Lukas 9, 1. und Christi Wunderwirkungen setzten sich in ihr fort, Matth. 10, 8. 20, 21; Markus 9, 23. 16, 17—18; Lukas 9, 1—2. 10, 9. 19—21 u. s. w. So wie Christus die Macht hat, einst die ganze Welt zu richten, so ist auch die Kirche Richterin der ganzen Welt, Matth. 25, 31; Lukas 22, 29—30; Matth. 19, 28; Röm. 2, 16; 2. Korinth. 5, 10; 1. Korinth. 6, 2—3. Wie Christus die Welt lehrte und Apostel aussandte, so ist die Kirche Lehrerin der Welt; ihre Apostel gehen in alle Länder aus, und wer die Kirche hört, der hört Christum; wer sie verachtet, der verachtet ihn, Lukas 10, 10—12. 16. u. oft. Wie Christus auf Erden Heil u. Gnade spendete, so spendet die Kirche fort u. fort die Schätze der göttlichen Gnade. Die heiligen Handlungen, womit sie die Sakramente spendet, sind Handlungen Christi, womit er aus der Unsichtbarkeit in die Sichtbarkeit herübergreift; u. die Worte, die sie dabei spricht, sind Christi Worte (Vergl. die Worte: *Ego te absolvo; hoc est corpus meum* etc.). Aber auch das Leben Christi und sein Erdenwandel setzt sich in der Kirche fort. Darum müssen alle Gläubigen ihm conform werden und in seinen Fußstapfen wandeln. Röm. 8, 1—15; Ephes. 2, 10. 4, 1—6. 13—16. 20—24. 5, 1—2; Kolos. 1, 10. 22—28. 2, 6—7. 3, 3—12; Philipp. 2, 5. 3, 11—13; Galat. 3, 27. 6, 15; 2. Korinth. 4, 10—11; 1. Joh. 1, 6. 2, 29. 3, 9. Im Leben der Heiligen spiegelt sich also das Leben Christi in wunderbarer Mannigfaltigkeit u. geistiger Einheit wieder. Bei so inniger Vereinigung der Kirche mit Christus kann es nicht anders seyn, als daß auch sein erlösendes Leiden an ihr sich fortsetzt; daß sie, trotz ihrer innern Herrlichkeit, mit der Dornenkrone seiner Leiden gekrönt und mit seinem Kreuze beladen durch die ungläubige und der Gewalt des Bösen verfallene Welt wandelt, Matth. 10, 22. 38. 11, 29; Joh. 15, 18—21. 17, 14; Hebr. 13, 12—13; Galat. 6, 17; Kolos. 1, 24. Der Kirche Leiden sind seine Wundmale, Galat. 6, 17; ihre Verfolgungen sind seine Verfolgungen, Actor. 9, 4; der Kirche Siege sind seine Siege, Apostelgesch. 17, 14. Ist aber nun die Kirche der Leib Christi, und ist die Wiedervereinigung zwischen Himmel und Erde, die zuerst nur in seiner Person, gleichsam wie in Einem Punkte, angeknüpft war, mittelst der in ihm aufgenommenen Kirche nun schon über einen weiteren Kreis ausgebreitet: so mußte der heilige Geist, der zuerst nur über ihn allein herabkam und blieb, in gleicher Weise nun auch über die ganze Kirche bleibend herabkommen. Actor. 2, 38. — Darum sagt Augustinus *de spirit. et littera* c. 26: *Insinuatur nobis in Spiritu sancto Patris Filique communitas, utriusque aequalitas. Quod ergo commune est Patri et Filio, per hoc nos voluerunt habere communionem et inter nos et secum.* So ist denn der Leib Christi allerdings nur einmal hingegeben in den blutigen Opfertod am Kreuze; aber derselbe Leib, für ein- und allemal hingegeben zur Versöhnung der Welt, bleibt immerdar die Opfergabe, durch die ganz allein die Sühne zwischen Himmel u. Erde besteht. Darum ward von Christus gesagt: „Du bist ein Priester in Ewigkeit nach der Ordnung Melchisedechs.“ „Christus hat, sagt der Apostel Paulus, weil er (nach seiner Auferstehung) ewig lebt, auch ein ewiges Priesterthum. Darum kann er alle Zeit Diejenigen erlösen, die durch ihn hinzutreten zu Gott.“ Hebr. 7, 24—25. Er hat in den Tagen seines Erdenwandels Gebete u. Flehen Dem, der vom Tode ihn retten konnte, mit lautem Rufen und mit Thränen dargebracht u. ist erhört worden seines Gehorsames wegen. Darum ward er vollendet u. ist allen Denen, die ihm gehorchen, Ursache des ewigen Heiles geworden, indem Gott ihn genannt hat einen Priester nach Melchisedechs Ordnung, Hebr. 5, 7—10. Dieses ewige Priesterthum Christi nach der Ordnung Melchisedechs beginnt erst mit seiner Auferstehung u. Himmelfahrt. Mittelfst dieses Priesterthumes gibt er bis zum Ende der Zeiten unter den Gestalten des Brodes u. des Weines seinen Opferleib zur Sühne an die Erde hin, damit aus ihm die Quellen des Heiles für die sündige Welt fließen u. damit die in diesen Leib Aufgenommenen mit Christus selbst in eine lebendige Gemeinschaft treten. So ist denn das heilige Messopfer die Darbringung des Leibes Christi unter den Gestal-

ten des Brodes u. des Weines als Sühnopfer für die sündige Welt, als Quelle und Vermittelung aller vom Himmel zur Erde niedersteigenden Gnaden, als eine sühnende u. heiligende Hingabe Christi selbst für u. an das menschliche Geschlecht. Ist es auch ein irdischer, zum heiligen Dienste geweihter Priester, der die Gaben von Brod u. Wein darbringt u. die Worte Christi über sie spricht: so ist es doch Christus selbst, der die irdischen Gaben in himmlische Gaben wandelt und seinen Leib und sein Blut hingibt und vergießt zur Vergebung der Sünden der ganzen Welt. Da er es selbst ist, der sich hier als sühnende und heiligende Opfergabe hingibt, so fließen auch alle Gnaden, die er den Menschen verdient hat, aus diesem Opfer u. Alles, was er während seines Erdenwandels gethan, gelehrt u. gelitten hat, knüpft sich auf's Innigste an seine persönliche Gegenwart als ewiger Hoherpriester an. Namentlich ist es die Verkündigung seiner Lehre, die durch seine immerwährende Gegenwart im Geschlechte der Menschen immer neu, lebendig und unverfehrt erhalten wird, welche auf das Engste an die Feier des Opfers sich anschließt u. gewissermassen in dasselbe aufgenommen u. mit geheiligt wird. Darum soll, nach Justinus dem Martyrer, Keiner am Opfer Theil nehmen, der nicht Alles glaubt, was Christus, auf Erden wandelnd, verkündigt hat. Ferner ist es sein Leiden u. sein Tod am Kreuze, wodurch Christus in der Zeit geweiht worden ist zum Priester in der Ewigkeit, welche bei der Feier des ewigen Sühnopfers nicht vergessen werden dürfen. Darum sagte er selbst, als er das ewige Opfer einsetzte: „Thuet dieses zu meinem Andenken,“ oder, wie der Apostel Paulus es erklärt, „so oft ihr esset von diesem Brode u. trinket den Kelch, sollet ihr den Tod des Herrn verkünden, bis daß er kommt, d. h. bis zum Ende der Welt,“ 1. Kor. 11, 26. Sowie also von der Person des Gottmenschen Jesus Christus, wie er jetzt im Himmel lebt und herrscht, unnöthig getrennt werden kann, was er auf Erden wandelnd gethan, gelehrt, gelitten u. verdient hat, so kann auch von der opfernden Hingabe seiner Person im heiligen Messopfer die opfernde Hingabe alles dessen, was er in der Zeit für die Menschen gewirkt u. verdient hat, nicht getrennt werden. Vielmehr bekommt das ganze Christenthum erst mit seiner Person, durch seine persönliche Gegenwart Wahrheit u. Leben u. bleibt, ohne diese, eine todtte, der menschlichen Willkür zur beliebigen Auffassung überlassene Erinnerung an eine längst entschwundene Vergangenheit. Durch das heilige Messopfer also allein bekommt das Christenthum ein lebendig pulsirendes Herz und tritt in seiner ganzen objektiven Wahrheit u. Wirklichkeit mit der gegenwärtigen Person des Gottmenschen aus der Vergangenheit in die Gegenwart herein. — Aber erst nach der Einen Seite hin ist in dem Bisherigen die Bedeutung des heiligen Messopfers aufgefaßt. Vermittelt dasselbe einer Seits die Herabkunft Christi in seiner menschlichen mit der Gottheit vereinigten Natur zu den Menschen, und spendet es nach dem Ausdrücke der Theologen *ex opere operato* alle Gnade u. Wahrheit des Christenthumes: so ist in ihm anderer Seits der Kirche ein Mittel gegeben, sich selbst opfernd an Gott zurückzugeben u. die höchste Anbetung Gottes, die Anbetung im Geiste u. in der Wahrheit, wieder herzustellen. Im heiligen Messopfer hat also die Menschheit einen Cultus u. zwar den einzig möglichen, höchsten Cultus, wieder bekommen. Der Himmel hat seinen Cultus von Ewigkeit gehabt (Philipp. 2, 10.); von da sind seine ewigen Formen auf die Erde herabgekommen, Hebr. 8, 2, 5. Schon die ersten Menschen im Paradiese nahmen Theil an diesem Cultus, dessen Vermittler der Sohn Gottes war. Denn mit ihm waren sie in übernatürlicher Weise vereinigt, indem sie mit dem Gewande der heiligmachenden Gnade überkleidet waren. Durch ihn brachten sie, als Priester in die Schöpfung Gottes hineinversetzt, sich selbst u. die ganze Natur als Opfer der Anbetung und des Preises dem Allerhöchsten dar. Nachdem aber die Sünde die übernatürliche Verbindung mit dem Himmel gelöst hatte u. die Schuld u. die verwirkte Strafe den Aufblick zu Gott trübte: da ward ein sühnendes Opfer gesucht, auf das der Schuldbeladene vertrauen u. so wieder anbetend zu Gott hinausschauen könnte. Seitdem trägt jeglicher Cultus den Charakter der Sühne.

Kein Volk wird gefunden, das nicht seine Sühnopfer gehabt. Beim hebräischen Volke aber deuteten alle diese Opfer prophetisch auf das Eine vollkommene Sühnopfer, das Gott versprochen hatte, das in der That die Sünde des Volkes hinwegnehmen u. Gott ein neues, wahrhaft geheiligtes Volk bereiten sollte. Dieses vollkommene Sühnopfer hat Christus dargebracht u. ist dadurch Allen, die zu ihm hinzutreten, Ursache des Heiles geworden. In seinen Opferleibe Alle aufnehmend, sie wieder zurückversetzend in den Zustand der heiligmachenden Gnade, wie vor Adams Fall, macht er sein Volk zu einem königlichen u. priesterlichen Geschlechte (1. Pet. 2.), das wieder wahrhaft opfern u. Gott im Geiste u. in der Wahrheit anbeten kann, Joh. 4, 21—24; 1. Pet. 3, 18. Wer könnte aber anders der Vermittler dieser Anbetung seyn, als eben Der, in dem allein die erlöste Menschheit ihr geistiges Leben hat, in dem Alles, was von Leben u. Wahrheit in ihr ist, seine Quelle u. seinen sammelnden Einigungspunkt findet. Eine Anbetung Gottes, die nicht im Opfer Christi ihre Vermittelung hätte, kann unmöglich eine Anbetung im Geiste u. in der Wahrheit seyn. Im heiligen Messopfer bringt Christus als ewiger Hoherpriester seinem himmlischen Vater die kostbarste Opfergabe dar, seine eigene Menschheit; aber vereinigt mit seiner Kirche, deren Haupt er ist, die er sich erkauft hat durch sein Blut u. die er nun, anbetend durch ihn u. in ihm, dem Vater vorführt. Dieses Opfer wird er bringen in alle Ewigkeit, auch wenn diese Zeit u. diese zeitliche Gestaltung der Kirche nicht mehr seyn wird. Im heiligen Messopfer bringt ferner die Kirche sich selbst als geistiges, Gott wohlgefälliges Opfer dar, weil Christus sich ihr darbietet als ihr Vermittler, in dem sie sich der Kindschaft Gottes bewußt ist u. mit Zuversicht zum Throne Gottes tritt. Das heilige Messopfer ist endlich der Mittelpunkt des ganzen kirchlichen Lebens. Sowie in ihm alle Gnade vom Himmel zur Erde niedersteigt u. jede fortdauernde Heilswirkung Christi auf Erden an dasselbe sich anknüpft: so wird alles Geistige u. Wahre, was durch Christi Herabkunft auf Erden gedeiht, an dieses Opfer der höchsten Anbetung angeknüpft; jede Himmelsblume, die auf Erden blüht, wendet zur Verherrlichung dieses Opfers ihren duftenden Kelch ihrem himmlischen Vaterlande zu u. die Erde kehrt, sich selbst opfernd, zum Himmel zurück. Jeder Versuch, den Begriff des heiligen Messopfers zu entwickeln, der nicht von der Mitte des kirchlichen Lebens selbst ausgeht, muß fehlschlagen u. zu einer einseitigen u. mehr oder minder ungenügenden Erfassung des tiefsten u. erhabensten Mystериums des christlichen Glaubens führen. Die Begriffe von Kirche als dem mystischen Leibe Christi, u. dem heiligen Messopfer als dem Herzen, worin der erste Pulsschlag ihres Lebens beginnt, von wo die Formirung des Leibes der Kirche durch die Bildung der von dort auslaufenden Aderu u. Geflechte ihren Ausgang nimmt u. wo alles, nach unten hin angefahte, Leben auch wieder seinen Sammelpunkt u. immer brennenden Opferheerd hat, ergänzen sich so, daß der eine Begriff zum andern, wie das Centrum zur Peripherie, sich verhält. Wo kein Messopfer ist, da ist keine Kirche, kein um ein gottgegebenes Centrum gesammeltes, aus Gott geborenes Leben; u. wo keine Kirche ist, da ist kein Messopfer, kein wahrhaft gegenwärtiger Christus, der mit den Gegenwärtigen in eine reale Verbindung treten u. dieselben als Glieder seines Leibes seinem himmlischen Vater darbringen möchte. — II. Abschnitt: Nachweis des entwickelten Begriffes vom hl. Messopfer aus den theologischen Erkenntnisquellen. Nach dem aufgestellten Begriffe umfaßt das hl. Messopfer ein Zweifaches, nämlich die süßnende Hingabe Christi unter den Gestalten des Brodes u. des Weines für u. an die Menschen u. zugleich die höchste Anbetung, welche die neue Menschheit, d. h. die Kirche, in diesem Opfer Christi dem himmlischen Vater darbringt. Wie schon oben angedeutet wurde, ist der süßnende Charakter dem Opfer nicht wesentlich. Erst mit dem Eintritte der Sünde bekommt das Opfer auch sogleich die Bedeutung der Sühne. Von der Zeit an sollte das Opfer vermittelnd cintreten zwischen Gott u. den schuldigen Menschen. Es wohnte aber unaustilgbar allen Menschen, ohne Ausnahme, das Bewußtseyn inne, daß ohne eine Befreiung des Inneren von

der Schuld u. Strafe, trotz des äußerlich dargebrachten Sühnopfers, keine wahrhaftige Anbetung Gottes stattfinden könne. Darum traten alle Opfernden in eine mystische Gemeinschaft mit dem Altare (1. Kor. 10, 18—21). Diese Gemeinschaft, durch Pustrationen u. Gebete eingeleitet, fand ihren vollsten Ausdruck in dem Genuße der Opferspeisen. Der Opferdienst der Alten hatte auch bei den Heiden eine durchaus wahre Seite u. war ein Bekenntniß der allgemeinen Schuld u. der Bedürftigkeit einer Vermittelung zwischen Gott u. den Menschen. Bei den Juden aber war der Opferdienst von Gott selbst geordnet u. hatte im Ganzen sowohl, als in allen auch den kleinsten Theilen, eine prophetische Bedeutung. Die verschiedenartigen Opfer des alten Bundes stellten die verschiedenen Momente der Einen Opferidee, die in ihrer vollen Wahrheit in dem einzigen u. ewigen Opfer des Erlösers verwirklicht werden sollte, dar. Es wurden Brandopfer dargebracht (3. Mos. 1, 4. 9. 13. 17 u. oft), zur höchsten Anbetung Gottes, des unbedingten Herrn aller Creatur; Sühnopfer zum Bekenntnisse u. zur Sühne der allgemeinen sowohl, als der besonderen Schuld, vorzüglich das allgemeine jährliche Versöhnungsopfer für die Schuld des ganzen Volkes, u. Friedensopfer, welche, die geschene Sühne schon voraussetzend u. darum häufig mit vorhergehenden Sühnopfern verbunden, zum Danke oder zur Bitte dargebracht wurden. Dazu kam das bedeutungsvolle Opfer des Osterlammes, das schon im alten Bunde als unmittelbarster Typus des Erlösers u. seines Opfers aufgefaßt wurde. Fast mit allen diesen Opfern war die Darbringung anderer Gaben der Natur, von Früchten, Brod und Wein und dergleichen verbunden. Die Priester sowohl, als die, welche das Opfer darbringen ließen, traten durch den Genuß der nur theilweise verbrannten Opfergaben mit dem Altare, das heißt mit dem, welchem das Opfer dargebracht wurde, in Gemeinschaft. Nur von dem Sühnopfer durfte Keiner, als nur der Priester, essen und sogar die Berührung desselben machte unrein. Dadurch ward angedeutet, wie dieses dargebrachte Opfer an sich noch nicht im Stande war, den Fluch der Sünde, der demselben im Symbole aufgebürdet würde, in sich selbst zu verzehren und zu vernichten und denen, deren Sünde es auf sich nahm, Heil und Leben zu spenden. Eine tiefe Bedeutung hat bei allen diesen Opfern der Alten, bei den Juden sowohl, als den Heiden, die Vergießung des Blutes der Opferthiere. Es war den ersten Menschen im Paradiese gesagt: „An welchem Tage ihr davon essen werdet, sollet ihr des Todes sterben.“ Dieser Spruch war nicht aufgehoben; das Todesurtheil schwebte seitdem über dem ganzen Menschengeschlechte u. erfüllte alle Völker der Erde mit graulichem Entsetzen. Dem Mörder von Anbeginn waren die Menschen verfallen, u. sie wären wirklich in seine unbarmherzigen Hände gerathen, wäre nicht Der, nach dessen ewigem Bilde die Menschen geschaffen sind, vom Anfange an voll erbarmender göttlicher Liebe dazwischen getreten und hätte sich als Sühne für die Menschen dargeboten. Der tiefe Seher des Neuen Testaments nennet darum Christus „das vom Anbeginne der Welt geschlachtete Lamm.“ Das ist der Sinn von Isaaks vorbildlichem Opfer. Während aber Isaaks Leben verschont wurde und ein vom Himmel wunderbarer Weise gesandter Widder statt seiner geschlachtet wurde, ließ der Menschenmörder von Anbeginn auf den Altären aller Heidenvölker sich die Menschen als Opfer schlachten. Aber die vorbildlichen Opfer konnten in Wirklichkeit die Schuld nicht sühnen, u. eine Taufe des Blutes mußte über Den ergehen, der vom Anfange an als Opferlamm für die Schuld der Menschen sich angeboten hatte. Von Ihm sagt die h. Schrift: „Nicht durch das Blut der Opferthiere, sondern durch Sein eigenes Blut ging Er für ein u. allemal in das Heiligthum ein, eine ewige Erlösung findend, Hebr. 9, 12. Christus ist aber durch Sein eigenes Blut in das Heiligthum, d. h. zu Seinem Tempeldienste, als ewiger Hohepriester der Menschen eingegangen, weil er siegreich aus der Gewalt des Todes, den Er gelitten hatte für die Schuld der Menschen, hervorging und darum als Gott und Mensch ewig lebend alle Menschen in sein unsterbliches Leben aufnehmen kann. Denn er hat, sagt von Ihm ferner der Apostel, in den Tagen Seines Erdenwandels Gebet und Flehen

dem, der Ihn vom Tode retten konnte, mit lautem Rufen und mit Thränen dargebracht und ist erhört worden um seines Gehorsames willen. Und obwohl er Sohn Gottes war, hat er durch das, was er gelitten, Gehorsam gelernt. Und so ist er, vollkommen gemacht, Allen, die Ihn gehorchen, Ursache des ewigen Heiles geworden, indem Gott Ihn genannt hat einen Priester in Ewigkeit nach der Ordnung Melchisedechs, Hebr. 5, 7—10. — „Denn wenn das Blut der Opfethiere die Verunreinigten heiligt in Reinigung des Fleisches: wie viel mehr wird dann das Blut Christi, der im heiligen Geiste sich selbst als fleckenloses Opfer dem Vater darbrachte, unser Gewissen reinigen von den todten Werken, zu dienen dem lebendigen Gotte? Darum ist Er der Mittler eines neuen Bundes zc. Hebr. 9, 13 — 15. Dieses Blut Christi besprengt uns noch immer, weil Christi Opferleib, woraus die heiligen Sacramente fließen, noch immer die lebendige Vermittelung zwischen Himmel und Erde ist. Denn so spricht der heilige Paulus: Indem wir also, Brüder Zuversicht haben zum Eintritte ins Heiligthum im Blute Christi (womit wir bei der heiligen Taufe besprengt sind), durch das er uns einen neuen und lebendigen Weg bereitet hat durch den Vorhang (ins Allerheiligste, zur Gotttheit selbst), das ist, durch sein Fleisch, und da wir einen Hohenpriester haben über Davids Haus: so lasset uns hinzutreten zc. Hebr. 10, 19—22. Da aber Christus, obwohl das Sühnopfer geworden für die Schuld der Welt, durch die Sünde nicht verunreinigt wurde, sondern da er, weil er in der Prüfung bestanden, auferweckt worden ist vom Tode, und erhöht zum Priester in Ewigkeit nach Melchisedechs Ordnung: so dürfen die Christen von diesem Sühnopfer essen. Sein zur Sühne der Welt geopferter Leib ist eine Opferspeise, wodurch die Christen mit ihrem Hohenpriester vereinigt werden, während den Juden nicht gestattet war, von ihren Sühnopfern zu essen. Darum sagt der Apostel Paulus: „Wir haben einen Opferaltar, von dem zu essen nicht gestattet ist denen, die der Stiftshütte dienen. Denn die Leiber der Opfethiere, deren Blut durch den Hohenpriester ins Heiligthum gebracht wird, werden vor dem Lager verbrannt. Darum wollte auch Christus, um durch sein Blut sein Volk zu heiligen, außerhalb des Thores leiden, Hebr. 13, 10—12. Wie aber Christus als Hoherpriester seinen Leib und sein Blut unter den Gestalten des Brodes und des Weines zugleich als Sühne und als Opferspeise hingegeben, das erzählen bekannter Maßen die drei ersten Evangelisten, Matth. 26, 26 — 28; Mark. 14, 22 — 24; Luk. 22, 19 — 20, während Joh. 6 die schöne Rede mittheilt, wo der Heiland die Einsetzung dieses Geheimnisses feierlich verheißt. Ueber die Verwandlung von Brod und Wein in den Leib und in das Blut des Heilandes soll hier nicht weiter geredet werden, da die Worte Christi so einfach u. so klar sind. Siehe darüber den Art. Transsubstantiation. Hier soll nur kurz nachgewiesen werden, daß der Heiland das Geheimniß seines Fleisches und Blutes als Opfer einsetzte. Die 3 ersten Evangelisten führen die Einsetzungsworte im Wesentlichen folgender Maßen an: „Dieses ist mein Leib, der für euch gebrochen wird; dieses ist mein Blut, das für euch und für Viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden.“ Also der Leib des Heilandes, wie er unter der Gestalt des Brodes gegenwärtig war, wurde in geheimnißvoller Darstellung seines Todes im Augenblicke der heiligen Handlung für sie (ὑπὲρ ὑμῶν) gebrochen (κλάμενον). Der Kelch des Blutes ward, in geheimnißvoller Darstellung der Vergießung Seines Blutes am Kreuze, im Augenblicke der heiligen Handlung zur Sühne für die Sündenschuld vergossen. Die feierliche Handlung selbst war eine Opferhandlung; es war die Vergießung seines im Kelche enthaltenen Blutes zur Sühne für die Sünden der Welt. Uebereinstimmend damit erzählt die Einsetzung des heiligen Opfers der heilige Paulus 1. Korinth. 11, 23 — 29. Dieses, unter den Gestalten des Brodes und Weines dargebrachte, Sühnopfer seines Leibes und Blutes bezeichnet der Heiland nicht etwa nur als irgend eine Feier, die im neuen Bunde stattfinden sollte, sondern er bezeichnet sie als den Bund selbst, den er mit den Menschen schliesse, der auch nach seiner Rückkehr zum Vater auf Erden bestehen bleiben sollte. Er selbst, mit Allem, was er auf Erden wandelnd

gethan, gelehrt und verdient hatte, gab sich in diesem Opfer den Menschen hin, und der ganze neue Bund sollte in demselben seinen Bestand haben. Darum heist es 1. Kor. 11, 25: „Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blute.“ Damit in naher Beziehung steht, was Paulus im Briefe an die Hebräer schreibt: „Auch der erste Bund ist nicht ohne Blut geweiht. Denn Moises nahm, nachdem er dem ganzen Volke alle Gebote des Gesetzes gelesen hatte, das Blut der Opferthiere mit Wasser, besprengte das Buch und das gesammte Volk, und sprach: „Dieses ist das Blut des Bundes, den der Herr für euch bestimmt hat, Hebr. 9, 18—20. — Dieser geopferete Leib und dieses, zur Sühne und Heiligung vergossene, Blut sollte also als ein Testament, als ein Vermächtniß der Erde zurückbleiben zum Andenken an sein Leiden u. Sterben, wodurch er, für ein u. allemal geweiht, als Priester nach Melchisedechs Ordnung in sein Heiligthum einging. Dieser himmlische Opferleib des ewigen Hohenpriesters sollte die Quelle des Lebens, d. h. der Sühnung, Heiligung und Speisung für die Welt seyn. Darum sprach Christus selbst, die Einsetzung des größten Geheimnisses vorherverkündend: „Ich bin das lebendige Brod, das vom Himmel gekommen ist. Wer von diesem Brode isst, wird ewig leben; das Brod aber, das ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt, Joh. 6, 51 — 52. Hier spricht Christus von dem Opfer seines Leibes, den er hingeben würde für das Leben der Welt, der Sündenvergebung, Heiligung und Vereinigung mit Gott ist. Von der Communion im engeren Sinne des Wortes ist hier nicht ausschließlich die Rede, obwohl dieselbe, da der Opferleib eine Speise genannt wird, wesentlich mit einbegriffen ist. Nur diese letztere Bedeutung faßten die anwesenden Juden auf und veranlaßten den Heiland, näher auf die eigentliche Communion in seiner Rede einzugehen, worauf es in Vers 56 — 57 heist: Mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise; Mein Blut ist wahrhaftig ein Trank. Wer Mein Fleisch isst u. Mein Blut trinkt, der bleibt in Mir und Ich in ihm. — Diese Lehre vom heiligen Messopfer macht so sehr die Seele der ganzen heiligen Schrift aus, daß dieselbe, ohne sie, alles innern Zusammenhanges entbehrt, wie denn auch das ganze Christenthum ohne das immer gegenwärtige Opfer Christi alles wahrhaftigen Lebens entbehrt. Namentlich setzen die apostolischen Briefe, an bereits bestehende Gemeinden gerichtet, die sich um den Altar des neuen Bundes gesammelt und dort den geheimnißvollen Mittelpunkt ihres höheren Lebens schon gefunden hatten, die Feier des heiligen Messopfers überall voraus. Nur daraus erklärt es sich, wie die Kirche der Leib Christi, Fleisch von seinem Fleisch u. Wein von seinem Wein genannt werde, Ephes. 5. Ihm einverleibt, in seinem gegenwärtigen Opferleibe; mit ihm, dem ewigen Hohenpriester, u. zugleich unter einander Eins geworden, brachten sie in ihren Versammlungen im Geiste u. in der Wahrheit, wie Christus es vorher verkündet hatte, Joh. 4, 21. u. f., an allen Orten das Opfer des neuen Bundes dar. Darum schreibt der heilige Petrus: zu Christus hinzutretend, den lebendigen Steine, der von den Menschen zwar verworfen, von Gott aber auserwählt und geehrt worden ist, werdet ihr selbst wie lebendige Steine darüber aufgebaut: als ein geistiges Haus, als ein heiliges Priesterthum, darzubringen geistige Opfergaben, die Gott angenehm sind durch Jesus Christus, 1. Petri 2, 4—5. Denn Christus ist einmal für unsere Sünden gestorben, der Gerechte für die Ungerechten, damit er uns seinem Vater als Opfer darbrächte; todt zwar dem Fleische nach, lebend aber dem Geiste nach (d. h. zu einem höheren, unsterblichen Leben auch seinem Leibe nach erhoben), 1. Petri 3, 18. Paulus aber spricht über diese Feier des Opfers im neuen Bunde, wodurch die Gemeinde, mit Christus in Gemeinschaft tretend, sich selber als Opfer darbringt: Hütet euch vor der Theilnahme am Götzendienste. Ich rede zu euch als zu solchen, welche die Sache kennen (d. h. ich rede von der geheimnißvollen Feier, über deren Bedeutung ihr unterrichtet seid); beurtheilet selbst, was ich sage. Der Kelch der Segnung, den wir segnen, ist er nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Und das Brod, das wir brechen, ist es nicht die Gemeinschaft des Leibes des Herrn?

Denn ein Brod (Opferbrod, Opfergabe), ein Leib sind wir Vielen, wir Alle, die an dem einen Brode Theil haben. Sehet doch Israel an, das noch im Fleische wandelt. Sind nicht (auch dort) diejenigen, die von den Opfern essen, theilhaft des Altars? Wie? will ich damit sagen, daß das Gözenopfer (an sich) etwas sei? oder daß das Gözenbild etwas sei? (gerade, als könnte man durch Theilnahme am Opfer der Heiden mit der Opfergabe, oder mit dem Gözenbilde in eine geistige Gemeinschaft treten, wie man beim christlichen Opfer wirklich mit dem Geopferten, mit Christus in eine unmittelbare Gemeinschaft tritt (*communicatio, κοινωνία, corporis et sanguinis*). Nein, aber was die Heiden opfern, das opfern sie den Dämonen, und nicht Gott. Ich will aber nicht, daß ihr Genossen der Dämonen werden sollet. Ihr könnet nicht den Kelch Gottes trinken und den Kelch der Dämonen. Ihr könnet nicht des Tisches des Herrn theilhaft seyn u. des Tisches (d. h. des Altars) der Dämonen, 1. Corinth. 10, 14—21. So wie hier der heilige Paulus vom Mesopfer, im Gegensatz zu dem Opfercultus der Heiden, spricht, so redet er im Hebräerbrieфе 13, 10. von demselben Opfer, im Gegensatz zum alttestamentalischen Cultus: Wir haben einen Opferaltar, von dem die Diener der Stiftshütte nicht Erlaubnis haben, zu essen. — So wie die Kirche aus dem Opfer Christi selbst hervorgewachsen ist u. durch dasselbe u. in demselben wesentlich ihren Bestand hat: so ist auch die Lehre über das heilige Mesopfer zugleich mit dem Leben der Kirche durch die Jahrhunderte hingegangen. Alle christlichen Völker u. Zeiten haben vor dem Altare des neuen Bundes anbetend ihr Knie gebeugt; die größten Kirchenväter, vom apostolischen Ignatius Ant. bis auf Augustinus, Chrysostomus, Cyrillus A. hinab, haben mit dankerfüllter Brust das größte Mysterium des christlichen Glaubens gefeiert, und alle ehlen und frommen Seelen haben an dieser überreichen Quelle der Gnade welt- u. sündüberwindende Kraft getrunken. Zuerst die Neulinge des 16. Jahrhunderts, die, weil sie „außerkirchlich“ geworden, von den Wundern im Innern des ihnen verschlossenen Heiligthumes Nichts mehr verstanden, haben es gewagt, diese höchste Offenbarung der Liebe des Erlösers, die 15 Jahrhunderte in tiefster Demuth kniend angebetet hatten, mit giftschäumen- dem Munde als Gözendienst zu verlästern. Mögen sie als abgebaute Zweige mit ihrer Lästerei abseiten der ununterbrochenen Tradition des, immer in sich lebendigen, Christenthumes liegen bleiben. Schon der heilige Ignatius, Schüler der Apostel, kennt keine Kirche, als die, deren Centrum u. inneren Lebensquell das heil. Mesopfer bildet. Seid darauf bedacht, schreibt er an die Philadelphier Cap. 4, daß ihr nur einer Eucharistie euch bedienet; denn einzig ist das Fleisch unseres Herrn Jesu Christi und einzig ist der Kelch zur Vereinigung in seinem Blute; ein Opferaltar, so wie auch nur ein Bischof mit seinen Priestern und Diakonen.“ — Und an die Gemeinde von Trallis 7 schreibt er: „Vor den Irrelehrern hütet euch. Das wird aber geschehen, wenn ihr nicht aufgeblasen seid (d. h. eurer eigenen Meinung folget), und nicht abgerissen von Jesus Christus unserm Gott und von eurem Bischofe und den Sägungen der Apostel. Wer innerhalb des Opferaltars ist, der ist rein; wer aber außerhalb (des Altars) ist, der ist unrein.“ — Gemeinschaft des Opfers ist dem heiligen Ignatius Gemeinschaft des kirchlichen Lebens, Gemeinschaft mit Christus; während der Abfall von der Kirche auch nothwendig den Abfall von der Gemeinschaft des Opfers zur Folge hat. Darum sagt er ad Smyrn. VII.: Sie (die Irrelehrer) entfernen sich von der Eucharistie u. dem Gebete, weil sie nicht bekennen, daß die Eucharistie sei das Fleisch unseres Heilandes Jesus Christus, welches gelitten hat für unsere Sünden, und welches der Vater auferweckt hat durch seine Güte. Die dieser Gottesgabe widersprechen, die gehen in ihrer Streifsucht zu Grunde. — Clemens von Rom, Schüler des Apostels Paulus schreibt im Capitel 36 des ersten Briefes an die Gemeinde zu Corinth: „Dieses, Geliebte, ist der Weg, auf dem wir gefunden haben unser Heil, nämlich Jesum Christum, den Hohenpriester, der unsere Opfer darbringt (τὸν ἀρχιερέα τῶν προσφορῶν ἡμῶν) der für unsere Schwachheit eintritt und ihr zu Hülfe kommt.“ — Da nun dieses uns einleuchtet u. da wir hineinschauen in die

Tiefen der göttlichen Erkenntniß, so müssen wir Alles der Ordnung nach thun, was zu festgesetzten Zeiten nach Gottes Anordnung geschehen soll. Er hat nämlich angeordnet, daß Opfer und Opferdienst (*προσφοράς και λειτουργίας*) vollbracht werden sollen u. zwar nicht nach Willkür u. ohne Ordnung, sondern zu festgesetzten Zeiten u. Stunden. Denn den Ort wo, u. die Personen durch welche dieselben (Opfer u. Opferdienst) vollbracht werden sollten, hat er selbst durch seinen allerhöchsten Willen bestimmt, damit Alles heilig und seiner Anordnung gemäß vollbracht, ihm angenehm seyn möge. Diejenigen nun, welche zur vorgeschriebenen Zeit ihre Opfer verrichten (*τὰς προσφοράς ποιῶντες*), sind ihm angenehm, und sind selig (d. h. im Zustande der Gnade); denn, den Willen des Herrn thugend, weichen sie nicht ab vom rechten Wege. Dem obersten Priester (dem Bischöfe) sind seine Verrichtungen angewiesen, die Priester haben ihren bestimmten Dienst u. die Leviten haben ihre Pflichten. Die Laien aber sind gebunden an die Vorschriften des Laiendienstes Cap. 40. Man sieht, wie bestimmt geordnet in der römischen Kirche der Dienst des Altars war und wie genau die Verrichtungen des Bischofs, der Priester u. der Diakonen unterschieden wurden. Ganz hiemit übereinstimmend sind die genauen Anordnungen der apostolischen Constitutionen über die Darbringung des heiligen Mesopfers u. die verschiedenen Verrichtungen bei demselben. So heißt es *Const. Ap. 8, 12*: „die Diakonen sollen die Gaben dem Bischöfe zum Altare (*δυοιατήριον*) bringen u.“ Wegen dieser, von den Aposteln Petrus und Paulus herrührenden, festen Ordnung in der Hierarchie und im Altardienste konnte der Papst Clemens, ein Schüler und Freund des Apostels Paulus, durch seine, mit einem Schreiben von ihm versehenen, Abgeordneten Claudius Ephebus u. Valerius Bito (*ep. Clem. cap. 59*) die in jeder Hinsicht gestörte Ordnung zu Corinth wieder herzustellen. — Justin der Martyrer schreibt in seiner Unterredung mit Tryphon n. 115: Uns Alle, die wir in diesem Namen die Opfer darbringen, welche der Vorschrift Jesu Christi gemäß dargebracht werden sollen, d. h. diejenigen, die in der Eucharistie des Brodes und des Kelches in jedem Orte der Welt von den Christen dargebracht werden, nimmt er an, indem er bezeugt, daß jene ihm wohlgefällig sind. Die Opfer aber, welche von euch (den Juden) u. euren Priestern dargebracht werden, die weist er zurück, wenn er spricht: Und euere Opfer werde ich nicht annehmen von euren Händen; denn vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Niedergange ist mein Name groß unter den Völkern; ihr aber entweicht ihn. Die prophetische Stelle aus Malachias 1, 10—12., die Justinus hier anführt, wird von allen Vätern ohne Ausnahme vom heiligen Mesopfer erklärt. Sie heißt vollständig: „Ich habe kein Wohlgefallen an euch, spricht der Herr der Heerschaaren; von eurer Hand werde ich keine Gaben annehmen. Denn vom Aufgange bis zum Niedergange der Sonne ist Mein Name groß unter den Völkern; an jedem Orte wird geopfert u. meinem Namen ein reines Speiseopfer dargebracht.“ In seiner ersten Apologie, wo Justinus mit seltener Freimüthigkeit vor Antoninus Pius und Marcus Aurelius von den größten Geheimnissen des christlichen Glaubens u. Gottesdienstes spricht, gibt er auch eine Darstellung der Feier des heiligen Mesopfers, welche er als das, vom Aufgange bis zum Niedergange der Sonne dargebrachte, Opfer der Christen bezeichnet hatte und fügt hinzu: „Denn wir empfangen es nicht als eine gewöhnliche Speise u. als einen gewöhnlichen Trank; sondern, gleichwie unser Erlöser Jesus Christus Mensch geworden ist u. um unseres Heiles wegen Fleisch und Blut angenommen hat, also ist nach unserer Lehre jene Speise, über welche das Dankgebet mit seinen eigenen Worten gesprochen ward u. die durch Umwandlung unser Fleisch u. Blut nährt, des Mensch gewordenen Jesus Fleisch u. Blut.“ — Irenäus, mittelbarer Schüler des Apostels Johannes, schreibt in seinem Buche gegen die Irrlehrer: „Christus gab seinen Jüngern die Anweisung, die Erstlingsgaben von den erschaffenen Dingen (Brod u. Wein) Gott zum Opfer darzubringen; nicht, als bedürfte Gott derselben, sondern damit sie selbst nicht unfruchtbar u. undankbar wären; denn er nahm natürliches Brod, sagte Dank und sprach: Dieses ist mein Leib. Gleich-

falls auch von dem mit natürlichem Weine gefüllten Kelche versicherte er, „es sei sein Blut, und lehrte so das neue Opfer des neuen Bundes, welches die Kirche von den Aposteln empfing u. in der ganzen Welt Gott darbringt.“ Hiermit beschließen wir die Zeugnisse des christlichen Alterthums; denn, wollten wir nur bis zum heiligen Augustinus herabsteigen, so müßten wir ein ganzes Buch füllen. Wir haben uns hier auf die Zeugnisse der apostolischen u. nächstapostolischen Väter beschränkt, um dem Leser einen Begriff zu geben von der Unwissenheit der protestantischen Prädikanten, welche sagen, in den apostolischen Zeiten, ja, in den 3, 4 oder gar 6 ersten Jahrhunderten habe man noch Nichts von einem Opfer der heiligen M. gewußt. — Abschnitt III. Ueber die Feier des heiligen Messopfers. Ist der Eintritt Christi, des Sohnes Gottes, in das Menschengeschlecht für dieses der Anfang seiner Erhebung und Verklärung, also, daß alle Wahrheit u. Gnade mit der Menschwerdung Christi im vollen Maße über die Welt ausgegossen wurde: so ist es anderer Seits eben so ausgemacht, daß nur bei der fortwährenden Gegenwart des als Mensch geborenen Gottessohnes das Menschengeschlecht geheiligt und seiner ewigen Vollendung u. Verklärung entgegengeführt werden kann. Ein vor 2000 Jahren erscheinener Erlöser, der selbst nicht mehr als Gott und Mensch gegenwärtig ist, der selbst nicht seine Lehre schützt, seine Gnade vermittelt u. spendet u. mit der Seele einen Bund der Liebe schließt, genügt nicht unserem Glauben, genügt nicht unserer Sehnsucht und Liebe. Sein Wort, der Willkür der Menschen überlassen, wird unsicher — was ist dann eigentlich seine Lehre? — Sein Bild erbleicht mit den schwindenden Jahrhunderten — wer gibt uns zu unterscheiden Mythe u. Wahrheit? — Seine Liebe ist uns unsicher, nie empfunden; — wer bringt uns den Heiland zurück aus des Himmels Höhen? Wollt ihr wissen, wo der Himmel sich auf die Erde niedersenkt, wo noch Wahrheit, wo noch Liebe, wo ein Vorgeschmack der Seligkeit ist? So tretet einmal mit mir in eine katholische Kirche. Sehet: angefüllt ist das Gotteshaus mit Menschen jedes Standes, Alters, Geschlechtes. Sie schauen euch nicht an, wo ihr eintretet; denn aller Augen u. Herzen sind auf etwas Anderes gerichtet. Der Altar, gleichsam das Herz der Kirche, ist geschmückt; Wachskerzen sind angezündet; Blumen, wie die Natur sie erblühen machte, wie die sinnige Kunst sie erfand, schmücken den Altar u. umblühen das Geheimniß, daß sich dort feiert. Rund umher an Pfeilern u. Wänden stehen der Heiligen Bilder. Eine ehrwürdige Schaar; viele Jahrhunderte haben die Reihen derselben vollgemacht. Mit den Zeichen des Martiriums u. des Sieges geschmückt, blicken sie auf den Altar, auf die schweigende Gemeinde herab, als gehörten sie noch zum Hause, als wäre ihr Wandel, ihr Wirken, ihr Beten noch hienieden. Der Priester am Altare aber hat sich gebeugt. Vor ihm steht der Kelch mit Wein gefüllt. In seine Hände nimmt er, wie einst Christus beim Nachmahle, das Brod, die geopferete Hostie, u. spricht über dasselbe die geheimnißvollen Worte der Wandlung. Er kniet, die Glocke gibt ein Zeichen. Was ist geschehen? Wie mit einem Male sinkt die ganze Versammlung auf die Kniee; jeder schlägt an seine Brust u. spricht: Jesu, dir lebe ich, Jesu dir sterbe ich; dein bin ich todt und lebendig. Lautlose Stille herrscht fort, während der Priester, wie einst Christus nach dem Mahle, den Kelch in seine Hände nimmt, ihn segnet und dann gebeugt die Worte der Wandlung spricht: dieselben, die einst der Herr beim letzten Mahle gesprochen. Und abermals schlägt die Gemeinde an ihre Brust u. betet den gegenwärtigen Heiland an. — Sehet, da ist die Anbetung Gottes im Geiste u. in der Wahrheit! Hier ist Christus, hier ist sein ewiges Opfer. Sein süßnendes Blut fließt hier, wie einst auf Golgatha, u. alle Wahrheit und Gnade steigt hier mit ihm selbst vom Himmel herab. Durch den geöffneten Vorhang schaut hier das Auge des Glaubens in das Heiligthum u. der Himmel mit seinen seligen Schaaren, mit seinen Engeln u. Heiligen senkt sich hernieder auf den Altar, auf dem Christus selbst, das von Ewigkeit für die Sünden der Welt geschlachtete Lamm, gegenwärtig ist. — Und wer sind denn die knieend um den Altar Versammelten? Es ist seine Gemeinde. Es sind die an sein

ewig gegenwärtiges Wort Glaubenden, denen er noch heute Hirt und Lehrer ist. Es sind die auf seinen Namen Getauften, die durch Besprengung mit seinem Blute geheiligt u., wie Glieder seines Leibes, ihm vereinigt u. eingefügt sind. Es sind die, die seinen Namen tragen; zu denen er herabgestiegen ist, um wie Einer aus ihrer Mitte zu seyn. „Denn — sagt der Apostel — der, welcher heiligt, u. die, welche geheiligt werden, sind Eines Wesens. Darum schämt er sich nicht, sie seine Brüder zu nennen, indem er spricht: deinen Namen werde ich verkünden meinen Brüdern; inmitten der Versammlung werde ich dich loben.“ Hebr. 2, 11 bis 12. Es ist die Kirche, die er sich bereitet, die er geschmückt hat mit Allen, was er hatte, die er zärtlich geliebt hat wie eine Braut, mit der er sich vermählt hat, also, daß sie Fleisch von seinem Fleische u. Wein von seinem Weine geworden ist, Ephes. 5, 25—32. Die Gemeinde aber weiß es, daß sie durch ihn versöhnt ist mit dem Vater; daß sie durch ihn, ihren Hohenpriester, trotz all ihrer Schwachheit u. all ihrer Gebrechen, mit freudigem Vertrauen, wie es Kindern des Hauses geziemt, zum Throne der Gnade hinzutreten darf. Hebr. 4, 14—16. Sie weiß es, daß durch ihn jede Bitte um Vergebung, um Erlangung jeglicher guten Gabe unterstützt, jede Fürbitte geheiligt, jeder Dank, jede Anbetung zum Throne Gottes gebracht wird. Darum erhebt sich zu ihm, dem Hohenpriester in der Mitte, mit Vertrauen u. Liebe jedes gläubige Herz u. steigt, mit seinem Opfer vereinigt, zum Himmel. Christus steht hier in der Mitte seiner Gemeinde als der Weinstock, wie er sich selbst im Evangelium bezeichnet, beladen mit vielen fruchtbaren Reben, u. bringt die Früchte seiner Erlösung seinem himmlischen Vater als ein angenehmes Opfer da. Nicht einsam, wie einst auf Golgatha, von der Welt verspottet u. ausgestoßen, bringt er jetzt sein Opfer dar; sondern die früher in der Knechtschaft des Satans gefangene Menschheit führt er in den Banden seiner Liebe gefangen zum Himmel hinauf, Ephes. 4, 8., und bringt sie als Haupt mit seinem Leibe, der Kirche, vereinigt dem himmlischen Vater als Opfer der reinsten u. geistigsten Anbetung dar. Hier also ist wahrhaft ein Bild des Himmels. Der ewige Tabernakel Gottes, dessen Urbild im Gesichte Moises geschauet, Hebr. 8, 5—6., ist zur Erde niedergekommen, und Christus ist wieder mit den Seinigen vom Brode u. trinkt wieder mit ihnen vom Gewächse der Rebe. Denn von seinen Leiden hatte er gesprochen: Ich sage euch, ich werde nicht mehr hiervon essen, bis es erfüllt wird (seine Erfüllung bekommt, nicht mehr zum Vorbilde dient) im Reiche der Himmel, d. h. in der Kirche. Und vom Kelche sprach er: Nicht mehr werde ich trinken von diesem Gewächse des Weinstockes, bis ich es aus Neue trinke im Reiche Gottes, Marc. 14, 25; Luc. 22, 16—18. Und ich setze euch (Apostel) über mein Reich, so wie mich mein Vater über dasselbe gesetzt hat, auf daß ihr esset u. trinket an meinem Tische, in meinem Reiche, Luc. 22, 29—30. Hier sitzt also Christus, eingegangen in seine Herrlichkeit, mit den Seinigen wieder zu Tische in seinem Reiche und ist wieder vom Brode und trinkt wieder vom Gewächse der Rebe, es wandelnd in seinen Leib und in sein Blut, um die, welche unter der Gestalt einer irdischen Speise ihn empfangen, theilhaftig zu machen der Herrlichkeit, die er beim Vater hat. — Diese Auffassung der Feier des heiligen Messopfers, wie sie hier gegeben wurde, ist durchaus nicht eine neue, erst in späteren Jahrhunderten entstandene; sondern, wie sie unmittelbar aus der Betrachtung des Wesens des heiligen Messopfers hervorgeht, so ist sie auch vom Anfange an in der ganzen Christenheit die übliche, mit dem ganzen Leben der Kirche wie verwachsene gewesen. Damit das recht gefühlt werde, möge uns der Leser, den wir vor Kurzem in eine katholische Kirche heutiges Tages geführt haben, in eine Kirche zu Konstantinopel oder zu Antiochia folgen und sich mit uns in die Zeit des grauen christlichen Alterthums versetzen. Vor fast anderthalb Tausend Jahren hat in beiden Städten der heilige Chrysostomus oft zum gläubigen Volke geredet, und nie hat Einer daran gezweifelt, daß er die ächte und unverfälschte Lehre der Apostel vorgetragen habe. Dieser spricht über die Würde des Priesters: „Darum muß, wer Priester werden will, so rein

seyn, als wäre er im Himmel unter den Chören der Engel. Denn, wenn du den Herrn geopfert dort liegen siehst, und wie der Priester über das Opfer sich neigt und betet, und wie Alle mit jenem kostbaren Blute benetzt sind: glaubst du dann noch unter Menschen, noch auf der Erde zu seyn? Oder erblickst du nicht vielmehr, in den Himmel entrückt und jedes niederen Gedankens enthoben, mit den Augen deines Geistes und mit reiner Seele um dich herum das, was im Himmel ist? O Wunder! o Güte Gottes! Der mit dem Vater in der Höhe thront, den halten in dieser Stunde Alle in ihren Händen; der läßt sich von denen, die nach ihm Verlangen tragen, umfassen und umfassen. Und Alle thun dieses mit den Augen des Glaubens. Scheint dir das etwas Geringfügiges zu seyn? oder Etwas, worüber man sich stolz hinwegsetzen könne? Soll ich dir die große Heiligkeit jenes Momentes auch noch aus einem anderen Beispiele zeigen? Ich sehe im Geiste den Elias und um ihn her eine unermessliche Schaar des Volkes, u. das Opfer bereitet auf dem Altare (vergleiche 3. Buch der Könige 18, 30—39.). Alle Anwesenden stehen ruhig u. schweigend; der Prophet allein betet: da fällt plötzlich Feuer vom Himmel auf das Opfer. Bewunderungswürdig ist das und staunenerregend. Nun aber wende dich hin zu dem, was hier vorgeht; und nicht allein Wunderbares wirst du sehen, sondern mehr, als Staunenerregendes. Der Priester stehet da: nicht Feuer, sondern den heiligen Geist gebraucht er. Lange Zeit verharret er im Gebete; nicht, damit ein vom Himmel gesendeter Feuerstrahl das Opfer verzehre, sondern, daß die Gnade auf dasselbe herabkomme, und durch dasselbe alle Herzen entzünde und sie reiner mache, als geläutertes Silber. Wer also anders, als ein Einfältiger und Unsiniger, kann dieses Geheimniß verachten? — Wenn er (der Priester) aber den heiligen Geist angerufen, und jenes überheilige Opfer dargebracht und den gemeinsamen Herrn Aller wiederholt auf seinen Händen getragen hat: sage doch, welchen Rang sollen wir ihm dann anweisen? welche Reinheit, welche Frömmigkeit sollen wir von ihm fordern? Denke, wie jene Hände seyn sollen; wie die Zunge, die jene Worte spricht; wie heilig jene Seele, die der heilige Geist zu seinem Organe macht? Die Engel stehen da dem Priester zur Seite“ u. — Dieses Wenige mag hinreichen, um einen Blick zu eröffnen in den unendlichen Reichthum des katholischen Kultus, der so überaus einfach ist, weil in dem Einen, in der Gegenwart Christi, ihm Alles, das Erhabenste und Größte, das Nächste und Fernste, das Verständlichste und doch auch wieder das Tiefste u. Geheimnißvollste gegeben ist, was die Menschenbrust erheben, was die Bande der Sünde lösen und den Menschen zum wahrhaft Geistigen und Göttlichen erheben kann; der aber anderer Seits auch wieder so mannigfaltig ist, weil alles Schöne und Große, was die Erde trägt; jede Blume des Himmels, die auf Erden blüht, jede Schöpfung edler, heiliger Kunst an dieses Opfer sich anschließt und als Weihgabe der Menschen mit diesem heiligen Opfer zur Höhe aufsteigt. — Die Außerkirchlichen haben natürlich kein Opfer, keinen eigentlichen Kultus: sie halten nur Versammlungen zur Belehrung und Erbauung. Ja, es ist ihnen jeder eigentliche Begriff eines Kultus abhanden gekommen. Die Predigt ist bei ihnen der Haupttheil des Gottesdienstes; die hinzugesetzte Liturgie ohne Opfer, aus einigen der heiligen M. entnommenen Formen zusammengesetzt, kann natürlich das weggefallene Opfer des neuen Bundes nicht ersetzen. Es fehlt der Kern in der äußeren Schale. Die dürftige Hülle, worin kein Geist und Leben wohnt, läßt die Herzen kalt und kann das Schwächen des Herzens nach Wahrheit und Frieden nicht füllen. Statt des gegenwärtigen himmlischen Opfers auf dem Altare muß der Prediger auf der Kanzel durch sein Wort einen Einigungspunkt für die Versammlung bilden. Nun stelle man sich den Fall vor, daß dieser Prediger, wie es heut zu Tage bei der großen Mehrzahl der Fall ist, zu dem ungläubigen, schaal- und schmacklos gewordenen Aufklärer gehört, der nicht an Christus, als wahrhaftigen Gottessohn, und an seine Erlösung glaubt; der das Blut der Erlösung mit Füßen getreten hat und nur versteht, die erhabensten Geheimnisse des christlichen Glaubens, wie die katholische Kirche sie feiert, zu lästern. Das soll

nun eine Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit seyn! Und dazu denke man sich eine Versammlung, in der nur ein kleiner Theil, meistens die Leute aus dem niederen Mittelstande, an Christus als Erlöser und Gottes Sohn glauben; wo viele sogar das in den Evangelien enthaltene Leben Jesu für eine Fabel und Mythe halten, viel weniger aber noch die Verbindlichkeit seiner Lehre und seiner Gebote anerkennen. In eine solche Versammlung sollte Christus herabsteigen; diese Gegenwärtigen sollte er als die Seinigen anerkennen und sie seinem himmlischen Vater als Opfergabe darbringen mögen? Nein, schon im alten Bunde war es verboten, unreine Opfer auf den Altar zu legen; wie viel mehr im neuen Bunde! Während Christus, eingegangen in seine Herrlichkeit, drinnen mit den Seinen zu Tische sitzt, und wieder ist vom Brode und trinkt vom Gewächse des Weinstockes, sehen die, welche draußen sind, ihn nur am Kreuze hängen. Sie schütteln über ihn den Kopf und lassen rund um den heiligen Ort, wo er drinnen das größte Geheimniß seiner Liebe feiert, mit kreischender Stimme ihren Ruf ertönen: „Vermaledeichte Abgötterei!“ Aber Viele, die es rufen, wissen nicht, was sie thun. — IV. Ueber den Ritus der heiligen M. kann hier der Enge des Raumes wegen nur Weniges gesagt werden. Der Name „M.“, vom lateinischen „missa“, wird am wahrscheinlichsten abgeleitet aus den Worten „ite, missa est,“ scil. concio. „Die Versammlung ist entlassen,“ womit in ältester Zeit die in den verschiedenen Vorbereitungsstufen befindlichen Gläubigen, die entweder noch nicht zur vollen kirchlichen Gemeinschaft Aufgenommenen, oder die ausgeschlossenen Büßer, vor dem Beginne der eigentlichen Opferhandlung entlassen wurden. Denn Keiner, der nicht zur völligen kirchlichen Gemeinschaft gehörte, kein Büßer, kein öffentlicher Sünder, durfte seine Opfergaben zum Altare bringen u. in das Opfer der Gemeinde eingeschlossen werden. — Der gesetzlich geordnete Opferdienst wurde Liturgie, *Λειτουργία*, genannt, welches daher oft die heilige M. selbst, oft die Ordnung bei der Feier der heiligen M. bedeutet. Man muß aber, wie im Begriffe des heiligen Messopfers selbst, so auch in dem Ritus, womit dasselbe gefeiert wird, ein Doppeltes unterscheiden. Das Erste ist ein unmittelbar von Christus Gegebenes, das, wie es seinem Wesen nach unveränderlich ist, so auch in seiner Form, worin es von Christus hinterlassen wurde, unwandelbar fortbesteht. Das ist die Hingabe Christi für und an die Menschen in derselben Weise, wie er dieses Opfer eingesetzt und seinen Aposteln zur Fortführung übergeben hat. Hiernach zuerst die zum Opfer gewählten Substanzen Brod von Weizen u. Wein von der Rebe, wie die allgemeine apostolische Ueberlieferung Solches lehrt. Was ferner die Weise der Darbringung betrifft, so muß, göttlicher Anordnung zufolge, das Opfer unter zwei getrennten Gestalten, unter der des Brodes und unter der des Weines gefeiert werden, zur Darstellung des Todes Christi, wodurch er eingeweiht wurde zum ewigen Hohenpriester. Endlich müssen dieselben Worte unveränderlich beibehalten werden, die Christus selbst bei der Verwandlung der Opfergaben sprach. Diese Worte sind: Hoc est enim corpus meum; und Hic est enim calix sanguinis mei, novi et aeterni testamenti, mysterium fidei, qui pro vobis et pro multis effundatur in remissionem peccatorum. Die Vollständigkeit dieser Worte ist durch die apostolische Ueberlieferung der römischen Kirche erhalten. Die heilige Schrift theilt sie, in allem Wesentlichen hiermit übereinstimmend, nicht so vollkommen mit; wie sie denn überhaupt, erst später verfaßt, auf bereits Bestehendes sich bezieht und die Kirche mit ihrem Glauben u. Cultus immer schon voraussetzt. Daher weichen die Berichte der drei ersten Evangelisten und des Apostels Paulus, in der Hauptsache einig, in Nebendingen von einander ab und berichten mehr oder weniger vollständig, weil sie nur an etwas in der Kirche schon Bestehendes erinnern und dafür ein Zeugniß ablegen wollten. Alle vier Berichte erhalten ihren völligen Einigungspunkt in der älteren Tradition. — Das Zweite aber ist eine That der Kirche. Christus hat sich als Opfer der Kirche zu eigen gegeben und sie bringt nun diese Opfergabe als höchste Anbetung dem himmlischen Vater dar. Mit diesem

Opfer Christi aber opfert sie sich selbst auf, vereinigt mit all dem Besten und Schönsten, was sie besitzt. Sie vereinigt darum mit dem Opfer Christi alle ihre Heiligen als die Trophäen seines Sieges über Sünde und Tod. Sie vereinigt damit ihr eigenes Gebet, ihre Lobgesänge, ihre Danfsagungen, ihr Angedenken an Lebende und Abgestorbene; kurz Alles, was in ihr ist und lebt, und was nur irgend mit dem Opfer Christi vereinigt auf den Altar gelegt werden kann. Diese Weise, wie die verschiedenen Kirchen das eine unwandelbare Opfer Christi, jede nach ihrer Art, Gott darbrachten, wurde im engeren Sinne Liturgie genannt. Es leuchtet aus dem Gesagten ein, daß, ungeachtet der wesentlichen Einheit des katholischen Gottesdienstes, sehr wohl verschiedene Liturgieen neben einander in der Kirche bestehen können. Vom Anfange an gab es deren eine nicht unbedeutende Zahl, so wie bis auf den heutigen Tag die heilige M. in der katholischen Kirche mit verschiedenem Ritus unter Lateinern, Griechen, Armeniern, Maroniten u. s. w. gefeiert wird. Das Studium der alten Liturgieen ist äußerst lehrreich und versetzt uns in das innerste Leben der alten christlichen Gemeinden. Man unterscheidet apostolische Liturgieen (vom hl. Jakobus, vom hl. Markus, vom hl. Matthäus, vom hl. Petrus, und die in den apostolischen Constitutionen enthaltene Liturgie); spätere griechische (die von Basilus u. die von Chrysostomus) u. abendländische Liturgieen. Zu letzteren gehören die Ambrosianische, das Sacramentarium Leo's des Gr., des Papstes Gelasius, des Papstes Gregor des Gr., die Gothische oder Mozarabische Liturgie u. a. m. Die Feier der hl. M. zerfällt in 3 Haupttheile: in die Opferung oder das Offertorium, die Wandlung und die heilige Communion. Bei der Opferung wird Brod und Wein dem Priester dargereicht u. von diesem geopfert. Bei der Wandlung tritt Christus selbst als Priester und Opfer ein, die geopfert Gaben in seinen heiligen Leib und in sein heiliges Blut verwandelnd. Bei der Communion genießt der Priester die Opferspeise u. theilt den Anwesenden das heilige Sakrament aus. Wer nicht die heilige Communion empfangen will, muß geistiger Weise daran Theil nehmen. Ob die hl. M. feierlich oder still dargebracht wird, macht in dem Wesen derselben keinen Unterschied. Wer sich von der Theilnahme am heiligen Opfer zurückziehen wollte, siele damit von selbst ab vom kirchlichen Leben. Darum ist es für jeden Gläubigen strenge Pflicht, an allen Sonn- und Feiertagen der hl. M. beizuwohnen. Für die allgemeine Kirche ist es geziemend, daß eine gemeinschaftliche Sprache für die Feier des Opfers gebraucht werde, das in allen Ländern der Erde dargebracht wird, damit der Priester und der Gläubige an allen Orten der Welt sich in der Kirche wie zu Hause fühlen. Der Priester betet beim heiligen Opfer meistens still für sich. Die Handlung des Opfers selbst, die Gegenwart Christi ist es, wodurch die Gnade des Himmels vermittelt wird, woran die Andacht der Gemeinde sich entzündet. Die Person des Priesters soll dabei möglichst zurücktreten; nicht durch Worte soll er beim Opfer die Gemeinde erbauen, sondern durch Versenktscheyn in Andacht, durch Sammlung des Gemüths und durch stille Anbetung des Lammes Gottes, das schweigend auf dem Altare liegt. Wenn die Protestanten nicht begreifen können, warum der Priester am Altare die lateinische Sprache gebrauchte, die das Volk nicht versteht, so ist das ihnen zu Gute zu halten, weil sie keinen Begriff vom Opfer haben. Schlimmer ist es, wenn einige Katholiken ihnen nachreden und meinen, es deute der Gebrauch der lateinischen Sprache auf eine noch unvollkommene Entwicklungsstufe des Cultus hin.

EM.

Messintention heißt die Meinung, auf die ein Gläubiger für sich oder einen Anderen die Applikation der Messe (s. d.) verlangt, oder in welcher der Priester für diejenigen oder jenen Gläubigen insbesondere die Messe appliziert. Es versteht sich, daß die Meinung eine fromme und heilige seyn und daß wohl auch Irdisches, jedoch nur untergeordneter Weise und in sofern Object dieser Meinung und sonach auch der Bitte beim heiligen Opfer seyn könne, als es dem Ewigen dient. Wer auf eine andere Meinung hin die Messapplikation verlangte, den

hätte der Priester, nachdem er ihn über das Unstatthafte, vielleicht auch Sündhafte davon belehrt, mit seiner Bitte abzuweisen. T.

Messstipendium. Um besondere Applikation für sich zu erlangen, d. i. in das Gebet des Priesters und der Gläubigen besonders eingeschlossen zu werden, brachten die Gläubigen die zum Opfer nothwendigen Elemente, Brod und Wein dar, wovon ein Theil zur Communion der Gläubigen ausgeschieden wurde, das Uebrige aber dem Bischofe oder Priester eigen blieb, der das Opfer brachte u. das zu seinem Unterhalte diente. Da jedoch die Priester, wenn sie ihre Bedürfnisse bestreiten sollten, diese Gaben wieder vertauschen oder verkaufen mußten, ward es bald lieber gesehen, wenn man die Beschaffung der Elemente zum Opfer und zur Communion den Priestern überließ und statt der Naturalgaben Geld opferte, was schon zu Zeiten des heiligen Epiphanius, der im 4. Jahrhunderte lebte, üblich war. Dieß ist die Entstehung der Messstipendien, die sonach nichts Anderes, als ein Beitrag der Gläubigen zum Opfer u. zum Unterhalte des Priesters sind, der, wenn auch noch anderweitig für ihn gesorgt ist, doch hin und wieder zu seinem Unterhalte bedeutenden Theiles auch an die Messstipendien angewiesen ist, die er von den Gläubigen empfängt. Der Betrag war ehemals willkürlich; nunmehr aber ist allenthalben gewöhnlich ein Minimum festgesetzt, das aber nach Verschiedenheit der Orte sehr verschieden ist. Die richtige Persolvirung der empfangenen M. ist jedem Priester streng auf sein Gewissen gelegt und wird, wenn er stirbt, von der betreffenden geistlichen Behörde aus seinem Nachlasse besorgt. T.

Messstiftungen. Um die besondere Applikation der heiligen Messe für sich auch nach ihrem Tode zu genießen, baten die Gläubigen, wie z. B. Monika, die Mutter des heiligen Augustin, ihre Angehörigen und Kinder u. s. w., hiefür zu sorgen, daß, zum Troste ihrer Seelen Messen für sie gelesen werden, wiesen ihnen hiezu Gelder an, oder aber, wenn sie Niemanden hatten, dem sie diese anvertrauen konnten oder wollten, brachten sie selbe zu den Kirchenvorstehern und deponirten sie allda mit der Bitte, daß für irgend einen Verstorbenen, oder für sie selbst nach ihrem Tode, oder auch zu Ehren irgend eines Heiligen, entweder alljährlich oder auf eine bestimmte kürzere Zeit, an bestimmten Tagen eine Messe, ein Requiem, ein Hochamt, ein Anniversarium oder Jahrtag gefeiert werden möge, worüber nach Vorschrift der Canonen eine eigene Urkunde, ein Stiftbrief, zu errichten und den Kirchenvorstehern die Obforge übertragen war. So entstanden die M., über welche das Concil von Trient Sess. 25. Decret. de purgat. verordnet, daß sie gewissenhaft und nach dem Willen der Stifter persolvirt werden sollen. Sollten jedoch dieselben wegen Mangels an Priestern, oder weil sie zu wenig abwerfen, daß Niemand sich findet, der ihrer Persolvirung sich unterzöge, nicht eingehalten werden können, so ermächtigt eben dieser Kirchenrath Sess. 25. c. IV. de reform. die Bischöfe, daß sie auf Diöcesansynoden, die Aelte und Ordensvorsteher aber, daß sie auf ihren Generalcapiteln hierüber diejenigen Verfügungen treffen können, die zur Ehre und Verherrlichung Gottes, zum Frommen der Kirche und zur Aufrechthaltung des Willens der Stifter ihnen zweckdienlich und geeignet erscheinen. Hierauf berief man sich, als man die sogenannten „Reduktionen“ der Stiftmessen vornahm, nachdem durch die Ungunst der Menschen und Zeiten viele der Stiftungscapitale verschwunden und die Stiftungen nicht mehr gedeckt waren. T.

Messen sind Märkte (s. d.) in einem größeren Maßstabe, auf denen Geschäfte von bedeutenderem Umfange gemacht werden u. zu denen sich eine größere Menge Käufer und Verkäufer aus entfernteren Gegenden einfinden, als auf den Jahrmärkten, weshalb sie auch gewöhnlich von längerer Dauer sind, als diese. Besonders unterscheiden sie sich von den Jahrmärkten auch dadurch, daß die Geschäfte während derselben nicht allein, wie bei den letzteren, zwischen Kaufleuten u. Consumenten, sondern auch zwischen Kaufleuten und Kaufleuten, zwischen Großhändlern und Kleinhändlern gemacht werden. Die letzteren haben dabei den Vortheil, daß sie sich aus einer großen Anzahl von Waaren, die oft aus allen Weltgegen-

den und sowohl aus der Nähe, als aus weiter Ferne, zusammen gebracht werden, das Beste, für ihren Bedarf Geeignenste und zugleich das Wohlfeilste ausfinden können, wodurch sie einen Ersatz für die auf den Messbesuch verwendeten Kosten erhalten. Die Entstehung der M.en, so wie der Märkte, schreibt sich von dem Zusammenflusse von Menschen her, welcher in früheren Zeiten wegen religiöser Feierlichkeiten zu gewissen Tagen in den Städten stattfand, und da dergleichen Zusammenkünfte am zahlreichsten an solchen Orten waren, wo sich Hauptkirchen befanden, in denen große, feierliche M.en gelesen wurden, die oft mit Ertheilung von Ablass verbunden waren, so nannte man auch diese Zusammenkünfte von Andächtigen und Kaufleuten M. Da diese Märkte an einigen Orten viele andere an Bedeutsamkeit und auch an Zeitdauer übertrafen, so bezeichnete man später diese wichtigeren und über eine Woche dauernden vorzugsweise mit dem Namen M., welche, um sie zu heben, von den Regierungen durch besondere Freiheiten und Privilegien begünstigt und auf diese Weise bald die Hauptstze und für ganze Länder und Erdtheile die Mittelpunkte des Handels wurden. Das beim Beginne und beim Schlusse der M. an vielen Orten noch jetzt gebräuchliche Ein- und Ausläuten derselben ist ein deutliches Zeichen ihres kirchlichen Ursprungs. Auch beginnen noch die meisten M. an dem Tage des Heiligen, nach welchem sie genannt werden. Jene von den Landesherren bewilligten Messfreiheiten, welche sich ebenfalls zum großen Theile noch bis auf unsere Zeiten erhalten haben, bestanden hauptsächlich darin: daß jeder fremde Kaufmann (Fierant oder Messfierant) seine Waaren, ohne Rücksicht auf den Zunftzwang der Stadt, auslegen und verkaufen durfte; daß die Kaufleute und ihre Güter sicheres Geleit auf der Hin- und Herreise erhielten; daß während der Dauer derselben weder die Handelsleute, noch ihre Waaren, mit Arrest belegt und daß überhaupt vor dem festgesetzten Zahltag Niemand gerichtlich zu einer Zahlung angehalten werden konnte, außer wenn er sich der Messfreiheit ausdrücklich begeben hatte, oder wenn er der beabsichtigten Entweichung verdächtig war, oder die Schuld erst während der M. contrahirt hatte; daß ferner jeder Bürger während der M. Gastgerechtigkeit ausüben durfte; daß manche sonst verbotene Spiele und andere Belustigungen erlaubt wurden; dergleichen in der Befreiung von gewissen Abgaben, Zöllen, Weggeldern u. dgl. und in der Einsetzung eines eigenen Messgerichts, welches in allen, während der M. vorkommenden, den Handel betreffenden Streitigkeiten in erster Instanz, schnell und mit Uebergehung der sonst üblichen Förmlichkeiten, entschied. — Als später die Communicationen im Inneren der Länder durch Sicherung vor räuberischen Anfällen, durch Anlegung und Verbesserung der Straßen, durch geregelten Frachten- u. Postverkehr, durch größere Ausbildung des Wechselwesens, welches seine Entstehung hauptsächlich den M. verdankte (s. Wechsel), vermehrt und verbessert wurden, verloren die M. allerdings einen großen Theil ihrer Wichtigkeit, so daß mehrere derselben zu bloßen Jahrmärkten herabsanken oder auch ganz eingingen, und jetzt ist ihnen durch die Einführung der Geschäftsreisenden oder Reisediener, welche fast alle größeren Handelshäuser mit Proben ihrer Waaren zu ihren Geschäftsfreunden umherschicken, um mündlich Geschäfte mit ihnen abzuschließen, noch bedeutenderer Abbruch geschehen. Dem ohngeachtet haben noch manche M. eine große Wichtigkeit und Blüthe behalten und namentlich an einigen deutschen Handelsplätzen haben sie seit der Einrichtung des deutschen Zollverbandes, wieder neuen Aufschwung gewonnen. Die wichtigsten derselben sind ohne Zweifel die Leipziger M.; ferner die M. in Frankfurt am Main und in Frankfurt an der Oder, welche sich sowohl in Bezug auf die Mannigfaltigkeit, als auf die Menge der dahin gebrachten Waaren, so wie auch hinsichtlich der sie besuchenden Einkäufer aus weit entfernten Ländern, mit jenen nicht messen können. Ferner werden in Deutschland noch M. gehalten: in Braunschweig, Raumburg an der Saale, Kassel, Offenbach, Breslau, Danzig, Kiel, München, Wien, Triest und Bogen. In der Schweiz sind die wichtigsten M. die von Basel und Zurzach; in Frankreich besonders die M. von Beaucaire, ferner von Lyon, Straßburg, Fa-

laife, Rheims, Rouen, Bordeaux, Bayonne, Saint-Germain, Chartres u. Troyes. In Italien ist besonders die M. von Sinigaglia berühmt, ferner die von Alessandria, Verona, Bassano u. Messina. In Ungarn werden nur in Pesth u. Debreczin M. gehalten, welche jedoch, besonders die ersteren, von Wichtigkeit für den Handel des Landes sind. In Rußland ist vor Allen die weltberühmte M. von Nischnei Nowogorod zu erwähnen, welche neben der Leipziger M. die wichtigste der Welt; ferner die von Kiachta an der chinesischen Gränze; von geringerer Wichtigkeit sind die M. von Warschau. In Spanien werden nur in Medina del Rio Secco und in Medina del Campo in der Provinz Valladolid M. von geringer Bedeutung gehalten, von denen die erstere jedoch früher so wichtig war, daß man dem Dertchen den Namen Kleinindien gab. In Portugal ist die M. von Biseu in der Provinz Beira ziemlich bedeutend; von geringerer Wichtigkeit sind die zu Lamego, Covilhao, Evora u. Beja. England hat viele M., welche jedoch nur für das Inland einige Bedeutung haben u. von denen sogar die meisten hauptsächlich große Ross- und Viehmärkte sind. Die bedeutendsten sind folgende: Nourbridge in Worcesterhire, Edinburgh, Exeter (besonders für Rindvieh und Pferde), Weyhill in Hampshire (hauptsächlich Schafe), Sanct-Jaiths bei Norwich (schottisches Rindvieh), Ipswich (Lämmer, Butter u. Käse), Woodboroughhill in Dorsethire (Manufakturwaaren), Horncastle in Lincolnshire (Pferde), Howden in Yorkshire (Pferde) und noch mehre andere, auf denen ebenfalls Pferde, Rindvieh, Schafe, Käse, Butter zc. die hauptsächlichsten Handelsgegenstände sind, wie in Devizes, Gloucester, Harborough, Woodbridge, Falkirk, Ballinasloe zc. Außerhalb Europa sind, außer der schon unter Rußland erwähnten M. von Kiachta, im Orient besonders die wichtige M. von Mekka zu nennen; ferner die von Hurdwar (auf der 2—300,000, jedes zwölfte Jahr aber, welches als besonders heilig gilt, 1—2 Millionen Fremde, theils Andächtige, theils Kaufleute zusammenkommen; zu Benares in Hindostan; in Südamerika und Westindien waren früher die M. von Portobello, Veracruz, Alapulco u. Havanna von Wichtigkeit, sind aber jetzt fast ohne Bedeutung.

Messenien, bei Homer ein kleiner Landstrich um Phara, später eine Landschaft im Peloponnes, zwischen Elis und Lakonien, vom Pamisos, Neda und Balysra bewässert, und von einer Gebirgskette durchfurcht, deren bekannteste Höhen der Gira, Ira und Ithome sind. Bei der Rückkehr der Herakliden fiel sie dem Kresphontes zu; später verwüsteten sie 3 fürchterliche Kriege. Die Hauptstadt M., am Pamisos, nächst Korinth die größte und festeste Stadt des Peloponnes, mit dem Bergschlosse Ithome, ward 370 vor Chr. durch Spaminondas angelegt, welcher die, von den Spartanern vertriebenen, messenischen Familien zurückrief; jetzt *Maura Matia*. — M. bildet jetzt ein Gouvernement des griechischen Königreichs, worin die Städte Kalamata, Navarin, Modon, Koron liegen.

Messias, — dem Worte nach soviel, als Befreier, Erretter und Erlöser. Schon im Paradiese nach dem Sündenfalle ward er den ersten Menschen von Gott verheissen; diese Verheißung ward dem Abraham wiederholt und durch Jakob u. Moses dem Volke Israel noch mehr bekräftiget, bis David im prophetischen Geiste, sowie Isaias und Daniel, am deutlichsten vom M. redeten. Weil aber die Juden zur Zeit Jesu einen M. erwarteten nach weltlichen Ansichten, als mächtigen König u. Herrscher, der sie aus der drückenden Herrschaft ihrer Feinde, der Römer, befreien u. sie selber zum vornehmsten Volke der Erde machen würde; so verwarfen sie den wahren M., den Erlöser von der Sünde und dem ewigen Tode; sie schlugen ihn an's Kreuz. Hartnäckig durch alle Jahrhunderte, erwarteten sie ihn unter dem größten Elende u. Drucke nach Zerstörung ihrer Hauptstadt u. des Tempels, obschon, nach dem Geständnisse der Gelehrtesten unter den Rabbinen, alle messianischen Weissagungen ihre Erfüllung an Christus, geboren unter Augustus u. gestorben unter Tiberius (4054 nach Erschaffung der Welt), gefunden haben. Und auch noch jetzt in unsern Tagen erwarten rechtgläubige Juden den kommenden M. Nach des heiligen Apostels Paulus Lehre, welcher auch der

heilige Kirchenlehrer Augustinus in seinem berühmten Buche *de civitate Dei* beipflichtet, sollen die Juden vor dem Abschlusse der Zeiten an den gekommenen M. glauben u. zum Christenthume sich bekehren.

Messina, große Handelsstadt auf der Insel Sicilien, wundervoll zwischen hohen Bergen und dem Meere gelegen, mit einem ganz vortrefflichen Hafen und 40,000 Einwohnern, ist Sitz eines Erzbischofes, eines Appellhofes u. Handelsgeschichtes, sowie die Hauptstadt der gleichnamigen Intendanz. Das Klima ist äußerst mild u. gesund, die Gegend aber häufig von Erdbeben heimgesucht — das größte 1783, das fast die ganze Stadt in Trümmer warf. Lebensmittel sind vortrefflich, besonders Fische (*Muraena gymnothorax*) u. wildes Geflügel. Wasser, das beste in Sicilien. Im nahen Gebirge Granit, Krystalle, Alabaster, Schwefel, edle und unedle Metalle. Hauptausfuhrartikel: Schwefel, Korallen, rohe u. gewebte Seide, Oliven u. Leinsamen. Der Handel ist größtentheils in den Händen der Engländer. Jährlich im August wird hier eine bedeutende Messe gehalten. Unter den Sehenswürdigkeiten nennen wir: den Dom, begonnen 1098 von Roger I., vollendet von Roger II. 1130; vor demselben die Reiterstatue Karls II. — Ferner der große Brunnen von Giovanni Angelo, 1547, mit vielen Skulpturen. *La Nunziatella dei Catalani*, wahrscheinlich von den Normannen erbaut, im griechisch-normannischen Style. *S. Francesco*, 1254 im normannischen Spitzbogenstyle von 3 Gräfinnen von M. erbaut. *S. Maria Alemanna*, Deutsch-Ordenskirche, von 1223, jetzt Magazin. *La Badia*, im griechisch-normannischen Style. *S. Gregorio*, auf dem Grunde eines Jupitertempels, mit einem Abendmahl von Stefano Giordano, 1541, mit einem Frauenkloster u. der köstlichsten Aussicht. Andere öffentliche Gebäude sind: das neue Stadthaus, 1808 — 1827 erbaut; das große Hospital *S. Maria della Pietà*; die *Fortezza*, von Karl II. 1647 errichtet durch Karl Rürnberg, einen Niederländer, ist stark u. gut gebaut, hat 300 Kanonen u. 4000 Mann Besatzung. Zur Besichtigung bedarf es der Erlaubniß des Gouverneurs. Außerdem die *Castelle Matagrifone*, *Gonzaga* u. *Castellano*. Der Hafen, sicher, weit u. prächtig, mit vortrefflicher Einfahrt. Der Quai ist mehr, als eine Miglie lang, mit Statuen u. Brunnen besetzt, ehemals mit einer Häuserreihe; *la Palazzata*, von Philipp Emanuel von Savoyen 1662, die das Erdbeben von 1783 zerstört hat. Von hier sieht man die *Scylla*, das Vorgebirge Pelorum mit dem alten Leuchthurme und der alten Stadt von M. u. Der neue Leuchthurm von Giovanni Antonio Montorsoli, von wo aus man das Fluthen der *Charybdis*, wegen der nesselartigen Form des Strudels *Calofaru* (*Garofalo*) genannt, beobachten kann, die inzwischen für die Schiffer ihre alte Furchtbarkeit verloren hat. Die Stadt hat 2 Theater u. herrliche Spaziergänge in den Umgebungen. — Der Ursprung der Stadt fällt ins hohe Alterthum. Thucydides gibt als ihre ersten Bewohner Seeräuber von Cumä in Campanien an. Unter Dionys wurde sie von Karthagern erobert. Im ersten punischen Kriege kam sie an Rom. Im Mittelalter hatten sie zuerst Saracenen, dann Normannen im Besitze. Nach der siciliani-schen Vesper wurde sie von Karl von Anjou belagert, aber von Peter von Aragonien entsezt. Karl II. von Spanien nahm ihr alle Privilegien, weil sie sich 1673 Ludwig XIV. unterworfen, u. von da an u. nach der fürchterlichen Pest von 1743 kam sie in Verfall, aus dem sie erst in unseren Tagen wieder erhebt. Die durch das Erdbeben von 1783 verwüsteten Straßen sind, wenn auch nicht in früherer Pracht, doch wieder hergestellt u. der Freihafen belebt den Handel. Für die neuere Kunstgeschichte ist M. dadurch von Bedeutung, daß Polidoro da Caravaggio, der Schüler Rafaels, nach der Plünderung Roms 1527 und nach einem kurzen Aufenthalte in Neapel hierher kam u. eine blühende Malerschule stiftete, in welcher die Namen des Deodato Guidaccia, Mariano und Antonello Niccio glänzen u. aus welcher auch der ruchlose Tonno, der Raubmörder seines Meisters, den er noch in einem Bilde in St. Andrea abgemalt, hervorgegangen.

Messing ist ein aus Rosettenkupfer u. Galmei (s. dd.) zusammenge-setztes Metall, dessen man sich zur Verfertigung der verschiedenartigsten Gegen-

stände u. Geräthschaften bedient. Man bereitet heut zu Tage auch M. durch Zusammenschmelzen von 2—3 Theilen Kupfer und 1 Theil Zink. Das M. kommt aus dem Schmelzofen entweder als Tafel-M. oder als Stück-M. Zu Tafel-M. hat man eine Form von zwei vollkommen ebenen Granitplatten, deren Oberfläche mit einer dünnen Schichte von Lehm u. frischem Kuhmist überstrichen wird; zu Stück-M. eine mit Lehm ausgeschlagene und mit Kohlengefüße bestäubte Grube, oder auch eine Form von Gußeisen. Das M. hat eine schöne gelbe Farbe und ein spezifisches Gewicht = 7,8 bis 8,4, ist bei gewöhnlicher Temperatur hammerbar u. sehr geschmeidig, wird aber in der Hitze spröde u. brüchig, ist härter und leichter schmelzbar, als Kupfer u. oxydirt sich, gleich diesem, an der feuchten Luft. Aus dem Tafel-M. werden Streifen geschnitten, aus welchen entweder Bleche gewalzt, oder Draht gezogen oder Kessel geschlagen werden. Das Stück-M. wird von den Gelbgießern zum Gusse messingener Waaren gebraucht. Legirungen, welche weniger Zink als M. enthalten, sind unter dem Namen Tombak, Rothguß, unächtes Blattgold u. s. w. bekannt.

Messis (Quintin), genannt der Schmied von Antwerpen, berühmter niederländischer Maler, geboren 1450 zu Antwerpen, war früher Grobschmied, wovon ein kunstvolles Brunnengitter in seiner Vaterstadt noch zeugt, wandte sich erst im 20. Jahre, um die Hand seiner Geliebten zu erwerben, angeblich ohne Lehrmeister, der Malerei zu u. starb 1529. Unter seinen, zwar in der Form noch etwas harten, in der Charakteristik aber tief bedeutamen und in der Ausführung vollendeten Gemälden ist das vorzüglichste: die Grablegung Christi mit 2 Flügelbildern; ferner Maria mit dem Kinde zu Brüssel; die beiden Geldwechsler zu Windsor u. öfter von ihm wiederholt an vielen Orten. Weniger bedeutend ist sein Sohn u. Schüler Johann M.

Messung nennt man die Arbeit, um beträchtliche Raumgrößen auszumitteln, wozu besonders das geographische und topographische Vermessen einzelner Landstriche oder ganzer Länder gehört. Die M.en gehören der angewandten Mathematik an und dieser Theil derselben wird Meßkunst oder Geodäsie genannt. Die Meßkunst setzt tiefe Kenntniß der reinen Mathematik, besonders der Geometrie und Trigonometrie voraus, sowie eine große Fertigkeit im Gebrauche der verschiedenen Meßinstrumente. Zum gewöhnlichen Messen bedient man sich der Meßkette, d. i. einer in Ruthen, Schuhe u. s. w. eingetheilten Kette; der Meßstäbe, d. i. hölzerner Stäbe von einer bestimmten Länge u. des Meßtisches, nämlich eines kleinen viereckigen Tisches, welcher auf einem Stativ oder drei beweglichen Füßen ruht, auf welchen man mittelst eines Diopters Weiten u. Höhen messen u. diese auf das auf dem Meßtische, welcher zugleich als Zeichnungs Brett dient, auf gespannte Papier auftragen u. so eine Zeichnung verfertigen kann, welche dem Grundrisse in der Natur vollkommen ähnlich ist.

Meßtizen. Das Wort stammt aus dem Spanischen und bedeutet gemischt, Mischling. M. (Mamelucos) heißen die aus der Verbindung von Europäern mit Indianerinnen hervorgehenden Farbigen (s. d.). — In der Schafzucht nennt man M. die aus der Vermischung der Stall-Merinos mit den wandernden entspringenden Merinos-Schafe, deren Wolle feiner, als die der Stall-Merinos, größer aber als die der wandernden Merinos ist.

E. Buchner.

Metabasis (griechisch), in der Rhetorik der Uebergang von einem Abschnitte zum andern; auch das fehlerhafte Abschweifen in's Fremdartige oder Außerordentliche, ein Sprung in dem rednerischen Vortrage.

Metabole (griechisch), Umkehrung; in der Poesie der Uebergang aus einem Metrum in ein anderes; in der Rhetorik die veränderte Ordnung der Redesätze; in der Musik das Umschlagen der Stimme. Euklides versteht darunter den musikalischen Uebergang.

Metachronismus, entgegengesetzt dem Anachronismus (s. d.), heißt die Unrichtigkeit einer geschichtlichen Angabe, indem Etwas auf eine spätere Zeit verlegt wird, wo es nicht Statt haben konnte.

Metagoge (griechisch), Verſetzung; eine rhetoriſche Figur, wenn die Wörter mit veränderten Endungen wiederholt werden.

Metalepſis (griechiſch), Vertauſchung; rhetoriſche Figur (Trobe), vermittelſt welcher die Urſache für die Wirkung geſetzt, das Vorhergehende für das Nachfolgende oder das Letztere für jenes genommen wird, z. B. er hat gelebt (ſtatt: iſt geſtorben); ſie iſt 16 Sommer (ſtatt: Jahre) alt u. ſ. w.

Metalle nennt man in der Chemie jene Elemente (ſ. d.), welche völlige Undurchſichtigkeit, eigenthümlichen Glanz im polirten Zuſtande u. große Leitungsfähigkeit für Elektriſcität u. Wärme zeigen. Alle ſind, mit Ausnahme des tropfbarflüſſigen Queckſilbers, bei gewöhnlicher Temperatur feſte Körper, ſie ſchmelzen jedoch in höherer Temperatur u. verwandeln ſich ſogar bei ſehr hoher Temperatur in Dämpfe. Die meiſten haben eine bedeutende Dichte und ihre Theilchen beſitzen ſtarken Zuſammenhang, daher ſie dehnbar, hämmerbar ſind u. ſich in Draht ausziehen laſſen. Bis jetzt kennt man 47 M., von denen ungefähr der vierte Theil gebiegen, d. h. ohne mit einem andern Stoffe verbunden zu ſeyn, in der Natur vorkommt. Alle übrigen finden ſich in verſchiedenen Verbindungen (Erzen), aus denen ſie ausgeſchieden und in ihren eigentlich metalliſchen Zuſtand zurückgeführt (reducirt) werden können. Das dabei erhaltene M. wird M.könig (Regulus) oder reguliniſches M. genannt. Zu den wichtigſten Verbindungen gehören die mit Sauerſtoſſ, mit den Salzbildnern (ſ. unten), mit Schwefel, und die der M. unter ſich; minder wichtig ſind die Verbindungen mit Waſſerſtoſſ, Kohlenſtoſſ, Kieſelerde und Phosphor. Die größte Anzahl der M. kommt in der Natur mit Sauerſtoſſ verbunden (oxydirt) vor, weil ſie zu demſelben eine mehr oder minder große Verwandtſchaft (ſ. Affinität) beſitzen; es laſſen ſich aber Sauerſtoſſverbindungen mit M.n (M.=Dryde) auch künstlich darſtellen u. zwar noch weit mehr. Einige M. haben nur eine, andere zwei und mehrere Drydationsſtufen; darunter verhalten ſich wieder die einen wie Baſen (ſ. Chemie), die andern wie Säuren, u. manche M. haben baſiſche u. ſaure Dryde zugleich. Nach Berzelius (ſ. d.) nennt man jene Metalle, deren Dryde vorzugsweiſe Säuren ſind, die elektronegativen, u. jene, deren Dryde vorzugsweiſe Baſen ſind, die elektroſtativen. Wegen ihres erdigen Anſehens wurden die M.=Dryde früher M.kalke genannt. Die Darſtellung der M.=Dryde auf künstlichem Wege geſchieht auf mannigfache Weiſe: einige oxydiren ſich ſchon in ſehr niedriger Temperatur an der Luſt, wobei häufig Waſſergas u. Kohlenſäure mitwirken; andere bei erhöhter Temperatur, wobei nicht ſelten eine Feuererſcheinung beobachtet werden kann; auch durch Zerſetzen des Waſſerdampfes in der Glühhiße geſchieht die Drydation, ferner durch Schmelzen mit Kalihydrat (ſ. Kalium) oder Salpeter. Auf naſſem Wege, nämlich durch Einwirkung von Säuren (beſonders verdünnter oder concentrirter Salpeterſäure oder Schwefelſäure, auch Königswaſſer), laſſen ſich die meiſten M. oxydiren. Die M.=Dryde verlieren ſich ſowohl unter einander, als auch mit Waſſer; die letztern Verbindungen heißen Hydrate. Die Reduktion der Sauerſtoſſverbindungen kann auf verſchiedene Weiſe vorgenommen werden. Die edlen M. laſſen ſich ſchon durch bloßes Glühen reduciren, indem dabei der Sauerſtoſſ als Gas entweicht. Bei den Dryden der unedlen M. aber iſt der Zuſatz eines andern Körpers nöthig, der eine größere Verwandtſchaft zum Sauerſtoſſ beſitzt, als die M. Im Großen wird hiezu meiſtens Kohle angewendet; man vermengt dieſelbe mit dem M.=Dryd u. bringt das Gemenge zum Schmelzen, wobei der Sauerſtoſſ in die Kohle tritt u. mit derſelben Kohlenorydgas bildet, welches in Gasform entweicht. Dieſe Reduktion wird gewöhnlich in feuerfeſten (heſſiſchen) Thontiegeln vorgenommen, auf welche ein Deckel gefittet wird. Beim Reduciren iſt ein Zuſatz von Fluß weſentliche Bedingung. Man bedient ſich als Fluß eines reinen, metallfreien Gaſes, entweder allein, oder mit Flußpath untermiſcht, womit man das Gemenge von M.=Dryd u. Kohle bedeckt. Auch Borax kann als Flußmittel angewendet werden. Die Maſſe ſchmilzt gewöhnlich vor der Reduktion; da ſich nun hiebei Gaſarten entwickeln, ſo wird dadurch das Ganze in Bewegung gebracht,

die Metalltheilchen treffen sich dabei u. sammeln sich dann zu einem ganzen Kern an, welcher durch das Flussmittel gegen die Einwirkung der, durch die Poren des Ziegels eindringenden, Luft geschützt ist. Das Weglassen des Flusses hätte zur Folge, daß die M. körner zerstreut liegen u. an der Oberfläche anlaufen würden. Die meisten M. werden schon unter ihrem Schmelzpunkte reducirt; einige jedoch erfordern einen Hitzegrad, bei dem sie zuerst schmelzen können. Da bei den Reductionen mit Kohlenpulver die M. selten rein gewonnen werden, sondern häufig mit Kohle, Kiesel u. a. verunreinigt, so ist es gut, um das M. möglichst rein zu erhalten, nicht mehr Kohle zuzusetzen, als eben zur Reduction nöthig ist. Wenn man den Sauerstoffgehalt des Dryds kennt, bestimmt man den Zusatz der Kohle darnach. Es nehmen nämlich 100 Theile Sauerstoff 75,33 Thle. Kohle auf, um Kohlenoxydgas zu bilden. Hiebei ist aber zu berücksichtigen, daß in der ersten Hitze eine Portion Kohlensäure erzeugt wird, und daß die M., welche geringe Affinität zu Sauerstoff haben, viel kohlensaures Gas geben, weshalb sie weniger Kohle zur Reduction bedürfen. Die Reduction wird entweder in Wind- oder Zugöfen, oder vor dem Gebläse in einer Esse vorgenommen. Auch durch Erhitzen im Wasserstoffgase, welches eine große Verwandtschaft zu Sauerstoff besitzt, wird die Reduction bewerkstelligt. Außerdem kann man auch durch andere M. die M.-Dryde reduciren, wozu aber dann ein solches gewählt werden muß, das mehr Verwandtschaft zu Sauerstoff besitzt, als das zu reducirende M. Die Verbindungen der M. mit den Salzbildnern (Chlor, Brom, Jod, Fluor und Cyan s. d.) werden Haloidsalze genannt. Sie finden sich in der Natur weit seltener, als die vorhergehenden. Man stellt sie auf künstlichem Wege dar, indem man das M. mit dem Salzbildner zusammenbringt, wobei auch bisweilen eine Feuererscheinung eintritt; oder indem man das M. oder M.-Dryd mit der Wasserstoffsäure des Salzbildners zusammenbringt; oder auch durch Glühen der mit Kohle gemengten Dryde, Chlorgas. — Wie sich bei den M. verschiedene Drydationsstufen finden, ebenso zeigen sich hier analoge Verhältnisse, u. zwar in der Weise, daß jedes M., welches mehr als einen basischen Drydationsgrad hat, auch mit einem und demselben Salzbildner eben so viele Haloidsalze besitzt, die zur Unterscheidung die Endsilben „ür“ und „id“ erhalten; so z. B. Eisenchlorür, Eisenchlorid u. Bei Haloidsalzen erfolgt die Reduction seltener durch bloßes Erhitzen; gewöhnlicher ist es, daß man den Salzbildner entzieht durch ein anderes M. oder M.-Dryd, durch Wasserstoff oder einen wasserstoffhaltigen Körper. Die Verbindungen der M. mit Schwefel sind in der Natur sehr häufig und verbreitet und mitunter die wichtigsten Erze in der M.-Technik. Künstlich werden sie dargestellt durch Zusammenschmelzen mit Schwefel, oder durch Erhitzen in Schwefelgase, wobei häufig Feuererscheinungen sichtbar werden; auf nassem Wege durch Schwefelwasserstoffgas (s. Schwefel) u. s. w. Die Schwefel-M. sind entweder elektronegativer oder elektropositiver Natur u. werden darnach Sulfide oder Sulfurete genannt; beide Arten können zu Schwefelsalzen verbunden werden. Da, wo es von einem M. mehrere Sulfide oder Sulfurete gibt, gebraucht man zum Unterschiede die griechischen Zahlwörter, wie z. B. Protosulfid, Deuterosulfid, Tritosulfid u. In der Mineralogie (s. d.) gebraucht man häufig für jene Schwefelm., die undurchsichtig sind und einen gewissen metallischen Glanz besitzen, die Bezeichnung Kiese, z. B. bei Schwefel-eisen u., für jene aber, die mehr oder weniger durchscheinend sind u. keinen Metallglanz haben, das Wort Blenden, z. B. bei Schwefelzink u. Die Reduction der Schwefelm. geschieht dadurch, daß man den Schwefel mit einem andern M., das größere Affinität zu Schwefel hat, erhitzt, oder indem man den Schwefel unter Mitwirkung von Wasserdampf wegbrennt, was Abschwefeln oder Rösten heißt. Das Metall wird dabei in Dryd verwandelt und dieses dann auf eine der oben angegebenen Weisen reducirt. Die Verbindungen der M. unter einander sind wieder in der Natur nicht häufig. Sie werden Legirungen, und nur jene mit Quecksilber *Amalgame* genannt. Größtentheils werden dieselben künstlich durch Zusammenschmelzen der M. dargestellt. Meistens sind diese Ver-

bindungen zäher, als die einzelnen M. für sich, und in der Regel zeigen sie Leichtflüchtigkeit, weshalb sie zum Löthen (s. d.) genommen werden. Die Trennung (Scheidung) der M. aus ihren Legirungen geschieht durch Erhitzen, wodurch das eine, wenn es flüchtig ist, vertrieben wird, oder, indem man das leichtflüchtige nach dem Erstarren des schwer schmelzbaren abfließen läßt, was Saigern oder Saigerung heißt, und bisweilen im Großen zur Scheidung gebraucht wird. Die Verbindungen der M. mit Wasserstoff, Kohlenstoff, Kiesel-erde und Phosphor kommen in der Natur gar nicht vor; überdies sind nur wenige von allgemeinem Interesse und die wichtigeren bei den einzeln behandelten M.n. speziell angegeben; auch die hauptsächlichsten Merkmale u. Eigenschaften der übrigen M.-Verbindungen sind dort näher beschrieben. Die M. werden dem spezifischen Gewichte nach abgetheilt in Leicht-M. und Schwer-M. Die Leicht-M. (14 an der Zahl) haben ein spezifisches Gewicht unter 5, finden sich nie in der Natur gediegen, sondern nur als Dryde, Sauerstoff- oder Haloidsalze. Sie sind mit besonders großer Verwandtschaft zum Sauerstoffe begabt, und ihre Verbindungen mit demselben erscheinen meistens als Salzbasen. Nach dem Verhalte ihrer Dryde werden sie in 3 Abtheilungen gebracht, und zwar: a) in Dryde, welche im Wasser leicht löslich sind und die man Alkalien (s. d.) nennt, nämlich die des Kaliums, Natriums, Lithiums; b) in Dryde, welche in Wasser schwer löslich sind, die alkalischen Erden, hieher die Dryde des Baryums, Strontiums, Calciums und Magnesiums, und c) Dryde, die in Wasser unlöslich sind und Erden heißen; diese sind jene des Aluminiums, Berylliums, Yttriums, Erbiums, Zirkoniums und Thoriums. Die Schwer-M. haben ein spezifisches Gewicht über 5; man kennt deren 33, von denen 13 in der Natur auch gediegen vorkommen; außerdem finden sie sich als Dryde, Sauerstoff- u. Haloidsalze, Schwefel- und Doppel-M. Sie sind theils spröde, theils dehnbar; ihr Schmelzpunkt ist sehr verschieden; ihre Verwandtschaft zum Sauerstoff ist ebenfalls verschieden. Sie werden in nachstehender Weise eingetheilt: a) Edle M.; diese verbinden sich schwierig mit Sauerstoff und sind leicht zu reduciren; hieher gehören Gold, Platin, Palladium, Iridium, Osmium, Rhodium, Ruthenium, Silber, Quecksilber, Nickel. b) Uedle M.; diese verbinden sich mehr oder weniger leicht mit dem Sauerstoff und lassen denselben durch bloßes Erhitzen für sich nicht wieder los. Sie zerfallen in: a) geschmeidige: Kupfer, Eisen, Blei, Zinn, Zink; β) spröde (sie werden wieder in elektropositive und elektronegative abgetheilt): Wismuth, Mangan, Kobalt, Cerium, Uran, Tellur, Antimon, Zinn, Tantal, Wolfram, Molybdän, Chrom, Arsenik. — Man findet die M. in Gebirgen unter der Erdoberfläche, zuweilen auch in Erdlagern, im Sande der Flüsse und am Boden der Seen. Entweder bilden sie eigene Lager oder Gänge; das im Erzgange vorherrschende Mineral wird die Gangart (Matrix) des Erzes genannt. Um die M. aus ihren Erzen rein und im eigentlichen metallischen Zustande darzustellen, wird im Allgemeinen auf nachstehende Weise (der Hauptsache nach eine Reduction) verfahren. Das zerschlagene und gepulberte (gepochte) Erz wird durch Waschen oder Schlemmen von der Gangart geschieden, vom Gehalte an Schwefel oder Arsenik durch Rösten befreit und hierauf in eigens construirten Defen reducirt. In diesen wird es, mit Flüssen oder Zuschlägen u. Kohlen gemengt, schichtweise aufgesetzt. Die Flüsse dienen vorzüglich zur Beförderung der Schmelzbarkeit; sie bilden ein undurchsichtiges, poröses Glas, welches Schlacke heißt; durch die Kohlen wird das M.-Dryd reducirt, wobei sich nebst kohlen-saurem Gas auch Kohlenoxydgas bildet, das an der Mündung des Ofens mit großen, blaurothen Flammen brennt. Die Einrichtung der Defen läßt zu, daß Schlacke und M. besonders ausgelassen werden können. Am Boden befindet sich das mehr oder weniger unreine M., welches, je nach seiner Natur, verschiedene Reinigungen zu bestehen hat. Wie man den M.-Gehalt eines Erzes im Kleinen auszumitteln und sein Verhalten bei Bearbeitung im Großen zu untersuchen hat,

lehrt die Probirkunst, die entweder auf trockenem Wege (durch Feuer), oder auf nassem Wege (durch Flüssigkeit, Säuren) experimentiren läßt. *am.*

Metallguss, *f.* Bildgießerei.

Metalliques (*Rescriptions métalliques*) hießen in Frankreich die von dem Direktorium 1797 ausgegebenen u. die sogenannten Mandate ersetzenden Staatspapiere. — Jetzt nennt man so eine Gattung Staatspapiere in Oesterreich und Rußland, welche daher ihren Namen haben, weil die Zinsen derselben nicht, wie die der früheren Obligationen, in Papiergeld, sondern in klingender Münze oder Metallgeld bezahlt werden.

Metallmoir, nennt man 1) eine Art zu verschiedenen Gegenständen verarbeitetes, lackirtes Blech mit federartigen, krystallinischen Zeichnungen, welches vor einiger Zeit sehr beliebt war, jetzt aber wieder aus der Mode gekommen ist. Jene Zeichnungen wurden hervorgebracht, indem man die, aus verzinntem Bleche verfertigten, Gegenstände erhitzte u. sie dann mit einer Mischung von 2 Theilen Salpetersäure und 3 Theilen, mit 8 Theilen Wasser verdünnter, Salzsäure übergoss. Die Oberfläche, welche nach dem Abwaschen mit den erwähnten, federartig gestamten Figuren bedeckt war, wurde dann mit einem durchsichtigen Lack von verschiedener Farbe überzogen. — 2) In der Pharmazie so viel als Aethiops, d. h. mehre schwarze pulverartige Präparate, in denen allen, mit Ausnahme des Eisenmoirs, des Platinamoirs u. des vegetabilischen Moirs, mehr oder weniger das Quecksilber als Agens mit eintritt.

Metalloide nannte Berzelius (*f. d.*) einfache, nicht metallische, brennbare Körper, wie Wasserstoff, Stickstoff, Schwefel, Phosphor, Kohlenstoff, Baron u. Dann begriff man darunter die von Davy u. A. entdeckten, durch Zerlegung mittelst des Galvanismus, oder mittelst heftigen Glühens mit Eisenfeile aus den Kalien u. Erden darzustellenden metallischen Grundlagen, die aber von den neueren Chemikern zu den wahren Metallen gerechnet werden, mit denen sie Vieles gemein haben. — Häufiger werden jetzt Sauer-, Wasser-, Kohlen-, Stickstoff zu den Nichtmetallen; Fluor, Chlor, Brom, Jod, Schwefel, Selen, Tellur zu den Halogenen gerechnet, als *M.* aber, u. zwar a) als Halbhalogene, Phosphor, Arsen u. Antimon; b) als eigentliche *M.* Bor, Silicium, Titan u. Tantal bezeichnet.

Metalloryde, *f.* Calcination.

Metallurgie, die Lehre von der Gewinnung der Metalle aus ihren Erzen u. von deren Verarbeitung zu rohen Formen. *Vgl.* Bergwerkswissenschaften.

Metamorphose, die Umwandlung eines Körpers in einen andern, die indessen nur in sofern Sinn hat, als von dem Körper, der der *M.* unterliegt, doch Etwas erhalten bleibt, indem es dann nur eine Stellvertretung eines Körpers durch einen andern seyn würde. Dieses Erhalten kann nun eben sowohl der Stoff als die Form seyn. In jenem Falle wechselt die Form, in diesem der Stoff, und dieß entweder ganz, oder auch nur theilweise. — Von Verwandlungen menschlicher Körper in Mineralien und besondere Gewächse und Thiere erzählte die Sagen Geschichte des Alterthums viele Beispiele; meist beschrieben in einem Gedichte (*Metamorphoses*) des Ovidius. — Die *M.*n werden von Hegel zu den verschiedenen Dichtungsarten der vergleichenden, vom Aeußerlichen anfangenden Kunstform gezählt, die, gleich der Fabel, Parabel, dem Apolog und Sprichwort, als untergeordnete Zwitterarten keine schlechthin nothwendige Seite der Kunst ausprägen; sie sind zwar symbolisch-mythologischer Art, stellen aber zugleich dem Geistigen das Natürliche ausdrücklich gegenüber, indem sie einem natürlich Vorhandenen, z. B. einem Thiere, einem Felsen, einer Quelle, die Bedeutung geben, ein Herunterkommen und eine Strafe geistiger Existenzen zu seyn. In dieser Weise wird einerseits hier das Natürliche nicht nur äußerlich u. prosaisch als Thier, Felsen, Quelle betrachtet, sondern demselben auch ein Inhalt gegeben, welcher einer, vom Geiste ausgehenden, Handlung oder Begebenheit angehört; von der andern Seite aber ist diese That irgend eine Schuld, und die Verwandlung zur bloßen Naturerscheinung als eine Degradation des Geistigen anzusehen. An

sich bilden die *M.n* den Uebergang aus dem symbolisch-mythologischen in das eigentliche Mythologische.

Metapher, *Metaphora* (griechisch), Uebertragung, heißt überhaupt eine Gedankenversetzung aus einer Sphäre in die andere durch einen neuen u. zugleich verständlichen Ausdruck, insbesondere aber die Vertauschung des Gegenstandes mit einem ihm Aehnlichen, d. i., wenn das ähnliche an die Stelle des Gegenstandes selbst gesetzt wird. In der *M.* ist der eigentliche Sinn, die an sich klare Bedeutung u. das Bild, die damit vergleichbare ähnliche Erscheinung in der Wirklichkeit, noch nicht bestimmt von einander geschieden, vielmehr wird nur das Bild gesetzt; allein die eigentlich gemeinte Bedeutung liegt in dem Zusammenhange, worin das Bild gebraucht wird, so wahr, daß sie gleichsam selbst mit dem Bilde unmittelbar gegeben zu seyn scheint, d. i. ausdrücklich in dem Bilde selbst erkannt wird, obgleich sie ausdrücklich nicht angegeben ist. Die *M.* findet hauptsächlich Anwendung im sprachlichen Ausdrucke (Rhetorik und Dichtkunst), auch hat jede Sprache schon ihre *M.n*, die dadurch entstehen, daß Worte mit sinnlicher Bedeutung auf ein Geistiges angewendet werden. Die *M.n* sind vorzugsweise dem modernen Styl eigen, wogegen die Alten bei weitem mehr und fast durchgängig am eigentlichen, bestimmten Ausdrucke hielten. *Metaphorisch* heißt überhaupt der bildliche Ausdruck; im engeren Sinne aber der, der eine *M.* enthält.

Metaphrase (griech.), Umschreibung, Uebersetzung, Uebertragung eines Gedichts in Prosa, prosaische Umschreibung eines Gedichtes. (Vergleiche *Paraphrase*.)

Metaphysik, heißt derjenige Theil der theoretischen Philosophie, der die Erforschung des über die Erfahrung Hinausliegenden zu seinem Gegenstande hat, übrigens nicht hiervon seinen Namen erhielt, sondern davon, daß diejenigen Schriften des Aristoteles (s. d.), welche die Grundursachen alles Seyns zum besonderen Gegenstande hatten, hinter den physischen Schriften desselben, *μετὰ τὰ φυσικά*, ihre Stelle haben. Zufolge des Ansehens, welches Aristoteles in den Schulen der folgenden Zeitalter erhielt, suchte man aus seinen Lehrsätzen, in denen er eigentlich nur Verstandeslogik auch auf überfinnliche Gegenstände anwenden wollte, so wie aus seinen Andeutungen, welche Wege man noch einzuschlagen habe, um Erkenntnisprinzipien zu erhalten, ein zusammenhängendes System, das der Naturwissenschaft zu einem festen Kanon diene, zu begründen. Die sogenannten höchsten Ideen, der Freiheit u. Unsterblichkeit, sind in dieses Gebiet eingeschlossen. Daher hat jedes philosophische System die *M.* zur Hauptaufgabe gemacht, und der Charakter u. die Würdigung derselben muß auf diesen Punkt zurückgeführt werden. Die Prinzipien des Aristoteles galten den späteren Philosophen als alleinige Richtschnur und wurden durch die Scholastik des Mittelalters systematisch zusammengearbeitet. Die selbstständigen Forschungen scharfsinniger Philosophen, wie eines Baco von Verulam, Hobbes, Campanella, Cartesius, führten zu lebhafter Opposition gegen das herrschende System. Die Philosophie des Spinoza durchbrach mit Gewalt den bisher festgehaltenen historischen Boden. Zum System wurde die neuere *M.* erhoben durch Leibniz und Wolf, von welchem letzteren die seitdem gewöhnlich gewordene Eintheilung der *M.* in Ontologie, rationale Psychologie, rationale Kosmogonie und rationale Theologie herstammt. Zuerst war es Kant (s. d.), welcher die *M.* auf dem Grunde einer Theorie der Erkenntnis, welche überhaupt dem menschlichen Geiste möglich sei, einer umsichtigen Kritik unterwarf u. auf diesem Wege zu dem Resultate gelangte, daß das Gebiet des Ueberfinnlichen aus der Philosophie auszuschließen sei, als unvereinbar mit den aufgefundenen Erkenntnisprinzipien. Wie fern noch die Philosophie mit dieser Entscheidung ihrem Ziele war, geht daraus hervor, daß die metaphysischen Untersuchungen mit neuer Kraft u. ungeschwächtem Eifer wieder von Fichte, Schelling u. Hegel aufgenommen wurden. So wenig eine apodiktische Gewissheit in Feststellung der Resultate erwartet werden darf, so würde es der Natur des menschlichen Geistes ganz zuwider laufen, wollte man das ihm angeborene

Streben, seine Bewegung bis ins Unendliche fortzusetzen, zurückhalten oder verkümmern. Eben der Umstand, daß die Entwicklung des Geistes nach dieser Seite hin nicht überall dieselbe Befähigung genießt, beweist die unbeschränkte Freiheit des Geistes, sich seine Bahn zu brechen. Die Hegelsche Philosophie hat an die Stelle der M. die Logik gesetzt; siehe Hegel. — In neuerer Zeit nennt man das, was überhaupt theoretische Grundlage einer Erkenntniß ist u. den Charakter innerer Nothwendigkeit hat, die M. einer Wissenschaft.

Metaplasmus, deutsch Umbildung, heißt in der Grammatik eine solche Kasusform des Substantivs (s. d.), die neben der regelmäßigen Form von einem nur vorauszusetzenden, nicht wirklich vorhandenen Nominativ gebildet wird. Wörter, die einer solchen Umbildung fähig sind, heißen Metaplasia.

Metastase, nennt man die Versetzung oder Uebertragung einer Krankheit auf ein anderes Organ, indem eine allgemeine Krankheit verschwindet, und dafür ein örtliches Leiden entsteht, oder indem örtliches Leiden die bisher innegehabte Stelle verläßt u. an einem ganz anderen Orte ein ähnliches, oder auch ganz verschiedenes auftritt. Der Vorgang hiebei wird theils auf dynamischem Wege vermittelt, theils ist er ein rein materieller, indem krankhafte Stoffe an einer Stelle aufgesaugt u. an einer anderen abgesetzt werden. In Beziehung auf die Folgen bezeichnet man die M. als gut oder günstig, wenn die Gefahr der Krankheit durch die M. gemindert wird, wenn sie also auf ein minder edles Organ statt hat; im gegentheiligen Falle aber bezeichnet man die M. als eine böse oder ungünstige.

E. Buchner.

Metastasio, Pietro Bonaventura, italienischer Dichter, der nach seinem eigentlichen Familiennamen Trapassi hieß, und der Sohn eines gemeinen Soldaten war, geboren am 3. Januar 1698 zu Rom, nach Anderen zu Assisi. Frühzeitig schon zeigte sich seine Anlage zur Dichtkunst und zur Improvisation, welche durch die Lektüre Lasso's reiche Nahrung erhielt. Als einst der 10jährige Knabe auf dem Marsfelde vor einer zusammenströmenden Menge einen improvisirten Vortrag hielt, kam auch der berühmte Rechtsgelehrte Gravina hinzu und erstaunte über das seltene Talent des kleinen Dichters. Mit Lobsprüchen ihn überhäufend, wollte er ihm ein Goldstück schenken: allein Trapassi nahm es nicht an. Von nun an nahm sich Gravina des Knaben an, ward sein Pflegevater, ließ ihm eine sorgfältige Erziehung geben, in den classischen, wie in den neueren Sprachen Unterricht ertheilen und übersezte seinen Familiennamen in den gleichbedeutenden griechischen M. 14 Jahre alt, verfaßte M. das Trauerspiel „Justinian“, welches beifällige Aufnahme fand, und woran nur die slavische Nachahmung der Alten getadelt wurde. Homers Iliade versuchte er in italienische Verse zu überlegen, legte aber selbst keinen besonderen Werth auf diese Arbeit. Um seinem Pflegevater zu gehorsamen, widmete er sich dem Studium der Rechte: allein fast zu gleicher Zeit erfolgte der Tod seines Wohlthäters, der dem 20jährigen Jünglinge dessen ganzes bedeutendes Vermögen hinterließ. Allein der jugendliche Leichtsin, welcher ihn in den Strudel der sinnlichen Vergnügungen riß, brachte ihn um einen großen Theil des Erbgesetzes: mahnende Gläubiger verleideten ihm den ferneren Aufenthalt in Rom; er floh 1721 nach Neapel, sein Talent ganz dem Theater widmend. Hier verband er sich mit einer berühmten Schauspielerin, Romanina, um der theatralischen Kunst größeren Aufschwung zu verleihen. Zur Vervollkommenung seines Talentos studirte er die Werke des Apostolo Zeno, Corneille und Racine und verfaßte seine berühmte *Didone abbandonata*, 1724, worin Romanina, für welche er eigens die Rolle der Dido geschrieben hatte, das glänzendste Aufsehen machte. 1729 erhielt er von Kaiser Karl VI. den Austrag, nach Wien zu kommen u. dort an die Stelle des berühmten Apostolo Zeno als kaiserlicher Hofdichter mit einem Gehalte von 3000 fl. zu treten. Die Besorgniß, als würde unter Deutschlands rauherem Klima seine Muse verstummen, erfüllte sich nicht; im Gegentheile entfaltete sich erst jetzt seine reiche Produktionskraft. Es erschienen: *Giuseppe riconosciuto*; *Demofonte*, *La clemenza di Tito*; seine durch ganz Italien mit dem Prädikate „göttlich“ bezeich-

nete Olympiade — lauter gebiegene Erzeugnisse. Nicht leicht begab sich am Hofe ein Ereigniß von Wichtigkeit, ohne daß M. es nicht durch seine Verse verherrlichte. Die Geburt Josephs II. wurde von ihm durch die zarte Dichtung: *l'Amore prigioniero* gefeiert. Jedoch trübte seine Lebensstage eine Nervenschwäche, welche ihn im Anfange der 40er Jahre schon habituell befiel. Zur Heilung wollte er nach Italien ziehen, allein die damaligen Kriegsstürme ließen den Voratz nicht recht zur Ausführung gelangen. Er suchte Zerstreuung in der Abfassung einer Menge von Cantaten, worunter ihm besonders das Gedicht gelang, welches er auf die Geburt des Sohnes des Dauphin verfaßte, „*La contessa de Numi*“ und worin er die französische Nation mit einer würdevollen Herrlichkeit besang. Bei der Vermählung Josephs II. 1760 dichtete er die Oper *Alcide in bivio*, welche wegen ihrer schmeichelhaften Anspielungen berühmt wurde. Nach und nach zog er sich von der Welt zurück u. beschäftigte sich mit rein gelehrten Studien: der Poetik des Aristoteles, mit den griechischen Tragikern, und schrieb über sie erläuternde Bemerkungen, welche theilweise noch ungedruckt sind, und wovon nur Einiges 1805 im *Mercur de France* veröffentlicht wurde. Die letzten Lebensjahre verwendete er seit 1780 auf eine Herausgabe seiner gesammelten Werke, und unterwarf zu diesem Behufe seine älteren Arbeiten einer strengen Ueberarbeitung, z. B. *La Didone*, *l'Adriano*, *la Semiramide*, *l'Alessandro* u. a. m. Religiös und fromm, ohne äußere Heuchelei, ertrug er die körperlichen Schmerzen seiner Krankheit mit bewundernswerther Ergebung, und seiner baldigen Auflösung gefaßt entgegensehend, schrieb er noch mit zitternder Hand die rührenden, vom Hauche der reinsten Frömmigkeit durchwehten Verse: „*Eterno genitor etc.*“ Als Pius VI. im Anfange 1782 nach Wien kam, behandelte er den geschätzten Dichter mit aller Auszeichnung und gab ihm noch an seinem Todestage (2. April 1782) ein Zeichen seiner besonderen Huld. Durch den Nuntius Garampi schickte Pius dem im Sterben liegenden Greise seinen apostolischen Segen in *articulo mortis*, und so getröstet und geweiht entschlummerte M. in einem Alter von 84 Jahren. Er hinterließ ein Vermögen von 75,000 Rthlr. u. seine ausgezeichnete Bibliothek wurde durch Dr. Alois Garano für die königliche Bibliothek in Lissabon erkaufte. Seine poetischen Werke umfassen 63 Tragödien und Opern, 12 Oratorien, 48 Cantaten und lyrische Scenen, eine Menge Elegien, Idyllen, Sonetten 2c. und höchst interessante Correspondenzen. Die besten Ausgaben: Paris 1755, 12 Bde. von Calzabigi der Pompadour gewidmet; Turin 1757 in 14 Bänden 4.; *Opere postume*, 3 Bde., Wien 1795 durch den Grafen Alala besorgt. Eine schöne Gesammt-Ausgabe ist auch die von Padua bei Foglierini, 1810. August v. Schlegel nennt ihn den Racine der Italiener und bezeichnet die Weichheit seiner Verse im Gesange als wahrhaft hinreißend, und seine lyrischen Monologe am Schlusse der Scenen sind wahre Muster des harmonischen und kurz zusammengefaßten Ausdruckes der Seelenzustände; die Schattenseite ist, daß seine Charaktere zu eintönig gehalten werden.

Cm.

Metathesis (griechisch), Versetzung; als sprachliche Figur die Umstellung eines Buchstabens in einem Worte, z. B. *porricio* für *projicio*, wobei der Sinn unverändert bleibt; oder auch, um einen anderen Sinn zu ermitteln, wie *jus* und *vis*, Recht und Gewalt, in welchem Falle es eine Versetzung des Wortes selbst ist.

Metelino, s. Lesbos.

Metellus, Name einer berühmten und zahlreichen römischen Plebejerfamilie aus dem Geschlechte der Cäcilier. Unter die berühmtesten derselben gehören: 1) Quintus Caecilius M., mit dem Beinamen Macedonicus, der im Jahre Roms 610 Consul war, nachdem er kurz zuvor Macedonien zur römischen Provinz gemacht hatte. Dann kämpfte er gegen den Biriathus in Spanien u. setzte sich in Besitz des ganzen Reiches. Persönliche Tapferkeit, Klugheit u. Verschwiegenheit waren seine Haupttugenden. — 2) Quintus Cäcilius M. Numidicus, war im Jahre Roms 644 Consul und hatte als solcher den Oberbefehl im numidischen Kriege gegen den Jugurtha (s. d.), woraus ihn Marius ver-

drängte. Er war ein einsichtsvoller, tapferer Feldherr und reblicher Mann. — 3) Quintus Cæcilius Pius, erwarb sich als Feldherr in dem Kriege gegen die Bundesgenossen, gegen den Marius u. gegen den Cætorius in Lusitanien nicht geringen Kriegsrühm. Sylla nahm ihn zu seinem Gehülfsen im Proconsulat an und fand an ihm einen seiner eifrigsten Gehülfsen.

Metempsychose, s. Seelenwanderung.

Meteore (von dem griechischen *μετεωρος* über der Erde, himmlisch, atmosphärisch), heißen alle jene Erscheinungen und Veränderungen, welche sich im Luftekreise oder der Atmosphäre zutragen. Sie zerfallen in wässerige, feurige oder elektrische u. optische. Die wässerigen oder Hydro-M. entstehen durch Verdampfung u. zeigen sich als Wolken oder als wässriger Niederschlag; hieher sind zu rechnen: Nebel u. Regen, Schnee u. Hagel, Thau u. Reif (s. dd. u. Meteorologie). Unter den feurigen M. sind besonders der Blitz, das Nordlicht, das St. Elmsfeuer u. von Bedeutung. Zu den optischen gehören: der Regenbogen, die Morgen- und Abendröthe, die Luftspiegelungen (s. Fata morgana) u. Uebrigens beschäftigt sich die Lehre von den M. (Meteorologie) auch mit der Beschreibung der Winde, Stürme, Wirbel u., dann der festen aus der Luft herabfallenden Substanzen, Meteorsteine. **am.**

Meteorologie (Atmosphärologie) ist die Lehre von den Phänomenen des Luftekreises (s. Meteore) u. bildet einen Theil der allgemeinen Naturlehre (vergl. d. Art. Physik). Von den am Himmel vorkommenden Erscheinungen behandelt die M. nur jene, welche ihren Sitz in der Atmosphäre (s. d.) haben, während sie jene, welche sich außer dieser ereignen, der Astronomie (s. d.) überläßt. Man nimmt den Ausdruck M. gleichbedeutend mit Witterungskunde, weil die Reihenfolge, in der die meisten Meteore an einem Orte sich zeigen, die Witterung bestimmt. Wenn auch die Alten die M. nicht als Wissenschaft behandelten, so richteten sie doch gewiß ihre volle Aufmerksamkeit auf die hieher gehörenden Erscheinungen; meistens beruhten ihre Angaben auf Regeln, die angeblich auf Erfahrungen gegründet waren, im Ganzen aber spielte der Aberglaube dabei eine große Rolle. Am meisten strebten die Römer u. Griechen dahin, die M. wissenschaftlich zu betreiben; ihre Beobachtungen u. Bemerkungen, obwohl nicht unwichtig, führten jedoch zu keinen namhaften Resultaten, wovon der Mangel an physikalischen Vorkenntnissen und tauglichen Instrumenten die meiste Schuld trug. Später, nachdem die Wissenschaften wieder zu höherem Aufschwunge gelangt waren, widmete man auch der M. mehr Aufmerksamkeit, allein der Zweck dieses Strebens wurde verfehlt u. eigentlich nur eine Lehre der Wetterprophezeiung gebildet. Durch die Erfindung des Barometers u. Thermometers (s. dd.), dann der Eudiometer, Hygrometer u. Psychrometer u. wurden erst im Felde der M. vorzügliche Bereicherungen errungen; ebenso gewann die M. außerordentlich durch die Erklärung der elektrischen Natur des Blitzes von Franklin (s. d.) und durch die Bemühungen von Saussure, Deluc, Alex. von Humboldt, Leopold Buch u. Die beiden letzteren gaben besonders vortreffliche Aufklärungen über die Entstehung und Richtung der Winde, welche auf Klima und Witterung mächtigen Einfluß haben. Schon im Jahre 1780 stiftete der Kurfürst von Pfalz-bayern zu Mannheim eine meteorologische Gesellschaft, die zur Aufgabe hatte, die an verschiedenen Orten der Erde angestellten Beobachtungen mit einander zu vergleichen u. nützliche Resultate daraus zu ziehen. Diese Gesellschaft hat in neuerer Zeit ihre Wirksamkeit auf Veranlassung des verdienstvollen Astronomen Lamont (zu München) fast über die ganze Erde verbreitet und legt in den Jahrbüchern für M. und Erdmagnetismus größtentheils die Resultate ihrer Forschung nieder. Vergl. Kämp „Lehrbuch der M.“ (2 Bde., 1831—32). **am.**

Meth oder **Mehl**, ist ein aus Honig bereitetes, geistiges Getränk, welches besonders in Rußland, Polen und Ungarn sehr beliebt ist. Man bereitet ihn aus 1 Theil Honig und 8 Theilen Wasser, wobei man gewöhnlich ein leinenes Säckchen mit verschiedenen Gewürzen, wie Koriander, Muscatennüsse, Nelken,

Zimmt, Salbeiblättern, Hopfen, Galgant, mit in den Kessel hängt, auch wohl Himbeeren, Johannisbeeren oder Kirichen hinzusetzt, und überläßt dann die Flüssigkeit der Gährung. Soll sich der M. lange halten, so wird er so lange gekocht, bis er fleberig wird, u. nachdem er 3 Monate lange gegohren hat, in einem zugespündeten Fasse in den Keller gelegt; auch gräbt man das Faß eine Zeit lange in die Erde, wodurch sich der Beigeschmack des Honigs verliert. Anstatt des Wassers wird zuweilen Bier, Essig, Most oder Wein genommen, und man hat daher ordinären, Bier-, Essig-, Most- und Weinm. Der gewöhnliche gelbe Honig gibt braunen, der weiße oder hellgelbe, weißen M., welcher jenem vorgezogen wird. Es gibt fast in allen Städten der oben genannten Länder, und außerdem auch in Wien, Königsberg u. M.-Brauereien. Besonders aus Ungarn wird viel ausgeführt.

Methode (von griechisch *odós*, Weg, Verfahrensart), die Lehrweise, deren Verschiedenheit sich nach der jedesmaligen Beschaffenheit des Gegenstandes und nach dem Zwecke der Darstellung richtet. Der Zweck der M. selbst, der Lehr- u. Unterrichtsm., ist aber die Erwerbung und Ausbildung einer Wissenschaft, und auf das Gebiet der Kunst angewandt, bezieht sie sich immer nur auf den theoretischen Theil. In der Musik wird M. u. Schule gleichbedeutend genommen, und hiernach heißt methodisch ein Tonstück ausführen, dasselbe schulgerecht, nach festgesetzten Regeln vortragen. Nimmt die M. endlich einen eigenthümlichen Charakter an, so entsteht daraus, was Styl genannt wird.

Methodik oder **Methodologie**, heißt die Anweisung zu einem plan- und zweckmäßigen Vortrage einer Wissenschaft. Vergleiche Didaktik u. Hodegetik.

Methobische Schule, eine Partei der älteren griechischen Aerzte, die einer, auf die Corpuskulartheorie des Asklepiades von Prusia gestützten, Krankheits- u. Heilungstheorie huldigte, die von Themison, Schüler des Asklepiades, ausging u. darauf beruhte, daß bloß gewisse allgemeine Beschaffenheiten des Körpers, besonders Stricture u. Schlaffheit, nebst einer gemischten Beschaffenheit von beiden Zuständen, als Grund der Krankheiten erkannt wurden.

Methodisten, ist der Name einer weit verbreiteten Sekte der anglikanischen Kirche (s. d.), gestiftet 1729 von John Wesley (s. d.), der als Student zu Orford einen Verein zu wechselseitiger Belehrung u. Erbauung, zu einer strengen Lebensweise und zur Förderung wohlthätiger und religiöser Zwecke auch bei Anderen gründete. Man nannte dieß den heiligen Club und dessen Mitglieder, nach der abgemessenen Methode in ihrer Lebensordnung, M. Bald erweiterte sich Wesley's Plan dahin, das gesunkene praktische Christenthum in seinem Vaterlande wieder zu heben, auch wo möglich unter die Heiden zu gehen und unter ihnen das reine u. ursprüngliche Christenthum aufzurichten. 1793 trat Georg Whitefield zu dieser Gesellschaft, dessen Eifer und hinreißende Beredsamkeit den Methodismus in England weit verbreitete. Beide unternahmen auch zu diesem Zwecke Reisen nach Amerika und verschafften ihm dort eine Menge Anhänger. Sie lernten später Herrnhuter kennen, durch welche Wesley auf seine Lehre von der plötzlichen Bekehrung und dem wahren Glauben geleitet ward, und richteten ordentlich organisirte methodische Gesellschaften in London ein, in welche Vieles von den herrnhutischen Einrichtungen eingeführt wurde. 1747 u. 1751 ward der Methodismus auch in Irland und Schottland verbreitet u. dessen Anhänger von der Regierung als gebildete Dissenters anerkannt. Schon bei dem Tode Wesley's gab es einige hunderttausend M. und gegenwärtig zählen allein die Unionsstaaten Nordamerika's über 3,000,000 derselben. In ihren Grundlehren stimmen die M. mit den 39 Artikeln der anglikanischen Kirche überein, doch nach der arminianischen Auslegung, also nicht calvinistisch. Die Bekehrung des Menschen ist plötzliche innere Umkehr vom Bösen zum Guten u. eine augenblickliche Hervorbringung des Glaubens an Jesu Versöhnungstod, wobei aber der Mensch mitwirkt. Möglichkeit einer vollkommenen Pflichterfüllung und Anfang der Seligkeit in diesem Leben. Freimüthigkeit und Wahrhaftigkeit, und

ein durchs ganze Leben gehendes ernstes Handeln zur Ehre Gottes, Bestreben, den Armen wohlzuthun und die Menschen zu bessern. Hauptzüge ihrer Verfassung sind: Eintheilung jeder Gemeinde in Classen und dieser wieder in Bänden; Classenaufseher, weltliche Vorsteher der Gemeinden. Die Kreise bestehen aus einer Anzahl von Gemeinden und haben ihren Superintendenten. Mehre Kreise bilden einen Distrikt. Versammlungen der Prediger aus einem Kreise und der Superintendenten aus einem Distrikte zu bestimmten Zeiten. Die höchste Behörde ist die Conferenz. — Auch in Deutschland u. besonders in der Schweiz spricht man von **Methodismus** und bezeichnet damit eine strenge kirchliche und auch sonst eifrig thätige Frömmigkeit, die freilich nicht immer von Uebertreibungen und Verfehrtheiten frei geblieben ist. Dahin gehören unstreitig die *Momier's* (Heuchler) eine *M.* Partei, welche, von der großen Continentalgesellschaft zu Edinburg begünstigt, seit 1817 Aufsehen erregte, namentlich die Genfer Geistlichkeit des Abfalls von der evangelischen Wahrheit bezüchtigte und eigene Versammlung begann, ja selbst besondere Gemeinden bildete und im Canton Genf, nach mancherlei Anfechtungen des gegen sie erbitterten Volks, zu ruhiger Existenz gelangte. Im Waadtlande aber erfolgten strenge Geseze gegen sie, in Folge deren mehre Pfarrer ihrer Partei des Landes verwiesen wurden. Sie zeichneten sich namentlich durch entschiedenes Festhalten an der Schriftlehre vom sündlichen Verderben der Menschen, im Gegensatz zur milderen Staatskirche, u. durch eine sehr ernste und strenge Lebensrichtung aus.

Metis, eine Okeanide, welche durch ihre Klugheit Jupiters Brüder und Schwestern rettete, indem sie dem ersteren das Brechmittel gab, durch welches Saturn alle verschlungenen Kinder wieder von sich geben mußte. Zeus vermählte sich ihr; da aber ein Orakel sagte, der *M.* Sohn werde ihn vom Throne stoßen, so verschlang er sie, wie einst sein Vater ihm gethan hatte, und da Niemand ihm ein Brechmittel gab, so kam die Klugheit (*M.*) nicht wieder zum Vorschein; doch *Minerva* (s. d.), das Kind, das sie empfangen, ward durch Jupiters Haupt geboren.

Meton, ein Athenienser, Sohn des Pausanias, hat sich um die Zeitrechnung sehr verdient gemacht u. statt der bisher sehr fehlerhaften Zeitorklen eine richtigere *Aera* eingeführt. Die Athenienser setzten von seiner Zeit an den Anfang des Jahres auf den Neumond nach den Sommersolstitium. Auch andere griechische Völker nahmen *M.*s Jahrrechnung an. Er lebte noch zwischen dem 3. und 4. Jahre der 91 Olympiade. Vgl. Ideler, Abhandlungen der Berliner Akademie von 1814—15, Berlin 1818.

Metonymie (griechisch), Namensverwechslung, eine rhetorische Figur, bestehend in der Vertauschung ähnlicher Verhältnisse, wenn nämlich an die Stelle des eigentlichen Subjektbegriffs ein ihm ähnlicher gesetzt wird: Wirkung statt Ursache, Form statt Inhalt, Objectives statt Subjektivem, Nachfolgendes statt Vorhergehendem, Besitz statt des Besitzers, Werk statt des Werkmeisters und so Alles umgekehrt.

Metope (griechisch), heißt in der Baukunst der zwischen zwei Dreieckigen (*Triglyphen*) im Fries der dorischen Säulenordnung befindliche viereckige Raum; auch jener zwischen den Kälberzähnen u. Kragsteinen (s. d.).

Metre, ein französisches Längenmaß. S. den Art. Maße und Gewichte und Frankreich.

Metrik, Messung, Zeitmessung, heißt die Lehre von der Verskunst, die Versbaukunst, in so fern nämlich in derselben die Bedingungen des Versbaues oder der Versbildung behandelt werden; die Wissenschaft von den allgemeinen Gesetzen des Rhythmus, als Grundlage der Versmessung, verbunden mit der Darstellung der gebräuchlichen Versarten, in so fern diese durch jene allgemeinen Geseze bedingt sind. Aus dem Alterthum besitzen wir kein System der *M.* Gute antiquarische Bemerkungen über antike Rhythmik u. Musik in ihrem Verhältnisse zur *M.* enthält indeß Hoffmann, Die Wissenschaft der *M.*, Ppz. 1835; Apel, *M.*, Ppz. 1814. Vgl. Prosodie u. Silbenmaß.

Metrometer, *Meironom*, f. Taktmesser.

Metropolit. Zur Darstellung und leichteren Erhaltung der inneren Einheit in Glauben u. Liebe suchte die Kirche ihre sämmtlichen Angehörigen zu einem schönen Ganzen auch äußerlich zu vereinen, und das erreichte sie durch Einführung einer wohl gegliederten, durch Uebung und Unterordnung eng verbindenden, hierarchischen Verfassung. Ein hieher bezügliches, sehr wichtiges Amt war das eines *M.*, d. i. Bischofs einer Metropolis oder Provinz-Hauptstadt, unter welchem alle übrigen Bischöfe der Provinz, sammt ihren Diöcesen, zur Einheit verbunden waren. Von Jerusalem aus ward hiezu das erste Beispiel geliefert. An den Bischof von Jerusalem, als Höheren und Angeseheneren, schlossen sich nicht nur die Kirchen von Judäa und Samaria, sondern auch von Galatien u. s. w. an und die Bischöfe der letzteren erkannten dem der ersteren eine gewisse Oberhoheit zu. Ihm ward das Recht eingeräumt, die Bischofswahlen zu leiten und auf sie vorzüglichsten Einfluß zu üben, die Bischöfe zu Provinzial-Concilien zu berufen, ihre Streitigkeiten zu schlichten &c. Außer Jerusalem (später nach der Zerstörung Jerusalems: Cäsarea) waren Antiochien, Alexandrien und Rom Metropolen besonderen Ansehens und ihre Bischöfe *M.n* im eminenten Sinne. Das Concil von Nicäa führte diese Ordnung also nicht erst ein, sondern bestätigte nur den schon althergebrachten Vorrang dieser Bischöfe. Man nannte sie auch *Erarchen*, später *Patriarchen* u. zählte ihnen, wegen der politischen Bedeutung der Stadt Constantinopel, auch den Bischof dieser Stadt bei. Als das Christenthum bei den Germanen Eingang fand, wollte auch die Metropolitanverfassung sich geltend machen. Hier gebieth sie aber darum nicht recht, weil die politische Eintheilung der germanischen Staaten keine passende Grundlage bot für die kirchliche Eintheilung, und weil auch Dasjenige, wobei die Oberhoheit des *M.* mehr zur Anerkennung gekommen wäre, nämlich durch die Abhaltung von Provinzial-synoden, hier sehr erschwert war. Bonifacius that auch hierin sehr viel und wird mit allem Rechte als derjenige angesehen, der dem Metropolitanwesen in Deutschland den meisten Vorschub leistete. Zur Darstellung ihrer Unterordnung aber unter den Bischof der vorzüglichsten Metropole, den Primas der ganzen Kirche, empfangen die *M.n* von ihm das *Pallium*, d. i. eine mit schwarzen Kreuzen durchwobene geweihte Binde, die sie nur an gewissen Tagen tragen dürfen u. leiste den *M.n* eid. Gegenwärtig ist den meisten *M.n* kaum mehr als der Titel und die Insignien des *M.* verblieben, und die Rechte, die sie hin und wieder über ihre Suffraganbischöfe haben, sind meist nur gewisse Ehrenrechte.

T.

Metrum (griechisch), überhaupt Maß, Takt, die herrschende Bewegung einer musikalischen Phrase; in der Dichtkunst das Versmaß.

Mette, wird gewöhnlich von dem lateinischen Worte *matulinum* abgeleitet und bedeutet jenen Theil der kanonischen Horen, welcher früh Morgens abgebetet wird.

Metten, Pfarrdorf in Niederbayern, Landgericht Deggen Dorf, unweit der Donau, mit einem Benediktinerkloster, dessen ansehnliche Gebäude, über welchen die Berge des Bayerwaldes in schönen Linien sich erheben, ein reizendes Bild gewähren, wie denn die ganze Umgegend überhaupt einen höchst malerischen Charakter trägt. Die Kirche, 1720 erbaut, hat einige werthvolle Gemälde aufzuweisen und bekam in letzter Zeit schöne neue Altäre im byzantinischen Style. — Kloster *M.* wurde zu Ende des 8. Jahrhunderts von Karl dem Großen als Pflanzschule der Religion und Kultur am Saume des damals nur düstert bewohnten Waldgebirges errichtet. 1803 theilte es mit so vielen anderen Stiftern in Bayern das Loos der Aufhebung, wurde aber von König Ludwig I. 1827 wieder ins Leben gerufen, 1830 als Priorat feierlich eröffnet, 1840 endlich zu seiner vorigen Würde als Abtei erhoben. Dermalen zählt das Kloster gegen 40 Mitglieder, welche sich nebst der Seelsorge in den fünf zur Pasterirung anvertrauten Pfarreien vorzüglich die Bildung und den Unterricht der Jugend angelegen sein lassen. Unter ihrer Leitung stehen mit Einschluß des im Jahre 1844 eröff-

neten bischöflichen Clerikal-Knabenseminars bereits drei Seminaristen und eine vollständige lateinische Schule im Kloster selbst, ferner das königliche Erziehungs-Institut für Studierende nebst einer lateinischen Schule und dem neuen Gymnasium in München. MD.

Metternich, eines der ältesten und berühmtesten deutschen Adelsgeschlechter Deutschlands, dem von vielen Genealogen die Ehre zuerkannt wird, römischen Ursprunges zu seyn, und das schon in den frühesten Zeiten, lange vor seiner Erhebung zur reichsgräflichen Würde, in einer Linie Sitz u. Stimme auf dem deutschen Reichstage hatte und von dessen Sprösslingen drei die kurfürstliche Würde von Mainz und Trier bekleideten. Die ununterbrochene ordentliche Ahnenreihe des Hauses M. beginnt 1400, mit Karl I., dem Erwerber der reichsfreien Herrlichkeit Zügel, dessen einzige Tochter und Erbin des Stammgutes M., Sibilla, sich mit Gotthard Wolf von Guttenberg vermählte, woher die Familie sich eine Zeit lange den Namen „Wolf“ genannt „M.“ beilegte. Eine Zeit lange waren die einzelnen Linien des Hauses bis auf 12 angewachsen, von denen allen aber nur noch die einzige zu Winneburg u. Beilstein übrig ist. Ahnherr dieser Linie ist Edmund, Herr zu Bettelhofen, einer der schönsten und bedeutendsten Herrlichkeiten am linken Rheinufer, ihm beigebracht durch seine Gemahlin Anna, geborene von Kolb, im Jahre 1519. Als 1616 die Freiherren von Winneburg und Beilstein ausstarben und dadurch diese beiden, im Kurfürstenthume Trier zwischen der Mosel und dem Hundsrück gelegenen, reichsunmittelbaren Herrlichkeiten als Reichsfürstenthümern dem Erzstifte Trier heimgefallen waren, kaufte der damalige Kurfürst Lothar einen beträchtlichen Theil derselben, nebst Sitz und Stimmrecht in dem westphälischen Grafencollegium, und belehnte damit seines älteren Bruders beide Enkel, Karl Heinrich und Philipp Emmerich, die nun beide als Herren zu Winneburg und Beilstein in die Matrifel des reichsritterschaftlichen Kantons Niederrhein eingetragen wurden. Winneburg und Beilstein blieben, nebst mehreren anderen unmittelbaren Herrschaften jenseits des Rheines, ungestörtes Eigenthum des M.ischen Hauses bis 1801, wo die große Säkularisation in Deutschland eintrat und der Artikel des Luneviller Friedensschlusses, welcher von der Reichsfriedensentschädigung handelte, auch ihre Abtretung an die französische Republik aussprach. Als Ersatz für diese verloren gegangenen reichsständischen Herrlichkeiten wurde sodann dem Hause zuerst die oberpfälzische Abtei Malldaffen angeboten; da aber Pfalz-bayern dieselbe reclamirte, so wurde die vormalige Reichsabtei Ochsenhausen in Oberschwaben hiezu auserselzen, 30. Juni 1803 zum Kurfürstenthume erhoben, 1825 aber von dem Fürsten in Württemberg verkauft. — Unter den einzelnen Gliedern des Hauses führen wir an: 1) Lothar, Kurfürst u. Erzbischof von Trier, geb. den 31. August 1548, Sohn Johann M.s zu Bettelhofen, von dessen dritter Gemahlin, Katharina von der Leyen, erhielt schon im zarten Alter die sorgfältigste Erziehung unter persönlicher Leitung seines mütterlichen Oheimes, des damaligen Kurfürsten von Trier, Johann von der Leyen, von wo aus er sodann zu seiner weiteren Ausbildung in das Collegium der Jesuiten zu Köln eintrat. Obgleich von Jugend auf zum geistlichen Stande bestimmt, lag er dennoch nicht allein der Erlernung der für diesen Beruf nöthigen Kenntnisse ob, sondern war gleich ausgerechnet in der Rechts- und Staatswissenschaft, wie in Gottesgelehrtheit und Philosophie. Vorzüglich aber im Studium der Sprachen hatte er es zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht, und unter diesen schrieb er das Lateinische, Französische und Italienische mit solcher Meisterschaft, daß man, wie sein alter Biograph Honthelm sich ausdrückt, glauben sollte, er hätte sie alle zugleich mit der Muttersprache erlernt. Um sich auch praktisch für die öffentliche Wirksamkeit auszubilden, durchreiste er nach beendigten Studien während einer Reihe von Jahren fast alle Staaten Europa's und hielt sich auf seinen Reisen während längerer Zeit in Rom auf. Sein also vielseitig gebildeter Geist; seine Thätigkeit u. Arbeitsamkeit, verbunden mit einem milden, anmuthigen Wesen, lenkten in Kurzem die Augen Aller auf Lothar, und so geschah es, daß er bald nach seiner

Rückkehr in's Vaterland zum Domherrn und Scholastikus des Kapitels in Trier erwählt wurde. Während dieser Zeit legte er, namentlich bei verschiedenen, eben nicht leichten Missionen, so sprechende Beweise seiner Geschäftskennntniß und Gewandtheit an den Tag, daß er in Kurzem von dem damaligen, schon im vorge-
rückten Alter stehenden, Kurfürsten Johann Schönburg zu dessen Stellvertreter in geistlichen und weltlichen Verrichtungen ernannt wurde. Als dieser nicht lange darauf (1. Mai 1599) mit Tode abging, fiel am 6. Juni desselben Jahres die Wahl des Domkapitels auf Lothar, als Nachfolger in der Kur- und erzbischöflichen Würde. Jetzt war mit Einem Male das weite Feld eröffnet, auf dem er sich in den Stand gesetzt sah, eine seines umfassenden Geistes würdige Wirksamkeit auszuüben. Nachdem er vor Allem die geistliche Verwaltung des Kurstaates durchgreifend verbessert hatte, wendete er seine Aufmerksamkeitskraft in gleichem Grade auch dem politischen Zustande desselben zu: noch im gleichen Jahre seines Regierungsantrittes hielt er zu Koblenz einen allgemeinen Landtag, dessen Zweck war, das Steuerwesen nach besseren Grundsätzen, als bisher, einzurichten und namentlich auch die eremiten geistlichen Gemeinschaften zur Theilnahme an den öffentlichen Lasten beizuziehen, was ihm, jedoch nicht ohne heftigen Widerstand von Seite des Abtes des Klosters St. Maximin in Trier, auch gelang. Nach und nach wurden auch alle überflüssigen Beamten abgeschafft; der Hofstaat selbst, so viel Würde und Anstand es nur immer erlaubten, verringert und auf diese Weise wieder eine musterhafte Ordnung in die, unter seinen Vorfahren schwer verschuldet gewesen, Finanzen des Landes gebracht. Hieraus erwuchs noch der weitere Vortheil, daß Lothar viele für den Staat nützliche Unternehmungen ausführen konnte, wie denn unter seiner Regierung nebst anderen der Dom zu Trier (im Jahre 1609) wieder hergestellt und die Festung Ehrenbreitstein in einen wahrhaft achtungsgebietenden Stand gesetzt wurde. Gleichfalls ließ er allen Anstalten für Wissenschaft u. Kunst, sowie Männern, die sich mit Ernst und Erfolg denselben widmeten, seine Unterstützung mit fürstlicher Freigebigkeit zufließen. Nicht minder thätig war Lothar in jenen unheilvollen Zeiten des kirchlichen Zwiespaltes, worein seine Regierung fiel, für die Erhaltung der in ihren Grundfesten angegriffenen und erschütterten katholischen Kirche. Weit entfernt, sich von dem damaligen, ungünstigen Gange der Ereignisse meistern zu lassen, griff er vielmehr mit Weisheit und Kraft in das Rad der Zeit ein, vermittelte gerne zwischen streitenden Parteien, verglich und versöhnte mit dauerhaftem Erfolge und wußte nicht selten durch vortheilhafte Bündnisse und kluge Rüstungen das Schwert seiner Feinde in der Scheide zu halten. Als die protestantischen Reichsfürsten 4. Mai 1608 zu Anhausen im Ansbachischen die unter dem Namen „Evangelische Union“ bekannte Coalition schlossen, da war es Lothar, der zuerst die Nothwendigkeit durchgreifender Abwehr einsah und in einer Zusammenkunft im März 1609 mit den beiden anderen geistlichen Kurfürsten von Mainz und Köln den ersten Anlaß zur Gründung der heiligen Liga (s. d.) gab, durch welche, weil auf dauerhafterem Grunde gebaut und sorgfältiger unterhalten, als die Union, der letzteren eine kräftige Gegenwehr geboten und ihr Einfluß bald völlig zu Nichte gemacht wurde. Lothar's Werk war es gleichfalls, daß nach Kaisers Matthias Tode, unter den drohendsten auswärtigen Gefahren und Zerwürfnissen im Inneren, die deutsche Kaiserkrone dennoch im Besitze des Hauses Oesterreich verblieb, indem er hauptsächlich die Wahl Ferdinands II. zum deutschen Kaiser durchsetzte, bei dessen Krönung den 9. September 1619 in Frankfurt Lothar anwesend war. Nicht lange nach seiner Rückkehr von da fing der Kurfürst an, eine bedeutende Abnahme seiner Kräfte wahrzunehmen und berief deshalb seinen Neffen, Karl von M., als Gehülfen in der Regierung an seine Seite. Er starb aber erst 4 Jahre nachher, den 28. August 1623, im 75. Jahre seines Alters; sein Leichnam ruht in der Domkirche zu Trier, sein Herz aber wurde in der Kirche der Jesuiten daselbst beigesetzt. — 2) M., Franz Georg, Reichsgraf und seit 1803 Fürst von M., geboren zu Koblenz 2. Mai 1746, verlor seine Mutter, eine geborene Gräfin von Kesselstadt, wenige Tage

nach seiner Geburt; seinen Vater, Johann Hugo Franz, kurmainzischen und kurtrierischen Geheimrath, schon im 4. Lebensjahre und kam unter Vormundschaft seines Vetzters, des Kurfürsten Johann Philipp (Walderdorf) von Trier. Bald nach der Vollendung seiner Studien widmete er sich dem Trierischen Staatsdienste, da seine reichsunmittelbaren Stammgüter Winneburg und Beilstein in mehrfacher Berührung mit diesem Staate standen. 1768 wurde Graf Franz Georg mit der Nachricht von der Wahl des königlich polnisch-sächsischen Prinzen Clemens Wenzeslaus zum Kurfürsten von Trier nach Wien gesendet u. als kurtrierischer Gesandter am kaiserlichen Hoflager beglaubigt. Vermählt 1771 mit der Gräfin Beatrix von Kageneck, Sproßlingin eines uralten breisgauischen Geschlechtes, trat er 1774 in österreichische Staatsdienste, bekleidete kurz nach einander die Stellen eines k. k. Gesandten u. bevollmächtigten Ministers bei dem niederrheinisch-westphälischen Kreistage, so wie an den kurfürstlichen Höfen von Mainz, Trier und Köln. 1780 leitete er die, auf den Erzherzog Maximilian von Oesterreich gefallene, Coadjutors-Wahl zu Köln und sah seine Verdienste bei diesem Geschäfte mit dem Großkreuze des königlich-ungarischen St. Stephan-Ordens belohnt. Bei der Wahl und Krönung Leopolds II. zum römischen Kaiser 1790 versah Graf Franz Georg die Funktion eines zweiten kurböhmischen Wahlbotschafters. Eine unendlich schwierige Stelle aber, die eines bevollmächtigten Ministers unter Herzog Albert von Sachsen-Teschen und der Erzherzogin Christina in den kaum erst wieder unterworfenen, aber keineswegs völlig zur Ruhe gebrachten Niederlanden, wurde ihm im darauffolgenden Jahre anvertraut. In diesem Amte, welches damals unstreitig den besten Mann in Oesterreich zu seiner Vorsehung erforderte, war ihm die dornenvolle Aufgabe gesetzt, dem Kaiser die Herzen irregeleiteter Unterthanen wieder zuzuführen, die, auf's Heußerste gegen einander erbitterten, Parteien zu besänftigen und die lange vermißte Eintracht unter dem Volke wiederherzustellen. M.s. versöhnlicher Charakter war allgemein bekannt; kaum war daher die Nachricht von der Ernennung des Grafen in Brüssel angelangt, so erklärten sich die Gemäßigten alsbald bereit zur Unterwerfung unter die kaiserlichen Vorschläge; allein die Partei der Exaltirten, stets bearbeitet von den Revolutionäern in Paris, setzte sich mit dem unverständigsten Grimme dagegen, und so mußte der General-Gouverneur die Niederlande zweimal der Fluth der französischen Waffen überlassen: zuerst im Jahre 1792 nach Dumouriez's Siege bei Jemappes und 1794 nach der Schlacht bei Fleurus gegen Jourdan. Während dieser ganzen Zeit hatte M. rastlose Anstrengungen gemacht, um die Größthaten des Heeres auch durch alle Kräfte des Landes zu unterstützen, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen und den Künsten der Verführung das Steuer anzulegen: Verdienste, welche von dem Kaiser mit der Verleihung des höchsten Hausordens vom goldenen Vliese belohnt wurden. Nach Räumung der Niederlande lebte der Graf zu Wien, bis er im December 1797 als k. k. erster Bevollmächtigter dem Reichsfriedens-Congresse zu Raftadt beiwohnte. Er war es auch, der sein, an alter Freiheit u. Unmittelbarkeit längst fürstengleiches, Haus 1803 zuerst zur reichsfürstlichen Würde emporbrachte, welche mit dem Fürstenthume Ochsenhausen dem jeweiligen Haupte der Familie zuerkannt wurde. 1810 verwaltete Franz Georg, während der Abwesenheit seines Sohnes zu Paris, provisorisch das Portefeuille des Auswärtigen und starb am 11. August 1819 als kaiserlich-königlicher Staats- und Conferenz-Minister für die inneren Angelegenheiten. — 3) Clemens Wenzeslaus Nepomuk Lothar, Graf und seit 1813 Fürst von M.-Winneburg, Herzog von Portella, Graf von Königswart, Ritter des goldenen Vlieses und Inhaber fast aller höchsten und hohen europäischen Orden; kaiserlich königlich österreichischer wirklicher Geheimrath und Kämmerer, Haus-, Hof- u. Staatskanzler, Staats- u. Conferenzminister, ältester Sohn des Vorigen, wurde geboren zu Koblenz den 15. Mai 1773. Nachdem er unter den Augen seines Vaters von den vorzüglichsten Meistern eine, die Entwicklung trefflicher Naturanlagen u. frühe sichtbarer Talente aufs zweckmäßigste fördernde, Erziehung

genossen hatte, bezog er 1788, nach zurückgelegtem 15. Jahre, die Universität zu Straßburg, wo er sich zwei Jahre lange dem Studium der Philosophie widmete. Von Straßburg aus begab er sich, nach beendigtem philosophischen Course, 1790 als Begleiter seines Vaters zur Wahl und Krönung des Kaisers Leopold II. nach Frankfurt am Main und versah bei den dortigen Feierlichkeiten das Amt eines Ceremonienmeisters des katholischen Theiles des westphälischen Grafencollegiums. Um, nach sorgfältig begründeter vorbereitender Bildung, dem eigentlichen Fachstudium der Staats- u. Rechtswissenschaft obzuliegen, bezog er nunmehr die damals in hoher Blüthe u. hohem Ansehen stehende Universität Mainz, wo er mit kurzen, durch die Krönung Kaisers Franz II. u. einige Reisen nach Belgien, wo sein Vater damals die Stelle eines k. k. bevollmächtigten Ministers bekleidete, veranlaßte Unterbrechungen, bis 1794 verweilte u. unter Leitung des trefflichen Vogt nicht nur für die Wissenschaft, sondern namentlich auch für den praktisch-diplomatischen Beruf die schätzenswertheften Kenntnisse erwarb. Nach vollendeter academischer Laufbahn, u. bereits im Cabinet seines Vaters in die Staatsgeschäfte eingeführt, unternahm er noch in demselben Jahre eine Bildungsreise nach England, wo er vertraut wurde mit vielen großen Verhältnissen des Auslandes u. dessen Beziehungen zum österreichischen Kaiserstaate. Der mittlerweile eingetretene Verlust der Niederlande, in Folge dessen sein Vater sich wieder nach Wien versetzt hatte, führte ihn 1794 an den kaiserlichen Hof, wo sein anerkanntes Talent in rascher Folge die ehrenvollste Auszeichnung finden sollte. 1795 vermählte er sich mit Marie Eleonore, Tochter des Fürsten Ernst von Kaunitz und Enkelin des berühmten Staatskanzlers, Fürsten Wenzeslaus von Kaunitz (s. d.) und eröffnete 1797 seine diplomatische Laufbahn als Vertreter des westphälischen Grafencollegiums auf dem Congresse zu Rastadt. 1801 wurde er k. k. Gesandter am Hofe zu Dresden und 1805 zu Berlin, wo ihm die damaligen Zeitereignisse bald Veranlassung gaben, die ganze Constellation der Ereignisse, die sich in Kurzem auf der Weltbühne entfalten sollten, zu erfassen. Es war gerade damals der Zeitpunkt des aufgeblähtesten Uebermuthes der Herrschaft Napoleons. Nachdem es gelungen war, den deutschen Kaiserhof in allen seinen großen Verhältnissen, als Oberhaupt des Reiches, als europäische Hauptmacht, als Unterzeichner des Vineviller Traktates und als Vertreter des Großherzogs von Toskana, zugleich u. mit einem Male zu verletzen; nachdem er den Herzog von Enghien wider Menschen- u. Völkerrecht hingemordet u. das Consulat in eine erbliche Kaiserwürde umgewandelt hatte, kündigte Napoleon der Welt offen an, mehr als die Riesenmonarchie Karls dem Großen wieder herstellen u. durch Lehens- u. Familienbände den ganzen Occident in einen Körper umwandeln zu wollen. Man sah in schneller Auseinanderfolge: die Republik Holland zu Frankreichs Sklavinn herabgewürdigt; die Throne von Neapel und Sardinien gestürzt; Italien unter die eiserne Krone gezwängt; die Schweiz in eine bloße Brustwehr von Frankreich umgewandelt und Gewaltstreich auf Gewaltstreich das bedrängte Europa mit allen Qualen der Unterdrückung heimsuchen. Diese Vorgänge riefen eine Coalition zwischen England, Oesterreich und Rußland hervor, bei der es sich nur noch um den Beitritt Preußens handelte, das seit dem Baseler Frieden die strengste Neutralität beobachtet hatte. Was, so vieler Veruche ungeachtet, seit 10 Jahren keinem europäischen Bevollmächtigten am Berliner Hofe gelungen war, das setzte M. jetzt ins Werk: Preußen ward am 3. November 1805 zur Theilnahme an der dritten Coalition wider Frankreich herübergeführt. Der Kaiser belohnte dieses hohe Verdienst seines Gesandten mit dem Großkreuze des k. ungarischen St. Stephansordens. Als 1806 Graf Stadion, bisheriger k. k. Gesandter am Petersburger Hofe, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde, ward M. zu dessen Nachfolger designirt; er fand jedoch bei seiner Ankunft in Wien, im April 1806, seine Bestimmung plötzlich verändert, indem er an die Stelle des Grafen Philipp von Cobenzl zum k. k. Botschafter in Paris ernannt wurde, um die Politik des Preßburger Vertrages am französischen Kaiserhofe zu leiten. Am 16. August, als eben die Glocken

auf allen Kirchen u. die Feuerschlunde des Invalidenhauses Napoleons Geburtsfest verkündeten, traf der neue Botschafter in der Hauptstadt Frankreichs ein. M.'s Stellung am Napoleonischen Hofe war unstreitig in eine der trübsten und ernstesten Perioden gefallen. Ein großer Theil der österreichischen Monarchie war damals noch, unter den wichtigsten Vorwänden, von den französischen Heeren besetzt und blieb es fortwährend, ungeachtet aller Gegenvorstellungen des Wiener Cabinets. Gleichwohl gelang es M. durch eine, am 10. October 1807 zu Fontainebleau abgeschlossene Uebereinkunft, die definitive Ausgleichung zu bewirken, welche jene höchst bedenklichen, wegen Besetzung des Hafens von Gattaro durch ein russisches Geschwader herbeigeführten Irrungen endete, Braunau an Oesterreich zurückstellte und die Gränze des Königreichs Italien durch den Thalweg des Sonzo festsetzte. Unterdeß hatte der Friedensschluß von Tilsit, womit 1807 der Feldzug im nördlichen Deutschland beendet ward, auch Preußen den schweren Arm des Weltbegwinners fühlen lassen. Während dieser ganzen Zeit und während der Zusammenkunft der Monarchen zu Erfurt war M. ununterbrochen auf seinem Botschafterposten in Paris geblieben, wo er das, was er gleich Anfangs unter so glücklichen Anzeichen eingeleitet hatte, mit gewohntem Scharfblicke und seltener Beharrlichkeit fortsetzte. Allein das veränderte Benehmen Napoleons nach seiner Rückkunft von Erfurt ließ den Grafen nur zu bald merken, daß der neuen Allianz Frankreichs mit Rußland das freundschaftliche Einvernehmen mit Oesterreich zum Opfer gebracht worden sei. Was M. in seiner Stellung bloß vermuthen konnte, war dem k. k. Hofe seit der Rückkunft des Baron Vincent von Erfurt bereits zur Gewißheit geworden und der Rath des Grafen: „sich bei Allem, was die nahe Zukunft bringen könnte, nicht unvorbereitet finden zu lassen,“ fand daher in Wien den erwünschtesten Anklang. Oesterreich traf in seinem Militärsystem bedeutende Aenderungen, verstärkte seine Armee u. rüstete sich überhaupt in größerem Maßstabe. Napoleon hatte durch einen Spionen, den er unter dem Personal des Hofkriegsraths zu Wien besoldete, von Oesterreichs Rüstungen Kenntniß erhalten und verlangte von dem Grafen M. Rechenschaft über dieselben in einer heftigen Audienz, worin dieser ihm in festem u. ruhigem Tone die Antwort gab: „Oesterreich nehme das, jedem Staate zustehende Recht, in allen Zweigen seiner innern Verwaltung, somit auch im Kriegswesen, jede ihm beliebige Aenderung zu treffen, in Anspruch; es rüste sich im vorliegenden Falle, um seine Unabhängigkeit zu behaupten und sich sicher zu stellen gegen jedes Unternehmen, dessen Opfer es, belehrt durch seine bisherigen Erfahrungen, möglicherweise von Neuem werden könnte. Eine volle Stunde hatte diese merkwürdige, in den Annalen der Diplomatie verewigte, Audienz angebauert. Als die österreichischen Heere am 10. u. 11. April 1809 über den Inn gingen, verlangte M. seine Pässe, wurde aber, unter dem Vorwande einer künftigen Auswechselung gegen einige, in Ungarn befindliche, Mitglieder der französischen Botschaft am Wiener Hofe bis zum 24. Mai in Paris zurückgehalten. Und auch jetzt ward ihm kein freier Abzug gestattet, sondern Napoleon, aufs Tiefste gegen ihn erbittert, ertheilte den Befehl, den Grafen aufheben u. durch die Gendarmen bis an die französische Gränze escortiren zu lassen. Als M. das österreichische Gebiet betrat, war der Krieg eben im heißesten Kampfe, u. einige Tage nach der Schlacht bei Aspern traf er unter militärischer Escorte in Wien ein, wo er äußerlich als Staatsgefangener behandelt, insgeheim aber von Napoleon zum Vermittler einer Verhandlung aufgerufen wurde, die er consequent u. unter allen Bedingungen von sich ablehnte. Endlich, am 2. Juli, erfolgte seine Auswechselung auf der Vorpostenlinie von Komorn und am 4. traf er im kaiserlichen Hauptquartier zu Wolfersdorf ein. Von diesem Augenblicke an verblieb er ununterbrochen im Gefolge seines Kaisers. Napoleon hatte bei Wagram einen vollständigen Sieg erkämpft u. die Lage Oesterreichs war in der That beklagenswerth. Schon am 9. Juli, zwei Tage nach dieser Schlacht, hatte Graf Stadion seinen Entschluß erklärt, sich von den öffentlichen Geschäften zurückziehen zu wollen. M. übernahm nun an dessen Stelle die provisorische Leitung der aus-

wärtigen Angelegenheiten in dieser schwierigsten aller Epochen. Zu ungarisch Mtenburg wurden, möglich gemacht durch den Waffenstillstand von Znaim, zwischen ihm und dem Grafen Champagny Conferenzen eröffnet, auf deren Grund am 14. October der definitive Friede abgeschlossen wurde, den auf Seiten Oesterreichs der Fürst Johann Liechtenstein unterzeichnete. — Napoleon, der aus seiner ersten Ehe mit Josephine keine Nachkommenschaft hoffen durfte, hatte sich von dieser geschieden, und eine Verbindung mit einem legitimen europäischen Regentenhause war nun sein vornehmster Wunsch. Er wählte das angesehenste von allen, das Haus Habsburg, und der jetzt eingetretene Moment der tiefsten Erniedrigung der österreichischen Monarchie schien seinen Plänen nicht wenig günstig. Am 7. Februar 1810 traf Fürst Berthier mit der feierlichen Werbung um die Hand der Erzherzogin Marie Luise (s. d.) in Wien ein. Der kaiserliche Hof, in reiflicher, allseitiger Erwägung der Verhältnisse, entsprach dem Wunsche Napoleons, das Recht der höchsten Geburt, im festen Glauben an einem höheren Lenker der Dinge, dem Weltglücke unterordnend. Nachdem am 11. März die Procurationsvermählung zu Wien statt gefunden hatte, verzugte sich M., zuvor mit dem Orden des goldenen Bließes geschmückt, gleichzeitig mit der jungen Kaiserin in der Eigenschaft eines außerordentlichen Botschafters nach Paris, wo er bis in die zweite Hälfte des Monats October verweilte. Neben dem unmittelbaren Auftrage, Marie Luise in ihre neue Stellung einzuführen, waren seine dortigen Bemühungen hauptsächlich darauf gerichtet, den Ausbruch eines neuen Ungewitters, das sich bereits im Norden zusammenzuziehen begonnen hatte, zu verhüten; aber sie scheiterten an dem unersättlichen Eroberungsbüste Napoleons. Zu Anfang des Jahres 1812 brach, trotz aller Gegenbemühungen Oesterreichs, der verhängnißvolle Krieg gegen Rußland aus; auch ein österreichisches Armee-corps von 30,000 Mann mußte sich zu Folge der abgeschlossenen Verträge mit der großen französischen Armee vereinigen und ein zweites die Gränzen in Galizien decken. Unter diesen Verhältnissen war es die schwierige Aufgabe M.s, mit Schonung aller Verträge u. Verpflichtungen, so wie der Rücksichten, welche die nunmehrige Familienverbindung auferlegte, vorbereitet und gerüstet zu seyn auf den rechten Augenblick, wo Europa zur Entscheidung seiner besseren Zukunft Oesterreich erwartete und nicht entbehren konnte. Nach dem unglücklichen Resultate des russischen Feldzuges begab sich M. den 29. Mai 1813 nach Dpotschna an der böhmisch-schlesischen Gränze zu einer Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander, deren Ergebnis die Anerkennung der bewaffneten Mediation Oesterreichs von Seiten der verbündeten Mächte Rußland und Preußen war. Napoleon, hievon in Kenntniß gesetzt, beschied M. zu einer Conferenz nach Dresden. In dem irrigen Wahne, als ob ein geheimer Einfluß Englands den Schritten Oesterreichs zu Grunde liege, empfing der Kaiser den Grafen auf die unwürdigste Weise (Vergleiche Binder, Fürst M., 3. Aufl., Seite 77 u. f.); aber schon am 30. Juni faßte er, wohl einsehend, wie sehr die ihm angebotene Vermittelung ihm selbst zum Heile diene, den Entschluß, dieselbe zum Behufe eines allgemeinen Friedens anzunehmen; Prag wurde zum Orte eines zu versammelnden Congresses bestimmt. Am 12. Juli traf M. in Prag ein; als aber am 10. August das Friedensgeschäft, einzig durch die Schuld Napoleons, immer noch nicht hatte beginnen können, faßte M. noch in derselben Nacht die Kriegserklärung gegen Frankreich ab, und auf telegraphische Zeichen ward gleich am folgenden Morgen die Gränze zwischen Böhmen und Schlessen von den russisch-preussischen Truppen überschritten, mit denen sich ein österreichisches Heer von 150,000 Mann, das durch die Gebirgspässe Böhmens herangezogen kam, vereinigte. Auch mit Bayern ratificirte M. am 9. October 1813 den Nieder Vertrag, wodurch dieses der Allianz mit Napoleon entsagte und der allgemeinen Sache Deutschlands beitrug. Nun folgten sich die Ereignisse rasch. Am 18. October 1813 wurde die Napoleonische Macht auf den Ebenen Leipzigs gebrochen und Europa seine Unabhängigkeit wieder gegeben. Noch am Abende des Schlachttages erhob Kaiser

Franz den Grafen M. mit seiner sämmtlichen Nachkommenschaft in den Fürstenstand, und ertheilte ihm (wie auch dem Fürsten Schwarzenberg) das Recht, das vereinigte österreichisch-lotharingen'sche Wappen in dem ersten Felde seines Familienwappens zu führen. Während der Fürst von nun an fortwährend im Gefolge des Kaisers blieb, waren die Städte Frankfurt, Freiburg, Basel, Langres und Chaumont Zeugen der rastlosesten und erfolgreichsten diplomatischen Thätigkeit desselben. Die Angelegenheiten des Congresses zu Chatillon leitete M. von Bar sur Aube, dem Hauptquartiere des Kaisers Franz, und von Dijon aus die Unterhandlungen mit Monsieur (dem Bruder Ludwigs XVIII.), der unterdessen aus Holland in Nancy eingetroffen war, um im entscheidenden Augenblicke die Ansprüche seines Hauses auf den französischen Thron geltend zu machen. Nach erhaltener Nachricht von der Capitulation von Paris verfügte er sich in Begleitung der Minister von England und Preußen dorthin, wo er seinen Namen der, am 11. April mit Napoleon zu Fontaineblau geschlossenen, Uebereinkunft beifegte, und unterzeichnete am 30. Mai im Namen Oesterreichs den von den Verbündeten mit Frankreich abgeschlossenen ersten Frieden von Paris. Nach Abschluß dieses Friedens wurde der Fürst von dem Kaiser nach London gesendet, wohin sich gleichzeitig Kaiser Alexander und der König von Preußen begeben hatten. Bei einem Besuche, welchen die gekrönten Häupter in Orford machten, verlieh ihnen die Universitätskörperschaft mit einer feierlichen akademischen Ceremonie die Doktorwürde, welche Ehre ebenfalls dem Fürsten M., dem Herzoge von Wellington u. dem Fürsten von Blücher zu Theil wurde. Von London aber begab sich M. gerade nach Wien zurück, um die Einleitung zu dem großen Werke zu treffen, welches der letzte Friedensartikel von Paris dem wieder befreiten Europa versprochen hatte. Bei der Eröffnung des Congresses zu Wien (s. d.) wurde M. von dem Auschusse zu dessen Präsidenten erwählt; aber er, der nie eine andere Präpotenz ausüben mochte, als diejenige, die ihm sein ganzer Charakter u. natürlicher Scharfblick, auch ohne es zu wollen, sicherten, erblickte in der übertragenen Ehrenstelle nur die schönste Aufforderung, sein schon so fest begründetes politisches Verdienst durch neue Zeugnisse hoher Einsicht mit der Krone zu schmücken. Nachdem das Schicksal Sachsens auf dem Congresse entschieden war, verfügte sich M., nebst Tayllerand u. Wellington, zu dem Könige Friedrich August nach Preßburg, um ihn von dem gefaßten Beschlusse in Kenntniß zu setzen (7. Mai 1815). Nach beendigtem Congressgeschäfte verfügte er sich in das Hoflager des Kaisers Franz nach Heidelberg und verblieb, bis zum zweiten siegreichen Einzuge der Verbündeten in Paris, ununterbrochen im Gefolge seines Kaisers. Am 20. November 1815 unterzeichnete er als Bevollmächtigter Oesterreichs den zweiten Pariser Frieden. Behufs der neuen Organisation des neu erworbenen lombardisch-venetianischen Königreichs hatte sich der Fürst zu Anfang 1816 nach Mailand begeben und benützte zugleich seinen Aufenthalt in dieser Stadt, wo sich gleichzeitig auch der damalige Kronprinz, jetzige König Ludwig I. von Bayern, u. der königlich bayerische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf von Rechberg, eingefunden hatten, zur definitiven Abschließung des Traktates über die künftigen Gränzbestimmungen und Territorialverhältnisse zwischen Oesterreich und Bayern; die Unterzeichnung des Traktates selbst aber fand am 14. April zu München Statt. Um die Verwickelungen, welche die Drangsale des langwierigen Krieges in dem Finanzsysteme der Monarchie erzeugt hatten, zu heben und den öffentlichen Credit auf die Dauer zu begründen, hatte der Kaiser ebenfalls noch 1816 die Bildung eines eigenen Conferenzzathes aus sachkundigen und wohlgefinnten Männern anbefohlen und dem Fürsten M. den Vorßiß in demselben übertragen. Kaiser Franz, die hohen Verdienste seines Ministers nach ihrem ganzen Werthe würdigend, ertheilte demselben am 1. August 1816 das an Oesterreich gefallene Schloß und Gut Johannisberg im Rheingau, unter herzoglich Nassauischer Landeshoheit, welches früher der Probstei Fulda und nachher dem französischen Marschall Kellermann gehört hatte, als Erbeigenthum für ihn und

seine direkten Nachkommen und nach Abgang des Mannsstammes auch für die weiblichen Mitglieder seines Hauses, jedoch mit Vorbehalt des Rückfalles an Oesterreich. Im folgenden Jahre begleitete M. die Frau Erzherzogin Leopoldine, zweite Tochter Seiner Majestät des Kaisers, welche an den damaligen Kronprinzen von Portugal und Brasilien, nachherigen Kaiser Dom Petro I., vermählt wurde, als kaiserlicher Uebergabscommissär bis nach Livorno und kehrte sodann, nach einem etwas längeren Aufenthalte in Italien, welcher Unterhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle zum Zwecke hatte, wieder nach Wien zurück. Auf den Congressen zu Aachen, Karlsbad, Troppau und Laibach (s. dd.) leitete er die Geschäfte im Namen Oesterreichs u. 1821 erhob ihn der Kaiser zur Würde eines geheimen Haus- Hof- u. Staatskanzlers, die, seit dem Ableben des Fürsten von Kaunitz-Nittberg, in Oesterreich Niemand mehr bekleidet hatte. Im Oktober desselben Jahres ward ihm von König Georg IV. von England, welcher sich damals auf einem Besuche in seinem deutschen Stammlande befand, die Ehre einer Einladung nach Hannover zu Theil. Er begab sich als Begleiter des Erzherzogs, nunmehrigen Kaisers Ferdinand I., nach jener Hauptstadt, wo er mit der größten Auszeichnung empfangen wurde. Auch hier verabsäumte es der Fürst nicht, die Forderungen seines hohen Berufes, so viel es die Umstände gestatteten, mit den Genüssen der Erholung zu verbinden, und Manches wurde mit dem ebenfalls anwesenden Lord Castlereagh besprochen und eingeleitet, was auf die nachherige Unterdrückung der spanischen Revolution, so wie auf die gemeinschaftlichen Operationen Oesterreichs und Englands in den orientalischen Angelegenheiten einen entscheidenden Einfluß ausübte. Auf dem Congresse zu Verona (s. d.) leitete er abermals die Geschäfte. Im März 1825 rief ihn die gefährliche Lage, worin die Gesundheit seiner Gemahlin schwebte, nach Paris. Bald nach seiner Ankunft traf ihn der befürchtete Verlust wirklich: die Fürstin starb schon am 19. d. Mts. nach einer 30jährigen glücklichen Ehe, in der sie ihrem Gemahle sieben Kinder geboren hatte, von denen jedoch bereits vier der Mutter in die Ewigkeit vorangegangen waren. Der Fürst vermählte sich sodann am 5. November 1827 zum zweitenmale mit Antoinette Freiin von Leycam, geb. den 25. August 1806, von Kaiser zur Gräfin von Beilstein erhoben; allein dieses schöne Band, welches, abgesehen von jeder anderen Rücksicht, bloß die reinste Zuneigung geknüpft hatte, wurde bereits nach 14 Monaten in dem ersten Wochenbette der jungen Fürstin mit dem noch lebenden Prinzen Richard — geboren den 7. Januar 1829 — durch den Tod wieder zerrissen. Melanie Marie Antoinette, geboren den 28. Januar 1805, Tochter des Grafen Franz Zichy von Bassonkeö, u. Mariens, gebornen Gräfin von Ferraris, eine an Geist u. Herz, wie an körperlicher Anmuth u. Schönheit gleich ausgezeichnete Dame, ward nun von dem Fürsten zur dritten Lebensgefährtin erkoren u. am 30. Januar 1831 mit demselben vermählt. Allein dieses Jahr, mit dessen Beginne neue Lebensfreude in den fürstlichen Palast eingezogen war, war es zugleich auch, welches die schwerste Prüfung, die ein liebendes Vaterherz erfahren kann, dem Fürsten zuführte, indem der einzige, hoffnungsvolle Sohn aus erster Ehe, Prinz Franz Karl Victor, kaiserlich königlicher Kämmerer und Attaché bei der österreichischen Botschaft zu Paris — geboren den 12. Januar 1803 — ihm durch den Tod, der schon so manches theure Opfer von ihm gefordert hatte, in der schönsten Blüthe seines Lebens entrißen wurde. Von Paris aus hatte sich M., nach einem zweimonatlichen Aufenthalte daselbst, zu Sr. Majestät dem Kaiser nach Mailand begeben, wo mit dem persönlich anwesenden Könige beider Sicilien Unterhandlungen wegen der ferneren Besetzung Neapels gepflogen u. der Stand des österreichischen Heeres in diesem Lande auf 15,000 Mann festgesetzt wurde. Der Aufenthalt in Mailand dauerte bis zum Julius, wo ihn die bevorstehende Eröffnung des ungarischen Reichstages nach Wien zurückrief. Nach dem Tode des Staats- und Conferenzenministers, Grafen Karl von Zichy-Ferraris, übertrug nun Kaiser Franz dem Fürsten auch, October 1826, das Präsidium in den Ministerialconferen-

zen für die inneren Angelegenheiten. Der gewichtige Einfluß des österreichischen Cabinets unter M.'s Leitung bewährte sich von nun an bei allen wichtigen Ereignissen Europa's, am unmittelbarsten aber bei dem Souveränitäts-Streite Portugals mit Brasilien, bei dem Kriege Rußlands mit der Pforte, bei der französischen Juli-Revolution u. ihren Wirkungen auf Deutschland, Italien u. Polen. Nach dem Tode des Kaisers Franz blieb M. auch unter dem gegenwärtigen Kaiser im Besitze aller seiner Aemter u. seines vollen Einflusses; er begleitete den Kaiser Ferdinand I. im September 1835 nach Teplitz u. Prag zur Zusammenkunft mit den Monarchen von Preußen u. Rußland, war fortdauernd für Aufrechterhaltung des Friedens, namentlich bei Gelegenheit des Confliktes über die orientalische Frage 1840 und 1841, thätig, zog Frankreich durch den Tractat vom 13. Juli 1841 wieder in den Bund der Großmächte u. wußte bei den mehrmals hervorbrechenden Unruhen in Italien und in der Schweiz stets den Prinzipien seiner conservativen Politik Geltung zu verschaffen. Aber, wie an allen ausländischen Verhandlungen des österreichischen Kaiserstaates, nimmt M. auch an den inneren Angelegenheiten des Landes den thätigsten u. einflußreichsten Antheil. Eben so steht er allen umfassenden Unternehmungen zu Gunsten der Nothleidenden thätig vor u. befördert vaterländische Wissenschaft u. Kunst mit entschiedener Vorliebe. Wie sein großer Verwandter Kainig Stifter der Akademie der vereinigten bildenden Künste in Wien gewesen war, so war M. Wiederhersteller derselben geworden, und hat während seiner mehr als dreißigjährigen Curatel den spendendüftigen Beweis geliefert, zu welcher hohen Stufe von Vollkommenheit Künste u. Wissenschaften sich emporzuschwingen, welchen segensreichen Einfluß auf alle Geschlechter dieselben auszuüben im Stande sind, wenn ihre Beschützer, von ächtem Interesse beseelt, ihnen eine Achtung gebietende Stellung im Staate einzuräumen bemüht sind. — Mit Ausnahme des englischen Hosenbandordens, ist M. Inhaber aller höchsten u. hohen europäischen Orden. 1816 erhielt er vom Könige Ferdinand IV. beider Sicilien eine Dotation von jährlichen 60,000 neapolitanischen Ducati u. 1818 den Titel eines Herzogs von Portella. Der König von Spanien ernannte ihn zum Granden erster Classe mit dem Herzogstitel. M. ist der Schöpfer der politischen Größe Oesterreichs u. des gewichtigen Einflusses, welchen diese Macht, seit Begründung des gegenwärtigen Systemes in Europa, auf alle Angelegenheiten des Welttheils ausgeübt hat u. fortwährend ausübt; er ist der Schöpfer einer Staatskunst, deren feste Stützen väterlich-monarchische Grundsätze, weise Gesetze und durch die fortschreitende Zeit veredelte Formen sind, als deren glänzendste u. wohlthätigste Eigenschaften wir die Gerechtigkeit, Uneigennützigkeit u. besonnene Ruhe erkennen; er ist es endlich, dem allein wir in einem Zeitalter, wo alle Symptome den nahen Ausbruch eines Krieges befürchten ließen, die Erhaltung des allgemeinen Friedens zu danken haben. Die allerneuesten Zeitereignisse; der Sturm, der im Februar 1848 von Paris aus über ganz Europa hineintobte, haben freilich die fernere Möglichkeit der M.'schen Politik für die nächste Zukunft sehr in Frage gestellt; harte, höchst unbillige, selbst grausame Urtheile über diesen Staatsmann werden in allen Ecken vernommen; — aber, fragen wir: ist es erlaubt, daß der Eindruck des Augenblicks, der oft kaum über das Nächstliegende ein Urtheil zuläßt, über die Wirksamkeit eines Mannes, die sich in den mannigfaltigsten u. verwickeltesten Verhältnissen nun bereits durch ein volles halbes Jahrhundert bezeugt hat, schnell u. oberflächlich abspreche? seyen wir daher gerecht; halten wir bis auf Weiteres an uns, und vergessen wir nicht, das „Disceite justitiam moniti“. Vergl. Binder, Fürst Clemens M. u. sein Zeitalter, 3. Aufl., Schaffhausen 1845.

Metz, stark befestigte Hauptstadt des französischen Departements der Mosel, am Zusammenflusse dieser u. der Scille, ist Eig. eines Bischofs, hat ein Lyceum, eine Artillerie- und Ingenieurschule, Realschule, Akademie der Wissenschaften, Künste und des Ackerbaues, Handelstribunal, Bank, Theater u. s. w. Der Dom, das Arsenal, eines der größten in ganz Frankreich, die Ruinen des Grabmals

Kaisers Ludwig des Frommen zc. sind sehenswerth. Die 53,000 Einwohner unterhalten Fabriken in Nähadeln, Waffen, Tuch, Flanell, Molleton, Spiegeln, künstlichen Blumen, Liqueur, Buntpapier, Posamentierwaaren, Pfeifen, Feuersprizen, Hanfleinwand, Essig; Kupfergießerei, Gerberei, Bräuerei, eine umfangreiche Anstalt für Glasmalerei und eine andere für colorirte Zeichnungen. Der sehr bedeutende Handel hat, außer den genannten Fabrikaten, Farben u. Indigo, Branntwein, Glas u. Landesprodukte, namentlich Obst, Obstbäumchen, Getreide, Raps u. Wein zum Gegenstande u. wird durch die Schifffahrt auf der Mosel, namentlich durch die mit der Rheinschifffahrt in Verbindung stehende Dampfschifffahrt, befördert. — M. war als Metis oder Divodorum Hauptstadt der Mediomatiker, 510 Austrasiens, 843 Lothringens. Durch Otto I. kam es an das deutsche Reich, ward 985 freie Reichsstadt, 1552 von Heinrich II. von Frankreich genommen und blieb seitdem im Besitze der Franzosen, deren Recht 1648 im westphälischen Frieden anerkannt wurde.

Methu oder Methu, Gabriel, berühmter Maler aus Leyden, geboren 1615, arbeitete im Geschmace des G. Dow, Terburg u. Mieris u. wählte sich auch die nämlichen Gegenstände. Er malte nur das Schöne in der Natur, aber dieses sehr getreu. Sein Colorit gleicht dem von Wandys. Bei allem Fleiße findet man bei ihm nichts Hartes, Trockenes, Scharfes oder Unangenehmes. Seine Harmonie der Färbung u. seine Behandlung verschiedener Stoffe ist vortrefflich. Viele Kupferstecher, z. B. Wille, haben nach ihm gearbeitet. Er starb 1658.

Meudon, Marktflecken im Bezirk Versailles des französischen Departements Seine und Oise, mit 3100 Einwohnern, hat eine schöne Pfarrkirche, worin ein neuere Denkmal von Nabelais, ein altes und neues königliches Schloß mit Park, an den von Versailles anstoßend.

Meursius (de Meurs), 1) Johann, geboren 1579 zu Posbun beim Haag, bereiste als Führer des Grosspensionärs Barnefeld einen großen Theil Europa's, wurde Professor der Geschichte und griechischen Sprache zu Leyden u. 1610 Historiograph von Holland, 1611 (1625) königlich dänischer Historiograph u. lehrte zu Soroe Geschichte und Politik, wo er auch 1639 starb. Werke: *Glossarium graeco-barbarum*, Leyden 1614; *Athenae batavae*, ebend. 1625; *Res. belgicae*, ebend. 1612; *Lectt. atticae*, ebend. 1617, 4.; *Theseus* (in Gronovs *Thes. antiq. graec.*); *Hist. danica*, Kopenhagen 1630 u. m. Werke, herausgegeben von Lane, Florenz 1741—63, 12 Bde., Fol. — 2) Johann, Sohn des Vorigen, geboren 1613 zu Leyden, starb 1653. Er schrieb: *Majestas veneta*, Leyden 1640; *De tibiis veterum*, Soroe 1641; *Arboretum sacrum*, Leyden, 1642; *De coronis*, Soroe 1653.

Meurthe, ein Nebenfluß der Mosel (s. d.) in Frankreich, entspringt am westlichen Abhange der Vogesen in dem nach diesen benannten Departement, südöstlich bei St. Diey, nimmt ihren Lauf gegen Nordwest und mündet bei Frouard. — Das Departement der M., im Nordosten Frankreichs, aus dem eigentlichen Lothringen und Doulois gebildet, gränzt an die Departements: Mosel nördlich, Vogesen südlich, Niederrhein östlich u. Meuse westlich u. hat auf 118 □ Meilen 450,000 Einwohner. Zweige der Vogesen durchziehen diesen Landstrich; die vornehmsten Flüsse sind: Mosel, M., Sarre, Seille, Vezouse, Madon, Mortagne; unter den Produkten: vorzüglicher Wein, Salz, Marmor. Die Industrie ist bedeutend, vorzüglich in Wollenwaaren, Glas, Fayence, Leder, Eisen zc. Eintheilung in 5 Arrondissements: Nancy, Lunéville, Sarrebourg, Château-Salins, Toul; Hauptstadt: Nancy (s. d.)

Meusel, Johann Georg, ein bekannter fruchtbarer Literärhistoriker, geboren zu Cyrichshof bei Bamberg 1743, studirte in Göttingen, wurde 1766 Privatdocent in Halle, 1769 Professor der Geschichte in Erfurt, und 1799 in Erlangen, wo er mit dem Titel eines geheimen Hofraths 1820 starb. Die werthvollsten Schriften von ihm sind: *Gelehrtes Deutschland*, 23 Bde. (vom 17. Bde. an fortgesetzt von Lindner und Ersch), Lemgo 1796—1834; *Deutsches Künstlerlexikon*, 3 Bde., 2. Aufl., 1808—1814; *Lexikon der von 1750—1800 verstor-*

benen deutschen Schriftsteller, 15 Bde. 1802 — 1816; Lehrbuch der Statistik, 4. Aufl., 1817; Zeitfaden der Geschichte der Gelehrsamkeit, 3 Bde., 1799 u. fg.

Meuterei, die Aufregung Anderer zur Empörung, indem man durch Aeußerungen von Unzufriedenheit Andere dahin verleitet, gegen die bestehende Ordnung oder gegen die Obrigkeit sich aufzulehnen. Die in solchen Antrieben, welche namentlich in belagerten Plätzen und zur See höchst gefährlich sind, Befangenen (Meuterer) werden mit dem Tode bestraft.

Mexiko, s. Mejico.

Meyer, 1) Felix, berühmter Maler und Kupferstecher aus Winterthur, geboren 1653, erwarb sich auf verschiedenen Reisen durch sein romantisches Vaterland außerordentlich reiche Ideen u. lieferte die schönsten Schweizerprospekte, von denen er manche selbst radirte, in einer geistreichen, freien, angenehmen Manier. Ruos und Rugendas haben in seine geschmackvollen Landschaften Figuren staffirt. Er starb zu Weyden als Amtmann 1713. — 2) M., Johann Heinrich, Zeichner und Maler, geboren 1759 zu Stäfa am Zürichsee, unter Krelle, Füßli und in Italien gebildet durch Göthe, der ihn in Rom kennen lernte, 1792 in Weimar, wo er, nach einer abermaligen Reise nach Italien (1795 — 97) Direktor der Zeichnungsakademie wurde u. 1832 starb. Er fertigte zartgetuschte antike Köpfe, viele Bilder in Aquarell u. Sepia, ein großes Fries zc. im Schloße zu Weimar und machte sich einen Namen durch viele Aufsätze in Göthe's „Propyläen, Kunst und Alterthum,“ besonders durch „Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen“ (3 Bde., 1824) bei den Römern (1835), „Uebersicht der Geschichte der Kunst bei den Griechen“ (1826). — 3) M., Friedrich August, russisch kaiserlicher Hofrath u. Staatsphysikus in Taurien, zu Cherson, aus Hildesheim gebürtig, praktisirte, nachdem er die medizinische Doktorwürde erhalten, in seinem Vaterlande und in Hamburg. Von hier wurde er 1786, auf Empfehlung des Ritters von Zimmermann, nach Rußland berufen, erhielt zuerst eine Anstellung in Cherson, dann aber in Saratow, wo er sich, außer seinen eigentlichen ärztlichen Geschäften, durch Anlegung einer Baumschule und Obstplantage bei der Regierung so sehr empfahl, daß die Kaiserin Katharina II. ihm ein Gut schenkte, Kaiser Paul aber ihn mit einem Brillantring beehrte. Er starb zu Saratow 8. Februar 1805. Als selbstdenkender Arzt u. Naturforscher hat er sich in früheren Jahren in mehreren kleinen Schriften und Journalaufsätzen gezeigt. — 4) M., Johann Friedrich von, geboren 1772 zu Frankfurt a. M., studirte in Göttingen und Leipzig, ward Salm-Kyrburg'scher Kammerdirektor u. bekleidete seit 1808 in Frankfurt hohe Aemter; gegenwärtig ist er Schöff und Präsident des Appellationsgerichts. Auch mit der Theologie befreundet, schrieb er in gemüthvoller Weise: „Blätter für höhere Wahrheit“ (11 Bde. 1819—32); „Kritische Kränze“ (1831); Das Epos „Tobias“ (2. Aufl. 1831); „Inbegriff der christlichen Glaubenslehre“ (1832) und gab die Bibel in deutscher Uebersetzung (3 Bde. 1818) heraus.

Meyer von Knonau, 1) Ludwig, ein um die Schweiz höchstverbienter Mann, geboren 1769 zu Zürich, in Halle und auf Reisen gebildet, beim Congreß zu Rastadt, bekleidete seit 1799 richterliche Aemter, 1805—10 die Professur des Rechts, ward 1829 Staatsrath, 1830 Vertreter Zürichs bei der Tagsatzung, seit 1839 in Ruhestand; er ist rümlich bekannt durch „Geistesreligion u. Sinnenglaube“ (1824); „Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft“ (2 Bde. 1826 bis 29). 2) Gerold, Sohn des Vorigen, geboren 1804, in Berlin und auf Reisen gebildet, Staatsarchivar in Zürich, schrieb für das von ihm entworfene Werk: „Gemälde der Schweiz“ (16 Bde. 1834 — 44) die Cantone „Zürich“ (2. Aufl., 1844), „Schwyz“ (1835), „Freiburg“ (1834) und die treffliche „Erdkunde der schweizerischen Eidgenossenschaft“ (Bd. 1, 2., 2. Aufl., 1838).

Meyern, Wilhelm Friedrich, kais. österr. Hauptmann der Artillerie bei der Bundes-Militärcommission in Frankfurt a. M., gestorben 13. Mai 1829, Verfasser des Dya-na-Sore, war im Jahre 1762 in der Nähe von Ansbach in Mittelfranken geboren, wo sein Vater als Gutsbesitzer lebte. Seinen ersten Unter-

richt erhielt er von einem Hofmeister, über dessen pedantische Erziehungsweise er nur mit Bitterkeit sich zu äußern pflegte. Dagegen rühmte er seine spätere Bildung bei einem Landgeistlichen, Esper, mit dankbarer Liebe. Hier, in dieser stillen Umgebung des ländlichen Seelenhirten, nahm sein Inneres eine selbstständige Richtung u. diese empfangenen Eindrücke verblieben ihm bis in sein hohes Alter. Esper, der Bruder des berühmten Naturforschers in Erlangen, dessen großes Schmetterlingswerk hinlänglich bekannt ist, regte in dem talentvollen Jünglinge die Liebe zur Naturwissenschaft an, und ihm verdankte der Mann die Grundlage zu seiner späteren geistreichen Naturforschung. Er, welcher halb Europa durchkreiste, begann im Fichtelgebirge seine kleinen naturhistorischen Excursionen. Die Lektüre der Schrift „Insel Felsenburg“ entschied seinen Hang zum Reisen und zum Besuche ausländischer Colonieen in fernen Ländern. Seine akademischen Studien machte er in Altdorf und Erlangen und beschäftigte sich vorzugsweise mit Mathematik, Geschichte, Sprachen, Natur-, Länder- und Völkerkunde. Schon jetzt wünschte er in englische Seebienste zu treten, um seine Lieblingsneigung für weite Reisen befriedigen zu können. Der Jugendtraum, in Amerika eine frisch aufstrebende Generation zu finden und dort sein Lebensglück zu gründen, schwand bei reiferem Nachdenken. Er trat nun in österreichische Dienste bei der Artillerie, u. wahrscheinlich entstanden schon hier die ersten Grundzüge zu seinem Meisterwerke *Dya-na-Sore*. Zwei junge adeliche Cavaliere bewog er durch seine begeisterungsvollen Schilderungen zu einer wissenschaftlichen Reise und er ward zu ihrer Begleitung eingeladen. Er dankte als Artillerieutenant ab und reiste mit ihnen in die classischen Länder der alten Geschichte, nach Italien, Griechenland, Kleinasien, sah mit historischem, militärischem und besonders mit Kunstsinne die Denkmale der Vorwelt, die Orte, welche durch Schlachten, Belagerungen und andere Kriegsthaten berühmt geworden und machte überall den Menschen zum Hauptgegenstand seines Studiums. Sehr lange hielt er sich in Konstantinopel auf. Ihm erschienen die Türken nicht so roh und barbarisch, als man sie gewöhnlich schildert. Auch über England u. Schottland, Ungarn u. Polen — welche Länder er gleichfalls durchzog — äußerte er originelle Ansichten. Mit der österreichischen Gesandtschaft hatte er das Glück, längere Zeit in Sicilien weilen zu können. Damals war Neapel in der Gewalt der Franzosen u. Sicilien, unter englischem Schutze, der Aufenthalt der alten Königsfamilie. Es entstand sein Lieblingsgedanke, eine zahlreiche Colonie von arbeitsamen deutschen Landsleuten hieher zu bringen u. hier dem Mangel an fleißigen Händen, dort der sichtbaren Uebervölkerung abzuhelpen. Mit gleichem Eifer erforschte er in Rom alle gepriesenen Merkwürdigkeiten der alten und neuen Weltstadt. Als die französischen Kriege begannen, arbeitete er einen Entwurf zur Landesbewaffnung aus und überreichte ihn persönlich seinem Kaiser. Zwar ward sein Plan vom Hofkriegsrathe Anfangs nicht beachtet, später aber einer neuen Würdigung unterzogen u. mit einigen Abänderungen auch theilweise ausgeführt. Er trat wieder als Hauptmann bei der Artillerie in österreichische Dienste und theilte sich 1809 — 12 bei Organisation der Landwehr u. des Landsturmes. 1813 als Hauptmann zum Generalstabe versetzt, half er am Rhein das Volk bewaffnen, besorgte 1815 die Rücklieferung der italienischen Kunstwerke, welche in Paris aufgehäuft sich fanden. Mit dem österreichischen Gesandten, Grafen Kaunitz, lebte er längere Zeit in Spanien, bis er 1820 wieder in die nähere Umgebung des Fürsten Schwarzenberg kam, der ihn sehr hochschätzte. Er begleitete ihn nach Leipzig und blieb in dessen unmittelbaren Nähe bis zu seinem Tode. Nun ward ihm der Auftrag, die Leiche nach Prag zu begleiten. Kurz darauf erhielt er seinen Abschied mit 600 fl. Pension. Da aber das Handelshaus Fries in Wien, wo er sein kleines Vermögen untergebracht hatte, falirte, sah W. sich der schönen Hoffnung einer unabhängigen Existenz mit Einem Male beraubt. General Langenau, der Präsident der Militärcommission bei der Bundesversammlung in Frankfurt a. M., ward sein edelmüthiger Gönner u. erwirkte seine Anstellung daselbst, wo er, ohne drückende Nahrungsforgen, nebenbei

auch Muße zu literarischen Arbeiten erübrigte. Er starb am 13. Mai 1829. Sein Wissen war universell, und doch zugleich klar und besonnen. Sein reger Geist lebhaft, so daß man sicher seyn konnte, wenn irgend ein Punkt der alten und neuen Geschichte, der Erd-, Natur- und Menschenkunde zur Sprache kam, M. alsogleich ein so treffendes Urtheil abzugeben wußte, als hätte er den Gegenstand längere Zeit überdacht. Leben und Wissenschaft haben sich gegenseitig bei ihm durchdrungen; erhaben über engherzige Parteisucht und Vorurtheile, war sein Ausspruch stets milde, aber doch auch scharf und richtig. — Sein Meisterwerk: *Dya-na-Sore*, oder die Wanderer, erschien zum ersten Male bei dem Anfange der französischen Revolution anonym, 1. Aufl., Wien 1787—91, 2. Aufl. 1800. Es ist ein Roman, geistreich und originell, voll erhabener und tiefer Ideen, welcher die Besseren seiner Zeit so ergriff, daß ein namhafter Gelehrter in Norddeutschland zu dem enthusiastischen Urtheile sich hinreißen ließ: Es gibt nur 3 classische Werke: „Bibel, Homer u. *Dya-na-Sore*.“ Mit unparteiischer Wahrheit aber wird sein Charakter also geschildert: „Wenn tiefes, vielseitiges Wissen fast in allen Zweigen menschlicher Erkenntniß; wenn ein reger Sinn für das Höchste und Würdigste im Leben, verbunden mit einer Klarheit und Präcision der Gedanken, welche mehr den schöneren Zeiten des classischen Alterthumes, als der Gegenwart anzugehören scheinen, vereint mit großen Vorzügen des Gemüthes u. einer seltenen Bescheidenheit, zu den Eigenschaften gehören, welche selbst höchst verdienstlich, zugleich Basis aller wahren Verdienste sind, so gehört M. zu den seltenen Männern, welche durch jene Eigenschaften in hohem Grade ausgezeichnet dastehen.“ Cm.

Mézeray, Francois Eudes de, Historiograph von Frankreich, geboren zu Ny in der niederen Normandie 1610, wurde in Paris Kriegscommissär, legte aber diese Stelle nieder, nachdem er einigen Feldzügen beigewohnt hatte, u. wechselte seinen Geschlechtsnamen Eudes mit dem von M., welches der Name eines Dörfleins bei seinem Geburtsorte war, um seine niedrige Geburt zu verbergen. Er näherte sich von der Schriftstellerei, bekam eine Pension vom Hofe, verlor sie aber wieder wegen verschiedener freimüthiger Aeußerungen in seinen Schriften und wegen seiner natürlichen Neigung zur Satire, die er nicht zu bezähmen wußte, war seit 1649 Mitglied der französischen Academie, 1675 beständiger Secretär derselben u. starb den 10. Juli 1683. M. war ein Mann von Kopf und Talent u. als Historiker sehr achtungswerth, namentlich durch seine beiden Hauptwerke: „*Histoire de France*,“ 3 Bde., Fol., Paris 1643 u. „*Abbrégé de l'histoire de France*,“ ebend. 1683, Fol., 7 Bde. u. d.

Mezières (das Meserier der Alten), stark besetzte Hauptstadt des französischen Departements der Ardennen, an der Maas, Sitz der Departementalbehörden, hat eine Ingenieurschule, Gewehr-, Garn- u. Leinwandfabriken u. 4000 Einwohner. Die Einfassungsmauer der Stadt hat 4—5 bastionähnliche Werke vor sich. Gegen Osten liegt neben der Stadt die alte, von dem Grafen St. Pol zur Zeit der Ligue gebaute, durch 7 unregelmäßige Bastionen besetzte Citadelle, gegen Westen aber ein Hornwerk, das wieder ein ähnliches Werk mit 3, mit Flanken versehenen, Lunetten vor sich hat. — Das ganz nahe, 1606 an der Stelle des alten *Arcae Remorum* von dem Herzoge von Nevers auf dem linken Maasufer regelmäßig angelegte Charleville, war ehemals durch 10 Bastionen besetzt u. hatte eine Citadelle, seit 1687 aber sind die Werke demolirt.

Mezza voce, mit halber Stimme, halb stark oder halb schwach, am häufigsten bei Verzierungen vorkommend, aber eine große, durch Uebung erworbene Geschicklichkeit erfordern.

Mezzofanti, Joseph, Cardinal, geboren zu Bologna 1771, studirte auf der Universität seiner Vaterstadt, wo er, nachdem er sich einige Zeit in Venedig aufgehalten, als Bibliothekar angestellt wurde. 1831 wurde er in die Bewegung verwickelt, in Folge deren Ancona von den Franzosen besetzt ward, erhielt, als Mitglied einer Deputation nach Rom gesandt, die Ernennung zum Monsignore, wurde

1833 an Ma's (s. d.) Stelle erster Custos der vatikanischen Bibliothek und 1838 Cardinal-Priester. Er soll 32 Sprachen verstehen.

Mezzo tinto (italienisch), Mittelstinte, Mittelfarbe, in der Malerei die Halbfarbe, gebrochene Farbe, d. i. die aus dem Uebergange zweier Farben in einander entsteht. Die Mittelfarben sind stets mit dem Schatten vermischt und liegen daher nicht, wie die Lokalfarben, zwischen dem Lichte und dem Schatten. Als künstlich gebrochene Farben aber dienen sie zur Bindung des Ganzen u. seiner Theile, zur Vereinigung und Verschmelzung der Tinten, Behufs eines harmonischen Ganzen. In der Kupferstecherkunst ist die M.-Manier so viel, wie schwarze Kunst (s. d.). In Beziehung auf Landschaftsmalerei ist unlängst eine treffliche Sammlung M.s erschienen, die in der Manier des Sticks u. rücksichtlich der Wirkung von Licht u. Schatten mit dem Pinsel wetteifern kann: *Landscapes characteristic of english scenery, by John Constable, engraved by D. Lucas.*

Miasma, *μιασμα* (von *μιαίνω*, ich verunreinige) nennt man eine, durch flüchtige, dem thierischen Organismus schädliche Theilchen (gewöhnlich selbst Miasmen genannt) veränderte Beschaffenheit der Atmosphäre. Diese Miasmen entstehen lebenden thierischen Körpern, die an irgend einer mittheilungsfähigen Krankheit leiden, oder in enge Räume zusammengesperrt sind, theils und vorzugsweise durch das Athmen, theils durch die Hautausdünstung; oder aber sie entwickeln sich aus abgestorbenen vegetabilischen oder thierischen Organismen, durch den nach ihrem Tode in diesen vor sich gehenden Zersetzungsprozeß u. werden, je nach der Dertlichkeit dessen Ursprungs auf der Oberfläche der Erde, im Wasser oder in der Erde „Luft=, Sumpf= und Erd=M.“ genannt. Insofern sich die aus lebenden und todtten Körpern hervorgehenden M. verbinden, können sie auch den Keim zu contagiösen Krankheiten abgeben. Durch Pflanzenfäulniß wird die atmosphärische Luft zersetzt, indem jene ihren Sauerstoff anzieht und dagegen kohlensaures Gas abgibt — Pflanzen=M. — Durch die Fäulniß thierischer Stoffe erleidet die Atmosphäre ebenfalls der thierischen Organisation nachtheilige Veränderungen, die namentlich aus der Ueberschwängerung derselben mit Ammonium, kohlensaurem u. Wasserstoffgas bestehen — Leichen= u. Gräber=M. — Beide M.-Arten ergreifen hauptsächlich das Nervenleben verderblich. Erstere mehr allmählig, letztere meistens plötzlich; erstere mittelbar und vorzugsweise die vegetative Lebenssphäre, letztere unmittelbar u. fast ausschließlich das Blutleben. Eine fernere Art von M. mit mehr lokaler Wirkung ist das aus Kloaken aufsteigende Ammoniakgas, geschwefelte Wasserstoffgas und in denselben erzeugte hydrothionsaure Ammonium, Kloaken=M., welches vorzugsweise zunächst die Schleimhäute der Luftwege und ihrer benachbarten Höhlen, das Hals- und Brustnervensystem und das Gehirn meist plötzlich berührt, und bei längerer Andauer eben solche, ja oft weit gefährlichere, nervöse und Faulfieber hervorbringt, als die übrigen Arten von M. Das Sumpf=M. theilweise durch im Wasser faulende Vegetabilien, theilweise durch Fäulniß thierischer Stoffe erzeugt, wird, so viel entnehmbar, einerseits nachtheilig für den menschlichen Körper durch seine unathembaren Gasarten und andererseits durch das Vorherrschen der negativen Elektricität in ihr. Diese Wirkung äußert sich zunächst als Anregung der Thätigkeit des Hals-, Brust- und Unterleibsnervensystems, der Milz und Leber und als Schwächung der Gehirn-, Rückenmarks- und Sinnesnervensphäre. Die Folgen dieser nachtheiligen Einflüsse sind Wechselfieber, nervöse Schwächefieber mit gallicht-gastrischem, fauligem und bösamigem Charakter — Sumpffieber; Krampfbeschwerden, Katarthalbeschwerden, Schleimflüsse der Augen, der Lungen und des Darmkanals, Verdauungsstörungen, Anschwellungen, Verhärtungen des Unterleibsdrüsen-systems mit ihren Folgen, auch Ruhr und Cholera und das ganze Heer der, auf unvollkommener Blutbildung u. mangelhafter Ernährung beruhenden Schwächekrankheiten. Der Eintritt dieser schädlichen Wirkungen geschieht bald plötzlich, bald allmählig; bald üben dieselben nur auf einzelne Individuen ihren Einfluß, bald nehmen sie den Charakter der Endemie, bald jenen der Epidemie (s. d.)

an. Den nachtheiligen Einwirkungen der M. ist der Mensch weit mehr, als den Contagien (s. Ansteckung), und oft unvermeidlich ausgesetzt, weil sie ihren Eingang in den Organismus durch die Luftwege nehmen und derselbe fast in der Unmöglichkeit sich befindet, den Einflüssen einer mit solchen Emanationen angereicherten Atmosphäre zu entgehen. Die M.en haften weit fester an der Atmosphäre, als die Contagien, und sind darum schwer, oft gar nicht zerstörbar. Vergl. Desinfection.

Miaulis, Andreas Bofas, berühmter griechischer Admiral, geboren 1772 zu Negroponte, trieb vor der Revolution einen gewinnbringenden Getreidehandel nach Frankreich und Spanien und bewies seine Befähigung zum Oberbefehlshaber durch die Siege bei Patras (5. 6. März), Spezia (20. Sept. 1822), durch Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen von Modon (12. Mai 1825) und den Sieg bei Cap Papas (8. Jan. 1826). Unter Lord Cochrane lebte er auf Poros und Hydra; erst Kapodistrias stellte ihn wieder an die Spitze der Marine, beleidigte aber bald den Freiheits- und Gerechtigkeitsinn des kühnen Helden, so daß dieser sich gern zum Führer der aufgeregten Hydrioten aufwarf u. dem Präsidenten, wie dessen Nachfolger Augustin Kapodistrias, erfolgreichen Widerstand leistete. Der Sieg der nationalen Partei war sein Verdienst. Vom Könige, dem er nebst anderen Erwählten die Huldigung in München darbrachte, mit dem Flottenwesen beauftragt und zum Seepräfekten und Viceadmiral erhoben, starb der patriotische Mann zu Athen 1835. Er ruht neben dem Denkmale des Themistokles.

Micha oder **Michäas**, der sechste unter den sogenannten kleinen Propheten des Alten Testaments, aus Maresa oder Morasthi gebürtig, weissagte unter den Königen Joathan, Achaz und Ezechias und trat etwas später auf, als die Propheten Isaias, Oseas und Amos, deren Zeitgenosse er war; ungefähr zwischen 760—720 v. Chr. Seine Aussprüche, an Form und Inhalt denen des Isaias ähnlich, sind an die beiden Reiche Juda und Israel gerichtet, welche damals wegen ihrer Sünden in großer Bedrängniß waren. Von seinen Lebensumständen und seinem Tode weiß man nichts Zuverlässiges; nach einer frommen Ueberlieferung starb er als Märtyrer; sein Fest wird am 15. Januar gefeiert. Die Prophezeiungen des M., das XXXVI. kanonische Buch des Alten Testaments, wurden stets als göttlich anerkannt, und werden auch im Neuen Testamente angeführt (Matth. 2, 5. 6; Joh. 7, 42). Das Buch enthält in 3 Theilen: 1) Die bevorstehenden Strafgerichte des Herrn über beide Reiche, wegen ihrer Abgötterei und anderer Sünden; Strafreden gegen die Großen und die falschen Propheten, um deren Ungerechtigkeiten und Lügen willen (K. 1—3). 2) Weissagungen wegen des glücklicheren Zustandes nach der Wegführung, besonders rücksichtlich der Ankunft des Messias und seiner Kirche (K. 4. K. 5.). 3) Klagen über den Undank u. die Laster der Juden; über den geringen Nutzen der Ermahnungen; Aussicht einer besseren Zukunft (K. 6. K. 7.).

Michael (deutsch: „Wer ist wie Gott?“), einer der drei heiligen Erzengel, wird im Alten Testamente vorgestellt als Beschützer der Juden, im Neuen Testamente aber als Beschirmer u. Kämpfer für das Christenthum (Offenb. 12, 7—9). Die Verehrung des heiligen M., welcher die Kirche den 29. Sept. bestimmt hat, ist schon seit dem 5. Jahrhunderte eingeführt, und steigt im Abendlande hinauf bis zur Einweihung der berühmten Kirche zum heiligen M. auf dem Berge Gargan in Italien. Im Morgenlande aber war schon zur Zeit, als Konstantin sich öffentlich zum Christenthume bekannte, die Verehrung des heiligen M. u. der heiligen Engel weit verbreitet. Frühe schon erbauten die Christen mehre Bethäuser unter dem Namen dieses Erzengels, die aber, wie die anderen Kirchen, in den Verfolgungen von den Heiden zerstört wurden. Konstantin ließ, ungefähr 4 Meilen von Konstantinopel eine Kirche zu Ehren des heiligen M. aufführen, die durch die wunderbaren Heilungen des Rechtsgelehrten Aquilin und des Arztes Probian, zweier gleich ausgezeichneten Männer, sowie durch andere Wunder berühmt geworden. Nach und nach vermehrten sich die nach dem heiligen M. benannten

Kirchen bis auf 15, die alle von Kaisern gegründet worden. Obgleich aber der heilige M. allein in der Angabe dieses Festes genannt wird, so scheint doch aus den Gebeten der Kirche hervorzugehen, daß es die Verehrung aller heiligen Engel zum Zwecke hat. Die Verehrung der heiligen Engel stützt sich auf vielfache Gründe. Sie sind, ihrer Natur nach, weit über die Menschen erhaben, als reine Geister, in denen keine Spur unserer Schwäche sich findet. Sie besitzen die edelsten Fähigkeiten, welche nur Wesen zukommen, die unter keiner drückenden Körperlast seufzen; sie stehen immerdar vor Gottes Angesicht, erfüllen mit unwandelbarer Treue des Höchsten Willen, können nie mehr die ihnen zugetheilte Seligkeit verlieren. Sie bleiben unwandelbar dem Herrn ergeben; ihre erste Reinheit blieb unbesleckt, ihre Neigungen stets Gott zugewandt, ihre Liebe allezeit glühend in himmlischer Flamme. Auch die Frömmsten der Erdbewohner bringen Gott nur unvollkommene Huldigungen dar, weil sie durch den Umgang mit der sie umgebenden Welt oft in Zerstreuungen von dem Heiligsten abgezogen werden. Die seligen Geister des Himmels aber, seit ihrer Erschaffung vertieft in die Betrachtung der unendlichen Vollkommenheiten Gottes, und in das unermessliche Meer seiner Liebe versenkt, rufen unaussprechlich: Heilig, heilig, heilig ist der Herr des Weltalls, die ganze Erde ist voll seiner Herrlichkeit. Obgleich Gott zur Vollziehung seiner Rathschlüsse keiner fremden Hülfe bedarf, hat er doch oft Engel als Diener und Vollstrecker derselben ausgesandt. Daher jene Erscheinungen und Gesichte von himmlischen Geistern, deren Abraham, Jakob, Moses und die anderen Patriarchen sich zu erfreuen hatten. Wie viele Geheimnisse wurden den Menschen durch die Engel geoffenbart! Welche Gnaden erhielt nicht im Allgemeinen die Kirche durch sie, und im Besonderen so mancher treue Diener Gottes! Welche Blagen haben sie nicht von den Sterblichen abgewandt! Durch Engel tröstete Gott die Agar in ihrer Verzweiflung; gab er den Israeliten sein Gesetz, entriß er Loth dem Untergange zu Sodoma, entriß er die drei Knaben aus dem Feuerofen; rettete er Daniel aus dem Rachen der Löwen; zerbrach er die Ketten des heiligen Petrus; führte er die Apostel aus dem Gefängnisse; offenbarte er dem heiligen Johannes den künftigen Zustand seiner Kirche; sandte er den Propheten alle jene geheimnißvollen Gesichte, welche die heiligen Bücher erzählen. Die Engel waren Boten Gottes bei den vorzüglichsten Geheimnissen der Menschenerlösung. Seinen Engel sandte der Herr bei der Verkündigung, bei der Geburt, bei der Flucht, in dem Leidens- und Todeskampfe Jesu. — Der heilige Apostel Judas (v. 9) erzählt einen Kampf, den der heilige M. mit dem Teufel gekämpft, wegen des Begräbnisses des Leibes Moses, und empfiehlt, nach dem Beispiele dieses Erzengels, die Gottesfurcht, Demuth und Bescheidenheit, indem er sagt, daß der Himmelsfürst, kein lästernd Urtheil sich erlaubend, bloß seinem Feinde zurief: Der Herr bändige dich. Der heilige Johannes erwähnt eines großen Streites der guten Engel gegen die bösen, der nicht sowohl wegen der Vertreibung dieser letzteren aus dem Himmelreiche, als vielmehr ihres Widerstrebens wegen, da sie von Jesus in dem Geheimnisse der Erlösung überwunden worden, scheint entstanden zu seyn. Aus dem Siege, den die guten Engel erfochten haben, sehen wir ihren thätigen Eifer für das Heil der Menschen. Die Engel trugen die Seele des Lazarus in Abrahams Schooß. Sie werden am jüngsten Tage mit Jesus herniedersteigen, u. die Menschen um seinen Richterstuhl versammeln. Sie sind, nach den Aussprüchen der Schrift, die Vollstrecker der Befehle Gottes und die Diener seines Willens in Beziehung auf die Menschen. Der Herr verspricht Allen, die ihm dienen, den Beistand der Engel. Wie liebevoll begleitete der Erzengel Raphael den jungen Tobias auf seiner Reise, ihn schützend vor jeder Gefahr. Ein Engel brachte den Propheten Habakuk nach Babylon, um Daniel in der Löwengrube zu speisen. — Die den heiligen Engeln erwiesene Verehrung stützt sich auch noch auf die Ueberlieferung der Kirche. Bei Origenes lesen wir, daß diese seligen Geister uns in unsern frommen Handlungen beistehen und ihre Bitten mit den unsrigen vereinigen. Der Märtyrer Nemesian u. seine Gefährten sagen in

einem Briefe zu dem heiligen Cyprian: „Unterstützen wir einander durch unsere Gebete; flehen wir, daß Jesus Christus u. die Engel uns in allen unseren Handlungen gewogen seyn mögen.“ — Die Engel unterstützen uns nach dem heiligen Gregor von Nazianz mit ihrer Kraft in der Ausübung des Guten. Dieser heilige Lehrer bittet auch die guten Engel, seine Seele in der Todesstunde aufzunehmen, und dräuet den bösen Geistern, wosern sie es wagen ihm zu nahen, sie durch das Kreuzeszeichen in die Flucht zu schlagen. Der heilige Ephräm sagt, vom Himmel redend, daß die Engel und Heiligen, die mit Gott allda herrschen, für uns bitten.

Michaelis, 1) Johann David, Sohn des 1764 zu Halle verstorbenen Orientalisten Christian Benedikt M., geboren zu Halle den 27. Februar 1717, einer der berühmtesten protestantischen Theologen seiner Zeit, und ebenfalls Orientalist, studirte daselbst, nachdem er das Waisenhaus verlassen hatte, seit 1733 auf der Universität nebst den Sprachen die Theologie, las seit 1740 Collegien, reiste aber im folgenden Jahre nach England u. kam 1742 über Hamburg nach Halle zurück. Nun setzte er seine Vorlesungen fort, bis er 1745 als Privatdocent mit einem kleinen Gehalte nach Göttingen berufen wurde. Das folgende Jahr wurde er außerordentlicher u. 1756 ordentlicher Professor der Philosophie. Außer seinen Vorlesungen, die immer zahlreich besucht wurden, führte er von 1753—70 bei den Göttinger gelehrten Anzeigen die Direction, so wie bei der Societät der Wissenschaften. 1764 erhielt er den Hofrathstitel. Das Jahr vorher wollte ihn der König von Preußen in seine Dienste ziehen; er verbat sich aber dieses, durch Quintus Jcilius (s. d.) gemachte, sehr vortheilhafte Anerbieten. In der Folge wurde er nicht nur zum Ritter des königlichen schwedischen Nordstern-Ordens, sondern auch 1788 zum geheimen Justizrath und 1789 zum Mitglied der Akademie der Inschriften zu Paris und der königlichen Societät der Wissenschaften zu London ernannt. Er starb den 22. August 1791. Ausgerüstet mit den ausgebreitetsten Kenntnissen, die selbst diejenigen Gegenstände des Wissens umfaßten, die von seinem eigentlichen Fache, der theologischen Philologie, entfernt lagen, die er aber dennoch aufs Glückliche damit zu vereinigen wußte, wirkte M. durch mündlichen u. schriftlichen Unterricht ruhmvoll für seine Zeit und die Nachwelt. Alle morgenländischen Sprachforscher in Deutschland wurden seine Schüler, wo nicht durch mündlichen Unterricht, doch durch Belehrung aus seinen Werken: Hebräische Grammatik, Halle 1745, 1778 chaldäische, syrische, arabische Grammatik; *Supplementa ad Lexica hebr.*, Göttingen, 6 Bde., 1784—92; Uebersetzung d. A. T., ebd., 13 Bände, 1770—83; Einleitung in die göttlichen Schriften des neuen Bundes, 2 Bde., ebendasselbst 1788, Zusätze zur 3. Ausgabe, ebd. 1789; Mosaisches Recht, Frankfurt 1770—75, 1776, 6 Theile. Für die eigentliche Theologie schrieb er ein *Compendium Theol. dogmaticae*, Göttingen 1760; Dogmatik, deutsche, ganz umgearbeitete Ausgabe, 1784, die nebst seiner Bibelübersetzung, einen bedeutenden Antheil an der Reform der protestantischen systematischen Theologie hatte. Die Geschichte, Geographie und Naturkunde, in so fern sie den Orient betreffen, gewannen ungemein durch seine Bemühung, wie z. B. sein *Essai sur l'heure des marées dans la mèrè rouge*, seine Fragen an eine Gesellschaft gelehrter Männer, Bremen 1762, seine *Geographia Hebraeorum extera*, u. seine Ausgabe des Abulfeda beweisen. Auch über philosophische Gegenstände schrieb er: 1761 über das *Principium indiscernibilium* und 1762 gewann er einen Preis bei der Berliner Akademie über den Einfluß der Meinungen auf die Sprache und der Sprache auf die Meinungen. Seine schwächste Seite ist sein Geschmack in der Dichtkunst, u. die Theile seines Bibelwerks, welche die Uebersetzung poetischer Bücher enthalten, können keinem Leser von Geschmack Genüge leisten. Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgefaßt, mit Anmerkungen von J. M. Hassenkamp, Rinteln 1793. — 2) M. (Joh. Benjamin), geboren 31. December 1746 zu Zittau, Sohn eines Tuchmachers, studirte in seiner Vaterstadt, dann 1765 in Leipzig Medizin, die er jedoch bald aufgab, lernte bei Deser die Anfangsgründe der Zeichnungskunst, gewann die Gunst u. Unterstützung Gellerts, Weiße's, Gleims, Garive's, Engels u. A., er-

nährte sich eine Zeit lange mit Verfertigen von Gelegenheitsgedichten, ward 1769 Hofmeister in einer angeesehenen Kaufmannsfamilie zu Leipzig, 1770 Redacteur des Hamburger Correspondenten, in demselben Jahre durch Lessings Vermittelung Theaterdichter der Seylerschen Schauspielergesellschaft, verließ 1771 die etwas verarmte Gesellschaft und begab sich zu Gleim nach Halberstadt, wo er mit mehren Freunden der deutschen Sprache u. ihrer Literatur noch einige Zeit vergnügt lebte, bis der Tod ihn abrief 30. September 1772. M. war immer unstät, im Leben, wie in der Wissenschaft, kein Freund anhaltender Arbeit. Als Dichter wandelte er auf der Bahn Gellerts, Lafontaine's, Canizens und Boileau's, näherte sich aber vielfach der Weise Lönens und Bürgers. Er versuchte sich in verschiedenen Gattungen der Poesie, am glücklichsten in der Satyre, worin er Witz, Laune, Reichthum der Gedanken und Leichtigkeit der Darstellung entwickelte. Er spottete mit Unwillen, oft mit Galle, der Thorheiten seines Zeitalters. Er ist als der Begründer der poetischen (horazischen, popeischen) Epistel in der deutschen Literatur anzusehen. Wir haben von ihm: Fabeln, Lieder u. Satyren, Leipz. und Aurich 1766; Einzelne Gedichte, erste Sammlung, Leipzig 1769; Operetten, daselbst 1772; Poetische Werke, herausgegeben von Ch. H. Schmid, Gießen 1780, 2 Thle.; ein Nachdruck erschien zu Wien 1791, 4 Bde.

Michaud, Geschichtschreiber, geboren 1771 zu Bourg-en-Bresse, ward als royalistischer Journalist 1795 zu Chartres zum Tode als Gründer der Quotidienne, 1797 zur Deportation verurtheilt. Im Jura schrieb er in Delille's Weise das Gedicht „Le Printemps“ (8. Aufl. 1827), schmeichelte Napoleon, auf den er aber, nachdem ihn 1812 die Akademie aufgenommen hatte, die scharfe „Hist. de XV. semaines“ (21. Aufl. 1816) verfaßte und erhielt vor der Restauration Auszeichnungen, gelangte auch 1816 in die Kammer, ohne sich hier auszuzeichnen. Für Geschichtschreibung, die er in „Geschichte Hyder Ali's“ (2 Bände 1801) versuchte, lieferte er das Meisterwerk „Geschichte der Kreuzzüge“ (5. Aufl. 1838, deutsch 7 Bände, Quedlinburg 1827—32), dazu „Bibliothèque des croisades“ (4 Bände, 1830) u. „Correspondenz aus dem Orient,“ den er 1830—31 besuchte (6 Bände, 1833 fortgesetzt), unparteiisch, gelehrt und in elegantem, aber nicht begeisterndem Styl abgefaßt. Er starb 1839.

Michaux (André), berühmter Reisender u. Naturforscher, geboren zu Satory bei Versailles den 7. März 1746, Sohn eines wohlhabenden Pächters, hatte sich mit Eifer der Landwirthschaft gewidmet, als der Tod seiner jungen Gattin ihn veranlaßte, sein Gut seinem Bruder abzutreten u. sich nach Paris zu begeben, um durch naturwissenschaftliche Studien sich für die Erfüllung seiner Neigung zu Entdeckungstreisen vorzubereiten. Zuerst bereisete er England, 1780 aber mit Lamarck u. Thouin die Auvergne, die Pyrenäen u. Spanien; 1782 begleitete er auf öffentliche Kosten den französischen Consul Rousseau nach Persien u. bereiste dieß Land zwei Jahre lange; 1785 kehrte er nach Frankreich zurück, begab sich aber noch im selben Jahre nach Nordamerika, um im Auftrage der Regierung in der Nähe von Newyork eine Pflanzschule für Bäume und Sträucher zu errichten, die dann nach Frankreich übergesiedelt werden sollten; er durchzog Jahre lange Nordamerika nach allen Richtungen und sammelte bedeutende botanische Schätze, obwohl er in Folge der Revolution von seinem Vaterlande aus nur wenig unterstützt wurde; 1796 endlich kehrte er nach Frankreich zurück u. beschäftigte sich nun mit größtem Eifer mit seinem gesammelten Material, um es zu veröffentlichen. Aber schon 1800 schiffte er sich aufs Neue ein, verweilte 6 Monate auf Isle de France und begab sich dann nach Madagascar, woselbst er im November 1802 von dem dortselbst einheimischen Fieber ergriffen ward u. starb. — Seine Hauptwerke sind: „Histoire des chênes de l'Amérique septentrionale“ (Par. 1801); „Flora borealis-Americana“ (2 Bde., Paris 1803). — Alton hat M. zu Ehren einer Gattung aus der Familie der Campanulaceae den Namen Michauxia gegeben. — Sein Sohn François André, geboren zu Versailles 1770, hat seinen Vater auf einem großen Theile seiner Reisen begleitet, zum Theile die Herausgabe seiner Werke

beforgt u. selbst eine: „Histoire des arbres forestiers de l’Amerique septentrionale,“ Paris 1810, 8. geschrieben.

E. Buchner.

Michel, der abgekürzte Name Michael, bezeichnet im gemeinen Sprachgebrauch den Begriff der mit hoher Kraft (die Eigenschaft des h. Erzengels Michael s. d.) verbundenen gutmüthigen Einfalt und Schwerfälligkeit. Daher „deutscher M.“ die — besonders jetzt im Schwunge gehende — Bezeichnung (nach dem Vorgange des englischen John Bull s. d.) für die Indolenz der Deutschen: ein häufiger Gegenstand von Carikaturen, wobei die Schlafhaube niemals fehlen darf. — Der Februar des Jahres 1848 hat dem „deutschen M.“ mehr als genug Gelegenheit gegeben, das Treffliche, was in diesem Prädikate liegt, der eben nicht schmeichelhaften Zugabe für immer zu entledigen und den „M.“ wieder in einen „Michael“ umzuwandeln.

Michel (Angelo), s. Buonarotti 1).

Michaelis, Eduard, Doctor der Theologie u. Professor derselben zu Luxemburg, Sohn eines ehemaligen Offiziers in der bischöflich Münster’schen Garde, der nachher als Maler und Zeichnungslehrer in Münster lebte, geboren daselbst 6. Februar 1813, machte seine Studien auf dem Gymnasium und der Akademie seiner Vaterstadt, wo er in freundschaftlichem Verhältnisse mit Katerkamp u. Kellermann (s. dd.) lebte u. trat 1835 in das bischöfliche Seminar, wo er, wie schon auf dem Gymnasium, den ersten Platz in seinem Course behauptete. Eben im Begriffe stehend, nach empfangener heiliger Priesterweihe zur weiteren wissenschaftlich-theologischen Ausbildung noch eine Universität zu besuchen, erhielt er von dem Erzbischofe Clemens August (Proste u. Bischof s. d.) die Einladung, als Sekretär und Kaplan mit ihm nach Köln zu gehen. M. hielt sich in seiner natürlichen Bescheidenheit noch für zu jung auf einen so wichtigen Posten; allein der Erzbischof bestand darauf u. er folgte im Mai 1836. Clemens August war ihm, so lange M. in seinen Diensten stand, Vater im vollen Sinne des Wortes u. auch er war dem hohen Prälaten mit kindlicher Liebe u. Ehrfurcht zugethan. Aus diesem gegenseitigen Verhältnisse läßt sich die, zu ihrer Zeit laut ausgesprochene Vermuthung, welche M. als Verfasser der Beleuchtung der bekannnten Rehfues’schen Broschüre: „Die Wahrheit in der Hermessischen Sache“ bezeichnete, leicht erklären. — Bei dem Ueberfalle des Erzbischofs durch Bodelschwing war M. gegenwärtig, und es erregte ein freudiges Gefühl in ihm, als er das standhafte Benehmen des Prälaten sah u. ihn den Wunsch äußern hörte, seinen Sekretär mit sich auf die Festung nehmen zu dürfen. Dieser Wunsch wurde gewährt; aber, gegen das von Bodelschwing gegebene Wort, wurde M. in einem, schon vorher für ihn bereit gehaltenen Wagen, getrennt von dem Erzbischofe, nach Minden gebracht u. in seiner Wohnung in einem dortigen Gasthose bewacht. Vor Neujahr 1838 führte man ihn von Minden nach Magdeburg, wo er bis zum April 1840 auf einer Insel der Elbe als Staatsgefangener in strengster Haft gehalten u. erst später dem dortigen katholischen Pfarrer erlaubt wurde, ihn zu besuchen. Nie wurde während dieser ganzen Zeit ein Verhör mit M. vorgenommen; nie eine Untersuchung eingeleitet; nie ihm ein Grund seiner Verhaftung mitgetheilt. Unge störte Studien machten ihm seine Gefangenschaft leicht erträglich, im Verlaufe selbst genüßreich für sein inneres Leben; aber die Kräfte des Körpers wurden dabei völlig erschöpft. Seiner geschwächten Gesundheit wegen sollte M. als Staatsgefangener jetzt von Magdeburg „freiwillig“ nach Erfurt reisen. Er verlangte aber, entweder ganz frei, oder ganz gefangen. Nun wurde er unfreiwillig nach Erfurt gebracht u. dort eine Privatwohnung für ihn gemiethet. Indessen verschlimmerte sich sein Gesundheitszustand immer mehr; ein Blutsturz schien gefährliche Folgen befürchten zu lassen. Außerst wohlthunend wirkte damals auf den Leidenden das freundliche Entgegenkommen der Erfurter Katholiken; der Dompfarrer Cron nahm ihn ganz in sein Haus auf, wo er in Folge der liebevollen Pflege allmählig wieder genas. In diese Zeit fällt die Abfassung der Schrift: „Ueber das heilige Mesopfer und das Frohnleichnamsfest,“

Erfurt 1841. Nach einjährigem Aufenthalte zu Erfurt kehrte M. nach Münster zurück. Indessen war seine (zuvor protestantische) Mutter zur katholischen Kirche zurückgekehrt u. zwei, ebenfalls protestantische, Schwestern folgten nach seiner Heimkunft. Nun schritt der Wiedergenesene und seiner Freiheit sich wieder Freunde zu neuer wissenschaftlicher Thätigkeit, neben der Theilnahme am Pfarrdienste zu St. Mauriz in Münster. Nachdem er sich die theologische Doktorwürde erworben, sah er im Jahre 1845 seinen Lieblingswunsch, sich dem Lehrfache widmen zu können, durch eine von dem Bischofe Laurent (f. d.) an ihn ergangene Berufung auf den Lehrstuhl der Dogmatik an die theologische Lehranstalt nach Luremburg, erfüllt. Hier schrieb er: „Die Völker der Südsee u. die Geschichte der protestantischen und katholischen Missionen unter ihnen,“ Münster 1847. — M. ist auch einer der tüchtigsten und fleißigsten Mitarbeiter an der Realencyclopädie seit dem Beginne des Werkes, u. die Chiffer M., später (seit dem Beitritte seines Bruders Friedrich, Religionslehrer in Duisburg, F. M.) E. M. bezeichnet die Artikel, welche aus seiner Feder flossen u. dem Werke zur nicht geringen Zierde gereichen. BM.

Michelsberg, ehemalige Benedictinerabtei, deren großartige Gebäude einen der sieben Stadthügel Bamberg's krönen u. jetzt Eigenthum des vereinigten Katharinen-Elisabethenspitals sind. Das Kloster wurde 1009 von Kaiser Heinrich II. u. seiner Gemahlin Kunigunde gestiftet u. nachdem es durch das Erdbeben von 1117 zerstört worden war, von Bischof Otto dem Heiligen wieder hergestellt. Es besaß im Mittelalter eine berühmte Schreib- u. Malerschule, deren Gründer der Mönch Heinrich († 1046) war u. die durch den Mönch Wolfram († 1123) auf die höchste Stufe gebracht wurde. Die Abtei, deren Mitglieder sich durch mehre Jahrh. im wissenschaftlichen Streben bekannt machten, wurde 1803 in Folge der Säkularisation aufgehoben. Die ansehnliche Klosterkirche bewahrt das Grabmal des Bischofes Otto a. mehre Reliquien dieses Apostels der Pommern. md.

Michigan, 1) einer der Staaten der nordamerikanischen Union, mit 2826 □ Meilen u. 218,000 Einwohnern, ist seiner Hauptbeschaffenheit nach flach u. sanft gewölbt, von einem breiten Bergrücken durchzogen, der die Flüsse St. Joseph, Kalamazoo, Grand-River, Saginaw, Huron, Clinton, Raisin, Ottawa u. Maumee den großen Seen zuführt, welche M. von drei Seiten umgeben. Der Boden ist reich u. nur zum geringsten Theile bis jetzt cultivirt; wilde Thiere schwärmen noch in Menge in den herrlichen Wäldungen. Dennoch macht sich schon der Handel das Land zinsbar u. hat 7 Banken u. 5 Eisenbahnen geschaffen; ihn zu unterstützen, hat der junge Staat eine Schuldenlast von 6,011,000 Dollars auf sich geladen. Gleich umsichtig hat er aber auch reichlich für Schulen u. Bildungsanstalten gesorgt. Die Verfassung ist der von Ohio nachgebildet. Städte: Detroit an der gleichnamigen Strasse, Sitz der Regierung, 10,000 Einwohner, Handel; Ypsilanti, 2500 Einwohner; Pontiao, 2000 Einwohner; Marshal, 1800 Einwohner; Monroe, 1800 Einwohner u. M. wurde 1670 durch die Franzosen cultivirt, deren Zahl indeß 1800 nur 551 betrug, u. 1837 in die Union aufgenommen. — 2) Ein See Nordamerika's, 56 Meilen lang u. durch die Strasse Michillimakinak mit dem Huronsee verbunden.

Mickiewicz, Adam, geboren 1789 zu Nowogrodek in Litthauen, studirte 1814 zu Wilna, ward Lehrer an der Schule zu Kowno, wurde 1823 politischer Verbindungen wegen verhaftet u. nach der Tatarei verwiesen, wo er die von G. Schwab übersehten Sonette schrieb, lebte dann in Moskau u. Petersburg u. machte 1829 eine Reise durch Deutschland, die Schweiz u. Italien. 1831 wollte er nach Polen, ward in Posen angehalten u. ging mit polnischen Emigranten 1832 nach Paris, wo er seitdem lebt, Vorlesungen am Collège de France über slavische Literatur hält, sich aber immer mehr in einen politischen Mysticismus versenkt hat. Werke: Dziady (die Todtenfeier); Switezianka (Romanzen u. Balladen); Powrot taty (die Rückkehr des Vaters); Du darz (die Schalmespieler); Zeglara (die Segler); Ksiegi narodu polskiego i pielgrzymstera polskiego, Paris 1832; deutsch: Die Bücher des polnischen Volkes u. der polnischen Pilger-

schaft, ebend. 1833. Gedichte von ihm in dem polnischen Barnas von Julius Mendelssohn, Heidelberg 1834; Haro Thaddäus deutsch von R. D. Spazier, Leipzig 1836, 2 Bde.; Konrad Wallenrodt, deutsch von R. Kannegießer, ebend. 1834 u. a. m.; Gesammelte Dichtungen (Poezye), Paris 1828, 4 Bde.; Vorlesungen über slavische Literatur, 3 Bde., deutsch, Leipzig 1843 u. ff.; L'église officielle et le Messianisme (1845) u. Religion et Politique (1845); Gesamt- ausgabe seiner Werke, 4 Bde. (Paris 1828).

Midas, König von Phrygien, wurde durch den Bacchus, den er einst freundlich bei sich aufgenommen, durch die Gewährung der Bitte belohnt, daß Alles, was er berühre, in Gold verwandelt werde. Dadurch erlangte er nun zwar einen überschwenglichen Reichtum, aber da sich auch seine Speisen in Gold verwandelten, kam er in die Gefahr, zu verhungern, bis Bacchus ihm befahl, sich im Paktolos zu baden, welcher Fluß diese Krankheit von ihm nahm, aber selbst seit dieser Zeit Gold führte. Berühmt ist M. durch den Wettstreit zwischen Apollo u. Pan, den er zu Gunsten des letzteren entschied, wofür ihm Apollo ein Paar lange Gelsöhren schenkte. Diese verbarg er unter seine phrygische Mütze, so daß Niemand davon wußte, als sein Barbier; — um sich von der Last des Geheimnisses zu befreien, flüsterte dieser die Worte: „M. hat Gelsöhren!“ in eine sumpfige Grube in der Nähe eines Sees; da erwuchs im nächsten Jahre Schilf aus derselben u. dieser wiederholte flüsternd stets die nämlichen Worte, wodurch das Geheimniß an den Tag kam.

Middelburg, Hauptstadt der holländischen Provinz Seeland, auf der zwischen der Wester- u. Osterschelde gelegenen Insel Walchern, mit 20,000 Einwohnern, ist gut gebaut u. hat von wissenschaftlichen Anstalten ein Gymnasium, Gesellschaft der Wissenschaften, naturforschende, Maler-, Bildhauer- u. Baugesellschaft, u. an Handelsanstalten eine Börse u. eine Bank. Sehenswerth sind: das Stadthaus mit 25 kolossalen Statuen der holländischen Grafen. Die Peterskirche mit den Grabmälern von Cornelius u. Jahn Evertsen u. die Abteikirche mit einem Denkmale des deutschen Königs Wilhelm von Holland u. seines Bruders Florenz. M. besitzt ansehnliche Schiffswerfte, producirt Leinen-, Wollen- und Baumwollenwaaren, Leder, Chocolade, Krapp, gewinnt Salz und treibt lebhaften Handel, besonders mit französischen Weinen. Ein eine halbe Stunde langer Kanal führt nach der an der Mündung der Westerschelde gelegenen und einen vortrefflichen Seehafen besitzenden Festung Bliessingen.

Middlesex, Grafschaft in England, gränzt gegen Norden an die Grafschaft Hertford, östlich an Essex, südlich an Surrey u. Kent, westlich an Buckingham u. hat 13½ □ Meilen mit 1,600,000 Einwohnern. Das Land ist meist eben, nur im Nordosten erheben sich Höhen. Die Themse fließt an der Südgränze. Nebenflüsse derselben sind: Lea, New-River, Brent u. Coln. Außerdem münden darein der Great-Junction-Kanal bei Brentford u. der Regent-Kanal bei Limehouse. Die mittlere Temperatur ist + 10°; während sechs Monaten herrscht der Südwestwind und während fünf Monaten der Nordwestwind. Das Land ist gut angebaut, vorzüglich durch den Gartenbau, um London mit Gemüsen versehen. London, so weit es am linken Themseufer liegt, gehört zur Grafschaft M.

Middleton, Convers, ein geistreicher englischer Schriftsteller, geboren 1683 zu Richmond in Norfolk u. von seinem begüterten Vater mit vieler Sorgfalt erzogen, ging im 17 Jahre nach Cambridge, wo er 1707 Magister u. 1717 Doktor der Philologie und erster Universitätsbibliothekar ward. Sein Leben war eine Kette literarischer Fehden, und nicht leicht hat ein Gelehrter mehr Pamphlets geschrieben und veranlaßt, als er. Er starb 1752 zu Cambridge. M. besaß eine vielseitige classische Gelehrsamkeit u., mit dieser ausgerüstet, schrieb er sein unsterbliches Meisterwerk, das ihm eine der ersten Stellen unter den Biographen erwarb: *History of the life of M. T. Cicero*, das zuerst London 1741, 2 Bände, 4. erschien, schon im zweiten Jahre drei Auflagen erlebte und seitdem öfters gedruckt wurde, z. B. Basel 1790, 4 Bände, deutsch von Dusch, Altona 1757, 3 Bände;

von Seidel: Römische Geschichte, Cicero's Zeitalter umfassend, verbunden mit dessen Lebensgeschichte, 4 Bände, Danzig 1791. Cicero's Charakter ist in diesem Werke desto wahrer u. treffender geschildert, je durchgängiger dabei der Geist und die Aeußerungen seiner Schriften zum Grunde liegen, die M. in dieser Absicht sorgfältig studirte, ehe er die Hand an seine, mit so großem Fleiße, als Talent u. Geschmack ausgeführte, Arbeit legte. Die vornehmsten seiner übrigen, größtentheils theologischen u. antiquarischen, Schriften enthält folgende Sammlung: „Miscellaneous works of the late riv. and learned C. M.“ London, 4 Bände, 4. (daraus deutsch: Vermischte Abhandlungen über einige wichtige theologische Gegenstände, Lpz. 1793). Dem Forscher der Alterthümer sind wichtig: *Antiquitates Middletonianae, sive germana quaedam antiquitatis eruditatae monumenta etc.*, Lond. 1754.

Midianiter, ein arabischer Volksstamm, zwischen Idumaea und dem Schilmeere u. neben den Moabitern, Amoritern u. Amalekitern, als dessen Stammvater Midian, Sohn Abrahams u. der Ketura, bezeichnet wird. Ihre ersten Sitze finden sich westlich vom Sinai, zwischen den Bergen Seir u. dem arabischen Meerbusen; ein anderer Theil lag den Israeliten im Wege, als sie von der Ostseite nach Kanaan zu bringen trachteten, östlich neben den Moabitern u. Amoritern. Vielleicht durchzog ein dritter Theil auch noch die Ländereien an der Ostküste des arabischen Meerbusens. Die M. waren wohlhabende, ganz Arabien durchziehende Nomaden, oder trieben Landhandel, besonders nach Aegyptens Städten u. ein Priesterfürst, Jethro, u. dessen Nachkommen, die Keniter, werden in der h. Schrift erwähnt. Die M. bekannten sich früher zum Glauben Abrahams, neigten sich aber bald zum Götzendienste, besonders des Baal Peor; die arabischen M., die sich unter Königen in mehre Stämme theilten, zeigten sich wiederholt als Feinde der Hebräer. Ihr Name verlor sich endlich unter dem der Araber.

Miene nennt man den Gesamtausdruck der Gesichtszüge; diese verändern sich, je nach verschiedenen Gemüthseindrücken, auf verschiedene Weise; so gestaltet sich die M. anders beim Zorne und anders bei dem Eindrucke der Freude; kehren dieselben Veränderungen häufig wieder, so hinterlassen sie auf dem Gesichte bleibende Spuren, die M. bekommt ein bestimmtes Gepräge. Die Kunst, nach diesem Gepräge das Innere eines Menschen zu beurtheilen, nennt man Physiognomik (s. d.). Die Veränderungen in den Gesichtszügen folgen sich bei verschiedenen Individuen verschieden schnell, das M.n=Spiel ist mehr minder lebhaft: je lebhafter ein Individuum, desto bedeutender ist gewöhnlich sein M.n=Spiel; am bedeutendsten tritt es übrigens nur bei Ungebildeten auf und die M.n=Sprache findet sich in höherem Grade nur bei den sogenannten uncultivirten Völkern, während es nach den Gesetzen unserer Bildung zu den Hauptaufgaben gehört, durch keine M. die innere Bewegung zu verrathen, und „gute M. zum bösen Spiele zu machen.“ Andererseits wird das M.n=Spiel als Kunst betrieben (s. Mimik) und man sucht durch die M. Gemüthseindrücke darzustellen, welche man nicht empfindet. Dieß geschieht namentlich von öffentlichen Rednern, in der Schauspielkunst etc.

E. Buchner.

Mieris, berühmte holländische Malerfamilie, aus der wir nennen: 1) Franz von M., der Ältere, geboren 1635 zu Leyden, berühmter Genre-maler u. Schüler Gerhard Dow's, dem er in seinen Darstellungen aus dem Leben der höheren Stände an Naivetät nachsteht, die milderen Scenen aber mit der ergößlichsten Laune malte und in der Darstellung kostbarer Stoffe, namentlich schimmernder Seidenzeuge, unübertrefflich war. Seine Bilder wurden ihm sehr gut bezahlt, dennoch starb er im Schuldturme 1681. Gemälde von ihm in den Niederlanden u. in den Galerien zu Dresden, München, Florenz u. Petersburg. — 2) Wilhelm von M., der Jüngere, geboren 1662 zu Leyden, Sohn u. Schüler des Vorigen, stand diesem, bei der saubersten u. fleißigsten Ausführung an Geist u. Erfindungsgabe, nach und starb 1747. — 3) Sein Bruder, Johann von M., leistete ebenfalls Nüchternes als Genre-maler, starb aber schon im 30. Jahre 1690 zu Rom.

Miesbach, Marktflecken in Oberbayern, an der Schlierach, u. Sitz eines

Landgerichtes und Rentamtes. 1200 Einwohner, Bergschloß. In der Pfarrkirche die Gruft der ehemaligen Herren dieser Gegend, der Grafen von Märelrain. Blühender Obstbau, Kirchengelände u. Käsebereitung, Steinkohlengruben. — Eine Viertelstunde von M. das Schloß Wallenburg. — M. war in der Vorzeit der wichtigste Ort der Grafschaft Hohenwaldeck, die ihren Namen von der seit Langem bis auf den Grund zerfallenen Burg Hohenwaldeck am Schliersee führte. Die erste Nachricht von dem Geschlechte der Waldecker fällt in das 8. Jahrhundert. 1485 starb mit Wolfgang von Waldeck der Mannstamm aus und die Familiengüter fielen an die verwandten Herrn, später Grafen von Märelrain, endlich, als 1734 auch dieses Haus erlosch, an Bayern. 1783 wurde M. durch einen großen Brand zerstört. mD.

Miethvertrag (*locatio, conductio*), heißt ein Vertrag, durch welchen Jemand einen Andern gegen eine, von diesem zu zahlende, bestimmte Geldsumme (*Miethgeld, Miethzins*) den Gebrauch oder die Benützung einer Sache zu gestatten, oder ihm gewisse, zum Voraus bezeichnete, Dienste zu leisten verspricht. Der M. ist römisch rechtlicher Natur u. ein Consensualcontract, d. h. der Vertrag ist gültig, sobald die Uebereinstimmung der beiden Contrahenten vorhanden ist, diese mag schriftlich oder mündlich geschehen seyn, daher das Unterschreiben eines solchen Vertrags oder der Handschlag keine nothwendigen Erfordernisse der Gültigkeit des Abschlusses sind. Gegenstand des M.s können nicht nur Eigenthumsobjekte, sondern auch dingliche Rechte seyn. Das Rechtsverhältniß selbst ist ein vollkommen gegenseitiges. Der Vermiether (*locator*) muß den Besitz u. Gebrauch des Gegenstandes dem Abmiether (*conductor*) mit den Accessionen gewähren, wogegen dieser zur Zahlung des Miethpreises von jenen verbunden ist, auch wenn er von der gemietheten Sache keinen Gebrauch gemacht hat. Ist eine bestimmte Miethzeit ausgemacht, so darf während derselben nicht willkürlich einseitig aufgekündigt werden. Ist keine gegenseitige Aufkündigungsfrist ausbedungen, so gilt die orts-herkömmliche. Durch Zufall oder regelmäßigen Gebrauch der Sache entstehenden Schaden trägt der Vermiether. *Locatio operis* bezieht sich in der Regel bloß auf Weg- u. Hausbau oder Transport von Sachen. *Locatio operarum* findet Statt, wenn der Abmiether den Stoff zur Arbeit liefert. Liefert diesen der Arbeiter selbst, so ist bedingter Kauf vorhanden. Der M. von Grundstücken heißt in der Regel Pacht. Nach den meisten bestehenden Gesetzen ist der Grundsatz: „Kauf bricht Miete,“ angenommen; auch ist Astermiete und Aterpacht gestattet, falls nicht etwas Anderes besonders ausgemacht ist.

Migazzi (Christoph), Cardinal u. Fürsterzbischof zu Wien, geboren 23. November 1714 zu Innsbruck, stammte aus dem alten Geschlechte der Grafen M. von Waal u. Sonnenturn, das schon im 13. Jahrhunderte in Ansehen stand. Als der jüngste unter 3 Brüdern widmete er sich dem geistlichen Stande, studirte mit großem Eifer die theologischen Wissenschaften im deutschen Collegium zu Rom, ward Domherr erst zu Brixen, dann Prior zu St. Bernhard in Burghalle, und 1745 ernannte ihn Kaiser Franz I. bei seiner Krönung zu Frankfurt zum *Auditor Rotae* für die deutsche Nation. Die Kaiserin Maria Theresia bediente sich seiner Einsichten während des Successionskrieges in wichtigen diplomatischen Geschäften, die er zu ihrer Zufriedenheit vollzog. Er wurde 1751 zum Erzbischofe von Karthago u. Coadjutor des Erzstiftes Mecheln u. zum kaiserlichen wirklichen geheimen Rath ernannt, ging dann 1752 als kaiserlicher Gesandter nach Madrid u. half den Tractat zu Stande bringen, der zur Erhaltung des Friedens zwischen der Kaiserin als Königin von Ungarn u. den Königen von Spanien u. Sardinien 1. Juni 1752 zu Aranjuez unterzeichnet wurde. Als er 1756 nach Wien zurückgekommen war, erhielt er das Bisthum Waizen in Ungarn u. im folgenden Jahre das Erzbisthum von Wien. Er resignirte hierauf zwar das Bisthum Waizen, bekam es aber 1761 von Neuem, wurde in eben dem Jahre Cardinal, erhielt 1764 das Großkreuz des St. Stephansordens und wohnte 1774 im Conclave zu Rom der Wahl Pius VI. bei. Seitdem lebte er meistens in Wien, wo

er am 25. Oct. 1801 das 50. Jahr seiner bischöflichen Salbung feierte und 15. April 1803 starb. Sein Ansehen am Hofe der Kaiserin Maria Theresia war sehr groß u. seine Gelehrsamkeit, seine Predigertalente und sittlichen Vorzüge erwarben ihm viele Verehrer. M. war selbst Schriftsteller im theologischen Fache und bestrebte sich mit dem thätigsten Eifer, die Reinheit der Kirchenlehre und das Recht der Kirche, wie solches auf die Canones gestützt ist, stets unverfehrt zu erhalten. Die Zeit Josephs II. war für ihn eine Periode harter Prüfungen und er widersehte sich den kirchlichen Reformen desselben mit großem Nachdrucke, ohne beim Leben des Regenten sich eines günstigen Erfolges erfreuen zu können. Durch die Stiftung des erzbischöflichen Alumnats sorgte er für die gute Bildung angehender Geistlichen. Er erbaute mehre Kirchen u. verschönerte andere, legte auch andere gemeinnützige Gebäude und wichtige Stiftungen an, vornämlich in der Stadt Baien.

Mignard, 1) Nicolas, berühmter französischer Maler, geboren zu Troyes in Champagne 1608, gestorben zu Paris 1668, studirte zu Fontainebleau nach den Antiken u. dann in Rom. Er malte Geschichtsscenen, worin man wenig Genie, aber viel Erfindung, u. eine schöne Ausführung sieht. Berühmter und überhaupt einer der besten französischen Maler ist 2) sein Bruder Pierre, geboren zu Troyes 1610, gestorben zu Paris 1695. Er hat zu Rom nach Raffael, Michel Angelo und Annibale Caracci gezeichnet u. sich dadurch einen großen Styl in der Zeichnung gebildet. In seinen Gemälden zeigen sich: ein leichter u. markiger Pinsel, natürliches Fleisch, eine reiche u. angenehme Zusammensetzung und erhabene Gedanken, aber nicht viel Feuer, weil er Alles zu sehr auszuführen suchte. Er hat schöne Decken u. Wandstücke auf nassen Kalk, Altarstücke und Staffelei-Gemälde gemalt. Nach ihm hat man ohngefähr 150 Kupferstiche.

Mignet, François August Alexandre, französischer Geschichtsschreiber, geboren 1796 zu Mir, Advokat, erhielt den Preis für die Schrift: „De la féodalité des institutions de St. Louis“ (1822) u. begab sich, wie sein Freund Thiers, nach Paris, wo er am Courrier franc., dann am National arbeitete u. nach der Julirevolution Staatsrath, Archivar im Ministerium des Auswärtigen, Deputirter u. Mitglied der Akademie wurde. Seine gedrungene „Hist. de la révolution fr.“ (2 Bde., 1824, 6 Aufl. 1836) verdankt ihren Styl den allgemeinen Beifall. Mehre seiner Lobreden (Sieyes, Talleyrand u.) in historischen Schriften u. Abhandlungen, deutsch 2 Bde. 1843, sind musterhaft; für das historische Comité arbeitet er fleißig.

Mignon (Abraham), ein berühmter Maler, geboren zu Frankfurt 1640, malte Blumen, Früchte, Schmetterlinge, Insekten, Fische u. s. w., mit vieler Wahrheit, guter Auswahl u. herrlichem Colorit, welches glänzend u. durchsichtig ist, u. mit einer guten Ordonanz. Seine Wasser- und Thautopfen sind so hell, wie in der Natur, u. seine Blumen besitzen alles Leben ihrer natürlichen Farben. Seine Gemälde werden sehr theuer bezahlt. Er starb zu Wehlar 1679.

Migräne (Hemicrania), halbseitiges Kopfschmerz, nennt man jenen Schmerz, der nur in der einen Hälfte des Kopfes sich fund gibt, u. zwar sitzt die M. gewöhnlich in der Augenbrauengegend der einen oder anderen Seite, manchmal aber auch an einer anderen Stelle, besonders am Scheitel u. ist auf einen Punkt beschränkt, so daß dieser mit dem Finger bedeckt werden kann, oder zieht von einer Stelle zur anderen, stets einen regelmäßigen Gang verfolgend. Die M. kehrt in einzelnen, meist nicht über 12 Stunden dauernden, Anfällen periodisch wieder, kann aber, abgesehen von dieser Periodicität, auch hervorgerufen werden durch Gemüthsbewegungen, Diätfehler u. Die M. findet sich vorzugsweise beim weiblichen Geschlechte, gewöhnlich als Aeußerung der Hysterie (s. d.); aber auch bei Männern kommt sie vor; sie vererbt sich u. äußert sich dann oft schon in den Jahren des Knabenalters. Häufig liegt der M. Gicht zu Grunde, daher sie denn bei deren vollkommener Entwicklung, jedenfalls aber im höheren Alter, sich verliert. Der ärztlichen Behandlung weicht die M. selten, auch ist ihre Heilung

nicht immer ohne Bedenken, da sie häufig stellvertretend für gefährlichere Uebel auftritt. E. Buchner.

Miguel (Dom), königlicher Prinz von Portugal, Sohn des Königs Johann VI., geboren 1802, seit 1808—21 in Brasilien, 1823 von der absolutistischen Partei an die Spitze der Bewegung gestellt, welche die Constitution stürzte, deshalb von seinem Vater verbannt u. 1824—26 in Wien lebend, ward, durch Deseret seines Bruders Dom Pedro u. nach Eidesleistung auf die portugiesische Constitution, 1828 Regent von Portugal, zu dessen König er sich mit Beseitigung der Constitution u., ohne seinem Versprechen nachzukommen, seine Nichte Donna Maria zu heirathen, alsbald erklärte. Dem Terrorismus, der sich unter ihm auf das Land legte, machte Dom Pedro ein Ende; M. mußte Portugal verlassen u. begab sich 1834 über Genua nach Rom, wo er noch lebt. Sein Leben ist durch Laster u. Schandthaten aller Art gebrandmarkt.

Mihdschen, Ebn Abdallah ben Hobeib es — Sakifi, ein arabischer Dichter aus den ersten Zeiten des Islams, Genosse u. Kämpfe Mahomed's, der sich durch seine Tapferkeit, wie durch seinen Hang zum Weintrinken auszeichnete, ward geboren zu Sakif und liegt zu Dschordshan begraben. Von der Sammlung seiner Gedichte, die uns Ebn Abdallah Ibn ul — Arabi und Ebn Jusuf us — Sikkit aufbewahrten, ist bis jetzt nur das Wenige bekannt, was uns die, bis jetzt einzig bekannte, Handschrift der kaiserlich königlichen orientalischen Akademie zu Wien bietet, nämlich ein Bruchstück von 52 Versen. W. W.

Mikrokosmos, deutsch: kleine Welt, Welt im Kleinen (Gegensatz Makrokosmos, Welt im Großen) heißt der Mensch als organisches Individuum, so fern er die Elemente des Weltalls in sich trägt und dieselben Gegensätze u. Erscheinungen in ihm wahrgenommen werden, wie in dem Universum.

Mikrolog, deutsch Kleinigkeitskrämer, Sylbenstecher, Pedant, nennt man einen Gelehrten, der in seinem Forschen auf unwesentliche Dinge großen Werth legt u. aus diesem beschränkten Gesichtspunkte die Leistungen Anderer beurtheilt; daher Mikrologie das Haschen nach kleinen u. geringfügigen Dingen und das unnütze Aufmerken auf solche.

Mikrometer, bei den Astronomen heißt jedes Instrument, mit welchem man Gegenstände von sehr kleinen Dimensionen messen kann. Da man aber geringe Dimensionen, oder auch den Rand größerer Gegenstände nicht mehr mit ungewaffnetem Auge scharf genug sehen kann, so sind alle besseren M. entweder mit Fernrohren (s. d.), wenn die Gegenstände weit entfernt sind, oder mit Mikroskopen (s. d.), wenn sie sehr nahe stehen, versehen. Man erkennt von selbst die Wichtigkeit einer solchen Vorrichtung, sobald es sich darum handelt, einen Gegenstand durch das Fernrohr nicht bloß besser sehen, sondern auch zugleich messen zu wollen; ferner, daß jedes brauchbare M., wenn es mit einem Fernrohre in Verbindung gebracht werden soll, in dem Brennpunkte desselben aufgestellt werden müsse. Bei Fernrohren besteht der M. entweder in einem, am Objektivglase angebrachten feinen Maßstabe, oder in einem dichten Gitter von Spinnweben, oder andern feinen Fäden (astronomisches Reß, von Cassini erfunden). Gascoigne wandte es 1640 zuerst zur Messung der scheinbaren Planetendurchmesser an. Entfernung und Durchmesser eines nahen, bekannten Körpers dienen hiebei als Maßstab zur Messung entfernterer. Gleiche Dienste leistet das Diaphragma u. der Kreis M. In neuerer Zeit erfand Rochon ein M. für Fernrohre, das aus zwei rechtwinkligen, mit ihren breiten Flächen an einander gesetzten Doppelspathprismen besteht, durch welche das Objekt doppelt erscheint. Die beiden Bilder des Objekts stehen aber um so weiter aus einander, je weiter das Prisma von dem durch das Objektiv gebildeten Bilde entfernt ist. Bei Mikroskopen wendet man gewöhnlich den Zahn'schen M. als Objektträger an, eine in Querlinien getheilte Glasplatte, von denen 1000 auf 1 Zoll gehen. Die M. bei Mikroskopen sind im Allgemeinen dieselben, wie die M. bei den Fernrohren. Doch braucht man meistens das Schrauben=M. Da man hier sehr nahe Gegenstände vor sich hat, so

braucht man nicht, wie am Himmel, bloß bei der Angabe des Seewinkels stehen zu bleiben oder bloß den scheinbaren Durchmesser derselben in Sekunden zu bestimmen, sondern man kann und soll auch in den meisten Fällen den wahren Durchmesser der mikroskopischen Objecte in Linien u. Theilen derselben kennen lernen. Durch Plösl's Schrauben-M. an den von ihm verfertigten Mikroskopen kann man den Durchmesser eines Gegenstandes bis auf 0,001 Zoll genau finden.

Mikroskop, Vergrößerungsglas, nennt man das optische Instrument, mittelst dessen man kleine Gegenstände, die mit freiem Auge nicht mehr gut erkannt werden können, noch deutlich sieht. Das M. wurde wahrscheinlich kurze Zeit nach der Erfindung des Fernrohrs (Teleskops), am Ende des 16. Jahrhunderts erfunden; einfache Linsen oder kleine Kugeln von Glas, als M. gebraucht, waren übrigens gewiß den alten Römern u. Griechen schon bekannt. Zu wissenschaftlichen Zwecken wurde das M. erst Ende des 17. Jahrhunderts benützt, zuerst von Stelluti, welcher 1685 seine mikroskopischen Untersuchungen über einige Theile des Körpers der Bienen herausgegeben hat. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts bediente man sich jedoch hiezu nur der einfachen M.e, d. h. einzelner Glaslinsen, obwohl bereits um 1650 das aus mehreren Linsen erbaute zusammengesetzte M. in allgemeinem Gebrauche war. Die ersten berühmten Forscher in der mikroskopischen Welt: Leeuwenhoek, Swammerdam, Lvonet und Ellis, bedienten sich zu ihren wichtigen Entdeckungen nur einfacher M.e. Bei diesen ist aber wohl die Vergrößerung sehr stark, das Gesichtsfeld dagegen sehr beschränkt und die Beleuchtung der untersuchten Gegenstände sehr schwach. Die ersten zusammengesetzten M.e von bedeutenderem Werthe wurden von Hooke, Divini u. Bonnami verfertigt; und die von ihnen dem M. gegebene Einrichtung ist im Wesentlichen bis auf unsere Zeiten beibehalten worden. 1738 erfand Lieberkühn das Sonnen-M., welches durch seine ungeheueren Vergrößerungen den mikroskopischen Untersuchungen viele Freunde erwarb; um 1770 lernte man durch Hülfe von Spiegeln das Sonnen-M. auch auf die Untersuchung dunkler Gegenstände vortheilhaft anwenden; 1774 erfand Georg Adams zu diesem Zwecke das Lucernal-M. Wesentliche Verbesserungen, zunächst in der genaueren Ausführung der schon früher gegebenen Einrichtung, haben besonders die Engländer Ramsden u. Dollond am M. angebracht; ferner in unseren Tagen Fraunhofer in München, Plösl in Wien und Amici in Modena, denen sich, in Beziehung auf den innern Werth der von ihnen gefertigten Instrumente, Oberhäuser (aus dem Ansbachischen) in Paris u. Schiek in Berlin anreihen. — Die Güte u. Brauchbarkeit eines M. bestimmt sich nicht bloß nach der Vergrößerung, die durch dasselbe bewirkt wird, sondern auch nach der Lichtstärke und nach der Schärfe und Deutlichkeit, mit welcher der Gegenstand gesehen wird. Bei einfachen M.en kann die Vergrößerung nicht leicht über 140mal steigen, weil sonst die Helligkeit leidet. Um die dem Deutlichsehen schädlichen Randstrahlen abzuhalten, werden die Linsen gefaßt und mit nur sehr kleiner Oeffnung versehen; die Abweichungen wegen der verschiedenen Brechbarkeit der einzelnen Farben zu vermeiden ist bei einfachen M.en nicht möglich; doch sind, um sie möglichst farblos (achromatisch) zu machen, Linsen aus Gesteinen vorzuziehen. Auch kann man, statt der Linsen oder Kugeln aus Glas oder Edelstein, eine mit Wasser oder Weingeist gefüllte kleine Glasugel benützen, oder selbst einen bloßen Tropfen Wasser, den man in einem zu diesem Zwecke durchlöchernten Metallblättchen auffängt. Man hat auch, statt einer Linse, zwei u. mehr so mit einander vereinigt, daß sie einander fast berühren und die Dienste einer Linse thun, ohne so convex seyn zu müssen, was immer schwierig zu bewirken ist. Die zusammengesetzten M.e bestehen aus zwei oder mehreren Linsen. Die aus zwei Linsen (Okular u. Objectiv) sind sehr unvollkommen und wegen ihrer Länge unbequem. Abgeholfen wird diesen Fehlern, wenn man zwischen dem Okular u. dem Objectiv noch ein zweites Okular, das sogenannte Collectivglas, anbringt; ja man hat selbst ein drittes Okular angewendet, d. h. M. mit vier Linsen construirt. Um die Vergrößerung und Helligkeit des gesehenen Gegenstandes zu

vermehrten, hat man auch Spiegel angewendet, Spiegel=M. Das Sonnen=M. hat die Einrichtung, daß das Bild des unter das M. gebrachten Gegenstandes weit vom Instrumente wegfällt, so daß es von mehreren Personen zugleich gesehen werden kann; dieses M. vergrößert in hohem Maße, gewährt aber keine große Deutlichkeit und scharfe Begrenzung. Statt des Sonnenlichtes kann man auch das Licht einer Lampe benützen, und dann nennt man dieses M. ein Lampen=M. Um die gesehenen Gegenstände auch messen zu können, hat man an den M.en Mikrometer (s. d.) angebracht. Die zusammengesetzten M.e bedürfen alle eigener Gestelle, um die, bei großen Vergrößerungen so nothwendige, unveränderte Ruhe der Stellung zu erhalten; sie müssen so eingerichtet seyn, daß das Objectiv und das Tischchen, worauf der zu betrachtende Gegenstand sich befindet, einander mittelst einer Schraube genähert werden können; ein Hohlspiegel verschafft das nöthige Licht. — Das M. ist in manchen technischen Partieen unentbehrlich u. in der Durchforschung der drei Naturreiche hat es die ausgedehnteste Anwendung gefunden; in der neuesten Zeit wurde es auch in der Heilkunde zur Untersuchung physiologischer und pathologischer Vorgänge und Produkte benützt; so wenig aber diesen Untersuchungen ihr Werth abgesprochen werden kann, so ist doch gegenwärtig fast zu fürchten, daß derselbe einseitig überschätzt und dadurch dem wahren Zwecke der Heilkunde Eintrag gethan werde. E. Buchner.

Milben (Acarides s. Acarideae), Familie aus der Ordnung der spinnenartigen Insekten; kleine, meist mikroskopische Thierchen mit rundlichem oder ovalem Leibe, dessen hinterer Theil mit dem Bruststücke verwachsen u. ohne merkbliche Einschnitte ist. Sie schlüpfen aus Eiern, haben 6, später 8 Füße, 2—4 Augen, verkümmerte Fresswerkzeuge und leben theils als Schmarotzer in u. auf lebenden thierischen Körpern, selbst auf Insekten, welche sie ausaugen, theils in u. auf vertrockneten Nahrungsmitteln (Käse, Mehl, Speck, Rosinen, getrocknetem Obst etc.). Manche leben auch im Wasser. Nach der Bildung der Fresswerkzeuge unterscheidet man Rüssel- oder Scheeren=M. Sie hängen wie eine Kette an einander und scheinen eine die andere auszusaugen. Die Wasser=M. haben Schwimmfüße und einen Saugrüssel, finden sich in stehenden Wässern und legen ihre Eier an Wasserinsekten. Dahin gehören: die gemeine Wasser=M., die eingedrückte und die rothe.

Milch des Menschen u. der Säugethiere ist eine weißbläuliche, süßlich und stickstoffig riechende, süßlich schmeckende Drüsenabscheidung, welche die Eigenschaften der Speise u. des Getränks, des thierischen und pflanzlichen Nahrungstoffes in sich vereinigt u. dabei noch jene Erdbarten, metallische Substanzen u. Salze in sich enthält, die zur Bildung u. Mischung der verschiedenen Organe erforderlich sind. Ihre näheren Bestandtheile sind: Wasser, Fett (Butter), Käsestoff, Osmazone und etwas Speichelstoff, M.zucker, M.säure, in Weingeist lösliche Salze (m.saures Kali, Natrium, Ammonium, Kalk und Talk, salzsaures Kali), nur in Wasser lösliche (schwefelsaures und phosphorsaures Kali und Natrium) und in Wasser und Weingeist unlösliche Salze (phosphorsaurer Kalk und Talk mit Spuren von Eisenoxyd). Indessen zeigt die M. in ihrer Zusammensetzung bei den verschiedenen Thierarten bedeutende quantitative Abweichungen. Periodische Differenzen in der Zusammensetzung zeigt die M. in den verschiedenen Zeiträumen von der Empfängniß bis zur Geburt und von dieser bis zur hinlänglichen Entwicklung der Kauwerkzeuge des Jungen. Im Anfange der ersten Periode bis unmittelbar nach der Geburt ist sie wässriger u. enthält weniger thierische Stoffe, namentlich statt Käse Eiweißstoff. Nach der Geburt findet sich in dem sogenannten Colostrum auch nur noch Eiweiß, welches sich erst nach mehreren Tagen in Käsestoff verwandelt, der aber dann bedeutend zunimmt. Menge u. Mischungsverhältniß der M. variiren nach der Menge u. Qualität der genossenen Nahrungstoffe. Die M.absonderung wird theils durch nahrungsreiche Substanzen, z. B. Mehlbrei u. Bier, theils durch gelind aromatische Stoffe z. B. Anis u. Fenchel (durch Reiz bei der Kuh) befördert. Reichlicher, dicker, an thie-

rischen Bestandtheilen reicher u. weniger sauer ist sie, wenn das milchende Subjekt thierische Nahrung genießt, umgekehrt bei vegetabilischer Nahrung. Auch andere, als Nahrungstoffe (z. B. Arzneimittel), finden sich nach deren Genuß in ihr wieder und äußern ihre eigenthümliche Wirkung auf den Säugling. Auch krankhafte Zustände des säugenden Weibes oder milchenden Thieres verändern die Beschaffenheit der M. u. machen sie zum Genuße ungeeignet oder schädlich. — Sie ist das Universalnahrungsmittel für den Säugling. Kindern u. Greisen bekommt sie im Allgemeinen am Besten, weniger gut dem mittleren Lebensalter, besser dem weiblichen Geschlechte, als dem männlichen. Trinker und Fleisشةffer vertragen sie selten gut; darum auch verbietet das Mosaische Gesetz ihren Genuß nach einer Fleischmahlzeit. Der größere Gehalt an Rahm u. Käsestoff in der Schaaf- und Ziegenm. macht diese nahrhafter, aber auch schwerer verdaulich; verdaulicher dagegen ist die Esels- und Pferd m. ihres größeren Reichthums an M. und Molken wegen. Das ebenmäßige Mischungsverhältniß der Kuhl m. macht diese zum Gebrauche am geeignetsten. Gefochte M. ist wegen Verlust ihrer Kohlensäure schwerer verdaulich, als ungekochte; abgerahmte leichter, als unabgerahmte. Die Molke nährt weniger, ist aber leichter zu verdauen. Die Butterm. enthält mehr Käsestoff u. ist darum nährender, als Molke, wegen Mangel an Butter ist diese verdaulicher, denn M. — In arzneilicher Beziehung wirkt die frische M. als Ersatzmittel für verlorene Säftemasse; als Verbesserungsmittel bei krankhafter Säftemischung; als Einhüllungsmittel bei scharfen Absonderungen im Körper u. bei Vergiftungen. Mit dem kurnmäßigen Gebrauche der M. ist auch eine eigene Diät verbunden, die, auf den Genuß der mildesten Speise beschränkt, jede andere Fleischsorte, außer weißem Fleische, alle Gemüse, Obst, Säuren u. geistige Getränke ausschließt. Von der süßen, durch saure Gährung gewonnenen und von der sauren, durch einen Zusatz von Säure bereiteten Molke macht man diätetischen u. Kurgebrauch. Die süße Molke gibt ein leichtes, nährendes, blutreinigendes Getränk ab, dessen man sich in den meisten fieberhaften Krankheiten, bei verschiedenartigen Mischungsfehlern der Säftemasse u. bei Störungen in den drüsigen Gebilden mit vielem Nutzen bedient. Die sauren Molken finden seltenere Anwendung, weil sie den Zuckerstoff in Säure verwandelt enthalten. Der aus den süßen Molken durch Verdampfen u. wiederholtes Krystallisiren des Rückstandes gewonnene Zucker dient als Nahrungsmittel bei mangelhafter Ernährung, als auflösendes Mittel bei Störung der Absonderungen u. zur Blutreinigung bei Krankheiten der Säftemischung. Er wird in Substanz oder in Auflösung Kindern zu 1—2 Skrupel, Erwachsenen zu $\frac{1}{2}$ bis 2 Quentchen täglich mehrmals gegeben. Die nach dem Butterschlagen zurückbleibende Butterm. ist ein kühlendes, annehmehmes Getränk, dessen Gebrauch in fieberhaften Krankheiten, in der Schwindsucht, bei Gallen- u. Unterleibskrankheiten vielen Nutzen bringt. Die M. besitzt auch Gährungsfähigkeit u. wird darum von den Tataren zu einer berausenden Flüssigkeit gemacht u. von den Kalmücken zu Branntwein gebrannt. 11.

Milchsaft, s. Chylus.

Milchstraße, die, ist ein den ganzen Sternenhimmel fast nach der Richtung eines größten Kreises umziehender, hellglänzender Streifen, der die Sternbilder Kassiopeja, Perseus, Orion, Zwillinge, Schiff, Centaur, Altar, Scorpion, Schütze, Ophiuchos, Adler, Schwan u. Kepheus der Reihe nach trifft u. eigentlich aus zwei Zonen besteht, welche sich gegen 12 Grade von einander entfernen und beim Schwan und Altare wieder vereinigen. Die M. besteht aus unzähligen, ungemein weit entfernten Fixsternen, und einzelne große Theile derselben zeichnen sich durch ihren verschiedenen Glanz, durch Oeffnungen und Spalten, so wie durch isolirte, auswärts laufende Aeste vor den andern aus. Je näher man das Fernrohr der M. von allen Seiten rückt, desto mehr sieht man allmählig immer dichter stehende Sterne mit wachsendem Schimmer, besonders beim Altare und Schwan, bei welchen Sternbildern sich die zwei großen Aeste der M. vereinigen und diese selbst am schmalsten ist. Dagegen erscheint der Himmel in den beiden Gegenden fast sternen-

los, die von der M. am entferntesten sind, in denen folglich die breiten Pole der M. liegen, nämlich in der Nähe des Haares der Berenice und in der Bildhauerwerkstätte. — Herschel dem Älteren gelang es zuerst, mit seinen stark vergrößerten und lichteellen Spiegelteleskopen den Schimmer der M. in kleine Sterne aufzulösen und sich so thatsächlich zu überzeugen, daß jede Stelle der M. desto sternenvoller ist, je glänzender sie dem bloßen Auge schimmert; daß folglich auch ihr Glanz nur von dem in einander fließenden Lichte unzählig vieler Sterne herrühre, welche in der Richtung der M. in unendlichen Entfernungen dicht an und neben einander zu liegen scheinen. Ferner beweist die regelmäßige Gestalt der M., daß alle zu ihr gehörenden Sterne ein für sich bestehendes Ganzes, ein sogenanntes Sternensystem bilden, so wie ihre Form eines größten Kreises; daß unser Sonnensystem oder Planetensystem doch wahrscheinlich bloß einen sehr kleinen Theil dieses Sternensystems ausmachen und nahe beim Mittelpunkt der M. sich befinden muß, indem man sie, stünde man weit außerhalb derselben, bloß in der Gestalt eines mehr oder weniger kleinen Kreises erblicken könnte. Hätte nun jenes Sternensystem die Gestalt einer Kugel, in deren Mittelpunkt die Erde stünde, so müßten wir offenbar in jeder Himmelsgegend gleich viele Sterne erblicken. Dies findet aber nicht statt, folglich ist gedachtes Sternensystem wahrscheinlich linsenförmig u. wir werden, unser Auge nach der scharfen Kante dieser Linse gerichtet, d. h. nach der fernsten Gränze des Systems, viel mehr u. dichter gedrängte Sterne wahrnehmen, als wenn wir nach den beiden Gegenden hinschauen, wo die Gränze des Systems uns am nächsten ist, d. h. wenn wir nach den beiden, schon oben erwähnten, Polen der M. unsere Blicke richten, wo folglich die Sterne nur in geringer Anzahl hinter einander stehen können.

Milchzucker (*Saccharum lactis*) wird bereitet, indem man aus den Molkern (s. d.) den Käsestoff entfernt sie bis zur Honigdickte abdämpft und sie dann krystallisiren läßt. Um denselben rein weiß zu erhalten, wird er mehrmals umkrystallisirt. Er ist hart, geruchlos, schmeckt fade, wenig süß, und löst sich in 5 Theilen Wasser von 15° auf. Der reinste kommt in säulenförmigen Stücken (Trauben genannt) von 1—2 Pfund, die zweite Quantität kommt in tafelförmigen Stücken von verschiedener Größe vor und ist gewöhnlich etwas grauer von Farbe. Er wird vorzüglich als Vehiculum für homöopathische Arzneien angewendet.

Miletos, einst reiche und berühmte Handelsstadt in Karien, am Mäander, mit 4 vorzüglichen Häfen, berühmte im Alterthume durch die Ueppigkeit u. Sittenlosigkeit seiner Einwohner, war eine Colonie von einer älteren Stadt gleiches Namens auf der Nordostküste von Kreta, und Geburtsort des Thales, Anaximander, Anaximenes, Herakleitos, Aeschines, der Aspasia u. A. — Die Milesier trieben frühzeitig Schiffahrt und wurden bald so mächtig, daß sie an 80 Colonien anlegten (fast alle, zum Anfange des persischen Zeitalters bekannten, Städte sind miletischen Ursprungs). M. mußte sich hierauf dem Cyrus unterwerfen, blieb lange bei Persien, doch ziemlich unabhängig davon, ward in den persischen Kriegen, in denen es sich an die sich empörenden übrigen jonischen Griechen anschloß, 494 v. Chr. zerstört, wieder aufgebaut, gerieth wegen der Oberherrschschaft über Priene mit Samos in Krieg, in dem die Milesier von den Athenern unterstützt wurden, wofür sie im peloponnesischen Kriege auf die Seite derselben traten, bis Alkibiades sie den Lakedämoniern zuwandte. Deshalb fand 411 die Schlacht bei M. statt, aus der die siegreichen Athener, bei Annäherung einer peloponnesischen Flotte, nach Samos sich zurückzogen. Ihren dem jüngeren Kyros geleisteten Beistand rächte Artareres durch harte Sklaverei, aus der sie erst Alexander d. Gr. erlöste. Hierauf blieb M. bloß mittelmäßige Handelsstadt und fand endlich ihren Untergang, wohl durch die Türken oder durch Timurs Einfall. Jetzt sieht man die Ruinen von M. noch bei dem unbedeutenden Dorfe Palascha.

Militär heißt die Gesamtmasse der Streitkräfte, welche ein Staat unterhält, seine Sicherheit gegen äußere sowohl, als innere Feinde aufrecht zu erhalten, woraus dann, wenn diese Gesamtmasse in einen gegliederten Körper gebildet wird, das Kriegsheer oder die Armee (s. d.) entsteht. Auch führt diesen Namen

jeder Einzelne, welcher dem Militärstande angehört. M. ist demnach in formeller Beziehung der Gegensatz zu Bürger, sowohl in seinen Leistungen (Diensten), als seinen verschiedenen Vorschriften und besonderen Gesetzen, und verfolgt man diesen Begriff weiter, so tritt dieser Gegensatz im gemeinen Leben überall hervor; denn das Wort M., jedem Begriffe vorgelegt, bezeichnet Etwas, was, dem Soldatenstande angehörig, eben diesen von dem Bürgerstande scheidet. Das Wort M. bezeichnet also Kriegsmacht oder Kriegsheer, u. militärisch nennt man Alles, was den Krieg und das belebte Werkzeug desselben, den Soldaten, betrifft.

Militärakademien, s. Militärschulen.

Militärcolonieen. Schon Alexander von Macedonien ließ seine Veteranen theilweise ansiedeln, und die römischen Gränzsoldaten (limitanei) waren gewissermaßen auch militärische Landbauer, so wie es die römischen Veteranen unter den Cäsaren waren. Die türkische Lebensmiliz bestand aus Colonisten und die österreichischen Gränzer (s. Militärgränze) haben mit Militärcolonisten die meiste Ähnlichkeit. Die bedeutendsten M. unserer Zeit sind die in Rußland von Kaiser Alexander nach Beendigung des Krieges von 1815 begründeten. Es sind diese Ansiedelungen ganzer Regimenter in bestimmten, der Krone angehörigen Länderebezirken, unter einer militärisch-bürgerlich-politischen Verwaltung, in der Absicht, den Stand der Kronbauern mit dem Stande der Krieger so zu verschmelzen, daß dadurch Anbau u. Cultur befördert u. die stehende Macht des Reiches, ohne daß der Staat größere Ausgaben hiefür zu machen habe, zugleich vermehrt werde. Bricht ein Krieg aus, dann marschirt ein Theil dieser Colonisten in das Feld, der Rest aber beschäftigt sich fortwährend mit der Landescultur, liefert aber die Ergänzungen für den Abgang in seinem Contingente. Auf diese Art zieht Rußland, ohne übergroßen Aufwand, aus dieser Schöpfung einen doppelten Nutzen für Krieg u. Frieden. Auch in Algerien wird von den Franzosen jetzt im Ernste Anstalt zur Anlegung von M. gemacht. Marschall Bugeaud hat unter dem 9. August 1845 ein Umlaufschreiben erlassen, worin die Befehlshaber der verschiedenen Abtheilungen des afrikanischen Heeres mit dem Plane bekannt gemacht werden, und zugleich an Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, welche Lust haben, als Colonisten einzutreten, die Aufforderung enthalten ist, sich zu melden. Die den Unteroffizieren und Soldaten gebotenen Vortheile sind folgende: Ein sechsmonatlicher Urlaub, um sich zu verheirathen, freie Hin- und Herfahrt mit ihren Frauen und ihren Habseligkeiten, ein auf Staatskosten erbautes Wohnhaus für jeden Colonisten, mit einem Paar Zugochsen, einem Paar Kühen, zehn Schafen, einem Zuchtschweine, einem Wagen, zwei Pflügen und den übrigen Ackerbauwerkzeugen, sodann 3 Jahre lange Lebensmittel, Sold und Bekleidung; kurz, alle Abreichungen wie beim Fußvolke, nebst Feldproviand für ihre Frauen. An Land erhalten die Colonisten 10 Hektaren, die Offiziere in steigenden Verhältnissen. Die angepflanzten Bäume und Samereien werden den Colonisten unentgeltlich, allein nur einmal verabreicht; auch können sie zur unentbehrlichsten Einrichtung einen Vorschuß von 400 Franken erhalten, den sie in Geld oder Feldfrüchten binnen 3 Jahren zurückerstatten müssen. Nach dieser Zeit wird ihre Bekleidung, Bewaffnung und ganze Ausstattung ihr Eigenthum, aber sie haben diese fortan auf ihre Kosten zu unterhalten. Zu ihrer Unterfützung sind sie ermächtigt, einige Individuen von ihrer Familie mitzunehmen; wenn sie mit ihrer Frau allein kommen, wird ihnen, nach gegenseitiger Wahl, ein Kamerad für den Feldbau beigeellt. Nach 3 Jahren haben sie weder auf Sold, noch Lebensmittel, noch irgend eine Abreichung mehr Anspruch. Zwei Jahre nach Einführung der Civilverwaltung können sie ihr Grundeigenthum verkaufen oder sonst veräußern. Um als Militärcolonist zugelassen zu werden, muß einer wenigstens zwei Jahre gedient und sich gut ausgeführt haben. Von den Offizieren werden wenigstens 25 Dienstjahre gefordert. Während ihrer Dienstdauer stehen die Militärcolonisten unter Militärdisciplin; mit der Entlassung kehren sie aber unter die Civilregierung zurück. Während des Militärrégiments sind die Colonisten verbunden, in Stunden, wo die Feldgeschäfte sie

nicht in Anspruch nehmen, solche Arbeiten auszuführen, welche zum Gedeihen ihrer Dörfer nothwendig sind. Nach ihrer Rückkehr unter das Civilregiment wird eine Verordnung bestimmen, wie viele Tage im Jahre sie für gemeinnützige Zwecke zu arbeiten haben. Fünf Jahre nach Errichtung des Civilregiments werden die Colonisten der ordentlichen Steuer, und diejenigen, welche ein Gewerbe ausüben, der Patentssteuer unterworfen. Das Territorium wird in Gemeinden eingetheilt; mehrere Gemeinden bilden einen Canton, mehrere Cantone eine Region. Alle Colonisten gehören zur Miliz; der Dienst aber wird durch Verordnung näher bestimmt werden. Ob die französische Regierung diesen Erlass des Generalgouverneurs von Algerien unbedingt sanctioniren; ob sie denselben überhaupt und wie modificiren; wie sie endlich über die Dienste der Colonisten bestimmt wird, steht zu erwarten.

Militärgränze. Unter diesem Namen versteht man den bald breiteren bald schmäleren Gränzlandstrich, welcher durch Dalmatien, Kroatien, Slavonien, das Banat und Siebenbürgen sich hinzieht, auf der langen Strecke vom adriatischen Meere bis zu den Gränzen Polens (500 Stunden) das Kaiserthum Oesterreich von der Türkei scheidend. Der ganze Bezirk ist seit dem 16. Jahrh. einer militärischen Verfassung unterworfen. Bis dahin war der Besitz dieser Gegenden fortwährend streitig zwischen Oesterreich u. der Pforte, u. es fanden selbst zur Zeit des Friedens unausgesetzt ähnliche Gränzkämpfe statt, wie sie einst Englands und Schottlands Marken verheerten. Türkische Horden bemächtigten sich durch Ueberfälle des Viehes und der Ernte ihrer christlichen Nachbarn, und diese, damals kaum minder wild und gefesselt, übten an ihren Feinden, wie sie konnten, das Vergeltungsrecht aus. Nothwendiger Weise mußte in Folge der ewigen Raubzüge und Scharmügel die Gegend entvölkert und verödet werden. Das österreichische Cabinet sann auf ein Mittel, dem Unheile zu wehren, und fand es in der Nachahmung der Gränzkolonien der alten Römer. Man weiß nicht genau, wer zuerst auf den glücklichen Gedanken verfiel, in dieser Weise die unverträglichen Nachbarn durch einen lebendigen Wall von einander abzusondern. So viel ist übrigens sicher, das die Anfänge der M. in die Zeiten Ferdinands I. fallen. Man führte aus dem Inneren Colonisten an die menschenleeren Marken und sammelte sie da in Städten und Dörfern, welche man unter einander durch Militärstraßen verband. Der Kaiser gab jedem Ansiedler ein Stück ackermäßiges Land und legte ihm dafür, statt wie andere Grundherrschaften Zins und Fruchtgülte zu fordern, die Verpflichtung auf, sich zu allen Zeiten als Landesvertheidiger gebrauchen zu lassen. In der Regel ist jedes männliche Individuum, das innerhalb des Bezirkes der M. wohnt, Soldat und muß von seinem 18. bis zu seinem 60. Lebensjahre als solcher Dienste thun. Und diese beschränken sich keineswegs nur auf das Wachhalten an den Gränzen, der Mann muß mit dem Regimente, welchem er einverleibt ist, ziehen, wohin dasselbe befehligt wird. Ueberdies ist der Gränzer verbunden, die öffentlichen Arbeiten, wie z. B. Straßenbau, unentgeltlich zu verrichten. An Abgaben hat er dagegen für seine Grundstücke Nichts zu leisten, als eine sehr mäßige Contribution, die zur Erhaltung des Gränzwesens bestimmt ist. Damit es im Gränzlande an den nöthigen städtischen Gewerben nicht fehle, sind einige Ortschaften als Sitze der Industrie u. des Handels ausgeschieden, deren Einwohner Befreiung von der Militärdienstpflicht genießen. Diese heißen „Militärcommunitäten“ u. haben eine städtische Einrichtung mit eigenen Magistraten. Solche Orte sind z. B. Peterwardein, Karlowitz, Semlin u. a. — Der Grenzer ist der strengsten militärischen Disciplin unterworfen u. zwar nicht nur so lange, als er im Dienste steht, sondern auch in seinem eigenen Hause. Die Städte und Dörfer sind abgetheilt in Familien, „Hausgenossenschaften“ genannt, welche 20 bis 80 Mitglieder zählen und unter der Aufsicht des aus ihrer Mitte gewählten Oberhauptes, des sogenannten „Hausvaters“ (Gospodar) stehen. Dieser beordert die Männer auf ihre Posten, und weist jedem seinen Theil an den landwirthschaftlichen Arbeiten an, während sein Weib (die „Hausmutter“ — Gospodaria) den inneren Haushalt überwacht und emsig strebt, daß die Familie

immer hinreichend mit Nahrungsmitteln und Kleidung versehen sei. Armatur u. Munition liefert das Aerar unentgeltlich; außerdem wird jedem Gränzhause für den dienenden Mann vom Feldwebel abwärts 12 Fl. C. M. jährlich vergütet. Die Ortschaften stehen, nach Maßgabe ihrer Größe, unter den Befehlen eines Obersten, eines Hauptmannes oder eines Oberlieutenants. Jeder dieser Offiziere ist zugleich auch Ortsobrigkeit und Richter; er genießt in seinem Dorfe dieselbe Machtvollkommenheit, wie der Marinekapitän am Bord seines Kriegsschiffes. An der Gränze sind Wachhäuser errichtet. Diese Gebäude — auf der trockenen Gränze meistens in die Erde eingegrabene oder an eine Felswand gelehnte Hütten (Kullen), auf der nassen Gränze (in den Niederungen der Donau, Sau u. Anna) über einem viereckigen gemauerten Unterbaue blockhausmäßig von Baustämmen aufgezimmert, dann rundherum, der freien Umsicht wegen, mit einer Gallerie umgeben u. den Namen „Eserbaken“ führend — stehen eine halbe Stunde, bisweilen mehr oder minder weit, von einander entfernt und ziehen sich in unabsehbaren Linien über Berg u. Thal u. durch die Sumpfebenen hin. Bei Tag schilbert vor jedem ein Soldat, während der Nacht unterhalten die Posten durch Streifwachen eine fortwährende Verbindung unter sich. Hinter der Kette liegen die Offiziersposten. Wer sich zu Zeiten, wo jenseits ansteckende Krankheiten herrschen, der Gränze nähert u. auf den Anruf nicht stillsteht, wird ohne Gnade niedergeschossen. Zu gewöhnlichen Zeiten erfordert die tägliche Wache längs der ganzen Linie 5000 Mann; wenn sich aber Seuchen oder wohl gar die Pest den Gränzen nähern, wird der Korbon auf 14,000 bis 16,000 Mann verstärkt. Eine besondere Art Sicherheitspolizei sind die „Sereffaner,“ berittene Gränzbauern, die in ihrer eigenthümlichen Tracht ganz martialisch aussehen. Sie patrulliren in den Wäldern und Gebirgen nach allen Seiten umher, um Salzschwärzer u. Vagabunden anzuhalten. — Ursprünglich erstreckten sich die beschriebenen Gränzversicherungsanstalten nur über Kroatien u. führten den Namen des „einzigen u. immerwährenden Generalats der wendischen u. kroatischen Gränzen;“ im 17. Jahrhunderte wurden sie auf die slawonische u. ungarische Gränze u. erst 1764 u. 1766 auch auf Siebenbürgen ausgedehnt. Oesterreich hat sich durch die Errichtung der Gränzwache ein großes Verdienst um ganz Europa erworben; denn nur durch dieses kräftige und energische Institut gelang es, den Türken einen bleibenden Damm zu setzen, ihre Macht zu brechen u. namentlich die böse Seuche, die von ihnen ausgehend sonst oft ganz Europa durchzog, in feste Schranken zurückzuweisen. Die Barbarei kann gewiß nicht fern genug von den Centralpunkten der Civilisation verbannt werden, und selbst die entferntesten europäischen Länder müssen es verspürt haben, als die Oesterreicher angingen, die Türken so weit u. bestimmt zurückzuweisen. Es ist übrigens merkwürdig, wie sich das Blatt der Geschichte hier an der Donau gewendet hat; denn sonst hatte die Cultur ihre Altäre gerade auf der entgegengesetzten Seite. So wie jetzt das linke Ufer des Stromes, war damals durch die römischen Castra und Colonien das rechte von einer ähnlichen Kette militärischer Ansiedelungen, die als Vorkämpfer der Cultur angesehen werden konnten, besetzt. Oesterreich für seinen Theil hat an der M. außerdem die sicherste Schutzwehr gegen den verderblichen Schmuggel, u. von noch ungleich höherer politischer Bedeutung für das Mutterland ist es, daß in Folge dieser Einrichtung der Regierung immer, selbst im tiefsten Frieden, eine bedeutende Armee trefflich disciplinirter Truppen schlagfertig zu Gebote steht. Im Falle einer feindlichen Invasion oder eines unerwarteten Ereignisses im Innern von Oesterreich ist diese Streitmacht in einem unglaublich kurzen Zeitraume versammelt. Wenige Stunden reichen hin, um die ganze lange Linie von einem Endpunkte zum andern zu alarmiren. Es geschieht dieses durch Sturmläuten, Lärmschüsse und Bergfeuer. Die Gränzer sind kühne, ausdauernde u. gewandte Soldaten; man darf sie unter die zuverlässigsten und wirksamsten Truppen der österreichischen Armee rechnen. Die Gränzprovinzen waren es, aus denen während des 30jährigen Krieges und des österreichischen Erbfolgekrieges jene furchtbaren Kroaten und Panduren kamen, die bis an den äußersten

Westen Deutschlands Schrecken u. Bestürzung verbreiteten. Nach Beendigung der letzten französischen Kriege zählte man im Lande 40,000 Wittwen von Gränzern, die während der verschiedenen Feldzüge gefallen waren. — Die M.-Provinzen umfassen einen Flächenraum von nahe 900 □ Meilen u. zählen 1,200,000 Einwohner, meist Slaven, aber auch Magyaren u. Deutsche. Das Land, vor hundert Jahren beinahe noch eine Wüste, hat sich sehr gehoben und ist cultivirter als mancher dem Mittelpunkt der Monarchie näher gelegener Gebietstheil. Nebst dem Ackerbau und der Viehzucht ist der Wein- und Obstbau ausgebreitet; auch wird Flachs, Hanf, Tabak, Sumach und Färbereischarte erzeugt. Geselligkeit, Sicherheit und Ordnung sind bei den Gränzern besser festgestellt, als in den meisten Theilen der Nachbarschaft, als z. B., um von der Türkei ganz zu schweigen, in den benachbarten ungarischen Comitaten. Auch für das Schulwesen ist von der Regierung viel gethan. Nicht weniger angenehm fällt jedem Besucher der Gränze, selbst wenn er von Ungarn kommt, der gute Zustand der Chausséen, Brücken u. anderweitigen Vorrichtungen zur Beförderung des Verkehrs auf. — Ihre jetzige Verfassung erhielt die M. im Jahre 1807. Der Natur und Art des Dienstes angemessen, besteht die Mannschaft fast ganz aus Fußvolk u. ist nur ein einziges Reiterregiment gebildet, dann ein Bataillon Wasserfolaten, die sogenannten „Tschaikisten“ (s. den Art. Tschaikistenbezirk). Jedes Regiment besteht in Friedenszeiten aus zwei Bataillonen oder 12 Compagnien u. ist den Befehlen eines Obersten unterworfen, welcher in sich die Civil- und Militärgerichtsbarkeit vereinigt. Zwei Regimenter stehen unter einem Brigadegeneral u. zwei Brigaden zusammen sind in der Regel einem Generalcommando untergeordnet, welches wieder unter dem Hofkriegsrathe zu Wien, als der höchsten Verwaltungsbehörde steht. — Geht man von dem Lande Krain in Oesterreich aus u. verfolgt in östlicher Richtung das Land der österreichischen Granitschani oder Gränzer, so kommt man dann, diese Richtung festhaltend, bald in das Land der russischen Ukraïnzi (Gränzer), die sich in langen Linien ebenfalls nach Osten dehnen und dann sich nach einer verhältnißmäßig nicht zu großen Lücke an die chinesischen Gränzer bis an das stille Meer hin anschließen. So hat man mit Abrechnung einiger Unterbrechungen in dieser Richtung einen fortlaufenden Gürtel von Gränzmärkten, eine fast 2000 Meilen lange Reihe von Gränzwächtern und Hüttern der Cultur gegen die Barbarei — eine merkwürdige Erscheinung, die auf dem Erdboden nicht zum zweiten Male wieder vorkommt. — v. Hisinger: Statistik der M. des österreichischen Kaiserthums, Wien 1817—23. Weiter wurden benützt: v. Birch, Blumenbach, v. Dörner, die Allgem. Zeitung u. a. m.

Militärheilkunde, **Kriegsheilkunde**, nennt man die Heilkunde in ihrer Anwendung auf Zwecke des Krieges u. des Soldatenlebens. Sie ist kein besonderer Theil der Heilkunde, sondern von dieser nur ausgeschieden, insofern sie einen Stand betrifft, welcher bezüglich seiner Lebensweise, seiner äußeren Verhältnisse u. Arbeiten, sowie bezüglich der äußeren Einflüsse, viel Eigenthümliches darbietet, u. insofern sie in ihrer Anwendung, besonders in Beziehung auf die Wahl der Mittel, vielen Einschränkungen unterworfen ist, die sich bei andern Ständen nicht finden. Der Soldatenstand ist denselben Krankheiten unterworfen, wie andere Stände, aber manche Krankheiten sind bei ihm weit häufiger u. vorherrschend, u. dieß zwar schon im Frieden; im Kriege aber ist der Soldat nicht nur in überwiegendem Maße äußeren Verletzungen von eigenthümlicher Beschaffenheit ausgesetzt, sondern auch inneren Krankheiten (Ruhr, Kriegstypus u.), die häufig nicht weniger in einer Armee wüthen, als die unmittelbaren Folgen der Schlachten. Diesen Uebeln nun entgegen zu treten, ist Aufgabe der M.; sie hat außerdem aber auch den Zugang u. den Abgang vom Militär ärztlich zu überwachen; sie hat die Rekruten zu untersuchen, ob sie zum Kriegsdienste tauglich sind, u. durch dieselbe Untersuchung die Erklärung zum Invaliden zu begründen. Aber auch in weiterem Kreise äußert sich die Thätigkeit der M., indem es eine ihrer Hauptaufgaben ist, bei eintretenden, herrschenden, ansteckenden Krankheiten die Weiterver-

breitung derselben nicht nur in der Armee, sondern auf ganze Landstriche zu verhüten u. daher bei Truppenmärschen, Transporten 2c. die nöthigen Maßregeln hiegegen zu treffen. Die *M.* auszuüben sind die Militärärzte (Feldärzte) berufen. Bei den ältesten Völkern, Juden, Aegyptern u. Griechen, findet sich keine Spur von Militärärzten; bei den Griechen waren manche Heerführer zugleich Feldärzte; auch begleiteten etwa den Feldherrn eigene Aerzte, aber nur für seine Person. Die ersten Militärärzte finden sich in den Heeren der Römer, die *Medici vulnerarii*; nach dem Untergange des römischen Reiches gab es keine *M.* mehr, bis im 13. Jahrhunderte Ludwig der Heilige auf seinem Kreuzzuge eine Anzahl Aerzte mitnahm, die unter der Leitung seines Leibarztes standen; aber auch diese Einrichtung verlor sich bald wieder u. erst mit der Entdeckung des Schießpulvers machte sich die Nothwendigkeit der Aerzte bei den Heeren mehr geltend. Paré (s. d.) ist wohl als der erste Militärarzt zu betrachten; er begleitete Franz I. u. Heinrich IV. auf ihren Feldzügen in Italien u. von ihm ging wahrscheinlich die Organisation des Militärmedicinalwesens unter Heinrich IV. aus: jedes Regiment erhielt einen *Chirurgus major* u. fliegende Hospitäler (*ambulances*) wurden errichtet; unter den folgenden Herrschern Frankreichs entwickelte sich die *M.* immer mehr, am meisten aber in den steten Kriegen Napoleons, so daß vom Beginne bis auf unsere Zeiten die *M.* stets bei den Franzosen am meisten vorangeschritten war. Frankreichs Beispiel folgten bald die anderen Staaten, vor allen Preußen, wo 1630 zuerst bei der kurfürstlichen Leibgarde ein Regimentsfeldscheerer angestellt ward, alsbald aber allen übrigen Regimentern u. Truppenabtheilungen Feldscheerer zugesellt wurden, die nicht bloß äußere Schäden zu behandeln, sondern vor Allem auch den Soldaten den Bart zu scheeren hatten. Erst im 19. Jahrhunderte besserte sich die Lage der preussischen Feldärzte, als sich auch die deutsche Chirurgie (s. d.) mehr hob. Heut zu Tage haben die Heere aller civilisirten Völker ihre Militärärzte, denen bald mehr, bald minder der ihrer Bildungsstufe entsprechende Rang zukommt. Am höchsten stehen die Militärärzte in Frankreich, wo sie den Offizieren gleichgestellt sind u. der Chef des Militärmedicinalwesens den Rang eines Divisionsgenerals (*Generallieutenants*) u. der Regimentsarzt den Rang eines Majors hat; am nächsten stehen in dieser Beziehung jene deutschen Heere, welche länger mit Frankreich vereint gewesen, vor Allem die des ehemaligen Rheinbundes; so hat in Bayern der Chef den Rang eines Generalmajors oder jetzt eines Obersten, u. der Regimentsarzt den eines Hauptmannes; auf gleiche Weise verhält es sich in Preußen; dagegen fehlt es in Oesterreich noch weit an dieser gebührenden Achtung für den *M.*, indem dort kaum der Regimentsarzt Offiziersrang hat. Diese Rangbestimmung u. Gleichstellung der Militärärzte mit den Offizieren ist aber, wie die Erfahrung nachweist, von dem wichtigsten Einflusse auf das Gedeihen des Militärmedicinalwesens u. letzteres steht um so höher, je größeres Ansehen die Militärärzte in der Armee haben. Auf den gemeinen Soldaten muß nothwendiger Weise der dem Offiziere gleichgestellte u. ähnliche äußere Abzeichen tragende Militärarzt weit größeren Einfluß ausüben u. weit mehr des Erkrankten Vertrauen erwerben, als im Ausgange des vorigen Jahrhunderts der Compagniefeldscheerer der preussischen Armee, der dem Spotte u. Hohne der gesamten Armee preisgegeben war u. mit der Fuchtel bestraft ward, wenn etwa ein vom Compagniechef geworbener Soldat von hohem Wuchse starb. Daß aber Zutrauen zu den Militärärzten von größter Wichtigkeit für die Erhaltung einer Armee sei, leuchtet von selbst ein, ergibt sich aber auch aus der Geschichte früherer Kriege. So betrachtete die hart bedrängte, äußerst nothleidende u. entmuthigte Besatzung der Festung Metz die Ankunft *N. Paré's* als die größte Hülfe, welche ihr hätte zu Theil werden können, weil sie das volle Vertrauen hatte, derselbe werde zur Erhaltung ihrer Gesundheit u. zur Unterdrückung des herrschenden typhösen Fiebers die geeigneten Maßregeln schon zu ergreifen wissen; ähnliche Beispiele haben sich auch in den Kriegen dieses Jahrhunderts vielfältig ergeben. — Man hat in den meisten Staaten eigene Bildungsanstalten

für die M. errichtet, welche aber als überflüssig erscheinen in dem Maasse, als das Bedürfniß nach Militärärzten kein übergroßes ist und dasselbe bei der erhöhten und darum anziehenderen Stellung der Militärärzte leicht durch den Zugang vollständig wissenschaftlich gebildeter Aerzte befriediget werden kann. Zweckmäßig ist übrigens, wenn den neu zugehenden Aerzten Gelegenheit geboten ist, sich weiter in ihrer Wissenschaft auszubilden u. zugleich den militärärztlichen Dienst genau kennen zu lernen; zu diesem Zwecke kommen in Bayern die neu zugehenden Doktoren der Heilkunde als Unterärzte, im Range des Lieutenants, in die größern Militärspitäler u. müssen daselbst die Dienste von Assistenzärzten leisten. Vgl. Hamilton On the duties of a regimental surgeon etc. (Lond. 2. Ausg., 1795, 2 Bde., deutsch in 1 Bd. von Joh. Hunczovsky, Wien 1790); Josephi, Grundriß der Militärstaatsarzneikunde, Berl. 1829. E. Buchner.

Militärkarten nennt man solche Landkarten, die so speciell und genau sind, daß man dieselben zu allen militärischen Operationen mit Vortheil gebrauchen kann. Um diesem Zwecke zu entsprechen, müssen dieselben nicht nur alle Gebirgs- u. Höhenzüge, mit deren Gradationen, den Thälern und deren Beschaffenheit, den Zug der Gewässer in vollkommenster Einzelheit, die in denselben vorhandenen Furthen, Inseln, Auen, die auf denselben vorhandenen Brücken, die über dieselben möglichen Uebergangspunkte, den detaillirten Zug der Hochstraßen, Nebenstraßen, die verschiedenen Verbindungswege, sowie die wichtigen Gangsteige, den Zug von Eisenbahnen, Kanälen, die an Gewässern sowohl, als überall vorkommenden Fabrikgebäude u. sonstigen wichtigen Etablissements, alle Gehölze und Waldungen, nach deren Ausdehnung, alle zur Orientirung dienenden Gegenstände jeder Art: kurz Alles enthalten, was auf die Operationen nur einigermaßen einwirken kann. Das Weitere s. unter dem Artikel Landkarten.

Militärökonomie, Militärverwaltung, begreift Alles in sich, was zur Herbeischaffung und Erhaltung der Streitkräfte, zur Ausrüstung und Bewaffnung, zur Bekleidung und Verpflegung, mit einem Worte zu fortwährender Erhaltung eines kriegsfähigen Zustandes einer Armee gehört, um hiebei jene Ersparnisse erzwecken zu können, welche, ohne dem Wesen zu schaden, möglicher Weise zu erreichen sind. Zu diesem Ende bestehen bei einzelnen Abtheilungen Dekonomie-Commissionen und für ganze Armeen oberste Verwaltungsbehörden.

Militärorden, im Gegensatz zu Orden für Civilverdienste oder allgemeine Verdienstorden, sind Auszeichnungen für Verdienste, welche Jemand unter den Waffen, besonders in Gefechten sich erworben; also Belohnungen tapferer Thaten und vorzüglicher militärischer Handlungen. Diese Orden theilen sich gewöhnlich in mehre Classen, als: Großkreuze, Commandeurs u. Ritter, für Offiziere; dann in goldene und silberne Medaillen für Unteroffiziere und Soldaten, so wie in besondere Medaillen u. Ehrenzeichen für das Verwaltungs- und ärztliche Personal u. in Denkzeichen verschiedener Art.

Militärschulen nennt man jene Anstalten, in welchen Militäre verschiedenen Grades von Bildung den, für ihren Stand und zur Erreichung der Zwecke desselben nothwendigen, Unterricht erhalten. Wie der Wirkungskreis der einzelnen Glieder und Classen der militärischen Hierarchie in Hinsicht seiner Ausdehnung unendlich verschieden ist, so sind auch die Anstalten, welche im Militäre für die Bildung in diesem Sinne bestehen, ebenfalls in weiteren oder engeren Gränzen gehalten, und daher hat der Begriff von M. ebenfalls eine geringere oder größere Ausdehnung, welche mit dem Sinne wechselt, den man ihn unterlegt. In dem engsten Sinne versteht man, obgleich etwas uneigentlich, unter M. jene Bildungsanstalten, in welchen Leute eines Regiments oder Bataillons den nothwendigen Unterricht erhalten in dem, was für ihre Bildung vorzutragen man für nothwendig hält; auch solche Anstalten, in welchen Leute einer technischen Waffengattung, wie die Artillerie oder Genietruppen, jenen theoretischen Unterricht erhalten, welcher von solchen Waffengattungen unzertrennlich ist. Ob der in diesen Schulen gelehrteten Theorien die praktische Anwendung folge oder nicht, kommt hier nicht

in Betracht. Solche Schulen, Bataillons- oder Regimentschulen genannt, werden gewöhnlich in mehre Classen eingetheilt u. von jenen Individuen besucht, welche ihre Kenntnisse entweder aus eigenem Drange zu erweitern streben, oder welchen reglementäre Bestimmungen den Schulbesuch befehlen. In Schulen dieser Art werden bloß die Elemente der militärischen Hilfswissenschaften gelehrt, nebst dem werden die Grundsätze des militärischen Stils entwickelt; es werden Meldungen, Rapporte und Tabellen geliefert; auch militärischen Zeichnungen wird einige Aufmerksamkeit gewidmet. Diese unterste Classe von M. kann also zur Erlangung einer höheren militärischen Bildung selbst für Unteroffiziere nicht genügen. Daher muß es selbst in den Regimentern oder Brigaden Schulen geben, deren Umfang weiter, deren Sphäre ausgedehnter über jene Theorien sich verbreitet, welche höher gehalten und tiefer gefaßt, wissenschaftliche Vorträge sind. — Die M. im eigentlichen Sinne, Militärakademien oder Kadettenhäuser, sind höhere Lehranstalten für die wissenschaftliche Bildung künftiger Offiziere, in welchen junge Leute von Professoren und Offizieren in allen jenen Wissenschaften Unterricht erhalten, welche auf den Krieg und die Kriegsführung Bezug haben; Lehranstalten, in welchen junge Leute das erlernen können, was sie zu künftigen Offizieren, sowohl in theoretischer als praktischer Hinsicht, tauglich macht. In der M. sollen die Kriegswissenschaften (s. d.) und die noch nöthigen Hilfswissenschaften, so wie Sprachen in jener Ausdehnung gelehrt werden, daß dieser Unterricht im Allgemeinen für die zur Infanterie und Cavalerie bestimmten Zöglinge genügt; die Aspiranten für die technischen Corps sollen in der Art vorbereitet werden, daß sie nach zurückgelegten Studien dem speciellen Curfus ihrer Waffen folgen können. Dabei muß aber auch die gehörige Zeit auf allgemeine Ausbildung des Körpers durch Turnen, Reiten, Schwimmen, Fechten, Tanzen u. s. w. verwendet werden. Allein es ist eine unbestreitbare Wahrheit u. die neuere Zeitgeschichte liefert den Beweis, daß bloße Theorie im Kriege zu großen Resultaten nicht führt, sondern daß Praxis, gesunde Beurtheilung und der militärische Blick den Vorbeerringen; somit sind jene M. die besten, in welchen die Theorie gründlich gelehrt und mit fortgesetzter Anwendung auf praktische Fälle anschaulich gemacht wird; jene, in welchen durch Erlernung aller praktischen, einem Offiziere so nothwendigen, Hilfswissenschaften der Zögling nicht zum einseitigen eingebil deten Stubengelehrten, sondern zum praktisch brauchbaren Offiziere herangebildet wird. Zu Lehrern müssen daher in solchen Instituten Männer gewählt werden, die ihre Kenntnisse nicht bloß aus Büchern geschöpft, sondern bereits durch die Erfahrung in den von ihnen vorgetragenen Fächern Geltung haben.

Militärstrafen nennt man die, gegen Militärs wegen Disciplinarübertretungen und rein militärischen Vergehen und Verbrechen in den Kriegsartikeln (s. d.) der einzelnen Staaten verhängten Strafen. Es ist nicht zu läugnen, daß die Entwicklung des Militärrechts während des langen Friedens immer mehr u. mehr gediehen ist und mitunter Früchte brachte; allein es ist doch anderseits nicht zu bestreiten, daß dasselbe noch mancherlei Ergänzungen und Aenderungen bedarf, welche dem jetzigen Stande der Militäre u. der allgemein eingeführten Nationalheere entsprechend sind. Durchschnittlich sind die im vorigen Jahrhunderte zu Grunde gelegten Prinzipien mehr oder minder vorherrschend, nämlich: als zuverlässigstes Mittel die äußerste Strenge zu handhaben, Verbrechen zu verhüten und Mannszucht zu halten. Die Absicht, den Soldaten einen befreiten Gerichtsstand zu geben, ging dahin, stets frei über sie verfügen zu können, die nachtheiligen Folgen zu vermeiden, welche Nichtbeachtung der Formlichkeiten und anderer gesetzlichen Normen in gerichtlichen Verhandlungen, gemeinem Rechte nach, herbei führen; solche Rechtsverhältnisse endlich, wodurch der Militär dem Dienste auf längere oder kürzere Zeit entzogen werden könne, von ihm ferne zu halten. Immer aber wollte man auch den Soldaten durch einen befreiten Gerichtsstand für seine mancherlei Entbehrungen u. Mühen entschädigen, u. so erteilte man ihm, nebst andern Begünstigungen, auch das Vorrecht, nur von Kameraden gerichtet zu

werden: ein Vorrecht jedoch, mehr illusorisch, als Vortheil bringend. Dieß Alles hat sich bis auf die neueste Zeit erhalten. Indessen sind doch in manchen Staaten Verbesserungen eingetreten, die dankbare Anerkennung verdienen. Durch Bundesbeschluß wurde in den sämtlichen deutschen Heeren in neuester Zeit festgesetzt, daß gegen die Verbrechen des Meineides, des Verraths, der Feldflüchtigkeit und der Insubordination durch besondere Kriegsartikel Strafbestimmungen getroffen werden sollen. Die in den Kriegsartikeln nicht genannten Verbrechen werden nach den, bei den einzelnen Contingenten bestehenden, Gesetzen behandelt. Der Oberfeldherr kann das Standrecht in außerordentlichen Fällen anordnen. Er hat das Recht, das Martialgesetz gegen Bürger in Feindesland zu verkünden. In den Bundesstaaten kann dieses jedoch nur mit Genehmigung der betreffenden Regierung geschehen. Die Gerichtsbarkeit steht gewöhnlich den Corps-, Divisions-, Brigade- u. Regimentscommandanten zu u. ihre Gränzen bestimmen die die Contingente stellenden Staaten. Die im Hauptquartiere angestellten Offiziere, Militär- oder Civilbeamten u. s. w. eines Bundesstaates gehören unter die Gerichtsbarkeit des Corps oder der Division ihres Staates. Die beim Hauptquartiere bevollmächtigten Militär- oder Civilbeamten, welche nicht unter der Gerichtsbarkeit ihrer Corps stehen, können summarisch verhört, müssen aber dann an ihre zuständige Behörde abgegeben werden. Diejenigen Individuen, welche dem Hauptquartiere freiwillig folgen; ferner alle Fremden, die Kriegsgefangenen u. s. w. werden nach den Gesetzen desjenigen Staates gerichtet, von welchem der Feldherr ist. Bei gemischten Armeecorps vereinigen sich die betreffenden Staaten über die Ausdehnung und Gränzen des Gerichtsstandes der Corpscommandanten, Divisionäre und Brigadiers.

Militärverfassung ist die Einrichtung der Heere der verschiedenen Staaten hinsichtlich des Verhältnisses der Stärke eines Heeres oder der militärischen Kräfte zu den Mitteln des Staates, auf die von diesem eingegangenen Verpflichtungen u. s. w. Diese M. schreibt vor: die Grundsätze der Ergänzung u. die Art derselben, die Formation, die Streitmittel, die Disciplin u. Alles, was zur Bildung einer, mit den Kräften des Staates im Einklange stehenden, hinlänglichen Macht gegen äußere Gefahr, mit der möglichsten Schonung der inneren Verhältnisse, aber auch zur Erhaltung einer lobenswerthen Mannszucht nothwendig ist.

Militärwissenschaften, s. Kriegswissenschaften.

Milizen nennt man zunächst nur die, für einen Krieg aufgerufenen und bewaffneten, Einwohner eines Landes zur Verteidigung des eigenen Herdes gegen den Feind, welche nach Beendigung eines Krieges auseinander gehen. Solche M. waren jene Kämpfer, deren man sich, ehe die stehenden Heere aufgekomen waren, als Fußvolk bediente. M. in einem andern Sinne nennt man jene Soldaten in den verschiedenen Ländern, welche, taktischen Körpern zugetheilt, oder zu deren Ergänzung bestimmt, nicht beständig bei ihren Abtheilungen behalten, sondern auf bestimmte oder unbestimmte Zeit beurlaubt werden, indeß gehalten sind, eine gewisse Zeit in diesen Verhältnissen zu bleiben u. periodischen Waffenübungen von kürzerer oder längerer Dauer anzuwohnen. Solche M. sind die niederländischen Miliciens und gewissermaßen die verschiedenen Contingente der Schweizer-Cantone zu dem eidgenössischen Bundesheere.

Miller, Johann Martin, wurde geboren den 2. December 1750 zu Ulm, wo sein Vater Prediger am Münster und Professor der orientalischen Sprachen am Gymnasium war. M. studirte daselbst, 1770 in Göttingen Theologie, war dort Mitglied des Hainbundes, kehrte 1775 in seine Vaterstadt zurück, ward Candidat u. Vikar der oberen Classe des Gymnasiums, 1780 Pfarrer zu Jungingen, 1781 Professor des Naturrechts am Ulmer Gymnasium, dann Professor der griechischen Sprache daselbst, 1783 Prediger am Münster und 1797 zugleich Professor der fatche. Theologie am Gymnasium, 1804 Consistorialrath, 1809 Stadt- und Distriktsdekan, 1810 Dekan und geistlicher Rath und starb 1814. M. machte sich als Kanzelredner, als lyrischer Dichter (mit Hölty verwandt), besonders als Romanschreiber bekannt. In ihm vereinigten sich Naturgefühl, Religion u. Liebe

und bildeten, genährt von der Stimmung der damaligen Zeit, eine sentimentale Schwärmerei. Sein Hauptwerk ist der Roman „Siegwart“, ein gesteigerter Werther, und ganz eigentlich ein Kind der Einwirkung, die jener auf die Lesewelt gemacht hatte. Ueberspannung und Schwärmerei sind darin bis zur äußersten Höhe gesteigert; die Charaktere sind ohne Gründlichkeit und individuelle Gestalt; die Sprache ist etwas redselig, sonst aber lebendig, frisch u. rein. Einzelne Schilderungen idyllischer Zustände sind gelungen; fromme Gemüthlichkeit und sittliche Wahrheit sind anzuerkennen. — Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit, Leipzig 1776, 2. Auflage 1780; Siegwart, eine Klostergeschichte, daselbst 1776, 2 Theile, 2. Auflage 1777, 3 Theile (öfters nachgedruckt); Briefwechsel dreier akademischer Freunde, Ulm 1776—77, 2. Auflage 1778—79; Zwei Sammlungen Predigten für das Landvolk, Leipzig 1776—84, 3 Bände; Geschichte Karls von Burghelm und Emiliens von Rosenau, daselbst 1778—79, 4 Bände (öfters nachgedruckt); Karl und Karoline, eine Geschichte, Wien 1783; Gedichte, Ulm 1783; Briefwechsel zwischen einem Vater und seinem Sohne auf der Akademie, Ulm 1785, 2 Theile; Geschichte Gottfried Walthers, daselbst 1786, 2 Theile; Predigten über verschiedene Texte, daselbst 1790; Sechs Predigten, daselbst 1795. n.

Milleschauer, s. Donnersberg.

Millesimo, Ort in der piemontesischen Provinz Coni, an der Vormida, mit 1500 Einwohnern, merkwürdig durch Bonaparte's Sieg am 14. Mai 1796 über das österreichisch-piemontesische Heer.

Milliarde, heißt eine Anzahl von 100 Millionen — **Milliarde** dagegen eine solche von 1000 M.n.

Millin, Aubin Louis, berühmter französischer Archäolog, geboren 1759, widmete sich anfänglich dem Studium der Naturgeschichte, redigirte mit Condorcet u. A. „La Chronique de Paris“ u. legte sich erst seit 1794, als Nachfolger Barthélemy's als Conservator der mit der königlichen Bibliothek verbundenen Medaillen, auf Numismatik und Archäologie. Er starb 1818. „Dictionnaire des beaux arts“ (3 Bände, 1806); „Antiquités nationales“ (5 Bände, 1791—98); „Monumens antiques inédits“ (2 Bände, 1802—4); „Voyage dans les départements du midi de la France“ (3 Bände, 1807—11) u.

Millot (Claude Francois Xavier), Mitglied der französischen Akademie, geboren zu Besançon 1726, trat in den Jesuitenorden und predigte mit Beifall, verließ ihn aber wieder, ward Professor der Geschichte zu Parma, zuletzt Erzieher des Herzogs von Enghien und starb den 20. März 1785. Als Historiker zeichnete er sich durch gründliche Untersuchungen, glückliche Auswahl, natürlichen, reinen und eleganten Vortrag rühmlichst aus. Werke: „Elémens de l'hist. de France,“ Paris 1767—69, 3 Bände; „Elémens de l'histoire d'Angleterre,“ ebendasselbst 1796, 3 Bände; „Elémens de l'histoire générale, ancienne et moderne,“ ebendasselbst 1772—82, n. A. dieser drei 1809; „Hist. lit. des troubadours,“ 1774, 3 Bände; „Mém. polit. et milit. pour servir à l'hist. de Louis XIV. et de Louis XV.,“ Paris 1777, 6 Bände (nach den Dictaten u. Manuscripten des Herzogs von Noailles).

Milner, John, katholischer Bischof in England, berühmter Theolog u. Archäolog, geb. 1752 zu London, ward 1779 Geistlicher in Winchester, dessen Antiquitäten er beschrieb (2 Bde., 1798), worauf er eine Schrift über die kirchliche Baukunst Englands im Mittelalter folgen ließ. In den Letters to a Prebendary (nämlich dem Dr. Sturges, deutsch von B. Klee, Frankf. 1829) nahm er sich mit vieler Gelehrsamkeit, Scharfsinn u. Taft der katholischen Kirche an u. wies die Irrthümer derjenigen ihrer Freunde nach, deren allzugroße Hast die durch die Emancipation gewährten Rechte zu erlangen, die Unabhängigkeit der Kirche in Gefahr zu setzen drohte. Sein Eifer erreichte den höchsten Grad, als er sich die Zustimmung zu dem königlichen Beto hatte entreißen lassen. 1803 ging er als Bischof von Castabala u. apostolischer Vikar nach Wolverhampton, überzeugte sich 1807—8 über den Zustand der Katholiken in Irland (vergleiche die interessante Inquiry into

certain vulgar opinions concerning the catholic inhabitants and the antiquities of Ireland) vertrat ihre Interessen in England und machte 1814 eine Reise nach Rom. In dem Werke: *The end of religions controversy*, Lond. 1818, (deutsch von M. Lieber, Frankf. 1828) hat er die, den Anfechtungen der Protestanten am Meisten ausgelegt, katholischen Dogmen u. kirchlichen Ordnungen in ein siegreiches Licht gestellt.

Milo, s. Melos.

Milo, 1) M. von Protona, ein Athlet, 520 vor Chr., der wegen seiner ungemeinen Stärke berühmt war u. in den olympischen Spielen sechsmal den Preis gewann. Er tödtete mit der bloßen Hand einen Stier, trug ihn auf den Schultern fort u. verzehrte ihn in einem Tage. Auch verhinderte er einst den Einsturz eines Tempels dadurch, daß er die Hauptsäule desselben so lange festhielt, bis Alle sich gerettet hatten. Seinen Tod fand er dadurch, daß er einst auf einer Reise eine zerspaltene Eiche auseinanderreißen wollte, von den Theilen derselben aber eingeklemmt und von Wölfen zerrissen wurde. — 2) M., Titus Annius, römischer Volkstribun, 58 vor Chr., ein heftiger Gegner des wüthenden Clodius, den er auch im Jahre 52 ermordete, wofür Cicero ihn in einer noch vorhandenen Rede vertheidigte. Aber er wurde gleichwohl verwiesen u. fand im Jahre 48 in dem bürgerlichen Kriege seinen Tod.

Miloradowitsch, Michal Andrejewitsch, Graf von, kaiserlich russischer General der Infanterie, geboren 1770, machte 1787 den Feldzug gegen die Türken u. 1794 den gegen Polen mit, stieg durch seine Tapferkeit schnell empor, führte 1799 die Avantgarde Suwarow's in Italien als Generalmajor u. 1805 als Generalleutenant eine russische Division bei Austerlitz. 1808 besetzte er die Walachei an der Spitze eines russischen Corps, nahm Giurgewo und Slobodfeschah u. schlug die Türken bei Giurgewo. 1812 organisirte er das 1. Reservecorps gegen die Franzosen und führte es der Hauptarmee vor der Schlacht von Mosaisk zu, commandirte dann als General der Infanterie das Avantgardecorps, das zwischen dem Hauptheere von Kutusow u. der französischen Armee streifte u. in der letzteren rechter Flanke operirte, u. that mit demselben dem Feinde vielen Abbruch. 1813 erhielt er ein besonderes Corps; deckte, während der Schlacht von Lützen bei Altenburg stehend, die linke Flanke der Verbündeten, befehligte dann die russische Arrièregarde u. lieferte damit am 13. Mai das Gefecht vor Bischofswerdau, ward deshalb zum Grafen ernannt, befehligte bei Baugen die Avantgarde des linken Flügels und hielt am 21. Mai die Anfälle des französischen Vortrabes aus. Nach dem Waffenstillstande commandirte er unter Großfürst Konstantin das Gardecorps oder die Reservecorps der böhmischen Armee, trug mit diesem Corps wesentlich zur Entscheidung der Schlachten von Kulm u. Leipzig bei u. führte dieses Corps auch in Frankreich. Nach dem Frieden ward M. Militärgouverneur von Petersburg. Im December 1825 ward er bei dem Militäraufreure in St. Petersburg, indem er den Verschwörern zuredete, durch einen Pistolenschuß getödtet.

Milosch Obrenowitsch, vertriebener Fürst von Serbien, 1780 in dem Dorfe Dobrinja von armen Eltern geboren, stand Anfangs bei seinem durch Viehhandel reich gewordenen Halbbruder Milan als Knecht in Diensten. Bei dem Ausstande der Serbier gegen die Türken im Jahre 1804 wurde Milan zum Befehlshaber in mehreren Bezirken erwählt, übertrug aber seine Stelle im Kriege dem M., weil dieser sich durch unerschrockene Tapferkeit u. durch Unermüdlichkeit ausgezeichnet hatte. — Rußland unterstützte die Serbier, besetzte 1806 die Moldau und Walachei u. brach nach kurzem Waffenstillstande von Neuem in das türkische Gebiet ein, so daß die Serbier eine nur geringe Uebermacht zu bekämpfen hatten. Milan wurde 1810 in das russische Hauptquartier in die Walachei geschickt, kehrte aber nicht wieder zurück. Nun nahm M. von diesem den Namen Obrenowitsch an, behielt anfänglich seine Befehlshaberstelle, wurde jedoch bald durch Czerni Georg, das Haupt des Aufstandes, zurückgesetzt u. wollte sich dagegen auflehnen, wurde aber von ihm überfallen u. gefangen, indessen gegen das Versprechen künftiger Treue wieder entlassen. Als das Volk die türkischen Bedingungen der Unterwerfung,

welche Rußland im Frieden zu Bukarest vom 28. Mai 1812 für Serbien ausgemacht hatte, nicht annahm, drang im Sommer 1813 ein gewaltiges türkisches Heer vor, überschwemmte Serbien, nahm Belgrad ein u. unterdrückte fast jede Bewegung des Volkes. Die Anführer desselben wurden muthlos u. traten auf österreichisches Gebiet über. Auch M. sah, nach mehrfacher tapferer Gegenwehr, endlich Alles unrettbar verloren; aber er wollte sein Vaterland u. die Seinigen nicht verlassen; er unterhandelte mit der Pforte u. diese, die seinen großen Einfluß auf seine Landesleute wohl kannte u. sein Benehmen ehrte, ernannte ihn zum Oberknesen oder Fürsten über die drei Bezirke Rudnik, Poschega u. Praguiewah. Aber am Palmsonntage 1815 erhob sich M. gegen die Türken, u. obgleich Anfangs unglücklich, schlug er endlich dieselben bei Catari u. befreite das ganze Innere Serbiens. Nach dem Frieden von 1816 wählten die Serbier ihn zu ihren Erbfürsten u. er wurde vom Sultan als Hospodar bestätigt. Ueber seine Regierung s. unter Serbien (Geschichte) 2c. Er ward 1839 von der Regierung verdrängt. Sein Sohn Michael ward Fürst an seiner Statt. Seit dem lebte M. auf seinen Gütern in der Walachei, zu Dresden, u. gegenwärtig in Wien. Vergleiche Ranke, die serbische Revolution 1829.

Milreis oder **Millerees**, heißt in Portugal die Summe von 1000 Reis (s. d.); auch heißt so eine frühere Goldmünze, deren Werth, anfänglich = 1000 Reis, später auf 1200 erhöht wurde, die aber jetzt fast gar nicht mehr im Umlaufe ist. Da in Portugal alle Rechnungen in Reis geführt werden, so unterscheidet man beim Schreiben großer Summen, zur besseren Uebersicht, die Tausende oder M. durch verschiedene Zeichen; eben so die Millionen Reis oder 1000 M., die man gewöhnlich Conto de Reis, oder auch nur Conto nennt.

Miltiades, ein athenienischer Feldherr, um 500 vor Chr., einer der größten und talentvollsten Kriegsmänner seiner Zeit, wurde Anführer einer Kolonie, welche die Athener nach Thracien schickten, zerstreute die daselbst befindlichen fremden Truppen und brachte auch bald darauf Lemnos und die cykladischen Inseln unter seine Gewalt. Als eine ungeheurere persische Armee in Griechenland eindrang, ging er, in Verbindung mit Aristides, Themistokles und Anderen, die unter ihm dienten, derselben mit nur 10,000 Mann entgegen und lieferte eine Schlacht in den Ebenen bei Marathon, 490 Jahr vor Chr., in welcher die Perser über 6000 Mann verloren, ungerechnet die, die in die See gesprengt wurden, oder in den Schiffen umkamen, welche die sie verfolgenden Griechen in Brand gesteckt hatten. M., muthig gemacht, erbat sich zu einem Versuche, Paros zu erobern, 70 Schiffe, mußte aber unverrichteter Sache zurückkehren. Ein Unglücklicher war in Athen nie willkommen. Man vergaß jetzt auch der großen Wohlthaten, die man dem M. dankte, beschuldigte ihn einer Geldentwendung, und da er die 50 Talente Strafgeld nicht bezahlen konnte, ward er, bereits krank, in das Gefängniß geworfen, wo er 489 v. Chr. starb.

Miltig, Karl Borromäus von, geboren den 9. November 1781 zu Dresden, diente von 1797—1811 im sächsischen Heere, nahm hierauf seinen Abschied und lebte auf seinem Stammschlosse Scharffenberg bei Meissen, trat 1812 in ein österreichisches Dragoner-Regiment, um am Befreiungskampfe gegen Frankreich Theil zu nehmen, kehrte wieder in den Kreis der Seinen auf Scharffenberg zurück, ward 1823 Oberhofmeister des Prinzen Johann von Sachsen, wo er als Geheimrath starb 1844. In der Erzählung war er am glücklichsten. Ausstellungen, 2 Bde., Erfurt 1820; Gesammelte Erzählungen, Leipzig 1825—29, 4 Bände; Drangenblüthen, 3 Thele., daselbst 1822—25, u. a.

Milton (John), der größte Heldendichter Englands, Sohn eines Notars, geboren zu London 1608, studirte zu Cambridge, lebte dann mehre Jahre bei seinem Vater auf dem Lande, machte eine literarisch=artistische Reise nach Italien u. blieb dann beständig in London, wo er seit 1741 an den damals ausbrechenden Religions= u. politischen Streitigkeiten sehr lebhaften Antheil nahm. Er gab 1641 fünf Traktate: „Concerning the church government“ heraus, schrieb 1644

Areopagitica a speech for the liberty of unlicensed printing, u. nach der Hinzurichtung Königs Karl I. 1649 erschienen seine *Remarks on the articles of peace between Ormond and the Irish rebels*, u. sein *Εικονοκλασικς*. Durch diese u. mehrere andere, in gleichem Geiste geschriebene, Werke machte er sich bei den Republikanern so beliebt, daß er von Cromwell zum lateinischen Sekretär des Staatsraths ernannt wurde. 1651 schrieb er seine berühmte „*Defensio pro populo Anglicano*“, wofür er vom Parlamente eine Belohnung von 1000 Pfund erhielt. Durch unablässiges Studiren, verbunden mit Kopfschmerz, woran er von Jugend auf gelitten hatte, wurde er um diese Zeit völlig seines Gesichtes beraubt. Dadurch ließ er sich indessen weder an der Verwaltung seines Amtes, noch an seinen literarischen Beschäftigungen hindern. 1654 gab er seine *Defensio secunda* u. 1655 seine *Defensio pro se* heraus. 1659 schrieb er einen Traktat von der bürgerlichen Gewalt in Kirchensachen und *Considerations touching the likeliest means of removing hirelings out of the church*. Nach der Rückkehr Karls II. 1660 verlor er seinen Posten, entging aber der Verfolgung durch die *Act of oblivion*. Er lebte nun zurückgezogen den Musen, gab 1670 eine Geschichte von England heraus, die aber nur bis auf die normännische Invasion fortgeführt ist, ließ 1672 eine Logik, 1673 seine *Discourses of the true Religion* drucken und starb 1674. Bei einem biedern Charakter u. warmer Religionsliebe besaß M. eine Fülle von gelehrten Kenntnissen, ein ungemein großes, reiches u. wahrhaft dichterisches Genie und eine sehr umfassende Einbildungskraft. Alles, was er schrieb, verräth Hoheit u. Würde, aber wenig Anmuth. Unter seinen jugendlichen Arbeiten finden sich, außer 23 lieblichen Sonetten, unter denen 5 italienisch sind, zwei vortreffliche kleine poetische Gemälde, *L'Allegro* und *Il Penseroso*, worin er die verschiedenen Gesichtspunkte, aus welchen der Fröhliche u. der Schwermüthige die Gegenstände der Natur und des Lebens ansehen, und die dadurch ganz verschieden gestimmten Empfindungen beider, meisterhaft ausgedrückt hat. Sein Hauptwerk aber ist seine mit Recht gepriesene Epopöe, das verlorene Paradies (*The Paradise lost*), in 12 Büchern, die zuerst 1667 erschien. Dieses Meisterstück der englischen Poesie erregte bei seiner ersten Erscheinung wenig Aufmerksamkeit, u. erst nachdem Addison die Schönheiten desselben im Zuschauer zergliedert hatte, fing die Nation an, sich mit diesem Schätze ihrer Literatur näher bekannt zu machen. Ueberall herrscht darin großes Leben, tiefe Empfindung u. unerschöpflich reiche Phantasie; die Sprache ist neu u. kräftig, gelehrt, gedrängt, nie u. da aber auch hart. Die besten Commentatoren sind Pearce, Bentley, Richardson u. Newton u. die Ausgabe des letzteren (London 1749, 2 Bde., 4.) wird vorzüglich geschätzt. Weniger ausgezeichnet ist ein anderes Werk von M. „*Wiedererlangtes Paradies*“ (*The Paradise regained*) in 4 Büchern, London 1671. Seine prosaischen Schriften, obgleich der Styl zuweilen hart u. ungeschickt ist, tragen das Gepräge einer seltenen geistigen Kraft u. eines hohen Schwunges. Gesammtausgabe seiner Werke von Todd (6 Bde., London 1826); Poetische Werke, deutsch von Böttger (Leipzig 1843 f.). — In Westminster-Abtei ist ihm ein Denkmal errichtet.

Milz (*lien splen*), ist eine Blutdrüse, die in der linken Unterrippengegend, dicht unter dem Zwergefelle, innerhalb des Bauchfellsackes und am Magenrunde liegt. Sie hat eine bläuliche oder bräunlich-rothe Farbe und eine länglich-runde Gestalt; sie besteht aus einem weichen, schwammigen, körnigen, rothbraunen Gewebe. Ihre äußere und größere Fläche ist convex, und ihre innere, kleinere, dem Magenrunde zugekehrte, ist concav und eingefügt und dient zur Aufnahme der Blutgefäße. Eine fibröse Haut u. das Bauchfell überziehen sie u. erstere bringt mit den Gefäßen in das Innere der Milz, sich darin netzförmig verbreitend u. die Milzsubstanz zellenförmig einschließend. Man findet die M. von verschiedener Größe; ihre gewöhnliche Länge beträgt 4 Zoll, ihre Breite 2—3 Zoll, ihre Dicke 1 Zoll und ihre Schwere 8—10 Unzen. Die Gefäße der M. bestehen aus der M.schlagader mit ihren zahlreichen Verzweigungen und dem vielfach verschlungenen Blutaderneze, dessen Zweige sich in die M. blutader münden. Ihrer

Nerven sind wenige; sie sind fein u. entspringen aus dem sympathischen Nerven. In ihrer Lage erhalten wird die M. durch die kurzen Pulsadern des Magengrundes u. durch das, von dem Bauchfelle gebildete, Zwergfell- u. das Magenm.-band. Die M. ist bei dem Verhältnisse ihrer Gefäße einer beträchtlichen Veränderung ihres Umfanges fähig, wie man sich bei Vivisektionen (Öffnung lebender Thierkörper) und, nach Störungen im Blutlaufe, an Leichen überzeugt hat. Die eigentliche Funktion der M. scheint noch nicht gehörig ermittelt zu seyn. Die vielfache, ihr zugelegte Bestimmung bezüglich auf Verdauung und Blutbereitung, rechtfertigt sich nicht nach den vielfachen Versuchen, welche man angestellt hat. Thiere, denen man versuchsweise, und Menschen, welchen (wegen Verwundung oder Entartung) die M. ausgeschnitten wurde, lebten in ungestörter Gesundheit fort. Der Umstand übrigens, daß sich an der Stelle der ausgeschnittenen M. eine oder mehrere neue bilden, vereinigte die Ansicht der meisten Physiologen in der Annahme, es sei die M. bloß ein außerordentlich stark entwickelter Theil des, in der Nähe des Magens befindlichen Harngefäßsystems, das die Bestimmung habe, den Kreislauf des Blutes in demselben zu reguliren, in so fern sie mehr Blut aufnehme, wenn der Magen weniger erhält, und umgekehrt, und dabei das Blut auf eine eigene Art umändere und zur Absonderung der Galle tauglicher mache, wenn es durch die Pfortader zur Leber gelangt (vergleiche letztere). Die M. unterliegt mehrfachen Krankheitszuständen und organischen Veränderungen. Sie überfüllt sich permanent mit Blut — krankhafte Hyperämie, Stase, der M. —; sie entzündet sich — eigentliche M.e ntzündung —; sie geht in Erweichung und Eiterung über; sie kann zerreißen und ihren Inhalt in die Bauchhöhle ergießen — Zerreißung der M. —; sie verhärtet sich — Verhärtung der M. —; ihre faseröse Kapsel kann verknochen und verknöchern, häufiger Fall des höheren Alters; ihre Substanz kann mannigfach entarten; Eiterknoten und andere Pseudoprodukte können sich in ihr bilden. Häufig ist M.eiden nur ein Symptom anderweitiger Krankheitszustände; nicht weniger selten dürfte dasselbe als Herd bedeutender allgemeiner Krankheitszustände, namentlich krankhafter Blutbeschaffenheit, zu erkennen seyn; denn anerkannt groß ist die Rolle, welche sie bei Wechselfiebern, Bleichsucht, Stenobut und beim M.e Brande (s. d.) spielt.

Milzbrand, eine höchst gefährliche, zu manchen Zeiten epidemische Krankheit der Hausthiere, besonders des Rindviehs. Er zeigt sich unter den Symptomen eines, in brandige Zersetzung des Blutes übergehenden, Fiebers mit dem Hervorbrechen von Karbunkeln in der Haut, oder äußert sich als Blutharnen, Bräune, Zungenkrebs, brandige Nase u. Das Thier erkrankt sehr plötzlich und stirbt oft schon nach wenigen Stunden. Bei der Section findet sich die Milz dunkelbraun, vergrößert, mürbe und innerlich schwarz. Beim Auftreten der Krankheit ist zu empfehlen: Sorge für luftige Ställe, Austreiben des Viehs auf gute Weideplätze, gutes Futter, reines Wasser zum Saufen, Schwimmen oder Uebergießen mit kaltem Wasser, saures Kernobst, Salpeter mit Salzsäure, Eichenrinde.

Mimen, bei den Griechen kleine, kunstlose, dramatische, meist komische Scenen, aus dem wirklichen Leben genommen, für Privatunterhaltungen bestimmt u. auch wohl, jedoch nur von Einer Person, zur Darstellung auf die Bühne gebracht. Sophron aus Syrakus in Sicilien (420 v. Chr.) wird zwar für ihren Erfinder gehalten, indeß hatten, nach der Meinung Anderer, seine possenhafte Geberdenspiele mit den griechischen M. keine Gemeinschaft. Von den letzteren unterscheidet Plutarch zwei Arten, die mit einem komisch anständigen, u. die mit einem obscönen Inhalte. Jene wurden *Upothesis*, die *Upaigia* genannt. In den M. der Römer scheint der possenhafte Charakter sich erhalten zu haben, und wenn sie später auch, durch Monologe u. Dialoge erweitert, ein kunstgemäßes Ansehen erhielten, haften dennoch auf den Darstellern, als Folge des Inhalts, eine gewisse Verachtung, die in der öffentlichen Meinung tief gewurzelt erscheint. Der römische M.e hatte übrigens, was aber mit der Sache selbst in Verbindung steht, ein ge-

schöneres Haupt u. ein aus vielfarbigen Lappen zusammengefügtes Kleid (*panniculus, centunculus*); zuweilen erschienen sie jedoch auch in einem Pracht- u. Purpurgewande, welches alsdann mit dem Kahlhaupte u. dem Plattschuh einen um so lächerlicheren Contrast bildete. Den Prolog u. die Fragmente des Laberius gab Becker mit deutscher Uebersetzung heraus, Leipzig 1787, u. die M. des Publius Syrus u. A. erschienen mit Noten erläutert von Drelli (Leipzig 1822, Supplem. ebend. 1824, 8.). — Gegenwärtig verstehen wir unter M. jeden mittelst der Geberden darstellenden Künstler, auch den Schauspieler, u. hier sagt Schiller mit vollem Rechte: „Dem M. slicht die Nachwelt keine Kränze.“

Mimik (griech.), Nachahmungskunst, Geberdenkunst, die Darstellung der inneren geistigen Zustände, mittelst äußerer körperlicher Bewegungen u. Formen, oder der bestimmte Widerschein der inneren Geistesbewegung in den Bewegungen der Körperlichkeit. Da die materielle Grundlage der hier Statt findenden Verbindung des Aeußeren u. Inneren der Körper selbst ist, so kommt es vor Allem darauf an, daß dieser die dazu erforderlichen Eigenschaften besitze, nämlich Wohlgestalt, einen gewissen Grad von Lebendigkeit u. die Fähigkeit, vielfachen Geberden ohne Zwang u. Anstrengung sich hinzugeben. Aus dem Gebrauche, der von diesen Eigenschaften mimisch (nachahmend) gemacht wird, geht die Geberdenkunst hervor, von welcher in ästhetischer Beziehung gefordert wird, daß die Geberden, als Veranschaulichungen der inneren Zustände, mit diesen in vollkommener Uebereinstimmung, mithin verständlich, wahr, natürlich seyen, sowohl gegen einander, als zum ganzen Körper im richtigen Verhältnisse stehen, sich durch Ebenmaß, Anstand, Würde auszeichnen u., in ihrer Vereinigung als schönes Formganzen, Wohlgefallen erregen. Da die begleitende M. einen Hauptbestandtheil der Schauspielkunst ausmacht, so setzt man gewöhnlich ihren eigenen Kunstcharakter darein, daß sie nicht mechanisch, sondern frei u. mit Bewußtseyn darstelle, also auch durch die Phantasie des Darstellers gebildet werde, der M. er zugleich aber dabei sein Verhältniß zur Welt aufgeben, sich gleichsam selbst vernichten u. ein anderes, bestimmt gegebenes, individuelles Seyn in sich aufnehmen u. veranschaulichen soll. — Ueber M. und ihre Theorie sind zu empfehlen: Engel, Ideen zu einer M., Berlin 1785, 2 Bde.; Rommel, Aristoteles u. Roscius, oder über die Geberden- u. Declamirkunst, Leipzig 1809; Seckendorf, Vorlesungen über Declamation u. M., Braunschw. 1816.

Mimmermos, ein griechischer Dichter aus Kolophon, Freund Solons, dessen Gedichte Klagen über das schnelle Entschwinden der Freuden des Lebens enthalten. Besonders berühmt war sein verloren gegangenes Gedicht auf die Flötenspielerin Nanno. Die vorhandenen Fragmente, außer in mehreren Sammlungen, besonders der gnomischen Dichter, einzeln herausgegeben von Bach, Leipzig 1826; vergl. Schönmann, De vita et carm. M., Göttingen 1823, 4.

Mimosa sensitiva, f. Sinnpflanze.

Mina, 1) Francesco Espoz y, der bedeutendste spanische Guerillaführer, geboren 1784 im Dorfe Idozia (Navarra), Sohn eines Bauern, übernahm 1808 die Leitung einer von seinem Neffen, Faver (f. d.) gebildeten Guerillaschaar, womit er sich in Navarra gegen die überlegenen Franzosen hielt u. sich ihnen gefürchtet machte, ward von der Centraljunta zum Obersten, von der Regenschaft zu Cadix (1813) zum Brigadier und Generalmajor ernannt. Bei der Rückkehr Ferdinands marschirte er auf Pamplona, um die constitutionelle Fahne aufzupflanzen, u. begab sich, als sein Plan scheiterte, nebst seinem Neffen nach Frankreich. Er kehrte erst 1820, als die Constitution siegte, zurück, erhielt von Ferdinand VII. die Generalcapitanerie von Navarra und Galicien, sah sich zwar 1821 nach Leon verbannt, aber 1822 wieder an die Spitze der Armee von Catalonien, womit er die Glaukensarmee vernichtete. Die Würde eines Generallieutenants belohnte ihn. Dem jetzt einrückenden französischen Heere hielt er lange ruhmvoll Stand; doch mußte er endlich Barcelona übergeben und schiffte sich nach England ein. Ein Versuch, von Frankreich aus nach der Julirevolution in Spanien einzudringen, mißlang. Nach Ferdinands Tode betraute man ihn mit dem Oberbefehle gegen die Karlisten,

den er wegen Krankheit bald niederlegte. Er ging als Generalcapitän nach Catalonien, ward Grand und starb 1836 zu Barcelona. — 2) M. Don Xaverio, Neffe des Vorigen, geboren in Navarra 1789, studirte in Logrono Theologie, verließ aber bei dem Einfälle Napoleons in Spanien 1808 sein Collegium, um eine Guerilla zu bilden. Er führte mit derselben mehre glückliche Streiche aus, fiel aber in einem Hinterhalt u. ward gefangen. Nach Frankreich gesendet, saß er zu Vincennes gefangen u. bildete sich durch den Umgang mit gefangenen französischen Offizieren noch mehr aus. 1814 kehrte er nach Spanien zurück, nahm hier an den mißlungenen Unternehmungen seines Oheims gegen Pampeluna Theil u. floh mit ihm nach Frankreich. 1816 schiffte er sich nach Mexico ein und trat hier gegen die Spanier für die insurgirte Bevölkerung auf, ward aber gefangen und 1817 erschossen.

Mincio, ein Nebenfluß des Po, auf dessen linker Seite, in der Lombardei, strömt aus dem östlichen Ende des Gardasees u. mündet bei Borgoforte in jenen. Hier berühmte Schlacht am 25. u. 26. December 1800 zwischen den Franzosen unter General Brune u. den Oesterreichern unter Bellegarde, siegreich für erstere; am 8. Februar 1814 unentschiedenes Treffen zwischen Murat u. den Oesterreichern.

Mindelheim, gutgebaute Stadt und Landgerichtssitz im bayerischen Kreise Schwaben und Neuburg, an der Mindel, mit drei Kirchen, in deren einer die Grabmäler der alten Herzoge von Teck, zählt 2400 Einwohner. — Die ehemalige Herrschaft M., mit einem Umfange von 7 □ Meilen und (jezt) über 20,000 Einwohnern, gehörte in früheren Zeiten den Herzogen von Teck, kam nach deren Aussterben an die von Reckberg u. Freundsberg (f. d.) u. 1612 (1617?) an Bayern. 1706 zum Reichsfürstenthume erhoben, erhielt es der englische Herzog Marlborough zu Lehen, der es aber schon im Rastadter Frieden 1714 wieder an Bayern zurückgab. 1778, nach dem Tode des letzten Kurfürsten von Bayern, wurde die Herrschaft von Oesterreich in Besitz genommen, aber schon im darauffolgenden Jahre an Pfalzbayern zurückgegeben.

Minden, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks in der preussischen Provinz Westphalen u. Festung zweiten Ranges, am linken Ufer der Weser, über die eine 600' lange u. 24' breite steinerne Brücke führt, ist alterthümlich gebaut, hat sechs Kirchen (3 katholische u. 3 protestantische) darunter der Dom, im gothischen Style, an der Stelle einer von Karl d. Gr. und Wittekind erbauten Kirche 1062—1300 aufgeführt; die Marien- u. die Martinskirche, beide aus dem 13. Jahrhunderte; der Domhof, ein ansehnlicher, mit Bäumen besetzter Platz. Man findet hier ein Gymnasium, Schullehrer-Seminar, protestantisches Fräuleinstift, Gesellschaft zur Förderung vaterländischer Cultur und verschiedene andere Vereine. Die Einwohnerzahl beträgt bei 10,000, welche Tuch- u. Leinweberei treiben, Seifen-, Tabak-, Leder- u. Eichorienfabriken, Zuckersiedereien, Wachsbleichen, Branntweinbrennereien u. Oelmühlen unterhalten u. eine durch die Weserschiffahrt u. bald durch die, nach dem Westen u. Osten führenden, Eisenbahnen begünstigte Handelsthätigkeit entwickeln, welche einestheils Landesprodukte, als Garn, Leinwand, Leinamen, Del, geräuchertes Fleisch, Branntwein zum Gegenstande hat, andernteils Expeditionsgeschäfte betrifft. — Karl d. Gr. stiftete 780 hier ein Bisthum. 1027 hielt Konrad II. einen Reichstag in M., auf dem sein Sohn Heinrich III. zum römischen Könige gewählt wurde, u. Heinrich III. u. IV. hielten daselbst öfter ihr Hoflager. 1526 wurde die Reformation eingeführt u. das Capitel vertrieben, dafür aber 1538 die Stadt in die Acht erklärt u. 1547 von Karl V. erobert; 1626 von Tilly, 1634 vom Herzoge von Lüneburg erobert, kam es 1650 an den Kurfürsten von Brandenburg; 1757 von den Franzosen erobert, 1758 von Hannover, 1759 von den Franzosen wieder genommen, war es der Schauplatz der Niederlage der letzteren (bei dem nahen Todtenhausen) am 1. August d. J. gegen den Herzog Ferdinand von Braunschweig, 1807 kam es zum Königreiche Westphalen, 1814 an Preußen. Hierher wurde 1837 der Erzbischof Clemens August von Köln als Gefangener geführt.

Minderherrschaften hießen in Schlesiens ehemals solche mediatisirte Herrschaften, deren Besitzer zwar alle übrigen Rechte der Standesherrn hatten, aber nicht auf den Fürstentagen erscheinen und stimmen durften. Dagegen ward ihnen die Theilnahme an den, von Friedrich Wilhelm III. eingeführten, schlesischen Landtagen eingeräumt.

Minelli, Johann (ad modum M.), ein holländischer Schulmann, geboren 1625 und 1683, gestorben zu Rotterdam, bearbeitete für angehende Studierende mehrere Schulausgaben der römischen Classiker. Allein, statt der Jugend nur bei besonderen Schwierigkeiten erleichternde Hülfe durch kurze Erklärungen zu geben u. ihr weiteres Nachdenken anzuregen und zu üben, suchte er vielmehr durch weitläufige Umschreibungen u. durch stückweise Uebersetzungen jede Selbstthätigkeit überflüssig zu machen u. leistete so der Trägheit u. Bequemlichkeit fauler Schüler jeglichen Vorschub. Dadurch wurde der Ausdruck: „ad modum M.“ fast gleichbedeutend mit „Eselbrücke“ u. erhielt sich seitdem sprichwörtlich. Leider fand diese tadelnswerthe Methode, welche den classischen Studien unberechenbare Nachtheile brachte und längere Zeit den geschmackvolleren Erklärungen der griechischen und römischen Schriftsteller den Eingang verwehrte, gedankenlose Nachtreter, von denen wir nur die beiden Namen ausheben wollen: Germanicus Sincerus (pseudonym) u. Junker. Um so schmachvoller erscheint solche Geschmacklosigkeit u. triviale Bearbeitung, wenn wir dagegen vergleichen die französische Sammlung der Classiker „in usum Delphini“, welche zum Gebrauche des Dauphin von den gelehrtesten Männern Frankreichs mit eben so viel Geschmack, als Scharfsinn erläutert wurden. Cm.

Minen oder Sprenggruben sind hohle Gänge oder Gräben, welche man unter der Erde gegen eine belagerte Stadt und deren Werke in der Absicht gräbt, um diese durch das in die M. gelegte Pulver zu sprengen. Ist der Widerstand, den die Erde oder dergleichen der Pulverluft entgegensetzt, nach allen Seiten hin größer, als die Kraft des Pulvers reicht, so geht die Wirkung der M. nicht zu Tage, sondern zerreißt die umgebenden Gegenstände nach allen Seiten, bis zu einer gewissen Entfernung; man nennt diesen Raum Trennungssphäre. Ist aber irgendwo der Widerstand geringer, als die Größe der Trennungssphäre, so geht die Wirkung zu Tage, wenn dieser geringere Widerstand nach oben lag, oder die M. wirkt seitwärts gegen Mauern, feindliche M.gänge oder Casematten. Die Linie, welche von der Mitte der Pulverladung bis zum Endpunkte des Widerstandes, also bis zu Tage oder bis an die feindliche Galerie oder dergleichen, geht, heißt die kürzeste Widerstandslinie. Ihre Ermittelung ist von größter Wichtigkeit, da sie es ist, welche mit der Bodenbeschaffenheit die Stärke der Pulverladung bestimmt. Bei einer aufwärts wirkenden M. bildet sich ein Trichter, da die in die Höhe geschleuderte Erde zur Seite niederfällt. Die Linie von der Mitte der Ladung bis zum Trichterrande wird der Explosionsradius genannt. Der Durchmesser des Trichters ist größer, als die kürzeste Widerstandslinie war. Die Form desselben nimmt man als Paraboloid oder als abgestutzten Kegeln an. Man unterscheidet folgende Hauptarten der M.: 1) Einfache M., bei denen die kürzeste Widerstandslinie ungefähr die Hälfte des Trichterdurchmessers beträgt. — 2) Quetsch-M., bei denen die Wirkung nicht bis zur Erdoberfläche dringt, kein Trichter ausgeworfen wird, sondern nur eine Zerreißung der Erde erfolgt. Hohle Räume werden davon aber eingedrückt. — 3) Ueberladene M., Druckkugeln, werfen einen Trichter aus, dessen Durchmesser bis zur sechsfachen kürzesten Widerstandslinie anwächst. Nachdem besitzen diese M. eine Erschütterungssphäre von so bedeutender Größe, daß alle Hohlbauten in ihrem Bereiche eingeschlagen werden. — Nach Art ihrer Anwendung hat man ebenfalls zahlreiche Benennungen für die M. Hat man eine M. zu einem bestimmten Zwecke angelegt, so bestimmt sich nach diesem Zwecke die Ladung derselben. Die Entfernung des M. osens (der Pulverladung) von dem zu zerstörenden Gegenstande u. die Art des Bodens geben dann die Größe der Ladung. — M. Aeste heißen die kleinen Gänge oder Galerien, die von größern ausgehen und an deren Ende dann die M. kammern angelegt werden.

M.krieg ist derjenige Theil des Festungskriegs, der die Anwendung der M. in sich begreift. Der Vertheidiger gebraucht sie, um feindliche Batterien in die Luft zu werfen, oder um Angriffs-M. vor der Anwendung zu zerstören, oder um verlorene Festungswerke in die Luft zu sprengen.

Mineralien (Fossilien), ist der Gesamtname für die unorganischen (leblosen) Körper, welche die feste Masse der uns bekannten Erdrinde bilden. Sie unterscheiden sich von den belebten Naturkörpern (Thieren u. Pflanzen) besonders dadurch: 1) daß sie keine Nahrung zu sich nehmen; 2) daß sie in ihrem Innern keine Säfte enthalten; 3) daß ihnen überhaupt eine innere selbstständige Thätigkeit mangelt; 4) daß sie eine gleichförmige Bildung im Innern, wie im Aeußern zeigen; 5) daß sie keine Organe besitzen; 6) daß sie geradlinige, nicht krummlinige Umrisse haben, u. 7) daß sie so lange existiren, ohne einen Körper ihrer Art zu erzeugen, als nicht äußere Einflüsse ihre Zerstörung verursachen. Demnach sind die M. nur bewegungslose, todte Massen, an denen nur durch äußerliche, mechanische oder chemische Einflüsse Veränderungen erzielt werden können. Es gibt zwar noch viele andere leblose (unorganisirte) Körper, die im Allgemeinen mit den M. übereinkommen, die man aber davon ausschließt, weil sie nicht ursprünglich dem Mineralreiche eigen sind. Hierher gehören besonders die festen chemischen Produkte und Gduste, deren mehre im Wesentlichen ganz mit den M. übereinstimmen, wie z. B. der Zinnober, der, künstlich dargestellt, ganz derselbe Körper ist, wie der natürliche zc. Von einigen Naturforschern wurden die Atmosphärrillen, Wasser u. Luft (s. dd.), nebst einigen anderen gasförmigen Körpern, zu den M. gerechnet, weil sie auch (natürliche) unorganisirte Körper sind; aber diese Atmosphärrillen sind durch mancherlei Eigenthümlichkeiten zu sehr von der M. verschieden, als daß man sie ihnen beizählen dürfte. Die Frage, ob noch jetzt M. entstehen, taucht sehr oft auf. Dieselbe läßt sich kurz dahin beantworten, daß durch chemische Thätigkeit, mit oder ohne Einfluß vulkanischer Kräfte, auf nassem oder trockenem Wege, in der Tiefe der Erde, auf dem Meeresgrunde, sogar in höheren Regionen der Atmosphäre noch fortwährend Mineralkörper gebildet werden. Wir wollen hier unter anderen an die kalkreichen Mineralquellen erinnern, welche Kalk in Form von Stalaktiten zc. absetzen, sobald sich der Ueberschuß an Kohlensäure verliert; ebenso bilden sich in den Weitungen (Sinkwerken), welche zur Gewinnung des Steinsalzes in manchen Gegenden Oesterreichs u. Bayerns angelegt wurden, noch fortwährend Steinsalz- und Gypskrystalle; Schwefel wird noch immer erzeugt aus warmen Schwefelquellen zc. — Die meisten M. sind fest; nur wenige zeigen stets einen flüssigen Zustand, wie Quecksilber, Erdöl zc. Man theilt die M. in einfache u. gemengte, d. h. in solche, welche dem Auge weder an ihrer Außenseite, noch in ihrem Innern irgend eine Zusammensetzung zeigen, wie Glimmer, Quarz, Feldspath, und in solche, die sich als Gemenge verschiedener M. erkennen lassen, wie z. B. der Granit, der aus Glimmer, Quarz u. Feldspath besteht. Die Eigenschaften, welche den M. zukommen, sind entweder physische oder chemische; mit der Beschreibung derselben beschäftigt sich die Mineralogie (s. d.). Zu den ersteren rechnet man: Gestalt, spezifisches Gewicht, Zusammenhang, optische Eigenschaften, Phosphoreszenz, Elektrizität, Magnetismus zc.; zu den letzteren werden alle jene Erscheinungen oder Veränderungen gezählt, die sich ergeben, wenn auf M. andere Körper, welche Reagentien heißen, einwirken. Sie beruhen auf der chemischen Constitution u. Reaktion. (Vgl. den Art. Chemie.) Die Namen der M. sind entweder wissenschaftliche (systematische), oder triviale (populäre); während jene von einem Systeme abhängen, können letztere aus dem gemeinen Leben, oder aus der Bergmannssprache entnommen werden. Bei Auffindung von neuen M. sind auch neue Namen nöthig. Am besten sind jene Namen, die irgend eine charakteristische Eigenschaft des Minerals bezeichnen, aber leider gibt es deren nur wenige; häufig geschieht es, daß man M. mit dem Namen ihrer Entdecker oder anderer um die Wissenschaft verdienter Männer belegt. Jedenfalls ist es nothwendig, daß der Name einzig, möglichst kurz, bezeichnend, wohlklingend

u. aus einer überall bekannten Sprache entnommen sei. Die Mineralien zu bestimmen, ist oft mit großen Schwierigkeiten verbunden, indem im Wesentlichen übereinkommende in unwesentlichen oder zufälligen Verhältnissen oft sehr von einander abweichen, was leicht irreführen kann. Solche Abweichungen werden Varietäten genannt. (Ueber Classification zc. siehe man den Art. Mineralogie.) Unter den literarischen Hülfsmitteln sind zu nennen: v. Kobell, die Charakteristik der M., Nürnberg 1830—31; Ebenderselbe, Tafeln zur Bestimmung der M., 4. Auflage, München 1846. aM.

Mineralogie ist jener Theil der Naturgeschichte, der die Kenntniß der Mineralien (s. d.) lehrt u. der sich demnach mit Erforschung des Wesens u. der Eigenschaften dieser unorganischen Naturkörper beschäftigt. Obwohl heilige u. profane Urkunden bezeugen, daß man schon in der frühesten Zeit den Mineralien eine besondere Aufmerksamkeit zuwendete; daß die Aegyptier die Kunst verstanden, Steine zu schleifen, Metalle zu schmelzen zc., so waren doch die damaligen Kenntnisse zu mangelhaft, als daß von einer wissenschaftlichen Behandlung die Rede seyn könnte. Aristoteles von Stagira war der Erste, der in seinen Schriften auch die Mineralien abhandelte und sie in zwei große Classen (*ὄρυκτα* und *μεταλλόδια*) abtheilte. Theophrast (Schüler des Aristoteles), Plinius, Dioskorides und Galen beschreiben die Mineralien mehr im Interesse des Arztes, als des Naturkundigen. Avicenna (geboren zu Bucharä in der Bucharei 980, † zu Medina 1036) schieb die Produkte des Mineralreiches zuerst in Erden u. Steine, schwefelige u. brennliche Substanzen, Salze u. Metalle ab. Den ersten wissenschaftlichen Versuch, die Fossilien nach ihren äußeren Merkmalen zu sondern, machte Georg Agricola im 16. Jahrhunderte; sein System hielt sich ziemlich lange und seine Schriften, welche in mehreren Ausgaben erschienen, wurden noch in den Jahren 1806—1812 von Lehmann übersetzt. Seine Eintheilung unterschied einfache u. zusammengesetzte Mineralien, von denen jene wieder in Erde, Concretionen, Steine und Metalle zerfielen. In dem Anfange des 18. Jahrhunderts, zur Zeit des Magnus von Bromel, gewann man verschiedene neue Kenntnisse von den Mineralien. Als Reformator der M. ist Abraham Gottlob Werner (s. d.) zu betrachten; er führte eine bestimmtere deutsche Terminologie ein u. legte besonders auf die physischen Eigenschaften der Mineralien bei seinem ersten Systeme den meisten Werth; fast gleichzeitig mit Werner arbeitete Romé Delisle in Frankreich an der M., aber eine andere Richtung verfolgend, indem er der Krystallographie (s. Krystalle), auf welche früher schon Linné hinwies, eine besondere Pflanze widmete. Ihm folgte René Just Haüy, der eigentlich der Begründer der neuern Krystallographie genannt werden darf; sein System der M. beruht rücksichtlich der Classen u. Ordnungen auf der chemischen Composition; dagegen gründet sich seine Bestimmung der Gattungen auf die primitive Krystallform. Besonders thätig waren auf der von Haüy betretenen Bahn die Mineralogen Weiß, Professor zu Berlin (geboren 1780) u. Friedrich Mohs, Professor zu Wien († 1839). Letzterer berücksichtigte bei der Charakterisirung der Mineralien besonders die physikalischen Kennzeichen, indem er die Krystallform, das spezifische Gewicht, die Härte zc. ins Auge faßte; das chemische Verhalten fügte er aber nur als Zusatz bei u. erklärte die M. als eine von der Chemie unabhängige Wissenschaft. Berzelius (s. d.) gründete dagegen, die M. nur als einen Theil der Chemie betrachtend, ein System auf rein elektrochemische u. stöchiometrische Prinzipien. Er stellt den Grundsatz auf, daß nichts Anderes, als die Zusammensetzung, an der Grundlage für die Anordnung theilnehmen dürfe, denn man habe in der M. entweder die einfachen Grundstoffe (s. Elemente u. Chemie) oder ihre unorganisch-chemischen Verbindungen zu ordnen, deren Identität oder Nichtidentität aber nur durch ihre Bestandtheile u. ungleiche chemische Proportionen bestimmt würden. In der neuesten Zeit tauchten noch mehrere andere Mineral-Systeme auf, die, wenn auch von einander verschieden, doch dahin überein kommen, daß das chemische Verhalten der Mineralien berücksichtigt wird, so daß fast Niemand mehr auf die physikalischen Kennzeichen den einzigen Werth legt.

Nothwendig mußte dadurch die *M.* zu einem großen Aufschwunge gelangen, um so mehr, da sie noch Bereichungen in ihren einzelnen Zweigen, wie in der Krystallographie zc., durch Fuchs, Kobell, Naumann zc. erhielt. — Die *M.* zerfällt in zwei Theile, nämlich in die Dryktognosie, welche die einfachen, aus (physisch) gleichartigen Theilen bestehenden Mineralien, u. zwar jedes für sich kennen lehrt; dann in die Geognosie (s. d.). Die Dryktognosie handelt in ihrem vorbereitenden Theile von den Eigenschaften der Mineralien im Allgemeinen; in ihrem praktischen Theile aber beschreibt sie die einzelnen Mineralien selbst. Zu dem ersten Theile gehört, nebst der Kennzeichenlehre, auch die mineralogische Kunstsprache oder Terminologie, u. ferner die Classificationslehre oder Systematik, welche eine zweckmäßige Anordnung der Specien zeigt. Die angewandte *M.* ist die Lehre von der Benützung der Mineralien; sie wird in die technische u. ökonomische getheilt. Da sie aber nicht als eine eigene mineralogische Doctrin betrachtet werden kann, so wird sie der Technologie u. Oekonomie, überhaupt der Lehre von denjenigen Gewerben zugewiesen, in welchen man von Mineralien Gebrauch macht. Die topographische oder geographische *M.* lehrt Orte, Gegenden u. Länder kennen, wo die verschiedenen Mineralien vorkommen u. auf welche Art u. Weise sie dort gefunden werden. Als Hülfswissenschaften der *M.* dienen Mathematik, Physik u. Chemie; andere Hülfsmittel zum Studium der *M.* geben, außer dem literarischen Apparat, die Mineralien-Sammlungen, Krystallmodelle, physikalische Werkzeuge, wie Löthrohr, Winkelmesser, Boussole zc. Hammer u. Amboss, dann Reagentia. Unter den literarischen Hülfsmitteln führen wir auf: a) Zur Vorbereitung u. Einleitung: Werner, von den äußeren Kennzeichen der Mineralien, Leipzig 1817; C. F. Naumann, Grundriß der *M.*, Leipzig 1825. b) Lehr- und Handbücher: J. A. Blum, Lehrbuch der Dryktognosie, Stuttgart 1845; F. v. Kobell, Tafeln zur Bestimmung der Mineralien, München; Breithaupt, Vollständiges Handbuch der *M.*, Dresden u. Leipzig 1836—41; v. Kobell, Grundzüge der *M.*, Nürnberg 1838; v. Kobell, *M.*, Nürnberg 1847; Fuchs, Naturgeschichte des Mineralreichs, Rempten 1842. c) Angewandte *M.*: Kurr, Grundzüge der ökonomisch-technischen *M.*, Leipzig 1844. d) Zeitschriften: Glocker, Mineralische Jahreshefte. Kleinere u. größere Mineralien-Sammlungen, dann Krystallmodelle, aus Pappe gefertigt, liefert das Mineralien-Comptoir zu Heidelberg um annehmbare Preise.

Mineralwässer, natürliche und künstliche, nennt man jene Wässer, welche mineralische, vegetabilische und thierische Materien in aufgelöstem Zustande, oder bloß beigemengt, so wie dabei verschiedene flüchtige, gasförmige u. mehr oder weniger ans Wasser gebundene Bestandtheile enthalten, besonders Geschmack haben u. von eigenthümlicher Wirkung auf den menschlichen Organismus sind und sich hierdurch, wie auch häufig durch eine nur ihnen eigenthümliche Temperatur, von den gewöhnlichen Meteor- und Tellurwässern unterscheiden. Die wesentlichsten und wichtigsten Bestandtheile der natürlichen *M.* sind zugleich jene der benachbarten Gesteine und des Erdreichs, aus dem deren Quellen entspringen. Je tiefer diese liegen, um so mehr tritt der tellurische Charakter in dem Wasser hervor und um so reicher an mineralischen Bestandtheilen so wie schwerer an spezifischem Gewichte u. kräftiger in seiner Wirkung ist es; je näher sie der Erdoberfläche sind, um so vorwaltender findet man organische Stoffe in dem Wasser und um so mehr wird dieses durch atmosphärische Einflüsse geschwächt. In Ansehung der Qualität und des quantitativen Verhältnisses der festen und flüchtigen Bestandtheile, so wie der Innigkeit ihrer Verbindung, unterscheiden sich die *M.* wesentlich von einander. Sie bilden drei Classen. Die erste Classe enthält wenig flüssige, aber theilweise eine beträchtliche Menge fester Bestandtheile, und diese, je nach dem Grade ihrer Löslichkeit u. chemischen Wahlverwandtschaft, mehr oder weniger verbunden. Dahin gehören: die Soolquellen, Bitter-, Alaim- u. Vitriolwässer u. die an freier Kohlensäure armen Eisenwässer. Die zweite Classe enthält mannigfaltigere und enger ge-

mischte feste Bestandtheile und ist reicher an Gasen, als die vorige. Man rechnet zu ihr: die wichtigsten Säuerlinge, die kohlen säurehaltigen Eisen- und Salzquellen u. kalten Schwefelquellen. Die dritte Classe ist vulkanischen Ursprunges u. warm; sie enthält ihre Bestandtheile in sehr inniger Verschmelzung, die noch inniger wird, je höher die Temperatur des Wassers ist. Temperatur u. Gase vermitteln sehr die Innigkeit der Mischungsverhältnisse der M. der ersten Classe, in so fern deren feste Bestandtheile selbst bei niedriger Temperatur gelöst bleiben u. ihr Gasgehalt gerade durch die Kälte fester mit dem Wasser verbunden ist. Bezüglich der Mannigfaltigkeit der in den M.n enthaltenen Bestandtheile, so wie der daraus weiter hervorgehenden Classen, verweisen wir hier auf den Art. „Bade- und Brunnen-curen.“ — Bei der Nachbildung der natürlichen M. hat man die Ergebnisse der chemischen Analyse, sowie der Prüfung der physikalischen Eigenschaften und der Temperaturverhältnisse genau zur Grundlage genommen u. es will Struve nicht allein hierin, sondern auch in der Wirkung und Heilkraft auf den menschlichen Körper gelingen seyn, durch Bereitung seiner künstlichen M. die Natur nachzuahmen. Chemiker und Aerzte halten diese künstlichen Produkte mit den natürlichen nicht vollkommen gleich u. identisch. Ihre Beweise hiesür sind, daß es der Chemie bis jetzt eben so wenig gelingen sei, sämtliche Bestandtheile in den natürlichen M.n darzustellen, als die Art ihrer Verbindung aufzufinden, oder ihre spezielle Mitwirkung bei der Wirksamkeit der M. bestimmt zu ermitteln. Dagegen aber werden von den Lobrednern der künstlichen M. mannigfache Vorzüge geltend gemacht und namentlich von ihnen unter andern gerühmt, daß sie nach den individuellen Bedürfnissen modificirt werden könnten und nicht so, wie die natürlichen, von atmosphärischen Einflüssen abhängig seien. In vielen größeren Städten Europa's hat man großartig eingerichtete Anstalten zur Bereitung und zum Gebrauche künstlicher M.

II.

Minerva, bei den Griechen Pallas Athene, Tochter des Zeus, dessen von Hephästos gespaltenem Haupte sie in voller Rüstung, mit geschwungenem Speere, entsprang. Der Ort ihrer Geburt soll der See Tritonis in Afrika gewesen seyn, daher sie häufig den Beinamen Tritonia oder Tritogeneta führt. Weil aus Jupiters Haupte entsprungen, war M. Göttin der Weisheit, und da sie als solche Alles zu lenken verstand, auch die Göttin noch vieler anderer Dinge, wie des Krieges, den sie, so wie dessen Waffen, selbst erfunden hat; sodann Göttin der Wissenschaften u. Künste: namentlich die Baukunst, die Spinn- u. Webkunst, die Musik (namentlich die Flöte), die Kunst zu sticken, die Delgewinnung, wodurch sie die Herrschaft der Stadt Athen bekam, u. manches Andere schreibt von ihr sich her. Kalt u. ernst, verschmähte M. die Freuden der Liebe u. bestrafte Jeden, der sich ihr auch nur mit Blicken oder Gedanken nahte, auf das Härteste; nur ein einziges Mal legte sie die jungfräuliche Scham ab, als sie, im Wettstreite um den goldenen Apfel der Hesperiden, nebst Juno u. Venus nackt vor Paris (s. d.) sich zeigte. Ganz allgemein verbreitet war ihr Dienst; es gab in Griechenland beinahe keine Stadt, in der nicht ein Tempel dieser Göttin gewesen wäre; in Sparta u. Rom hatte M. Tempel von Erz. Ihre Statuen von Holz, von parischem Marmor, von Erz, von Gold u. Eisenbein prangten überall, wohin die Heere der Griechen u. Römer drangen. Das Vollendetste, was es jemals gegeben, nächst dem Zeus Olympios, war M. auf der Akropolis zu Athen, durch Phidias Meisterhand gebildet. Eine solche Verbreitung ihres Dienstes war natürlich, da sie die berühmtesten Thaten vollführte, da sie den Griechen im trojanischen Kriege so beistand, wie den Göttern im Titanen- u. Giganten-Kriege; darum wird sie auch, mit gänzlicher Vernachlässigung ihrer friedlichen Seite, immer als Kriegerin, mit Helm u. Panzer, entweder auf dem Schilde, oder auf dem Brustharnische das versteinernde Medusenhaupt tragend, mit der Lanze in Händen vorgestellt; als Attribute gehören ihr, außer dem Gorgonenantlitze, die Nachtkeule, die Sphinx, der Delbaum und der Drache, letzterer wegen des schlangenfüßigen

Erichthonios, der, als M. mit ihrem Wurfspieß nach dem ihr sich nahenden Vulkan warf, aus der befruchteten Erde entstand.

Mingrelieu oder das Land der Tausendquellen, das alte Kolchis (s. d.), eine Provinz des russischen Georgiens (s. d.), mit etwa 100 □ Meilen u. 70,000 Einwohnern, theilt sich in das eigentliche M. am rechten Ufer des Rioni u. in Ietschkom, ist zum Theile gebirgig u. morastig, aber sehr fruchtbar, u. erzeugt Getreide, Wein, Del, Hirse (das Hauptnahrungsmittel der Bewohner), treffliche Pferde, Seide, Honig u. a. Die Mingrelieu, in ihrer Sprache Kabzariai genannt, sind in Lebensart, Bildung u. den Bräutern fast gleich, haben dieselbe Sprache, theilen sich in 3 streng geschiedene Kasten (Fürsten, Edelleute u. Gemeine), leben in despotischen Verhältnissen, bekennen sich zur griechischen Religion unter mehreren Bischöfen u. stehen unter russischer Oberherrschaft. Ihr Fürst (Dadian) wird zwar als unabhängig angesehen, ist aber in dürftigen Umständen, zieht mit seinen Vornehmern von Ort zu Ort und wechselt nur, wenn Alles aufgezehrt ist, den Aufenthalt. Städte sind: Anarghia am schwarzen Meere, mit einem Hafen; Kopy, an der Mündung des Flusses gleiches Namens, Festung u. Handels-hafen; Gari, Festung; Zageri, Festung, Sitz eines Bischofs u. a.

Minho, einer der bedeutendsten Flüsse Spaniens, der im Königreiche Galicien in der Sierra de Mondoneo entspringt, die Gränze gegen Portugal bildet und durch das letztere Königreich bei la Guardia in den atlantischen Ocean fließt. Der M. wird erst fünf Meilen von seiner Mündung schiffbar. Nebenflüsse von ihm sind: Sil, Avia, Tea, Narla, Ferreira, Tarsia u. a.

Miniaturmalerei, eine Art der Malerei im Kleinen, zu welcher man sich der Gummifarben bedient, indem das Fleischige mit lauter kleinen Punkten, die Gewänder und Gründe aber mit Pinselstrichen ausgeführt werden. Zuweilen besteht sie jedoch ganz aus Punkten, was die Franzosen *pointiller* nennen, u. wird in der Regel auf Eisenblech oder Pergament angewendet. Der feinen Ausführung wegen gestattet sie ein Anschauen aus der Nähe und ist daher für große Gegenstände nicht geeignet. Levesque ist der Meinung, daß diese Art der Malerei zuerst von den Franzosen ausgeübt u. den Italienern, die in ihrer Sprache kein Wort dafür hatten, mitgetheilt sei. Daraus ist jedoch nicht zu folgern, daß die Franzosen die ersten Ausüßer dieser Kunst gewesen sind. Denn sie ging aus der Verzierung der Anfangsbuchstaben und der Bücher hervor u. die, welche sich damit beschäftigten, hauptsächlich Mönche im 9. u. 10. Jahrhunderte, heißen *Illuminatores* u. *Miniatores*. Verzierungen in Handschriften, namentlich auch in dem aus dem Grabe Karls des Großen genommenen Evangelienbuche, weisen auf eine frühere Zeit hin, und es ist unschwer darzuthun, daß die bemerkte Kunst in ganz verschiedenen Ländern gleichzeitig geübt ward. Ein Hauptdenkmal für angelsächsische M. des 7. Jahrhunderts ist ein Evangelienbuch (Folio) mit angelsächsischer Interlinear-Version in der Bibliothek des britischen Museums, nach einer gleichzeitigen Inschrift, am Ende geschrieben u. ausgeschmückt von Eadfrith, Ethehwald, Bilfrith u. Aldred für Gott u. Euthbert (einen Bischof aus der Mitte des 7. Jahrhunderts) mit den Gemälden der vier Evangelisten. Nächst diesem Evangelienbuche ist ungemein merkwürdig ein Benedictionale (im Besitze des Herzogs von Devonshire) mit der Nachricht, daß Ethehwald, Bischof von Winchester, dasselbe durch einen Godeman habe schreiben lassen (970—984). Die von Alcuin (s. d.) für Karl d. Gr. geschriebene, 801 vollendete Bibel, 1836 nach London verkauft, enthält, außer einem reich mit Gold und bunter Malerei verzierten Titelblatt, noch vier andere Gemälde, u. in der königlichen Bibliothek zu Paris findet man Miniaturen in einer Handschrift der Werke des Gregorius von Nazianz aus dem 9. Jahrhunderte; eben so in einem griechischen Psalter aus dem 10. Jahrhunderte; ferner in einem Psalterium u. der Bibel Karls des Kahlen u. in einem zwischen 714—732 geschriebenen Evangelium aus Italien in der Bibliothek St. Geneviève in Paris. Auch die königliche Bibliothek in Madrid enthält eine Handschrift von Vigila, genannt *Illuminador* und Priester des heiligen Martin von

Abelha, beendet den 22. Mai 1776, mit einigen Dekreten der General-Concilien, verschiedenen Gemälden u. Porträts des Königs D. Sanbez, D. Ramiro von Navarra, der Königin Donna Urraca u. des Vigila selbst, noch im frischen, glänzenden Colorit, wobei zugleich zwei andere Künstler, Saracino u. Garcia, namhaft gemacht werden. Endlich bewahren auch mehrere Bibliotheken Oesterreichs dergleichen Gemälde aus jener u. der nachfolgenden Zeit. Indes ist vom 10—12. Jahrhunderte überall ein Sinken in dieser Kunst zu bemerken. Außerordentliches aber leistete wieder die Schule der M. in Frankreich u. den Niederlanden zu Ende des 15. u. zu Anfang des 16. Jahrhunderts; nicht minder zu gleicher Zeit in Italien durch Giulio Clovio. — In neuerer Zeit wird die M. hauptsächlich zu Porträts verwendet, u. sie erfordert lebhafteste, wahre u. geistvolle Tusche, da, wie Kunstkennner bemerkt haben, sie eigentlich nur durch Geist ein Leben zeigen kann. Unter den neueren M.-Malern zeichnen sich besonders aus: Mengs, Chodowiecki, Jüger, Westermann, Booth, Shelly u. Vgl. „Violet, Anweisung zur M.“ (deutsch, Hof 1793) u. Malignan „Traite sur la peinture en miniature“ (Paris 1818).

Minimen oder mindeste Brüder, auch Paulaner genannt, ein vom heiligen Franciscus von Paula 1457 gestifteter Orden, dem von dem Stifter zu dem vierten Gelübde noch die Verbindlichkeit beigelegt wurde, sich von dem Genuße des Fleisches, der Eier, der Milch und des Käse zu enthalten. Papst Sixtus IV. bestätigte sowohl diesen Orden, als auch die Regel desselben. In Neapel u. Italien war solcher sehr ausgebreitet.

Minister bedeutet in wörtlicher Uebersetzung: Diener, auch Verwalter. Im öffentlichen Leben jedoch versteht man unter M.n diejenigen Staatsbeamten, welche die Staats- u. Privatangelegenheiten des Staatsoberhauptes in dessen Auftrage leiten. Die mit der Leitung der Staatsangelegenheiten betrauten Beamten heißen Staats-M., während denjenigen, welche die rein persönlichen Angelegenheiten der Regierenden unter ihrer Leitung haben, der Name Cabinets-M. zukommt. In constitutionellen Staaten sind die M., nach dem Vorbilde der englischen Verfassung, der Nation für alle Amtshandlungen verantwortlich, auch wenn der Beweggrund oder die Veranlassung derselben vom Staatsoberhaupte ausgingen. Die Person des Staatsoberhauptes ist heilig u. unverletzlich u. demnach von aller Verantwortlichkeit frei. Sollte dasselbe jedoch eine Regierungshandlung ausüben wollen, die mit den bestehenden verfassungsmäßigen Gesetzen im Widerspruche stünde, so ist es die Pflicht der M., es darauf aufmerksam zu machen u., falls es darauf bestünde, den Erlaß desselben, welche von dem betreffenden M., in dessen Fach die Angelegenheit fällt, gegenzeichnet seyn müssen, die Unterschrift zu verweigern. Unterzeichnen sie solche Erlasse dennoch, so fallen sie der gesetzlichen Verantwortlichkeit anheim u. die Stände können sie in den Anklagestand versetzt erklären. Wenn die Anträge der M. in den Ständekammern durchfallen, so ist es in Frankreich, wie in England, Sitte, daß die M. dieß als ein Zeichen betrachten, daß ihre Amtsführung nicht mehr in Uebereinstimmung mit den Gesinnungen des Volkes sei, sowie andererseits die Weigerung, einen Befehl des Staatsoberhauptes zu contrasigniren, gewöhnlich das Ansuchen um Entlassung nach sich zieht, indem der M., der nicht in Uebereinstimmung mit dessen Ansichten handeln kann u. darf, hinfür eine Unmöglichkeit ist. In Deutschland pflegt nur der letztgenannte Fall einzutreten u. zwar in der Art, daß ein Regent den seine Contrasignirung verweigern den M. abdanke. Die Deutschen sind viel zu gerne M., u. ungeachtet in Baden z. B. die Opposition gegen die Regierung auf mehreren Landtagen in der Mehrheit war u. die Anträge der Regierung durchfielen, so fiel es deshalb doch keinem der badischen M. ein, abzudanken. Bezüglich der M.-Verantwortlichkeit müssen wir bemerken, daß gesetzlich alle jene deutschen M., welche da, wo verfassungsmäßig Pressfreiheit besteht, dieselbe dennoch in Folge der geheimen Wiener Conferenz-Beschlüsse mittelst der Censur unterdrücken, deshalb in Anklagestand versetzt werden können. — Das Departement oder Fach, welchem jeder M. vorsteht, heißt gewöhnlich Ministerium. Die Ministerien theilen sich in nachstehende Geschäftsweige, von denen in kleineren Staaten oft mehrere zusammen ei-

nem M. anvertraut sind: Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, der Justiz, des Cultus u. Unterrichts, der Finanzen, des Kriegswesens, der Marine, der öffentlichen Arbeiten, des Innern, welches letztere alle jene Angelegenheiten umfaßt, die nicht in den Bereich der bereits genannten Ministerien gehören. Gewöhnlich gehört das Polizeiwesen in dieses Ministerium, obgleich manche Staaten einen eigenen Polizei-M. haben.

Ministerialen hießen in der alten deutschen Verfassung unfreie Dienstleute, besonders zum Kriegsdienste pflichtig, daher vom knechtischen Dienste frei u. zu allen Aemtern fähig, die keine Gewalt über Freie gaben.

Ministrant, der dem Priester am Altare Dienende, der zugleich im Namen des Volkes antwortet u. daher das ganze Volk repräsentirt. Ist daher nebst dem Priester auch nur er allein da, so kann Messe gelesen werden. Ohne ihn aber, vom Priester ganz allein, kann nicht celebrirt werden, weil das Volk nicht vertreten ist, das, wie der Inhalt u. die Form aller Gebete zeigen, an der Opferhandlung wesentlich Theil nimmt. Nur Kleriker durften ehemals am Altare dienen. T.

Minne, mittelhochdeutsch minna, mittelhochdeutsch minne = Liebe, minnôn, minnen = lieben, des Geliebten denken, leitet sich vom gothischen man = ich denke, gaman = ich gedenke, erinnere mich. Der Begriff der Liebe, der innigen Zuneigung, wurde auf Menschen, wie auf die Götter angewandt. Einen Abwesenden oder Verstorbenen pflegte man zu ehren, indem man seiner bei Versammlung u. Mahlzeit erwähnte u. auf sein Andenken einen Becher (Minnetrant) leerte. Bei festlichen Opfern u. Gelagen ward des Gottes oder der Götter gedacht u. M. getrunken. (Grimm findet eine Fortdauer dieses Minnetrinkens als kirchlichen Gebrauch in dem Trinken des Johannissegens.) Bei den Dichtern des Mittelalters ist M. die edle, treue u. glückliche Geschlechtsliebe, die auch als Person dargestellt wird u. in das Herz des Menschen einkehrt. „Ach süeze Minne, füege dich in ir herze und gib ir minnen muot!“ heist es in einem Gedichte. In einem anderen stellt eine Tochter die naive Frage an ihre Mutter: „Du sage mir, ob du Minne lebe und hie bi uns âf erde si, ald ob uns in den lûften swebe?“ Sie weiß also von höheren Wesen, die sie sich in der Luft haufend denkt. Der Mutter Antwort redet von Venus: „Si vert unsichtic als ein geist, si hât niht ruowe naht noch tac!“ K.

Minnegerichte, s. Liebeshöfe.

Minnesänger. Die lyrische Ritterpoesie, charakteristisch durch den mannigfaltigen Ausdruck der Gefühle, der Sehnsucht, Lust, Klage, Begeisterung, religiösen Erhebung, Andacht u. des vaterländischen Sinnes, hieß im Allgemeinen Minnesang oder Minnegefang; den Mittelpunkt derselben bildete indessen immer die Minne (s. d.), zu der fast Alles in Beziehung gesetzt wurde. Die Eigenthümlichkeit der Minnelieder beruht in leichter Fädelerei, Innigkeit der Empfindung, gefälligen Bildern, ansprechender Phantasie; in munterer, fecker, oft satirischer Laune u. in einem frommen, gläubigen Gemüthe. Ausgezeichnet in der Form ist das Minnelied durch süßsamer Sprache, leichte, rhythmische Bewegung u. durch freien, ungebundenen, mannigfaltigen Gebrauch des Reimes. Die Dichter solcher Lieder hießen M., auch schwäbische Dichter, weil sie in der schwäbischen Mundart dichteten. Die Periode ihrer Blüthe war hauptsächlich die Kaiserzeit der Hohenstaufen, etwa von 1170—1254 u. insbesondere ließ Friedrich II. größere Singschulen für die M. jener Zeit errichten. — Der Ursprung des Minnegesanges ist unter den Provenzalen zu suchen. Als diese zu Anfang des 12. Jahrhunderts aus dem südlichen Frankreich nach Deutschland sich verbreiteten, waren es hier, wie dort, Edelleute u. Ritter, die des Gesanges sich bemächtigten, hießen der eigenen Nationalität anpaßten, wie jene aber an den Höfen der Fürsten sangen u. manche andere Einrichtung, wie Wettstreite u. dgl., beibehielten. Dennoch waren nicht alle diese adeligen u. ritterlichen Dichter reich; vielmehr zogen auch arme Dichter an den Höfen umher, um gewerbmäßig ihre Lieder abzusingen, was jedoch auf die Sache selbst von keinem Einflusse ist. Größtentheils begleite-

ten die M. ihre Lieder mit Lauten, Harfen u. zum Theile mit Geigen. Davon, oder weil sie, wie Andere meinen, Dichter, Tonseher u. Sänger ihrer Lieder zugleich waren, erhielten sie auch den Namen Spielleute u. Fiedler. Bekannt geworden sind uns etwa 300, darunter Kaiser Heinrich VI. u. Konrad IV.; König Wenzel von Böhmen; Markgraf Otto von Brandenburg, mehrere Grafen u. s. w. Die bestimmtere Weise u. Form gab aber dem Minnefang Heinrich von Veldeke (s. d.). Berühmt u. beliebt nach ihm sind: Walther von der Vogelweide, Reimar der Alte, Ulrich von Lichtenstein, Wolfram von Eschenbach, Heinrich von Osterdingen, Nikolaus Klingsohr (s. dd.) u. A. Die epischen Gedichte jener Zeit gehören nicht hieher, sondern in das Gebiet der Romane u. der Ritterpoesie (s. dd.). Mit dem Ende des 13. Jahrhunderts ging der Minnefang in den Meistersang (s. d.) über, wie die Lust am Waffentwesen vom Adel in das freie Bürgerthum, fast im gleichen Verhältnisse, wie den Provenzalen die Minstrele u. die Jongleurs (s. dd.) folgten. Sammlungen von Minneliedern sind die des Rüdiger von Manesse (s. d.), herausgegeben von Bodmer, 2 Theile, Zürich 1758—59; L. Tief, Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter, Berlin 1803; v. d. Hagen u. Büsching, Minnelieder, Berlin 1804; Deutsche Liederdichter des 12., 13. u. 14. Jahrhunderts aus allen bekannten Handschriften u. s. w. gesammelt u. berichtet von F. H. von der Hagen, 4 Theile, Leipzig, 1840, 4. — Vergl. die Art. Meistersänger und Ritterpoesie.

Minorat heißt, im Gegensatze von Majorat (s. d.), das hie u. da noch übliche Vorrecht des Jüngstgeborenen in der Erbfolge; namentlich bei Bauerngütern das Recht des Jüngsten, das väterliche Besitzthum zu übernehmen u. seine Geschwister mit Geld abzufinden.

Minorea (*Menorca*), eine der balearischen Inseln, Spanien gehörig, gegen 12 □ M. mit 50,000 Einwohnern, ist hügelig u. buchtenreich, mit ergiebigem Getreide, Wein- u. Obstbau, Viehzucht, Fischerei u. Schifffahrt; die Hauptstadt ist Mahon, in der Tiefe einer Bucht, mit 16,000 Einwohnern u. einem schönen Hafen. Das Geschichtliche s. unter Balearen.

Minorennität, Minderjährigkeit, im Gegensatze zur Majorennität, Großjährigkeit, Volljährigkeit. Die Verschiedenheit des Alters erzeugt mancherlei rechtliche Folgen, weshalb in dieser Rücksicht die Menschen in volljährige u. minderjährige eingetheilt werden, je nachdem sie nämlich das 25. Lebensjahr vollendet haben, oder nicht. Die Minderjährigkeit hat mehrere Stufen. So lange nämlich Knaben das 14. u. Mädchen das 12. Jahr noch nicht vollendet haben, heißen sie Unmündige (*impuberes*) u. der Zeitraum der Unmündigkeit wird *prima* oder *pupillaris aetas* genannt; nach Vollendung jener Zeit heißen sie mündig (*puberes*). Bis zur Vollendung des 7. Jahres heißen Unmündige Kinder (*infantes*), nachher *infantia maiores*. Die letzteren werden in den Gesetzen in solche eingetheilt, welche der Kindheit oder der Mündigkeit näher stehen, je nach der bei verschiedenen Subjekten sehr verschieden vorkommenden moralischen Fähigkeit, ein Verbrechen zu begehen. Ausnahmsweise verstehen die Gesetze in einigen Fällen unter dem Ausdrucke Mündigkeit beim männlichen Geschlechte die Vollendung des 18., beim weiblichen die Vollendung des 14. Jahres. Dieß nennt man dann die volle Mündigkeit (*pubertas plena*) u. im Gegensatze davon die eigentliche Mündigkeit die unvollkommene (*pubertas minus plena*). Minderjährige Personen erhalten, sobald sie aufgehört haben, unter väterlicher Gewalt zu stehen, einen Vormund. Ist ein Minderjähriger durch ein Geschäft verletzt, so ist zu unterscheiden, ob er das Geschäft schon nach allgemeinen Grundsätzen anfechten kann, oder nicht. In jenem Falle muß er sich der ordentlichen Rechtsmittel bedienen, in diesem hingegen kann er als Minderjähriger bloß der Verletzung wegen die Restitution verlangen, selbst wenn ihm andere Rechtsmittel zu Gebote stehen, ausgenommen den Fall, wenn er zuerst seine Vormünder ausklagen muß. Nach dem römischen u. kanonischen Rechte, sowie nach der Praxis, genießt

der Minderjährige die Vorrechte des Staates, der Kirche u. milden Stiftungen. Deshalb wird er gegen jeden Nachtheil restituirt, selbst wenn das Geschäft unter richterlicher Auctorität geschlossen wurde, er mag nun Etwas von seinen Sachen oder Rechten aufgegeben, eine Last übernommen oder einen Gewinn zu machen versäumt haben. Jedoch nicht restituirt wird der Minderjährige: a) wenn er sich arglistig für einen Großjährigen ausgab, selbst wenn der andere Contrahent auch arglistig verfuhr, oder wenn er ein ihm anzurechnendes Verbrechen beging; b) wenn ihn die Staatsgewalt für volljährig erklärte durch die sogenannte *venia aetatis*, in welchem Falle nur der Regent Restitution ertheilen kann; c) bei der Ehe, Antretung u. Ausschlagung einer Erbschaft, bei geleistetem Eide, Genehmigung des Geschäftes nach eingetretener Großjährigkeit u. bei einer ihm unter gerichtlicher Auctorität geleisteten Zahlung. Die Wirkungen des Vorrechtes des Minderjährigen können von demselben gegen Jeden, welcher ihn durch ein Geschäft verletzte, u. dessen Erben auf Rückgabe u. Entschädigung geltend gemacht werden. Selbst die Privilegien der Weiber, Hausföhne u. des Fiskus sind schwächer, als dieses Vorrecht der Minderjährigen. Collidiren Minderjährige mit einander, so entscheidet die Priorität eines Geschäftes. Nur gegen die leiblichen Eltern findet in der Regel keine Restitution statt. Auch gegen den 3. Besitzer kann der Minderjährige seine Sache verfolgen, wenn jener sich im bösen Glauben befindet u. dieser sich nur durch den 3. Besitzer befriedigen kann. Auch die Erben des Minderjährigen genießen die Wohlthat der Restitution, selbst wenn dieser der Restitution entsagte. Bezüglich der Bürgen unterscheidet man, ob der Minderjährige noch lebt, oder schon todt ist; lebt er, so nimmt der Bürge Antheil an der Restitution, aus Gründen, welche auch dem Großjährigen zu statten kommen; kann aber der Minderjährige nur als solcher Restitution fordern, so kommt dieß auch dem Bürger zu statten. Ist der Minderjährige schon todt, so lassen sich 2 Fälle denken: 1) der Bürge wird Erbe desselben. Dann erlischt jene Verpflichtung als Bürge durch die Erbschaft; 2) wird ein Dritter Erbe, so gilt, was beim Leben des Minderjährigen gelten kann. Endlich braucht der Minderjährige selbst nur das zu restituiren, was noch von dem Erhaltenen in seinem Besitze ist. Mit dem 25. Jahre fängt erst die Wechselmündigkeit an u. die Fähigkeit, selbst Vormundschaften zu übernehmen. In den regierenden Häusern beginnt die zu dem Regierungsantritte erforderliche Volljährigkeit in der Regel früher, als mit dem 21. Jahre. Doch gibt es hierüber keine allgemein gültige Vorschrift. M. M.

Minoriten, s. Franciscaner-Orden.

Minos, Name zweier, mehr fabelhafter, als historischer Könige von Kreta. 1) M. I., Sohn des Zeus und der Europa, bewohnte Kreta gemeinschaftlich mit seinen beiden Brüdern Sarpedon u. Rhadamantos, bis diese, um des Miletos willen, den alle drei liebten, die Insel verließen und M. nun Alleinherrscher war. Seine Gerechtigkeit machte ihn bei den Göttern so beliebt, daß er Richter der Seelen in der Unterwelt wurde und sie ihn schon bei seinem Leben ihres Vertrauens und ihres Umganges würdigten; wie denn alle Gesetze, welche er seinem Volke gab, durch Zeus selbst ihm diktiert worden seyn sollen. — 2) M. II., Sohn des Lykastos u. Enkel des Vorigen. Seine Gemahlin war Pasiphaë, die Tochter des Helios und der Kreta; sie gebahr ihm den Deukalion, Patreus, Glaukos, Androgeos, die Akalle, Ariadne, Xenobike u. Phädra, außer welchen M. von Nebenfrauen noch mehrere andere Kinder hatte. Androgeos ward in Athen hinterlistig von Aegeus ermordet; deshalb überzog der König die Stadt mit Krieg u. Zeus sie mit Hungersnoth u. Pest, welche nicht aufhörte, bevor die Athener sich bequemen, dem M. diejenige Genugthuung zu leisten, die er verlangte, und diese bestand darin, daß sie alle neun Jahre sieben Jünglinge und sieben Jungfrauen zu geben hatten, so lange der Minotauros (s. d.) lebte, welchem sie zur Nahrung bestimmt waren. (Siehe Theseus.) M. zog sich den Zorn des Poseidon zu, welcher ihm früher sehr günstig gewesen. Als nämlich der erste Beherrscher von Kreta, Asterion, gestorben war, suchte M. die

Herrschaft an sich zu reißen, u. um das Volk für sich zu gewinnen, sagte er, die Götter würden ihm jeden Wunsch gewähren; er bat den Neptun, einen Stier aus den Fluthen steigen zu lassen, damit er ihm ein würdiges Opfer bringen könne. Seine Bitte wurde in der That erfüllt: das Wunder bewog die Kreter, ihn zum Könige zu wählen; da er jedoch den Stier nicht opferte, sondern ihn zu seinen Rinderheerden brachte, bewirkte der erzürnte Gott, daß sich Pasiphaë in ihn verliebte u. daß er darauf wüthend ward u. Alles zerriß, bis Herakles ihn lebendig fing und nach Griechenland brachte. Derjenige, durch dessen Hülfe M.'s Gattin ihre Wünsche befriedigte, war Daedalos, an welchem M. Rache zu nehmen beschloß; doch entfloß derselbe u. zwar, da M., dieß zu verhindern, die ganze Insel rings besetzt hatte, durch die Lust, indem er sich Flügel machte u. auf diesen davon flog. M. verfolgte ihn bis zum Könige Kokalos in Sicilien; hier aber ward er auf Dädalos Veranstaltung im Bade erstickt.

Minotaurus, ein Ungethüm, halb Mensch, halb Stier, Sohn der Pasiphaë, der Gattin des Minos u. eines Stiers (s. Minos), war im Labyrinth zu Kreta eingesperrt u. wurde mit den Jünglingen u. Jungfrauen gefüttert, welche Athen den Kretensern alljährlich als Tribut liefern mußte, bis Theseus (s. d.) ihn mit Hülfe der Ariadne (s. d.) erlegte.

Minsk, ein Gouvernement in Rußland, zwischen der Dwina u. dem Dnjepr, mit 1628 □ Meilen u. 950,000 Einwohnern, ist eben, bewaldet, sumpfig u. liefert Getreide, Flachs, Hopfen, gute Pferde etc. Die gleichnamige Hauptstadt, am Swiſſelothsch, Sitz eines griechischen u. katholischen Bischofs, hat 14 Kirchen, Gymnasium, Kreisschule, Fabriken u. 24,000 Einwohner.

Minstrels, s. Troubadour.

Minturnä, Stadt im Alterthume, auf der Gränze zwischen Latium u. Campanien, eine Colonie der Ausoner u. seit 297 vor Christo römische Colonie. Hier Schlacht (340 vor Chr.) der Römer gegen die Latiner u. Campaner. Bei M. wurde Marius (s. d.) gefangen. Noch jetzt sieht man Ruinen von Amphitheatern, Aquäducten etc. bei Trojetta.

Minucius Felix, Marcus, Sachwalter zu Rom, einer der Apologeten des Christenthums, aus Afrika gebürtig, lebte um 220 nach Chr. u. schrieb unter dem Titel: „Octavius“ eine Vertheidigung der christlichen Lehre in einem gelungenen Dialog, nur zu oft im declamatorischen Ton u. nicht immer befriedigend in der Beweisführung. Diese Schrift wurde zuerst mit dem Arnobius (Rom 1543, Fol.), dann öfter, unter Anderen von Lindner (Langensalza 1760, 2. Auflage 1773) u. Muralto (Zürich 1836), herausgegeben u. von Lückert ins Deutsche übersetzt (Leipzig 1836). Vergleiche Meier „Du Minutio Felice“ (Zürich 1834).

Minus, ein mathematischer Ausdruck, dargestellt durch einen wagerechten Strich (—), welcher einer, von einer anderen abzuziehenden, Größe vorgesetzt wird. In der Lehre von den entgegengesetzten Größen werden die negativen mit dem Zeichen M., die positiven dagegen mit dem Zeichen Plus (+) bezeichnet.

Minuskel, s. Mönchsschrift.

Minute, 1) in der Zeitrechnung der 60. Theil einer Stunde; 2) in der Kreiseintheilung der 60. Theil eines Grades (s. d.); — 3) in der Baukunst der 30. Theil eines Modells (s. d.); — 4) in der Malerei nennt man M. die kleineren Theile, wonach die Verhältnisse des menschlichen Körpers bestimmt werden, von denen 48 auf eine Kopflänge gehen. — **M. nglas**, eine kleine Sanduhr, die nur eine M. lange läuft u. namentlich bei den Lootsen (s. d.) in Anwendung ist.

Minutoli, Heinrich, Freiherr von Menu, geboren zu Genf 1772 aus einer Savoyischen Familie, trat frühe als Lieutenant in preussische Dienste bei der Magdeburger Jüßler-Brigade, ward Capitän bei dem Cadettencorps und Gouverneur des Prinzen Karl, Sohnes des Königs, und stieg bald zum General. 1820, nachdem er sich kurz vorher mit einer verwitweten Frau von Waddorf, geborenen Gräfin Schulenburg, verheirathet hatte, unternahm er mit dieser, vom

Könige unterstützt, eine Reise nach Aegypten. 1822 kehrte er nach Berlin zurück. Ein Theil seiner Sammlungen ging durch Schiffbruch verloren; was gerettet wurde, kaufte der König von Preußen für 22,000 Thaler für das Museum. Er nahm als Generallieutenant seinen Abschied u. lebt jetzt zu Lausanne. Er schrieb: Betrachtungen über die Kriegskunst, Berlin 1799, 3. Auflage, 1816; Reise zum Tempel des Jupiter Ammon u. nach Oberägypten 1820, herausgegeben von Tölkken, Berlin 1824, 4.; Nachträge dazu, Berlin 1827; Dasselbe im Auszuge, Berlin 1825; Beiträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelm III., Berlin 1843. Seine Frau schrieb französisch: Reise nach Aegypten, Paris 1827, deutsch von W. von Gersdorf, Leipzig 1829; Militärische Erinnerungen, Berlin 1845.

Minyas, König von Boeotien, Sohn des Chryses, und also ein Enkel des Neptun; nach ihm nannte sich das Volk der Minyer (s. d.). Er besaß so große Reichthümer, daß er Alle vor ihm an Reichthum übertraf u. der Erste war, welcher ein Behältniß zu seinen Schätzen erbauen ließ; diese Schatzkammer muß gewaltig groß gewesen seyn, da Pausanias sie den Pyramiden gleichstellt. Des M.s Sohn war Orchomenos, der eine Stadt seines Namens erbaute. — 2) M., Enkel des Vorigen, König zu Orchomenos, Vater der Leukippe, Alkathoe und Arsippe, denen ihre Emsigkeit das Leben kostete, indem sie versäumten, an dem Feste des Bacchos Theil zu nehmen. Der Gott forderte sie selbst auf, u. da sie nicht augenblicklich folgten, verwandelte er sich in einen Panther. Das Entsetzen machte sie rasend — so zerriß z. B. Leukippe ihren eigenen Sohn. Merkur erbarmte sich ihrer u. verwandelte sie in Vögel. Die drei Töchter hießen zusammen Minyaden. — 3) M., Vater der Klymene, welche, mit Jasos vermählt, die kalydonische Jägerin Atalante erzeugte.

Minyer, ein Beinamen der Argonauten, weil sie größtentheils diesem Volke (den M.n) angehörten; eben so werden zuweilen die Söhne der Argonauten, welche die Lemniennen gebaren, genannt.

Minze (*mentha viridis* oder *Menthaster*), eine in ganz Deutschland, besonders an feuchten Orten, wachsende Pflanze, mit lanzettförmigen, scharfgesägten, dunkelgrünen, der Pfefferminze ähnlichen Blättern u. röthlichen, quirlförmig in 2—4 Aehren an den Stengelspitzen sitzenden Blüthen. Das in der Pflanze enthaltene ätherische Del gibt ihr einen stark gewürzhaften Geruch, weshalb der Theeausguss von den Blättern zuweilen als Hausmittel gebraucht wird; in der Medizin wird sie nicht angewendet. Wegen anderer Arten dieser Pflanzengattung verweisen wir auf die Artikel Krähenm., Pfefferm.

Miosis, s. Meiosis.

Miquelets, heißen die durch ihre Jagdfertigkeit im Fern- u. Zielschießen eingeübten Schützen der spanischen Pyrenäen, welche dort eine Art Landwehr bilden und in den Kriegen in Navarra und Catalonien oft gegen Frankreich gute Dienste leisteten.

Mirabeau (Honoré Gabriel Victor Riquetti, Graf von), ein Name, der in gleich hohem Grade Bewunderung und Abscheu erregt hat. M. stammte aus einer berühmten Familie u. ward am 9. März 1749 auf dem Schlosse Bignon in der Provence geboren. Sein Vater, Victor Riquetti, Marquis de M., Physiokrat und Verfasser des Buches: „L'ami des hommes,“ ein Haus- Tyrann, der gegen seine eigene Familie 54 Lettres de cachet auswirkte, starb zu Paris am 13. Juli 1789. Die Natur gab seinem Sohne heftige Leidenschaften zu dem Körperbaute eines Riesen. In seinem 15. Jahre kam er in eine Pension, wo er Mathematik studirte, einige Fortschritte in Musik u. Zeichnen machte u. mit Lust u. Leichtigkeit körperliche Uebungen trieb. Aber seine jütlche Bildung ward ganz vernachlässigt. Schon jung von Ehrgeiz angefeuert, suchte er Ruhm durch Schriftstellerei zu erwerben u. versfertigte unter anderen ein Lobgedicht auf den großen Condé. Nach beendigten Schuljahren trat er in Militärdienste und wurde hier im Umgange mit sittenlosen Offizieren mit allen Lastern bekannt,

welche damals für hohe Geistesbildung galten. In der Jugend äußerst streng von seinem Vater gehalten, durchbrach nun seine Leidenschaft alle Schranken der Sittlichkeit. Was sein Offizierleben begonnen, vollendete die Liebe, die ihn zuerst mit seinem Vater entzweite, welcher den Sohn tyrannisch verfolgte u. ihn in die Festung der Insel Ré einsperren ließ, von wo sich M. nach den holländischen Colonien einschiffen sollte. Doch gelang es den Bemühungen seiner Freunde, ihn zu befreien. Der Despotismus des Vaters, der die königliche Gewalt gegen ihn gebraucht hatte, machte ihn zum Feinde derselben u. war wahrscheinlich die erste Veranlassung zur Entwicklung seiner Ansichten über politische Freiheit. Nach seiner Entlassung ging er als Freiwilliger nach Corsika, zeichnete sich durch Muth aus u. schrieb eine Denkschrift über den corssischen Krieg u. über die Mißbräuche der genevesischen Aristokratie, die er seinem Vater übergab, der sie aber vernichtete. Da ihm sein Vater keine Compagnie kaufen wollte, trat er, wiewohl ungern, aus dem Heere u. widmete sich der Landwirthschaft. Ein Rechtshandel u. Familien- Unglück verbitterten ihm auch diese an sich schon lästige Lage. 1771 heirathete er zu Mir das reiche u. liebenswürdige Fräulein v. Marignan; aber trotz einer Morgengabe von 6000 Livres jährlicher Einkünfte stürzte ihn seine Verschwendung in eine Schuldenlast von 160,000 Livr. Dieß wurde der Grund seines unglücklichen Schicksals. Sein rauher Vater beschränkte ihn mittelst eines vom Chatelet in Paris ausgewirkten Interdicts. Seiner Frau, von der er im Mai 1774 einen strafbaren Briefwechsel entdeckte, verzieh er, dem es nicht ziemte, strenge zu seyn, großmüthig. Bald darauf verließ er den ihm von seinem Vater gegentlich angewiesenen Ort seines Aufenthaltes, worauf dieser sich eine größere Vollmacht über ihn ertheilen u. ihn endlich 1774 im Schlosse Jf gefangen setzen ließ. Ein Liebeshandel mit einer hübschen verheiratheten Gefangenwärterin zog ihm strenge Aufsicht zu. Sein Vater warf ihm Unthätigkeit vor. Er vertheidigte sich durch seinen schon im 21. Jahre angefangenen „*Essai sur le despotisme*“ (Paris 1775). Dieß erbitterte seinen starrsinnigen Vater noch mehr, der ihm 1775 das feste Schloß Jour bei Pontarlier zum Aufenthalte anwies. Hier sah M. zuerst Sophie de Ruffen, die Gattin des 70jährigen Präsidenten Lemoimier. Sie war zärtlich; M.s Leidenschaft für sie wurde bald äußerst heftig. Doch die Verfolgungen seines Nebenbuhlers, des Schloß-Commandanten St.-Maurice, sowie seines Vaters, nöthigten ihn zur Flucht nach Dijon. Die Geliebte folgte, ward aber von ihrer Mutter verrathen. M. sollte auf Betrieb seines Vaters wieder eingesperrt werden, als der Minister Malesherbes, welcher für den jungen Marquis viel Wohlwollen hatte, ihm den Wink geben ließ, ins Ausland zu flüchten. Er entkam glücklich nach der Schweiz, wohin ihm Sophie, die in ein Kloster gesperrt werden sollte, folgte. M. ward vom beleidigten Gatten der Entführung u. des Raubes angeklagt, zum Tode verdammt und in effigie gehängt. Unter dem Namen St.-Mathien lebte er von 1776—78 mit seiner Freundin in Holland verborgen u. gebrauchte seine Feder, um für den Buchhändler Changwon zu übersetzen, Denkschriften zu entwerfen u. s. w. Bemerkenswerth ist unter anderen seine „*Histoire d'Angleterre trad. de l'anglais de Mad. Mavaulary*“ (Amsterd. 1777). Pamphlets wider seinen Vater erzünten diesen so sehr, daß er Alles aufbot, den Wohnort seines Sohnes zu entdecken, was ihm endlich 1778 gelang. Nun bewirkte derselbe, daß man das Völkerrecht verletzte und Polizeiagenten mit einem Lettre de cachet nach Holland sandte, welche die Verhaftung M.s sammt seiner Geliebten ausführten, ohne daß die holländische Regierung dagegen Einsprache that. M. ward in den Gefängnisthurm zu Vincennes gebracht; Sophie aber bis zu ihrer Niederkunft unter Polizeiaufsicht gestellt und nach ihrer Entbindung von einer Tochter in das St.-Claren Kloster gesperrt. In jener beinahe dreijährigen Gefangenschaft schrieb er seine berühmten „*Lettres à Sophie écrites du donjon de Vincennes*“ (Paris 1777—80, 2 Bde.; neue Ausg., Par. 1820), welche mit der Begeisterung der Leidenschaft, in tiefer Einsamkeit geschrieben, nur Gefühl, Schwärmerei und Zärtlichkeit athmen. Hier verfertigte er überdieß seine Ver-

theidigungsschrift, ein Meisterstück des Styls und der Logik, gegen seinen Vater. Ungeachtet man ihm Schreibmaterialien versagte, schrieb er auf die herausgerissenen weißen Anfangs- u. Endblätter der ihm zugestandenen Bücher seine „*Erotica biblica*“ (Paris 1792), ein originelles Werk, zu dem ihm die Commentare des Calmet über die heilige Schrift den Stoff lieferten; entwarf eine Grammatik u. eine Abhandlung über die Mythologie; übersetzte den lateinischen Dichter Johannes Secundus u. schrieb das männlich kräftige Werk: „*Des lettres de cachet*“ (2 Bde., Hamburg 1782), das er, in dem Futter seiner Kleider verborgen, mit aus dem Gefängnisse nahm. Endlich lösten die Richter, welche in den Verfolgungen des Vaters, der selbst unsittlich lebte, nur Haß u. Rache sahen, 1780 des Sohnes Fesseln. Hierauf lebte M. 16 Monate im väterlichen Hause u. ging 1782 nach Pontarlier, wo er die Cassirung des gegen ihn erlassenen Todesurtheils nur mit großer Mühe bewirkte. Zugleich erhielt Sophie ihr Heirathsgut u. ihre Freiheit wieder. In die Provence zurückgekehrt, scheiterte ein Ausöhnungsversuch mit seiner Frau an der Hartnäckigkeit ihrer Verwandten und hatte einen scandalösen Proceß zur Folge, den M. verlor. Nun ging er nach London. Seine Briefe beweisen, daß er, einige gute Einrichtungen ausgenommen, eben nicht günstig über England urtheilte. Auch schrieb er daselbst die „*Considérations sur l'ordre de Cincinnati*“, London 1785, einen Orden, den er als den militärischen Anfang einer Aristokratie für das freie Nordamerika mißbilligte: ein Urtheil, welches von der Republik nicht unbeachtet blieb; „*De la reforme des Juifs et sur Moses Mendelsohn*“ (ebend. 1785) „*Doutes sur la liberté de l'Escaut*“ (Paris 1785); *Lettre à l'Empereur Joseph II.*“ (London 1785) beide gegen Josephs Plan, die Schelde frei zu machen, so wie gegen Linguets bekannte Schrift über diesen Gegenstand gerichtet. Auch war er Mitarbeiter an der in London erschienenen französischen Zeitschrift „*Le courrier de l'Europe*.“ Ferner gab er heraus: „*De la caisse d'escompte*“ und „*De la banque de St. Charles*“ (Paris 1785), in welchen, so wie in der Schrift über die actions des eaux, er sich über die Ursachen des öffentlichen Credits u. des Wuchers mit Staatspapieren, nach Ad. Smiths Grundsätzen, mit vieler Beredsamkeit verbreitete. Dieß u. die jährlichen Schilderungen berühmter Personen brachten seine Schriften in Ruf. Gleichwohl hielt er vergebens bei dem Finanzminister Calonne um die Consulstelle in Danzig u. Hamburg an. Sein Talent fürchtend, entfernte man ihn 1786 nach Berlin mit geheimen Aufträgen, die mehr gefahr- als ehrenvoll waren. Hier verfaßte er, mit Mauvillon's und Anderer Hülfe, das geistvolle Werk: „*De la monarchie Prussienne, sous Frédéric le Gr.*“ 4 Bde., London (Paris) 1786, 4.; deutsch von Mauvillon u. F. v. Blantenburg (4 Thle., Braunschweig u. Leipzig 1793—96), in welchem er die näheren Umstände jenes innern Mangels zeigt, auf welchen blendende Größe gegründet war und die seinen Kentseile, welche jenes Räderwerk von Staat zum Erstaunen Aller bewegen. Vorzüglich bewundert man seine Schilderung Friedrichs II., welcher M.'s Genie zu schätzen wußte. Im nämlichen Jahre erschien noch sein „*Lettre sur Cagliostro et Lavater*.“ Von Friedrich Wilhelm II. ward ihm indeß, gleich nach dessen Thronbesteigung, der Befehl, die preussischen Staaten unverzüglich zu verlassen. Nach mehreren Liebesabentheuern und anderen Zufällen kam M., ohne einen Sous in der Tasche, zu Fuß in Paris an (1787). Hier schrieb er eine Fortsetzung seiner „*Dénonciation de l'agiotage*“ (London 1788). Aber die Kühnheit, mit welcher er diese privilegierte Geißel angriff, zog ihm einen Verhaftbrief zu, dem er jedoch glücklich entging. Hierauf schrieb er „*Conseils à un jeune prince, qui veut faire son éducation*“ (ebend. 1788); „*Avis aux Bataves*“ (Paris 1788). Damals erschienen auch die von ihm im Vertrauen an Calonne geschriebenen Briefe über den preussischen Hof (*Histoire secrète de la cour de Berlin, ou corresp. d'un voyageur français, depuis le 5 Juill. 1786 jusqu'au 19. Janv. 1787*,“ ebend. 1789, 2 Thle.). M. sagte darin u. A.: „*Tener Tag war der glücklichste meines Lebens, an dem ich die Berufung der Notabeln erfuhr. Sie wird ohne Zweifel die Reichsversammlung zur Folge haben. Ich*

sehe darin eine neue Ordnung, die Umbildung der Monarchie; und ich würde mich überaus glücklich schätzen, die unterste Stelle eines Sekretärs in dieser Versammlung, von der ich die erste Idee gehabt, zu bekleiden.“ Als nun die Reichsstände wirklich berufen wurden, ging M. nach der Provence, um gewählt zu werden. Jenes letztgenannte Werk verwickelte ihn in einen Prozeß; doch ein Verhaftsbefehl sollte den gefährlichen Mann noch vor dem Urtheil nach Indien bringen. Auf die Nachricht hiervon eilte er nach Paris u. bewirkte durch seine Bekanntschaft mit Talleyrand u. dem Herzoge von Lauzun, daß der Befehl dazu zurückgenommen wurde. Nun begab sich M. wieder in die Provence, wo ihn der Adel zu wählen verschmähte. Da setzte er seine Wahl durch den 3. Stand durch u. kaufte, um dieß zu können, einen Tuchsaden. In die Reichsversammlung aufgenommen, beherrschte er sie ganz durch seine feurige Beredsamkeit u. lichtvollen Vortrag. Die wichtigsten Beschlüsse, welche die constituirende Versammlung faßte, gingen auf seinen Antrag durch. Sein sehr kühnes Wort zeigte zuerst der Reichsversammlung das Geheimniß ihrer Kraft u. die Schwäche des Hofes. Uebrigens gerieth er hier in einen besondern Konflikt. Royalist durch Grundsätze, Neigung u. Erziehung, Aristokrat in seinem Privatleben, war er, von der Zeit fortgerissen, von dem Hofe beleidigt, von seinen Standesgenossen verachtet, gezwungen zum Demokratismus übergetreten, und entriß in der ersten Zeit der Revolution dem Königthume immer einen Glanz nach dem andern. Den Lockungen des Herzogs von Orleans, der ihn zu seiner Partei hinüber zu ziehen strebte, widerstand er. Als die Revolution für die Monarchie immer gefährdender wurde, wollte er endlich, aber leider zu spät, ihre verderbliche Richtung hemmen. Da sprach er die prophetischen Worte aus: „La revolution de France fera le tour d'Europe,“ Worte, deren Wahrheit erst heutzutage, — nachdem Italien in Flammen steht, Frankreich durch eine dritte Revolution den Bürgerkönig Ludwig Philipp abgesetzt und dadurch Deutschland aus langem Schlummer geweckt hat zu einem Erwachen, von dem alle Theile des Gesamtvaterlandes bereits Beweise an den Tag gelegt haben — zur vollen Geltung zu gelangen scheinen. Mitten in der Parteiwuth erkannte M. die Gefahren der Anarchie, und mehr als einmal sagte er: „Es ist nur ein Schritt vom Capitol zum trapejischen Felsen.“ Endlich entschloß sich der Hof, ihn durch Bestechung zu gewinnen, was auch gelang. M. schilderte dem Könige die Lage der Dinge u. entwickelte die Art, wie er ihm dienen könne. Selbst die Königin ward durch seine Beredsamkeit hingerissen, obschon sie Anfangs einen Schauer vor ihm fühlte. Bald ahnte das Volk jedoch M.'s Verbindung mit dem Hofe u. schon erhob sich die öffentliche Meinung wider ihn, als er, erst 42 Jahre alt, den 2. April 1792 an einem Entzündungsstiche starb. Seine letzten Worte waren: „O Gott! warum muß auch die Monarchie mit mir zu Grabe gehen? Unglückliches Königthum! um dich wird jetzt mit Würfeln gespielt werden.“ Sein Leichnam wurde feierlich im Pantheon beigesetzt. 1800 befaßl Bonaparte, seine Bildsäule unter denen der großen Männer aller Nationen in den Tuileries aufzustellen; ebenso ward 1834 seine Büste im historischen Museum zu Paris aufgestellt. Seine Reden sind gesammelt in der Schrift: „M. peint par lui-même (1791, 4 Bände); und „Collect. compl. des travaux de M. à l'assemblée nationale, par Mejean“ (1791 fg., 5 Bde.); „Lettres inédites de M., publ. par Vitry“ (Paris 1801, 2 Bde.); seine „Oeuvres oratoires,“ vollständig Paris 1819, 2 Bde., und „Oeuvres choisies de M.,“ 1820. Die Autorschaft mehrerer unzüchtigen Romane hat er stets abgeläugnet. Die 5. Lieferung der „Mémoires des contemporains“ (Paris 1824) besteht aus 4 Thln. 5. „Mem. sur M. et son époque, sa vie littéraire et privée etc.“ Ferner „Biographical anecdotes of the Founders of the French-Republic.“ (2 Bde.), dann „Zeitgenossen,“ Neue Reihe, 18., u. Geschichte der französischen Revolution von Dahlmann. MM.

Miranda, 1) Saa de, Francesco, einer der berühmtesten portugiesischen Dichter, geboren zu Coimbra 1495, lehrte daselbst einige Zeit die Rechte, bereiste Spanien u. Italien, erhielt nach seiner Rückkehr eine Comthurei, lebte auf seinem

Landgute Tapada bei Ponte de Lima u. starb 1558. Der größte Theil seiner Gedichte ist spanisch; im Portugiesischen gilt er noch heut zu Tage als classischer Schriftsteller. Als Lyriker zeichnet er sich durch einfache Würde, als Idyllendichter durch Gefühl u. Pathos aus. In vielen seiner Gedichte findet man sehr bezeichnende Züge gegen einige vornehme portugiesische Höflinge. Auch einige Komödien hat man von ihm. „Obras“ Lissabon 1595 oft; 1784, 2 Bde. Seine Satyren besonders, „Satyras“, Porto 1626. — 2) M., Don Francesco, General, geboren in Peru, kam nach einem verunglückten Versuche, Südamerika von der spanischen Herrschaft zu befreien, nach Europa, wo er verschiedenen Höfen (London, Petersburg) Pläne zur Losreißung der spanischen Colonien vom Mutterlande mittheilte, in Frankreich aber bald das geeignetste Werkzeug zu erblicken glaubte. Er begab sich deshalb 1792 nach Paris, trat mit Pétion u. den Girondisten in Verbindung u. erhielt mittlerweile selbst eine Anstellung als Divisionsgeneral unter Dumouriez. Sein Benehmen bei Mastricht u. bei Meerwinden war wenig ruhmvoll; zugleich gerieth er wegen politischer Intriguen in Gefangenschaft u. erhielt, als er sie 1794 erneuerte, den Befehl, Frankreich zu verlassen. Zum zweiten Male 1797 zur Deportation verurtheilt, entkam er nach England, mußte 1804 Paris abermals verlassen und versuchte von 1806—11 das spanische Amerika zu revolutioniren. Mit englischer u. nordamerikanischer Hülfe gelang ihm die Errichtung einer Consularregierung in Caraccas; doch die Obmacht der Spanier bewältigte ihn fast, als er von seinen eigenen Landsleuten ausgeliefert u. nach Cadix abgeführt wurde, wo er nach 4jähriger strenger Gefangenschaft 1816 im Kerker starb.

Mirandola, Stadt u. Bischofsitz im Herzogthume Modena, mit 6000 Einwohnern, früher Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft, seit 1619 Herzogthum, das 1710 an Modena kam.

Mirandola, Johann, Pico von, s. Pico (Johann) von Mirandola.

Misanthropie nennt man jene Gemüthsverstimmung, bei welcher der damit Behaftete von seinen Mitmenschen Nichts wissen will u. am liebsten für sich allein bleibt. Man kann zwei Grade der M. unterscheiden: der mindere Grad, die Menschen scheu, äußert sich durch das Bestreben stets allein zu seyn; der Misanthropische dieses Grades flieht alle Geselligkeit, mißtraut Allen, mit denen er nothgedrungen in Berührung kommt und fühlt sich nur in der Einsamkeit behaglich. Diese M. ist häufig die Folge langer Einsamkeit oder übler Begegnung von Seiten der Umgebung, besonders bei unbehüllichen, wenig gebildeten Menschen. Der höhere Grad der M., der Menschenhaß, äußert sich durch Verachtung u. Haß gegen Alles, was dem Menschengeschlechte angehört, oder von diesem ausgeht. Meistens ist diese M. Folge erlittenen Unrechts oder starken Getäuschtwerdens von Seiten eines oder mehrerer Menschen, indem der hiedurch gegen Einzelne erregte Haß sich auf das ganze Menschengeschlecht ausdehnt u. in jedem Menschen den haßwürdigen Urheber des erlittenen Unrechts erblickt. Die M. ist immer Folge einer Kränkung des Gemüthlebens, hängt aber häufig mit körperlichen krankhaften Zuständen, namentlich Störungen der Unterleibsfunktionen, zusammen; sie ist auch in ihren niederen Graden als beginnende Geistesstörung zu betrachten, wird aber zur offenkaren in ihren höheren Graden, u. kann dann leicht in andere Formen derselben übergehen.

E. Buchner.

Miscellaneen, s. v. a. vermischte Schriften.

Mischna, s. Talmud.

Miserere heißt, vom ersten Worte desselben, der in der Kirche so hoch berühmte u. vielgebrauchte 50. Psalm Davids, in welchem dieser, obwohl er durch Nathan, den Propheten, der göttlichen Verzeihung bereits versichert worden war, dennoch aus der Tiefe seines reuerfüllten Herzens um Erbarmung rief und um Wiedereinsetzung in jenen herrlichen Stand der Gnade Gottes bat, in welchem er ein Mann nach dem Herzen Gottes war. Dieser Psalm gehört zu den 7 Bußpsalmen und findet viele Anwendung in der Liturgie der katholischen Kirche. T.

Miserere nennt man das Erbrechen von kothigen Massen, welches unter

unsäglicher Angst, gewöhnlich bei gleichzeitig vorhandener hartnäckiger Stuhlverstopfung, statt hat. Die Ursache des M. liegt in mangelhafter oder gestörter Darmthätigkeit, in deren Folge, statt der normalen Fortbewegung des Inhalts der Därme nach unten (peristaltische Bewegung), eine Bewegung desselben nach aufwärts (antiperistaltische Bewegung) eintritt. M. entsteht demnach, wenn ein Theil des Darms gelähmt ist, wie in der Darmgicht (Ileus), oder wenn der Durchgang des Darms gehemmt ist durch Bruchinklemmung, Darmeinschiebung, fremde Körper (zusammengeballte Würmer, harte Kothe Massen), oder durch organische Veränderungen des Darms, so bei Darmkrebs u.; endlich kann M. bei jeder heftigen Darmentzündung, die in Brand übergeht, entstehen. Das M. ist immer im höchsten Grade gefährlich und endet, wenn die Ursache nicht bald beseitigt wird, meistens mit dem Tode; daher denn auch der Name von dem Gebete „Miserere mei,“ „Erbarme dich meiner.“

E. Buchner.

Mißes, s. Fechner.

Misogynie, Weiberhaß, hat seinen Grund theils im Verstande u. Gefühle, theils in körperlichem Unvermögen zur Befriedigung des geschlechtlichen Umganges, theils endlich in der Gewohnheit widernatürlicher Befriedigung desselben. Liege der Grund übrigens, wo er wolle: immer wird der Misogyn eine traurige Erscheinung seyn, und nur höchst selten haben Heilversuche ein befriedigendes Ergebnis geliefert.

Misologie, Vernunfthaß, besonders, sofern man der Vernunft alle Fähigkeit abspricht, in Sachen der Religion ein Urtheil abzugeben.

Mispel ist die Frucht des mit der Birne u. dem Weißdorn verwandten M., Mespel- oder Resselbaumes (*Mespilus Germanica* L.), welcher in schattigen Wäldern des südöstlichen Deutschlands und des wärmeren Europa, als ein 6—12 Fuß hoher Strauch wild wächst, aber auch häufig in Gärten gezogen wird. Im letzteren Falle erreicht er eine Höhe von 16—18 Fuß, verliert die großen glänzenden Dornen, mit denen die Zweige des wilden einzeln besetzt sind u. wird dann gewöhnlich große holländische oder Garten-M., auch Lichtenberger M. (*M. Germanica diffusa* oder *M. hortensis*) genannt, dessen Früchte fast die Größe eines Vorstorferapfels erreichen. Der Baum bekommt auf den Zweigspitzen große weiße Blüten u. runde oder birnförmige, oben abgestuzte und mit Kelchblättern gekrönte Früchte, welche sich bei der Reife im Herbst braun färben, aber nicht eher genossen werden können, als bis sie einen schwachen Nachtfrost erhalten u. teig geworden sind. Sie haben 5 harte Samenkerne; doch gibt es auch eine Abart ohne Kerne, welche nur halb so groß, aber zarter u. feiner von Geschmack sind, als die Garten-M. Viele andere Arten werden als Ziersträucher in Parkanlagen u. angepflanzt. Das weiße, feste u. zähe Holz wird zu Drechsler-, kleinen Tischler- u. Geschirrarbeiten, die jungen wilden Stämme zu Feitschensteden u. dgl. benützt.

Mißsalle, Meßbuch, ist das unter kirchlicher Auktorität verfaßte u. in Druck gelegte Buch, das die für jeden Tag bestimmten Meßformularen, so wie die gewöhnlichsten Weihungen u. Segnungen, auch einen kurzen Kirchenkalender u. die Vorschriften oder Rubriken enthält, welche Ceremonien bei der Messe u. den im M. enthaltenen Weihungen u. Segnungen zu beobachten seien. Auf sie hat vor Erfindung der Buchdruckerkunst der Kunsstüm u. der Fleiß der Mönche besonderen Bedacht genommen u. noch findet man in Klosterbibliotheken geschriebene Meßbücher, deren Pracht u. Schönheit uns von dem Fleiße u. der Kunstfertigkeit der Verfertiger einen hohen Begriff geben.

T.

Mißgeburt, nennt man im engeren Sinne solche angeborene Abweichungen von der normalen Menschengestalt, daß Zweifel entstehen, ob das Geborene als Mensch zu betrachten sei; im weiteren Sinne nennt man aber M. oder Mißbildungen alle angeborenen Deformitäten (s. d.). In älterer Zeit hat man die M. vielfach nach ihrem Grade eingetheilt; überhaupt legte man denselben weit größeren Werth bei, indem man sie als Ergebnis einer fleischlichen Vermischung

zwischen Menschen u. Teufel, oder zwischen Menschen u. Thieren betrachtete, u. daher jede Mutter einer M. als eine große Verbrecherin ansah. Die mehr geläuterte Naturforschung unserer Zeiten hat aber auf das Ueberzeugendste nachgewiesen, daß von einer fruchtbaren Vermischung nur bei Individuen derselben Art (*species*), oder höchstens bei Individuen sehr nahe stehender Arten derselben Gattungen (*genus*) die Rede seyn könne, wie zwischen Pferd u. Esel, oder zwischen Zeisig u. Kanarienvogel; daß aber von einer fruchtbaren Vermischung zwischen Mensch u. Thier, oder gar zwischen Teufel u. Mensch in keiner Weise die Rede seyn könne. Die Naturforschung hat ferner nachgewiesen, daß die Mehrzahl der M.en Bildungshemmungen (Hemmungsbildungen) darstellt, indem die M. jenen Zustand zeigt, in welchem das Individuum das normale Verhalten auf einer früheren Entwicklungsstufe sich befindet u. in welchem es durch irgend ein Ereigniß festgehalten u. in seiner weiteren Bildung gehemmt ward, so Hasenscharte, Wolfsrachen u.; — eine andere Ursache der M. liegt in dem Zusammenwachsen zweier oder mehrerer Embryonen, wo denn ein mehr oder minder großer Theil des einen Leibes verloren geht u. die übrigbleibenden Theile als Ueberfluß erscheinen, so die M. mit 2 Köpfen, 3 Armen u. In anderen Fällen, die übrigens zu den geringsten Graden der Mißbildungen gehören, finden sich kleine Anhängsel, ein sechster Finger u., oder kleine Abweichungen in der Form oder Farbe einzelner Theile, die auf keine bestimmte Ursache zurückgeführt werden können u. wohl als Spiel der Natur betrachtet werden müssen. Daß hier, wie überhaupt bei der Entstehung der M., das sogenannte Versehen (s. d.) eine große Rolle spiele, läßt sich bei vorurtheilsfreier Erwägung der vorhandenen Thatsachen nicht läugnen. Man hat die M.en nach ihrer äußeren Erscheinung eingetheilt in M.en bedingt durch mangelnde Theile (*monstrositates per defectum*) u. in M. mit überzähligen Theilen (*m. per excessum*), u. endlich in M. mit verkehrter Lage einzelner Organe (*m. per situm partium mutatum*). In der gerichtlichen Arzneifunde ist die Lehre von den M. von Alters her eine sehr ausgebildete; die heut zu Tage noch in Betracht kommenden und gegebenen Falls durch den Gerichtsarzt zu lösenden Fragen sind: 1) ob der vorliegenden M. menschliche u. 2) ob ihr bürgerliche Rechte zukommen. — Auch bei Thieren u. Pflanzen gibt es M.en.

E. Buchner.

Mißheirath (*disparagium, mésalliance*), nennt man eine solche Ehe, welche von einer Person von hoher Geburt mit einer andern unter ihrem Stande, namentlich von einer adeligen mit einer nicht adeligen geschlossen wird. Ursprünglich waren bei den germanischen Völkern nur Ehen zwischen Freien und Unfreien gesetzwidrig und die aus einer solchen Ehe erzeugten Kinder folgten, wie der alte Rechtsatz sich ausdrückt „der ärgeren Hand“; später wurde diese Ansicht auf die Ehen zwischen den Adeligen u. Nichtadeligen übertragen u. die Kinder aus solchen gingen vieler Adelsrechte verlustig. Karl VI. verbot in seiner Wahlcapitulation förmlich jene Ehen, welche Personen von adeliger Geburt mit Personen vom bürgerlichen Stande eingehen. Jetzt denkt man über solche Ehen auch in Deutschland (beim englischen Adel ohnedieß) ganz anders, und die M.en haben nur noch bei den Gliedern der regierenden Häuser u. bei den, durch die Bundesakte für ebenbürtig erklärten, standesherrlichen Familien praktische Folgen. — Es versteht sich übrigens von selbst, daß diese Folgen nur bürgerlicher Art sind. Auf die kirchlichen Wirkungen der Ehe haben dieselben keinen Einfluß, u. in christlich-kirchlicher Beziehung ist eine solche Ehe gültig, wenn nur alle gesetzlich vorgeschriebenen Förmlichkeiten hiebei beachtet worden sind und sonst kein trennendes Ehehinderniß entgegensteht.

Missionen, Geschichte der katholischen. Die Kirche selbst ist eine M., eine von Gott ausgehende Sendung an die Menschen. Darum war ihr erstes Auftreten (Apostelg. 2, 14. f.) die Erfüllung ihres M.s=Berufes, u. alle Jahrhunderte ihres Bestehens hindurch ist sie diesem ihrem wesentlichen Berufe getreu geblieben. Ihre Sendung ist nicht von dieser Welt, sondern von Gott; aber sie ist

an die Welt u. für die Welt. Außer der Bekehrung der Völker hat sie noch einen andern eben so wichtigen Beruf. Sie soll nicht nur die Menschen zum Reiche Gottes führen, sondern sie soll dieses Reich auch auf Erden erhalten u. im Innern immer herrlicher ausbauen, sowie Gott selbst diese sichtbare Welt nicht allein erschaffen hat, sondern sie auch erhält und regiert. In dem ganzen Leben der Kirche werden wir daher diese beiden Thätigkeiten, die schöpfernde u. die erhaltende, ausbauende u. regierende wesentlich mit einander verbunden sehen; nur daß in einem Abschnitte der Geschichte diese, in einem andern Abschnitte jene die vorwiegende ist u. in ihren Ergebnissen die innere Herrlichkeit der Kirche am glänzendsten sich offenbart. Aus der erhaltenden Thätigkeit der Kirche geht aber ein zweiter Art von M.s-Thätigkeit hervor. Wenn nämlich die Kirche, schon ihrer Allgemeinheit wegen, in ihrem Innern den beständigen Ruf der Pflicht vernimmt, solche Völker, die noch im Schatten des Todes sitzen, mit dem Lichte der Wahrheit zu erleuchten: so kann sie noch viel weniger gleichgültig dagegen seyn, wenn Solche, die ihr schon angehört haben und auf die sie durch die Taufe ein unveräußerliches Recht (ein *jus in re*) erlangt hatte, von ihrem Gehorsame sich entfernen u. in ihrer Abtrennung vom gottgesegneten Lebensbaume verloren gehen. Daher entspringt die M.s-Thätigkeit zur Wiedergewinnung der von der Kirche abgefallenen Sekten u. Religionsparteien. Da somit die M.s-Geschichte zum großen Theile mit der Kirchengeschichte zusammenfällt, so können in diesem Werke die einzelnen Perioden nur in ihren allgemeinen Umrissen charakterisirt werden. 1. Periode von der Stiftung der Kirche bis auf Konstantin d. Gr. Christus, vom himmlischen Vater in die Welt gesandt, gab seinen Aposteln dieselbe Sendung, die er empfangen hatte; nicht, als wollte er sich selbst von seinem Werke zurückziehen, sondern um unsichtbar in seiner Kirche, die sein Leib, die Fortführung seiner Menschwerdung ist, durch die Apostel, als seine sichtbaren Organe, fortzuwirken, Matth. 28, 19—20. Diese erste Periode der M.sgeschichte hat das Besondere, daß die Kirche während derselben noch kein eigenes bleibendes Gebiet auf der Erde sich erkämpft hatte, an welchem die verschiedenen M.s-Unternehmungen einen festen Ausgangspunkt und einen leitenden u. unterstützenden Mittelpunkt gehabt hätten. Auf dem ganzen Gebiete des Römerreiches, das in allen seinen Theilen zugleich von der M.s-Thätigkeit der Kirche erfaßt wurde, ward der Kampf um die Eroberung dieses Gebietes gekämpft, ein dreihundertjähriger Kampf, wie die Weltgeschichte keinen ähnlichen kennt, dessen siegreicher Ausgang aber den Christen in der geheimen Offenbarung des Johannes klar vor Augen gestellt war. Am blutigsten und hartnäckigsten war dieser Kampf zu Rom, dem Hauptsitze des Heidenthums und aller Herrlichkeit desselben. Viele Tausende von Märtyrern mußten diesen Boden mit ihrem Blute tränken, ehe das neue, christliche Rom sich neben den Trümmern des alten erheben konnte. — 2. Periode, von Konstantin bis zum Ende der Völkerwanderung. Mit dem Siege Konstantins über Maxentius vor den Thoren Roms beginnt in der That eine ganz neue Epoche in der Geschichte des Christenthumes, indem von da an die Kirche ein eigenes Gebiet auf der Erde besaß, von dem man sie, trotz der heftigsten Erschütterungen u. Kämpfe, nicht wieder hat verdrängen können. Sobald aber nach Außen der Sieg errungen war, begannen die inneren Kämpfe zur begrifflichen Ausgestaltung des christlichen Dogma, u. zum organischen Ausbau der kirchlichen Verfassung. Zugleich begann, während die Ausbreitung des Christenthumes nach Außen ruhte, die Bewegung der Völkerwanderung, wodurch frische Naturkräfte auf das Gebiet der Kirche hinübergeleitet u. so die letzte Ueberwindung des alten Heidenthumes möglich gemacht wurde. — 3. Periode, von der Völkerwanderung bis zum griechischen Schisma. Während die Änere Kraft der griechischen Kirche mit der zunehmenden Entwicklung des schismatischen Geistes verfliegte, verlor sie von Jahrhundert zu Jahrhundert gegen den sich immer weiter ausbreitenden Mahomedanismus mehr von ihrem ursprünglichen Gebiete, bis sie zuletzt, nicht lange nach Vollendung des Schisma, fast ganz in die Abhängigkeit vom Islam gerieth. Die M.sunterneh-

mungen nach der Seite von Asien und Afrika kamen dadurch völlig ins Stocken. Nur zum südlichen Rußland, zur Bulgarei, nach Ungarn u. Mähren wurden noch M. unternommen, die erst später, ohne bedeutende Unterstützung von Konstantinopel, eine ganz unerwartete Wichtigkeit bekamen. Auch die katholische Kirche erlitt in Afrika und Spanien durch den immer weiter um sich greifenden Islam eine bedeutende Einbuße u. konnte sich nur mit äußerster Anstrengung des Andranges dieses furchtbaren Feindes erwehren. Aber während die Glaubensbegeisterung auf der einen Seite die katholischen Völker in einen Kampf rief, der Jahrhunderte lange mit Heldenmuth u. Ruhm durchgekämpft wurde, zogen auf der anderen Seite Schaaren glaubensmuthiger Missionäre in die germanischen u. nordischen Heidenländer aus, um neue Völker dem christlichen Glauben zu gewinnen. Die Wiege aller dieser Missionsunternehmungen war Italien. Von da aus war durch Missionäre, die der heilige Gregorius d. G. von Rom entsendete, Britannien u. dann Irland bekehrt u. beide Inseln, von den Stürmen der Zeit weniger bewegt, wurden fortan die ergiebigsten Pflanzschulen christlicher Glaubensboten. Die katholische Kirche hatte vor dem Beginne dieser Periode einen Orden aus sich hervorgebracht, der auf dem Gebiete der M. das Größte u. Herrlichste geleistet hat, was die Geschichte des Christenthumes in diesem Zweige nur irgend aufzuweisen hat. Das ist der Orden der Benediktiner. Nebst Rom gibt es in Europa wohl keinen ehrwürdigeren Ort, als Monte Cassino, diese Wiege des herrlichsten u. fruchtbarsten Ordens, dem Europa großentheils seine Cultur u. Befehrung zu verdanken hat. Die Klöster der Benediktiner waren in den Stürmen der Völkerwanderung die Zufluchtsörter der Wissenschaften; was von classischer Bildung für die spätere Zeit erhalten worden ist, wurde meistens durch sie gerettet. Den Bienen ähnlich, zogen von ihren blühenden Klöstern Gesellschaften frommer Missionäre aus, um in der Wildniß der germanischen u. nordischen Länder neue Gemeinwesen zu gründen. Sie führten selbst den Pflug u. gründeten den Ackerbau, der bald in dem Gaue, wo sie ihre Wohnung genommen, allgemeine Nachahmung fand. Eine Kirche erhob sich neben dem Kloster u. wurde der Mittelpunkt einer Gemeinde. So erwuchsen christliche Städte und Dörfer, und mit der Cultur des Landes wurde der christliche Glaube verbreitet. Mit dem Fruchtsamen, den die vom Pfluge des Ordensmannes aufgebrochene Erde aufnahm, fiel auch der Samen des Glaubens in einen bereiteten Boden u. brachte zur Zeit seine sichere Erndte. Darum lag in dem M.s = Wesen der Benediktiner etwas so Sicheres, weil sie die wilden Völker so ganz von der Naturseite aufzufassen wußten, weil ihr eigenes Ordensleben so viele Abstufungen, vom einfachen Handwerker u. Ackermann bis zum Priester u. Abte hinauf, darbot, so daß es leicht war, auch bekehrte Eingeborene in die Klostergemeinschaft aufzunehmen u. allmählig eine völlige Einlebung der Kirche in die neugewonnenen Völker zu bewirken. Wie unmittelbar der Benediktinerorden aus dem Geiste der Kirche hervorgewachsen war, zeigte sich vor Allem auch darin, daß er überall, wo er Eingang gefunden hatte, auf die Errichtung von Bisthümern drang u. dadurch die Einfügung der neu gewonnenen Gemeinden in den Gesamtorganismus der Kirche förderte. In dieser Weise ist, nach langen u. schweren Anstrengungen, durch die Benediktiner ganz Deutschland bekehrt, u. zwar von Italien aus Süddeutschland, Vindelicien u. Noricum, u. von Britanien u. Irland aus das westliche u. mittlere Deutschland bis zur Donau hinab. Bonifacius (s. d.) war es, der zuerst eine dauernde Verbindung zwischen den Christengemeinden im Norden u. Westen Deutschlands mit denen des Südens hervorbrachte u. durch die Gründung der Bisthümer in Bayern, Franken u. Thüringen für die Vereinigung der verschiedenen deutschen Stämme zu einem einzigen deutschen Reiche den Grundstein legte. In gleicher Weise ward dann das Christenthum über die Elbe hinaus in den brandenburgischen Marken, in Pommern u. Schlesien begründet, in Ungarn wieder hergestellt und dann nach Polen, Kurland u. Liefland verbreitet. Vom 9. u. 10. Jahrhunderte ab drangen die Benediktinermissionäre auch bis Dänemark und dann bis Norwegen, Schweden und Island vor, überall mit dem christ-

lichen Glauben zugleich Cultur des Bodens u. Pflege der Wissenschaften verbreitend. Durch die Befehrung dieser zahlreichen Länder hat der Orden der Benediktiner der Kirche den in Afrika, Spanien u. im Oriente erlittenen Verlust ersetzt u. ihr zugleich die materiellen Kräfte zum siegreichen Kampfe gegen den Mahomedanismus verliehen. — 4. Periode, die Zeit der Kreuzzüge. In demselben Verhältnisse, wie die heldenmüthigen Anstrengungen christlicher Fürsten u. Ritter dem Islam seine Eroberungen wieder abzugewinnen strebten u. in Spanien die Gränzen des christlichen Gebietes wieder erweiterten, aus Süditalien u. Sicilien den Feind wieder verdrängten, an den afrikanischen Küsten wieder festen Fuß zu fassen strebten und sogar im Oriente wieder christliche Herrschaften gründeten, bestrebte sich auch der apostolische Stuhl, Glaubensboten in diese Gegenden auszusenden und überall neue Bisthümer zu errichten, oder die untergegangenen zu erneuern. Mit besonderem Eifer wurde in dieser Zeit an der Wiedervereinigung der schismatischen Griechen u. der verschiedenen Sekten des Orients gearbeitet und, trotz vielfacher späterer Wiederabfälle, Resultate erreicht, die bis auf den heutigen Tag noch nicht wieder ganz verloren gegangen sind u. deren Wichtigkeit sich erst jetzt recht klar herauszustellen beginnt. Zu gleicher Zeit dauerte im Norden und Osten von Europa die Ausbreitung des Glaubens fort. Aber der Orden, der bisher die Seele aller Missionsunternehmungen gewesen war, der Orden des heiligen Benediktus, war allmählig in den Zustand der Erschlaffung eingetreten; der durch den Ackerbau erworbene Reichtum verweichtete die strengen Sitten, u. trieb auch der Orden in den Cisterciensern, Karthäusern und anderen von ihm ausgehenden Genossenschaften wieder neue, frische Zweige, so war doch deren Blüthe theils nur von kurzer Dauer, theils konnte dadurch kein allgemeiner Wiederaufschwung des Ordenslebens hervorgebracht werden. Dazu folgte allmählig der übermächtigen Erregung aller geistigen und physischen Kräfte, wie sie durch die Kreuzzüge hervorgerufen wurde, eine große Erschlaffung; der aufblühende Handel u. der dadurch gewonnene Reichtum verweichtete die Sitten, und ein allgemeiner Verfall des Lebens kündigte sich an. Unter solchen Umständen gingen viele Eroberungen im Oriente für die Kirche wieder verloren und in den europäischen Slavenländern ruhete das Missionswerk fast ganz. — 5. Periode, von der Stiftung der Bettelorden bis zur Reformation. In Franciscus u. Dominicus, den Patriarchen zweier glorreichen u. über die ganze Erde ausgebreiteten Orden, bekam die Kirche des Mittelalters zwei neue mächtige Säulen, u. das ganze Leben der europäischen Gesellschaft, das aus allen seinen Ankeru und Jagen zu weichen drohte, erhielt durch sie wieder einen sicheren Halt. Auch das Missionswerk trat durch diese Orden in eine neue, schöne Blüthezeit. Für die Slaven in Osteuropa sind die Dominikaner u. Franciscaner das geworden, was für die germanischen und nordischen Völker die Benediktiner gewesen waren. Mit einem Feuereifer, der in der Kirchengeschichte kaum seines Gleichen hat, drangen beide Orden in Asien vor. Sie überschritten weit die bis zum 5. u. 6. Jahrhundert vom Christenthume erreichten Gränzen u. drangen über den Euphrat u. Tigris bis nach Persien u. Ostindien vor. Von den Euphratländern u. von Persien einerseits u. andererseits durch das europäische Rußland gelangten sie zum inneren Hochasien, und erreichten selbst die nordöstlichen Küsten des Welttheils. Eine nicht geringe Anzahl von Bisthümern, die selbst im chinesischen Reiche gegründet wurden, war die Frucht dieser mit unglaublichem Muth u. großer Beharrlichkeit unternommenen M. Aber der immer mächtiger vordringende Mahomedanismus vereitelte großentheils die Bemühungen der Orden, schnitt die Kirche von ihren jenseits des mahomedanischen Gebietes gemachten Erwerbungen ab u. machte die Unterhaltung einer Verbindung mit den unirten Kirchen des Orients äußerst schwer. Darum darf aber nicht geglaubt werden, daß diese M., z. B. nach Hochasien, ohne großen Segen für die Völker gewesen seien. Denn, auch abgesehen von dem unmittelbaren Nutzen für das Heil vieler einzelnen Seelen, hat Gott sicher nicht ohne weise Absichten für die einstige Befehrung jener hinterasiatischen Völker dem Missionseifer der

Kirche schon so frühe dahin einen so mächtigen Zug gegeben, wenn gleich die Spuren dieser Einwirkung des Christenthums auf Ostasien schwerlich geschichtlich nachzuweisen sind. Seitdem aber der Islam durch die Eroberung Konstantinopels den christlichen Völkern den Orient gewissermaßen verschlossen und sie von den großen Völkern Ostasiens abgeschnitten hatte, mußte dem Christenthume auf anderem Wege der Zugang zu Hinterasien geöffnet werden. — 6. Periode, von der Entdeckung Amerika's und des Seeweges nach Ostindien bis zur Befreiung Amerika's. Man könnte dieselbe Periode auch bezeichnen als von der Reformation bis zur Revolution, obschon in diesen beiden Ereignissen nicht ein Fortschritt in der Weltgeschichte, sondern nur ein Negatives, was allerdings auch gegen seinen Willen dem Fortschritte dienen mußte, bezeichnet wird. Die Entdeckung Amerika's und des Seeweges nach Ostindien erklärt sich nur aus einem inneren Drange der allgemehnen Kirche, die, von der einen Seite eingeengt, auf der anderen einen Ausweg suchte, um die ganze Erde zu umfassen. Der Geist Gottes, der in der Kirche lebt, zeigte den großen Seefahrern Columbus, Vasco de Gama u. Magellan ihre Bahnen. Darum knüpfte sich denn auch sogleich an diese Entdeckungen eine Missionsthätigkeit der katholischen Kirche, die alle früheren Perioden noch übertraf. Selbst die Kämpfe mit dem bald darauf in Europa ausgebrochenen Protestantismus minderten den Missionseifer nicht, sondern schienen vielmehr die Kräfte der Kirche zu vermehren. Natürlich ist es unmöglich, über die Missionsgeschichte dieser Jahrhunderte in diesem Werke auch nur eine einigermaßen genügende Uebersicht zu geben, weshalb wir uns mit den ganz allgemeinen Umrissen hier begnügen müssen. Vorzugsweise waren es die geistlichen Orden, welche in den neu entdeckten Ländern der neuen Welt, so wie in Asien u. Afrika, sich an die Spitze der M.-Unternehmungen stellten. Augustiner, Dominikaner, Franciscaner, Capuziner, Karmeliten u. Jesuiten wetteiferten mit einander im heiligen Kampfe um den Vorzug, der Kirche die meisten Seelen gewonnen zu haben. Die Benediktiner spielten in dieser Zeit eine weniger bedeutende Rolle. Welcher von den geistlichen Orden im M.sfelde den Vorzug verdient, ist schwer zu entscheiden. An glühendem Eifer, an hoher persönlicher Tugend, an Zahl der ausgesendeten Missionäre und der Märtyrer, endlich an übergroßer Menge der Befehrten, vermag wohl kein Orden mit dem der Jesuiten einen Vergleich auszuhalten. Ihr Orden hat sich auf dem Gebiete der M. eine unverwundliche Krone errungen. Dennoch hatte ihr M.swesen einen wesentlichen Fehler, der es verursachte, daß sie, wenn das ganze Resultat ihrer Wirksamkeit in Anschlag gebracht wird, gegen andere Orden, namentlich gegen die Benediktiner, zurücktreten müssen und daß ihr Wirken am Ende der Kirche doch nicht den Nutzen gebracht hat, den man in Berücksichtigung der hohen Tugend u. der Opferfreudigkeit der Einzelnen zu erwarten berechtigt war. Es lag nämlich im Geiste des Jesuitenordens, als einer gewissermaßen militärisch geordneten Gesellschaft, daß derselbe unter den bekehrten Völkern die Beforgung aller geistlichen Angelegenheiten selbst in Händen behielt und nicht auf die Errichtung eigener Bisthümer in den neu erworbenen Ländern drang. Dadurch wurde die Einsenkung der Kirche in den neu gewonnenen Boden verhindert; den gebildeten Gemeinden fehlte die Grundlage des von Gott selbst gegebenen Fundamentes, und mit der Aufhebung des Ordens mußte der Bestand der Kirche selbst in ganzen Ländern in Frage gestellt werden. Diesem Umstande ist es vorzugsweise zuzuschreiben, daß die herrlichsten Schöpfungen der Jesuiten: in Paraguay, Japan, Californien und Neumeriko ganz oder zum großen Theile für die Kirche wieder verloren gegangen sind. — Eben so schwer ist es, zu entscheiden, welche Nation des katholischen Europa am thätigsten und erfolgreichsten für die M. gewirkt habe, da Italiener, Deutsche, Spanier, Portugiesen und Franzosen um den Vorrang streiten. Wenn man aber den ganzen Erfolg der M.sthätigkeit überseht, so muß man den Spaniern, im Vereine mit den Deutschen, den Vorzug zuerkennen. Von ihnen sind die großartigsten und dauerndsten Erfolge errungen. Ein großer Theil von Amerika und ein Theil der australischen

Inseln ist durch die Spanier und Deutschen bekehrt. Namentlich war es Oesterreich, und unter seinen Provinzen vorzüglich Böhmen, welches eine unzählige Menge von Missionären in die neue Welt gesendet hat, so daß zur Zeit die Hälfte der sämmtlichen Jesuitenmissionäre in Amerika, auf den Philippinen, Marianen und Carolinen, aus Deutschen, namentlich aus Oesterreichern bestand. Die Lösung der politischen Verbindung zwischen Spanien u. Deutschland wirkte auf beide Nationen auch in Bezug auf das M.swesen höchst nachtheilig ein. Frankreich hat bisher, im Vergleiche zu den anderen katholischen Nationen, durch seine Missionäre wohl am Wenigsten geleistet. Es fehlt den zahlreichen Missionären, die Frankreich seit 300 Jahren aussendet, nicht an Eifer u. Opferfreudigkeit. Auch brechen sie überall, wo sie auftreten, sehr schnell sich Bahn; aber die erlangten Resultate haben keine Dauer. Dazu kommt, daß die französische Regierung seit Jahrhunderten den verderblichen Grundsatz befolgt, in ihren Colonien keine Bisthümer aufkommen zu lassen, wodurch es der Kirche unmöglich wird, in einer französischen Colonie festen Fuß zu fassen. Daher ist in keinem, durch französische Missionäre bekehrten, Lande der katholische Glaube einheimisch geworden, als nur in Canada, u. dieses auch nur dadurch, daß es früh genug der französischen Herrschaft entzogen wurde. — Fassen wir nun das wichtigste Feld der M.sthätigkeit in dieser Periode, Amerika, ins Auge, so sind die Erfolge in der That bewunderungswürdig. Die amerikanische Urvölkerung ist nur durch die katholische Kirche gerettet worden. Vom höchsten Norden Amerika's bis zur äußersten Südspitze war ein zahlreicher, zum großen Theile moralisch tief gesunkener Völkerstamm verbreitet, der einer vollkommenen Verwilderung anheimgefallen war. Aber wahrscheinlich von Ostasien aus war in der Zeit des christlichen Mittelalters durch neue Einwanderungen u. durch sonstige Einflüsse auf der Westküste Amerika's eine nicht unbedeutende Kultur verbreitet, die, von Californien etwa beginnend, nach Süden bis über Chile sich hinabzog und in den beiden Hauptreichen Mexico u. Peru ihren vorzüglichsten Sitz hatte. Doch konnte diese Kultur nicht alle verwilderten Völker Amerika's in ihren Bereich hineinziehen. Sie erreichte, mit Ausnahme von Mexico u. Centralamerika, nirgends die Küste des atlantischen Meeres u. hatte zur Zeit der Entdeckung Amerika's ihre Kraft bereits völlig erschöpft. Daher fanden die ersten Entdecker u. Eroberer Amerika's die Bevölkerungen, theils in Folge einer erschöpften u. entarteten Kultur völlig erschlaft, theils vollkommen verwildert. Offenbar mußte auf eine solche Bevölkerung die Berührung mit den Europäern einen höchst zerstörenden Einfluß ausüben. Denn zunächst sind es in der Regel nicht die edelsten u. besten Männer der europäischen Nationen, die sich in den neu entdeckten Ländern niederlassen, sondern es sind Abenteuerer u. Glücksritter; es sind Kaufleute u. Auswanderer, die, von Begierde nach Hab u. Gut getrieben, die Heimath verlassen, von denen darum keine schonende u. menschliche Behandlung der eingeborenen Bevölkerung, wo diese ihrer Gewalt anheimfällt, zu erwarten ist. Dazu kommt der übermächtig physische Einfluß, den die geistig so überlegenen Europäer überall auf wilde Bevölkerungen, zumal, wenn diese bisher immer in völliger Abgeschlossenheit auf ihren eigenen engen Gesichtskreis eingeschränkt gelebt haben, ausüben. Diese Berührung mit Europäern bewirkt, auch ohne daß ein demoralisirender Einfluß sichtbar wird, unter den wilden Bevölkerungen ansteckende Krankheiten, Pest und Syphilis, woran ganze Bevölkerungen zu Grunde gehen können. Beide angeführten Ursachen wirkten auf die Völker des neuentdeckten Welttheiles ein u. brachten sie in die Gefahr eines völligen Unterganges. Dieses gilt aber nicht allein von dem spanischen u. portugiesischen Amerika, sondern es gilt in eben dem Maße von den holländischen u. französischen Colonien, im allerhöchsten Grade aber von den Niederlassungen der Briten. An u. für sich kann aus solchen Erscheinungen keinem Volke ein Vorwurf gemacht werden, wie eine stupide Geschichtsschreibung es so oft zum Nachtheile der Spanier versucht hat. Nur darauf kommt es an, welche höhere geistige Kraft ein Volk aus sich zu entwickeln vermöge, um den unabwendbaren Uebeln, welche aus der Berührung

der Europäer mit den wilden Stämmen hervorgehen, in wirksamer Weise entgegenzutreten u. den Untergang dieser Völkerschaften zu verhindern. Und hier eben zeigt sich die katholische Kirche u. der Segen ihrer M. in dem glänzendsten Lichte. Denn, während überall, wo protestantische Völker in Amerika sich niederließen, die Urbervölkerungen zu Grunde gingen u. keine rettende Hand da war, die ihren Ruin aufzuhalten vermochte; während in den vereinigten Staaten von 3 Millionen Indianern nur noch ein dürftiger Rest vorhanden ist, der einer baldigen Vernichtung entgegengeht, sind in dem spanischen Amerika durch die unglaublichsten Anstrengungen der Missionäre die mit gleichem Untergange bedrohten Urbervölkerungen nicht nur gerettet, sondern sie bilden fast überall die eigentliche Masse der Einwohner u. sind offenbar bestimmt, in der Geschichte Amerika's noch einmal eine Rolle zu spielen. Diese 20 Millionen bekehrter Indianer Amerika's sind für die katholische Kirche u. ihre M. eine unvergängliche Krone. Die M. in Amerika (vergleiche das Werk: die Herrlichkeit der Kirche in ihren M. von Dr. Patricius Wittmann, Augsburg 1841) lassen sich in folgender Weise gruppiren: a) Die M. von Paraguay. Sie umfaßten die ganzen weiten Flußgebiete des Parana, Uruguay u. des La Plata u. waren vorzugsweise ein Werk der Jesuiten, obwohl die wenigen, bis auf heutigen Tag bestehenden, Bisthümer (Buenos Ayres, Assumption, Cordova u. Salta) schon vor ihrer Ankunft gegründet waren. Mit großen Anstrengungen gelang es den frommen Vätern, diese wilden, halb thierischen Völkerschaften zu zähmen. Viele Missionäre vergossen in diesen Gegenden als Märtyrer ihr Blut. Es gelang ihnen, die Wilden in große Ortschaften (Reductionen) zu vereinigen u. ein blühendes Gemeinwesen zu gründen. Hätten sie, nachdem sie solche Erfolge erreicht, das Heft aus den Händen gegeben; hätten sie Einfluß u. Mittel, die ihnen zu Gebote standen, dazu verwendet, um in einer jeden größeren Reduction ein eigenes Bisthum zu gründen, so würden sie die Kirche im Lande wohl einheimisch gemacht u. ihr eine große Zukunft bereitet haben. Daß dieses nicht geschah, ist für die Kirche dieser Gegenden ein großer Nachtheil gewesen. Daraus kann man aber den Jesuiten eben so wenig mit Recht einen gehässigen Vorwurf machen, wie man andererseits den Bischöfen von Assumption es so gar sehr nicht verargen darf, wenn sie sich unzufrieden damit zeigten, daß der größte Theil ihres Sprengels ihrer Jurisdiction so gut wie entzogen wurde. Die göttliche Institution, worauf die Kirche beruht, ist der im Primat vereinigte Episkopat, nicht ein Orden. Als daher der Jesuitenorden den rechten Zeitpunkt versäumt hatte, freiwillig aus einer Stellung, die er, dem Geiste der Kirche gemäß, nur einstweilig einnehmen durfte, zurückzutreten u. das ordentliche Verhältniß eintreten zu lassen, da ließ Gott es geschehen, daß die Jesuiten in Folge schmähtlicher Verläumdungen u. unerhörter Gewalththaten aus den Gegenden verdrängt wurden, wo sie so glorreich u. mit solcher Aufopferung gewirkt hatten. Dennoch ist der katholische Glaube in diesen Gegenden gerettet worden, weil er an den, freilich viel zu spärlich über das große Land zerstreuten, Bisthümern seinen Anhalt fand. — b) Die M. unter den Moschos. Unter diesem Namen begreift man alle M. unter den Indianern des südamerikanischen Binnenlandes im Osten von Peru vom 10—15° südlicher Breite. Sie umfaßten 39 verschiedene Volksstämme und wurden von den Dominicanern begonnen, später durch die Jesuiten fortgeführt u. weiter ausgebreitet. Es ist in der That erstaunenswerth, mit welcher Aufopferung u. Langmuth die Missionäre der Jesuiten die fast thierähnlichen Völkerschaften dieser Gegenden zähmten u. allmählig zu Christen heranbildeten. Gegen 27 Jahre hat der Vater Cyprianus Baraza bei diesen Völkern unter den unglaublichsten Anstrengungen u. Entbehrungen zugebracht, hat mehre Stämme von Menschenfressern zu geordneten christlichen Gemeinden erzogen u. endlich die Märtyrerkrone errungen. Besonders zeichneten sich hier auch die Deutschen: Mayer, Dirckheim u. Andere aus. Die verschiedenen, zu den Moschos gerechneten, Völkerschaften gehören heut zu Tage zu dem Bisthume Sta. Cruz de la Sierra im Staate Bolivia. — c) Die M. am Amazonenstrom. Sie ge-

hören zu den schwierigsten Amerika's, theils wegen der Versunkenheit, theils wegen der unendlichen Zersplitterung der anwohnenden Völkerschaften u. der ganz verschiedenen, von ihnen geredeten Sprachen. Auch hier waren die deutschen, namentlich die österreichischen, Missionäre die unternehmendsten u. glücklichsten. Der Pater H. Richter aus Böhmen erlitt den Martertod. Der Böhme Samuel Fritz bekehrte 30 Völkerschaften. Außerdem glänzten die Namen: Schindler, Brever, Brentano, Zurmühlen, Rehm, Grebner, Gaspner, Michel, Wiedmann, Deubler, Franzzen u., lauter Deutsche, meistens Oesterreicher. — d) Die M. am Orinoco. Nach lange erfolglosen Arbeiten, wobei viele Missionäre den Martertod starben (darunter der deutsche Pater Beck) gelang es den zahlreichen Missionären der Dominicaner, Kapuziner, Augustiner, Franciscaner u. Jesuiten, die wilden Anwohner des Orinoco u. seiner Nebenflüsse zu bekehren u. zu civilisiren. Heut zu Tage sind die meisten Völkerschaften dieser Gegend christlich. — e) Die M.en von Guiana wurden sehr häufig durch die Einfälle der Engländer u. Holländer gestört, bis zuletzt durch die beiden letzteren ein bedeutender Theil des Landes besetzt und bis auf neuere Zeit die Ausbreitung des katholischen Glaubens gewaltsam gehemmt wurde. Französisch Guiana ist, trotz des anfänglichen Erfolges der Missionäre, bis auf den heutigen Tag noch meistens heidnisch, während spanisch Guiana (zu Venezuela gehörend) großen Theils bekehrt ist. — f) Die M.en von Brasilien. Sie gehören zu den großartigsten u. schwierigsten dieser ganzen Periode. Die verschiedenen Orden, namentlich die Jesuiten, haben zahlreiche Stämme der allerwildesten Menschenfresser bekehrt u. an Cultur gewöhnt, aber auch den Boden mit ihrem Blute getränkt. Gegenwärtig zählt das Kaiserthum Brasilien ein Erzbisthum u. 7 Bisthümer, mit fast 8 Millionen Gläubigen; aber der Ausbau der Kirche ist weder im Innern, noch im Aeußern vollendet. Gegen 200,000 Indianer sind noch Heiden. — g) Die herrlichen u. erfolgreichen M.en von Peru, u. die Errichtung der verhältnißmäßig zahlreichen Bisthümer dieses Landes sind vorzugsweise ein Werk der Dominicaner, Augustiner u. Franciscaner. Der Bischof von Cusco, Balverde, aus dem Dominicanerorden, errang die Märtyrerkrone. Ihm folgte noch eine zahlreiche Schaar von Blutzegen aus verschiedenen Orden. Uebrigens waren unter allen Amerikanern des Festlandes die Peruaner gerade diejenigen, welche durch die Berührung mit den Europäern (nicht gerade in Folge der grausamen Behandlung) außerordentlich litten u. nur durch die heldenmüthigsten Anstrengungen der Bischöfe u. Missionäre vor dem Untergange bewahrt worden sind. Gegenwärtig enthält Peru (mit Bolivia oder Oberperu) gegen 4 Mill. Christen unter 9 Erzbischöfen u. Bischöfen. — h) Die M.en von Chile, durch Dominicaner, Franciscaner u. Jesuiten geleitet, waren nach großen Anstrengungen u. Vergießung vieles Blutes der Missionäre von überaus glücklichen Erfolgen gekrönt. Die Hälfte der Missionäre waren durchschnittlich Oesterreicher. Gegenwärtig ist fast das ganze Land christlich u. hat 1 Erzbisthum u. 3 Bisthümer. — i) Die M.en von Patagonien haben den Jesuiten Schweiß u. Blut gekostet, ohne dauernde Früchte zu tragen. — k) Die M.en von Columbia (Guador, Neu-Granada u. Venezuela) gehören zu den gesegnetsten von Südamerika. Gegenwärtig wohnen hier 4 Millionen Katholiken mit 12 Erzbischöfen u. Bischöfen. — l) Die M.en in Westindien (Cuba, St. Domingo, Portorico u. s. w.) bilden einen der schönsten Kränze des Ordens der Dominicaner u. der Kapuziner. Beide Orden nahmen sich vorzüglich der schwarzen Sklaven an. Gegenwärtig sind 2 von Westindien katholisch. — m) Die M.en in Neuspanien (Centralamerika u. Mexico). Sie wurden zwar von den Benedictinern begonnen, aber durch die Dominicaner, Kapuziner und Augustiner zur höchsten Blüthe gebracht. Auch die Jesuiten haben hier segensreich gewirkt. In keinem Lande Amerika's sind die Erfolge der Missionäre so groß und dauernd gewesen, als hier. Man rechnet gegenwärtig in Centralamerika und Mexico 10—12 Millionen Christen, meistens Indianer, unter 14 Bischöfen u. Erzbischöfen. — o) Die M.en in Californien, Neu-Mexico u. Texas. Die Jesuiten faßten den großartigsten Gedanken,

vom stillen Meere aus quer durch das Festland von Nordamerika bis zur Küste des atlantischen Meeres eine mehrfache Kette von M.en zu gründen. Die bedeutenden Erfolge, die sie errangen, gingen aber bei der Aufhebung des Ordens großen Theiles wieder verloren, weil sie auch hier unterlassen hatten, frühzeitig genug auf die Errichtung von Bisthümern zu dringen. — p) Die M.en in Neu-Frankreich, welches sich vom Mississippi bis zum Lorenzstrome erstreckte und das eigentliche Feld der französischen M.thätigkeit in Amerika bildete. Die größten, oft von herrlichem Erfolge gekrönten, Anstrengungen zahlreicher Missionäre hatten aber keine Dauer, theils, weil die Engländer u. dann die Nordamerikaner sich des Landes bemächtigten, theils weil die französische Regierung in ihren Colonien keine Bisthümer errichten ließ. Nur in Untercanada, wo bei der englischen Eroberung das Bisthum Quebec gegründet ward, blüht bis auf den heutigen Tag der katholische Glaube. Während so in dem neu entdeckten Amerika durch die Missionen der Spanier, Deutschen, Portugiesen u. Franzosen die katholische Kirche angepflanzt u. fest begründet wurde, verlor dieselbe auch die anderen Welttheile nicht aus dem Auge. — Die M.en in Nordafrika kosteten viel Schweiß u. Blut, ohne für die Befehrung bedeutende Erfolge zu erringen. Viele der schönsten afrikanischen Inseln aber wurden schon im Anfange dieser Periode bekehrt, wie die Azoren, Madera, die canarischen Inseln, die Inseln des grünen Vorgebirges u. a. In Senegambien u. Oberguinea wurden große Anstrengungen gemacht, aber im Ganzen nur unbedeutende Erfolge erreicht. Viel wichtiger dagegen waren die M.en in Niederguinea. Im Königreiche Congo waren Dominicaner die ersten Missionäre; ihnen folgten Augustiner, Jesuiten u. Kapuziner. Die Könige mit einem großen Theile des Reiches wurden bekehrt. Wären nun im Lande 5—6 Bisthümer errichtet, so hätte die Kirche von Congo zu großer Blüthe gelangen können. Zwar ist noch jetzt ein großer Theil des Reiches katholisch; aber im Ganzen liegt die Kirche sehr darnieder. In ähnlicher Weise verbreitete sich das Christenthum über das Königreich Angola, wo das Bisthum St. Paolo de Loanda gegründet wurde, u. über die südlicheren Länder. Die M.en am Vorgebirge der guten Hoffnung wurden, ehe sie recht aufblühen konnten, von den Holländern zerstört. Dagegen haben die Dominicaner, Augustiner u. Jesuiten mit großem Segen in den Ländern der Ostküste, bis nach Melinde hinauf, gewirkt u. bedeutende Christengemeinden begründet. Die Zahl der Märtyrer, welche diese Gegenden mit ihrem Blute getränkt haben, ist in der That groß. Die Versuche, welche durch französische Missionäre auf Madagascar gemacht wurden, hatten wenig Erfolg; dagegen sind die Inseln Mauritius und Bourbon durch französische Missionäre größten Theils bekehrt worden. Das Wichtigste von Allem war, daß Abyssinien, nachdem es seit dem 6. Jahrhunderte von der kirchlichen Einheit getrennt gewesen war, sich wieder an Rom angeschlossen und wieder von katholischen Kaisern regiert wurde. Zwar ward die Verbindung später wieder gelöst; jedoch konnte der einmal ausgestreute Same des Guten, der durch das Blut vieler Märtyrer begossen wurde, nicht wieder ganz verloren gehen, wie sich das in der jetzt wieder begonnenen Rückkehr zu Einheit zeigt. Auch in Aegypten, wo vorzüglich italienische Missionäre wirkten, wurde wenigstens ein Stamm lateinischer Christen erhalten, ein Theil der Kopten aber zur Einheit zurückgeführt. Die großen M.en in Griechenland auf Creta, Cypern, in der Levante, in Syrien, Palästina, Mesopotamien, in den Kaukasusländern u. in Persien waren vorzugsweise ein Werk der Italiener u. Franzosen. Unter unglaublichen Anstrengungen u. Opfern wurde in diesen Ländern ein Theil der Griechen, Syrer, Chaldäer u. Armenier zur Einheit zurückgeführt, die Maroniten aber in der Einheit erhalten u. kräftig geschützt. Die wichtigsten M.en Asiens waren aber zweifelsohne die von Ostindien. Dieselben knüpften sich zunächst an die Eroberungen der Portugiesen u. an die Errichtung des Bisthums, später Erzbisthums Goa an. Ihren rechten Aufschwung bekamen dieselben aber erst, seitdem der große Franciscus Xaverius (s. d.) das Land betrat. Unter allen Missionären

dieser Periode nimmt der wahrhaft apostolische Xaverius wohl den ersten Rang ein. Er ist der eigentliche Begründer der katholischen Kirche in Ostindien, und soll im Ganzen nicht weniger, als 1 Million Heiden getauft haben. Von da an bedeckte sich das Land mit Collegien u. M.n der Jesuiten u. der andern Orden und die Kirche breitete sich immer weiter aus. Jedoch brachten die Eroberungen der Holländer und dann der Engländer, und die grausamen, von beiden Völkern ausgehenden, Verfolgungen der katholischen Kirche im Allgemeinen eine Hemmung der Glaubensverbreitung in Ostindien hervor, ohne doch die Kirche in diesen Ländern wieder zerstören zu können. Vom Festlande Ostindiens verbreitete sich der Glaube auch über die Inseln Ceylon, Amboina u. Schon Xaverius unternahm von Indien aus eine Mission nach Japan, die von den außerordentlichsten Erfolgen gekrönt wurde. Ihm folgte später eine große Zahl seiner Ordensbrüder nach u. es hatte den Anschein, als sollte das ganze große Inselreich zum katholischen Glauben bekehrt werden. Leider wurde auch hier die Errichtung von einer gehörigen Zahl von Bisthümern unterlassen u. so ging, da bei den ausbrechenden blutigen Verfolgungen die Kirche sich nicht auf einen geistlichen Orden allein stützen konnte, eine der großartigsten Eroberungen der Missionäre wieder verloren. Mehrere Hunderttausende von japanesischen Christen haben ihr Blut für den Glauben vergossen. Eben so bewunderungswürdig, wie die M. von Japan, waren die von China. Schon Xaverius hatte den Plan gehabt, das Christenthum, dem von Westen her der Zugang in dieses Reich verschlossen war, von der Ostküste her in China wieder einzuführen, war aber auf der Reise dahin auf der Insel Sancian gestorben. Dennoch aber kam sein Plan zur Ausführung. Zum Glück wirkten in China neben den Jesuiten auch andere Orden, vorzüglich die Dominicaner. Das Land bekam mehrere Bischöfe u. apostolische Visare, u. so konnte die Kirche eine fast dreihundertjährige, freilich oft unterbrochene, Verfolgung glücklich überdauern. — Selbst bis zu dem 5. Welttheile, zu den Inseln der Südsee, ward in dieser Periode das Licht des Glaubens gebracht. Von Mexico aus ward nämlich eine M. zu den Philippinen unternommen u. dieses herrliche Inselreich durch spanische u. deutsche Missionäre zum katholischen Glauben bekehrt. Vor Allen wirkten hier die Dominicaner mit großem Segen; auch die Augustiner, Franciscaner u. Jesuiten erwarben sich große Verdienste. Weil zeitig genug Bisthümer (1 Erzbisthum u. 3 Bisthümer) errichtet wurden, so gewann die Kirche hier festen Bestand und zählt heut zu Tage über 4 Millionen Bekenner. Von den Philippinen aus wurden die Babujanen, die Bashiinseln u. ein Theil von Mindanao u. Palawan bekehrt. Ein Gleiches geschah mit den Marianen, wo vorzüglich die österreichischen Missionäre sich großes Verdienst erwarben u. viele die Märtyrerkrone errangen. Die mühsamen M. auf den Carolinen u. die auf den Gesellschaftsinseln (Taiti) blieben ohne Erfolg. — Diese kurze Uebersicht, worin nur die wichtigsten Unternehmungen berührt worden sind, mag einen Begriff geben von der in der That beispiellosen Missionsthätigkeit, die in dieser glücklichen Periode zu einer Zeit sich entwickelte, wo die Kirche in Europa so harte Stürme bestehen mußte. Freilich hatten diese Kämpfe die innere Kraft der Kirche gestählt, u. die Beschränkung ihres Gebietes nach der einen Seite hatte die Expansionskraft nach der andern Seite hin vermehrt. 7. Periode, von der Befreiung Amerika's bis auf die neuere Zeit. Drei große Ereignisse bezeichnen den Beginn dieser Periode: die Aufhebung des Jesuitenordens, die Befreiung Nordamerika's, welcher später die Freiwerdung der meisten übrigen Länder Amerika's folgte, und die französische Revolution. Die Aufhebung des Jesuitenordens beraubte die Kirche ihrer tüchtigsten u. unternehmendsten Missionäre; die Befreiung Nordamerika's gab dem Protestantismus in diesem Welttheile eine große Gewalt; die französische Revolution endlich erschütterte die Kirche selbst auf dem Gebiete ihrer europäischen Stammländer u. beraubte sie fast aller reichen Hilfsmittel, welche die Liebe der Gläubigen u. der Eifer der Fürsten u. Bischöfe für die M. gesammelt hatte. Wäre die Kirche nicht Gottes Werk, sie hätte diese Stürme nicht überleben können. Nun aber zeigte sich, daß im Feuer der Prü-

fung nur das, was nicht von Gott war, verbrannte, die Kirche selbst aber erneuert u. verjüngt aus den Stürmen hervor ging. Die Aufhebung des Jesuitenordens, wenngleich von der schlechtesten Gesinnung ihrer Feinde gefördert, hatte doch auch für die Kirche die wohlthätigsten Folgen. Kein Katholik, der an die göttliche Leitung der Kirche glaubt, darf daran zweifeln, u. die Zeit wird kommen, wo man, ohne daß den hohen Verdiensten des Ordens zu nahe getreten wird, dieses allgemein klar erkennen wird. Jeder Orden bat eine Zeit seines Wirkens; ist die abgelauten, so hat er für die Kirche keinen Werth mehr, und man darf sein Interesse nicht mit dem Interesse der Kirche verwechseln. Aus dem Kampfe mit dem Protestantismus hervorgegangen, hatte der Jesuitenorden selbst, um seinen Gegnern möglichst nahe treten zu können, Vieles von diesen aufgenommen. Nachdem aber der erste frische Geist des Ordens, der eine große Zahl der herrlichsten Heiligen gebildet, und der schädlichen Einwirkung dieser bezeichneten Stellung zum Protestantismus gewehrt hatte, in Abnahme begriffen war, machte sich jenes System menschlicher Klugheit u. Accomodation in einem höheren Grade geltend, als es recht u. billig war. Wäre daher der Orden nicht zeitig genug vom Papste aufgehoben, so würde das kräftige Glaubensleben in den katholischen Völkern, unter denen der Orden mächtig war, unheilvolle Wunden bekommen u. die ganze Wissenschaft würde eine rationalistisch-protestantische Färbung bekommen haben. Auch dem M.s.-Wesen würde ein wesentlicher, schon oben berührter Mangel angeklebt haben. — Der Protestantismus in Amerika sollte, wie denn jedes Uebel am Ende doch dem Guten dient, die Kirche aus den Fesseln befreien, worin die spanisch-bourbonische Staatsform dieselbe eingezwängt hatte; sollte, durch seinen Kampf Gegenkampf weckend, die kirchliche Hierarchie in allen ihren Gliederungen aus ihrer Bindung durch Beamten Gewalt lösen u. sie in engen, thätigen Verband mit dem Centrum der kirchlichen Einheit versetzen. In Europa aber, wo die Monarchie vorzugsweise durch die Bourbonen gegen Gott rebellisch und gegen die Kirche despotisch geworden war, mußte der Bund beider Gewalten gebrochen werden. Das war die Aufgabe der Revolution. Daß solche Umwälzungen nicht ohne gewaltsame Erschütterungen vor sich gehen u. daß namentlich dort, wo die Geistlichkeit ihre Sache zu enge an die der weltlichen Herrscher geknüpft hatte, wie in Frankreich, die Kirche selbst schmerzlich von ihnen berührt werden mußte, versteht sich von selbst. Aber sie ging geprüft u. geläutert aus den schweren Kämpfen hervor u. begann, im Inneren beruhigt, auch ihre Wirksamkeit nach Außen wieder durch Erneuerung ihrer Missionen. Nachdem die Centralcommissions-Anstalt zu Rom, die Propaganda, wieder hergestellt war, bildeten sich in verschiedenen katholischen Ländern, zumal in Oesterreich u. Frankreich, freiwillige Vereine, durch deren Hülfe den verwahrlosten M. wieder aufgeholfen, die verlassenen wieder erneuert u. endlich ganz neue gegründet wurden. Der thätige Eifer für die M. ist in der ganzen katholischen Welt im Zunehmen begriffen u. ein Volk nach dem andern wird davon erfaßt. Vorzüglich unter dem Pontifikate Gregors XVI. nahm das M.s.-Wesen einen außerordentlichen Aufschwung u. drang der katholische Glaube in mehre, ihm bisher noch verschlossene, Länder der Erde ein. Ein charakteristischer Zug, wodurch sich die gegenwärtige Periode der M.s.-Geschichte von der vorhergehenden unterscheidet, ist das überall hervortretende Streben, Bisthümer u. apostolische Vikariate zu errichten u. dadurch jeder jungen Gemeinde gleich einen festen kirchlichen Halt zu geben. Ja, wie in den Zeiten der Apostel, sieht man jetzt häufig Bischöfe in ein Heidenland ziehen, um die Herde, die sie weiden sollen, erst um sich zu sammeln. Dadurch tritt unsere Zeit der glücklichen Periode der Benediktiner-M. wieder näher. So wurden unter Gregor XVI. allein etwa 70 neue Bisthümer u. apostolische Vikariate errichtet. In Nordamerika, wo die in der früheren Periode unterlassene Errichtung von Bisthümern der Kirche auf lange Zeit hin so große Nachtheile bereitet hat, sind seit dem Freiwerden der Union gegen 30 neue Bisthümer errichtet worden, deren Zahl noch immer vermehrt wird. Im englischen Nordamerika sind die Bisthümer in

ähnlicher Weise im Wachsthum begriffen. In dem spanischen u. portugiesischen Amerika ist die Zahl der Bisthümer zwar auch vermehrt, jedoch entspricht dieselbe den Bedürfnissen noch keineswegs, weshalb in vielen Gegenden, namentlich in Neumeriko, Californien, Paraguay u. Brasilien, die Kirche noch vielfach den nachtheiligsten Einflüssen ausgesetzt ist. Die M. in Afrika beginnen erst jetzt ihre rechte Entwicklung zu nehmen. In fast allen Ländern von Nordafrika hat die Kirche wieder festen Fuß gefaßt, wozu die Errichtung des Bisthums Algier wesentlich beigetragen hat. Die Küste von Westafrika, von Senegambien bis Niederquinea, ist neuerdings in 5 Bisthümer oder apostolische Vikariate eingetheilt und eine großartige M.s-Thätigkeit für die Negerbevölkerung des Innern von Afrika hat schon begonnen. Dagegen liegt in den portugiesischen Ländern von Niederquinea u. an der Südostküste von Afrika das M.s-Wesen noch sehr darnieder. In dem, jetzt den Engländern gehörenden, Kaplande ist ein apostolisches Vikariat errichtet und eine M. der Dominicaner gegründet. Ebenso verhält es sich mit der britischen Insel Mauritius, während die französische Insel Bourbon nur einen apostolischen Vikar hat. Eine große Wichtigkeit haben aber die M. in Abyssinien, wo vorzüglich durch Vermittelung der beiden Naturforscher Labadie u. Schimper die frühere Union mit der katholischen Kirche wieder angeknüpft u. ein apostolisches Vikariat errichtet worden ist. Auch für das Land der Gallas besteht jetzt eine M. mit einem apostolischen Vikar an der Spitze. Ferner in Aegypten, Syrien, Arabien (Athen u. im Hauran), in Kleinasien u. Persien sind die alten M. wieder verstärkt, theils auch neue errichtet. Den wichtigsten Punkt für die M. in der ganzen alten Welt bilden aber Ostindien u. China. Mit großen Anstrengungen ist es der Kirche gelungen, diese beiden M. aus dem Verfall, worein der Druck der Engländer u. Holländer u. die im ganzen M.s-Wesen eingetretene Ebbe dieselben versetzt hatten, abzuheben u. einen neuen Aufschwung des Christenthumes in diesen Ländern hervorzubringen. Besonders China, wo die Kirche trotz 300jähriger Stürme sich erhalten hat, bietet jetzt einen in vieler Hinsicht erfreulichen Anblick dar. Es bestehen daselbst gegenwärtig 17 Bisthümer u. apostolische Vikariate. Keine M. der neueren Zeit hat aber einen solchen Aufschwung genommen, als die im 5. Welttheil, Australien, bestehende. Hier hat sich nämlich der alten berühmten M. der Spanier eine neue britische u. französische zur Seite gesetzt, die an Anstrengungen u. Erfolgen mit einander wetteifern. Die britische hat ihren Hauptsitz auf Neu-Holland u. hat sich hier bereits über alle Colonien des Festlandes u. das Gebiet der schwarzen Ureinwohner, ferner über die Inseln Vandeemensland, Norfolk, Demwich u. s. w. ausgebreitet. Wenn irgend eine M.unternehmung der neueren Zeit, so verspricht diese britische in Australien großen Erfolg. Es sind hier seit den dreißiger Jahren das Erzbisthum Sidney, die Bisthümer Adelaide, Hobarttown u. Perth, u. die apostolischen Vikariate Conda u. Port-Giffington entstanden. Die französische M. hat sich über die kleineren Gruppen der Südseeinseln u. über Neuseeland verbreitet u. ebenfalls schon bedeutende Erfolge errungen. Hier sind die apostolischen Vikariate der Sandwichinseln, von Taiti (Gesellschaftsinseln, Gambier- u. Marquesasinseln), von Central-Oceanien (Freundschafts-, Viti-, Schifferinseln, Wallis, Futuna u. Rotumah), von Neu-Seeland, von Neu-Caledonien u. von den Salomonsinseln gegründet. So außerordentlich aber auch der Aufschwung des M.swesens in dieser neuen Periode erscheint, so hat er dennoch noch nicht seine Höhe u. eine, den vorhandenen Bedürfnissen entsprechende, Entwicklung erreicht. Denn zuerst ist die Türkei u. der ganze Orient noch zu sehr vernachlässigt, wo bisher die französische Politik mit dem Vertrauen, das den Katholiken der Name Frankreichs einflößte, einen argen Mißbrauch getrieben hat. Eine glückliche Wendung der Dinge ist von der thätigen Stellung zu erwarten, die der gegenwärtige Papst zu den Christen des Orients zu nehmen angefangen hat. Hier ist für Oesterreich ein weites M.s-Feld. — Zweitens sind die spanischen u. portugiesischen Staaten von Amerika noch ohne kräftiges kirchliches Leben. Drittens sind an der ganzen Westküste von Afrika bisher alle M.s-

versuche zu vereinzelt, die portugiesischen M. sind zu abgeschlossen, es fehlt an Bischöfen u. an bischöflichem Zusammenwirken. Das große Werk, welches die Kirche in Bezug auf die Emancipation der Neger begonnen hat, ist noch nicht kräftig genug wieder aufgenommen. Hayti, der erste freie u. christliche Negerstaat, von wo aus durch Missionäre mächtig auf Afrika eingewirkt werden könnte, ist kirchlich noch zu sehr vernachlässigt. Sollen die M. in Westafrika gedeihen, so muß Hayti einen Hauptstützpunkt derselben bilden. Endlich ist auch in Ostindien noch kein hierarchisches Zusammenwirken sichtbar, wie in Nordamerika und auf Neuholland; der Bischöfe sind zu wenige, sie wirken zu vereinzelt u. kennen noch keinen Provinzialverband. In dieser Hinsicht ist von dem englisch-irischen M.s-Wesen viel zu erwarten, wenn es einmal in Ostindien recht festen Fuß gefaßt haben wird. Es hat in Nordamerika u. Neuholland schon so Ausgezeichnetes geleistet u. übertrifft das französische durchgehends an innerer Tüchtigkeit u. an Nachhaltigkeit des Wirkens. Möge es also auch in Ostindien sich recht bald in kräftiger Weise wirksam zeigen. Es ist also der laufenden Periode der Weltgeschichte noch eine große Aufgabe gestellt. —

II. Die protestantischen M. haben im Ganzen wenig Erhebliches geleistet. Es liegt im Geiste einer Religionsgesellschaft, die aus der Protestation gegen die Kirche hervorgegangen ist, daß alle ihre Thätigkeiten, wodurch ihr innerstes Leben in die Erscheinung tritt, von dem Geiste dieser Protestation geleitet werden. So verhält es sich auch wesentlich mit den von ihr ausgehenden M. Diejenigen protestantischen Staaten, welche eine Seemacht besaßen, gingen nur darauf aus, katholische Colonien zu zerstören. Alle größeren Seeunternehmungen der Engländer und Holländer, wodurch diese Staaten zu einer bedeutenden Macht sich erhoben, waren von diesem Geiste geleitet. Das daran sich knüpfende M.swesen bestand in nichts Anderem, als in der Zerstörung der katholischen Kirchen, der gewaltsamen Vertreibung der Priester und der Nöthigung der bereits bekehrten Einwohner, den Namen Protestanten anzunehmen. Dieselbe Behandlung wurde dort, wo die Colonialbehörden stark genug waren, auch auf die Heiden ausgedehnt. Ueber diese Art, das M.swesen zu betreiben, gibt der protestantische Missionär Röttger Zeugniß. In seinen Briefen über Hinterindien (Berlin 1844, Enslin'sche Buchhandlung) sagt er auf Seite 112—113: „Man versichert mir, daß der ganze Emancipationsprozeß der Alfuren (auf den holländischen Inseln in Hinterindien) zum Christenthume nach folgender Norm geschah: „Ihr Alfuren könnt Bürger der Compagnie werden, wenn ihr euch taufen laßt. Als getaufte Christen seid ihr freie Bürger, steht unter dem Schutze der Compagnie, dürft Hut, Schuhe u. europäische Kleider tragen, dürft europäisches Spiel u. Tanz haben, Karten spielen u. dergleichen; aber am Neujahrstage müßt ihr alle die Kirche besuchen.“ Ein Schreiber, der dem Prediger zur Seite stand, hatte Mühe, die Namen der Kunschriften so schnell ins Taufregister einzuschreiben, als der Prediger sie fertig gewaschen hatte; denn er soll sie haufenweise eingesegnet haben, ehe er die Einsegnungsworte aussprach. — Diesen Charakter trug das protestantische M.swesen in der ersten Zeit fast ganz ausschließlich. Dadurch wurde dem Christenthume großer Schaden zugefügt. Es kam hier nur auf den Namen an; an eine Bekehrung und an eigentlichen Unterricht wurde nicht einmal gedacht. Manche begonnene katholische M. wurden in dieser Weise zerstört, wie im Kaplande, auf Ceylon, Amboina, Formosa u. die Eingeborenen mit Vorurtheilen gegen die katholische Kirche erfüllt. Aber die Weise, wie die letzteren zum Protestantismus gebracht wurden, erfüllte sie mit Verachtung gegen alles Christenthum. Viele warfen dasselbe bei erster gebotener Gelegenheit ab, oder behielten vom Christenthume nur den Namen. Dennoch hat der Protestantismus dieser Art des Bekehrns seine meisten Proselyten unter den Heiden zu verdanken. Dahin gehören die Protestanten auf Ceylon, aus früheren Katholiken bestehend, deren Priester man vertrieben hatte und die dann selbst durch einen Akt des Gouvernements für Protestanten erklärt worden sind. Ferner gehören dahin die Protestanten auf Amboina u. den übrigen Molukken, von denen Röttger sagt, daß sie einen ganz abenteuerlichen Glauben haben u. Viele ihren Ursprung von Kro-

kodillen, Schlangen u. anderem Ungeziefer herleiten. Dahin gehören ferner die Protestanten auf Jamaika, zum Theile in Guiana, auf den kleinen Antillen u. s. w. Diese Weise, das protestantische M.s.wesen zu betreiben, hat namentlich in den Colonien der Holländer bis zum Ausbruche der französischen Revolution gedauert. In dieser ganzen Zeit wurde für die eigentliche Befehrung der Heiden von den Protestanten wenig oder gar Nichts geleistet. In Schweden u. Norwegen war das Heidenthum von der katholischen Kirche fast gänzlich besiegt. Nur der Rest von wenigen tausend Lappländern war noch zu befehren. Dieses haben die Prediger im eigenen Lande, von allen Maßregeln der Regierung unterstützt, trotz der rühmlichen Anstrengung Einzelner, bis auf den heutigen Tag noch nicht vollständig zu Stande gebracht. In Grönland übernahmen die Herrnhuter die Leitung der früher so blühenden katholischen Gemeinden, welche man zum Protestantismus gezwungen hatte; aber ungeachtet der anerkanntwerthen Bemühungen derselben machen diese Gemeinden von Jahrzehnt zu Jahrzehnt nur Rückschritte u. ein völliges Erlöschen derselben steht bevor. Eine größere Bedeutung erhielt das protestantische Missionswesen erst von der Zeit der französischen Revolution an. Damals ward der Geist jener rohen u. verfolgungsfüchtigen Polemik, der bis dahin den Protestantismus beseelt hatte, gebrochen. England, welches von der Zeit an als Seemacht zu einem entscheidenden Uebergewichte gelangte, trat damit auch zugleich in ein ganz neues Stadium seiner inneren religiösen Entwicklung u. strebte, im Politischen zu einer weltgeschichtlichen Größe gelangt, auch seinen Glauben auszubreiten u. so die Schmach des Sektenglaubens von sich abzuwenden. Von dieser Zeit an entwickelte sich in England ein eigentliches freies M.s.wesen immer mehr u. wurde, seitdem der bittere Haß gegen die katholische Kirche, der bis zur Zeit der französischen Revolution das englische Volk beseelt hatte, gebrochen war, das eigentliche Feld, worauf der protestantische Religions-eifer sich noch bewegen konnte. Dasselbe gilt von dem britischen Nordamerika. Die Protestanten auf dem Festlande von Europa ahmten zwar dem Beispiele der Engländer nach, ohne daß jedoch das M.s.wesen unter ihnen irgendwo zu einer Bedeutung sich erhoben hätte. Was nun seit der französischen Revolution u. der Befreiung Nordamerika's auf dem Gebiete der protestantischen M. geschehen ist, fassen wir unter einem dreifachen Gesichtspunkte zusammen: a) Die M.sthätigkeit, welche dem Gange der europäischen Einwanderungen sich anschließt. Von eigentlichen M. kann hier nicht die Rede seyn, sondern nur von Ansiedelungen von Kirchen u. Predigern unter bereits christlichen Bevölkerungen. Ueberall, wo der Protestantismus außer Europa zu einer Bedeutung gelangt ist, geschah dieses nur in Folge europäischer Einwanderungen, wodurch zugleich die religiösen Sekten u. ihr Parteitreiben mit in die Colonie-länder verpflanzt wurden. Dieses war der Fall im englischen Nordamerika, in den Vereinigten Staaten, auf einigen Inseln von Westindien u. in Guiana, im Kaplande, auf Neuholland und Bantiemensland. Ueberall sind es englische und deutsche Einwanderer, die hier den Protestantismus angesteltet haben. Dabei ist es aber eine höchst auffallende Erscheinung, daß überall, wo solche protestantische Coloniebevölkerungen sich niedergelassen haben, die Ureinwohner in einer schonungslosen Weise ausgerottet worden sind. Alles, was in dieser Hinsicht den spanischen Ansiedlern in Amerika vorgeworfen wird, erscheint nur geringfügig gegen das, was die protestantischen Anbauer, namentlich die Engländer, gegen die Ureinwohner sich haben zu Schulden kommen lassen. Denn den Gelüsten der spanischen Ansiedler trat eine heldenmüthige u. zu jedem Opfer fähige Priesterschaft entgegen u. nahm die Eingeborenen in ihren Schutz, u. gegen Beamte u. Statthalter traten edle Bischöfe als Patrone der Unterdrückten in die Schranken, während die protestantischen Prediger theils ohne Muth u. Seeleneifer, theils den Beamten gegenüber ohne Ansehen u. Achtung waren u. Nichts für die Eingeborenen auszurichten vermochten. So ist es geschehen, daß in dem katholischen Amerika 20 Millionen Eingeborene gerettet u. zum Christenthume befehrt sind, während in dem protestan-

tischen Theile von Amerika 3 Millionen Ureinwohner bereits, bis auf wenige dürftige Reste, vernichtet sind. Noch gräulicher ist die Ausrottung der Urbevölkerung auf Neuholland u. Bandiemenland, die noch heut zu Tage ihren Fortgang hat, u. der nur das mächtig durchgreifende, katholische M.s.wesen einen Damm entgegensetzen kann. In den Colonien dagegen, wo bereits ein geordnetes Wesen vorgefunden wurde, wie in Niedercanada u. Ostindien, bestand die protestantische M.sthätigkeit zunächst darin, daß für die zerstreut sich niederlassenden Geschäftsleute, Beamten u. Militärs, Kirchen u. Schulen gegründet u. Prediger angestellt wurden. Dieses war überall Werk der Regierungen. So entstand das anglikanische Bisthum in Calcutta, dem später noch mehr Bisthümer in Ostindien, in Australien u. Amerika nachgefolgt sind. Allmählig wurde die Gelegenheit, welche die Beherrschung der Colonieländer bot, dazu benützt, um auch unter den unterjochten Völkern M. zu begründen. So ist namentlich Ostindien heut zu Tage der Tummelplatz, auf dem die M.sbestrebungen der verschiedenartigsten protestantischen Sekten sich durchkreuzen. Dasselbe gilt von Westindien u. Canada, wo großen Theiles die katholische Religion die herrschende ist. Nirgends sind aber bedeutende Erfolge sichtbar. Dazu sind die Mittel, welche angewendet werden, um Proselyten zu machen, meistens zu unedel, als daß dauernde Erfolge könnten erreicht werden. Am bedeutendsten scheinen die Erfolge der von der Colonie des Kaplandes ausgehenden M. unter den Buschmännern u. Hottentotten zu seyn, obwohl auch hier noch gar kein namhaftes Resultat erreicht worden ist. — b) Die auf die Emancipation der Neger bezügliche M.sthätigkeit. Der Protestantismus hat hier in die, von der katholischen Kirche vorbereitete, Ernte einzutreten versucht. Die Emancipation der Neger ist zuerst in den spanischen Colonien grundgelegt, wo milde Geseze den armen Schwarzen schützten, ihm Gelegenheit boten, Eigenthum zu erwerben u. durch Fleiß u. gute Aufführung seine Freiheit zu erlangen. Dazu nahm sich die Kirche der Neger kräftig an, unterrichtete u. taufte sie u. nahm sie als ebenbürtige Glieder in die christliche Gemeinde auf. Daher kam es, daß in den spanischen Colonien die Zahl der Sklaven nie sehr groß war und daß noch heut zu Tage die spanischen Colonien (Cuba, Portorico etc.) von einer großen Anzahl freier u. zum Theile wohlhabender Neger bewohnt werden. Diese bereits begonnene Emancipation der Neger wurde um ein Bedeutendes weiter geführt durch den Freiheitskampf von Hayti. Leider wurde um diese Zeit die Kirche in Europa durch die Revolutionenstürme verwüstet u. konnte die Befreiung der Neger nicht vollenden. Daher suchte der in Westindien eingedrungene Protestantismus sich der Emancipation der Neger als eines Mittels für seine M.szwecke zu bedienen. Namentlich sind auf Jamaica u. Barbadoes die Methodisten thätig gewesen u. haben sich mit rühmlichem Eifer der Sklaven gegen ihre Herren und gegen die Regierung angenommen, bis endlich das englische Gouvernement, in der Hoffnung, in dieser Weise die reichen spanischen Colonien zu Grunde richten zu können, die Freilassung der Sklaven in den britischen Colonien aussprach. Aehnliches haben die Methodisten in den Vereinigten Staaten zu erreichen gestrebt u. sich dadurch bedeutenden Anhang bei den Schwarzen erworben. Dennoch seuzen hier mehrere Millionen Sklaven unter einem so drückenden Joche, wie es nirgends in den spanischen u. französischen Colonien je bestanden hat. Das Wichtigste, was für die Cultur der Neger seit der Befreiung Hayti's geschehen, ist offenbar die Anlegung der freien Negercolonie Liberia auf afrikanischem Boden durch die Vereinigten Staaten. Im Jahre 1847 hat sich die Colonie als freier Staat constituirt u. ist als solcher von den Amerikanern anerkannt worden. Dieses Ereigniß wird entscheidend seyn für die Cultivirung von Westafrika. Der Protestantismus entwickelt hier bereits eine große Thätigkeit. Möge die Propaganda zu Rom die dringende u. wichtige Aufgabe der Kirche für diese Gegenden erkennen. — c) Die selbstständigen M. außer dem Bereiche der Colonien. Es mag wohl nicht leicht ein katholisches Land geben, wo der Protestantismus nicht sein M.sz oder vielmehr sein Proselytenwesen treibt. Dasselbe gilt von den Län-

bern der schismatischen Griechen u. der orientalischen Sekten, ja, bis zu den Juden hinab, für deren Bekehrung ein anglikanisches Bisthum in Jerusalem gegründet worden ist. Nirgends aber ist irgend ein nennenswerthes Resultat sichtbar geworden. Auch die Vertheilung zahlloser Bibeln hat nirgends eine Wirkung hervorgebracht. Seitdem die Betretung der Küsten von China nicht mehr mit Lebensgefahr verknüpft ist, haben sich auch hier zahlreiche protestantische Missionäre gezeigt u. haben namentlich viele Bibeln in das Innere des Landes gesendet; allein auch hier ist nirgends ein Erfolg sichtbar. Dagegen hat sich den protestantischen M. in der Südsee ein weites Feld geöffnet; aber die bis jetzt uns vorliegenden Resultate liefern den unumstößlichen Beweis, daß sie hier nur zum Verderben, ja zum theilweisen Untergange der Völkerschaften gewirkt haben. Die zahlreichen entlaufenen englischen u. nordamerikanischen Matrosen u. Verbrecher, die sich auf fast allen Inseln niedergelassen, hatten ihnen hier den Weg gebahnt u. die Inseln zum Verlassen des Gögendienstes geneigt, aber auch mit allen Lasten bekannt gemacht. Die meist englischen u. amerikanischen Missionäre mischten sich überall in die inneren Angelegenheiten der kleinen, durch Parteikämpfe entzweiten Staaten ein, unterstützten den Fürsten, der ihnen am mächtigsten zu seyn schien, mit Waffen u. thätiger Hülfe, u. ließen dann durch den, an ihre Partei gefesselten, Sieger eine Art von Christenthum einführen, das dann durch die strengsten Strafgesetze durchgesetzt u. aufrecht erhalten werden sollte. Dann bewaffneten sie die Fürsten ihrer Partei zu blutigen Kriegszügen Befuß der Verbreitung des „Evangeliums,“ wodurch ganze Bevölkerungen ausgerottet u. Alles mit Verwüstung u. Verwüstung erfüllt wurde. Dabei war die Behandlung dieser Wilden, über welche die Missionäre eine volle Gewalt erlangt hatten, eine so grundfalsche, daß die Völker nicht nur moralisch, sondern auch physisch darüber zu Grunde gingen. Trunksucht, Bürgerkrieg und Syphilis begannen dieselben zu decimiren, so daß am Ende der ganze Stamm der Oceanier zu Grunde zu gehen drohte, wenn nicht die katholische Kirche noch zur rechten Zeit zu Hülfe gekommen wäre. Auf Taiti u. den übrigen Gesellschaftsinseln sind acht Zehntheile der Bevölkerung durch Bürger- u. Religionskriege, so wie durch die syphilitische Krankheit zu Grunde gegangen; Tongatabu u. Freundschaftsinseln sind verwüstet u. entvölkert, u. die Sandwicheln und Neuseeland sehen ihre Bevölkerung von Jahr zu Jahr mehr zusammenschmelzen. Das, was die protestantischen M. in der Südsee angerichtet, bricht über den Beruf des Protestantismus für das M.wesen den Stab. E. M.

Mississippi, einer der größten Flüsse in Nordamerika, der gegen Süden in den Meerbusen von Mexico fließt u. aus dem Turtle-See (Schildkröten-See) im Wisconsin-Gebiete entspringt. Sein Stromgebiet beträgt 54,320 □ Meilen. Seine bedeutendsten Zuflüsse links sind: der St. Croix-, Coppermine-, Chippewan-, Black-Wisconsin-, Rock-, Illinois- nebst Sangamon-, Kaskaskia-, Muddy-, Wabash- nebst dem Ohio-, Cumberland- und Tennessee-, der Yazoo- nebst Palo- Busch- der Black-River; rechts: der River des Moniers nebst Raccoon-River, der Missouri, St. Francis-, White-, Arkansas-, Washita- nebst Red-River. Die Länge seines Laufes beträgt gegen 600 Meilen, seine Breite zwischen 300 bis 2500 Metres, und seine Tiefe zwischen Neu-Orleans und dem Meerbusen von Mexico 60—80 Metres. Sein Strom ist sehr reißend u. seine Ueberschwemmungen oft sehr gefährlich. Er wächst zweimal im Jahre, einmal durch die Herbstregen und steht den ganzen Winter hindurch, das zweitemal durch das Schmelzen des Schnees, wo er im Juni u. Juli die größte Höhe erreicht. Im Sommer leben darin sehr viele Alligatoren.

Mississippi, einer der südlichen Vereinigten Staaten in Nordamerika, östlich am unteren Laufe des gleichnamigen Flusses bis zur Küste, u. zwischen den Staaten Tennessee nördlich, Arkansas u. Louisiana westlich, Alabama östlich; 2000 □ Meilen groß, mit 385,000 Einwohnern, worunter 1500 freie Farbige und 195,000 Sklaven. Das Land steigt von der tiefen, zum Theile sumpfigen u. ungesunden Küste am mexicanischen Meerbusen nach Norden zu einer gewellten Fläche

auf, in deren Boden üppige Waldungen prangen, u. erreicht im Norden, wo sich die letzten Zweige der Apallachen verlieren, eine überaus große Fruchtbarkeit. Fische, Schildkröten, auch Alligatoren beleben die Gewässer; Bären, Wölfe, Guare, Panther, wilde Katzen, Füchse, Opossums zc. haufen noch in den Wäldern. Mais, süße Bataten, Indigo, Zucker u. Baumwolle, Hanf, Flachs u. Tabak, Gartengewächse u. Baumfrüchte, selbst noch Weizen sind, nebst wichtiger Viehzucht, Hauptgegenstände des Anbaues. Der Handel, durch die herrlichen Flußverbindungen, Eisenbahnen (1845 gab es vier Eisenbahnen zwischen Vicksburg u. Jackson, bis Brandon, zwischen St. Francisville u. Woodville) u. 17 Banken unterstützt, versührt die Produkte zu 6 Millionen Dollar Werth, besonders aus Matebey. Auch die Industrie beginnt zu erstarben. Der Staat ist in einen Northern- u. in einen Southern-District u. in 76 Grafschaften getheilt. Die gesetzgebende Gewalt ruht bei einem Senat u. Repräsentantenhause, die vollziehende in der Hand des Gouverneurs. Die Staatseinnahmen betrugen 1841 277,498, die Ausgaben 250,125 Dollars; die Staatsschuld 12,400,000 Dollars. Sieben Universitäten u. Colléges, 71 lateinische Schulen, 382 Elementar- u. Volksschulen sind noch nicht ausreichend für den Unterricht. Hauptorte sind: Natchez am M., mit 5000 Einwohnern u. blühendem Handel, u. Vicksburg mit 3500 Einwohnern. Das Land, welches den jetzigen Staat M. bildet, wurde 1539 entdeckt, 1683 von La Salle genauer untersucht u. 1716 eine französische Colonie gegründet, die einen Theil von Louisiana bildete u. 1798 durch einen Theil von Florida vergrößert wurde. 1803 schied M. aus dem Staate Alabama aus, wurde zu einem eigenen Gebiete erhoben u. 1818 in die Union aufgenommen.

Missolunghi, stark befestigte Stadt im griechischen Gouvernement Aetolien, an der Küste zwischen dem Aspro u. Fideri, meist von Fischern bewohnt, wurde während des griechischen Befreiungskampfes viermal von den Türken belagert u. nach der ruhmvollsten Vertreibung als Trümmerhaufen den 23. April 1826 von denselben erobert, die es aber 1828 wieder räumten. Hier befindet sich das Grab des Lord Byron (s. d.).

Missouri, ein Nebenfluß des Mississippi, entsteht am Westabhange des Rocky- (Felsen-) Gebirges, im westlichen Nord-Amerika, durch den Zusammenschluß des Jefferson, Madison u. Gallatin. Die bedeutendsten Nebenflüsse sind rechts: Yellowstone, Klein-M., Chayenne, White-River, Rapide, Platte, Wolf-River, Kansas, Osage-River; links: Maria, Milk-River, White-Earth-River, Pankton, Siour, Grand-River, Chariton-River. Sein Lauf ist sehr reizend. Der M. durchströmt den gleichnamigen Staat von Westen nach Osten u. theilt denselben in einen kleineren (nördlichen) u. in einen größeren (südlichen) Theil.

Missouri, einer der vereinigten Staaten Nordamerica's, zwischen dem Iowa-Territorium nördlich, dem West-Territorium westlich, Arkansas u. Tennessee südlich, Illinois östlich, von dem Mississippi begränzt, hat auf 2850 □ Meilen etwa 400,000 Einwohner, darunter 1600 freie Farbige u. 58,000 Sklaven. Von Osten streichen ins Innere kleine, bürre, an Mineralien reiche Hügelketten, im Südwesten Ausläufer des Ozarkgebirges; im Norden des M. breitet sich eine sanft rollende Hochebene aus, bewaldet am Ufer des Flusses, weiterhin Prairie. Der Winter ist streng, der Sommer drückend heiß. Getreide, Mais, Baumwolle, Tabak gedeihen trefflich, Viehzucht wird in großem Maßstabe betrieben; auf Blei u. Eisen mit bedeutender Ausbeute gebaut; Salpeter, Salz, Steinkohlen erwarten zum Theile noch die Benützung. Wild im Westen, selbst Bisons u. Elenns, laden noch zur Jagd ein. Die Landesprodukte werden theils abwärts auf dem Mississippi, theils aufwärts auf dem Ohio verschifft. Die Industrie hebt sich. Die Bildung besorgen 6 Universitäten u. Colléges, 47 lateinische Schulen, 642 Elementar- u. Volksschulen. Die gesetzgebende Gewalt üben ein Senat und eine Repräsentantenkammer aus, die vollziehende ist einem Gouverneur übertragen. Die Hauptstadt ist Jefferson am M.; Haupthandelsort u. im Mittelpunkt der großen Binnenschifffahrt ist St. Louis. — 1763 ließen sich zuerst Franzosen aus Canada hier nie-

der; 1808 wurde M. ein Theil von Luistana, nach der Abtretung an die Vereinigten Staaten aber rascher, als früher, cultivirt. 1819 schied sich der Staat M. u. Arkansas aus; ersterer wurde 1821 Mitglied der Union.

Mistel (*viscum album* L.), eine immer grüne Schmarozerstaupe, die auf den Aesten der Waldbäume, auch zuweilen auf Obstbäumen, wie aus der Erde wächst, trägt kleine runde Beeren, an Gestalt u. Größe einer mittleren Erbse ähnlich, glatt, weich, weißlich und durchscheinend, welche im Herbst reifen und mit einer schleimig-süßen, kleberigen Substanz angefüllt sind. Diese wird zur Verrichtung des Bogelleims benützt u. die Blätter sind ein, von alten Zeiten her berühmtes u. auch neuerlich wieder mit Erfolg angewendetes, Mittel gegen Epilepsie, weshalb sie auch in manchen Ländern in den Apotheken vorrätzig gehalten werden. Die M. wächst auf allen Waldbäumen, u. man unterscheidet daher auch zuweilen Eichenm., Tannenm., Lindenm. u., obgleich alles die nämliche Pflanze ist. — Wegen ihrer Heilkraft spielt die M. in der Religion der Druiden (s. d.) eine bedeutende Rolle. Sie war die heiligste, von Gott selbst erkorene Pflanze, ohne welche kein Gottesdienst gehalten werden konnte. Sobald ein Druiden eine solche, auf einer Eiche wachsende M. entdeckt hatte, versammelte er alle in der Nähe wohnenden Brüder seines Ordens; sie legten ihre vielfarbigen Gewänder ab u. kleideten sich weiß, als Zeichen der Demuth gegen die göttliche Pflanze; der Oberdruiden ging, mit einer goldenen Sichel bewaffnet, zu dem Baume, beugte seine Kniee vor demselben u. ließ sich nun von mehreren Anderen so hoch emporheben, bis er die Pflanze erreichen konnte; diese ward mit der goldenen Sichel abgeschnitten u. zu heiligen Gebräuchen bewahrt. Konnte man sie sechs Tage nach dem Neumonde schneiden, so hatte sie die größte Heilkraft und ward sogleich zu einem Getränke gefocht, mit dem Opferblute unter der Eiche geschlachtet, noch nicht zur Arbeit gebrauchter Stiere geweiht u. in einen Trank verwandelt, welcher Segen, Fruchtbarkeit, Gedeihen Allen verschaffte, die sich seiner bedienen konnten.

Mitau, *Mietau*, Hauptstadt des russischen Gouvernements oder Herzogthums Kurland, an der Na, mit 16,000 Einwohnern, worunter bei 7000 Deutsche u. 3000 Juden, ist gut gebaut u. hat ein mildes Klima. Man findet hier ein Gymnasium mit naturhistorischem und physikalischen Cabinet, Bibliothek, Sternwarte, mehrere gute Schulen, kurländische Gesellschaft für Literatur und Künste u. Hauptzweige der Industrie sind: Weberei in Wolle und Leinwand, Seifensiederei und Gerberei. Der ehemals bedeutende Handel ist sehr gesunken, so daß M. kaum noch als Handelsstadt gelten kann. Zu Johannis besteht ein vierwöchentlicher Markt (Johanniszeit), wo der Adel zur Stadt kommt und seine Contrakte schließt. Der kurländische Creditverein, welcher in M. seinen Sitz hat, ist aus Gutsbesitzern der Provinz zusammengesetzt und beschäftigt sich namentlich auch mit dem Umfaze der kurländischen Pfandbriefe. — M. soll 1274 von Konrad von Medem gegründet worden seyn; es war früher die Hauptstadt von Semgallen und Residenz der Herzöge von Kurland, 1758 von den Schweden eingenommen, aber 1660 im Frieden von Oliva zurückgegeben; 1706 von den Russen eingenommen u. das Schloß zerstört. Es wurde wieder aufgebaut und diente 1798—1801 Ludwig XVIII zur Residenz. Hier wurde die Vermählung des Herzogs von Angoulême u. der Tochter Ludwigs XVI. geschlossen.

Miteffer (*Comedones*), ist der Name der Anfangs gelblichen, dann dunklen Pünktchen, welche an jenen Hautstellen, die vorzüglich viele Talgdrüsen haben, bei Erwachsenen also hauptsächlich um die Nase herum, bei Kindern aber allenthalben vorkommen u. alsbald zu kleinen halbkugelförmigen Knötchen mit schwarzer Spitze anschwellen. Drückt man ein solches Knötchen, so entleert sich eine weißlichgelbe, fadenförmige, den Maden ähnliche Masse, die man früher für ein Würmchen mit schwarzem Kopfe hielt, die aber nur aus verhärteter Hautschmiere besteht, deren oberstes Ende durch die Berührung mit der Luft, durch Schmutz u. schwarz gefärbt ist. Die M. können in jedem Alter vorkommen, sind aber doch

häufiger bei jungen Leuten u. bei Kindern, namentlich, wenn letztere an Atrophie, Skrophelsucht zc. leiden. Daher rührt auch der Name M., da man glaubte, die angeblichen Würmer seien Schuld an der gestörten Ernährung des Kindes. Die M. heilen, indem die verhärteten Schleimkröpfe ausgestoßen werden, oder Entzündung und Eiterung entsteht. Das Leiden ist lästig und unangenehm, aber ohne allen nachhaltigen Schaden. Bei der Behandlung muß vor Allem für zweckmäßige Hautcultur gesorgt werden, daher denn häufige Bäder und Waschungen zu empfehlen sind.

E. Buchner.

Mitford (Miss Mary Russell), geschätzte englische Dichterin, geboren 1789 in Hampshire, Verfasserin der mit großem Beifalle aufgenommenen Schauspiele „Rienzi“, „Julian“ u. a., so wie mehrer Romane, darunter *Our Village*. Man stellt sie gewöhnlich mit Cowper (s. d.) zusammen, dessen düstere Lebensansicht sie indeß nicht theilt.

Mitgabe, Mitgift, f. Aussteuer.

Mithras, eine der höchsten persischen Gottheiten, das Urfeuer, Beherrscher der Sonne, wird gewöhnlich vorgestellt in der Gestalt eines Jünglings mit phrygischer Mütze, fliegendem Mantel u. zweimal geschürztem Gewande. Er kniet auf einem niedergeworfenen Stier, dem er mit der linken Hand die Nase zuhält, während er ihm mit der rechten Hand ein kurzes Schwert in den Hals stößt; mehrere Nebentheile in der Zeichnung, offenbar von symbolischem Werthe, scheinen auf Tod u. Leben, auf Erwachen u. Entschlummern der Natur, also auf den Lauf der Sonne u. der Jahreszeiten zu deuten. So finden wir in zwei abgetheilten Feldern übereinander dem M. zur Seite einen Jüngling mit aufgerichteter u. einen Greis mit gesenkter Fackel; so finden wir Löwe und Skorpion, wahrscheinlich Thierkreiszeichen; so über der Abbildung sieben Altäre, welche man auf die Planeten deutet, nebst Sonne u. Mond, hier wären jedoch neun Planeten, da Sonne u. Mond mit zu denselben gerechnet wurden, oder wenn dieß nicht geschieht, nur fünf gezählt werden dürfen) u. Zeit u. Ewigkeit zc. Auch neben dem Monde selbst ist Leben und Tod noch einmal wiederholt, in dem vor ihm u. hinter ihm stehenden Baum, neben deren einem ein Stierkopf mit aufgerichteter Fackel befindlich ist, während der andere den Skorpion u. die umgekehrte Fackel zeigt. Der Dienst dieses mächtigen Wesens verbreitete sich von Persien über Italien, Gallien und das römische Germanien u. ward so allgemein, daß zahlreiche Priesterschaften und vielleicht die Hälfte der Einwohner Roms in seine Mysterien eingeweiht waren.

Mithribates, Name mehrer Könige von Pontus (s. d.), von denen wir anführen: 1) M. I., ums J. Roms 350, stand dem jüngeren Cyrus bei, weigerte sich dem Könige Artaxerxes II. Tribut zu geben u. wurde von Klearchus, Tyrann von Heraclea Pontica, gefangen genommen. — 2) M. II., Enkel der Vorigen, trat, nachdem er 35 Jahre regiert hatte, sein Reich an Alexander den Großen ab. Er hielt es dann mit Antigonus u. Demetrius, nahm aber, als Antigonus, den er begleitete, ihn tödten wollte, sein väterliches Reich wieder ein. — 3) M. III., der Sohn des Vorigen, nahm Kappadocien und Baphlagonien u. die Stadt der Herakleenser, Amastris, ein. — 4) M. V., mit dem Beinamen Evergeta, regierte seit 154 vor Chr. Er unterstützte die Römer im dritten punischen u. im pergamenischen Kriege, daher er nicht bloß Freund und Bundesgenosse derselben ward, sondern von ihnen auch Groß-Phrygien erhielt. Er ward ermordet 123; auch gegen das Leben seines Sohnes (s. d. folgenden) machten Mutter u. Erzieher Plane. — 5) M. Eupator, Sohn des Vorigen, auch der Große genannt, folgte seinem Vater im 14. Jahre, 123 v. Chr. Auf einer dreijährigen Reise, die er durch Asien machte, entwarf er den Plan, diesen ganzen Welttheil seiner Herrschaft zu unterwerfen. Zuerst besiegte er die Sythen, nahm dann Kolchis ein u. erweiterte sein Reich bis nach Armenien. Um Klein-Asien sich zu unterwerfen, verband er sich mit Nikomedes II. von Bithynien u. überfiel Baphlagonien, Galatien u. Kappadocien. Doch, diesen kleinen Provinzen standen die Römer bei u. M. war nun eine Reihe von Jahren ein furchtbarer Feind der letzteren. Nach wiederholten

Siegen zwang ihn Sylla im Jahre 89, alle Eroberungen aufzugeben, sich auf Pontus einzuschränken und den Römern 2000 Talente zu bezahlen. Sowie aber Sylla Asien verlassen, fing M. die Feindseligkeiten aufs Neue an, nahm den Bosporus Thracicus ein, machte seinen Sohn Machares zum Könige, 82, u. reizte seinen Schwiegersohn Tigranes zu einem Einfälle in Kappadocien. Endlich kam Lucullus, 73, schlug M. u. Tigranes u. drang bis nach Parthien vor. Allein Unruhen im Heere nöthigten ihn zum Rückzuge, 67, und erst dem Pompejus gelang es, ihn am Euphrat bei Nikopolis 66 gänzlich zu schlagen. Dennoch demüthigte sich M. nicht; er tödtete seinen Sohn Machares u. entwarf einen Plan, den Krieg nach Italien überzuführen. Allein sein Sohn Pharnazes machte ihm sein Heer ungetreu, u. aus Verzweiflung ließ er sich ermorden 64. Cicero hält ihn für den größten Fürsten Asiens nach Alexander. M. war auch Gelehrter, redete 22 Sprachen, schrieb ein Werk über die Kräuterkunde, das Pompejus ins Lateinische übersetzen ließ. Auch besaß er große Körperkräfte, rastlose Thätigkeit u. wilde Leidenschaften.

Mitlauter, s. Consonanten.

Mitra, s. Inful.

Mitscherlich, 1) Christoph Wilhelm, berühmter u. geschmackvoller Philolog, geboren zu Weissenfee 1760, erhielt seine gelehrte Bildung in Schulpforta, Leipzig u. Göttingen, war zuerst Collaborator am Pädagogium zu Jhlesfeld, wurde 1785 Professor der Philosophie in Göttingen, 1809 Professor der Eloquenz, wurde aber 1835 von dieser Function entbunden, erhielt hierauf die Direction des philologischen Seminars und 1837 den Titel eines geheimen Justizraths. Man hat von ihm eine Ausgabe von Ovids Metamorphosen, 2 Bde., 2. Ausgabe, Göttingen 1819; besonders geschätzt aber ist seine Ausgabe der Oden des Horaz, Leipzig 1800. Auch besorgte er die Zweibrücker Ausgabe des Plato. — 2) M. Gilard, geboren 1794 zu Neurebe bei Jever, studirte von 1811—14 zu Heidelberg, Paris u. Göttingen Geschichte, Philologie, Naturwissenschaften u. Medizin, widmete sich aber seit 1818 zu Berlin ausschließlich der Chemie. Durch seine Entdeckung der Isomerie mit Berzelius (s. d.) bekannt geworden, begleitete er diesen nach Stockholm u. blieb daselbst bis zum Jahre 1821, wo er Professor der Chemie zu Berlin u. zugleich Mitglied der dortigen Akademie wurde. M. hat in seinen wissenschaftlichen Leistungen übrigens vielfache Gegner gefunden, unter denen namentlich Liebig, so wie überhaupt alle Gegner der Berzelius'schen Schule auch die seinigen sind. Sein „Lehrbuch der Chemie“, 2 Bände, erschien in 4. Auflage 1844.

Mittag, Mittagsgegend oder Süden. Wenn die Sonne während ihres täglichen scheinbaren Laufes culminirt, d. h., wenn der Sonnenmittelpunkt in den Meridian oder M.skreis eines gewissen Beobachtungsortes tritt, so sagt man, es sei an diesem Orte 12 oder 0 Uhr wahre Sonnenzeit, oder wahrer M. Die Zeit zwischen zwei, zunächst auf einander folgenden, wahren M.en heißt ein wahrer Sonnentag. Wenn aber die sogenannte mittlere Sonne (s. Sonnenzeit), während ihres täglichen Laufes culminirt, d. h., wenn der Mittelpunkt dieser imaginären Sonne in den Meridian oder M.skreis des Beobachtungsortes tritt, so sagt man: es sei an diesem Orte 12 oder 0 Uhr mittlere Sonnenzeit oder mittlerer M. — M.s=Fernrohr ist das an einem Passageninstrumente befindliche Fernrohr, welches sich in der Ebene des Meridians bewegt. — M.skreis, ein nicht üblicher Name für das astronomische Instrument, welches gewöhnlich Meridiankreis genannt wird. — M.s= oder Südpunkt, ist einer von den 4 Cardinalpunkten (s. Himmelsgegenden) u. der Durchschnittspunkt des Himmelsäquators mit dem Horizonte auf der Seite des Himmels, wo die Gestirne culminiren, mithin ihre größte Höhe erreichen.

Mittel, heißt in der Mathematik eine, aus mehreren Größen durch eine gewisse Operation gefundene Größe, die zwischen jenen in der Mitte liegt. Man unterscheidet 1) das arithmetische M. Wenn z. B. $a_1, a_2, a_3 \dots a_n$ die ein-

zelnen Resultate von n angestellten, zusammengehörigen astronomischen Beobachtungen derselben Art bezeichnen, so wird ihr arithmetisches Mittel $\frac{S^n}{n}$ als das eigentliche, der Wahrheit wahrscheinlich am nächsten kommende, Resultat der n angestellten Beobachtungen angesehen u. angenommen werden können. — 2) Das geometrische $M.$ wird zu mehreren Größen gefunden, wenn man aus ihrem Produkte, die so vielte Wurzel zieht, als ihrer vorhanden sind; so ist z. B. $\sqrt[3]{a b c}$ das geometrische $M.$ der Größen a, b, c ; 3) harmonisches $M.$ wird zu 2 Größen gefunden, wenn man ihr doppeltes Produkt durch ihre Summe dividirt; 4) contraharmonisches $M.$ zwischen 2 Größen findet man, wenn man die Summe ihrer Quadrate durch ihre Summe selbst dividirt.

Mittelalter wird derjenige große Abschnitt der Geschichte genannt, welcher den Uebergang u. die Vermittelung zwischen der alten u. der neuen Geschichte bildet. Hierbei ist jedoch gleich die Beschränkung zu machen, daß man beim $M.$ nur an die Geschichte derjenigen Völker denkt, welche mit dem Christenthume in einer mittelbaren u. unmittelbaren Berührung standen. Dieß ist mit dem Mahomedanismus allerdings der Fall, welcher nicht bloß in einer äußern, sondern auch in einer innern Beziehung zum Christenthume stand, ohne welches sein Ursprung u. seine Bedeutung gar nicht zu erklären ist (s. Mahomedanismus). Weil bei jeder Entwicklung verschiedene Ursachen wirken, u. weil man die inneren Ursachen einer bestimmten Entwicklung von den ersten äußeren Symptomen wohl unterscheiden muß, so wird es immer eine unentschiedene u. zum Theile willkürliche Sache bleiben, wo man den Anfang u. das Ende einer Geschichtsperiode feststellen will. Das Hauptlebenselement der mittelalterlichen Zeit bildet die christliche Religion, oder, besser gesagt, die katholische Kirche, u. insofern könnte man den Anfangspunkt dieser Periode schon mit der Stiftung des Christenthums zusammenfallen lassen. Weit richtiger ist es jedoch, den Anfang des $M.$ s erst da zu setzen, wo dieses Hauptelement mit dem zweiten Grundelemente desselben, dem germanischen Volksstamme, zusammentrifft, was in der Völkerwanderung geschieht. Hier ist es nun ziemlich gleichgültig, ob man den Anfang der Völkerwanderung selbst (375), oder den Sturz des weströmischen Reiches (476), oder die Begründung der fränkischen Herrschaft (486) als den Anfangspunkt bezeichnen will; weiter hinabzusteigen wird indeß kaum zulässig seyn. Ebenso ist es ziemlich gleichgültig, ob man die Entdeckung Amerika's 1493, die Erfindung der Buchdruckerkunst 1457, oder die kirchliche Spaltung 1517 (Reformation) als Endpunkt des $M.$ s bezeichnen will: am richtigsten jedoch wohl das letzte Ereigniß. Worin übrigens der Unterschied der neueren Zeit vom $M.$, welches man auch wohl bis zum westphälischen Frieden (1648) sich erstrecken läßt, eigentlich bestehe, kann erst aus der richtigen Auffassung des $M.$ s selbst hervorgehen. Bei keiner Periode der Geschichte nämlich hängt nicht allein die rechte Würdigung, sondern selbst das rechte Verständniß des Geistes der Geschichte so sehr von dem religiösen Standpunkte des Geschichtsforschers ab, als beim $M.$; denn, da das Christenthum, ausgeprägt in der Form der katholischen Kirche, das hauptsächlichste Grundelement dieser Periode bildet, so wird begreiflicher Weise Derjenige, welcher dieses als das der Menschheit vorgestellte Ideal betrachtet, auch selbst die noch so unvollkommene Verwirklichung desselben ganz anders beurtheilen müssen, als wer in dieser Form von vorn herein eine verkehrte u. krankhafte Bildung erblickt, u. es ist hinlänglich bekannt, in welchem Maße der Parteilhaß des Protestantismus die Geschichte des $M.$ s entstellt hat, bis endlich in neuerer Zeit eine gründliche Forschung und gerechte Darstellung durch protestantische u. katholische Geschichtsforscher sich Bahn gebrochen hat, wo Hurter mit seiner Geschichte Papst Innocenz III. an der Spitze steht. — Die Geschichte des $M.$ s theilt sich in drei natürliche Abschnitte, die sich wie Keim, Blüthe u. Frucht mit Verwelken verhalten. Der erste Abschnitt, der mit dem Verfall der karolingischen Dynastie endet, zeigt uns die ersten Anfänge u. gleichsam ein Vorspiel von dem, was sich im $M.$ entfalten sollte. Aus der un-

ruhigen Bewegung der germanischen Volksstämme, welche der römischen Weltherrschaft ihren Untergang, der Kirche aber, welche ihren Glauben, ihre Verfassung, ihre ganze göttliche Heilsanstalt aus dem Kampfe mit den, aus den einseitigen Richtungen der alten Zeit hervorgegangenen, Häresien siegreich herübergebracht hatte, einen neuen empfänglichen Boden bereitete, sahen wir endlich die fränkische Herrschaft unter den Carolingern gestützt auf dem sich ausbildenden Lehnswesen, als den ersten, aber nur vorübergehenden Versuch eines allgemeinen, germanisch-christlichen Königthums sich erheben, welches sofort in seiner innern Beziehung zur Kirche hervortritt, indem Karl die römische Kaiserkrone aus den Händen des Oberhauptes der Kirche empfängt. Damit ist die höchste Idee des M.s gegeben: eine Einheit der durch den christlichen Glauben zu einer Familie verbundenen Völker darzustellen, welche von zwei selbstständigen u. von einander unabhängigen Oberhäuptern regirt wird, einem weltlichen, dem Kaiser, u. einem geistlichen, dem Papste, wobei es freilich in der Natur der Sache liegt, daß letzterer, als unmittelbar von Christus gesetzt, die höhere Stellung einnimmt u. die weltliche Macht durch die geistliche, das Irdische vom Himmlischen seine rechte Weihe bekommt. Die fränkische Herrschaft war, wie gesagt, mehr ein Vorspiel u. eine vorübergehende Andeutung, als eine dauernde Verwirklichung dieser Idee, sowie sie auch nicht vom Centrum des germanischen Stammes, nicht von Deutschland selbst ausgegangen war. — Der Kampf u. das Ringen um die volle Verwirklichung dieser Idee auf dem Boden des eigentlich deutschen Königthums in den Häusern der sächsischen, salischen u. hohenstaufischen Könige, bildet die eigentliche Höhe des M.s. Wie auf der einen Seite die Kirche, durch Gregors Nienenkampf der Knechtung unter das Irdische u. Weltliche entrisen, in fester Einheit ihrer hierarchischen Ordnung dasteht, freilich nicht, ohne daß die lebendige Wirksamkeit der peripherischen Episkopalgewalt wohl allzusehr vom Centrum absorbiert wurde: so auf der andern Seite das Königthum, gestützt auf das vollständig ausgebildete Lehnswesen, welches nicht allein den Besitz, sondern auch Aemter u. Würden als einen Ausfluß der königlichen Gewalt erscheinen ließ, freilich auch nicht, ohne die alte Freiheit der germanischen Völker fast zu vernichten. Seine höchste Würde in der Christenheit konnte der deutsche König aber nur geltend machen, insofern er vom Papste die Kaiserkrone empfangen hatte. Waren nun auch diese beiden höchsten Gewalten fast beständig mit einander in Streit und das rechte Gleichgewicht nur auf Augenblick, da, so zeigt doch eben dieser gewaltige Kampf selbst, wie tief diese hohe Idee, gewis auch rein politisch genommen, die höchste Conception, deren Verwirklichung je in der Welt versucht worden ist, den Völkern des M.s eingeprägt war und wie sehr sie die ganze Zeit beherrschte. War nun in solcher Weise die Idee des Christenthums, als der aus dem Glauben hervorgehenden Wiedervereinigung der getrennten Völker zunächst auf dem Boden des germanischen Volksstammes, innerlich in das Leben der Völker aufgenommen, so konnte es nicht fehlen, daß die im Innern befestigte Idee im Großen und Ganzen eine Bethätigung nach außen suchte; dieß ist die Bedeutung der Kreuzzüge (s. d.), welche den Culminationspunkt des m.l.ichen Lebens bilden. In ihnen kam dann auch das Ritterthum (s. d.) zu seiner schönsten Entfaltung, welches als eine Institution, die ganz von persönlicher Tüchtigkeit getragen wird, anzusehen ist. Dem immer doch mehr weltlichen Charakter des Ritterthums gegenüber stellte die Kirche die geistlichen Orden, die andere große Institution des M.s. So bewegte sich allerdings das M. seinen Haupttendenzen nach in großartigen Institutionen, die von einer erhabenen Idee getragen so lange Geltung und Kraft hatten, als die Einzelnen in persönlicher Tüchtigkeit diese Idee zu verwirklichen strebten, dahingegen wurden die natürlichen Verhältnisse des Familien- u. namentlich des bürgerlichen u. socialen Lebens nicht lebendig ergriffen, was damals namentlich in den unvollkommenen Rechtszuständen hervortrat, deren Unvollkommenheit sich in den angewandten Aushülsen: Gottesurtheil, Gottesfriede, Behmgericht, zeigte. Indes trug das M. selbst, wäh-

rend seine eigentliche Blüthe verweltete, die weltliche Bedeutung des Papstthums und das Ansehen der Kaiserkrone sank, die Mönchsorden entarteten und die Kraft des Ritterthums im Faustrecht entartete, in seinem letzten Abschnitte, den wir mit dem Untergange der Hohenstaufen beginnen, die Frucht, die den kräftigen Samen einer neuen Entwicklung enthielt: wir meinen die, gerade durch die Kreuzzüge am meisten geförderte, Begründung u. das neue Emporblühen eines freien Bürger- u. Bauerstandes, worin der Boden zu neuer Entwicklung des christlichen Staates u. des ganzen Lebens in allen seinen Verhältnissen im christlichen Geiste gegeben war. Hier schließt denn die Zeit des M.s ab, denn der Geist des M.s sollte ja kein ewiger seyn; eine neue Entwicklung sollte beginnen auf der Grundlage, die das M. gelegt hatte, aber eine Entwicklung, die den Boden der in der Kirche niedergelegten ewigen Wahrheit nicht verlassen durfte, wenn sie eine wahrhaft heilbringende seyn sollte. — Doch, wir haben noch nachzuholen, was das M. in Kunst u. Wissenschaft geleistet hat. Wie lebendig der Eifer u. wie groß die Anerkennung der Wissenschaft im M. war, das beweiset allein die Anzahl der in dieser Zeit gestifteten Universtitäten, die Zahl der Schüler, welche dieselben besuchten und die Ehren u. Vorrechte, welche dieselben genossen. Und dennoch wird die Scholastik (s. d.), das eigenthümliche Erzeugniß der Wissenschaft im M., noch so wenig in ihrer rechten Bedeutung erkannt. Freilich, wenn die ewigen Wahrheiten der Vernunft u. der christlichen Offenbarung Nichts mehr gelten; wer nur neue Thatfachen einer (der sogenannten reinen) Empirie als Gewinn für die Wissenschaft ansieht, dem kann die ganze scholastische Philosophie und Theologie nur als ein trauriges Spiel mit abstrakten Begriffen gelten. In Wahrheit aber ist in ihr das große Resultat, daß Philosophie u. Theologie, Glauben u. Wissen, Offenbarung u. Vernunft nicht mit einander in Widerspruch stehen (zunächst freilich nur im Abstrakten und allerdings mit Vernachlässigung des Erfahrungsmäßigen in Natur, Geschichte, Sprache) niedergelegt u. so auch hier freilich nicht Alles geleistet, so daß wir es nur wiederzukaufen brauchten, aber wohl die einzig rechte u. feste Grundlage zum weiteren Ausbaue der Wissenschaft gewonnen. — Wie eine neue Periode der Wissenschaft, so begründete das christliche M. auch eine neue Periode der Kunst. In der Poesie freilich sehen wir den Kampf der höhern christlichen Anschauung mit der noch nicht aus derselben wieder geborenen, noch von heidnischen infizierten, Nationalität noch mächtig hervortreten. Während Dante's wunderbares Werk so recht aus der Tiefe der universellen christlichen Anschauung hervorgegangen ist, die nordische Edda dagegen ganz den ungeläuterten Charakter der skandinavischen Nationalität bewahrt, ist der Charakter der deutschen Poesie im M. (Heldenlied — Nibelungen — Minnegefang, Meistergefang) so ziemlich getheilt; eine volle Durchbringung u. Erhebung des Nationalen findet auch hier noch nicht statt. Anders ist es mit der Malerei u. der Baukunst; namentlich in der letzten ist die Idee so vollständig ausgeprägt, daß, wenn auch ihre Werke nicht überall vollendet, sie uns zwingt, an ihrer Vollenbung in ihrem Geiste weiter zu arbeiten. — Wie im bürgerlichen Leben u. den politischen Verhältnissen in dem letzten Abschnitte des M.s die Zeit in ein neues Stadium eingetreten war, so geschah es ähnlicher Weise mit der Wissenschaft und zum Theile auch mit der Kunst. Das wieder erwachende Studium des classischen Alterthums und der daraus hervorgehende neue Aufschwung der Künste in Italien, das neu angeregte Studium der Naturwissenschaften, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Entdeckung von Amerika: alle diese Elemente einer neuen Zeit hatten sich in ihrem Verhältnisse zu den ewigen Grundlagen des christlichen Lebens noch nicht zurecht gefunden und standen zum Theile in Reibung mit den verknöcherten Resten der Formen, worin sich das M. so lebendig bewegt hatte, als mit einem Male die That der kirchlichen Revolution den Faden der noch nicht unmöglich gewordenen ruhigen Fortentwicklung abschnitt u. so allerdings scharf genug den Punkt bezeichnete, den wir als Endpunkt des M.s ansehen müssen.

F. M.

Mittelamerika, s. Centralamerika.

Mittelbegriff (*terminus medius*), nennt man in einem Syllogismus (s. d.) denjenigen Begriff, durch welchen die Bestimmung eines Begriffs (des Unterbegriffs) durch einen andern (den Oberbegriff) vermittelt wird.

Mittelfarben, Mitteltinten, s. *Mezzotinto*.

Mittelfranken, einer der acht Kreise des Königreichs Bayern, mit 590,000 Einwohnern auf 143½ □ Meilen, 1837 bei der neuen Eintheilung des Königreichs zum größten Theile aus dem früheren Rezatkreise gebildet, begreift seinen geschichtlichen Bestandtheilen nach das vormalige Fürstenthum Ansbach, Theile des Fürstenthums Bayreuth und des Bisthums Würzburg, das Fürstenthum Eichstädt, sodann mehre ehemalige freie Reichsstädte u. Standesherrschaften. Hauptstadt u. Sitz der Regierung ist Ansbach, Sitz des Appellationsgerichts Eichstädt.

Mittelgebirg, nennt man jenes Gebirge oder jene Landesgattung, welche theils selbstständig oft auf eine ansehnliche Strecke hinzieht, theils den Uebergang des Hochgebirges zu dem Mittel- oder Berglande bildet, dessen höchste Punkte im Allgemeinen noch mit Erde u. Wald bedeckt sind u. deren Anlage ohngefähr der Höhe gleich ist. Die höchsten Punkte desselben erheben sich bis über 4000', und das Gebirge selbst besteht aus großen Bergmassen mit gewölbten Hängen und Kronen, die, neben u. durcheinander hinziehend, tiefe, große Thäler bilden, deren nur unbedeutend steigender Horizont bis beinahe zum Anfange derselben gleich bleibt; oder sie liegen in Massen neben einander, die bald größer, bald kleiner, bald einem ordentlichen, bald unordentlichen Zuge folgend, nur für den aufmerksamen Beobachter den Zusammenhang u. den Wasserzug anzeigen. Der Fuß dieser Gebirge verflacht sich entweder mehr, als der Saum und die Krone, oder es findet ein umgekehrtes Verhältniß statt. Auf den Kronen u. an den Hängen zeigen sich in diesem Gebirge manchmal Felsen in den verschiedenartigsten Gestaltungen u. Formen. Die Thäler sind weiter, als jene in dem Hochgebirge, und sind sie auch unten enger, so nimmt ihre obere Breite beträchtlich zu. Thalgründe sind hier seltener, Schluchten dagegen, welche von den Hängen in die Thäler hinabziehen, sehr häufig. Das Wasser, im Stande, in die losere Erde tiefer sich einzuspülen, bildet steile Ufer, kieselige, steinige u. grobsandige Bette u. in dieser Landesgattung sind die Gewässer zahlreich. Wälder bedecken den größten Theil dieser Gebirge; Getreide wächst in den Thälern u. an dem Fuße derselben. Wohnungen u. überhaupt Gebäude sind hier noch zahlreich vorhanden, ihrer Bauart nach von Holz; geschlossene Dörfer sind selten. Die Höfe sind zerstreut u. Eisen-, so wie Kupferhämmer, Glashütten u. dergl. finden sich hier häufig. Flecken und Städte gibt es nur in weiten Thälern oder da, wo letztere mit anderen zusammenstoßen.

Mittelmeer, mittelländisches Meer, heißt jenes große Becken zwischen Europa, Asien u. Afrika, oder das alte *mare internum*, welches mit dem atlantischen Ocean, von welchem es übrigens kein Theil ist, durch die Straße von Gibraltar (das *fretum Gaditanum* aut *Herculanum*) zusammenhängt. Dieses Meer und die an ihm liegenden Länder waren, so lange es eine Geschichte gibt, ja schon zu den Zeiten der Mythe, der Schauplatz der größten Weltbegebenheiten; seine Gewässer haben die meisten Kämpfe beinahe aller Jahrhunderte gesehen. Dieses Meer wird durch die italienische Halbinsel u. Sicilien in den westlichen und östlichen Theil getrennt, die aber durch die Straße von Messina u. jene zwischen Sicilien u. Afrika (*Cap Bon*) in Verbindung stehen. Im westlichen Theile sind zu bemerken: der Löwenbusen (*sinus leonis* oder *sinus gallicus*) u. jener von Genua (*sinus ligusticus*); das toskanische, früher tirrhénische oder tuskanische Meer, auch *mare inferum*, mit seinen verschiedenen Meerbusen u. Straßen; das jonische Meer zwischen Griechenland und Italien, mit der Straße von Lepanto; das adriatische Meer oder *mare superum*. Im östlichen Theile das ägäische Meer, oder der griechische Archipelagus: in diesem der Meerbusen von Nauplia oder Argos, der Busen von Aegina oder Athen, sonst der saronische, die Straße von Negroponte oder Egripos, einst Euripos, der

Meerbusen von Salonichi (Thessalonich), einst der thermaische, der Busen von Kassandra, einst der toronische, der Busen von Monte santo, einst der singitische; das Marmora-*Meer* (Propontis), mit den Dardanellen (Hellepontus). Dieses Meer ist als ein eigener Theil zu betrachten und hängt durch die Straße von Konstantinopel, einst der thrasische Bosphorus genannt, mit dem schwarzen Meere, einst Pontus Euxinus, zusammen. Dieser Meeres-*theil* steht durch die Straße von Jenikale oder Koffa oder Feodosia, einst der cimmerische Bosphorus, mit dem azowischen Meere, einst Palus Maeotis zusammen.

Mittelpunkt oder Centrum, derjenige Punkt eines in einem bestimmten Raume eingeschlossenen Körpers, welcher von den Gränzen des Raumes allenthalben gleichweit entfernt ist, s. Centrum. — Der Ausdruck *M.* wird aber auch noch in anderen Bedeutungen gebraucht, z. B. *M.* der Anziehung oder Schwerkraft, welches der Punkt ist, nach welchem die Richtung der ganzen Anziehung geht; *M.* der Bewegung, der Punkt, um welchen ein Körper sich im Kreise bewegt; *M.* des Gleichgewichts, der Punkt in einem Systeme von Körpern, welche mit einander verbunden und von äußeren Kräften getrieben werden, der unterstützt werden muß, wenn das ganze System in Ordnung bleiben soll. Ueber den *M.* der Schwere, s. d. Art. Schwerpunkt.

Mittelrheinkreis, einer der 4 Kreise, in welche das Großherzogthum Baden (s. d.) getheilt ist, 77½ □ Meilen mit 460,000 Einwohnern, ist nach seinen historischen Bestandtheilen gebildet, aus dem größten Theile der alten Markgrafschaft Baden, einem Theile der Pfalz, Theilen des Bisthums Speyer und des Herzogthums Württemberg, aus der Ortenau und der Herrschaft Lahr, mehreren Reichsstädten u. standesherrlichen Gebieten; Kreishauptstadt: Rastadt.

Mittelsalze, s. Neutralsalze.

Mittelstimme, in der Tonkunst diejenige Stimme, welche die Melodie nicht führt, sondern nur zur harmonischen Ausfüllung der Hauptstimmen dient. Im vierstimmigen Gesange ist der Alt die hohe Mittelstimme u. der Tenor die tiefe Mittelstimme; in der Instrumentalmusik die zweite Violine.

Mittermaier, Karl Joseph Anton, geboren zu München 1787, machte seine Studien auf den Universitäten zu Landshut u. Heidelberg, wurde 1811 Professor der Rechte in Landshut, 1819 in Bonn, u. 1821 in Heidelberg, wo er den Titel eines großherzoglich badischen geheimen Raths II. Classe erhielt. Von 1831—1841, sowie gegenwärtig Mitglied der badischen Kammer, präsidirte er dieselbe auf den Landtagen 1833, 1835 u. 1837 u. dem jetzigen. Das Prinzip des Liberalismus fand an ihm einen beredten Anwalt; viele wesentliche Gesetze, wie die Gemeindeordnung, die neue Civilprozeßordnung mit Oeffentlichkeit u. Mündlichkeit, wurden von ihm angeregt oder gefördert. Als Schriftsteller erstreckt sich seine Wirksamkeit über ganz Deutschland. „Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts“ (2 Bde., 7. Aufl., Regensburg 1846—47); „das deutsche Strafverfahren“ (2 Bde., 3. Aufl., Heidelberg 1839—40); „Strafgesetzgebung in ihrer Fortbildung“ (2 Bde., 1841 bis 1843); „Der gemeine deutsche bürgerliche Prozeß“ (4. Beitrag, 3. Auflage, 1838—41). Dabei nahm er an mehreren Zeitschriften Theil. Ueber eine Reise nach Italien berichtet er trefflich in „Italienische Zustände“ (1844). In seiner Schrift: „Die Mündlichkeit, das Anklageprinzip, die Oeffentlichkeit und das geschworenen Gericht,“ Stuttgart 1845, werden die neuesten wissenschaftlichen und legislativen Bestrebungen einer Prüfung unterworfen.

Mitternacht. Wenn die Sonne während ihres täglichen scheinbaren Laufes unter dem Horizonte den tiefsten Stand erreicht, d. h. wenn der Sonnenmittelpunkt in den Meridian oder Mittagstreis eines gewissen Beobachtungsortes, und zwar unter dem Horizonte desselben, eintritt, so sagt man: es sei an diesem Orte 12 oder 0 Uhr des Nachts oder *M.*, was stets 12 Stunden nach dem Mittag (s. d.) eintritt. — In der mathematischen Geographie, so wie in der Schiffersprache bezeichnet *M.* diejenige Himmelsgegend, welche dem Mittag oder der

Mittagsgegend gegenüberliegt. — M.spunkt, Nordpunkt, ist einer von den vier Cardinalpunkten (s. Himmelsgegenden) und der Durchschnittspunkt des Meridiankreises mit dem Horizonte auf der Seite des Himmels, welche der Mittagsseite desselben gerade gegenüber steht.

Mitternachtsuhr, heißt eine solche Vertikalsonnenuhr, deren in der Ebene des ersten Vertikals befindliche Uhrebene mit dem Zeiger gegen den Mitternachtspunkt zugeteilt gestellt ist u. die folglich nur während des Sommerhalbjahres bloß die ersten Stunden nach dem Sonnenaufgange u. die letzten Stunden vor dem Sonnenuntergange zeigt, s. Sonnenuhr.

Mitylene, jetzt Metelino, Hauptstadt der Insel gl. N., früher Lesbos, mit einem frequenten Hafen u. 10,000 Einw., s. Lesbos.

Mixtur (vom latein. misceo, mischen), Mischung, heißt 1) jede Mischung von verschiedenen Flüssigkeiten oder Auflösungen fester Körper, der auch wohl feine, in ihr unauflösbare, Pulver beigemischt werden können. — 2) M. heißt auch ein Orgelregister, bei welchem mit jeder Taste 5 oder 8 Pfeifen, auch wohl noch der ganze harte Dreiklang zugleich ansprechen, das, wo es noch vorhanden ist, niemals allein, sondern nur mit anderen starken Registern vermischt angewendet wird u. dann ein außerordentliches Gefaule, wie von tausend schlechten Stimmen, hervorbringt. Dennoch ist es in neuer Zeit, namentlich von Wille, sehr in Schutz genommen. Nach Einigen soll die M. von den ältesten Orgeln auf uns gekommen, nach Anderen erst in einer späteren Zeit erfunden und angewandt worden seyn, als man schon Mutationen (Register) anzubringen verstanden habe. — 3) In der Kupferstecherkunst heißt M. eine Mischung von Wachs, Del u. dergleichen zur Bedeckung der Stellen, welche auf der Platte vom Scheibewasser nicht angegriffen werden sollen.

Mnemonik, Mnemotechnik, Gedächtniskunst, nennt man die Kunst, mittelst einer bestimmten Methode die Leistungen des Gedächtnisses in hohem Maße zu steigern, so daß sie für den mit der Methode Unbekannten die Gränze des Wunderbaren erreichen. Schon im Alterthume bekannt u. von Einzelnen immer wieder ans Tageslicht gezogen u. mit Vorliebe gepflegt, gerieth die M. doch ebenso schnell wieder in Verfall u. Vergessenheit, u. erst in der Neuzeit scheint in der völligen Umwandlung, welche die Methode der M. durch Reventlow erlitten hat, für diese Kunst der Keim weiteren Gedeihens u. größerer Anwendbarkeit u. Wirksamkeit im Gebiete des Wissens gelegt zu seyn. — Im Alterthume wird Simonides aus Keios (+ 470 n. Chr.) als der Erfinder der Gedächtniskunst bezeichnet. Von den Griechen gelten mehre für Kenner der M., ohne daß sich in ihren Schriften klare Beweise hiefür fänden; deren finden sich dagegen bei den Römern bei dem Auctor ad Herennium, bei Cicero u. bei Quintilian, welche sämmtlich von des Simonides Erfindung handeln. Alle älteren M. gingen von dem Grundsatz aus, daß diejenigen Eindrücke, die man durch irgend einen Sinn, besonders aber durch den Gesichtssinn empfangt, am stärksten auf die Seele wirken u. am dauerndsten sind; man müsse deshalb Alles, was man behalten wolle, in etwas Sichtbares verwandeln u. mit bestimmten Dertlichkeiten, die uns geläufig seyen, verbinden. Zu diesem Behufe nahmen sie irgend einen begränzten Raum an, etwa ein Zimmer, in welchem sie sich eine Reihe von 50 oder 100 Gegenständen merkten; dann brachten sie dieß Zimmer in 10 verschiedene Lagen im Hause, das Haus in 10 verschiedene Quartiere der Stadt u. vermehrten auf solche Weise die Dertlichkeiten ins Unendliche. Mit diesen Dertlichkeiten brachten sie nun die Bilder des zu Merkenden in Verbindung u. wo dieses an u. für sich kein Bild darbot, wie z. B. alle abstrakten Begriffe, da suchte man diese zu symbolisiren; aber eben in dieser Symbolisirung des zu Behaltenden u. in dessen Verbindung mit jenen Dertlichkeiten lag das Schwierige u. Unnatürliche dieser Methode, was immer wieder von Neuem ihre Weiterausbildung hinderte. Nach Roms Falle verschwand die M. spurlos; erst nach dem 12. Jahrhunderte wurde sie von verschiedenen Schriftstellern wieder besprochen u. gelehrt; so beschäftigten sich mit derselben: Roger Bacon,

Peter von Ravenna, Konrad Celtes, Lambert Schenkel, Giordano Bruno; im 18. Jahrhunderte Heinrich Doebel, Leibniz, H. Winkelmann, Lubber, Richard Grey u., endlich in diesem Jahrhunderte Pastor Gräffe zu Göttingen, E. A. Kästner, Pastor in Sachsen. Gregor von Trinaigle, anfänglich Ordensgeistlicher in Salem bei Konstanz, der Oberbibliothekar Freiherr von Metin in München, Graf Mailath in Pesth, Aimé Paris in Paris, Castilho in Bordeaux u. Alle blieben in ihrer Methode der M., mit mehr minder bedeutenden Modifikationen, dem Grundsatz der Alten getreu, das man, um Etwas sicher zu behalten, es nothwendig in ein Bild verwandeln u. mit räumlichen Anhaltspunkten verbinden müsse. Auch Reventlow folgte Anfangs dieser Methode, fand aber bald, daß sie wohl eine ziemliche Fertigkeit verschaffe, die sich aber immer auf Kunststücke beschränkte u. eine ausgebreitere ernsthaftere Anwendung derselben auf das Positive der verschiedenen Wissenschaften nicht erlaubte. Er verließ daher nach wenigen Jahren die bisherige Methode u. begründete eine ganz neue. Er ging nämlich von dem Grundsatz aus, daß man das am sichersten behält, was man verstanden; er betrachtet demnach das Gedächtniß nicht als besondere Kraft der Seele, welche, dem Individuum unbewußt, Eindrücke aufnimmt, festhält u. reproducirt, sondern als ein Attribut des Verstandes, als eine Form des Denkens. Dieser Form das Gegebene zu accomodiren ist das Einprägen, u. zu zeigen, wie man alles Gegebene dieser Form accomodirt, ist nach Reventlow die Aufgabe der M. Diese wird gelöst, indem man jeden gegebenen Begriff in seiner Mannigfaltigkeit, in allen seinen Beziehungen betrachtet u. aus diesen Beziehungen den Anhaltspunkt für die Verbindung mit einem zweiten, auf ähnliche Weise behandelten, Begriffe herausucht: ganz dasselbe, was man beim Sprechen, beim Schreiben u. überhaupt beim Denken täglich vornimmt, was übrigens bei jedem Einzelnen auf verschiedene Weise geschieht. Die wenigen zu beobachtenden Regeln sind so einfach, daß sie in kürzester Zeit geläufig werden. Um Zahlen mit anderen Begriffen in Beziehung zu bringen, verwandelt er erstere, nicht ohne rationelle Zugrundelegung, nach folgendem Schema:

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9
l	t	n	m	r	s	b	f	h	g
z	d	v	w	q	sch	p	pf	j	k
					sz		ph		ck

Die Zischlaute ch, c u. g werden ebenfalls durch 5, die K-Laute ch u. c durch 9 ersetzt. Soll nun ein Wort durch eine Zahl oder umgekehrt eine Zahl durch ein Wort ersetzt werden, so gilt für diese Stellvertretungen die Regel, daß nur die ersten drei Consonanten eine Bedeutung haben, nicht aber die folgenden, oder die Vokale. Wenden wir die M. auf die Chronologie an, so gelten als Regeln, daß man die Tausende überall wegläßt, eben so auch die Hunderte bei den Daten aus dem 18. u. 19. Jahrhunderte, insofern dadurch kein Zweifel entsteht; daß man aber dagegen, um Verwechslungen zu vermeiden, bei Daten aus dem ersten Jahrhunderte vor Christus eine Null voransetzt. Wollen wir uns z. B. Dante's Sterbefahr 1321 einprägen, so liegt für Dante die Beziehung „la divina Comedia“ nahe, für die Zahl ergibt sich aber ($3 = m$ oder w , $2 = n$ oder v , $1 = t$ oder d) „wunderbar“ als die passendste unter den zahlreichen Substitutionen. Walter Scott † 1832 ($3 = m$, $2 = n$), passendste Substitution: Win- strel u. Auf solche Weise gewährt uns die M. die Möglichkeit, in der Chronologie, statt einer Masse todter Zahlen, die wichtigsten Beziehungen uns einzuprägen u. fördert nebenbei durch die Auffuchung u. Auswählung der zahllosen Beziehungen die Ausbildung des Verstandes in hohem Maße. Auf ähnliche Weise verhält es sich aber bei Anwendung der M. auf andere Theile des Wissens. Die Endergebnisse, welche Reventlow aus dieser Behandlung der M. bei sich selbst,

sowie bei seinen Schülern erzielt hat, sind in hohem Maße überraschend u. haben Alles bisher in diesem Gebiete Geleistete weit hinter sich gelassen. Auch wurde von einzelnen Schulmännern die M. nach Reventlow's Weise bereits mit dem größten Erfolge für die Zwecke des Unterrichts angewendet u. es steht in dieser Beziehung der M. noch eine große Zukunft in Aussicht. — Vgl. E. O. Reventlow, „Lehrbuch der Mnemotechnik,“ 2. Aufl., Stuttg. u. Tüb. 1848; Derselbe, Wörterbuch der Mnemotechnik,“ Stuttg. u. Tüb. 1844; C. A. E. Kästner, „M.,“ 2. Aufl., Lpz. 1805; Desselben „Briefe über die M.,“ Sulzbach 1828; J. Chr. Freiherr v. Aretin, „Systematische Anleitung zur Theorie u. Praxis der M.,“ Sulzbach 1810; Johann Graf Mailáth, „M.,“ Wien 1842. E. Buchner.

Mnemosyne, die Göttin des Gedächtnisses, Tochter des Uranos u. der Gea, brachte einst in Pierien neun Nächte in den Armen des Zeus zu u. gebar diesem neun Töchter (die neun Musen s. d.), die in jenem Lande auch Pieriden heißen. Uebrigens führen auch die Töchter des Königs Pieros diesen Namen.

Mnioch (Johann Jakob), erster Direktionsrath bei der königlich preussischen Lotterie-Direktion zu Warschau, geboren zu Elbing in Preußen 1765, studirte zu Jena, lebte hernach zu Halle als Hofmeister bei dem Hauptmann von Hagen u. dem General von Thadden, wurde dann 1790 Rektor zu Neusahrwasser bei Danzig, trat 1796 den zuerst gedachten Posten an u. starb den 22. Februar 1804. Er hat in Poesie u. Versen Vieles geschrieben, das von guten Talenten, Kenntnissen u. eigenem Nachdenken zeugt, mit Freimüthigkeit u. Wiß getragen ist u. Beherzigung verdient. Dieß ist im Allgemeinen der Charakter seiner „Sämmtlichen auserlesenen Schriften,“ Görlitz 1798, 3 Bändchen u. der „Analecten,“ ebendasselbst 1804, 2 Theile.

Moabiter, Moabiten, die Abkömmlinge Moabs, des Sohnes Lots (s. d.), rissen das Land der Emim an sich, wurden aber von den Amorritern über den Arnon gebrängt. Ihre Hauptstadt war Ar-Moab; das Land selbst heißt jetzt Keret. Sie wohnten also auf der Ostseite des Jordan u. des todtten Meeres westlich; ihre Nachbarn waren südlich die Madianiter u. Edomiter, nördlich die Amorriten, von denen sie der Arnon trennte; östlich die Wüste. Die Israeliten sollten der M., ihrer gemeinsamen Abstammung wegen, u. wohl auch, weil sie weniger als die übrigen Völker verdorben waren, schonen (Deutr. 2, 9. 18., Richt. 11, 15. 18., 2. Chron. 20, 10.); doch durften die M. nie gleiche Rechte mit den Israeliten genießen, denn der M.-König Balak hatte den Seher Balaam rufen lassen, um den Israeliten zu fluchen. Die M. waren dem Götzendienste des Chamos hauptsächlich ergeben, auch dienten sie dem Beelphegor unter großen Gräueln u. versführten auch die Israeliten dazu. Ein M.-König Eglon hielt dann die Israeliten 18 Jahre unterm Joche, bis der Held Abdon ihn tödtete, worauf die M. eine harte Niederlage erlitten. Saul bekriegte die M. siegreich; David flüchtete vor ihm nach Moab, später aber machte er die M. jnsbar. Zwar fielen sie unter ihrem Könige Mesa von Joram ab; allein dieser schlug sie, in Verbindung mit Josaphat, verwüstete ihre Städte u. Ländereien u. rückte vor den Königsitz. Da opferte der König von Moab seinen erstgeborenen Sohn auf der Stadtmauer u. bewog dadurch die Israeliten zum Abzuge. Nun verbündeten sich die M. mit den Ammonitern, ihren Stammverwandten, u. mit den Edomitern gegen Josaphat; allein durch Gottes Veranstaltung rieben sie sich unter einander selbst auf. Zur Zeit des Königs Joas fielen die M. in Israel ein, später in Juda zur Zeit des Königs Joakim. Als Holofernes Bethulia belagerte, bewiesen die M. sich ebenfalls feindselig wider Israel. Nach Jerusalems Zerstörung bemächtigten die M. sich wahrscheinlich ihrer früheren Besitzungen wieder u. setzten in Ruben und Gad sich fest; sie wurden aber zuletzt von Assyrien verschlungen und ihr Name verging unter den Arabern.

Moallakat, im Allgemeinen, die Iyrisch-erzählenden Heldenlieder der Araber, zum Theile aus dem letzten Jahrhunderte vor dem Propheten, welche bald in abgerissenen springender Kühnheit u. prahlendem Ungeßüm, bald in besonnener Reihe

u. sanfter Weichheit schildern: die ursprünglichen Zustände der Araber, die Stammeshre, die Blut der Rache, die Gastfreundschaft u. Liebe, die Lust an Abenteuern, die Trauer u. Sehnsucht, in ungeschwächter Kraft u. in Zügen, welche an den romantischen Charakter der späteren spanischen Ritterlichkeit erinnern. Insbesondere aber heißen M. die aufgehängenen, d. i. sieben Preisgedichte von sieben arabischen Dichtern (noch vor Mahomed) die ihrer Vortrefflichkeit wegen in der Kaaba zu Mekka aufgehängt wurden, übersetzt von A. Th. Hartmann u. d. T. „Die hellstrahlenden Plejaden am arabischen poetischen Himmel,“ Münster 1802. Einer jener sieben Preisdichter, Antar, beschrieb gleichfalls in einer Sammlung, M. genannt, seine Liebe zu Abla u. seine kriegerischen Thaten, herausgegeben von Menil, Leyden 1816.

Mobil, beweglich, von Truppen gesagt, bezeichnet einen Zustand derselben, wo man sie nach Bedarf verwenden kann. — Eine Armee m. machen heißt dieselbe in eine solche Verfassung setzen, daß sie auf den ersten Befehl ungesäumt in das Feld rücken kann. — M.e. Colonnen werden schwächere oder stärkere Truppenabtheilungen genannt, deren Bestimmung dahin gerichtet ist, ein Land nach allen Richtungen zu durchstreifen, um Insurgentenhausen zu zerstreuen, Nachzügler einzubringen, aufrührerische Bewegungen zu unterdrücken, allenfalls unterbrochene Communicationen zu öffnen; mit einem Worte, durch diese beweglichen Streitkräfte irgend einen Zweck des Krieges zu erreichen.

Mobilien oder bewegliche Güter nennt man alle diejenigen Gegenstände des Besizes, welche, ohne daß ihr ursprünglicher Zustand verändert zu werden braucht, von einem Orte zum anderen geschafft oder bewegt werden können. Im gemeinen Leben versteht man darunter nur die Möbeln oder das Hausgeräthe, welche zum häuslichen Bedarfe, zur Verzierung oder Bequemlichkeit in den Wohnungen dienen, Equipagen, Geräthe u. einzelne Maschinen, die zum Betriebe eines Gewerbes gehören u.; im juristischen Sinne aber werden auch Geld, Waaren, ausstehende Forderungen u. Klagesachen, welche bewegliche Gegenstände betreffen, dazu gezählt. Die Summe des Besizes an genannten Dingen nennt man das Mobiliarvermögen. Den M. sind die Imm. oder unbeweglichen Güter entgegengesetzt, worunter man alle Grundbesitzungen an Ländereien, Häusern u. anderen Gebäulichkeiten, die zu solchen gehörenden Gegenstände, wie Thüren u. Fenster u., auch ganze Waarenlager, Bibliotheken u. Sammlungen u. im juristischen Sinne die auf unbeweglichen Gütern haftenden Forderungen versteht.

Modalität, heißt die besondere Art u. Weise eines Zustandes oder Verhältnisses, die aber nicht das Wesentliche betrifft. Sodann bezeichnet man damit die vierte von den kantischen Kategorien, s. d. Art. Kategorie.

Mode, nennt man die, zur Sitte u. Gewohnheit gewordene, Art u. Weise der äußeren Lebens Einrichtung, namentlich in der Kleidung. Sie wechselt mit dem jedesmal vorherrschenden Geschmacke der Zeit u. gewöhnlich da am schnellsten, wo größerer Reichthum u. somit auch größerer Luxus herrscht. Frankreich u. England sind bis jezt die Länder, welche in dem Reiche der M. den Ton angeben u. von denen Deutschland u. die übrigen sie empfangen. Außerordentlich ist die Gewalt der M. über den Geschmack u. das Urtheil der Menschen, die sich oft, gegen besseres Wissen u. Gewissen, von derselben beherrschen lassen. Da der Wechsel der M. unstreitig die Industrie befördert u. belebt, so kann ein mäßiges Eingehen auf dieselbe denen, welche Mittel dazu besitzen, immerhin gerne zugestanden werden: ja, unbedingter Widerspruch gegen die Einflüsse der M. wäre sogar in mehr als einer Hinsicht nicht einmal anzurathen; aber eben so gewiß gibt es nichts Kleinlicheres u. Erbärmlicheres, namentlich für den männlichen Theil des menschlichen Geschlechtes, als sich willenlos der Herrschaft der M. zu unterwerfen.

Modell, Musterbild, heißt 1) in der Malerei jeder zum Vorbilde genommene Gegenstand; dann eine unbekleidete Person oder eine Gliederpuppe, deren Stellung u. Ausdruck nachgebildet wird. Die Zeichnung nach einem in eine gewisse Stellung gebrachten lebendigen M. heißt Akt oder Akademie. Der Zweck

des Studiums nach M.en ist: Schärfung des Auges u. Übung der Hand, das Aufgefasste nach seiner Eigenthümlichkeit wiederzugeben. — 2) In der Bildhauerkunst eine künstlich aus weichen Massen (Ton, Gips, Wachs) geformte Figur, die zum Vorbilde einer anderen, aus härterem Stoffe zu bildenden, Figur dienen soll. Die Erfindung dieser M.e schreibt Plinius dem Dibutades aus Syon u. dem Rhoeus u. Theodor von Samos, 700 vor Chr. zu. — 3) In der Baukunst endlich ist M. ein im verjüngten Maßstabe von Holz, Pappendecfel u. dergl. verfertigtes, dem auszuführenden Gebäude durchaus ähnliches Gebäude, wodurch die einzelnen Theile genauer, als vermittelst des Risses, dargestellt werden. Man bediente solcher M.e sich hauptsächlich bei ausgezeichneten Baumerken zur Vermeidung etwaiger Fehler, wie bei der Peterskirche in Rom u. der Paulskirche in London. Hier, wie in der bildenden Kunst, ist das M. die eigene Erfindung des Künstlers. Auch 4) in der Bildgießerei bedarf man einer Art M.e. Solche M.e zu kolossalen Figuren, die in Bronze oder Metall nachgegossen werden sollen, pflegt man aus Gips zu bereiten, wie solches auch bei Vorbildern zu Marmorstatuen u. Gruppen geschieht. In neuester Zeit hat man auch eine Art Gallerte erfunden, die zum M.iren geeignet ist. Mit derselben wird der zu m.irende Gegenstand überzogen, u. nach 5 Minuten ist die Mischung erkaltet, aber elastisch u. mit Leichtigkeit abzuheben. In diese Höhlung gießt man dann Gips, u. der Abdruck soll mit einer ans Unglaubliche gränzenden Treue selbst die feinsten Contouren wiedergeben. Statt des Gipses bedient man sich noch einer anderen, bis jetzt ebenfalls geheim gehaltenen Mischung, die in kurzer Zeit völlig hart wird u. einem weißen Marmor gleicht.

Modena, 1) ein souveränes Herzogthum in Oberitalien, zwischen 43° 56' 10" — 44° 57' 30" nördlicher Breite und 28° 5' 30" — 29° 2' östlicher Länge, gränzt im Norden an die Lombardei, im Osten an den Kirchenstaat, im Westen an Parma und Toscana, im Süden an Toskana, und das Mittelmeer ist 90 □ Meilen groß und hat jetzt, seitdem die Bezirke Pontremoli, Fivizzano u. Bagnone dazu gekommen, etwas über $\frac{1}{2}$ Million Einwohner, die, bis auf 1900 Juden, sämmtliche sich zur katholischen Kirche bekennen. Im Süden wird das Land von den Apenninen durchzogen, die in dem Berge Cimone eine Höhe von 6500 Fuß erreichen. Die Enza, Secchia, der Crostolo u. Panaro fließen dem Po zu, der hier nur eine kleine Strecke der Nordgränze bildet, während im Süden nur an einer Stelle das Gebiet über die Wasserscheide der Apenninen hinausreicht u. mit dem dazu gehörigen Herzogthume Massa-Carrara (s. d.) in Verbindung steht. Verschiedene Kanäle in der nördlichen Ebene, darunter der 4 Meilen lange Tassoni, vom Crostolo bis zum Po, dienen theils zur Schifffahrt, theils zur Bewässerung des Landes. Der Boden ist im Norden eben u. fruchtbar, das Klima gut. Neben Ackerbau treibt man starken Wein-, Obst-, Del- u. Seidenbau, so wie sehr ansehnliche Viehzucht u. Bergbau auf Eisen, Erdöl, besonders aber auf Marmor. Südlich von den Apenninen gedeihen schon Südfrüchte. Die Industrie ist nicht bedeutend, aber der Verkehr auf den guten Landstraßen u. Kanälen lebhaft. Die Staatsform des Herzogthums ist eine absolute Monarchie, mit dem Rechte der Erstgeburt in gerade absteigender Linie; die Regentenfamilie gehört zum Hause Oesterreich-Este. Die Centralbehörden sind: der Staatsrath und das Staatsministerium, welch letzteres in vier besondere Verwaltungszweige, Auswärtiges, Nationalökonomie u. öffentlicher Unterricht, Finanzen u. Polizeiverwaltung u. das Gouvernement M. zerfällt. Im Allgemeinen gelten die österreichischen Gesetze. Ueber die Finanzen des Herzogthums hat man nur ungenügende Nachrichten; sie sollen jährlich etwa 3 Millionen Lire (à 24 fr.) betragen. Das Militär besteht aus 1 Bataillon Infanterie, 1 Bat. Jäger, 1 Compagnie Artillerie u. 1 Comp. Küstenartillerie, 1 Comp. Pioniere u. 1 Comp. Veteranen, im Ganzen etwa 4000 M. Politisch ist das Land in die fünf Provinzen M., Reggio, Garfagnana, Massa-Carrara u. Lunigiana getheilt, wozu seit dem 11. October 1847 auch noch die übrigen, seither bei Toscana gewesenen, Bezirke der Lunigiana,

nämlich Fivizzano, Pontremoli u. Bagnone mit 45,000 Seelen gekommen sind. — Der jetzige Staat besteht aus verschiedenen, schon in früherer Zeit vereinigten Herzogthümern. Zuerst gehörte M. zum Eparchat, kam dann zu Toskana u. 1092 mit Ferrara an die Familie Torelli, auf welche 1290 das Haus Este folgte, welches 1452 von Kaiser Friedrich III. die herzogliche Würde erhielt u. das Land als Lehen des deutschen Reiches besaß. Der Herzog Franz I. erwarb 1633 das Fürstenthum Correggio; Franz II. 1710 das Herzogthum Mirandola, 1737 das Herzogthum Novellara u. 1741 durch Heirath auch Massa-Carrara (s. d.). Der letzte Herzog von M. aus dem Hause Este war Hercules III., welcher 1796 durch die Franzosen sein Land verlor, das der cisalpinischen Republik einverleibt wurde. Im Frieden von Luneville 1801 wurde er durch das Breisgau entschädigt, das er 1803 seinem Schwiegersohn, dem Erzherzog Karl Anton Joseph Ferdinand von Oesterreich überließ, welchem es aber durch den Preßburger Frieden 1805 wieder genommen wurde. Dessen Sohn, Herzog Franz IV., wurde 1814 wieder in seine Rechte über M. eingesetzt, während zu gleicher Zeit seine Mutter ihr Erbe Massa-Carrara nebst den kaiserlichen Lehen in der Lunigiana erhielt, welche Landschaften 1829 aber an M. fielen, an welches Toskana am 8. October 1844 auch noch die übrigen, seither von ihm beseßenen, drei Bezirke der Lunigiana abtrat. Die Folgen der französischen Revolution äußerten sich rückwirkend auch auf M. Am 3. Februar 1831 brach eine offene Empörung aus, an deren Spitze der Chef der geheimen Polizei, Ciro Menotti, selbst stand. Der Herzog mußte flüchten, worauf österreichische Truppen in das Land rückten u. die Ruhe so wiederherstellten, daß der Herzog am 9. März bereits wieder in seiner Hauptstadt zurück war. Menotti wurde mit mehreren Anderen hingerichtet, 107 zu den Galeeren Verurtheilten verwandelte der Herzog ihre Strafe in Haft im Jesuitencollegium. Auch die Juden verloren damals ihre seit 1795 erlangten Berechtigungen u. mußten bedeutende Geldsummen erlegen. Allein schon 1832 brach eine neue Verschwörung aus, jedoch ohne ernstliche Folgen. Das Haupt derselben, Graf Ricci, welchen der Herzog mit seinem Vertrauen beehrt hatte, wurde erschossen. Aus gleichem Grunde wurden in den Jahren 1833 u. 1835 u. später noch mehrere, zum Theile sehr angesehene u. reiche, Leute zum Tode, zu den Galeeren u. zur Einziehung ihres Vermögens verurtheilt. Im Jahre 1841 erhielt der Maltheserorden das Recht zur Errichtung von Kommenthuren in M. Im Jahre 1842 vermählte sich der Erbprinz Franz Ferdinand mit der Prinzessin Adelgunde von Bayern u. folgte seinem Vater am 21. Januar 1846 in der Regierung. In Folge der politischen Reformen, welche im Jahre 1847 in Italien begonnen wurden u. an welchen der Herzog keinen Theil nahm, begann es in M. wieder zu gähren, weshalb zu Anfang des Jahres 1848 wieder österreichische Truppen in das Land rückten. Den Beiztritt zu dem von dem Papste, dem Könige von Sardinien u. dem Großherzoge von Toskana im Jahre 1847 gegründeten Zollvereine verweigerte der Herzog. — 2) M., Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums, mit 28,000 Einwohnern, an dem Kanale, der die Secchia mit dem Panaro verbindet, ist sehr regelmäßig u. schön gebaut. Appellationshof, Universität, Gesellschaft der Wissenschaften, Bibliothek, Kunst- u. Thierarzneischule, Ritterakademie. Schönes Schloß. In der Umgegend Mineral- u. Erdölquellen.

Ow.

Moder heißt der grünliche Ueberzug über verwesende thierische u. Pflanzenstoffe, welcher meist Ergebniß von auf denselben sich erzeugenden Kryptogamen ist. Vergl. auch den Art. Schimmel. — In der Landwirthschaft heißt M. jene in nassen Gründen u. Teichen vorkommende u. im trockenen Zustande leicht verbrennliche, schwarze oder schwarzbraune, erdige Substanz, die sich bei einer unvollständigen Fäulniß u. Verwesung früher daselbst wild wachsender Pflanzen bildete; indes entsteht der M. auch überall an den Orten, wo Pflanzen in Folge übermäßiger Nässe u. unter gehindertem Luftzutritte keine völlige Verwesung erleiden können. Kommen die M.lager in großer Ausdehnung vor, so bilden sie die sogenannten Brüche, Moore u. bruchige Wiesen. Bei gehöriger Trockenlegung und

weiter zweckmäßiger Cultur gehören sie zu den größten Schätzen eines Landes, da sie nicht nur reiche Ernten liefern können, sondern auch der M. zur Düngung u. Verbesserung der Felder sehr geeignet ist. Oft wird der M. auch im trockenen Zustande als Brenn- u. Streumaterial benützt.

Moderato (italienisch), mäßig, gemäsigt, in der musikalischen Bewegung zwischen Andantino und Allegretto in der Mitte stehend. — **Moderatus** heißt der fünfte *accentus ecclesiasticus*, der darin bestand, daß bei einigen der vorletzten Sylben eine Sekunde im Gesange höher gestiegen, mit der letzten Sylbe aber wieder in den früheren Ton eingefallen wurde.

Modern, heißt gemeinhin das, was der Mode (s. d.) oder dem Zeitgeschmack gemäß ist. Im ästhetisch-wissenschaftlichen Sinne steht es dem Antiken, zum Theile auch dem Romantischen entgegen. In diesem Sinne nimmt das M.e seinen Anfang mit dem Jahrhunderte, als das Altromantische aufhörte, oder doch dem erneuerten Streben nach altgriechischer u. römischer Kunst u. Wissenschaft weichen mußte. Das solchergestalt sich herausbildende M.e strebte nun Antikes u. Romantisches in höherer Einheit zu verknüpfen u. die Herrschaft der Idee in aller Mannigfaltigkeit geltend zu machen. Aus diesem Streben sind allerdings schöne Kunstformen, aber auch viele, durch Nachahmung u. ängstliche Berechnung verfehlte, Werke hervorgegangen u. so befindet das M.e sich, einer passenden Bezeichnung zufolge, noch in einem Gährungsprozeß, durch welchen es seine Läuterung erst zu hoffen hat. — In der Baukunst nennt man auch m., was der sogenannten gothischen, der arabischen u. maurischen Baukunst angehört; überhaupt aber, was dem Geschmacke u. dem Charakter der heutigen Zeit angemessen ist.

Modestinus (Herennius), ein berühmter Rechtsgelehrter im Anfange des 3. Jahrhunderts, Schüler Ulpian's (s. d.), geheimer Rath des Kaisers Severus und Lehrer Maximins des Jüngeren. Unter seinen Schriften verdienen die: „*Heurematica*“ besondere Aufmerksamkeit. Die Fragmente seiner Schriften finden sich in Hugo's „*Jus civile antejustinianum*“ (Berlin 1815).

Modlin, am St. Georgiewsk, starke Festung im polnischen Gouvernement Plock, am Einflusse des Narew in die Weichsel, wurde 1813 von Daendels, 1831 von Ledochowski tapfer vertheidigt.

Modon, im Alterthume Methone, Stadt in Messenien, mit einem Hafen, unter spartanischer Herrschaft; jetzt Festung auf einem hohen Vorgebirge zwischen dem Cap Gallo u. Navarin. Neue Befestigungen führten die Franzosen hier im Jahre 1827 auf.

Model (*modulus*), 1) ein relatives Maß zur Bestimmung der Größenverhältnisse für Säulen u. deren einzelne Theile. Die Griechen nahmen bei der dorischen Säule den halben, bei der jonischen u. korinthischen den ganzen unteren Durchmesser als M. an. Die neueren Baumeister aber nehmen die Hälfte des Durchmessers der Säule als M. an u. theilten ihn in 30 gleiche, Minuten genannte, Theile. Nur Goldmann hat, wegen Vermeidung der Bruchtheile, eine Einteilung des M. in 360 gleiche Theile angewandt. — 2) M., s. Logarithmen.

Modulation heißt theils die Art u. Weise, wie ein Sänger oder Instrumentalist die Melodie vorträgt, die Tonführung u. Folge der Accorde, theils der Uebergang von einem Ton in den andern u. die Rückkehr in den Hauptton. In jedem Musikstücke sind zwei Arten der M. vorhanden. Die eine wird durch die Form bestimmt, spricht an durch Einfachheit u. rührt durch Natürlichkeit; die andere tritt als Episode ein, fesselt durch Ueberraschung und verstärkt den Effect durch ihr unerwartetes Eintreten. Zu einer angenehmen u. regelrechten M. aber reicht hin, wenn sie von dem Haupttone in einen ihm verwandten Ton übergeht, u. daß sie in ihre Melodie ein Kreuz oder Be mehr einführt, oder sie um dieses oder jenes verringert. Hiernach kann jede Haupt-M. durch vier verschiedene Tonarten bewirkt werden; doch wird jene vorgezogen, welche aus einem Durton in einen andern Durton übergeht, der entweder ein Be weniger, oder ein Kreuz mehr in seiner Tonleiter hat. Die Haupterfordernisse der M. sind: Mannigfaltigkeit

der Accorde, Kenntniß der Harmonie, der Verwandtschaft der Tonarten und der sie verknüpfenden Leitöne.

Möbius, August Ferdinand, geboren 1790 in Schulpforte, Professor der höheren Mechanik u. Astronomie in Leipzig. Werke von ihm sind: *De computandis occultationibus fixarum per planetas*, Leipzig 1815; *Beobachtungen auf der Universitäts-Sternwarte zu Leipzig*, ebend. 1823; *der barycentrische Calcul*, ebend. 1827; *die Bahn des Halley'schen Kometen bei seiner Wiederkunft im Jahre 1835*, ebend. 1834, 2. Aufl., 1835; *die Hauptsätze der Astronomie*, ebend. 1836; *Lehrbuch der Statik*, ebend. 1837, 2 Theile u. m. a.

Möckern, Städtchen mit 1300 Einwohnern im Regierungsbezirke Magdeburg der preussischen Provinz Sachsen, bekannt durch das am 5. April 1813 hier stattgehabte, siegreiche Gefecht der Preußen unter dem Herzoge von York gegen die Franzosen unter dem Vicekönige Eugen.

Möen, Insel im baltischen Meere, zum dänischen Stifte Seeland gehörig, mit $4\frac{1}{2}$ □ Meilen u. 18,000 Einwohnern, ist von der nordöstlichen Spitze Seelands durch den Alfsund, sowie von Falster durch den Grönsund geschieden und sehr reich an Getreide. Hauptstadt ist Stege am Alfsunde, mit einem Hafen.

Möhler (Johann Adam), einer der ausgezeichnetsten Männer der neueren Zeit auf dem Gebiete der katholischen Wissenschaft u. des religiösen Lebens, wurde den 6. Mai 1796 zu Igersheim bei Mergentheim geboren. Die ausgezeichnetsten Gaben, die er schon als Knabe blicken ließ, bestimmten seinen Vater, einen wohlhabenden Mann, Gastwirth u. Schultheiß des Ortes, ihn studiren zu lassen. Mit dem auszeichnetsten Erfolge vollendete M. seine philosophischen und theologischen Studien an dem Lyceum u. der theologischen Fakultät zu Ellwangen u. dann an der Universität zu Tübingen in den Jahren 1814—19, in welchem letzterem Jahre er die Priesterweihe empfing. Das folgende Jahr brachte er als Pfarrvikar in Weil und Riedlingen in der praktischen Seelsorge zu, kehrte aber schon, seinem eigentlichen Berufe folgend, 1820 nach Tübingen zurück, zuerst als Präparant, bald als Repetent in dem dortigen katholischen Convikte (Wilhelmstift). Hier verlegte er sich mit allem Eifer und größter Begeisterung auf das schon früher gepflegte Studium der klassischen Literatur der Griechen und Römer, besonders der alten griechischen Philosophie und Geschichte, und erwarb sich dadurch einen hohen Grad formeller classischer Bildung u. eine ungewöhnliche philologische Gelehrsamkeit. Schon war M. entschlossen, ausschließlich der Philologie sich zu widmen u. war daher eben im Begriffe, um eine erledigte philologische Lehrstelle sich zu bewerben, als die theologische Fakultät, welche die Genialität M.'s wohl erkannte, ihn aufforderte, den Katheder der Theologie zu besteigen, und M. folgte schnell entschlossen dieser Einladung (1822). Nachdem er auf einer wissenschaftlichen Reise die bedeutendsten Hochschulen Nord- u. Süddeutschlands besucht, die berühmtesten Gelehrten und den dortigen Stand der Wissenschaften kennen gelernt hatte, begann er 1823 in Tübingen seine Vorlesungen über Kirchengeschichte, Patrologie, Kirchenrecht, und ließ 1825 seine erste Schrift: „die Einheit in der Kirche, oder das Prinzip des Katholicismus“ erscheinen. Damals lag das katholische Bewußtseyn u. Leben in Deutschland noch tief darnieder, insbesondere aber im Südwesten Deutschlands war die Kirche von Außen durch den unwürdigsten Polizeizwang geknechtet, von innen durch die Aufklärerei u. gänzliche Unkirchlichkeit eines großen Theiles der Geistlichkeit unterwühlt. M. selbst war nur zu sehr von dem, dem Protestantismus entsprungenen, Geiste unkirchlicher Wissenschaft ergriffen: aber die Gnade Gottes, sein Genie und sein edles, tief religiöses Herz ließen ihn nicht auf diesem Standpunkte. Ein heiligeres u. erhabeneres Alterthum, als das antikeidnische, das christliche Alterthum, ergriff nun seine Seele; das quellenmäßige Studium der Geschichte der Kirche, das Studium der Kirchenväter führten bald seinen Geist in das wahre Wesen des Katholicismus ein und erfüllten ihn mit jener idealen Begeisterung für die Kirche, welche fortan seinem ganzen Wirken das eigenthümliche Gepräge verlieh und es so fruchtbar

für die katholische Kirche in Deutschland gemacht hat. Die erste Frucht dieses neuen Strebens war die genannte Schrift von der Einheit der Kirche, als der in Christo durch den heiligen Geist bestehenden innigsten Lebens- und Liebesgemeinschaft aller Gläubigen untereinander, und obwohl diese Auffassung der katholischen Kirche, wie M. selbst nachher am Besten erkannte, noch eine einseitige, das Moment der Innerlichkeit und der Gemeinde, gegenüber der von oben gesetzten äußeren Auktorität, zu sehr hervorhebende war, so wurde dennoch dadurch einestheils die volle Wiederbekennniß des katholischen Prinzips in Deutschland nicht wenig gefördert, und andernteils eine geistvollere u. tiefere Auffassung des Katholicismus angebahnt. Von da an trat er auch praktisch den unfkirchlichen Wühlereien, wo er konnte, entgegen: so namentlich der badischen Eölibatsstürmerei durch seinen im Katholiken abgedruckten Aufsatz „über den Eölibat der Geistlichen.“ — M. erhielt schon 1826 einen Ruf an die Universität zu Freiburg im Breisgau, lehnte aber denselben ab und wurde nun zum außerordentlichen Professor an die Tübinger befördert, u. schon 1827 erschien in zwei Bänden sein „Athanasius der Große u. die Kirche seiner Zeit im Kampfe mit dem Arianismus,“ in welchem Werke er in dem großartigsten historischen Gemälde u. dem Charakterbilde des größten Vorkämpfers der katholischen Wahrheit, gegenüber der gefährlichsten Häresie des Alterthums, das Wesen der Kirche u. des in ihr waltenden göttlichen Geistes aufwies u. zugleich die Grundwahrheiten des Christenthums von der Trinität u. Incarnation in gründlicher dogmengeschichtlicher Darstellung beleuchtete. Da er im folgenden Jahre eine neue Berufung an eine andere Hochschule (Breslau) ablehnte, wurde er zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt, die Fakultät aber ertheilte ihm die theologische Doktorwürde. Der Geschichtschreiber des großen Kampfes der Kirche mit dem Arianismus aber wandte nun seine ganze Aufmerksamkeit auf den ganz ähnlichen, noch größeren, Kampf der Kirche mit dem Protestantismus u. machte es sich nun zur Aufgabe, das, von den Protestanten selbst zum Theile verkannte, zum Theile absichtlich verhüllte Wesen der Lehren der Reformatoren, wie der consequenten Entwicklung jener Lehren in den kleinen protestantischen Sekten, im Gegensatz zur katholischen Wahrheit darzustellen. Nach gründlichem Vorstudium der Schriften der Reformatoren u. der katholischen Theologen nach der Reformation, fing er nun an, Vorlesungen über die Unterscheidungslehren der Katholiken u. Protestanten zu halten u. 1832 erschien zum ersten Mal die „Symbolik, oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken u. Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnisschriften,“ ein Buch, das seinen Ruhm auf immer begründete u. seinen Namen in der ganzen katholischen Welt bekannt machte; bis zu seinem Tode erschienen davon fünf Auflagen, seither die 6. Allerdings hat M. nichts Neues vorgebracht, was nicht auch schon die älteren, katholischen Theologen, ein Bellarmin, ein Suarez, u. zum Theile mit größerer dogmatischer Schärfe u. Tiefe ausgesprochen hatten; aber das ist das unsterbliche Verdienst M.'s, daß er die wahre Erkenntniß des orthodoxen Protestantismus, gegenüber dem Katholicismus, seinen Zeitgenossen vermittelte u. um so größer war die Wirksamkeit dieser Schrift, als sie das, was sonst nur in theologischen Traktaten u. abschreckenden Folianten zu finden, in einer wahrhaft classisch-klaren und schönen Darstellung, welche überhaupt alle seine Schriften ausgezeichnet, geschmückt mit dem Gepräge eines genialen Geistes u. durchweht von der Wärme der Ueberzeugung u. der Begeisterung für seine Kirche, dem erstaunten Publikum darbot. Das katholische Deutschland begrüßte das Werk wie ein schönes Gestein, und die protestantischen Gelehrten, die es bisher unter einander abgemacht zu haben schienen, alles Katholische vornehm zu ignoriren, da sie das Gebäude des Protestantismus in seinen Fundamenten so siegreich angegriffen sahen, stellten sich zur Gegenwehr u. wurden dadurch vielfach erst selbst auf ein gründlicheres Studium ihrer eigenen Confession hingeführt, was bei redlichem Forschen ihnen u. der katholischen Wahrheit nur nützlich seyn kann. Von den ausgezeichnetsten protestantischen Theologen, wie Nitzsch, Marheinecke erschienen Entgegnungen. — M. aber

wählte sich unter diesen die des Tübinger protestantischen Professors Dr. Baur „der Gegensatz des Katholicismus u. Protestantismus nach den Prinzipien u. Hauptdogmen der beiden Lehrbegriffe, mit besonderer Rücksicht auf M.s Symbolik“ zur Widerlegung aus. Das Buch, das er zu diesem Ende schrieb: „Neue Untersuchungen über die Lehrgegensätze zwischen Katholiken u. Protestanten“ (1834, 2. Aufl. 1835) kommt der Symbolik selbst an Umfang u. Interesse gleich. Nicht bloß hat er nämlich in einer meisterhaften Polemik jenes Werk vertheidigt, sondern sein Gegner, eine hegelischer Pantheist, welcher die lutherischen Dogmen in dem Sinne des pseudochristlichen Pantheismus ausdeutete, bot ihm auch die Gelegenheit dar, diese Gestalt des modernen Protestantismus zu enthüllen u. in ihrer gänzlichen Unchristlichkeit, zugleich mit Rücksichtnahme auf die pantheistischen Systeme des Mittelalters u. auf das pantheistische Moment im alten Protestantismus selbst, darzustellen. Mit M.s Symbolik lernte die vordem tief darnieder liegende katholische Wissenschaft in Deutschland, gegenüber der stolzen, aber im innersten Kern falschen protestantischen Wissenschaft, wieder ihre Kraft fühlen, machte sich von da an immer mehr vom protestantischen Einflusse los u. erkannte ihre Bestimmung, den Protestantismus auf dem Gebiete der Intelligenz zu überwinden u. denselben mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen. In dieser Zeit geschahen von preussischer Seite neue Schritte, um M. für Breslau, Bonn oder Münster zu gewinnen, was aber von Uebelwollenden verhindert wurde. Dagegen nahm M. nun 1835 einen Ruf nach München an, wo er, von einem reichen Kreise ausgezeichneten u. gleichgesinnter Männer umgeben und durch das kirchliche Leben dieser Stadt wohlthuend angeregt, nach manchen Kränklichkeiten u. Kränkungen, die in Tübingen ihm die letzte Zeit verdüstert hatten, neu auflebte u. vor einem von überallher angezogenen zahlreichen und für ihn enthusiastisch begeisterten Auditorium seine Vorträge über Kirchengeschichte und Patrologie, aber auch über die paulinischen Briefe hielt; denn neben seinen kirchenhistorischen und symbolischen Studien hatte er auch stets die Gregese mit nicht minderem Erfolge cultivirt. Am ausgezeichnetsten waren in dieser Hinsicht seine Vorlesungen über den Römerbrief, der allerdings auch die Grundzüge der göttlichen Rathschlüsse in der Geschichte der Menschheit enthält. Im Jahre 1836 ergriff ihn die Cholera u. von der Zeit an erholte er sich nicht mehr vollständig; den Sommer 1837 brachte er zu seiner Erholung in Meran in Tyrol zu, wo ihn besonders der Umgang mit den dortigen Benediktinern geistig erquickte. Allein in München stellte sich bald die Kränklichkeit, die sich immer mehr als ein Lungenleiden ausbildete, wieder ein. Die eben damals stattfindende Gefangenennehmung des Erzbischofs von Köln erschütterte ihn aufs Tiefste u. in dieser großen Angelegenheit ergriff er zum letzten Male die Feder für die Freiheit der Kirche u. die heiligsten Interessen der Religion u. des Vaterlandes. Im Anfange des Jahres 1838 bestieg er nochmals auf kurze Zeit den Katheder, erkrankte jedoch bald aufs Neue. Um durch eine Veränderung des Klima sein Leben zu fristen, erhielt der Wiedergenesende die Ernennung zum Domdekan in Würzburg; aber schon am 12. April starb er, nachdem er sich mit der Ruhe u. Heiterkeit des ächten Christen auf den Tod vorbereitet u. die Sakramente der Sterbenden empfangen hatte. Seine letzten Worte bewiesen, wie ihn die heilige Wissenschaft bis zum Tode beschäftigte. Aus einem leichten Schlummer erwachend, sagte er nämlich: „Ach, jetzt hab' ich's gesehen, — jetzt weiß ich's; nun wollte ich ein Buch schreiben, — das müßte ein Buch werden; — aber jetzt ist's vorbei!“ — In wenigen Jahren hat M. Großes vollendet. Seine Wirksamkeit blieb bei Weitem nicht auf das Gebiet der Gelehrsamkeit beschränkt; vielmehr durch ganz Deutschland hin, besonders aber im Süden desselben, knüpfte sich das Wiedererwachen katholischer Wissenschaft u. katholischen Lebens, besonders im jüngeren Klerus, zum guten Theile an seine Person. Er verstand es u. hatte dazu in reichlicher Fülle die Gaben von Gott empfangen, seinen zahlreichen Schülern die heilige Begeisterung, die er selbst für Christus u. seine Kirche, für die Erhabenheit des Priesterthums, wie für die heilige Wissenschaft in sich trug, einzusößen. Seine

geniale Auffassung der katholischen Wahrheiten, seine wissenschaftliche Ueberlegenheit u. die sanfte Kraft seiner Beredsamkeit brachten in der tief herabgekommenen u. durch die Einflüsse des Protestantismus viel getrübbten theologischen Wissenschaft die acht katholischen u. kirchlichen Prinzipien entschieden zum Siege u. zogen Alles, was sich immer von tüchtigen u. jungen Kräften fand, auf seinen Bahnen nach sich. Wenn daher heute die katholische Wissenschaft einen kräftigen Aufschwung genommen u. damit einen so streng kirchlichen Charakter verbindet, so ist nicht zu läugnen, daß, neben Klee und Görres (welch letzterer jedoch nicht zu den Theologen im strengen Sinne gehört), vorzugsweise M. den Weg gezeigt u. die Anregung gegeben hat. M.'s Persönlichkeit war die edelste u. liebenswürdigste, die nur zu denken, u. zog Alle mit unwiderstehlichem Reize an; sein Lehrvortrag, wie sein Benehmen, trug durchaus den Charakter ruhiger Würde u. sanfter Schönheit an sich. Trotz der höchsten Entschiedenheit, war er gegen Alle voll Milde. Mit der allseitigsten u. gründlichsten Gelehrsamkeit verband er eine hohe Klarheit u. Schärfe des Gedankens, eine tiefe Innigkeit des Gemüthes u. eine seltene Vollendung der Form. Alle seine glänzenden Eigenschaften aber hatten die höhere Weihe der Religion, einer acht christlichen Demuth, der lautersten Reinheit der Seele u. einer aufrichtigen Frömmigkeit empfangen. Sein höchstes sittliches Streben war: das Ideal des Priesterthums, wie er es in seinem Geiste trug, auch in seinem Leben zu verwirklichen. Daher versäumte er auch, obwohl ganz der Wissenschaft hingegeben, die priesterlichen Funktionen nicht. Täglich pflegte er in München das heilige Messopfer darzubringen und er war der Beichtvater Vieler, namentlich Studirender. Außer den oben genannten Werken hat M. eine Reihe geistvoller Aufsätze geschrieben, welche nach seinem Tode in zwei Bänden, unter dem Titel „Gesammelte Schriften“ erschienen sind. Nach seinen hinterlassenen Schriften gab dann Reithmayr eine vortreffliche „Patrologie“ heraus, von der aber leider nur der erste Band, die drei ersten Jahrhunderte umfassend, erschienen ist. M. hatte außerdem zwei größere Werke in der Arbeit, als er starb; einen „Commentar über den Römerbrief,“ den nachher Reithmayr als Grundlage zu seinem selbstständigen u. ausgezeichneten Werke über denselben Gegenstand benützte, u. eine „Geschichte des Mönchthums im Abendlande,“ was wiederum die Vorbereitung zu einem noch größeren Werke seyn sollte. Allein in der vollen Blüthe seines Lebens u. Schaffens wurde er hinweggenommen; er hat jedoch genug gethan, um stets als ein helles und freundliches Gestirn am Himmel der katholischen Kirche Deutschlands zu glänzen.

H.

Möhre, Moorrübe, gelbe Rübe oder Carotte, heißt die hochrothe bis weißlich-gelbe, eßbare, spindelförmige Wurzel von *Daucus Carota L.*, einer zweijährigen Pflanze, welche fast überall in Deutschland wild wächst, aber durch Cultur sehr verbessert u. veredelt worden ist. Durch die Farbe unterscheidet sie sich in mehre Sorten, von denen die hochrothen u. die goldgelben die schmackhaftesten sind. Man baut sie im Großen auf Feldern, so wie auch in Gärten, theils zum Viehfutter, theils zur Speise; außerdem werden sie besonders zur Bereitung des M.nsaftes, M.nzuckers und als Kaffeesurrogat benützt. Die M.n werden übrigens auch in der Medizin auf verschiedene Weise angewendet, auch wird ein ätherisches Oel daraus bereitet und sie können zum Brantweinbrennen, obgleich nicht mit Vortheil, verwendet werden. Die bitteren, gewürzhast schmeckenden Samen benützt man als harntreibendes Mittel.

Möllendorf (Richard Joachim Heinrich, Graf von M.), geboren 1724 zu Lindenbergr in der Priegnitz, 1740 Page Friedrichs II., begleitete diesen im ersten schlesischen Kriege bei Mollwitz und Chotusitz; 1743 Fähnrich, 1744 Flügeladjutant, war er im zweiten schlesischen Kriege vor Prag und bei Hohenfriedberg u. Sorr, wo er verwundet wurde; 1746 Hauptmann, machte als solcher u. als Major u. Commandeur des 3. Gardebataillons u. dann des Garderegiments, sowie als Obristleutnant, die wichtigsten Schlachten des siebenjährigen Krieges mit; bei Torgau gefangen, wurde er 1761 ausgewechselt u. Oberst, 1762

Generalmajor und 1764 Generallieutenant; 1779 commandirte er im bayerischen Erbfolgekriege unter Prinz Heinrich ein Corps; 1783, als Gouverneur von Berlin, war er fast der Erste, der eine menschlichere Behandlung des gemeinen Soldaten einführte. In den letzten Jahren Friedrichs II. war er sehr viel um denselben, 1787 ward er General der Infanterie. 1793 erhielt M., der indeß Feldmarschall geworden war, den Befehl über die preussische Armee Behufs der 2. Theilung Polens u. 1794 über die Rheinarmee; 1806 ward er nach der Schlacht bei Jena in Erfurt gefangen, erhielt jedoch Erlaubniß, nach Berlin zurückzukehren u. starb 1816 zu Havelberg, wo er in der letzten Zeit die Sinekure eines Probstes an dem dortigen protestantischen Domstifte inne gehabt hatte.

Mömpelgard (Montbeillard), wohlgebaute u. gewerbreiche Stadt im französischen Departement des Doubs, an der Main, mit 5000 Einwohnern, ehemalige Hauptstadt der, früher dem Hause Württemberg gehörigen, gesürsteten Grafschaft gleiches Namens, die zwar zum deutschen Reiche, aber keinem der 10 Reichskreise angehörte. — Die Grafschaft M. kommt schon im 11. Jahrhunderte in der Geschichte vor. Ein Graf Ludwig von Monson u. M. führte für Kaiser Heinrich III. Krieg gegen den Grafen René von Burgund u. nahm ihn gefangen. Ein Nachkomme desselben, Theodorich II., vererbte die Grafschaft M. an den Grafen René von Burgund, dessen Gemahlin aus dem Hause M. stammte. Eine Tochter René's, Agnes, brachte hierauf ihrem Gemahl, Heinrich von Montfaucon M. zu. Dieser starb 1365. Sein Sohn Stephan starb 1394 ohne männlichen Erben, denn sein Sohn Heinrich war in der Schlacht bei Neapel geblieben. Die Erbtochter des letzteren aber war die Gemahlin Eberhards des Jüngern, Grafen von Württemberg, daher M. durch sie an Württemberg kam. M. wurde hierauf zu verschiedenen Malen württembergischen Prinzen als abgetheiltes Erbe überlassen. 1748 wurde es, in Folge eines Spruchs des Reichshofraths von 1729 der die bisherigen Besitzer, uneheliche Kinder des letzten Grafen von M., Herzogs Eberhard von Württemberg, den Freiherrn u. die Freiinnen de l'Esperance, für unebenbürtig erklärte, dem regierenden Herzoge Karl von Württemberg eingeräumt. 1792 wurde M., das bisher der Hauptlinie Württemberg-Stuttgart angehört hatte, von Frankreich, gleich andern im Elsaß enclaveirten Gebietsstheilen, zu Frankreich geschlagen, im Luneviller Frieden 1801 aber völlig abgetreten.

Mönchslatein nennt man ins Gemein das Latein des Mittelalters, s. Römische Sprache.

Mönchsschrift, gothische, auch neugothische Schrift, heißt im gemeinen Leben die, seit dem 5. Jahrhunderte durch Einmischung gothischer Buchstaben u. Buchstabenzüge aus den altrömischen Buchstaben gebildete, scharfackige Minuskelschrift. Ihr allgemeiner Gebrauch wurde in Italien durch die lombardische Schrift verdrängt, wogegen sie in Spanien bei den Westgothen u. in Deutschland gewöhnlich blieb, bis sie auch dort von der römischen u. hier von der eigenthümlichen deutschen Schrift verdrängt wurde.

Mönchswesen, s. Klöster.

Mörike (Eduard), ein der schwäbischen Schule angehöriger trefflicher Dichter, geboren 8. September 1804 zu Ludwigsburg in Württemberg, trat 1822 in das protestantisch-theologische Seminar in Tübingen ein, verließ dasselbe 1827, war mehre Jahre Pfarrgehilfe in verschiedenen Gemeinden, wurde 1834 Pfarrer zu Kleversulzbach bei Weinsberg u. lebte hierauf, fast erblindet, als Privatmann in Schwäbisch-Hall, gegenwärtig in Mergentheim. Er zeichnet sich als Novellist, besonders als Lyriker aus, der den Weg aus der Romantik in die Helle der Tagesgegenwart vermittelt, voll inniger Gemüthlichkeit, Fröhlichkeit u. ansprechenden Humors. Gedichte, 2. Aufl., Stuttgart u. Tübingen 1848. Maler Nolten, Novelle, Stuttgart 1832. Iris, daselbst 1839. Fischer Martin oder die Glockendiebe, Idylle, daselbst 1846 u. a.

Möris, ein künstlich angelegter See im alten Aegypten, zwischen Arsinoe u. Memphis, der durch einen 80 Stadien langen u. 280 Fuß tiefen Kanal mit dem

Nil zusammenhing u. dazu bestimmt war, das überflüssige Wasser des letzteren bei der Ueberschwemmung aufzunehmen. Sechs Monate floß das Wasser in demselben aus dem Nil in den M.; die sechs anderen vermittelt Abdämmung in einem zweiten, unweit Memphis sich endigenden, Kanal aus dem See in den Fluß. So diente der M. zugleich in den trockenen Monaten zur Beförderung der Schifffahrt u. zur Bewässerung der Umgegend und in den nassen, wenn das Nilwasser einmal nicht hoch genug stieg, zur Bewahrung des sonst unbenützt in das Meer strömenden Wassers. Ein Kanal, mitten durch das westliche Gebirge geführt, verschaffte dem überflüssigen Wasser Abfluß in die libysche Sandwüste. Der Umfang des M. wird auf ungefähr 16 (nach Andern 48) geographische Meilen angegeben. In der Nähe des M. stand das große Labyrinth (s. d.) und eine aus Backsteinen erbaute Pyramide. Jetzt heißt der dort befindliche See Birkat-el-Karum; doch glaubt Lepsius, daß derselbe nicht der alte See M., dieser vielmehr durch Nichtunterhalten der Dämme bis auf einige sumpfige Bäche verschwunden sei.

Möris (Aelius), mit dem Beinamen der Atticist, ein griechischer Grammatiker um 190 n. Chr., schrieb über die Atticismen (*Ἀέλιος Ἀττικῶν καὶ Ἑλληνῶν*). Die beste Ausgabe ist von Pierson, Leyden 1759 u. eine Handausgabe von Bekker bei dessen Ausgabe des Harpokraton, Berl. 1833.

Mörser, früher Mortier oder Bomben-Kessel, nennt man ein kurzes Geschütz, welches, seine Wurfkörper (Bomben) in einem hohen Bogen werfend, das Ziel von oben zu treffen bestimmt ist. Als man, mit der Anwendung des Pulvers im Kriege, Geschütze zu gießen angefangen hatte, versiel man auf die Idee, die Baliste (s. d.) oder spätere Blyde durch ein eigenes Geschütz zu ersetzen, welches Anfangs massive Steine warf, u. daher mag es auch kommen, daß die M., besonders in Deutschland, nach dem Steingewichte benannt wurden u. noch werden. In einigen Artillerien, wohin die dänische u. russische gehören, werden die M. jedoch nach dem wirklichen Eisengewichte ihrer Wurfkörper, in der französischen u. englischen Artillerie endlich nach dem Durchmesser der Bohrung benannt. Die M. sind entweder eiserne oder metallene. Sie bestehen äußerlich, ihrer Länge nach, welche über $3\frac{1}{2}$ Bohrungsdurchmesser nicht übersteigt, aus 3 Theilen, a) dem Kammer- oder Bodestücke, welches gewöhnlich $1\frac{1}{2}$ Kaliber lang, unten am Boden abgerundet, bis an den ersten Bruch am Ende der Kammer reicht; b) dem Mittelstücke, welches cylindrisch, gewöhnlich $\frac{2}{3}$ Kaliber lang u. mit den Delphinen (Henteln) versehen, bis an den zweiten Bruch reicht; c) dem entweder cylindrischen oder kegelförmigen Mundstücke, welches, 1 Kaliber lang, sich mit dem Kopfe, eigentlich dessen oberer Fläche (Mündungsfläche) endigt. Früher waren die M. an ihren beiden Brüchen mit verschiedenen Friesen versehen, welche in der neuesten Zeit so ziemlich aufgegeben wurden. In den früheren Zeiten waren die Schildzapfen der Mörser an dem Mittelstücke angebracht, daher wurden diese M. hängende oder deutsche genannt; heut zu Tage dagegen befinden sich die Schildzapfen am Stöße u. daher erhalten so construirte M. die Benennung französische, stehende oder Blokm. Die Wahrscheinlichkeit des Treffens bei M.n ist, besonders gegen ein Ziel von unbeträchtlicher Ausdehnung, viel geringer, als bei allen übrigen Geschützen; dagegen ist deren Wirkung ungleich größer, denn die Bomben (s. d.) zerrümmern durch ihr Gewicht, zünden durch ihr Crepiren. Daher werden die M. bei dem Angriffe auf Festungen u. in diesen zur Vertheidigung mit Erfolg angewendet.

Mörtel, nennt man im Allgemeinen aus Kalk, Gyps, Lehm (s. dd.) u. anderen Substanzen mit Sand, Kies, Ziegelmehl u. s. w. vermischte Bindemittel für Mauersteine, zum Anwurf (Bewurf) der Mauern u. s. w. Im Besonderen aber versteht man darunter einen steifen Brei aus Kalk, Sand u. Wasser, welcher sich allmählig erhärtet u. zu den obigen Zwecken verwendet wird. Je nachdem der M. die Eigenschaft besitzt, nur an der Luft oder auch im Wasser zu trocknen, unterscheidet man Luftm. und Wasserm. Der Luftm. ist der bei Bauten über der Erde gewöhnliche. Der Wasserm. oder hydraulische M.

trocknet an der Luft schnell, im Wasser aber langsamer; er wird daher zu Bauten unter dem Wasser verwendet. Der Beton (béton) oder auch wasserdichter, Grobm., besteht aus einer Masse von $4\frac{1}{2}$ scharfem Sand, 1 Theil Kalk u. $1\frac{1}{2}$ kochendem Wasser. Da er sich ganz verdichtet u. eine ganz feste Form annimmt, so wird er zu bombenfesten Gewölben u. Grundbauten verwendet.

Möser, Justus, geboren 14. Dec. 1720 zu Osnabrück, wurde von seiner Mutter früh in die französische Sprache u. Literatur eingeführt, studirte 1740 zu Jena, 1742 zu Göttingen Jurisprudenz, las fleißig französische und italienische Schriften, ward Advokat, als solcher eine kräftige Stütze der unterdrückten Unschuld, 1747 advocatus patriae in Osnabrück, bald darauf auch Sekretär und Syndikus der Ritterschaft, betrieb dann 8 Monate lange das Lieferungsgeſchäft für das von England besoldete alliirte Heer zu London, war während der Minderjährigkeit des Prinzen von England, welcher als protestantischer Bischof 1761 Osnabrück erhielt, 20 Jahre hindurch in der That der erste Rathgeber des Regenten, wenn auch nicht dem Titel u. Range nach, ward 1762 auch Justitiarius beim Criminalgerichte in Osnabrück, legte 1768 diese Stelle nieder, ward geheimer Referendar der Regierung, 1783 auch geheimer Justizrath u. starb 8. Jan. 1794. M., reich an Welt- u. Menschenkenntniß, voll edler Gesinnung, mit deutschem Gemüthe u. treffender Ironie begabt, richtete, auf dem praktisch-politischen Standpunkte stehend, sein Auge besonders auf die Verbesserung der Zustände des Volkes. Er versteht (sagt Hillebrand) mit meisterhafter Kunst aus dem Kleinen das Große, aus dem Besondern das Allgemeine, aus provinziellen u. lokalen Zuständen die gemeinsamen des ganzen Vaterlandes überhaupt reflektiren zu lassen. Sprache u. Styl haben eine schöne Mannigfaltigkeit nach Maßgabe der Gegenstände u. der Standpunkte ihrer Behandlung u. erweisen ebenso viel Bildung des Geschmacks, als die Sachen, welche er behandelt, Kenntniß und Vertrautheit in ungezwungener Weise überall sehen lassen. Merkt man nun noch darauf, wie er in ungefuchter Freundlichkeit das Gemüth des Volkes in dem seinigen wieder spiegeln läßt u. die verständige Tüchtigkeit seines Landes mit dieser gemüthlichen Unbefangenheit verbindet, so muß sich wohl das Bild eines ächt deutschen Mannes der Anschauung bieten. Mit Offenheit u. Ernst vertheidigte er die deutsche Sprache u. Literatur wider Friedrich II. — Göthe sagt über M. (Dichtung u. Wahrheit): „Immer ist er über seinen Gegenstand erhaben u. weiß uns eine heitere Ansicht des Ernstesten zu geben, bald hinter dieser, bald hinter jener Maske halb versteckt, bald in eigener Person sprechend, immer vollständig u. erschöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen, wohlmeinend, ja manchmal derb und heftig, und dieß Alles so abgemessen, daß man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und Charakter des Schriftstellers bewundern muß. In Absicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freie Uebersicht, glückliche Behandlung, so gründlichen, als frohen Humor, wüßte ich ihm Niemand als Franklin zu vergleichen.“ Osnabrückische Geschichte, Osnabrück 1765, 2. Aufl., Berlin u. Stettin 1780, 2. Theil., 3. Aufl., Berlin 1820; Patriotische Phantasieen, Berlin 1775 f., 2 Bde., 3 Theile. 1778, 4 Theile. 1786; 3. Aufl. herausgegeben von seiner Tochter J. W. J. von Voigt, das. 1804, 3 Theile. Vermischte Schriften, herausgegeben von Fr. Nicolai, das. 1797 f., 2 Bde. Sämmtliche Werke, das. 1798, 8 Bde. Neue Auflage, besorgt von Abeken, das. 1843, 10 Theile., 3. Band der osnabrückischen Geschichte, aus M.'s Nachlasse, herausgegeben von H. v. Bar, das. 1824; Reliquien J. M., herausgegeben von Abeken, das. 1837.

Mössien, hieß zur Zeit der Römer das Land vom Zusammenflusse der Save u. Donau bis an das schwarze Meer, getheilt in Obermössien (jezt Servien) u. Unterem. (jezt Bulgarien). Die Bewohner desselben waren ursprünglich ein thrakischer Volksstamm. — In den ältesten Zeiten zogen Skythen hier umher, mit denen sich dann thrakische Geten vermischten. Diese wurden von Skordiskern verdrängt, wiewohl noch einzelne Schwärme, wie die Mössi in Oberm., die Tribani u.

Probyci in Nieberm., zurückblieben. Außerdem wohnten hier am schwarzen Meere die Peucini u. Germanen, in Oberm. die Dardanier u. Illyrier. Da durch August's Siege die Stordister geschwächt wurden, so nahmen die slythischen u. thrakischen Völker zu. Endlich mußten auch diese sich den Römern unterwerfen u. erhielten römische Statthalter. Vorzüglich setzten Trajans Siege die Römer in diesen Gegenden fest. Bald nachher wurden sie ein Schauplatz der Einfälle der Barbaren. Auf die Jazygen folgten Gepiden, auf diese Ostgothen, dann Slaven, endlich die Bulgaren, von den M. größtentheils noch bewohnt wird.

Möskirch, Stadt u. Amtssitz im badischen Seekreise u. Hauptort der, dem Fürsten von Fürstenberg gehörigen, gleichnamigen Herrschaft mit 11,000 Einwohnern, deren rechts von der Donau liegender Theil unter großherzoglich baden'scher, der linke dagegen unter fürstlich Hohenzollern-Sigmaringen'scher Landeshoheit steht. Bei dem Städtchen (1200 Einwohner) 5. Mai 1800 Sieg der Franzosen unter Moreau über die Oesterreicher unter Kray.

Moesogothen, s. Gothen.

Mogador, s. Marokko.

Mogul, s. Großmogul.

Mohács, Marktflecken an der Donau, in der Baranyer Gespanschaft des Königreichs Ungarn, mit 8400 Einwohnern. Der Bischof von Fünfkirchen, Grundherr des Ortes, hat hier ein Lustschloß. Es besteht in M. ein Gymnasium der Franziscaner u. seit 1838 eine, durch eine Aktiengesellschaft gegründete, Anstalt für Seidenzucht; lebhafter Handel, große Schweinemärkte. — In der Ebene zwischen M. und dem Dorfe Abvard traf am 29. August 1526 die Schaar der Ungarn unter dem 20jährigen Könige Ludwig II. auf das furchtbare Heer, welches Soliman der Große zur Schlacht führte. 13,000 Mann Reiter u. 14,000 Mann Fußvolf, dieß war Alles, was man den Hunderttausenden der Feinde entgegenstellen konnte. Die Ungarn erlitten eine der größten Niederlagen, welche die Geschichte kennt. Zwei Erzbischöfe, 6 Bischöfe, 28 Magnaten, 500 Edelleute blieben auf dem Platze, der Gemeinen viele Tausende. König Ludwig selbst fand auf der Flucht seinen Tod in einem Sumpfe des Baches Gellhe, unter der Last seines hingestürzten Streitrosses. Das Andenken an diese verderbliche Schlacht, welche Ungarn länger als anderthalb Jahrhunderte unter das türkische Joch brachte, wird noch gegenwärtig an jedem 29. August gefeiert. Die Bevölkerung von M. s. u. der ganzen Umgegend reitet ins Feld, u. es werden daselbst in deutscher, illyrischer und ungarischer Sprache Reden gehalten. Auf der Stelle, wo der König Ludwig versank, soll vor Kurzem eine kleine Kapelle errichtet worden seyn. — In der nämlichen Ebene von M. kam für Ungarn auch die Stunde der Errettung, als am 16. August 1687 hier das Heer der Türken, welches der Großvezier führte, von den Christen unter dem Herzoge Karl von Lothringen vollkommen geschlagen ward. Achtzig Kanonen u. das ganze christliche Lager waren vormals (1526) in die Hände der Türken gefallen; achtzig Kanonen und das ganze türkische Lager wurden jetzt in die Hände der Christen zurückgegeben. Das Land war für immer von den wilden Horden seines Erbfeindes befreit. mD.

Mohamed u. Mohamedanismus, s. Mahomed u. Mahomedanismus.

Mohawks, s. Irokesen.

Mohilew, Gouvernement in Rußland, mit 864 □ Meilen u. 900,000 Einwohnern, zwischen Witebsk nördlich, Smolensk östlich, Tschernigow südöstlich und südlich u. Minsk westlich, ist flach, sumpfig u. fruchtbar. Hauptfluß ist der Dniepr, der es von Norden nach Süden durchfließt u. rechts den Druß u. die Beresina, links den Sosz u. a. aufnimmt. Produkte sind: Getreide, Hanf, Flachs, Holz, Vieh, Wild, Seife, Pottasche, die zum Theile im Handel ausgeführt werden. Eingetheilt wird das Gouvernement in 12 Kreise. — Die gleichnamige Hauptstadt am linken Ufer des Dniepr, hat ein Schloß (Kremel), Priesterseminar, Gymnasium, viele Kirchen u. Klöster, Kaufhof, Gerberei u. beträchtlichen Handel u. 18,000 Einwohner.

Mohl, 1) Julius von, berühmter Orientalist, geboren zu Stuttgart 1800, studirte zu Tübingen Theologie, ging 1823 nach Paris, um die asiatischen Sprachen zu studiren, wurde 1826 Professor der orientalischen Literatur zu Tübingen, lebte aber bis 1831 abwechselnd auch zu London u. Oxford. Da er 1832 von der französischen Regierung den Auftrag erhielt, den Schah-Nameh von Firdufi für die Collection orientale zu bearbeiten, so legte er seine Stelle in Tübingen nieder u. wurde 1830 Professor am Collège de France zu Paris. Er gab heraus den Schi-King, Stuttgart 1830; den Y-King, ebend. 1834 — 39, 2 Bde., den Schah-Nameh, Paris 1838 ff.; mit Dlschausen, *Fragments relatifs à la religion de Zoroastre*, Paris 1829. — 2) M., Robert von, jüngster Bruder des Vorigen, habilitirte sich 1823 als Privatdocent der Staatswissenschaften an der Hochschule Tübingen u. las über Staatsrecht u. Staatswirthschaft. Es wird von allen Seiten anerkannt, daß seine Wirksamkeit hier zu den segensreichsten gehört habe. Sein anziehender, kenntnißvoller u. geistreicher Vortrag einer Reihe hochwichtiger Fächer, des Staatsrechtes, der Politik, der Polizeiwissenschaft, verbreitete seinen Ruf als akademischer Lehrer in ganz Deutschland u. trug viel mit bei zu der Blüthe Tübingens. Als Schriftsteller erntete er den meisten Beifall mit seinem „System der Präventivjustiz,“ in welchem Werke für die Polizeiwissenschaft ein ächt wissenschaftlicher Boden gewonnen ward. Im engeren Kreise der Universität beihätigte er seine Tüchtigkeit durch Theilnahme an allen wichtigeren Verwaltungsangelegenheiten, durch eifrigen Betrieb nothwendiger Neubauten, vornehmlich aber als Oberbibliothekar durch Mehrung des Bücherschatzes. Die staatswissenschaftliche Zeitschrift Tübingens, die zum Ruße der dortigen Fakultät so viel beitrug, wurde von ihm zuerst in Anregung gebracht u. wesentlich gefördert. — Dem Verfasser des „Staatsrechtes“ mußte der Wunsch nahe liegen, als Abgeordneter auch praktisch an der Gesetzgebung sich zu betheiligen. Durch den Tod seines Vaters, der lebenslängliches Mitglied der Kammer der Standesherrn gewesen war, fiel für M. das bisherige Hinderniß, in die Kammer zu treten, weg u. er trat als Bewerber in dem Oberamtsbezirke Balingen auf. Von einem seiner dortigen Freunde aufgefodert, eine Erklärung über die von ihm zu erwartende politische Stellung abzugeben, wollte M., ungeachtet er die Zweckwidrigkeit solcher Erklärungen schon mehrfach ausgesprochen hatte, dieses im vorliegenden Falle doch nicht unterlassen, „damit es nicht etwa aussähe, als hätte er Etwas zu verschweigen, oder als wolle er Hinterthüren offen halten.“ Die so abgegebene Erklärung enthielt das politische Glaubensbekenntniß des Verfassers und nebenbei die bitterste Kritik der Regierungsmaßregeln. M. mochte beabsichtigt haben, daß sein Schreiben bloß an die Wahlmänner gelange; allein dasselbe fand, wie nicht anders zu erwarten war, bald genug den Weg in den „Beobachter,“ das Organ der damaligen württembergischen Opposition. Das Aussehen, welches dasselbe machte, war auf keiner Seite ein günstiges u. M. blieb auch bei der Wahl gänzlich unberücksichtigt. Inzwischen hatte auch das Ministerium an das akademische Rektorat in Tübingen einen Erlass abgefaßt u. demselben aufgegeben, Erkundigungen einzuziehen, ob M. wirklich der Verfasser des im Beobachter abgedruckten Wahlmanifestes sei. M. antwortete durch eine Eingabe vom 13. October, in der er sich nicht etwa bloß rechtfertigte, sondern auch Beschwerde erhob. Er verwahrte sich zuvörderst gegen die Bezeichnung seines Briefes als Manifest. Er habe einfach einen Brief an die Wähler bezweckt, freilich dabei übersehen, daß ein solches Schreiben, habe es an u. für sich auch nicht den Zweck weiterer Verbreitung durch den Druck, kaum in den für dasselbe ursprünglich bestimmten Händen bleiben könne. Am wichtigsten ist, was M. darin über die Rückichten des Staatsdienstes sagt: „Mein Dienstes schreibt mir nirgends vor, daß ich mein Urtheil auch außerhalb des Dienstes unterzuordnen, Regierungsmaßregeln auch außerhalb meines Geschäftskreises nicht nach meiner Ueberzeugung tadeln dürfe; kurz, daß ich außer dem Dienste kein freier Mann sei. Ich habe nach meiner Dienstpflicht den König als Staatsoberhaupt zu ehren. Dieß thue ich u. bin ihm

überdies auf das Ehrerbietigste persönlich ergeben. Ich habe die Verfassung zu wahren u. zu fördern; dieß ist das Bestreben meines Lebens. Allein es steht mir, auch nach meinem Diensteide, zu, über das System der Staatsschuld oder über den Chausseebau in Württemberg, über den Stuttgarter Bahnhof oder über die Thätigkeitsrichtung eines Beamten nach meinem Belieben zu urtheilen. Insbesondere ist mir kein Gesetz bekannt, in welchem dem Beamten verboten wäre, sich darüber auszusprechen, welche Aenderungen im Staatsleben er im Falle einer ständischen Wirksamkeit beanspruchen wolle. Eben darin besteht der große Unterschied zwischen der ehrenhaften Selbstständigkeit des deutschen Beamten u. der bedientenmäßigen Abhängigkeit eines französischen Verwaltungsangestellten. Mißgunst mag die Regierung einem politisch gegen sie auftretenden Beamten innerhalb der Gesetze nach Belieben zu wenden: allein von Vergehen u. Strafe kann nimmermehr die Rede seyn.“ Hierauf versuchte Kanzler von Wächter eine Vermittelung, indem er M. aufforderte, auf ein halbes Jahr Urlaub zu nehmen; nach seiner Rückkehr werde die Sache vergessen seyn. M. weigerte sich dessen entschieden u. die Regierung versetzte ihn nun als Regierungsrath nach Ulm. Nach dieser Entscheidung trat er ganz aus dem Staatsdienste aus. Daß Tübingen einen solchen Verlust auf das schmerzlichste empfand, war natürlich. Die staatswirthschaftliche Fakultät, der Senat, die Studentenschaft bethätigten nach einander ihre Theilnahme für M. durch Adressen; die Bürgerschaft wählte ihn neuerdings mit großer Stimmenmehrheit in ihren Stadtrath. Bald darauf aber erhielt M. einen Ruf an die Universität Heidelberg, wo er seitdem nicht minder nutzbringend für die Wissenschaft, als zuvor in Tübingen, wirkt.

Mohn, Garten-M., *Papaver somniferum* L. Von dieser bekannten, in Deutschland, vorzüglich im südlichen, cultivirten Pflanze gibt es zwei Abarten: 1) der weiße M. same, *Semen papaveris album*, der als beruhigendes Heilmittel, vorzüglich zu Emulsionen, im Gebrauche ist; ebenso wirken die unreifen Samenkapseln von der Größe der Wallnüsse, *Capita papaveris*, M. Köpfe, beruhigend und krampfstillend. Aus Einschnitten, die im Morgenlande in die noch unreifen Köpfe gemacht werden, fließt ein Saft, der sich verdickt u. das Opium (s. d.) gibt. 2) Der blaue M. same, *Semen papaveris caeruleum*, welcher vorzugsweise als Vogelfutter u. in der Bäckerei verwendet wird. Der Geschmack beider Arten ist süßlich angenehm u. sie enthalten in bedeutender Menge ein fettes Del: M.-Del, *Oleum papaveris*, von gelber Farbe u. angenehmem Geschmacke, welches in der Kälte nicht erstarrt und häufig, anstatt des Olivenöls, als Speisefel verwendet wird. Zu dieser Verwendung muß es kalt geschlagen werden u. darf nicht alt u. ranzig seyn. Zum Firniß jedoch muß es alt seyn u. wo möglich gebleicht, wo er mit Bleiweiß den schönsten Anstrich gibt.

Mohn (Gottlieb Samuel), berühmter Glasmaler, Sohn des Zeichners u. Porzellanmalers Sigismund M. (gestorben 1815 zu Dresden), geboren 1789 zu Weisensels, machte wichtige Entdeckungen in der Glasmalerei, die er zuerst für den Herzog von Mecklenburg-Schwerin zu Ludwigslust in Anwendung brachte. Seine schönsten Arbeiten befinden sich in Larenburg. Die Bereitung des glühenden Rothes ist seine Erfindung. Er starb zu Larenburg 1825.

Mohnke, Gottlieb Christian Friedrich, geboren 6. Januar 1781, studierte von 1794 an auf dem Gymnasium zu Stralsund, von 1799 an auf der Universität Greifswald u. von 1801 in Jena Theologie, Philologie u. Geschichte, wurde hierauf Privatlehrer auf der Insel Rügen u. zu Stralsund, 1810 Conrektor in Greifswald, 1813 Oberprediger, 1819 Consistorial- und Schulrath zu Stralsund u. starb 6. Juli 1841. M. ist mit Recht geschätzt als Dichter, Kanzelredner, Uebersetzer u. Forscher auf dem Gebiete des deutschen u. nordischen Alterthums. Von seinen Schriften führen wir an: Lieder, Greifswald 1818; König Enzio, lyrisches Gedicht, Stralsund 1829; Volkslieder der Schweden, Berlin 1830; Hymnologische Forschungen, Stralsund 1831—32, 2 Bde. Uebersetzung von Tegners sämtlichen Gedichten, Leipzig 1840, 3 Bde.; Sofkrowens Her-

kommen, Geburt und Lauf seines ganzen Lebens, aus der Handschrift herausgegeben, Greifswalde 1823—24, 3 Bde.

Mohr. Dieses, aus Maure (s. d.) entstandene, Wort wird im gemeinen Leben gleichbedeutend mit Neger u. Aethiopier gebraucht, was aber durchaus falsch ist, da letztere glänzend schwarz, die Men aber dunkelbraun sind.

Mohs, Friedrich, geboren zu Bernburg 1774, der Begründer der naturhistorischen Methode in der Mineralogie (s. d.), studirte diese Wissenschaft auf der Bergakademie zu Freiberg, nachdem er zuvor die Universität Halle besucht hatte, begab sich 1802 nach Wien und wurde, nach mineralogischen Reisen in den österreichischen Staaten, 1811 zu Grätz Professor der Mineralogie, 1818 Berg-Commissionsrath u. Professor der Mineralogie zu Freiberg, 1826 Professor der Mineralogie in Wien u. starb 1839 zu Agordo bei Belluno, wo er, um Kupferminen zu untersuchen, sich befand. Er schrieb unter andern: Elementarmethode zur naturhistorischen Bestimmung u. Erkenntnis der Fossilien, Wien 1813, 1. Band; Charakteristik des naturhistorischen Mineralsystems, Dresden 1829, 2. Aufl. ebend. 1821; Grundriß der Mineralogie, ebend. 1822—24, 2 Theile. Seine in diesen Schriften vorgetragene Methode der Zusammenstellung der Fossilien ist die anerkannteste der neueren Zeit.

Moirs, Graf von, s. Hastings Francis Rawdon.

Moitte, Jean Guillaume, Bildhauer, Sohn des tüchtigen Kupferstechers Pierre Etienne (gest. 1780 zu Paris), geboren 1747 zu Paris, konnte wegen Krankheit seine Studien in Rom nicht vollenden, galt aber schon als vorzüglicher Zeichner, als er durch den Fries am Pantheon (1792), auch als Bildhauer hohen Ruhm gewann. Andere treffliche Werke von ihm enthält der Louvre. M. starb 1812 als Professor u. Mitglied des Instituts.

Mokka, Hauptstadt der arabischen Provinz Yemen, am rothen Meere, ungefähr 40 englische Meilen nördlich von der Straße Bab-el-Mandeb, mit ungefähr 7000 Einwohnern u. einem Hafen, der von den Europäern häufig besucht wird, ist mit Mauern umgeben und dicht am Ufer des rothen Meeres in einer Sandebene erbaut, zwischen zwei Landspitzen, die eine Bai bilden. Schiffe, die 10 bis 12 Fuß tief im Wasser gehen, ankern innerhalb der Bai, ohngefähr eine englische Meile von der Stadt, größere Schiffe außerhalb; die große Moschee ost südöstlich, u. das Fort im Süden der Stadt südöstlich, ohngefähr 2 englische Meilen davon. Der Hauptausfuhrartikel ist Kaffee, der allgemein für den besten gehalten wird. Die Menge der Ausfuhr beträgt etwa 10,000 Tonnen u. der größere Theil geht nach Dschidda u. Suez, viel aber auch nach Bombay und anderen Theilen Indiens, von wo er dann nach Europa gesandt wird. Gelegentlichlich find auch die direkten Versendungen von M. und Hodeida nach Europa sehr ansehnlich. Außer Kaffee werden ausgeführt: Datteln, Myrrhen, arabischer Gummi, Senesblätter, Rhinoceroshörner u. Rhinoceroshäute, Gilead-Balsam, Elfenbein, Goldstaub, Aloe. Die Einfuhr besteht vorzugsweise aus Reis, Stückgütern, Eisen- und kurzen Waaren u. u. von Habesch Sklaven.

Mola u. Molenbildung, s. Mondkalb.

Mola, Pietro Francesco, ausgezeichnete Maler, geboren zu Goltre im Schweizercanton Tessin 1621, lebte lange in Rom, daher auch M. di Roma genannt, u. starb dort 1670. Seine Studien machte er nach Titians u. Bassano's Werken und erwarb sich eine starke u. kräftige Manier. Er hatte ein lebhaftes fruchtbares Genie, war ein großer Zeichner u. malte in einem schönen Colorit Karikaturen und Historien, in den letzten aber sind die Ausdrücke nicht edel genug. Er hat auch Einiges radirt und nach ihm hat man mehrere Kupferstiche.

Molay, Jakob von, aus dem Hause der Herren von Longvic und Raon in Burgund, trat sehr jung um 1265 in den Tempelherrenorden, stand Anfangs sehr in Gunst bei Philipp dem Schönen u. hielt selbst einen der Söhne desselben über die Taufe. Seit 1298 war er Großmeister der Tempelherren und zwar der letzte. Als der Orden gestürzt ward, wurde er festgesetzt, und als er die

durch die Folter ihm abgenöthigten Geständnisse widerrief, am 18. März 1314 zu Paris verbrannt.

Molbeck (Christian), geboren 1783 in Soroe, Sekretär der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen u. Professor der Literaturgeschichte an der Universität, gab ein dänisches Wörterbuch, 2 Bde., 1813, eine dänische poetische Anthologie, „Vorlesungen über die Cultur u. Literatur der alten Welt, besonders des Orients,“ „Ueber die neuere dänische Poesie,“ „Briefe über Schweden im Jahre 1812,“ 3 Bde., Altona 1818, „Bibliothekswissenschaft,“ Leipzig 1833 u. a. heraus.

Molch, s. Salamander.

Moldau, ein linker Nebenfluß der Elbe in Böhmen, entspringt am Schwarzbürg, südlich im Kreise Prachin, fließt südöstlich bis Rosenberg, wendet sich dann nördlich u. fließt bei Krumau, Budweis, Saazawa u. Prag vorüber, Melnik gegenüber in die Elbe. Die M. ist breit, reichend u. fischreich; bei Hohenfurt schiffbar.

Moldau, (Land), liegt zwischen dem 45—47° Grade nördlicher Breite und dem 44—46° östlicher Länge, begränzt im Osten u. Norden durch russische Provinzen, westlich von den österreichischen Staaten, im Süden fast gänzlich von der Walachei. Die türkische Benennung ist Kara Bogdan. Sonst heißt sie auch die fürstliche M., um sie von dem österreichisch-moldauischen Landestheile Bukowina u. dem russisch-moldauischen Gebiete Bessarabien zu unterscheiden. Im Norden u. Westen bilden die Karpathen manchen Gebirgspas, indeß gegen Ost u. Süd das Land verflacht, wo die Flüsse Sereth u. Pruth in die im gewaltigen Strombette hinbrausende Donau sich ergießen u. mancher See den Genuß des landschaftlichen Anblicks steigert, der durch herrliche, Bau- u. Schiffholz liefernde, Wälder u. in allem Farbensmelze prangende, hie u. da unabsehbare Wiesen dem Reisenden auffällt. Würde in der M. die Freigebigkeit der Natur vom Fleiße u. Kunstsinne der Menschen gefördert, die M. wäre ein beneidenswerthes Land. Aber so ist es nicht. Nur die Beschäftigung, die dem fast noch nomadischen Charakter des Volksstammes, der am zahlreichsten, zusetzt, liefert ein erhebliches Erträgniß. Ueber 10,000 Pferde u. 40,000 Stück Hornvieh mögen wohl jährlich weithin über die Gränzen getrieben werden. Nur was sich im Hirtenleben so nebenbei, auf solcher üppigen Weide, an der Art mächtigen Wäldern sammeln läßt, im träumerischen Zustande, nächst den armseligen Hütten liegend, überwacht werden kann, das Erzeugniß der Bienen, bringt ein u. anderer Familie als Ausfuhrsartikel mehr, als den Bedarf eines nur gesättigten Lebens, schafft den Moldovenen die Mittel, ihrem Hange zu geistigen Getränken zu genügen, dem weiblichen Theile der Bevölkerung die Mittel, sich auffällig herauszuputzen, wie sie es gerne thun, wenn sie Hospodarenwahl u. bischöflicher Einzug außergewöhnlich, Hochzeit u. Kirchgang gewöhnlich aus Lehmögeln locken, die sie Hütten heißen. Betriebsamere Katholiken, schlaue Armenier u. wucherische Juden, die neben den Moldovenen im Lande, treiben Handel, der in neuerer Zeit nicht unbeträchtlichen Aufschwung genommen; einiges Gewerbe, das in Mitteln u. Leistung an das Beginnen der Civilisation mahnt, leihen den Bojaren u. Bauern; der Zigeuner kämpft mit Wolf u. Bär, stiehlt mit dem Fuchse u. arbeitet manchmal; der Eingewanderte (Franke) ist wie zu Hause. Außer einem Steinsalzbaue bei Dna harren die mineralischen Schätze, wie die Oberfläche, die sie deckt, u. auf der Ackerbau kümmerlich, Weinbau nicht musterhaft, aber doch um vieles besser betrieben wird, der Zeiten, in denen weniger träge Landesbewohner sie benützen werden. — Die M. gehorcht unmittelbar einem durch die Bojaren gewählten Landesfürsten (Hospodar), mittelbar den Ministern in Petersburg und den Bezieren in Konstantinopel. Jassy, die Hauptstadt, mit 30,000 Einwohnern, ist der Sitz eines griechischen Erzbisthums, eines Civilgerichtes u. eines Appellationsgerichtes, einer Akademie u. einer andern Anstalt (Basilicium), in der die, Aemter, oft nur Brod, gebenden Wissenschaften „gepresten“ Schülern vorgetragen werden. Die Katholiken, beiläufig 12,000 an der Zahl, hoffen, daß der, welcher aus den 70 Seelen von Jacobs Stamme in Aegypten, trotz dem „daß ihnen ihr

Leben dort sauer gemacht worden“ ein Volk von Hunderttausenden gestaltet, zur Zeit erfüllen werde das Wort: „Es wird ein Hirt u. eine Heerde seyn.

Geschichte. Schon als die tätowirten kriegslustigen u. darum stets waffenumgürteten Gothen in dem Gebiete zwischen Ister, Dniester u. Pruth streiften, mag das Land, das im 14. Jahrhunderte von dem Flüßchen Moldova den Namen M. bekam, Zustände u. Verhältnisse aufgewiesen haben, die berechtigten, es unter den Staaten zu nennen; denn die ptolomäische Erdbeschreibung gedenkt mehrerer Städte u. Ansiedelungen; namentlich aber durch fast dreitausend Jahre überliefern uns Geschichte u. Sage nur die Kunde von einem erbitterten Kampfe, von wirrer Flucht von Stämmen u. Völkern, von einer Nacht der Barbarei, die über Blutströmen u. Brandruinen liegt, aus der nur hie u. da ein Strahl des Lichtes, wie das Wirken des ersten Bischofs unter den Ricofalen, Uiklas, bringt, ein Name, wie des Burebistes, Aufmerksamkeit erregt, der Klang von Münzen, womit griechische u. später wälsche Ansiedler im Handel verkehren, die ersten Spuren europäischer Gesittung bezeugt. Erst in der Hälfte des 14. Jahrhunderts wird die M. durch den Städtebauer Bogdan, seinen Sohn Dragoş u. Enkel Sus ein europäischer Staat (1349—1358). Der Woywode Leczko ging von der griechischen zur römischen Kirche über, gründete ein Bisthum zu Sireth u. übergab sich u. sein Land dem Schutze des Papstes. Der Woywode Peter ergriff des Polenkönigs Wladislaw Partei in dessen Zwiste mit dem Ungarkönige Sigismund, u. ward von letzterem (1390) gedemüthigt. Elisbor bekam das Fürstenthum, der nur ein polnischer Ritter war. Unter Alexander dem Guten vernarbten einigermaßen die Wunden der Parteikämpfe (1402). In der Zeit seiner Regierung wanderten die Zigeuner u. Armenier ein. Elias ward von seinem Bruder Stephan verdrängt, der des Großsultans Hülfe erbeten u. erhalten u. von da (1543) stammt das türkische Schutzrecht. Durch das Beispiel der Väter wucherte ein böser Same in den Herzen der Kinder u. in Kriegen der Brüder u. Verwandten ward das Land vermüthet. Peter IV. erst beherrschte wieder die ganze M. (1436). Unter Stephan d. Gr. wirkten ergiebig für die römisch-katholische Kirche Missionäre vom Orden des heiligen Franciscus. Er tritt mit dem Ungarkönige, von dessen Hoheit er sich lösen wollte, unglücklich, mit den Tataren siegreich (1470), noch auffälliger glücklich mit den Türken am See Rukowicza, die er aber selbst um Hülfe bat, als ihn Polen bedrängte. Unter Bogdan dem Schielenden wurden viele Städte eingeeßert. Er unterwarf sich (1511) dem Großsultane. Stephan der Grausame ward von verschworenen Bojaren ermordet, wie bald darauf Peter VI. (1541). Merkwürdiger Beleg von dem, was Geisteskraft mit dem Glücke im Bunde vermag, ist das Leben des Abenteurers Jakob, der sich (1562) als Despote mit königlichen Ceremonien zu Sutschava gekrönt, aber, weil er das Volk durch Gewaltthätigkeit gegen die Kirche empörte, bald schrecklich endete. Bogdan IV. brannte in Verfolgungssucht die Städte der Armenier nieder u. beraubte so sein eigen Land u. Volk. Nun bestieg durch des Sultans Wille ein anderer Abenteurer, Johann (1572), den Thron, den aber schon im 3. Jahre darauf wortbrüchig ein Bassa niederhieb. Dem Janfola, dem der Türke das Reich gegeben, nahm es der Pole wieder und seinen Kopf dazu. Aaron weigerte (1593) der Pforte den Zins u. ward Statthalter des siebenbürgischen Fürsten, brach die Treue u. starb im Gefängnisse. Am 4. Febr. 1619 ward ein katholischer Dolmetsch, Kaspar Gratian, Fürst der M., der aber am Pruth bald erschlagen ward. Nachdem man sich, empört durch den Anblick der unaufhörlichen, durch Einsekung u. Vertreibung bedingten, Missetheilen abwenden will, thut es dem Auge wohl, auf Thaten des Friedens, auf Erscheinungen des Glaubens weilen zu können, die unter Basilius Lupulo geschahen. Er errichtete zu Jassy ein Gymnasium (1648), eine öffentliche Schule, eine Buchdruckerei, er brachte den wunderthätigen Leib der h. Euroscwa in ein eigen gebautes Kloster. Er that viel für auf die byzantinischen Kaiserrechte u. moldauisches Gewohnheitsrecht gegründete Gesetzgebung. Aber Unwissenheit u. Laster der Bojaren trieben ihn aus dem Lande. 1674 eroberten die Türken Chotim u. verbrannten die Polen

1675 Eutschawa. Stephan XV. wüthete mit den Kosaken gräulich im eigenen Lande. Kantemir kriegte unglücklich mit dem Polenkönige, der (1686) alle kostbaren Kirchengewerthe aus Jassy mit sich heimmahm. Unter Antiochus Kantemir ward der Karlowitzer Friede geschlossen, worin Polen die moldauischen Eroberungen an die Pforte gab. Nikolaus Maurocordato war ein gelehrter Staatsmann, doch schlechter Feldherr. Demetrius Kantemir schloß mit dem Czar Peter ein Bündniß, wodurch er die M. als unabhängigen Staat unter russischem Schutze beherrschen sollte, mußte aber (1711) nach Rußland flüchten, wo er starb. Gregor Ghika regierte (1724—37) die M. u. Walachei. Pest u. Türkenwuth trieben im neuen russischen Kriege den Feldmarschall Münnich über die Gränzen der verheerten M. zurück; aber 1739 siegte er, rückgekehrt, bei Stawutschany u. die M. huldigte der russischen Kaiserin. Konstantin Rafowizza unterstüzte wesentlich die katholischen Missionäre, baute Schulen u. Spitäler (1757). Im Frieden zu Schumla (1774) erhielt die Türkei seine Festungen zurück. Unter Gregor III. geschah viel durch Eingewanderte für Ackerbau u. Gewerbe. Die Bukowina kam (1777) an Oesterreich u. Ghika's ausgestopfte Kopfhaut ward nach Konstantinopel gesendet. Eine Empörung bedrohte (1782) alle in die M. gewanderten Türken, die darum auf großherrlichen Befehl das Land räumten. Josias von Koburg eroberte (1789) die M. wieder. Der Friede zu Jassy (1792) gibt kurze Ruhe. Die Türken haufen arg bis zum erneuerten Kriege (1806). Wichtig ist der Friedensvertrag zu Bukarest (1812). Als die Griechen sich erheben, die Moldauer ihre Anhänglichkeit an die Glaubensgenossen anfänglich kaum bergen, bald offener kundgeben (1821), da wüthen die Janitscharen durch das Land. Unter Stourdza wird der Divan constituirt. Die türkischen Truppen verlassen (1826) die M. — Friede zu Adrianopel (1829). Das organisirende Landesstatut der Bojaren erhält im Petersburger Vertrage (1834) Geltung. Verschwörungen bedrohen mehr oder minder bedenklich den Hospodar Stourdza Michael (1840 u. 1841).

S. G.

Molé (Matthieu Louis), Graf von, geboren 1781 zu Paris, ehemaliger französischer Ministerpräsident, Sohn des 1794 als Opfer der Revolution unter der Guillotine gestorbenen Parlamentspräsidenten Eduard François, Grafen von M., flüchtete nach dem Tode seines Vaters in die Schweiz, nahm unter Napoleon Staatsdienste, verwaltete 1813 interimistisch das Justizdepartement, u. erhielt 1813 die Pairswürde. Nach der zweiten Restauration schloß er sich den Doktrinärs an, unter welcher Partei er eine gewichtige Stelle einnahm u. 1817—18 Marineminister war. Nach der Julirevolution leitete er ganz kurze Zeit das Ministerium des Auswärtigen, mußte aber schon im November 1830 dem Herzoge von Broglie (s. d.) weichen. Denselben Posten, verbunden mit dem Präsidium im Ministerrathe, bekleidete er 1836 u. 1838—39. Wenige Tage vor der gewaltsamen Umwälzung in Frankreich (Februar 1848) war abermals noch von einem Ministerium M., an der Stelle des als durchaus unhaltbar erwiesenen Ministeriums Guizot (s. d.), die Rede. — Man hat von ihm: „Essais de morale et de politique,“ Paris 1806 u. ein „Eloge“ auf seinen Vater, ebend. 1809.

Moleculen ist die Benennung für die kleinsten, nicht mehr unterscheidbaren Körpertheilchen oder Atome (s. d.). Der Unterschied zwischen diesen u. der M. liegt übrigens darin, daß, während die Atome als unveränderlich angesehen werden müssen, jene (die M.) innerhalb gewisser Gränzen ihre Form verändern, sich, wie die Atome, zu größeren Massen, sekundären Systemen vereinigen lassen u. neben einander lagern können, je nachdem die Kräfte der Anziehung, Ausdehnung, Repulsion, Adhäsion und Cohäsion (s. dd.) in ihnen wirksam sind.

Molière (Jean Baptiste Poquelin), genannt M., Frankreichs berühmtester Lustspieldichter, geb. zu Paris 1620, lernte bis in sein 14. Jahr Nichts als Lesen u. Schreiben, da sein Vater, ein Teppichmacher, ihn zu seiner eigenen Profession bestimmt hatte. Allein der junge M. hatte einen unwiderstehlichen Hang zum Theater, betrat dasselbe aber erst 1641, nachdem er sich einige Jahre mit

großer Anstrengung den Wissenschaften gewidmet hatte. Einige Jahre nachher verband er sich mit anderen Jünglingen zur Errichtung einer eigenen Schaubühne, spielte mit ihnen in den Provinzen, kam dann wieder nach Paris, erwarb sich dort den ungetheilten Beifall des Hofes, trat 1665 mit der unter seiner Aufsicht stehenden Schauspielergesellschaft in königliche Dienste u. ergötzte das Publikum als Schauspieler u. Dichter bis zu seinem Tode 17. Februar 1673. Auf dem Theater glänzte er vorzüglich in komischen Rollen, aber als komischer Dichter für die Bühne machte er Epoche u. noch jetzt verehren ihn die Franzosen als den Vater ihres Lustspiels, der von keinem seiner zahlreichen Nachfolger erreicht wurde. Von seinen Stücken sind 30 auf die Nachwelt gekommen, unter denen die vorzüglichsten sind: *L'école des maris*, *George*, *Dandin*, *Le bourgeois gentil-homme*, *Les femmes savantes*, „*Le mariage forcé*, *L'avare*, *Le misanthrope* u. *Le Tartuffe*.“ Ein großer Theil derselben, unter andern die beiden letzten, welche vorzüglich bewundert werden, sind in Versen geschrieben. M. schöpfte aus der reichhaltigen Fundgrube seiner Kenntniß der Natur, der Welt u. des menschlichen Herzens, ob er gleich auch die Werke des Alterthums u. der neueren komischen Dichter nicht unbenützt ließ, allein er borgte als ein Genie, daß Alles unter seinen Händen sein Eigenthum zu seyn schien. Meisterlich verstand er die Kunst, das alberne Wesen der süßen Herren, die Pedanterei der Aerzte, die Marktschreierei der Gelehrten, das affectirte Wesen der bürgerlichen Noblesse u. das mürrische Wesen finsterner Moralisten nach dem Leben zu schildern. Selbst im Niedrigkomischen ist M. noch immer Muster. Hinsichtlich seines persönlichen Charakters war er sanft, gefällig, wohlthätig u. großmüthig. — Werke, 9 Bände 1819; deutsch, Aachen, 2. Aufl. 1841 u. v.

Molina (Ludwig), ein spanischer Jesuit, geboren 1540, lehrte Theologie auf der Universität zu Evora u. starb 1600 zu Madrid. Sehr bekannt ist sein umfassendes casuistisches Werk: „*De justitia et jure*“ (6 Bde., Mainz 1659 Fol., 5 Bde., Köln 1759 Fol. u. v.). Das meiste Aufsehen aber u. eine heftige Polemik erregte sein Werk: „*Liberi arbitrii concordia, cum gratiae donis, divina praescientia, providentia, praedestinatione et reprobatione*.“ Lissabon 1588, Fol. u. v., worin er, unter Annahme einer sogenannten mittleren oder bedingten Vorherwissenhaft Gottes, die strengen Lehrsätze von der Gnade u. Vorherbestimmung zu mildern u. dem menschlichen Willen seine Kraft u. Freiheit zu sichern suchte. Von ihm führten die Anhänger seines Systems aus dem Jesuitenorden über ein Jahrhundert lange den Namen **Molinisten**.

Molinós (Michael), ein spanischer Weltpriester u. Mystiker, geboren 1627 in der Gegend von Saragossa, studirte zu Coimbra, wurde Prediger zu Pampeleña u. lebte seit 1669 zu Rom in großem Ansehen. Hier gab er 1675 in spanischer Sprache ein Erbauungsbuch heraus, das, überall mit großem Beifalle gelesen, über 20 Mal während kurzer Zeit in Italien gedruckt u. bald fast in alle europäischen Sprachen übersetzt ward: *Guida spirituale* (Rom 1675); *Manuductio spiritualis*, lat. ed. Franke (Leipz. 1687, deutsch von G. Arnold) Frankfurt 1742 u. v. Es enthält fromme Phantasien in einer einfachen u. herzlichen Sprache, voll hoher Eelbung, deren wesentlicher Inhalt ist, daß die ganze Religion in einer gewissen Seelenruhe bestehe; daher seine Anhänger den Namen **Quietisten** (s. v.) bekamen. 1687 verdamnte die römische Inquisition eine Reihe seiner Sätze als ketzerisch, legte ihm öffentliche u. feierliche Widerrufung derselben auf u. verurtheilte ihn zu lebenslänglicher Gefangenschaft und den 29. Dec. 1696 starb er. Vgl. den Art. **Quietisten**.

Molitor (Gabriel Johann Joseph, Graf von), Marschall von Frankreich, geboren zu Savange im Moseldépartement 1770, trat beim Beginne der Revolution als Freiwilliger in die Armee, wurde 1791 Hauptmann u. zeichnete sich als Brigadier unter Hoche bei Wegnahme der Weissenburger Linien aus. 1795 wurde er bei einem Angriffe auf Mainz schwer verwundet; 1799 besetzte er in der Schweiz unter Massena, auch zeichnete er sich bei Stockach und

Möskirch aus. 1804 Divisionsgeneral geworden, befehligte er die 7. Militärdivision zu Grenoble, führte 1805 Massena's Vortrab in Italien, zeichnete sich bei Calbiero aus, war dann Generalgouverneur in Dalmatien, entsetzte 1806 Ragusa u. erfocht mehre Vortheile über die Russen u. Montenegriner. 1807 focht er gegen die Schweden in Pommern, befehligte den linken Flügel der Belagerung von Stralsund, ward nach der Einnahme Gouverneur von schwedisch Pommern, wo er bis Ende 1808 blieb u. den Titel Graf u. große Dotationen empfing. 1809 befehligte er unter Massena eine Division u. zeichnete sich bei Neumark, Aspern u. Wagram sehr aus. 1810 commandirte er in den Hansestädten, 1811 in Holland. Hier 1813 angegriffen, zog er sich zurück, focht unter Macdonald 1814 bei la Chaussée, Chalons u. la Ferté Jouarre u. befehligte dann das zweite Corps bis zu Ende des Feldzuges u. 1823 das zweite Corps der Pyrenäenarmee u. durchzog mit diesem unter dem Herzoge von Angoulême Spanien. Nach der Rückkehr ward er Marschall von Frankreich u. Pair. 1830 schloß er sich der Revolution an und behielt seinen Platz in der Pairskammer.

Molken nennt man die nach Ausscheidung der Butter u. des Käsestoffs von der Milch rückständige Flüssigkeit: süß, u. wenn man den Käsestoff durch Gerinnen ausgeschieden hat, sauer. Die Medizin wendet sie als verdünnendes, auflösendes, zugleich aber auch mild nährendes u. umstimmendes Getränk an. Vgl. Milch.

Moll (vom lateinischen mollis) heißt in der Musik der weiche Dreiklang mit der kleinen Terz, der M.-Accord; dann die weiche Tonart, in deren Tonleiter die kleine Terz befindlich ist. Diese Tonart dient hauptsächlich zum Ausdruck wehmüthiger Gefühle u. in beschleunigtem Zeitmaße zu dem der heftigen Leidenschaft.

Molla, in der Türkei der Titel des Oberrichters, der die Gerichtsbarkeit über einen ganzen Bezirk zu verwalten hat. Der M. wird zur höheren Geistlichkeit gerechnet, unter ihm steht der Cadi (s. d.).

Moller (Georg), großherzoglich hessischer Hofbaudirektor u. Oberbaurath in Darmstadt, geboren zu Diepholz im Hannöverschen 1786, bildete sich in Karlsruhe unter Weinbrenner (s. d.), sowie in Italien u. wurde nach seiner Rückkehr 1810 sogleich als Hofbaumeister in Darmstadt angestellt. Als solcher führte er in Darmstadt, sowie überhaupt in den Rheingegenden, viele großartige Gebäude aus, wie z. B. in Darmstadt selbst die katholische Kirche, das neue Kanzleigebäude, das Theater u. a.; sodann restaurirte er die Kuppel des Mainzer Doms, sowie die Spizen der Seitenthürme, baute das Theater daselbst, stellte das Schloß Johannisberg in seiner jetzigen Gestalt her, baute die Stadtkirche zu Bensheim, das Monument der bei St. Jakob gefallenen Schweizer bei Basel u. m. a. M. brachte zuerst das altdeutsche Reg.- u. Knotensystem u. die Dachstuhlconstruction des Mittelalters wieder in Anwendung u. verbreitete die Kenntniß der altdeutschen Baukunst durch: „Denkmäler der deutschen Baukunst“ (2 Bde., 2. Aufl. 1836; Bd. 3 von Gladbach 1844); „Originalzeichnung des Doms zu Köln,“ „Beiträge zu der Lehre von den Constructionen“ (Heft 1—7, 1832—44).

Mollusken (Weichthiere) sind wirbellose Thiere von verschiedener Körperbildung, mit vielen zerstreuten, in einem Gehirnknoten vereinigten Nerven, faltenreicher, schleimabsondernder Haut, die oft den ganzen Leib umkleidet, u. durch eine ein- oder mehrfache harte, kalkartige Schale geschützt, die durch Verhärtung des aus der Haut ausgeschwitzten Schleimes entsteht. Ihre Sinnes- u. Bewegungswerke sind mangelhaft; erstere bestehen bei den vollkommeneren nur in Fühlern u. verkrümmten Augen, letztere in fohlenartigem, oder zungenförmigem Fuß, oder in rudertartigen Verlängerungen; einige haben Fangarme. Das Nerven- u. Gefäßsystem ist ziemlich ausgebildet. Nur einige Classen haben einen gesonderten Kopf. Sie pflanzen sich durch Eier fort, leben größtentheils im Meere, nur wenige Arten im Süßwasser oder auf dem Lande u. nähren sich meist von andern Thieren, nur wenige von Pflanzentheilen. Die Reproduktionskraft ihrer Körpertheile und ihre Lebenskraft ist, wie bei allen niederen Thiergeschlechtern, außerordentlich. Man theilt sie gewöhnlich in 6 Ordnungen. 1) **Kirrhopoden** (Borstenfüßler),

mit 20—24 fadenähnlichen, gefiederten, die Stelle der Füße vertretenden Hautverlängerungen; 2) Brachiopoden (Armsfüßler), mit zwei vorstehenden, von zahlreichen Fühlfäden umgebenen Fangarmen. 3) Akephalen oder Conchiferen (Kopflöse oder Muscheln); sie haben, gleich den beiden ersten Ordnungen, keinen gesonderten Kopf, meist einen zungenähnlichen Fuß, ein Herz mit zwei Kammern u. zwei Vorkammern, u. ein zweischaliges Gehäuse, z. B. die Austern. 4) Gasteropoden (Bauchfüßler oder Schnecken) einschalig, zuweilen nackt; Kopf mit Fühlern u. Augen, Herz mit zwei Kammern. 5) Pteropoden (Flügelfüßler), theils mit, theils ohne Kopf u. Gehäuse, mit flügelartigen Flossen am Munde; 6) Cephalopoden (Kopffüßler), einschalig oder mit knöcherner Rückenplatte, mit gesondertem Kopfe, Sch- u. Gehörorganen u. zahlreichen Armen am Kopfe, die theils zum Rudern, theils zum Ergreifen der Beute dienen. Die mit harten, kalkartigen Gehäusen bedeckten M. nennt man auch mit einem gemeinschaftlichen Namen Conchylien. Bei der Classifizirung der M. nahm man früher auf die Gehäuse Rücksicht, in neuerer Zeit dagegen sieht man mehr auf den Bau der Thiere selbst. Verschiedene Systeme über die M. wurden aufgestellt von: Linné, Martini, Lamarque, Cuvier, Oken, Deshayes, Karl Bonaparte u. A.

Mollwitz, Dorf im Regierungsbezirke Breslau der preussischen Provinz Schlessien, mit 400 Einwohnern, ist berühmt durch die im ersten schlessischen Kriege am 10. April 1741 hier gelieferte Schlacht, in welcher die Preußen unter Friedrich II. über die Oesterreicher unter Reipperg einen entschiedenen Sieg davon trugen.

Molo, oder **Hasendam**, nennt man einen aus Quadersteinen aufgeführten, vor oder neben einem Hafen in das Meer hinein erbauten Damm, welcher die Schiffe vor dem Wellenschlage schützt u. den Hafen vor Versandung bewahrt. Auch dient er zuweilen zur Sperrung des Hafens, indem von seiner Spitze aus bis zu dem gegenüber liegenden Lande eine Kette gezogen werden kann.

Moloch (**Molech**), ein Göze, der im 3 Buch Moses unter den Gesezen, welche Jehova den Juden gab, erwähnt wird. Es müssen demselben eigenthümliche Zeugungsopfer gebracht worden seyn, deren Darbringung ein „Gräuel“ genannt u. mit Todesstrafe bedroht wird. Im 2. Buch der Könige 23, 10. wird ferner gesagt, daß König Josias das Thophet im Thale der Kinder Hinnon verunreinigte, daß Niemand seinen Sohn oder seine Tochter dem M. durch das Feuer gehen lasse. Der Göze wurde besonders von den Ammonitern angebetet, jedoch auch die Juden versielen oft in die Gözendienerei, welche Moses auf das Strengste verboten hatte. Er scheint mit dem Baal oder Bel der Phönizier identisch gewesen zu seyn; der Name ist auch bei beiden derselbe, indem Melech, wie Baal Herr oder König bedeutet; in der Gestalt der Talos scheint er zu den Griechen übergegangen zu seyn. Er ward, wie Baal, als ein stierköpfiges Ungeheuer vorgestellt, das, von Erz gegossen u. glühend gemacht, die in seinen Arm gelegten Opfer (Kinder) verzehrte.

Mollthe, ein altes Grafengeschlecht, das schon in dem 13. Jahrhunderte in Dänemark u. Schweden ansässig war u. aus dem wir anführen: 1) Adam Gottfried Detlev von M., geboren 1765, Erbherr auf Rüttschau, lebte zu Lübeck u. theilte sich lebhaft bei den Streitigkeiten wegen der holsteinischen Verfassung; er schloß sich 1815—23 der schleswig-holsteinischen Ritterschaft an, als sie unter Dahlmanns Anleitung beim Bundestage petitionirte. Er starb 1840 u. gab unter anderen heraus: „Einiges über die Verfassung Schleswig-Holsteins u. die Ritterschaft, als eine in formwährender Wirksamkeit stehende Landstandschafft, Lübeck 1833. — 2) Graf Magnus von M., geboren 1783, war in seiner Jugend zu Paris, 1813 Rath beim schleswig'schen Obergerichte, 1813 Abgeordneter der Stadt Schleswig zu den Provinzialständen, wurde Präsident, sprach als solcher für Pressfreiheit u. Ordnung im Finanzwesen, machte sich durch großen Liberalismus seine Standesgenossen u. die Regierung abgeneigt; in der 2. Ständerversammlung verlangte er offene Trennung der Finanzen Schleswig-Holsteins von den dänischen,

so wie einen verantwortlichen Finanzminister; er schrieb: „Ueber den Adel u. dessen Verhältniß zum Bürgerstande,“ Hamburg 1830; „Reise durch das obere u. mittlere Italien“, ebendasselbst 1832; „Ueber das Wahlgesetz u. die Kammer mit Rücksicht auf Schleswig-Holstein,“ Hamburg 1834.

Molukken, oder Gewürzinseln, ein großer, den Holländern gehörender, oder doch von ihnen abhängender Archipel im indischen Ocean, zwischen den Inseln Celebes u. Neuguinea von 8° südlich bis 3° nördlich sich ausstreckend, umfaßt die drei Gouvernements: Ternate oder die Ternatas, 13 Inseln, 400 □ M. groß, mit 250,000 E.; Amboina oder die Amboinen, 11 Inseln, 435 □ M. 280,000 E. u. Banda, 27 Inseln, 340 □ M. u. 210,000 E., mit den gleichnamigen Seehandelsplätzen. Die M. erfreuen sich eines milden, wenn auch nicht stets gesunden Klima's. Auf mehren sind noch Vulkane thätig; Erdbeben sind nicht selten. Berühmt u. werthvoll sind diese Inseln durch ihre drei wichtigsten Produkte: den Sago, die Gewürznelken u. Muskatnüsse. Die Hauptpflanzungen des Gewürznelkenbaumes sind auf den Amboina-, die des Muskatnussbaumes auf den Bandainseln. Da diese feinen Gewürze früher nur hier in größter Vollkommenheit gediehen, so haben die Holländer (s. u.) den Alleinhandel mit denselben, den sie auch bis auf die neueste Zeit mit aller Strenge überwachten u. erst verloren, als die Engländer zu Anfange dieses Jahrhunderts die M. eine Zeit lange in Besitz hatten und diese Gewürze anderweitig verpflanzten. Jetzt, wo der Verbrauch der Gewürze und damit auch der Preis derselben gesunken ist, sind die Holländer in dieser Hinsicht freisinniger geworden u. haben den Anbau dieser u. anderer Erzeugnisse im Jahre 1839 freigegeben. — Die ältesten Bewohner der M. scheinen Negerstämme zu seyn; neben ihnen haben sich Malaien, Chinesen, Japaner, selbst Araber angesiedelt; dazu kommen Europäer u. europäische Mulatten. Sklaverei ist in den Sitten begründet. Hier u. da gebieten noch einheimische Fürsten, aber mehr oder weniger sind sie von den Niederländern abhängig, welche im 17. Jahrhunderte die Portugiesen vertrieben, die sich schon 1511 hier festgesetzt hatten. Nur einige Punkte sind den Portugiesen geblieben. 1796 verloren die Holländer die M. an die Engländer, erhielten sie aber im Frieden von Paris 1814 wieder. Die Holländer halten ungefähr 1000 Mann Besatzung darauf, lassen das Ganze durch einen Gouverneur regieren, haben jedoch mehr Aufwand, als Gewinn davon.

Molybdän, s. Wasserblei.

Molyn (Peter), s. Tempesta.

Moment, deutsch: Augenblick, Ausschlag, Gewicht, heißt 1) in der bildenden Kunst der zur Darstellung gebrachte Augenblick der Handlung oder Begebenheit, oder die Veranschaulichung des bedeutendsten Punktes einer als gleichzeitig sich ereignend dargestellten Handlung. Die Wahl des M.s erfordert künstlerische Umsicht, weil aus dessen Darstellung die Handlung selbst ihre Erklärung empfangen soll. 2) In der Statik heißt M. die Schätzung oder Angabe des Effectes der bei einer Maschine unter gewissen Umständen wirkenden Kräfte. Daher: M. der Bewegung, das Produkt der Kraft in der Geschwindigkeit, mit welcher sie einen Punkt der Maschine angreift; M. der Friction, bei Achsenbewegungen das Produkt der Friction eines Zapfens in dem Halbmesser desselben; M. der Kraft, die Gewalt, mit welcher sich eine Kraft der Last widersetzt; M. der Trägheit, das Produkt einer Masse in das Quadrat der Entfernung vom Umdrehungs- oder Bewegungspunkte.

Momiers (von dem französischen momerie, d. h. Mummerei, Heuchelei), wurde zuerst 1818 in Waadtland, dann in Genf u. an anderen Orten, auch in Deutschland, spottweise die Sekte genannt, welche an der strengen Lehre Calvins, als an dem reinen, wahren Glauben festhielt u. von der herrschenden Landeskirche sich um so weiter entfernte, je bestimmter sie ihren Ursprung aus dem englischen Methodismus (s. d.) herleitete. Während nämlich Genf die schroffen Dogmen des Calvinismus im Laufe der Zeit mehr u. mehr abgeschliffen hatte u. bereits

seit 1725 die Geistlichen nicht mehr auf den Katechismus Calvins oder ein anderes Symbol, sondern nur auf die heilige Schrift verpflichtete, war die schottische Kirche, die Tochter Genfs, unbeweglich auf dem Standpunkte des Reformators stehen geblieben u. deshalb für den Methodismus ein sehr fruchtbarer Boden. Die Methodistenpartei verbreitete sich aber nicht bloß in Schottland, sondern richtete ihr Augenmerk besonders auch auf den Continent, auf Frankreich, die Schweiz u. Deutschland, um in diesen Ländern die Lehre Calvins in ihrer ursprünglichen Gestalt u. Strenge aufrecht zu erhalten u. weiter zu verbreiten. Die gewöhnlichen Mittel: Missionäre, die in Conventikeln u. Bestunden den Gemeinden ihre aufgeklärten Geistlichen als Ungläubige u. Irrlehrer verächtigten u. das Festhalten an den symbolischen Büchern predigten; Colporteurs, die durch Vertheilung von Traktäthen u. Erbauungsschriften das angefachte Feuer weiter schürten; Zeitschriften, zur Unterstützung dieser Tendenz gegründet, wurden auch hier angewendet, u. wenn es trotzdem nicht gelang, die protestantische Kirche für sich zu erobern u. völlig unabhängig vom Staate u. über demselben stehend herzustellen, so lag das wenigstens nicht an einem Mangel an Glaubenseifer der Apostel. In Genf schlug der Methodismus nie tiefe Wurzel. Zwar wurde das schon 1813 von der fanatischen Krüdener (s. d.) u. ihrem Almosenier Empayta begonnene Werk der Bekehrung besonders von Drumond u. Halbane fortgesetzt u. die Genfer Geistlichkeit als abgefallen von der reinen Lehre des Katechismus Calvins u. der christlichen Religion u. Kirche angefeindet; allein das Volk blieb theilnahmslos. So blieb den Eiferern Nichts übrig, als, sich von der Landeskirche loszusagen u. als eine eigene Sekte zu constituiren. Da die Regierung sie gewähren ließ, auch das Volk bald von seiner gereizten Stimmung gegen sie zurückkam, konnten die M. nicht gedeihen. So soll die Partei selbst zur Zeit des Reformationsjubiläums, im August 1835, kaum 200 Köpfe gezählt haben. Anders in Waadtland. Hier schritt die Regierung ein, erbitterte dadurch die Gemüther u. leistete so unabsichtlich den M. den wirksamsten Vorschub. Gerade dadurch, daß man dem Conventikelwesen, als gegen die Rechte der Landeskirche verstößend, entgentrat, die Emigräre aus dem Lande vertrieb u. das Gesetz vom 20. Mai 1824, welches alle separatistischen Versammlungen bei harter Strafe verbot, mit der größten Strenge vollzog, wurde die Sache schlimmer. Endlich ließ man von dieser Strenge nach, hob nach der Juliusrevolution das Gesetz vom 20. Mai 1824 wieder auf, u. dieß hatte die Folge, daß Anfangs zwar die Partei schnell in die Höhe zu kommen schien, später jedoch auf Eroberung der Kirche selber verzichtete, indem die Frage über Zweckmäßigkeit bindender Kirchensymbole endlich (am 26. Januar 1839) dahin entschieden wurde, daß das helvetische u. jedes andere symbolische Bekenntniß abzuschaffen u. unverbindlich, u. nur die Bibel als das Wort Gottes anzuerkennen sei. Damit waren dem Sektenwesen die Sehnen unterbunden. Noch weniger Glück machten die M. in der deutschen Schweiz, u. so ist diese Sekte nur noch eine vereinzelte Erscheinung.

Monus, ein Sohn der Nacht, dem von den Alten die Rolle zugeschrieben wurde, alle Einrichtungen der Götter mit beißendem Spotte zu tadeln, daher überhaupt der Gott des Spottes.

Monaco, ein kleines souveraines, unter dem Schutze der Krone Sardinien stehendes Fürstenthum in Oberitalien, mit 2½ □ Meilen und 8000 Einwohnern, welche in der Hauptstadt Monaco mit 1000 Einwohnern, einem Marktflecken u. einigen Weilern wohnen u. sich fast ausschließlich vom Fischfange u. der Gewinnung der Landesprodukte: Südfrüchte, Oliven, Del, Obst u. s. w. nähren; Getreide u. Salz fehlen ganz. Der Fürst regiert durchaus unbeschränkt u. hat jährlich 95,000 Thaler Einkünfte; in dem Seehafen Mentone übt jedoch Sardinien das Besatzungsrecht aus. — Dieses Fürstenthum, von Kaiser Otto I. zu Gunsten der Familie Grimaldi geschaffen, blieb in deren Besitz bis 1731, wo es mit dem Tode Anton Grimaldi's durch Vermählung der Erbtöchter desselben mit Jakob Franz Leonore de Boyon Matignon, welcher den Titel eines Herzogs von

Valentinois annahm, an dessen Haus übergieng. 1793 wurde das Ländchen mit der französischen Republik vereinigt u. zu dem Departement der Seealpen geschlagen. 1814 erhielt es der Fürst Honorius IV. durch den ersten Pariser Frieden wieder mit voller Souveränität zurück, nur mit dem Unterschiede, daß die Schutzherrschaft, die früher Frankreich ausgeübt hatte, auf Sardinien übergieng. Der gegenwärtig regierende Fürst, Florestan I., geboren 1785, regiert seit 1841. So eben verbreiten öffentliche Blätter die Nachricht, daß der Fürst vertrieben und in M. die Republik proklamirt worden sei.

Monaden (vom griechischen *μονάς*), sind als Einheiten gedachte Ideen der Vernunft, absolut-einfache Substanzen mit Vorstellungskraft, aus welchen die zusammengesetzten entstehen. Das hierauf gegründete System, die Monadologie, bildet besonders in der Leibniz-Wolfschen Philosophie einen Theil der Metaphysik. Da sich nach demselben eine Theilung endlicher Körper ins Unendliche nicht denken läßt, so müssen dieselben aus untheilbaren Einheiten oder M. bestehen. Da nun aber der Begriff der M. den des Körpers aufhebt, so müssen jene ohne körperliche Eigenschaften seyn, daher denselben Nichts, als die Vorstellungskräfte, übrig bleibt. Leibniz unterschied 4 Arten von M.: Gott, als die vollkommenste; die Seele des Menschen; die Thierseelen u. die bewußtlosen Körper, die sich eben bewegen in einem beständigen Schläfe befinden.

Monaldeschi, Giovanni, Marchese de, ein berühmter italienischer Abentheurer, aus einem adeligen Geschlechte zu Astoli gebürtig, gieng als Verwandter des schwedischen Grafen de la Gardie nach Schweden, um daselbst sein Glück zu suchen, gewann dort die Gunst der Königin Christine, wurde deren Oberst-Stallmeister u. nach ihrer Abdankung ihr Reisebegleiter, so wie ihr Geschäftsführer an mehreren italienischen Höfen. 1656 ließ sich M. in ein Liebesverständnis mit einer Französin ein u. schilderte dieser in Briefen sein Verhältniß zu der Königin auf eine, die letztere in hohem Grade compromittirende Weise. Als er nun auch jene Dame verließ, schickte diese, aus Rache, die Briefe an die Königin, welche sich damals zu Fontainebleau aufhielt. Christine ließ M. nun zu sich rufen, schalt ihn heftig u. befahl dem Obersten ihrer Trabanten, Grafen Sentinelli, ihn zu tödten. Vergebens flehte M. knieend um sein Leben, vergeblich versuchte ein Theatinermonch dreimal das Herz der Königin zu rühren. M. wurde am 10. November 1657 in der Abenddämmerung in der sogenannten Hirschgalerie des Schlosses zu Fontainebleau von 3 verlarvten Trabanten durch mehre Streiche doch hingerichtet; Christine ließ ihn begraben u. Messen für ihn lesen. Vgl. Relation de la mort de M., Paris 1704. Laube hat den Stoff neuerdings zu einem Trauerspiel benützt.

Monarchie. Dieser Ausdruck, der seiner wörtlichen Bedeutung nach Alleinherrschaft heißt, wird auf alle jene Regierungsformen angewendet, bei denen die höchste Staatsgewalt einem Einzigen übertragen ist, der deßhalb auch den Namen Monarch oder Alleinherrscher führt. Diese Alleinherrschaft ist jedoch entweder unbeschränkt (absolute Monarchie) oder sie ist durch Gesetze u. Personen, deren Zustimmung zu gewissen Regierungshandlungen nothwendig, beschränkt. Wie die Sachen gegenwärtig stehen, werden Russland u. die Türkei demnachst noch die einzigen absoluten M.en in Europa seyn, alle übrigen Staaten aber, welche noch nicht constitutionelle Rechte besitzen, sich des vollkommensten Genusses derselben baldigst zu erfreuen haben. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, welche Form der M. den Völkern die sichersten Bürgschaften für ihr Glück und Gedeihen gewähre; darüber scheint indessen die öffentliche Meinung in unsern Tagen vollkommen einig zu seyn, daß in jenen M., wo die Gewalt des Alleinherrschers möglichst beschränkt u. der Antheil des Volkes an der Gesetzgebung u. Regierung möglichst erweitert ist, auch am meisten Gewähr für die Aufrechthaltung der Rechte u. Freiheiten des Volkes liegt.

Monarchismus, ein Begriff, der sich zu Monarchie verhält, wie Aristokratismus zu Aristokratie, Republikanismus zur Republik u. wie viele ähnliche Wortformen zu den durch ihre Stammworte ausgedrückten Begriffen, u. theils objek-

tiv das theoretische oder praktische System der Monarchie, theils subjektiv die Anhänglichkeit an ein solches System u. die Geneigtheit, oder die Richtung, oder den Eifer bezeichnet, dasselbe zu verwirklichen, oder zu schirmen, oder auszubreiten, oder siegreich zu machen. Gewöhnlich wird dadurch auch die Uebertreibung oder doch Einseitigkeit solcher Richtung oder solches Eifers bezeichnet, mithin das Wort als Tadel gebraucht; doch kann es auch im vollkommen guten Sinne genommen werden. Der Eifer, die Alleinherrschaft des monarchischen Systems über dem Welttheile oder gar über der ganzen Erde zu begründen; die starre Verfechtung des monarchischen Princips in dem Sinne, daß es die Unumschränktheit des Monarchen fordere; die Geneigtheit oder Beßissenheit, alles Volksrecht und Volkswohl jedem Ansprüche oder jeder Laune eines Autokraten aufzuopfern u. s. w. sind Aeußerungen eines verwerflichen M.; dagegen das Bestreben, den Monarchen von Gesetz- oder Rechtsverletzungen zurückzuhalten, das constitutionelle System, welches dem Throne eine monarchische Stütze u. wohlverwahrte rechtliche Stellung verleiht, gegen die Ränke und Gewaltstreichhe herrschsüchtiger Minister in Kraft zu setzen u. darin zu erhalten; das Bestreben endlich, die beiden oben aufgeführten Grundsätze, worin das Wesen des ächten monarchischen Prinzips besteht, zur allgemeinen Anerkennung u. Heilighaltung zu bringen, ist edler u. preiswürdiger M.

Monas, s. Monaden.

Monat heist im Allgemeinen die Zeit, während welcher der Mond seinen Umlauf um den Himmel zu vollenden scheint, d. h. die Zeit, in welcher er um die Erde herum kommt. Der wahre Umlauf des Mondes um die Erde ist aber die Zeit, in welcher er volle 360 Grade zurückgelegt hat. Diese Zeit heist der siderische M. u. beträgt 27 Tage 7 Stunden 43 Minuten 11,5104 Sekunden. Die Umlaufszeit des Mondes in Bezug auf die Nachtgleichen heist der tropische M. u. ist = 27 Tage 7 Stunden 43 Minuten 4,6848 Sekunden. Die Zeit von einem Neumonde bis zum nächsten heist der synodische M. u. beträgt 29 Tage 12 Stunden 44 Minuten 2,7168 Sekunden. Die Umlaufszeit des Mondes von einem aufsteigenden Knoten bis zum nächsten beträgt 27 Tage 5 Stunden 5 Minuten 28,90 Sekunden u. heist der Drachen-M. Endlich bedient man sich in der Astronomie auch des Umlaufes des Mondes in Beziehung auf seine Syngien, welcher 27 Tage 13 Stunden 21 Minuten 3,36 Sekunden beträgt; dieser Zeitraum wird der anomalistische M. genannt. — Was den M. in Bezug auf das Kalenderwesen betrifft, so wurde im Alterthume derjenige Zeitraum, welcher von einem Neumonde bis zum nächsten verstreicht, ein M. genannt, der abwechselnd 29 u. 30 Tage, folglich abwechselnd 4 Wochen 1 Tag u. 4 Wochen 2 Tage enthielt. Zwölf solcher M.e bildeten ein Jahr, das späterhin, weil es 12 Mondenwechsel oder $29\frac{1}{2} \times 12$, d. h. 354 Tage umfasste, ein Mondenjahr genannt ward. Die Türken allein haben noch heutiges Tages ein solches Mondenjahr. Die Juden, deren M.e hinsichtlich ihrer Dauer ebenfalls, wie die türkischen, nach dem Neumonde sich richten, u. die im Allgemeinen 29 oder 30 Tage enthalten, haben sich bemüht, ihr Jahr als Mondenjahr in Einklang mit dem Sonnenjahre zu bringen u. zugleich ihre Zeitrechnung so zu führen, daß manchen gewissen kirchlichen Einrichtungen stets vollkommen genügt werde; die Juden haben nämlich 12 M.e u. in Schaltjahren 13 M.e. Diese M.e selbst sind nach der Ordnung, wie sie vom Anfange des bürgerlichen Jahres an auf einander folgen: Tischni, Marcheswan, Kislaw, Tebeth, Schwat, Udar, W'Udar, Nisan, Ijar, Sivan, Thamuz, Ab, Elul. — Der Sage nach soll Romulus 10 M.e (ohne den Januar u. Februar), d. h. ein Jahr von 304 Tagen angegeben haben u. zwar Martius, Aprilis, Majus, Junius, Quintilis, Sextilis, September, October, November, December, von denen die M.e mit 31 Tagen volle M.e, die aber mit 30 Tagen mangelhafte M. hießen. Doch ist diese Eintheilung nicht gewiß. Später machte Numa Pompilius ein Mondenjahr daraus. Dieser König bildete nämlich noch zwei neue, auf den December folgende, M.e: den Januarius

mit 29 u. den *Februarius* mit 28 Tagen. Ueberdies schaltete *Numa Pompilius*, um dieses *Mondenjahr* mit dem *Sonnenjahre* in bessere Uebereinstimmung zu bringen, in jedem zweiten Jahre nach dem 23. Februar einen neuen *M.* ein, der im ersten Schaltjahre aus 22, im anderen aber aus 23 Tagen bestand. Dieser Schalt=*M.* hieß *mensis mercedonius*. Ueberdies kam noch ein neuer Umstand hinzu. Weil nämlich das Jahr doch noch um fast einen Tag zu groß angenommen war, so wurde später den römischen Priestern von den *Decemviri* befohlen, dafür zu sorgen, daß je nach 24 Jahren dieser mercedonische Schaltm. ausgelassen wurde. Leider besorgten die Priester, da sie theils sehr unwissend waren, theils mancherlei eigennützige Absichten hegten, dieses Geschäft so schlecht, daß man am Ende, ungefähr 50 Jahre v. Chr. Geburt, in der Zeitrechnung um volle 79 Tage von dem wahren Stande der Sonne u. der wirklichen Jahreszeiten abgewichen war. Diese Verwirrung veranlaßte *Julius Cäsar*, die ganze bisherige Zeitrechnung zu verwirren. Cäsar führte, indem er sich hierbei von dem alexandrinischen Mathematiker *Sosigenes* unterstützen ließ, statt des *Mondenjahres* das *Sonnenjahr* ein u. nahm dieses zu 365 Tagen 6 Stunden an. Den *M.*en ließ er zwar ihre bisherige Aufeinanderfolge, gab indessen jedem derselben eine gewisse Anzahl Tage, ließ den Schaltm. weg u. verordnete dagegen, daß alle 4 Jahre nach dem 23. Februar ein Tag als Schalttag eingeschaltet werden u. mithin der Februar selbst Schaltm. heißen solle. Der römische Kalender gestaltete sich nun so: *Martius*, *Aprilis*, *Majus*, *Junius*, *Quintilis*, *Sextilis*, *September*, *October*, *November*, *December*, *Januarius*, *Februarius*. Der Kalender der Christenheit beruht zwar auf einer andern Zeitrechnungsart, die wir näher kennen (s. Jahr); aber übrigens hat er die Eintheilung des Jahres in 12 *M.*e u. selbst die Namen der *M.*e so, wie im Julian'schen Kalender. Nur in Bezug auf die Anordnung und Benennungen der einzelnen 12 *M.*e ist Mehreres als bemerkungswerth anzuführen. Da die ersten Christen ihr Jahr bald nach dem Geburtsfeste Christi (Weihnachten), das gegen Ende des Decembers gefeiert ward, begannen, so blieb nicht mehr der März der erste *M.*, sondern als solcher eröffnete nunmehr der Januar das Jahr. Es wurden daher jetzt die *M.*e, versehen mit germanisirten Namen, so geordnet: Januar, Februar, März, April, Mai, Juni, Juli, August, September, October, November, December. Karl der Große soll den, gewiß sehr zweckmäßigen, Vorschlag gemacht haben, statt der römischen Benennungen der *M.*e die acht altdeutschen Namen: Wintermond, Hornung, Lenzmond, Ostermond, Wonnemond, Brachmond, Heumond, Erntemond, Herbstmond, Weinmond, Windmond, Heilmond in Gebrauch zu nehmen. — Auch in dem, vom 22. September 1792 bis zum 9. September 1805 bestandenen, Kalender der französischen Republik wurden für die 12 *M.*e ähnliche Namen erdacht u. eingeführt, nämlich: Vendémiaire, Brumaire, Frimaire, Nivose, Pluviose, Ventose, Germinal, Floreal, Prairial, Messidor, Thermidor u. Fructidor. Vgl. die Artikel Jahr u. Kalender.

Moncey, Von *Abrien Jeannot*, Herzog von *Conegliano*, Marschall von Frankreich, geboren zu *Besançon* 1754, schon vor der Revolution in der Armee, nahm als Divisionsgeneral 1794 St. Sebastian u. erzwang an der Spitze der Pyrenäenarmee den Waffenstillstand. Er kämpfte ruhmvoll unter Napoleon in Italien von 1808 bis 1812 in Spanien, befehligte 1813 die Reservearmee des Nordens, ließ sich, obgleich *Ludwigs XVIII.* Staatsminister geworden, während der 100 Tage von Napoleon zum *Pair* ernennen, erhielt erst 1819 seine deshalb verlorenen Würden wieder, stand 1823 an der Spitze des Feldzugs gegen Spanien u. ward 1833 Gouverneur der Invaliden. Der achtbare Mann starb 1842.

Mond, der Nebenplanet unserer Erde, um die er, sie auf ihrer jährlichen Laufe um die Sonne begleitend, in einem mittleren Abstände von 51830 geographischen Meilen sich bewegt. Die Länge seiner Bahn beläuft sich demnach auf fast 326,000 Meilen u. die Eccentricität derselben 0,054,844 ihrer halben großen Axe, mithin 2842 Meilen. Die Dauer der verschiedenen Umlaufzeiten des

Mondes sind denen des siderischen, synodischen u. s. w. Monates (s. Monat) gleich. Die tägliche mittlere (tropische) Bewegung des Mondes ist $13^{\circ} 10' 35,027''$, jedoch wegen der Veränderlichkeit der Excentricität der Erdbahn etwas veränderlich; jetzt vergrößert sie sich binnen 100 Jahren um $10,72''$. Die Bewegung der Mondknoten auf der Ekliptik u. die Neigung der Mondbahn gegen die Ekliptik sind, außer den eben erwähnten säcularen, auch noch periodischen Aenderungen unterworfen, die von der Lage der Sonne u. des Mondes selbst gegen seine Knoten abhängen. Nimmt man ferner durch den Mondmittelpunkt eine Ebene parallel mit der Ekliptik an, so wird diese Ebene mit den Ebenen der Mondbahn u. des Mondäquators stets dieselbe Durchschnittslinie haben, vorausgesetzt, daß hierbei bereits einige kleine Correktionen wegen mancher periodischen Ungleichheiten angebracht worden sind. Diese merkwürdige Entdeckung verdankt man Cassini (s. d.). Obschon die Schwere des M.es gegen die Erde durch die störende Einwirkung der Sonne nur um ihren 360 Theil verändert wird, so sind doch die Störungen, welche der M. in seinem Laufe überhaupt erleidet, noch immer so groß, ja viel größer u. zahlreicher, als diejenigen Störungen, welche die Hauptplaneten unter sich selbst erzeugen. Ganz besonders merkwürdig ist die Beschleunigung der mittleren Bewegung des M.es (Man siehe hierüber die Art. *Mondtafeln* u. *Störungen*). Der M. dient übrigens, wie die neuere theoretische Astronomie nachweist, als ein sicheres Mittel, die Größe der Erde zu bestimmen, sobald man die mittlere Horizontalparallaxe u. die Umlaufszeit des M., so wie den Fallraum der Körper auf der Erdoberfläche in der ersten Zeitskunde genau kennt, ferner die Abplattung der Erde, die Entfernung der letztern von der Sonne, die Massen der Planeten, die Größe der Veränderung der Excentricität in der Erdbahn und die Länge unseres Tages in Bezug auf ihre stete Unveränderlichkeit. Wegen der völligen Gleichheit der Rotations- u. Revolutionszeit des M.es kehrt uns dieser auch stets die nämliche Seite zu. Inbessen bemerkt man doch bei genauer Beobachtung kleine periodische Veränderungen in der Lage der Mondflecken (s. d.) gegen den Mittelpunkt der Mondscheibe. Zu den sonderbarsten Erscheinungen aber, welche der M. veranlaßt, gehören die Mondviertel, die Sonnen- (s. d.) und Mondfinsternisse (s. d.). Auch bewirkt der M., weil er uns näher, als alle anderen Gestirne steht, Bedeckungen (Occultationen) der Planeten u. Fixsterne, seltener eines Kometen. Ferner sieht man, wenn der M. bloß als eine Sichel, bald nach oder kurz vor dem Neumonde erscheint, zugleich auch den übrigen Theil des nicht beleuchteten M.es in einem schwachen Dämmerlichte schimmern, welches das aschgraue Licht des M. genannt wird, mit dem es folgende Bewandniß hat. Die große und beleuchtete Scheibe der Erde wirft eine sehr bedeutende Masse Licht auf den dunkeln Theil des M.es, wodurch dessen Nächte um diese Zeit weit mehr erhellt werden mögen, als dies für unsere Nächte zur Zeit des Vollmondes der Fall ist. Aber dieses, von der Erde auf den M. reflektirte, Sonnenlicht wird von dem M. abermals nach der Erde zurückgeworfen und macht uns also offenbar den sonst dunkeln Mondestheil wieder etwas sichtbar. — Es ist leicht einzusehen, daß die Mondbewohner an unserer Erde ganz ähnliche Lichtwechsel, wie wir an dem M.e, u. zwar noch weit auffallender wahrnehmen müssen, da vom M.e aus die Erdoberfläche fast 13mal größer erscheint, als uns die Mondscheibe. Wenn Neumond ist, sehen die Bewohner der uns stets zugewendeten Seite des M.es die Erde als eine ganz runde u. voll-erleuchtete Scheibe; sie haben also gleichsam Vollerde; Neuerde aber zur Zeit des Voll-M.es; erstes Erdviertel zur Zeit des letzten Viertels u. letztes Erdviertel zur Zeit des ersten Viertels. Ferner werden die M.-Bewohner deutlich bemerken, wie der Wechsel der Jahreszeiten die Lokalfarbe der Erdscheibe ändert u. sogar mittelst des Fernrohrs, sobald sie dasselbe haben, die Wolken, Nebel u. s. w. überhaupt alle Veränderungen der Atmosphäre der Erde. Da die Verhältnisse bekannt sind, in welchen die Seleniten zu ihrer Revolution, Rotation, zu der Lage ihres Aequators u. ihrer Ekliptik stehen, so müssen die folgenden Bemerkungen

vollkommen richtig seyn. Die Tage des M.es sind $29\frac{1}{2}$ Mal länger, als unsere Tage. Zur Zeit des Neu-M.es ist auf der Mitte der uns zugekehrten M.-Hälfte eben Mitternacht, beim Voll-M.e dagegen Mittag, während dem östlichen u. westlichen M.-Rande die Sonne eben auf- oder untergeht. Auf diese Weise schreitet der Auf- u. Untergang der Sonne auf der M.-Oberfläche während eines jeden unserer Tage um $12^{\circ} 12'$ fort u. die Sonne sowohl, als auch der ganze gestirnte Himmel, rückt daher binnen 24 unserer Stunden nur um denselben kleinen Bogen von $12^{\circ} 12'$ von Osten gegen Westen fort, indessen die Erde, scheinbar größer, als die Sonne u. alle übrigen Gestirne, in absoluter Ruhe zu stehen scheint. Denn, weil der M. immer die nämliche Seite der Erde zuwendet, so werden die Bewohner der Mitte dieser Seite die Erde stets im Zenith, die Bewohner des Randes aber die Erde immer im Horizonte erblicken. Sonne, Planeten und Fixsterne gehen für den M. alle $14\frac{1}{2}$ unserer Tage ein Mal auf u. ein Mal unter. Die Helligkeit der M.-Nächte ist fast 14 Mal stärker, als unser M.-Schein. Doch finden alle diese Erscheinungen auf der von uns abgewandten M.-Hälfte nicht statt, auf der die Seleniten von unserer Erde offenbar Nichts wahrnehmen können. Wie die Tageszeiten des M.es, so haben auch dessen Jahreszeiten manches Sonderbare. Denn bei der geringen Schiefe ($5^{\circ} 9'$) der Ekliptik für den M. wird sich die Sonne nie über $5^{\circ} 9'$ nördlich oder südlich vom M.-Aequator entfernen; die Bewohner dieses Aequators werden folglich die Sonne ihr ganzes Jahr hindurch stets sehr nahe zur Mittagszeit im Scheitelpunkte u. die Polbewohner die Sonne immer nur im Horizonte erblicken, folglich stets Winter haben, während die Aequatorbewohner immer im Sommer leben. Die M.-Bewohner haben mithin keine eigentlichen Jahreszeiten; die Tage sind das ganze Jahr hindurch von fast gleicher Länge u. die Dauer des Jahres selbst ist der des Tages gleich, sobald man nämlich unter Tag immer die Zeit von einem Aufgange der Sonne bis zum nächsten versteht.

Mondfinsterniß. Den zur Zeit des Vollmondes ganz erleuchteten Mond sehen wir bisweilen so allmählig dunkel werden, als ob eine dunkle Scheibe von Osten nach Westen auf ihm langsam fortrückte, bis sie wieder verschwindet. Dieses, eine M. genannte, Ereigniß trägt sich zu, sobald es Vollmond ist u. auch dann bloß, sobald der Mond, genau der Sonne gegenüber stehend, wenig oder gar keine Breite hat. Diese Erfahrung läßt die Ursache der M. leicht entdecken. Die Erde muß nämlich als eine dunkle, nur von der Sonne beschienene, Kugel unstreitig einen kegelförmigen Schatten nach der, von der Sonne abgewandten, Seite in den unendlichen Weltraum werfen. Dieser Schatten aber muß, weil die von der Sonne sehr weit entfernte Erde viel kleiner, als die Sonne ist, weit länger seyn, als die Entfernung des Mondes von der Erde beträgt. Geht nun der gleichfalls dunkle, sein Licht bloß von der Sonne erhaltende, Mond durch diesen kegelförmig gestalteten Erdschatten; so wird, so lange der M. noch nicht ganz in den Schatten hineingetreten, der runde Umfang des Schattens sich auf der Mondscheibe darstellen, d. h. wir werden die Erscheinung so wahrnehmen, als ob eine dunkle Scheibe den Mond zum Theile bedeckte. Je tiefer dieser Weltkörper in den Erdschatten tritt, desto kleiner wird auch sein noch erleuchteter Theil, welcher bisweilen ganz verschwindet. Einige Zeit hierauf, sobald der Mond sich durch den Schatten der Erde hindurch bewegt hat, sieht man, daß er an der andern Seite desselben allmählig heraustritt, bis er endlich wieder in vollem Lichte glänzt. Daß der Mond zuerst auf der linken oder östlichen Seite verfinstert wird u. die dunkle Scheibe nach rechts zu vor ihm vorbei zu rücken scheint, kommt daher, weil der Mond sich schneller, als die Sonne, scheinbar unter den Sternen von Abend nach Morgen zu fortbewegt. — Wenn nun der Mond bei seinem Laufe um die Erde denselben Weg unter den Fixsternen, wie die Sonne, nähme, d. h. sich in der Ekliptik selbst bewegte u. folglich die Ebene seiner Bahn mit der der Sonne zusammenfiel: so müßte in jedem Vollmonde der Mond ganz genau, der Sonne gegenüber, hinter der Erde zu stehen kommen u. der Erdschatten auf ihn fallen. Allein die Mondbahn ist

gegen die Ekliptik um $5^{\circ} 8'$ geneigt u. schneidet letztere nur in den Knoten. Es läuft daher der Mond meist über oder unter dem Erdschatten weg u. wir sehen bloß die, in oder nahe bei einem der Knoten sich einigenden, Vollmonde von einer Finsterniß begleitet. Noch mag hier erwähnt werden, daß binnen 18 Jahren u. 11 Tagen alle M. in der nämlichen Ordnung wiederkehren, was offenbar mit dem Umlaufe der Mondknoten binnen jener Zeit genau zusammenhängt.

Mondflecken heißen die mehr oder minder dunkeln u. hellen Stellen verschiedener Gestalt, die man theils mit bloßem, theils mit bewaffnetem Auge auf der uns sichtbaren Seite des Mondes wahrnimmt. Erst in neuester Zeit hat man angefangen, die gegenseitige Lage der M., sowie deren Lage gegen den Mondäquator, nach zuverlässigen Methoden zu beobachten u. zu berechnen. Dieß ist ganz vorzüglich von Lohrmann u. Mädler in der „Selenographie“ Berlin 1837, geschehen. Ein alphabetisches Verzeichniß der vorzüglichsten M. ist dem Astronomen ebenso nothwendig, wie dem Geographen ein Katalog der Länge u. Breite der wichtigsten Orte auf der Erdoberfläche.

Mondjahr, s. Jahr, Kalender u. Monat.

Mondkalb, falsche Frucht, Windei (Mola) nennt man einen eiaähnlichen Abgang aus der Gebärmutter, der meistens einen unförmlichen Klumpen darstellt und verschiedentlich aus Muskelfasern (Fleischmole), Blasen mit Blut gefüllt (Blutm.), Blasen mit Luft gefüllt, aus sehnigen Fasern, oder theilweise aus knöchigen u. erdigen Ablagerungen ic. besteht. Das M. ist entweder wirklich ein krankhaft entartetes Ei u. dann das Produkt fruchtbarer Begattung, ein Zeugungs-M., wahres M., in welchem Falle sich gewöhnlich ein verkümmelter Embryo oder doch größere oder kleinere Partien desselben im Innern des M. finden; oder das M. entsteht ohne Begattung u. Schwängerung u. ohne Verletzung der Keuschheit, in Folge krankhaft erhöhter Thätigkeit der innern Oberfläche der Gebärmutter, falsches M., in welchem Falle sich nur selten knöchige Ablagerungen, ein Zahn ic. im Innern finden. — Das Vorhandenseyn eines M.s in der Gebärmutter bedingt eine Austreibung des Unterleibs, gleichwie in der Schwangerschaft; diese Molenschwangerschaft endet gewöhnlich schon im dritten oder vierten Monat, indem das M. unter wehenähnlichen Erscheinungen ausge-
trieben wird.

E. Buchner.

Mondkarten, werden die graphischen Darstellungen der uns sichtbaren Mondoberfläche genannt, denen ganz ähnliche Constructionen, wie den Landkarten, zum Grunde liegen. Tobias Mayer hat zuerst eine zwar kleine, jedoch nach wirklichen Messungen zuerst genau gezeichnete, M. geliefert. Dann erschienen die M.n Schröters, die jedoch sehr viel von ihrem ehemaligen Werthe verloren haben, seitdem Lohrmanns Topographie der sichtbaren Mondoberfläche erschienen war. Von Lohrmann hat man auch eine musterhaft ausgeführte Generalkarte des Mondes. Aber die großartigsten u. genauesten M.n, aus 4 Blättern bestehend, sind in der Mappa Selenographica (1834—1836 herausgegeben) enthalten. Beer u. Mädler haben dieses ausgezeichnet schöne u. genaue Werk nach eigenen Beobachtungen ausgearbeitet. Auch eine General- u. Uebersichtskarte des Mondes von 1 Fuß Durchmesser hat Mädler als höchst brauchbares Hilfsmittel bei Mondbeobachtungen geliefert. Mädler machte auch einen recht hübschen Versuch, die Mondfläche sowohl nach ihrem Terrain, als ihren Farbenverhältnissen, gleichzeitig u. doch zugleich gesondert darzustellen.

Mondovi, befestigte Hauptstadt der Provinz gleiches Namens, im Fürstenthume Piemont, links der Straße von Comi nach Nizza an einem Berge über dem Flüschen Ebero, mit 19,000 Einwohnern. Auf dem Gipfel des Berges liegt der Hauptplatz u. die Citadelle mit schöner Aussicht. Kathedrale des heiligen Donatus. — M. ist berühmt als Geburtsort des Physikers Beccaria u. wegen des Sieges der Franzosen über die Oesterreicher am 4. Mai 1796. — In der Nähe liegt Bico, ein viel besuchter, prächtiger Wallfahrtsort.

Mondphasen, sind die bekannten Lichtgestalten des Mondes, von denen die

vorzüglichsten die sogenannten Mondviertel (s. d.) sind. Die M. zeigen offenbar, daß der Mond ein kugelförmiger, an sich selbst dunkler u. sein Licht nur von der Sonne empfangender Himmelskörper ist, der uns weit näher, als die Sonne steht; dieß beweisen auch ganz besonders die Sonnenfinsternisse u. das sogenannte aschgraue Licht des Mondes. Ferner, daß der Mond unter den Fixsternen des Thierkreises, u. zwar von Westen nach Osten, täglich etwas über 13 Grade fortrückt, daß er also, außer der allgemeinen täglichen Bewegung von Morgen nach Abend, noch eine eigene Bewegung hat, durch die er binnen 28 bis 29 Tagen, d. h. von einem Neumonde zu dem andern, um die Erde herumkommt. Aber eben dieser kreisförmige Lauf des dunkeln, bloß von der Sonne erleuchteten Mondes ist die Ursache, warum wir den Mond binnen 4 Wochen unter den oben angeführten Lichtgestalten erblicken. Denn wir dürfen ja nur eine halb schwarz u. halb weiß angestrichene hölzerne Kugel, die den Mond bedeuten soll, so um uns langsam herumtragen lassen, daß ihre weiße, die beleuchtete Hälfte der Mondoberfläche vorstellende, Seite stets denselben Fenster, das die Sonne vorstellen kann, zugewendet ist: so werden sich uns die verschiedenen Lichtgestalten in der nämlichen Ordnung darstellen, wie wir sie beim Monde zu sehen gewohnt sind. Aus diesem leicht anzustellendem Experimente folgt zugleich auch, daß der Mond zur Zeit des Neumondes zwischen uns und der Sonne, zur Zeit des Vollmondes aber hinter der Erde, der Sonne gerade gegenüber, stehen muß, indem beim ersteren Stande seine von der Sonne beleuchtete Hälfte, da diese immer gegen die Sonne zu gerichtet seyn muß, von uns abgewandt, beim letztern Stande aber uns zugewandt ist. Eine kreisrunde Scheibe aber kann der Mond nicht seyn. Denn, wäre dieß der Fall, so würde der Mond nie sichelförmig erscheinen können, vielmehr sich von der ganzen Kreisform allmählig durch immer schmalere, elliptische Figuren ziehen u. endlich wie eine gerade Linie uns unsichtbar werden. Auch würden wir den Mond dann beinahe 14 Tage lange stets bloß in derjenigen Hälfte seiner Bahn sehen können, welche von der Sonne abgewendet ist.

Mondsüchtig nennt man im weiteren Sinne alle jene Individuen, die durch die verschiedenen Phasen des Mondes auf verschiedene Weise afficirt werden. Dieß gibt sich besonders zur Zeit des Vollmondes kund, da dann solche Individuen unruhiger schlafen, im Schlafe sprechen 2c. Sehr deutlich zeigt sich dieser Einfluß des Mondes auch bei Epileptischen u. Geisteskranken, bei welchen gewöhnlich zur Zeit des Vollmondes heftigere Anfälle statt haben. — Im engeren Sinne nennt man aber m. die am Somnambulismus (s. d.) Leidenden. — In der Veterinärkunde nennt man m. jene Pferde, welche an periodisch wiederkehrender Augenentzündung, mit Trübung der in beiden Augenkammern enthaltenen Flüssigkeit, leiden.

E. Buchner.

Mondtafeln, nennt man diejenigen Tafeln, mit deren Hülfe man für jeden gegebenen Zeitpunkt die Länge, Breite, stündliche Veränderung in Länge u. Breite, ferner den scheinbaren Halbmesser, die Parallaxe 2c. des Mondes, kurz den Ort desselben am Himmel, genau u. vollständig berechnen kann. Zwar haben schon die ältesten Beobachter ohne alle optische u. mechanische Mittel die Hauptelemente der Mondbahn empirisch festgestellt, aber die Theorie des, wegen der vielen Störungen so äußerst verwickelten, Mondlaufes widerstand noch bis zum Anfange unseres Jahrhunderts dem Scharfsinne der Astronomen. Erst nach den trefflichen Vorarbeiten Laplace's (s. d.) konnten Bürg (dessen M. zugleich mit Delambre's Sonnentafeln 1806 erschienen) u. Burckhardt (Tables de Lune, Paris 1812) mit ihren Arbeiten hervortreten. In neuester Zeit hat Hansen, nachdem 1838 zu Gotha seine „Fundamenta nova investigationis orbitae verae, quam Luna perlustrat etc.“ erschienen, neue, nach seiner Theorie entworfene M. herauszugeben versprochen. Weniger in allgemeinen Gebrauch kamen die M. von Friesnecker, Olmanns u. v. Zach.

Mondviertel, sind die vier wichtigsten Mondphasen (s. d.), welche nach

einander binnen eines Zeitraumes von ungefähr 8 Tagen eintreten, nämlich: Neumond, zur Zeit, wo der Mond mit der Sonne zugleich auf- u. untergeht, folglich unsichtbar ist; erstes Viertel, sobald der Mond links von der Sonne um 90° von derselben absteht; Vollmond, zur Zeit, wo der Mond aufgeht, wann die Sonne untergeht, wo dann die Länge des Mondes genau um 180° größer ist, als die Länge der Sonne, u. letztes Viertel, sobald der Mond rechts von der Sonne um 90° von dieser absteht.

Mondwechsel, s. Mond.

Mone, Franz Joseph, großherzoglich badischer geheimer Archivrath und Vorsteher des General-Landesarchivs zu Karlsruhe, geboren zu Mingolsheim bei Bruchsal 1792, studirte seit 1814 in Heidelberg vorzüglich Philologie u. Geschichte u. habilitirte sich daselbst 1817 als Privatdocent. 1827 folgte er einem Rufe auf den Lehrstuhl der Statistik u. Politik nach Löwen, kehrte aber 1831, in Folge der belgischen Revolution, nach Heidelberg zurück u. lebte daselbst als Privatmann den Wissenschaften, bis er 1835 auf seine gegenwärtige Stelle kam. M. hat sich um das Verständniß der altdeutschen u. nordischen Literatur ausgezeichnete Verdienste erworben u. ist fortwährend bemüht, dieselben noch zu mehrren. Werke: Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa (den 5. u. 6. Band von Creuzers Symbolik bildend); Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Heldensage, Quedlinburg 1836; Uebersicht der niederländischen Volksliteratur älterer Zeit, Tübingen 1838; Urgeschichte des baden'schen Landes, Karlsruhe 1845 u. f.

Monge (Gaspard, Graf von Peluse), berühmter Mathematiker u. Physiker, geboren am 10. Mai 1746 zu Beaune im Departement Côte d'or in Burgund, Sohn dürftiger Eltern, erhielt eine gute Erziehung u. besuchte Anfangs das Collège seiner Vaterstadt, dann das zu Lyon, wo er sich vorzüglich der Mathematik widmete; auf die Empfehlung eines Oberoffiziers kam er an die Genieschule zu Mézières als Zeichner, that sich aber so sehr hervor, daß er bereits 1766 die Professur der Physik erhielt; 1780 zum Mitgliede der Pariser Akademie der Wissenschaften ernannt, wurde er 1783 nach Paris berufen, um an dem neu errichteten Lyceum zu lehren. Nach dem 10. August 1792 wurde M. zum Minister der Marine ernannt u. provisorisch mit dem Ministerium des Krieges beauftragt u. mußte in dieser Eigenschaft zu seinem Bedauern den Befehl zur Hinrichtung Ludwig XVI. unterzeichnen. Kurze Zeit darnach hatte er den damals bedenklichen Muth, seine Entlassung als Minister zu nehmen u. wendete seine Dienste der Fabrication von Waffen u. Pulver zu; er wurde an die Normalschule berufen u. war Mitgründer der polytechnischen Schule. 1796 wurde M. nach Italien geschickt, um die eroberten Kunstschätze zu sammeln; 1797 schickte ihn Bonaparte nach Paris mit dem Friedensvertrage von Campo Formio; 1798 begleitete er die Expedition nach Aegypten u. wurde Präsident des Instituts von Cairo; nach der Rückkehr hatte er seine Professur an der polytechnischen Schule wieder übernommen, wurde aber unter dem Kaiserreiche zum Senator und Grafen ernannt, erhielt die Senatorie von Lüttich, eine Dotation in Westphalen u. 200,000 Franken. Unter der Restauration verlor M. alle Anstellungen und 1816 selbst seinen Platz in der Akademie. Niedergedrückt von Kummer, starb er den 28. Juli 1818. — M. hat durch seine Schriften, wie durch seine Entdeckungen im Gebiete der Mathematik und Physik, Ausgezeichnetes geleistet; unsterblich ist sein Name in der beschreibenden Geometrie, deren Gründer er ist. — Von seinen zahlreichen Schriften sind die wichtigsten: „*Traité élémentaire de statique*“ (Par. 1786, 6. Aufl. 1826, auch deutsch); „*Application de l'analyse à la géométrie des surfaces du premier et du deuxième degré*.“ (Paris 1795, 4. Aufl. 1809); „*Leçons de géométrie descriptive*“ (Par. 1795, 3. Aufl. 1813, erschien nach M.'s Tode noch in mehrern Aufl. u. wurde auch in Deutsche übersetzt). E. Buchner.

Mongibello, s. Aetna.

Mongolen, die Benennung für die verschiedenen nomadischen Völkerstämme,

die, im Außern, in Gesittung u. Lebensweise mehr oder weniger mit einander verwandt, schon seit den ältesten Zeiten die ungeheueren Steppen des mittleren Asiens durchziehen. Erst die genauere Bekanntschaft mit den Geschichtsquellen des Orients hat es möglich gemacht, die Geschichte u. Abstammung dieser Völkerstämme bis in frühere Perioden hinauf zu erforschen u. daraus das Resultat zu ziehen, daß schon in früher Zeit gewaltige Strebungen u. Erschütterungen im Osten müssen Statt gefunden haben, deren Wirkungen sich oft erst nach Jahrhunderten weiter hinaus bemerkbar machten. — Nicht zu den höchststehenden und edelsten Stämmen Asiens gehört das zahlreiche Geschlecht der M. Schon ihr Außeres zeigt uns jene vorstechende Gleichförmigkeit am deutlichsten, die dem Einzelnen seinen Werth raubt u. ihn nur als die unbedeutende Ziffer in einer Gesamtzahl von Millionen erscheinen läßt. Sie sind von mittlerer Größe, untersehter Statur, breitschulterig, die Gesichtsfarbe schmutzig-gelb, die Nasen u. Lippen negerartig; jene platt mit weiten Nasenlöchern, diese etwas aufgeworfen; die Backenknochen hervorstehend; die Augen klein, langgeschligt u. nach der Nase zu in einem spitzen Winkel nach unten gelegen, der Bart schwach. Am besten u. glücklichsten mögen sie im nomadischen Naturleben ihrer Steppen seyn. Was sie von weiter geschrittenen Völkern annahmen, davon haben sie selten besonderen Gebrauch gemacht; wo sie in auswärtiger Eroberung zur Gewalt gelangten, haben sie sich stürmisch in Massen, aber einzeln feig, in ihrer Rohheit ganz besonders brutal, grob sinnlich u. einem tiefen stillosen u. physischen Verfall ausgesetzt gezeigt. Von Großmuth, feinerer Ehrliche, Biederkeit; von Allem, was auch den Gebrauch der physischen Kraft zu adeln u. ihm äußere oder innere Schönheit zu geben vermag, findet sich wenig Spur. Ihre Verfassung ist das treue Abbild ihres Hirtenlebens. Sie hießen früher *Pe-te* u. standen, in viele einzelne, ihren erblichen Oberhäuptern (*Tajdsche*) folgende Horden getheilt, in formeller Abhängigkeit von der chinesischen Dynastie *Kin*. Die einzelnen Horden, in denen die Verwandten der erblichen Führer, die Abkömmlinge vom weißen Knochen, eine Art Adel bildeten, zerfielen wieder in einzelne Unterabtheilungen, so weit als die Genossen ihre Hürden gemeinschaftlich aufschlugen. Sie kriegten unter einander u. mit dem *Kin*. In diesen Kriegen vereinigte Bürte *Tschino* (der blaue Wolf) mehre Horden an den nördlichen Gränzen *China's* u. stürzte die angesehene Dynastie der *Kijot*. *Temudschin*, der Sohn des *Jessugei Baghatur*, eines *Chan* aus diesem Hause, der 1167 starb, nachdem er über 13 Horden mit 30—40,000 Familien geherrscht hatte, ward bei des Vaters Tode, erst 13 Jahre alt, von dem größten Theile des Volkes verlassen, im Kampfe mit den Rebellen geschlagen, mußte flüchten u. sich unter vielen Abenteuern umhertreiben, bis es ihm gelang, allmählig Anhänger zu sammeln. Er verband sich mit dem *Chan* der *Karaiten* u. hob mit dessen Beistande seine Macht. Darauf auch mit diesem zerfallen, gelang es ihm nach schwierigem Kampfe, die *Karaiten* zu unterwerfen. Darauf unterwarf er die *Naimanen*, die *Merkiten* u. andere tatarische Stämme u. machte erfolgreiche Beutezüge in's chinesische Gebiet. 1206 berief er einen großen Reichstag (*Kurul-tai*) der Fürsten, Edlen u. Feldherren, sowohl der Horden seines Stammes, die sich in ihrer murren, wenn auch nicht vollständigen, Vereinigung *Köke Monghol* nannten, als der tatarischen Stämme, so weit er solche unterworfen hatte, an die Quellen des *Orkhon*. Der als Heiliger verehrte Schamane *Gödschu But Tongri* erklärte ihn hier zum *Sutu Bogda Tschingis Chagan*; er ward zum großen *Chan* der M. u. Tataren erklärt u. als *Tschingischän* das Schrecken der Welt. Ungewiß ist, ob schon damals die *Yassa*, das allgemeine Gesetzbuch, was die Vererbung u. Uebertragung der obersten Gewalt, die Jagdzüge, die Einrichtung des Heeres, das Strafwesen, die Religion umfaßte, publicirt worden ist. Der ursprüngliche Glaube der M. mag ein rohes Heidenthum gewesen seyn, wie wir es noch heute bei einzelnen tiefstehenden Horden des nördlichen Asiens finden. *Tschingischän* aber, der Begriffe von chinesischer Bildung erlangt hatte, verbreitete den *Lamaismus* (s. d.) in seinem Volke. Im Besitze seiner neuen

Würde u. den Aufschwung benützend, den er seinem Volke gegeben, unterwarf er nach u. nach die benachbarten Stämme, so weit sie sich ihm nicht durch Wegzug in die entlegenen Steppen entziehen konnten, bezwang die Kirgisen, Uiraten u. Uiguren u. legte Hia einen Tribut auf. Dem neuen Kaiser von China, Altun Chan, der ihm bei seiner Thronbesteigung den gewöhnlichen Tribut abfordern ließ (1210), schlug er es höhnisch ab, verband sich mit dessen Gegnern, erstürmte die chinesische Mauer u. zog bis Jenking u. mit reicher Beute zurück. In mehrmaligen Feldzügen wurden viele chinesische Städte u. ein großer Theil des Landes erobert u. Mutoli als Statthalter darin eingesetzt (1218). Darauf schickte Tschingischän seinen Feldherrn Tschépe gegen Karachattai, wo sich der Sohn des letzten Chan der Raimanen, an den sich auch die Reste der Merkiten anschlossen, durch Ufurpation auf den Thron geschwungen hatte. Karachattai ward erobert. Diesem Feldzuge folgte der längere gegen den Chuaresm=Schah (1219 — 1224), in dessen Verlaufe Chorasan, Korkang u. ganz Chuaresm erobert wurden. Bei der Verfolgung der fliehenden Feinde drangen die Mongolen bis in das südliche Rußland. Nach neuen Eroberungen in China, die, wie alle diese Züge, von den grauenvollsten Verwüstungen u. Grausamkeiten begleitet waren, starb Tschingischän am 17. Aug. 1227. Er hatte jedem seiner näheren Verwandten ein besonderes Gebiet (Zurde) verliehen, doch aber ihnen allen den Chagan als das Centrum der Einheit vorgelegt. Diese Würde erhielt sein dritter Sohn Dgotai, nach dem Willen des Vaters, in einem feierlichen Kurultai (1228). Nach allen Richtungen hin setzte man Eroberungszüge fort. Der Chagan residirte im Frühling in seinem prächtigen Palaste zu Karaforum, im Sommer unter den Zelten der goldenen Horde, im Herbst am See Keusche u. im Winter zu Ongki u. starb, nach einem schwelgerischen Leben, am 10. November 1241. Inzwischen hatten seine Brüder u. Feldherren ihre Feldzüge fortgesetzt, u. namentlich sein Neffe Batu Chan hatte Kaptischak, Girkassien, die Aser Abkas u. Baschkiren besiegt, war in Rußland eingebrochen, hatte Moskau verbrannt, den Großfürsten Georg erschlagen u. hatte seine Horden nach Ungarn, wo sie Pesth belagerten, Polen, wo sie Krakau einäscherten u. Schlessien einsetzten, wo sie bei Wahlstadt (9. April 1241) wenigstens den namhaftesten Widerstand fanden, den sie je erfahren, u. überdem durch Dgotai's Tod abberufen wurden. Rußland aber blieb vor der Hand von Batu Chan abhängig, der sein Hoflager in Kaptischak zu Sarai an der Wolga aufschlug. Die Würde des Chagan hatte Dgotai's Sohn Kajuk erhalten, starb aber schon 1247, worauf ein Erbfolgestreit ausbrach, indem Batu Chan für seinen Neffen Mangu, den Sohn Tului's arbeitete, während Kajuks Söhne dieser Wahl widersprachen. Doch ward Mangu (30. Juni 1251) Chagan, starb aber, 3 Jahre nach Batu, auf einem Kreiszuge nach China (1259). Nun lösten sich die verschiedenen Stämme, deren Zusammenhalten mit jeder Eroberung schwieriger wurde, auf. Das Großchanat bewahrte allerdings Kublai, ein Bruder Mangu's, u. behauptete es gegen seine Mitbewerber. Darin lag aber jetzt nur die Gewalt in den Stammländern u. in China, in welchem Kublai die Dynastie der Song stürzte, ihr Gebiet eroberte u. die Dynastie Jven begründete. Seine Versuche, auch Japan, Cochinchina, Lunkin u. die indischen Inseln zu unterwerfen, waren fruchtlos. Er starb aber als Beherrscher von China 1294. Die Geschichte seiner Dynastie gehört in die Annalen von China, u. zur Charakteristik des Volkes mag nur erwähnt werden, daß es in China ganz in das chinesische Volksthum einging u. nur in religiöser Beziehung dem Buddhismus u. Lamaismus huldigte, eben dadurch sich den Haß, vielmehr die Verachtung der Chinesen zuziehend. Die Dynastie verfiel durch Schwelgerei in große Schwäche u. nach öfteren Aufständen wurde sie durch Tschu, den Stifter der Dynastie Ming, gestürzt (1366) u. vertrieben. Einer ihres Stammes, Bisurdu, entfloh nach Karaforum u. stiftete hier das Reich der Kalkas=M. Ein anderer Enkel des Tschingischän u. Bruder von Mangu u. Kublai, Halagu, zog, nachdem er das Reich der Assassinen gestürzt, gegen Bagdad, erstürmte es (den 2. Febr. 1258), brach in Syrien ein, eroberte Halep u. Damascus, ward

von den Mameluken am Goliathbrunnen (den 3. September 1260) geschlagen, behauptete sich aber in Chorasän, Irak al Agana, Irak al Arabi, Aserbeitschan, Chusistan, Fars, Dejar, Bekt u. Rum. Seine Nachfolger gingen zum Islam über. Auch diese Dynastie verzehrte sich in Schwelgerei, planlosen Unternehmungen u. Erbfolgestreitigkeiten, bis das große persische Reich in Trümmer zerfiel (1350). In Kaptischak hatte Batu Chan den Sitz seines Reiches errichtet u. ihm folgte sein Bruder Barkai, der von Georgien bis Sibirien gebot und zum Islam übertrat. Dieser Stamm blieb gleichwohl den alten Sitten am treuesten, löste sich aber frühzeitig in verschiedene, mit einander in verwirren Streitigkeiten begriffene, Horden auf, von denen doch mehre stark genug waren, um lange Zeit die Russen unter dem Joche zu halten, bis endlich ein anderes M. haupt, Timurlenk, ihre Stärke brach (1395) u. darauf auch noch die Russen sich ermanneten, zur europäischen Macht emporzusteigen u. allmählig einen Theil des mongolischen Reichs nach dem andern unterwarfen. Zuletzt war dieß mit der Krimm der Fall (1772). Der zweite Sohn Tschingischans, Tschagatai, gebot über Mawaralnahr, Chwarezm, Turkestan u. die angrenzenden Länder, u. seine Nachkommen führten ein wildes verworrenes Regiment, bis auch dieser Stamm in inneren Schwächen und Parteilungen zerfiel. Da begann ein mit dem Herrscherstamme verwandter Jüngling, Timurlenk, sich in den sein Vaterland zerrüttenden Kriegen auszuzeichnen und brachte es nach einer abenteuerlichen u. von manchem Mißgeschick begleiteten Jugend, die an das gleiche Schicksal Tschingischans erinnert, dahin, daß ihm in einem feierlichen Kurultai von dem Imam Bereke Fahne u. Trommel überreicht u. er als Welteroberer u. großer Wolf begrüßt wurde (1370). Doch blieb neben ihm ein direkter Erbe des Herrscherstammes als nomineller Chan. (Diese M. waren Muhamedaner geworden.) Timurlenk begnügte sich Anfangs, die Bande der Herrschaft in dem unmittelbaren Gebiete des Stammes zu befestigen u. seine Städte Reich u. Samarkand zu schmücken. Darauf ward er von Außen veranlaßt, sich in die Händel der kaptischatischen M. zu mischen u. die Kraft dieses Stammes zu brechen. Er zog gegen Persien u. bezwang (1383) die Herrscher in Herat u. Schiras. Er eroberte Masenderan (1384). Er unterwarf Westpersien (1386), er rottete die Reste der Assassinen aus, überfiel Bagdad (1393), eroberte Großarmenien u. durchzog Rußland. Nach fünfjähriger Abwesenheit auf kurze Zeit in die Heimath zurückgekehrt, brach er bald nachher in Indien ein (1398) u. eroberte u. plünderte Dehli. Westliche Händel riefen ihn zurück (1399). Von Neuem ward Georgien verheert; gegen die Osmanen, deren Sultan Bajesid den von Timurlenk Verfolgten Schutz gegeben, gekämpft, Natolien verwüstet, Haleb u. Damaskus ausgeplündert, Bajesid in der großen Schlacht bei Ankyra (den 19. Juli 1407) geschlagen u. gefangen u. Smyrna geplündert. Von da kaum zurückgekehrt, trieb es den Eroberer gegen China, an dessen Gränzen er starb (den 18. Februar 1408). Für eine Behauptung der entfernteren Eroberungen hatte er Nichts gethan; wenn er sie wieder verließ, so überließ er sie ihrem Schicksal u. der Furcht vor seiner Rückkehr. Aber auch in den näheren Gebieten ward die Geschichte des von ihm begründeten Stammes von unendlichen Verwandtenzwisten bezeichnet, in deren Verlauf das Meiste in fremde Hände fiel. Doch gelang es einem Späteren aus diesem Stamme, dem aus Samarkand vertriebenen Baber, den Plan des Timurlenk wieder aufzunehmen, sich erst in Kabul, dann in Delhi festzusetzen u. zu Anfang des 16. Jahrhunderts dort das Reich der Großmoguls zu stiften, dessen Verfall u. Auflösung in dem Artikel „Großmogul“ berührt worden ist. So brausten die Völkerstürme der M. zweimal in höchster Ausdehnung auf u. pflanzten sich theilweise in länger dauernde Eroberung fort. Aber überall bezeichnet Nothheit ihre Schritte, Stillstand u. Verfall ihre Herrschaft; überall geht die letztere wieder unter, ohne auch nur in einzelnen Grundlagen eines wohlthätigen Bestandes ihre Spuren zu hinterlassen. Die M. haben zerstört, ohne aufzubauen; sie haben sich fremder Habe u. fremder Bildung bemächtigt, ohne sie würdig genießen, ohne sie auch nur halten zu können. Ihre Herrschaft ging überall unter; das Volk

gehört noch zu den zahlreichsten Stämmen der Erde. Doch sind sie zum großen Theile mit anderen Stämmen vermischt. In Rußland kommen sie, mit dem im Ganzen edleren Stamme der Tataren vermischt, als Kogaier, am Fuße des Kaukasus, am Kuban u. Don, als Kumücken am Terek u. kaspischen Meere, als Baschkiren in den Statthalterschaften Orenburg u. Perm, am zahlreichsten als Kirgisen, von denen aber auch ein großer Theil in wilder Unabhängigkeit lebt, u. als Jakuten im Irkutsk vor. Keine M. im russischen Gebiete sind ein um Irkutsk umherziehender Stamm; ferner die Kalmücken am kaspischen Meere; die Buräten am Baikal u. um Irkutsk. Auch die Tungusen im östlichen Sibirien rechnet man zu den M. Die russischen M. sind meist dem Lamaismus zugehörig. — Groß ist die Zahl der M. in Ostindien, wo sie dem Islam folgen. Wenn man jedoch ihre dortige Anzahl auf 15 Millionen angibt, so sind tatarische Stämme mitgerechnet. — In China, wie sie es nennen, Katay, will man ihre Zahl auf 1 Million anschlagen; sie haben sich dort ganz dem Wesen der ihnen ohnedies sehr nahe verwandten Chinesen, dieser M. mit frühzeitig gebrochener Wildheit, untergeordnet. Größer ist die Zahl der M., welche in halber faktischer Unabhängigkeit von China in Gebieten leben, über welche dieses Reich eine Oberhoheit mehr prästendirt, als faktisch ausübt. So in der großen Mongolei, der ungeheueren Hochebene Asiens, wo auf vielleicht 100,000 □ Meilen nur etwa 3 Millionen mongolischer Nomaden umherziehen. Wir finden sie dort, dem Lamaismus dienend, als Kalkas- u. Scharra-M., als Kalmücken u. als Kirgisen. — Auch den Tataren von Turkestan sind viele M. beigemischt u. namentlich zieht hier ein Theil der Kirgisen umher. Hier sind sie aber meist Mahomedaner.

Monika, die Heilige, Mutter des heiligen Augustinus (s. d.), wurde 332 in Afrika von ehrbaren christlichen Eltern geboren, die ihr Furcht Gottes u. Liebe zum Gesetze einflößten u. ihre Erziehung einer frommen Frau anvertrauten, die mit Güte weise Strenge verband. M. ward eine liebliche Jungfrau, züchtig, andächtig u. reich an Tugenden. Sie wuchs immermehr zur Ehre Gottes u. in der Liebe zum Heilande heran u. hätte gern ihr Leben Gott geweiht; allein man nöthigte sie, ihre Hand einem Heiden, Patricius von Tagaste, einem Manne von heftigem, leidenschaftlichem Charakter, zu reichen. M. zeigte sich gegen ihren Gatten so sanft, geduldig, liebend u. unterwürfig, daß er selbst die Religion achten lernte, die so tugendhaft zu seyn lehrt, Christ wurde u. bis ans Ende seines Lebens treu im Glauben aushielt. Durch gute Werke erquickte die Heilige ihre von Prüfungen niedergebrückte Seele, war mildthätig u. liebevoll gegen die Armen, vereinigte getrennte Herzen, indem sie mit solcher Eindringlichkeit von der Nächstenliebe sprach, daß man in ihren Worten den Geist der Liebe selbst zu vernehmen glaubte. Jeden Tag wohnte M. dem Gottesdienste mehrere Male bei und beobachtete strenge die Gebote der Kirche. Ihre Ehe war mit 3 Kindern gesegnet: Augustin, Navigius u. einer Tochter. Ersterer wurde für seine Mutter eine Quelle großer Sorgen, Bekümmernisse u. Thränen (s. d. Art. Augustinus) bis zu seiner Bekehrung. Nachdem Augustinus die heilige Taufe empfangen, begab er sich mit M. u. seinem Bruder von Italien, wo ihn diese besucht hatten, nach Afrika zurück. Sie ruheten in Ostia aus u. Mutter u. Sohn unterhielten sich eines Tages am Fenster, vergaßen die Vergangenheit, gedachten bloß der Zukunft u. sprachen von dem künftigen Leben der Heiligen. Sie erhoben sich über alle Sinnenlust, durchliefen im Geiste die Weltkörper u. den Himmel, kamen auf die unerschaffene Weisheit zu sprechen u. seufzten, wieder ins Getümmel des Vergänglichen zurückkommen zu müssen. Da sagte die Heilige: „Mein Sohn, das Leben hat für mich Nichts mehr zu bieten. Was soll ich ferner hier? Ich sehe Nichts, was mich zurückhalten könnte; alle meine Wünsche sind erfüllt. Ich sehnte mich nur nach einer Verlängerung meiner Tage, um dich wieder als Katholik u. als Kind des Himmels zu sehen. Gott hat mehr gethan, da du dich ihm ganz geweiht u. allen irdischen Vortheil aufgegeben hast. Was soll mich denn noch hier fesseln?“ Ein andermal sprachen sie vom Tode eines Christen u. M. sagte so

viel Schönes über diesen Gegenstand, daß alle Zuhörer der Bewunderung voll waren. Als man sie fragte, ob sie nicht fürchtete, in fremder Erde, fern von der Heimath, zu ruhen, antwortete sie: „Man ist nirgends fern von Gott. Er wird meinen Leib zu finden wissen, um ihn mit den anderen Menschen auferstehen zu lassen.“ Fünf Tage nachher erkrankte sie, fühlte bald das Herannahen des Todes u. sagte zu ihren Söhnen: „Ihr werdet eure Mutter hier begraben.“ Augustin schwieg, Navigius aber wünschte, daß sie Afrika erreichen möchte, ehe sie stirbe. „Fürchtet Nichts, was meinen Leib anbetrifft; nur um das Eine bitte ich euch, gedenket meiner am Altare des Herrn u. wo ihr immer seyn möget.“ Sie starb 387, im 56. Jahre, u. Augustin drückte ihr die Augen zu, weinte aber nicht, denn er glaubte, wer so heilig gelebt u. im Herrn gestorben, bedürfe der Thränen nicht. Als er aber allein war, vermochte er seinem Schmerze nicht mehr Gewalt anzuthun, denn er gedachte ihrer großen Liebe und herrlichen Tugenden, rechtfertigte sich aber wegen der Thränen: „Sollte mir Jemand die Thränen verargen, die ich einige Minuten lange dem Andenken einer Mutter weichte, die viele Jahre geweint, um vor Gott die Gnade zu erlangen, mich lebend von ihren Augen zu sehen, hoffe ich doch, ihm nicht ein Gegenstand des Spottes zu seyn; hat er Liebe, wird er selbst weinen, damit du Herr mir meine Sünden vergeben mögest.“ In seinen Berichten bittet er für sie mit rührenden Worten zu Gott. Ihr heiliger Leib ward in Ostia beigesetzt und unter Martin V. 1430 nach Rom in die Kirche des heiligen Augustinus gebracht, wo er sich noch befindet. Ihr jährlicher Gedächtnistag ist der 4. Mai.

Moniteur heißt die, 1789 von Pandoüffe gegründete, offizielle Zeitung in Frankreich — das Organ aller Regierungen seit damals bis diesen Tag — ein unschätzbbares Repertoire aller Quellen der neueren politischen Geschichte, soweit dieselben überhaupt von den Regierungen veröffentlicht sind.

Monk, George, Herzog von Albemarle, ward 1608 zu Rothamde in Devonshire geboren, diente unter Grenville gegen Spanien, 1630 in den Niederlanden u. schloß sich dann dem Unternehmen Karls I. gegen Schottland an (1639). Während des Bürgerkrieges begab er sich nach Irland, wo er Gouverneur von Dublin wurde, führte zur Unterstützung des Königs Truppen nach England, gerieth bei Rantwich in Gefangenschaft und ward in den Tower gesperrt. Nach 3jähriger Haft nahm er beim Parlamente unter der Bedingung Dienste, daß er bloß gegen die irischen Insurgenten fechten dürfe. Auch zeichnete er sich öfters aus, legte aber, als der Friebe, welchen er mit dem katholischen Häuptling O'Real schloß, Anstoß gab, den Befehl nieder. Nach dem völligen Sturze der königlichen Partei diente M. Cromwell in Schottland, wohnte der Schlacht von Dunbar bei u. übernahm den Oberbefehl. Als der Krieg mit Holland ausbrach, ging er mit den Admiralen Blake u. Denan zur See u. siegte mit ihnen über van Tromp. Nach dem Frieden hielt er, an der Spitze des Heeres, Cromwells Ansehen in Schottland aufrecht u. benützte, als nach dessen Tode sein Sohn und Nachfolger resignirte u. der Partekampf begann, seine Stellung zur Wiederherstellung Karls II., wobei er zwar vielen politischen Scharfsinn, aber keine festen Grundsätze bewies. Das Herzogthum Albermarle, der Hofenbandorden u. die Würde eines geheimen Rathes waren sein Lohn. Er kämpfte sodann nochmals gegen Holland u. schlug 1666 die feindliche Flotte unter van Tromp u. Ruyter. 1670 starb er u. wurde in Westminster beigesetzt.

Monmouth (James, Herzog von), natürlicher Sohn Karls II. von England, geboren zu Rotterdam 1641, in Frankreich in der katholischen Religion erzogen, von seinem Vater nach der Restauration zum Herzoge von Orkney, dann zum Herzog von M. erhoben, diente gegen die Holländer, schlug dann die Schotten bei Bothwell, ging, als der Herzog von York (nachmals Jakob II.) wieder am Hofe erscheinen durfte, nach Holland, ward Protestant und ließ sich in eine Verschwörung gegen seinen Vater, der ihm vergab u. gegen seinen Oheim Jakob II. ein.

Gegen den letzteren verlor er die Schlacht zu Sedgenore bei Bridgewater u. ward 1693 enthauptet.

Monochord (deutsch: Einsaiter), heißt ein, angeblich von Pythagoras (s. d.) erfundenes Instrument, der Klangmesser, auf welchem vermöge des Zirkels u. eines beweglichen Steges die Höhe u. Tiefe des Tones, nach Maßgabe der ab- u. zunehmenden Länge der Saite, ausgemessen werden kann. Insbesondere dient es zur Berichtigung der, weniger als einen halben Ton von einander abstehenden Intervalle. Bei den Alten hieß jene Saite der Kanon. Später wurde das M. (ein hohler Körper, etwa 3' lang u. $\frac{1}{2}$ breit) mit 2—8 Saiten bezogen u. mit einem Resonanzboden u. Tasten zum Anschlagen versehen. Es gab übrigens ein antiphonisches und ein paraphonisches M.; auf jenem wurden die Klänge der Intervalle zusammen, auf diesem nach einander angeschlagen.

Monochromen oder **monochromatische Bilder** sind Gemälde von einer einzigen Farbe, die einfachste u. älteste Art von Malerei, roth auf schwarzem Grunde, oder umgekehrt, dann grau in grau (s. Camaiieu), schwarz schraffierte Gemälde in weiß, Zeichnungen mit ausgespartem Lichte, auch einfarbige Kupferabdrücke. Die M. bilden den Uebergang vom Zeichnen in das eigentliche Malen u. sind angeblich von den Griechen Philokles u. Kleantes erfunden. Diese einfarbige Malerei, die neuestens auch in einigen Zimmern des Königsbaues in München wieder in Anwendung gebracht wurde, muß den Mangel an Farbenreiz nothwendiger Weise durch Schönheit der Form u. des Ausdrucks ersetzen u. hierin hat Polidoro, ein Schüler Raffaels, seine Meisterschaft bewährt.

Monodrama, s. Melodrama.

Monogamie, Gegensatz von Polygamie (s. d.), die eheliche Verbindung eines Mannes mit einer Frau. — Auch bei den Thieren heißen Monogamen solche, die sich nur in einem Paare zusammenthun. — Endlich bezeichnet man mit Monogamen auch eine besondere Ordnung von Pflanzen, mit einfachen Blumen, im Linné'schen Systeme.

Monogramm (griechisch), ein einzelner Buchstabe, ein Buchstabe für sich, der aber einen ganzen Namen andeutet, ein Namenszug, ein verzogener Name. — Das älteste M. wird dem ostgothischen Könige Theodorich (s. d.) zugeschrieben; indessen finden sich M.e sehr häufig schon auf griechischen Münzen und auf Medaillen römischer Familien, die jedoch fast sämmtliche in einzelnen Buchstaben des Wortes bestehen, welches sie ausdrücken sollen. Auch nannten die Alten jeden einfachen Umriß, jede solche, oder aus Linien bestehende, Zeichnung monogrammisch. In der Baukunst wird unter M. der Hauptfries zu einer Zeichnung verstanden. — Die Kenntniß der M.e ist besonders dem Diplomaten nöthig, weil die Regenten im Mittelalter bei ihrem Regierungsantritte gewöhnlich ein beliebiges M. wählten, dessen sie sich auf Münzen, bei Unterschriften und Siegeln bedienten; sodann dem Künstler u. Kunstfreunde in Beziehung auf die Meister älterer Werke. — Vergl. Christ, Anzeige u. Auslegung der M.e, Leipzig 1747; Brouillot, Dictionnaire des M., München 1820 fg.

Monographie (griechisch), heißt die Beschreibung eines einzelnen Gegenstandes in allen seinen Eigenheiten u. Unterabtheilungen, ohne Rücksicht auf ein besonderes Gebiet der Wissenschaft. Solche Werke können, nach Form u. Inhalt gut geschrieben, zur Förderung der allgemeinen Wissenschaft außerordentlich viel beitragen.

Monoktyledonen nennt man in der Botanik solche Pflanzen, die nur mit einem Samenlappen feimen.

Monolog, Alleingespräch, Selbstgespräch, entgegengesetzt dem Dialog (s. d.), ist das einzelne, in einer bestimmten Situation der Handlung für sich selbst objektiv werdende Innere. Der Zweck des M.s im Schauspiele ist, durch Darstellung des Innern der handelnden Person den Zusammenhang der Handlung besser zu bestimmen, u. er kommt vorzüglich in solchen Momenten vor, in welchen sich das Gemüth aus den früheren Ereignissen einfach in sich zusammenzieht, sich

von seiner Differenz gegen Andere, oder von seinem eigenen Zwiespalte Rechenschaft gibt, oder auch langsam-herangereifte oder plötzliche Entschlüsse zur letzten Entscheidung bringt. In so fern ist der M. kein bloßes Ausfüllungs-, sondern Verbindungsmittel; nur solche M.c. die mehr Raisonnement, als Gefühlsausdruck enthalten, erklärt man mit Recht für Nothbehelfe.

Monomanie, ist eine, erst von Esquirol (f. d.) eingeführte Bezeichnung, worunter er ein Irresehn versteht, welches sich lediglich auf eine einzige, oder doch auf eine geringe Anzahl von vorherrschenden irrigen und fixen Ideen beschränkt, während die Denkhätigkeit in Beziehung auf alle übrigen normal funktioniert, so z. B. wenn ein sonst Verständiger glaubt, er habe ein lebendes Thier im Leibe ic. — Später dehnten theils Esquirol selbst, theils andere Aerzte den Begriff M. weiter aus u. trugen ihn auf die Gefühlsthätigkeit über, so daß man jetzt unter M. auch eine hervorragende Steigerung oder Abnormität irgend einer einzelnen Neigung, eines Triebes ic. versteht, so z. B. die unbezwingbare Neigung, sich fremdes Eigenthum zuzueignen bei sonst ganz vernünftigen Menschen. Uebrigens ist der Begriff M. nur ein relativer, denn es gibt in Wirklichkeit keine solche Beschränkung der Verfehrtheit in Denk- oder Gefühlsthätigkeit auf nur eine Beziehung, oder jedenfalls kann eine M. nicht lange andauern, ohne auch Verfehrtheit in den übrigen Beziehungen der Denk- und Gefühlsthätigkeit nach sich zu ziehen.

E. Buchner.

Monophysiten, heißen die Anhänger der Irrelire des Eutyches (f. d.), welche mit Hülfe des Patriarchen Dioskuros von Alexandria auf der, mit dem Namen „Räuber synode“ (συνόδος ληστρική) gebrandmarkten, Synode zu Ephesus 449 durchgesetzt worden war u. zu deren Vernichtung Papst Leo der Große vergebens Alles aufgeboten hatte. Nach dem Tode des Kaisers Theodosius II. dagegen, an dem die M. ihre kräftigste Stütze gefunden hatten, gelang es dem Papste, mit Hülfe des nachfolgenden Kaisers Marcianus, das vierte öumenische Concil nach Chalcedon (f. d.) berufen zu lassen, wo die vier päpstlichen Legaten den Vorsitz führten. Hier wurde Dioskuros, wegen seiner Gewaltthätigkeit, u. weil er ohne Genehmigung des apostolischen Stuhles eine Synode gehalten, abgesetzt u. in der 6. Sitzung die katholische Lehre, im Gegensatz zu Nestorius u. Eutyches, dahin bestimmt, daß in Christo zwei Naturen, eine göttliche u. eine vollkommen menschliche, ohne Vermischung, ohne Verwandlung, ohne Theilung u. ohne Trennung, doch zu Einer Person (hypostatisch) vereint seyen, wodurch aber die Verschiedenheit der Naturen nicht aufgehoben worden. Die Beschlüsse von Chalcedon fanden indessen in der zerrütteten griechischen Kirche vielfachen Widerspruch bei den M. Vorzüglich waren es die Mönche Euthymius u. Theodosius, welche in Palästina fürchtbare Unruhen erregten. Der Patriarch Juvenalis von Jerusalem wurde vertrieben, Theodosius ließ sich an seine Stelle wählen u. übte selbst der kaiserlichen Macht gegenüber längere Zeit die schrecklichste Gewaltthätigkeit. In Aegypten wurden absichtlich die widersinnigsten Gerüchte verbreitet: man habe zu Chalcedon Cyrill verdammt u. die Härte des Nestorius angenommen u. a. Nach dem Tode des Marcianus ermordeten monophysitische Mönche, unter Anführung des Presbyter Alueros (Kage), den Patriarchen Proterius, ihren Gegner, mit sechs andern Geistlichen. Alueros wurde zum Patriarchen erhoben, u. schauerlich wüthete er nun gegen die Anhänger des chalcedonischen Concils. Kaiser Leo (437—74), von den meisten Bischöfen der Anhänglichkeit an die Beschlüsse von Chalcedon versichert, ließ jenen Wütherich, so wie auch den gleichen Fanatiker Petrus Fullo (Gerber) zu Antiochien versagen. Aber der Kaiser Basiliskus (476—77) vermehrte durch die gestattete Rückkehr derselben u. Begünstigung der Gegner des Concils von Chalcedon die Verwirrung: 300 knechtische orientalische Bischöfe willigten in die Verdamnung der Beschlüsse von Chalcedon. Nach des Basiliskus Sturze that der Kaiser Zeno dieser Zerstörung des katholischen Glaubens Einhalt; leider wurde er, besonders durch den Patriarchen Akacius von Konstantino-

pel, zu der unbefugten Rolle eines Gesetzgebers in Glaubenssachen verleitet, u. versuchte es durch seine Vereinigungsformel (Henotikon, 482), welche die streitigen Ausdrücke „aus u. in einer Natur“ vermied, das Nicänische Symbol mit den Ergänzungen von Konstantinopel als Norm aufstellte u. des chalcédonischen Concils nur zweideutig gedachte, die Parteien zu versöhnen. Dadurch aber wurde der Streit nur noch lebhafter. Die meisten Katholiken verwurften dasselbe, die unzufriedenen M. sagten sich von ihren Häuptern Petrus Mongus (der Heisere), Patriarchen von Alexandrien, Petrus Fullo von Antiochien, Akacius von Konstantinopel, welche die Formel unterschrieben hatten, los u. wurden Akephaller genannt. Die Kirche war so in vier große Parteien gespalten; besonders bildete der Occident zum Orient, der hie u. da stark zum Monophysitismus hinneigte, eine heftige Opposition. Papst Felix II. belegte sogar den Akacius von Konstantinopel mit dem Anathem, wodurch die Kirchengemeinschaft des Orients und Occidents aufgehoben wurde (bis 519). Kaiser Anastasius hatte zwar versprochen, die Beschlüsse von Chalcedon aufrecht zu erhalten, verlangte aber bei der Bestätigung eines jeden Bischofs die Unterzeichnung des Henotikon u. verbrängte viele Bischöfe, welche sich bei dem Papste Symmachus um Wiederherstellung der Kirchengemeinschaft u. Unterstützung verwandten. Die Veranlassung dazu gaben besonders die M. Kenajas, Bischof von Hierapolis, u. der Mönch Severus, welche beim Kaiser intriguirten u. gegen die Katholiken wütheten. Als sie den monophysitischen Zusatz des Petrus Fullo zu dem Trisagion „der du für uns gestorben bist“, einschwärzten und dadurch einen Aufstand hervorbrachten, zeigte sich Anastasius bei der momentanen Verlegenheit geneigt, den Frieden mit dem Occidente herzustellen u. knüpfte Unterhandlungen mit dem Papste an; nachdem aber die Verlegenheit verschwunden war, zeigte er sich unbeugsam, wie zuvor. Unter Justinus I. (518—27) u. dem Papste Hormisdas kam eine feierliche Ausöhnung des Occidens u. Orients zu Stande: die Aufrechthaltung der chalcédonischen Beschlüsse wurde durch ein Edikt des Kaisers garantirt; sogar ein eigenes Fest zu Ehren dieses Concils in der griechischen Kirche angeordnet, die vertriebenen Bischöfe zurückgerufen u. viele M. verbannt. Doch erneuerten sich bald die Streitigkeiten zu Konstantinopel, besonders über den Zusatz zum Trisagion. Eine neue Partei, an deren Spitze der alexandrinische Diakon Themistius war, stellte die Frage auf, ob Christus während seines irdischen Daseyns Alles gewußt, oder ob ihm Manches unbekannt gewesen sei (Themistianer oder Agnoeten), während sich die Julianisten abermals, zu Folge der spitzfindigen Frage, ob der Leib Christi geschaffen oder ungeschaffen sei, entzweiten (*ἀκτιστοι* u. *κτιστολάτραι*). Und, als ob die Sekte der M. noch nicht genug zerpalten sei, verfiel der scharfsinnige Ausleger des Aristoteles, Johannes Philoponus (um 560), die Begriffe Natur u. Person verwechselnd, in den Tritheismus, u. bezeichnete noch die zukünftige Auferstehung der Todten als eine ganz neue Schöpfung. Das äußerste Extrem des Monophysitismus stellte aber der alexandrinische Sophist Stephan Riobes durch die Behauptung auf, daß, bei der allein richtigen Annahme von Einer Natur in Christo, man durchaus keine Verschiedenheit des Göttlichen u. Menschlichen in ihm denken dürfe. (Niobitae.) Schon diese innere Spaltung lähmte die Kraft der M.; noch gefährvoller für sie schien aber die Regierung des Kaisers Justinian (527—65) zu werden. Justinian war nämlich dem Concil von Chalcedon so eifrig ergeben, daß er oft der Synodit genannt wurde, u. ohnehin noch besonders geneigt, sich in kirchliche Angelegenheiten zu mischen, war er unausgesetzt bemüht, durch Strenge u. versöhnende Mittel die Monophysiten, besonders die Severianer, welche dem Bekenntnisse von Chalcedon noch am nächsten standen, mit der katholischen Kirche zu vereinen. Seine Absichten wurden aber oft unbemerkt durch seine schlaue, dem M. günstige, Gemahlin Theodora vereitelt, oder zu Gunsten der monophysitischen Partei geleitet. So veranstaltete Justinian eine Konferenz zu Konstantinopel zwischen 5 katholischen u. 6 monophysitischen Bischöfen (531), welche die Verhandlungen sehr bald auf das

chalcedonische Concil leitete. Aber der Zweck derselben, die M. wieder mit der katholischen Kirche zu vereinigen, wurde nicht erreicht. Eben so illusorisch war die Absicht Justins II., durch ein abermaliges Edikt (565) alle neuen Gegensätze der Vergessenheit zu übergeben, sammt der Aufmunterung, ohne bestimmte klare Vorstellungen den Heiland zu loben; vielmehr bildeten die M. in ihrer beharrlichen Absonderung ein eigenes Kirchensystem aus. Die erste Anregung dazu gab eine Gegenwahl von Seiten der zahlreichen M. gegen den von Justinian ernannten katholischen Patriarchen Paulus von Alexandrien. Die M. lebten hier unter dem Ramin Kopten fort u. zogen auch die Kirche Aethiopiens in ihre Gemeinschaft. In Armenien ward der Monophysitismus von den erobernden Persern aus Opposition gegen das römische Reich begünstigt. Auf der Synode zu Thiven (536) ward diese Lehre offen angenommen u. um 600 erfolgte eine völlige Trennung vom chalcedonischen Concil u. der Reichskirche unter dem Patriarchat eines „katholischen Bischofs.“ In Syrien u. Mesopotamien hatte der flüchtige Jakob Baradai (Zanzalus) eine ausdauernde Thätigkeit für den Monophysitismus entwickelt (541—78), daher sich die syrischen M. nach ihm Jakobiten (s. d.) nannten.

Monopol, Alleinhandel, ist der ausschließliche Handel mit gewissen Natur- u. Kunstzeugnissen, den die Regierung eines Landes entweder sich selbst vorbehalten, oder einzelnen Individuen auf eine bestimmte Zeit gegen eine gewisse Abgabe, oder auch als Belohnung für die Hervorbringung irgend eines nützlichen, bisher noch nicht bekannten Natur- oder Kunstprodukts zc. gestattet, oder den endlich, aus zufälligen Ursachen oder gewaltsamer Anmaßung, eine ganze Nation ausübt. — Das Nationalökonomieprinzip gebietet Freiheit des Handels u. der Gewerbe, freien Spielraum jeder Gattung der Produktionskraft, sowohl für alle einzelne Staatsbürger, wie für alle Nationen. M.e aber, welche diese Freiheit zu Gunsten einiger Wenigen beschränken, widersprechen diesem Grundsatz u. sind dem Ganzen um so nachtheiliger, als sie es dem oder den Begünstigten zugleich möglich machen, dem Produkte einen willkürlichen Preis zu setzen. Dessen ungeachtet mögen M.e, wenn sie als Belohnung oder Aufmunterung für nicht zu lange Zeit verliehen werden, stattfinden. In allen übrigen Fällen aber sind sie als Eingriffe in die natürlichen Rechte der Staatsbürger unzulässig u. gefährden dieselben noch weit mehr, wenn die Regierung ein M. für sich selbst in Anspruch nimmt, indem sie, im Gefühle ihrer Macht die Rechte der Einzelnen selten genug beachtend, gewöhnlich mehr u. verlegendere Mißgriffe begeht, als der begünstigte Privatunternehmer, dem schon die Rücksicht auf seinen persönlichen Standpunkt einen höhern Grad von Vorsicht gebietet. — Befindet sich eine Nation im ausschließlichen Besitze eines Urstoffes u. folglich auch des Handels mit demselben, so müssen die übrigen Nationen dieses M. als ein Geschenk der Natur beachten. Mag sich aber eine Nation den Alleinbesitz gewisser Produkte, oder des Handels, z. B. auf dem Meere, durch gewaltsame Mittel an, so macht sie sich dadurch einer Natur- u. völkerrechtswidrigen Verletzung der Unabhängigkeit aller anderen Nationen schuldig u. tritt gegen sie in ein offenbar feindliches Verhältniß.

Monothetismus, der Glaube an einen einzigen Gott, die Verehrung eines einzigen Gottes, im Gegensatze zum Polytheismus, Verehrung mehrerer Götter oder Götzen.

Monotheleten, eine christliche Sekte im 7. Jahrhunderte, welche in Christo nur einen Willen und nur eine Wirkungsweise (*ἐνέργεια*) annahm. Kaiser Heraklius glaubte nämlich, die fruchtlosen Bemühungen seiner Vorgänger, die Monophysiten (s. d.) wieder mit der katholischen Kirche zu vereinigen, dadurch zu bewerkstelligen, daß er der Vorstellung, in der Person Christi bei zwei Naturen nur eine Wirkungsweise anzunehmen, Geltung verschaffe, u. verbot bereits in einem Schreiben an den Metropolitent Arkadius auf Cyprus (622), von zwei Wirkungsweisen in Christo zu reden. Dieser Vorstellung lag der Irrthum zum Grunde: Alles, was durch die beiden Naturen geschehe, müsse dem Logos beigelegt werden,

so daß der menschliche Wille in dem göttlichen verloren gegangen sei — eine neue Form des Eutychanismus. Die dunkel vorschwebende Wahrheit, dabei war wohl, daß in Christo nur Eine, aber gottmenschliche, Willensrichtung gedacht werden könne. Wirklich hatte Cyrus, Bischof von Alexandrien, hiedurch die Theodosianer in seiner Diözese gewonnen (633). Die weitere Vereinigung störte aber der scharfsinnige Mönch u. nachmalige Patriarch von Jerusalem, Sophronius, der in Alexandrien mündlich u. später in einem Synodalschreiben die Lehre von zwei Willen gründlich verteidigte, die Behauptung von Einem Willen als eutychanischen Irrthum brandmarkte. Zufolge dieses Widerspruches wandte sich der betheiligte Sergius in einem wohl erwogenen u. schlaunen Schreiben an den P. Honorius, ihm den langersehnten günstigen Erfolg der Vereinigung der Monophysiten schilbernd u. ihn bittend, durch sein Ansehen dem störenden Beginnen des Sophronius entgegenzutreten, damit nicht wegen des zur Bedingung gemachten Ausdrucks „Eine Wirkungsweise Christi“ (ἐνέργεια θεανδρική), der sich doch schon bei Dionysius Areopagita fände, die Vereinigung Unzähliger verhindert werde. Leider durchschaute Honorius diese List nicht, und das Ganze für einen „neuen Wortstreit“ haltend, lobte er den Sergius, daß er bemüht sei, denselben zu unterdrücken. Auch den eigentlichen Controverspunkt nicht recht durchschauend, ging er allzu schnell u. theilweise in unklaren Ausdrücken auf die Vorstellung des Sergius ein, obschon er wiederholt hervorhebt, daß man die Thorheit des Nestorius u. Eutyches sorgfältig vermeiden müsse, auch bestimmt zu erkennen gibt, daß er über die Wirkungsweise Christi richtig gedacht habe. Nur wurde die Schuld des Papstes dadurch erhöht, daß er mit diesem flüchtigen Privatschreiben sich aller weiteren Erörterungen überhoben glaubte und, in Folge der ihm durch den Bischof Stephan von Dora zugesandten, so eindringlichen Auseinandersetzung des Patriarchen Sophronius, nur beiden Theilen gebot, weder von Einer, noch von zwei Wirkungsweisen Christi zu sprechen. Jetzt mischte sich der Kaiser Heraklius offener u. entschiedener in diesen Streit u. erließ ein neues Glaubensedikt (ἐκδόσις τῆς πίστewος 638), welches einerseits, wie der Papst, verbot, weder von Einer, noch von zwei Wirkungsweisen in der Menschwerdung Christi zu sprechen, andererseits aber die Lehre von Einem Willen (ἐν θέλημα) versteckt in Schutz nahm. Schon im Oriente fand dieses Edikt viele Feinde; denn, war auch der Patriarch Sophronius bei dem Einbruche der Araber aus dieser Zeitlichkeit geschieden, so hatte doch sein wachsender Ruf in den an dogmatische Spekulationen gewöhnten Gemüthern einen nachhaltigen Wiederhall gefunden. Nach ihm erhob sich sein ehemaliger Gefährte, der Abt Marimus, der gelehrteste u. scharfsinnigste Theolog seiner Zeit, der sogar den 642 vom Volke verjagten u. nach Afrika geflüchteten Patriarchen Pyrrhus von Konstantinopel auf einer Conferenz, welche die Natur dieser Irrlehre erst vollständig enthüllte, zur Abschwörung des Monothetismus bewogen hatte (654). Der auf Honorius u. Severin gefolgte Papst Johannes IV. (640—42) hatte die Ekthesis sogleich verworfen (640) u. der Kaiser Heraklius darauf den Sergius offen als Urheber derselben bezeichnet. Leider gab nun der, nach schrecklichen Gräueltaten in der kaiserlichen Familie zur Regierung gelangte, Konstantin II. auf den Rath des Patriarchen Paulus von Konstantinopel ein neues Edikt, welches unter schwerer Strafe befahl, man solle sich allein an die Bestimmungen der fünf ökumenischen Concilien halten u. nicht mehr über Einen oder zwei Willen u. Wirkungsweisen in Christo streiten. Hierin sahen die glaubens- u. kampfmuthigen Zeitgenossen einerseits einen schmachvollen Glaubenszwang, andererseits aber einen ihnen ganz fremden verdammlichen Indifferentismus. Die Unzufriedenen u. Vertriebenen fanden an Papst Martin I. eine kräftige Stütze. Auf der ersten Lateransynode (649) verdamnte er die Lehre der M. sammt den Glaubensedikten Ekthesis u. Typos; über die Urheber der Ketzerei: Theodor von Pharan, Sergius, Pyrrhus u. Paulus, wurde das Anathem ausgesprochen. Des Papstes Entsetzung u. der, durch viele Leiden u. schmachvolle Verhöhnung herbeigeführte,

Tod bereite die Wahrheit aber den Sieg vor. Noch grauenvoller aber war das Loos des Maximus u. seiner Schüler, der beiden Anastasius. Um weitere Schmach u. Intriguen zu verhüten und die, entschiedener als je hervorgetretene, Spaltung zwischen dem Oriente und Occidente, aber auch die damit verbundene politische Gährung zu beseitigen, veranlaßte Konstantin Pogonatus das sechste ökumenische Concil zu Konstantinopel, wo unter Mitwirkung des Papstes Agatho die Streitfrage gründlich erörtert u. darauf entschieden wurde: „Es seien in Christo, entsprechend den zwei Naturen, zwei Willen bei Einer gottmenschlichen Willensrichtung.“ Die vollkommene Uebereinstimmung der Occidentalen hatte die Orientalen endlich bestimmt, einer Häresie zu entsagen, die nur zu lange die Kirche verwüstet hatte. Sergius, Cyrus, Pyrrhus u. Paulus wurden als die Urheber und Vertheidiger des Monotheletismus verdammt, Papst Honorius als unvorsichtiger Beförderer dieser Irrlehre getadelt. Zwar wollte Philippicus Bardanes den M. nochmals Vorschub leisten, aber sein Nachfolger Anastasius II. unterdrückte sie. Nur eine geringe Anzahl erhielt sich noch; daß auch die Maroniten (s. d.) zu ihnen gehört haben, wird mit Recht bezweifelt.

Monotonie, Eintönigkeit im Sprechen und Singen entsteht, wenn im Vortrage stets der nämliche Ton beibehalten wird, entweder als Folge eines Mangels an Gefühl, oder der unbiegsamen Sprachorgane. Sie ist besonders lästig bei Deklamatoren u. Schauspielern, weil von diesen eine möglichst klare Veranschaulichung der verschiedenen Vorstellungen u. Gefühle gefordert werden kann. In der Malerei zeigt die M. sich in zu großer, geschmackloser Einerleiheit der Farben, oder auch, wie Einige wollen, in dem Vorherrschenden einer gewissen Farbe. In der Musik ist sie ein Mangel an Modulation, ein zu langes Verweilen in der nämlichen Tonart u. dgl. Im Allgemeinen ist daher M. als die Gleich- oder Einförmigkeit in Behandlung u. Darstellung der Gegenstände zu bezeichnen u. im Gebiete der Kunst immer ein Fehler.

Monreale, prachtvoll gelegene Stadt in Sicilien, vier Miglien von Palermo, auf der Straße nach Trapani, die durch eine üppig mit Orangen, Palmen, Brodbäumen ic. bewachsene, vom Ammiraglio durchströmte, wegen ihrer Fruchtbarkeit Conca d'oro genannte Ebene führt, mit 15,000 Einwohnern. Sehenswerth ist die Kathedrale S. Maria nuova, 1170—1176 erbaut, eines der herrlichsten Baudenkmale des Mittelalters, mit Grabmälern der Vorgänger der Hohenstaufen in Sicilien. — In der Nähe die prachtvolle Benediktinerabtei S. Martino, wahrscheinlich von Gregor I. gegründet, sehr reich an Kunstwerken, Manuscripten u. alten Drucken, unter welchen sich Luthers Werke mit autographischen Noten u. Revisionen befinden, angeblich sein eigenes Handemplant.

Monroe, James, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika von 1817 — 25, geboren 1758 zu M.s-Creek (Virginien), gab seinen Platz im Congress (1778) auf, um dem Vaterlande unter den Waffen zu dienen. Bei Beendigung des Kriegs war er Oberst u. nahm die Beschäftigung eines Advokaten wieder auf. Er war fast beständig Congressglied und plog 1794—96 in Paris Verhandlungen mit der französischen Regierung, mit denen das amerikanische Ministerium indeß nicht zufrieden war, obschon er sich durch Veröffentlichung der Papiere rechtfertigte. Virginien erwählte ihn 1803 zum Gouverneur. Nebst Livingston führte er dann in Paris die Verhandlung über die Abtretung Louisianas an Amerika zu einem glücklichen Resultat, leitete eine Unterhandlung in London u. ward 1811 Staatssekretär. Im Jahre 1814 übernahm er den Oberbefehl gegen die Engländer, bis zum Friedensschlusse das Kriegsministerium, dann das des Auswärtigen. Unter seiner Präsidentschaft erstarkte Nordamerika so, daß es die spanischen Colonien anerkennen u. erklären durfte, sie zu schützen. Nach Niederlegung seiner Würde gründete er mit Jefferson u. Madison die Universität Virginia u. starb 1831.

Mons, deutsch Bergen, Hauptstadt der belgischen Provinz Hennegau, Sitz der Provinzialbehörden, eines Obertribunals, Handelstribunals u. Appellhofes,

ist seit 1816 wieder stark befestigt u. hat von sehenswerthen Gebäuden die Kirche zur heiligen Waltrudis, das Rathhaus aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, ein ehemaliges Schloß, jetzt Irrenanstalt, u. 26,000 Einwohner. Ein Kanal verbindet die Trouille, an welcher die Stadt liegt, mit der Schelde, u. eine Eisenbahn mit Brüssel. Außerdem findet man hier ein Collège, ein Lyceum, eine Zeichnungs- u. Bauschule, ein mineralogisches Cabinet, eine Gesellschaft für Künste u. Wissenschaften, einen Verein für Industrie u. Ackerbau, Fabriken in Sammt, Baumwollzeugen, Spitzen, bordirten Musselinen, Tuch, Siamoisen, Waffen, Seife, Thonpfeifen u., Spinnereien, Salzraffinerien, Handelsgesellschaften, mehre Bankgeschäfte, in der Nähe reiche Steinkohlengruben, Flintensteinbrüche u. s. w.; auch der Handel ist ziemlich bedeutend. — Die Stadt verdankt ihren Ursprung wahrscheinlich einem römischen Lager, das Julius Cäsar im gallischen Kriege hier anlegen ließ, und schon im frühen Mittelalter nahm sie an Ansehen und Reichthum bedeutend zu. Am 18. August 1304 siegten hier die Franzosen über die Flanderer. 1572 wurde M. von Ludwig von Nassau überrumpelt, aber von Herzog Alba wieder erobert; 1677 von dem französischen Marschall Humières blokirte, 1691 von Ludwig XIV. erobert, aber im Frieden zu Ryswick an Spanien wieder abgetreten. 1700 gerieth M. mit den übrigen Niederlanden abermals in die Gewalt der Franzosen, ergab sich aber 1709 den Allirten. Im Utrechter Frieden 1713 wurde die Stadt an die Holländer u. 1714 im badener Frieden an Oesterreich abgetreten. 1746 eroberten es die Franzosen abermals, traten es aber wieder an Oesterreich ab. 1792, nach der Schlacht von Jemappes, gerieth M. in die Hände der Franzosen; die Festungswerke wurden geschleift u. erst 1816, nach der Rückgabe an das Königreich der Niederlande, wieder hergestellt.

Mons en Puelle (Bèvelé), großes Dorf an der Lys, im französischen Departement des Nordens (Flandern), mit 1800 Einwohnern, berühmt durch die hier am 18. August 1304 vorgefallene Schlacht zwischen Philipp IV. von Frankreich u. den empörten Flanderern, in welcher letztere vollkommen besiegt wurden.

Monsieur (franz.) „mein Herr“, in Frankreich die Anrede an jede, nur einigermaßen anständig aussehende, Person männlichen Geschlechts, früher aber insbesondere auch der Titel des ältesten Bruders des Königs von Frankreich. — **Monseigneur**, früher die französische Titulatur des hohen Adels u. der hohen Geistlichkeit, so wie der ausschließliche Titel des Dauphins (s. d.).

Monstranz, ostensorium, ist dasjenige der gottesdienstlichen Geräthe, in welchem der allerheiligste Leib des Herrn zur feierlichen Anbetung öffentlich ausgesetzt, oder in Procession umhergetragen wird. Erst im 14. Jahrhundert fing man an, das Allerheiligste sichtbar auszusetzen; seit dieser Zeit hat man also auch erst die M. Sie war ehemals ein Thürmchen, auf allen vier Seiten offen. Nuncmehr hat sie eine andere Gestalt; immer aber wird so viel darauf verwendet, um eine ihrer Bestimmung würdige M. zu haben, als die Kunst vermag u. die Mittel einer Kirche gestatten.

Monstrum (lateinisch) heißt jedes organisch auffallend oder abnorm gebildete Wesen; ein Ungeheuer von auffallender Größe u. Gestalt; dann in weitester Ausdehnung überhaupt alles Seltame u. Wunderbare.

Montague, Lady Mary Wortley, Gemahlin des Lord Wortley M., britischen Gefandten bei der Pforte, geboren 1690 zu Thoresby, Tochter des Herzogs Evelyn von Knigston, erhielt Unterricht in den alten u. neuen Sprachen und erregte nach ihrer Vermählung (1712) am Hofe u. unter Männern, wie Congreve, Addison, Pope, allgemeine Bewunderung. In den Jahren 1716—18 sah sie Deutschland, Ungarn, die Türkei, Nordafrika, Italien u. Frankreich u. beschrieb die Denkwürdigkeiten dieser Reise, besonders ihres Aufenthalts zu Constantinopel, in einer Reihe interessanter Briefe, die nach ihrem, 1762, erfolgten Tode gedruckt wurden: „Letters written during her Travels in Europa, Asia and Africa, London 1763, 3 Bde., Berlin 1781 (neueste Ausgabe von Wharfedale, 3 Bde., Lond. 1837). Deutsch, Leipzig 1763, Mannheim 1784. Französisch

(von Burnet), Amsterdam 1763, u. von Guillaume, Berlin 1793. An additional Volume to the letters of Lady M., London 1767. Deutsch Leipzig 1767. Diese Briefe empfehlen sich mehr durch Schönheit des Stils, als Glaubwürdigkeit des Inhalts. Die Lady hatte sogar Zutritt zu dem Serail des Großherrn, mußte jedoch den Vorwiz, der sie in dieß Heiligthum leitete, auf eine Art büßen, welche die Geburt des nachmals so berühmten Sonderlings Eduard Wortley M. zur Folge hatte. So sagte das allgemeine Gerücht u. selbst ihr Gemahl war vor der ihm durch den Sultan zugesügten Beleidigung so überzeugt, daß er sich von ihr scheiden ließ. Sie gehörte übrigens zu den schönsten u. geistreichsten Damen. Das Verdienst, die Blatterneinimpfung nach London gebracht und dadurch in Europa verbreitet zu haben, gebührt ihr ebenfalls.

Montaigne, Michel Eyquem de, berühmter französischer Philosoph, geboren 1533 auf dem Schlosse M. in Périgord, erhielt eine sorgfältige Erziehung u. erlangte schon frühe viele Sprach- u. wissenschaftliche Kenntnisse. Nach beendigten Studien wurde er 1554 Rath im Parlamente von Bordeaux, legte aber diese Stelle bald wieder nieder u. bereiste hierauf Deutschland, Italien u. die Schweiz. Nach seiner Rückkunft wurde er 1581 Maire von Bordeaux, zog sich aber nach wenigen Jahren auf seine Güter zurück u. starb daselbst 1592. M. besaß eine seltene, originelle Geistesbildung, eine große Fülle von Menschen- u. Weltkenntniß, classische Gelehrsamkeit u. einen praktischen Sinn. Seine berühmten „*Essais*“ (sehr oft gedruckt, beste Ausgabe von P. Coste, London 1724, 3 Bde. u. Haag 1727, 5 Bde.; von Johanneau, Paris 1818, 5 Bde.; von Leclerc, ebd. 1826—29, 5 Bde., meisterhaft verdeutschte von Bode, 6 Bde., Berlin 1793) gehören zu den vorzüglichsten praktisch-philosophischen Werken der neueren Zeit u. werden dem scharfen Denker eben so ehrwürdig, als dem über Welt, Leben u. Pflichten nachsinnenden Weltbürger jedes Standes lehrreich bleiben. Sie sind lange das einzige Buch gewesen, das die Aufmerksamkeit der wenigen Ausländer, welche vor der Mitte des 17. Jahrhunderts französisch verstanden, auf sich zog. Der Styl ist zwar weder correct, noch edel, aber einfach, lebhaft u. kraftvoll. In den *Voyages de M.*, 3 Bde. 1772, erkennt man dagegen den Geist ihres Verfassers nur selten. Ein *Esprit de M.*, 2 Bde., erschien zu London 1772.

Montalembert, Marc René, Marquis von, ausgezeichnete französischer General u. Ingenieur, geboren zu Angoulême 1714, trat in seinem 18. Jahre in Kriegsdienste, wohnte 1736 der Belagerung von Kehl u. Philippsburg bei, ward in der Folge Capitän der Gardes des Prinsen von Conti und stieg endlich bis zum Feldmarschall. Die Akademie der Wissenschaften nahm ihn 1747 unter ihre Mitglieder auf u. man findet in ihren Schriften mehr Abhandlungen von ihm. M. besaß überhaupt viele wissenschaftliche Kenntnisse u. war im militärischen Fache ein berühmter Schriftsteller, vornehmlich durch sein großes Werk über die senkrechte Befestigungsart u. über die Vertheidigungsart, welches das vollständigste Detail enthält, das je über militärische Kunst bekannt worden ist: *La fortification perpendiculaire*, 10 Bde., 1776—94 mit mehreren Supplementen; dann 11 Bde., 1796, deutsch von Hoyer unter dem Titel: „Die Vertheidigung stärker als der Angriff,“ 4 Bde., Berl. 1818—1820. Für die Zeitgeschichte interessant ist seine *Correspondence pendant la guerre de 1757—60*, London 1777, 3 Bde., deutsch von Kohn, Breslau, 3 Theile, 1780. Die Revolution brachte ihn in große Bedrängnisse u. er kam mehrmals in Versuchung, eines freiwilligen Todes zu sterben. Indessen ermüdete auch im Greisenalter seine Thätigkeit nicht u. noch wenige Monate vor seinem Tode, welcher den 26. März 1800 erfolgte, las er im National-Institut zu Paris eine Abhandlung über Laffeten zum Gebrauche der Marine vor.

Montalivet, Camille Bachasson, Graf von, Sohn des im Jahre 1823 verstorbenen Jean Pierre Bachasson, Grafen v. M., der unter Napoleon das Ministerium des Innern bekleidete, geboren zu Valence 1801, erhielt seine Bildung auf der polytechnischen Schule zu Paris, ward 1826 Mitglied der Pairskammer u. nach der Julirevolution Minister des Innern u. unbedingter Anhänger

Ludwig Philipps. Als an die Stelle des Ministeriums Lafitte das Ministerium Périer trat, schloß sich M. auch diesem an u. bekleidete unter demselben die Stelle eines Ministers des öffentlichen Unterrichts. Vollkommener Hofmann, reizte er die liberale Partei unter anderen dadurch, daß er in einer Rede den Ausdruck: „Unterthanen des Königs“ gebrauchte; dafür mehrte sich aber sein Ansehen bei Hofe zusehends. Als Périer krank wurde, trat er in das Ministerium des Innern u. behielt dasselbe auch nach des Genannten Tode. Nach dem 11. October 1832, welcher ein neues Cabinet bilden sah, trat M. von der Verwaltung zurück u. erhielt die Stelle eines Intendanten der Civilliste. Als Thiers (1836) sein liberales Ministerium zusammensetzte, fiel M. wiederum das Portefeuille des Innern zu, „weil der König durchaus einen Mann in der Verwaltung haben wollte, auf den er sich unbedingt verlassen könne.“ Als Thiers nach 5 Monaten von der Präsidenschaft abtrat, legte auch M. sein Portefeuille nieder u. wurde wieder Intendant der Civilliste. Da wurde es bekannt, daß M. als Minister des Innern in die ehrlose Angelegenheit des Spions Conseil verwickelt gewesen. Auf ähnliche Weise unterstützte er 1838, nach Sprengung des doktrinären Ministeriums wiederum Minister des Innern, den berüchtigten Girardin in der Bewerbung um die Vertretung des Fleckens Bourgneuf, indem er die Behörden durch Briefe zu Beförderungen aufforderte. Von der Kammer zur Rede gestellt, läugnete er, wie sehr ihn auch die vorliegenden Thatsachen der Schuld überführten, u. trieb seine Mißachtung alles Anstandes u. der Geseze in allen Regierungsangelegenheiten so weit, daß das Cabinet sich auflösen u. er selbst wieder Intendant der Civilliste werden mußte. Mit dem Sturze Ludwig Philipps hat natürlich auch M.s amtliche Stellung von selbst aufgehört.

Montanisten, ist der Name einer schwärmerisch-ascetischen Sekte im zweiten christlichen Jahrhunderte, deren Stifter, Montanus, früher wahrscheinlich ein Priester der Ekbele und damals kaum selbst zum Christenthume bekehrt, um 170 zu Bepuza in Phrygien austrat, sich für das kräftigste Organ des Paraklet ausgab u. nahe Strafgerichte Gottes in den bevorstehenden Verfolgungen verkündigte. Seine vorgebliche Inspiration war meist nur momentan u. bestand in augenblicklichen Entzückungen, welche das Selbstbewußtseyn und die Besonnenheit verdrängten: „Gott oder der heilige Geist sprechen nun,“ sagte Montanus (*neccesse est exoidat sensu* behauptete diese ekstatische Prophetie). Aber sein ganzes Wesen war weit entfernt von der Verklärung u. Begeisterung Jener, die im apostolischen Zeitalter das Charisma der Vision u. der Weissagung empfangen hatten. Die kund gegebenen Offenbarungen enthielten meist rigorose sittliche Vorschriften, durch deren Befolgung die Kirche zu ihrem Mannesalter erhoben werden sollte. Der wissenschaftlichen Beschäftigung müsse man entsagen, irdische Freuden fliehen, dagegen das Märtyrertum suchen; Unzucht, Mord, Eingehung der zweiten Ehe, schließen für immer von der Kirche aus. In der wahren Kirche des Neuen Testaments dürfe das continuirte Prophetenthum eben so wenig, wie im Alten Testamente fehlen: so finde es sich auch bei ihnen. Von den Aposteln sei das Prophetenthum auf Agabus, Judas, Silas, die Töchter des Apostels Philippus in Hierapolis, Ananias von Philadelphia, Quadratus, Montanus u. die beiden Frauen Priscilla u. Marimilla übergegangen. Die Glaubenslehre der katholischen Kirche scheinbar festhaltend, behauptete M.: Die Sittenlehre müsse sich vervollkommen, an Strenge zunehmen, wie Gott dieß durch die Stufenfolge des Alten u. Neuen Testaments vorgezeigt und beobachtet habe. Da die katholischen Bischöfe Asiens sich diesem schwärmerischen Lügegeiste u. der übertriebenen Strenge auf mehreren Synoden entgegenstellten, trennte sich M. mit seinen Anhängern von der katholischen Kirche. Von nun an constituirten die M., Bepuzianer, oder Kataphrygier (*οἱ κατὰ Φρύγας*) in Asien eine eigene Kirchenverfassung u. verbreiteten sich von Phrygien, ihrem Hauptsitze, aus nach dem Occidente. In Afrika fühlte sich sogar der strenge u. große Tertulian (um 205) von jenen sittlichen Grundsätzen angezogen und hat, was Mon-

tanus im schwärmerischen Gefühle ahnete, zu klarem Bewußtseyn gebracht, aber auch den dogmatischen Grundirrtum des Montanismus: Die Verkennung des Verhältnisses des heiligen Geistes zu Christus in seinem Werke, bestimmter ausgeprägt. Wenn Christus nämlich die Apostel auf die Herabkunft des heiligen Geistes vertröstete, so wollte er nicht andeuten, als ob die Offenbarung durch ihn noch nicht vollendet sei; vielmehr erklärte er ausdrücklich: „Er wird es von dem Meinen nehmen u. der Welt mittheilen (Joh. 16, 13. 14); er wird von Mir Zeugniß ablegen u. euch da an Alles erinnern, was ich euch gesagt habe“ (Joh. 14, 26, 15. 21.), so daß er nur das bereits durch Christum Dargebotene der Welt zueignen u. weiter entwickeln sollte. Dieses Verhältniß ganz übersehend und die Worte Christi: „Noch Vieles hätte ich euch zu sagen, aber ihr könnet es nicht ertragen“ (Joh. 16, 12) mißverstehend, behauptete Tertullian: die Zeit der Nachsicht mit der menschlichen Schwäche sei nun vorüber, der heilige Geist habe sich jetzt durch Montanus u. die beiden Prophetinnen mitgetheilt u. die frühere Offenbarung vervollständigt, um das christliche Leben zu seiner Vollendung zu führen; darum sei es unerlässliche Pflicht der Gläubigen, die neuen Gebote des heiligen Geistes gewissenhaft zu beobachten. Da die Katholiken sich wenig geneigt zeigten, in diesen Irrthum einzugehen, wurden sie von den M. Fleischlichgesinnte (*ψυχικοί*) genannt, wogegen sie sich selbst als die Geistigen (*πνευματικοί*) bezeichneten u. in ihrer oft maßlosen Polemik die Lehre der katholischen Kirche bisweilen gänzlich zu verwerfen schienen. In Aegypten war der Gnostiker Hierakas seinen ascetischen Grundsätzen nach nicht nur verwandt mit den M., sondern überbot sie in Anforderung sittlicher Strenge noch um Vieles. Diese Sekte erhielt sich bis ins 6. Jahrhundert. Vergl. Kirchner, *de Montanistis specimen I.*, Jen. 1832; Schwegler, *der Montanismus und die christliche Kirche des 2. Jahrhunderts*, Tübingen 1841.

Montauban, Hauptstadt des französischen Departements Tarn u. Garonne, in einer malerischen Lage auf einem Plateau, umgeben vom Tarn, Tescou, einem Seitenkanal der Garonne u. einer tiefen Schlucht, Sitz der Präfektur eines katholischen Bischofs, eines kleinen u. großen Seminars und einer protestantisch-theologischen Fakultät. Außerdem findet man hier eine Normalschule, ein Civil- u. Handelstribunal, eine Gesellschaft für Wissenschaft, Ackerbau und schöne Künste u. s. w. Die 20,000 Einwohner betreiben Fabriken für gewöhnliche Wollzeuge, Tuch, Cadis, Molletons, Siebzeug, Filz u. Seidenhüten, Fayence, Buntpapier, mechanische Wollspinnerei, besonders für die Languedoc-Zeuge, Färbereien, bedeutenden Handel mit Getreide u. Tuch.

Montbeillard, s. Mompelgard.

Montblanc, der höchste Berg in Savoyen u. in Europa überhaupt, 14,700' über dem Meere, unter 45° 41' nördlicher Breite u. 24° 24' Länge, zuerst 1786 am 8. August von Jacques Balmat u. Dr. Paccard erstiegen. 17 Gletscher, mehre von 4—5 Stunden Länge, gehen von ihm herab. Die beste Ansicht gewinnt man auf dem Mont Breven, dem Col de Balme u. dem Vuët; im Süden auf dem Grammont; im Südwesten auf dem Col de la Seigne; im Nordosten auf dem Col de Grant.

Montcenis, ein Berg zwischen Savoyen u. Piemont, dessen höchste Spitze (Roche mélon) 10,756' über dem Meere ist. Die Kunststraße, die darüber führt, ist die Hauptstraße zwischen Frankreich u. Piemont, auf Befehl Napoleons in 5 Monaten von Gio. Fabbroni 1805 mit 3000 Arbeitern vortrefflich gebaut, durch Felsen u. über Abhänge geleitet, nirgends steil u. das ganze Jahr fahrbar, am schönsten indeß auf der italienischen Seite; ihre höchste Höhe ist 6098'. Von Lanslebourg bis Susa braucht man bei guter Jahreszeit 8—9 Stunden. Schon Pipin u. Karl der Große haben den Paß gekannt u. öfters überschritten, ebenso Pompejus; selbst Hannibal scheint hier übergegangen zu seyn. Am Fuße desselben ist Karl der Kahle gestorben. Die Reise über den M. mit Post ist theurer, als andere ähnliche, wegen des doppelten Postgelbes u. der vielen Vorspann.

26 kleine Häuser (Refuges) in gleichmäßigen Distanzen von einander gewähren Schutz vor Kälte, Lawinen u. anderen Unfällen der Art, u. sind zugleich Wohnungen der Straßenaufseher (Cantonniers). — Von Lanslebourg, jenseits des Arco, fängt die Straße an zu steigen; eine halbe Stunde hinter dem obersten Hause (Ramasse) auf der Hochebene des Passes (Madelino) steht M. (Tavernettes), wo Postenwechsel ist, u. eine Viertelstunde weiter das, angeblich von Ludwig dem Frommen gestiftete, von gastfreundlichen Benediktinern bewohnte Hospitium. Dabei sind Casernen für 1000 Mann.

Montebello, Flecken in der Delegation Vicenza des lombardisch-venetianischen Königreiches, mit 3200 Einwohnern, geschichtlich berühmt durch die am 9. Juni 1800 hier gelieferte, siegreiche Schlacht der Franzosen über die Oesterreicher, in Folge deren Napoleon 1804 dem Marschall Lannes (s. d.) den Titel eines Herzogs von M. verlieh.

Monte-Casino, weltberühmte, auf dem Berge gleiches Namens, $3\frac{1}{2}$ Miglien von der Stadt St. Germano in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro herrlich gelegene Benediktinerabtei, deren Bewohner gastfrei u. ohne strenge Regel leben. Der heilige Benedikt (s. d.) soll die Ruinen eines hier befindlichen Apollotempels 529 zur Erbauung einer Einsiedelei für sich (man zeigt sie noch, sowie die mit Mosaiken geschmückte Kapelle) benützt haben u. legte damit den Grund zu dem jetzigen großen Gebäude, das mit seinen Mauern u. Thürmen gleich einer Festung dasieht. — Man sieht hier die kolossalen Statuen des heiligen Benedikt, sowie seiner Schwester, der heiligen Scholastica, u. in 16 Nischen die von Wohlthätern der Abtei. — Die Kathedrale, von 1066, mit einer silbernen Inschrift, welche die Besitzungen der Abtei u. die geschichtlichen Notizen über sie enthält: daß sie 529 an der Stelle des Apollotempels gegründet; daß sie 589 von dem Longobardenkönige Zotone zerstört worden; daß sich die Mönche nach Rom geflüchtet, Gregor II. das Kloster hergestellt, 884 die Saracenen dasselbe von Neuem zerstört; daß es der Abt Desiderius erweitert, dann Papst Urban V. nach dem Erdbeben von 1349 wieder ausgebeßert u. daß es von Grund aus ausgebaut worden unter Benedikt XIII. 1649. Architekt war Cosmo Fanzaga. Die Kirche hat drei Schiffe, ein Querschiff u. eine hohe Kuppel, u. ist reich mit Säulen, Marmor u. Edelsteinen geschmückt. Gemälde von Luca Giordano (Einweihung der Kirche durch Alexander II. im Jahre 1071; Leben des heiligen Benedikt u.); von Lorenzino (Tod u. Verklärung des heiligen Benedikt in der Kuppel, größtentheils zerstört); von M. Mazzaroppi in der Kapelle St. Gregorio; von Fr. de Mura in der Kapelle St. Carlo magno. — Im Kreuzschiffe das Grabmal des Pietro Medici u. des Bido Feramosca. — Die unterirdische Kirche (il Tugurio u. il Succorpo) mit Malereien von Marco da Siena (sehr verlegt durch Feuchtigkeit). Im Refectorium das Wunder der Brod- u. Fischsegnung Christi von Franz u. Leandro Bassano u. die Originalzeichnungen zu 16 Figuren der Kuppel St. Pietro in Rom von Arpino. — Die Bibliothek ist wahrscheinlich so alt, wie das Kloster, hat aber natürlich unter den häufigen Zerstörungen desselben u. durch sonstige Unbilde viel gelitten. Die Mönche von M.-C. im 11. u. 12. Jahrh. haben viele bedeutende Classiker (namentlich im Auftrage des Abtes Desiderius, nachmaligen Papstes Victor III.) copirt u. viele Handschriften u. geschichtliche Documente aufbewahrt, allein schon im 14. Jahrhunderte war die Bibliothek im äußersten Verfall. Jetzt zählt dieselbe noch 795 Bände, darunter 500 Mspte. auf Pergament. Der Katalog von 8 Bänden, angefangen 1759, befindet sich im Archiv. Als eigentlicher Wiederhersteller der Bibliothek ist Erasmus Gattola von 1662—1734 zu nennen. Von geschichtlichen Dokumenten, Privilegien, Diplomen von Kaisern, Königen u. Herzögen u. s. w. sind 800 da, deren älteste bis ins 9. Jahrhundert reichen. Das älteste Manuscript ist der Commentar des Origines zu dem Römerbriefe Pauli von 569. Die Sermonen des h. Augustin, Frontinus de aquaeductibus, Codex Justinianus etc. Ein Virgil aus dem 13., ein Dante mit Noten aus dem 14. Jahrhundert. Ein Gebetbuch mit Miniaturen

von Bartol. Fabio de Sandalio von 1469 u. eine Sammlung gemalter Vögel von Gius. Euavi d'Alcoli von 1686. — Sonstige Merkwürdigkeiten sind: ein antiker Badestuhl von Rosso antico; ein altes Bildniß Dante's ic. In der Nähe des Städtchen Arpino.

Montecuculi (Raimund, Graf von), deutscher Reichsfürst u. Herzog von Melfi, k. k. Feldmarschall, ein tapferer u. erfahrener Feldherr, 1608 aus einer adeligen Familie zu Modena geboren, diente unter seinem Oheim, Ernst von M., der die k. k. Artillerie commandirte, war fünf Jahre gemeiner Soldat, zwei Jahre Corporal u. mußte durch alle Militärstellen fortrücken. Schon im 30jährigen Kriege focht er mit großem Ruhme u. sein erstes Meisterstück war die Entsetzung der von den Schweden belagerten schlesischen Festung Namslau 1645; er wurde aber bald von den Schweden gefangen, nach Stettin gebracht u. erst nach zwei Jahren ausgewechselt. Während seiner Gefangenschaft studirte er die Kriegskunst, besonders der Alten, nebst anderen Wissenschaften mit dem unermüdetsten Eifer u. erwarb sich dadurch ausgebreitete militärische Kenntnisse, die er nachher selbst als Schriftsteller zeigte. Nach seiner Befreiung schlug er 1646 die Schweden bei Tribel u. nahm 1648 mit der Armee des gebliebenen Feldmarschalls Holzapfel einen sehr vortheilhaften Rückzug, welchem bald der weiphalische Friede folgte. Der Kaiser schickte ihn hierauf 1657 dem Könige von Polen wider den Fürsten Rakocz y u. die Schweden zu Hülfe: er schlug erstere bald zurück u. vertrieb die Schweden aus Polen u. Holstein, wohin das kaiserliche Heer zu Folge der Allianz mit Dänemark eilte; ja, er verjagte das schwedische Heer aus allen dänischen Staaten u. kehrte dann in die österreichischen Erblande zurück, um neue Lorbeeren gegen die Türken zu erringen, die er überall, besonders 1664 in der Schlacht bei St. Gotthard, überwand u. zum Frieden nöthigte. Allein nie zeigte er sich größer, als im Kriege gegen die Franzosen, in welchem er 1672—75 commandirte. M. machte viele fremde Fehler gut u. stand 1675 am Rheine mehre Monate hindurch gegen Turenne. Beide Helden boten hier alle Kräfte auf, sich durch Märsche u. versteckte Plane zu hintergehen, aber keiner ließ es zum Treffen kommen u. ganz Europa erklärte sie damals für die größten u. erfahrensten Feldherrn, die jemals gegen einander gestanden hatten. Turenne blieb endlich in eben dem Jahre u. M. zog sein Heer zurück. Allein sein größter Feldzug sollte auch sein letzter seyn: er starb 1680 zu Linz an der Wunde, die ihm ein herabgestürzter Balken verursacht hatte. M. war einer der größten Taktiker, die je gelebt haben, u. man kann ihn mit dem römischen Feldherrn Fabius und mit Daun vergleichen; denn so, wie sie, zauberte er, ehe er Etwas unternahm u. überlegte jede Kleinigkeit, ließ aber doch nie einen günstigen Umstand unbenützt. Seine höchst werthvollen Mittheilungen über die Kriegskunst, den Türkentrieg ic., wurden zuerst von Huyssen, Köln 1704, dann öfter u. zuletzt von Grassi, Turin 1821, 2 Bde. herausgegeben. Auch hat man von ihm Sonette u. einiges Andere.

Monte Fiascone, Stadt im Kirchenstaate, an der Straße von Florenz über Siena nach Rom, mit 3000 Einwohnern u. dem berühmten Est-Wein, von dessen übermäßigem Genuße der Demherr Jakob Fugger von Augsburg daselbst starb. Auf dem Kirchhofe ist sein Grabstein, mit der bekannten Inschrift: Est, est, est: propter nimium Est dominus meus mortuus est.

Montemayor (Jorge de), berühmter portugiesischer Dichter, aus der Gegend von Coimbra, geboren 1520, der aber meistens spanisch schrieb. Er that Anfangs Kriegsdienste, verließ diese aber bald aus Liebe zu den Musen u. starb den 26. Februar 1561. Seine poetischen Werke bestehen aus Episteln, Sonetten, scherzhaften Gedichten, Idyllen, „Cancionero“, Saragossa 1561, Madrid 1588, und ein geschägter Schäferroman: „La Diana“, Pampelona 1578, Leipzig 1624, 2 Theile, mit vielen Eklogen vermischt, fortgesetzt (höchst elend) von Alonso Perez, besser von Gil. Polo: „La Diana enamorada que prosigue la Diana de Monte Major“, Valencia 1564, Madrid 1777, deutsch von Philipp Harsdörfer, Nürnberg 1646.

Montenegro (b. h. schwarzes Gebirge), bei den Türken Parabagh, bei den Albanen Mal Iriš, bei den Eingeborenen Tscherna-Gora, heißt die kleine, 54 (nach Andern 25) □ M. haltende Slawen-Republik, eine rauhe Gebirgslandschaft, die sich zwischen dem österreichischen Dalmatien, der Herzegowina u. Albanien, auf dem dalmatinischen Küstengebirge u. am Meerbusen von Cattaro hin erstreckt u. etwa 40,000 (nach anderen Angaben 100,000) Einwohner zählt. Das Land ist, des fast unzugänglichen, äußerst wilden u. rauhen Gebirgs wegen, sehr leicht zu vertheidigen, hat aber auch fruchtbare Thäler mit Wein-, Obst- u. Getreidebau, gute Viehzucht u. auf den Bergen starken Holzwuchs. In neuerer Zeit ist auch der Kartoffelbau allgemein geworden. Mit dem benachbarten Cattaro treiben die Einwohner lebhaften Verkehr; dorthin bringen sie Vieh, Schildkröten, Käse, Fische, Geflügel, Holz u. s. w. Bis jetzt haben sich die Montenegriner von der Herrschaft der Türken unabhängig erhalten. Sie gehören zum slawischen Stamme, sind stark, ausdauernd, roh u. gewandt, mit eblen u. stolzen, doch wilden Gesichtszügen, mehr herumstreifende Hirten u. Jäger, als stätige Ackerbauer, dabei ungemein leidenschaftlich, schlau, hinterlistig, rachgierig, grausam, mäßig, tapfer bis zur Verzweiflung u. von einfachen reinen Sitten. Von ungeschwächter Stärke sind die Familien- und Stammesbände, was sich theilweis in dem patriarchalischen Leben, das jede Familie inmitten ihres Grundeigenthums vereinigt u. in besonderer Wohnung unter gemeinschaftlichem Familienoberhaupte zusammenhält, theils anderseits in der noch herrschenden Blutrache u. den Stammesfeindschaften ausdrückt, die Familie gegen Familie u. Stamm gegen Stamm solidarisch auftreten lassen. Sie bekennen sich alle zur griechischen Kirche u. stehen unter einem Bischöfe, der allein durch sein geistliches Ansehen das sonst ziemlich gefegloze Volk in Ordnung hält. Der letzte Bischof, Peter Petrowich (+ 1830), der seit 1770 diese Würde bekleidete, hat sich durch manche gute Einrichtungen u. durch kräftiges Benehmen gegen die Türken große Verdienste um sein Volk erworben. Das weltlich gewählte Oberhaupt, der Vladika, hat wenig Ansehen u. kann ohne die Einwilligung der Serbers (Distrikthauptlinge), Woioda's (Stammhauptlinge) u. Niesen Nichts unternehmen; aber auch diese Vorgesetzten gelten nur wenig u. es herrscht unter den Montenegrinern nicht der geringste Unterschied des Standes. Der jetzige Vladika, Peter Petrowich II., ist zugleich Bischof. Schon seit 100 Jahren erfreut sich diese, freilich von Niemand anerkannte, Republik des besonderen Schutzes Rußlands. M. zerfällt in 4 Najas oder Bezirke, deren jeder unter einem Hauptmanne steht u. wieder eine bestimmte Anzahl Gemeinden in sich faßt, welche nahe an 20,000 Mann ins Feld stellen können. Hauptstadt u. Sitz des Vladika ist Gzettin oder Gettigne. — M. gehörte im Mittelalter zu dem großen Slawenreiche, dessen Mittelpunkt Serbien bildete, riß sich aber 1389, nach dem Tode des Königs Lazarus, los u. bildete einen eigenen Staat unter Fürsten aus dem Hause Ochnowewich, bis 1516 Georg, der letzte aus diesem Hause, abdankte. Seitdem waren sie stets mit den Venetianern gegen die Türken verbündet u. standen unter einem Vladika (Oberrichter, zugleich Administrativbehörde) u. dem Bischöfe (mit einer Art königlicher Priesterwürde), welche Aemter in gewissen Familien erblich waren. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts gelang es den Montenegrinern, sich faktische Unabhängigkeit von den Türken zu erstreiten, wogegen Rußland durch Geld u. andere Unterstützungen einen großen Einfluß erlangt hat, den es fortwährend zu vermehren sucht. Der gegenwärtige Vladika ist für die Civilisirung des Landes sehr thätig. Er ordnete eine regelmäßige Regierung an, bestehend in einem Senate von 6 u. in einem Gerichtshofe von 155 Mitgliedern u. sorgte nebstdem für Herausgabe eines Staatkalenders u. eines Monatsjournals. Im Sommer 1838 stattete ihm der König Friedrich August von Sachsen auf einem botanischen Ausfluge einen Besuch ab u. zu Anfang des Jahres 1844 machte der Vladika auch eine Reise nach Wien. Vom Jahre 1840 an bis gegen 1844 dauerte wegen Gränzfreitigkeiten ein kleiner

Krieg gegen die Türken u. die österreichische Militärgrenze u. konnte nur durch russische Vermittelung beendigt werden. Ow.

Montenotte, Dorf in der piemontesischen Provinz Alba auf den Apenninen; Sieg Bonaparte's am 12. April 1796 über den österreichischen Graf von Beaulieu.

Monte Pulciano, Hauptort eines Vicariates u. Bischofsitz in Toskana, zwischen den beiden nach Rom führenden Straßen, mit 2000 Einwohnern, berühmt durch seinen vortrefflichen Wein. — In der Nähe Macciano, wo Filippo Strozzi von Cosmo II. 1554 gefangen genommen wurde. Die Seen von M. P. u. Chiusa sind durch einen Kanal mit einander verbunden.

Montereau, Stadt im französischen Departement Seine-Marne, am Zusammenflusse der Seine u. Yonne, hat ein Handelsgericht, Steingut- u. einige andere Fabriken u. 4000 Einwohner. — Hier wurde den 10. September 1419 Herzog Johann von Burgund bei einer Zusammenkunft mit dem Dauphin (nachher Karl VII.) durch dessen Begleitung getödtet. 1437 wurde die Stadt, nach hartnäckigem Widerstande, von den Franzosen erobert. — 1814, den 18. Februar, Gefecht zwischen den Franzosen unter Ney und den Allirten, in welchem erstere einige Vortheile errangen.

Monte Rosa, Berg zwischen Wallis u. Piemont, 14,580' über dem Meere. Der Gipfel wird durch einen Kranz fast gleichhoher Felsenhörner gebildet. 8 Gebirgsketten stehen mit ihm in Verbindung. Schönste Ansicht auf dem Rothhorn, 9000' hoch.

Monte Santo, s. Athos.

Montespan, Françoise Athénais de Rochechouart-Mortemart, Marquise von, geboren 1641, heirathete den Marquis von M. (1663), der sie am Hofe einführte. Hier verdrängte sie die Frau von Lavallière aus der Gunst Ludwigs XIV. (1670), der 8 Kinder mit ihr zeugte, darunter den Herzog von Maine. Ihrerseits von der Maintenon mittelst des Fräuleins Fontanges verdrängt, starb sie auf dem Lande 1707.

Montesquieu, Charles de Sécondat, Baron de la Brède u. de M., unstreitig einer der größten u. talentvollsten Männer Frankreichs, aber auch einer von denen, deren Schriften der Kirche — vielleicht ohne daß sie es selbst wollten — manche Wunde geschlagen haben, stammte aus einer alten, in Guienne einheimischen, Familie u. wurde den 18. Januar 1689 auf dem Schlosse Brède bei Bordeaux geboren. Bei einer sorgfältigen wissenschaftlichen Erziehung entwickelten sich seine ungewöhnlichen Talente sehr frühe; schon 1714 wurde er Rath am Parlamente von Bordeaux, 1716 Präsident desselben, legte aber 1728, wo er in die französische Akademie aufgenommen wurde, seine Aemter nieder u. machte, um den Charakter u. die Staatsverfassung der Reiche zu studiren, eine Reise durch Deutschland, Ungarn, Italien, die Schweiz, Holland und England. Nach seiner Rückkehr hielt er sich meistens auf seinem Schlosse Brède auf u. starb zu Paris im Februar 1755. M. war als Philosoph, Rechtsgelehrter u. Geschichtsschreiber einer der ersten Männer seines Zeitalters; das Studium des Menschen, Kenntniß der Welt, wohlwollendes Forschen über die wichtigsten Angelegenheiten der Gesellschaft u. ein ächter praktischer Sinn beaufundten sich in allen seinen Ansichten, Erörterungen, Rückblicken, Digressionen u. Ermahnungen. Er ist nächst dem Aristoteles als der Schöpfer der Philosophie des positiven Rechtes anzusehen u. keiner seiner zahlreichen Nachfolger hat hierin seinen Ruhm verbunkelt. In seinem Werke: „*Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains*,“ Paris 1734 (deutsch von Hader, Leipzig 1828), legt er das pragmatische Resultat seines Studiums der römischen Geschichte nieder u. man kann dieses Werk mit Recht eine römische Geschichte zum Gebrauche des Staatsmannes u. des Philosophen nennen. Dagegen gehören seine „*Lettres persannes*,“ Paris 1821, so angenehm u. fein auch die Darstellung ist, unbestritten in die Classe jener oben genannten Schriften. M. führt darin einen nach Frankreich gekommenen Perser auf, der sich unter anderen spottend über die kirchlichen Verhältnisse äußert, und

hat dadurch seinen frivolen Nachfolgern, den Encyclopädisten (s. d.), wenn auch nicht gerade in die Hände gearbeitet, so doch wenigstens eine gewichtige Autorität gegeben. Von seinem Hauptwerke: „*Esprit des lois*,“ 3 Bde., Genf 1749 u. sehr oft, dieser in mancher Beziehung classischen Arbeit, der Frucht eines 30jährigen Studiums, dürfen wir doch nicht verschweigen, daß mehre darin enthaltene Ideen dem monarchischen Principe nichts weniger, als günstig waren und das Volk mit allen Begriffen von Freiheit u. Gleichheit vertraut machten, welche früher oder später nothwendig nachtheilige Wirkungen hervorbringen mußten. Seiner inneren Anlage nach enthält dieses Werk Betrachtungen über die drei Regierungsformen: der Monarchie, Aristokratie u. Demokratie, u. zum Lobe muß dem Verfasser die Sparsamkeit u. Zweckmäßigkeit angerechnet werden, womit er die wichtigeren Staatseinrichtungen u. Gesetze aus dem unermesslichen Chaos derselben hervorhebt; der größtentheils richtige Blick, womit er sie würdigt u. die kurze u. gleichwohl deutliche Präcision, womit er seine Resultate ausdrückt, erläutert u. beweist. Ein prosaisches Gedicht, in welchem mit anacreontischem Geiste eine reizende, nur mitunter zu üppige, Schilderung von der Liebe gemacht wird, ist M.'s „*Temple de Gnide*,“ Paris 1725, 7 Bücher, 1772, mit Kupfern, versifizirt von Colardeau u. Leonard, dreimal verdeutscht, am leidlichsten von Wagner, Wien 1770. — Seiner Persönlichkeit nach war M. äußerst lebenswürdig; von stets gleicher Heiterkeit u. zuvorkommend gefälligem Wesen, zog er Aller Herzen an sich. Die größten Männer Frankreichs drängten sich zu seiner lehrreichen Unterhaltung; er floh aber, so oft er konnte, auf sein Landgut u. hier sah man den Philosophen das gasconische Patois mit seinen Bauern sprechen u. ihre unbedeutenden Streitigkeiten schlichten. Gesammtausgaben seiner Werke erschienen, die besten: London 1759, 3 Bde.; Basel 1808, 8 Bde.; die von Auger besorgte (8 Bde., Paris 1819); die von Destutt de Tracy u. Villemain (8 Bde., Paris 1827) u. die von Lefebvre (2 Bde., Paris 1839), sowie verschiedene Uebersetzungen. Einen geistreichen „*Commentaire sur l'Esprit des lois*“ lieferte Destutt de Tracy (Paris 1819).

Montesquieu. 1) M. d'Artaignan, Pierre de, Marschall von Frankreich, aus einer sehr alten Familie entsprossen, die ihren Ursprung von der Baronie M. ableitet, diente zuerst in Holland, zeichnete sich in den Kriegen Ludwigs XIV. von der Belagerung von Douai 1667 bis zu der von Opern 1678 rühmlich aus, führte dann auf königlichen Befehl im ganzen Königreiche bei der Infanterie ein neues Exercitium ein u. erwarb sich später im spanischen Successionskriege ausgezeichneten Ruhm. Er commandirte die Infanterie in den blutigen Schlachten bei Ramillies u. Malplaquet 1709 u. sein Heldenthum ward mit dem Marschallsstabe belohnt. Auch in der Folge, besonders 1712, hatte er vielen Antheil an den Fortschritten der Franzosen in Flandern. Er starb den 12. August 1725, 85 Jahre alt. — 2) M. Fezensac, Anne Pierre, geboren 1741, wurde zum Deputirten der Reichsstände vom Abel zu Paris ernannt, verließ aber bald die Berathschlagungen seines Standes u. trat auf die Seite des dritten Standes. Er erstattete mehre Berichte über die Finanzen u. hatte beim Ausbruche der Revolution großen Einfluß auf die Ansichten des Volkes. Als der Krieg gegen Oesterreich seinem Ausbruche nahe war, übernahm er das Commando der Alpenarmee u. bemächtigte sich bald darauf Savoyens. Weil man ihn aber im November 1792 anklagte, daß er es mit dem Vaterlande nicht redlich meine, so verließ er die Armee u. floh in die Schweiz. Seinen Bericht an den Convent schloß er mit den Worten: „Ich bin kein Betrüger, aber ich lasse mich auch nicht betrügen.“ Da er durch ein Defret vom 3. September 1795 die Freiheit erhielt, wieder in sein Vaterland zurückzukehren, so that er es u. starb daselbst den 30. December 1798. Man beschuldigte ihn der politischen Zweijüngigkeit. In der Periode der Revolution schrieb er viel Gutes über die Finanzen seines Vaterlandes; auch ein Schauspiel: „*Emile ou les joueurs*,“ deutsch von Huber, Leipzig 1799.

Monteverde, Claudio, Kapellmeister bei St. Markus zu Venedig, zu Cremona 1570 geboren, erwarb sich durch seine Messen, Madrigale u. Opern, die von 1592 bis 1651 zu Venedig gedruckt u. wieder aufgelegt wurden, den Ruhm eines der größten Componisten seiner Zeit. Man hält ihn in Italien, wo nicht für den Erfinder des Recitativs, doch wenigstens für einen der Ersten, welche demselben seine Eigenthümlichkeit gegeben haben, da man kein älteres Beispiel von Recitativen kennt, als dasjenige, welches man in seiner Oper Orfeo findet. Die Bratsche spielte er als Meister. Er starb um 1650.

Montezuma, Kaiser von Meriko, unter dessen Regierung Cortes (s. d.) in dieses Land einfiel. Nach vielen unwürdigen Mißhandlungen, die er von den Spaniern erdulden mußte, wurde er endlich von Cortes vermocht, sich für einen Vasallen Karls V. zu erkennen u. verlor deshalb bei den Merikanern bald alle Achtung. Als er sie einst bei einem Tumulte wider die Spanier beruhigen wollte, erhielt er mit einem nach ihm geworfenen Steine eine tödtliche Wunde u. starb kurz darauf 1520. Sein Sohn u. Nachfolger Guatimozin wurde 1523 von Cortes ganz vom merikanischen Throne gestoßen und nach grausamen Mißhandlungen einige Jahre darauf gehängt. — Der Letzte von seinen Nachkommen, Don Marfilio, Graf von M., geboren 1786, diente als General im spanischen Unabhängigkeitskriege, wurde deshalb von Ferdinand VII. verbannt u. starb 1836 zu Neu-Orleans.

Montfaucon (Bernard de), lateinisch Montefalco, auch Montefalconius, aus einem alten, adeligen Geschlechte entsprossen u. 1655 auf dem Schlosse Soullage in Languedoc geboren, diente Anfangs bei der Armee, trat aber 1676 in den Benedictinerorden des heiligen Maurus, ward einer der vornehmsten Zierden desselben durch seine große historisch-antiquarische und kritische Gelehrsamkeit und bereicherte die Literatur mit vielen wichtigen Werken. Er starb in der Abtei St. Germain des Prés zu Paris 21. Dezember 1741. M. verband mit einem gebildeten Geschmacke einen außerordentlichen Reichthum von gelehrten Kenntnissen, die ausgebreitetste Belesenheit u. gefallende Freimüthigkeit. Unter seinen sehr zahlreichen Schriften, welche meistens die Geschichte, Kritik u. Alterthumskunde betreffen, sind allein 44 Folianten. Die wichtigsten sind: eine Ausgabe des Chrysostomus in 11 Folioebänden; *Analecta graeca s. varia opuscula gr. hactenus inedita*, Paris 1688; *Paleographia graeca*, ebend. 1708, Folio, worin er die Kennzeichen von dem Alter der Manuscripte angibt; *Hexaplorum Origenis, quae supersunt*, ebend., 2 Bde., 1713, Folio. *L'antiquité expliquée et représentée en figures*, ebendaf. 1719—22, 10 Bde., lateinisch und französisch in Folio mit mehren 100 Kupfertafeln, deutsch im Auszuge vom Schag, mit Anmerkungen von J. S. Semler, Nürnberg 1757, Folio mit Kupfern, lateinisch u. deutsch. Zu diesem, mit großem Beifalle aufgenommenen, Werke gehört: *Supplement au livre de l'antiquité*, Paris 1724, Folio, 5 Bde, lateinisch u. französisch mit 520 Kupferplatten; *Bibliotheca Bibliothecarum Manuscriptorum nova*, Paris, 2 Bde., 1759, Folio; sein Verzeichniß der alten Handschriften in den vornehmsten Bibliotheken; *Monumens de la monarchie française*, Paris, 5 Bde., 1729, Folio mit Kupfern u. m. a.

Montferrat, eine alte Landschaft Italiens, zwischen Piemont, Genua u. Mailand, gebirgig u. fruchtbar an Getreide u. Wein, mit der Hauptstadt Casale. M. gehörte seit dem 10. Jahrhunderte dem Geschlechte der Marquis von Alaron, die sich während der Kreuzzüge so rühmlich auszeichneten. Im Jahre 1306 kam es an einen Zweig der Paläologen durch Theodor, den Sohn des griechischen Kaisers Andronikus u. der Solantha von M. Eine andere Solantha, die Tochter dieses Theodor, heirathete den Grafen Aimon von Savoyen 1330 mit der Bedingung, daß ihre Nachkommen in der Markgrafschaft M. die Nachfolge bekommen sollten, sobald die männliche Linie erlösche. Als dieß 1533 mit dem Tode Johann Georg Paläologs der Fall war, gelangte das Haus Gonzaga zum Besitze M.s, das 1574 zu einem Herzogthume erhoben wurde. Erst 1814 ward die Verein-

gung M.s mit Piemont vollständig. Gegenwärtig bildet es die Provinzen Acqui mit circa 100,000 Einwohnern u. Casale mit 115,000 Einwohnern.

Montgelas, Maximilian Joseph, Graf von, erblicher Reichsrath u. Staatsminister der auswärtigen Angelegenheiten Bayerns, des königlichen Hauses, des Innern u. der Finanzen, wurde am 12. September 1759 zu München geboren, wo sein Vater, Freiherr Janus von M., einem alten Edelgeschlechte Savoyens entsprossen, als kurbayerischer General lebte. Der junge M. studirte in Ingolstadt u. Straßburg u. wurde schon in seinem 20. Jahre von Karl Theodor zum Büchercensurrath u. kurfürstlichen Kämmerer ernannt. Nach der Hand in die Bestrebungen der Illuminaten verwickelt, hielt er für räthlich, sein Geburtsland zu meiden, u. begab sich 1785 an den Hof des Herzogs Karl von Zweibrücken, der ihn als Hofcavalier anstellte. Dort erwarb sich der talentvolle u. geistreiche Mann die Gunst des Bruders des Herzogs, des Prinzen Maximilian, u. als dieser nach dem Tode des Kurfürsten Karl Theodor zum Throne von Bayern-Pfalz gelangte, wurde M. sogleich Minister des Auswärtigen u. spielte von diesem Augenblicke an als gewandter Diplomat eine wichtige Rolle in der Zeitgeschichte. Die damalige Lage des zusammenbrechenden deutschen Reiches erwägend, bestimmte er nach dem Tüneviller Frieden, mehr von staatsmännischer Klugheit, als vom vaterländischen Gefühle sich leiten lassend, den Kurfürsten, sich dem siegreichen u. mächtigen Frankreich anzunähern u. legte dadurch den Grund zu den bedeutenden Gebiets-Erwerbungen, die später Bayern zu Theil wurden. Nach dem im Sommer 1800 erfolgten Tode des Freiherrn von Hompesch hatte M. provisorisch die Verwaltung der Finanzen übernommen u. bald machte sich auch sein überwiegender Einfluß auf das Departement des Innern erkennbar. Es begannen in Bayern jene allseitigen Reformen u. Organisationen, durch welche sich die Regierungsperiode Maximilians so besonders ausgezeichnet hat, u. M., die Haupttriebfeder dieser Umgestaltungen, erwarb sich dadurch, wie es eine Zeit der Gährung und des Kampfes des Alten mit dem Neuen jedesmal mit sich bringt, einerseits eben so warme Lobredner u. Anhänger als anderseits heftige Tadler u. Gegner. In Abrede kann nicht gestellt werden, daß zum Besten des Landes dazumal sehr viel Dankenswerthes geschah, während hinwieder in manchen Beziehungen, namentlich gegen die kirchlichen Anstalten u. das religiöse Gefühl des Volkes, stark gesündigt worden ist, Mißgriffe, die später nach der Acquisition von Tyrol auch dort sich wiederholten, aber bekanntlich schlimme Früchte trugen. In diesen Zeitraum fällt auch die Verheerung des Ministers mit der Gräfin Ernesstine von Arco, wodurch er mit den ersten Familien des bayerischen Adels in nahe Verwandtschaft trat. Dem Feldzuge von 1805 gegen Oesterreich wußte M. große Vortheile für Bayern abzugewinnen, aber die wichtigste Handlung seiner damaligen politischen Thätigkeit war seine Theilnahme an dem Abschlusse der den 12. Juli 1806 zu Paris unterzeichneten Rheinbundesakte. Mit der Ministerialorganisation vom 29. October 1806 erhielt M. neben der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten nun auch das Portefeuille des Innern, u. seine erstauenswerthe Regsamkeit hatte jetzt völlig freie Hand zu den mannigfaltigsten, Schlag auf Schlag sich folgenden Schöpfungen, zu deren Aufzählung u. Würdigung der Raum eines Lexiconartikels bei Weitem nicht hinreicht. Daß der allwirkende Minister den besten Willen hatte, stets das Vollkommenere zu erreichen, mußten selbst seine Feinde u. Rivalen anerkennen. Von Seite seines Königs genoß er das vollste Vertrauen u. sah sich 1809 durch eine bedeutende Donation u. die Erhebung in den Grafenstand wahrhaft fürstlich belohnt, nachdem ihm kurz zuvor noch ein drittes Portefeuille, das der Finanzen übertragen worden war. So vereinigte er nun, mit einziger Ausnahme der Gerechtigkeitspflege, die ganze Leitung des bayerischen Staates in seinen Händen u. behielt sie bis zum 2. Februar 1817, an welchem Tage — unmittelbar nach der Rückkehr des Königs von einer Besuchsreise zu Wien — eine öffentliche Bekanntmachung ganz unerwartet verkündete, daß Graf M. seine Entlassung gefordert u. diese ihm unter Anerkennung seiner vielfachen Verdienste

um Bayern mit einem Jahrgehälte von 30,000 Fl. bewilliget worden sei. Fortan lebte der große Staatsmann in ehrenvoller Zurückgezogenheit, aus welcher er nur einige Male noch hervortrat, um den Versammlungen der bayerischen Reichsräthe beizuwohnen. Er starb hochbetagt zu München 13. Juni 1838. mD.

Montgolfier, 1) Jacques Etienne, geboren den 7. Januar 1745 zu Annonay im Departement Ardèche, in Languedoc, Sohn eines Papierfabrikanten, kam sehr jung nach Paris in das Collège de Sainte-Barbe, wo er sich besonders mit den mathematischen Wissenschaften eifrigst beschäftigte; er widmete sich dann der Baukunst, kehrte aber einige Jahre später, nach dem Tode eines älteren Bruders, in seine Heimath zurück, um die Leitung der väterlichen Papierfabrik zu übernehmen; in dieser führte er manche Verbesserungen ein u. erfand das Velinpapier. Angeregt durch Priestley's Schrift „Ueber die verschiedenen Luftarten,“ machte er in Verbindung mit seinem Bruder Joseph Michael (s. d.) zahlreiche Versuche, deren Nndergebnis die Entdeckung des Luftballons, der sogenannten M.e war. 1783 den 5. Juni machten beide Brüder den ersten öffentlichen Versuch u. ließen einen Luftballon mit vollkommenem Erfolge in Annonay steigen; sie begaben sich nun nach Paris u. wiederholten ihre Versuche; beide wurden Mitglieder der Akademie und ihr Vater in den Adelsstand erhoben. Während der Revolution zogen sie sich in ihre Heimath zurück u. wurden durch die Zuneigung ihrer Fabrikarbeiter gegen die Gefahren der Revolution geschützt. Etienne M. starb den 2. August 1798 auf einer Reise zu Serrières. — 2) M., Joseph Michael, Bruder des Vorhergehenden, geboren 1740 zu Annonay, erhielt den ersten Unterricht im Collège zu Tournon, flüchtete sich aber wiederholt aus demselben u. beschäftigte sich dann auf eigene Faust mit chemischen u. physikalischen Untersuchungen. Von seinem Vater zurückgerufen, trennte er sich wieder, um seinem Hange zu Verbesserungen und Entdeckungen mehr nachgehen zu können, und gründete mit einem seiner Brüder zwei neue Papierfabriken in Voiron und Beaujeu, in denen er vielfache Verbesserungen in der Papierfabrikation anbrachte. Mit seinem Bruder Etienne (s. oben) entdeckte er den Luftballon. Während der Revolution blieb er ganz zurückgezogen; durch Napoleon erhielt er den Orden der Ehrenlegion, wurde zum Administrator des Conservatoriums der Künste u. Gewerbe und 1807 zum Mitgliede des Instituts ernannt. Er starb in den Bädern von Balarue den 26. Juni 1810. — Er veröffentlichte mehre kleine Schriften über die Luftballone. E. Buchner.

Montgomery, 1) Gabriel deorges, Graf von, Abkömmling einer aus Schottland nach Frankreich eingewanderten Familie u. Capitän der schottischen Garde, brach 1559 bei den Vermählungsfeierlichkeiten der Margaretha von Frankreich mit dem Herzoge von Savoyen eine Lanze mit König Heinrich II. von Frankreich, woron ein Splitter das Auge des Königs so bedeutend verletzete, daß derselbe 11 Tage darauf starb. Der Graf hielt sich einige Zeit auf seinen Gütern in der Normandie auf, ging dann nach Italien u. kehrte beim Ausbruche des Bürgerkrieges nach Frankreich zurück. Als Anhänger der Reformirten vertheidigte er 1562 Rouen gegen die königliche Armee und entkam nach der Eroberung auf einem Schiffe. 1569 kam er der Königin von Navarra, Johanne d'Albert, zu Hülfe, besiegte den Marschall Terrides, eroberte Orthes u. nahm ihn in dem Schlosse gefangen. Der Bartholomäusnacht 1572 entgangen, begab er sich nach England, führte 1573 dem belagerten Rochelle eine Flotte zu, die er in England geworben, erreichte aber die Stadt nicht, ging beim Anfange des Feldzuges 1573 in die Normandie, wurde bei Domfront gefangen u. an die Königin Katharina von Medicis ausgeliefert u. auf deren Befehl hingerichtet. — 2) M., Richard, ein ausgezeichnete Feldherr der nordamerikanischen Freistaaten, stammte aus einer angesehenen Familie in Irland, wo er 1737 geboren war. Eine gute Erziehung half seine vortrefflichen Talente ausbilden. Im 7jährigen Kriege diente er als Capitän unter dem englischen Heere, ging aber, nachdem derselbe genöthigt war, nach New-York in Amerika, wo er sich ankaufte u. verheirathete. Er verließ aus Grundsätzen u. reiner Liebe zur Freiheit die größten Freuden des häuslichen

Glückes u. eines philosophischen Landlebens, um seinem neuen Vaterlande Freiheit erschaffen zu helfen, wurde 1775 vom Congresse zum Generalmajor ernannt und erhielt, da General Schuyler durch Krankheit gehindert wurde, das amerikanische Heer nach Kanada zu führen, den Befehl über dasselbe. Den 12. November nahm er Montreal ein. Er ward aber schon den 31. December desselben Jahres erschossen, als er bei einem unternommenen Sturme an der Spitze der New-Yorker in die untere Stadt Quebeck drang, u. zwar nicht weit von der Gegend, wo er ehemals den tapfern General Wolf fallen sah. — 3) M. (James), religiöser Dichter, geboren 1771 zu Irvine in Ayrshire, war erst zum Geistlichen, dann zum Kaufmanne bestimmt u. lebte als Literat. Von seinen Werken; „The Wanderer of Switzerland“ (1816); „The West-Indies“ (1810); „The World before the Flood“ (1815); „Greenland“ (1819) etc. ist „Pelican Island“ am berühmtesten. Seine Frömmigkeit ist tief u. ächt, seine Sprache schön u. malerisch, sein Geschmack einfach u. natürlich. Werke, 4. Bde., Lond. 1841. — 4) M., Robert, religiöser Dichter, mit schöner poetischer Diction, aber ohne Originalität. Werke: „Omnipotence of the Deity“ (1828) „Satan, Luther, Messiah.“

Montholon (Charles Tristan, Graf von), geboren 1783 zu Paris, machte schon 1792 auf der Escadre des Admiral Truguet die Expedition nach Sardinien mit, trat 1797 in ein Cavalieregiment, wohnte den Feldzügen in Italien, Deutschland u. Polen mit Auszeichnung bei u. ward 1807 Obrist u. Adjutant Berthiers, kam 1809 in das Gefolge des Kaisers, 1811 ward er bevollmächtigter Minister beim Großherzog von Würzburg, erhielt 1814 das Commando des Departements Loire, erbot sich, das Schicksal des Kaisers, nach dessen Abdikation, zu theilen, was aber Napoleon ausschlug, that während der 100 Tage seinen Dienst als Generaladjutant, war mit bei Belle Alliance, begleitete Napoleon nach Helena, hielt hier treu bis zu dessen Tode aus, wurde Executor seines Testaments, kehrte nach Paris zurück u. gab mit dem General Gourgaud Napoleons Manuscripte unter dem Titel: *Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon, écrits à Sainte-Hélène, sous sa dictée* (Paris 1823, 8 Bände) heraus. Später begann er mehre industrielle Unternehmungen, machte aber 1829 Banquerott, doch deckte er 1838 sein Falliment wieder. 1840 schloß er sich an Louis Napoleon an und nannte sich unter dessen Manifesten Chef des Generalstabs; während des Processes läugnerte er seine Kenntniß jener Verschwörung, wurde aber dennoch zu 20 Jahren Gefängniß verurtheilt.

Monti (Vincenzo, M. de Ferrara), einer der bedeutendsten neueren italienischen Dichter, „il Dante engentilito“ (der graciöse Dante) genannt, geboren zu Lussignano bei Ferrara 1753, gestorben 1828, zuerst Sekretär des päpstlichen Nessen Louis Braschi, dann Professor in Mailand und Pavia. Werke, Mailand 1830.

Montmartre, ein in der Umfassung von Paris, auf dessen nördlicher Seite befindlicher Stadttheil, der auf einem, nach allen Seiten stark abfallenden, von Osten nach Westen zwischen Monceaux, les Batignolles u. la Chapelle sich hinziehenden, 128 Metres über dem Meere erhabenen, Hügel gelegen ist u. ungefähr 5—6000 Einwohner zählt. Seinen Namen hat er von *mons martyrum*, weil an seinem Fuße der heilige Dionysius mit seinen Genossen den Martyrertod erlitt. Seit dem 12. Jahrhunderte befand sich hier ein von König Ludwig dem Dicken errichtetes Frauenkloster, das, durch viele milde Stiftungen bereichert, wie alle übrigen Klöster, in der französischen Revolution aufgehoben wurde. Viele Windmühlen befinden sich auf dem Gipfel des Hügels u. das Innere desselben ist, besonders auf der Westseite, durch die vielen Kalk- u. Gypsbrüche, welche sich daselbst befinden u. aus denen Paris seinen Bedarf an Baumaterialien bezieht, unterhöhlt. Die Friedhöfe von 6 Arrondissements liegen an seinen Abhängen. Vor der Befestigung von Paris gehörte der M. nicht zur Stadt Paris selbst, sondern zu den Vorstädten; seit dieser Zeit ist er aber zu ihr gezogen worden. 1814 ließ ihn Napoleon bei dem Marsche der Verbündeten auf Paris mit Feldschanzen,

deren Vertheidigung er seinem Bruder Joseph anvertraute, befestigen. Als er nach kurzem Kampfe erstürmt war, 30. März, u. als die Geschütze der Verbündeten drohend von seinem Gipfel herab die Stadt selbst zu beschießen drohten, wurde Paris übergeben, 31. März. Ow.

Montmedy, kleine Stadt u. Festung im französischen Departement der Maas, am Chiers, liegt theils auf einem Felsen, theils am Ufer des Flusses, und zählt 2500 Einwohner. Früher ein burgundisches Lehen, wurde die Stadt von Kaiser Karl V. befestigt, 1542 von den Franzosen erobert, diesen aber schon 2 Jahre nachher durch Ferdinand von Gonzaga wieder abgenommen, 1555 unter dem Herzoge von Nevers durch die Franzosen wieder genommen, 1556 von Philipp von Spanien zurück gegeben, 1596 durch die Franzosen zum dritten Male erobert, im Frieden den Spaniern wieder geräumt, 1657 von Ludwig XIV., nach regelmäßiger Belagerung von 47 Tagen, eingenommen u. 1659 völlig an Frankreich abgetreten. Ludwig XIV. hatte es bereits durch den Chevalier de Ville mit 8 Bastionen befestigen, von Vauban aber mit Ravelins verstärken lassen. Medhybas blieb nur durch eine irreguläre Mauer eingeschlossen. 1815 ward M. von den norddeutschen Bundestruppen u. den Preußen belagert u. Medhybar in der Nacht vom 14. auf den 16. September erstürmt, worauf die Besatzung von M. unter der Bedingung freien Abzuges capitulirte.

Montmirail, Städtchen im französischen Departement der Marne, mit Mühlesteinbrüchen, Messerfabriken und 2400 Einwohnern. Hier am 11. Februar 1814 Sieg Napoleons über die Generale Sacke und York.

Montmorency, eine der ältesten u. edelsten französischen Familien, die ihren Namen von der Stadt u. Herrschaft M. bekam u. mehre merkwürdige Männer erzeugte. 1) M., Matthieu von, genannt der Große, Comnetable von Frankreich, war einer der größten Feldherren u. Staatsmänner des 13. Jahrhunderts, der besonders unter Ludwig VIII. vielen Antheil an der Regierung hatte u. 1230 starb. — 2) M., Charles von, Marschall von Frankreich, ein eben so guter General, als Diplomat, trug viel zum Frieden von Breigny 1360 bei, war ein Liebling Königs Karl V. u. starb den 11. September 1381. — 3) Anne von M., Pair, Marschall und Comnetable von Frankreich, ein strenger, Gerechtigkeit liebender u. kluger Mann u. edler Patriot. Ungeachtet er verschiedene Treffen verlor, besonders das wichtigste bei St. Quentin 1557, wurde er doch für einen der besten Feldherrn seiner Zeit geachtet. Er hatte bei dem Heere eine treffliche Zucht eingeführt, die aber nach seinem Tode u. in den darauf folgenden bürgerlichen Kriegen wieder verschwand. Sein vorzügliches Verdienst ist auch, daß er die Schatzkammer in guten Umständen erhielt, ohne das Volk mit Abgaben zu beschweren. Mehrmals fiel er in Unnade, wurde aber immer wieder zurückgerufen, eroberte 1552 Metz, Toul u. Verdun, nahm 1563 den Engländern Havre ab, siegte den 10. November 1567 bei St. Denis, wurde aber hart verwundet u. starb 2 Tage hernach im 74. Jahre. Die ganze Nation beklagte seinen Verlust. — 4) François de M., ältester Sohn des Vorigen, war Marschall u. Großmeister von Frankreich, Statthalter u. Generallieutenant von Paris u. Isle de France, zeigte seine Tapferkeit bei verschiedenen Belagerungen u. Schlachten u. starb den 3. Mai 1579 in seinem 49. Jahre. — 5) Charles von M., Bruder des Vorigen, Pair u. Admiral von Frankreich, diente unter 5 Königen mit Patriotismus u. Tapferkeit u. starb 1612 im 75. Jahre. — 6) Henri von M., Bruder der Vorigen, Herzog, Pair, Marschall u. Comnetable von Frankreich, Gouverneur von Languedoc, zeichnete sich bei dem Leben seines Vaters unter dem Namen von Damville aus u. nahm 1562 den Prinzen von Condé im Treffen bei Dreux gefangen. Unter Heinrich III. war er Anführer der Mißvergnügten in Languedoc; Heinrich IV. machte ihn zum Comnetable u. den 1. April 1615 starb er. Ob er gleich oft das Commando führte, so hielt man ihn doch niemals für einen vorzüglichen General. — 7) Henri de M., Sohn des Vorigen, geboren 1595, war schon in seinem 18. Jahre Admiral von Frankreich u. zeichnete sich durch

Großmuth, Güte u. Heldennuth aus. Er hielt einige 100 Bagen, Junker u. andere Arten von Dienern, mehr, weil sie ihn, als weil er sie brauchte u. schenkte einst 3000, auf einer Karte gewonnene, Pistolen einem der Umstehenden, der sich hatte verlauten lassen, daß sie sein Glück machen würden. Wie tapfer er war, bezeugen seine Thaten, unter denen die zwei vornehmsten sind: die Einnahme der Insel Sohr, die er den Reformirten abnahm, u. der Sieg über die Spanier bei Beillane in Piemont. Richelieu mußte seine großen Eigenschaften bewundern, aber eben daher beneidete er ihn u. es scheint, daß der Cardinal Gelegenheit zu seinem Sturze suchte. Doch, M. gab sie ihm selbst. Der Herzog von Orleans, Bruder des Königs, war mit dem Cardinale unzufrieden u. trat auf seine Seite. Man nannte Rebellion, was eigentlich nicht gegen den König, sondern gegen seinen Minister gerichtet war. Es kam zum Treffen, in dem sich Orleans nicht so muthig bezeugte, als es die Schuldigkeit der Hauptperson gewesen wäre. Aus Verdruß hierüber u. aus angeborenem Muth stürzte sich M. mitten unter die königlichen Völker, durchbrach sie, ward endlich umringt u. gefangen. Der König durfte ihn nicht begnadigen, denn der Cardinal hatte beschlossen, alle Großen des Reiches so abzuschrecken, daß keiner mehr Etwas gegen den Staat, oder vielmehr gegen ihn unternehme. M. ward also das Opfer dieses Grundsatzes u. den 30. October 1632 auf dem Rathhause zu Toulouse hingerichtet. — 8) Matthieu Jean Felicité, Herzog von M.-Laval, geboren zu Paris 1766, kämpfte in Amerika u. kam 1789 als Abgeordneter zu den Reichsständen. Er schloß sich sogleich dem 3. Stande an, stimmte stets mit der Majorität, emigrierte bis 1795 u. theilte 1811 die Verbannung der Frau von Staël. Unter der Restauration stieg er bis 1821 zum Minister des Auswärtigen, warf seine früheren liberalen Ansichten über Bord u. betrieb auf dem Congresse zu Verona den Krieg gegen Spanien. Zum Herzog, Erzieher des Herzogs von Bordeaux und Mitgliede der Akademie ernannt, starb er 1826.

Montpellier, Hauptstadt des französischen Departements Hérault, in der ehemaligen Provinz Languedoc, zwischen den Flüssen Gardançon u. Lez, mit 40,000 Einwohnern, erfreut sich eines großen Rufes, sowohl wegen seiner schönen Lage, seines gesunden Klima u. der Fruchtbarkeit der Umgegend, als auch wegen seiner wissenschaftlichen Anstalten, seiner Fabriken u. seines Handels. Die Stadt ist im Innern eng u. winkelig, in den neueren Theilen aber prächtig gebaut, hat viele schöne Gebäude, namentlich die Peterskirche, das Theater, das Gouvernementshaus, der Concertsaal u. a. Viele öffentliche Plätze, unter diesen der herrlich angelegte Platz Peyrou, der eine Aussicht auf die Pyrenäen, die Cevennen u. das Meer gewährt. Eine beinahe 2 Stunden lange Wasserleitung versorgt die Stadt mit Wasser. — M. ist Sitz der Departemental-Behörden, eines Erzbischofs, eines königlichen Gerichtshofes, Civiltribunals u. m. a. Unter den wissenschaftlichen Anstalten steht obenan: die 1196 gestiftete Universität mit drei Fakultäten, unter denen besonders die medizinische berühmt, mit dem ältesten botanischen Garten in Frankreich, naturhistorischem u. physikalischem Cabinet, Bibliothek u. andern reichen Hilfsmitteln. Außerdem befinden sich hier: eine pharmaceutische Schule, ein königliches Collège, eine Primär-Normalschule, eine Zeichnungs- u. Malerschule, eine Schule der schönen Künste u. des Handels, eine Lehranstalt für Geometrie u. Mechanik, mehrere gelehrte Gesellschaften. Eine Börse, eine Handelskammer, ein Handelsgerecht, ein Disconto-Comptoir der Bank von Frankreich u. zwei Messen begünstigen Industrie u. Handel. Man findet hier Woll- u. Baumwollspinnereien, Färbereien, Gerbereien, Fabriken in Baumwolle, Woll- u. Seide, Tabak, Leder, Buntpapier, Wachsbleichen, Maschinenbauanstalten; die hiesigen Brantwein-, Spiritus- u. Scheidewasserbrennereien liefern gutes u. vieles Produkt, merkwürdiger aber u. wichtiger ist die hier überhaupt stark betriebene Fabrikation von Grünspan (mehr als 3000 Ctr.), Cremor tartari u. anderen chemischen Produkten, sowie hauptsächlich auch von wohlriechenden Essenzen, feinen Oelen u. Parfümerien, wozu die herrlichen Kräuter der nahen Hügel benützt werden. Mit diesen Fabrikaten,

sowie mit den Produkten der Umgegend, namentlich mit Wein, Seide, Krapp, Getreide, Del, getrockneten Früchten, Wolle u. s. w. wird ein sehr beträchtlicher Handel über den nahen Hafenplatz Cette, mit welchem M. durch einen Kanal u. eine Eisenbahn in Verbindung steht, nach dem Mittelmeere betrieben. — M., das Mons Pessuli der Alten, entstand aus einem Dorfe, welches gegen das Ende des 10. Jahrhunderts dem Bischöfe Rituinus von Maguelone geschenkt wurde u. welches dieser Bischof dem Ritter Guido zu Lehn gab, daher dieser als erster Herr von M. gilt. 1196 wurde die Universität vom Papste Urban V. gestiftet, aber erst 1289 ordentlich eingerichtet. Von 1162—1258 wurden 5 Concilien hier gehalten. Zu Ende des 13. Jahrhunderts kam die Herrschaft durch Maria, die Erbtöchter Wilhelms von M., an König Peter von Aragonien; von diesem durch Erbschaft an die Könige von Majorca u. Jakob III. verkaufte sie 1350 an König Philipp VI. von Frankreich. 1338 wurde das Bisthum von Maguelone nach M. verlegt. Unter Heinrich III. bemächtigten sich die Hugenotten der Stadt und errichteten daselbst eine Art Republik; 1622 unterwarf sie sich nach langer Belagerung, u. durch den dasigen Frieden, den 19. October 1622, wurde der 9. Hugenottenkrieg beendet. Darauf ließ Ludwig XIII. die Citadelle Le Havre St. Denis bauen.

Montpensier, Anne Marie Louise d'Orleans, Herzogin von, einzige Tochter des Herzogs Gaston von Orleans, geboren 1627. Leidenschaftlich u. intriguant, nahm sie im Kriege der Fronde Partei für die Prinzen u. bemächtigte sich Orleans (1652). Während des Geschehens in der Vorstadt St. Antoine von Paris ließ sie die Kanonen der Bastille auf die Truppen Ludwigs XIV. abfeuern, was ihr dieser nie vergaß. In der Einsamkeit zu St. Fargeau schrieb sie ihre interessanten Memoiren. Im Jahre 1669 erhielt sie die später zurückgenommene u. beschränkte Erlaubniß, den Grafen von Lauzun zu heirathen. Sie starb unglücklich 1693.

Montreal, wichtige Stadt in der britisch-nordamerikanischen Besizung Unter-Canada, auf einer Insel im Lorenzflusse, 60 Stunden oberhalb der Mündung, mit 40,000 Einwohnern, hat eine schöne katholische Kirche, Statue Nelsons, viele Bildungs- u. Wohlthätigkeitsanstalten. M. ist zweiter Handelsplatz Canada's und hat nicht nur dieselben Ein- u. Ausfuhrartikel, wie Duebek (s. d.), sondern ist auch der Hauptstationsplatz für den großen Pelzhandel der vereinigten Hudsons-Bai- u. Nordwest-Compagnie.

Montrose (James Graham, Graf und Herzog von), Generalissimus u. Vicekönig von Schottland unter Jakob II., den er mit der äußersten Anstrengung gegen die Rebellen vertheidigte. Er kämpfte glücklich gegen Cronwell, u. da ihn das Glück in England verließ, brachte er in Schottland eine Armee zusammen, eroberte 1644 Perth u. Aberdeen, schlug den Grafen von Argyle u. machte sich zum Meister von Edinburgh. Als nachher König Karl sich den Händen der Schottländer anvertraute, mußte er M. befehlen, die Waffen niederzulegen. Er that es mit Schmerzen u. überließ Schottland der Raserei der Rebellen. Bald darauf flüchtete er sich nach Frankreich und ging von da nach Deutschland, wo er seine Tapferkeit als Reichsfeldmarschall an der Spitze von 12,000 Mann zeigte. Als Karl II. einen Versuch auf Schottland machen wollte, berief er ihn zurück u. schickte ihn mit einem Corps von 14,000 bis 15,000 Mann dahin. M. bemächtigte sich der orkadischen Inseln u. setzte 4000 Mann ans Land. Allein er wurde geschlagen u. genöthigt, sich in Bauernkleidern im Schilf zu verstecken. Der Hunger zwang ihn, sich einem Schottländer, Namens Brune, der vormals unter ihm gebieten hatte, zu entdecken. Allein dieser verrieth ihn dem General Lesley, der ihn nach Edinburgh führen ließ. Hier wurde er als ein Opfer der Treue gegen seinen Herrn im März 1650 gehängt u. geviertheilt. *Mémoires de S. Graham. de M. trad. de l'Angl., Paris 1767, 2 Bde.*

Mont St. Jean, Dorf in der Provinz Südrabant des Königreichs Bel-

gien, ganz in der Nähe von Belle Alliance, wornach die Franzosen die Schlacht bei Belle Alliance oder Waterloo zu benennen pflegen.

Montserrat, eine reiche Benedictinerabtei in der spanischen Provinz Catalonien, in welcher sich der heilige Ignatius von Loyola eine Zeit lange aufhielt, u. worin sich viele Heiligthümer befinden, mit schöner Kirche u. mehren dazu gehörigen Gebäuden. Die Congregation von M. bestand sonst aus 70 Religiosen. Der Berg selbst, auf welchem das Kloster liegt, hat seinen Namen von der zackigen Gestalt seiner Oberfläche (serra, Säge), ist 3800' hoch, enthält eine Stahlgießhöhle u. war im spanischen Befreiungskriege, sowie in den letzten Bürgerkriegen, von militärischer Wichtigkeit, in Folge deren aber das Kloster bedeutend litt. Auf den einzelnen Felszacken liegen noch 14 Einsiedeleien neben u. übereinander, deren Bewohner durch Maulesel mit Lebensbedürfnissen versorgt werden und nur an Festtagen sich zum Gottesdienste in der Kirche des Stiftes versammeln. Ein in einer Grotte befindliches Bild der heiligen Jungfrau, das nach der Ueberlieferung schon im Jahre 880 aufgefunden wurde, zieht alljährlich eine Menge Andächtiger hieher.

Montur, s. Uniform.

Monumente, s. Denkmale.

Monza, Stadt im lombardisch-venetianischen Königreiche, in der Nähe von Mailand, auf der Straße nach Lecco, ehemals Residenz der longobardischen Könige, mit einem bedeutenden Hofmarkte u. 6000 Einwohnern, seit 1840 mit Mailand durch eine Eisenbahn verbunden. — Im Dom, den die Königin Theodolinde gründete, der aber im 14. Jahrhundert von Marco Campione durchaus erneuert wurde, sind Gemälde von Montalto, Cesare Procaccini und Guercino. In der Sakristei viele Kostbarkeiten und Weihgeschenke, darunter auch Reliquien aus der Zeit der Longobarden, namentlich Diptychen, welche der Königin Theodolinde von Gregor I. verehrt worden (601); dessen Gradual in Purpurschrift, und ein Verzeichniß von Reliquien auf Papyrus geschrieben, von demselben; ein silbernes Huhn mit 7 Küchlein &c. Die eiserne Krone der Lombarden, der Ueberlieferung nach aus einem Nagel des Kreuzes Christi geschmiedet, wird nur gegen Erlaubnißschein des Gouverneurs in Mailand gezeigt; sie ist ein einfacher Ring im Innern einer goldenen, mit Perlen u. Edelsteinen besetzten, Krone u. bildet den Mittelpunkt eines reich verzierten Kreuzes. Eine Copie davon kann man ohne besondere Umstände in der Sakristei sehen. — Der Palazzo Imperiale mit vortrefflichem Park, dem größten in Italien. In der Rotonda della Orangeria, die Geschichte der Psyche von Appiani. Die Reste des Palastes von Friedrich Barbarossa sind als Stadteigenthum zu einem Magazin verwendet. Nahebei die Villa Girnetto, Eigenthum des Grafen Mellerio, reizend gelegen, mit Malereien u. Sculpturen neuerer Künstler.

Moor auch **Moos** nennt man eine sumpfige, unangebaute Gegend, deren obere Lage entweder eine schwammige, unzusammenhängende Materie, oder Torf (s. d.), oder einer Thonlage ist, welche das Wasser hindert, tiefer in die Erde einzudringen. Im Hinblick auf den Graswuchs unterscheidet man grüne und schwarze M. u. versteht unter den ersteren solche, auf welchen höheres, doch nicht sehr schwachhaftes Gras wächst, und unter den letzten solche, auf welchen nur wenig und ganz niedriges Gras, dagegen Torfpflanzen zuwächst wachsen. M. bruch nennt man einen Bruch, dessen feste Theile aus M. oder Garten-erde bestehen und auf welchen Erlen, Pappeln und anderes, in feuchtem Boden gedeihendes, leichtes Laubholz wächst.

Moorcroft, William, geboren in der Grafschaft Lancaster, studirte in Liverpool Chirurgie u. widmete sich später der Thierarzneikunde. 1808 fand er eine Anstellung bei der ostindischen Gesellschaft u. ging als Oberaufseher der Militär-gepöste nach Bengalen. Er bemühte sich dort sehr für Einführung der Haferfütterung, der er seine glücklichen Erfolge in der Heilung der Thiere zuschrieb. Sodann beschäftigte er sich mit der Vervollkommnung der für die hindostanische Reiterei ver-

wendeten Pferderagen u. drang eifrig auf Einführung turkmanischer, statt arabischer Pferde. Er ging zu diesem Zwecke mit einer Reise nach Bucharä um, glaubte aber die zu durchreisenden Länder vorläufig untersuchen zu müssen und begab sich deshalb nach den Gebieten jenseits des Himalayagebirges, von wo er ohne Unfall zurückkehrte. Er besuchte auf dieser Reise die Quellen des Indus und des Setledsch, die merkwürdigen Seen Ramanhab u. Manawasara, machte mehre wichtige geographische Entdeckungen u. bahnte sich den Weg nach Mittelasien. Um diese Länder noch genauer kennen zu lernen, schickte er auf seine Kosten einen Eingeborenen ab, der über Kaschmir, Le, Yarkand, Kachgar, Kokand u. Samarkand nach Bucharä reiste u. seinen Rückweg über Balkh u. Kabul nahm. Das Gelingen dieser Reise gab eine Garantie, daß M.'s Unternehmen glücken könne. Die Regierung fürchtete indessen so sehr für den Erfolg, daß sie dem Reisenden jede Art von Beglaubigung u. Empfehlung verweigerte. Die Reise begann Ende Oct. 1819 u. ging zunächst nach Lahore, wo M. von Rundschi Sing aufs Beste empfangen wurde u. die Erlaubniß erhielt, nach Ladak zu gehen u. seine Reise durch Kaschmir fortzusetzen, wenn die Chinesen ihm den Eingang in Oberthibet verweigern würden. Ueber Ladak haben wir durch ihn die genaueste Auskunft erhalten. Ladak war ein Vasallenstaat von Lahore u. der Radschah wünschte durch M.'s Vermittelung als Verbündeter der britischen Regierung anerkannt zu werden, um an den Herrscher von Lahore keinen Tribut mehr zu bezahlen zu brauchen. M. ging eifrig darauf ein, aber seine Regierung fürchtete Rundschi Sing zu beleidigen u. verweigerte daher die Annahme der Unterwerfung. Sie entzog jetzt M. seine Pension u. verweigerte längere Zeit die Annahme von Wechselfeln, die er auf sie gezogen hatte, um ihn zu zwingen, daß er Ladak verlasse. M. kam dadurch in bedeutende Geldverlegenheiten, ließ sich aber von der Verfolgung seines Reisezieles nicht abhalten. Im October 1823 verließ er Ladak u. wandte sich nach Balkh, das er ganz so beschreibt, wie Burnes zehn Jahre später. Erst am 25. Februar 1825, also nach mehr als fünfjährigen Anstrengungen, kam er in Bucharä an. Von dem Khan gut empfangen, verkaufte er seine Waaren zu guten Preisen u. handelte dafür eine Anzahl schöner Pferde ein, mit welchen er den Rückweg nach Ostindien antrat. Er sollte seine zweite Heimath aber nicht wieder sehen. Nachdem er im August 1825 den Drus überschritten hatte, wurde er zu Andko von einem Fieber befallen, an dem er starb. Seine Begleiter führten den Leichnam nach Balkh u. begruben ihn dort. Auch sie wurden bald vom Tode dahingerafft. M.'s Reisebuch hat Wilson bearbeitet u. herausgegeben: *Travels in the Himalayan Provinces of Hindostan and the Panjab; in Ladakh and Kashmir; in Peshawar, Kabul, Kunduz and Bokhara. By Will. Moorcroft and M. G. Trebeck. From 1819 to 1825. Prepared for the press by H. H. Wilson, Mr. A. F. R. S. (2 Bde., London 1837).*

Moore, 1) Sir John, ein berühmter britischer Feldherr, Sohn des 1802 verstorbenen Arztes John M., wurde 1760 in Glasgow geboren und begleitete, nachdem er dort den ersten Unterricht genossen, in Gesellschaft seines Vaters den jungen Herzog von Hamilton in den Jahren 1773 bis 1778 auf seinen Reisen durch Italien, Frankreich, die Schweiz und Deutschland. Zurückgekehrt in sein Vaterland, trat er in das 15. Infanterie-Regiment u. machte alle Grade bis zum Generalmajor durch, wozu er 1798 ernannt wurde. Die erste Gelegenheit, sich auszuzeichnen, fand er als Obristlieutenant im mittelländischen Meere 1793. Nachdem er zu Toulon gebient hatte, wurde er von Lord Hood zu einer geheimen Sendung nach Corsika gewählt, um wegen der Uebergabe der Insel an die Engländer mit Paoli zu unterhandeln. In Folge dessen wurde ein englisches Corps auf Corsika gelandet, wobei sich auch M. befand. Dieser eroberte nach großen Anstrengungen den befestigten Platz Fornelli und nahm gleich darauf an der Erstürmung von Calvi den entscheidendsten Antheil. Obgleich gefährlich am Kopfe verwundet, drang er an der Spitze seiner tapferen Grenadiere in den Platz und ward von General Stuart, dem gütigsten Richter kriegerischen Muthes, öffentlich

umarmt. Die Unterwerfung der ganzen Insel war die Folge dieser glücklichen Unternehmungen; eine General-Consulta unter Paoli's Vorsitz decretirte ihre Vereinigung mit England. Der Obristleutenant M. wurde unmittelbar darauf zum Generaladjutanten ernannt; allein aus unbekannten Gründen zog er sich das Mißfallen des Vicekönigs Sir Gilbert Elliot, nachmaligen Lords Minto, zu, der seine Zurückberufung bewirkte. M., der 1795 zum Obristen in der Armee befördert worden, ging darauf mit der Expedition unter dem Earl of Eglintouna nach Westindien. Die Armee, die unter Abercromby's Befehl stand, kam im Januar 1796 auf Barbadoes an und begann sogleich ihre Operationen. M. wurde zur Unterwerfung von St. Lucia abgeordnet, die er auch glücklich vollendete. Nach seiner Rückkehr nach Europa wurde er abermals unter Abercromby bei der Unternehmung auf Holland angestellt. M. hatte bei dieser Expedition, die völlig mißlang, weniger Gelegenheit sich auszuzeichnen. Inzwischen eroberte Bonaparte Aegypten; England schickte unter Abercromby ein zahlreiches Heer zur Vertreibung der Franzosen aus diesem Lande ab. M., der kurz zuvor Generalmajor geworden war, befand sich bei demselben. Er erhielt zunächst den Auftrag, sich zum Großveijer nach Jaffa zu begeben, kehrte aber von dort mit der Ueberzeugung zurück, daß von dem türkischen Heere keine Mitwirkung zu erwarten sei. Der englische Feldherr beschloß demnach, allein zu handeln u. bewerkstelligte 5. März 1801 bei Abukir die Landung seiner Truppen. M. commandirte die Reserve und war kaum ans Land gestiegen, als er an der Spitze seiner Brigade mit gefälltem Bajonnet die auf einer Anhöhe vorthellhaft aufgestellten Franzosen angriff u. nach Alexandria zurückwarf. Er empfing dafür den öffentlichen Dank des Oberbefehlshabers. In dem blutigen Gefechte am 21. März, in welchem Abercromby auf dem Schlachtfelde blieb, hatte M. mit der Reserve den Hauptangriff zu bestehen und wurde, wiewohl nicht gefährlich, verwundet. Er genas zeitig genug, um an der Belagerung von Cairo u. den folgenden Ereignissen, bis zur Capitulation der französischen Armee, Theil zu nehmen, worauf ihn die Wahl traf, diese Armee bis an den Ort ihrer Ausschiffung zu begleiten. Nachdem er darauf einige Zeit in dem Schooß seiner Familie verlebt hatte, bekam er zu der Zeit, als die Franzosen mit einem Angriffe auf England drohten, den Befehl über eine in Kent zusammengezogene Armee. 1805 erhielt er mit dem Range eines General-Lieutenants den Oberbefehl auf Sicilien, wurde aber bald von dort zurückgerufen u. nach Schweden geschickt, um dem jungen Könige zur Seite zu seyn. Die Begegnung, die ihm, der kurz vorher Ritter des Bathordens geworden war, hier widerfuhr, seine Verhaftung u. seine Flucht, sind Gegenstände, die noch ein Dunkel verhüllt, dessen Aufklärung erst von der Folgezeit zu erwarten ist. Wenige Tage nach seiner Rückkunft nach England wurde M. mit einem Truppencorps nach Portugal geschickt. Er war kaum ans Land gestiegen, als er sich zur Unterstützung der Spanier in Marsch setzte. Unter unzähligen Schwierigkeiten erreichte er Toro; den 21. Dez. 1808 stand er bei Sahagur. Auf die Nachricht, daß Soult mit 16,000 Mann bei Salbana stehe, beschloß er, ungeachtet die Wege vom Regen ganz ruinirt waren, einen Schlag auszuführen. Er gab den 23. Abends den Truppen Befehl, in 2 Colonnen aufzubrechen. Aber zu derselben Zeit ging nicht nur die Nachricht von der Verstärkung des Soult'schen Corps, sondern auch von Romana die Meldung ein, daß ein französisches Corps von Madrid entweder auf Valladolid, oder Salamanca marschire. M., der das Gefährliche seiner Lage vollkommen einsah, trat sogleich den Rückzug auf Coruna an, um sich dort einzuschiffen. Selten hat ein Heer mit so großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, als die Engländer auf diesem Marsche. Mit dem Verluste des größten Theiles ihrer Pferde u. Bagage kamen sie endlich am 16. Januar 1809 vor Coruna an, aber um die zum Einschiffen nöthige Zeit zu gewinnen, mußte der mit überlegener Macht ihnen auf der Ferse folgende Feind zurückgeschlagen werden. M. stellte um Mittag seine Truppen in Schlachtordnung u. vereitelte durch seine meisterhaften Anordnungen alle Angriffe der Franzosen. Aber mitten im Kampfe schmetterte ihn eine Kano-

nenfugel nieder. Er starb als Held mit der Beruhigung, gesiegt und das Heer dem Untergange entreißen zu haben. Das dankbare Vaterland ehrte sein Andenken durch ein Denkmal in der Paulskirche. Ein anderes Denkmal errichtete ihm seine Vaterstadt Glasgow. Vergl. Napier in der „History of the war in the peninsula“ (3 Bde., London 1832). — 2) M., Thomas, geboren 1780, 28. Mai, zu Dublin, Sachwalter, einige Zeit Sekretär der Admiralität auf den Bermudas, lebt seitdem in Unabhängigkeit den Museu. Als Dichter trat er unter dem Namen Little mit einer Uebersetzung von Anaëron auf, übergoss als Whig und Katholik die Tory's in mehreren Gedichten mit beißendem Wize u. reichte sich mit „Lalla Rookh“ (1817), den „Irish Melodies“ u. „Twopenny Postboy“ den größten Dichtern an. Namentlich brennt das Feuer der Poesie auf jeder Seite des orientalischen Lalla Rookh. Seine gluthvolle Sprache fließt in seltener Harmonie; zu rügen ist eine gewisse Aeppigkeit in vielen seiner Gedichte. In der Prosa hat er sich nicht ausgezeichnet; doch sind sein Leben des ihm befreundeten Byron, des Capitän Rook, der Episturäer, Geschichte von Irland ic. nicht ohne Verdienst. Gesamtausgabe, 10 Bde., London 1840—41.

Moose (musci), Ordnung aus der Classe der Kryptogamen oder Zellenpflanzen. Die Keimförner haben eine eigenthümliche Hülle u. sind in achselständigen, endständigen, auf der Oberfläche sitzenden Büchsen enthalten. Der Stengel ist deutlich zu unterscheiden, häufig beblättert. Man unterscheidet eigentliche M. u. Leber=M. (Hepaticae). Die Wurzeln der eigentlichen M. sind zarte Fäsern. Der Stengel ist krautig, sehr kurz, einfach oder ästig. Die Blätter sind schuppenförmig, grün, ausdauernd, hängen immer sehr eng mit dem Stengel zusammen u. bedecken ihn ihrer ganzen Länge nach. Die Vermehrungsorgane bilden End- oder Seitenknospen; sie sind von einer Art Hülle umgeben u. ihrer Gestalt nach entweder Saftfäden, oder gestielte Schläuche oder Kapseln. Die Sporen sind sehr zahlreich, rundlich, braun oder roth. Man kennt gegen 1000 Moosarten, die über die ganze Erde verbreitet, in der gemäßigten Zone aber weit häufiger, als in der heißen sind. Sie finden sich hauptsächlich in Sümpfen oder bilden in Wäldern u. Haiden große Rasen. Die Leber=M. sind grün, breiten sich auf der Oberfläche feuchter Körper, besonders der Baumstämme, aus u. sind bald den M.n, bald den Flechten ähnlich. Die Blätter sind ohne Nerven, gerundet oder spitz. Die Fortpflanzungsorgane sind verschieden. Die einfachsten bestehen in kleinen, grünen Knospen. Bisweilen sind es isolirte Bläschen an der Oberfläche, oder kugelige, mit Flüssigkeit und Körnchen erfüllte Körper. Endlich gibt es auch Sporenbehälter, die in einer Hülle liegen. Man kennt gegen 250 überall vorkommende Arten.

Mopsus, Name zweier in der griechischen Mythologie berühmter Wahrsager: der eine war ein Sohn des Amphykos oder Ampyr u. der Argonis (Andere nennen dessen Gattin Chloris); er ging mit den Argonauten nach Kolchis, fiel jedoch, von Schlangen gebissen u. vergiftet, in Afrika. Der andere war ein Sohn des Apollo u. der Manto, einer Tochter des Sehers Tiresias. Er war ein Nebenbuhler des Kalchas, welcher aus Verdruss, sich übertroffen zu sehen, zu Kolophon nach einer Begegnung mit M. starb. Vgl. den Art. Kalchas.

Mora, deutsch Verzug, 1) in der alten Musik das Zeitmaß der Sylben im Gesange. Die kurze Sylbe verlangte eine, die lange zwei M. (Zeiththeile). — 2) M. oder alla Mora, heißt bei den Italienern ein unserm „Gerade u. Ungerade“ entsprechendes Fingerspiel, wobei man schnell einen Theil der Finger ausschlägt u. einen andern einschlägt u. Andere dann die Zahl derselben errathen läßt, oder auch auf diese Weise löst.

Mora (José Joaquín de), einer der ausgezeichnetsten Dichter Spaniens, geboren 1790 zu Cadix, setzte, von den Franzosen im spanischen Unabhängigkeitskriege gefangen, seine Studien 1809—14 in Paris fort, vertrat in Madrid seit 1815 die Sache der Constitutionellen, flüchtete 1823 nach England und lebt seit 1827 in Chile. Er hat sich im Pöde, in der Satyre, Romanze u. Fabel mit ent-

schiedenen Glücke versucht: „*Legendas en verso y prosa y algunas poesias*“ (Paris 1838).

Morabiten heißt eine besondere Kaste unter den Mauren (s. d.), die einzigen unter ihnen die in der Regel lesen u. schreiben können, die daher auch Priester, Ausleger der Gesetze, Aerzte u. Kaufleute sind.

Moräste, in manchen Gegenden gleichbedeutend mit Moor (s. d.), aber eigentlich von diesem verschieden, bilden ein Gemisch von Erde und Wasser, in welchem das Erdige über das Wässerige vorherrscht, weshalb ein M. bei trockener Witterung verschwindet oder verschwinden kann, die Moore aber, obgleich unter demselben Witterungsverhältnissen trockener, in ihrer Grundbeschaffenheit fortbestehen, der M. somit nur eine vorübergehende Erscheinung ist oder seyn kann, die Moore dagegen bleibende Gebilde sind. Künstliche M., als Annäherungshindernisse, werden Ansumpfungen genannt u. werden gewöhnlich durch Ueberschwemmungen hervorgebracht, welche lange über jenem Terrain stehen bleiben, welches man versumpfen will. Natürliche M. entstehen da, wo häufiger Niederschlag wegen der Gestaltung des Bodens nicht abfließen kann, stehen bleiben und verdünsten muß, oder wo sie von Quellen gebildet werden, welche sich in dem Umfange der M. befinden. Solche M. werden in manchen Gegenden Deutschlands Quellenmoore oder Quellen-M. genannt. Die M. unterscheiden sich von Sümpfen durch ihre viel geringere Tiefe, sodann dadurch, daß sie zu Fuß passiert werden können.

Moral u. Moralphilosophie, s. Sittenlehre.

Morales, 1) Luis de, geboren zu Badajoz 1509, ein ausgezeichnete Maler aus der castilischen Schule, mit dem Beinamen Divino (der Göttliche), weil er bloß heilige Gegenstände, *Ecce homo*, *Pieta* etc. malte. Er führte die Gemälde mit ungemeiner Sorgfalt aus, verstand vornehmlich die Farben zu verschmelzen u. seinen Gestalten einen tief religiösen Ausdruck zu geben. Er lebte nur von einem Gehalte Philipps II. u. starb 1586 in Dürftigkeit. — 2) M., Christoforo, ein berühmter Kirchencomponist, seit 1543 in Sevilla. Von ihm ist die Lamentation, welche noch jetzt am ersten Fastensonntage in der sirinischen Kapelle zu Rom aufgeführt wird. — 3) M., Thomas, geboren auf einer der canarischen Inseln 1774, von niederer Herkunft, trat als gemeiner Soldat in spanische Dienste u. lebte dann als Fischer zu Borselo in Venezuela. Als die südamerikanische Revolution ausbrach, nahm er bei den Royalisten Dienste u. wurde Offizier und Adjutant des Generals Cagigal. Bald stieg er bis zum General und ersetzte den General Boves. Bei der Einnahme der Brücke von San Fernando 1813 ließ er die Vertheidiger sämmtliche niederhauen; er trug viel zur Niederlage Bolivars bei Cumare bei, ward aber von MacGregor u. bei Alcaran u. Juncal geschlagen. 1816 befehligte er wieder gegen Bolivar, ward von ihm jedoch zum Rückzuge genöthigt. 1823 gab er in der Capitulation von Maracaibo, wo er u. sein Corps freien Abzug nach Havannah erhielt, sein Ehrenwort, nicht mehr gegen die amerikanischen Insurgenten dienen zu wollen; er kehrte nach Havannah zurück u. lebt noch jetzt daselbst als Marechal del Campo.

Moralische Person heißt eine Körperschaft, oder Vereinigung mehrer Individuen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke, die, ihren Rechten u. Verbindlichkeiten nach, als einzelne Person betrachtet u. behandelt wird.

Moratin (Leonardo Fernandez de), geboren 1758 zu Madrid, ward bald durch Preisgedichte bekannt u. erwarb durch die treffliche Komödie „*El Café*“ (1787) die Gunst Godoy's, die ihn nach England, Frankreich und Italien reisen ließ. Mit einem Jahresgehalt als delmetischer Sekretär, unter Joseph Bonaparte als Bibliothekar angestellt, ging er erst nach der Schlacht von Baylen nach dem Ebro, 1813 nach Valencia, dann nach Barcelona, wo er bis 1821 lebte, bis er nach Herausgabe der Werke seines Vaters sich nach Bordeaux, später nach Paris begab. Er starb hier 1828. In seinen Dramen: „*El Baron*“, „*La Mojigata*“, „*El*

si de las ninas etc.“ eiferte er Molière nach. Auch seine Satyren („Leccion poetica etc.“) sind seines Rufes würdig. Werke, 3 Bde., Paris 1825.

Moratorium oder Indult, heißt die Frist, welche einem Schuldner, der ohne eigenes Verschulden nur in augenblickliche Zahlungsunfähigkeit gerathen, dessen Vermögen aber hinreichend ist, seine Gläubiger zu befriedigen, von der Obrigkeit zugestanden wird, um seine Schulden erst nach einer gewissen Zeit zu bezahlen, wodurch derselbe vor dem Ausbruche eines ConcurseS gesichert wird. Sie heißt **Special-M.**, wenn der Schuldner nur gegen einen oder einige einzelne, oder gegen eine gewisse Classe seiner Gläubiger geschützt wird, u. **General-M.**, wenn sie ihm gegen alle seine Gläubiger Schutz gewährt. Um ein **M.** zu erlangen, muß der Schuldner der Obrigkeit den Stand seines Vermögens darlegen u. nachweisen, daß er durch die gewünschte Frist in den Stand gesetzt wird, seine Angelegenheiten zu ordnen u. dem Ausbruche eines ConcurseS zu entgehen, auch daß seine Gläubiger dadurch nicht gefährdet werden, zu welchem Ende er ihnen auch wohl gewisse Theile seines Vermögens als Unterpfand anzuweisen oder sie sonst sicher zu stellen hat. Das **M.** wird dem Schuldner gewöhnlich auf ein bis höchstens zwei Jahre ausgestellt, früher konnte es bis auf fünf Jahre bewilligt werden u. wurde dann **Quinquennal** genannt. Die Urkunde, welche demselben über die Bewilligung von der Obrigkeit ausfertigt wird, heißt der **Anstandsbrief**, **Indult**, **Gnaden**, **Schutz**, **Geleits**, **Freibrief** oder **eiserner Brief**, mit dessen Ertheilung jedes gerichtliche Schuldverfahren gegen dessen Inhaber aufhört u. erst nach Ablauf der ihm zugestandenen Frist wieder aufgenommen werden darf. Eine Art des **M.** ist das sogenannte **freie Geleit** oder **sichere Geleit**, welches in einem Concurse (s. d.) dem Gemeinschuldner auf einige Monate gegen die Verfolgungen seiner Wechselgläubiger zugestanden wird. In mehreren Staaten sind übrigens die **Moratorien** ganz abgeschafft; auch schaden sie, besonders, wenn sie zu leicht ertheilt werden, dem kaufmännischen Credit.

Morawa. 1) Slavischer Name der **March** (s. d.). — 2) Rechter Nebenfluß der **Donau** in **Servien**, entsteht durch Vereinigung der **Ost-** u. **West-Morawa**, fließt gegen Norden u. mündet unterhalb **Semenbria**.

Morawski (**Theodor**), Minister der auswärtigen Angelegenheiten während der letzten polnischen Revolution, 1797 in **Großpolen** geboren, kam nach vollendeten Studien (1817) in die Kanzlei des Ministeriums des Innern u. gründete 1818 mit **Bykczynski** u. **Picinski** eine Zeitschrift, der sie unter anderen periodischen Schriften auch den „**Weissen Adler**“ folgen ließen. Er schrieb ziemlich frei, wurde daher 1820 seiner Stelle entsetzt und für amtsunfähig erklärt. Fünf Jahre lange lebte er nun auf dem Lande, als er aber 1825 nach **Warschau** zurück kam, wurde er verhaftet u. gefangen gesetzt. In Ermangelung der Beweise, daß er Mitglied des von **Lufafinski** 1821 gestifteten geheimen Bundes sei, erhielt er seine Freiheit wieder, hätte sie aber durch das Geständniß des ebenfalls verhafteten **Lufafinski** wiederum eingebüßt, wäre er nicht geflohen. Er flüchtete nun zuerst nach **Bosen**, dann nach **Frankreich**, endlich (1826) nach **England**. Bald kehrte er unter fremdem Namen nach **Paris** zurück, um in mehreren Artikeln, besonders der „**Revue de deux mondes**“ das Publikum über die Geschichte, Gesetzgebung u. Politik **Polens** aufzuklären u. lieferte daneben einen Abriss der polnischen Geschichte zu der neuen Ausgabe von **Malte-Brun's** „**Tableau de la Pologne**.“ Nach der **Julirevolution** vertheidigte er in dem „**Morning chronicle**“ offen die Sache seines Vaterlandes. Nachdem die Revolution ausgebrochen, beauftragte ihn die neue polnische Nationalregierung mit diplomatischen Funktionen bei der französischen Regierung. Im Juni 1831 trat er seine Rückreise nach **Warschau** an. An der **krakauer** Gränze von den **Oesterreichern** verhaftet, floh er u. ging über die **Weichsel**. In **Warschau** angekommen (10. Juli), wurde er zum außerordentlichen Commissär des **Palatinats** **Kalisch** u. bald darauf von der Stadt **Kalisch** zum **Landboten** am **Reichstage** ernannt. Als **Berichterstatter** der, mit dem **Vorschlage** einer neuen Regierung beauftragten, **Commission** trug er auf die Er-

nennung Niemojowski's zum Präsidenten an. Am 20. August trat er selbst als Minister der auswärtigen Angelegenheiten in die neue Regierung. Als Krusowiecki am 7. September mit Paszewitsch über die Uebergabe Warschau's unterhandeln wollte, meldete dieß M. dem Reichstage u. verließ seine Stellung, die er erst nach der Ernennung Niemojowski's zum Präsidenten auf wenige Tage wieder annahm. Nach Warschau's Falle begab er sich nach Paris. Seine Broschüre „Ueber den Zustand der Bauern in Polen“ hat in ihrer Art hohe Bedeutung. Außerdem war er bei der Redaktion der „Polnischen Chronik“ beschäftigt u. lieferte zu derselben einen bemerkenswerthen Artikel: „Der Aufstand Kosciuszko's,“ (1837). — Ein Bruder, Theophil M., geboren 1793 u. ebenfalls in der letzten polnischen Revolution Mitglied der Nationalregierung, theilt als Verbannter dasselbe Schicksal.

Morbihan, ein Departement im nordwestlichen Frankreich, mit 128 □ Meilen u. 450,000 Einwohnern, aus einem Theile der ehemaligen Nieder-Bretagne gebildet, ist begränzt von dem atlantischen Ocean u. den Departements Côtes-du-Nord nördlich, Ille-et-Vilaine östlich, Niederloire südöstlich, Finisterre westlich. Ein bedeutender Theil der Oberfläche ist mit Wald bedeckt. An der Küste befinden sich mehrere Häfen, z. B. Lorient, Port-Louis, die lange Halbinsel Quiberon, die Inseln Groir, Houat, Hoedic, Belle-Isle u. einige kleinere. Flüsse sind: die Vilaine mit den Nebenflüssen Aff, Glane, Irz, Auray, Nebenfluß des M.; die Blavet mit den Nebenflüssen Evrel u. Scorff. Der Kanal von Nantes nach Brest durchschneidet das Departement von Südosten nach Nordwest. Das Klima ist gemäßigt, aber feucht. Produkte sind Korn, Mais, Hirse, Buchweizen und etwas Weizen, Rüben, Linsen, Hanf, Obst zu Eßer, Honig, Eisen, Blei, Schiefer, Töpferthon, Salz, Mineral-Quellen. Der Landbau u. Fischerei der Sardellen ist Hauptbetrieb, die Industrie unbedeutend. Thätig sind einige Tuch- u. Wollzeugmanufaktur, Gerbereien, einige Papiermühlen, Bräuereien, Leinwand- (Bretagneleinwand), Hut- u. chemische Produktionsfabriken, eine Glashütte, eine Baumwollspinnerei, eine Spigenfabrik. Eintheilung in vier Arrondissement: Vannes, Lorient, Pontivy u. Ploërmel. Hauptstadt ist Vannes; Haupthandelsplatz Nantes, u. der vorzüglichste Hafen, der aber mehr Kriegshafen ist; Lorient.

Morcheln (*Morchella esculenta*), eine bekannte Art Pilze, die sich vorzüglich im Frühlinge in Wäldern in ganz Europa finden u. häufig zu Speisen verwendet werden. Die gewöhnliche Art: die Stock- oder Breit-M., hat einen mehr breiten, frisch röthlichen, getrocknet schwärzlichen Hut u. einen weichen, weißen Stiel. Eine andere Art, die Spizen-M. (*Morchella continua*) findet sich viel seltener u. hat den doppelten bis dreifachen Preis der Breit-M. Die M. halten sich nicht über zwei Jahre, dann kommen die Würmer hinein; sie müssen an einem trockenen luftigen Orte aufbewahrt werden.

Mord. Das Verbrechen der vorsätzlichen Tödtung theilt sich in den Todtschlag, die in dem Affekte des Zornes unüberlegt begangene Tödtung, u. in den M., oder die Tödtung aus Ueberlegung u. Willkür. Der M. ist qualificirt, wenn der Mörder mit dem Ermordeten durch besondere Pflichten der Liebe oder Hochachtung verbunden; einfach, wenn eine andere Person Gegenstand des Verbrechens war. Der M. fordert Ueberlegung u. Wahl, mithin einen Akt der Willkür als psychologischen Grund der That. Diese Bedingung ist vorhanden, wenn entweder der Entschluß zur Tödtung selbst durch Ueberlegung bestimmt wurde, oder doch in Ansehung der Ausführung des Entschlusses u. der Wahl der Mittel Ueberlegung vorhanden war. Der Entzweck u. die Triebfedern zu dem Entschlusse haben auf die rechtliche Beurtheilung des Verbrechens keinen Einfluß. Da der Todtschlag Mangel an Ueberlegung voraussetzt, so ist derselbe nur dann vorhanden, wenn 1) der Entschluß zur Tödtung in der Hitze des Affekts entstanden u. 2) in demselben fortdauernden Affekte ausgeführt worden ist. Uebrigens aber ist auch hier Zurechnungsfähigkeit Bedingung der Strafbarkeit überhaupt, sowie eine auf Tödtung gerichtete (bestimmte oder unbestimmte) Absicht noth-

wendige Voraussetzung zur ordentlichen Strafe. Um zu beurtheilen, ob eine absichtliche Tödtung aus überlegtem Entschlusse geschehen sei, ist zu sehen nicht bloß 1) auf die Größe des Zeitraumes zwischen der Ausführung der That u. der den Willen bestimmenden äußeren Veranlassung derselben, sondern auch vornämlich 2) darauf, ob die Ausführung der That mit besondern Vorbereitungen oder mit besonnener Hinwegräumung äußerer Schwierigkeiten verbunden war, wie auch 3) auf alle jene Umstände, aus welchen sich ergibt, daß der Wille des Verbrechers durch die (nur mittelst des überlegenden Verstandes vorstellbare) Beziehung der tödtlichen Handlung, als eines Mittels zu einem gewissen Zweck, bestimmt worden ist. Gewisse besondere benannte Arten der Tödtung sind aus diesen beiden letzten Rücksichten immer M.thaten, nämlich: der Raubm., die aufgetragene Tödtung oder der Banditenm., der Mordelm. u. der Giftm. Wer sich 1) zur Tödtung eines Menschen bestimmt, weil dieselbe durch ihre Folgen ein Mittel ist, zur Erreichung sinnlicher Verstandeszwecke, beweist Ueberlegung u. seine That heißt Raubm. (*latrocinium*). Insbesondere aber wird diejenige Tödtung darunter verstanden, welche als Mittel der Erlangung fremden Eigenthums gebraucht worden ist. Eine Tödtung, welche auf Antrieb einer sinnlichen Begierde, zu deren unmittelbaren Befriedigung, geschehen ist, kann nie *latrocinium* genannt werden. Ueberlegung ist anzunehmen: 2) bei der aufgetragenen Tödtung, welche in der Tödtung vermöge Auftrages eines Anderen besteht u. bei dem Banditenm. (*assassinium*), einer rechtswidrigen, um Lohn unternommenen Tödtung. Dort kommt der Begriff von dem Bevollmächtigungsvertrag, hier der Begriff vom Miethvertrag zur Anwendung. Der Machtgeber, wie der Bevollmächtigte, der M. dinger (*assassinator*) wie der Bandit (*assassinus*), beweisen Ueberlegung: dieser wegen des Grundes u. Entzweckes seiner Willensbestimmung, jener wegen der Art u. Ausführung seines Entschlusses. Derselben Classe gehört 3) der Mordelm. (*homicidium proditorium*) an, eine unter absichtlicher Täuschung des Getödteten vollbrachte Tödtung, besonders, wenn der Verbrecher seine mörderische Absicht hinter dem Scheine des Zutrauens u. der Freundschaft verbirgt. Mordelm. ist daher immer vorbedacht. Zu der vorbedachten Tödtung gehört 4) der Giftm., Tödtung eines Menschen durch Mittheilung eines Stoffes, welcher heimlich oder verborgen den Körper verlegt. Wer sich dieses Mittels zur Ausführung seiner gesegwidrigen Absicht bedient, beweist Ueberlegung, weil er durch Verstocktheit die Aufmerksamkeit zu hintergehen sucht u. der Gebrauch dieses Mittels Vorbereitungen voraussetzt. Der Giftm. kann a) auf bestimmte Art begangen werden, wenn die Handlung gegen einzelne bestimmte Personen, b) auf unbestimmte Art, wenn sie gegen mehrere unbestimmte Personen gerichtet war, wie bei der Vergiftung von Brunnen, Weiden u. s. w. Die Strafe 1) des Todschlags ist nach der Carolina das Schwert; die Strafe des einfachen Mords bei Mannspersonen das Rad, bei Weibspersonen das Ertränken oder eine andere einfache Todesstrafe. Den intellektuellen Urheber eines Mordes trifft, gleich dem physischen Urheber, die ordentliche Strafe. War der Wille des intellektuellen Urhebers ausdrücklich bloß auf Verwundung gerichtet, so kann die ordentliche Strafe nur gegen den physischen Urheber Anwendung finden. Haben mehrere den M. gemeinschaftlich beschlossen u. ausgeführt, so sind alle Theilnehmer des Complots, ohne Rücksicht auf die Art ihrer Theilnahme, bei der Ausführung mit dem Rade, als der Strafe des Mordes, zu bestrafen. Wenn Mehre, ohne vorausgehende Verabredung, bei der Tödtung eines Menschen mitgewirkt haben u. 1) nur Einer den Getödteten tödtlich verwundet hat, so wird dieser allein als Todschläger mit dem Schwert bestraft. Hat 2) der Getödtete von Mehren Wunden empfangen, von welchen jede einzeln tödtlich ist, so wird a) Derjenige, der zuletzt verwundet hat, mit dem Schwert, u. die Uebrigen außerordentlich bestraft. b) Ist es ungewiß, wer die letzte Wunde beigebracht habe, so sollen Alle mit der Schwertstrafe belegt werden. 3) Sind die von Mehren beigebrachten Wunden

blos durch ihr Zusammentreffen tödtlich, so leiden Alle eine außerordentliche Strafe. Die Strafe, selbst der größten Culpa, darf vier bis sechsjährige Freiheitsstrafe nicht übersteigen; doch ist bei einer durch Dolus bestimmten Culpa das der Todesstrafe am nächsten kommende Uebel, lebenswiegige Beraubung der Freiheit, anzunehmen, weil hier mit der Strafbarkeit der Culpa die Strafbarkeit einer rechtswidrigen Absicht zusammentrifft. Culpa in entfernteren Graden ist mit zeitiger Beraubung der Freiheit, höchstens auf ein Jahr, wohl auch nur mit einem Verweise zu bestrafen. Die unternommene Tödtung ist in den höchsten Graden der Unternehmung, zumal bei geendigttem Verbrechen u. wenn schon wirkliche Verletzungen geschehen sind, in den der ordentlichen Strafe am nächsten kommenden Graden zu bestrafen. Die Bestrafung entfernter Versuche hängt lediglich von der Beurtheilung im Einzelnen ab. Es treten hier weder besondere Milderungs- noch Schärfungsgründe ein. Die Gehülfen werden nach den allgemeinen bekannten Grundsätzen bestraft. Bezüglich des ausgezeichneten Mordes (Parricidium) ist zu bemerken: der Verwandten m., der M. einer Person hohen Standes u. der M. des eigenen Herrn des Mörders. S. Lehrbuch des peinl. Rechts von Feuerbach, Gießen 1847. M. M.

Mordbrand. Ueber den Begriff dieses Verbrechens sind die verschiedenen Rechtsbücher nicht einig. Einige verstehen unter M. eine Brandstiftung mittelst eines Complots u. unter Tumult; Andere bestimmen diesen Begriff nach der Zeit, wann die Brandstiftung geschehen ist; Andere nach dem Gegenstande des Verbrechens, wieder Andere nach der Triebfeder desselben. Die Praktiker wollen nur bei dem M. das Feuer, bei der einfachen Brandstiftung das Schwert als Strafe. Andere sind mit Recht dagegen. Die Strafe der vorsätzlichen, qualificirten Brandstiftung ist das Feuer, ohne Unterschied zwischen Mord u. M. Denn, wenn gleich diese Unterscheidung vor Karl in Deutschland herkömmlich war, so kann dieselbe gleichwohl darum nicht mehr in Betracht kommen, weil das Gesetz (welches hier das, solchen Unterschied nicht kennende, römische Recht vor Augen hatte), jenes, überdies unbestimmten u. veränderlichen, Unterschiedes nicht erwähnt. Den einfachen Brenner trifft das Schwert, es wäre denn der Brand erregt worden, um Menschen zu tödten u. wenn die Tödtung wirklich erfolgt. S. Lehrbuch des peinlichen Rechts v. Feuerbach, herausgegeben von Mittermaier. M. M.

Mordent oder Mordant, eine Sing- oder Spielmanier, bestehend in dem schnellen Wechsel der Hauptnote mit dem unter oder über ihr liegenden Tone u. dem Zurückgehen zu jener. Von den Franzosen Pincé genannt, ist diese Verzierung kurz oder lang, je nachdem der Wechsel der Töne nur einmal oder mehrmal gehört wird; auch hatte sie früher eine eigene Bezeichnung, wird jetzt aber in Noten ausgeschrieben u. nach der neueren Gesangsmethode selten mehr gehört.

Mordschlag nennt man 4—6" lange Stücke von Flintenläufen, welche, unten zu geschmiedet, mit Zündlöchern versehen u. mit 2 bis 3 Kugeln geladen, in die Leucht- u. Brandfugeln eingeschlagen werden, damit sie losgehen u. die Feinde von dem Bösen dieser Brandkörper abhalten.

Mordwinen, s. Finnen.

More, 1) Thomas, s. Morus. — 2) Hannah, geboren 1745 zu Stappleton (Gloucestershire), ward besonders in London durch Garrick u. dessen Freunde der Literatur zugeführt u. schien für das Theater mit der Tragödie „Percy“ (1774) viel zu versprechen; gegen das Ende ihres Lebens neigte sie sich indeß eifrig zum Puritanismus u. verfaßte mehre Schriften von moralischer Tendenz. Um die Erziehung der niederen Volksklassen hat sie sich viele Verdienste erworben. Sie legte selbst über 1600 Volksschulen in England an u. stand in so allgemeinem Ansehen, daß sogar über den Erziehungsplan der Prinzessin Charlotte ihr Gutachten eingeholt wurde. Die rastlos thätige Frau starb zu Clifton 1833.

Morea, oder Peloponnes, heißt der südlichste Theil des Königreichs Griechenland, nämlich die 400 □ Meilen große Halbinsel, welche durch die, etwa 2 Meilen breite, Landenge von Korinth mit Livadien verbunden ist. Sie zählt

etwa eine halbe Million Einwohner u. umfaßt die Nomarchien Argolis u. Corinth, Laconien, Messenien, Arkadien, Achaja u. Elis. M. ist eine, besonders im Osten u. Süden gebirgige Provinz, deren Küsten mehre Meerbusen u. Halbinseln bilden. Im Norden ist der Busen von Lepanto, im Osten der Busen von Aegina u. Napoli di Romania, im Süden der Busen von Kolokythia u. Koron, im Westen der Busen von Arkadia. Der Mittelpunkt der Gebirge scheint (denn Genaueres kennt man über das Innere der Provinz noch wenig) der Zyria (der Kylene der Alten), 7200 Fuß hoch. Von ihm aus geht gegen Südosten eine Kette mit dem 6000 Fuß hohen Malero u. endiget am Cap St. Angelo; eine zweite Kette mit dem Taygetus, 7400 Fuß hoch, läuft westlicher zum südlichsten Punkte der Halbinsel von Matapon; nördlich von Tripoliza ist der 6100 Fuß hohe Zagura. Ansehnliche Ebenen finden sich im Westen, wohin auch die Abdachung ist. Außer dem Rufia oder Rhyo (dem alten Alpheus) im Westen u. dem Ori oder Wafiliso (dem alten Eurotas) im Süden, beide nicht schiffbar, ist kein nennenswerther Fluß da; die meisten Gewässer trocknen im Sommer ganz aus. Fruchtbare Thäler u. Ebenen wechseln mit dürrn Gegenden; die Gebirge sind meist gut bewaldet; im Allgemeinen ist der Anbau sehr mangelhaft; das Klima ist in den Thälern u. Ebenen sehr warm, der Sommer eine bloße Regenzeit; rauhere Luft haben die Gebirge, die einen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt sind; nicht allenthalben ist die Luft gesund. Die Produkte sind die gewöhnlichen südeuropäischen, besonders Del, Baumwolle u. Korinthen; der Getreidebau ist nicht unbedeutend, die Seide schlecht; man sammelt auch Kermes u. Gummi-Dracant; ausgezeichnet sind die Maulesel. Ackerbau u. Viehzucht bilden die Hauptbeschäftigung der Einwohner; von Fabrikfleiß hat man wenige Spuren, lebhaft ist dagegen der Handel der Seestädte. Die Bewohner der südöstlichen Gebirge, die Maionoten u. Patowunioten, sind durch ihre Rohheit berüchtigt. — Zuerst aus freien Republiken bestehend, fiel M. mit der Zeit unter die Herrschaft der Römer und bildete dann unter dem byzantinischen Kaiserreiche ein eigenes, von Strategen regiertes Thema. In der Völkerverwanderung tummelten sich auf seinem Boden nach einander Gothen, Vandalen u. Slawen, welch letztere sich niederließen u. gräcisirt wurden. Im Jahre 1207 wurde M. von fränkischen Rittersn erobert u. zum Fürstenthume Achaja mit 12 Pairien, Lehen, Afsen u. allen Feudaleinrichtungen des Abendlandes gemacht. Bis 1346 blieb das Land in der Gewalt der Familie Villehardouin; 1460 wurde es von den Türken erobert, diesen 1687 von den Venetianern abgenommen u. 1715 abermals von den Türken eingenommen, in deren Besitz es bis zur Bildung des Königreichs Griechenland blieb. Ow.

Moreau, Jean Victor, einer der berühmtesten Generale der französischen Republik, geboren zu Morlair in der Bretagne 11. August 1761, Sohn eines dortigen Advokaten, ward Anfangs für das Fach seines Vaters bestimmt, wurde deshalb von diesem vom Militär losgekauft u. studirte die Rechte zu Rennes. Als 1787 Unruhen in Rennes über Veränderungen in der Magistratur ausbrachen, bedienten sich die Behörden seiner, um diese zu stillen. Zu Anfang der Revolution bildete er eine Artilleriecompagnie der Nationalgarde u. commandirte diese bis 1792 als Capitän, trat dann in ein freiwilliges Bataillon, das zu Dumouriez stieß, ward bald Bataillonschef, 1793 Brigadegeneral, 1794 unter Pichegru Divisionsgeneral u. führte das Corps, das gegen Niederländern operirte u. nahm dort mehre Festungen. Die Hinrichtung seines Vaters zu Brest ließ ihn das Schreckenssystem noch mehr verabscheuen, als bisher. Im Winterfeldzuge von 1794 befehligte er den rechten Flügel von Pichegru's Armee, unterwarf Holland u. erhielt das Commando der Nordarmee u. 1796 an Pichegru's Stelle den Oberbefehl über die Rhein- u. Moselarmee. Mit dieser setzte er (24. Juni) bei Straßburg über den Rhein, drängte Erzherzog Karl zurück u. schlug ihn (10. Juli) bei Ettlingen, öffnete sich die Pässe des Schwarzwaldes u. drang durch Schwaben über den Lech in Bayern bis zur Tyrolergränze vor, sah sich aber nach der Zertrümmerung des Jourdan'schen Heeres abgeschnitten u. (den 20. September) zu dem berühmten Rückzuge

genöthigt, auf welchem er, gegenüber einem weit überlegenen Feinde, Latour bei Biberach schlug, sich mit Gewalt den Höllenpaß im Schwarzwalde öffnete u., obwohl bei Emmendingen u. Schliengen von Erzherzog Karl geschlagen, in guter Mannszucht Ende October bei Hünningen über den Rhein zurückging u. diese Feste, sowie Kehl, hartnäckig vertheidigte. Schon war er 1797 wieder über den Rhein in den Schwarzwald siegreich vorgeedrungen, als der Präliminarfriede ihn (den 22. April) zur Rückkehr nöthigte. Das Direktorium, welches ihm wegen seiner Freundschaft mit Pichegru u. aus Eifersucht im September den Oberbefehl nahm, sah sich im folgenden Jahre (1798) genöthigt, ihn als 2. Generalinspektor zu der Armee unter Scherer nach Italien zu senden, wo er endlich über die hartbedrängte u. auf 28,000 Mann herabgesunkene, gegenüber 80,000 Russen unter Suwarow, den Oberbefehl übernahm. Er führte das Heer über den Ticino nach einem Siege bei Passignano in das Genuesische u. machte darauf durch einen raschen Zug im Rücken des Feindes u. durch seine Siege über die Generale Bellegarde u. Sedendorf bei Marengo (den 19.—21. Juni) Macdonalds Vereinigung mit ihm bei Novi möglich. Zwar trat er das Commando an Joubert ab, mußte es aber, als dieser bei Novi (den 15. August) fiel, in der Schlacht wieder übernehmen u. sicherte den Rückzug. In Paris wünschten Viele, daß er an die Spitze der Republik trete zum Sturz des Direktoriums; doch M. sah, daß die Mehrzahl sich auf Seiten Bonaparte's neigte u. er half diesem den 18. Brumaire vorbereiten. Am 25. April 1800 ging er mit 100,000 Streichern über den Rhein, lieferte den Oesterreichern unter Krav die Schlachten bei Engen, Stockach, Möskirch, Biberach u. Memmingen, nöthigte, bei Höchstädt über die Donau gehend, Krav, seine feste Stellung bei Ulm zu verlassen, besetzte München u. einen großen Theil Bayerns u. erlangte in dem Waffenstillstande zu Parsdorf die Abtretung des Passes Reutti in Tyrol, Regensburgs u. eines Theiles von Franken. Bei dem Wiederbeginne des Kampfes richtete er bei Hohenlinden (3. December) die österreichische Macht unter Erzherzog Johann zu Grunde, drang über Inn, Salz, Traun u. Enns bis 20 Stunden vor Wien vor u. nöthigte seinen Gegner zu den harten Bedingungen des Waffenstillstandes zu Steyer (25. December), der dem Lüneviller Frieden voranging. Da M. Bonaparte's Eifersucht auf sich wohl kannte, dessen ungeachtet aber nicht feindlich gegen ihn auftreten wollte, zog er sich zurück u. lebte mit seiner jungen Gemahlin als Privatmann zu Grosbois. Da wurde Georges und Pichegru's Verschwörung entdeckt u. zugleich von der geheimen Polizei bei dem Abbé David, dem Freunde Pichegru's u. M.s, ein Brief an letzteren, der Beide zu versöhnen strebte, gefunden, auch die Antwort M.s aufgefunden; M. wurde deshalb im Februar 1804 verhaftet u. nach dem Tempel gebracht. Er schrieb nun an Bonaparte u. gestand zu, daß ihm Eröffnungen gemacht worden wären; er habe sie aber zurückgewiesen, die sie Insinuirenden jedoch nicht angezeigt, da dieß Männer betroffen haben würde, mit denen er in freundschaftlicher Verbindung gestanden habe. Hierauf erhielt er keine Antwort, sondern der Criminalprozeß ging vorwärts. Nun gestand M. den 11. April ein, Pichegru sei zweimal zu ihm gekommen, habe ihm einige Eröffnungen, die Bezug auf die Bourbons gehabt hätten, gemacht, ihn jedoch unzufrieden verlassen. Pichegru u. Georges sagten durchaus Nichts gegen M. aus, u. andere Gefangene, die dieß gethan, widerriefen im ersten öffentlichen Verhöre. Dennoch stellte der öffentliche Ankläger die Anschuldigung M.s so, daß er die Bourbons habe wieder herstellen u. sich die Diktatur anmassen wollen. Die bonapartistische Partei versuchte nun alles Mögliche, um M. schuldig darzustellen, jedoch ohne Erfolg. Das Interesse des französischen Publikums für M. war außerordentlich; auch Militärs, unter andern Macdonald u. Lecourbe, erklärten sich für ihn. Man drang sogar einst des Nachts in sein Gefängniß, um ihn daraus zu entführen; er wollte aber nicht folgen. Am 10. Juni erklärten von den 12 Richtern 7 M. für unschuldig, 5 für schuldig. Allein Napoleon wollte ihn nicht freigesprochen wissen; Real, Savary u. A. mußten die Richter nochmals bearbeiten u. endlich verurtheilte ihn, dem höheren Impulse fol-

gend, das Gericht zu zweijähriger Haft. Nur 3 Richter verharren bei dem Ausspruche unschuldig. M. hörte das Urtheil ruhig an u. kehrte unter dem Rufe des Volkes: „keine Haft! Freiheit für M.“ ohne Wache in sein Gefängniß zurück. Der Justizminister machte bekannt, der Kaiser habe M. die nachgesuchte Erlaubniß, nach Amerika zu gehen, ertheilt; jedoch dürfe er nicht ohne Erlaubniß nach Frankreich zurückkehren. M. reiste mit seiner Familie am 25. Juni 1805 über Cadix dahin ab u. kaufte sich am Delaware unweit Philadelphia an, wo er in philosophischer Ruhe lebte. Nachdem er 1811 durch einen Brand sein Wohnhaus u. bald darauf seinen Sohn durch den Tod verloren hatte, entschloß er sich, auf die Aufforderung des Kaisers Alexander, im Jahre 1813 an dem Kampfe gegen den gemeinsamen Feind der Freiheit Theil zu nehmen u. begleitete Alexander in der Uniform eines kaiserlichen Generaladjutanten. Auf dem Rückzuge nach dem Angriffe auf Dresden zerschmetterte ihm auf der Höhe bei Recknitz (den 27. August) eine Kanonenkugel an der Seite des Kaisers beide Beine; gefaßt ließ er sie sich ablösen, ward nach Laun in Böhmen gebracht u. starb daselbst am 2. September. Gleich seinem glücklichen Nebenbuhler groß als Feldherr, war M. größer als Mensch. Sein Leichnam wurde zu Petersburg feierlich beigesetzt, seine abgelösten Beine ruhen unter einem Denkmale, welches der Fürst Repnin 1814 an der Stelle, wo er fiel, errichten ließ. Vgl. Hassé, „V. M. u. seine Todtenfeier“ (Dresden 1815).

Morella, Graf von, s. Cabrera (Don Ramon).

Morelli (Giacomo), geboren 1745 zu Venedig, gestorben daselbst 1819 als Bibliothekar der St. Markusbibliothek, hochverdiert durch Herausgabe mehrerer meist bibliographischer Werke, unter denen wir anführen: *Aristides Rede gegen den Leptines*; *Libanius Apologie des Sokrates*; *Aristorenos Rhythmica elementa*, Venedig 1785; *Biblioteca manusc. del bali T. G. Farsetti*, Venedig 1771—80, 2 Bde.; *Dissertazione storica intorno alla pubblica libreria di San Marco*, ebend. 1774; *Biblioteca manusc. graeca et latina*, Vassano 1802, 1 Bd.; *Epistolae VII. variae eruditionis*, Padua 1819. Seine kleinen Schriften, gesammelt unter dem Titel: *Operette*, Venedig 1820, 3 Bde.

Moreno, Vicente Gonzalez M. Guerra, berühmter spanischer General, geboren 1778 zu Cadix, trat, 16 Jahre alt, in das Regiment Savoyen und machte den Feldzug in Catalonien mit, gründete 1808 die Junta in Valencia gegen Napoleon u. gelangte in diesen Kriegen zu den höchsten Graden. 1813 ward er Generallieutenant u. Vizekönig von Granada, focht dann mit Ruhm in Amerika gegen die Insurgenten, wo er Lorenzo fing u. erschießen ließ; ging von da nach Ferdinands VII. Tode nach England u. wollte dann unter dem Namen Antonio Perez über Hamburg durch Frankreich zu Don Carlos gehen, ward aber verhaftet u. saß in Paris 6 Monate gefangen. Zu Don Carlos entkommen, ward er 1835 Obergeneral, bald Chef des Generalstabes, bis er Ende 1838 mit der Camarilla u. Torijos in Streit gerieth u. von Don Carlos die Erlaubniß erhielt, sich mehrerer unruhiger Köpfe zu entledigen u., hierauf sich stützend, mehre Generale, Eguia, Torijos u. A., die treuesten Anhänger des Don Carlos, erschießen ließ, was von Don Carlos erst verdammt, dann anerkannt ward. Nun schloß er mit den christlichen Generalen am 30. August 1839 den Vertrag von Vergara, wonach sich das carlistische Heer unter ziemlich günstigen Bedingungen unterwarf; vergleiche den Artikel Spanien (Geschichte). Er lebte seitdem ziemlich zurückgezogen.

Moresken, in der Architektur Verzierungen aus verschiedenem wirklichen u. erdichteten Laubwerk in mannigfaltigen Verschlingungen, deren sich die Mauren bedienten, wie die Araber der Arabesken (s. d.).

Morgagni, Johann Baptist, einer der ausgezeichnetsten Aerzte des 18. Jahrhunderts, geboren zu Forlì im Kirchenstaat den 25. Februar 1682, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung u. widmete sich dem Studium der Naturwissenschaften u. insbesondere der Heilkunde auf der Universität Bologna, woselbst er 1701 zum Med. Dr. promovirt wurde. Er bereiste nun zu seiner weitem Aus-

bildung Venedig u. Padua, ließ sich für einige Zeit als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder, wurde aber 1711 als Professor der Anatomie nach Padua berufen, woselbst er bis zu seines Lebens Ende, am 6. December 1771, im größten Ansehen stand. M. war der meisten gelehrten Akademien Europa's Mitglied, und noch bei seinen Lebzeiten stellte seine Vaterstadt seine Büste in ihrem Rathhause auf. — Er hat den ihm gewordenen Ruhm verdient durch seltene Geschicklichkeit u. Gewandtheit im Zergliedern, durch unbestechliche Wahrheitsliebe u. Gerechtigkeit in der Würdigung fremden Verdienstes, seine umfassende u. gründliche Gelehrsamkeit u. seine reiche klassische Bildung ebenso wohl, als durch seinen geraden, auf das Anwendbare beständig gerichteten Sinn u. seine einfache, würdige Sprache. Hauptsächlich verdient machte er sich um die pathologische Anatomie, die er zuerst für die Wissenschaft von dem Siege u. den Ursachen der Krankheiten u. damit für die Hauptstütze der praktischen Medizin erklärte. — Sein Hauptwerk ist: „*De sedibus et causis morborum per anatomen indagatis libri quinque.*“ Venedig 1761, Folio, 2 Bde., erschien in verschiedenen wiederholten Auflagen u. wurde übersetzt ins Deutsche, Französische und Englische. Außerdem schrieb er: „*Adversaria anatomica.*“ Padua 1719; „*Novae institutionum medicarum ideae.*“ Padua 1712 u.; ebenso auch einige werthvolle Abhandlungen über Philologie u. Archäologie.

E. Buchner.

Morgan, Lady, Tochter des Schauspielers Owen'son zu Dublin, geboren daselbst 1789, trat schon in ihrem 16. Jahre als Schriftstellerin auf u. erhielt, besonders durch die Novelle *The wild Irish girl*, Ruf. Nach ihrer Verheirathung mit Sir Charles M., (starb 1843) bereiste sie 1816 Frankreich u. Italien u. kehrte 1823 nach Dublin zurück. Als Früchte dieser Reise erschienen: *France*, London 1817, 2 Bde., u. *Italy*, ebend. 1823, 2 Bde., beide deutsch, Leipzig 1823 u. 25; durch scharfes Urtheil u. geistreiche, oft aber auch, besonders in politischen Dingen, schielende Ansichten erregten diese Bücher großes Aufsehen. Sie bereiste hierauf Frankreich 1829, so wie in den Jahren 1833 — 34 Belgien. Gegenwärtig lebt sie, fast ganz des Augenlichts beraubt, von einer Pension der Regierung. Daß sie 1825 den Versuch gemacht, sich mit dem Schnupstuche zu erwürgen, ist unwahr. Ihre Schreibart ist leicht, elegant, oft satyrisch, u. verräth einen männlichen Geist. Außer den schon angeführten Schriften hat man von ihr noch: *St. Clair, or heiress of Desmond*, 2 Bde.; *The Novice of St. Dominic*, 1805, 4 Bde.; *Patriotic sketches of Ireland*; *O'Donnel*; *Life and Times of Salvator Rosa*, deutsch von Theodor Hell, Dresden 1824; *France*, London 1829 u. 30; das Buch der *Boudoirs*, ebend. 1829; *Florence Maccarthy*, ebend. 1818; *Dramatische Scenen aus dem wahren Leben*, ebend. 1835; die *Frau u. ihr Herr*, ebend. 1841.

Morgana, f. *Fata morgana*.

Morganatische Ehe oder Ehe zur linken Hand, heißt eine Ehe, welche regierende Fürsten oder die Glieder regierender Häuser mit unter ihrem Range stehenden Personen schließen, deren Descendenz sodann von der Thronfolge ausgeschlossen ist, sowie sie auch nicht den Namen des Vaters führt. In einer solchen Ehe lebt z. B. Erzherzog Johann von Oesterreich, der die Tochter eines steierischen Postmeisters heirathete. Seine Nachkommen gehören nicht in die kaiserliche Familie und führen den Namen der Mutter: Grafen von Brandhof, welche eben so wenig auf den Rang einer Erzherzogin Anspruch machen kann. Desgleichen lebte Friedrich Wilhelm III. von Preußen in einer m. E. mit der Gräfin Harrach.

Morgarten, ein kleiner Berg am westlichen Ufer des Egerisees, an der Gränze der Cantone Zug u. Schwyz, an dessen Fuße, unsern des Sceifers, der schmale Weg durchführt. Hier kämpften den 16. November des Jahres 1315 die Eidgenossen zum ersten Male für ihre Unabhängigkeit u. besiegten durch Klugheit u. Tapferkeit den vielfach überlegenen, geübteren Feind, u. Herzog Leopold floh. Wahrscheinlich stand damals der See höher; denn die Local-Umstände in der Geschichte der Schlacht passen nicht genau zu der jetzigen Lage des Ortes. Eine Kapelle an der sogenannten Haselmatt verewigt dieses denkwürdige Er-

eigniß. Am 2. Mai 1798 wurde hier ebenfalls gefochten, und große Tapferkeit gegen die anrückenden Franzosen bewiesen; doch mit dem Siege auf dem Schlachtfelde war nicht der Ausgang des Krieges entschieden, denn die Franzosen besetzten den Canton Schwyz. Im Juni 1799 fochten an der gleichen Stelle die Oesterreicher gegen die Franzosen, wobei die letzteren siegten.

Morgen, *Morgengegend* (*Oriens*), bezeichnet in der mathematischen Geographie diejenige Himmelsgegend, in welcher die Gestirne am Horizonte aufgehen. *M.* liegt zwischen *Mittag* u. *Mitternacht*, u. zwar in der Richtung von dem ersten zur letzteren auf der rechten Seite. — *M.* oder *Ostpunkt*, ist einer von den 4 *Cardinalpunkten* u. der *Durchschnittspunkt* des *Himmelsäquators* mit dem *Horizonte* auf der Seite des Himmels, wo die Gestirne aufgehen. — *M.*weite eines Gestirns ist der, in *Graden* u. s. w. ausgedrückte, Theil (*Bogen*) des *Horizonts* zwischen dem *Aufgangspunkte* des Gestirns u. dem *Ostpunkte*. Geht nun ein Stern zwischen dem *Ost-* u. *Südpunkte* auf, so ist seine *M.* südlich; dagegen nördlich, sobald er zwischen dem *Ost-* u. *Nordpunkte* aufgeht. — In der *Nautik* dient die Beobachtung der *M.* (oder auch *Abendweite*) zur Bestimmung der *Abweichung* der *Magnetnadel* (s. d.).

Morgen, auch *Morgen Landes*, ist ein bekanntes Feldmaß, das jedoch in verschiedenen Ländern von verschiedener Größe u. Eintheilung angetroffen wird. Vergl. *Maß* u. *Gewicht*.

Morgengabe hieß ursprünglich Alles, was der neue Ehemann seiner Gattin am Morgen nach der Hochzeit schenkte u. was ihr dann auch als *Eigenthum* nach seinem Tode verblieb. Diese, schon in den ältesten deutschen Gesetzen vorkommende, Einrichtung hat sich indessen später nur beim *Adel* erhalten, u. man versteht jetzt darunter insgemein die Gegenstände, welche eine adeliche Witwe aus dem Nachlasse des Mannes zu fordern berechtigt ist. Bei sogenannten nicht standesmäßigen Ehen vertritt die *M.* überhaupt die Stelle des ganzen *Abfindens*.

Morgenstern wird 1) in der *Astronomie* der Planet *Venus* (s. d.) zu der Zeit genannt, wo dieser Planet, der Sonne zur Rechten (westlich von ihr) stehend, des Morgens vor Sonnenaufgang am östlichen Himmel glänzt. — Im Allgemeinen kann auch *Merkur*, *Mars*, *Jupiter* oder *Saturn* *M.* heißen, sobald einer dieser Planeten des Morgens vor Sonnenaufgang am Morgenhimmel sichtbar ist, vergl. auch *Lucifer*. — 2) Eine Waffe des Mittelalters, eine Vervollkommenung der alten Keule. Der *M.* hatte einen in sehr spitzige Winkel auslaufenden eisernen Kopf u. einen hölzernen Stiel. Man verfertigte auch *M.e*, welche, aus eisernen oder hölzernen Kugeln bestehend, in der Nähe des eisernen Stieles mit Spizen versehen waren. Solche *M.e* hingen an eisernen Ketten u. wurden besonders von ausgezeichneten Streikern geführt. Andere *M.e* waren Nichts, als Keulen, welche igelartig mit eisernen Stacheln besetzt waren u. deswegen *Stachelkeulen* genannt wurden. Freilich scheinen diese *Mordgewehre* keine regelmäßigen Waffen gewesen zu seyn; doch, von einem kräftigen Arm geführt, waren sie *Würginstrumente*.

Morghen, *Raffaello*, einer der größten Meister in der *Kupferstecherkunst*, geboren zu *Portici* 1761 aus einer ursprünglich niederländischen Familie, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater *Philipp* u. seinem Onkel *Elias M.*, wurde dann zu *Rom* 1778 Schüler des berühmten, von ihm übertroffenen *Giov. Volpato*, dessen Tochter er heirathete, u. führte mit ihm gemeinschaftliche Arbeiten aus. Er folgte 1793 einem Rufe als Professor der *Kupferstecherkunst* an die Akademie der Künste in *Florenz* u. lebte daselbst, außer einem kurzen Aufenthalte in *Paris* auf *Napoleons* Einladung, bis zu seinem Tode 1833. Seine berühmtesten Stiche sind: Das *Abendmahl* nach *Leonardo da Vinci* (1800), die *Madonna della Seggiola* u. die *Transfiguration* nach *Raffael*, die *Madonna del Sacco* nach *Andrea del Sarto*, die *Nacht* nach *Correggio*, auch die *Portraits* der 4 großen italienischen Dichter. Das von *Palmerini* (*Florenz* 1824, 3. Aufl.) herausgegebene Verzeichniß seiner Stiche zählt deren 254.

Mörhof, Georg Daniel, geboren 6. Februar 1639 zu Wismar, studirte 1655 auf dem Pädagogium zu Stettin, 1657 auf der Universität Rostock Jurisprudenz, neuere Sprachen und Literatur, ward 1660 Professor der Dichtkunst in Rostock, 1665 Professor der Rede- u. Dichtkunst auf der neuerrichteten Universität Kiel, 1673 auch Professor der Geschichte, 1680 Bibliothekar u. starb 30. Juli 1691 zu Lübeck auf einer Rückreise von Pyrmont, wohin er seiner fränkischen Gesundheitsumstände wegen gegangen war. M., durch große Reisen gebildet, war zu seiner Zeit ein berühmter u. fruchtbarer Schriftsteller, jedoch mehr durch seine lateinischen, als seine deutschen Schriften bekannt. Unter letzteren ist sein „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie“ (Kiel 1682, 2. Aufl. 1702, 3. Aufl., Lübeck 1718), unter den ersteren sein „Polyhistor“ (Lübeck 1688, 2. Aufl. 1747, 2 Bde.) am gelungensten. Seine Gedichte sind meist Gelegenheitsgedichte (in Auswahl in W. Müllers Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.). x.

Morier, James, ein ausgezeichnete englischer Schriftsteller, Abkömmling einer aus der französischen Schweiz nach England übergesiedelten Familie, geboren 1780, erwarb sich schon frühe ausgedehnte Sprachkenntnisse, namentlich in den orientalischen Sprachen, u. bereiste zu Anfang dieses Jahrhunderts den Orient. Die Resultate dieser Reise legte er nieder in dem Werke: „Travels in Persia, Armenia and Asia minor to Constantinople,“ London 1812. 1810 bereiste er Persien zum zweiten Male und blieb daselbst als britischer Gesandter bis 1816, über welchen Aufenthalt er in „A second journey through Persia, Armenia and Asia minor,“ London 1818, berichtete. In den „Adventures of Hajji Baba of Ispahan,“ 3 Bde., London 1824, deutsch von Lindau, schildert er in gefälliger Romanform die Nationaleigenthümlichkeiten u. Sitten der Orientalen. Eine Mission nach Mexico unterbrach die Fortsetzung dieses Werkes; aber bald nach seiner Rückkehr gab er die „Adventures of Hajji Baba of Ispahan in England,“ 2 Bde., London 1828, deutsch Stuttgart 1829, heraus, welchem nun „Zohrab, or the hostage,“ 3 Bde., London 1832; „Aijesha, or the maid of Kars,“ „Abel Nutt,“ „The Banished,“ u. „The Mirza“ folgten, die nicht nur in England, sondern auch in Deutschland mit entschiedenem Beifalle aufgenommen wurden.

Morillo, Don Pablo, spanischer General, 1778 zu Fuentes Secas bei Toro geboren, trat 1791 in das Militär, befehligte 1808 eine Guerilla in Murcia u. war 1813 schon bis zum General gestiegen. 1815 erhielt er den Oberbefehl über 10,000 Mann, welche das schon wankende Südamerika der spanischen Krone erhalten sollten, zog siegreich in Caracas u. Cartagena ein u. zwang Bolivar u. Marino zur Flucht. Aber die Grausamkeit, mit der er verfuhr, rief wiederholte Aufstände hervor, die er zu bekämpfen hatte. Mehrmals geschlagen (bei Ocano 29. April 1816, bei Banco-Largo, an den Ufern des Orinoco 1817, bei St. Diego u. Sagamoso 1819) ward er zum Abschlusse eines Waffenstillstandes gezwungen u. kehrte 1821 nach Spanien zurück, worauf er zum Grafen von Cartagena, Marquis de la Puerta u. zum Generalcapitän von Neucastilien ernannt wurde. Obgleich den royalistischen Antrieben nicht fremd, schlug er sich doch bald auf die Seite der siegreichen Constitutionellen, erhielt den Befehl über die Nord-Armee, überließ aber den einrückenden Franzosen Galicien ohne Schwerdtstreich. Dennoch floh er vor den Absolutisten u. kehrte erst 1831 nach Madrid zurück. Er starb 1837 als Generalcapitän von Galicien.

Moriz, der Heilige, s. Mauritius.

Moriz, fürstliche Personen dieses Namens. 1) M., Kurfürst von Sachsen, Sohn Herzogs Heinrich des Frommen, geboren zu Freiberg 1521, erhielt, mit vorzüglichen Talenten ausgestattet, seine Bildung zuerst auf der Schule zu Freiberg, dann zu Leipzig u. zuletzt durch den Aufenthalt an verschiedenen Höfen, worauf er 1541 nach seines Vaters Tode die ihm zugefallenen Länder in Besitz nahm. Mit dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, an dessen Hofe er die protestantische Lehre angenommen hatte, gerieth er bald über gewisse Hoheitsgränzen in Streit. Er zog für Kaiser Karl V. zweimal nach Ungarn und

zweimal wider Frankreich, u. ob er gleich dem schmalkaldischen Bunde nicht beitreten wollte, so half er doch den Herzog Heinrich den Jüngern von Braunschweig bekriegen. Der Beistand, den er dem Kaiser Karl V. wider seinen Vetter Johann Friedrich leistete, erwarb ihm die Kurwürde, den Kurkreis, einen ansehnlichen Theil der ernestinischen Lande u. s. w. 1547. Um das kaiserliche Interim nicht annehmen zu müssen, ließ er von seinen Theologen ein neues verfertigen, das aber gleichfalls wenig Beifall fand. Da er bei Karls V. die Absicht, Deutschlands Freiheit zu unterdrücken, argwohnte, so beschloß er, sie zu retten. Karl hatte ihm die Vollziehung der Acht gegen die Stadt Magdeburg aufgetragen. Aber an der Spitze des Heeres, mit dem er dieselbe eroberte, rückte der treulose M. plötzlich gegen den Kaiser zu Felde, u. fast hätte er ihn überrascht. Sein Bundesgenosse, König Heinrich II. von Frankreich, griff zugleich den Kaiser von einer anderen Seite an. Dieß bewirkte den Vergleich zu Passau, der den Protestanten einstweiligen Religionsfrieden u. Johann Friedrich, ingleichen Philipp, die Freiheit verschaffte 1552. Schon M. bloße Annäherung schreckte hernach die Türken in Ungarn zurück. M. war ein hochstrebender Fürst, dessen geistige Seite indessen ungleich höher stand, als seine moralische. Die Jagdlust war bei ihm in sehr hohem Grade Leidenschaft. Um einer, dem Könige Ferdinand zu Ehren angestellten, Jagd willen mußten alle Früchte vor der Zeit von dem Felde weggeschafft, sogar Häuser niedergeworfen werden, u. selbst Ferdinand sah diese auf Kosten der Unterthanen gebrachten Opfer mit Widerwillen an. In dem Treffen bei Sievershausen, das er 9. Juli 1553 seinem ehemaligen Bundesgenossen, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, lieferte, wurde er tödtlich verwundet u. starb 3 Tage nachher, noch nicht volle 33 Jahre alt. In der Regierung folgte ihm sein Bruder August. Seine Tochter Anna war die Mutter des um die niederländische Freiheit so verdienten M. von Nassau (s. d.). — 2) M. von Nassau, Prinz von Oranien, der jüngste Sohn aus der zweiten Ehe des Prinzen Wilhelm I. von Oranien, geboren zu Dillenburg 13. November 1567, studirte eben zu Leyden, als sein Vater 1584 meuchelmörderisch erschossen wurde, worauf ihm die Provinzen Holland u. Seeland u. nachher auch Utrecht zu ihrem Statthalter erwählten. Mit außerordentlichen Talenten ausgerüstet, übertraf er bald als Feldherr alle Erwartungen u. verließ durch seine Siege und Eroberungen der neuen Republik Festigkeit. Er machte mit dem Ueberfalle von Breda 1790 den Anfang zu einer vieljährigen Reihe glücklicher Unternehmungen, wodurch ganz Geldern, Oberyssel, Friesland u. Grönningen von den Spaniern befreit wurden. Dadurch erlangte er, nebst dem Oberbefehl über die Land- u. Seemacht aller vereinigten Provinzen, zugleich die Statthalterschaft von Geldern u. Oberyssel, wogegen die von Friesland u. Grönningen seinem Vetter, Grafen Wilhelm Ludwig von Nassau, zu Theil wurde. M. setzte seine glücklichen Feldzüge fort, nahm den Spaniern unter beständigen Kriegen, bis auf den 1609 auf 12 Jahre gemachten Stillstand, gegen 40 Städte u. sehr viele Festungen ab u. schlug sie in drei Feldschlachten, ohne die Siege zur See, die er durch seine Viceadmirale an den spanischen u. flandrischen Küsten erlangte. Seine Tapferkeit u. sein Waffenglück lockte alle, die als Generale glänzen wollten, zu seiner Armee, als zur ersten Schule der Kriegskunst. Er war der Gegenstand der allgemeinen Achtung u. Liebe des Volkes, und auf diese baute sein feuriger Ehrgeiz den Plan der Oberherrschaft. Am dienlichsten zur Erreichung seiner längst genährten Absichten schien ihm eine kluge Benützung der theologischen Zänkereien der Arminianer u. Gomaristen, oder der Remonstranten u. Contra-Remonstranten. Er unterstützte die Gomaristen mit großem Eifer, sogar mit eigenmächtiger Gewaltthätigkeit; allein, aller Bemühungen ungeachtet, die Freiheit des Staats durch Parteisucht zu untergraben, sah er sich doch endlich genöthigt, von der Ausführung seiner ehrgeizigen Entwürfe abzusehen. Er starb im Haag 23. April 1625, u. hatte seinen Bruder Friedrich Heinrich zum Nachfolger. — 3) M., Graf von Sachsen, gewöhnlich der Marschall von Sachsen genannt, ein natürlicher Sohn Augusts II., Königs von Polen u. Kurfürsten von Sachsen, den er mit

der Gräfin Aurora von Königsmark erzeugt hatte, geboren in einem Dorfe bei Magdeburg 15. October 1696, besaß seines Vaters Unerfrohenheit, sowie dessen außerordentliche Leibesstärke, begleitete ihn bei allen seinen kriegerischen Unternehmungen, errichtete ein Regiment Reiterei, bildete es nach seinen eigenen Ideen u. kämpfte mit demselben ruhmvoll gegen die Schweden, bis er 1717 nach Ungarn ging, wo er unter Eugen gegen die Türken zu Felde zog. Die Wiederherstellung des Friedens, veranlaßte ihn, 1720 nach Frankreich zu gehen, wo er bald als Feldmarschall in Dienste trat. Jetzt studirte er eifrig Mathematik, Ingenieurkunst, Befestigungswissenschaft und Mechanik. Unter der Anführung des Marschalls von Berwick that er sich 1733 am Rheine, besonders bei der Eroberung der Linien von Ettlingen u. in der Belagerung von Philippsburg hervor. Als nach Kaiser Karls VI. Tode ein neuer Krieg ausbrach, nahm M. 26. November 1741 Prag mit Sturm u. hierauf Eger und Günbügen. Er errichtete ein Regiment Uhlanen u. führte die Armee des Marschalls Broglio an den Rhein zurück, wo er verschiedene Positionen aufstellte u. die Linien bei Lauterburg eroberte. Am 26. März 1744 erhielt er den Oberbefehl über eine besondere Armee in Flandern, wußte den überlegenen Feind in Unthätigkeit zu erhalten, daher dieser Feldzug in Frankreich für ein Meisterstück der Kriegskunst angesehen wurde. Unter den Befehlen des Königs gewann er den 11. Mai 1745 die berühmte Schlacht bei Fontenay. Auf diesen Sieg folgte die Eroberung von Tournai, das die Franzosen damals belagerten, von Gent, Brügge, Dudenarde, Ostende, Alth u. s. w., u. als man den Feldzug für beendet hielt, nahm er den 28. Februar 1746 Brüssel weg. Der folgende Feldzug war für ihn eben so rühmlich. Er gewann den 11. October das Treffen bei Rancour. Zur Belohnung für eine so ununterbrochene Reihe rühmlicher Dienste erklärte ihn der König zum Generalmarschall seiner Lager und Armee. Er verfolgte seine Siege immer weiter, gewann die Schlacht bei Lawfeldt und eroberte Mastricht, worauf der Aachener Friede (den 18. October 1748) dem Blutvergießen ein Ende machte. Seine übrigen Lebensjahre verlebte M. auf seinem Schlosse Chambord u. starb 30. November 1750. M. war einer der glücklichsten u. einsichtsvollsten Generale des 18. Jahrhunderts. Er führte den Krieg nach sicheren Regeln u. überließ dem Glücke immer nur wenig. Die Fehler des Feindes sah er sogleich ein und wußte sie zu nützen. Nur, wenn er große Folgen vorausah, schlug er, aber von seinen Siegen zog er allemal die größten Vortheile. Wegen seines beständigen Glückes setzten die Truppen großes Vertrauen auf ihn. Das Blut der Soldaten schonte er so viel möglich. Pracht und Verschwendung liebte er bis ans Ende u. seine Galanterien in der Liebe waren ohne Zahl. — — Ludwig XV. ließ ihm von der Meisterhand Pigalle's ein prächtiges Denkmal in der Thomaskirche zu Straßburg setzen, das aber erst unter der folgenden Regierung 1776 vollendet wurde. Sein „*Reveries*“ sind für die Kriegswissenschaft von hohem Werthe. Auch hinterließ er: „*Lettres et mémoires choisis parmi les papiers originaux du maréchal de Saxe*“ (Paris 1794).

Moriz, Karl Philipp (pseud. Ant. Reiser), geboren 15. September 1757 zu Hameln, erlernte in seinem 12. Jahre die Hutmacherprofession, studirte in seinem 14. Jahre zu Hannover, dann eine Zeit lange in Erfurt Theologie, hielt sich hierauf einige Zeit bei der Brüdergemeinde zu Barbis auf, studirte dann wieder einige Jahre in Wittenberg, ward 1778 Lehrer am Waisenhause zu Potsdam, legte diese Stelle bald nieder, ward in Berlin Lehrer an der Schule des grauen Klosters u. 1780 Conrektor, machte 1782 eine Reise nach England, ward 1783 Conrektor der königlichen Schule zu Berlin, 1784 außerordentlicher Professor, legte 1786 diese Stelle nieder, machte eine Reise nach Italien, kam 1788 zurück, lebte einige Zeit bei Göthe in Weimar, ward 1789 Professor der Theorie der schönen Künste u. der Alterthumskunde bei der Akademie, 1791 Hofrath u. Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Professor des deutschen Stils an der neu gestifteten Artillerieakademie und starb 26. Juni 1793. M. war, wie Göthe sagt, „ein sonderbar guter Mensch; er wäre viel weiter, wenn er von Zeit zu

Zeit Personen gefunden hätte, fähig u. liebevoll genug, ihn über seinen Zustand aufzuklären.“ Er trat als Romanschriftsteller, Reisebeschreiber, Sprachforscher, Metriker auf, überall Geist u. Phantasie, weniger gediegene Haltung offenbarend. Grundcharakter seiner schöngeistigen Werke, besonders seiner Gedichte, ist eine gewisse Schwermuth, eine Folge seiner leidenden Stimmung u. seiner gedrückten Verhältnisse. Seine Romane sind ziemlich arm an schöpferischer Kraft. Am verdienstvollsten sind seine verschiedenen Werke über deutsche Sprache, deutsche Verslehre u. deutschen Styl. Als Mensch war M. unstät u. eitel, in beständigem Kampfe mit sich u. der Welt. Seine Werke sind: Unterhaltungen mit meinen Schülern, Berlin 1780; Briefe (über Gegenstände der Grammatik), daselbst 1780, 5. Aufl. 1805; Sechs deutsche Gedichte, daselbst 1780, 2. Aufl. 1781; Blunt oder der Gast, Schauspiel, das. 1781; Briefe über den märkischen Dialekt, daselbst 1781; Beiträge zur Philosophie des menschlichen Lebens, daselbst 1781, 3. Aufl. 1791; Kleine Schriften, die deutsche Sprache betreffend, daselbst 1781, 2. Aufl. 1792; Ausichten zu einer Experimentalseelenlehre, daselbst 1782; deutsche Sprachlehre für Damen, daselbst 1782, 4. Aufl. 1806; Anleitung zum Brieffschreiben, daselbst 1783, neue Ausgabe 1795; Reisen eines Deutschen in England, daselbst 1783, 2. Auflage 1785; Von der deutschen Rechtschreibung, daselbst 1784; Anton Reiser, psychologischer Roman, Berlin 1785 f., 4 Thle.; Andreas Hartknopf, eine Allegorie, daselbst 1786; Versuch einer deutschen Prosodie, daselbst 1786; Versuch einer kleinen praktischen Kinderlogik, daselbst 1786, 3. Aufl. 1805; Fragmente aus dem Tagebuche eines Geisteserlebers, daselbst 1787; Ueber die bildende Nachahmung des Schönen, Braunschweig 1788; Andr. Hartknopfs Predigerjahre, Berlin 1790; Neuestes ABC-Buch, daselbst 1790, 2. Aufl. 1794; Götterlehre, daselbst 1791, 3. Aufl. 1801; Roms Alterthümer, das. 1791, 2. Aufl. 1797; Grundlinien zu meinen Vorlesungen über den Styl, daselbst 1791; Mythologischer Almanach, daselbst 1792; Lesebuch für Kinder, daselbst 1792, 2. Aufl. 1810; Reisen eines Deutschen in Italien, das. 1792 f., 3 Thle. Von richtigen deutschen Ausdrücken, daselbst 1792; Vorlesungen über den Styl, daselbst 1793 f., 2 Thle.; Allgemeiner deutscher Brieffsteller, daselbst 1793, 4. Aufl. 1802; Die große Loge, oder die Freimaurer mit Wage u. Senkblei, daselbst 1793; Grammatisches Wörterbuch der deutschen Sprache, daselbst 1793 f., 4 Bde.; Vorbegriffe zu einer Theorie der Ornamente, daselbst 1793; Mythologisches Wörterbuch, das. 1794, 2 Thle., 2. Aufl. 1798. n.

Morlaßen, Morlachen, s. Dalmatien.

Morpheus, der Sohn des Schlafes, der Gott der Träume, welche er verursacht, indem er den Träumenden selbst, doch in tausend Gestalten, erscheint, da er jede Form annehmen kann. Der Schlaf ruft ihn auf Befehl der Juno, um in der Bildung des Keryx die hoffende Halkyone von dem Unglück zu benachrichtigen, das sie getroffen.

Morphin ist der Name eines in dem Opium (s. d.) enthaltenen Pflanzenalkaloïds, welches den betäubenden Stoff in demselben macht.

Morphologie, die Lehre von den äußeren Formen der Naturkörper; Morphographie, die Beschreibung der äußeren Formen der Naturkörper. Ein Theil der M. ist die M.nomie, welche die Gesetze der Bildung von Naturformen aufstellt.

Mortalität u. Mortalitätslisten, s. Sterblichkeit und Sterblichkeitslisten.

Mortier (Eduard Adolph Kasimir Joseph), Herzog von Treviso, Pair u. Marschall von Frankreich, Sohn eines Kaufmanns von Chateau-Cambrésis, geboren daselbst 1768, trat 1798 als Capitän in die republikanische Armee, erlangte bei Hondshooten 1793 den Rang eines Generaladjutanten, commandirte 1796 unter Lefebvre als Obrist die Vorposten der Sambre- u. Maasarmee, 1799 als Brigadegeneral in Deutschland u. 1800 als Divisionsgeneral die 15. u. 16. Division, besonders in der Schweiz. 1803 besetzte er Hannover; 1805, zum Marschall ernannt, führte er das zweite Corps nach Oesterreich, mit dem er die

Rußen bei Dierenstein schlug und nahm 1806 Hamburg. Nach dem Siege über die Schweden bei Anklam, 1807, focht er bei Friedland mit und erhielt 1808 den Titel eines Herzogs von Treviso nebst einer Dotation von 100,000 Francs Einkünften in Hannover. Hierauf befehligte er das 5. Armee-corps in Spanien, wohnte mit diesem der Belagerung von Saragossa bei, gewann im November 1809 die Schlacht bei Ocana, operirte mit Soult gegen Badajoz, leitete die Belagerung von Cadix u. siegte im Februar 1811 bei Gebora. 1812 befehligte er in Rußland die Infanterie der Garde, blieb zuletzt in Moskau, sprengte den Kreml u. führte dann kurze Zeit die Irrièregarde. Nach der Rückkehr organisirte er die junge Garde u. befehligte sie dann 1813, focht bei Lützen, Dresden, Leipzig, Hanau, machte die Gefechte des Feldzugs von 1814 mit u. vertheidigte mit Marmont Paris, unterwarf sich Ludwig XVIII. und ward Gouverneur von Lille. 1815 sollte er die Reservearmee bei Lille gegen Napoleon bilden. Zu Lille beförderte er die schleunige Abreise Ludwigs XVIII. nach Gent, da Napoleon bereits Befehle an den Präfekten, ihn aufzubalten, ausgemittelt hatte. Hierauf schloß er sich an Napoleon an, der ihn zum Pair ernannte. Er machte den Feldzug 1815 nicht mit u. ward nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. von den Pairs ausgeschlossen. Im Nov. Mitglied des Kriegsraths über den Marschall Ney, erklärte er sich mit für incompetent. 1816 ward er zum Gouverneur der 15. Militärdivision zu Rouen ernannt, 1808 von dem Norddepartement zum Deputirten gewählt und 1819 vom Könige zum Pair ernannt; 1830 schloß er sich der Julirevolution an u. ward Kanzler der Ehrenlegion, 1834 Conseilpräsident u. Kriegsminister; am 28. Juli 1835 ward er an Ludwig Philipps Seite auf dem Boulevard du Temple durch Fieschi's Höllemaschine niedergeschmettert; er starb am selben Tage noch im Café Turc. Er wurde bei den Invaliden beigesetzt u. die Kammern votirten seiner Wittve eine jährliche Pension von 20,000 Francs. Er hat Denkmale zu Gâteau u. Lille erhalten.

Mortification, Vernichtung, Annullirung, Ungültigmachung; ein Ausdruck, den man besonders gebraucht, wenn eine Schuld bezahlt wird, das darüber ausgestellte Schulddokument aber nicht aufzufinden ist u. daher dem Schuldner nicht zurückgegeben werden kann, weshalb der Gläubiger ein besonderes Dokument ausstellt, durch welches er den Empfang seiner Forderung bekennet u. die, von seinem Schuldner darüber erhaltene, Obligation für ungültig erklärt. Wenn sich dann später das Originaldokument wiederfindet, wird es gegen den M.schein ausgetauscht. War dasselbe ein übertragbares oder an jeden Inhaber zahlbar lautendes Dokument, z. B. ein trassirter Wechsel, ein au porteur lautendes Staatspapier u., so muß die Ungültigkeitserklärung (Amortisation oder Amortisirung) auf gerichtlichem Wege geschehen, indem ein Aufruf in öffentlichen Blättern erlassen wird, daß der jetzige Inhaber des verloren gegangenen Dokuments sich binnen einer ausgesetzten Frist melden und sein Recht daran beweisen solle, widrigenfalls er aller Ansprüche auf den Gegenstand für verlustig erklärt werde. Wenn sich während dieser Frist Niemand meldet, so wird ebenfalls durch eine gerichtliche Bekanntmachung in den öffentlichen Blättern die Amortisation ausgesprochen.

Mortuarium, s. todt's Hand.

Morus, 1) Thomas, Kanzler von England, geboren zu London 1480, studirte zu Oxord, wo er sich in vielen Wissenschaften, vorzüglich aber in der griechischen Sprache, große Kenntnisse erwarb. Er liebte die Unabhängigkeit u. ein ruhiges Leben u. ging daher ungerne an den Hof. Nachdem er sich 1523 als Sprecher im Unterhause mit großer Klugheit benommen hatte, erhielt er mehrere Ehrenstellen u. wurde endlich zum Kanzler im Herzogthume Lancaster ernannt. Nachher wurde ihm eine Gesandtschaft an den Kaiser u. den König von Frankreich übertragen, wobei er sich Ruhm erwarb. Vorzüglich aber glänzten seine Weisheit u. seine Talente bei den Conferenzen zur Schließung des Friedens von Cambrai 1529. Die Würde des Großsiegelbewahrers u. Großkanzlers von England war die Belohnung seines Eifers. Er verwaltete diese Stelle so, daß man

seinen Vorgänger Wolsey wenig vermiste. Streng u. genau in Verwaltung der Gerechtigkeit, schlichtete er Streitigkeiten ohne Umschweife; seine Rechtschaffenheit machte, daß er ohne Ansehen der Person entschied, u. seine Uneigennützigkeit, daß er keine Geschenke nahm, daher er auch, als er 1533 seine Würde niederlegte, Nichts besaß, als sein väterliches Erbe, einige vom Könige geschenkt bekommenene, nicht sehr einträgliche Landgüter u. ungefähr 100 Pfund Sterling baares Geld. Von ihm sagte König Heinrich VIII. selbst, daß sich kein Fürst eines solchen Unterthanen zu rühmen hätte. Weil aber M. die Ehescheidung des Königs u. dessen Losreißen von der Einheit der Kirche entschieden mißbilligte; weil Drohungen u. Bestechungen umsonst an ihm versucht wurden, mußte er nach 13monatlicher harter Gefangenschaft das Blutgerüst besteigen. Aber der Edle „wollte über den zwanzig Jahren, die er etwa noch leben könnte, nicht die Ewigkeit verlieren; er wollte nicht einem wenig spekulativen Kaufmanne gleichen,“ und so behielt er denn bis zum letzten Augenblicke seine ruhige Fassung bei u. legte noch in dem Augenblicke, wo sein Haupt unter dem Beile des Henkers fiel (6. Juli 1535) ein Zeugniß davon ab, welche Seelenstärke die katholische Religion sowohl im Leben, als im Sterben gewähre. M. war ein Humanist im wahren Sinne u. der größte Rechtsgelehrte seiner Zeit; Religiosität, Wissensdurst, heiterer Lebensmuth, gesellige Tugenden u. unwandelbare Dienstreue hatten sich vereinigt, um aus ihm eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten zu machen. S. G. Th. Rudhart, Th. M., Münch. 1829; Thommes, Th. M., Augsburg 1847. — 2) M. Samuel Friedrich Nathanael, Professor der Theologie zu Leipzig, geboren 1736 zu Lauban in der Oberlausitz, studirte seit 1757 zu Leipzig 6 Jahre lange, wurde 1768 daselbst außerordentlicher Professor der Philosophie, nachdem er seit 1761 als Magister öffentliche Vorlesungen gehalten hatte. Nach 3 Jahren erhielt er die ordentliche Professur der griechischen und lateinischen Sprache, 1782 wurde er an Ernesti's Stelle ordentlicher Professor der Theologie u. Collegiat des großen Fürsten-Kollegiums, 1786 Decemvir der Akademie u. Domherr des Stifts Meissen u. im folgenden Jahre Beisitzer im Leipziger Consistorium. Er starb 11. November 1792. Seine gründlichen Kenntnisse in den philologischen (z. B. Ausgabe des Julius Cäsar 1780; *Isocratis Panegyricus*, 2. Ausgabe, 1786; *Longinus de sublimitate*, 1769; *Antonini comment. quos ipse scripsit*; *Xenoph. Anabasis*, 1775 u. a.) und theologischen (Predigten, 1789; *Epitome theol. christ.*, 1789; Uebersetzung des Briefes an die Römer 1775; an die Hebräer 1776; viele Diss. u. Progr.) Wissenschaften waren indessen weniger durch hervorragendes Talent aufgefist, als die Frucht eines geordneten Fleißes.

Morveau (Louis Bernard Guyton de), berühmter Chemiker, geboren den 4. Januar 1737 zu Dijon, wo sein Vater Professor der Rechte war, widmete sich ebenfalls dem Studium der Rechtswissenschaft von 1753 an zu Dijon, von 1756 an aber in Paris, u. betrieb nebenbei mit Vorliebe die schöne Literatur. 1760 wurde er in seiner Vaterstadt Generaladvokat bei dem Parlamente und 1764, wegen seiner dichterischen Versuche, Ehrenmitglied der Akademie. Hier erwachte sein Eifer für die Chemie, indem er, in Streit gerathen mit dem ersten Chemiker der Akademie, von diesem wegen seiner Unkenntniß in der Chemie zu recht gewiesen ward; rastlos warf er sich nun auf das Studium der chemischen Wissenschaften u. veröffentlichte rasch hinter einander rechtswissenschaftliche Schriften u. selbstständige Arbeiten aus dem Gebiete der Chemie; von 1776 an hielt er Vorlesungen über Chemie; 1778 gründete er eine Salpeterfabrik; 1783 die erste Sodafabrik in Frankreich; im selben Jahre legte er sein Amt als Generaladvokat nieder u. gab seine rechtswissenschaftliche Beschäftigung ganz auf; 1786 wurde er beständiger Sekretär der Akademie zu Dijon; 1791 kam er als Mitglied der Nationalversammlung nach Paris, stimmte 1793 mit für die Hinrichtung des Königs, begleitete 1794 das französische Heer auf dem Feldzuge nach Belgien u. stieg in der Schlacht bei Fleurus mit dem Luftballon in die Höhe, um die feindliche Armee zu beobachten. Nach seiner Rückkehr nach Paris wurde er Professor an der polytech-

nischen Schule u. 1795 Mitglied des Rathes der Fünfhundert; 1797 legte er alle Aemter, bis auf die Professur, nieder; 1799 wurde er Generaladministrator der Münze, 1800 Director der polytechnischen Schule u. 1811 erhob ihn Napoleon in den Baronenstand. Zurückgezogen von allen Geschäften, starb er 1816. — M. war einer der ersten Anhänger des von Lavoisier aufgestellten antiphlogistischen Systems in der Chemie; am verdienstesten machte er sich durch seine Bemühungen um Einführung einer nationalen Nomenclatur in der Chemie, auch lehrte er das Chloranwenden zu Räucherungen Behufs der Desinfection. — Seine wichtigeren Schriften sind: „*Éléments de chimie*," Dijon 1777, auch deutsch 1780; „*Méthode de nomenclature chimique*," Paris 1787, deutsch 1793; „*Description complète de procédés de desinfection*," Paris 1801, erschien in mehreren Auflagen u. auch deutsch. E. Buchner.

Mosaik, Mosaikarbeit, musivische Arbeit, heißt eine Art Malerei oder Nachbildung eines Gemäldes, mit natürlich farbigen oder künstlich gefärbten Steinen zusammengefügt. Das Wort selbst ist wahrscheinlich abgeleitet von dem griechischen *μουσαίω* (künstlich an einander- oder zusammenfügen, wie die Töne in der Musik), daher auch schon die byzantinischen Griechen eine musivische Arbeit *μουσαϊκόν* nannten; weit weniger wahrscheinlich ist die Ableitung von Moses, der diese Kunst, im Brustschilde Aarons ausgeprägt, erfunden haben soll. — Den Grund zur musivischen Arbeit bilden gewöhnliche, mit Eisenbändern umschlossene und mit einer Einfassung umgebene Steinplatten, deren Oberfläche mit einem, aus einer Mischung von Mörtel u. Steinen bestehenden, Ueberzug bedeckt wird. Die erwähnten Steine aber bestehen aus gleich starken Stiften, die, gehörig an einander gefügt, mit einem feinen festen Kitt verbunden werden. So entsteht eine Steinmalerei von fast unvergänglicher Dauer, die zu jeder Zeit von Staub und Rauch gereinigt u. im äußersten Falle abgeschliffen werden kann. Wahrscheinlich im Morgenlande erfunden, kam die M. zu den Griechen, u. von diesen zur Zeit des Sulla zu den Römern. Im 5. Jahrhunderte aus Italien, woselbst noch unter Leo dem Großen ein großes M.gemälde in der Basilika des heiligen Paulus am Wege nach Ostia vollendet wurde, verschwunden, kehrte sie gegen Ende des 13. Jahrhunderts von den Griechen in Byzanz durch Apollonius, welcher die Markuskirche in Venedig ausschmückte, wieder zurück u. wurde dann ungemein vervollkommenet. Aus der Zeit der römischen Kaiser sind viele M.en ausgegraben u. die schöne Mythe des Theseus u. der Ariadne auf einem Fußboden abgebildet, fand man auf den Voigterfeldern bei Salzburg (seit 1821 in Wien). Die Ausgrabungen in Pompeji haben gleichfalls Ueberraschendes geliefert, u. insbesondere übertrifft die große M. der Alexanderschlacht, welche 1832 in dem zu Ehren Göthe's geöffneten Hause gefunden wurde, alles bisher von antiker Kunst in dieser Art Bekannte. Nach Hittorf u. Zanth (*Architecture moderne de la Sicilie etc.*, Paris 1835) hatten sämtliche Wandflächen, worauf M.en haften, in ältester Zeit immer den Grund von der gleichen Goldfarbe, was dem Ganzen nicht nur einen äußerst harmonischen Charakter gibt, sondern auch die Absicht des Künstlers darthut, die Steinwand für das Auge in eine, aus kostbarem Stoffe verfertigte, zu verwandeln. Aber weder die Figuren, noch der Goldgrund heben die Vorstellung der Mauer auf, u. das System der Wandmalerei entsprang daher wahrscheinlich aus der Uebersieferung alter Kunsttheorien. Mit neuen M.gemälden wurde die Kuppel der Peterskirche in Rom von F. Zuchi u. B. Rosetti, 1603 geziert, u. durch Giambattista Calandra u. A. mehre Gemälde berühmter Meister nachgebildet. Papst Clemens XI. errichtete die neue Fabrik der musivischen Gemälde, welche der Peterskirche gehört u. neben derselben befindlich ist. In dieser bedient man sich nicht mehr der Marmor- oder feinen Steine, sondern der Glasmelze zur Nachahmung der zarresten Schattirungen u. der Behandlungart eines jeden Meisters. Auch errichtete eine besondere Kunstschule für M.en Christoforo in Rom zu Anfang des 18. Jahrhunderts mit glücklichem Erfolge. Seit dem Wiedererwachen der M. in Italien sind zwei Arten derselben unterschieden worden, die florentinische u. römische. Jene besteht aus einer

bildlichen Zusammenfügung natürlicher Steine von größeren Flächen u. meist edler Art, gewählt nach der Farbe des darzustellenden Gegenstandes. Sie unterscheidet sich von der römischen, deren Material aus vielen kleinen, meist viereckigen Steinen in allen Farben u. ihren natürlichen Abstufungen, oder aus künstlich verfertigten Schmelzstiften, oder auch Glässhmelzen besteht, wie von dieser im Obigen die Rede gewesen ist. In neuerer Zeit hat man M. gemälde zu vervielfältigen gesucht, indem die Platte des Originals durchgesägt wurde, wobei es allerdings auf die gehörige Tiefe ankommt, welche die eingefügten Stifte einnehmen. — Eine Art deutscher M. malerei, welche die Farbe, das Gefüge u. s. w. der Mineralkörper täuschend nachahmt, erfand F. X. Fernbach, geboren zu Waldbfisch im Breisgau.

Mosaisches Recht heißt der Inbegriff der, den Juden durch Moses gegebenen u. in dem Pentateuche (s. d.) enthaltenen Gesetze. Vergleiche die Artikel Juden u. Judenthum.

Mosaisk oder **Moshaïsk**, Kreisstadt im russischen Gouvernement Moskau, am Zusammenflusse der Mosaiska mit der Moskwa, mit 6000 Einwohnern, geschichtlich merkwürdig durch die am 7. September 1812 hier gelieferte Schlacht, richtiger Schlacht an der Moskwa (s. d.) genannt. Die Russen nennen diese Schlacht nach dem in der Nähe gelegenen Dorfe Borodino.

Moscati, Pietro, geboren 1736, Arzt u. Staatsmann zu Mailand, wurde durch die Ideen Rousseau's von dem Naturzustande des Menschen zu der paradoxen Ansicht verleitet, der Mensch gehe naturgemäß nicht auf zwei, sondern auf vier Füßen, was er in einer, 1771 erschienenen u. in demselben Jahre von Beckmann ins Deutsche übersetzten, Schrift aussprach. Später in die politischen Umwälzungen Italiens verwickelt, ward er 1798 einer der Direktoren u. darauf Präsident der cisalpinischen Republik; 1799, nach Eindringen der Russen u. Oesterreicher in die Lombardei, verhaftet, wieder befreit, nach der Schlacht bei Marengo zu der Consulta in Lyon berufen, welche 1802 die frühere cisalpinische Republik in die italienische umgestaltete, war dann Mitglied der Staatsconsulta, die 1805 zu Paris Napoleon die italienische Krone antrug, Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts, Graf u. Senator des Königreichs Italien. Napoleon u. Eugen bezeugten ihm besonders Vertrauen, auch war er 1814 einer der Senatoren, die sich für die Erhebung Eugens zum Souverain des Königreichs Italien bemühten. Von nun an trat er aus dem öffentlichen Leben u. starb 1824.

Moschee ist der Name der gottesdienstlichen Gebäude der Mahomedaner. Die M.n sind viereckig, haben gewölbte, mit Blei gedeckte Kuppeln, schlanke, schmale Thürme (Minarets) u. Vorhöfe mit laufendem Wasser, welches zur vorschriftsmäßigen Reinigung dient. Im Innern herrscht die größte Einfachheit; an den weißen Wänden sind Sprüche aus dem Koran angeschrieben, der Boden ist mit Teppichen belegt, Bänke oder Stühle fehlen. In einem Winkel befindet sich ein erhöhter Platz für den Vorbeter u. eine Kanzel für den Prediger. Nach der Gegend zu, wo Mekka liegt, ist in die Wand ein Schrank (Kiblah), in welchem Abschriften des Koran aufbewahrt werden, eingelassen. Der äußere Eingang wird durch niedrige Ketten verschlossen. Von den M.n verschieden sind die viel größeren u. prachtvolleren Dschami, in denen der Freitags-Gottesdienst gefeiert wird. Mit diesen sind meist verbunden Schulen (Medres), Hospitäler u. öffentliche Kirchen. Ihre Einkünfte beziehen sie aus Grundstücken. Die angesehensten der an der M. angestellten Beamten sind: der Kadi, der Khatib (Vorleser) u. der Molla (Schullehrer). Die frühere Strenge, mit welcher den Christen das Betreten der M.n, selbst bei Todesstrafe, untersagt war, ist in neuerer Zeit vielfach gemildert worden.

Moscheles, Ignaz, berühmter Klaviervirtuos u. Componist, 1794 zu Prag geboren, machte seine Studien unter Dionysius Weber, Albrechtsberger u. Sallieri u. bereiste seit 1816 fast ganz Europa, wo er sich in allen bedeutenden Städten hören ließ. Seit längerer Zeit lebt er zu London. Meister der freien Phant-

tasie, behauptet er als Componist für sein Instrument durch reiche Erfindung und kunstmäßige Ausführung der Themen einen unbestrittenen Rang.

Moscherosch (Mosenrosch, Kalbskopf), Hans Michael, geboren 5. März 1600 zu Wilsstadt in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, Sohn eines Predigers, studirte in Straßburg, ward daselbst 1624 Magister, lebte einige Zeit in Frankreich, ward 1626 Hofmeister der jungen Grafen von Leiningen-Dachsburg, 1628 Amtmann bei dem Grafen von Erlichingen, 1636 Amtmann bei dem Herzoge C. B. v. Groy zu Birstingen an der Saave, flüchtete im 30jährigen Kriege nach Straßburg, ward dort königlich schwedischer Kriegerath, 1656 Rath des Grafen von Hanau, nachher Kanzlei-, Kammer- u. Consistorialpräsident zu Hanau und starb 4. April 1669 zu Worms auf einer Reise. Von diesem prosaischen Satiriker haben wir: Wunderliche u. wahrhafte Gesichte Philanders von Sittenwald u. Straßburg 1650, 2 Thle. N. A. Berlin 1830.

Moschus, aus Syrakus, ein griechischer Idyllendichter, war nebst Bion (s. d.) wahrscheinlich ein jüngerer Zeitgenosse des Theokrit, im 3. Jahrhunderte v. Chr. Seine Idyllen gehören indes mehr der beschreibenden, als der eigentlich bukolischen Poesie an u. haben zwar mehr Feinheit, aber auch weniger natürliche Einfachheit, als die Gedichte Theokrits. Das „vom Raube der Europa“ ist das schönste u. ausführlichste darunter. Seine Gedichte befinden sich in den Ausgaben des Theokrit u. Bion, weshalb wir hier auf diese verweisen.

Moschus u. Moschusthier, s. Bisamthier.

Moscovade, s. Zucker.

Mosel, die, entspringt 2232' hoch, in den westlichen Abhängen der Vogesen aus zwei Quellen, die beide aus dem Grand Ventron hervorbrechen u. ergießt sich bei Koblenz, nach einem Laufe von 50 Meilen, in den Rhein. Ihre Nebenflüsse sind die Meurthe, die Seille, die Sure, die Saar u. Sie wird bei Toul flößbar, bei Pont à Mousson schiffbar u. trägt von Metz an Fahrzeuge von 1000 bis 2000 Ctr. Ladung. Zwischen der genannten Stadt und Koblenz gehen seit einigen Jahren auch Dampfboote. Das M. thal ist an Naturschönheiten, wie an historischen u. romantischen Bezügen überaus reich. An seinen Abhängen gedeihen die trefflichen, allgemein beliebten M.-Weine.

Mosen, Julius, geboren 8. Julius 1803 zu Marienei im sächsischen Voigtlande, studirte in Plauen, dann seit 1822 auf der Universität zu Jena Jurisprudenz, vollendete, nachdem er eine Reise durch Deutschland u. Italien gemacht, seine Studien 1827—1828 in Leipzig, ließ sich, nach verschiedenen Schicksalswechseln, 1834 in Dresden als Advokat nieder u. wurde 1844 Theaterdichter u. Direktor der Hofbühne zu Oldenburg. M. ist Krücker mit volkstümlichem Anflange; daher auch manche seiner Gedichte Eigenthum des Volkes geworden sind, sentimentaler Epiker u. dem historischen Stoffe zugewandter Dramatiker, überall Gebiegenheit u. Reinheit in der Darstellung offenbarend: der Gang nach dem Brunnen, Jena 1825; das Lied vom Ritter Wahn, Epz. 1831; Georg Ventot, Epz. 1831; Gedichte, 2. Aufl., Epz. 1843; Heinrich der Finkler, Schauspiel 1836; Novellen, 1837; Ahasver, 1838; Theater, Stuttg. u. Tüb. 1842; Der Congress zu Verona, Berl. 1842, 2 Bde.; Bilder im Moose, Novellenbuch, Leipzig 1846 u. a.

Mosengeil, Friedrich, ein beliebter Erzähler u. Volkschriftsteller, geboren 1773 zu Schönaue bei Eisenach, studirte Anfangs Theologie, widmete sich dann dem Forstwesen u. wurde Gehilfe Cotta's an dessen Forstschule zu Jilzbach, nachher aber Amtsgehilfe seines Vaters, eines protestantischen Predigers. Nach dem Tode des letzteren (1805) leitete er die Erziehung des jungen Herzogs Bernhard von Sachsen-Meiningen, den er nach Jena u. Heidelberg u. hierauf in die Schweiz, nach Italien u. Frankreich begleitete. 1839 starb er als Oberconsistorialrath zu Meiningen, welche Stelle er seit 1841 bekleidete hatte. Von seinen Schriften führen wir an: Reisegefährten (gesammelte Erzählungen), 3 Bde., Frankfurt 1825—1828; Liebenstein, ebend. 1826; Drei Freunde auf Reisen, Epz. 1828, 3 Bde.; Sommerabendstunden, Epz. 1831, 2 Bde. u. a., welche nicht bloß den Zweck

haben, zu unterhalten, sondern Geist u. Herz wahrhaft zu bilden. Auch gab er Briefe über Ernst Wagner, Schmalcalden 1826, 2 Bde., u. dessen Werke, Lpz. 1824, 12 Bde., heraus.

Moser, 1) Johann Jakob, einer der berühmtesten deutschen Staatsrechtslehrer u. Publicisten des 18. Jahrhunderts, geboren 18. Januar 1701 zu Stuttgart, aus dem Geschlechte der M. von Filsack, welches bei 300 Jahren im Württembergischen ansässig gewesen u. von Kaiser Maximilian II. 1553 in den Reichsadelsstand erhoben worden war, studirte zu Tübingen die Rechte, war schon im 19. Jahre außerordentlicher Professor daselbst u. reiste dann nach Wien, in der Hoffnung, eine annehmbare Anstellung zu erlangen, fand sie aber nicht. Auch in Wezlar gelang es ihm nicht, daher er in die Privatdienste des Reichshofraths, Grafen von Nostiz trat, seit 1726 als Regierungsrath in Stuttgart, seit 1729 als Professor in Tübingen lebte, 1731 aber wieder nach Wezlar ging, um eine, vom Bisthum Hildesheim ihm angetragene, niedersächsische Kreispräsentation anzutreten. Die Sache zerschlug sich; doch erhielt er 1732 den Charakter eines kurfürstlichen Geheimerraths. Zugleich resignirte er die württembergischen Dienste, bis ihn Herzog Karl Alexander 1734 in seine vorige Regierungsrathsstelle wieder einsetzte. Aber 1736 ging er als preussischer Geheimrath-Director der Universität u. Ordinarius der Juristenfakultät nach Frankfurt an der Oder, wo er indes 1739 wegen einer Disputation „De jure et modo succedendi in regna Europae speciatim in regnum Bohemiae“ seine Entlassung erhielt. Von der Zeit an, bis 1747, die er meistens zur Ausarbeitung seines großen deutschen Staatsrechts verwendete, privatisirte er zu Ebersdorf im Voigtlande. Als er 1748 zu Hessen-Homburg geheimer Rath geworden war und man seine Vorschläge nicht gelten lassen wollte, errichtete er 1749 zu Hanau eine Staats- u. Kanzleiakademie, wurde aber 1751 als Landschaftskonsulent nach Stuttgart berufen u. erhielt 1759 den Titel eines dänischen Etatsraths. Da er aber in eben diesem Jahre die Rechte der Landstände gegen den Herzog von Württemberg sehr freimüthig vertheidigt hatte, so ließ ihn dieser, auf Veranlassung seines Ministers, des Grafen von Montmartin, in sehr scharfen Arrest nach Hohentwiel bringen, aus dem er nicht eher, als 1764, durch ein kaiserliches Rescript befreit werden konnte. Er privatisirte nunmehr mit dem Genuße seiner Besoldung bis an seinen Tod, 30. Sept. 1785, zu Stuttgart und wandte seine Zeit mit dem unermüdetsten Eifer zu gelehrten Beschäftigungen an. M. war ein Mann, dessen Thätigkeit ebenso außerordentlich war, als seine Schicksale. Er übertraf in Rücksicht der Menge seiner Schriften alle Gelehrten seines Jahrhunderts, vielleicht alle, die jemals gelebt haben, denn seine sämtlichen Werke betragen gegen 500 Bände, in denen der Vortrag u. die Schreibart zwar schlecht u. weitschweifig, die Gegenstände aber zum Theile sehr schätzbar u. wichtig sind. Er brachte eine vor ihm fast gar nicht betriebene Wissenschaft, das positive europäische Völkerrecht, durch seine Schriften in Aufnahme, im deutschen Staatsrechte aber machte er Epoche, da er diesen Theil der Rechtslehre auf einen festen Grund baute, Alles durch Urkunden bewies, und ihm eine mehr als akademische Erfahrung dabei zu statten kam: Deutsches Staatsrecht, Nürnberg 1737 bis 1753, 50 Bde.; Zusätze, 2 Bde.; Register 1754. Neues deutsches Staatsrecht (in einzelnen Werken) 1766—75, 21 Bde.; Register 1775; Zusätze 1781, 3 Bde., schätzbar durch einen großen Reichthum von Materialien, dem aber eine gute systematische Anordnung, ein tiefer philosophischer Blick und gründliche historische Kenntnisse mangeln. Mehrere seiner übrigen Schriften enthalten Sammlungen publicistischer Altenstücke; auch betreffen einige die Litterärhistorie u. Theologie. Während seiner Gefangenschaft in Hohentwiel dichtete er eine Menge geistlicher Lieder, die 1766 zu Stuttgart in 2 Bdn. gedruckt wurden; er hatte sie, weil ihm keine Schreibmaterialien zugelassen wurden, zuerst mit der Spitze einer Nistscheere in die weiße Wand gekratzt. Seinen Charakter zeichneten Rechtschaffenheit u. Religiosität aus. — 2) M., Friedrich Karl, Freiherr von, kaiserlich königlicher Reichshofrath, ältester Sohn des Vorigen, geboren zu Stuttgart 18. Dec.

1723, studirte zu Jena, trat darauf in Hessen-Homburgische, von diesen in Hessen-Darmstädtische u. bald hernach in Hessen-Kasselsche Dienste. 1767 ward er kaiserlicher Reichshofrath u. 1770 kaiserlicher Administrator der Grafschaft Falkenstein. Von da kam er wieder nach Darmstadt als Minister und Geheimerrathspräsident, wo er 1780 seine Dimission nahm und mit dem Landgrafen in einen schweren Prozeß fiel, der sich erst unter dessen Nachfolger zu M.s. Vortheil endigte. Er hielt sich, seit seiner Dienstentlassung, zu Wien, auf seinem Gute Zwingenberg an der Bergstrasse zu Mannheim, seit 1790 aber zu Ludwigsburg auf, wo er 10. Nov. 1798 starb. In seinem langen, der theoretischen u. praktischen Regierungskunst gewidmeten, Leben erwarb M. sich einen Schatz von Erfahrungen, von welchen er den gemeinnützigsten Gebrauch in seinen zahlreichen Schriften machte, die sich durch Freimüthigkeit, Gerechtigkeitsliebe, Haß alles Ministerial-Jakobinismus und warmen Eifer für Denkfreiheit und für das Fortschreiten des menschlichen Geistes, der aber zuweilen mit einer großen Anhänglichkeit an das alt-lutherische dogmatische System auffallend kontrastirt, auszeichnen. Im Fache der Politik war er lange Lieblingschriftsteller seiner Nation, u. seine freimüthige Rüge politischer Gebrechen sichert ihm ein ehrenvolles Andenken. Sein Styl ist stark u. kräftig, aber nicht korrekt. Kleine Schriften zur Erläuterung des Staats- u. Völkerrechts, wie auch des Hof- und Kanzleiceremoniels, 12 Bde., Frankfurt a. M. 1751—65 (eine für das praktische Staats- u. Völkerrecht sehr reichhaltige Sammlung); Sammlung von Reichshofraths-Gutachten, 6 Thle., ebend. 1752 bis 1769; Sammlung der neuesten u. wichtigsten Deductionen in deutschen Staats- u. Rechtsfachen, 9 Bde., Ebersdorf 1752—64; diplomatische u. historische Belustigungen, 7 Thle., Frankfurt und Leipzig 1753—64. Der Hof in (50) Fabeln, Leipzig 1761; Beherzigungen, Frankfurt a. M. 1767; Gesammelte moralische u. politische Schriften, 2 Thle., 1769; Beiträge zu dem Staats- u. Völkerrecht und den Gesetzen, 4 Bde., Frankfurt 1764—72; Reliquien, ebend. 1766; Ueber Regenten, Räte u. Regierung, ebend. 1784; Patriot. Archiv für Deutschland, 12 Bde., Mannheim 1784—90; Fabeln, ebend. 1786; Geschichte der päpstlichen Nuntien in Deutschland, 2 Bde., Frankfurt u. Leipzig 1788; Neue Fabeln, Mannheim 1789; Neues patriotisches Archiv für Deutschland, 2 Bde.; Mannheim 1792; Politische Wahrheiten, 2 Theile, Zürich 1796; Mannigfaltigkeiten, 2 Theile, ebend. 1796 u. a.

Moses, Mose, Moyses, der Gesetzgeber der Israeliten, der große u. berühmte Mann, in dessen Schicksalen sich vom Anfange her die göttliche Vorsehung in ihren Absichten u. Wirkungen zeigte. M. war ein Sohn Amrams u. der Jochabed, jüngerer Bruder des Aaron (s. d.), aus dem Stamme Levi, vom Geschlechte Merari u. wurde um 1580 vor Chr. im Lande Gessen zu einer Zeit geboren, in welcher die Israeliten hart gedrückt wurden u. ein Befehl erschienen war, alle neugeborenen Knäblein in den Nil zu werfen. Seine Mutter setzte ihn in einem Korbchen an dem Ufer des Flusses aus, und durch besondere göttliche Fügung fand ihn die Tochter des Königs, nahm ihn an Kindesstatt an, nannte ihn M. (aus dem Wasser gezogen) u. ließ ihn in der Weisheit der Aegypter unterweisen. Als er 40 Jahre alt geworden war, nahm er sich der bedrängten Israeliten durch Tödtung eines Aegypters thätig an u. mußte deshalb nach Medien flüchten. Dort schützte er die Töchter eines Priesters gegen feindliche Hirten u. erhielt dafür die Sephora zur Ehe, welche ihm den Gersam u. Eliezer gebar. Als er nun die Schafe Jethro's, seines Schwiegervaters, hütete, da erschien ihm der Herr in einem brennenden Dornbusch am Berge Horeb und wählte ihn zum Retter seines Volkes; zur Bekräftigung seiner göttlichen Berufung ertheilte er ihm zugleich die Gabe der Wunder u. bestimmte ihm wegen seiner Schüchternheit den Aaron zum Gefährten. M. kehrte nun auf göttlichen Befehl mit seiner Familie nach Aegypten zurück. Gott sagte ihm dabei die Hartnäckigkeit Pharao's voraus. Unterwegs drohte ihm der Herr den Tod, wenn er die Beschneidung seines Sohnes noch länger verzögern werde, und Sephora voll-

zog den Befehl. Aaron vereinigte sich nun nach Gottes Gebot mit dem Bruder; M. aber bestätigte seine Sendung vor dem Volke. Darauf erschien M. mit seinem Bruder Aaron vor dem Pharao von Aegypten u. verlangte die Entlassung der Israeliten im Namen des Herrn. Allein des Königs Herz war verhärtet u. er drückte die Israeliten nur noch ärger. Gott tröstete den M. und wiederholte seinen Befehl. Das Wunder mit dem Stabe half nicht; nun aber wirkten M. (u. Aaron) unter Gottes Beistand, zehn Straf Wunder, welche man die ägyptischen Plagen nennt. Der Nil wird Blut; das Land wird heimgesucht mit Fröschen, mit Mücken, mit Fliegen, mit der Pest, mit schwarzen Blattern, mit Hagel, mit Heuschrecken, mit einer dreitägigen Finsterniß. M. sagte selbige jederzeit voraus; das Volk Gottes blieb stets davon verschont, und die Zauberer des Landes gestanden selbst ein, diese Thaten seien ein Werk der göttlichen Allmacht. Als zuletzt der Herr — zur zehnten Plage — alle Erstgeburt Aegyptens, von dem Sohne des Königs an bis zum dem des Geringsten, ja bis zum Viehe herab, in Einer Nacht erschlagen hatte, da entließ endlich Pharao die Israeliten, nachdem sie zuvor das Osterlamm nach göttlicher Vorschrift genossen hatten. M. ordnete hierauf die Feier des Passafestes u. die Heiligung der Erstgeburt an. Zwar wurden die Israeliten von den Aegyptern verfolgt, aber ein neues göttliches Wunder brachte sie trockenen Fußes durch das rothe Meer, während die aufgethürmten Wogen über die nachsellenden Aegyptier zusammenschlugen u. selbige begruben. Hierauf sang M. dem Herrn ein Danklied. Er bekleidete 40 Jahre lange die Stelle eines Heerführers der Israeliten auf ihrem Zuge durch die Wüste, doch theilte er das Richteramt auf den Rath seines Schwiegervaters Jethro u. nach göttlicher Anordnung mit den 70 Ältesten. M. besiegte während dieser Zeit den Kanaaniter-König von Arab; Sehon, den Amorhiter-König u. Og, den König von Basan; auch besiegte er die Madianiter, deren große Beute vertheilt wurde. Gott bestimmte den M. auch zu einem Gesetzgeber seines Volkes. Zu diesem Zwecke gab er ihm auf dem Berge Sinai nicht nur die 10 Gebote, sondern auch allen nöthigen, anderweitigen Unterricht. Jene wurden unter den Ehrfurcht-gebietendsten u. wundervollsten Umständen ertheilt. Gott gab dem M. darauf verschiedene andere gerichtliche Gesetze. M. trug solche dem Volke vor u. schloß einen feierlichen Bund mit Gott; hierauf brachte er 40 Tage u. 40 Nächte auf dem Berge zu. Während dieser Zeit erhielt er die gottesdienstlichen Verordnungen u. zuletzt die zwei steinernen Gesetztafeln. Nach der Abgötterei des Volkes, welche M. bestrafte, erhielt er Gnadenbeweise von Gott, verschiedene Vorschriften u. neue Gesetztafeln; mit diesen schreite er nach 40 Tagen wieder zurück. Die verschiedenen Gesetze des M., welche jedoch in kein System geordnet sind, zu verschiedenen Zeiten gegeben wurden u. in welchen eine fortschreitende Entwicklung sichtbar ist, bilden den Hauptinhalt des 2. Buches bis 5. Buches M. M. wurde auf solche Art der Stifter eines theokratischen Staates, des passendsten für die Umstände der Israeliten. M. sammelte das Nöthige zur Stiftshütte; deren Einrichtung erfolgte sodann nach göttlicher Vorschrift. Den Aaron weihte er zum ersten Hochpriester u. dessen Söhne zu Priestern. In diese Zeit gehört das 3. Buch u. der Anfang des 4. Buches M. Endlich zog M. vom Berge Sinai mit dem Volke ab. Aus der Wüste Pharan sendete er Rundschafter nach Kanaan; deren abschreckende Schilderung erregte aufrührerisches Murren u. göttliche Strafen: keiner von Allen sollte in das gelobte Land eingehen; auch wurde das Volk von den Kanaanitern geschlagen, da es gegen seine Warnung kämpfte. Jetzt erfolgte die Empörung Kore's, Dathan's u. Abiron's gegen M.; sie wurden sammt ihrem Anhange verthilt; auch die Uebrigen, welche murrten, hatten gleiches Loos. Eine einzige menschliche Schwachheit schloß auch M. vom Eintritte in das Land Kanaan aus: er zeigte bei dem Murren des Volkes um Wasser einen Mangel an Vertrauen auf Gott; denn, statt einem Felsen zu befehlen, wie Gott ihm geboten hatte, schlug er zweimal mit dem Stabe darauf u. zog sich dadurch des Herrn Mißfallen zu. Hierauf ließ M. die Edomiten um freien Durchzug bitten, die solchen aber mit

Gewalt wehrten. Um diese starben seine Schwester Maria u. sein Bruder Aaron. Ihm selbst wurde sein Tod kund gethan vor dem Einzuge in das verheißene Land u. Josue zu seinem Nachfolger bestimmt. Das eroberte Land Galaab ward den Stämmen Gad, Ruben u. halb Manasse überlassen, unter der Bedingung, daß sie den übrigen Stämmen Kanaan erobern halfen. Hierauf ergingen verschiedene Befehle an M., wegen Vertheilung dieses Landes. Im Gesilde Moab erinnerte M. die Israeliten noch einmal an die Geschichte ihres Auszuges aus Aegypten u. theilte ihnen dann die zweite Gesetzgebung, welche er in Stein zu graben u. den Fuch über die Abtrünnigen zu sprechen befahl. Dann gibt er dem Volke noch die heilsamsten Lehren, Ermahnungen u. Warnungen, bestellt Josue zu seinem Nachfolger, übergibt das Gesetzbuch den Leviten u. verkündet den Lobgesang den ihm Gott mitgetheilt hat. Nun ertheilt er den zwölf Stämmen seinen Segen, besteigt dann auf Gottes Befehl den Berg Nebo u. dessen Gipfel Phasga, von wo aus ihm der Herr das gelobte Land zeigte. M. starb daselbst, 120 Jahre alt; Gott selbst begrub ihn dort, Allen unbekannt, u. er wurde 30 Tage lange von ganz Israel beweint. M. war mit den erhabenssten Tugenden erfüllt. Er bewies wahre Bruderliebe, als er den ägyptischen Hof verließ, um den bedrückten Israeliten beizustehen, ungeheuchelte Demuth durch seine wiederholten Entschuldigungen bei seiner Berufung u. einen großen Glauben u. festes Vertrauen auf Gott, steten Eifer in Beobachtung der göttlichen Gesetze, unerschütterliche Standhaftigkeit bei dem vielfältigen Murren des Volkes, große Geduld u. Feindesliebe. — M. befaß ferner die Gabe der Weissagung u. der Wunder, wovon zahlreiche Belege im Pentateuch enthalten sind. Er war von Gott hoch begnadigt; die heilige Schrift nennt ihn an vielen Stellen „den Knecht, den Mann, den Auserwählten Gottes, einen Propheten, wie kein anderer mehr in Israel aufstand.“ Er erschien nebst Elias (s. d.) bei der Verkürung Christi. — M. wurde von jeher für den Verfasser des Pentateuchs, d. h. der fünf ersten kanonischen Bücher des Alten Testaments, der fünf Bücher M., gehalten, obwohl auch die heiligen Väter den Einfluß des späteren Ordners (Esdras) nicht verkennen. Vergl. die Art.: Pentateuch, Genesis, Exodus, Leviticus, Numeri, Deuteromium.

Moses von Chorene, ein berühmter armenischer Geschichtsschreiber, von seinen Landsleuten der Vater der Literatur genannt, ward in dem Dorfe Choren der Provinz Diroperan gegen 370 unserer Zeitrechnung geboren. In seiner frühesten Jugend mit Isaak dem Großen u. Mesrop verbunden, hielt er sich später acht Jahre in Mesopotamien, Alexandria, Rom, Athen u. Constantinopel auf, besuchte überall die Schulen u. gelehrten Gesellschaften u. bereicherte sich mit Sprach- u. wissenschaftlichen Kenntnissen. Nach Thomas Ardsruni soll er das hohe Alter von 120 Jahren erreicht haben. Samuel von Ani setzt seinen Tod in das Jahr 489 n. Chr. G. Sein Hauptwerk ist die, auf Verlangen des Fürsten Isaak aus dem Hause der Bagratiden geschriebene, armenische Geschichte in drei Büchern. Sie geht bis zum Jahre 441 unserer Zeitrechnung. M. benützte hiebei viele alte griechische u. syrische Schriftsteller, deren Werke später verloren gingen. Ausgaben: die erste, 1695 in Amsterdam durch Thomas von Wnanant besorgte, hat geringen Werth, desto mehr die 1736 zu London durch die Brüder Whiston besorgte, der, nebst einer lateinischen Uebersetzung, auch M. Schrift über die Geographie beigegeben wurde. Neuere Ausgaben sind: *Historia Armeniorum auctore Mose Choronsensi arm.* (Venedig 1827, 24.); *Moïse de Chorene l'histoire d'Arménie, texte arménien et traduction française par Levailant de Florival* (Venedig 1841, 2 Bde., 8.). — Das zweite Werk unsers M. ist sein Lehrbuch der Rhetorik: *Mosis Choronsensis praeparatio rhetorica sub titulo: „liber Chriarum“ cum commentario edit. ab Jo. Zohrab arm.* (Venedig 1796, 8.). — Die dritte geschätzte Schrift ist seine Geographie: *Epit. geog. Marseille 1683, cum hist. arm. ed. Gn. et G. Wistoni filii* (London 1736, 4.). Eine dritte Ausgabe des armenischen Textes erschien zu Venedig 1751 u. schließlich gab Saint-Martin in seinen *Mémoires sur l'Arménie* (1819) Text, französische Uebersetzung sammt

Noten wieder heraus. Außer den genannten Werken ist M. v. Ch. noch Verfasser eines Briefes an Isaak den Aedserunier, mehrer geistlicher Hymnen, zweier Homilien u. s. w. Nach dem Zeugnisse seiner Landsleute soll M. viele griechische Werke in das Armenische übersezt haben, aber unter seinem Uebersetzernamen hat sich bis jetzt noch Nichts vorgefunden, obwohl es sehr wahrscheinlich ist, daß er der Uebersetzer der Chronik des Eusebius ist, die Ang. Maius u. J. Johrab 1818 zu Mailand in 4. herausgaben. — Vgl. über M.: Placido Sukias Somal *quadro della storia letteraria di Armenia* (Venedig 1829, 8., S. 23—28) und G. Fried. Neumann's Versuch einer Geschichte der armenischen Literatur (Leipzig 1836, 8., S. 45—57).

Mosheim (Joh. Lorenz von), geboren 9. October 1694 zu Lübeck, der Sohn eines im englischen Kriegsdienste stehenden katholischen Militärs, studirte, durch Hauslehrer vorgebildet, auf dem Gymnasium zu Lübeck, dann auf der Universität Kiel, übernahm für seinen fränklichen Lehrer Albrecht zum Felde 3 Jahre lange die öffentlichen Kanzelvorträge u. Pastoralgeschäfte in Kiel, ward 1723 Professor der Theologie zu Helmstädt, 1726 Kirchen- u. Consistorialrath daselbst, später auch Abt zu Marienthal u. Michaelstein u. Generalinspektor über alle Schulen im Herzogthume Wolfenbüttel, 1747 Kanzler der Universität in Göttingen, wo er am 9. September 1755 starb. M. hat sich als Kirchenhistoriker u. Kanzelredner gegründete Verdienste erworben: dort suchte er das Wesentliche vom Unwesentlichen zu trennen u. den Einfluß der Kirchengeschichte auf den Staat u. die wissenschaftliche Cultur zu zeigen; hier trat er Epoche machend auf u. vereinigte Gründlichkeit u. Popularität, Feuer u. Nührung, Reichthum der Gedanken u. Eleganz der Darstellung. Sein Lebenswandel wird als höchst moralisch gelobt. Seine Schriften sind sehr zahlreich. H. Döring (die deutschen Kanzelredner des 18. u. 19. Jahrhunderts) führt 123 an. Wir nennen hier: „*Institutiones historiae ecclesiasticae* (Helmstädt 1755, n. Aufl. 1764, deutsch von Einem, Leipzig 1769 f., 7 Thele.). Heilige Reden über wichtige Wahrheiten der Lehre Jesu Christi (Hamburg 1725 f., 6 Thele., 2. Aufl. Frankf. 1741, 3. Aufl. Hamburg 1757, 4. Aufl. daselbst 1765, 3 Bde.; Sittenlehre der heiligen Schrift, Helmstädt 1735 f., 5 Thele., 5. Auflage Pp. 1773; Origenes, 8 Bücher von der Wahrheit der christlichen Religion (Hamburg 1745, 4.); Anweisung erbaulich zu predigen (Grlang. 1763, 2. Aufl. das. 1771).

Moskau oder **Moskwa**, ein Gouvernement Großrußlands, von 550 □ M. mit 1,287,200 Einwohnern, wird von den Gouvernements Twer, Jaroslaw, Wladimir, Nischan, Tula, Kaluga und Smolensk umgeben, liegt ungefähr in dem Mittelpunkte der russischen Ebene und ist eines der bestangebauten, bevölkertsten und produktivsten Gouvernements des großen Carenreichs. Die Moskwa und Oka durchströmen es und Ausläufer des Waldai-Plateau's ragen von der Nordwest- u. Westseite in dasselbe herein.

Moskau oder **Moskwa**, die erste Haupt- u. zweite Residenzstadt des russischen Reiches, die Stadt, in welcher Occident und Orient in den Bewohnern u. Bauwerken gleicher Weise vertreten sind, die lange Zeit der Sitz der Selbstherrscher aller Reußen war und jetzt noch deren Krönungsstadt u. zweite Residenz ist. Sie liegt an dem kleinen Flüschen Moskwa, das in der Stadt den Jausa und Neglinnabach aufnimmt, in der Mitte der russischen Ebene, 360 Fuß über dem Meere, unter 55° 45' 13" n. Br. u. 35° 27' 11" östlich von Paris u. zählt in 22,000 öffentlichen u. Privatgebäuden 340,600 Einwohner. Eine schöne Landstraße, die einzige außer der von Petersburg nach Warschau, welche Rußland besitzt, verbindet sie mit erstgenannter Stadt; eine Eisenbahn dahin ist im Bau begriffen. In seiner Eintheilung zerfällt M. in 5 Theile: 1) in den Kreml (s. d.), die Kaiserburg; 2) in die Chinesenstadt, Kitaigorod, so genannt, weil sich in ihr die Kaufleute dieses Landes u. überhaupt Orientalen aufhalten u. in ihr sich der große Kaufhof u. die Verkaufsgewölbe vieler Orientalen, als: Armenier, Chinesen, Perser, Bucharen, Tataren befinden; 3) in die weiße Stadt, Beloigo-

rod, dem Wohnsitz des Adels u. der Beamten, mit prächtigen Thron- u. Privat-Gebäuden; 4) in die Erbstadt, Semlanoigorod, dem Aufenthalte der niederen Volks-Klassen u. endlich 5) in die Slobaden oder Vorstädte, deren Zahl einige 30 beträgt u. die durch einen, nur zweimal durch die Moskwa unterbrochenen, Wall von der Stadt getrennt werden, in deren Bezirk aber auch eine Menge schöner Kirchen, Klöster u. Staatsgebäude sich befinden. M. ist Sitz eines Metropolitens der russisch-griechischen Kirche, eines Militärgouverneurs u. hoher Reichscollegien, hat eine 1755 errichtete Universität, mit welcher ein Museum, ein astronomisches Observatorium, ein anatomisches, physikalisches u. chemisches Cabinet verknüpft sind; ebenso befinden sich hier eine medicinisch-chirurgische Akademie, eine Ingenieurschule, ein adeliches u. ein Handelsinstitut, ein Priesterseminar, drei Gymnasien u. eine große Menge Volksschulen; die Zahl der Lehrer übersteigt 800, die der Schüler erreicht 12,000. Von den zahlreichen, der Beachtung werthen Gebäuden heben wir, außer dem Kreml, dessen Geschichte u. Beschreibung ein besonderer Artikel gewidmet ist, besonders hervor: Zuerst die dem Gottesdienste gewidmeten Häuser. Keine Stadt der Erde zählt deren so viele, wie M.; schon von weitem gewähret deren Ansicht, mit meistens vergoldeten Kuppeln, weßhalb M. auch die goldene Stadt genannt wird, einen herrlichen Anblick. Es befinden sich unter ihnen zwei katholische u. 375 griechische, ebenso eine Moschee u. 21 Mönchs- u. Frauenklöster; ferner die kaiserlichen u. großfürstlichen Paläste, deren es 27 sind; außerdem eine Masse reich dotirter u. vortrefflich ausgestatteter Epistoler, die ihre Entstehung entweder dem Staate, oder der Mildthätigkeit Einzelner verdanken, hauptsächlich aber noch das große, von der Gemahlin Kaisers Paul, Maria Feodorowna, gestiftete Findelhaus, in dem jährlich über 5000 Kinder verpflegt werden u. das in seinen ungeheuren Räumen fast 24,000 Menschen beherbergt. Nicht zu vergessen ist das große, 568 Fuß lange, 170 Fuß breite, von dem französischen General Betancourt erbaute Exercirhaus, in dem 2000 Infanteristen u. 1000 Reiter zu gleicher Zeit exerciren können, das Senatsgebäude, der Justizpalast, die Triumphpforte, das große kaiserliche Theater, das Versammlungshaus des Adels, der Bauhall, das Arsenal, die Schatzkammer, das Universitätsgebäude u. mehre schöne Kasernen. Von öffentlichen Denkmälern sind zu erwähnen: das eherner Standbild des Bürgers Minin u. das auf dem rothen Plage dicht vor dem Kreml aufgestellte, von dem ersten russischen Bildhauer Martos gefertigte, Standbild des Fürsten Poscharsky. Erwähnenswerth ist überdies noch die große, 400,000 russische Pfund schwere, für den Thurm von Iwan Weliki im Kreml bestimmte Glocke u. die vor dem Arsenal des Kreml aufgestellten, 1812 erbeuteten Kanonen fast aller europäischen Staaten, deren Zahl 875 beträgt. — M. ist der Mittelpunkt der russischen Nationalindustrie; zu Anfang des Jahres 1842 zählte es 614 Fabriken u. Manufakturanlagen, an welchen 30,280 Arbeiter beschäftigt waren. Handwerks- u. Gewerbstuben wurden 3122 mit 19,638 Arbeitern gezählt. Die Gesamtzahl der Arbeiterklasse belief sich auf 50,458 u. unter ihnen zählte man 2656 russische u. 310 ausländische Meister. Die, von den gesammten Fabriken, Manufakturen u. Gewerbstuben bearbeiteten, Waaren beliefen sich im Werthe auf 20 Millionen Thaler. Unter diesen nahmen die Seidenmanufakturen eine hervorragende Stelle ein. In M. wird am meisten Seide in ganz Rußland verarbeitet u. der Verbrauch derselben besteht in 1500—2000 Centnern italienischer u. 3—4000 Centner asiatischer Seide. — Die Gründung der Stadt durch Jurge Dolgorucki, den Großfürsten von Kiew, fällt in das Jahr 1174. Aber schon 100 Jahre nach ihrer Erbauung wurde sie bei einem Einfalle der Mongolen 1280 vollständig zerstört. Sie erhob sich jedoch bald wieder zu neuer Blüthe u. 1296 erhob sie ihr Wiedererbauer, der Großfürst Daniel Alexandrowitsch, zur Hauptstadt u. Residenz des gleichnamigen Großfürstenthums. Gleichzeitig wurde sie Sitz eines Metropolitens. Indes waren die Drangsale für die Stadt noch nicht vorüber, denn mehrmals wurde sie entweder vollständig, oder theilweise bei Einfällen fremder Eroberer, z. B. der Polen, Tataren,

abgebrannt. Eine große Feuersbrunst legte 1547 gleichfalls den größten Theil der Stadt in Asche. 1753 verlegte Peter der Große seine Residenz von hier nach dem neu gegründeten Petersburg, aber nichts desto weniger nahm der Flor der Stadt stets zu. In der neuesten Geschichte erhielt sie eine große Bedeutung durch den berühmten Brand von Moskau, vom 14.—21. September 1812, in welchem die Hälfte aller Gebäude in Flammen aufging und durch welchen Napoleon genöthigt wurde, seinen unheilvollen Rückzug in strenger Winterkälte anzutreten. Nach der Schlacht an der Moskwa (s. d.) war Napoleon an der Spitze der großen Armee in das, von fast allen Bewohnern verlassene, M. eingezogen. Die russische Armee hatte feimwärts nach Kaluga ausgebeugt. Die Behörden, Archive, die Kostbarkeiten, sogar die Feuerspritzen waren geflüchtet; nur losgelassene Verbrecher, Kranke in den Lazarethen u. Gesindel, ungefähr 12,000 an der Zahl, waren zurückgeblieben. Von dem ersten Tage des Eindringens der Franzosen an brachen jede Nacht Feuersbrünste aus, die am Ende so überhand nahmen, daß dem entfesselten Elemente nicht mehr gesteuert werden konnte u. halb M. in Flammen aufging. Ob der Gouverneur der Stadt, Rostopschin (s. d.), den Brand veranlaßt hat; ob Raubbegier, ob Fahrlässigkeit die Schuld davon trugen, darüber herrschen die verschiedensten Vermuthungen, deren Aufklärung wohl nie vollständig erfolgen wird (vgl. Rostopschins: „La vérité de l'incendie de Moscou,“ Paris 1823 u. dessen Widerlegung durch einen Augenzeugen des Brandes, Currugues, in den „Lettres sur l'incendie de Moscou,“ Paris 1823). 4 Wochen nach dem Erlöschen des Brandes, den 19. October, nachdem Napoleon die Stadt, in welcher er sich nicht halten konnte, der Plünderung seines Heeres preisgegeben hatte, trat er über rauchende Trümmer seinen Rückzug aus Rußland, der als Wendepunkt seines Kriegsglücks zu betrachten ist, an. Der Aufenthalt in der Stadt hatte ihn 40,000 seiner besten Soldaten gekostet. Die Russen zogen den folgenden Tag schon wieder in der Stadt ein u. M. erhob sich bald glänzender, denn je, ein neugeborener Phönix aus der Asche. Jetzt erinnert Nichts mehr an diese Katastrophe.

Ow.

Moskiten, s. Mücken.

Moskwa, der Hauptfluß des russischen Gouvernements gleiches Namens, der bei Kolonna von der linken Seite, nachdem er Moskau berührt hat, in die Oka fällt. Berühmt ist dieser Name durch die Schlacht gleiches Namens, die den 7. September 1812 zwischen den Russen u. Franzosen hier vorfiel, von ersteren die Schlacht bei Borodino, von den letzteren auch die von Mosaisk (s. d.) genannt wird. — An Barfley de Tolly's Stelle hatte Kutusow den Oberbefehl über die sich zurückziehende russische Armee übernommen. Die Ehre des Reiches schien, ehe man die Hauptstadt preisgebe, eine Schlacht zu fordern; also ward sie hier geschlagen. Nach langem heißem Kampfe blieb dennoch der Tag unentschieden; aber die Russen zogen sich den andern Morgen zurück, u. so schrieben sich die Franzosen den Sieg zu. Der Preis desselben war der ungehinderte Einzug in die Metropole des russischen Reichs — das heilige Moskau. An 25,000 Menschen auf jeder Seite hatte dieser fruchtlose Tag als Opfer gefordert. Ein, den 7. September 1839 unter großen militärischen Feierlichkeiten enthülltes, Denkmal ist zum Andenken der fürs Vaterland gefallenen russischen Krieger auf einer kleinen Erhöhung des Schlachtfeldes, der rothen Batterie, wo Fürst Bagration tödtlich verwundet wurde, aufgestellt. Eine von der Generalin Tutschkow, deren Gatte in der Schlacht fiel, errichtetes Stift zur Erziehung von Töchtern der im Kampfe gefallenen Krieger, befindet sich in der Nähe.

Ow.

Mosk heißt der aus Trauben, aber auch aus Obst aller Arten ausgepreßte Saft, ehe er durch den Prozeß der Gährung in Wein verwandelt wird. Vergl. den Art. Wein u. Weinbereitung.

Motette (italienisch) ein figurirtes Tonstück über einen biblischen Spruch in Prosa, größtentheils ohne Instrumentalbegleitung, für Singstimmen im Chor, oder in abwechselnden Chören u. untermischten Soli. Die M. gestattet eine künst-

lichere contrapunktische Arbeit, als das Lied; doch soll sie, wie dieses, nur einen einfachen lyrischen Satz enthalten. Ihrer Natur nach hat sie das Gefühl ganz in Anspruch zu nehmen, weshalb sie im lyrischen Ausdrucke sehr lebendig erscheinen, im Chor vieltimmig, im Solo oder Duett von den anderen Stimmen in Accorden begleitet seyn muß und, um Abspannung zu vermeiden nicht länger als eine Viertelstunde dauern soll. Treffliche M.n. besitzen die Deutschen von Bach, Haydn, Zelter u. A. Uebrigens heißt in Frankreich auch jedes Kirchenmusikstück M.

Motion, heißt jeder Antrag, den die Mitglieder einer Ständekammer derselben zur Berathung vorlegen.

Motiv, Beweggrund, Triebfeder. In der Kunst versteht man darunter überhaupt die bestimmende Ursache, durch welche ein gewählter Moment der Darstellung bedingt wird. Das M. ist demnach kein willkürliches, bewirkt vielmehr die innere Ordnung u. den Zusammenhang der Theile unter sich zu einem organischen Ganzen. Was daher von dem einzelnen Momente der Darstellung gefordert wird, gilt auch von der ganzen Kunstschöpfung; denn in jedem Theile, in jeder Veränderung muß die bewegende Ursache der vor Augen tretenden Erscheinung u. ihre Beziehung auf die, das Ganze belebende, Idee erkannt werden. Die Motivirung ist ein Bilden von Innen nach Außen u. betrifft nicht bloß die Planzeichnung überhaupt, sondern auch die Einführung u. Eintheilung der Nebenpartien. — In der Musik ist M. die Aufgabe, das eigentliche Thema, nach welchem eine Composition ausgeführt werden soll, u. es müssen, wenn von letzterer, als von einem Kunstwerke, die Rede seyn soll, auch die oben bemerkten Bedingungen ihre Anwendung finden. — In der bildenden Kunst endlich versteht man unter M. die Bewegungen des Körpers, welche auf eine geistige Regung, weniger des Willens, als des Gefühls, schließen lassen. Hier ist jedoch sehr zu beachten, daß nicht bloß die Bewegung, sondern auch die Gestaltung des Körpers sich für die Kunst auf den inneren Geist bezieht, u. nicht bloß der leichte Hauch der Grazie, nicht bloß die Züge, in welchen die wirkliche Bewegung des Geistes den Ausdruck zurück läßt, sondern auch die festeren Formen Aeußerungen eines geistigen M.s sind u. seyn müssen.

Motten heißen im weiteren Sinne die Schmetterlinge der 4 letzten Abtheilungen der Nachtfalter: Pyralides, Tortrices, Tineae u. Alucitae; im engeren nur die Tineae, (Motten oder Schaben), deren Raupen im Verborgenen leben, sich entweder Gänge in Pflanzentheile oder Futterale aus verschiedenen Stoffen machen, oder Blätter zusammenwickeln, oder in Gespinnsten gesellig beisammen wohnen, 8, 14, 16, ja 18 Füße haben, sich stark vermehren u. dadurch oft lästig werden. Die aus ihnen sich entwickelnden Falter sind meist sehr klein u. tragen die, meist metallglänzenden, Flügel cylindrisch um den Leib gerollt, oder flach ausliegend. Die bekanntesten u. zugleich schädlichsten sind: der weiße Kornwurm, die Weizenm., Gerstenm., die Honig- u. Wachsfliege, die Pelzm., Tuchkleiderm., die Tapetenm., die gelbstirnige Insektenm., die Kiefernfliege, deren Raupe die harzigen Auswüchse an den jungen Kiefernprossen verursacht; die Fichtensfliege in Fichtensprossen, die Obstm.

Motto (italienisch) heißt ein sinnreicher Spruch, Denkspruch, insbesondere eine dergleichen Stelle, die einer nachfolgenden Schrift in Beziehung auf deren Inhalt u. Zweck andeutungsweise vorgelegt wird, u. gewöhnlich einem andern bekannten oder berühmten Schriftsteller, zuweilen auch einem andern Werke des Verfassers entnommen, oder auch, was in neuerer Zeit öfter geschehen, selbst gemacht u. irgend einem berühmten Namen unterschoben ist. Letzteres bleibt, schon als Fälschung, unter allen Umständen tadelnswerth.

Moz, Friedrich Christian Adolph, k. preussischer Finanzminister, geboren zu Kassel 1775, trat, erst 20 Jahre alt, als Auscultator bei der Regierung zu Halberstadt in preussische Staatsdienste, wurde 1801 Landrath des Fürstenthums Halberstadt u. 1803 Landrath im Eichsfelde, 1807 Deputirter von der Ritterschaft bei der neu eingerichteten Kammer- u. Landesdeputation im Königreiche

Westphalen, später Direktor der direkten Steuern im Harzdepartement. Nach der Schlacht von Leipzig ward M. königlich preussischer Militärgouverneur für die Provinzen zwischen der Elbe u. Weiser u. übernahm hier, als Direktor einer errichteten Gouvernementscommission, die Verwaltung der Finanzen. 1815 nahm er für Preußen das Fürstenthum Fulda in Besitz; 1816 ordnete er die Gränzen mit Kurhessen u. ward Vicepräsident der Regierung zu Erfurt u. 1818 daselbst Chefpräsident; 1820 ward er mit, Beibehaltung seines bisherigen Postens, Präsident der Regierung zu Magdeburg u. interimistischer Oberpräsident der Provinz Sachsen; 1824 wirklicher Oberpräsident, 1825 geheimer Staats- u. Finanzminister. 1828 vollzog M. mit dem Großherzogthume Hessen einen Zoll- u. Handelsvertrag u. einen gleichen mit Bayern u. Württemberg, wodurch er Gründer des späteren allgemeinen deutschen Zollvereins wurde. Er starb 1830.

Mouheron (Isaak), berühmter Maler aus Amsterdam, geb. 1677. In seinen schön gemalten Landschaften bewundert man besonders den reichen Baumschlag, die natürliche Färbung, die Treue seiner Figuren, seine Lebhaftigkeit, Stärke und Harmonie. Er radirte auch 30 Landschaften nach eigenen Zeichnungen u. starb zu Amsterdam 1744.

Mounier, 1) Jean Joseph, ein talentvoller französischer Staatsmann, 1758 zu Grenoble geboren, widmete sich von frühen Jahren an dem Staatsdienste u. war bei dem Ausbruche der Revolution Sekretair der Stände von Dauphiné, die ihn als Deputirten zur Nationalversammlung nach Paris sandten. Auf diesem Posten erstattete er mehrere wichtige Berichte; allein er verließ ihn, als er die Wendung, welche die Revolution nahm, dem Wohle des Staates nachtheilig fand. Bei dem Ausbruche der Parteiruth u. der stürmenden Gährungen ging er nach der Schweiz, dann aber nach Deutschland u. legte zu Weimere bei Weimar ein Erziehungsinstitut an, das er mehrere Jahre leitete, bis die Umstände ihm die Rückkehr nach seinem Vaterlande erlaubten. Er wurde 1802 Präfect des Departements Ille u. Vilaine, 1805 Staatsrath u. Mitglied der Ehrenlegion u. starb zu Paris den 25. Januar 1806 in seinem 48. Jahre. Durch einen richtigen Blick u. gemäßigte Grundsätze zeichnen sich seine politischen Schriften sehr vortheilhaft aus, unter denen die bekanntesten sind: „Recherches sur les causes qui ont empêché les Français de devenir libres“ (2 Bde., Genf 1792) u. „Ueber den Einfluß der Philosophen auf die französische Revolution“ (n. A. Paris 1821). — 2) Claude Eduard Philipp, Baron de, Sohn des Vorigen, geboren 1784 zu Grenoble, unter Napoleon im Staatsdienste, 1819 Pair von Frankreich, Staatsrath u. als guter Redner bekannt.

Moussiren oder schäumen sagt man von Getränken, welche aus verschlossenen Flaschen in ein Glas gegossen werden. Am bekanntesten ist diese Erscheinung beim Bier u. Champagner, welch letzterer daher auch, wenn er diese Eigenschaft im höheren Grade besitzt, das Beiwort *mousseux*, ohne dieß *non mousseux* bekommt. Das M. beruht auf dem vorwiegenden Antheile von kohlensaurem Gas, das sich in der weinigen Gährung, vor Endigung derselben, entwickelt u. entweicht, so bald der Druck, der sich der Entwicklung desselben entgegengesetzt hat, geschwächt ist.

Mora, Brenncylinder, heißt ein Narkotikum, das durch intensive Hitze wirkt u. die berührten Theile durch Verbrennung zerstört. Bereitet wird die M. aus verschiedenen Stoffen: aus Flachs, Baumwolle, Feuerschwamm, Moos, faulem Holz, aus den Blättern des Beifußes (*Artemisia vulgaris*) u. c.; sie hat eine cylinderförmige Gestalt, ist nach Bedürfniß größer oder kleiner, gewöhnlich 1—2 Zoll lang u. im Durchmesser $\frac{3}{4}$ Zoll haltend. Bei der Anwendung wird sie mit der Pincette, oder einem eigenen Morenträger, auf der Anwendungsstelle festgehalten, angezündet und mittelst eines kleinen Blasebalgs oder des Löthrohrs ein gleichmäßiges Verbrennen erzielt. Die M. erregt Anfangs das Gefühl angenehmer Wärme, die sich aber allmählig bis zur Empfindung des höchsten Hitzegrades, mit dem heftigsten Schmerze, steigert.

E. Buchner.

Mozambique, ein Küstenstrich an der östlichen Seite Afrika's, über dessen Inneres man nur allgemeine Andeutungen hat; wahrscheinlich zieht sich durch dieses Land das Lupatagebirge, u. der große morastige See Zambre oder Morawi nimmt eine bedeutende Strecke darin ein. Das Küstenland ist reich an Buchten u. kleinen Flüssen, flach u. üppig bewachsen. Das Klima ist höchst ungesund, das Meer voll von Fischen, der Strand von Wasservögeln, die dichten Wälder voll Wild. Bewohner sind die Makua, eine Negerrace, aber noch den Kaffern ähnlich, welche unter sich feindlich getrennt sind u. die Portugiesen tödtlich hassen. Unbändig in der Freiheit, sind sie zahm, treu u. tüchtig als Sklaven u. Soldaten. An der Küste besteht eine portugiesische Colonie unter einem Generalgouverneur; der Handel aber, früher glänzend durch Sklavenausfuhr, Gold und Elfenbein, ist fast gänzlich vernichtet. Die Portugiesen, ein habgieriges, träges, verworrenes Geschlecht, werden selbst von den Wilden verachtet. — Die gleichnamige Hauptstadt, auf einer Insel, mit 10,000 Einwohnern, bietet ein Gemische von arabischem, indischem u. europäischem Charakter dar, ist Sitz des portugiesischen Gouverneurs u. eines Erzbischofs, hat einen weiten sichern Hafen u. ist der Mittelpunkt des Sklavenhandels u. des Verkehrs mit Ostindien.

Mozaraber, (durch Zusammenziehen des lateinischen *mixti Arabes* entstanden) heißen die Nachkömmlinge der spanischen Christen, die unter arabischer Herrschaft ihren gothischen Ritus, die mozarabische Liturgie, bewahrt haben. Erst dem Papste Gregor VII. gelang es, wiewohl nicht ohne viele Mühe, sie zur Annahme der römisch-katholischen Liturgie zu bewegen.

Mozart, Wolfgang Amadeus, eigentlich Johann Chrysostomus Wolfgang Gottlieb, der berühmte Componist u. Begründer der neueren deutschen Oper u. der jetzigen vollkommenen Instrumentalmusik, war den 27. Juli 1756 zu Salzburg geboren, wo sein Vater, Leopold M., als Vice-Kapelldirector lebte. Schon im 4. Jahre lernte dieß ausgezeichnete Genie kleine u. größere Stücke in kurzer Zeit mit Ausdruck u. Tact auf dem Klaviere spielen u. im 5. Jahre componirte er schon kleinere Piecen. Als er 6 Jahre alt war, machte sein Vater mit ihm u. seiner Schwester eine Reise nach München u. Wien, wo die kleinen Virtuosen großen Beifall fanden. In seinem 7. Jahre wurde die erste große Reise außer Deutschland nach Frankreich, England u. Holland unternommen; überall bewunderte man das Klavier-, Orgel- u. Violinspiel des Knaben, der auf dieser Reise auch mehre seiner Compositionen, Sonaten u. andere Stücke herausgab. 1770 machte sein Vater mit ihm eine neue Reise nach Italien, wo er neue Triumphe seines Talentcs feierte. Musikalische Gesellschaften eiferten sich, ihm das Diplom der Mitgliedschaft zu überreichen; der Papst gab ihm das Kreuz u. Breve als *Eques militiae auralae*; man nannte ihn allgemein Cavaliere filarmonico. Der Aberglaube in Neapel schrieb sein göttliches Spiel einem Zauber in seinem Ringe zu u. veranlaßte ihn, diesen Ring vom Finger zu ziehen; in Mailand componirte er in seinem 14. Jahre die erste Oper *Mitridate*, welche oft nacheinander mit demselben Beifalle aufgeführt wurde. Sein Ruhm war nun durch ganz Europa verbreitet u. er ward der Lieblingscomponist seines Zeitalters. Er trat in Wien als Kapellmeister in kaiserliche Dienste u. erwarb sich auch hier großen Ruhm durch seine herrlichen Compositionen mehrer Opern u. Singstücke verschiedener Art. Seine Produkte zeichnen sich durch Reichthum an neuen Gedanken, glücklichen Melodien, immer wechselnde harmonische Wendungen, außerordentlichen Ausdruck u. große Wirkung so sehr aus, daß sie nur das Werk eines unermesslichen Genies seyn konnten. Der größte Theil seiner Opern, z. B. *Idomeneo*, *Entführung aus dem Serail*, *Figaro*, *Don Juan*, *Zauberflöte* u. s. w. sind hievon die sprechendsten Zeugen. Als Mensch betrachtet, hatte M. beinahe kindische Schwäche, u. so kam es, daß er von seiner Kunst den Nutzen nicht zog, welchen sie ihm hätte auswerfen können. Er starb den 5. December 1791. Sein herrliches „Requiem“, welches er im Auftrage des Grafen von Walsegg für dessen gestorbene Gemahlin setzte, wurde in einzelnen Partien erst von seinem Schüler und Freund Süß-

mayr vollendet. Die Gesamtzahl seiner Werke, mit Einschluß der Entwürfe, beträgt gegen 800. — Seine Wittwe, **Konstanze M.**, geborne **Weber**, heirathete später den dänischen Etatsrath **G. N. von Nissen**, welcher eine Biographie M.'s verfaßte (Leipzig 1828). Ihr und M.'s Sohn, **Wolfgang M.**, geboren zu Wien 1791, lebt als Direktor einer Singakademie zu Lemberg in Galizien u. machte 1819 und 20 als Klaviervirtuos eine Kunstreise durch Polen, Deutschland u. auf welcher er vielen Beifall erwarb. Er schrieb auch Einiges für sein Instrument.

Mozette ist ein violettes, seidenes Mäntelchen, welches von der höheren katholischen Geistlichkeit über das Rochett getragen wird; im Winter ist es von Hermelinpelz. Ueber dasselbe hängt bei den Bischöfen u. den infulirten Kirchen-Prälaten das Brust-, bei den Dignitarien u. Kanonikern an den Metropolitan- und Domstiften aber das Capitels-Kreuz herab. Bei den Cardinälen ist die M. eine Kappe, welche das Aeußerste der Schultern u. den hintern Theil des Kopfes bedeckt. Unter derselben tragen sie die Cardinals-Mütze und über solche den Cardinals-Hut.

Mucius, ein römisches Plebejer-Geschlecht, das seinen Ursprung von **Cajus M. Scävola** ableitet, einem kühnen Römer, der den König **Porfenna** (s. d.) ermorden wollte, als dieser im Jahre Roms 255 die Stadt belagerte. Weil er aber, statt des Königs, dessen Schreiber traf, so verbrannte er seine linke Hand an einem Kohlenfeuer, um zu zeigen, daß er die ihm bevorstehenden Martern nicht achte. Dieß rührte den König so, daß er den Scävola losließ u., geschreckt durch dessen Drohung von 300 anderen Verschworenen, sich ganz zurückzog. Ferner sind aus dieser Familie zu bemerken: **Quintus M. Scävola**, der 537 Prätor war, u. Sardinien zur Provinz erhielt. Sein Sohn, ebenfalls **Quintus M. Scävola**, war 574 Prätor, 579 Consul u. ging 582 unter dem Oberbefehl des Consuls **P. Vicinius Crassus** als **Tribunus Militum** mit gegen den **Perseus** zu Felde. **Quintus M. Scävola**, des vorigen Sohn, war Augur, 632 Prätor u. 4 Jahre darauf Consul. Er war ein großer Rechtskenner u. edler Patriot, unverdrossen in Geschäften bis ins hohe Alter. **Publius M. Scävola**, war **Pontifex maximus** u. 620 erhielt er als Consul Italien zur Provinz. Er war in der Rechtswissenschaft sehr erfahren u. nach **Pomponius** der Erste, welcher den Grund zum bürgerlichen Rechte legte. Auch **Quintus M. Scävola**, der 658 das Consulat bekleidete, war ein geschickter Rechtskenner, wie fast alle Scävola. Er wurde 671 in den bürgerlichen Unruhen des **Cajus Marius** ermordet.

Mucker, ein Name, der im Jahre 1835 zu Königsberg in Preußen vom Volke einem religiösen Vereine beigelegt wurde, welcher unter der Form von Conventikeln geheime Wollust zu treiben bezüchtigt ward. Man hat zwar behauptet, dieser Name sei schon längst für „Frömmeler, Pietisten“ üblich gewesen. Doch ist dieß irrig; denn das Wort „mucken“ ist in dortiger Gegend provinziell für das Rammeln der Hasen, womit also die Sache hinreichend bezeichnet ist. — Dieser Verein erregte besonders Aufsehen durch die Mißverhältnisse, welche in mancher Ehe dadurch gebracht wurden, daß die Frauen, trotz des Widerspruchs ihrer Männer, bei demselben beharrten, u. auch durch sonstige schroff ausgesprochene Ansichten einer eigenthümlichen Naturphilosophie mit speculativ-gnostischen Elementen u. theils gewaltsamer, theils buchstäblicher Bibelerklärung. An der Spitze standen die Prediger **Dirksel** u. **Ebel**, welche den dualistisch-mystischen Grundsätzen des Theosophen **Schönherr** († 1826) von zwei Urwesen, Wasser u. Licht, im Widerspruche mit der Lehre von Einem höchsten Wesen, huldigten u. um dieser ihrer Philosophie willen durch richterliches Erkenntniß vom Predigtamt entfernt wurden. Geschlechtliche Verirrungen konnten zwar diesen beiden in einem, mit vielem Scandal verbundenen Criminalprozeß, in den sie verwickelt wurden, nicht bewiesen werden. Die diesfälligen Beschuldigungen bestanden aber im Allgemeinen in folgendem: Die M. sollen sich in verschiedene Grade getheilt haben, in deren unteren aber der Geschlechtstrieb zwischen Männern u. Frauen durch Manipulationen, den Seraphinentuß u. dergleichen gereizt u. die demüthige Hingebung des Körpers u.

aller Glieder an die bereits höher Eingeweihten als eine Art Heiligung betrachtet worden seien, höher Eingeweihte aber sich diese innige Vereinigung nur dann habe erlauben dürfen, wenn er zur vollen inneren Ueberzeugung gekommen sei, als Gottes Stellvertreter zu fungiren. Die Frucht eines so vergeistigten Genusses sollte die Geburt eines Messias seyn. — Die Königsberger M. waren aber nicht die einzigen. Auch an anderen Orten gerieth man ähnlichen frommen Conventikeln auf die Spur. Namentlich ward Pfarrer Stephan in Dresden nebst Genossen solcher unzüchtigen Versammlungen beschuldigt, der auch mit seinen Anhängern nach Amerika auswanderte, dort aber von ihnen selbst als Ehebrecher entlarvt wurde. Endlich ward der Name M. Gemeinnahme für alle separatistische religiöse Vereine, zumal, wenn man sie wegen geschlechtliche Ausschweifungen ein Verdacht hatte, die sie mit dem Schleier des Geheimnisses mehr oder weniger zudeckten.

Mücken nennt Oken (s. d.) sämmtliche zweiflügelige Insekten; gewöhnlich aber begreift man darunter bloß eine Familie derselben (Tipulariae). Man erkennt sie an den gegliederten, beim Männchen öfters gefiederten Fühlern u. dergleichen Tastern, langen, hornigen oder geslippten Rüsseln, dickem u. vorstehendem Bruststücke u. langen, dünnen Beinen. Die wurmartigen Larven mit hornigem Kopfe leben in der Erde, im Wasser, in Pilzen, in Galläpfeln, im Mist u. c. Sie zerfallen in schnackenförmige, Gall-, Eulen-, Schnauzen-, Schwamm-, Trauer-, breitflügelte u. Fliegen-M. mit ihren verschiedenen Gattungen. Bemerkenswerth sind: die Stechsnaken (Culex), darunter die Moskito, die bekante singende St. (Culex pipiens), der Heerwurm (ascaris militaris), der als Larve gesellige Wanderungen anstellt; die Kolumbatscher Mücke; die Wiesensnake (Tipula oleracea), deren Larven oft ganze Wiesen verderben, indem sie die Grassurzeln unterwühlen u. auslockern; die Hessenfliege (Cecidomya destructor), deren Larve im Marke der Weizenhalme lebt u. sie zerstört.

Muffling (Friedrich Karl Ferdinand, Freiherr von M., eigentlich Weiß, genannt M.), Präsident des Staatsraths, General der Infanterie u. Gouverneur von Berlin, geboren 1775 zu Halle, trat 1790 ins preussische Heer, begleitete den Herzog von Weimar als Chef des Generalstabs in den Feldzug von 1806 u. trat bei diesem 1811—13 in höheren Civildienst. Das Jahr 1813 rief ihn als Oberstlieutenant des Generalstabes unter Blücher wieder unter die Waffen. Nach der Einnahme von Paris war er erster Commandant dieser Stadt. Als Diplomat entwickelte er seine Talente beim Congreß zu Aachen, in Brüssel, 1829 bei Vermittelung des Friedens zwischen Rußland u. der Pforte; als ausgezeichnete Feldmessen war er schon früher thätig, so 1819 am Rheine. Zum General ward er 1832 ernannt, zum Präsidenten 1841. Deutschland zählt ihn zu seinen besten strategischen Schriftstellern. Namentlich beschrieb er die Feldzüge von 1813—15, die Feldzüge der schlesischen Armee (2 Bände, 1824); „Betrachtungen über die großen Operationen u. Schlachten u.“, 1825, „Napoleons Strategie u. Kriegskunst“, 1827.

Mügge, Theodor, einer der besseren neueren Novellisten u. Romanschriftsteller, der schon seit längerer Zeit in Berlin lebt, wo er, geboren 1808, Philosophie studirte. Seine Darstellungen sind weniger phantastisch, aber trefflich angelegt u. ausgezeichnet durch Klarheit der Gedanken, Frische der Färbung u. lebendigen Dialog. Wir nennen, außer seinen gesammelten Novellen, Leipzig 1842, 6 Theile: „Die Benkeerin“ (3 Theile); „Der Chevalier“ (3 Theile); „Tänzerin u. Gräfin“ (2 Theile.); „Toussaint“ (Stuttgart 1841, 4 Theile.); „Neue Novellen“ (6 Bde., Hamb. 1845—47); „Historisches Taschenbuch“ (Berlin 1836); „Streifz. in Schleswig-Holstein“ (2 Theile., Frankf. 1846); „Die Schweiz u. ihre Zustände“ (3 Bde., Hannover 1847) u. a. m.

Mühlberg, Stadt an der Elbe, im preussischen Regierungsbezirke Merseburg, mit 2,800 Einw., berühmt durch den Sieg, welchen Kaiser Karl V. u. der Herzog Moriz von Sachsen am 24. April 1547 über den unvorbereiteten Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen erfochten. Der Kurfürst selbst ward gefangen.

Mühdorf, ein kleines Städtchen von 1500 Einwohnern, im Kreise Ober-

bayern, am linken Innufer, bei welchem 1275 König Ottokar II. von Böhmen durch den Herzog Heinrich von Bayern u. den Pfalzgrafen Ludwig geschlagen u. das ganze böhmische Heer, nach 9tägiger Belagerung, im Städtchen gefangen genommen, später jedoch freier Abzug gewährt wurde: hauptsächlich merkwürdig aber durch die, nach ihm benannte, Schlacht zwischen den beiden Gegenkaisern Ludwig dem Bayern u. Friedrich dem Schönen von Oesterreich den 28. September 1322, in der letzterer vollständig besiegt u. gefangen genommen wurde. — Dieser wollte sich mit seinem, aus Schwaben herbeiziehenden, Bruder Leopold vereinigen, zog deshalb mit 24,000 Mann Fußvolk und 4000 kumanischen u. ungarischen Reitern bei M. über den Inn, u. lagerte sich westlich von diesem Orte, vor sich die Behenwiese. Ludwig mit seinen Bundesgenossen zog ihm entgegen u. beschloß, hauptsächlich auf Andringen des Königs Johann von Böhmen, nach viertägigem Zuwarten die Schlacht. Der kriegserfahrene Ritter Seyfried Schweppermann führte den Oberbefehl. Die Oesterreicher zogen den Bayern in 4 Heerhaufen entgegen; die Böhmen griffen zuerst an, wurden aber bald von den vordringenden Oesterreichern, und vornämlich den Salzbürgern unter ihrem Erzbischofe zurückgeschlagen, u. schon floh das bayerische erste Treffen, als Schweppermann schnell mit dem zweiten eine Schwenkung machte, so daß die Oesterreicher Sonne, Wind u. Staub ins Gesicht bekamen. Zu gleicher Zeit rückten aus dem Hinterhalte von Langenberg 400 bayerische Ritter unter dem Burggrafen von Nürnberg, in österreichische Farbe gekleidet, in die Flanke Friedrichs vor, der sie für die ankommenden Heerhaufen seines Bruders hielt. Durch den Angriff derselben riß Verwirrung in den Reihen der Oesterreicher ein, die, von Schweppermann mit Nachdruck benützt, den Rückzug der Oesterreicher an den Inn u., als sie dort auf der einzigen Brücke nicht schnell genug übersetzen konnten, die Gefangenahme des größten Theiles des feindlichen Heeres mit Friedrich selbst zur Folge hatte.

Ow.

Mühlen sind Maschinen, in welchen irgend ein Gegenstand zerrieben, zerstoßen, oder auf irgend eine Art bearbeitet wird, wozu eine äußere Kraft, wie die des Wassers, oder Windes, oder der Thiere, oder Menschen, oder des Dampfes nothwendig ist. Diesem gemäß zerfallen die M. in Wasserm., Windm., Roß- u. Handm. u. Dampf m. — Wasserm. sind solche, deren bewegende Kraft das Wasser ist, welches entweder von oben kommt, auf das Rad fällt, u. dieses u. dadurch die ganze Maschine in Bewegung setzt, in welchem Falle man eine M. eine ober schlächtige nennt; oder es wird die Strömung in den Mühlgraben u. durch diesen von unten an die Räder getrieben, in welchem Falle die M. unterschlächtige M. genannt werden. Sind diese M. an den Ufern der Gewässer erbaut, u. stehen sie fest, dann erhalten sie die Benennung Pfahlm.; stehen sie aber auf Schiffen, dann nennt man sie Schiffm. Windm. sind solche, welche von dem Winde in Bewegung gesetzt werden. Sie sind entweder so eingerichtet, daß die ganze Mühle nach dem Winde gedreht werden kann: in diesem Falle nennt man sie Bodm.; oder daß die Mühle als Gebäude feststeht u. nur die Haube oder das Dach nebst dem Wellbaume u. den Flügeln nach dem Winde gedreht wird, in welchem Falle man sie holländische Windm. nennt. Roß- u. Handm. erhalten ihre Bewegung entweder durch thierische, oder menschliche Kräfte. Die Roßm. werden entweder durch Treten dieser Thiere oder Ochsen in einem Tretrade, oder durch das Ziehen dieser Thiere an einem Schwengel in Bewegung gesetzt u. sind in Festungen nicht selten; die durch Menschenhände in Bewegung zu setzenden Handm. leisten wenig u. sind deshalb in unserer Zeit auch fast ganz außer Gebrauch gekommen. Dampf m. nennt man jene M., bei welchen der Dampf die die Maschine bewegende Kraft ist. Die M. erhalten auch von dem, was in ihnen bearbeitet oder erzeugt wird, verschiedene Benennungen. So nennt man Mahlm. jene, in welchen Getreide gemahlen; Brett- oder Säg- oder Schneidm. jene, in welchen Holz zu Brettern geschnitten; Walkm. jene, in welchen Wolle, Tuch, Leder gewalkt wird;

Stampfm. solche, in welchen Früchte zu Grütze oder Gerste gestampft werden; **Delm.**, in welchen aus Lein oder Raps Del geschlagen oder gepreßt wird u. s. w. — Die **M.** gehören zu den allerältesten Erfindungen u. die Juden kannten dieselben schon zur Zeit der Patriarchen. Die ersten **M.** waren Handm., wie noch jetzt im Oriente. Sie bestanden aus 2 Mühlsteinen, einem beweglichen u. einem (untern) festliegenden, u. wurden von Sklavinnen, von Verbrechern, später auch von Eseln getrieben. Da das Brod alle Tage frisch gebacken u. täglich gemahlen wurde, besaß auch der Armste eine solche **M.**, die, als ein nothwendiges Werkzeug, bei den Hebräern nicht zum Unterpfande behalten werden durfte. Als Erfinder der **M.** nennen die griechischen Mythen den **Pilumnos**, den **Myles**, den **Mylantes**; Gottheiten der **M.** waren: **Molitor**, die **Molä**, **Promylus**, **Eunostus**, dessen Bild in den **M.** stand. **Wasserm.** (zum Privatgebrauche) kamen zuerst bei den Römern, an Wasser nach Rom führenden Kanälen, in der letzten Hälfte des 1. Jahrhunderts vor Chr. vor. — Es bestehen in allen Staaten eigene Gesetze über das **M.wesen**, über die Verpflichtungen u. Rechte, welche sie hinsichtlich des Anspannens des Wassers haben, in welchem Verhältniß die Müller zu den Mahlgästen stehen u. welche Abgaben sie von diesen zu beziehen haben. Die Sammlung dieser Gesetze heißt **M.ordnung**. In alten Zeiten war die Anlegung von **M.** völlig frei; bald bemerkte man jedoch, daß weiter unten an Flüssen angelegte **Wasserm.** in einem Bezirke angelegt, die schon vorhandenen beeinträchtigen u. so entstand die **M.regel**, der **M.bann**.

Mühlenbruch, Christian Friedrich, einer der berühmtesten neueren Civilrechts- u. Prozeßlehrer, geboren zu Rostock 1785, wurde 1805 Privatdocent an der dortigen Universität, im folgenden Jahre Advokat bei der Justizkanzlei u. 1810 Professor der Rechte daselbst. 1815 Professor in Greifswald, 1818 in Königsberg, 1819 in Halle, 1833 in Göttingen, wo er 1843 starb. Werke von ihm sind: Die Lehre von der Cession der Forderungsrechte, Greifswald 1817, 3. Auflage 1835; *Doctrina Pandectarum*, Halle 1823—25, 3 Bände, 4. Auflage ebendasselbst 1840; Entwurf des gemeinrechtlichen u. preussischen Civilprocesses, ebendasselbst 1827, neue Ausg., ebendasselbst 1838; Lehrbuch des Pandektenrechts, Halle 1835—37, 3 Bände, 3. Aufl. ebendaf. 1839; Lehrbuch der Institutionen, ebendaf. 1842; auch setzte er Glücks Erläuterungen der Pandekten fort und gab Heineccii *Antiquitt. rom.*, Frankfurt 1841, heraus.

Mühler, Heinrich Gottlob, königlich preussischer Staats- u. Justizminister, geboren zu Louisenhof bei Ples in Schlesien 1780, trat 1801 in den Staatsdienst, wurde 1804 Assessor zu Brieg, 1810 Oberlandesgerichtsrath, 1815 Kammergerichtsrath, 1819 geheimer Oberrevisionsrath u. Direktor des Obergerichtes zu Halberstadt, 1824 zu Breslau, 1832 mit Rammz zusammen Justizminister, bei welcher Theilung letzterer die Rheinprovinzen, **M.** die übrigen Theile der Monarchie erhielt. 1838 erhielt **M.** die ganze vereinigte Justizverwaltung. In dieser Stellung hat er sich die anerkennungswerthesten Verdienste um das preussische Justizwesen erworben u. namentlich überall auf die Trennung der Justiz von der Verwaltung hingewirkt. 1844 legte er seine Ministerstelle nieder u. übernahm das Präsidium des geheimen Obergerichtes.

Mühlhausen, 1) Stadt im französischen Departement des Oberrheins, auf einer Insel an der Ill u. am Rhone-Rheinanal, mit 25,000 Einwohnern, ist freundlich gebaut, hat 6 Kirchen, ein treffliches Hospital, Waisenhaus, gute Schulen u. ist der Centralpunkt der Fabrikation des Elsasses u. überhaupt eine der wichtigsten Fabrikstädte Frankreichs. Sein Hauptindustriezweig betrifft die Verarbeitung der Baumwolle, für welche nicht nur große Spinnereien, Färbereien und Webereien, sondern auch vorzügliche Druckereien bestehen, aus denen die überaus geschmackvollen u. daher so berühmten feinen Mühlhäuser Indiennes oder Calicos, Tücher u. andere bunte Waaren hervorgehen u. welche viele geschickte Musterzeichner u. Formenschnyder unterhalten. Ferner befinden sich hier noch Fabriken für Maroquin, Handschuhe, Papier, chemische Produkte, Farben, Knöpfe, Uhren,

Quincailleriewaaren, Schlosserwaaren, metallene Weberkämme, Kirschwasser, Maschinenbauanstalten, Eisengießereien u. große Bleichen. Außer dem Vertriebe dieser mannigfaltigen Fabrikate ist der Handel mit Wein, Getreide, Branntwein, Colonialwaaren u. s. w. nicht unbedeutend. — Von Handelsanstalten besitzt M. ein Entrepot, eine Börse, Handelskammer, ein Handelsgericht, einen Rath der Schiedsrichter (*Conseil de prud' hommes*), die *Société industrielle*, in welcher alle Industriezweige des Departements ihre Vertreter haben u. welche monatlich *Bulletins* ausgibt, u. eine Feuerversicherungsanstalt. Eine Eisenbahn verbindet die Stadt mit Basel u. Straßburg. — M. ist schon eine alte Stadt u. erhielt von Rudolph von Habsburg die Reichsfreiheit. 1347 gab ihr Kaiser Karl IV. das Recht, sich selbst ihre Bürgermeister zu wählen. Gegen den umwohnenden Adel verband sich M. 1466 mit Bern u. Solothurn, 1506 mit Basel. 1523 wurde der Protestantismus eingeführt. Kraft seines Bundes mit den Schweizern blieb M. in den langen Kriegen zwischen den deutschen Kaisern u. Frankreich neutral. 1734 litt die Stadt sehr durch eine Ueberschwemmung. 1798 kam sie an Frankreich. — 2) M., Stadt an der Unstrut, im Regierungsbezirke Erfurt der preussischen Provinz Sachsen, mit 13,000 Einwohnern, hat mehre Kirchen, darunter die schöne Marienkirche, ein Gymnasium, zahlreiche u. gut eingerichtete Wohlthätigkeitsanstalten, Baumwollspinnereien, Tuch- u. Tabaksfabriken, Woll-, Baumwollzeug- u. Leinwebereien, Färbereien, Druckereien, Leinwandereien u. bedeutende Gerbereien u. namhaften Handel mit den Fabrikaten u. den Produkten der Umgegend, Getreide, Saflor, Anis u. anderen Samereien. Die Kunststrasse, welche Bremen u. Nürnberg verbindet, führt durch die Stadt u. wendet derselben einen ansehnlichen Transit zu. — M., dessen Entstehung bis in das 10. Jahrhundert zurückgeführt wird, war früher freie Reichsstadt u. gehörte sammt seinem Gebiete zum niedersächsischen Kreise; 1803 wurde die Stadt preussisch; 1808—13 gehörte sie zum Königreiche Westphalen, wurde aber im genannten Jahre wieder an Preußen zurückgegeben.

Müller, 1) Johann Gottwerth, geboren 17. Mai 1744 zu Hamburg, Anfangs Buchhändler zu Iphoe in Holstein, legte später dies Geschäft nieder u. privatisirte daselbst mit einer Pension des Königs von Dänemark, gestorben 23. Juni 1828. M. war einst ein viel gelesener, höchst fruchtbarer Romanschriftsteller. Fragen wir (sagt Hillebrand), nach der Ursache dieser Gunst, so dürfen wir sie wohl in der glücklichen Laune finden, womit der Verfasser zunächst, wenn auch gewissermassen wider Willen, im Geschmache der damaligen Zeit den privilegirten Stand ironisirt, dann vornehmlich in der leichten, ungezwungenen Manier, mit der er die komischen Situationen fast überall herbeizuführen u. pikant zu machen versteht. Freilich herrscht in dem Ganzen mehr das Lächerliche, als der eigentliche Humor, mehr der naturalistische Witz, als die poetische Komik; auch ist der Ton nicht eben von classischer Haltung, indem die Gemeinheit oft zu naiv wird u. der sprachliche Ausdruck an durchgängiger Bildung u. Feinheit wesentlich Mangel leidet. Sein berühmtestes Werk ist: „Siegfried von Lindenberg“ (Hamburg 1779, 6. Aufl., Leipzig 1802, 4 Thle., n. A. 1830), der hie u. da an Don Quixote erinnert, aber zu wenig ideal ist. Andere Werke sind: Gedichte, der Freundschaft, der Liebe u. dem Scherze gesungen, Helmstädt u. Magdeburg, 1770 f. 2 Thle. Der Deutsche, eine Wochenschrift, Magdeburg 1771 f. 8 Thle. Der Ring, komische Geschichte, Iphoe 1777, 2. Aufl., Göttingen 1788. Geschichte der Sevaramben, Iphoe 1783, 2 Thle. Komische Romane aus den Papieren des braunen Mannes, Göttingen 1784 f. 8 Bde. Friedrich Brack, Berlin u. Stettin 1793 f. 4 Bde. Sara Reinert, das. 1796, 4 Bde. u. a. κ. — 2) M., Friedrich (bekannt unter dem Namen Maler Müller), geboren 1750 zu Kreuznach, kam 1770 als Maler in Dienste des Herzogs Christian von Pfalz-Zweibrücken nach Mannheim, reiste 1778 nach Rom, wendete sich daselbst der Kunst zu, erhielt, wegen seines Hanges zu Spott u. Satyre u. weil er in seinen Bildern überall den Teufel anbrachte, den Namen Teufelsmüller u. starb als k. bayer. Hofrath

zu Rom, 23. April 1825. M. war Maler, Kupferstecher u. Dichter, im Roman, im Nitterschauspiele u. in der Idylle am meisten geachtet. Er zeigt in seinen Werken große Verwandtschaft mit Klinger u. den ersten Erzeugnissen Göthe's; sie gehören der sogenannten kraftgenialischen Periode unserer Literatur an. Es fehlt ihm überall die ächt künstlerische Haltung; er fällt aus dem Erhabenen in das Burleske, aus dem Natürlichen in's Bizarre, aus der Wahrheit in die Uebertreibung. Seinen poetischen Standpunkt lernt man am besten im „Faust,“ in der „Niobe“ u. in der „Genoveva“ kennen. Die Tendenz des Faust ist, „das selbstständige Wesen aufrecht zu erhalten gegen Schicksal u. Welt, die uns niederdrängen u. durch Conventionen niederbeugen,“ wie der Dichter selbst sagt. Das Stück ist frisch u. lebendig, aber durch Rohheit abstoßend. In der Niobe ist Styl u. Haltung edler, die Charakterzeichnung gelungener, doch nicht frei von Uebertreibung. Die Genoveva vermeidet mehr die unkünstlerischen Auswüchse der vorher genannten Erzeugnisse. In seinen „Idyllen“ stellte M., der saden Sentimentalität Gethners gegenüber, eine feste Natürlichkeit auf, wu ist die Natur oft — zu natürlich. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Heidelberg 1811, 3 Thle., n. A. 1825. κ. — 3) M., Johannes von, der berühmte Historiker, ward am 3. Januar 1752 zu Schaffhausen geboren, wo sein Vater als Prediger lebte. Sein Großvater, Johann Schoop, weckte frühzeitig fast spielend die Neigung des Knaben zur Geschichte. Er hatte viel über Schweizergeschichte gesammelt u. auch viele historische Kupferstiche sich angeschafft. Diese nun zeigte er dem 5jährigen Knaben, erklärte sie ihm u. ließ sich Alles von ihm wieder nachherzählen. So übten sich die Einbildungskraft u. das Gedächtniß des Kleinen gleichzeitig. Ueber Hübners Geographie u. Geschichte vergaß der lernbegierige Knabe oft Fisch u. Spiel u. wußte in seinem 11. Lebensjahre die Namen u. Todesjahre der Beherrscher der sogenannten vier Weltreiche u. die Reihenfolge der Bürgermeister seiner Vaterstadt ganz geläufig auswendig. Auf dem Collegium humanitatis seiner Vaterstadt erhielt er gründlichen Unterricht, indem es sich traf, daß 7. Lehrer ihn zum einzigen Schüler hatten: wie die Löwin nur Ein Junges nährt, aber einen Löwen. Schon hier zeigte sich sein ausdauernder Fleiß; die frühesten Morgenstunden gehörten schon dem Studium und der Vorbereitung auf die Vorlesungen u. erst tief in der Nacht pflegte er sein wissenschaftliches Tagewerk zu beschließen. Noch nicht volle 18 Jahre alt, ging er auf die Universität Göttingen, wo er wenig aus Vorlesungen, viel aber aus Büchern u. aus dem anregenden Umgange mit Schlözer, Gatterer u. Müller lernte. Müller hat das Verdienst, seinen wissenschaftlichen Beruf erkannt u. ihm den Gedanken zur vaterländischen Geschichtsschreibung eingegeben, u. Schlözer, seine Arbeiten für die Beschreibung des Eimbrischen Krieges geleitet zu haben. Nach seiner Rückkehr in die Heimath ward er Professor der griechischen Sprache. 1773 schloß er den edlen Freundschaftsbund mit dem Freiherrn von Bonstetten, den er bei dem Vereine in Schinznach kennen gelernt hatte, wodurch die deutsche Literatur mit dem herrlichen Denkmale: „Briefe eines jungen Gelehrten, herausgegeben von Friedriche Brum“, bereichert wurde. Auf dem Gute Valeires besuchte er seinen Freund u. übernahm dann bei dem Staatsrathen Tronchin in Genf die Erziehung von dessen Söhnen. Hier von 1774 bis 1780 ward ihm reiche Gelegenheit im Umgange der geistreichsten Männer u. ausgezeichneten Fremden: Voltaire, Bonnet, Lord St. Helens, Abbot, die verschiedenartigsten politischen Urtheile u. Ansichten zu vernehmen u. gegenseitig zu würdigen. Zugleich konnte er aus eigener Anschauung in unmittelbarer Nähe das unruhige Treiben eines sturmbelegten Freistaates kennen lernen. In solcher Lage und Umgebung hielt er Vorlesungen über allgemeine Geschichte, welche jedoch weniger das historische Detail der speziellen Thatsachen, als vielmehr umfassende Conturen großartiger geschichtlicher Gesamt-Anschauung zu entwerfen, sich zur Aufgabe setzten. Zu diesem Zwecke war stellenweise der Stoff nicht einmal völlig ausgearbeitet: allein in der sorgfältigen Zeichnung, in der Farbenmischung, in der Kraft der Darstellung u. in der Durchführung der allge-

meinen Grundzüge muß dieser erste Versuch als großartig u. meisterhaft gelungen gerühmt werden. Das Bewunderungswürdigste durch tiefe Forschung, unbefangene Wahrheitsliebe u. innige Frömmigkeit, scheint die Betrachtung über den geschichtlichen Ursprung der Religionen zu seyn. Die Wirkung der höchsten Gedanken in den einfachsten Worten ist nachhaltig. Seine Reflexionen sind meistens kurz aber gewichtvoll: z. B.: „Bei jeder Schwingung, bei jeder Hebung, bei jeder Umkehr eines Rades am mystischen Wagen der Weltregierung schallt das Gebot der Weisheit: Mäßigung und Ordnung. Wer es überhört, der ist gerichtet. Fürsten von Erde u. Staub, wie schrecklich dieß geschehe, das zeigt die Geschichte.“ Wie er weder eine blinde Vorliebe für Eine Staatsverfassung, noch für Ein Volk hatte, so hatte er sie auch nicht für die Schriften irgend eines Volkes; das Vortreffliche ergriff er, wo er es fand, u. was er fand, bezog er auf Geschichte u. Leben. Seine umfassenden Lesefrüchte — obwohl sein Gedächtniß vortrefflich war — pflegte er in Auszügen schriftlich niederzulegen, jedoch ganz kurz u. in einfacher Ordnung, so daß ein Blick darauf hinreichend war, das Ganze, was er gelesen, ihm zu vergegenwärtigen. Gleich dem älteren Plinius, setzte er diese Compilationen bis an seinen Tod fort u. sie erstreckten sich auf fast 2000 Bücher. Nicht leicht hat ein Buch größeren Eindruck auf ihn gemacht, als die Bibel; ihre Farbe tragen seine Schriften unverkennbar. Unter den griechischen u. römischen Geschichtschreibern zogen ihn die größten an: Thucydides, Polybius, Cäsar, Tacitus; von letzterem suchte er sich die kurze und gedrungene, gewichtvolle Schreibart anzueignen. Unter den neueren Schriftstellern übten Machiavelli u. Montesquieu den entscheidendsten Einfluß auf ihn. 8 Jahre lange beschäftigte er sich mit diesen geschichtlichen Forschungen, hatte Deutschland seiner Länge nach, Frankreich bis zum Zusammenflusse der Rhone u. Saone, sammt dem gewerbreichen Lyon gesehen; hatte zu Gens den geistigen Verein der europäischen Künste u. seiner Stände beobachtet, als 1780 der erste Versuch seiner Schweizergeschichte erschien. Höchst glücklich war hier sein Blick in die häuslichen Einrichtungen der Vorwelt, in die Regsamkeit und innere Bewegung der einzelnen Gemeinden, in die Eigenthümlichkeiten ihrer örtlichen Gestaltung u. in das innerste Wesen des Volkslebens. Zugleich ließ er, ohne an den Thatfachen das Mindeste zu ändern, eine Schilderung der Handlungen u. der Seelenzustände der Handelnden mit einfließen. Im Nov. 1780 war die ganze Auflage bereits verkauft, und bei seiner gleichzeitigen Ankunft in Berlin wurden ihm die schmeichelhaftesten Ehrenbezeugungen. Von dem Könige u. dem Kronprinzen fand er eine ausgezeichnete Aufnahme: ja, es war nahe daran, daß er von Friedrich II. mit dem Auftrage beehrt worden wäre, dessen Werke auszuseilen, ein Geschäft, das indessen Thiebault überkam. Auf seiner Rückreise von Berlin bot ihm der Staatsminister von Schliessen eine Anstellung als Professor der Geschichte u. als Bibliothekar zu Kassel. Hier arbeitete er gewöhnlich 14 Stunden täglich, theils für die allgemeine, theils für die Schweizer-Geschichte. Die Reichen der Päpste übergab er dem Drucke. 1783 besuchte er wieder sein Vaterland, hielt sich in Gens bei Tronchin auf und arbeitete auf dem Gute zu Valeires von Weihnachten 1784 bis Ostern 1785 den ersten Theil seiner Schweizergeschichte aus. „Auf einer Anhöhe am Fuße des Jura — lautet ein interessanter Bericht — der hier von Tannen schwarz ist, mit einer weiten Aussicht über Weinberge u. Wiesen, bis an das große Amphitheater, welches die schweizerischen u. savoyen'schen Alpen zusammenzubilden scheinen; in einem Haus, worin kein Mensch außer ihm und seinem Bedienten war, worin er nach so vieler Jahre Herumschwärmen, und nach mehr als 13jährigem Trachten u. Sinnen an die Geschichte der Schweiz, in gottesfürchtiger Unschuld kein anderes, als dieses Geschäft, einen Dienst für das Land, hatte. Seine Morgengesellschaft bestanden in Moses u. Paulus, die Abendgesellschaft in Cicero, Metastasio u. Montaigne.“ Nachdem die Arbeit vollbracht, zog M. gegen Olten zur Freiheitsfeier, dann nach Bern, wo er vor den versammelten Männern die Geschichte lehrte, u. von dort nach dem heiligen Stuhle zu Mainz, wohin er von

dem Kurfürsten auf Heyne's u. Eömmerrings Empfehlung als Bibliothekar berufen ward. Hier machte er Bekanntschaft mit Jacobi, Stein, Gagern; schrieb die „Briefe zweier Domherrn,“ um zu zeigen, durch welchen Geist der deutsche Adel in den Hochstiften eine Zier u. Stütze der Verfassung seyn könnte; hierauf: „Ueber den deutschen Fürstenbund“ ward 1787 nach Rom gesendet u. dann als Hofrath bei der Kanzlei angestellt. So viel in seinen Kräften stand, trug er bei, das Ansehen des Mainzer Hofes zu erhöhen. Aus dem Studium der Spezialgeschichten lernte er die Vertriebe der Landesverwaltungen und den Geist der Höfe und ihrer Fürsten kennen, sowie die Denkart u. Sitten der deutschen Stämme. 1793 erging an ihn die Berufung als Hofrath an die Staatskanzlei nach Wien; er erwarb sich die Gunst des Erzherzogs Johann, des Fürsten von Ligne u. des Grafen Teleki, Kanzlers von Siebenbürgen. Wiewohl klösterlich einsam u. auf seine geschichtlichen Studien meistens beschränkt, wirkte er dennoch anregend auf junge Talente, wie Hammer u. Hormayr. Manche Wünsche u. Hindeutungen von Seite hochgestellter Personen, zur katholischen Kirche überzutreten, lehnte er mit feinem Zartgefühl ab. Ehe die Schweiz 1798 ihre Verfassung änderte, erhielt M. Urlaub zu einer Reise dahin u. wiederholte seinen Besuch nach dem Frieden zu Luneville 1801. Als er im Frühjahr 1804 nach Berlin kam, suchte man ihn für Preußen zu gewinnen; er erhielt eine Stelle in der Akademie mit 3000 Thlr. Gehalt und mit keiner weiteren Verpflichtung, als dem Verufe eines Historiographen. Mit dem gelehrten Bruderpaare Alexander und Wilhelm Humboldt, mit Spalding, Schleiermacher, Schrötter, verlebte er genussreiche Tage, u. in einem Gartenhause an der Spree suchte er emsig seine Geschichte der Schweiz u. der Regierung Friedrichs II. zu fördern. Der Ausbruch des Krieges 1806 vernichtete bei ihm manche schöne Hoffnung, indeß die Franzosen ihm mit Aufmerksamkeit entgegenkamen u. Maret, bereits mit seinen historischen Arbeiten bekannt, seine Gunst ihm bezeugte. Bemerkenswerth ist das Schreiben von ihm, worin er bittet u. warnt „der Schweiz keinen Herrn zu geben: sie sei mit der Mediation ganz zufrieden, für einen König zu arm, u. als Thor für Frankreich doch immer in einer fremden Hand nicht ohne Gefährde; wegen des eigenthümlichen Sinnes der Einwohner aber bei unrechter Behandlung gefährlich.“ Es ward ihm auch die Ehre, mit dem Kaiser Napoleon eine lange Unterredung zu pflegen. Wichtige politische Punkte kamen dabei zur Sprache: die schweizerische u. altgriechische Verfassung und Geschichte; die allgemeine Theorie, sowie die Verschiedenheit der asiatischen und europäischen Verfassungen; der eigentliche Werth europäischer Cultur; die Verkettung u. unersforschliche Leitung einer unsichtbaren Hand; der Grund aller Religion und ihre Nothwendigkeit, das Bedürfnis des Menschen, daß er in Ordnung gehalten werde; die Möglichkeit eines glücklichen Zustandes, wenn die vielen Fehden aufhörten, welche durch allzu verwickelte Verfassungen u. unerträgliche Belastung der Staaten durch die übergroßen Armeen veranlaßt worden; kurz, Beide, Napoleon u. M., die letzten Ergebnisse des menschlichen Wissens auf die damalige Weltlage beziehend, schieden zufrieden von einander. Allein diese Auszeichnung von Seiten der Franzosen zog ihm ungerechte Vorwürfe zu; ja, man scheute sich nicht, ihn als Verräther der deutschen Freiheit zu verdächtigen. Seine französische Rede vom Ruhme Friedrichs II., seine Beurtheilung des Rheinbundes, wo er unter anderen die Fürsten warnte, „nicht zu seyn wie die Jünglinge, wenn sie des Hofmeisters frei werden,“ wurden gehässig bekräftelt. Schon hatte er einen Ruf nach Tübingen angenommen, als ein französischer Eilbote ihn nach Paris berief. Am 17. Nov. 1807 ward er von Napoleon zum Staatssekretär für Westphalen ernannt. Er war zugleich als solcher Großsiegelbewahrer, welcher alle Urkunden, die des Königs Unterschrift bedurften, in Empfang nahm, bewahrte u. davon den betreffenden Behörden Abschrift zur Vollziehung ihres Inhaltes mittheilt. Er ward dadurch von Allem in Kenntniß gesetzt, was die übrigen Minister an den König gelangen ließen; auch erhielt er Nachricht von den auswärtigen Angelegenheiten, welche ihrem Wesen nach den übrigen Ministern größtentheils unbe-

kannt blieben. Doch, sein grundehrlicher, frommer Sinn ließ ihm keine Wahl über den Geist seiner Staatsverwaltung. Hätte er sich zu einem Doppelspiele, dessen Mittel er kannte, verkaufen wollen, so würde er, statt tief verschuldet, unermesslich reich gestorben seyn; hätte er der französischen Gewaltherrschaft dienen wollen, so würden die schönsten Landgüter seine Belohnung gewesen seyn. Deutsche Art u. deutsches Wesen wollte er aufrecht halten: offen und redlich, ohne Hinterlist und sträfliche Heimlichkeit, hatte er es mit einem französischen Gebieter, mit einem Heere französischer Glücksritter u. mit eingeschüchterten Landsleuten zu thun. Er wünschte, daß ihm diese schwierige Stellung nie zu Theil geworden wäre, und fühlte mehr und mehr ihre Last. Unter dem Vorwande geschwächter Gesundheit verlangte er Enthebung von seinem Posten. Der König ließ ihn am 30. Dec. rufen, ging aber nicht auf die erbetene Entlassung ein, sondern übergab ihm die Verwaltung des öffentlichen Unterrichtes mit einem Gehalte von 8000 Reichsthalern und bemerkte ihm zugleich gnädig: als Generaldirektor der Universitäten werde noch so viel Muße sich erübrigen können, seinen geschichtlichen Studien obzuliegen und zuweilen Reisen in das Vaterland zu machen. M. zog nun aus dem Drangerieschlosse in die Bellevue. Ein hoher geräumiger Saal nahm seine große Büchersammlung auf; daran stieß sein Arbeitszimmer, geziert mit Schweizerlandschaften, mit den Porträts seiner Mutter u. des Einsiedlers von der Höhe. Auf dem Schreibtische lag beständig die heilige Schrift; über ihr stand ein griechischer Weiser in schöner Antike; Trümmer von Karthago ruhten auf den eingegangenen Berichten und Vorstellungen; seine Aussicht war über das Sulbathal mit seinen Schlössern, Gärten u. Wiesen. Drei zuverlässige Freunde trösteten ihn oft in den stürmischen Wirren des öffentlichen Lebens: diese waren General von Schlieffen, Staatsrath von Jöhm u. der Gra Reinhard. Seiner treuen Sorge ist es zu verdanken, daß die Angriffe auf mehrfals eine Universität u. deren Umgestaltung keinen Erfolg hatten. Marburg wurde erhalten, die reichen Dotationen von Halle u. Göttingen nicht sehr geschmälert, die Gehalte der Professoren nicht verkürzt. In den Erholungsstunden beschäftigte ihn die Herausgabe von Herders Schriften, u. eines seiner letzten schriftstellerischen Producte war das Bruchstück aus der Schweizer Geschichte bis zum Jahre 1493, dem Tode Kaisers Friedrich III., u. hiezu eine ahnungsvolle Vorrede. Der Krieg brach 1809 aus, mit ihm ein Aufstand durch Hessen, u. nur ein Zufall verhinderte die Aufhebung des Hofes zu Kassel, u. nur die Siegesnachrichten aus Bayern zerstreuten die Berechnung u. Volksbewegung, wovon Schill's Unternehmen eine matte Zuckung war. Die geheime Polizei suchte den geringsten Muthwillen eines Studenten zum Majestätsverbrechen zu stempeln u. dieß rief Vorwürfe hervor für den Generaldirektor des öffentlichen Unterrichtes, als lasse er es an der nöthigen Aufsicht in so kritischen Zeiten ermangeln. Hiezu kamen nun auch anonyme Schmähbriefe, als habe M. nur Brodherren gesucht, u. Deutschlands Geschichte fänden bei ihm keine Theilnahme u. dergl. m. So stand er da im fremden Lande, verkannt u. gelästert; schon faßte er den Entschluß, wieder nach der Schweiz zurückzukehren; da hatte er am 11. Mai wegen der Universitäten Verdruß am Hofe: dieß beschleunigte den Ausbruch seiner tödtlichen Krankheit. Sie begann mit Rothlauf: es trat anhaltendes Schilchzen hinzu; nach wenigen Tagen schon, am 29. Mai, endete sein Leben mit einem Gallenfieber; seine letzten Worte waren: „Alles, was ist, ist von Gott u. Alles, was kommt, kommt von Gott.“ — Sein Charakter als Geschichtschreiber, sowie als Mensch u. Politiker, ist vielfach gewürdigt worden u. zuweilen nicht ohne Schärfe u. Vorurtheil, wie z. B. von W. Menzel; Woltmann 1810. Inbeß sowohl seine Briefe, als seine Werke u. ganz besonders sein Testament, lassen über den Edelmutb seines trefflichen Charakters keinen Zweifel übrig: Heeren 1809, Wachler 1809 u. Roth 1811 R. von Vose 1818 u. Köthe 1819 haben seinen Verdiensten die gebührende Huldigung gebracht. Letztere, „Grundzüge aus dem Bilde seines Lebens“ (in den Zeitgenossen IX. 1818, S. 121) faßte sein Urtheil in den Worten zusammen: „Er hatte sich nach seinen großen Mustern,

den classischen Alten gebildet.“ Wenige haben so strenge u. umfassende Vorarbeiten gemacht, so reich aus Quellen u. Hilfsmitteln gesammelt, wie er. Die vielen Bände seiner Auszüge aus den durchgelesenen u. durchforschten älteren u. neueren Werken, mit seinen geistreichen Bemerkungen begleitet, enthalten einen solchen Schatz, daß selbst ein, das gewöhnliche Maß der Jahre überschreitendes, Menschenleben nicht zugereicht hätte, den Stoff ganz zu verarbeiten. Geschichtsforschung u. Geschichtschreibung standen bei ihm in jenem schönen u. sicheren Einklange, der beide vor Dürre u. Unfruchtbarkeit bewahrte, beide mit einem frischen Leben beseele. Sein Gemeinsinn, seine Wahrheitsliebe, seine lebendige Theilnahme am Staats- u. Völkerleben hatten ihm den sicheren Takt gegeben, mit dem er leicht u. eindringlich die Beziehungen des Einzelnen zum Ganzen erfaßte.“ Sämmtliche Werke, Stuttgart 1810—19, 27 Bde. Neue Auflage 1831—35, 40 Bde. Die Schweizergeschichte wurde fortgesetzt von Gluz-Blogheim u. Hottinger. Besondere Anführung verdient der ausgezeichnete Briefwechsel mit Bonstetten, Gleim, Jacobi, Herder, Jügli, Mer. v. Humboldt, Nic. Vogt, Heyne, J. G. M. seinem Bruder. Cm. — 4 M., Karl Stfried, scharfsinniger Philolog u. Alterthumsforscher, war geboren den 28. August 1797 zu Brieg in Schlessien, wo sein Vater als damaliger Feldprediger lebte. Seine Schulbildung erhielt er am dortigen Gymnasium, u. auf der Universität Breslau widmete er sich seit Ostern 1814 unter Schneider u. Heindorf den philologischen Studien. Er war zugleich das erste Mitglied, welches in das von Passow errichtete philologische Seminar eintrat. 1815 ging er auf die Berliner Hochschule, um von Böckh u. Buttmann sich tiefer in die formalen Disciplinen des antiken Lebens u. der alten Kunst einführen zu lassen. Mit der gelehrten Dissertation: *Liber Aegineticorum* (Berlin 1817) erwarb er sich die philosophische Doctorwürde. In demselben Jahre noch kam er als Lehrer an das Magdalenengymnasium in Breslau u. beschäftigte sich mit Erforschung u. Analyse der griechischen Mythen. Einen glänzenden Beweis seines gelehrten Scharfsinnes gab der erste Band der „Geschichte hellenischer Stämme u. Staaten“ über Orchomenos u. die Mynier, Breslau 1820. Auf Heeren's u. Böckh's Empfehlung erhielt er 1819 einen ehrenvollen Ruf als außerordentlicher Professor der Philologie nach Göttingen, wo er zugleich Mitvorsteher des dortigen philologischen Seminars wurde. Zuvor bereitete er sich mehre Wochen durch lebendige Anschauung der antiken Kunstidenmäler in Dresden für das Lehrfach der Archäologie vor und begann am 22. Januar 1820 seine akademischen Vorlesungen mit einer Antrittsrede über Winkelman u. mit der *Commentatio de tripode Delphico*. Es muß als ein besonders tragisches Ereigniß hier bemerkt werden, daß dieselben Delphischen Untersuchungen, welche seine gelehrte Laufbahn eröffneten, auch dieselbe schlossen, indem gerade die Ausgrabungen im Tempelbezirke zu Delphi, welche er unter der drückendsten Hitze an Ort u. Stelle vornahm, ihm die tödliche Krankheit zugezogen hatten. In kurzer Zeit erschienen rasch auf einanderfolgend eine Reihe von Schriften, welche durch seltene Belesenheit, scharfsinnige Combination, seinen kritischen Takt, dem Verfasser einen europäischen Ruf erwarben. 1820 „*Minervae Poliadis Sacra et aedes in arce Athenarum*“; 1824 „die Dorier“, 2 Bände 1825; „über die Wohnsitze, Abstammung u. ältere Geschichte des macedonischen Volkes.“ Für hellenische Topographie äußerst schätzbar sind die zerstreuten Artikel: Attika, Athen, Böotien, Dorier, in Ersch u. Grubers Encyclopädie, sowie die scharfsinnigen Bemerkungen zu Kienäcker's Bearbeitung der Leake'schen Topographie von Athen, Halle 1829. Durch eine Preisaufgabe der Berliner Akademie der Wissenschaften angeregt, widmete er seinen Fleiß der Erforschung der Etrusker u. verbreitete sich über deren politische Gestaltung, Staats- u. Familienleben, Industrie u. Verkehr u. über ihre Religion, Kunst u. Wissenschaft, „die Etrusker.“ 1828, 2 Bde. Von Terentius Varro de lingua latina übernahm er 1833 eine neue Textes-Revision u. ließ derselben auch eine Bearbeitung des Sextus Pompejus Festus 1839 folgen, wodurch für weitere Forschungen zuvörderst eine erste kritische Grundlage gelegt wurde. Als Mittelpunkt

seiner gelehrten Forschungen galt ihm die Archäologie. Um die Kunstdenkmäler aus eigener Anschauung kennen zu lernen, unternahm er die gelehrte Reise nach England u. Frankreich 1822 u. trat mit den berühmtesten Alterthumsforschern in persönlichen Verkehr. Um zu einer rein historischen Auffassung der Mythen anzuleiten u. das Charakteristische in den verschiedenen Ansichten anschaulicher darzulegen, verfaßte er 1825 die „Prologomen zu einer wissenschaftlichen Mythologie,“ und als Musterarbeiten derartiger mythologischer Behandlungsweise sind die Artikel Pallas Athene, Eleusinische Geheimnisse u. a. m., von ihm verfaßt in Ersch's Encyclopädie, anzusehen. Nach vielen speziellen Vorarbeiten, worunter rühmlich hervorzuheben ist: *De Phidiae vita et operibus* 1827, erschien 1830 „Handbuch der Archäologie der Kunst,“ welches durch außerordentliche Belesenheit, sorgsame Benützung der mannigfaltigsten Hülfsmittel, reichhaltige Fülle kritischer Ansichten ein wahres Bedürfnis der Literatur befriedigte. Zur wesentlichen Ergänzung und Brauchbarkeit erschienen 1832 unter seiner Leitung von Desterley die „Denkmäler der alten Kunst“ entsprechend der Anordnung des Handbuches. Die Untersuchung über das Theaterwesen bei den Griechen veranlaßte 1833 die Herausgabe von Aeschylus Cumeniden, griechisch u. deutsch mit erläuternden Anmerkungen, welches eine heftige Polemik hervorrief u. deshalb 1834 zur Vertheidigung seiner Ansichten „den Anhang“ nöthig machte. Bei dem Jubelfeste der Georgia Augusta ward er von der juristischen Fakultät zum Ehrendoktor ernannt, 19. September 1837, nachdem er bereits zum Hofrath u. 1834 zum Ritter des Guelphenordens befördert worden. Seine Vorlesungen verbreiteten sich über den gesamten Umfang der Alterthumswissenschaften u. selbst die philosophische Behandlung der griechischen u. lateinischen Grammatik ward nicht ausgeschlossen. Wie einst früher Heyne sich zum Mittelpunkt der Georgia Augusta emporgeschwungen hatte, so daß von ihm Alles, was das Wohl u. den Glanz der Hochschule betraf, eifrigst gefördert ward: so schien auch M. sich zu gleicher Wirksamkeit erheben zu wollen. Bei Erscheinung des famosen Patents von 1837 unterschrieb zwar M. nicht die Protestation der Sieben; allein er verhehlte nicht seine Ansicht von der Ungültigkeit der Aufhebung des Staatsgrundgesetzes u. protestirte, nach der Vertreibung der Sieben, als Göttinger Bürger gegen die Wahlen zu Wahlmännern u. als Universitätsmitglied auch gegen die Wahl eines Deputirten. In Mitte des politischen Haders suchte M. Ruhe u. Frieden in den idealen Gebilden der antiken Kunst u. mit unbezwinglicher Sehnsucht trieb es ihn nach Hellas. Im Sommer 1839 erhielt er Reiseurlaub u. eine liberale Geldunterstützung, um, Behufs seiner Forschungen, auch einen talentvollen Maler, Reise, als Begleiter mitnehmen zu können. Er trat im September die Reise an, verbrachte den Winter in Italien u. wählte die heißen Sommermonate zu seinem Aufenthaltsorte in Griechenland, was, ungeachtet der wohlmeinenden Warnungen von Hirsch, für seine Gesundheit verderblich werden mußte. Bereits in Sicilien meldeten sich die Verbote von Krankheit; nichtsdestoweniger setzte er im April nach Griechenland über, wandelte mehre Wochen unter den Monumenten Athens, machte eine Rundreise durch den ganzen Peloponnes u. kehrte am 17. Juni nach Athen zurück. Hier beschäftigte er sich zwei Wochen lange täglich von Morgen bis zum späten Abende trotz der unerträglichsten Sonnenhitze, auf der Akropolis mit der Entzifferung der Alterthümer. Als er nun auch seine weiteren Forschungen über Marathon u. Theben bis an den Kopaischen See ausdehnte, legte er durch den mehrtägigen Aufenthalt in der Sumpfluft des Sees u. der Thermopylen den Grund zu einem schleichen Fieber, das er aber in seinem gelehrten Wissensdrange nicht zu beachten schien. In Delphi unternahm er in Mitte Juli Ausgrabungen, welche zu den erfreulichsten Aufschlüssen Hoffnung gaben. Am 19. u. 20. Juli fand seine sonst starke Körperconstitution sich durch die furchtbare Hitze ganz erschöpft, lehnte aber die Hülfe eines Arztes ab. Die Fiebersymptome steigerten sich immer mehr; statt der früheren Forschungsbegierde, trat Abspannung und dumpfes Hinbrüten ein, das den antiken Monumenten keine Aufmerksamkeit mehr schenkte.

In der Nähe von Leuktra u. Plataä stellten sich wilde Phantastien ein: „er wollte ins Ferne eilen, um eine vergessene Inschrift noch abzuschreiben.“ Der königliche Leibarzt Röser eilte auf die dringliche Einladung der Freunde herbei, 30. Juli, aber die Krankheit war bereits in ein rettungsloses Stadium eingetreten. Man brachte den Ohnmächtigen nach Athen; durch die stärksten Gaben von Chinin konnte das Fieber nicht bewältigt werden. Er starb am 1. August 1840. Seine Grabstätte wurde unter einem kleinen Felsenhügel am Rande des Delwalbes, der einst in die Räume der Akademie mit eingeschlossen war, Kolonos gegenüber, angeordnet, um dem begeisterten Forscher hellenischer Größe noch im Tode eine hehre Erinnerung seines Werthes zu geben. So liegt er auf griechischer Erde, wie der Held auf seinem Schilde, den er nicht lassen wollte. M. war wie zur Philologie geboren, er hatte einen feinen leichten Sprachsinn, der bis in die subtilsten sprachlichen Formen den Geist zu verfolgen wußte u. vereinigte damit einen kräftigen historischen Sinn, jene edle Lust u. Freude an dem faktischen sittlichen Leben der Menschheit, welche die Begebenheiten bis in ihre feinsten Ursprungs- u. Entwicklungsfäden belauschte u., wie für das Individuellste, so auch für das Allgemeine u. Ideale im Völkerleben ein lebendig erfülltes Gesamtbild zu entwerfen verstand. Gerade in dieser harmonischen Verbindung des sprachlichen u. historischen Talentes ist das eigenthümliche philologische Genie M.'s zu setzen. Durch seinen Tod wurde eine der großartigsten literarischen Arbeiten, nämlich eine Sammlung von *Monumenta inedita*, begleitet mit Zeichnungen von Reise, vereitelt; es sollte darin der Stoff instruktiv geordnet werden, so daß das Gleichartige aus Griechenland Italien u. Sicilien zusammengestellt wurde. Außer den oben angezeigten größeren Werken legte er die Früchte seiner Studien in den akademischen Schriften der Göttinger Societät nieder, zu deren Mitglied er 1823 ernannt ward: 1827 „*De signis olim in porticu Parthenonis*, 1831; *De origine pictorum vasorum*, 1836; *De munimentis Athenarum*, 1839; *Antiquitates Antiochenae*. Als Professor der Eloquenz begleitete er gewöhnlich die Vortragsverzeichnisse u. andere akademische Feierlichkeiten mit schätzbaren Vorreden und Aufsätzen, und verfaßte das Festprogramm zum Jubiläum: *Quam curam respublica apud Graecos et Romanos literis doctrinisque colendis impenderit, quaeritur*. Die vorzüglichsten Zeitschriften erfreuten sich gleichfalls seiner Mitarbeiten: z. B. Göttinger gel. Anz.; das rheinische Museum für Philologie; Zimmermanns Zeitschr. für Alterthumswissenschaften; Böttichers Amalthea; *Annali dell' Instituto di corrisp. archeol.*; *The classical Journal* u. *Philological museum* u. s. w. Diffens kleine Schriften 1839 u. Böckel's archäologischer Nachlaß 1831 wurden von ihm herausgegeben. Eckermanns Mythologie soll eine starke Benützung von M.'s mythologischen Vorlesungen zur Grundlage haben. Ein rührendes Denkmal collegialischer Pietät setzte ihm sein Freund Lücke: *Erinnerungen an D. M., Götting. 1841*. Eine Sammlung der zerstreuten einzelnen Aufsätze, kleiner Schriften, 2 Bände, wird so eben von seinem Bruder Eduard besorgt, welcher bereits die Literaturgeschichte der Griechen, 2 Bde., aus dem reichhaltigen Nachlasse veröffentlichte. Die 3. Auflage seines Meisterwerkes „*Archäologie der Kunst*," revidirte 1848 Welker in Bonn. Cm. — 5) Julius, des Vorigen jüngerer Bruder, ordentlicher Professor der Theologie in Halle, war am 10. April 1801 ebenfalls zu Brieg in Schlesien geboren, litt in seiner Kindheit viel an einer schmerzhaften Augenkrankheit u. bezog, nachdem er das Gymnasium in Brieg besucht hatte, 1819 die Universität Breslau, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. In Göttingen erhielt er 1821 von der juristischen Fakultät den Preis für das aufgegebenes Thema: *Ratio et historia odii cui foenus habetur*. Plötzlich verließ er die juristische Laufbahn u. studirte Theologie in Breslau u. Berlin, wo die verschiedenartigen Richtungen von Tholuck, Meander, Schleiermacher, ihn anfänglich nicht zu einer festen religiösen Ueberzeugung gelangen ließen. 1825 Pfarrer zu Schönbrunn, später zu Rosen bei Strehlen, nahm er Antheil an den kirchlichen Zeitfragen in Betreff der Union u. der Agende, gab auch sein Votum ab in der reformatorischen Sturmperiode des Theiner'schen Bräu-

berpaares: „Zur Beurtheilung der Schrift: die katholische Kirche Schlesiens,“ 1826. Im Jahre 1831 nahm er den Ruf als zweiter Universitätsprediger in Göttingen an u. hielt zugleich an der Georgia Augusta Vorlesungen über praktische Theologie; 1834 außerordentlicher Professor daselbst, ging er im folgenden Jahre als ordentlicher Professor der Theologie nach Marburg u. übernahm das Lehrfach der Dogmatik u. Moral. Einer ehrenvollen Berufung nach Halle leistete er 1839 Folge. Mit den verschiedenen philosophischen Ansichten alter u. neuerer Zeit gründlich vertraut, sind seine schriftstellerischen Werke noch zugleich durch eine sehr anziehende, klare u. schöne Darstellungsgabe ausgezeichnet. Sein Hauptwerk ist die Monographie: Wesen u. Grund der Sünde, 2 Bde. Breslau 1839, wovon kürzlich eine 2. Auflage erschien. De miraculorum Christi natura et necessitate, Marburg 1839; 2 Sammlungen Predigten: das christliche Leben, seine Kämpfe u. seine Vollendung, 1834, 2. Aufl. 1838. Das Heil in Christo, seine Aneignung u. Verschmähung, Breslau 1831. Mehrere Aufsätze in den Studien u. Kritiken, z. B. eine Beurtheilung von Strauß Leben Jesu, zugleich mit Ullmanns Kritik erschienen. Cm. — 6) Eduard, der jüngste Bruder, den philologischen Studien mit Liebe zugethan, machte sich theils durch seine Schrift: „Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten,“ Breslau 1834—37, 2 Bde., theils durch die Bearbeitung u. Herausgabe der nachgelassenen Werke seines Bruders Karl Otfried sehr verdient. Er besorgte die „Literaturgeschichte der Griechen in 2 Bden.“ u. gleicherweise die Sammlung kleinerer Schriften, Breslau (Aufsätze u. Recensionen), von denen so eben der 2. Band 1848 erschienen. Cm. — 7) Müller, Johann, Professor der Anatomie u. Physiologie an der Universität zu Berlin, eine der ersten Celebritäten im Fache der Naturwissenschaften, insbesondere der Physiologie. Geboren 1801 zu Koblenz u. am dortigen Gymnasium zu den akademischen Studien vorbereitet, bezog er 1819 die Universität Bonn, wo er 1823 die Doktorwürde erhielt u. zugleich durch Herausgabe seiner Schrift „De respiratione foetus,“ Leipz. 1823, auf dem Gebiete der Literatur hervortrat. Während eines weiteren 1½jährigen Aufenthaltes an der Universität zu Berlin widmete er sich, unter besonderer Protektion u. Leitung Rudolphi's vorzugsweise den anatomischen u. zoologischen Studien, sowie der Philosophie bei Hegel. Im Jahre 1824 trat er als Privatdocent an der Universität zu Bonn auf u. führte daselbst seine zu Berlin begonnenen u. von dem Standpunkte philosophischer Betrachtung geführten Untersuchungen über die Sinne zu Ende, die er sodann in seinem Werke „Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes des Menschen u. der Thiere, nebst einem Versuche über die Bewegungen der Augen und den menschlichen Blick,“ Leipzig 1826, u. in jenem „Ueber phantastische Gesichtserscheinungen,“ Koblenz 1826, veröffentlichte. Gleichwie auf dem Felde der Literatur, so auch auf dem Katheder erntete M. durch sein ausgezeichnetes Rednertalent die rühmlichste Anerkennung. Schon 1826 wurde er zum außerordentlichen und 1830 zum ordentlichen Professor erhoben. Wenn M.'s erstere literarische Leistungen großes Aufsehen erregten, so erhoben ihn die folgenden „Bildungsgeschichte der Genitalien,“ Düsseldorf 1830 u. „De glandularum secretum structura,“ Leipzig 1830, zur Reihe der ersten Physiologen der Neuzeit. Im letzteren Werke brachte er ein Problem zur Lösung, an dem man sich bis dahin vergeblich versucht hatte. Einen, ihm im Jahre 1832 gewordenen, größeren Wirkungskreis u. reichere Quelle wissenschaftlicher Hülfsmittel versprechenden Ruf für die Professur der Physiologie in Freiburg im Breisgau lehnte er aus Erkenntlichkeit gegen seine Landesregierung u. in Rücksicht angesehener Familienverhältnisse ab. Ein Produkt seiner rastlosen Thätigkeit u. seines genialen Geistes erschien in demselben Jahre. Seine „Untersuchungen über das Blut,“ als Beitrag zu Burdachs Physiologie, 4. B.; darauf folgte alsbald Sein „Handbuch der Physiologie des Menschen,“ Koblenz 1833, 3. Aufl. 1832—39, 2 Bde. Die höchste Anerkennung seiner hohen wissenschaftlichen Fähigkeiten ward ihm von Seiten der preussischen Regierung durch seine Berufung an Rudolphi's Stelle nach Berlin. An diesem Orte, und unterstützt von Hülfsmitteln aller Art,

gewann M. ein weit ausgebreitetes, von ihm als Gelehrter, Lehrer, Direktor des anatomischen Museums u. anatomischen Theaters, Mitglied der Akademie u. der medizinischen Obereraminationscommission u. s. w. für Wissenschaft, Universität u. Staat vielseitig benütztes Feld für seine Leistungen. Seine späteren Schriften sind: „Ueber die organischen Nerven der erectilen männlichen Geschlechtsorgane, Berlin 1837; Ueber den feinen Bau u. die Formen der krankhaften Geschwülste, Berlin 1838; gemeinschaftlich mit Henle: Beschreibung der Plagiostomen, Berl. 1841; Ueber die Compensation der physischen Kräfte am menschlichen Stimmorgane, Berl. 1839; mit Froeschel „System der Ostriden, Braunschw. 1842, Archiv für Anatomie, Physiologie u. wissenschaftliche Medizin (übernommen im Jahre 1834 u. fortgeführt bis auf die neueste Zeit).“ M. hat den Rang u. Titel eines Geh. Mediz.-Rathes und ist Ritter des Ordens pour le mérite, eine der größten Auszeichnungen; zugleich ist er Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften. u. — 8) M., Adam, von Nittendorf, geboren zu Berlin 30. Juni 1779 von protestantischen Eltern, war Anfangs zum Studium der Theologie bestimmt, entsagte aber diesem Berufe schon frühe u. studirte von 1798 bis 1800 in Göttingen die Rechte u. hierauf in Berlin die Naturwissenschaften. Hierauf unternahm er einige größere Reisen, namentlich nach Schweden u. Dänemark, u. begab sich nach einem zweijährigen Aufenthalte in Polen nach Wien, um in der Nähe seines alten Freundes Friedrich von Gentz seyn zu können. Hier war es, wo er am 30. April 1805 zur katholischen Kirche übertrat u. dadurch ein öffentliches Zeugniß der Uebereinstimmung seiner kirchlichen Grundsätze mit seinen politischen ablegte. Nach einem abermaligen kurzen Aufenthalte in Polen hielt er von 1806 — 1809 in Dresden Vorlesungen über die deutsche Literatur, über dramatische Poesie, über die Idee der Schönheit, über das Ganze der Staatswissenschaften u. s. w. Beim Ausbruche des Krieges von 1809 ging er nach Berlin, wo er, mit Auszeichnung empfangen, Vorlesungen über Friedrich II. hielt. 1811 nach Wien zurückgekehrt, lebte er auch dort 2 Jahre lange den Wissenschaften, bis er 1813 als Regierungsrath angestellt u. ihm das Referat über die Organisation des wieder von Bayern zurückgehaltenen Tirols übertragen wurde. 1815 begleitete er den Fürsten Metternich nach Paris, wurde hierauf österreichischer Generalconsul in Leipzig, wohnte den Conferenzen von Karlsbad u. Wien bei, erhielt 1827 die Stelle eines k. k. Hofraths im außerordentlichen Dienste der Staatskanzlei u. starb zu Wien 17. Januar 1829. M. ist in vielen Beziehungen ein Geistesverwandter von Friedrich von Schlegel (s. d.), obwohl er ihm an Umfang und Allseitigkeit des Wissens nachstehen mochte; unläugbar aber gebührt ihm das Verdienst, durch Verbreitung katholischer Elemente u. Anschauungsweise auf dem Gebiete der Politik der Kirche wesentlich genützt zu haben. Von seinen wissenschaftlichen Leistungen führen wir hier an: „Von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der Staatswissenschaft u. Staatswirtschaft,“ Leipzig 1819; „die Elemente der Staatskunst,“ Berlin 1809, 3 Bde.; „Ueber Friedrich II.,“ ebend. 1810; „Die Theorie der Staatshaushaltung,“ Wien 1812, 2 Bde.; „Vermischte Schriften über Staat, Philosophie u. Kunst,“ ebend. 1812; „Deutsche Staatsanzeigen,“ Leipzig 1816 bis 1818, 3 Bde. u. a. — 9) M., Alexander, geboren 1780 zu Zell im Fuldaischen, bekannt als einer der beredtesten Vertheidiger der modernen Staatsomnipotenz gegenüber den Rechten der Kirche, namentlich durch seinen „Kanonischen Wächter,“ wurde 1804 Referendar bei dem Revisionsdepartement der Regierung in Fulda, 1806 wirklicher Sekretär bei dem Justizdepartement, später wirkliches Mitglied des Justiztribunals daselbst unter der Regierung des Großherzogs von Frankfurt, 1810 Justizbeamter u. Distriktsmaire im Bezirke Weis, 1816 wirkliches Mitglied bei der großherzoglich sächsischen Regierung zu Weimar, u. im J. 1830 dort Regierungsrath u. Mitglied der großherzoglichen Vormundschaftsdeputation. Hierauf privatisirte er in mehreren Städten Deutschlands u. starb zu Weimar 1844. Von seinen zahlreichen Werken führen wir, außer dem schon genannten Kanonischen Wächter (1830—34) an: „Encyclopädie des Kirchenrechts,“ (1829—32);

„Staatswissenschaftliche Studien,“ (1836); „Archiv für die neueste Gesetzgebung“ (1832 fg.); „Der neue Febronius, oder Grundlagen für die Reformangelegenheiten der deutschen Kirchenverfassung 2c.,“ Karlsruhe 1838; „Ueber die Aristokratie des Geldes, den Ultra-Industrialismus u. den Pauperismus,“ Heilbrom 1839; „Die Fortbildung der Gesetzgebung im Geiste der Zeit u. über die Hindernisse derselben, besonders in Deutschland 2c.,“ Leipzig 1841; die deutschen Auswanderungs-Freizügigkeits- u. Heimathsverhältnisse 2c.,“ ebend. 1841. — 10) M. Karl Ludwig Methusalem, ein Schriftsteller von seinem Geschmack, Zartheit u. Sittlichkeit, geboren 1771 zu Esendig, studirte zu Leipzig, nahm hier seinen Wohnsitz, ward hildburghausen'scher Hofrath, redigirte seit 1816 die „Zeitung für die elegante Welt,“ verwaltete das Censoramt u. starb 1837. Neben seinen guten Uebersetzungen englischer u. französischer Romane schrieb er selbst: „Unterhaltungen, Phantasie u. Wirklichkeit, Winterblumen, Rhapsodien, Sommermorgen, Blicke auf die menschliche Natur“ u. s. w. (4 Bde.), „Gustav Salden“ (2 Bde.); „Scenodora;“ „Historische Gemälde aller Land- u. Seefriege“ u. s. w. — 11) M. Johann Friedrich Wilhelm, Sohn des Kupferstechers Johann Gotthard von M. (der in Stuttgart eine Menge trefflicher Künstler bildete u. dasselbst als Ritter des Ordens der württembergischen Krone 1830 starb), geboren zu Stuttgart 1783, besuchte das dortige Gymnasium, wurde von seinem Vater u. von Scheffauer im Zeichnen unterrichtet u. ging 1802 nach Paris, wo er durch den Johannes nach Domenichino Ruf erlangte. 1814 ward er Professor der Kupferstecherkunst in Dresden u. hier vollendete er nach der Zeichnung von Seydelmann den Stich der sirtinischen Madonna von Raphael, ein Blatt, das er 1800 begann u. das zu den ruhmwürdigsten Werken deutscher Kunst gerechnet wird, dem Künstler aber das Leben kostete. Er verfiel nach vollendeter Arbeit in Schwermuth u. Wahnsinn, erlebte nicht einmal mehr einen Abdruck seines Werkes u. starb 1816 auf dem Sonnenstein. Unmittelbar nach seinem Tode kam der erste Abdruck der sirtinischen Madonna von Paris an u. schmückte noch den Sarg des Künstlers. Die Rittersche Kunsthandlung zu Dresden ließ die Platte 1827 für 23,000 Francs wieder aufstecken. — 12) M. Karl Wilhelm, sursächsischer geheimer Kriegsrath u. Bürgermeister zu Leipzig, geboren 1728 in dem nahe bei dieser Stadt gelegenen Dorfe Knauthau, studirte in Schulpforta u. auf der Universität Leipzig bis 1752, in welchem Jahre er die juristische Doktorwürde erhielt. Drei Jahre darauf zeichnete er sich in einem ohne Namen herausgegebenen Versuche in Gedichten, woron Ramler einige in die lyrische Blumenlese aufnahm, vortheilhaft aus; auch wurde die, von ihm in Verbindung mit anderen Gelehrten herausgegebene, britische Bibliothek, Leipzig, 6 Bde., 1756 — 67, mit Beifall aufgenommen. Er übersetzte auch das Trauerspiel Eugenie von Beaumarchais, die Gedichte von Gray, auch ein fremdes juristisches Werk mit einigen Zusätzen, aber Alles, ohne sich zu nennen. Seine Aemter riefen ihn bald zu ganz anderen u. gehäuftem Beschäftigungen hin. Seit er 1759 Mitglied des Raths wurde, stieg er in demselben immer höher, bis er 1778 Bürgermeister u. Beisitzer des Schöppenstuhls wurde. Der Hof ernannte ihn zum geheimen Kriegsrath, allein den wiederholten Antrag, als Hofrath in die Regierung nach Dresden zu gehen, lebnte er ab. Er starb 27. Februar 1801. Sein heller Verstand, seine lebhafteste Einbildungskraft, sein fruchtbarer Witz u. großer Scharfsinn, mit einem glücklichen Gedächtnisse u. mancherlei gelehrten Kenntnissen verbunden, u. das Alles aufs Gemeinnützigste angewendet, räumen ihm eine Stelle unter den Ehrwürdigsten ein. Seine rastlose Wirksamkeit zum Besten der Stadt erstreckte sich nicht etwa nur auf solche Gegenstände, wobei viel Ruhm einzuerndten war, oder bei welchen gewisse Lieblingsneigungen ihre Rechnung fanden, sondern er suchte, fern von jeder Einseitigkeit, das Wahre, Gute, Schöne u. Nützliche, so weit es nur in den Kreis seines Wirkens gezogen werden konnte, zu befördern. Die Errichtung der blühenden Freischule; der eben so geschmackvolle als prächtige Bau der dortigen Nicolai-Kirche, das Klinikum, die Verschönerung der Umgebungen der Stadt u. gemein-

nützige Anstalten, sind die vornehmsten Blumen, welche M. sich selbst in seinem Bürgerfranze gewunden hat. Gelehrte u. Künstler in jedem Fache genossen seiner Aufmunterung, u. besonders suchte er den Schulstand durch ausgezeichnete Be Weise seiner persönlichen Achtung empor zu bringen. Nicht nur in seinem Fache, sondern auch in der Religionswissenschaft, Philosophie u. den schönen Künsten machte er sich mit den Fortschritten des Zeitalters bekannt u. nahm das bessere Neue willig an. Seine uneigennützige, rastlose Thätigkeit im Berufe, seine unbestechliche Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe, seine Humanität und Dienstfertigkeit, die mit Anspruchslosigkeit und Gemeisinn vereinigt waren, machten ihn eben so ehrwürdig, als liebenswerth. — 13) M. Ludwig, königlich preussischer Major bei dem Ingenieur-Corps, geboren in der Priegnitz 1735, diente während eines großen Theils seines Lebens bei der preussischen Armee u. wohnte unter anderen den wichtigsten Unternehmungen des 7jährigen Krieges bei. Die vielumfassenden Kenntnisse über das Ganze der militärischen Wissenschaften, die er sich durch Studium u. Erfahrung gesammelt hatte, erwarben ihm 1786 die Stelle eines Capitains in dem Ingenieurcorps u. Lehrer der militärischen Wintervorlesungen für die Offiziere der märkischen Generallinspektionen zu Berlin. 1797 wurde er Major u. 12. Juni 1804 starb er. Bei seinem Leben wurden von ihm gedruckt u. mit Beifall aufgenommen: „Versuch über die Verschanzungskunst auf Winterpostirungen,“ mit 15 Kupfern, Potsdam 1782, nachgedruckt zu Wien 1786 u. zu Gotha 1795; „Vorschriften zu militärischen Plan- u. Kartenzeichnungen,“ Potsdam 1778 — 82; „Anweisung, wie man die Breite u. Tiefe der Flüsse aus gemeinen Landkarten erforschen könne,“ Berlin 1784; „Beschreibung der 3 schlesischen Kriege, zur Erklärung einer Kupfertafel, auf welcher 26 Schlachten u. Hauptgesichte abgebildet sind,“ ebend. 1785, auch französisch. Ein besonders wichtiges Geschenk für das Publikum sind seine „Nachgelassenen militärischen Schriften,“ Berlin, 2 Thle., 1806, mit Kupfern. Natürliches Talent, mühsam erworbene, vielumfassende Vorkenntnisse, Streben nach tiefer Gründlichkeit, 50jährige Beobachtungen u. Erfahrungen geben diesen Schriften einen ausgezeichneten Werth. Fast jeder Stoff der Kriegeskunst findet hier einige Erweiterung, ganz neu geschaffen aber sind seine meisten Ansichten über Terrainlehre. — 14) M. Wilhelm, geboren 7. Oktober 1795 zu Dessau, machte schon als Knabe mit einem Hausfreunde seiner Eltern mehre Reisen, studirte 1812 zu Berlin Philologie u. Geschichte, diente 1813 als Freiwilliger, begleitete 1817 den Grafen von Sack nach Italien, ward 1819 Lehrer der lateinischen u. griechischen Sprache in Dessau, Bibliothekar u. Hofrath. Leider starb er schon nach einer Rheinreise 1827. Liebe zur Natur, Frische des Gefühls, Reinheit der Empfindung zeichnen seine Gedichte aus u. erquickten jedes Herz; dabei zeigen sie einen ächt deutschen, treuen u. liebenswürdigen Charakter. Man hat von ihm: „Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten,“ Dessau 1821 f., 2 Bde.; „Griechenlieder,“ 2 Bde., 1822, u. A., Leipzig 1823.; „Neugriechische Volkslieder,“ ebend. 1825, 2 Bde.; „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts, ebend. 1822 f., 10 Thle. Fortgesetzt von K. Förster, 1828 f. 11—14. Thl. Vermischte Schriften, herausgegeben von G. Schwab, Leipzig 1830, 5 Bände. — 15) M. (Wilhelmine), geborene Maisch aus Pforzheim, wo sie 1740 geboren wurde, heirathete den Buchhändler M. in Karlsruhe, erwarb sich als Dichterin (Gedichte u. Episteln, Karlsruhe 1800, 2. umgearbeitete Auflage 1806) die Achtung ihrer Zeitgenossen u. starb den 12. December 1807. Reine, nüchterne Phantasie, glückliche Laune u. Natursinn, lebendiges Gefühl, edle moralische Tendenz, deutscher Charakter u. Korrektheit bilden das Gepräge aller Erzeugnisse dieser geschätzten Dichterin; der Ton der Schwermuth, der in vielen ihrer Gedichte herrscht, mag aus den widrigen Verhältnissen entsprungen seyn, unter denen sie ihre Jugend durchlebt zu haben scheint. Auf die Jahre 1802 u. 1806 gab sie ein „Taschenbuch für edle Weiber u. Mädchen“ heraus, das manche schätzbare Aufsätze von ihr enthält. — 16) M., Sophie, geboren im J. 1804 zu Mannheim, Tochter eines Schauspielers, em-

pfing ihre erste Bildung als Schauspielerin in ihrer Vaterstadt, folgte dann, nachdem sie auf einer Kunstreise an mehreren Orten Deutschlands, besonders in Berlin, großen Beifall erworben hatte, einem Rufe nach Wien u. starb dort 1830. Hauptrollen: Emilia Galotti, Jungfrau von Orleans, Olga, Semiramis in der „Tochter der Luft,“ Louise in „Kabale u. Liebe,“ Donna Diana ic. — Holtei ehrte das Andenken dieser früh verbliebenen Künstlerin in einigen sehr ansprechenden Gedichten.

Müllner, Amadeus Gottfried Adolf (pseud. Modestin, Magister Lämmermeier, Kogebue's Schatten), geboren den 18. October 1774 zu Langendorf bei Weisenfels, studirte auf der Schulpforte, dann in Leipzig Jurisprudenz, ward 1797 Vice-Amtsaktuar in Delitzsch, 1798 Advokat in Weisenfels, gab seit 1815 die juristische Praxis ganz auf, erhielt 1817 den Titel Hofrath und starb zu Weisenfels den 11. Juni 1829. M. setzte das heidnische Schicksal mit seinem türkischen Fatalismus in katholisch-spanischem Costüm zu seinem Tragödiengotte ein. „Ohne Phantasie bei scharfer Verständigkeit, ohne Gemüth bei unerkennbarem Talente der Darstellung, voll Eitelkeit u. Hochmuth neben Mangel an produktiver Ursprünglichkeit, entbehrte er gerade derjenigen Eigenschaften, welche dem ächten Tragöden eigen seyn müssen“ (Hillebrand). M.'s Trauer- u. Lustspiele wurden einst viel gepriesen, dann viel u. bitter getadelt, letzteres mit weit größerem Rechte. Seine Werke sind dramat. Werke; erste rechtmäß. vollständ. vom Verf. verb. A., Braunschweig 1828, 7 Theile, 2. rechtm. Gesamtausgabe daselbst 1832; Lustspiele, daselbst 1828, 3 Theile; Schauspiele für die Bühne, Leipzig 1815, 2. Auflage 1818. Almanach für Privatbühnen, daselbst 1817 f., 3 Bde.; Spiele für die Bühne, daselbst 1821 (Dramatische Schriften, Wien 1816 f., Theater, Stuttgart 1820, sind Nachdruck). Vergleiche Gervinus V., 654 f., Hillebrand III., 326 f., Kehrlein, die dramatische Poesie der Deutschen II., 173 f., Pruz, Vorlesung über die Geschichte des deutschen Theaters, Berlin 1847.

Münch, Ernst Joseph Hermann von, geboren den 25. October 1798 zu Rheinfelden im Aargau, studirte in Solothurn u. Freiburg im Breisgau, ward 1819—21 Professor der Geschichte an der Kantonschule zu Aarau, 1824 an der Universität Freiburg, 1828 Professor der Kirchengeschichte u. des Kirchenrechtes in Lüttich, 1830 Bibliothekar im Haag, 1831 geheimer Hofrath u. Bibliothekar der königlichen Privatbibliothek in Stuttgart u. starb den 9. Juni 1841. Als Dichter ist M. in hohem Grade ansprechend; als Historiker, auf welchem Felde er rastlos thätig, fast kann man sagen allzuthätig u. deshalb oft flüchtig war, ist er mehr lebendig u. unterhaltend, als geschichtlich zuverlässig. Ein Gesinnungs-genosse Wessenberg's u. Rottecks (s. d.), hat er die Fragen über Kirche u. Kirchenrecht in dem bekannten Geiste der Josephinischen Schule behandelt. Werke: Erinnerungen, Reisebilder, Phantasiegemälde u. Fastenpredigten, Stuttgart 1841 bis 1842, 2 Bände; Sämmtliche Dichtungen, Stuttgart 1844; Geschichte des Hauses u. Landes Fürstenberg, Aachen 1829 f., 3 Bände; Geschichte des Hauses Nassau-Oranien, daselbst 1831 f., 3 Bände; Die Heczüge des christlichen Europa wider die Osmanen, Basel 1822—26, 5 Theile; Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, Stuttgart 1832—35, 7 Bände; Vollständige Ausgabe der Werke Ulrichs von Hutten, Berlin 1821 f., 5 Bände u. v. a.

Münch-Bellinghausen, 1) Joachim Eduard, Graf von, k. k. österreichischer geheimer Rath, Staatsminister u. bis zu dem neuesten Umschwunge in Deutschland u. Oesterreich Präsidialgesandter am deutschen Bundestage, geboren zu Wien 1786, trat 1806 in den Staatsdienst, wurde 1816 Stadthauptmann in Prag, lieferte die ersten Beweise seiner diplomatischen Geschicklichkeit als Commissär bei den Konferenzen über die Eibeschiffahrt u. wurde 1821 in die Staatskanzlei nach Wien berufen. 1822 bei dem Congresse zu Verona dem Fürsten Metternich beigegeben, kam er 1823, an der Stelle des Grafen von Buol-Schauenstein, auf seinen erstgenannten Posten nach Frankfurt, wurde 1824 geheimer Rath, 1831 in den Grafenstand erhoben, 1836 Staatsminister, wohnte 1840 u.

1843 den diplomatischen Conferenzen zu Königswart bei u. war in seiner ganzen politischen Thätigkeit, namentlich aber auf dem Bundestage, strenger Vertreter des Metternich'schen Systems bis zu dessen Sturze. — 2) M., Eligius Franz Joseph, Freiherr von, Bruderjohn des Vorigen, geboren zu Krakau 1806, kaiserlich königlich niederösterreichischer Regierungsekretär zu Wien, namentlich als dramatischer Schriftsteller vortheilhaft bekannt, schrieb unter dem angenommenen Namen Friedrich Halm die Dramen: Grisebis, 1835; der Adept, 1836; Camoens 1837; Imelda Lambertazzi, 1839; ein mildes Urtheil, 1840; König u. Bauer, nach Lope de Vega, 1841; der Sohn der Wildniß, 1842; Sampiero, 1844. Bei der Hervorbringung dieses Werkes rühmte sich der Verfasser des Rathes des Professors Michael Enk, den er als einen der besten Dramaturgen Deutschlands schätzte. Es wurde dieß nach dem Selbstmorde Enk's von Uebelwollenden benützt u. behauptet, nicht M. B., sondern Enk sei größtentheils der Verfasser obiger Dramen, was aber M. B. als völlig ungegründet genügend zurückwies.

München, die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Bayern, und zugleich Hauptstadt des Kreises Oberbayern, liegt am linken Ufer der Isar, etwa zehn Stunden nördlich von den bayerischen Alpen, unter 29° 13' östlicher Länge u. 48° 8' nördlicher Breite, 1589 Pariser Fuß über dem mittelländischen Meere, in einer ziemlich ausgedehnten, aber wenig fruchtbaren Hochebene u. hat ohne Militär (nach der neuesten offiziellen Zählung) 74,790, mit Einschuß dessen aber, so wie der als Vorstädte zu betrachtenden Orte Au, Haidhausen u. Obergiesing, 109,866 Einw. Die Stadt besteht aus der in 4 Viertel eingetheilten inneren Stadt u. den fünf Vorstädten: St. Anna, Schönsfeld, Maximilians-, Ludwigs- u. Isarvorstadt, sämmtliche dieseits der Isar, u. jenseits dieser die Vorstadt Au, welche indessen eine besondere politische Gemeinde bildet. — Ehe wir ein Bild der jezigen Stadt entwerfen können, müssen wir nothwendig einen geschichtlichen Abriss ihres allmäligen Entstehens voranstellen. M. theilt nicht die Ehre römischen Ursprunges mit Augsburg, Regensburg, Passau u. a. (denn daß M. das Isunisca der Römer gewesen sei, ist bloße Annahme), obschon mehre Ueberreste, selbst in der Nähe der jezigen Stadt, Zeugen von der Anwesenheit der Römer auch in dieser Gegend sind. Mit Gewißheit kommt der Name München erst im 12. Jahrhunderte in den Annalen des Klosters Tegernsee vor. Damals soll dieser (gewiß nur ganz unbedeutende) Ort dem Kloster Schäftlarn gehört haben u. daher der Name u. im 13. Jahrhunderte das Stadtwappen (eine Mönchsfigur mit aufgehobenen Händen u. einem Buche, in der Volkssprache das Münchener Kindl genannt) entstanden seyn. Bedeutender ward dieser Ort erst durch Heinrich den Löwen 1156, der, nach der Zerstörung der bischöflich Freising'schen Münz- u. Zollstätte in Beringa, einem Orte, eine Stunde abwärts am rechten Isarufer, den Markt nach M. verlegte, welches bald zur Stadt erhoben, ein Jahrhundert später schon Residenz Ludwigs des Strengen wurde, der seine erste Burg in der Nähe der heutigen Fürstenseker Gasse gehabt haben soll, später jedoch sich eine neue (den sogenannten alten Hof) erbaute. Die Stadt war übrigens noch sehr klein: das Thalbruckthor (der jezige Rathhausthurm), der Willibrechtsthurm (am jezigen Polizeigebäude), der schöne Thurm (an der Stelle des Hôtel Municipal) u. der blaue Thurm (am Eingange von der Rosen- in die Sendlingergasse) begränzten das älteste M. Die Kirche zu St. Peter war die einzige Pfarrkirche, 1271 aber die Frauenkapelle (da wo die jezige Metropolitankirche steht), zur zweiten Pfarrei erhoben. Eine glänzende Epoche für M. trat zu Anfang des 14. Jahrhunderts ein, wo Ludwig der Bayer, 1314 zum deutschen Kaiser erwählt, zur Alleinherrschaft gelangte. Er gewährte der Stadt, in Anerkennung ihres Beistandes in dem Zwiste mit seinem Bruder Rudolph u. gegen Friedrich von Oesterreich in der Schlacht von Mühldorf u. Ampfing 1323, viele Rechte, Freiheiten u. Privilegien, vergrößerte u. verschönerte dieselbe, umgab sie mit Thoren und Mauern, die sich bis zu den, zum größten Theile noch heute bestehenden, Thoren der inneren Stadt ausdehnten. Unter Albrecht V. begann die erste Epoche für

Künste u. Wissenschaften, mit Begründung der Bibliothek, der Gemälbegalerie, des Antikensalles, des Münzcabinet, der Schatzkammer, u. der Berufung von Künstlern u. Gelehrten. Wilhelm V. erbaute 1579 den Jesuiten, die schon unter seinem Vorgänger nach M. gekommen waren, ein prachtvolles Collegium und Kirche (die heutige Akademie u. St. Michaelshofkirche), sowie eine neue Residenz für sich, die jetzige Herzog-Marburg. Die durch Kriegsstürme so bewegte Regierung des Kurfürsten Maximilian I. zeichnete sich gleichwohl durch großartige Schöpfungen aus. Er erbaute eine neue (jetzt die alte) Residenz u. schmückte sie in dem Geschmacke der damaligen Zeit mit unendlicher Pracht aus. Mehrere andere Bauten wurden unter ihm theils begonnen, theils vollendet. Zur Zeit des 30jährigen Krieges hatte M., wie ganz Deutschland, viel zu leiden, bis der westphälische Friede die Ruhe wieder herstellte. Ferdinand Maria erbaute dem Theatinerorden Kirche u. Kloster u. bedachte die Kunst- u. Gemälbefammlungen mit fürstlicher Freigebigkeit. Unter ihm u. seinen Nachfolgern veränderte M. seine äußere Gestalt wenig, jedoch waren alle bayerischen Regenten auf dessen Verschönerung bedacht. Maximilian III. gründete die Akademie der Wissenschaften; Karl Theodor baute die ehemalige Galerie am Hofgarten u. legte den englischen Garten an. Unter Maximilian Joseph, mit welchem 1799 die jetzt regierende pfalzgräfllich zweibrücken'sche Linie auf den Thron kam, u. der am 1. Januar 1806 die Königswürde annahm, begann für M. eine Periode der Umgestaltung, sowohl in seinen inneren, als äußeren Verhältnissen. Alle Ministerien, Central- u. hohen Regierungsstellen vereinigten sich jetzt hier; die Akademie der bildenden Künste wurde gegründet, der botanische Garten angelegt, eine medicinisch-praktische Lehranstalt errichtet u. viele wichtige, auf Schulen u. wissenschaftliche Anstalten überhaupt bezügliche, Einrichtungen getroffen. Die äußere Gestalt der Stadt veränderte sich eben so in ihrer Ausdehnung, als zu ihrer Verschönerung unendlich Vieles geschah; die Wälle verschwanden vollends; schöne Plätze wurden hergestellt u. ganze neue Stadttheile entstanden, da die schnell zunehmende Anzahl der Bewohner die Nothwendigkeit neuer Bauten herbeiführte. Der Bazar, das Eingangsthor in den Hofgarten; das Hof- u. Nationaltheater, die neue Reitschule, die großartigen Kasernen, die steinerne Isarbrücke, die Sternwarte in Bogenhausen u. a. verdanken dieser Periode ihre Entstehung. Wenn aber M. gegen damals jetzt abermals eine durchaus neue, unendlich großartigere, Gestalt gewonnen, so verdankt es diese der glorreichen 23jährigen Regierung Ludwigs I. (s. d.), der allein mehr gebaut, als alle Medicäer zusammen. Unter ihm entstand die Mar- u. Ludwigsvorstadt, die herrliche Ludwigstraße mit ihren Palästen u. Kirche des heiligen Ludwig, die von ihm schon als Kronprinz begonnene Glyptothek, die Vinateothek, der neue Königsbau, der Festsaalbau am Hofgarten, die Allerheiligen Hofkapelle, die protestantische Kirche, die Mariahilfskirche in der Vorstadt Au, die Basilica des heiligen Bonifacius, das Kunst-Ausstellungsgebäude, das Berg- u. Salinenadministrationsgebäude, die Monumente des Königs Maximilian Joseph, des Kurfürsten Maximilian I., die Loggia am Anfange der Ludwigstraße, der Obelisk, das Denkmal des Kanzlers Kreitmayer, das seiner demnächstigen Vollendung entgegensehende Siegesthor am nördlichen Ende der Ludwigstraße u. die noch unvollendete bayerische Ruhmeshalle auf der Anhöhe der Theresienwiese, mit der kolossalen Erzstatue der Bavaria, so wie endlich die großartigen neuen Bahnhofgebäude. Die Universität wurde von Landsbut nach München verlegt, u. ihr in neuester Zeit die großartigen, für sie geschaffenen, Räume eröffnet. Klenze, Gärtner, Ziebland u. Ohlmüller führten im Auftrage ihres Königs alle diese Werke der Architektur aus, u. das Innere u. Aeußere derselben schmückten die Meister Cornelius, Scherer, Heinrich Hess, Nottmann, L. Schwanthaler u. noch viele andere mit Werken der Malerei u. Skulptur. Der Kunstverein, welcher, der erste in Deutschland, unter dem Könige Max Joseph 1823 gegründet worden war, vergrößerte sich mit ungemeiner Schnelle; die Porzellanmalerei ward auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht; die Glasmalerei, aus dem Untergange

wieder an das Licht hervorgezogen, überstrahlt jetzt die früheren Leistungen in diesem Fache; die Werke der Lithographie, die in dieser Zeit entstanden, bewähren den Ruhm, den M. als die Wiege derselben sich anzueignen vermag, u. Schaa- ren von Künstlern zogen den ihnen geöffneten Pforten entgegen, um hier ihren Geist an den Werken der alten u. neuen Meister zu bilden. Dieß sind in Beziehung auf M. die Ergebnisse der unvergeßlichen Regierung Ludwigs I., durch den diese Stadt der geheiligte Altar wurde, auf dem die Kunst ihre edelsten und reichsten Gaben niederlegt; das ersuchte Reiseziel von Tausenden, die mit Bewunderung und Staunen einen Ort betreten, für dessen Schöpfer in sei- ner jetzigen Größe zwei Decennien hinreichend gewesen sind, um ihm eine der er- sten Stellen in dem deutschen Vaterlande u. in den Büchern der Kunstgeschichte für ewige Zeiten zu sichern. — Auch M. hat, gleich allen anderen Hauptstädten Deutschlands u. Europa's, in diesem so ereignisreichen Jahre 1848 seine Februar- u. Märztage gehabt, die mit unvergänglichen Zügen in der Geschichte der Stadt u. des näheren u. gemeinsamen Vaterlandes eingegraben sind, mit deren Erzäh- lung wir aber, da sie nichts weniger, als lokaler Natur sind, dieses friedliche Bild nicht unterbrechen wollen. — Gehen wir nun, nach dieser allgemeinen historischen Skizze, zur Aufzählung der einzelnen Merk- u. Sehenswürdigkeiten über, an denen diese Hauptstadt so reich ist u. worin sie selbst von manchen, an materiellen Mitteln unendlich reicheren, Weltstädten nicht erreicht, von nur äußerst wenigen übertrof- fen wird. — Trotz den, nach Abbruch der Festungswerke u. des größten Theils der ehemaligen Stadtmauer entstandenen Oeffnungen, stehen noch mehre der alten Thore: so das Sendlinger-, Anger-, Mar- u. das 1796 erbaute Karlsthor, in ihrer früheren Gestalt, u. das Isarthor, das König Ludwig 1835 in seiner ur- sprünglichen Bauart herstellen u. mit herrlichen Fresken verzieren ließ. Die Haupt- plätze der Stadt, zum großen Theile erst durch die neue Erweiterung derselben ent- standen, sind: der Mar-Joseph-Platz, von dem Königsbau, Theater u. dem neuen Postgebäude begrenzt, mit dem Monumente Mar Josephs, nach dem Entwürfe Klenze's u. dem Modelle Rauchs von Stieglmayer in Erz gegossen; der Haupt- oder Schrammplatz, mit der von Kurfürst Maximilian I. 1638 nach der Prager Schlacht errichteten Mariensäule; der Wittelsbacher Platz mit der kolossalen Rei- terstatue Kurfürsts Maximilian I., nach Thorwaldsens Modell, von Stieglmayer u. 1839 errichtet; der Promenadeplatz mit Kreimayers Monument in Erz; der Ka- rolinenplatz mit dem 100 Fuß hohen ehernen Obelisken, zum Andenken an die im russischen Feldzuge gebliebenen 30,000 Bayern; der Maximilians- oder Dult- platz; der Karlsplatz vor dem Karlsthore; der Universitätsplatz mit zwei herrli- chen Springbrunnen, am Ende der Ludwigstraße u. m. a. — Die zahlreichen Kirchen lassen sich streng in 2 Classen abtheilen: ältere u. neuere. Unter jenen nimmt die erste Stelle ein: die Metropolitan- u. Pfarrkirche zu U. L. Frau, in ihrer jetzigen Gestalt 1468—1488 erbaut, ein kolossales Gebäude aus rothen Backsteinen, mit zwei 360' hohen Kuppelhürmen u. dreißig 70' hohen, zum Theil mit Glasmalereien versehenen Fenstern, mit dem herrlichen Grabmale Kaisers Ludwig des Bayern, 1632 von Kurfürst Maximilian I. nach Zeichnungen von Peter Candid aufgeführt, dessen Stellung, mitten vor dem Hochaltare, indessen das ganze Innere dieses herrlichen Tempels auf eine höchst widerliche Weise ver- unstaltet. Eben so muß schwer bedauert werden, daß, während für die Verschö- nerung M.s so unendlich viel geschehen ist, dieses herrliche Gotteshaus, dieser lautredende Zeuge frommen Sinnes aus früherer Zeit, durchaus leer ausging. Wir können uns nicht enthalten, hier, wenigstens als frommen Wunsch, die Be- merkung niederzulegen, daß eine Säuberung des Platzes von einigen den- selben versperrenden Gebäuden, Ersetzung der häßlichen Kupferkappen auf den Thürmen durch mittelhohe, durchbrochene Steinpyramiden, ähnlich denen auf dem Magdeburger Domthürmen, und Aufstellung eines kolossalen Muttergot- tesbildes zwischen denselben, diese Metropole zu einem der imposantesten Tem- pel in ganz Deutschland umschaffen würden. — Die älteste Kirche M.s ist

die Pfarrkirche zu St. Peter, in ihrer jetzigen Gestalt aber, mit den einen breitgedrückten Thurme, statt früher zweien, erst 1607 hergestellt. Die St. Michaelskirche, früher Jesuitenkirche, an das ehemalige Jesuitencollegium angebaut, 1583—95 errichtet, ein großartiges Gebäude ohne Säulen, im Innern mit dem Denkmale des Herzogs Leuchtenberg von Thorwaldsen in carrarischem Marmor. Die 1767 vollendete Theatinerhofkirche zum heil. Cajetan, mit 2 Thürmen u. einer großartigen Kuppel, im Innern aber mit Stukaturarbeit überladen; unter ihr die neue königliche Gruft, in der alle Mitglieder des bayerischen Hauses seit dem Kurfürsten Ferdinand Maria beigesetzt sind. Außer den genannten verdienen noch Erwähnung: die Pfarrkirche zum heiligen Geiste, die Kreuzkirche, die St. Johanniskirche in der Sendlingerstraße, die Pfarrkirche zu St. Anna bei den PP. Franciscanern, die Herzogspitalkirche mit einem wunderthätigen Muttergottesbilde, die ehemalige Salvatorkirche, von dem Könige Ludwig den hier wohnenden Griechen zu ihrem Gebrauche eingeräumt u. m. a. Unter den neueren Kirchen M.s, welche ihr Daseyn sämmtliche dem frommen Sinne K. Ludwigs verdanken, steht oben an die Basilika des heil. Bonifacius, von Ziebland in dem eigentlichen Style der römischen Basiliken erbaut, ein Prachttempel, dessen detaillirte Beschreibung ein eigenes Buch erfordern würde. Die Ludwigskirche, von Gärtner aus weißen Kalksteinquadern erbaut, mit zwei 220' hohen Thürmen (wir verweisen in Beziehung auf diese Kirche auf die Beschreibung derselben, von Dr. Rudolph Marggraff, 1841). Die Allerheiligenhofcapelle, sich anschließend an den Neubau der königlichen Residenz, wurde im Auftrage des Königs Ludwig vom geheimen Oberbau- rathe von Klenze im byzantinischen Style erbaut u. 1837 eingeweiht. Ausführliches hierüber liefert die Schrift: „Die Freskomalerei in der Allerheiligencapelle in M. Die Mariahilfskirche in der Vorstadt Au wurde im strengen, altdeutschen Style nach Ohlmüllers Entwurf u. unter dessen Leitung erbaut u. 1839 eingeweiht. Ihr Thurm hat eine Höhe von 270 Fuß. Ueber das Nähere verweisen wir auf die Schrift von Schaden, „Geschichte der neuen Pfarrkirche in der Vorstadt Au.“ Die protestantische Pfarrkirche vor dem Karlsthore, nach dem Plane des Oberbauathes Bertsch erbaut und 1832 vollendet, mit einem 170 Fuß hohen Thurme. — Von Klöstern bestehen in M. dermalen eines der Franciscaner in der St. Anna-Vorstadt; eines der barmherzigen Schwestern im allgemeinen Krankenhause; eines der Servitinnen mit Schule im Herzogspitale u. ein noch nicht vollendetes der Benedictiner hinter der Bonifaciuskirche. — Der große allgemeine Friedhof vor dem Sendlingerthore, der einzige, den M. besitzt, verdient, seiner vielen schönen Denkmale wegen, einen Besuch. — Unter den Residenzgebäuden des königlichen Hauses ist das älteste der 1352 von Ludwig dem Strengen erbaute alte Hof, jetzt zum Lokale verschiedener Staatsbehörden verwendet. Die Herzog Marburg, von Herzog Wilhelm V. erbaut, hängt mit einem Anbau mit der Akademie zusammen u. dient gegenwärtig der Wittve Karl Theodors zur Wohnung. Die alte Residenz, zwischen dem neuen Königsbau u. dem Saalbau gelegen, 1600—1616 von Kurfürst Maximilian I. erbaut, mit dem Kaisersaal, dem Thronsaal, Herkulesaal, den Fürstenzimmern, Spiegelcabinet, dem Schlafcabinet mit dem unendlich reich verzierten Prachtbette, der reichen Kapelle mit dem kleinen Hausaltare der unglücklichen Königin Maria Stuart, der Schatzkammer, dem Antiquarium, dem Miniaturkabinet u. s. w. Der neue Königsbau 1826—1835 von Klenze erbaut, gleicht in seinem Aeußeren, mit einigen wenigen Abweichungen, dem Palaste Pitti in Florenz; über das Innere verweisen wir auf die Schrift von Förster, „Leitfaden zur Betrachtung der Wand- u. Deckengemälde des neuen Königsbaues“, M. 1834. Der Festsaalbau am Hofgarten schließt sich, als nordöstlicher Theil des großen Quadrates, welches nunmehr die königlichen Residenzgebäude bilden, an die früher von König Max Joseph bewohnten Gemächer an u. erstreckt sich in einer Länge von beinahe 800' dem Hofgarten entlang u. auf der östlichen Seite bis an die Allerheiligen Kapelle. Die Fassade dieses östlichen und nördlichen Flügels, von Klenze erbaut, welcher auch die Anordnung der inneren

Ausschmückung leitete, ist eine der herrlichsten, welche unsere Zeit aufzuweisen hat. Der Wittelsbacher Palast, Ecke der Briemmer- u. Türkenstraße, im reinen Style des Mittelalters erbaut u. demnächst im Innern vollendet, ist zur Residenz Königs Ludwig bestimmt. Sehenswerth sind auch noch: der herzoglich leuchtenbergische Palast am Odeonsplatz, mit der in demselben befindlichen vortrefflichen Bildergalerie; der Palast des Prinzen Karl, am Eingange des englischen Gartens, u. der des Herzogs Max in der Ludwigsstraße. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden verdienen angeführt zu werden: die königliche Münze, die Reizebahn, das neue Postgebäude, der Bazar u. die Arkaden des Hofgartens mit den herrlichen Fresken; das Damenstiftsgebäude, das Bibliothekgebäude mit 4 kolossalen Statuen aus Sandsteinen vor demselben, das Gebäude der Bergwerks- und Salinen-Administration, das städtische Rathhaus, das allgemeine Krankenhaus vor dem Sendlingerthore, das Akademiegebäude, vormals Jesuiten-Collegium, das Blindeninstitut, Priesterseminar, Damenstiftsgebäude, die Kasernen, die Frohnveste am Anger, das Strafarbeitshaus in der Vorstadt Au u. v. a. Mit unter die ersten Kunstschöpfungen Königs Ludwig gehören aber: die Pinakothek 1826—1836 von Klenze erbaut u. die reichen Gemäldesammlungen der bayerischen Fürsten enthaltend, in einer Fronte von 125' Länge; das Gebäude der Glyptothek, im ionischen Style 1816 von Klenze begonnen, und 1830 vollendet. Diesem gegenüber das Kunst- u. Industrie-Ausstellungsgebäude, von Ziebland im korinthischen Style erbaut. Das königliche Hof- u. Nationaltheater, eines der größten in Deutschland, nach dem Plane des verstorbenen Bauraths Fischer aufgeführt und 1825 seinem dormaligen Gebrauche übergeben. Außer diesem hat M. ein zweites, aber seit längerer Zeit geschlossenes u. gegenwärtig zu anderen Zwecken verwendetes Theatergebäude am Hirthore u. in den Sommermonaten ein Volkstheater. Unter den reichen wissenschaftlichen Anstalten M.s steht oben an die Ludwigs-Maximilians-Universität, 1826 von Landshut hierher verlegt u. seit 1840 in dem, im mitteralterlichen italienischen Style von Gärtner aufgeführten, herrlichen Gebäude in der Ludwigsstraße befindlich, mit allen dazugehörigen Anstalten. Die 1759 gestiftete, 1807 erweiterte u. 1827 abermals reorganisirte Akademie der Wissenschaften. Die Hof- und Staatsbibliothek, mit mehr als 800,000 Bänden, 18,600 Handschriften und 13,000 Inkunabeln, das Naturaliencabinet, das brasilianische Museum, die Sammlung physikalischer u. optischer Instrumente, das botanische Cabinet, Mineraliensammlung, Münzcabinet, chemisches Laboratorium, anatomisches Theater, Georgianum, Cadettencorps, die Maximilians-Erziehungsanstalt für Töchter höherer Stände, polytechnische und Gewerbschule, zwei Gymnasien, lateinische Schule, Thierarzneischule, eine große Anzahl trefflicher Elementarschulen, gut eingerichtete Hospitäler u. andere Wohlthätigkeitsanstalten, Irrenhaus, Blinden- u. Taubstummenanstalt, Schule für Forstwissenschaft u. Pharmazeutik, eine medizinisch-klinische u. chirurgische Schule, Hebammen- u. Veterinärschule, Turnanstalt; ferner findet man hier einen Kunstverein, einen der bedeutendsten in ganz Deutschland, historischen Verein für Oberbayern, landwirthschaftlichen Verein, mehrere Waisenhäuser, zwei Leihhäuser, Sparkasse, Findelhaus, Ludwigsstiftung zur Unterstützung verarmter Bürger u. v. a., deren einzelne Aufzählung hier zu weit führen würde. Unter die Anstalten für Geselligkeit gehören: die Concerte, Bälle und Akademien im königlichen Odeon, mehre Privatmusikvereine, das Museum, Frohsinn, Bürgerverein, die Künstlergesellschaften u. mehre Privatvereine. Unter den Volksbelustigungen sind der Carneval- das Mai- u. Octoberfest, die Salvator- u. Vocksaissen die namhaftesten. — Die Feste der katholischen Kirche, namentlich das Fronleichnamsfest, die h. Charwoche, der Allerseelentag, werden in M. mit besonderer Feier begangen. — Im Verhältnisse zu anderen Städten von gleicher Bedeutung, ja selbst zu ungleich geringeren, stehen Industrie und Handel in M. auf einer sehr hohen Stufe. Ausgezeichnet aber sind vor allen die Bierbräuerien, die auf dem Continente keinen Rivalen haben. Gegenwärtig werden, mit Auschluss des Hofbräuhauses, 34 Braurechte ausgeübt, welche jährlich circa 106,000 Scheffel

trockenen Malzes versehen u. der Gemeinde eine jährliche Consumtionsauslage von 265,000 fl. geben. Der Betrieb der Bierbräuereien M.s ist so geregelt und in seinen Erzeugnissen so bewährt, daß dieselben beinahe seit einem Jahrzehent zu einer Centralschule für künftige Bierbrauer aus den verschiedensten Ländern geworden sind. Großartige Fabriken sind in M. fast gar nicht vorhanden, nur die bedeutende Maschinenfabrik von Maffei, $\frac{1}{2}$ St. von der Stadt entfernt, macht eine Ausnahme. Sie liefert jährlich eine bedeutende Anzahl von Locomotiven für die bayerischen Bahnen, auch anderwärts Dampfkessel und Maschinen für industrielle Establishments. Außerdem leisten die von Reichenbach 1815 begründete und von J. Ertel fortgesetzte mathematisch-mechanische Anstalt, welche durch die große Genauigkeit ihrer Arbeiten einen Weltruf hat, Meß- und Wäginstrumente aller Art, dergleichen für Astronomie u. Physik, hydraulische Pressen, Draisinen für Eisenbahnen u. s. w. liefert u. über 40 Arbeiter beschäftigt, u. das von Frauenhofer u. Utschneider 1808 begründete u. jetzt durch Merz geleitete optische Institut, welches die meisten Sternwarten der Welt mit optischen Instrumenten versieht, Bedeutendes. In der Vorstadt Haidhausen sind bekannte Maler- und Lackfabriken, welche ihre Erzeugnisse durch ganz Deutschland, Italien, und selbst England absetzen. Sonst befinden sich in u. um M. mehre, nicht sehr bedeutende, Salmiak-, Schwefelsäure- und Stearinfabriken, einige Pulvermühlen, theils dem Avarial, theils Privatbesitzern gehörig; die wegen ihrer ausgezeichneten Malereien bekannte königliche Porzellanfabrik zu Schloß Nymphenburg, eine Stunde von der Residenz, wo zugleich die Anstalt zur Fertigung von Glasmalereien sich befindet, und das königliche Gießhaus, wo, außer Geschützen, die herrlichsten Bildwerke entstehen. Für den Handel ist die geographische Lage M.s nicht günstig, indem die Isar wegen ihres reißenden Laufes u. seichten Wassers keine Schiffe, sondern nur stromabwärts gehende Flöße zuläßt. Derselbe beschränkt sich daher größtentheils auf den eigenen nicht unbedeutenden Bedarf u. den der näheren Umgebung; nur in Materialwaaren u. Tabak machen einige Häuser beträchtlichere Geschäfte. Sollte die Eisenbahn von M. nach Salzburg u. von dort über Bruck an der Mur nach Triest zu Stande kommen, so würde ein nicht unbedeutender Waarenzug durch diese Stadt gehen. Ein starker Waarenumsatz findet auf den zwei jährlichen großen Märkten oder Dulten statt, von denen jede 14 Tage dauert. Die erste Dult beginnt am Dreikönigstage, die zweite am Jakobitage. Außerdem wird jährlich im November ein Hopfenmarkt und im Juli ein Wollmarkt gehalten. Sehr bedeutend ist endlich der wöchentlich am Sonnabend auf dem Schrannenplatze stattfindende Getreidemarkt, da M. sowohl selbst für seine großen Brauereien viel Getreide verbraucht, als es auch zugleich den Mittelpunkt des Getreidehandels für ganz Oberbayern und das nahe Gebirge abgibt. Es kommen jährlich mehr als 300,000 Scheffel auf die Schranne. Von Handelsanstalten besitzt M. eine Handelskammer, ein Wechsel- u. Merkantilgericht erster Instanz, einen Hagelversicherung-Verein, die M.-Machener Feuer-Versicherungsgesellschaft, und die Eisenbahnverbindung mit dem Bodensee (noch nicht ganz hergestellt) und dem Norden Deutschlands.

Münchhausen, 1) Gerlach Adolph, Freiherr von, königlich großbritannischer Premier-Minister zu Hannover, aus einem altadeligen Geschlechte, das mehre hundert Jahre im Braunschweigisch-Lüneburgischen u. in Westphalen blühte, wurde den 14. Oct. 1688 geboren. Nach einer sorgfältigen häuslichen Erziehung studirte er zu Jena, Halle u. Utrecht, wurde 1714 Appellationsrath in Dresden, 1715 Oberappellationsrath in Zelle, ging 1726 als Comitialgesandter nach Regensburg, kam 1728 in das geheime Raths-Collegium zu Hannover, wurde 1732 Großvoigt in Zelle, besorgte seitdem das Beste des Landes, seit 1765 als Premier-Minister, mit Redlichkeit u. Einsicht und erwarb sich, besonders als Kurator der Universität Göttingen, welche Stelle er 23 Jahre lange bekleidete, unsterbliches Verdienst. Schon bei der Stiftung derselben wurde ihm die ganze Organisation anvertraut, u. er, als Kenner u. großer Verehrer der Gelehrsamkeit, sorgte seitdem

aufs Angelegentlichste für das Ausblühen dieser berühmten Anstalt, deren Flor größtentheils das Werk seiner unermüdeten u. einsichtsvollen Bemühungen ist. Er starb den 26. November 1770. Treue u. Rechtschaffenheit war in allem seinem Thun, daher auch die Hochachtung gegen ihn allgemein war. — 2) M. (Otto von), ein berühmter Oekonom, geboren 1716, war 25 Jahre lange Beamter zu Steyerberg im Hannöverschen, wurde dann Landdrost zu Harburg, Land- und Schatzrath im Fürstenthume Calenberg, wohnte theils zu Hannover, theils auf seinem Rittergute Schwöbber, dessen schöner u. berühmter Garten vornehmlich ihm seine Einrichtung dankt, u. starb 1774. Er verband mit einer langen u. gründlichen Erfahrung in der Landwirthschaft eine reise Beurtheilungskraft, umfassende Belesenheit u. eine bewunderungswürdige Deutlichkeit im Vortrage. Die Resultate seiner Beobachtungen u. Versuche theilte er der Welt in einem wichtigen ökonomischen Werke mit, das sein Andenken erhält: *Der Hausvater*, 6 Bde., Hannover 1765—73, neue Auflage des 1. und 2. Theils 1766. Ohne systematische Ordnung verbreitet es sich über mannigfaltige Gegenstände, die im engeren oder weiteren Sinne zur Landwirthschaft gehören u. enthält einen großen Schatz nützlicher Vorschriften. — 3) M., Hieronymus Karl Friedrich von, gest. 1797 auf seinem Gute Bodenwerder, focht als Offizier in Rußland u. gegen die Türken u. hat seinen Namen wegen der scherzhaften Erzählungen von abentheuerlichen Erlebnissen zum Sprichworte für übertriebene Erdichtungen gemacht. Bürger, mit dem er bekannt wurde, gab in seinem Geiste die „Wunderlichen Abenteuer u. Reisen des Freiherrn von M.“ (1787) heraus. Ihnen lagen zum Theile Langes „*Deliciae academicae*“ (Heidelberg 1665) zu Grunde.

Mündigkeit, s. *Minorennität*.

Mündlichkeit, s. *Deffentlichkeit* u. *Mündlichkeit*.

Münnich (Burkhard Christoph, Graf von), russisch kaiserlicher Generalfeldmarschall, geboren den 7. Februar 1683 zu Neuen-Huntorf im Oldenburgischen, einem Gute seines Vaters, der dänischer Rittmeister war, ging im 16. Jahre nach Frankreich, widmete sich ganz dem Studium der Kriegsbaukunst und wurde 1700 unter den französischen Truppen als Ingenieur aufgenommen. Weil sie aber gegen das deutsche Reich bestimmt waren, so ging M. nach Deutschland zurück u. wurde im 18. Jahre Hauptmann im Dienste des Landgrafen von Hessen-Darmstadt. Als solcher nahm er an der Eroberung von Landau 1702 Antheil, stand mit den hessischen Truppen am Rheine u. zeichnete sich 1706—1708 in Italien u. den Niederlanden durch Tapferkeit u. Talente in verschiedenen Schlachten u. Belagerungen aus. Nach dem Siege bei Malplaquet 11. September 1709, wurde er Obristleutnant. Gefährlich verwundet, gerieth er in dem Treffen bei Denain 1712 in französische Kriegsgefangenschaft, aus der er sich aber löskaufte, ward nach seiner Rückkunft nach Deutschland Oberster u. legte im Frieden den Hafen, die Schleuse u. den Kanal von Karlsbaven an. Um sich durch Thaten besser auszeichnen zu können, trat er 1716 in polnische Dienste, u. August II. machte ihn 1717 zum Generalmajor. Aber bald trat er in russische Dienste, nachdem er sich Peter dem Großen durch Ueberreichung eines Systems der Fortifikationskunst bekannt gemacht hatte. Dieser beehrte ihn mit den wichtigsten politischen Aufträgen u. übergab ihm auch die Aufsicht über den schlecht angefangenen Bau des Ladoga'schen Kanals. Peter II. machte M. 1723 zum General en Chef u. Grafen, u. die Kaiserin Anna stellte ihn an die Spitze der Geschäfte, vertraute das ganze Militärwesen seiner Leitung u. ernannte ihn zum Generalfeldzeugmeister u. Präsidenten des Reichscollegiums. Als solcher errichtete er 1732 die Land- u. Gabettenakademie zu Petersburg. Jetzt wurde er auf Veranlassung seines Nebenbuhlers Biron (s. d.) zur Eroberung von Danzig abgeschickt. Hierauf mußte er die Ruhe in Polen wieder herstellen u. dann machte er vier rühmliche Feldzüge gegen die Türken von 1736—37, wo der Friede geschlossen wurde. Nach Anna's Tode wurde Biron Regent, weil der Thronfolger Iwan noch ein Säugling war. M. hingegen faßte den Plan, die Prinzessin Anna, eine Schwestertochter der

vorigen Kaiserin, zur Reichsverweserin zu machen. Er setzte seinen Plan durch; Biron wurde mit seiner Familie nach Sibirien gebracht u. Anna zur Reichsverweserin ernannt. Diese gab ihm die Standesherrschaft Wartenberg in Schlessien u. machte ihn zum ersten Minister; aber durch Kavalen wurde er so entrüstet, daß er im Mai 1741 um seine Entlassung bat, die er auch erhielt. Er wollte Rußland verlassen, aber seine Reise verzögerte sich, bis die Nacht vom 24. zum 25. November 1741 hereinbrach, in welcher sich die Prinzessin Elisabeth des Throns bemächtigte. Man beschuldigte ihn des Hochverraths u. brachte ihn nach Sibirien, wo er 20 traurige Jahre verlebte, bis Peter III. den Thron bestieg, ihn 1762 befreite u. zum Generalfeldmarschall machte. Als Katharina II. ihren Gemahl stürzte, blieb M. diesem treu, aber Katharina ließ es ihn nicht entgelten, sondern ernannte ihn zum Generaldirektor vom kaislichen, reval'schen und narva'schen Seehafen u. deren Bau, überdies von dem Kronstädtischen u. Ladoga'schen Kanal. Alle diese Aemter verwaltete er mit großer Thätigkeit, bis er den 16. October 1767 starb. M. war sehr groß, stark, lebhaft, feurig, u. ungemein standhaft. Seiner Arbeitsamkeit kam Nichts gleich. In Allem war er sehr pünktlich. Einer seiner herrschenden Fehler war Ehrfucht. v. Halem, Lebensbeschreibung M.s, Oldenburg 1803.

Münster (vom lateinischen monasterium), bezeichnet eine Dom- oder Stiftskirche, weil die Geistlichen an diesen Kirchen bis zum Ende des 10. Jahrh. nach Art klösterlicher Einrichtung zusammenlebten. Vergl. den Art. Domcapitel.

Münster (Monasterium) hieß ursprünglich Minigern, oder Mimigardesfort, Mimigard u. erhielt erst im 11. Jahrhunderte unter dem Bischöfe Hermann den Namen M. von der, angeblich von Karl dem Großen gegründeten, Domkirche. Auch behauptet man, die Stadt habe Anfangs aus zwei Theilen bestanden, von denen der eine, auf dem linken Ra-Ufer gelegene, Minigernfort, der andere auf dem rechten Ufer gelegene, M. geheißen habe. Dieser letztere habe jedoch bald den ersten so weit überholt, daß später die ganze Stadt von ihm den Namen M. erhalten habe. — M. ist die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirkes u. der preussischen Provinz Westphalen, an der Ra, mit 24,000 Einwohnern, worunter etwa 1500 Protestanten u. 190 Juden; die übrige Bevölkerung ist katholisch; Sitz des Oberpräsidenten, eines katholischen Bischofes, des Oberlandesgerichtes, des Generalcommando's des preussischen 7. Armee-corps. Es ist die schönste Stadt Westphalens, gut gebaut u. eben gelegen. Unter den Sehenswürdigkeiten sind zu nennen: die 15 Kirchen, von denen jedoch mehr zu Proviant- u. Zeughäusern benutzt werden. Die ansehnlichsten sind: a) die Domkirche, wie oben bemerkt von Karl dem Großen gegründet (der jetzige Bau ist jedoch aus den Jahren 1225—91, mit vielen späteren Zusätzen); vom alten Bau sind in der Vorhalle noch Säulen und sehr schöne Sculpturen übrig. Besonders merkwürdig ist der Ausgang: ein geräumiger gewölbter Gang, der ein Quadrum, welches früher ein Friedhof war, umschließt, auch war es in diesem Umgange, in welchem, der in der katholischen Welt so sehr gefeierte Kellermann seinen Geist ausgab. Dann ist noch bemerkenswerth die prächtige Uhr mit dem Planetenlaufe u. s. w. Ferner außer der Grabkapelle Bernhards v. Galen, das Plattenberger Denkmal u. der im gothischen Style erbaute Apostelgang, auch ruhen hier die beiden weltbekannten Brüder Clemens August, Erzbischof von Köln u. Kaspar Mar, der das seltene Glück hatte, in dieser Stadt sein 50jähriges Bischofsjubiläum zu feiern. b) Die Lambertuskirche, aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, mit dem hohen Thurme, an dem sich die drei eisernen Käfige befinden, in denen die Leichname der drei wüthendsten Wiedertäufer: Johann von Leyden, Knipperdölling u. Krechting den Raben zum Fraße ausgestellt wurden. c) Die Liebfrauen- oder Ueberwasserkirche, 1046—1378 erbaut, mit einem wunderthätigen Gnadenbilde. d) Die Martinskirche, deren obere Thurmhälfte nach dem siebenjährigen Kriege erbaut wurde. e) Die Lubgeruskirche mit ihrem schönen Thurme. f) Die Clemenskirche, von Clemens August, nach dem Muster der Peterskirche in Rom erbaut, welche zum

Krankenhaus der barmherzigen Schwestern gehört. — Von den öffentlichen Gebäuden ist besonders merkwürdig das Rathhaus, eines der ausgezeichnetsten gothischen Baudenkmäler Norddeutschlands, mit dem Friedenssaale, in welchem im Jahre 1648 der westphälische Frieden (s. d.) geschlossen wurde. Hier werden noch die Bildnisse der Gesandten, welche denselben unterhandelten u. die Stühle mit den Polstern, auf denen sie gesessen, gezeigt; auch wird neben andern Schenswürdigkeiten die rechte Hand Johannis v. Leyden u. die eisernen Zangen, mit denen die Wiedertäufer zu Tode gemartert wurden, aufbewahrt. Ferner das ganz neu-erbaute, aus 5 Flügeln bestehende u. auf pennsylvanische Art eingerichtete Zuchthaus. Die Straßen sind zwar nicht regelmäßig, jedoch sehr gut gepflastert. Auf dem Prinzipalmarkte stehen stattliche, mit mannigfaltigen Giebeln u. Arkaden versehene Häuser, an denen sich zu beiden Seiten ein Säulengang „unterm Bogen“ genannt, befindet, der sich auch längs des Roggenmarktes fortzieht, auf letzterem ist auch das zwar kleine, aber mit einer hübschen Fassade versehene Schauspielhaus. Rings um den Domplatz stehen die Kurien der Domherren, darunter die des Dombachanten bemerkenswerth ist, weil in ihr Spiegel wohnte, der zuerst Dombachant von M., Fürstenbergs treuer Gehülfe in der Verwaltung des Hochstifts, nachmals der erste Erzbischof von Köln seit der Wiederherstellung des Erztistis durch die preussische Regierung war. Andere Kurien sind zu Regierungszwecken benutzt worden. Von wissenschaftlichen u. andern Anstalten findet man hier: eine katholische Akademie (Maximiliana Fridericiana) mit einer theologischen und einer philosophischen Fakultät, 1824 aus den Fonds der 1818 aufgehobenen Universität gegründet, mit 16 Lehrern u. etwa 300 Studirenden, mit botanischem Garten, Observatorium, naturhistorischem Museum, die Paulinische Bibliothek, mit 35,000 Bänden, ein Gymnasium, mit 600 — 650 Studirenden und 20 Lehrern, Priesterseminar, chirurgische Lehranstalt, Thierarzneischule, Seminar für Schullehrerinnen, Bildungsanstalt für juridische Schullehrer, Taubstummenanstalt, Mäderschule, Vereine für Kunst, westphälische Geschichte u. Alterthumskunde, Provinzialmuseum mit Gemälden aus der alten italienischen u. der alten westphälischen Schule, viele Stiftungen u. Wohlthätigkeitsanstalten. Die Einwohner betreiben Fabriken in Wolle, Leder, Stöcke, Tabak, Kutschen, Zuckerraffinerien, bedeutende Bierbrauereien u. Branntweinbrennereien u. lebhaften Handel besonders mit Leinen- u. Wollenwaaren, Garn, westphälischen Schinken u. Wein. — Nach der Unterwerfung der Sachsen stiftete Karl d. G. hier ein Bisthum der Sachsen u. Friesen u. sein erster Bischof Ludger einen „M.“ für regulirte Kanoniker u. legte zugleich den Grund zu einer weltlichen Herrschaft, die mit fast jedem seiner Nachfolger wuchs. Das Hochstift, das größte im westphälischen Kreise mit 180 □ Meilen, 350,000 Einwohnern und 800,000 Thalern jährlicher Einkünfte, umfaßte allmählig landtagfähige u. 12 andere Städte, unterhielt 3 Regimenter zu Pferd und 5 zu Fuß, stand aber in kirchlichen Dingen unter dem Erzbischofe von Köln. — Die Stadt hat viele widrige Schicksale erfahren, unter welchen das, welches sie 1534—36 zur Zeit der Wiedertäufer unter der Führung eines Schneiders aus Leyden in Holland, mit Namen Johann Bockelsohn (unter dem Namen Jann van Leyden besonders unter dem Volke sehr bekannt) erlitt, das erheblichste war. Dieser Schwärmer hatte nämlich in seiner Jugend als Schneider England, Portugal und Lübeck gesehen und während dieser Zeit fleißig in der Bibel gelesen, wodurch er sich selbst verwirrte und wirklich glaubte, er habe von Gott die Sendung erhalten, ein neues Königreich „Sion genannt“ zu begründen. Hierin wurde er vorzüglich von Knipverdölling, Matthiesen, einem Bäcker aus Harlem u. Johann Dufentschur, einem Goldschmid aus dem nahegelegenen Städtchen Varendorf bestärkt. Vorzüglich war Rothmann, Pfarrer an der vorstädtischen Kirche St. Mauriz bemüht gewesen, den Protestantismus hier einzuführen. Nachdem nun der Bischof u. alle redlich denkenden Bürger aus der Stadt geflüchtet und allerlei Gesindel aus den umliegenden Dörfern, namentlich auch aus Holland u. andern Banden von den übrig gebliebenen Anhängern Thomas Münzers eingezogen waren, begann das aben-

teuerliche Reich, in welchem genannter Schneider die Krone trug. Dieses Unwesen währte jedoch nicht lange, denn der vertriebene Bischof Franz von Waldeck hatte bei den umliegenden Fürsten, namentlich bei Philipp von Hessen Unterstützung gefunden u. am 24. Juni 1535 wurde die Stadt vom Grafen Weyrich von Dhaam erobert. Als dieselbe im Jahre 1661 die Oberherrschaft ihres kriegslustigen Bischofes Bernhard von Galen, der ein Heer von 60,000 Mann, 42,000 Fußgängern, 18,000 Reitern u. 200 Kanonen führte, nicht anerkennen wollte, nahm dieser die Stadt mit Sturm, verlegte seine Residenz von Roesfeld nach M. u. erbaute, um die Bürger besser im Zaume zu halten, eine Citadelle („Brille genannt“). Auch gelang es ihm, alle reformatorischen Antriebe zu beseitigen u. der katholischen Kirche ihre frühere Stellung wieder zu verschaffen, die sie seitdem hier fortwährend behauptete. Sein Ruf hatte sich bereits dergestalt verbreitet, daß er im Jahre 1664 zum Anführer eines Reichsheeres gegen die Türken ernannt wurde. Später verband er sich mit England gegen Holland u. gewann mehre Schlachten, bis Ludwig XIV. 1666 Frieden vermittelte. Doch 1672 verband er sich aufs Neue mit Frankreich gegen Holland, er wurde nur vom Kaiser, dem selbst schon vor ihm hangte, vom weiteren Fortschreiten abgehalten. Sein kriegerischer Geist fand jedoch keine Ruhe, er schloß einen Bund mit Dänemark gegen Schweden und 1674 mit Spanien und Holland, denen er Truppen lieferte. Alle Mächte nahmen gerne seine Landknechte, aus seiner Schule der Kriegs-Erfahrung. Dieser berühmte Bischof wurde im Dome beerdigt und man liest noch jetzt auf seinem Denkmale die Inschrift: *Hostium terror, amicorum praesidium, ecclesiae restaurator et propagator*; Nachkommen seiner Familie leben noch in M. Auch war M. in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine gute Festung und wurde 3 Mal von den Franzosen und Allirten belagert; bei einer dieser Belagerungen wurde ein großer Theil der Stadt zerstört u. man sieht noch heut zu Tage an verschiedenen Stellen in der Umgegend Ueberreste von den Circumvallationswerken, die von den Belagerern errichtet wurden. Den größten Glanzpunkt in der Geschichte hatte es in den letzten 15 Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo der fürstbischöfliche Minister Franz von Fürstenberg die ausgezeichnetsten Männer als J. L. v. Stollberg, Hemsterhuis, Hamann, Overberg, Ristemaker, Kellermann u. A. um sich versammelte. Auch war es Fürstenberg, der die abgetragenen Festungswerke in geschmackvolle Anlagen umschuf. Unter seiner Verwaltung war es auch, daß die Universität, die schon Bischof Ferdinand 1631 errichten wollte u. wozu Kaiser Ferdinand II. die Bestätigung gegeben hatte, zu Stande kam. M. ist der Winteritz des meist sehr reichen westphälischen Adels; jede seiner Familie hat daher in der Stadt ihr Wohnhaus, Hof genannt, mit dem Zunamen der Familie; darunter zeichnen sich aus: der Rombergerhof, ein Palast im neuitalienischen Style, der Erdbrosenhof, der Landbegeherhof u. A. Der letzte Fürstbischof von M. war Maximilian Faver, Bruder des Kaisers Joseph II. Nach diesem kam es 1802 in den Besitz von Kurbrandenburg; 1807 ging es für Preußen verloren u. kam zum Großherzogthume Berg; 1810 fogar zu Napoleons Kaiserreiche, bis es der Wiener Congress an Preußen zurückstellte. — M. ist die Vaterstadt Achtermann's, eines der ausgezeichnetsten Bildhauer jetziger Zeit in Rom, der augenblicklich beschäftigt ist, die sogenannte Achtermanns Pietà aus karrarischem Marmor für den Dom anzufertigen. Ferner von dem Musiker Andreas Romberg 1769, † 1821, vom Dichter Sonnenberg 1779, † 1805 und von dem als König von Corsica berücktigten Th. Neuhoff. Auch war es zu M., wo der Erzbischof von Köln Clemens August am 21. Januar 1773 das Licht der Welt erblickte.

Münster-Ledenburg (Ernst Friedrich Herbert), Reichsgraf, geboren zu Osnabrück 1766, war hannöverischer Gesandter am Petersburger Hofe, vortragender Minister für Hannover bei der k. Kanzlei in London, seit 1814 Erblandmarschall von Hannover, wohnte 1815 als hannöverischer Gesandter dem Wiener Congresse bei u. wurde hierauf mit der Special-Vollmacht der Vormundschaft über den Herzog Karl von Braunschweig beauftragt. In Folge dessen

wurde er, als Herzog Karl zur Regierung kam, seit 1829 in die ärgerlichsten Streitigkeiten verwickelt u. suchte die gegen ihn von jenem vorgebrachten Beschuldigungen in einer eigenen Vertheidigungsschrift, Hannover 1837, zu widerlegen. Endlich forderte der Herzog den Grafen M. sogar, was dieser jedoch ablehnte. In Folge der Unruhen von 1830 ward M. von der demagogischen Partei, wegen angeblicher unzweckmäßiger aristokratischer Maßregeln (namentlich in Königs literarischer Flugchrift „das Ministerium M.“) angegriffen; 1831 als der Herzog von Cambridge zum Vicetönige ernannt wurde, nahm M. als großbritannischer hannöverscher Staats- u. Cabinetsminister den Abschied, schlug die ihm angebotene Fürstenwürde aus u. ging auf seine Güter im Hannöverschen, wo er auf dem Schlosse Ledenburg lebte. Hier hatte er, als der Herzog von Cumberland 1837 auf den hannöverschen Thron kam, im Geheimen wohl an der Zurücknahme der hannöverschen Constitution Theil. Er starb 1839.

Münster (Balthasar), geboren 24. März 1735 zu Lübeck, studirte daselbst, 1754 in Jena Theologie, ward 1757 Privatdocent u. bald darauf Adjunct der philosophischen Fakultät daselbst, 1760 Waisenhausprediger und Hofdiakon in Gotha, 1763 Superintendent in Tonna, 1765 Prediger an der deutschen Petri-Kirche in Kopenhagen, wo er nach segensreicher Wirksamkeit 5. October 1793 starb. M. machte sich als geistlicher Dichter u. Kanzelredner bekannt. In ersterer Hinsicht war sein Umgang mit Cramer, Klopstock, Gerstenberg u. Fink von großem Einfluß. Seine Gedichte, meist religiös-didaktischer Art, sind nicht ohne poetischen Schwung u. Wärme des Gefühls. In seinen Predigten, die durch Freimüthigkeit u. Leichtigkeit der Darstellung sich empfehlen, dringt er auf Aufklärung u. praktischen Nutzen. Am bekanntesten wurde M. durch die Befehrungsgeschichte des Grafen von Struensee, den er zum Tode auf dem Blutgerüste vorzubereiten die traurige Pflicht hatte. Wir haben unter anderen von ihm: Fünf Mal fünf Reden über fünf wichtige Pflichten derer, die da hoffen, Jena 1759 f., 5 Thle.; Heilige Reden oder Predigten, Gotha 1764 f., 7 Thle.; Abgekürzte Predigten, Göttingen 1771, eine zweite Sammlung, Kopenhagen 1773; Predigten über die Sonn- u. Festtags-evangelien, daselbst 1778 f., 7 Thle., 2. Aufl. 1787 f., 4 Thle.; Öffentliche Vorträge über die Reden u. Begebenheiten Jesu nach den 4 Evangelisten, daselbst 1785 f., 9 Thle.; Allgemeine Redekunst, Jena 1759; Cantaten über die vier Evangelien, Gotha 1761; Cantaten über die Episteln, Rudolstadt 1762; Geistliche Cantaten, Göttingen 1769; Geistliche Lieder, Kopenhagen 1772, 2. Aufl., Leipzig 1773 f., 2 Thle.; Befehrungsgeschichte des Grafen von Struensee, Ppz. 1772, 2. Aufl. 1773. K.

Münzconvention, s. Münzen u. Münzfuß.

Münzen sind Metallstücke, denen von einer gesetzlichen Macht ein bestimmter Werth beigelegt ist u. welche, um sie allgemein als diesen Werth habend kenntlich zu machen, mit einem Zeichen, Gepräge, versehen sind, wodurch sie zum gesetzlich anerkannten allgemeinen Tauschmittel oder zum Gelde (s. d.) eines Landes werden. Jede M. ist daher zugleich Geld, nicht aber umgekehrt alles Geld auch M., denn in früheren Zeiten bildeten nicht allein ungeprägte Metallstücke das allgemeine Tauschmittel, sondern man bediente sich dazu auch verschiedener anderer Gegenstände, u. zwar hauptsächlich solcher, welche am häufigsten gebraucht wurden, z. B. Schlachtrich, Getreide, Salz, Thierhäute, Bekleidungsstoffe u. dgl. u. noch jetzt gelten bei manchen rohen Völkern, namentlich im innern Afrika u. auf mehren der Civilisation noch nicht zugänglich gewordenen Inseln, ähnliche Gegenstände, wie Salz, Schafe, Kinder, Felle, getrocknete Fische, Stücke Baumwollenzugs, zum Schmuck dienende Muscheln (Pauris) u. als Tauschmittel u. mithin als Geld. Aber auch die civilisirten Länder besitzen in dem Papiergelde (s. d.), wozu auch Staatspapiere u. Actien gezählt werden können, eine Art Geld, welches keine M. ist, das sogar an sich werthlos ist u. seinen Werth nur durch das allgemeine Vertrauen zu Demjenigen erhält, der es ausgegeben hat, so daß es eigentlich nur ein Zeichen für die wirklichen M. u. eine Anweisung darauf ist.

Auch kann man hierzu die sogenannten Rechnungs=M., auch Ideal= oder fingirte M. (richtiger Rechnungsgeld u.) genannt, zählen, welche gar nicht wirklich geprägt u. vorhanden sind, sondern nach denen in manchen Ländern nur gerechnet wird, die übrigens in der neuesten Zeit zum großen Theil abgeschafft worden sind. Die erste Einführung der geprägten Metall=M. fällt schon in eine sehr frühe Zeit, doch ist man sowohl über diese, als über die Nation, der die Erfindung derselben zuschreiben ist, in Ungewissheit. Die Chinesen sollen schon 2000 Jahre vor Chr. M. gehabt haben; gewiß aber soll seyn, daß die späteren Völker die Münzkunst von den Phöniziern erlernt haben, weshalb auch Einige diesen die Erfindung derselben zuschreiben. Die erste römische M. das As, (von dem griechischen εἰς, Eins, denn es bedeutete überhaupt eine Einheit), welches Anfangs ein Pfund schwer war u. daher auch As libralis hieß, später aber mehre Male reducirt wurde, soll zuerst um 577 vor Chr. aus Erz, dann 486 vor Chr. von Silber u. 487 von Gold geprägt worden seyn. Da diese M. Anfangs mit dem Bilde eines Thieres (pecus) bezeichnet war, nannte man sie auch pecunia, womit man überhaupt das Geld bezeichnete. Die noch jetzt gebräuchliche Münzbenennung: Pfund, Livre u. schreibt sich ebenfalls daher, daß man früher den Werth der Metallstücke nach dem Gewichte berechnete. In Frankreich kamen die Livres im Jahre 1603 auf u. wurden nach den fränkischen Königen auch Franken genannt. Die englische Benennung Pfund Sterling rührt von den Normännern her, welche auch Casterlings genannt wurden. In Deutschland hatte man erst im 9. Jahrhunderte M., von denen die ersten nummi solidi, deutsch Schillinge (von schellen oder klingen) hießen, u. die man sowohl von Gold als von Silber hatte, 12 silberne waren = 1 goldenen, von denen 80 Stücke 1 Pfund wogen. Die silbernen, von denen 12 Stücke 1 Pfund wogen, hießen auch Denarii. Unter Otto I. begann man, um der eingerissenen Verschlechterung des Metalls Einhalt zu thun, weil man damals die Kunst nicht allgemein verstand, verfeßtes Silber auf diese Weise zu prägen, ganz dünne Hohl=M. oder Blech=M. Bracteaten (s. d.) zu schlagen, die man von Gold, Silber u. Kupfer u. von verschiedener Größe u. Gepräge hatte, u. welche damals sehr allgemein waren, deren Werth aber unbekannt geblieben ist, obgleich sehr viele davon auf uns gekommen sind. Man bezahlte damit wahrscheinlich nach dem Gewicht, da kein Münzwertb darauf angegeben war. Von ihrer hohlen, pfannenähnlichen Form nannte man sie auch Pfännige. Seit dem 13. Jahrhunderte wurden sie jedoch wieder von dickeren M., Dickpfennigen, Groschen, verdrängt, von denen die in der Stadt Hall in Schwaben geprägten Häller, u. die mit einem Kreuze im Gepräge Kreuzer genannt wurden. In Florenz wurde eine Gold=M. von Dukatengröße, 1 Quentchen schwer u. mit einer Lilie bezeichnet, geschlagen, welche (wie man sagt von dieser Blume, von der auch der Name Florenz herrühren soll) Florenus hieß; diese wurde im 14. Jahrhunderte zuerst von den Hansestädten, dann auch von anderen deutschen Fürsten nachgeahmt u. GULDEN oder GoldgULDEN genannt. Später prägte man sie auch in Silber, welche zuerst GULDENGROSCHEN, dann GULDENTHALER u. gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts GULDEN genannt wurden. Seit 1518 ließen die Grafen von Schlick aus dem Ertrage einer im Jahre 1516 zu Joachimsthal in Böhmen entdeckten reichen Silbergrube eine 2 Loth schwere Silber=M. in großer Menge schlagen, welche mit dem böhmischen Löwen u. dem heiligen Joachim neben dem Wappen bezeichnet war u. Joachimsthaler, Schlickenthaler oder Löwenthaler genannt wurde. Daraus ist der Name Thaler entstanden, welcher später in vielen Ländern den größeren Silber=M. beigelegt wurde u. der sich sogar bis nach Amerika (Dollar) fortgepflanzt hat. Die französische Benennung Ecu u. die italienische Scudo rührt von dem den M. aufgeprägten Wappenschild her. Der Name der russischen Rubel schreibt sich von Rubli, Kerben her, indem man dort das Silber in kleine Stäbe goß, welche mit Kerben versehen waren, so daß man einzelne Stücke nach Belieben davon abbrechen konnte; die Kopfen, welche früher

von Silber u. unregelmäßig geformt waren, hatten den Lindwurmritter mit der Lanze, Kopje, im Gepräge, daher der Name. — Mehrere Völker des Alterthums sollen M. aus Eisen u. Zinn geschlagen haben, von denen jedoch keine bis auf unsere Zeiten gekommen sind; dagegen hat man häufig alte Blei=M. aufgefunden, welche aber, wie man vermuthet, nur als Roth= oder Schau=M., oder als Amulette, Siegel u. dgl. gedient haben, auch wohl nur falsche M. waren. Die ersten griechischen M. waren von Silber, in manchen Gegenden auch von Gold; eherner M. wurden erst seit Alexander dem Großen allgemeiner u. seit der römischen Unterjochung fast allein üblich. Die Römer prägten in den ältesten Zeiten nur Erz, dann auch Silber; Gold wurde während der Republik selten geprägt; man bediente sich der goldenen M. aus Griechenland; dagegen wurde unter den Kaisern häufig Gold geschlagen. Man wendete das Metall entweder ganz rein oder vermischt an; von Alexander Severus an erhielt das Silber immer mehr Zusatz, so daß unter Galienus zu einem Theile Silber 4 Theile Erz genommen, u. von Claudius Gothicus an kupferne M. nur mit einem dünnen Silberplättchen überzogen wurden. Diocletian stellte das reine Silber wieder her. Auch aus Kupfer mit verschiedenen Beimischungen prägten die Römer M. — Jetzt bestehen in allen civilisirten Ländern die M. aus Gold oder Silber; nur die Scheide=M., welche zu kleine Werthe darstellen, um aus Silber geprägt werden zu können, u. die auch nur für den Verkehr im eigenen Lande bestimmt sind, bestehen in der Regel aus Kupfer, seltener aus Messing oder einer ähnlichen Composition. Die edlen Metalle eignen sich am besten dazu, weil sie überall einen ziemlich gleichen Werth haben, indem sie noch auf mannigfaltige andere Weise benützt werden können; weil sie ferner sich leicht bearbeiten, in die kleinsten Stücke theilen u. sich mit anderen Metallen leicht vermischen lassen, weil sie dauerhafter als alle anderen sind u. wegen ihrer verhältnismäßigen Seltenheit u. allgemeinen Anwendbarkeit einen hinlänglich hohen Werth haben, um selbst in kleinen Quantitäten bedeutende Werthe darzustellen, was besonders für den Transport von Wichtigkeit ist. In Rußland hat man zwar den Versuch gemacht, M. aus Platina zu schlagen, welche noch unzerstörbarer ist, als Gold u. Silber, wegen ihrer schwierigeren Bearbeitung u. Unschmelzbarkeit aber nur zu wenig anderen Dingen angewendet werden kann u. daher eigentlich nur einen sehr ungewissen Werth hat. Auch sind die russischen Platina=M. in neuerer Zeit wieder eingezogen worden u. schon bei ihrer Ausgabe wurde bestimmt, daß Niemand zur Annahme derselben gezwungen werden sollte, weshalb sie auch nicht in den allgemeinen Verkehr gekommen sind. Schon seit langer Zeit wendet man aber das Gold u. Silber nicht im unvermischten Zustande zu den M. an, sondern gibt ihm einen Zusatz, u. zwar meist von Kupfer; nur zuweilen hat man früher dem Golde Silber zugesetzt. Man nennt dieß die Legirung (s. d. u. fein) der edlen Metalle, in Bezug auf das Gold auch die Karatirung, auch nennt man es die Alligation oder Verschickung. Wenn der Kupferzusatz mehr als die Hälfte der ganzen Mischung beträgt, so nennt man diese Billon u. man hat daher Gold= u. Silberbillon, wovon das erstere geringer als 12karätig, das letztere geringer als 6löthig. Kleinere M. erhalten gewöhnlich, um ihnen ein größeres Volumen geben zu können, um so mehr Zusatz, je geringer ihr Werth ist, u. am stärksten ist er in den Scheide=M., welche oft mehr als $\frac{3}{4}$ Kupferzusatz enthalten. Da die letzteren nur für die Circulation im Inlande bestimmt sind, so sollte davon auch eigentlich kein größeres Quantum geschlagen werden, als in dieser Circulation für die Ausgleichung erforderlich ist, indem Niemand sollte gezwungen werden können, bei einer Zahlung so viel davon anzunehmen, als der Werth des kleinsten Stückes der gröberen oder Courantm. beträgt. Sie werden deshalb auch gewöhnlich noch geringer ausgeprägt, als nöthig wäre, um die Prägungskosten zu decken, so daß der Staat einen namhaften Nutzen von der Prägung derselben hat. Einen solchen Nutzen, den sogenannten Prägeschatz, hat der Staat in der Regel von allen Münzprägungen, indem er die M. im Verhältnisse zu den bestehenden Gold=

und Silberpreisen in Gewicht oder Feingehalt noch etwas geringer ausprägt, als nöthig wäre, um die Prägungskosten zu decken. Allein in jedem Falle darf der Prägeschatz nicht zu unbedeutend seyn, indem die M., wenn sie zu geringhaltig sind, im Auslande nicht angenommen werden u. überdies zur Nachprägung verlocken, welche dann gewöhnlich überdies zu geringerem Gehalte ausgeführt wird. Dagegen ist es auch nicht vortheilhaft, wenn gar keine Prägekosten auf die M. gerechnet, sondern wenn jene aus der Staatscasse bestritten werden, indem man den M. einen so großen Metallwerth gibt, als sie selbst im Verkehre gelten, wie dieß namentlich früher in England der Fall war; die M. werden dann sogleich zur Waare, indem Jedermann, der das edle Metall, aus dem sie bestehen, braucht, sie nur einzuschmelzen nöthig hat, wobei er nicht den geringsten Verlust erleidet. Aber auch, wenn die im Lande coursirenden M. zu geringhaltig, oder auch nur zu sehr abgenützt sind, so daß sie merklich an Gewicht verloren haben, bleiben die neuen u. besseren M. nicht lange im Umlaufe, sondern werden sehr bald eingeschmolzen, da der Unterschied des Metallwerthes zwischen den im Umlaufe befindlichen u. den neu geprägten M. größer ist, als der bei letzteren in Abrechnung gebrachte Prägeschatz. Da nämlich die geringhaltigen M. des Inlandes jenseits der Gränze nicht zu ihrem vollen Werthe angenommen werden, so kann man dafür auch kein Silber für seinen gewöhnlichen Preis dort kaufen, sondern muß es theurer bezahlen u. selbst theurer, als die inländischen neu u. vollgültig geprägten M. ausgegeben und gegen die geringhaltigen eingewechselt werden können. Dieser Uebelstand hat von jeher stattgefunden u. man suchte zuweilen sich dadurch zu helfen, daß man die neuen M., ohne es bekannt zu machen, etwas geringer prägte; allein dieser Ausweg war nur von kurzer Dauer: der geringere Gehalt wurde sehr bald entdeckt u. die neuen M. im Auslande eben so wenig für voll angenommen, als die alten. Es blieb daher kein weiterer Ausweg übrig, als, den Münzfuß im Lande allgemein herabzusetzen, was er wenigstens dem Auslande gegenüber eigentlich schon war; allein die letzten inländischen Inhaber der alten, geringhaltigen M. litten dadurch in der Regel Verluste, da mit der Verschlechterung des Münzfußes alle Bedürfnisse sofort im gleichen Verhältnisse im Preise steigen mußten. Auf diese Weise sind die verschiedenen Münzfüße (s. Münzfuß) in Deutschland entstanden, von denen immer jeder geringer war, als der vorhergehende. Diesem Uebelstande wird nicht anders vorgebeugt werden können, als bis wenigstens ein großer Ländercomplex, wie z. B. Deutschland, welcher den größten Theil seiner Bedürfnisse innerhalb der eigenen äußeren Gränzen erzeugt u. davon noch bedeutend ausführt, einen gleichmäßigen Münzfuß annimmt u. die einzelnen Länder, aus denen er besteht, sich gegenseitig verpflichten, die innerhalb des ganzen Vereines geschlagenen M. zu ihrem vollen Werthe anzunehmen, aber auch ihre eigenen M. nie geringer zu schlagen, als sie sämmtlich dazu übereingekommen sind u. überdies die zu sehr abgenutzten kleineren Theilstücke nach u. nach wieder einzuziehen u. umzuprägen. Diesen Zweck zu erreichen, ist durch die am 30. Juli 1838 zwischen den deutschen Zollvereinsstaaten abgeschlossene Münzconvention (s. Münzfuß) wenigstens versucht worden u. die spätere Folgezeit wird es lehren, ob die, durch die Convention von den einzelnen Staaten gegen einander übernommenen, Verpflichtungen wirklich dazu ausreichen. Was die Form der M. betrifft, so bestehen sie schon seit langer Zeit, wenigstens in Europa, durchgängig aus kreisrunden Platten, indem sie sich in dieser Gestalt am wenigsten abnutzen, auch am besten einpacken lassen ic. Nur in Schweden circulirten noch im vorigen Jahrhundert große Kupfermünzen, sogenannte Platten, von viereckiger Form, u. in Rußland wurden unter Katharina I. von 1725—1727 ähnliche viereckige M., im Werthe von 10, 5 u. 1 Kopeke geschlagen. In Ostindien u. mehreren andern außereuropäischen Ländern gibt es dagegen M. von nicht kreisrunder Form, z. B. ovale, knopf-, stangenförmige ic. — Das Gepräge der M. besteht aus verschiedenen, auf den beiden Flächen derselben vermittelst Ausdrückung eines stählernen Stempels angebrachten, erhabenen Zeichnungen oder Inschriften. In den ältesten Zeiten, als

man anfang, *M.* zu verfertigen, wurden die Zeichen auf denselben mit dem Griffel eingegraben, dann vermittelst Hammer u. Ambos aufgeschlagen. Man goß gewöhnlich zuerst die *M.*, um ihnen die gehörige Größe u. Form zu geben, u. prägte sie dann. Auch hat man ganz gegossene *M.* aus verschiedenen Zeitaltern, u. bei den ältesten *M.* finden sich nur auf der einen Seite Bilder. Ferner hat man alte *M.*, die auf der einen Seite das Gepräge erhaben, auf der anderen vertieft zeigen, obgleich meist für jede Seite ein eigener Stempel gebraucht ist. Jetzt ist es am häufigsten gebräuchlich, daß die eine Seite der *M.* das Bild des Landesherrn, die andere das Wappen desselben darstellt, u. man nennt diejenige Seite, auf welcher das Bildniß ausgeprägt ist, den Avers, die andere den Revers. Dazu kommt gewöhnlich auf einer oder auf beiden Seiten eine am Rande kreisförmig umherlaufende Inschrift, die Umschrift oder Legende genannt, welche den Namen u. Titel des Regenten, den Werth u. Gehalt der *M.*, die Jahreszahl der Prägung, oder auch einen Denkspruch enthält. Es finden dabei jedoch manche Verschiedenheiten statt, u. es gibt *M.*, welche kein Bildniß oder kein Wappen haben, u. auf denen gewöhnlich an der Stelle derselben das Mittelfeld mit einer, den Namen oder die Geltung der *M.* bezeichnenden, horizontallausenden Inschrift ausgefüllt ist. Der Gehalt der *M.* wird gewöhnlich durch die Angabe ausgedrückt, wie viel Stücke aus einer feinen Mark geprägt sind. Unter dem Bildniß oder der horizontallausenden Inschrift steht oft noch der sogenannte Münzbuchstabe durch welchen die Münzstätte bezeichnet wird. (Vgl. hierüber die einzelnen Buchstaben des Alphabets in unserm Werke.) Der äußere Rand der *M.* wurde sonst gewöhnlich nur eingekerbt, oder mit einer Blätterverzierung versehen, jetzt aber ist er, wenigstens bei den groben Sorten, meist glatt, mit einer Inschrift von vertieften oder erhabenen Buchstaben, welche entweder ein Wahlspruch, oder auch eine auf den Werth der *M.* bezügliche Angabe ist. Auch macht man den Rand jetzt gewöhnlich so dick, daß er die Erhabenheit des Gepräges noch etwas überragt, so daß eine ziemliche Anzahl *M.* über einander gelegt werden können, ohne zu wanken, wodurch auch zugleich das Gepräge einigermaßen gegen das Abreiben geschützt wird. Obgleich jede einzelne *M.*, wenn sie aus der Münzstätte kommt, genau das gesetzlich vorgeschriebene Gewicht haben soll, so würde es doch eine außerordentlich kostspielige Arbeit verursachen, wollte man auch das Gewicht der kleinen *M.* durch Wägen u. Abseilen jedes einzelnen Stückes genau berichtigen, da diese Arbeit durchaus nicht durch eine Maschine oder auf eine andere, Zeit ersparende, Weise ausgeführt werden kann. Man wendet daher das einzelne Justiren nur bei den größeren Münzsorten an, u. begnügt sich bei kleineren mit derjenigen Genauigkeit, welche durch die, vermittelst Maschinen zu erzeugende, gleichmäßige Größe u. Dicke der Münzplatten erreichbar ist. Um sich aber zu überzeugen, das wenigstens im Ganzen kein Fehler geschieht u. die Regierung weder Nachtheil, noch einen unrechtmäßigen Vortheil hat, wägt man soviel Stücke, als gesetzlich eine Mark ausmachen müssen, zusammen, u. läßt die Ungleichheit der einzelnen Stücke unbeachtet, wenn alle zusammen das richtige Gewicht haben; sollte dieß aber nicht stimmen, so berichtigt man es, indem man einige leichtere *M.* gegen schwerere, oder umgekehrt, vertauscht. — Der Werth der Münze wird zunächst von der Regierung bestimmt, die sie hat schlagen lassen; allein diese Bestimmung kann natürlich nur für das eigene Land gültig seyn, wo die *M.*n auch von der Regierung selbst in allen öffentlichen Cassen danach angenommen werden. Im Auslande dagegen werden sie nur als Waare betrachtet u. nach ihrem wirklichen Metallwerthe angenommen, besonders, wenn in denselben ein anderer Münzfuß gilt. Von der sehr reichen Literatur heben wir hier nur heraus: über alte *M.* Millingen: „Ancient coins of Greek cities and kings,“ Florenz 1831; Schulze, „Tafeln über die griechischen Maße, Gewichte u. *M.*,“ als Anhang zum zweiten Theile von Passows „Handwörterbuch der griechischen Sprache,“ 4. Aufl., Leipzig 1831; Asermann, „Coins of the Romans relating to Britain,“ London 1844; Florencourt, „Erklärung der räthselhaften Umschriften der Consecra-

tionsmünzen des Romulus," Trier 1843; Pinder u. Friedländer, „Die M. Justinians," Berlin 1843; u. Köhne, „Die auf die Geschichte der Deutschen u. Sar-maten bezüglichen römischen M.," Berlin 1844. Ueber moderne M. geben die Werke von Köhler Madai, Appell, Reinhardt, in wissenschaftlicher, sowie die von Kelsenbrecher u. Koback in mercantilischer Beziehung die ausführlichste Belehrung.

Münzer, Thomas, ein abtrünniger Priester u. Schüler Luthers u. nachmaliges Haupt der Wiedertäufer (s. d.), zu Stolberg am Harze geboren, studirte wahrscheinlich zu Wittenberg, wo er die Magisterwürde erhielt, wurde nacheinander Schullehrer zu Alschersleben, Kaplan in einem Frauenkloster zu Halle, dann Prediger in Stolberg u. 1520 in Zwickau, wo er bereits schwärmerische Bestrebungen an den Tag legte, was noch mehr der Fall war, als er sich im folgenden Jahre in Böhmen unter den Hussiten aufhielt u. von Prag aus einen heftigen Aufsatz „Contra Papistas“ veröffentlichte u. 1523 Prediger zu Alstedt in Thüringen wurde. Wegen Aufruhrs zum Sturze des Abels, zur Einführung völliger politischer u. Gütergleichheit entfernt, trieb er sein Wesen in Nürnberg, Schaffhausen u. in Mühlhausen, wo ihn die Menge, mit Widerstreben des Magistrats, zum Prediger ernannte. Als die Bauernunruhen ausbrachen, stellte sich M. an die Spitze dieser wilden Horden, mit denen er bei Frankenhäusen lagerte, verkündigte die natürliche Gleichheit aller Menschen, Abschaffung der Obrigkeit u. Herstellung eines neuen Reiches, das aus lauter Gerechten bestehen werde. Auch einzelne Bauern selbst erhoben sich als Prediger, „denn Jedermann, war ihnen gesagt worden, müsse es freistehen, Gottes Wort zu verkünden“ u. in der von ihnen eingereichten Beschwerde in 12 Artikeln stand oben an die Forderung: „daß jede Gemeinde ihre christlichen Lehrer sich selbst erwählen u. Gewalt haben solle, selbe wieder abzusetzen.“ Sie wandten sich an Luther u. forderten von ihm, der mit Worten der heiligen Schrift den höchsten Gewalten auf Erden Trost geboten hatte, Vertheidigung ihres Beginuens. In nicht geringer Verlegenheit antwortete dieser in Form einer Ermahnung. (Vgl. d. Art. Bauernkrieg.) Als aber dieselbe, weil Luther in dieser Sache eine doppelte Rolle spielte, Nichts fruchtete u. auch eine, von den vereinigten Fürsten, nämlich dem Kurfürsten Johann u. Herzog Georg von Sachsen, dem Landgrafen Philipp von Hessen u. dem Herzoge Heinrich von Braunschweig, versuchte gütliche Beilegung erfolglos blieb, kam es am 15. Mai 1525 bei Frankenhäusen zur Schlacht, welche gegen die Aufrührer entschied. M. wurde aus seinem Verstecke auf dem Boden eines Hauses hervorgezogen u. nebst 25 Anderen hingerichtet. Vgl. Strobel, „Leben, Schriften u. Lehren Thomas M.s," Nürnberg 1795 u. Seidemann, „Thomas M.," Dresden u. Leipzig 1842. Zu einem historischen Romane hat die Geschichte M.s Theodor Mundt verarbeitet.

Münzfälschung heißt die Nachahmung der gesetzlich geprägten Münzen durch gewinnstüchtige Menschen, entweder in einer geringhaltigeren, weniger Werth habenden Metallmasse, als die ächten, oder auch ganz in der nämlichen Masse. Im letzteren Falle eignen sie sich nur den Gewinn an, den der Staat beim Prägen der Münzen hat u. sie werden um so leichter dazu verleitet, je größer dieser Nutzen ist, oder je geringhaltiger ein Staat seine Münzen schlagen läßt. Abgesehen von diesen vollhaltig nachgeprägten Münzen, welche man auch Beischläge nennt, bestehen die falschen Münzen entweder aus einem edlen Metalle, welches aber stärker legirt ist oder mehr Zusatz eines geringeren Metalles hat, als die ächten Münzen, oder auch aus einer Metallcomposition, welche gar kein edles Metall enthält u. die Farbe desselben, namentlich des Silbers, entweder von selbst nachahmt, oder sie durch Vergoldung, Versilberung oder durch Weißfieden erhält. Zu den M.n. kann auch das betrügerische Vermindern des Gewichts der Münzen durch Beschneiden oder durch theilweises Auflösen in einer Säure gerechnet werden. Das letztere, das Auflösen, geschieht nur bei Goldmünzen, auch das Beschneiden meist bei diesen, doch findet es auch nicht selten bei Silbermünzen, besonders bei älteren, statt. Daß man solche Münzen wägt u. sie in der Regel um so viel niedriger annimmt, als das Gewichtsmanko beträgt, ist bekannt, aber leider ist es nur zu

oft der Fall, daß der Empfänger das Wägen eben so wenig vornehmen, als die Annahme der Münze zum vollen Werthe verweigern kann, u. deßhalb ist es sehr zu loben, daß in den meisten Ländern Gesetze bestehen, welche das Einziehen und Einschmelzen unterwichtiger Goldmünzen, namentlich Dukaten, vorschreiben u. alles Ausgeben derselben verbieten. Würden diese Gesetze pünktlich befolgt u. mit der nöthigen Strenge darüber gewacht, so würde auch gewiß die große Anzahl der noch immer umlaufenden leichten Münze schon längst wenigstens sehr vermindert u. den daraus entstehenden Verlusten, welche noch dazu am häufigsten u. am empfindlichsten arme Arbeiter treffen, gesteuert worden seyn.

Münzfuß nennt man den gesetzlich bestimmten Maßstab, nach welchem ein Staat seine Münzen in Schrot u. Korn (s. d.) ausprägt u. nach dem sich daher auch der innere Werth derselben richtet. Daß hierin eine Verschiedenheit stattfindet, rührt einzig daher, weil die edlen Metalle nicht im reinen Zustande zu Münzen verarbeitet, sondern mit einem geringeren Metalle, nämlich Kupfer, vermischt oder legirt werden; denn wäre ersteres der Fall, so könnte man den Werth jeder Münze nach ihrem Gewichte bestimmen, anstatt daß man jetzt auch immer noch den Feingehalt mit in Anschlag zu bringen hat. Der innere Werth der Münzen ist natürlich um so größer, je weniger Zusatz von unedlem Metalle sie, bei gleichem Gewichte, haben u. je weniger Stücke von gleicher Benennung aus einer bestimmten Quantität reines Silbers oder Goldes geprägt werden. Man nennt daher einen solchen auch einen schwereren M., zum Unterschiede von einem leichteren, nach welchem mehr gleichartige Stücke auf das nämliche Quantum unvermischten edlen Metalles gehen. In früheren Zeiten ließen sich die Regierungen oft durch den augenblicklichen Vortheil verleiten, in der Stille den M. herabzusetzen, indem sie ihre Münzen geringhaltiger prägten, als sie es versprochen hatten, oder dieses ihren Münzpächtern, sowie anderen Personen oder Körperschaften, welche die Berechtigung zum Münzen hatten, nachsahen. Allein dieß wurde nicht nur sehr bald entdeckt, sondern die natürliche Folge davon war auch zuerst, daß das Ausland die Münzen nicht mehr zu ihrem ursprünglichen Werthe annahm u. daß die Preise aller Dinge sich gegen den Nominalwerth der Münzen steigerten. Dadurch entstanden Verluste für die Bewohner des Staates, Erschwerung des Handels u. Verlegenheiten für die Regierung selbst, welche endlich ge- nöthiget wurde, ihre eigenen Münzen auf Kosten der letzten Inhaber derselben herabzusetzen. Um diesen Uebelständen zu begegnen, suchten sich die deutschen Regierungen durch gemeinschaftliche Beschlüsse oder Conventionen gegen eigenmächtige Herabsetzung des M.es zu sichern. Man legte dabei die kölnische Mark (s. d.) zum Grunde u. bestimmte, wieviel Stücke einer gewissen Münze, gewöhnlich des Guldens, als der früher in Deutschland am häufigsten gebräuchlichen Münzeinheit, aus einer feinen Mark von 16 Loth Silber oder 24 Karat Gold ohne Zusatz geprägt werden sollten. Die wichtigsten dieser M.e sind folgende: 1) der alte Reichsfuß von 1559, nach welchem die Mark feines Silber zu 8 Thaler oder 12 Gulden ausgeprägt wurde; 2) der zwischen Sachsen u. Brandenburg 1667 im Städtchen Zinna verabredete, sogenannte zinnische M., nach welchem die Mark-Silber zu 10 $\frac{1}{2}$ Thlr. oder 15 $\frac{3}{4}$ Gulden ausgeprägt wurde; 3) der Leipziger oder Achtzehnguldenfuß, zuweilen auch Reichsfuß genannt, 12 Thlr. oder 18 Gulden auf die Mark fein Silber, welchen Sachsen, Brandenburg und Braunschweig 1690 festsetzten, der 1738 zwar zum Reichsfuße erhoben, aber nicht allgemein eingeführt wurde u. der noch jetzt in Mecklenburg gültig ist, während Hannover u. Braunschweig noch bis vor wenigen Jahren Münzen darnach prägen ließen; 4) der preussische Einundzwanzigguldenfuß von 1750, der noch jetzt in Preußen gültig u. in der neuesten Zeit auch von sämmtlichen nördlichen Zollvereinsstaaten angenommen worden ist; 5) der Conventions- oder Zwanzigguldenfuß, nach welchem, in Folge einer im Jahre 1753 zwischen Oesterreich u. Bayern abgeschlossenen Convention, welcher später bis 1763 der bayerische, schwäbische, ober- u. niederrheinische Kreis u. der Kurfürst u. die Herzoge von

Sachsen beitraten, die kölnische Mark fein Silber zu 20 Gulden oder 13 $\frac{1}{3}$ Thlr. ausgeprägt wurde. Er war bis in die neueste Zeit in dem größten Theile von Deutschland, nur mit Ausnahme Preussens, Holsteins, Mecklenburgs, Oldenburgs u. der Hansestädte Hamburg, Lübeck, Bremen, gültig, ist es aber jetzt nur noch in Oesterreich. Die nach demselben geprägten Münzen nennt man Conventions-Münze; in Sachsen nannte man sie auch Wechselzahlung. 6) Der Vier- und zwanzig guldenfuß, eigentlich kein besonderer M., sondern nur eine Modification des Zwanzigguldenfußes, indem nach demselben nur der Gulden einen geringeren Werth hatte, da die Mark fein Silber zu 24 Gulden oder 16 Thaler ausgeprägt wurde. Er wurde 1776 von Bayern u. den benachbarten Staaten angenommen u. galt, bis zum Abschlusse der Münzconvention unter den Zollvereinsstaaten, in Bayern, Württemberg, Baden, Hohenzollern, Großherzogthum Hessen, Nassau, Koburg u. Meiningen. Jetzt ist in diesen Staaten 7) der 24 $\frac{1}{2}$ Guldenfuß an dessen Stelle getreten, nach welchem die Mark feines Silber zu 24 $\frac{1}{2}$ Gulden oder 16 $\frac{1}{2}$ Thaler ausgemünzt wird. — Außerdem gibt es in Deutschland noch mehre besondere M.e, nach denen aber meist kein Geld geprägt ist, so daß sie sich nur auf sogenannte Rechnungsmünzen beziehen u. die auch zum großen Theile wieder abgeschafft sind, oder nur noch zuweilen in kaufmännischen Berechnungen vorkommen. Die hauptsächlichsten derselben sind folgende: der schleswig-holsteinische Courantfuß, der lübeckische oder lübische M., das Girogeld in Augsburg, die Wechselzahlung in Frankfurt a. M., die bremische Louisdor- oder Pistolenwährung zc. Um die Unbequemlichkeiten u. Nachtheile für Handel u. Verkehr zu heben, welche aus der Verschiedenheit der, in den zum deutschen Zollverbande vereinigten Staaten früher angenommenen, M.e entsprangen, haben diese Staaten auf Anregung Preussens am 30. Juli 1838 zu Dresden eine Münzconvention abgeschlossen, welche für alle einen gleichen M. festsetzt u. wobei nur in soferne ein Unterschied zwischen den nördlichen, bisher nach Thalern, u. den südlichen, bisher nach Gulden rechnenden Staaten stattfindet, als erstere 14 Thaler, letztere aber 24 $\frac{1}{2}$ Gulden aus der Mark feines Silber schlagen lassen.

Münzkunde, s. Numismatik.

Münzregal oder Münzrecht heißt das, jedem Staate zustehende Recht, Münzen schlagen zu lassen. Dieses M. war zur Zeit des deutschen Reiches keine Befugniß der Landeshoheit, sondern ein kaiserliches Reservatrecht, das nicht einmal den Reichsvicarien zustand. Durch kaiserliche Verleihung oder Verjährung konnte aber das M. erworben werden. Münzprivilegien konnte in späterer Zeit der Kaiser nur mit Zustimmung der Kurfürsten ertheilen; übrigens aber verließ er das M. an Reichsstände, Städte, ja an Privaten, meist jedoch mit Einschränkungen. Jetzt hat jedes deutsche Bundesglied das M.

Münzsammlungen, s. Numismatik.

Münzwardein heißt derjenige Beamte, welcher besonders die nöthige Reinigung des zur Münze gebrachten Goldes u. Silbers u. die Beschickung oder Legirung desselben zu besorgen, auch die einzelnen Münzstücke nach Schrot u. Korn zu prüfen hat. Zuweilen ist ihm auch die Aufsicht über das Maschinenwesen in der Münzstätte übertragen.

Musti, ein arabisches Wort, das wörtlich Schiedsrichter, Begutachter bedeutet. In der Türkei ist Groß-M. der Titel des ersten Vorstehers des Cultus u. der Gesetzgebung. Sein schriftliches Gutachten heißt Fetwa u. deshalb er selbst Sahiti-Fetawi, so wie sein Sekretär Fetwa-Emini. Sein gewöhnlicher Name aber ist: Scheik-ul-Islam, d. h. Haupt der Auserwählten. In der Unterschrift nennt er sich: „den armen Knecht Gottes.“ Er folgt im Range gleich nach dem Großwesir u. genießt große Ehrenbezeugungen. Er besetzt die Stellen an den großherrlichen Moscheen, wählt die Unter-M.s in den größeren Städten u. übt als Oberhaupt der Ulema, d. h. der Lehrer u. Erklärer der Gesetze, großen Einfluß auf die Besetzung aller Richterstellen aus. Auch verrichtet er bei der Thronbesteigung eines Sultans das Amt der Schwertumgürtung. Er wird

vom Sultan ernannt u. nach Befinden abgesetzt, ist aber, gleich den Ulema, vor körperlichen entehrenden Strafen, so wie sein Vermögen vor Confiscation gesichert. Seine Einkünfte belaufen sich jährlich auf mehr als 700,000 Asper (über 7000 Thaler).

Muggendorf, kleiner aber hübscher Marktflecken an der Wiesent, im Kreise Oberfranken des Königreichs Bayern u. Landgerichte Ebermannstadt, — ein Bezirk auf der fränkischen Alp, der weniger durch seine Fruchtbarkeit, als durch die Fülle seiner Naturschönheiten u. Naturwunder sich auszeichnet u. deshalb auch die fränkische Schweiz genannt wird. M. ist der Mittelpunkt dieser interessanten Gegend u. in seiner Nähe liegen 24 Höhlen mit ihren Schätzen von Petrefakten u. Tropfsteingebilden, über welche von der Regierung eine eigene Inspektion bestellt ist. Die berühmtesten derselben sind die Gailenreuther-, Rosenmüllers-, Osvalds-, Gaislach-, Ludwig- u. Wunderhöhle. Auch die Oberwelt ist hier reich an merkwürdigen Steingebilden u. vor allen zeichnet sich eine grandiose Felsenpartie, die sogenannte Riesenburg, aus. Ueberdies schmücken die Umgebung noch viele Ueberbleibsel aus den Zeiten des Ritterthumes, so die Burgen Gösweinsehn, Streitzberg, Reideck, das Quadenkloß, Rabeneck, Rabenstein etc. — Fr. G. N. Goldfuß: Die Umgebungen von M.; Johann Heller: M. u. seine Umgebungen, Bamberg bei Drosch.

Muhammed, s. Mahomed.

Mulatten, heißen diejenigen Farbigen (s. d.), welche einen Europäer und eine Negerin, oder umgekehrt, zu Eltern haben. Sie sind in Ost- u. Westindien zu Hause u. gewöhnlich olivenfarbig.

Mulde, ein linker Nebenfluß der Elbe in Sachsen, entsteht durch die Vereinigung von zwei gleichstarken Quellflüssen, nämlich der aus Osten kommenden Freiberger- oder östlichen M., u. der aus Südwesten zufließenden Zwickauer- oder westlichen M., die bei dem Dorfe Sermuth, unterhalb Goldzig, Rötteritzsch gegenüber, sich vereinigen. Weiter fließt die M. nun vorüber: an der Stadt Grimma, Nerchau, Trebsen, Wurzen, verläßt dann Sachsen bei dem Dorfe Walsewitz, u. berührt in Preußen die Städte Gilenburg, Lüben, u. mündet unterhalb Dessau in die Elbe. — Die Freiberger M. entspringt in Böhmen bei dem Dorfe Allersdorf, unweit der Weiseritzquelle, fließt aus einem Grenzteiche in einem tiefen waldigen Thale nach Sachsen, zunächst bei dem Dorfe Holzhau vorüber. Sie nimmt links, bei Gaußnitz, den Klostgrabben aus der Glöha; zwischen Randeck u. Mulda die Ghennitz; rechts die Gimliz, bei Lichtenberg; links die Münzbach, bei Halsbrücke; rechts die Bobritzsch, bei Siebenlohe; links die Striegiz, unterhalb Rostwein; links die Zschopau, bei Schweta auf. — Die Zwickauer M. entsteht im Voigtlande, unweit Schöneck u. Kettenheyda aus der rothen u. weißen M., die aus dem rothen u. weißen M.teiche abfließen.

Mulgrave, 1) Konstantin Johann Phips, Lord M., geboren 1744, trat früh in die britische Marine, ward 1765 Schiffskapitän, commandirte 1773 die, zu Entdeckung einer Durchfahrt durch das Polarmeer vom atlantischen nach dem westlichen Ocean ausgerüstete Expedition, kehrte aber, nachdem er bis zum 80° nördlicher Breite gekommen war u. die größte Gefahr erlitten hatte, vom Eise eingeschlossen zu werden, unverrichteter Sache zurück. 1775 ward er Lord, 1777 Kommissär bei der Admiralität, führte aber dennoch ein Schiff bis zum Frieden von 1783. Nach Lord Nord's Sturze legte er seine Stelle nieder, verwaltete aber dessen ungeachtet später, zum Geheimrath u. Pair ernannt, mehrere wichtige Staatsämter u. starb 1792 zu Lüttich. Man hat von ihm: „Reise zum Nordpol“, London 1774. — 2) Henry Philipp Phips, Lord M., geboren 1770, Sohn des Vorigen, trat 1793 als Baron in die Pairskammer u. auch bald darauf ins Ministerium. Nach Pitt's Tode verlor er seine Stelle, kam jedoch, als Fox starb, von Neuem als erster Lord der Admiralität ins Ministerium. Die Expedition von Walchern 1809 war hauptsächlich sein Werk. 1812 wurde er Großmeister der Artillerie, welche Stelle er aber 1818 wieder an Lord Wellington abtrat.

Multiplication, deutsch Vervielfältigung, eine bekannte Rechnungsart, darin bestehend, daß man eine Größe so viel Male zu sich selbst addirt, als eine andere Größe Einheiten hat; die erste Größe heißt der Multiplicandus, die zweite der Multiplikator. Das Zeichen der M. ist ein liegendes Kreuz (\times).

Multiplicationskreis, auch Repetitionskreis, nennt man ein zu Höhen-Bestimmungen der Gestirne dienendes Instrument der neueren Astronomen, das am vollständigsten bis jetzt von Reichenbach angefertigt wurde. Dasselbe besteht im Wesentlichen aus zwei concentrischen Verticalkreisen, die sich um ihre horizontale Achse, u. zwar einer innerhalb des anderen, drehen lassen. Eine besondere Anwendung des M.es ist die zur genauen Bestimmung der Zeit, in Ermangelung eines Mittagssferiurohres, correspondirender Sonnenhöhen oder Sternverschwindungen.

Mumien nennt man die, der Verwesung durch besondere Zubereitungen entzogenen Leichen. Besonders die alten Aegypter verstanden die Kunst, M. zu bereiten. Veranlaßt dazu wurden sie theils durch die Nothwendigkeit, ihre Leichen aufzubewahren, da das Eingraben der Leichen durch die Ueberschwemmungen des Nils unräthlich wurde, zum Verbrennen derselben aber das nöthige Holz fehlte, andertheils gebot den Aegyptern ihre Religion, die Körper der Verstorbenen so lange als möglich vor dem Verderben zu schützen, da sie glaubten, die Seele bleibe so lange in der Nähe der Leichen, als diese ihre Form behielten. Daher behielten die Aegypter ihre Todten so lange als möglich im Hause, oft Jahre lange, u. brachten sie erst später in die allgemeinen Begräbnißplätze, Katakomben (s. d.), in denen noch jetzt eine zahllose Menge seit Tausenden von Jahren wohl-erhaltener M. sich befindet. — Alle ägyptischen M. sind von baumwollenen, mit Gummi überzogenen Bändern umwickelt, auf welchen sich bei manchen M. hieroglyphische Zeichen befinden; vor dem Gesichte befindet sich gewöhnlich eine bemalte Larve. Die Farbe der Leichen selbst ist verschieden, vom Braunschwarzen bis zum Hellbraungelben, je nach der verschiedenen Methode der Balsamirungen. Die Aegypter hatten nämlich drei Methoden, ihre M. zu bereiten. Bei der ersten u. kostbarsten wurden, nach Entfernung der Eingeweide, die Körperhöhlen mit Myrrhe u. wohlriechenden Harzen ausgefüllt, dann der Leichnam 70 Tage lange in eine Auflösung von Glaubersalz gelegt, darnach abgewaschen, mit Binden umgeben, die mit Gummi bestrichen waren, u. in einen aus mehreren Lagen von zusammengelebten Baumwollstoffen bereiteten Sarg gelegt, der in einen zweiten aus dem Holze des Maulbeerfeigenbaumes gesetzt wurde. Nach der zweiten Methode wurde Cedernsaft in die Eingeweide eingespritzt, die Leiche 70 Tage lange in eine Glaubersalzauflösung gelegt u. zuletzt mit heißem flüssigen Asphalt ausgespritzt. Die dritte wohlfeilste Methode bestand bloß darin, daß man die Leichen 70 Tage lange der Einwirkung der Salzauflösung aussetzte. Unsere Kenntniß von diesen Bereitungsarten der M. bei den alten Aegyptern rührt theils von alten Schriftstellern her, die sie beschrieben haben, wie Herodot, Diodor von Sicilien u., theils ist sie das Ergebnis sorgfältiger Untersuchungen, welche in der neueren Zeit an den M. angestellt wurden. Manche M. sind leicht zerbrechlich u. leicht von Gewicht; sie zeigen noch sehr kenntliche Gesichtszüge; Zähne, Haare, ja selbst die Augenbraunen sind gut erhalten; — andere dagegen sind schwer im Gewicht u. schwer zerbrechlich, mit entstellten Gesichtszügen u. ohne Spur von Haaren. Viele M. sind stark vergoldet, andere verschieden gefärbt. Am wenigsten gut erhalten sind die bloß gesalzenen M., welche weiß aussehen u. sehr leicht zerbrechen. — Die harzigen Bestandtheile der ägyptischen M. wurden ehemals in der Arzneikunde, besonders äußerlich, zur Bereitung von Pflastern angewendet; eben so wurden sie aber auch häufig als Malerfarben benützt. Außer den menschlichen M. finden sich in Aegypten auch thierische, von heilig gehaltenen Thieren, so namentlich von Krokodilen, vom Ibis u. — auch auf den canarischen Inseln hat man M. in Katakomben gefunden, die von den Ureinwohnern, den Guanachen, herrühren; auf welche Weise sie bereitet wurden, ist unbekannt. — Auch in der christlichen Zeit hat man hin u. wieder Versuche gemacht, M. herzustellen,

d. h. auf künstliche Weise die Erhaltung der Leichname zu bewirken; diese Versuche sind zum Theil sehr glänzend ausgefallen, sie wurden aber nie ins Große getrieben, wie im alten Aegypten. — Eine Art natürlicher M., ohne alle Beihülfe der Kunst, kann durch bloße physische Einflüsse entstehen, namentlich durch die Einwirkung starker trockener Hitze oder eines beständigen lauen trockenen Luftzuges: so werden die Leichen der in den afrikanischen Wüsten umgekommenen Reisenden zu Mumien, u. Humboldt fand auf einem Schlachtfelde in Peru auf sehr trockenem Boden u. in sehr heißem Erdstriche Peruaner u. Spanier als M. neben einander liegend. — Das Wort M. kommt aus dem Persischen oder Arabischen u. bezeichnet der Stammsilbe nach „Wachs“. E. Buchner.

Mumme, heißt ein starkes, strupartiges, gewürzhaftes, braunes Bier, welches nur in Braunschweig gebraut wird u. früher so berühmt u. beliebt war, daß es nicht allein in Europa weit u. breit versandt wurde, sondern auch selbst übers Meer bis nach Ostindien ging; es soll durch die Seereisen, wie manche Weine, sogar gewonnen haben. Indem es die Linie passirt, soll es sauer werden, bis es aber nach Ostindien kommt, seine frühere Süßigkeit wieder erlangen u. an Geist gewinnen. Es hat seinen Namen von dem Brauer Christian M., der es 1492 erfand. Jetzt ist die M. bei Weitem nicht mehr so beliebt, als sonst; sie wird noch von Manchen als Delikatesse oder als Stärkungsmittel genossen, Vielen ist aber der etwas eckelhaft süße Geschmack zuwider. Sie wird erst trinkbar, nachdem sie ein Jahr gelegen hat. Man unterscheidet Schiffsm. u. Stadtm.: die erstere, welche besonders zum Versenden bestimmt ist, ist schwerer, dickflüssiger, kräftiger und reichhaltiger an ausgezogenen nährenden und schmackhaften Stoffen. Beim Abziehen der abgelegenen M. muß man große Vorsicht anwenden, weil sie eine außerordentliche Ausdehnungskraft hat; die Flaschen dürfen daher auch nicht verkorft werden, sondern man verschließt sie nur mit Papier, in welches man einige Löcher sticht, und eben deshalb kann sie nur bei kalter Jahreszeit versendet werden.

Mund, heißt im engeren Sinne die, zwischen den Lippen befindliche Querspalte, die M.öffnung, der äußere M.; in weiterem Sinne aber die, im unteren Theile des Gesichts, unterhalb des Bodens der Nase befindliche, nach außen von den Wangen u. Lippen umgebene, vorn sich durch den äußeren M. öffnende Höhle, die M.-Höhle, der innere M. Die M.-Höhle zerfällt in die vordere u. in die hintere; erstere ist nach vorn geschlossen durch die Backen u. Lippen, nach hinten durch die Zähne u. die vordere Fläche der Zahnhöhlen-Fortsätze der Kieferknochen; sie kann willkürlich erweitert oder verengt werden, ist aber immer kleiner, als die hintere M.-Höhle. Letztere ist bei geschlossenen Zähnen länglich vierseitig, und wird von der über ihr liegenden Nasenhöhle nach vorn durch den harten oder knöchernen Gaumen, nach hinten durch den weichen oder das Gaumensegel geschieden; nach unten ist sie geschlossen durch die in der Aushöhlung des Unterkiefers befindlichen Muskeln; nach den Seiten wird sie begränzt durch die Zahnhöhlen-Fortsätze der Kieferknochen mit den Zähnen; nach rückwärts geht sie über in den Schlund; nach vorne wird sie gegen die vordere M.-Höhle eröffnet u. zugleich erweitert durch die Entfernung der Zahnreihen von einander. Die gesammte M.-Höhle ist, die Kronen der Zähne ausgenommen, von einer eigenthümlichen Schleimhaut, der M.-Haut, ausgekleidet, welche als Fortsetzung der äußeren Haut in der Gegend der äußeren Lippenränder, da, wo diese roth zu werden anfangen, beginnt, sich an alle Theile des Mundes fest anlegt u. stets feucht erhalten wird durch den Speichel, der aus ihren Schleimdrüsen, von ihren zahlreichen ausschauenden Gefäßen u. aus den Speicheldrüsen abgesondert wird. Man hat die hintere M.-Höhle auch in die untere u. in die obere, d. h. in die unterhalb und die oberhalb der Zunge befindliche getheilt. Der M. ist der Sitz des Geschmackorgans, zugleich aber in hohem Maße betheiligt bei der Verdauung, bei der Athmung u. beim Sprechen. Er ist, namentlich bezüglich der Verdauung, ein so nothwendiges Organ, daß er bei keinem Thiere fehlt. Der M. des Menschen

zeichnet sich vor dem des Thieres aus durch die Lippen, welche eigenthümlich gebildet u. durch ihren Reichthum an Muskeln äußerst beweglich sind, durch ihre verschiedenen Bewegungen aber auch fast alle Leidenschaften u. Affekte ausdrücken. Dieß zeigt sich im zartesten Ausdrücke der Liebe, im Kuße, und andererseits in der verächtlichen Miene des Abscheues, der sich zunächst in der Verziehung des M.s kund gibt. Nur bei den Säugethieren finden sich Lippen, die denen des Menschen ähnlich, und doch so sehr verschieden sind. Die Thiere sind alle sprachlos, viele entbehren des Geschmacks, mehrere selbst der Zunge; hienach ist denn auch der Bau des M.es bei den Thieren sehr verschieden u. viel einfacher, als beim Menschen; dagegen muß der M. bei vielen Thieren den Mangel der Hände zum Theil ersetzen, und man findet daher die Kinnladen um so stärker entwickelt, je weniger die vorderen Extremitäten zu Greiforganen ausgebildet sind, und im Allgemeinen sind die Kinnladen der Thiere denen des Menschen an Größe und Länge weit überlegen. — Der M. ist in seinen verschiedenen Bestandtheilen mancherlei Krankheiten ausgesetzt; eine der wichtigsten, den M. in seiner Ganzheit ergreifenden, ist die M.faulte, welche in ihrer milderen Form meist Folge gastrischer Beschwerden ist, aber auch durch Aufenthalt in feuchtdumpfen Gemächern, oder durch atmosphärische Einflüsse bedingt seyn und auch epidemisch auftreten kann, sich besonders häufig bei Kindern zeigt und in der Bildung von zahlreichen Geschwürchen der Schleimhaut besteht, die äußerst übeln Geruch verbreiten u. Blutungen veranlassen können. Diese Form kann nur bei aller Vernachlässigung geeigneter ärztlicher Hülfe wirklich nachtheilige Folgen nach sich ziehen. Dagegen ist die andere Form der M.faulte, der Wasserkrebs, in hohem Grade lebensgefährlich; diese ist gewöhnlich Folge eines constitutionellen Allgemeinleidens und besteht in der brandigen Zerstörung der Backen, von wo aus das Uebel, weiter schreitend, alle Weichtheile des M.es in den Zerstörungsprozeß hincinzieht und endlich den Tod herbeiführt.

E. Buchner.

Mundart, s. Dialekt.

Mundharmonika, Brummeisen, Maultrommel (*crembalum*, *aura*), ursprünglich ein kleines Instrument von Eisen, mit einer schwachen seitwärts gebogenen Zunge versehen. Dasselbe wird zwischen den Zähnen gehalten und durch Anschlagen der stählernen Zunge zum Erklängen gebracht. Da durch deren Bewegung Hauptton, Terz, Quinte und die kleine Septime ertönen, so beruht darauf nicht nur ihr einfacher, schwirrender Wohlklang, sondern auch, nach ihrer Verbesserung, die Kunst des Spielers, indem er jetzt mit mehreren Maultrommeln, von verschiedenen Grundtönen, Melodien u. Uebergänge in andere Akkorde hervorbringen kann. Jene Verbesserung, nach welcher an einem Metallplättchen 4—10 in Accorden gestimmte Zungen befindlich sind, verdankt man einem Musikliebhaber, Scheibler in Krefeld, der dann dieses Instrument *aura* (Lufiton) benannte. Dr. Schmidt, selbst Virtuose auf diesem Instrumente, vereinigte sodann 12—20 Zungen zu Einem Ganzen in Form einer Scheibe, an deren Rande jene befindlich sind, u. es können jetzt darauf ganze Melodien aus den verschiedensten Tonarten gespielt werden. Er beschrieb dasselbe ausführlich unter dem Titel: „Die *Aura*, oder M., als musikalisches Instrument dargestellt, mit Zeichnungen u. Notenblätter.“ Quedlinburg u. Leipzig 1840. Ohne Zweifel ist dieses kleine Instrument an sich sehr alt; wenigstens paßt die Beschreibung, welche Athenäus (s. d.) von einem solchen bei Erwähnung des *κρέμβαλον* macht, ganz auf dasselbe. Auch wurden von Augsburg aus schon um 1442 ganze Risten mit diesem Instrumente nach Rußland geschickt, u. noch heutzutage verfertigt man alljährlich eine Unzahl zu Riva, am Ufer der Sesia in Italien.

Mundium, ein altdeutscher Ausdruck, s. v. a. Vogtschaft, bezeichnet das Recht u. die Pflicht des Schutzes u. der Vertretung vor Gericht, wie solches namentlich früher dem Ehemanne über die Ehefrau, dem Vater über seine Kinder ic. zustand.

Mundt, Theodor, ein bekannter deutscher Schriftsteller, von der Richtung des sogenannten jungen Deutschlands, geboren zu Potsdam 1807, seit 1842 Pri-

vatdocent an der philosophischen Fakultät der Berliner Universität u. vermählt mit der, ebenfalls als Schriftstellerin bekannten, Louise, geborene Müller, gab heraus: *Madelon*, Leipzig 1832; *das Duett*, Berlin 1832; *der Basilisk*, Leipzig 1833; *Kritische Wälder*, 1833; *Moderne Lebenswirren*, 1834; *Madonna*, Leipzig 1835; *Die Kunst der deutschen Prosa*, Berlin 1837; (gemeinschaftlich mit Varnhagen): *Knebels literarischen Nachlaß*, Leipzig 1835—36, 3 Bde.; die (bald verbotene) Zeitschrift *Zodiacus*, 1835; *Dioskuren*, Berlin 1836 ff., 2 Bde.; die Zeitschrift *Freihafen* (Altona seit 1838) u. *Pilot* (daselbst seit 1840); *Charaktere u. Situationen* etc., Weimar u. Leipzig 1837; *das Taschenbuch „der Delphin“*, Altona 1837 u. 1838), *Spaziergänge u. Weltfahrten*, Altona 1838—40, 3 Bde.; *Thomas Münzer*, ebend. 1841, 3 Bde.; allgem. Literaturgeschichte, 3 Bde., Berlin 1846 u. m. a.

Mungo Park, berühmter Reisender, geboren den 10. September 1771 zu Forlshiels unweit Selfirk in Schottland, Sohn eines wohlhabenden Pächters, erhielt den ersten Unterricht im väterlichen Hause, besuchte die lateinische Schule zu Selfirk, trat ebendaselbst bei dem Chirurgen Anderson in die Lehre und bezog 1789 die Universität Edinburgh. * Nach Vollendung seiner ärztlichen Studien begab er sich nach London, trat daselbst auf Sir Joseph Banks' (f. d.) Vermittelung in den Dienst der ostindischen Compagnie u. ging 1792 als Unterwundarzt auf dem Schiffe Worcester nach Ostindien. Im folgenden Jahre zurückgekehrt, bot er sich der afrikanischen Gesellschaft an, welche für ihre Entdeckungsreisen im Innern von Afrika einen Ersatzmann für den erst umgekommenen Major Haughton suchte, und wurde von ihr erwählt zu einem neuen Unternehmen, um den Lauf des Niger ausfindig zu machen u. wo möglich bis Tombuctu u. Hausa vorzudringen. Nach reiflicher Vorbereitung schiffte sich M. den 22. Mai 1795 von Portsmouth nach dem Gambia ein u. kam am 5. Juli nach Pisania, der letzten britischen Niederlassung an demselben. Hier, im Hause des Dr. Laidley, traf er weitere Vorbereitungen, und erlernte namentlich die Mandingo-Sprache. Am 27. Dec. 1795 verließ er Pisania und reiste östlich, um nach dem Niger zu kommen; eingetretener Krieg nöthigte ihn aber bald, nördlich gegen den von Mauren bewohnten Theil des Landes sich zu halten, wo er am 18. Febr. 1796 die Gränzstadt Dscharra erreichte, am 7. März aber in die Gefangenschaft des Königs Ali gerieth. Dieser entloß er am 1. Juli, aller Habseligkeiten entblößt, u. wanderte auf gut Glück durch die Wüste; belohnt für alle ausgestandenen Leiden fühlte er sich aber, als er am 20. Juli den Niger zum ersten Male erblickte u. dessen Lauf von Westen nach Osten entdeckte. Nach kurzem Aufenthalte in Sego, der Hauptstadt von Bambarra, wanderte er noch etwa 80 (englische) Meilen Flußabwärts nach Silla, überzeugte sich hier aber von der Unmöglichkeit, weiter zu dringen, und trat am 3. August seine Rückreise an. Am 23. August verließ er bei Bamaku, an der Gränze von Bambarra, den Niger, der hier aufhört schiffbar zu sein; am 16. September kam er nach Kamalia im Lande Manding, wurde aber hier durch das Ungemach der Jahreszeit u. eigene Krankheit bei einem gastfreien Neger bis Ende April 1797 zurückgehalten; am 4. Juni erreichte er die Ufer des Gambia u. am 10. desselben Monats kam er in Pisania an, wo man ihn längst zu den Todten gezählt hatte; am 25. December kam er nach London, wo seine glückliche Rückkehr das größte Aufsehen erregte. Die folgenden zwei Jahre brachte M. theils in London, theils in seiner Heimath zu, beschäftigt mit der Ordnung seiner Materialien u. der Bearbeitung seiner Reisebeschreibung. 1799 verheirathete er sich mit der ältesten Tochter seines Lehrherrn Anderson in Selfirk, nachdem er einige Regierungsanträge zur Vereisung Neuhollands ausgeschlagen hatte. 1801 ließ er sich als Arzt in Peebles nieder; bald aber ergriff ihn wieder die Sehnsucht nach Entdeckungsreisen: schon 1803 wurden ihm von Seiten der Regierung neue Anträge zu einer Niger-Expedition gemacht, die aber bei den unruhigen Zeiten erst nach zwei Jahren zur Ausführung kamen. Am 30. Januar 1805 schiffte sich M. in Portsmouth ein, in Begleitung eines Chirurgen, eines

Zeichners u. von 4 Zimmerleuten; am 4. Mai verließ er Bisania unter Bedeckung eines Lieutenants u. von 36 Soldaten, so wie mit beträchtlichem Gepäcke; zum Führer hatte er einen Mandingo-Priester u. Kaufmann Isaaß angenommen. Leider war die Regenzeit mit ihren Stürmen nahe u. diese setzte der Karavane so zu, daß bei der Ankunft im Bambaku am Niger nur mehr 11 von den 44 Europäern der Begleitung am Leben waren u. diese krank; unterhalb Sego in Sandsandig erbaute sich M. ein Schiff u. bestieg dasselbe am 19. November zur Abwärtsfahrt, nur noch begleitet von dem Lieutenant und 3 Soldaten, sowie einigen Negern. Hier enden sich die authentischen Nachrichten über diese Expedition, die M. mit seinem Tagebuche durch seinen Führer Isaaß nach der britischen Niederlassung am Gambia sendete. 1806 verbreitete sich die Nachricht von seinem Tode; 1810 wurde Isaaß ausgesendet nach ihm u. kam 1811 zurück. Nach allen Nachrichten scheint M., 4 Monate nach seiner Einschiffung auf dem Niger, über Tombuktu hinaus bis in die Nähe von Hausfa vorgebrungen gewesen zu seyn u. daselbst entweder durch Scheiterung des Schiffes, oder angegriffen von den Eingeborenen, sein Leben in den Fluthen des Niger verloren zu haben. — Nachrichten von seiner ersten Reise gab er in: „*Travels in the interior of Africa*“, London 1799, erschienen in verschiedenen Auflagen u. Uebersetzungen. — Ein 1816 in London erschienener zweiter Theil (übersetzt von Büttner, Sondershausen 1821) gibt Bericht über die zweite Reise u. Notizen über das Leben M.s. — E. „*The life of M. P.*“, Edinburgh 1835.

E. Buchner.

Municipalität bedeutet in Frankreich die einer Stadtgemeinde vorstehende Behörde, welche aus dem Maire (s. d.) u. dessen Adjunkten besteht, einen Municipalrath (entsprechend unseren deutschen Gemeinderäthen) zur Seite hat und alle Angelegenheiten der Gemeinde in politischer u. finanzieller Beziehung zu besorgen hat. Zu ihrer Unterstützung in Handhabung der Ordnung ist ihr die Municipalgarde (militärisch organisirte Polizeiwache) beigegeben.

Municipalverfassung, s. Gemeinde u. Gemeindeordnung.

Municipien hießen bei den alten Römern die der römischen Herrschaft unterworfenen Städte, deren Bürger zwar nicht das volle Recht eines römischen Bürgers besaßen, aber doch ungleich bevorzugter waren, als die Coloni u. Socii. Sie hatten selbst gewählte Obrigkeiten. Diese waren die Decuriones, Senatsmitglieder, wenigstens 100 an der Zahl. Die 10 Decemprimi (die 10 Ersten), waren die Reichsten, die die meisten Abgaben zahlten, mit den Quatuorviri, unter jenen 10 wieder die 4 ersten, u. den Duumviri, die die Finanzen der Stadt verwalteten, die Personen- u. Grundsteuer bestimmten u. einnahmen. Die Duumviri, die zwei an der Spitze der Stadt stehenden, waren aus den Decurionen gewählt, traten 8 Monate nach ihrer Wahl ihr Amt an, führten seit den Zeiten Kaisers Konstantin des Großen den Titel: Perfectissimi, waren mit einer Toga praetexta bekleidet u. ließen sich durch zwei Victoren kleine Stäbe, ja wohl auch ordentliche Fasces vortragen. Die Dauer ihres Amtes war verschieden, gewöhnlich 5–6 Monate, zuweilen 5 Jahre. Die höchste Würde nach dem Duumviri war der Defensor civitatis (Staatsanwalt); er wurde aus den vornehmsten Bürgern gewählt und durfte das Amt nicht ausschlagen. Die Gesetze waren entweder römische oder eigene; in jenem Falle hatten sie das römische Bürgerrecht nach seinem weitesten Sinne (mit Stimmrecht u. Recht, um Magistratswürden in Rom nachzusuchen) (die Magistrate ausgenommen, die man nicht bekleiden durfte, ohne in Rom zu wohnen); in diesem konnten sie bloß zu militärischen Ehrenstellen gelangen, M. sini suffragio. — Seitdem durch Julius Cäsar alle römischen Unterthanen ohne Ausnahme das volle Bürgerrecht erhalten hatten, wurden alle Städte, außer der Hauptstadt, M. genannt. Vergl. Roth, „*De re municipali Romanorum*“, Stuttgart 1801.

Munition begreift den Schießbedarf und Alles in sich, was zum Schießen u. Werfen mit Geschützen; Alles, was zum Feuern mit kleinen Gewehren an Pulver, Kugeln, überhaupt an Geschossen im engeren, ferner an Zündern, Vor-

schlagen u. s. w. im weiteren Sinne erfordert wird. Der Infanterist trägt im Felde eine, für den ersten Bedarf hinreichende, Anzahl von Patronen in der Patrontasche, sowie eine, diesem Bedürfnisse entsprechende, Anzahl von Zündhütchen für Percussions- oder Zündhütchengewehre in den Zündhütchentaschen oder in eigenen kleinen, verschieden geformten Gefäßen; für die Ergänzung der verbrauchten M. sorgen die sogenannten Infanterie-Munitionswagen. Die Artillerie führt ihre M. zum Theile in ihren Proz- oder Laffetekästchen, zum Theile in M.swagen mit sich, welche den einzelnen Batterien als integrierende Theile u. als nächste Reserve folgen. Den Ersatz der verbrauchten M. liefert das ambulante Zeughaus, der Park. Verfertigt wird die M. in den Laboratorien (s. d.); aufbewahrt in den Magazinen (s. d.).

Munoz, 1) Don Juan Baptista, ein berühmter spanischer Gelehrter, geboren in dem Dorfe Museros bei Valencia 1745, studierte in Madrid u. wurde schon in seinem 20. Jahre Professor der Philosophie. In der Folge machte ihn der König zum Kosmographen von Indien, u. er bearbeitete nun aus archivalischen Urkunden u. den zuverlässigsten Dokumenten eine, mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit, unerschütterlicher Wahrheitsliebe u. reifem Urtheile in einer trefflichen Sprache abgefaßte, Geschichte der neuen Welt, an deren Beendigung ihn aber sein Tod verhinderte, der den 19. Juli 1799 zu Madrid erfolgte: „Hist. del nuevo mundo,“ 1 Thl., Madrid 1793, deutsch mit Vor- u. Anmerkungen von Sprengel, 1 Band, Weimar 1795. — 2) M., Thomas, ein verdienter spanischer Secofizier, geboren 1743, der Erbauer der berühmten Dämme bei Cadix, der Werften der nahen Insel la Garacca u. der Verbesserer des Schiffbaues. In der Verbannung schrieb er zu Paris einen geschätzten „Traité sur la fortification“. Er starb, zurückgekehrt, in Paris 1823. — 3) M., ein geborener Schweizer, Anfangs spanischer Leibgardist, dann Oberoffizier der Leibwache, Kammerherr u. morgenanischer Gemahl der verwittweten Königin Christine von Spanien, mit der er mehre Kinder zeugte, wurde 1844 zum Granden von Spanien erster Classe u. zum Herzoge von Rianzares erhoben.

Murad Bey, ein muthiger Mamelukenhauptling, um 1750 geboren, stieg durch Talente und Muth zum Bey u. theilte, nach Muhammed Abu Dhahabs Tode 1776, die höchste Gewalt mit Ibrahim Bey. Vereint schlugen beide die türkischen Truppen. Von den Franzosen geschlagen, schloß M. mit Kleber (s. d.) (1800) Frieden u. erhielt die Statthalterschaft von Assuan u. Dschirdschef. Er starb 1811.

Muräne, nennt man theils eine Art Aal (s. d.), theils eine Gattung aalartiger Fische (*Gymnothorax* L.) mit scharfen Zähnen, feingestralter Kiemenhaut u. ohne Brustflossen, zu welcher mehre Arten gehören. Es ist davon besonders zu bemerken: die gemeine M., grüngelb mit dunklen Marmorflecken, welche 3 bis 4 Fuß lang wird u. im Mittelmeere lebt, von wo sie in die Flüsse geht; doch findet sie sich auch in den Landseen Italiens u. der Schweiz. Wegen ihres vorzüglichen Fleisches wird sie marinirt, geräuchert, auch frisch in Schnee gepackt versendet. Die, in den tiefen Landseen von Norddeutschland, Norwegen u. Rußland lebende, kleine M. oder das Weißfellen, 8—9 Zoll lang, wird wegen ihres guten zarten Fleisches ebenfalls marinirt. — Besonders beliebt waren die M.en bei den alten Römern, welche dieselben in eigenen, kunstreich u. prächtig eingerichteten Teichen hielten. So wird u. a. von Vebius Pollio erzählt, das er seine M.n, um sie desto leckerer zu machen, mit dem Fleische hingerichteter Sklaven mästete.

Murat, Joachim, König von Neapel, der Sohn eines Gastwirthes zu Cahers, wo er 1771 geboren wurde, entließ der Schule u. wurde gemeiner Soldat, diente dann in der Garde Ludwigs XVI. u. huldigte in der Revolution Anfangs jakobinischen Grundsätzen, so daß er es bis zum Obristleutnant brachte. Mit Bonaparte bekannt geworden, zeichnete er sich unter diesem in Italien u. Aegypten, besonders bei Abukir, als Reitergeneral durch Verwegenheit aus, war am 18.

Brunaire mit thätig, gefiel, als schöner feuriger Mann, der Schwester Napoleons, Caroline, u. vermählte sich mit ihr (1800), worauf er 1804 Marschall u. Prinz des Reiches, 1806 Herzog von Berg u. endlich den 15. Juli 1808 König von Neapel wurde. Als König Joachim I. verwaltete er das Reich mit Thätigkeit u. Einsicht, u. wurde dabei von seiner geistreichen Gemahlin unterstützt, zumal, als 1812 der Krieg mit Rußland ausbrach. Durch dessen unglücklichen Ausgang wurde er mit Napoleon entzweit, kämpfte aber 1813 wieder in Deutschland, bis nach der Schlacht bei Leipzig, schloß sich alsdann an Oesterreich an, zögerte aber im Frühjahr 1814, gegen die Franzosen zu sechten, fürchtete deshalb auf dem Wiener Congress, wo besonders England gegen ihn war, für sein Königreich und rückte, als Napoleon 1815 Frankreich wieder gewonnen hatte, gegen die Oesterreicher bis in die Lombardei vor. Von Blanche wiederholt geschlagen, mußte er flüchten u. versuchte später von Corsika aus eine abenteuerliche Wiedereroberung seines Reiches, gerieth aber in Gefangenschaft, ward vor ein Kriegsgericht gestellt und den 13. October 1815 erschossen. M. besaß mehr Muth, als Besonnenheit, mehr geistige Lebendigkeit, als Charakterstärke, besonders aber hatte er in seinem diplomatischen Verkehre mit den Großmächten entschieden Unglück. Vgl. „*Vie et aventures de J. M. par M. L.*“ (Paris 1817).

Muratori (Ludwig Anton), Geschichts- u. Alterthumsforscher, Bibliothekar des Herzogs von Modena, war geboren zu Vignoles in Oberitalien am 21. October 1672. Seinen ersten Unterricht erhielt er von den Jesuiten u. bildete sich auf der Universität seiner Vaterstadt weiter aus. Nachdem er in den Sprachen, wie in der Philosophie, einen guten Grund gelegt hatte, betrieb er die positiven Wissenschaften der Theologie u. Jurisprudenz. Geschichte blieb ihm das einigende Band, an dem er den ganzen Complex alles Wissenswerthen festhielt. Seine Gelehrsamkeit ward bald so rühmlich bekannt, daß der Graf Karl Borromäus ihn nach Mailand berief u. ihm in einem Alter von nicht vollen 22 Jahren die Aufsicht über die reichhaltige u. an Manuscripten kostbare Bibliothek übertrug. Die vielen ungedruckten Schätze, welche hier noch verborgen lagen, veranlaßten die Herausgabe der *Anekdota*. Im zweiten Bande derselben veröffentlichte M. eine neue Untersuchung über die eiserne Krone von Mailand, wodurch er die Nechtheit zu verdächtigen suchte. 1700 erhielt er von seinem Landesherren, dem Herzoge Raimond I. zu Modena, den ehrenvollen Antrag, der Bibliothek u. dem Archive daselbst vorzustehen. Zugleich ward ihm der Erbprinz Franz Maria zum Unterrichte übergeben. Um diese Zeit erhob sich zwischen dem Hause Este und dem römischen Stuhle ein Rechtsstreit über den Besitz der Stadt Comacchio. Kaiser Joseph I. hatte sich bereits in den Besitz der Stadt gesetzt u. M. erhielt von dem Herzoge von Modena den Auftrag, seine u. des Kaisers Rechte gegen den römischen Stuhl aus Dokumenten nachzuweisen. Er that dieß mit vielem Geschicke u. erhielt als Anerkennung vom Kaiser eine goldene Kette. Sein gelehrter Ruhm verbreitete sich immer weiter, u. viele gelehrte Gesellschaften: die Arkaden in Rom, die Gruska, die Etruskische von Cortona, die kaiserliche in Olmütz u. wetteiferten, ihn zu ihrem Mitgliede zu ernennen. Die kaiserliche Societät der Wissenschaften in London übersendete ihm ihr Diplom. Der Herzog beauftragte ihn nun mit einer höchst umfassenden Arbeit. M. sollte die Geschichte des Hauses Este ganz nach sorgfältigster Quellenforschung bearbeiten, was um so schwerer war, da besonders die Anfänge der geschichtlichen Ueberlieferung höchst unzuverlässig, mit vielen Fabeln und Erdichtungen verfälscht erschienen. Er besuchte zu diesem Behufe die Archive der vornehmsten Städte Italiens u. durchforschte mit ausdauernder Emsigkeit die verschiedensten Handschriften. Um über die Verwandtschaft des Hauses Braunschweig u. Modena die zuverlässigsten Nachrichten sich zu verschaffen, schrieb er auch an Leibniz 1715 u. theilte ihm die Hauptpunkte seiner bisher gewonnenen Resultate zur Prüfung mit, der dieselben belobte u. theilte. Nachdem er in den geistlichen Stand getreten war, wurde er Propst der pomposianischen Kirche zu Modena u. widmete alle seine Zeit auf Erforschung der italienischen Geschichte.

Da er gewahrte, daß bereits die alten Geschichtschreiber in guten Sammelwerken bei anderen Völkern der Vergeßlichkeit entrisßen waren, schmerzte es ihn, daß für Italien nicht schon ein Gleiches geschehen sei. In Frankreich schätzte er die Bemühungen von Pithou, du Ghene, Sirmond, l'Abbé d'Albery; in Deutschland die Forschungen von Lindenbrog u. Leibniz; in England von Cambrden u. Puyssen; in Spanien Andreas Schott; er faßte deshalb den Plan, für Italien Aehnliches zu leisten. Die Vorarbeiten, z. B. *Italiae scriptores varii*; *Graevii thesaurus antiquitatum et histor. Ital. u. s. w.* ließen in Genauigkeit u. Vollständigkeit viel zu wünschen übrig. Die beiden Sassi, Bibliothekare in Mailand, unterstützten sein Vorhaben auf das Eifrigste, u. um die Kosten zu einem so großartigen Werke aufzubringen, bildete sich aus 16 Männern die *Societas Palatina*, welche alle Kosten vorschoss. Der Statthalter, Graf Hieronymus Colloredo, räumte im Schlosse zu Mailand mehre Säle für die Buchdruckerei ein. Der gelehrte Horatio Bianchi übernahm die Uebersetzung der alten italienischen Handschriften ins Lateinische. Die beiden Sassi überwachten mit Genauigkeit die Correctur; Argelati von Bologna ordnete die vielen Handschriften u. begleitete sie mit Vorreden. M. starb am 23. Januar 1750. Man erstaunt über die Arbeitsamkeit dieses Mannes, wenn man bedenkt, daß er 46 Bände in Folio, 34 in Quart, 13 in Oktav u. viele andere in kleinerem Formate herausgegeben hat. Wir heben nur das Merkwürdigste hervor: *Anecdota ex Ambros. bibl. codd. nunc prim. eruta* (Band 1—2, Mailand 1697—98, Band 3—4, Padua 1713, 4 Bde.); *Anecdota graeca ex Mssc. Codd. nunc prim. eruta* (Padua 1709, 4.); *Rerum Italicarum script. praecip. ab an. Chr. 500—1500* (Mailand 1723—51 28—29 Fol. [Zusätze und Fortsetzung von Tartini, Florenz 1748—70] u. von Mittarelli, Venedig 1771); *Antiquitates italicae medii aevi post declinationem Rom. Imp. ad ann. 1500* (Mailand 1738—42, 6 Bde., Fol., mit Kpf.); *Annali d'Italia dall principio dell' era volgare sino all' anno 1749* (Mailand 1744—49, 12 Bde., 4.; mit Zusätzen Mail. 1753—56, 17 Bände.; neue Ausgabe 1818—21, 18 Bde., deutsche Uebersetzung, Leipz. 1745—50, 9 Bde., 4.); *Novus thesaurus veterum inscriptionum* (Mailand 1739—42, 4 Bände, Fol. [hiezü die Verbesserungen u. Berichtigungen von Leich, Epz. 1745, Saxii scholia, Coleti Venet. 1780]); *Liturgia Romano vetus* (drei Saframentarien enthaltend) Venedig 1748, 2 Bde., Fol.; *Genealogie hist. de la maison de Modene 1717—40*, 2 Fol.; *Della perfetta Poësia ital. 1706*, 2 Thle., 4.; *Le rime de Petrarca 1611*; *La vie de Sigorius*; *De ingeniorum moderatione*; *Dissertationi sopra l'antiquita ital. oper. posthum.* (Mailand 1751, 3 Thle., 4.). Eine Sammlung seiner Werke: *Opere Arezzo, 1767*, 4., 13 Thle. in 19 Bdn., Vened. 1790—1810, 48 Bde., 8. Cm.

Murcia, ein ehemaliges maurisches, zu Spanien gehöriges Königreich, am mittelländischen Meere, zwischen Valencia, Neucastilien, Andalusien u. Granada, das auf 370½ □ Meilen 480,000 Einwohner zählt. Früher eine der 7 Provinzen Spaniens, bildet es seit 1833, nach der Abtrennung von Albacete, eine der 48 Provinzen des Königreichs, mit nicht ganz 300,000 Einwohnern. Das Land ist im Norden gebirgig, im Süden eben. Flüsse sind die Sagura, welche hier entspringt u. den Mundo aufnimmt; die Sangonera de Lorca, fließt gegen Süden; der Zucar u. Guadalimar. Im Sommer sind: die Regen selten; der Herbst ist angenehm, der Winter mild u. das Frühjahr sehr windig. Produkte sind: Getreide, Gerste, Wein, Del, Früchte, Safran, Soda, vorzüglich Spartum, Hanf, Seidenraupenzucht, Maulesel, Esel, Schweine, Ziegen, Seidenweberei. — Die gleichnamige Hauptstadt, in einer fruchtbaren Ebene am Segura, ist Sitz eines Bischofs, hat eine schöne Kathedrale u. 36,000 Einwohner, welche Seiden-Manufactur, Sparterieflechterei, Baumwollenweberei, Soda- u. Pulverfabrikation und Handel mit diesen Erzeugnissen betreiben. Am 21. März 1829 wurde die Stadt von einem Erdbeben hart betroffen.

Muret, Marc Antoine, geschätzter Humanist u. lateinischer Stylist, war am 12. April 1526 zu Muret, einem französischen Flecken bei Limoge, geboren u.

führt von diesem Geburtsorte den Namen. 18 Jahre alt, begab er sich nach Agen zu Julius Scaliger, um dessen Unterricht zu empfangen, u. unterhielt auch später noch mit seinem verehrten Lehrer einen freundschaftlichen Briefwechsel. Seine erste Lehrstelle war am erzbischöflichen Collège zu Auch, wo er den Mumen Cicero, Tacitus u. Terenz erklärte; hier blieb er jedoch nur einige Monate u. zog eine Hauslehrerstelle bei den Kindern eines reichen Kaufmannes zu Ville-neuve vor. Von da zog er nach Paris u. lehrte am Collège des Cardinals le Moine. Auch hier war seines Bleibens nicht lange; er wendete sich nach Poitiers, lehrte dort die Humaniora u. studirte nebenbei die Rechtswissenschaften. 1547 nahm er in Bordeaux eine Lehrstelle am Collège von Guienne an. 1552 finden wir ihn wieder in Paris, mit Beifall Philosophie u. das Civilrecht lehrend. Wegen gravirenden Verdachtes der Sodomiterei wurde er eingekerkert, aber bald wieder durch kräftige Fürsprache einflußreicher Gönner frei gegeben. Zu Toulouse wurde ihm 1554, ebenfalls wegen angeblicher Päberastie, Anklage u. Verfolgung: er aber entzog sich durch eilige Flucht entehrenden Gewaltmaßregeln; dafür ward sein Bildniß gerichtlich verbrannt. Auf dieser Flucht, erzählt man sich, sei er von einer tödtlichen Krankheit befallen worden u. in einem Gränzstädtchen Italiens mußte er nothgedrungen ärztliche Hülfe ansprechen. Die Doctoren beriethen sich in lateinischer Sprache über seine Krankheit, u. da sie ihn für einen werthlosen Fremden hielten, wollten sie die Wirkung eines neuen Arzneimittels an ihm erproben: „*Experiamur hoc medicamentum in vili corpore.*“ Vor Schrecken raffte M. alle Kräfte zusammen, um der verhängnißvollen Gefahr zu entgehen u. setzte seinen Wanderstab weiter. Nachdem er 6 Jahre theils zu Padua, theils zu Venedig gelehrten Unterricht erteilt hatte, berief ihn 1560 Cardinal Hyppolit von Este zu sich nach Rom. Er begleitete seinen Herrn als *Legatus a latere* 1562 nach Frankreich u. durfte nach seiner Rückkunft 1563 in Rom öffentliche Vorlesungen halten. Dieselben verbreiteten sich über die Sittenlehre des Aristoteles u. über das bürgerliche Recht. 1576 trat er in den geistlichen Stand u. ließ sich zum Priester weihen. Er starb am 4. Juni 1585, 59 Jahre alt; seine Gebeine wurden in die Dreifaltigkeitskirche der Minderbrüder beigesetzt. M. war ein trefflicher Redner, schrieb zierlich, periodenreich u. in einem ciceronischen Style; doch war er mehr auf formelle Sprachrichtigkeit bedacht, als auf großartige, begeisternde Ideenfülle. Papst Gregor XIII. überhäufte ihn mit mannigfachen Ehrenbezeugungen u. man beschenkte ihn auch mit dem römischen Bürgerrechte. Von seinen Werken verdienen rühmliche Erwähnung: *Orationes* 51; *Aristotel. ethicorum libri* 5., Paris 1577. *Commentarius in 10 libros Ethic. Topic. Oeconom. libri* 7., Ingolstadt 1602. *Epistolarum libri* 4. *Variar. lectionum libri* 8., Venedig 1559 u. weitere 7 Bücher, Antwerp. 1580 u. 1586. Zu diesen 13 Büchern gab Andreas Schott noch 4 neue heraus, welche aus den hinterlassenen Handschriften vervollständigt wurden. Diese 19 Bücher sind abgedruckt in Jan. Gruteri *Tac. critic.*, 2 Thle., S. 897—1242. Sie sind Musterarbeiten in Bezug auf kritische Feinheit u. geschmackvolle Beurtheilung der Lesarten. Auch 2 Bücher „*Carmina*“ werden ihm gewöhnlich noch beigelegt. Die erste Ausgabe sämtlicher Schriften erschien in 5 Bänden zu Verona 1727, aber höchst nachlässig gedruckt. David Ruhfen hat deshalb eine neue Ausgabe besorgt, welche ziemlich vollständig und kritisch berichtigt ist, 6 Bände, Leyden 1789. — Von den *Var. Lect.* hat der berühmte Philolog F. A. Wolf in Halle c. *observat.* eine Ausgabe begonnen, aber leider nicht vollendet, 1 Bd., Halle 1791. *Orationes, epistol. et poemata cur. Kapp.*, 2 Bde., Hannover 1774. Bruchstücke aus Reden u. Briefen in mehreren Chrestomathien, z. B. den Uebersetzungsbüchern von Zumpt, Kreuzer, Dronke, Grotensend, Seiffarth u. a. m. *Scripta selecta ed. Kayser*, Heidelberg 1809. Die lateinischen Chrestomathien von Krafft, Matthias Saalfrank, Kirchhof, Friedemann u. A.

Am.

Murhard, 1) Friedrich, ein freisinniger Schriftsteller von großer Gelehrsamkeit u. tiefem politischem Blicke, geboren 1779 zu Kassel, in Göttingen gebildet,

wo er schon im 18. Jahre einen akademischen Grad erlangte, trat, nach mehreren Reisen durch die Levante u. Europa, (Gemälde von Constantinopel, 2. Aufl., 3 Bde., 1803; des griechischen Archipel, 2 Bde., 1807) als Bibliothekar u. Präsekturrath zu Cassel in westphälische Dienste u. privatisirte, nach Auflösung des Königreiches Westphalen, in Frankfurt, dann in Cassel. Schon einmal 1824, wegen angeblicher Abfassung von Drohbrieffen gegen den Kurfürsten auf 7 Monate verhaftet, ward er 1844 wegen eines Artikels in „Kottacks u. Welfers Staatslexicon“ abermals verhaftet, aber nach 3 Tagen gegen Caution entlassen. Von ihm sind: „Literatur der mathematischen Wissenschaften“ (5 Bde., 1797—1805); „Königliches Veto“ (1832); „Volksouveränität“ (1832); „Widerstand u. Empörung 2c.“ (1832); „Zwecke des Staates“ (1832); „Grundlage des Staatsrechtes in Kurhessen“ (6 Bände, 1834—35) u. a. — 2) M., Karl, Bruder des Vorigen, geboren 1781, studirte in Göttingen u. Marburg, ward 1800 Archivar, 1809 Staatsrathsauditeur u. Chef im Finanzdepartement. Er ging kurz nach Auflösung des westphälischen Königreiches zu seinem Bruder Frankfurt, mit dem er auch 1824 verhaftet wurde. Von seinen Schriften, die auch eine musterhafte Prosa auszeichnen, nennen wir: „Theorie des Geldes u. der Münze“ (1817); „Theorie u. Politik des Handels“ (2 Bde., 1831); „Theorie u. Politik der Besteuerung“ (1834). —

Muri, vormals prächtige u. reiche, seit 1841 aber (s. d. Art. aargauische Klostersache) aufgehobene Benediktinerabtei, bei dem Flecken gleiches Namens im Canton Aargau, 1 Stunde von der Reuß, in einem schönen fruchtbaren Thale, an der Ostseite eines kleinen Berges, der sich von Süden nach Norden mehrere Stunden lang hinzieht u. auf welchem die Gränzen der Cantone Aargau und Luzern zusammentreffen. Mehr als die Hälfte des 725' langen u. 4 Stock hohen Klostergebäudes ist neu, u. in demselben befindet sich einer der größten Säle in der Schweiz. Die viel ältere Kirche verdient wegen ihrer Glasmalereien gesehen zu werden. — Seit 1701 führten die Aebte von M. den Fürstentitel, u. jeder Conventual wurde bei seinem Eintritte in das Kloster geadelt.

Murillo oder **Murillos**, (Don Bartolome Estévan M., nach Andern Piloes), geboren 1618 in Sevilla, einer der größten spanischen Maler. Den ersten Unterricht erhielt er von Juan de Castillo, dem er nach Cadix folgte, wo er Bilder für den Verkauf auf dem Markte malte. 1643 ging er nach Madrid, wo sich Velasquez seiner annahm, und wo er Erlaubniß erhielt, die im Escorial befindlichen Gemälde zu copiren und dieselbe benützte, sich aus Titians, Rubens und van Dyks Manieren eine eigene zu bilden. Nach Sevilla 1645 zurückgekehrt, gelangte er rasch zu großem Ruhme (1670 — 1680). In Cadix, wohin er zur Ausföhrung eines großen Gemäldes gegangen, fiel er vom Gerüste u. starb, in Folge davon, zu Sevilla 1682. Er malte heilige u. profane Gegenstände, besonders Gruppen aus dem gemeinen Leben, u. letztere mit der sprechendsten Wahrheit. Auch seinen Heiligenbildern gab er große, fast unbegrenzte Natürlichkeit, war aber tiefkräftig in seiner Farbe u. steigerte sich im Ausdrucke selbst bis zur Schwärmerei. Werke: Das Museum in Madrid hat 41 große Delgemälde; heilige Familie (la sagra familia del perito); die heilige Elisabeth von Ungarn; il Piojoso; ein Straßensjunge, der sich vom Ungeziefer säubert. Das Museum zu Paris hat 22 Bilder von M.: die Madonna mit der Windel (Viergo à la alfaja). Marshall Soult besitzt mehrere der herrlichsten, für Sevilla gemalten Bilder, u. a. die Himmelfahrt Mariä. Im Museum zu Berlin: der heilige Antonius aus dem Alcazar zu Sevilla. In München: Bettelknaben 2c. Meisterschaft in der Harmonie, ein markirtes Colorit, ein zarter, angenehmer Pinsel, eine große Kenntniß von Schatten u. Licht, sowie viel Reiz u. Natürlichkeit machen, daß seine Gemälde in Frankreich, England und Italien stark gesucht und theuer bezahlt werden.

Marmelthier (*Arctomys marmotta s. alpina*), zu den Nagethieren, Gattung M., gehörig, von der es mehrere Arten gibt, wird 12—16" lang, bewohnt die Alpen in der Nähe der Schneeregion, wo es in tief angelegten, mit Gras u.

Moos ausgefütterten, mehren Zugängen u. Abtheilungen versehenen Höhlen wohnt, jährlich im Juni 2—4 Junge wirft u. sich von Alpengräsern u. Kräutern nährt. Kurz nach Michaelis verfallen die M.e nach 14tägigem Fasten in den Winterschlaf, der bisweilen bis gegen Ende April währt. Während desselben magern sie bedeutend ab, der Blutumlauf u. der Athem werden langsamer, u. wenn das Thermometer bis unter den Gefrierpunkt sinkt, so erfrieren sie. Auch im gezähmten Zustande zeigen sie Neigung zum Winterschlaf, bleiben aber in warmen Behältnissen fast ununterbrochen wach. Sie lassen sich leicht zähmen u. zu allerlei kleinen Verrichtungen abrichten. Bekannt sind die industriösen Wanderungen armer Savoyardenknaben mit abgerichteten M.en. Auch des Felles u. Fleisches wegen stellt man dem M. nach; doch sind sie schwer zum Schuß zu bringen, da sie Wachen ausstellen. Am sichersten fängt man sie durch Ausgraben, oder auch, indem man Fallen vor die Löcher stellt. Verwandte Arten sind: das maryländische, das canadische, das polnische, das Wiesenm. u. a.

Murner, Thomas, geboren im December 1475 zu Straßburg, befand sich schon 1499 im Franciscanorden, ward zu Paris Magister der freien Künste, Lehrer an der hohen Schule zu Freiburg, 1506 zu Worms von Kaiser Maximilian I. mit dem poetischen Lorbeer gekrönt, in Kraßau Baccalaureus der Theologie, las 1515 in Trier u. 1520 in Straßburg juristische Collegien, predigte an verschiedenen Orten, kam 1523 aus England zurück, wo er sich nur kurze Zeit aufgehalten, ward 1526 Professor der Theologie u. Pfarrer zu Luzern, mußte 1529 die Schweiz verlassen u. starb um 1536. M. war für seine Zeit ein gelehrter u. vielseitiger Mann, aber dabei vorlaut, unruhig, persönlich-satirisch, oft gemein, nicht selten unverschämt. Er eiferte in seinen dibastischen Satiren für sittliche Bildung u. gesunden Verstand, gebrauchte aber dabei mitunter gar unsittliche Waffen. Es fehlte ihm innere Ruhe, männliche Würde: er stand selten frei über seinem Gegenstande, was an dem wahren Satiriker eine unerläßliche Forderung ist. Seine Eitelkeit, sein Hervordrängen u. sein oft wilder Angestümm zogen ihm viele Feinde zu, wie denn wohl wenige Schriftsteller eine gleiche Anzahl Gegner zählen mögen. Da er in seinen Satiren die herrschenden Sitten, Gewohnheiten u. Mißbräuche seiner Zeitgenossen, besonders bei Ausschweifungen des Klerus (Katholiken wie Protestanten), u. die Vernachlässigung der Kirchenzucht zum Gegenstande nahm, so sind seine Charakteristiken des damaligen Zeitalters immer zu beachten. Unter seinen Schriften steht die „Narrenbeschwörung“ oben an. Seine Sprache ist kräftig u. bewegt sich oft in neuen Formen, besonders in sogenannten Kraftausdrücken, in denen er eine bewunderungswürdige Uner schöpflichkeit bewies. Er schrieb: „Die Narrenbeschwörung“, Straßburg 1512, 1518; „Die Schelmzunst“, das. 1512, 1516, Augsburg 1513, 1514. (Die Ausgaben weichen mehrfach von einander ab.) „Von Gelicks Standts nutz u. beschwerden.“ v. D. u. J. „Die Mülle vor Schwündelsheim vnd Gredt Müllerin Sarzegt“, Straßburg 1515 (anonym). „Ein andechtig geistlich Badensfahrt“, das. 1514; „Die Geuchmat zu straff allen wylschen mannen“, Basel 1519. Ferner mehre Uebersetzungen u. lateinische Schriften. Vgl. weiter Waldbau M.s Leben u. Schriften, Nürnberg 1775; Jördens, Ver. III., 738 f. Servinus II., 410 f.; Kehrein, Geschichte der katholischen Kanzelberedsamkeit I., 31 f.

Murphy, Arthur, englischer Rechtsgelehrter u. Dichter, geboren zu Clphin in Irland 1730, wurde in einem französischen Seminar zu St. Omer erzogen, machte frühzeitig Fortschritte in der lateinischen u. griechischen Sprache u. sollte in London die Handlung erlernen. Allein Garrick's Ruhm zog ihn unwiderstehlich zum Theater u. er trat 1752 u. 1753 auf dem Drury-Lane Theater auf. Da er aber als Schauspieler den gehofften Beifall nicht fand, so entsagte er der Bühne u. widmete sich der Schriftstellerei. Die Theilnahme an einem Journale machte seinen Namen zuerst bekannt u. zog ihm Feinde zu, die ihn berühmt machten. Als der unglückliche Admiral Byng wegen seines Benehmens bei Minorca vor ein Kriegsgericht gestellt wurde, war M. einer seiner eifrigsten Gegner in öffentlichen

Blättern. Dieß erwarb ihm die Gunst des Lord Holland, der ihm, wiewohl mit großer Mühe, die Aufnahme unter die englischen Advokaten verschaffte. Auch hier machte M. kein Glück; er kehrte deshalb zum Theater zurück, zwar nicht als Schauspieler, sondern als Dichter, u. verpflanzte ausländische dramatische Produkte mit Glück auf englischen Boden. „Works,“ London 1786, 7 Bde. Von seinen zahlreichen Theaterstücken haben sich indessen nur einige wenige auf der Bühne erhalten. Auch schrieb er eine Biographie von Johnson, London 1792. Allein unter seinen sämtlichen Werken hat ihm keines so vielen Ruhm erworben, wie seine, als Meisterstück geltende, englische Uebersetzung des Tacitus, 1793. Auch eine Biographie Garrick's hat man von ihm. In den 3 letzten Jahren seines Lebens genoss er eine jährliche Pension von 200 Pfund Sterling, u. den 18. Juni 1805 starb er in London.

Murrey, Sir Georg, Chef der britischen Artillerie, geboren in der Grafschaft Perth, trat 1789 in die englische Armee u. zeichnete sich aus in Flandern, Aegypten, vor Kopenhagen, im Generalstabe des nach Schweden gesandten Hülfscorps, als Chef des Generalstabs unter Wellington seit 1810, u. befehligte nach dem Frieden in Canada, später in Irland. Wellington berief ihn 1828 zum Staatssekretär für die Colonien; von den Tory's erhielt er 1834 u. 1841 seine jetzige Stellung.

Murrhinische oder **murrhenische Gefäße** (*vasa murrhina* oder *murrina*) heißen in Stoff u. Bearbeitung kostbare Gefäße der Alten. Die Römer erhielten sie durch Pompejus nach dem Siege über Mithridates aus Asien. Ob **Murra**, eine Steinart, oder eine aus der Erde gegrabene Masse, oder auch ein Porzellan- oder Glasfluß gewesen, ist genau nicht zu bestimmen. Martial erwähnt solcher Becher, ebenso Lucan u. Statius, u. murrhinisches Glas kommt bei Plinius vor. Doch wird wohl nicht ohne Grund behauptet, daß letzteres nur auf murrhinische Weise gemalt gewesen sei, denn Martial hat den bestimmten Ausdruck *murrina picta*. Und da Plinius ausdrücklich sagt, daß die murrhinische Masse u. Krystalle aus dem nämlichen Boden ausgegraben werden, so läßt sich der hier obwaltende Zweifel füglich durch die Annahme beseitigen, daß dergleichen Gefäße theils aus natürlicher, theils aus künstlicher Masse gefertigt wurden, wie denn auch das so genannte mantuanische Gefäß im Museum zu Braunschweig aus einer natürlichen, u. die Portlandvase, im Besitze des Herzogs von Portland, aus einer künstlichen Masse besteht u. dennoch beide m. G. heißen.

Murten (lateinisch *Moratum*, französisch *Morat*), kleine Stadt im Schweizercanton Freiburg, mit etwa 1800 reformirten Einwohnern, in einer gut angebauten, fruchtbaren Gegend auf einer Anhöhe, am See gleiches Namens u. an der hier durchgehenden Heerstraße von Basel nach Bern u. der Waadt, was dem Orte viele Lebhaftigkeit gibt, wahrscheinlich aus einer römischen Niederlassung entstanden, hat ein altes Schloß, einige hübsche öffentliche u. Privatgebäude, u. für die Fußgänger Arkaden, wie Bern. Auf dem Rathhause finden sich einige sehenswerthe Alterthümer aus dem burgundischen Kriege. Vor der schweizerischen Staatsumwälzung war M. eine der vier Landvogteien, welche Bern u. Freiburg gemeinschaftlich gehörten, besaß aber wichtige Freiheiten; nachher ward es dem Canton Freiburg einverleibt. — Der Name M. ist durch die in der Nähe vorgefallene Schlacht zwischen Herzog Karl dem Kühnen von Burgund u. den Eidgenossen berühmt geworden. Sie fand am 22. Junius des Jahres 1476 Statt u. endigte mit der gänzlichen Niederlage des Herzogs, welcher M. vergeblich belagert hatte. — Als die Franzosen 1798 einrückten, zerstörten veräuschte Nachzügler ihres Heeres, Burgunder von Geburt, das Weinhaus, welches im Jahre 1755 war erbaut worden u. die Gebeine der in der Schlacht Erschlagenen enthielt. Ein neues, würdiges Denkmal ist 1822 an dessen Stelle gekommen: ein schöner Obelisk mit der einfachen Inschrift: *Victoriam XXII. Jun. MCCCCLXXVI patrum concordia partam novo signat lapide republica Friburgensis MDCCCXXII.*

Murten-See, der, in den Schweizercantonen Freiburg u. Waadt, liegt 1360

Fuß über der Meeresfläche, ist zwei Stunden lang u. $\frac{2}{3}$ Stunden breit u. an der tiefsten Stelle 162 Fuß tief. Die Brode fließt am westlichen Anfange hinein, verläßt ihn wieder bei Sugiez u. verbindet denselben mit dem Neuenburger-See. Seine nördlichen u. südlichen Gestade sind hoch; die ersteren scheiden ihn vom Neuenburger-See u. gewähren, besonders auf dem Hügel Wisfelach, eine herrliche Aussicht. Westlich u. östlich ist er seicht u. es dehnen sumpfige Ebenen sich aus, die wahrscheinlich früher unter seinem Wasserspiegel lagen. Man fährt nur mit kleinen Schiffen auf dem See. Er enthält vortreffliche Fische, unter anderen auch den Wels (hier Salute genannt), den größten Fisch des süßen Wassers.

Murzuk oder **Mursuk**, Hauptstadt von Fezzan (s. d.)

Musäus, Johann Karl August, geboren 1735 zu Jena, wurde im Hause seines Veters, des Superintendenten Weißenborn in Alstedt, später in Eisenach, bis zu seinem 19. Jahre erzogen, studirte dann in Jena Theologie, wurde Magister u. Mitglied der deutschen Gesellschaft, kehrte zu seinen Eltern zurück, lebte einige Jahre in Eisenach als Candidat des Predigtamts, ward 1763 Pagenhofmeister in Weimar, 1770 Professor am Gymnasium daselbst u. starb 28. October 1787. M., als Mensch höchst achtungswerth, erlangte auch als Schriftsteller einen weit verbreiteten Ruf, mochte er, der unmännlichen, ja unsittlichen Empfindsamkeit oder dem physiognomischen Unwesen gegenüber, die satirische Geißel schwingen, oder in angenehmer Geschwätzigkeit Volksmärchen erzählen. Der deutsche Grandison stellt sich, als Parodie der deutschen Nachahmungen des Richardson'schen Familienromanes, gleich an den Anfang einer lang hin wirbelnden Romanfabrikation. Des Verfassers Humor ist von ziemlich gutmüthiger Art. Bei seinen Märchen sucht M. zu absichtlich die Laune in der unbefangenen Natürlichkeit der Sage spielen zu lassen, wodurch die Darstellung etwas breit wurde. Den ächt volkstümlichen Ton der Märchen, die schlichte Volkstradition u. den naiven Wunderglauben trafen die Gebrüder Grimm. Von M. haben wir: „Der deutsche Grandison,“ Eisenach 1760 f., 3 Thle., 2. Aufl., das. 1781 f. „Physiognomische Reisen,“ Altenburg 1778 f., 4 Bde., 2. (des 1. Bd. 3.) Aufl., das. 1781. „Volksmärchen der Deutschen,“ Gotha 1782 f., 5 Thle. 1787 f., 1806 f. 1826. Halle 1838, Leipzig 1842, 1845; „Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier.“ Winterthur 1785; „Straußfedern“ (Romane u. Erzählungen), Berlin u. Stettin 1787 f., 7 Bde. (von M., J. Göttr., Müller u. A.); „Moralische Kinderklapper,“ Gotha 1788. N. Aufl. 1794 (Freie Bearbeitung der Nochets moraux von Monget). „Das Gärtnermädchen,“ komische Oper, Weimar 1771; „Nachgelassene Schriften,“ herausgegeben von Kozebue, Leipzig 1791. κ.

Musäus, 1) ein griechischer Epiker u. Philosoph, aus Athen gebürtig, angeblich ein Zeitgenosse des Orpheus (s. d.), hing ebenfalls der mystischen Richtung seiner Zeit an, daher auch die ihm zugeschriebenen Gedichte in Hymnen, theogonischen Gesängen (*χρυσμοί, τελεταί, παραλύσεις*) u. s. w. bestehen, von denen allen nur noch dürftige Fragmente übrig sind. Nicht zu verwechseln ist er mit 2) M., einem der besseren lyrischen Dichter der Griechen, der im 5. oder 6. Jahrhundert n. Chr. lebte u. ein Gedicht „von der Liebe der Hero u. des Leandro“ (s. dd.) schrieb. Die besten und vollständigen Ausgaben desselben sind: von Röver, Leyden 1737; Schrader, Leuwarden 1742 u. Möbius, Halle 1814; dann eine deutsche Uebersetzung, zugleich mit dem griechischen Texte u. kritischen Noten, von Fr. Passow, Leipzig 1810.

Musagetes, Beiname des Apollo (s. d.), als Führer der Musen (s. d.); eben so wird bisweilen auch Herkules genannt. — Bildlich heißt M. überhaupt jeder Förderer der Kunst u. Wissenschaft.

Muscatblüt (**Muscatblut**), ein Meistersänger aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts. Von ihm sagt Chr. Spangenberg: „M. hat viel artliche u. nützliche Meistergesänge gemacht, unter welchen die fürnehmsten diese: von der Schöpfung u. Adams Fall zwei; das geistliche Ackerwerk; die geistliche Mühle; von Uebelstand des Reichs, an die Kurfürsten; Jungfrauen-Lehre; von frommen Weibern;

von bösen Weibern; wie ein Säng' er soll geschickt seyn u. was ein Gesang für Tugenden habe; Klage- und um verzehrte Zeit.“ Ein ehrbarer Ernst ist der Grundzug seiner Gedichte, die weltlichen u. geistlichen Inhalts sind. Ein Theil seiner Gedichte steht (theils übersezt, theils im Original) in *Myllii Lustgarten* 1621, in d. *Liedersf.* der *Clara Gäglerin* u. im altb. Museum. Vgl. *Gervinus II.*, 223 f., der weiteren Nachweisungen u. eine strenge Charakteristik des Dichters gibt. κ.

Muscheln, s. *Mollusken*.

Muschelwerk nannte man in der Baukunst eine aus Muscheln zusammengesetzte, mit Gyps oder Kitt verbundene Wandverzierung, vormal's hauptsächlich in Grotten angebracht (wie z. B. in dem sogenannten Grottenhofe in der alten Residenz zu München); dann eine dergleichen Nachbildung in der Skulptur u. Malerei. Die geschmacklose Verzierung der Gartenbeete mit Muscheln in Gärten nach französischem Geschmacke, ist, wie dieser selbst, mit Recht längst abgekommen.

Muschenbroek (*Musschenbroek*), Peter van, berühmter Mathematiker u. Physiker, geboren zu Leyden 1692, widmete sich auf der Universität seiner Vaterstadt dem Studium der Heilkunde u. der Naturwissenschaften u. wurde 1715 zum Med. Dr. promovirt. 1719 kam er als Professor der Philosophie u. Mathematik nach Duisburg, 1723 aber in gleicher Eigenschaft nach Utrecht, woselbst er die Anlegung eines physikalischen Cabinets veranlasste; 1740 erhielt er die ordentliche Professur der Philosophie u. Mathematik in Leyden u. blieb daselbst bis an sein Lebensende 1761. — W. hat um die Förderung und Ausbildung der Naturlehre vielfache Verdienste sich erworben, namentlich aber um die Elektrizitätslehre. — Seine wichtigeren Schriften sind: „*Physicae experimentalis et geometricae dissertationes*,“ Leyden 1729, Wien 1757; „*Elementa physica*,“ Leyden 1734, als neue Auflage auch holländisch 1746 u. ins Deutsche übersezt, Epz. 1747. Nach seinem Tode erschien: „*Retroductio ad philosophiam naturalem*,“ 2 Bde., Leyden 1762.

E. Buchner.

Musen, die Töchter des Zeus u. der Mnemosyne (s. d.), welche sich den Künsten u. dem heiteren Wissen widmeten u. die Vorstherinnen einzelner Zweige desselben wurden. Klio, die Muse der Geschichte, wird gewöhnlich sitzend, mit geöffneter Bibliothek, einem Behältniß zu Bücherrollen zu ihren Füßen u. einer Rolle in der Hand abgebildet. Melpomene, die Muse des Trauerspiels, hält in der einen Hand einen Dolch oder eine tragische Maske u. stützt sich mit der andern auf eine Keule. Thalia, die Muse des Schaus- u. Lustspiels, hält eine komische Maske. Kalliope, die Muse des Epos, des Heldengedichts, hält mit beiden Händen ein zusammengerolltes Pergament. Terpsichore, die Muse der Tanzkunst, spielt auf einer siebenstimmigen Lyra. Euterpe, Muse der Musik, besonders dem Flötenspiel gewogen, wird theils mit, theils ohne dieses Instrument abgebildet. Erato singt das Glück der Liebenden; sie ist die Muse der zärtlichen Gesänge, sie wird mit einer, größer als gewöhnlich gebildeten, mit einer neunstimmigen Lyra, oder einem Walter dargestellt. Urania, die Muse der Astronomie, hält eine Weltkugel u. einen Zirkel in der Hand; nicht selten ist auch ihr Haupt mit einem Sternenzirkel umgeben. Polyhymnia endlich, Muse der Beredsamkeit, legt den Finger auf den Mund, was bei der Beredsamkeit befremdend ist, doch wird sie auch mit bedeutend erhobener Rechten abgebildet. Obwohl die eben gegebene Beschreibung nach antiken Vorbildern zusammengestellt ist, so kann sie doch keineswegs als Norm dienen, weil die Alten selbst in der Darstellung von einander abweichen. Die M. sind die steten Begleiterinnen des Apollo: auf dem Parnass, dem Parnass, dem Helikon, an den Quellen Aganippe, Hippokrene, Kastalia, sind sie um ihn versammelt; beinahe alle waren auch seine Geliebten u. haben mehre Kinder von ihm empfangen; aber auch andere Götter oder Sterbliche erfreuten sich ihrer Günst. So gebar Klio den Pieros, den schönen Hyacinthos, den Liebling des Apoll; Melpomene empfing von dem Flußgott Acheloo die Sirenen; von Kalliope u. Deagere stammen Linus u. Orpheus (zwei berühmte Säng' er); Euterpe liebte den Flußgott Strymon u. gebar ihm den Rhesos; Urania gebar dem Bac-

chos den Hymenaeus; der Polyhymnia schreibt man auch den Orpheus zu. Von der Komödiantin Thalia u. der Liebeslieder singenden Erato sagt die Fabel nichts Unrechtes; auch schon damals waren nicht Alle schlecht, von denen man schlechte Meinung hegte. — Verschiedene Mase sangen die Musen in die Wette, einmal mit den neun Töchtern des Königs Pieros, welche sie in Vögel verwandelten; ein andermal mit dem Thamyris, dem sie die Augen u. den Gesang nahmen; auch die Sirenen küßten bei einem ähnlichen Versuche ihre Federn ein. Sonst aber sind sie unter den Göttern Griechenlands u. Roms die edelsten Gebilde; sie erwecken den Edelmuth, sie lenken die Herzen zum Guten, sie belehren u. begeistern die Sterblichen u. stehen ihnen mit Rath u. That bei, wenn sie sich dessen irgend werth zeigen, daher auch beinahe alle alten Dichter die M. um ihren Beistand anrufen, wenn sie etwas Schwieriges unternehmen wollen: eine Sitte, welche sich auch auf die neuere Zeit übertragen hat, wie Wieland u. A. beweisen.

Musalmanache nennt man jährlich erscheinende Sammlungen von Gedichten verschiedener lebender Dichter. Der erste in Deutschland ward von Voie u. Gotter 1770 herausgegeben; er erhielt sich bis 1807. Andere folgten nach. In der neuesten Zeit war der von Wendt, Chamisso u. Schwab 1830—38 redigirte M. am wichtigsten.

Musette (französisch, vom lateinischen *musa*); heißt die Sackpfeife (s. d.); dann auch ein kleines, zum Tanze eingerichtetes Tonstück für ländliche Erheiterung, gewöhnlich im $\frac{3}{4}$ Takt.

Museum (griechisch *μουσείον*, Musentempel, ein den Musen bestimmter Ort) wird gegenwärtig eine Sammlung von Kunstschätzen aller Art, aus alter u. neuer Zeit, genannt; dann eine Sammlung der zu einem bestimmten Fache gehörigen Gegenstände; ein Studirzimmer mit dem dazu gehörigen Apparate; eine Anstalt für Journalektüre u. sonstige Unterhaltung, endlich ist es Gesammtitel für literarische Mittheilungen. Die Benennung *μουσείον* erhielt zuerst die Bibliothek des Ptolemäus Philadelphus (s. d.). Das erste M. für alte Kunstschätze aber (das berühmte florentinische) gründete der Mediceer Cosmo I. (s. d.).

Musgrave, Samuel, Arzt zu Greter, als geschmackvoller u. gelehrter Philolog u. Kritiker berühmt durch seine trefflichen kritischen Anmerkungen zu der prachtvollen Oxford Ausgabe des Euripides, die er 1777 in 4 Quartbänden besorgte; wieder abgedruckt in 3 Bde. der durch Morus u. Beck besorgten Ausgabe dieses Dichters, Leipzig 1778. Nach M.s Tode, welcher 1780 erfolgte, erschienen von ihm: *Two Dissertations: I. On the grecian Mythologie; II. An examination of Newtons objections to the chronology of the Olympiads.* — Als Arzt schrieb er Betrachtungen über die Nerven u. Nervenkrankheiten, deutsch, Leipzig 1776. Auch hat man von ihm eine Ausgabe des Sophokles, Oxford 1800 — 1, 2 Bde.

Musik, abgeleitet von *musa*, also eigentlich Musenkunst, begriff im Sinne der Alten Ton-, Dicht- u. Redekunst, überhaupt die geistige Bildung u. alle Mittel der Rede zur Uebung des Geistes, besonders die poetische Thätigkeit; im engeren Sinne aber u. vorzugsweise die Lyrik, nach Plato bestehend aus Rede, Melos u. Rhythmus. Später verstand man unter M. die Kunst, durch eine Verbindung von Tönen das Gemüth anzuregen, oder die Kunst, die Wirkung menschlicher Gemüthslagen durch schöne Tonverhältnisse (der Stimme u. musikalischen Instrumente) im wohlgefälligen Zeitmaße darzustellen. Der M. gehört das gesammte Gebiet der Gemüthsbestimmungen an u. ihr Gegenstand ist immer die unmittelbar gegenwärtige Empfindung. Ihre Hauptaufgabe aber besteht darin, die Art u. Weise wiederklängen zu lassen, in welcher das innerste Selbst seiner Subjectivität u. ideellen Seele nach in sich bewegt ist, u. da sie in der Wirkung auch die subjective Innerlichkeit in Anspruch nimmt, so ist sie die Kunst des Gemüthes, welche sich unmittelbar an das Gemüth wendet u. ihre Wahrheit darin zeigt, wenn sie die beabsichtigte Empfindung thatsächlich anregt. Die Macht der M. beruht ganz eigentlich darin, daß sie vom Gemüthe zum Gemüthe spricht u. mit ihren Bewegungen unmittelbar in den inneren Eig aller Bewegungen der Seele bringt,

demnach durch sich selbst wirkt u. keiner fremden Hülfe bedarf. Darum aber ist nicht zu behaupten, daß durchgehends u. überall Worte ihre Macht nicht verstärken, sondern nur den Verstand über den Gegenstand des Ausdrucks aufhellen, da es wohl unbestritten bleiben dürfte, daß die höchste Wirkung der Tonkunst nur durch Vereinigung der Instrumental- u. Vokal-M. zu erreichen sei. In dieser letzteren Beziehung läßt sich auch nicht behaupten, daß die M. um so größere Wirkung hervorbringe, je feiner u. ausgebildeter der Gehörsinn der Menschen sei. Ueberhaupt muß, wo von einer gewaltigen Wirkung der M. gesprochen wird, immer eine geistvolle Empfindung für das Gemüth ihren Inhalt bilden, die in der Mehrtheit, in dem Volke oder in der Nation wiederklingt; denn, so wenig kriegerische Dramen den kriegerischen Geist einer Nation wecken werden, wenn nicht die Stimmung dazu bereits vorhanden ist, ebenso wenig wird die M. eine ähnliche Begeisterung hervorrufen, ohne daß die Nation von einer darauf bezüglichen bestimmten Idee u. einem wahrhaften Interesse des Geistes sich ergreifen fühlt. — Wenn aber Hegel behauptet, daß der M. das objektive Sichausgestalten fehle, sei es zu Formen wirklicher äußerer Erscheinungen, wie in der bildenden Kunst, oder zur Objectivität von geistigen Anschauungen u. Vorstellungen, wie in der Poesie, u. es daher ihr Zweck sei, sich nicht als äußere Gestalt u. als ein objectiv dastehendes Werk, sondern als subjective Innerlichkeit zur Erscheinung zu bringen; so möchte denn doch die Frage dagegen aufzustellen seyn, „ob die vom Tonkünstler niedergeschriebene Composition nicht ebenso ein Aeußeres sei, wie das niedergeschriebene Gedicht, nur daß dort in den Notenn Töne angeschaut werden, wie in den Worten Vorstellungen?“ Denn, wie die Buchstaben in ihrer Zusammensetzung Worte geben u. diese geistige Anschauungen u. Vorstellungen, wir auch in Worten denken, ohne des wirklichen Sprechens zu bedürfen, so geben die Noten in der Anschauung die Töne u. in ihrer Zusammensetzung das Tonbild für die Phantasie u. geistige Empfindung, ohne daß es unmittelbar ins Gehör tritt. Hiernach ist nicht die musikalische Aufführung das Kunstwerk, sondern das Bleibende, die Composition, u. wenn in derselben die subjective Innerlichkeit zur Erscheinung kommen, mithin auch die Aeußerung sich unmittelbar als Mittheilung eines lebenden Subjectes ergeben muß, in welche dasselbe seine ganze Innerlichkeit hineingelegt, so ist das an u. für sich Sache des Tonkünstlers u. hat, streng genommen, wohl Nichts mit der Production u. Reproduktion von Seite Anderer zu schaffen. Ohnehin wird ja bei Werken der Tonkunst die musikalische Erfindung, die Composition im eigentlichen Sinne, also das Resultat der Kunst, die Kunstschöpfung, unterschieden von der Ausführung, der Executur, von der Nichts übrig bleibt, als eine mehr oder minder lebhaftere Erinnerung, u. die daher nichts Selbstständiges ist, sondern nur bedingt durch jene. In Hinsicht auf die Mittel ihrer Darstellung theilt die M. sich in Vokal- u. Instrumental-M. (beide auch vereinigt) u. rücksichtlich ihres besonderen Zweckes u. Ortes, in Kirchen- oder religiöse u. in weltliche M., zu welcher Concert oder Kammer-M., Theater-, Militär- u. Tanz-M. gezählt werden. In Beziehung auf die menschliche Stimme aber kann die Instrumental-M. oft auch Ergänzung, Vervollständigung, oder bloße Verzierung seyn. Man hat wohl auch die Instrumental-M. vorzugsweise die eigentliche M. genannt, welche, ohne eines Vollmetzers durch Worte zu bedürfen, rein zur Seele spricht, sich mit ihr in ungemessene Räume emporzwängt u., in ihrem Reiche selbstständig herrschend, durch Nichts beschränkt wird, wogegen die Beimischung von Singstimmen der Tonkunst ein fremdes Element, nämlich die Poesie, aufbürdet, da doch die Töne durch sich selbst schon unennbare, unbestimmte u. eben deshalb himmlische Empfindungen u. Anschauungen ausdrücken u. erregen. Wenn aber andererseits von der selbstständigen Behandlung u. Anwendung der menschlichen Stimme, als eines an Schönheit u. Adel jedes Orchester-Instrument übertreffenden Tonorganes, die Rede gewesen u. dabei ein durch aus neues, überraschendes Resultat erwartet ist von der Heraushebung u. Festhaltung des, seiner Natur nach von der Eigenthümlichkeit der Instrumente gänzlich

verschiedenen, Charakters der menschlichen Stimme: so wäre dagegen wohl zu bemerken, daß es die Bestimmung der menschlichen Stimme ist, Empfindungen und Gedanken durch Worte auszudrücken u. sie in dieser Beziehung allerdings mit der M. zu verbinden, nicht aber als Tonorgan selbstständig, wie ein Orchester-Instrument, zu behandeln ist. Daß Jenes von der ergreifendsten Wirkung seyn kann u. gewesen ist, dafür spricht die Erfahrung, wogegen letzteres stets eine Künsterei bleiben wird. Mit vollem Rechte wird daher wohl auch der Gesang (s. d.) das Urprinzip der Melodie u. Harmonie genannt, der Mittelpunkt, um den die Instrumente sich drehen, wie um die Sonne die Planeten, u. die menschliche Stimme für die Grundbasis der Töne erklärt. — Natürlich war die Vokal-M. die älteste; indessen meldet schon die heil. Schrift, das Jubal vor der Sündfluth auf Instrumenten gespielt habe, u. es ist bekannt, wie die Hebräer ihre Gesänge mit Harfe, Zither, Trompete u. Pauke begleiteten. Wesentlich war sie bei diesem Volke im Dienste der Religion u. entwickelte sich in dem Maße großartig, als der Gottesdienst an Gepränge u. Glanz gewann. In gleich hohem Alterthume begegnen wir Instrumenten in Aegypten, namentlich der Harfe. Ist die M. von hier nach Griechenland gebrungen, so machte sie hier bis auf Alexanders d. Gr. Zeit wenig Fortschritte. Indessen trat Saladas als erster Solospieler auf der Flöte auf. Lasios schrieb über Theorie der M. u. Pythagoras erfand die Kanonik. Auch Platon u. Euklides erwarben sich um die Ausbildung der M., letzterer besonders um die musikalische Klanglehre, vieles Verdienst. Dennoch wissen wir über die eigentliche Beschaffenheit der griechischen M. nur wenig u. die Zweifel über die Darstellung der Chöre in ihren Tragödien sind noch nicht völlig gelöst; namentlich darf man die künstlerische Vervollkommenung der Instrumental-M. nicht bei ihnen suchen. Zu den Römern kam die M. theils von den Etruskern (Opfer-M.), theils von den Griechen (Theater-M.). Die Theater-M., bei der man sich hauptsächlich der Flöten, Leiern u. Zithern bediente, artete in ein geräuschvolles Uebertäuben der Recitation des Schauspielers aus, bis endlich mit dem Untergange des abendländischen Kaiserthumes die M. überhaupt bei den Römern zur völligen Geschmacklosigkeit herabsank u. alle Bedeutung verlor. — Unter den gallischen u. germanischen Völkern kam die M. als religiöser u. Schlachten- gesang in Anwendung, wobei sie sich der Harfe, des Hornes, der Trompete und ähnlicher Instrumente bedienten (Druiden, Skalden, Barden). — Die Ausbildung der M. in der Art unserer Zeit beginnt erst mit dem Kirchen- oder Gemeindegesange der Christen, für welchen auf der Kirchenversammlung zu Laodicea regelmäßige Gesänge eingeführt wurden. Fortbildner des christlichen Gesanges waren: Papst Damasus (370), Ambrosius, Hieronymus de Moravia, Pseudo-Beda u. Syrer, ganz besonders aber Papst Gregor d. Gr. (590 — 604), welcher zugleich für den Unterricht durch Errichtung einer Gesangschule sorgte, auch den Choral- gesang einführte. Dunstan, Erzbischof von Canterbury (starb 988) war der Verfasser der ersten viestimmigen Composition, während bisher die Choral-M. ein- stimmig oder in Octaven vorgetragen wurde. Fast zu gleicher Zeit erfand Guido von Arezzo die Notenschrift, welche bald darauf von Franco aus Köln vielfach vervollkommenet wurde. Außer diesen Männern verdienen aus jener Zeit noch genannt zu werden: Walter Oddington, Hieronymus de Moravia, Pseudo-Beda u. Adam de la Hale. Für die Harmonie stellten im Anfange des 14. Jahrhunderts allgemeine Regeln auf: Marchettus von Padua u. Johannes de Muris. Ueberhaupt ward damals aller Fleiß auf die Ausbildung der Harmonien gerichtet und die Melodie bis zur Erfindung der Oper (Ende des 16. Jahrhunderts) fast gänzlich vernachlässiget. Die ersten Anfänge der weltlichen M. finden wir vom 11. Jahrhunderte an in den recitativmäßig vorgetragenen Gesängen der Troubadours, Minstrels u. Minnesänger. In den Anfang des 15. Jahrhunderts fällt die Entstehung der älteren niederländischen Schule u. die regelmäßige Ausbildung des Contrapunktes. Es beginnt nun die neuere M. als Kunst. Namentlich erwachte eine große Begeisterung für sie in Italien, dem Lande, das bis in das

15. Jahrhundert hinter den Spaniern, Franzosen, Niederländern u. Deutschen zurückgeblieben war u. besonders von den Niederländern seine Lehrer in der neueren contrapunktischen M. erhielt. Bedeutend traten hier erst auf: Costanzo Festa, der erste bemerkenswerthe harmonische Componist Italiens, von dem (1514) Compositionen zum Drucke befördert wurden, sowie Giuseppe Zarlino, der größte Theoretiker seines Zeitalters. — Doch erst mit Palestrina beginnt die Höhe der musikalischen Kunst in Italien, 1560, u. von ihm an datirt sich das Ende ausländischen Einflusses u. der Anfang des Supremats Italiens, das nun seine Söhne als Lehrer in alle Länder Europa's sandte. Unterrichtsschulen, von Einheimischen geleitet, entstanden jetzt. Palestrina selbst trat als Lehrer zu der M.-Schule Nanini's in Rom, aus welcher Felice Anerio, Nanini da Vallerano u. Gregor Allegri hervorgingen. Die päpstliche Kapelle sorgte für Erhaltung der würdevollen geistlichen M. u. Venedig wetteiferte mit ihr darin. Auch zum Emporkommen der weltlichen M. traf jetzt Vieles glücklich zusammen. An den Höfen der italienischen Fürsten war ein allgemeiner Wettstreit der Bildung entstanden. Man suchte eine Ehre in der Begünstigung der Künste; so in Florenz, Neapel u. Genua. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts trat selbst ein Verein zur Förderung der M., hauptsächlich zur Wiederauffindung der alten, griechischen M. zusammen. Der Versuch, der zu diesem Zwecke von Vinc. Galilei gemacht wurde, Melodien für eine Stimme mit Begleitung eines Instrumentes zu erfinden, führte zur Erfindung der neuen italienischen Oper 1600, welcher auch die, ein wenig früher ins Leben getretenen, Oratorien als Vorbilder dienen mußten. Der Florentinische Dichter Rinuccini (1597) dichtete die erste Oper „Dafne,“ welche von Peri in M. gesetzt wurde; bald folgte die von Peri u. Caccini componirte Oper „Euridice,“ beide noch höchst unvollkommene Versuche. In etwas feinerem Style bewegte sich Monteverde, der wenigstens Worte u. M. zum Recitativ enger verband in seinem von Rinuccini gedichteten „Orfeo“ u. besonders in seiner „Arianna.“ Die erste komische Oper schrieb Oratio Vecchio u. das erste bedeutende Operntheater ward 1637 in dem reichen Venedig erbaut u. mit Franc. Manelli's Oper: „Andromeda“ glänzend eröffnet. Auch die Kammer-M. bildete sich im 16. Jahrhundert immer mehr aus. Der Einfluß Italiens erstreckte sich am meisten auf Frankreich, die Niederlande (wo schon der Mönch Hucbald in Flandern 930 u. Ottenheim 1450 für den vierstimmigen Gesang gearbeitet u. zur Ausbildung der Kirchen-M. beigetragen hatten), England u. besonders auf Deutschland. Hier hatte Luther unbestrittenes Verdienst durch die Einführung des deutschen Kirchengesanges; auch schrieb er selbst eine große Anzahl trefflicher Choräle und Motetten. Schütz soll die erste deutsche Oper componirt haben. Mit dem Anfange des 18. Jahrhunderts nimmt die M. bei den verschiedenen Nationen, hauptsächlich den Italienern, Deutschen u. Franzosen, ein eigenthümliches nationales Gepräge an; Italien steht jedoch immer noch im Vordergrunde. Auf Veneoli u. Carissimi folgt hier Alessandro Scarlatti, gleich groß in den Künsten des höheren Contrapunktes, wie in der dramatischen Recitation u. in Erfindung von Melodien des treffendsten Ausdruckes; auch Gasparini, Marcello, Caldara und Lotti, seine Zeitgenossen, waren tüchtige Meister, und Corelli, Geminiani und Vivaldi veredelten auch die Instrumental-M. Pistocchi gründete eine Singschule zu Bologna, Fedi zu Rom, Nebi zu Florenz. Noch Größeres leistete vom Jahre 1725 an die neapolitanische Schule, welche durch Leonardo Leo, Francesco Durante u. Gaetano Greco entstand, meistens Schüler Scarlatti's. Ihre wesentlichsten Verbesserungen betrafen die Regelung des rhetorischen Theiles der Melodie, die bessere Gestaltung der Arie u. die Vervollkommnung des Orchesters durch Hoboen, Hörner, Flöten u. Fagotte. Zu dieser Schule gehören vor Anderen: Porpora, Catti, Vinci, Pergolesi, Duni, Perez, Sala, Jomelli, Sacchini, Piccini (der Erfinder der italienischen Opera buffa), Majo, Caffero, Guglielmi u. der deutsche, in Italien gebildete Haffe. Leider fand der frische, lebendige u. zierliche Styl dieser Componisten auch in der Kirchen-M. Eingang u. nahm besonders der Messe ihre

feierliche Würde. Ueberdies brachten ihre Bestrebungen, die Virtuosität der menschlichen Stimme auf die höchste Stufe der Entwicklung zu bringen u. den Sänger glänzen zu lassen, auch der Reinheit u. Korrektheit der Harmonie, so wie der richtigen Deklamation im Ricitativ mannigfache Nachtheile, und nahmen der Kunst jenen Ernst, der ihr bleiben muß zur tiefen Grundlage, wenn ihre Schöpfungen nicht bloß momentaner Ergözung dienen sollen. — Alle diese Mißbräuche und Nachtheile traten in der neuesten italienischen M. immer deutlicher hervor. Die Kunst des Gesanges geräth durch immer gesteigerte Virtuosität ins Ueberspannte; Passagen u. gewagte Sprünge gelten als wahrhaftes, frisch lebendiges Gefühl, die menschliche Stimme erniedrigt sich zu einem musikalischen Instrumente, die Poesie des Gesanges tritt immer mehr zurück u. das Spiel der Töne wird immer geistloser, geschraubter u. weichlicher. Zwar wurde die Bekanntheit der Italiener mit dem Charakter u. Ernste der deutschen M. solchen Bestrebungen zuweilen hinderlich, u. wie früher Zomelli, der sich unter den Deutschen vervollkommen hatte, so leisteten Gimarosa, Baestello, Zingarelli, Carassa, Nicolini, Morlacchi u. Bellini, wie sehr auch hier u. da der Geschmack der Zeit sie beherrschte, viel Vortreffliches. Das Haupt der neuesten italienischen Schule, Rossini, einer der merkwürdigsten musikalischen Geister, vereinigte in seinen zahlreichen Opern alle Fehler u. Tugenden seiner Schule im vollkommensten Grade. Mit den Fortschritten der Deutschen bekannt u. die Gewalt der Instrumentalm. für seinen Zweck gebrauchend, machte er sich zur Aufgabe, den Stimmreiz auf das Aeußerste zu schärfen, die süßesten, leicht ins Ohr fallenden Melodien zu schaffen, alle Kunstmittel der Sänger zusammenzufassen u. das innere Wesen der Dichtung nur dann zu berücksichtigen, wann es dem Rausche des Sinnlichen nicht Abbruch that. Fast ganz frei von den Fehlern dieser Richtung der M. blieben die, meist im Auslande lebenden, Italiener Salieri, Righini, Paer, Sponzini u. vorzüglich Cherubini, der, besonders ausgezeichnet in gewaltiger, würdevoller Instrumentirung, von seinem Vaterlande für einen Abtrünnigen gehalten ward. Bei Rossini's Nachtretern, besonders Donizetti u. Mercadante u. selbst Bellini, tritt Weichlichkeit, Gedankenleerheit u. Ungeschmack, oft bis zum Widerlichen, hervor. Die Kirchen-M. der Italiener ging bei solcher Richtung des Geschmacks bald gänzlich zu Grunde. Desto mehr brachte Italien Instrumentalvirtuosen hervor, von denen, außer den früheren, Scarlatti, Tartini u. Clementi, in neuerer Zeit besonders Paganini, der Meister der Violine, sowie Baccini u. die Geschwister Milanollo sich hervorthaten. — Der italienische Gesang, besonders durch die große Schule Bernaechi's zu Bologna befördert, erreichte eine ausgezeichnete Vollendung, die sich jedoch mehr in außerordentlicher Fertigkeit u. in Verzierungen, als in seelenvollem Vortrage kund gab. In neuerer u. neuester Zeit zeichneten sich als Sängern aus: die Sandoni, Faustina Haffe (Bordoni), Tobi, Marchetti, die Schwestern Sessi, die Catalani, Pasta, die deutsche Ungher u. die Grisi; unter den Sängern: Benelli, Ferri, Zezi, Rubini, Tamburini, Lablache, Moriani u. s. w. — In Deutschland blieb nach Luther die M. lange Zeit zurück hinter den Fortschritten der Italiener. Nur die Ausbildung des Generalbasses stieg bald auf eine merkwürdige Weise u. mit ihm erhielt zugleich die Kirchenm. einen Schwung u. mannigfaltige Verbesserungen. In der Theorie der M. schuf vor Allen Sebastian Bach mit seinen Söhnen neue Gesetze, u. Marburg, Matthesen u. Sorge vervollkommneten sie nach allen Seiten. Händel begründete die Achtung vor deutscher M. im Auslande durch seine zahlreichen ausgezeichneten Oratorien (Messias, Josua, Samson u.) u. versuchte sich nebst Haffe, der gleichfalls in der Kirchenm. ausgezeichnetes leistete (besonders in seinen herrlichen Messen) auch in der Composition der Oper, die jedoch wenig deutschen Charakter athmete. Nach ihnen, auf erweiterten u. sichereren Grundlagen der Theorie stehend, u. an ihrer Vervollkommenung zum Theile selbst mitarbeitend, schufen in der Kirchenm. Graun, Joseph u. Michael Haydn, Naumann, Schicht Mozart u. A. eine Reihe vortrefflicher Werke (Oratorien: J. Haydn's Schöpfung, Jahreszeiten; Messen

von Joh. und Michael Haydn, Naumann, Schicht's Motetten u., während zu gleicher Zeit gegen das Ende des 18. Jahrhunderts Zelter u. Zumbsteg, Reichard u. A. Lieder u. Balladen componirten. In der Oper, deren Morgenroth durch Glück strahlend aufgegangen war am deutschen Horizonte (Iphigenie, Armida, Alceste u.) that sich, außer dem Operettencomponisten Adam Hiller, besonders Peter von Winter (das unterbrochene Opferfest) und am meisten Mozart hervor, der in seinen zahlreichen Opern (Don Juan, Figaro's Hochzeit, Titus, Zaubersflöte u.) die deutsche M. auf den höchsten Gipfel ihres Ruhmes brachte u. sich eben so durch ein charakteristisches Anschließen an den Ausdruck des Drama's, als durch vorzügliche Reinheit u. Correktheit die Instrumentirung auszeichnete. In letzterer Hinsicht überbot ihn nur an Genialität u. Kühnheit der letzte Heros der klassischen M. Ludwig von Beethoven. Mit ihm beginnt die letzte Periode der neueren deutschen M., u. zu gleicher Zeit ein musikalisches Streben unter den Deutschen, wie es sich unter keinem andern Volke in solcher Ausdehnung gezeigt hat (Singakademien) Musikvereine, Liedertafeln, M.feste u. Wie Beethoven vorzugsweise für Instrumentalm. (Symphonien, Ouverturen, Quartette, Quintette u.), arbeiteten nach ihm u., mehr oder minder von seiner Gewalt berührt, L. Spöhr, Lachner, Ries (am meisten mit Beethoven verwandt), Schubert, Reissiger, Lindpaintner u. A. In der Oper zeichneten sich, außer Beethoven (Fidelio), Spöhr (Zessonda, Faust) aus: Konrad Kreuzer, Lindpaintner, Marschner (Vampyr, Templer u. Jüdin u.), Lobe, Glaser, Forsting, Rich. Wagner, aber von Allen Meyerbeer u. der geniale Meister der Töne, Karl Maria von Weber, des Abtes Vogler großer Schüler (Freischütz, Oberon, Euryanthe). Als Liedercomponisten machten sich vorzüglich geltend: Beethoven, Weber, Reissiger, Marschner, Franz Schubert, Rüden, Broch, Taubert u. A.; sowie Strauß, Lanner, Labitzky in der Composition von Tänzen. Für die Kirchenm. wurden in den letzten Decennien bedeutend: Fr. Schneider (zahlreiche Oratorien, namentlich das Weltgericht), Mendelssohn-Bartholby (Paulus u. s. w.) Stadler, Ritter von Seyfried, Reissiger (Messen, Psalmen u. s. w.), Drobisch. — Als deutsche Sänger und Sängerninnen, welche den Italienern zwar an Kehlertigkeit nachstanden, sie aber an Seele des Ausdrucks größtentheils übertreffen, zeichnen wir aus die Damen: Sonntag, Häfer, Schröder-Devrient, Sabina u. Clara Heinefetter, Schedner, Löwe, Lutzer, Fasmann, Carl, Grünbaum, Fischer-Achten, Lind u. a.; ferner die Sänger: Haizinger, Wild, Fischer, Gerstäcker, Mantius, Vetter, u. vor allen jetzt lebenden der Tenorist Lichatschek u. der Bassist Staudigl. — Als Instrumentalvirtuosen glänzten auf dem Piano: Hummel, Henselt, Thalberg, Moscheles, Kalkbrenner, Liszt, u. unter den Virtuostinnen besonders Clara Wieck-Schumann; auf der Violine: Spöhr, der Gründer einer eigenen Schule, Lipinski, Ernst, Maysefer, Molique, Maurer u. David. Auf der Flöte: Fürstenan, Lobe, Belke u. a.; auf der Clarinette: Mehrlich, Kotte, Hermstädt u. a.; auf der Posaune: Queißer u. Belke; auf dem Violoncell: Döganer, Romberg, Merk, Kummer u. a.; auf der Orgel: Schneider, Rink, Hesse, Köhler u. v. a. auf anderen Instrumenten. — Was endlich die französische M. betrifft u. ihre Entwicklung seit der Mitte des 17. Jahrhunderts, so befand sich zunächst die Kirchenm., welche nach Frankreich ebenfalls aus Italien gekommen war, in dieser Zeit fast auf einer noch niedrigeren Stufe, als bei den Deutschen. Zuerst fand die Operette, die mit dem in Frankreich einheimischen Liebe verwandt ist, Eingang. Lully, 1670, wird gewöhnlich als Schöpfer der französischen Oper genannt; Destouches, Montéclair u. Lalande, sowie Francoeur u. besonders Berton vervollkommneten sie in Lully's Geiste. Bald schlich sich jedoch in die französische Oper wieder italienische Art ein; Rousseau drang auf eine richtigere Verbindung des musikalischen Ausdrucks mit der Dichtung, bis Grétry einen bessern Geschmack begründete (1768), welchen Glück in Paris u. Frankreich durch sein Ansehen, namentlich gegen den Italiener Piccini, geltend machte. Später brachte die Anwesenheit vieler ausgezeichneten Deutschen, sowie die Begründung des berühmten Conversatoriums für M. (1793)

neuen Schwung in alle Zweige der M. Mehul, Lemoine, Boieldieu, Le Sueur, Fouard u. a. lieferten viele vorzügliche Opern, worin sie in der neuesten Zeit noch von dem genialen Auber, von Halévy u. besonders Meyerbeer übertroffen wurden. — Als französischen Liedercomponisten nennen wir nur Panferon; als ausgezeichnet in der Instrumentalm.: Cherubini, Habeneck, Berlioz, David; und als nennenswerthe Virtuosen im Gesange: Mourrit, Duprez, die Malibran u. s. w.; auf der Violine: Vieuxtemps, Beriot; auf dem Piano: Chopin; auf der Flöte: Drouet; auf dem Violoncello: Servais, dem sich gewissermaßen Franz. Prume in Brüssel anschließt. — Was die übrigen Völker Europa's in ihrem Verhältnisse zur M. betrifft, so ist wenig von ihnen zu sagen. Die Engländer, obgleich für die M. mit Begeisterung erfüllt, sind doch darin weit hinter den vorbenannten Völkern zurückgeblieben u. haben keinen Stern erster Größe in irgend einer Gattung derselben aufzuweisen. Erst in der neuesten Zeit haben sich unter ihnen Componisten u. Virtuosen, wie Balfe (Oper) Onslow u. Sterndale-Bennet als Symphoniencomponisten und die Damen Shaw und Novello, jedoch meist in Deutschland, namentlich durch Mendelssohn-Bartholdy gebildet, einen Namen gemacht. — Im skandinavischen Norden sind als Componisten zu nennen: Grusell, u. als Virtuose auf der Violine: Ole Bull. Auch die russische M., obgleich weit eigenthümlicher u. ausgebildeter, als die der Scandinavier, Briten u. Dänen, ist immer noch gegen Deutschland u. Italien im Alter der Kindheit. Als Operncomponisten zeichneten sich aus: Stroniski, Aliabieff; als Virtuosen auf Instrumenten: Alexie von Krieff, zugleich Operncomponist, Gulany, Iwan Müller und der Sänger Zwanoff. — Von den zahlreichen Werken über die M. sind die neuesten: Die Elemente u. das Alphabet der M. von Marchesi, Wien, 1835 Encyclopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften, oder Universal-Lexicon der Tonkunst, redigirt von Schilling, Stuttgart (mehrfach als zu wenig genau u. vollständig getabelt); Schilling, Lehrbuch der allgemeinen Musikwissenschaft, Karlsruhe 1839; Fink, musikalische Grammatik, oder theoretisch-praktischer Unterricht in der Tonkunst, 2 Bde.; Busby, allgemeine Geschichte der M. von den frühesten Zeiten bis gegenwärtig u. s. w., aus dem Englischen von F. Michaelis, 2 Bde., 1821, 2 Bde.; A. Dulibichoff, M.'s Opern. Krit. Erläut., a. d. Franz. von C. Kosmaly, mit Einleit. u. Nachr. über den Verf. von Dr. A. Kahlert, Leipz. 1848.

Musikalische Malerei, heißt die Versinnlichung von Gegenständen des äußerlich erscheinenden Lebens, hauptsächlich des hörbaren, durch Töne. Dieses fehlerhafte Streben entstand in jener Zeit, wo man die Naturwahrheit als das einzige Prinzip der Kunst erkannte u. in Allem wahr seyn wollte. Da nur die Musik gewisse Effekte, das Rauschen der Wogen, des Sturmes, das Toben des Gewitters, die Stimmen der Thiere u. dergl. nachahmen kann, so erblickte man in dieser besonderen Eigenschaft ihre Hauptbestimmung u. übersah, daß sie ihrem Wesen nach ein reiner Ausdruck der Empfindung, des tiefsten inneren Lebens seyn soll u., als eine Harmonie von Tönen, durch Nachbildung dessen, was massenhaft körperlich ist, unfehlbar sich selbst vernichten muß. Engel, über die m. M., Berlin 1780.

Musikdirektor, heißt der, dem die oberste Leitung der musikalischen Darstellung anvertraut ist; auch ein Musikföhrer, der, dem Kapellmeister (s. d.) untergeordnet, das Einstudiren der Musikstücke besorgt.

Musikfeste, jährlich oder in gewissen Zeiträumen wiederkehrende große Concerte unter der Leitung berühmter Direktoren, in der Absicht, großartige Werke möglichst vollendet darzustellen. Die erste Idee zu ihrer Veranstaltung ging 1804 von Bischoff, Musikdirektor zu Hildesheim, aus. Bei diesen M. en wird besonders die größtmögliche Versammlung von Instrument- u. Gesang-Virtuosen erstrebt, theils um diese selbst inniger mit einander zu verbinden, theils die öffentliche Theilnahme für Musik anzuregen u. zu steigern. Die Hindernisse liegen jedoch in dem kurzen, zur Vorbereitung gestatteten Zeitraume, wohl auch in einer leicht zu verfehlenden Wahl der Composition, u. es muß der Zeit überlassen blei-

ben, hier den richtigen Weg zum Ziele aufzufinden. — Die M. als eine Nachahmung der olympischen, pythischen u. isthmischen Spiele der Hellenen zu bezeichnen, könnte fast als Ironie auf die hohe Stufe betrachtet werden, welche die hellenische Alterthumskunde bereits erstiegen hat. Bei jenen Spielen handelte es sich nämlich um einen musikalischen Wettstreit u. um den Siegerfranz, um die Kunstfertigkeit der Individuen, nicht um die Aufführung großer Musikwerke durch eine vereinigte Mehrzahl u. s. w. Die olympischen Spiele hatten diesen Wettkampf wohl nur im beschränkten Maße; bei den pythischen, isthmischen u. nemeischen ging er den übrigen Spielen voran, u. bei den pythischen war er sogar die Hauptsache. Vgl. Liedertafel.

Musivgold, oder unächtes Malergold, ist ein goldfarbiges, glänzendes, feinschuppiges Pulver, welches besonders zum Bronciren von Gypsfiguren, zur falschen Vergoldung von Messing, Kupfer, Papier, Pappe, Holz u. benutzt wird. Es ist ein Schwefelzinn im Maximum des Schwefels, auf trockenem Wege bereitet, indem man 12 Theile reines Zinn mit 6 Theilen Quecksilber amalgamirt, mit 7 Theilen Schwefelblüthe u. 6 Theilen Salmiak in einem Kolben, Anfangs langsam u., wenn keine schwefelige Säure mehr entweicht, bis zum Rothglühen erhitzt, wobei das aus 64, $\frac{6}{10}$ Theilen Zinn u. 33, $\frac{7}{10}$ Schwefel bestehende M. als goldglänzende, schuppige Masse am Boden des Gefäßes zurückbleibt.

Musivische Arbeit, s. Mosaik.

Muskateller- oder Muskatweine, heißen verschiedene Sorten süße, lieblich schmeckende, sowohl weiße als rothe Weine, aus sogenannten M.-Trauben bereitet, deren beste Sorten aus Frankreich, Italien, Sicilien, Sardinien, den Liparien u. griechischen Inseln, besonders aber aus Cypern kommen. Man bereitet die Muskatweine auch künstlich, durch Zusatz von Zucker, Rosinen u. s. w., aus gewöhnlichen Landweinen.

Muskatenblüthe, Macisblüthe, Macisblume, auch Folie genannt, Flores macis s. macidis, ist die orangengelbe oder braune, eigenthümlich geästelte fleischige Membran, welche die Muskatennuß (s. d.) unter der äußeren, trockenen Schale derselben zunächst umgibt. Die Benennung Blüthe ist daher ganz unrichtig. Sie ist ursprünglich roth; nachdem sie aber von der Nuß abgelöst ist, wird sie mit Seewasser besprengt, an der Sonne getrocknet u. erhält dadurch ihre orangengelbe Farbe, so wie die Geschmeidigkeit, die sie vor dem leichten Zerbrechen auf dem Transporte schützt. Man unterscheidet helle oder blanke u. braune, von denen letztere viel geringer ist, als erstere; ferner kurze, welche entweder von kleinen halbreifen Früchten kommt, oder zerbrochen ist u. der langen ebenfalls im Werthe bedeutend nachsteht. — Durch Destillation erhält man aus 1 Pfund ohngefähr 1 Unze ätherisches Del; in Ostindien preßt man sie aus und erhält auf diese Weise aus 18 Pfund M. etwa $\frac{1}{2}$ Pfund blutrothes, schmieriges, sehr stark nach Muskat riechendes, bitterlich schmeckendes Del, welches aber nicht nach Europa kommt.

Muskatennüsse oder Macisnüsse sind die Fruchtkerne des auf den molukesischen Inseln wildwachsenden, aber auch auf Bourbon, Isle de France u. auf mehreren anderen ostindischen Inseln angepflanzten, ächten Muskatennußbaumes, *Myristica moschata* L. Alle Theile dieses Baumes, vorzüglich aber der Kern u. die fleischige Umhüllung desselben, enthalten ein ätherisches Del von angenehmem aromatischem Geruche. Die eiförmige Frucht von der Größe eines Pflums ist Anfangs grün, später goldgelb von Farbe u. hat ein dickes, hartes, weißliches Fleisch von bitterem Geschmacke, welches zur Zeit der Reife aufspringt u. die Nuß fallen läßt, die mit einem negartigen, markigen Gewebe, der fälschlich so genannten Muskatennußblüthe (s. d.), umgeben ist. Sobald die Früchte anfangen aufzuplazen, werden sie eingesammelt u. sorgfältig, um die Blüthe nicht zu verletzen, aufgelöst, denn die Einsammlung darf nicht verschoben werden, weil sonst die Muskatennußblüthe vertrocknet u. die Nuß ihr Del verliert. Die Haupterndte findet dreimal im Jahre statt: im April, August u. December; die erste

liefert zwar die wenigsten, aber die besten Nüsse, weil diese nicht der Wirkung einer üblen Witterung ausgesetzt sind, wie in den übrigen Monaten, wo viele verderben, die man aber dennoch trocknet oder einmacht. Die Nüsse werden an der Sonne getrocknet, Abends aber in den Häusern auf Horben gelegt u. vermittelst eines darunter angezündeten gelinden Feuers nach u. nach völlig ausgetrocknet. Dann werden sie mit Stöcken geschlagen oder gewalzt, damit die äußere holzige Schale abspringt u. der Kern herausfällt. Vor dem Versenden werden sie in Körben in ein mit Seewasser vermischtes Kaltwasser getaucht, um sie theils vor dem Ranzigwerden, theils gegen den Angriff von Insekten zu schützen. Die Güte der Nüsse hängt von dem Alter der Bäume, so wie von der Behandlung derselben u. der Nüsse selbst ab. Die besten M. kommen von den Bandaninseln; die von der Insel Bourbon sind länglicher u. haben einen etwas wilden Geschmack. Die M. u. Blüthen werden bekanntlich als ein sehr beliebtes Gewürz an Speisen u. Backwerk benützt, außerdem aber auch in der Medizin u. zur Bereitung des Muskatensols verwendet. Die in Zucker eingemachten, unreifen M. werden als ein vortreffliches Confect gerühmt, welches jedoch in größerer Menge nachtheilig auf die Gesundheit wirkt.

Muskatenöl. Die Macisnüsse u. Macisblumen enthalten sowohl fettes, als auch ätherisches Del. Zur Gewinnung des fetten Oels preßt man die erwärmten kleinen oder gestoßenen Macisnüsse, so wie den Abgang der Macisblumen, aus u. formt das daraus erhaltene talgartige Del in länglich viereckige Stücke von $\frac{3}{4}$ Pfund bis $1\frac{1}{4}$ Pfund Gewicht, welche, in Pisangblätter oder Papier gepackt, als Muskatensolbalsam in den Handel gebracht werden. — Es hat einen angenehmen Muskatgeruch u. stark gewürzhafte bitterlichen Geschmack. Das beste ist mehr röthlich u. weicher, u. enthält jedenfalls mehr Macisblumenöl. Es wird sowohl auf den Molukken, als auch in Europa bereitet u. vorzüglich zu Einreibungen bei Unterleibskrankheiten angewendet. Das ätherische Muskatöl wird ebenfalls aus den Muskatnüssen u. auch aus den Macisblumen dargestellt. Es ist ein hellgelbes Del und besitzt den Geschmack u. Geruch der Substanz, aus welcher es bereitet worden, weshalb das aus Macisnüssen etwas herber an Geschmack u. von weniger angenehmem Geruche, als das aus Macisblumen bereitete, ist. Von Parfümeurs u. Destillateurs wird es hauptsächlich gebraucht.

Muskau, ist der Name einer ehemals dem Fürsten Bücker-M. (s. d.) gehörigen Standesherrschaft im Regierungsbezirk Pommern des preussischen Schlesiens, mit 9 □ Meilen u. 11,000 Einwohnern u. dem gewerbreichen Hauptort gleichen Namens, an der Neiße, mit fürstlichem Schlosse u. herrlich angelegtem Park. Seit 1845 gehört M. dem Grafen von Hatzfeld-Weißweiler. — In der Nähe das romantisch gelegene Hermannsbad u. das Jagdschloß Hermannsruhe.

Muskeln heißen jene Organe des menschlichen u. thierischen Körpers, welche zunächst die Bewegung vermitteln; ihre Substanz nennt man im Allgemeinen Fleisch. Die M. sind zusammengesetzt aus einzelnen Bündeln, wie sich auf den ersten Blick ergibt; diese Bündel bestehen aus feineren Bündeln, den M.-Fasern, welche sich am gekochten Fleische darstellen, u. diese bestehen wieder aus noch feineren Bündeln, den M.-Fäden, welche nur durch das Mikroskop erkannt werden können, über deren näheren Bau aber Nichts feststeht. Alle M. sind von einer eigenen Zellhaut umgeben, die M.-Scheide, welche vielfach gegliederte Fortsätze in das Innere des M.s schickt u. die M.-Bündel, M.-Fasern u. M.-Fäden einzeln umgibt, so daß sie von einander getrennt bleiben. Die Bündel sind immer kürzer, als der M., weil sie schräg durch denselben gehen von einem Rande zum andern, oder auch vom Rande bis zur Mitte des M.s Blutgefäße u. Nerven sind sehr zahlreich in den M. In den vollkommeneren Thieren sind die M. roth in verschiedenen Abstufungen u. ein röthlicher Schimmer zeigt sich selbst bei den weißblutigen Thieren. Immer steht die Rötze der M. im Verhältniß zum Gehalte des Blutes an Farbstoff, ohne daß die Farbe der M. unmittelbar vom Blute abhinge; verschieden ist demnach die Farbe der M. beim Menschen, je nach

Alter, Geschlecht u. Gesundheitsverhältnissen u. größerem oder geringerem Gebrauche derselben. Man unterscheidet die M. in willkürliche, welche dem Willen unterworfen sind u. die willkürlichen Bewegungen bewirken, u. in unwillkürliche, welche dem Willen entzogen sind u. die Bewegungen in den bildenden, absondernden u. ausscheidenden Organen des Körpers vermitteln. Man nennt letztere deswegen auch organische oder vegetative M., die willkürlichen dagegen auch animalische M. Die Unterscheidung ist übrigens nicht ganz streng durchzuführen, da es M. gibt, die den Uebergang von einer Classe zur andern bilden. Zu den unwillkürlichen M. gehören: das Herz, die M.-Häute der Arterien, der Speiseröhre, des Magens, des Darmkanals, der Harnblase u. der Gebärmutter; den Uebergang zu den willkürlichen M. bilden: das Zwerchfell, die Bauch-M., die Zwischenrippen-M. u. die Schließ-M. der Kanäle; alle übrigen M. gehören zu den willkürlichen M. Die unwillkürlichen M. finden sich nur in der Brust- u. Bauchhöhle; sie bilden Höhlen u. wurden daher früher auch hohle M. genannt. Die willkürlichen M. sitzen in vorherrschendem Maße an den Extremitäten, deren Knochen sie rings umgeben u. zunächst die rundliche Gestalt derselben hervorbringen; sie sind fast alle mit ihren Enden an Sehnen angesteket; werden sie thätig, so verkürzen sie sich, indem die einzelnen Fasern u. Fäden sich zusammenziehen. — M. finden sich bei allen Thieren; ja, diese unterscheiden sich von den Pflanzen zunächst durch die mittelst der M. bewirkte Beweglichkeit. Das M.-System ist übrigens bei den verschiedenen Thieren sehr verschieden entwickelt u. hält hierin mit der Entwicklung des Athmungssystems gleichen Schritt. So finden sich bei den Weichthieren nur geringe Spuren des M.-Systems, bei den Gliedertieren dagegen ist das M.-System schon weit vollkommener entwickelt, u. bei den Wirbeltieren nähert sich dasselbe in Festigkeit, Farbe u. vollkommenem Baue mehr u. mehr der höchsten Ausbildung, die dasselbe im Menschenkörper erreicht.

F. Buchner.

Muskete war das erste Feueergewehr der Infanterie u. wurde 1521 in den deutschen Herren eingeführt, soll aber vorzugsweise von den spanischen Schützen (Arquebuseros) geführt worden seyn. Dieses Feueergewehr schos ursprünglich eine Kugel von 4, später von 3 u. noch später von 2 Loth Blei, u. mit diesem Kaliber war es bei den Franzosen, Deutschen, Engländern, Schweden u. Dänen im Gebrauche. Die Schußweite dieses Feueergewehrs wurde gewöhnlich auf 300 geometrische Schritte angegeben u. es hatte früher ein Luntenz, später ein Radschloß (s. d.). Wenn der Musketier dieses Feueergewehr abfeuern wollte, so legte er es auf eine 3' 6" hohe, von den Holländern erfundene, sogenannte Gabel, u. da diese Waffe selbst einen sehr starken Rückstoß hatte, so trug jeder Musketier unter dem Bandelier ein Rissen (Mnkissen genannt), um dieses an seine Schulter u. die M. an dieses Schuttmittel anzudrücken. Dieses Rissen diente auch dem Musketier als Unterlage unter seine Waffe bei deren Tragen auf der Schulter. So lange die Anfeuerung der M.n mittelst der Lunte statt hatte, führten die Musketiere auch einen, von den Holländern erfundenen Luntenverberger. — Musketoner ist eine veraltete Art von M.n mit einem kürzeren Laufe, welcher von der Mitte des Rohrs an gegen die Mündung zu, wie der Kelch einer Trompete, ausläuft u. aus welchem mehrere kleine Laufkugeln, 10—12 Stücke zugleich, geschossen werden können. Die Oesterreicher nannten sie Trabanten u. bewaffneten seit 1760 das erste Glied ihrer Kürassierregimenter mit solchen Waffen, gaben sie aber 1809 auf. Mit solchen Musketonern waren die Mameluken der französischen Kaisergarde bewaffnet. Das neuerfundene französische Feueergewehr (fusil), oder die Bajonettflinte, verdrängte die alten M.n gegen das Ende des 17. Jahrhunderts, die Benennung Musketier jedoch blieb in einigen Armeen zur Bezeichnung der Linieninfanterie, im Gegensatz zu Grenadieren u. Schützen, in anderen Armeen dagegen wurden die Linieninfanteristen Füsilier genannt.

Muspell (altnorddeutsch, althochdeutsch u. altsächsisch muspilli, mudspelli, mutspelli), Feuer (eigentlich wohl Holzverzehrter) ist, nach der deutschen

Mythologie, das süßliche Ende des öden Raumes, der vor Erschaffung des Himmels u. der Erde war (das griechische u. lateinische Chaos). Das entgegengesetzte Ende ist nisl (Nebel); von Muspellsheim geht Licht u. Wärme, von Niflheim Dunkel u. grimme Kälte aus. — Muspilli ist auch der Name eines Bruchstückes von einem althochdeutschen Gedichte (herausgegeben von J. A. Schmeller, München 1832), das um die Mitte des 9. Jahrhunderts niedergeschrieben, aber früher gedichtet scheint, ob von K. Ludwig dem Deutschen, wie man vermuthet, läßt sich nicht erweisen. Elias kämpft mit dem Antichrist u. dem Teufel, besiegt sie, wird aber selbst schwer verwundet. Von seinem auf den Boden triefenden Blute gerathen die Berge in Brand; Muspilli (Weltfeuer) tritt bei Annäherung des jüngsten Gerichtes ein. Da kann kein Freund dem andern helfen, wenn der breite Blutregen Alles verbrennt, Feuer und Luft Alles reinigt. *κ.*

Muffelin (von der indischen Benennung dieses Zeuges, mousale oder mouseln) ist ein feines, klares, baumwollenes Gewebe, welches in England, der Schweiz u. in Deutschland, namentlich auch zu Klauen in Sachsen, fabricirt wird u. das eigentliche deutsche Nesseltuch ist. In früherer Zeit hatte man ostindische Musseline, welche ganz glatt, weiß und von außerordentlicher Feinheit waren, in unterirdischen Gewölben bei Licht hinter Glasglocken, namentlich von Kindern, verfertigt wurden u. so feine Fäden hatten, daß das Stück von 10 Yard, also ein vollkommenes Kleid, auf den deutschen Messen oft bis zu 120 Thlr. bezahlt wurde. In neuerer Zeit hat jedoch die ostindische Compagnie, so viel bekannt ist, ganz aufgehört, diesen Artikel fertigen zu lassen, wenigstens kommen solche in Deutschland gar nicht mehr vor. Jetzt hat man nur noch glatte, gestreifte, brochirte, quadrilirte u. gedruckte M.e in ganz weiß u. couleurt, welche zu Kleidern, Tüchern u. s. w. verwendet werden.

Mustapha, 1) Kara, Großwesir des Sultan Mahomed IV., Schwager des Großwesirs Achmed Kuiperli, ward nach dessen Tode 1675 Großwesir. Er war Anfangs gegen die Polen glücklich, schloß Sobiesky am Dnister ein und errang einen glücklichen Frieden, weniger glücklich gegen Rußland, schloß aber 1680 Frieden mit diesem Staate, setzte 1681 den Krieg, gegen den Kaiser durch, belagerte 1683 Wien mit 180,000 M., ward aber von Sobiesky u. dem Herzog von Lothringen am 12. September genöthigt, die Belagerung aufzuheben u. mit Verlust von sämmtlichem Geschütz und Gepäcke mit 150,000 Mann nach Ungarn zu entfliehen. Dort ließ er 8 seiner Pascha's, denen er seine Niederlage Schuld gab, hinrichten; indessen ward er selbst 1684 zu Ofen erdrosselt. In der Ambraßer Sammlung zu Wien zeigt man sein Haupt in Spiritus aufbewahrt. — 2) M. Bairakdar, b. i. Fahnenträger, geboren gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts zu Rasgard, Sohn eines Bauern, war Landmann, dann Pferdehändler u. hierauf Soldat bei dem Pascha von Rustschuk, wo er sich im Kriege gegen Paswan Oglu auszeichnete u. unter anderen eine Fahne nahm (daher sein Zuname). 1804 ward er selbst Pascha von Rustschuk u. zeichnete sich 1806 gegen die Russen aus. Als Selim III. 1807 entthront u. M. IV. auf den Thron gesetzt wurde, nahm sich M. der Sache des ersteren an, rückte nach Konstantinopel, fand aber, als er das Serail stürmte, diesen nur noch als Leiche vor. M. IV. wurde entthront, Muhammed III. sein Nachfolger. Muhammeds III. Großwesir, wurde er bald darauf, da er die neuen Einrichtungen beim Militär nicht abschaffen wollte, von den Empörern in einen Thurm gedrängt u. sprengte sich dort mit den Seinen am 14. Nov. 1808 in die Luft. — 3) M. Pascha, commandirte seit Februar 1828 die ägyptischen Truppen auf der Insel Kandia, besiegte im Mai den griechischen Anführer Michali bei Castel-Franco, wurde aber am 5. Juni bei Apokorona geschlagen u. konnte sich nur mit großem Verluste retten, siegte aber 14. August d. J.s über die Insurgenten bei Malara. Als nach Anerkennung Griechenlands Kandia an Aegypten kam, wurde M. Generalgouverneur, und es gelang ihm durch ein glückliches Gefecht am 1. Nov. 1830, die ganze Insel unter seine Gewalt zu brin-

gen. Er verließ Kandia wieder in Folge der Unterwerfung des Vicekönigs unter die Herrschaft der Pforte.

Musterwirthschaften heißen solche Oekonomien, die entweder auf Staatskosten oder von Privaten zur Nachahmung für Andere angelegt sind. Mit Rücksicht auf diesen Zweck sind diese Anstalten indessen fast ohne Ausnahme unpraktisch, weil sie gewöhnlich zu elegant u. mit zu viel Aufwand angelegt sind, daher keinen Gewinn abwerfen und schon deshalb von Privatleuten, die aus ihren Capitalien Nutzen zu ziehen beabsichtigen nicht als Muster angeeignet werden können. Als Lehrinstitute dagegen, (Ackerbauschulen) leuchtet ihr hoher Nutzen von selbst ein.

Mustoridis (Andreas, Graf von), geboren 1785 auf Korfu, studirte seit 1802 auf italienischen Akademien u. wurde 1805 bei seiner Rückkehr Historiograph der Republik der 7 Inseln. Als die Republik nach dem Tilsiter Frieden aufhörte, ging er wieder nach Italien u. dann nach Frankreich; 1811—19 lebte er zu Mailand, wurde 1821 als kaiserlich russischer Hofrath der Gesandtschaft in Turin attachirt u. leistete bei der piemontessischen Revolution beiden Parteien wichtige Dienste. Während des griechischen Unabhängigkeitskampfes wurde er Präsident des griechischen Vereins zu Venedig u. errichtete eine Erziehungsanstalt für griechische Waisenfinder. Werke: *Notizie per servire all' istoria Corcirese dai tempi eroici al secolo XII.*, Korfu 1804; *Illustrazioni Corciresi*, Mailand 1811—19, 3 Bde.; Ueber das Alterthum der berühmten 4 bronzenen Pferde von San Marco in Venedig, Padua 1816; Uebersetzung des Herodot, Mailand 1818, 2 Bde.; *Anakreon's, Aeschylos u. Lykophrons Leben mit einigen Fragmenten*, Venedig 1821; Betrachtungen über die neugriechische Sprache, Florenz 1825; Notiz über eine unedirte italienische Uebersetzung der Geschichte des Johann Ducas, ebend. 1827; *Exposé des faits, qui ont précédé et suivi la cession de Parga*, herausgegeben von Amaury Duval, Paris 1820. Auch gab er mit Demetrius Schinas eine Sammlung noch ungedruckter griechischer Fragmente heraus, unter denen sich das 10. Buch des Aelius u. vieles andere Werthvolle befindet, Mailand 1811 u. ff.

Mutanabbi, Ahmed ben Hussein Dschosi Alkendi, mit dem Zunamen Abut-taib, d. i. Vater des Guten, ein ausgezeichnete arabischer Dichter, Sohn eines Wasserträgers, wurde im Jahre der Hedschra 303 (915) in dem Stadtviertel Kendah, woher er auch den Zunamen Alkendi bekam, zu Kufa geboren. Um das Arabische vollkommen zu erlernen, vermischte er sich mit den Arabern der Wüste u. zeichnete sich in allen philologischen Wissenschaften aus. Nachdem er sich Anfangs für einen Propheten ausgegeben, bald aber von seiner Thorheit geheilt wurde, hielt er sich am Hofe Seifeddawlets in Syrien (337 d. H.) u. auch einige Zeit in Aegypten bei Kiasur (340 d. H.) auf. Ueberall mit Geschenken überhäuft, begab er sich später nach Persien u. besang dort den Abhadeddawlet, Sohn des Buies, den Dilemiten. Auf seiner Rückreise zog er gegen Bagdad, um sich von da nach Kufa zu begeben. Acht Tage vor dem Ende des Monats Schaaban, erzählt Ibn Chalifan, begegnete ihm Fatif ibn Ebil-hamel El-effedi mit einer Anzahl seiner Genossen, während M. auch von einer Anzahl der Seinigen begleitet war. Da wurde M. getödtet, so auch sein Sohn Mohsid u. sein Sklave Moslich im Jahre d. H. 354 (965). Ibn Reschid erwähnt in seinem Werke El-umdet, in dem Hauptstücke von dem Nutzen u. Schaden der Dichtkunst, daß M., als er die Uebermacht gewahrte, sich auf die Flucht begab, daß ihm aber sein Sklave zurief: „Die Leute werden von Deiner Flucht auf immer sprechen, denn Du sagtest ja:

Nach kennt das Ross, die Nacht, das Schlachttrevier,

Der Schlag, der Steß, die Feder, das Papier.

Hierauf kehrte er zurück u. tritt, bis er den Tod fand. Ueber M.'s Leben u. seine Gedichte vergl. P. Böhlen *commentatio de Montenabbio etc.*, Bonn 1824 u. Fr. Dieterici's Schrift: M. u. Seifuddaula aus der Edelperle, des Isaalibi, Leipzig 1847, 8. — Schon J. J. Reiske gab einige Proben von den Gedichten M.'s in einer wenig Geschmack verrathenden Uebersetzung heraus: Proben der arabischen

Dichtkunst in verliebten u. traurigen Gedichten aus dem Motanabbi. Arabisch u. deutsch nebst Anmerkungen, Leipzig 1765, 4. u. 8. Freiherr von Hammer-Purgstall eine Uebersetzung der Gedichte unter dem Titel: Motenebbi, der größte arabische Dichter, zum erstenmale ganz übersezt, Wien 1824, 8. — Einzelne Gedichte, sowohl in der Ursprache, als in Uebersetzungen, veröffentlichten Dufely, S. de Sacy, Freytag, Horst Grangeret de la Grange. — M. fand unter seinen Landsleuten viele Verehrer u. Ausleger, deren letztere Zahl sich gegen 40 beläuft. Handschriften von M. u. seinen Commentatoren befinden sich zu Wien, auf der königl. Bibliothek zu Paris, im Escorial, zu Leyden, Kopenhagen, Petersburg etc. WW.

Mutation, heißt in der Musik die Namensveränderung der sechs aretinischen Sylben: ut, re, mi, fa, sol, la, in der Solmisation (s. d.) — M.en bei Clavier-Instrumenten die Vorrichtungen, um die Dämpfung zu bewirken, oder den Ton zu verändern.

Muthen, ein altdeutsches, namentlich in der Bergmannssprache gebräuchliches Wort, welches so viel heißt, als um die Bezeichnung eines zum Bergbau gehörigen Grundstückes nachsuchen, um das Meisterrecht oder um Aufnahme in die Innung nachsuchen.

Mutiren, nennt man den Uebergang der Diskant- oder Altstimme bei Knaben zur Zeit der Pubertät in eine tiefere, in die Tenor- oder Bassstimme; — Mädchen dagegen überhaupt in eine kräftigere u. metallreichere Stimme. In diesem Zeitraume ist es rathsam, alle Singübungen einzustellen, oder doch nur diejenigen ausführen zu lassen, welche durchaus keine Anstrengung kosten.

Mutschelle, Sebastian, geboren 10. Januar 1749 zu Altershausen, Pfarrer, 1776 Kanonikus u. Konsistorialrath in Freysing, legte aber beide Stellen nieder u. ging 1793 als geistlicher Rath u. Pfarrer nach Brumkirchen bei München, ward 1799 zum Professor in Königsberg ernannt u. starb jedoch vor dessen Antritte 28. Nov. 1800. M., der rationalistischen Aufklärung zugeneigt, ein Freund Kant'scher Abstraction, suchte, mehr aus sich selbst als nach Andern sich bildend, bei den Katholiken das zu werden, was etwa Reinhard bei den Protestanten war, ohne daß man von ihm behaupten kann, daß er jenen Rehn sich zum Muster genommen. Er strebte unermüdlich dahin, die christliche Moral u. so das Wohl seiner Zuhörer zu fördern, wie denn in dieser Hinsicht auch seiner „Moraltheologie“ vorzügliches Lob gezollt wird. Als Redner ist er populär und nur bemüht, allgemein brauchbare Wahrheiten deutlich vorzutragen, ohne in das Dogmatische oder Liturgische viel einzugehen. Predigten u. Homilien auf alle Sonn- u. Festtage, herausgegeben von K. v. Weiller, München 1804—12, 4 Thle., 2. Jahrgang, das. 1813, 2 Bde.; Vermischte Predigten, das. 1813; Kirchweihpredigten, das. 1821; Bemerkungen über die sonntäglichen Evangelien für Prediger, Katecheten u. Lehrer, das. 1786, 5. Aufl. 1805, 2 Bde. 8.; Die Geschichte Jesu aus den 4 Evangelien, das. 1784, 2. Aufl. 1806; Unterredungen eines Vaters über die ersten Grundwahrheiten der Religion, das. 1791, 5. Aufl. 1822; Vermischte Schriften, das. 1793—98, 4 Bde., 2. Ausg. 1799; Kritische Beiträge zur Metaphysik, Frankf. 1795, 2. Ausg. 1800; Moraltheologie, München 1801, 2 Bde. 8.

Mutterkorn (*Secale cornutum*, *Clavus secalinus*), nennt man die krankhaft veränderten Körner des Roggens. Es sind violett-schwarze, oft etwas weißgrau bereifte, bis einen Zoll lange Körper von der Gestalt der Roggenkörner, walzlich, nach oben verschmälert und mit einer oder zwei gegenüberstehenden Furchen versehen; die älteren krümmen sich u. bersten an der Furche auf. Im Innern sind sie weiß, nach dem Rande zu violett, Geschmack süßlich, unangenehm, widrig; Geruch moderig. Es hält sich nicht gar über ein Jahr, da es leicht von Würmern zerfressen wird, u. muß, soll es seine Wirkung nicht verlieren, in verschlossenen Gefäßen aufbewahrt werden. Ob es wirklich narkotische Eigenschaften besitzt, wie behauptet wird, ist noch nicht mit Gewißheit ermittelt. Die arzneilichen Wirkungen desselben sollen in heftigen Contraktionen der Gebärmutter bestehen, weshalb es bei schweren Geburten angewendet wird. Noch vor der Reife des

Roggens gesammeltes ist am besten, während das beim Dreschen gesammelte wenig wirksam gefunden wurde. Der Auszug des wirksamen Stoffes, eine braune, extraktähnliche Masse vom Geruche und Geschmache des M.s, wird in chemischen Fabriken als Ergotine bereitet; ebenso das fette Del desselben, *Oleum secalis cornuti*.

Mutterwisch heißt die angeborene Geschicklichkeit, durch Geistesgegenwart in Wort u. That über Verlegenheiten des Lebens sich zu erheben. Der Name selbst zeigt schon an, daß diese geistige Schnellkraft (*esprit naturel* von den Franzosen genannt), keine Folge einer höheren Bildung ist, obgleich die Wirkungen u. Ergebnisse derselben sich so darstellen, als wären sie aus Besonnenheit u. gebildeter scharfer Ueberlegung hervorgegangen. — In künstlicher Beziehung kann der M. hauptsächlich dem ausübenden Virtuosen zu Statte kommen.

Muttermal nennt man alle angeborenen, durch Farbenveränderung oder Hervorragung über die Oberfläche sich kundgebenden, örtlichen Anomalien der Haut. Der Name kommt wohl von der früheren Ansicht, daß alle M.e Folge des Versehens (s. d.) seien u. daher rechnete man auch die verschiedensten Bildungsfehler zu den M.en u. theilte sie ein nach der äußern Aehnlichkeit, welche, manchmal nur sehr gestrichelt, mit den angeblich das Versehen bewirkenden Vorgängen u. Gegenständen gefunden wurde. Am zweckmäßigsten theilt man sie, nach dem anatomischen Verhalten, in bloße Hautverfärbungen, in Gefäßwucherungen (*Teleangiectasien*) u. förmlich geschwulstartige Hervorragungen. Die ersteren u. letzteren entfielen zwar, besonders bei größerem Umfange, in hohem Grade, sind aber ungefährlich; dagegen geben die Gefäßwucherungen leicht zu Blutungen Veranlassung u. diese können bei Wiederholung selbst lebensgefährlich werden. Die M.e kommen häufiger beim weiblichen Geschlechte vor u. haben ihren Sitz vorzugsweise im Gesichte, am Kopfe u. auf der Brust. Die Ursachen des Entstehens der M.e sind unbekannt; in einzelnen Fällen kann das Versehen als Ursache nicht geläugnet werden. Die M.e werden vererbt, u. namentlich geschieht dieß gern bei schwächlichen Eltern. Die meisten M.e bestehen, wenn sie die Kunst nicht entfernt, das ganze Leben hindurch, ohne sonderliche Veränderung. Bei der künstlichen Entfernung der M.e ist besonders dafür Sorge zu tragen, daß nicht die rückbleibende Narbe mehr entstelle, als ursprünglich das M.

E. Buchner.

Mutuellisten heißen in Frankreich die, zur Erhaltung der Arbeitslöhne auf einer mäßigen, für ihre Bedürfnisse hinreichenden Höhe verbündeten, Meister und Gesellen. Den Inbegriff der Grundsätze u. Normen dieser Verbindungen nennt man **Mutuellismus**.

Mygdon, König der Bebriker, ein Bruder des Faustkämpfers Amykos, ward von Herakles besiegt, als dieser dem Könige Lykos gegen seine Feinde beistand. — Eines zweiten M. gedenkt König Priamos, als er sich durch Helena die Helden der Griechen nennen läßt; — diesem war er selbst in seiner Jugend zu Hülfe gekommen, da er sich mit Streus den einfallenden Amazonen entgegenstellte; doch war das versammelte Bundesheer, wie er sagt, nicht so groß, als das der Achäer, das allein dem Agamemnon folgte.

Mykale, ein Gebirg in Jonien, an der rechten Seiten des Mäander in Asien, von Magnesia bis zur Küste, mit dem Vorgebirge Trogyllion und der Stadt gleiches Namens, von der Insel Samos durch eine schmale Meerenge getrennt. Hier 25. September 479 Sieg der Griechen über die Perser.

Mykene, uralte Stadt in Argolis, von Perseus (s. d.) erbaut u. nach M., der Tochter des Inachos u. Gemahlin des Arestor, genannt u. als Residenz des Agamemnon (s. d.) berühmt. Nach der Besitznahme der Herakliden gerieth die Stadt in Zerfall, unterwarf sich aber doch Argos nicht, sendete auch, demselben zum Troste, das keine Mannschaft gegen die Perser stellte, 80 Mykeneer in die Thermopylen, weshalb es von jenen (913 Jahre nach seiner Erbauung) zerstört u. die Einwohner vertrieben wurden. Im peloponnesischen Kriege war M. ein kleiner Ort; 200 v. Chr. kam der spartanische Tyrann Nabis mit Gla-

minius hier zusammen. Jetzt sieht man noch Ruinen bei dem Dorfe Charvati, namentlich ein Gewölbe von ungeheuerem Umfange, welches man für das Grab des Agamemnon oder eines andern Helden hält.

Mykoni, im Alterthume Mykonos, eine der cycladischen Inseln, zum Gouvernement Syros des Königreichs Griechenland gehörig, mit $2\frac{1}{2}$ □ Meilen und etwa 7000 Einwohnern, ist arm an Wasser, bringt daher wenig Getreide, dagegen viel süßen rothen Wein, Südfrüchte u. wildes Geflügel aller Art hervor; auch wird hier ein trefflicher Schaffase bereitet; die Schafe u. Ziegen werden meist auf Tragos u. Delos geweidet. Die Einwohner überlassen den Anbau der Insel den benachbarten Inselbewohnern, treiben dafür Schiffahrt, gelten für treffliche Matrosen, haben etwa 150 Fahrzeuge, darunter 25—30 Briggs u. Goeletten. Die Türken waren früher nicht hier sesshaft, schickten aber von Zeit zu Zeit einen Richter, um über wichtigere Sachen Recht zu sprechen (geringere machten die Einwohner unter sich selbst ab) u. Tribut (7500 Piafter) zu holen. — Die gleichnamige Hauptstadt, mit einer römisch-katholischen u. mehreren griechischen Kirchen, Sitz eines griechischen Bischofs, hat 5000 Einwohner u. die einzige süße Wasserquelle auf der ganzen Insel. Panormos, ein wenig bewohnter Ort mit Hafen.

Mykitta, die Venus der Kappadocier, Armenier, Perser u. Meder, die aber, wie aus ihrem Dienste zu schließen, nur eine Venus Vulgivaga war. Sie hatte zu Sakafene mit Amanos u. Anandratos einen Tempel, welcher wahrscheinlich den persischen Heeren zu Gefallen angelegt worden war. In der Nachbarschaft von Baktriana ward nämlich ein Felsen durch Erdwälle u. Mauern befestigt, um als Stützpunkt des Heeres zu dienen, und bald entstand daselbst ein Tempel der M., mit hinlänglicher weiblicher Priesterschaft, so daß die Stadt Zela in der Nähe ganz von Priesterinnen bewohnt war, was wohl weiter Nichts sagen will, als daß jedes Mädchen daselbst sich dem Dienste dieser Göttin widmete.

Mylias, Johann Christlob, Naturforscher u. Dichter, geboren 1722 zu Reichenbach in der Lausitz, gebildet von seinem Vater, einem Prediger, u. auf dem Gymnasium zu Kamenz, wendete sich in Leipzig, neben der Medizin, besonders zur Mathematik, Astronomie u. Naturwissenschaften. Sein Umgang mit Gellert, Zacharia, Schlegel u. Lessing führte ihn zur Dichtkunst. Seit 1747 redigirte er in Berlin die Rüdiger'sche Zeitung u. 1753 trat er eine Reise nach Amerika an; aber in London erkrankte u. starb er 1754. Sein Freund Lessing sammelte seine „Vermischten Schriften,“ Berlin 1754, welche schöne Kenntnisse u. tiefen Forscherfönn bezeugen; den dichterischen Produkten (Die Aerzte, Komödie; Der Unerträgliche, Kom.; Die Schäferinsel, Kom.; Der Ruß, Operette, u. a.) fehlt, trotz schöner Stellen, die Vollendung. Werthvoller sind seine kritischen, philosophischen u. wissenschaftlichen Arbeiten, die er meist mit Kramer u. Lessing herausgab („Freigeist; Naturforscher; Beiträge zur Historie u. Aufnahme des Theaters“) u. s. w.

Myologie, Muskellehre, heißt jener Abschnitt der Anatomie, in welchem die Bewegungswerkzeuge des menschlichen oder thierischen Körpers, die Muskeln (s. d.) beschrieben werden. Gewöhnlich jedoch werden in der M. nur die sogenannten willkürlichen Muskeln beschrieben, während die unwillkürlichen Muskeln bei jenen Organen abgehandelt werden, mit denen sie zunächst verbunden sind: so das Herz beim Gefäßsysteme, die Muskelhaut des Magens in der Eingeweidelehre u.

Myopie, s. Kurzsichtigkeit.

Myriade (griechisch), eigentlich eine Anzahl von 10.000, wird bildlich überhaupt — namentlich die Mehrzahl M.n — für eine unzählbare Menge gebraucht.

Myrtorama (griechisch), wörtlich: zehntausendfache Ansicht; eine von Brös in Paris erfundene, von Clark in London verbesserte künstliche Vorrichtung, vermöge welcher gewisse gemalte Landschaften auf die verschiedenste Weise zusammengesetzt werden können, so daß immer ein neues Bild erscheint. Landschaftsmaler können davon einen guten Gebrauch machen, denn die zur Grundlage dienende, völlig ausgemalte Landschaft oder Scene ist in mehrfache Abtheilungen

E. Buchner.

getrennt, deren Durchschnittslinien als Vor- oder Hintergrund stets an einander passen u. es mithin nur auf eine schickliche Zusammensetzung ankommt.

Myrmidonen, ein altes Volk auf Aegina, dessen Stammheld *Mirmidon*, Sohn des Zeus u. der Nymphe Eurymedusa war, der sich mit *Pisidike*, einer Tochter des Königs Aeolus, vermählte u. durch sie Vater des Antiphos u. Aktor ward. (Eine abweichende Mythe über die *M.* siehe unter *Aeakos*.) In der *Ilias* erscheint *Achilles* (s. d.) als Anführer u. König der *M.*

Myron aus Eleutherä, im 5. Jahrhundert v. Chr., einer der ausgezeichnetsten griechischen Bildner in Erz, Holz u. Marmor, von meisterhafter Naturwahrheit in der Charakteristik des Kopfes u. in Darstellung des Nackten. Am berühmtesten sind unter seinen Kunstwerken: der Diskuswerfer; *Perses*, die *Medusa* tödtend, u. die berauschte *Bacchantin*. Nicht minder vorzüglich war er in Auffassung u. Darstellung des Charakteristischen der Thiere: durch seinen Hund, sein Seeungeheuer u. seine Kuh, welche letztere von späteren Dichtern oft in Epigrammen besungen wurde. Vgl. Böttiger, *M. u. der athletische Kreis*, in *Sillig's „Kleinen Schriften archäologischen u. antiquarischen Inhalts,“* Dresden u. Leipzig 1838, Bd. 2.

Myrrha, die Mutter des *Abdonis* (s. d.).

Myrrhe, ein Gummiharz, von *Balsamodendron Myrrha*, einem in Arabien u. Abyssinien einheimischen Baume stammend, aus welchem es theils freiwillig fließt, theils durch Einschnitte gewonnen wird. Es sind Körner u. Klumpen von Haselnuß- bis Apfelgröße, in sehr verschiedener Form, von gelbbrauner oder rothbrauner Farbe, je blonder, desto besser, leicht zerbrechlich, auf dem Bruche fettig, von starkem aromatischen, bitteren Geschmack u. feisch von ähnlichem Geruch. Im natürlichen Zustande wird *Bdellium*, arabisches u. *Bassora-Gummi*, so wie noch einige unbekannte Harze dazwischen gefunden. Das daraus durch Destilliren oder Auspressen gewonnene Oel, *Oleum Myrrhae*, kommt höchst selten noch in Anwendung. Am häufigsten ist der geistige Auszug, *M. tinctur*, zur Erhaltung des Zahnfleischs im Gebrauch. Die *M.* selbst werden als magenstärkendes Mittel häufig angewendet; eben so äußerlich bei Wunden, um den Eiter zu verbessern.

Myrte, ein aus dem wärmeren Europa, Asien u. Afrika stammender u. namentlich in Italien u. dem südlichen Frankreich angeplanter Baum, welcher eine Höhe von 20 Fuß erreicht, gestielte, eiförmige, spizige, dunkelgrüne, glatte, oben glänzende u. immer grüne Blätter hat, u. dessen festes Holz zu mancherlei Gegenständen verarbeitet wird. Die Blätter werden zum Gerben benützt. — Bei uns wird die *M.*, ihrer immer grünen Blätter u. ihres würzigen Geruches wegen, als Zierpflanze gezogen, muß aber den Winter hindurch an warmen Orten gehalten werden. — Bei den alten Griechen war die *M.* der *Aphrodite* geheiligt, und daher mag es kommen (vielleicht auch von ihrem Immergrün), daß noch jetzt aus ihr die Brautfränze geflochten werden.

Myssien, eine alte kleine asiatische Landschaft, die sich in Groß- u. Kleinm. theilte, wovon das erste um den Fuß *Kaikos* u. *Pergamos* bis *Leuthrania* und um den Ausfluß des *Kaikos* reichte, das letztere bis an den Berg *Olympos* ging u. deshalb *M. Olympene* hieß. Beide *M.* machten unter den christlichen Kaisern mit *Troas* zusammen die Provinz des *Hellepont* aus. Das Klima war zwar weniger mild, als in dem übrigen westlichen Asien; doch bringt das Land Getreide u. Wein in Menge hervor. — Anfangs wohnten hier *Kilikier*, von *Kilikir*, *Kadmos* Bruder, beherrscht; sie hatten damals zwei Reiche, *Thebä* u. *Eyrnessos*. Nach *Troja's* Zerstörung nahmen sie den *Syern* jenseits des *Taurus* das Land ab, welches von ihnen den Namen erhielt. *Herodot* leitet die *Myssier* von den *Lydiern* ab. Eine Colonie von ihnen soll in *Nordthracien* eingewandert seyn, wo die *Möster* von ihnen abgeleitet wurden. Unter den Königen ist am bekanntesten *Telephos*, Sohn des *Herales*. Er wurde von den Griechen, die schon vor *Troja* zu seyn glaubten, feindlich angefallen, soll aber nachher neutral geblieben seyn. Seine Söhne werden *Euryppilos* u. *Pratinos*

genannt, u. ein Sohn des Eurypylos war Grynös. Nachher ward das ganze Land mit Hydien verbunden u. fiel unter Krösus an die Perser, denen es, besonders in ihren Kriegen mit Griechenland, wegen des Ueberganges nach Europa wichtig war. Später wurden die Mysier von den Griechen nur gebraucht, die Todten zu beweinen, u. ihr Name sprichwörtlich für einen verächtlichen Menschen genannt.

Mysore, ein britischer Schutzstaat, auf dem Plateau des südlichen Theiles Vorderindiens, 1400 □ M. mit über 3 Millionen Einwohnern, an der Ostseite des westlichen Ghats, mild, höchst fruchtbar u. bewaldet. Die alte Fürstenfamilie entthronte Hyder Ali 1755; sein Nachfolger, Tippu Saib (1782), verlor die Hälfte seines Landes gegen die Engländer (1792) u. sein Leben bei der Vertheidigung der Hauptstadt Seringapatnam. Die Engländer setzten einen Nachkommen der entthronten Familie ein; doch steht das Land unter der Verwaltung der Präsidentschaft Madras (s. d.).

Mysterien hießen in der alten Kirchenmusik Gesänge der Kreuzfahrer, oder auch der aus Palästina schon früher heimkehrenden Pilger, deren Inhalt die Geheimnisse der Religion, oder die Wunder der Märtyrer waren. Am frühesten findet man diese M. dramatisirt in England unter dem Namen *Miracles* u. *Moralities*. Jene waren dramatisirte Wundergeschichten der Heiligen, oder aus der Bibel genommen; letztere dramatisirte moralische Allegorien. Ihr Alter steigt bis ins 11. Jahrhundert, so daß man sie für unabhängig von jenen Gesängen der Kreuzfahrer halten muß, da bekanntlich die Kreuzzüge erst am Ende des 11. Jahrhunderts begannen u. Jerusalem 1099 erobert wurde. Das erste dramatisirte Stück solcher Art war in England: „Die Wunder der heiligen Katharina“. Man kann sie als den Ursprung des englischen Theaters ansehen, wie dieß auch in Frankreich der Fall mit den *Mystères* war, deren Alter in das 13. Jahrhundert gesetzt wird. Indes muß man solche wohl noch auf einfache religiöse Schauspiele der Pilger beschränken, die, obgleich dafür schon 1310 in Paris ein eigenes Theater erbaut gewesen seyn soll, erst bei Gelegenheit des Einzuges Karls VI. in Paris (1380), u. bei seiner einige Jahre später erfolgten Vermählung mit Isabella von Bayern, eine größere Ausdehnung erhielten u. die Stiftung der Passionsbruderschaft mit einem eigenen Privilegium, 1402, veranlaßten. Hier wurde das ganze Leben Jesu u. das Leben der Heiligen dramatisirt, u. so waren die französischen *Mystères* von gleicher Beschaffenheit, wie die englischen *Miracles*. Ihre Eintheilung aber geschah nicht nach Akten, sondern nach Tagen, *Journées*, u. zur Vorstellung derselben wurde eine Bühne, gewöhnlich mit drei Abtheilungen, errichtet, nämlich Himmel, Hölle u. der irdische Schauplatz der Handlung, in welchen Abtheilungen die Schauspieler abwechselnd auftraten. Wie die Engländer, hatten ferner auch die Franzosen ihre *Moralitäten* (*Moralités*). Diese waren eine Erfindung der Kleriker de la Bazoche um den vielgeliebten *Mystères* das Gegengewicht zu halten, allegorisch moralische Schauspiele, mit Personifikationen der Laster u. Tugenden. Als Nachspiele dienten die *Farcen* (s. d.); sie arteten jedoch immer weiter aus, u. wurden daher im 16. Jahrhunderte gänzlich aufgehoben. Um diese Zeit wichen auch die englischen *Moralities*, welche den französischen offenbar zum Vorbilde gedient hatten, den weltlichen Possenspielen (*plays*), u. in Frankreich war es namentlich Jodelle, welcher, unterstützt vom Geschmacke des Hofes, durch seine regelmäßigen Schauspiele die M., *Moralitäten* u. *Farcen* verdrängte. — In Deutschland waren im Mittelalter unter M. Dramatisirungen biblischer Geschichten zu verstehen, worin auch Engel u. Teufel auftraten, meist in lateinischer Sprache, u. in Spanien vertraten die *Autos sacramentales* u. die *Vidas de Santos* deren Stelle. Während das Volk den Hauptnamen M. beibehielt, hatten die Geistlichen diese Spiele ihrem Inhalte nach ordentlich classificirt, nämlich in eigentliche M., die wirkliche Glaubensgeheimnisse darstellten; Evangelien, Gegenstände aus dem neuen Testamente; Exempel, Darstellungen der Wunder der Heiligen; Figuren oder Tropen, Gegenstände aus dem alten Testamente; Historien, Erzählungen aus dem Leben der Heiligen, u. spä-

ter noch Fausti (in Italien) mit moralischem Inhalte. — Einige Ueberreste jener Volksdramen haben sich jedoch nicht bloß in Frankreich, im Baskischen u. in der Bretagne erhalten, sondern auch in Tyrol u. im Ober-Ämmergau, unweit Hohenschwangau in Bayern, als eigentliche Passionsvorstellungen, im Freien, an zehn verschieden getheilten Tagen.

Mysterium, der Wortbedeutung nach ein Geheimniß u., da ein solches unenthüllt, unentdeckt, unverlezt, heilig bleiben soll, auch: etwas Heiliges, Ehrwürdiges, dem Profanen nicht Enthülltes, ein heiliger Kult, eine heilige Lehre. In diesem Sinne hatten schon die Religionen der altheidnischen Völker, vornehmlich der Griechen u. Römer, ihre Mysterien, die nicht Allen enthüllt, sondern vor Profanen sorgfältig geheim gehalten u. nur Erprobten u. Bewährten — Eingeweihten — aufgedeckt wurden. In diesen Mysterien pflanzte sich wohl so manche, aus der Offenbarung überkommene Wahrheit, leider aber auch oft ein grauenvoll unsittlicher Kult fort, u. es waren dieselben das Band, das um alle Jene sich schlang, die vor dem Volke Etwas voraus zu haben glaubten und die Volksreligion verachteten. — Im Christenthume bekam dieses Wort eine höhere Bedeutung. Hier bezeichnet es eine Lehre, die wohl auch geheimnißvoll, u. deren Verständnis unenthüllt, es aber nicht bloß dem Volke, sondern Allen ist, weil sie überhaupt vom menschlichen Verstande nicht erfaßt werden kann, sondern auf die Autorität Gottes hin, der sie offenbarte, geglaubt werden muß. Auch bezeichnet es einen heiligen Kult u. jene heilige Handlungen insbesondere, die geheimnißvoll zur Heiligkeit einweihen, Heiligung bewirken, d. i. die heiligen Sacramente, insbesondere das Sacrament des Leibes u. des Blutes Christi oder die Eucharistie (s. d.). T.

Mystik begreift objectiv alles in sich, was uns geheimnißvoll ist, subjectiv versteht man darunter die Erkenntniß des Geheimnißvollen, u. sonach kann man M. als das Bestreben bezeichnen, das Geheimnißvolle zu erkennen. Nun gibt es aber sowohl Geheimnisse der Natur, als der Religion, demnach unterscheidet sich die M. in M. der Natur u. der Religion. Die M. der Religion ist so alt, als die Welt ist, im Paradiese stellt sie sich am Baume des Guten u. Bösen dar, u. nach dem Sündenfalle ward von Gott ein Erlöser verheißt, welche Verheißung durch das alte Testament sich verbreitet, immer mehr aber sich aufhellt, je näher die Fülle der Zeit kommt. Die M., von diesem Standpunkte aus betrachtet, ist innigst mit der Offenbarungsoekonomie verwebt, u. noch mehr stellt sie sich in den Mysterien des neuen Bundes dar. Unser Glaube ist darauf gebaut, u. wer diese M. verwirft, würde selbst unsern Glauben verwerfen; sie ist nothwendig, durch die Offenbarung uns gegeben, und steht mit der Symbolik (s. d.) in engster Verbindung. Die M. des christlichen Mittelalters, wurzelnd in der Contemplation des h. Johannes des Evangelisten u. eng anschließend an die Schriften eines Didymus u. Makarius des Ältern, vorzüglich aber des Dionysius Areopagita, war mit der platonischen, insbesondere der neuplatonischen, Philosophie bekannt u. befreundet. Beide lehren u. erzielen durch Abtödtung alles Sinnlichen eine heilige, praktisch-lebendige Vereinigung mit Gott, doch mit dem höchst wesentlichen, aber oft nicht beachteten Unterschiede, daß die christlich-mystische Vereinigung mit Gott eine Wiedervereinigung u. Wiederverähnlichung mit dem göttlichen Geiste ist (weil der sündhafte Abfall vorausgegangen); die neuplatonische dagegen ein gänzlich Aufgehen in Gott (Pantheismus), u. darum auch jene das Sinnliche, die Materie, den Körper nicht überhaupt u. absolut abzustreifen sucht, wie die Platoniker, sondern nur als die durch die Erbsünde verderbte körperliche Hülle, als die hemmende Fessel vollkommen gottähnlicher, keineswegs vergötternder Vergeistigung. Hiernach steht der M. der Scholastik (s. d.) gegenüber, wie Leben u. Wissen. Während diese nach dem Grunde fragt, so bezieht jene das im Glauben Gegebene sogleich unmittelbar auf ein Ziel u. empfiehlt u. übt strenge Ascese (s. d.); während die Scholastik sich vorzüglich mit wissenschaftlicher Forschung beschäftigt, verlegt sich dagegen die M. vorzugsweise auf das Predigen; daher alle Mystiker, vom heiligen Bernhard bis herab zu den Neuesten, ausgezeich-

nete Redner oder erbauliche Schriftsteller waren. Von der M. gingen die großartigen Erscheinungen der Kreuzzüge (s. d.), die gothische Bauart u. v. a. aus. In den gothischen Tempeln des Mittelalters hat sie ihre Verkörperung gefunden. Aber ohne die Scholastik wäre die Mystik bald ausgeartet; sie war oft einseitig, indem sie nur das Praktische hervorhob, bisweilen die wissenschaftliche Seite nach ihrem wahren Werthe verkannte u. so sich oft noch leuchter, als die Scholastik, verirrte. Andererseits bedurfte aber auch diese der M. und ihrer Reaktion, um sich nicht zu weit von dem Leben zu entfernen. Daher gibt sich auch der wahre Theologe stets beiden Richtungen hin; er verbindet die Innigkeit des Gemüths mit der Klarheit u. Schärfe des Begriffes u. Gedankens, u. thatsächlich haben die ausgezeichnetesten Persönlichkeiten des Mittelalters, wie namentlich ein Hugo von St. Victor, Bonaventura u. A. Scholastik u. M. mit einander verbunden. Der Erste, der die Mystik, wie die Scholastik, nach diesen wesentlichen Bestimmungen deutlich ausgeprägt hat, ist Scotus Erigena (s. d.) und durch den heiligen Bernhard einer u. Abälard u. Gilbert von Porret (s. d.) andererseits hatte der Streit beider seinen Höhenpunkt erreicht. Je unfruchtbarer aber sich das Studium der Scholastik im Verlaufe der Zeit gestattete, desto wärmer wurde das Streben der Mystik, das verfallende religiöse u. kirchliche Leben zu erheben. Dabei haben die Mystiker, weit entfernt, sich in dem beschaulichen Leben ganz von der Welt zu entfernen, dieser vielmehr den Frieden, den sie selbst gefunden, mitzutheilen gesucht; so Johannes Tauler (s. d.). Heinrich Suso, einer der bedeutendsten Asketen des Mittelalters, bewies jenen thätig frommen Sinn, der, wo es galt, sich der Beschaulichkeit zu entschlagen weis, um sich des armen, von den Mächtigen zertretenen Volkes anzunehmen. Der Grundgedanke seiner M. ist, der Mensch müsse sich seiner Natur entkleiden, dann, von und mit Christus gebildet, sich in die göttliche Wesenheit versenken. Johannes Ruysboek, Prior der regulirten Chorherren zu Grünthal bei Brüssel, nimmt drei Stufen des frommen Lebens an. Auf der dritten stehen diejenigen, welche derartig in der Liebe leben u. durch dieselbe sich so mit Gott vereint haben, daß sie allem Auseren abgestorben sind. Wie wohl er versichert, Alles nur auf Eingebung des heiligen Geistes geschrieben zu haben, so bedient er sich doch solcher Ausdrücke, die eine Vereinigung mit Gott andeuten, bei der dem Menschen Selbstbewußtseyn u. Persönlichkeit fehlt, die sich in das göttliche Wesen auflöst. Auch die heilige Katharina von Siena u. die heilige Brigitta gehören hierher. Gegen die Verirrungen Ruysboek erhob sich der, auch als Mystiker gleich berühmte, Johannes Gerson u. suchte, wie früher Richard von St. Victor, die Mystik zum Selbstbewußtseyn zu bringen. Das Wesen der Mystik, sagte er, sei ein Erkennen Gottes durch Herzensersfahrung. Vermittelst der Liebe, welche das Gemüth zu Gott ausdehne, gelange man zu einem unmittelbaren Innwerden Gottes. Während das Object der speculativen Theologie das Wahre sei, bestehe das der mystischen im Guten u. Heiligen; den zwei Reichen von Vermögen des menschlichen Geistes, der erkennenden u. begehrenden, die jede auf ihrer höchsten Stufe zu Gott führe, entspreche die Scholastik u. Mystik. Die erstere sei berufen, die Mystik zu berichtigen u. streng an der Wahrheit festzuhalten. Aber man dürfe auch nicht dabei stehen bleiben, Gott im Begriffe zu erfassen; die Idee Gottes müsse vielmehr das ganze innere Leben des Menschen durchdrungen haben. Von Johann von Burgund verfolgt, irrte dieser große Gottesgelehrte lange flüchtig in Deutschland umher, fühlte aber auch in der Verbannung den Trost der Theologie. Nach dem Tode seines Verfolgers kam er nach Lyon zurück, erfreute sich in den letzten Tagen seines Lebens an dem religiösen Unterrichte der Kinder u. starb freudig im Herrn (1429), von den dortigen Bewohnern wie ein Heiliger verehrt. Thomas von Kempen (s. d.) hat sich durch sein, nächst der heiligen Schrift am meisten verbreitetes, Buch „von der Nachfolge Christi“ als der reinste und edelste Mystiker gezeigt. Wenn er auch Tauler'n in dessen „Nachfolge des armen Lebens Christi“

an Tiefe nicht erreicht, so übertrifft er ihn dagegen an Einfachheit, aus der eine wahrhaft volksthümliche Herzlichkeit spricht. Der stille Umgang mit Gott und Jesu Christo ist der Grundgedanke; dazu gelange man durch Zurückgezogenheit, würdigen Gebrauch der heiligen Sakramente, unablässige Betrachtung der heiligen Schrift u. richtige Würdigung der Welt. Im Geiste aller Jahrhunderte, findet er in der Eucharistie den Mittelpunkt alles christlichen u. kirchlichen Lebens u. verweilt darum hiebei am längsten. — Die fromme Richtung der katholischen Mystiker hatte, wie schon auf Luther selbst, so auch auf verschiedene hervorragende Vertreter des Protestantismus nach ihm einen anregenden Einfluß ausgeübt. So namentlich auf Arndt (s. d.), den Verfasser der vier Bücher vom wahren Christenthume, die wegen ihres tiefen religiösen Gehaltes ein beliebtes Volksbuch geworden u. geblieben sind. Auch Johann Gerhard (gestorben 1637) neigte sich in seiner Schola pietatis zum Mysticismus; noch entschiedener aber verkündete Müller in Rostock (gestorben 1675) in seinen „geistlichen Erquickstunden“ die unendliche Liebesfülle im Christenthume. Vor Allen aber gehören hierher Paul Gerhard (s. d.) u. Valentin Weigel, Prediger in Meissen, welcher letzterer ein inneres Licht annahm, durch dessen Vermittelung allein die äußere Offenbarung Gottes in der heiligen Schrift erkannt u. wahrhaft religiöse Einsicht gefördert werde, während die Menge aller übrigen Kenntnisse nur dazu diene, den Geist zu verwirren; aber er behauptete auch, Christus sei mit Fleisch u. Blut auf die Erde gekommen, u. gab so Veranlassung zur Sekte der Weigelianer. Einen theosophischen Charakter erhielt die Mystik bei dem schweizerischen Arzte Paracelsus, welcher die Theologie mit der Naturlehre u. Chemie verschmolz. Seine Grundansicht ist, daß die Art, wie die Gottheit in der Natur wirke, der Wirkungsweise im Reiche der Gnade analog sei; die Chemie gebe den Schlüssel, nicht nur für die Veränderungen der Körper-, sondern auch der Geisterwelt; durch sie hoffte er die Essenz des Lebens, den Stein der Weisen zu finden. Am originellsten prägte sich diese Idee aus bei dem Schuster zu Görlitz, Jakob Böhme (s. d.), der schon in seiner Jugend glaubte, Offenbarungen empfangen zu haben. Seine Mystik will das Geistige in sinnlichen Vorstellungen u. Formeln aus der Chemie u. Physik veranschaulichen. In dem Zauber wenig verstandener Vorstellungen befangen, welche um so mehr ahnen lassen, je weniger sie zu denken geben, ist er, bei aller Unklarheit, ungemein tief. Durch die Verbreitung solcher tief sinnigen u. dunklen Lehren bildete sich die Sage von einer geheimen Gesellschaft, die sich im Besitze verborgener Naturkenntnisse u. gewisser Geheimnisse befinde, sogar den Stein der Weisen gefunden habe u. eine Regenerirung der sittlichen Zustände vorbereite. Ein unbekannter Oberer, Rosenkreuz, sollte die ganze Gesellschaft leiten (s. Rosenkreuzer). Ihr Ursprung verliert sich im Dunkeln; den Glauben an das wirkliche Bestehen dieser Gesellschaft befestigte vielleicht der verdiente Johann Valentin Andreae (s. d.) durch drei satirische Schriften, in denen das Ideal einer solchen geheimen gesellschaftlichen Verbindung aufgestellt wird, welche die Entstehung der Wahrheit u. Erforschung der Natur sich zur Pflicht mache. — Neben der M., wie wir ihr Wesen bisher entwickelt haben, gibt es nun freilich auch Mystiker, die die Offenbarung vor die Kritik der Vernunft ziehen u. erst das glauben wollen, was sie mit dem schwachen Lichte der Vernunft zu erkennen wäghen; diese heißen rationale Mystiker, deren Glaube jedoch, da er eben zuletzt mit der natürlichen Religion oder Religions-Philosophie in Eins zusammenfällt, auf einer schwachen Grundlage beruht, indem sie, sich über die höchste Autorität Gottes u. seines Organs, der Kirche, wegsetzend, das schwache Licht der Vernunft substituiren wollen. Man bezeichnet diese mit dem Namen Aſter-Mystiker; keizerische Aſter-Mystiker heißt man jene, welche zwar noch Glauben haben, oder wenigstens zu haben affectiren, aber doch nicht Alles glauben, was die wahre Kirche glaubt, dennoch aber bei ihren irthümlichen Religionsansichten beharren. Fanatisch nennt man jene Mystiker, welche, ohne gründliche Kenntnisse der positiven Religion zu besitzen, auch ohne alle Grundsätze u. Wissenschaft, bei einem ungeregelten Eifer, Alles von einer

selbst construirten Gefühls-Religion ableiten, u. durch vorgebliche höhere Einsichten, Anschauungen u. s. w., excentrische Sätze in Absicht auf Glauben u. Sitten bilden u. diese mit einem grellen, oft bis an Verfolgung gränzenden Religions-Eifer geltend zu machen suchen. Diese Menschen hängen meist Phantomen ihrer Einbildungskraft nach, die sie für Wirklichkeiten halten. Je lebhafter die Bilder sind, welche die Phantasie einem Fanatiker vormalt, u. je mehr sie seinen sinnlichen Neigungen entsprechen, desto mehr sucht er sie zu verwirklichen. Dieß ist im Oriente der Fall häufig gewesen; einen Beleg hiezu liefert selbst die Einführung des Mahomedanismus. Vgl. Görres, die christliche Mystik, Regensburg 1835 u. s., 4 Bände; Helfferich, die christliche Mystik in ihrer Entwicklung und in ihren Denkmälen, Hamburg 1842, 2 Bände; Heinroth, Geschichte u. Kritik des Mysticismus, Leipzig 1830.

Mystificiren, nennt der französische Sprachgebrauch: die Leichtgläubigkeit Jemandes dazu kenügen, um ihm durch Vorspiegelungen aller Art eine ganz andere Ansicht über Etwas beizubringen, als er bei unbefangenen Nachdenken darüber haben würde.

Mythographen nennt man diejenigen griechischen u. römischen Schriftsteller, meist aus späterer Zeit, welche die Behandlung mythischer Gegenstände u. einen zusammenhängenden Vortrag der alten Fabelgeschichte zu ihrem bestimmten Geschäfte machten. Hierher gehören: Apollodorus, Konon, Parthenius, Antonius Liberalis, Balaphatus, Hyginus, Lactantius (s. dd.) u. A. Beste Sammlung der griechischen Mythographen von Westermann, Braunschweig 1843; der lateinischen von Munder, 2 Bände, Amsterdam 1681 u. van Staveren, 2 Bände, Leyden 1740.

Mythologie ist die Lehre von den einem Volke eigenthümlichen Mythen, d. h. dichterischer, in Bilder und Symbole eingekleideter Darstellungen von über-sinnlichen Anschauungen, Ahnungen, Begriffen und Lehren, welche Gott, Welt, Natur, das Menschengeschlecht u. dessen Urgeschichte zum Gegenstande haben. Ursprünglich und zunächst lag den Mythen wohl bloße Naturanschauung zu Grunde, der sich aber bald genug religiöse Ideen angeschlossen, die dann nach u. nach einen geschichtlichen Charakter annahmen. Ihrem Inhalte nach unterscheidet man dem-nach physische, historische u. religiöse Mythen, je nachdem ihnen entweder nur kindliche Anschauung u. Deutung der Naturkräfte, oder wirkliche Begebenheiten, oder mehr oder minder klare Ahnungen u. Begriffe vom Ursprunge u. Wesen der Gottheit u. deren Beziehung zur Welt u. zum Menschen zu Grunde lagen. Alle 3 Arten sind im Laufe der Zeit, theils absichtlich durch die Priester, theils durch die Volkstradition, theils durch die Dichter, vielfach in einander verschmolzen, vielfach verändert u. entstellt worden, so daß es schwer, ja vielleicht unmöglich ist, ihre ersten Anfänge und ihre genetische Folge zu erkennen. Es ist Aufgabe der Kritik, mit Hilfe der Geschichte, Völker- u. Sprachkunde, der Religionsphilosophie u. Aesthetik, dieses Chaos zu enthüllen und den Ursprung, die allmähliche Entwicklung, Ausbildung u. Umgestaltung, so wie die Bedeutung der Mythen jedes einzelnen Volkes für sich, wie in ihrem Zusammenhange mit den Sagenkreisen anderer Völker, aufzusuchen und nachzuweisen. Denn, obschon jedes Urvolk seinen gesonderten Sagenkreis hat, die in ihrer äußeren Form den Charakter des Volkes u. Landes an sich tragen, so müßten sich doch alle in ihren Grundzügen auf einen gemeinschaftlichen Ursprung (nach Einigen auf einen Monotheismus) zurück-führen lassen. Mit diesen Untersuchungen haben sich in neuerer Zeit viele Gelehrte beschäftigt: namentlich Heyne, Joh. H. Voss, Wagner, Ranke, Görres, Hüllmann, Sylv. de Sacy, Zoëga, Schelling, Creuzer, Hermann, Siefker, Hug, Dooredden, Hammer, Lobeck, Münter, Uvaroff, Ritter, W. v. Humboldt, Fr. u. A. W. Schlegel, Schwentk, Böttiger, Welcker, Otf. Müller, Paur, Rhode u. A. Am fleißigsten ist von jeher, zum Behufe der classischen Studien, die griechisch-römische M. studirt und bearbeitet worden, hauptsächlich durch Heyne, Joh. H. Voss, Jablonsky, Gatterer, Herder, von Lessing, Creuzer, Böttiger, Hermann,

Manso, Ethel, Freret, Heeren, Kanne, Joëga, Buttmann, Lerejow und N. Die Gesichtspunkte, von welchen man bei Beurtheilung u. Deutung der alten Mythen ausging, sind verschieden (der historisch philosophische u. religiöse), je nachdem man unter der Hülle derselben entweder nur die Uebersichte der Menschheit, oder verschiedene Zweige des Wissens, oder die älteste Religionsphilosophie einer über Ursache, Wesen und Zweck nachdenkenden Kindeswelt suchen zu müssen glaubte. Gerhard Johann Voss, Huetius, Gerh. Croese u. Bossuet suchten in den altgriechischen Mythen nur die verhüllte biblische Geschichte des Alten u. Neuen Testaments; Banier, Bouchart, Rubbeck, Bailly, Bryant, Hüllmann und N. in allen mythischen Personen nur historische Persönlichkeiten; Anaxagoras u. Natalis Comes fanden in den Mythen nur Sinnbilder der Tugend; Metrodor, Pluche, Court de Gébelin, Dupuis, Dornedden und Kanne nur Symbole der Physik und Astronomie; Toliüs nur Geheimlehren der Alchemie; Vaco von Verulam nur ein System politischer Grundsätze. Das Studium der N., namentlich der altclassischen, hat, neben den genannten allgemeinen Zwecken, noch besonders den philosophischen, zum besseren Verständnisse der Schriften des Alterthums, und den artistischen, zum Behufe der Kunstgeschichte, welche beide sich gegenseitig erläutern u. unterstützen. Aus der Menge der über N. im Allgemeinen u. Besonderem geschriebenen Werke erwähnen wir: Kreuzer „Symbolik und N. der alten Völker, besonders der Griechen“ (2 Aufl., Leipzig und Darmstadt 1819 — 1821, 4 Bde., 8.); G. Hermann „Briefe an Kreuzer über das Wesen u. die Behandlung der N.“ (Leipzig 1819); Baur „Symbolik und N.“ (Stuttg. 1824, 2 Bde.); Majer „Brahma oder Religion der Indier“ (Leipzig 1818); von Vohlen, „Das alte Indien“ (Königsberg 1830, 2 Bde.); Rhode, „Ueber religiöse Bildung, N. u. Philosophie der Hindu“ (Leipzig 1827, 2 Bde., 8.); D. Frank „Bjasa über Philosophie, N., Literatur u. Sprache der Hindu“ (München und Leipzig 1826 ff.); Jak. Grimm, „Deutsche N.“ (Göttingen 1835); Burckhardt, „Handbuch der classischen N.“ (3 Bde., Leipzig 1844 u. fg.).

N.

N, 1) als Laut- und Schriftzeichen, der 13. Buchstabe in den abendländischen Alphabeten, ein Consonant von den sogenannten liquidis (flüssigen), dessen Aussprache mittelst Andrückung der Zungenwurzel an den Hintergaumen und Ausstoßung der Luft durch die Nase bewirkt wird. — 2) Als Abkürzung: a) im lateinischen = nomen, neutrum, numerus, nominativus; N. N. (= nomen nescio) dient als Bezeichnung irgend einer Person, deren Name im jeweiligen Falle gleichgültig ist; b) auf Recepten die Anzahl der Stücke, die von irgend einer Ingredienz genommen werden, oder bereitet werden sollen; c) auf neueren Münzen (ehemals) in Frankreich Montpellier; d) in der Chemie = Nitrogen. — 3) Als Zahlzeichen: im Hebräischen נ = 50; נ' = 50,000; im Griechischen ν' = 50; ν = 50,000; im lat. N = 900, N̄ = 900,000. — 4) In der Musik, ein Ton auf dem Systeme der Laute.

Nabe, nennt man jenes inwendig ausgehöhlte, länglich runde Stück des Rades, welches, im Mittelpunkte desselben, an die Achse gesteckt wird u. worin die Speichen eingezapft werden. Man unterscheidet an der N. die Mitteln. oder den Haufen, die Hintern. oder den Stoß u. die Borden. oder Pfeife, u. an den beiden letzteren die Verjüngung oder Schwächung. An einer N. befinden sich vier Ringe, welche N.n. oder Speichenringe genannt werden. Nabel heißt die runde, nicht ganz in der Mitte der weißen Linie befind-

liche Vertiefung in den Bauchwandungen des Menschen, in deren Mittelpunkt sich die Narbe des abgefallenen N. stranges zeigt; bei den Thieren gibt es streng genommen keinen N. — Dem N. entspricht eine Oeffnung in der weißen Linie, der N. ring, welcher beim Embryo bis zum dritten Monat offen steht; außerhalb desselben befindet sich zu dieser Zeit ein Theil der Baucheingeweide u. das N. = Bläschen, welches die erste Ernährung des Embryo vermittelt, mit dem Ende des dritten Monats aber verschwindet. Vom N. ringe aus geht der N. = strang, die N. schnur, welcher beim reifen Fötus ungefähr einen Finger dick u. 20 Zoll lang ist; er endet im Mutterfuchen, vermittelt durch denselben die Verbindung zwischen Mutter u. Kind u. bildet mit ihm u. den Eihäuten die Nachgeburt. Der N. strang besteht aus der N. strangscheide, einer Fortsetzung der Eihäute (der Schafhaut) u. den von ihr umschlossenen Theilen, der Wharton'schen oder N. schnur = Sulze, einer klebrigen, farblosen oder gelblichen Gallerte, u. den N. gefäßen, zwei N. = Arterien u. einer N. = Vene, welche die Bewegung des Blutes vom Fötus zum Mutterfuchen u. zurück vermitteln (s. Kreislauf des Blutes). Der N. strang kann in sich verschlungen seyn, wahre N. schnurknoten; oder es befinden sich in denselben Erweiterungen der Vene, falsche N. schnurknoten, mit welchem Namen man aber auch die ungleichmäßigen Anhäufungen der Wharton'schen Sulze bezeichnet. Nach der Geburt hört der Blutlauf durch die N. gefäße u. sonach die Funktion des N. stranges auf; derselbe wird künstlich unterbunden u. durchschnitten; der noch am Körper des Neugeborenen befindliche N. schnurrest vertrocknet allmähig u. fällt gegen den 6. Tag ab, gleich einem dürr gewordenen Baumblatte. Wo der N. schnurrest saß, bildet sich der N. aus dem Zusammenwachsen der hier befindlichen Organe; er ist um so mehr vertieft, je mehr Fett in der umgebenden Bauchwandung abgelagert ist; befördert wird die Vertiefung aber auch durch die im Innern des Unterleibes befindlichen N. gefäße; diese wandeln sich nach der Geburt in un durchgängige Bänder um, nehmen nicht ferner verhältnißmäßigen Theil am Wachsthum u. ziehen daher nothwendig den N., mit welchem ihre Enden gleich in den ersten Tagen nach der Geburt verwachsen, in die Tiefe. — Ist der N. ring nicht geschlossen u. treten durch denselben Eingeweide heraus, so entsteht eine fuzgelförmige Hervorragung am N., der N.bruch, welcher verschiedene Größe erreicht u. von Geburt aus bestehen kann, also angeboren ist, oder auch später entsteht. Während ersterer bei Kindern leicht zur Heilung gebracht werden kann, gestattet letzterer gewöhnlich nur palliative Hülfe. — Aus der Beschaffenheit des N.s wollte man im 17. u. 18. Jahrhunderte das Schicksal des Neugeborenen erkennen, N. orakel. — Im weiteren Sinne nennt man N. jede runde Vertiefung oder Erhöhung, besonders in der Mitte eines Gegenstandes; so wurde im Alterthume der Tempel zu Delphi als der N. oder Mittelpunkt von Griechenland u. der ganzen Erde bezeichnet.

E. Buchner.

Nabis, König von Sparta, ein eben so grausamer Wütherrich, als muthiger Streiter, bemächtigte sich des Thrones um 196 vor Chr. Im Bunde mit dem Könige Philipp von Macedonien, nahm er Argos weg, brachte aber dadurch die Römer gegen sich auf, deren Feldherr Flaminius, nach einer hartnäckigen Gegenwehr, Sparta selbst einnahm. Nach dessen Abzuge verband N. sich heimlich mit Antiochus u. den Aetoliern u. handelte feindlich gegen den achäischen Bund. Nach vielen Anstrengungen eroberte er Gythium, wurde aber nachher bei Sparta gänzlich geschlagen u. starb bald darauf unter den Dolchen der Feinde.

Nabob, Benennung der kleineren indischen Fürsten oder Statthalter, so wie ferner aller Jener, die sich in Ostindien bereichert haben.

Nabonassar, erster König der Chaldäer oder Babylonier, nach der Theilung der assyrischen Monarchie, ist vorzüglich deswegen merkwürdig, weil man von ihm in den meisten morgenländischen Staaten eine Zeitrechnung, die n. ische Aera, hatte. Sie fing an mit dem Regierungsantritte des N., den 26. Februar des julianischen Jahres 747 vor Chr. Das Jahr hatte gerade 365 Tage, blieb

also gegen das julianische Sonnenjahr alle 4 Jahre um 1 Tag zurück. Bei den Aegyptern wurde diese Ära mit der persischen Oberherrschaft eingeführt und dauerte, bis sie nach dem Siege bei Actium durch die julianische Periode verdrängt wurde. Bei den Chaldäern dauerte sie bis in die Mitte des 7. Jahrhunderts nach Chr., wo sie dem mohomedanischen Mondjahre weichen mußte; bei den Syrern bis um die Geburt Christi, wo sie dem julianischen Jahre wich. — Die Perser nahmen sie in den frühesten Zeiten an u. behielten sie bis 312 vor Chr., wo man anfang in die n.ischen Jahre einzuschalten, um sie den macedonischen gleich zu machen. Das n.ische Jahr hatte 12 Monate, jeden zu 30 Tagen; die 5 Tage darüber wurden am Ende des Jahres zusammengeeschaltet.

Nabuchodonosor, der Sohn des Nabopolassar (s. d.), König von Babylonien, früher Unterkönig oder Mitregent, erfocht als solcher den Sieg bei Karchemisch über Pharaos Necho (um 606). Als König fiel er in Judäa ein, belagerte u. eroberte Jerusalem u. führte den König Joakim, nebst mehren vornehmen Jünglingen — unter diesen auch Daniel — nach Babylon ab. Als der wieder hergestellte Joakim neuerdings abfiel (um 600), ließ N. seine Heere in Judäa einbrechen, welche dem Leben u. der Regierung des Joakim ein Ende machten. Dessen Sohn Jechonias trat, ohne N.s Zustimmung, die Regierung an; da rückten des letzteren Schaaren u. darauf er selbst abermals vor Jerusalem: er ließ den König, dessen Mutter, die Großen, viele angesehene Leute, — unter ihnen Ezechiel — mehre Tausend Künstler u. Krieger, so wie alle Schätze des Tempels u. des Palastes nach Babylon führen; den Sedekias ernannte er zum Könige um 599. Als dieser Könige Sedekias ebenfalls einen Unabhängigkeitsversuch wagte, rückte N. zum dritten Male vor Jerusalem, nahm die Stadt nach 18monatlicher Belagerung ein, zerstörte solche nebst dem Tempel, machte dem Reiche Juda ein Ende, tödtete des Königs Söhne u. führte ihn selbst, nebst dem Reste der Nation, nach Babylon, um 588 vor Chr.; über die Zurückgebliebenen setzte er den Godolias als Statthalter. Zwei Jahre darauf begann N. das mächtige Tyrus zu belagern; doch gelang dessen Eroberung u. Zerstörung erst nach 13 Jahren um 573. Während dieser Zeit machte N. wahrscheinlich Streifzüge wider die Ammoniter, Moabiter, Edomiter, Philistäer, Araber u. s. w. u. unterjochte selbige. Nun zog er gegen Aegypten; er drang bis nach Aethiopien u. kehrte mit reicher Beute zurück. Solche diente unter anderen auch zur Errichtung eines großen Gözenbildes, dessen Anbetung er allenthalben befahl. Daniel (s. d.) u. seine drei Gefährten weigerten sich dessen muthig; sie wurden daher zum Feuertode verurtheilt, aber wunderbar gerettet. Der König selbst pries Gott, gab Befehle zu Gunsten der Juden u. setzte Daniel u. seine Gefährten wieder in ihre früheren Würden ein. N.s Glück u. Größe verleiteten ihn zum äußersten Hochmuthe; vergebens ermahnte ihn der Prophet Daniel durch Auslegung eines Traumbildes zur Buße; endlich ging das Gericht Gottes in Erfüllung: N. wurde einem unvernünftigen Thiere gleich, erhielt erst nach 7 Jahren den Gebrauch seiner Vernunft zurück, gelangte wieder zur Herrschaft und pries Gottes Allmacht. Er regierte 43—44 Jahre u. ihm folgte, 561 vor Chr., sein Sohn Nivrodamus oder Evilmerodach.

Nachahmung, Imitation, in der Kunst, wird theils auf die N. in der Natur, theils anderer Künstler bezogen, u. man suchte sogar auf die N. der schönen Natur die Theorie der schönen Künste zu bauen. Indes wurde bald eingesehen, daß, wollte man hierbei stehen bleiben, die Natur vollkommener seyn würde, als die Kunst, der Künstler auf sein Ideal verzichten u. sein Werk nur eine der Natur entnommene oder nachgebildete zweite Natur seyn müßte, aber keine freie Schöpfung, die ihr eigenes Leben in sich hat u. eben so, wie die Natur selbst, eine ursprüngliche Idee ausspricht. Darum kann der Künstler die Natur nicht in ihren Gegenständen nachahmen, sondern nur in ihrem Leben, u. sein Bestreben wird darauf gerichtet seyn müssen, daß die Bedingungen des Schönen durch eine organische, gleichsam nothwendige Gestaltung des Werkes, sich scheinbar von selbst

erfüllen u., wenn er auch Nichts gegen die Natur, von welcher seine Wahrnehmung u. Anschauung ausgeht, thun darf, in seinem Werke doch die Herrschaft über die Natur erkennen lasse, woraus sich dann von selbst ergibt, daß seine Schöpfung nicht der wirklichen Natur gleichen dürfe. Indem so der Geist künstlerischer Wahrheit ein ängstliches Anklammern an das von der Natur Ueberlieferte verwirft, bleibt es dagegen unbestritten, daß der ausgeartete u. verkehrte Kunstgeschmack seine Ursache in der Entfernung von jenem Wahren findet, wie solches in den Schönheitsformen der Natur ausgeprägt erscheint. Auf gleiche Weise verhält es sich mit der N. der Werke anderer Künstler, u. so ist mit Recht gesagt worden, daß die rechte N. der Natur u. classischer Werke immer nur die Frucht wiederholter u. langer Anschauung, die Wahl aus einer reichen Mannigfaltigkeit, die Verjüngung des Lebensgroßen sei; daß nur derjenige, dem die Unenbllichkeit der Formen möglichst gegenwärtig ist, die künstlerisch schöne Form zu treffen vermöge u., wer an die kolossale Natur denkt, sich leichter im Gebiete der Kunst bewege. Uebrigens ist Virtuosität allerdings mit der N. vereinbar; allein darin beruht kein Kunstwerk, sondern in der Darstellung neuer Ideen auf neuen Wegen, und nur die N. im Mechanischen dürfte sich dem Tadel entziehen. — In der Musik ist N. (hier wird vorzugsweise der lateinische Ausdruck *Imitation* gebraucht) die unmittelbare Wiederholung einer melodischen Phrase in verschiedenen Stimmen. Je nachdem die Aehnlichkeit der einzelnen Sätze strenger oder weniger genau ist, heißt die N. streng oder leer. Jenes kommt meistens bei Fugen u. fugirten Sachen, dieses in allen figurirten Tonstücken vor.

Nachbarrecht, das, begreift diejenigen Berechtigungen in sich, welche in Landgemeinden den sogenannten Nachbarn, d. h. den Besitzern von nicht von einem Hauptgute abhängigen Grundstücken, nebst freiem Wohnhause zustehen, welche, wenn sie zugleich Zugvieh halten, „Nachbarn und Anspanner“, im andern Falle bloß „Nachbarn“ heißen. Das N., welches übrigens in den verschiedenen Gegenden sehr verschieden ist, räumt Jedem, der dasselbe besitzt, die Befugniß ein, in allen Gemeindeangelegenheiten mitzustimmen und an den Gemeindenuutzungen Theil zu nehmen, verpflichtet ihn aber auch zur Leistung aller Gemeindefasten u. Dienste. Ausgeschlossen vom N. sind die Besitzer von solchen Häusern, die von einem andern Gute abgebaut sind, sowie, was sich von selbst versteht, die bloßen Cinnmiethlinge.

Nachdruck heißt die Anfertigung, resp. Vervielfältigung eines Buches oder Kunstgegenstandes wider Wissen u. Willen des Verfassers u. rechtmäßigen Verlegers, zum Schaden beider, oder des einen oder andern von ihnen. Die Frage, ob der N. an sich erlaubt sei, oder nicht, hat besonders in Deutschland sowohl die Literaten u. Buchhändler, als die Regierungen u. die Lesewelt so lange u. in so verschiedenem Sinne beschäftigt, daß eine spätere Zeit fast Mühe haben wird, den langen Kampf um Anerkennung eines an sich so klaren Rechts, wie das der Schriftsteller u. der Verleger, zu begreifen. Es ist nämlich eine gewöhnliche Behauptung der Vertheidiger des Nachdrucks, in die selbst manche Gegner desselben mit einstimmen, daß dem Schriftsteller ein ausschließliches, in der Natur der Sache begründetes, Recht auf die Vervielfältigung u. den Verkauf eines Werkes ursprünglich nicht zustehe, u. daß es vollends durchaus unjuristisch sei, von einem schriftstellerischen Eigenthume in diesem Sinne zu sprechen, da Eigenthum doch nur an körperlichen Sachen möglich sei. Allein, wenn auch das Recht der Vervielfältigung durch den Druck u. des Alleinverkaufs kein Eigenthum ist, so ist dasselbe doch ein Ausfluß u. Bestandtheil des vollen, unbestreitbaren Eigenthums, das jedem Schriftsteller an seinem Manuscripte oder den davon gemachten u. in seinem Besitze befindlichen Abdrücken zusteht; u. da sonst jeder Eigenthümer befugt ist, sein Eigenthumsrecht auch bloß theilweise zu veräußern, bei Ueberlassung seiner Sache an einen Andern einzelne, von den im Eigenthum enthaltenen, Rechten sich vorzubehalten, oder dem neuen Erwerber beliebige, auf jeden nachfolgenden Erwerber von selbst übergehende, Beschränkungen des Eigenthums aufzulegen: so sollte

auch dem Schriftsteller das Recht nicht abgesprochen werden, von den im Eigenthum eines Manuscriptes begriffenen Nutzungsrechten das wichtigste, nämlich das Recht der Vervielfältigung durch Abdruck zum Verkauf, bei der Veräußerung sich vorzubehalten. Denn dieser Vorbehalt des Nutzungsrechtes durch Wiederdruck u. Verkauf ist ja nichts Anderes, als eine Theilung der im Eigenthum enthaltenen Rechte u. Befugnisse, wie sie allenthalben im deutschen Rechte vorkommt. Wird dieser Begriff des schriftstellerischen Eigenthums festgehalten, so versteht es sich nach positivem Rechte von selbst, daß nicht nur Derjenige, welcher ein Exemplar von einer Druckschrift unter dem erwähnten Vorbehalt unmittelbar von dem Schriftsteller oder dem Verleger erworben hat, sondern auch jeder andere Erwerber aus zweiter, dritter, vierter Hand an jenen Vorbehalt, an die Bedingung des Nichtwiederdrucks, gebunden ist. Aber, selbst wenn man, wiewohl ohne Grund, jede Anwendung der Theorie eines Eigenthums auf die Rechte der Schriftsteller u. Verleger verwirft, würde der Anspruch des Verfassers u. beziehungsweise des Verlegers auf ein ausschließliches Verkaufsrecht einer rechtlichen Grundlage nicht entbehren. Zwar ist es richtig, daß das fragliche Recht des Schriftstellers kein natürliches Recht ist, wenn man unter natürlichen Rechten bloß das angeborene Unrecht versteht. Aber auch das Eigenthum ist Niemanden angeboren, u. es gibt in jenem Sinne auch kein natürliches Eigenthumsrecht, sondern nur ein natürliches Zueignungsrecht, oder ein angeborenes Recht, Eigenthum zu erwerben. Alles wirkliche Eigenthum setzt eine spezielle Erwerbshandlung voraus, u. gerade so verhält es sich auch mit dem ausschließlichen Verkaufsrecht des Verfassers: es ist eine Handlung erforderlich, wodurch er sich in den Besitz des Rechts setzt, u. zu dieser Handlung hat er als freigegebener Mensch ein angeborenes Recht. Zu dem Besitze eines noch nicht ausgegebenen Buches gelangt nemlich Niemand rechtmäßig anders, als durch einen Vertrag mit dem Verfasser oder Verleger, u. da jedem Vertrage auch Bedingungen beigelegt werden können; da ein Jeder vor Mittheilung seiner Gedanken dem, der solche mündlich oder schriftlich zu vernehmen wünscht, es zur Bedingung machen kann, daß er sie nicht weiter verbreite: aus welchen Gründen des natürlichen Rechts will man einem Schriftsteller die Befugniß absprechen, entweder selbst, oder durch die Vermittelung eines Verlegers, jedem Erwerber eines Exemplars seiner Schrift zur Bedingung zu machen, daß er das Buch weder selbst nachdrucke, noch zum Nachdruck auf irgend eine Weise einem Andern überlasse? Diese Bedingung oder Beschränkung gegen jeden Abnehmer ausdrücklich auszusprechen, ist doch gewiß für den Verleger nichts Unmögliches, u. hat sich ein Verleger nur in dieser Weise vorgesehen, so ist er nicht bloß gegen N. von Seiten eines unmittelbaren Abnehmers rechtlich gesichert, sondern es ist auch Nichts natürlicher u. dem vernünftigen Rechte gemäßer, als daß kein Abnehmer das Recht des Nachdrucks, welches er selbst nicht besitzt, auf einen Andern übertragen kann, u. daß, wer dessen ungeachtet nachdruckt, also wissentlich eine Befugniß, welche einem Andern zusteht u. vorbehalten ist, sich anmaßt, zu Schadenersatz u. Strafe verurtheilt wird; denn der Satz, daß Verträge nur zwischen den unmittelbaren Contractanten wirken u. Verbindlichkeiten irgend einer Art erzeugen können, ist im vernünftigen Rechte gar nicht, im positiven nur theilweis begründet. Daß Derjenige, der auf eine bestimmte Leistung sich ein persönliches Recht erworben hat, diese Leistung nur von dem dazu Verpflichteten, und nicht an seiner Statt von irgend einem Andern fordern kann, versteht sich freilich eben so von selbst, wie, daß der Eigenthümer einer Sache nur diese bestimmte Sache u. nicht, an deren Stelle, eine andere mit der Eigentumsklage verfolgen kann. Hieraus folgt aber nicht, daß nicht auch der mein Recht verlege, der auf irgend eine Weise den Verpflichteten an der Erfüllung seiner gegen mich eingegangenen Verbindlichkeit verhindert. Hat also ein Schriftsteller oder Verleger nur die Vorsicht beobachtet, jedem Empfänger eines Exemplars bei der Abgabe den Nichtabdruck zur Bedingung zu machen, so kann auch sein Recht, jeden N. als unbefugt u. rechtsverlegend anzusehen, nach Vernunftrechtsgrundsätzen keinem gegründeten Zweifel

unterliegen u. müßte folglich im vernünftigen Rechtsstaate richterlichen Schutze genießen, so bald nur bewiesen ist, daß bei der Veräußerung des bestimmten Exemplars, dessen der Nachdrucker sich bedient hat, jener Vorbehalt wirklich gemacht worden sei. Dieß ist nun freilich ein Beweis, den der Verleger selten oder nie wird führen können, wenn ihn der Staat nicht unterstützt u. ihm die Führung des Beweises möglich macht, indem er selbst es übernimmt, alle Staatsangehörigen von dem erfolgten Vorbehalte des schriftstellerischen Eigenthums in Kenntniß zu setzen. Der Staat aber, der auf solche Weise dem Schriftsteller den Beweis seines Rechts möglich macht, beschenkt denselben nicht mit einem Recht, auf das er vorher keinen Anspruch hatte, sondern er erfüllt nur seine Bestimmung, das natürliche Recht zu schützen, die Mittel seiner Geltendmachung darzubieten, u. thut für den Autor nicht mehr, als er für jeden Eigenthümer thut, wenn er bei der Zurückforderung seines Eigenthums aus fremden Händen sich mit der Nachweisung, daß er auf rechtmäßige Weise Eigenthümer geworden sei, begnügt u. den meist unmöglichen Beweis, daß er sein Eigenthum an den Beklagten nicht veräußert habe, ihm erläßt. Ganz schutzlos hat denn auch in neueren Zeiten fast kein Staat den Schriftsteller gelassen, u. wo kein allgemeines N.-Verbot bestand, war wenigstens die Ertheilung von Schutzbriefen gegen den N. auf längere oder kürzere Fristen üblich. Denn die Zeiten sind vorüber, wo man durch gänzliche Preisgebung der Schriftsteller u. Verleger Aufklärung verbreiten, Humanität u. Bildung durch ein Mittel der Barbarei befördern wollte. Ein Staat, der sonst jeden rechtlichen Erwerb u. Stand beschützt, kann seinen Schutz auch dem Schriftsteller u. dem sein Werk verbreitenden Verleger nicht verweigern, da Literatur u. Wissenschaft einem civilisirten Staate so unentbehrlich sind, als Ackerbau u. Gewerbe, u. kein gebildetes Volk kann verlangen, daß Derjenige, der die Mittel zur Befriedigung der höheren Bedürfnisse der Menschheit hervorbringt, ohne Lohn sich anstrengen u. schlimmer daran seyn solle, als der geringste Tagelöhner; kein aufgeklärtes Volk, das den Werth einer Nationalliteratur zu schätzen weiß, kann seine Dichter u. Denker heut zu Tage noch behandeln wollen, wie der Wilde den Baum, den er niederschlägt, um mit mehr Bequemlichkeit zu dessen Früchten zu gelangen. Immer allgemeiner widerstrebt es der Humanität des Zeitalters, so wie den herrschenden Ideen höherer Gerechtigkeit, welche der Staat verwirklichen soll, den Schriftsteller durch eine, nicht seine ganze Lebenszeit umfassende, Schutzschrift der Gefahr auszusetzen, in seinem Alter zu darben, während Andere sich durch ihn bereichern oder seinen Erben ihre oft einzige Hilfsquelle, den Fruchtgenuß seiner Arbeiten, sogleich mit seinem Todestage zu entziehen, während der Erbe anderer materieller Güter und Besitzthümer nicht bloß die Nutznießung auf eine Anzahl Jahre, sondern das volle Eigenthum für alle Zeit erlangt. Auch beginnt man einzusehen, daß, wenn in manchen Fällen der N. die Gewinnsucht einzelner Schriftsteller u. Verleger in Schranken hält, der mögliche Mißbrauch eines Rechts, so lange er keine Rechtsverletzung in sich schließt, kein Grund ist, das Recht selbst nicht anzuerkennen; ja, daß die Gestattung des N.s die Bücher nach Umständen eben so wohl vertheuern, als wohlfeiler machen kann. Dagegen findet noch immer die Ansicht Vertheidiger, daß das ausschließliche Recht des Verfassers, seine Werke herauszugeben oder herausgeben zu lassen, bloß ein in natürlicher Billigkeit begründetes Monopol, eine Belohnung schriftstellerischen Verdienstes oder eine Aufmunterung der literarischen Industrie sei, auf welche der Schriftsteller u. Verleger einen Rechtsanspruch im strengen Sinne des Wortes nicht habe, u. diese Ansicht kann auf die noch schwebenden Fragen der Gesetzgebung in N.-Sachen nicht ohne Einfluß seyn. Denn, wem der Schutz gegen den N. keine Frage des Rechts, sondern der Menschlichkeit u. Klugheit ist, der wird schon eine sehr beschränkte Dauer dieses Schutzes genügend u. im Interesse der Gesamtheit, zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse oder edlerer Genüsse, wünschenswerth finden. Ist hingegen der Schutz gegen den N. Etwas, das, nach der bisherigen Ausführung, dem Schriftsteller von Rechtswegen gehörte, so versteht es sich von selbst, daß er dem lebenden Verfasser nicht willkürlich entzogen werden darf.

Ein Gesetz gegen den N., das diesen Namen verdienen will, muß alsdann dem Schriftsteller (u. dem ihn vertretenden Verleger) wenigstens Schutz auf Lebenszeit gewähren, u. nur die Frage kann entstehen, in wie weit die eigenthümliche Natur des schriftstellerischen Eigenthums nach dem Tode des Schriftstellers bei den Erben oder sonstigen Rechtsnachfolgern eine Abweichung von dem gemeinen Erbrechte fordern oder rathlich mache. Es ist nicht zu verkennen, daß das Verhältniß des Schriftstellers zu seinem Werke nicht ganz dasselbe ist, wie das eines andern Eigenthümers. Kunst u. Wissenschaft haben ihrer Natur nach die Bestimmung, auch Andern zu dienen u. allgemein zugänglich zu werden; sie sind bestimmt, die Menschen zu belehren, zu veredeln oder zu erfreuen, zur Geistesnahrung und zum geistigen Gemeingut eines ganzen Volkes zu werden. Ein unbeschränktes Recht des Urhebers u. aller seiner Rechtsnachfolger, sie bloß zu ihrem Vortheile nach Willkür zu benutzen, widerspräche dem höheren u. umfassenderen Menschheitszwecke, um dessen willen durch erwählte Geister die Wahrheit geoffenbart, der Genius mit außerordentlichen Kräften ausgestattet ist. In diesem Sinne haben denn auch die meisten Gesetze gegen den N. ein lebenslängliches Recht des Verfassers anerkannt, dagegen die Rechte der Erben und anderer Rechtsnachfolger nach dem Tode des Autors beschränkt. So schützt das englische Gesetz jeden Verleger eines Werkes auf 28 Jahre, den Verfasser selbst aber u. dessen Hinterbliebene auf Lebenszeit. In den vereinigten Staaten ist der Verfasser u. Verleger gleichfalls geschützt auf 28 Jahre nach Erscheinung des Werkes, und ersterer, wenn er diesen Zeitraum überlebt, auf weitere 14 Jahre, die nach seinem Tode auch seiner Wittve oder seinen Kindern zu Gute kommen. In Frankreich und in Belgien dauert der gesetzliche Schutz für den Verfasser lebenslänglich u. für seine Erben noch 20 Jahre nach seinem Tode. Nur Deutschland bot durch ganze Menschenalter die sonderbare Erscheinung dar, daß im Norden ein unbeschränktes oder ewiges Verlagsrecht galt, während im Süden theils gar kein, theils nur ein sehr beschränkter Schutz gegen den N., meist in der Form besonderer Concessionen oder Privilegien, ertheilt wurde, und diese Verschiedenheit dauert theilweise noch fort, obgleich der deutsche Bund schon 1815 durch den achtzehnten Artikel der Bundesacte die Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller u. Verleger gegen den N. für einen Gegenstand gemeinschaftlicher Bundesgesetzgebung erklärt hat. Zwar wurde bereits 1819 von einer Bundestagscommission der Antrag gemacht, das ausschließliche Verlagsrecht bis auf 10 oder 15 Jahre nach dem Tode des Verfassers zu erstrecken; doch erst am 6. Sept. 1832 erfolgte ein Beschluß, wodurch die deutschen Regierungen sich vereinigten, vorerst den Grundsatz auszusprechen, daß bei Anwendung der gesetzlichen Vorschriften u. Maßregeln wider den N. in Zukunft der Unterschied zwischen den eigenen Bewohnern eines Bundesstaates u. jenen der übrigen im deutschen Bunde vereinten Staaten gegenseitig und im ganzen Umfange des Bundes in der Art, aufgehoben seyn solle, daß die Herausgeber, Verleger u. Schriftsteller eines Bundesstaates in jedem anderen Bundesstaate sich des dort bestehenden gesetzlichen Schutzes gegen den N. zu erfreuen haben. Was seitdem noch geschah, beschränkt sich darauf, daß durch Bundesbeschluß vom 9. November 1837 für jedes, in einem deutschen Bundesstaate gedruckte, Werk eine vom Zeitpunkte des Erscheinens zu berechnende Schutzfrist von wenigstens 10 Jahren, ohne Rücksicht auf die kürzere oder längere Lebensdauer des Verfassers, festgesetzt, übrigens zu Gunsten von großen, mit bedeutenden Vorauslagen verbundenen Werken die Ausdehnung auf 20 Jahre durch besondere Beschlüsse der Bundesversammlung vorbehalten wurde. Ein Bundesbeschluß vom 19. Juni 1845 hat sodann den Schutz des literarischen Eigenthums auf die Lebenszeit u. bis 30 Jahre nach dem Tode des Verfassers ausgebehnt. Durch einen früheren Bundesbeschluß vom 22. August 1841 wurde auch gegen unbefugte Aufführung u. Darstellung musikalischer Compositionen u. dramatischer Werke ein Schutz auf 10 Jahre verlichen. Viele deutsche Landesgesetze, z. B. das bayerische vom 15. April 1840, das sächsische vom 22. Februar 1844, das württembergische vom 24. August 1845, hatten übrigens schon

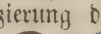
vor dem Bundesgesetze die 30jährige Schutzfrist, vom Tode des Verfassers an gerechnet, zugestanden. Das Bundesgesetz ertheilt seinen Schutz allen Schriftstellern u. Verlegern in allen deutschen Ländern u. für den Umfang des Bundes nur als ein Wenigstes des Rechts und überläßt es den Landesgesetzgebungen, den Schutz innerhalb Landes weiter auszudehnen. Auch müssen die Landesgesetze näher bestimmen, was unter den Begriff N. fällt. Der Wiederabdruck, auch schon des größeren Theils eines Werkes, ist ohne Zweifel unbefugter N., auch wenn er in Form eines Auszugs aus dem Werke erscheint, während der Abdruck einzelner Stellen oder Aufsätze diesen Charakter nicht an sich trägt. Eben so wenig ist eine Uebersetzung oder der Abdruck von Urkunden und von Werken, worauf Niemand ein Verlagsrecht hat, unbefugter N. S. Mittermaier, Deutsches Privatrecht, 1847, §. 296. Klar sind die meisten neueren Gesetze darüber nicht, ob zur Verfolgung des N.es nur die Rücksicht auf die Vermögensbeeinträchtigung berechtigt, was übrigens im Zweifel anzunehmen ist. Zu vergleichen sind über N. H. E. Schmid, der Bücher-N., Jena 1823; L. F. Griesinger, der N., Stuttgart 1822; Höpfer, der N. ist nicht rechtswidrig, 1843.

Nachdruck, heißt in der Rhetorik ein besonders kräftiger Ausdruck, eine Verstärkung desselben, um bei wichtigen Gelegenheiten den beabsichtigten Eindruck zu erhöhen. Dieß geschieht theils durch die Betonung, theils durch den Gebrauch von Tropen u. Figuren (s. dd.) in der Rede. Jener heißt N. des Tones vermöge des Accents, dieser Gedankenn.; doch können beide nicht getrennt werden. Der N. findet nicht bloß Anwendung in den sprachlichen Werken, sondern auch in der Musik u. Mimik; die bildende Kunst aber, als nicht successiv darstellend, kann nur den Ausdruck, nicht den N. veranschaulichen.

Nachdunkeln, bedeutet in der Malerei das Schwächerwerden der Farben in einem Gemälde, was eine Folge der Zeit, aber auch der Beschaffenheit gewisser Farben ist, z. B. des Purpurgewürzes, oder, wenn das Anreiben der Farben mit minder guten Oelen geschieht.

Nachen oder **Kahn**, nennt man eine Art kleinerer Flußschiffe, welche ganz wie die größern, jedoch mit kleineren Dimensionen gebaut u. zum Uebersetzen über Gewässer, aber auch bei dem Schlagen von Kriegsbrücken verwendet werden. Wegen ihres geringen Tragvermögens sind 8—10 Personen das Maximum ihrer möglichen Ladung.

Nachhut, s. Arrièregarde.

Nachschlag nennt man in der Musik eine oder mehrere kleine Noten, welche der Hauptnote angehängt werden und zu ihrer Verzierung dienen. Die Verbindung mit der Hauptnote pflegt man mit dem Bogen  zu bezeichnen, die Dauer des N.s aber wird jener entzogen. Auch heißt N. der dem Triller (s. d.) beigefügte Anhang, oder die denselben schließende Note.

Nachsteuer, s. Abzugsgeld u. Abzugsfreiheit.

Nacht nennt man in der Astronomie u. mathematischen Geographie die Zeit zwischen dem Untergange u. Aufgange der Sonne, oder die Zeit, während welcher dieses leuchtende Gestirn unter unserem Horizonte sich befindet. Mit dem Begriffe N. ist, der Abwesenheit der Sonne wegen, von der wir Licht erhalten, der Begriff von Finsterniß verbunden. Da es nun weder gleich nach Sonnenuntergang, noch gleich nach ihrem Aufgange finster ist, so rechnen wir im bürgerlichen Leben die Zeit, wo die Morgendämmerung anbricht, zum Morgen, und die Abenddämmerung zum Abend, wodurch also die Zeitdauer der N. verkürzt wird. — Die Dauer der astronomischen N., d. h. die Abwesenheit der Sonne außer dem Gebiete unseres Horizonts, ist von verschiedener Länge. Die Bewohner der nördlichen Halbkugel haben im Sommer viel kürzere Nächte, als im Winter. Auf der südlichen Halbkugel ist dieß derselbe Fall; nur fallen die kürzeren Nächte in entgegengesetzte Zeiten, weil dort die Jahreszeiten den unsrigen entgegengesetzt sind. Die Dauer der N. für einen bestimmten Ort der Erde hängt von dem Stande der Sonne u. von der Polhöhe oder geographischen Breite des Or-

tes ab. Dieser letztere Umstand bleibt für einen Ort immer derselbe, hingegen die Sonne hat für ihn fast an jedem Tage im Jahre einen anderen Stand. Unter dem Aequator sind die Nächte beständig 12 Stunden lang; denn, wenn auch die Sonne nach Süden u. Norden bis gegen die Wendekreise hin abweicht, so thut dieß doch der Gleichheit zwischen Tag u. N. keinen merklichen Eintrag. Zwischen dem Aequator aber u. den beiden Polen nimmt die Ungleichheit zu, je weiter man sich von jenem nach diesen hin entfernt. Befindet sich die Sonne in der südlichen Hälfte der Erde, so ist dort die Zeitdauer der Tage viel beträchtlicher, als die der Nächte; weilt sie aber auf unserer Halbkugel, so ist es umgekehrt. Nur zweimal im ganzen Jahre ist auf der ganzen Erde Tag und N. völlig gleich, nämlich zu den Zeiten der Äqleichen im Frühjahr um den 20. März, u. im Herbst um den 21. September. Die Ungleichheit zwischen Tag u. N. nimmt zu, je mehr man sich den Polen nähert; so gibt es im südlichen Europa weder so lange Tage im Sommer, noch so lange Nächte im Winter, als bei uns. Die Größe der Ungleichheit erstreckt sich bei uns auf 9 Stunden; im südlichsten Europa beträgt derselbe kaum 4 Stunden, dagegen in Petersburg viel mehr. Jenseits des 60. Grad der Breite gränzt am längsten Tage die Morgendämmerung so nahe an die Abenddämmerung, daß gar keine eigentliche Finsterniß und in dieser Hinsicht also keine N. statt findet. Den Punkt des Polarkreises bezeichnet die Natur selbst dadurch, daß einmal im Jahre, wo wir den längsten Tag haben, die Sonne gar nicht untergeht, also der Tag 24 Stunden dauert, u. einmal, wo bei uns die längste N. ist, die Sonne dort gar nicht aufgeht, also die N. 24 Stunden währet. Von dem Punkte des Polarkreises, sowohl im Norden, als im Süden, hält im Sommer der beständige Tag u. im Winter die beständige N. um so länger an, je mehr man sich den Polpunkten nähert. Unter denselben ist die Ungleichheit am größten, nämlich es gibt daselbst das ganze Jahr hindurch nur einen Tag u. eine N.; jener sowohl, als diese, dauert volle 6 Monate. Der Tag auf der nördlichen Halbkugel bricht an mit dem Tage der Frühlingsnachtgleiche, um den 20. März, in dem Augenblicke, in welchem die Sonne bei ihrer Rückkehr von der südlichen Halbkugel den Aequator berührt, der dem Zuschauer am Pole beständig im Horizonte liegt, u. endigt sich mit der Herbstnachtgleiche, um den 21. Sept., in dem Augenblicke, wo die Sonne zum zweiten Male den Aequator berührt, um auf der südlichen Halbkugel zu weilen, worauf alsdann die halbjährige N. anbricht.

Nachtblindheit (*Amblyopia nocturna*), ist ein chronischer, oft erblicher, manchmal endemisch u. epidemisch vorkommender Gesichtsfehler, der darin besteht, daß die daran Leidenden am Tage vollkommen gut, in der Dämmerung aber, des Abends u. bei künstlicher Beleuchtung sehr undeutlich oder gar nicht sehen. Das Ansehen eines nachtblindn Auges bietet keine andere Verschiedenheit vom normalen Zustande, als daß die Pupille gewöhnlich bei Licht u. im Schatten mehr oder weniger erweitert, unbeweglich u. träge ist, aber eine klare u. ungetrübte Färbung zeigt. Begleitende Erscheinungen dieses Zustandes sind häufig nervöser Kopfschmerz u. Gliederreißn, Schwindel beim Niederbeugen, Unterleibsbeschwerden u. Verdauungsstörungen. Ihrem Wesen nach scheint die N. auf gesunkener Sensibilität der Netzhaut des Auges zu beruhen u. der Ursache u. Form nach mit Wechselfieber im Zusammenhange zu stehen, während ihr auch erbliche Anlage, phlegmatisches Temperament u. stark convexe Bildung des Augapfels als prädisponirende Momente zum Grunde liegen. Hervorgerufen wird sie gemeinhin durch Erkältung, Sumpflust mit Wechselfieber, Miasma, materielle Darmreize, Wurmkrankheit, excessive Lebensweise u. starken Blutandrang nach dem Kopfe. Die Behandlung dieses Gesichtsfehlers richtet sich rein nach den dem Uebel zum Grunde liegenden Ursachen u. ist darum nach der Wahl der dazu benützten Mittel eine sehr verschiedenartige. Der Umstand, daß die N. u. insbesondere die en- u. epidemische Form, meistens durch eigene Naturthätigkeit u. Erlöschen der kosmischen Schädlichkeiten, oft bald wieder endet, mag wohl mehr, als die Heilkraft des Genusses

oder des Dunstes einer Thierleber, dieses dazu angepriesene Volksmittel in Ruf gebracht haben.

Nachtfalter, s. Schmetterlinge.

Nachtgleiche, s. *Nequinoctium*.

Nachthorn nennt man bei Orgelwerken eine offene Flötenstimme von zwei u., wenn sie gedeckt ist, von vier Füssen.

Nachtigall (*Motacilla Luscinia* L.), eine Ordnung Singvögel aus der Familie der Sänger, Gattung Grasmücke. Man unterscheidet zwei Arten: 1) die gemeine N., rostgrau, unten weißgrau, Schwanz rostbraun, Schnabel pfriemenförmig; sie lebt in ganz Europa, in Mittelasien u. Nordafrika in Gärten u. Feldhölzern, kommt im April bei uns an, die Männchen 8 Tage eher, als die Weibchen, brütet ein, selten zweimal 4—6 gelblich-grüne Eier in 14 Tagen aus u. zieht im September wieder zum Süden. Ihre Nahrung besteht in Insekten u. deren Larven. Wegen ihres Gesanges hält man die N.en gern im Zimmer; in der Freiheit singen sie kaum drei Monate (vom April bis im Johannis); dem Gesänge (Schlage) nach unterscheidet man Tag- u. Nachtsänger, bei letzteren wieder eigentliche Nachtschläger, welche ununterbrochen die ganze Nacht hindurch schlagen, u. Repetirvögel, die nur einzelne, durch Pausen getrennte, Strophen singen. Alle N.en werden nach 4—6 Jahren bloße Repetirvögel. — 2) Die große N. oder der Sprosser, im östlichen Europa, besonders in Polen u. Ungarn, ist schmutzig graubraun, unten weißgrau, mit weißer, schwarzbraun eingefasster Kehle u. hellgrauer Brust, rostbraunem Schwanz. Die Eier sind größer, olivenbraun und dunkelbraun gewölkt. Sie singt meist bei Nacht u. zwar viel abgebrochener, als die gemeine N., u. äußerst schmetternd.

Nachtmahlsbulle, s. *In coena Domini*.

Nachtrab, s. *Arrièregarde*.

Nachtstücke heißen die vom Monde oder einem künstlichen Lichte beleuchteten Gemälde. Unter künstlichem Lichte wird sowohl die Flamme der Kerze, der Lampe u. Fackel, als des Feuers verstanden, möge es ein Gebäude ergriffen haben, oder einem Vulkan entsteigen. Die N. verlangen große Kunst, denn der Künstler kann die Wirkungen des künstlichen Lichts nicht nach der Erscheinung in der Helle des Tages beurtheilen; er muß vielmehr das Schauspiel der Nacht selbst sich einprägen u. rücksichtlich des Helldunkels in der Darstellung anderen Grundsätzen folgen, als bei Darstellung einer Tagesscene. Während bei den letzteren die Schatten des Vordergrundes den meisten Gegensehein haben u. Formen, selbst Farben, daselbst am deutlichsten sind, erscheinen in den N.n alle Partien, sogar in den Vorderflächen, dunkel, welche nicht von irgend einem Lichte unmittelbare Strahlen erhalten, u. darin liegt die Ursache, weshalb der Maler mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, wenn er in einem N. die Plane zu vervielfältigen u. denselben Tiefe zu geben sucht. Uebrigens fordert die Wirkung, welche das künstliche Licht hervorbringt, von Seite des Malers die Anwendung der höchsten u. glänzendsten Farben, wie denn auch der beobachtende Künstler die Wirkung der Gegenstände aus den Schatten studiren u. aus der Schwäche des Gegenseheins, den sie erhalten, auf ein Schwaches u. minder kräftiges Lichtprinzip schließen muß. Meister in dieser Art der Beleuchtung waren Rembrand, Rubens, Corregio, Schalken u. A. Figurlich bezeichnet man düstere, Schrecken u. Schauer erregende Schilderungen als N.

Nachtwandeln, richtiger Traumwandeln, ist ein krankhafter, chronischer, in unbestimmten oder bestimmten Perioden wiederkehrender, unvollkommener Schlafzustand, in welchem der Nachtwandler bei geregelter, von einem Affekte, einem Triebe oder einer Idee geleiteter innerer geistiger Thätigkeit, bei gänzlicher Freiheit der unter Einfluß des Willens gestellten Bewegungsorgane, aber fast gänzlicher Unempfindlichkeit der Sinnesorgane gegen äußere Eindrücke — in so weit diese außer dem Bereiche der Traumvorstellungen liegen u. nicht durch das zum Sinnorgane erhobene Gemeingefühl vermittelt werden — seinen Traum zur voll-

kommen praktischen Ausführung bringt. Ein mit dieser Krankheit behafteter Mensch steht, durch lebhaftere Träume oder besondere kosmische Einflüsse zu gewissen Zeiten des Nachts angeregt, vor Mitternacht, jener Zeit des vollständigen tieferen Schlafes, auf, wandelt umher, verrichtet verschiedene Geschäfte, wie im Wachen, begibt sich wieder zur Ruhe, ohne beim Erwachen der Vorgänge seines Schlafzustandes bewußt zu werden, oder etwas Anderes, außer Müdigkeit und Schmerz, im Kopfe zu empfinden, was ihn an die unmittelbar vorhergegangenen Vorgänge erinnern könnte. Wohl aber tritt im nächsten Anfälle eine Erinnerung des vorigen ein u. es wird jener gleichsam die Fortsetzung des letzteren u. sämmtlich sind sie das Resultat der im Wachen erhaltenen Eindrücke u. erlangten Fertigkeiten. Eine Störung in der Harmonie des Nervenlebens, hohe Exaltation des Gangliennervensystems u. Gebundensein des Gehirnsystems bilden fast immer die Grundlage dieses Uebels, das nach Wesen u. Form zu dem magnetischen Schläfe (s. Magnetismus) in inniger Beziehung steht. Menschen von sehr zartem Nervensysteme u. während der Periode der Geschlechtsentwicklung zeigen dafür besondere Empfänglichkeit. Ursächliche Veranlassung findet das N. durch: körperlich u. geistig schwächende Einflüsse, Verärtelung, zu lebhaft angeregte Phantasie, sitzende Lebensweise, Hysterie u. materielle Reize im Unterleibe. Die Dauer dieses Uebels ist chronisch, oft auf Jahre, manchmal auf das ganze Leben ausgedehnt; seine Wiederkehr zeigt sich gewöhnlich in einz. oder zweimaligen Anfällen in einem Monate, steht besonders unter Einfluß der Mondphasen u. wird häufig auch, namentlich bei zarten, in der Geschlechtsentwicklung begriffenen Subjekten, durch Gemüthsbewegungen u. Erregung der Phantasie gewedt. Ausgänge desselben sind: Heilung durch Naturhülfe oder Kunst, Nervenzufälle verschiedener Art u. Form, in den schlimmsten Fällen Geisteskrankheiten. Das Kurverfahren bei dieser Krankheit hat eine dreifache Aufgabe, nämlich: die Obforge, daß der Kranke während der Anfälle durch gewagte Excursionen keinen Schaden nehme u. namentlich in gefährlichen Situationen nicht aufgeweckt werde; die Entfernung der veranlassenden Ursachen; die Heilung des Uebels selbst, falls dieses nach Erfüllung der zweiten Aufgabe nicht vollständig schwindet. In erster Absicht griff man zu Erweichungsmitteln, bei deren Wahl immer die gelindesten den Vorzug verdienen und jenes durch den thierischen Magnetismus das empfehlenswerthe zu seyn scheint. Letzteres Verfahren ist nach Most folgendes: Ein kräftiger Mensch muß im Schlafzimmer des Kranken sich befinden u. in den Nächten, wo letzterer den Anfall zu bekommen pflegt, wohl auf den Kranken achten. Steht dieser nun im Schläfe auf, so nähert man sich ihm leise, applicirt ihm ein paar magnetische Striche vom Kopfe bis zur Herzgrube mit der einen Hand u. zugleich ähnliche Striche vom Hinterhaupte zum Rücken herab mit der andern Hand. Die Hand in der Herzgrube bleibt ruhen. Gewöhnlich läßt der Kranke sich Alles gefallen u. tritt schnell mit dem Wächter in magnetischen Rapport. Nach einigen Augenblicken nähert man den Mund der Herzgrube, redet leise mit dem Kranken, befragt ihn über seine Absicht u. befiehlt ihm in strengem Tone, sich wieder zu Bette zu begeben, welchem Gebote derselbe alsbald Folge leisten wird. Die Mittel zur Erfüllung der zweiten Aufgabe sind sehr vielfältig, weil die Anzahl der ursächlichen Veranlassungen sehr groß ist u. diese oft wesentlich von einander abweichen. Die Heilung des Uebels selbst erzielt man gemeiniglich durch den Gebrauch krampfstillender Mittel, wobei aber der, mit dem Uebel in doppelt ursächlicher Verbindung stehende, tiefe Stand der Lebensenergie durch Unterstützung des allgemeinen Kräftezustandes gehoben werden muß.

11.

Nachzügler, s. Marodeur.

Nacken, s. Hals.

Nacktes, das Nackte, bezieht sich, wenn in der Malerei von der Kenntniß oder dem Mangel desselben die Rede ist, auf die Correctheit der Zeichnung. In der Plastik aber bezeichnet es eigentlich den unbekleideten menschlichen Körper, u. die Kenntniß desselben ist darum unerlässlich, weil hier durch den Körper,

als die Form, der Geist dargestellt wird, oder, so zu sagen, der Geist hier unmittelbar aus seinen eigenen leiblichen Formen auszustrahlen vermag. Dieß dürfte jedoch allenfalls nur in der bildenden Kunst der Griechen der Fall seyn; denn das Ideal des christlichen Künstlers überragt die Gestalt, nimmt in der Erscheinung weniger den Sinn, als das Gemüth in Anspruch u. veranschaulicht, wie ein Kunstkenner behauptet, den Seelenausdruck, die Bewegung des freien, nach innen gewendeten Geistes. Dann aber steht das N. auch im Widerspruche mit der Sitte der christlichen Völker, was allerdings von entschiedener Wichtigkeit ist, u. es soll daher in der Darstellung bekleideter Figuren hauptsächlich aus der Draperie sprechen, weil die Theile, die Verhältnisse u. die Knochenverbindung des Körpers der sie bedeckenden Bekleidung erst die eigentliche Form geben u. die Flächen, Falten u. Wirkungen der Stoffe bestimmen. Und hierin fällt die Plastik mit der Malerei zusammen, obgleich diese mit Farben darstellt u. den geistigen Ausdruck nur in gewisse Haupttheile des Körpers legt. Das Studium des N. ist daher dem Maler eben so unentbehrlich, als dem Bildner, u. auch jungen Künstlern längst schon angerathen, keine Figur zu malen, ohne sie vorher nackt gezeichnet zu haben, da nur ein sorgfältiges Beachten u. Zeichnen des N. gegen den Fehler schützt, die Formen, Proportionen u. Verbindungen der Körperteile nicht hinreichend bemerkbar zu machen. — Verschieden von dem N. im erwähnten Sinne ist die Nachahmung desselben durch die Farbe, die Carnation (s. d.), bei der es vor Allem auf ein richtiges Treffen der Lokaltöne u. auf die harmonische Verbindung der verschiedenen Abstufungen mit dem Haupttone der Carnation, welche übrigens nach Alter, Geschlecht, Constitution u. s. w. unendlich verschieden ist, u. auf den bei aller dieser Verschiedenheit dennoch feststehenden materiellen Charakter des Fleisches ankommt, der bei fehlerhafter Behandlung eben so leicht zu viel Härte, als Weichheit an sich tragen kann. Meisterhaft in der Carnation ist besonders Titian. Beiläufig bemerkt, wird jetzt mit dem Ausdrucke N. in Beziehung auf Gemälde der Begriff des Unanständigen u. Obscönen verbunden u. die Darstellung derselben ist für die M. als schöne Kunst durchaus verwerflich.

Nádásdy, eines der berühmtesten ungarischen Geschlechter, welches urkundlich von dem Einfalle der Mongolen an mit der ungarischen Geschichte verwickelt ist, besonders bedeutend aber in der österreichischen Periode hervortritt. Die Merkwürdigsten sind: Thomas, unter Ferdinand I. Palatinus; — Franz, Oberlandesrichter, der reichste Mann in Ungarn: in die Trinci-Frangepanische Verschwörung mit verwickelt, wurde er 1671 enthauptet u. seine Güter eingezogen. Die Enkel desselben erscheinen unter Maria Theresia wieder bedeutend. Franz zeichnete sich im österreichischen Erbfolgekriege in Deutschland u. Italien aus; eben so im 7jährigen Kriege u. starb als Feldmarschall u. Banus von Kroatien 1783. Er ist der zweite Stifter der Familie. Sein Bruder Leopold war k. ungarischer Hofkanzler. Der eine Enkel Leopolds, Michael, ist jetzt Staats- u. Konferenzminister, der andere, Franz, Erzbischof von Kolocza. — Von einer Elisabeth N., geborenen Batori, ist gewiß, daß sie mehre, in ihrem Dienste stehende, Mädchen ausgesucht gemartert, ja durch Qualen getödtet habe; die Sage aber, daß sie dieß gethan, um sich mit dem Blute der Mädchen als Verschönerungsmittel zu waschen, läßt sich nicht erweisen. Der Palatin, Georg Turzö überraschte die Verbrecherin 1610 in ihrem Schlosse Gseite, als sie eben ein junges Mädchen marterte. Sie wurde zu lebenslänglicher Haft in eben demselben Schlosse verurtheilt, woselbst sie 1614 starb; ihre drei Gehülfen, ein Mann u. zwei alte Weiber, wurden hingerichtet.

Nadeln. Die Fabrication dieses bekannten wichtigen u. interessanten Artikels zerfällt in zwei verschiedene Zweige, in die Verfertigung der Sted-N. u. die der Näh-N.; in den Nähnadelnfabriken macht man auch die elastischen Strick-N., die Tapissier-, Stopf-, Einzie-, Häkel-, Spick-, Pack- u. chirurgischen N. u. Die Stednadelnfabriken dagegen liefern auch gleichzeitig die Haar-N., Zi-

let. N. u. andere ähnliche Gegenstände. In Bezug auf die Länder u. Orte, wo N. fabrizirt werden, haben wir zu bemerken, daß die bedeutendsten Nähnadelfabriken sich in England (bei Birmingham) befinden. Die englischen Näh-N. haben sich einen so bedeutenden Credit verschafft, daß selbst viele N. aus deutschen Fabriken unter dem Namen englischer verkauft werden, um ihnen mehr Ansehen zu verschaffen. In England soll die erste Nähnadelfabrik im Jahre 1560 entstanden seyn, während Nürnberg schon 1370 N. unter seinen Gewerken aufzuweisen hat. Von den englischen Steck-N. sind die in Breton gemachten die besten. In Deutschland ist die N.-Fabrikation von vorzüglicher Bedeutung zu Aachen, Burtscheid, Hserlohn u. Altena im Bergischen. In dieser Gegend wurden die ersten Fabriken im 16. Jahrhundert von Walter Bolmar angelegt u. jetzt mögen dort gegen 20,000 Arbeiter bei diesem Industriezweige beschäftigt seyn. In Oesterreich liefert Karlsbad die meisten Näh- u. Steck-N. Hier wurde die Fabrikation im Jahre 1400 durch Nürnberger Arbeiter begründet; auch Wien hat bedeutende N.-Fabriken. Außerdem sind noch zu nennen: Prag, Preßburg, Nadelburg, Neunkirchen, Schönberg, Fügen u. Riva in Tyrol etc. In Bayern gehören die N. zu einem der wichtigen Ausfuhrartikel. Am wichtigsten in dieser Industrie ist Schwabach, wo mehr als 50 sogenannte Verleger u. mehr als 150 Nadelmacher etablirt sind. Sie liefern nach Rudhardt jährlich 140,000,000 runde u. Schneide-N. u. über 300,000 Strumpfwirker-N. Außerdem macht man noch viele N. zu Nürnberg, Monheim, Weissenburg u. Rheinfeld. In Frankreich ist dieser Industriezweig immer noch etwas zurück, trotz der Anstrengung einiger Fabrikanten, namentlich zu Aligu, im Departement der Orne. Daher kommt es, daß noch für bedeutende Summen N. aus England in Frankreich eingeführt werden. In Rußland ist jetzt, nachdem man im Lande selbst Fabriken angelegt hat, die Einfuhr der N. bei sehr bedeutender Strafe gänzlich verboten.

Nadelgeld oder **Spillgeld** (letzteres abgeleitet von *Spille*, soviel als *Spindel*) nennt man eine bestimmte Summe jährlichen oder monatlichen Geldes, welches Damen höherer Stände zur Bestreitung ihrer kleineren Bedürfnisse ausgesetzt wird.

Nadelhölzer heißen jene Gattungen von Holz- oder Waldbäumen, welche Nadeln, statt Laub, haben. Zu den N.n gehören die Tannen, Fichten, Föhren, Lärchen, der Ahorn, die Cypressen u. s. w.

Nadelstich, s. *Acupunktur*.

Nadir, **Fußpunkt**, heißt derjenige Punkt, welcher durch die, unterwärts bis an die unsichtbare Hälfte der Himmelskugel verlängerte, senkrechte Richtung an der letzteren getroffen wird, folglich dem Zenith (s. d.) entgegengesetzt ist u. den unteren Pol des Horizontes bildet.

Nadir Schah, einer der gewaltigsten, aber auch grausamsten Eroberer, Feldherr des Staatshalters von Khorasan, verheerte, von diesem beleidigt, an der Spitze einer Räuberbande das Land, erhielt aber von dem bedrängten Schamasch Mirza, dem Nachkommen der Soff's, Vergebung u. den Oberbefehl über die Truppen, womit er den Anführer der Afghanen, Aschraf, aus Isfahan zurück nach Kandahar trieb. Sich demüthig Schamasch Kuli (Knecht des T.) nennend, benützte er seinen Einfluß auf das Heer zur Entthronung seines Herrn (1732), herrschte als Vormund von dessen Sohn Abbas III. unumschränkt über Persien u. wurde nach dem Tode des Kindes, nachdem er den Türken Armenien u. Georgien entrißen u. die Kaiserin Anna von Rußland zur Abtretung der Provinz Ghilan vermocht hatte, zum Sultan ausgerufen (1736). Am verheerendsten war sein Zug nach Indien gegen das Reich des Großmogul; er eroberte Delhi (1739), ließ daselbst über 100,000 Menschen niedermetzeln, schleppte ungeheure Schätze mit sich u. verleibte die Länder westlich vom Indus seinem Reiche ein. Doch tritt später gegen ihn der kleine kaukasische Gebirgsstamm der Lesghier siegreich für seine Freiheit. Den unmenschlichen Tyrannen tödtete seine Leibwache 1747.

Naefels, ein schöner Flecken mit 1800 Einwohnern, im eidgenössischen Can-

ton Glarus, Hauptort des katholischen Landestheiles, liegt fünf Viertelstunden nördlich von Glarus, Mollis gegenüber, von dem er durch die Linth geschieden wird, in einer fruchtbaren, angenehmen Gegend. An der Stelle der alten Burg steht jetzt das Kapuzinerkloster. Auf einem Hügel zwischen Ober- u. Nieder-Uenzen sieht man in einem Wäldchen Trümmer der Vorbürg. Die Einwohner treiben größtentheils Gemüsebau u. Viehzucht; auch verfertigen sie viele Töpferwaaren. — Auf den Rautenfeldern wurde im April des Jahres 1388 die denkwürdige Schlacht von N. geliefert. Eils gut unterhaltene Steine bezeichnen die Angriffe der Oesterreicher u. die Siege der Glarner. Alljährlich wird die glückliche Begebenheit durch feierlichen Umgang, Predigt u. Ablesung des Jahrbriefes, d. h. einer uralten Erzählung der Schlacht, gefeiert. Im Jahre 1799 fochten Russen u. Franzosen an der Brücke über die Linth.

Nägele, 1) Franz Karl, Geheimrer Hofrath u. Professor der Geburtshülfe an der Universität Heidelberg, geboren den 12. Juli 1777 zu Düsseldorf, Sohn des Direktors der medizinisch-chirurgischen Schule daselbst, besuchte das Jesuiten-Colleg, leistete dann unter seines Vaters Leitung Dienste als Professor u. Repetitor, setzte seine Studien in Strassburg, Freiburg u. Bamberg fort, an welcher letzterer Universität er 1800 zum Med. Dr. promovirt ward. N. wurde nun Physikus der Aemter Barmen u. Berenburg im damaligen Großherzogthum Berg, erhielt aber 1807 einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Heidelberg u. übernahm 1810 die ordentliche Professur der Geburtshülfe, so wie die Leitung des geburtshülftlichen Klinikums u. der Hebammenschule; 1815 wurde er Hofrath u. 1832 Geheimrer Hofrath. — N. ist einer der tüchtigsten Lehrer der Geburtshülfe u. hat sich auch durch seine Schriften großen Ruf erworben. Die wichtigsten derselben sind: „Ueber den Mechanismus der Geburt,“ Heidelberg 1822. Eine dritte, von seinem Sohne (s. unten) umgearbeitete, Auflage erschien Mainz 1838, eine englische Uebersetzung London 1829. „Lehrbuch der Geburtshülfe für Hebammen,“ Heidelberg 1830, 7. Aufl., 1847 übersetzt ins Holländische. „Das schräg verengte Becken,“ Mainz 1839; übersetzt ins Französische. — 2) N., Hermann Franz Joseph, Sohn des Vorigen, geboren zu Heidelberg, studirte daselbst u. wurde 1835 Privatdocent, 1839 aber außerordentlicher Professor. Er hat mehre Schriften im Fache der Geburtshülfe veröffentlicht: „Die geburtshülftliche Auscultation,“ Mainz 1838, übersetzt ins Dänische u. Englische. „Lehrbuch der Geburtshülfe,“ Mainz 1843, 2. Aufl., 1847.

E. Buchner.

Nägelein, s. Gewürznelken.

Näfe, 1) Gustav Heinrich, Professor an der Maler-Akademie zu Dresden, war am 4. April 1786 zu Frauenstein geboren, wo sein Vater als kurfürstlich sächsischer Justizbeamter lebte. Derselbe wurde jedoch bald darauf nach Dresden versetzt u. konnte hier dem talentvollen Knaben eine um so sorgfältigere Erziehung angedeihen lassen. Der Vater bestimmte ihn für die Rechtswissenschaft, allein die unverkennbare Anlage u. Vorliebe für die Zeichenkunst änderte diesen Entschluß: er willigte ein, daß Heinrich 1803 sich unter die Zöglinge der Kunstakademie aufnehmen ließ. Die dortige Akademie hatte damals noch sehr empfindlichen Mangel an guten Vorlegblättern nach classischen Mustern, so wie an Gypsabdrücken von Antiken: N. zeichnete deshalb viel auf der herrlichen Gemäldegalerie, als: Poussin's Findung Moses, Garofalo's Bacchanal nach Rafael u. s. w. Eben so war ihm das Kupferstichkabinet von großem Nutzen, wo er viel nach Rafael, Fra Bartolomeo u. Andrea del Sarto zeichnete u. croquirte. Dadurch läuterte sich sein Geschmack u. Kunstsinne für edle Einfalt u. Reinheit des Styls. Professor Grassi, dessen Colorit im häufigen Lässen er nachahmte, u. Professor Hartmann mit seinem einsichtsvollen Rathe, förderten vorzugsweise seine künstlerische Bildung. Seine erste selbstständige Arbeit erschien 1801: es war eine Copie von Correggio's Magdalena in Miniatur, u. 5 Jahre später trat er mit einer eigenen Composition hervor, welche durch Erfindung u. Ausführung allgemeinen Beifall fand; das Delgemälde stellte einen Amor dar, der dem Adler des Jupiter

den Donnerkeil raubt. In den Jahren 1806—11 beschäftigte er sich größtentheils mit Zeichnungen für Beckers Augusteum u. anderen buchhändlerischen Aufträgen. Einer ausgezeichneten Aufnahme erfreute sich: Faust u. Gretchen (gegenwärtig in einer hiesigen Galerie, auch für das Taschenbuch Urania 1815 in Kupfer gestochen); ferner Tobias, die heilige Familie, Genovefa. Vom Herzoge von Koburg ward ihm der ehrenvolle Auftrag, nach einem englischen Romane einen Einfluss von 6—8 Gemälden in Del auszuführen, welche derselbe für seine Bibliothek in der Rosenau bestimmte. 1817 trat N. mit königlicher Unterstützung eine Kunstreise nach Italien an. Hier, im anregenden Umgange von Overbeck, Cornelius, Quandt u. A. wandte er seine Studien ganz besonders der älteren christlichen Kunst zu u. zeichnete viele Blätter nach Mosaiken in Guttensohns u. Knapps römischen Basiliken, so wie nach Fra Angelico, von Ruschewegh gestochen. Vorzüglich aber waren es 2 herrliche Denkmale in Rom, die ihm die ungetheilte Anerkennung von allen Künstlern errarben: „Die Almosen spendende Elisabeth (anfänglich nur als Zeichnung für das Album der Frau von Quandt bestimmt, später auf bringendes Ansuchen zu einem großen Gemälde ausgeführt) u. Christus unter den Pharisäern mit dem Zinsgroschen, von Anstler noch während seiner Anwesenheit in Rom trefflich in Kupfer gestochen. 1825 kehrte N. nach Dresden zurück u. ward Professor an der Kunstakademie. Seine Wirksamkeit als Lehrer trat jetzt in den Vordergrund u. beschränkte seine ausübende Produktion. In stiller Zurückgezogenheit studirte er mit Eifer die Kunstgeschichte der älteren und neueren Zeit, u. eine zu große Bescheidenheit seines künstlerischen Wirkens, so wie langwierige Kränklichkeit, beschränkten seine produktive Thätigkeit. 1828 kam sein vortreffliches Gemälde, „Christus wie er nach seiner Auferstehung den versammelten Jüngern erscheint,“ zur Ausstellung u. entzückte durch den Glanz seines Colorits. 1830 sah man von ihm eine Madonna mit dem Kinde u. die heilige Anna; 1833 Boas u. Ruth. Die zunehmenden körperlichen Leiden machten den Künstler immer scheuer und schüchterner und unempfänglicher für die Erheiterungen des Lebens und der Kunst; die anfänglich als Wassersucht sich kundgebenden Symptome arteten in ein unheilbares Herzübel aus u. führten nach jahrelangem Leiden am 10. Januar 1835 seinen Tod herbei. N. war nie verheirathet, um ausschließlich und, ungetheilt von irdischen Sorgen, ganz der Kunst leben zu können. Er pflegte sehr langsam zu arbeiten, u. seine Schüchternheit u. allzugroße Bescheidenheit hielt selbst die vollendeten Arbeiten für unvollkommen; er war deshalb mit seinen Entwürfen selbst gegen die vertrautesten Freunde zurückhaltend. Was er aber producirte, zeugte von dem angestrengtesten Fleiße u. charakterisirte sich durch edle Haltung, große Gefälligkeit u. Sauberkeit in der Ausführung, aber auch durch allzuabgemessene ängstliche Zeichnung. Die Mehrzahl seiner Handzeichnungen findet sich in der Privatammlung des Königs von Sachsen. — 2) Bruder des Vorigen, August Ferdinand, Professor der Philologie in Bonn, war am 15. Mai 1788 in demselben Orte Frauenstein im sächsischen Erzgebirge geboren. Auf der berühmten Anstalt Schulpforte erhielt er die gründlichste Vorbildung u. bezog 1806 die Universität Leipzig, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Die Vorlesungen des Philologen Gottfried Hermann weckten jedoch in ihm die Vorliebe für das classische Alterthum. 1810 erhielt er eine Lehrstelle am Pädagogium zu Halle u. hielt seit 1812 auch Vorlesungen an der Universität. Im Jahre 1817 erschien seine gelehrte Arbeit über Choerilus Samius u. diese veranlaßte 1818 seine Berufung nach Bonn als außerordentlicher Professor der Philologie u. Inspektor des philologischen Seminars. 1820 zum ordentlichen Professor befördert, ward ihm zugleich ein Ehrenamt, die Professur der Eloquenz, mit übertragen. Seine schriftstellerische Thätigkeit war gering, aber das Wenige, was er dem Drucke übergab, trug den Stempel großen Scharfsinnes u. gereifter Eleganz u. Darstellung. In den akademischen Reden, die er am Geburtsstage des Königs zu halten pflegte, wußte er stets auch den öftestbesprochenen Gegenständen eine neue Seite abzugewinnen u. den Reichtum seines gebildeten

Geistes zu entfalten. Vortrefflich war seine Gedächtnißrebe auf Niebuhr. Seine Latinität verbindet mit Fluß u. Leichtigkeit Mark u. Originalität. Mit besonderer Vorliebe behandelte er die Erklärung der griechischen Dichter, deren Schönheiten er eben so fein u. geschmackvoll zu entwickeln wußte, als er scharfsinnig in ihre Kunst u. Sprache eindrang. Ohne von der sächlichen Seite der Alterthumswissenschaften gering zu denken, wandte sich doch seine Thätigkeit mehr dem grammatisch-kritischen Theile der Philologie zu u. er brachte es hier zu einer seltenen Meisterschaft. Seine Vorlesungen richteten sich meistens auf die Erklärung von Homer u. die griechischen Dramatiker; im Lateinischen liebte er besonders Catull u. Plautus. Er starb am 12. September 1838. Seine Schriften: *Schedae criticae* (Halle 1812); *Choerili opera, quae super sunt collegit et illustr. de Choerili aetate, vita et poësi: inest de Sardanapali epigr. disp.* (Lpz. 1817). Auch war er Mitherausgeber des „Rheinischen Museums für Philosophie.“ Hierin finden sich die Abhandlungen über die Altitration der lateinischen Sprache; über die Hefabe des Callimachos. Viele werthvolle Vorreden zu dem Lektions-Catalogen z. B. über die Interpellation der homerischen Iliade. Nach seinem Tode gab Wagnhagen von Ense aus seinem Nachlasse heraus: *Wallfahrt nach Selenheim*, Berl. 1840 u. Aug. Wilh. v. Schlegel widmete bei der akademischen Feierlichkeit am 16. März 1839 seinem Andenken einen schönen Nachruf (Rheinisches Museum, Jahrgang VI., Heft 2.).

Cm.

Nänia war bei den Römern die Göttin der Leichen, die ihren Tempel in Rom vor der *porta viminalis* hatte; nach ihr nannte man denn auch ebenso ein Trauerlied, Klagelied bei Begräbnissen. Die Abstammung des Namens selbst ist ungewiß. Scaliger meint, er sei phrygischen Ursprungs; Andere leiten ihn von *neno*, *nenum* d. i. von „nicht“ ab, mit welchem Worte vielleicht das Klagelied angefangen habe. Es könnte aber auch vom griechischen *νέω*, aufhügeln, abgeleitet werden, in Beziehung nämlich auf den Grabhügel, oder zusammengesetzt seyn aus der Partikel *vai*, die bekanntlich nicht immer verneint, sondern die Bedeutung des Hauptworts öfter verstärkt, u. *avía*, Schmerz, Trauer, mithin, zusammengezogen, ein dem Verstorbenen nachgefügenges Trauerlied bezeichnen. An sich waren dergleichen Lieder ohne Werth u. von gebungenen Weibern, die solche verfertigt hatten, abgefangen. Mehre Schriftsteller brauchen daher den Ausdruck für jedes gemeine Lied, Ammen- u. Wiegenlied, für ein von Kindern auf der Straße gesungenes Lied, selbst in der Bedeutung von Possen. Phädrus nennt sogar seine Fabeln *naeniae* u. Horaz u. Ovid verstehen zuweilen darunter eine Zauberformel. Mit der Elegie aber hat die N. gar keine Gemeinschaft und es ist Unwissenheit, die eine durch die andere erklären zu wollen.

Nävinus, Aenejus aus Campagnien, einer der ältesten römischen Dichter, gestorben 204 v. Chr., diente im ersten punischen Kriege u. widmete seine übrige Lebenszeit der Bearbeitung der Komödie. Seine Lustspiele waren, nach dem Muster der alten griechischen Komödie, voll persönlicher Satire; er zog sich den Haß der römischen Großen zu u. wurde deswegen ins Gefängniß geworfen. Durch zwei Komödien soll er sich die Freiheit wieder verschafft haben; weil er aber seine Satire der angesehenen Familie der Meteller fühlen ließ, mußte er Rom verlassen. Außer seinen komischen Komödien schrieb er ein historisches Gedicht vom ersten punischen Kriege in einer rauhen Sprache u. in übelklingenden Versen. Er überlegte auch die Cyprische Ilias, eine Fortsetzung der Homerischen. Um die Ausbildung der lateinischen Sprache hatte N. entschiedene Verdienste. Seine Werke wurden noch zu den Zeiten des Octavianus Augustus in Schulen gelesen. Seine unbedeutenden Fragmente gab heraus Bothe, in *Poetarum latinorum scenicorum fragmenta*, Halberstadt 1824 u. Klusmann, Jena 1843.

Nagel, ist ein, in einer Doche oder einem Gefenke, zu einem beabsichtigten Zwecke in die ihm zu gebende Form geschmiedetes, Stück Eisen oder sonstiges Metall, zur Befestigung von Holz an u. auf andern Hölzern, oder andern Materialien, welche es durchdringen kann, u. besteht aus dem Kopfe, der Stange oder dem

457

Stängel u. der Spitze. Der Kopf der Nägel ist entweder rund oder flach-rund, oder glatt, oder hakenförmig, oder bildet verschiedene Flächen; oder er ist stechnadelförmig, oder herunterhängend, oder ganz abgehauen, oder sehr ausgebeht; so gibt es Beschlagnägel, Breiterrägel, Lattennägel, Hufnägel, Schiennägel, Schiffsnägel, Schindelnägel, Puppennägel, Nägel zum Vernageln der Geschütze, Sattlernägel, Schuhnägel, Nieten oder Nietnägel, Radnägel, hölzerne Nägel, welche man in die Löcher der Schiennägel treibt u. m. a.

Nagel (unguis), der hornartige Ueberzug der Extremitäten der Finger und Fußzehen auf ihrer oberen Fläche. Die Nägel stehen auf der niedrigsten Stufe des animalischen Lebens und entsprechen darin den Haaren, mit denen sie überhaupt Vieles gemein haben, worin sie sich mehr vegetativen Gebilden nähern; so ihr Mangel an Empfindlichkeit u. Reizbarkeit, ihr fortgehendes Wachsthum, das durch Beschneiden befördert wird, ja, selbst nach dem Tode noch eine Zeit lange fortdauert, daß sie nicht oder nur spät der Verwesung unterliegen, u. a. m. Ihre Bildung nach stehen sie in unmittelbarer Verbindung mit der Epidermis, die mit dem Nagel so zusammenhängt, daß dieser selbst nur als eine Verdeckung derselben erscheint; doch lassen sich an dickeren N.n einzelne dachziegelförmig übereinander liegende Blättchen unterscheiden, von denen das oberste der ganzen Ausbreitung des N.s entspricht, das auch den hinteren weichen Theil des N.s allein bildet. Die äußere, flach convexe, glatte Fläche besteht aus platten parallelen Längensfasern, welche im späteren Alter deutlicher sich zeigen. Ihnen entsprechen auf der inneren concaven Fläche in ähnlicher Art, aber stärker ausgeprägt, Furchen; unmittelbar unter diesen breitet sich die Lederhaut aus, welche aber hier schwammartiger, gefäßreicher, als an anderen Stellen, auch mit Nerven durchzogen ist, daher der empfindliche Schmerz, durch Verwundung des N.s, oder gewaltsame Ablösung desselben verursacht; sie selbst hängt auf das innigste mit der Knochenhaut der letzteren Finger- oder Zehenglieder zusammen. An jedem N. unterscheidet man die Wurzel, als dessen hintersten Theil; den Mitteltheil oder eigentlichen N. u. den N.rand oder äußersten Theil des N.s. Das Wachsthum der N. hebt immer von der Wurzel an, wie man bemerkt, indem entweder von selbst in der Nähe der N.wurzel sich bildende weiße Flecke (N.flecke), oder auch durch Scheidewasser oder Höllenstein bewirkte gefärbte Flecke auf einem N. unter dem Wachsthum desselben immer weiter vorwärtsrücken, bis sie endlich den vorderen Rand erreicht haben u. nun nach Abschneiden dieses verschwinden. Ja, auch ganz verloren gegangene N. ersetzen sich auf diese Weise nach 4—6 Monaten wieder, wenn nur die Hautspalte, aus der sie hervordrangen, erhalten blieb; doch bekommt der neue N. nicht die regelmäßige Bildung und Glätte des verlorenen. Selbst nach Verlust eines ganzen äußeren Fingergliedes sah man in seltenen Fällen eine nagelartige Bildung an dem erhaltenen 2. Fingergliede entstehen. Die N. der Zehen befördern die Sicherheit des Auftretes und dienen den Zehen zugleich, eben so wie die N. der Finger, als Schutzmittel gegen äußere Einwirkungen. Sie dienen auch, um gegen den Druck des Schuhwerks zu schützen, indem durch diesen leicht üble Verkrümmungen (Gryphosis), N.geschwüre und das Einwachsen der N. entstehen können. An Thieren kommen bloß bei den Affenarten eigentliche N., nämlich als breite u. flache Gebilde, vor.

Aggelsföbe, nennt man Trümmersteine, welche, aus Bruchstücken u. Geschieben anderer Gebirgsarten u. Mineralien gebildet, durch einen kalkigtiefeligen Kitt verbunden sind. Man bedient sich ihrer zum Bauen, nicht allein in der Schweiz, sondern auch in Oberbayern, wo sie sich häufig finden.

Nagler, Carl Ferdinand Friedrich, von, geb. zu Ansbach 1770, wo sein Vater Regierungsrath war, begann seine Dienstcarrière in preussischen Diensten unter Hardenberg als Erpeditent beim fränkischen Departement u. Referendar bei der Regierung zu Ansbach, ward dann Regierungsrath, später geheimer Legationsrath u. avancirte zum geheimen Staatsrath. 1810 ward er, angeblich wegen eines

Mißverhältnisses mit Hardenberg, pensionirt u. blieb bis 1821 unthätig, wo er Chef des preussischen Postwesens wurde, welches unter seiner Leitung neues Leben gewann. Ihm verdankt Preußen vorzüglich die Ausbildung der Eilwagenerichtung. 1824 in den Adelstand erhoben, ward er 1824 Gesandter am Bundestage; 1833 wurde er von seinem Gesandtschaftsposten abberufen, blieb Generalpostmeister u. wurde 1836 Staatsminister u. starb 1807.

Nagy-Bánya, königliche Freistadt im Szathwarer Comitate Ungarns, ausgezeichnet, wie schon der Name „Große Grube“ besagt, durch uralten ausgedehnten u. reichen Bergbau, dessen Hauptzeugniß reichhaltige Golderze. Darum ist dort der Sitz eines Berg-Ober-Inspektorates u. eines Distriktual-Berggerichtes, eine Münze, u. in der schönen Umgebung, deren Anblick am erfreulichsten vom Berge Rosaly, manche vielbeschäftigte Schmelzhütte. Die Einwohner, nahe an 6000, die meist das Berg- u. Hüttenwesen u. die Gewerbe für die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse beschäftigen, finden sonst noch ihr Einkommen in Obstzucht u. Kastanienhandel, das sich in manchem Jahre zum Gewinne steigert. S.G.

Nahrungsmittel, nennt man jene Substanzen aus dem organischen Reiche, welche die Eigenschaft haben, von einem lebenden Körper durch seine eigene Thätigkeit verwandelt u. diesem einverleibt zu werden, um demselben zum Ersatz für seine, durch den Lebensproceß stets verzehrten, Stoffe u. Kräfte sowohl, als zu dessen Wachsthum zu dienen. Der gewöhnlichste Weg ihrer Verwandlung und Einverleibung ist der Speisecanal. Sie bestehen aus pflanzlichen (vegetabilischen), oder aus thierischen (animalischen) Stoffen u. sind theils von fester Beschaffenheit — Speisen — theils tropfbar flüssig — Getränke —. Es sind dieselben aus indifferenten u. nährenden Bestandtheilen zusammengesetzt. Die eigentlich nährenden Bestandtheile in den N. aus dem Pflanzenreiche sind: Schleim, Stärkemehl, Zuckerstoff, vegetabilische Gallerte u. Del: bei jenen aus dem Thierreiche: thierische Gallerte, Eiweißstoff u. Fett. Die Verdaulichkeit und Assimilirbarkeit dieser Bestandtheile steht mit ihrer Lösbarkeit im geraden Verhältnisse. Bezüglich ihrer Natur unterscheiden sie sich von einander durch die Art des in ihnen vorherrschenden Stoffes u. zerfallen demgemäß nach Magendie's Einteilung in folgende 9 Classen: 1) Stärkemehlhaltige N.: wie Weizen, Gerste, Hafer, Reis, Roggen, Mais, Kartoffeln, Sago, Salep, Erbsen, Bohnen, Linsen u. s. w. 2) Schleimige N.: gelbe Rüben, Runkelrüben, weiße Rüben, Spargeln, Kohl, Lattig, Artischocken, Schwämme, Melonen u. s. w. 3) Zuckerhaltige N.: die verschiedenen Arten des Zuckers, Feigen, Datteln, Rosinen, Aprikosen u. s. w. 4) Säuerliche N.: Orangen, Johannisbeeren, Kirschen, Pflirsche, Erdbeeren, Himbeeren, Maulbeeren, Trauben, Pflaumen, Birnen, Aepfel, Sauerkampfer u. s. w. 5) Delige u. fette N.: als Kokos, Oliven, süße Mandeln, Haselnüsse, Nüsse, die thierischen Fette, Del, Butter u. s. w. 6) Käfige N.: die verschiedenen Arten von Milch und Käse. 7) Gallerthaltige N.: Sehnen, die Lederhaut, das Zellgewebe, das Fleisch ganz junger Thiere u. s. w. 8) Eiweißstoffige N.: das Gehirn, die Nerven, Eier u. s. w. 9) Faserstoffige N.: das Fleisch u. Blut der verschiedenen Thiere. Liebig theilt die N. in zwei Classen: in stickstoffhaltige u. in stickstofffreie, wovon die ersteren die Fähigkeit, in Blut überzugehen, besitzen u. dadurch die Bestandtheile der Organe bilden — plastische N. — u. deren letzteren diese Fähigkeit abgeht, die aber zur Unterhaltung des Respirationproceßes dienen — Respirationsmittel. — Die Wechselseitigkeit der N. zum thierischen Organismus beruht hier auf Activität, dort auf Passivität. Tritt aber der umgekehrte Fall ein, d. h. wird die Naturkraft zur Möglichmachung integrierender Einverleibung der N. nicht gehörig angeregt, oder übertragen diese ihre eigenen, dem Organismus zum Theile nach fremden, Qualitäten auf den letzteren, so unterliegt derselbe einer Veränderung seiner Eigenthümlichkeit und es wirken die N. als Schädlichkeiten auf ihn. Die schädliche Wirkung der N. erscheint bald als eine mehr dynamische, das Nervensystem und seine Einrichtungen verletzende, bald als

eine mehr materielle, Mischung u. Form der festen u. flüssigen Theile des Organismus normwidrig umändernde, bald als eine mehr örtliche, die Verdauungsorgane verstimmende, bald als eine allgemeine, in mehreren Organen und Systemen, oder im gesammten Organismus reflectirte. Abhängig ist sie von der Menge, Beschaffenheit und Art des Genusses der N. In Hinsicht ihrer Menge läßt sich nur eine relative Bestimmung treffen, da sie, außer dem individuellen Bedürfnisse und den Verdauungskräften des sie genießenden Organismus, noch von dessen Säfterverbrauch, Lebensart, Alter, Geschlecht, Temperament, Constitution, Gewohnheit, Gesundheitszustand nicht minder, als unter den Außenverhältnissen von Klima u. Jahreszeit abhängig sind. Eine größere Menge von N. n. erfordert der Organismus bei stärkerer Leibesbewegung, vollkommener und rascher Respiration, bei sauerstoffreicher Luft, bei größeren geistigen Anstrengungen, im jugendlichen Alter und in der Entwicklungsperiode, im activen Mannesalter, zur Zeit der Schwangerschaft und Säugung, ferner das cholerische und phlegmatische Temperament, guter und ungetrübter Gesundheitszustand, heiteres Gemüth, das Polar-Klima, Winter und Frühjahr; während sitzende Lebensart, anhaltender Aufenthalt in geschlossenen Räumen, langsam vor sich gehende und gestörte Respiration, Mangel an Geistesbetheiligung, mittleres und sehr hohes Lebensalter, das weibliche Geschlecht, das sanguinische und melancholische Temperament, die venöse und nervöse Constitution, schwächliche Gesundheit, Verdauungsschwäche, Schwermuth und gedrückte Verhältnisse, warme Klimate, namentlich die Tropengegenden, Sommer u. Herbst eine weit geringere Menge von N. dem Organismus zum Bedürfnisse machen. Quantitativ nachtheilig dagegen wirken die N. auf den Organismus in drei verschiedenen Graden. Der erste Grad eines excessiven Nahrungsgenusses äußert sich in einem überwiegenden Hervortreten der vegetativen Lebenssphäre vor der höheren thierischen und menschlichen, in Folge dessen die Verrichtungen der willkürlichen Bewegungs-, Sinn- und Gehirneorgane zurückgebrängt werden, wie auch die rein animalisch-somatischen Functionen mannigfachen Störungen unterliegen. Ein höherer Grad der schädlichen Einwirkung oder zu großen Ueberwiegens der Masse der N. vor den Verdauungskräften wird zunächst als funktionelle Störung in den Verdauungsorganen erkennbar, die sich von da störend, hemmend und lähmend über das ganze geistige und somatische Leben verbreitet. Der dritte und höchste Grad folgt gewöhnlich auf eine schnell geschehende und alles Maß überschreitende Ueberladung des Magens durch Speisen und führt alsbald, nebst vielen örtlichen und allgemeinen Beschwerden, eine vorübergehende oder bleibende Lähmung, selbst Zerreißen des Magens und den Tod herbei. Gänzliche Entziehung der N. ist von Folgen verschiedenen Grades auf den Organismus, je nach ihrer Dauer, dem gleichzeitig fortgesetzten Genuß oder Mangel von Getränken u. der Individualität des Hungernden, sowie nach den übrigen Classenverhältnissen. Der Genuß einer zu geringen Menge von N. ist erst nach langer Dauer von nachtheiligen Wirkungen begleitet, die sich, bei schneller Verminderung der Menge, besonders als größere Reizbarkeit u. Verstimmung des Nervensystems, bei allmäliger Verminderung der N. mehr als Schwäche u. Beeinträchtigung in der Blutbildung u. Ernährung fund geben. Am stärksten aber treten die Folgen einer völligen Entziehung der N. hervor u. bestehen aus einer aufgeregten u. verstimten Nerventhätigkeit u. Zerfetzung der Säfte, übergehend nach einem kürzeren oder längeren Bestande in Lähmung und gänzliche Auflösung. — Angesehen die Beschaffenheit der N., so ist es Haupterforderniß bei ihnen, daß sie, wenn sie allgemeine, d. i. in organische Substanz umgewandelt werden u. den durch den Lebensprozeß ununterbrochen bewirkten Verlust an Stoff u. Kraft ohne Störung des Gleichgewichtes wiederersetzen sollen, dem zu ernährenden Organismus in der Mischung verwandt u. aus verschiedenartigen Grundstoffen combinirt sind, wie auch auf dessen Assimilationsorgane in entsprechendem Grade reizend einwirken, aber keineswegs in einer näheren Beziehung zu einzelnen Organen oder Systemen stehen u. keine, aus einfachen Stoffen bestehende, Substanz sind, oder ob zu starker Erregung mehr Lebenskraft u. orga-

nische Masse beanspruchen, als sie zu ersetzen vermögen. — Die N. des Menschen gehören dem Pflanzen- u. Thierreiche an, deren angemessene, wechselnde u. mannigfaltige Verbindung die zuträglichste ist. Nachtheilig kann ihr Genuß werden ob ihrer zu großen oder zu geringen Nahrhaftigkeit u. Reizkraft, ihrer zu großen Einfachheit oder zu mannigfaltigen Zusammensetzung. Die vegetabilischen N. entfalten den Nahrungsstoff weniger concentrirt, als die animalischen, u. müssen daher zur zureichenden Ernährung in größerer Quantität genossen werden, als diese. Während die animalischen N. die Verdauungswerkzeuge weniger belästigen, auch leichter assimilirt werden u. mehr Muskelkraft, Erhebung der gesamten geistigen u. körperlichen Lebensthätigkeit geben, das sanguinische Temperament begünstigen u. zu Entzündungen, überhaupt zu mehr activen Krankheiten prädisponiren, verursachen die vegetabilischen N. leicht krankhafte Säure, Blähungsbeschwerden, Mangel an Muskelkraft, Verlangsamung des Blutumlaufes, Verminderung der thierischen Wärme, Verminderung der Geistesihätigkeit, des Muthes u. der Thatkraft u. Anlage zu Schwächekrankheiten. Was die Nährkraft der N. angeht, so hat diese auch wieder verschiedene Grade, je nach ihrer Zusammensetzung u. jener der Bestandtheile des Blutes, in das sie sich verwandeln müssen, um N. zu werden. Bei der Art und Weise des Genusses der N. ist das Rauhen derselben u. ihre Temperatur, so wie die Zeit u. die Außenverhältnisse des Genusses von Belang. Zu wenig verkaut u. darum auch zu wenig von Speichel durchdrungen, erweicht u. verändert, erleiden die Speisen im Magen nicht alsobald die nöthigen Veränderungen. Zu kalt lähmen sie die Lebensthätigkeit des Magens u. bleiben daher dort lange unverdaut liegen; zu warm verderben sie die Zähne, überreizen sie die Nerven, schwächen u. erschaffen sie die Muskelthätigkeit des Speisefanals u. stören sie die Thätigkeit des Magens, während sie, mäßig warm genossen, in den Verdauungssäften leichter gelöst u. zerlegt werden. Ein zu rasches Verzehren der N. verbindet mit den Nachtheilen des nicht gehörigen Verkautwerdens noch jene der Ueberfüllung des Magens u. der Unverdaulichkeit überhaupt. Die Tageszeit, zu welcher die Verdauungsorgane sich in der zur Verarbeitung tauglichsten Verfassung befinden, ist jene, wo durch einen, bei nicht allzu erschöpfender Körperanstrengung oder Bewegung in freier Luft erfolgten, Säfte- u. Kräfteverbrauch die Thätigkeit der Verdauungsorgane ihre größte Energie erreicht hat, was auf unserem Erdstriche gewöhnlich zur Mittagszeit u. gegen Abend zu sein pflegt, übrigens aber bei individuell raschem Umsatze der organischen Materie, oder rascher Consumtion, sich auch in kürzeren Zeiträumen wiederholen kann, wie z. B. bei jugendlichen, im Wachsthum begriffenen oder anstrengende körperliche Arbeiten verrichtenden Personen u. säugenden Frauen. Die Ordnung u. Reihenfolge, in welcher die N. an ihrer Verdaulichkeit gewinnen, ist jene, daß man auf die leichter verdaulichen die reizenden, die Verdauung unterstützenden, folgen läßt u. die derben, nährhaften Speisen zu Mittag, die reizenderen des Abends u. die leichtesten des Morgens genießt. In weiteren Betracht kommen die N. bezüglich ihrer spontanen Verderbnis u. Verfälschung. Erstere kann aus vielfachen Ursachen hervorgehen; diese liegt theils in Lufteinflüssen, Feuchtigkeit, fehlerhafter Beschaffenheit der Gefäße, welche zu ihrer Aufbewahrung dienen, in den zur Verbesserung ihres Geschmacks beigesetzten Ingredienzien u. s. w.

u.

Nacht (sutura), heißt in der Chirurgie die künstliche Verbindung von — entweder durch Verwundung, oder absichtlich — getrennten Körpertheilen, u. zwar blutige N. (*Sutura vera s. cruenta*), wenn die Vereinigung mittelst durchgestochener, gewöhnlich leinener oder seidener Fäden geschieht, zum Unterschiede von trockener N. (*Sutura sicca, s. spuria*), wo die Vereinigung durch Heftpflasterstreifen bewirkt wird. Jene ist entweder Knopf-N. (*S. nodosa*), wo die Wundränder einander so genähert werden, daß die auf beiden Seiten durchgezogenen Fäden durch zwei Knoten vereinigt werden, oder Zopf-N. (*S. clavata*), wo die doppelt eingeführten, auf beiden Seiten auf zwischen sie eingelegten kleinen Cylinder von Holz oder zusammengerollten Pflasterstreifen zusammengebunden wer-

den, oder umwundene, umschlungene N. (S. intorta, s. circumvoluta), wo die Wundränder mit silbernen oder goldenen Nadeln mit abschraubbaren Stahlspitzen durchstochen u., nach Entfernung letzterer u. Vereinigung der Wundränder, oder auch nach gleicher Anwendung von Insektennadeln, mit einem Faden mehrmals in Form einer 8 umwunden und die Fadenenden dann vereinigt werden, oder Kürschner-N. (S. pellionum), wie die der Kürschner, vorzüglich für Darmwunden. — 2) In der Anatomie die eigenthümliche Art der unbeweglichen Knochenverbindung am Kopfe (s. d.).

Nahum, der siebente unter den kleinen Propheten des Alten Testaments, gebürtig aus Ekesei oder Elkosch in Assyrien oder in Galiläa. Dieser ist Alles, was von seinen Lebensumständen bekannt ist. Vermuthlich weissagte er, als Senacherib drohend in Palästina stand und der Juden und ihres Gottes spottete, um 714 v. Chr. Das Buch N., das XXVIII. kanonische Buch des Alten Testaments, wurde stets von Juden und Christen für göttlich angesehen. Dessen Hauptinhalt sind Gottes Strafgerichte über die Assyrier und die gänzliche Zerstörung deren blutbesteckter abgöttischer Hauptstadt Ninive; im höheren Sinne der letzte Untergang der Welt. Die Schreibart ist classisch.

Naiv (vom lateinischen *nativus*, im Mittelalter *naivus*), angeboren, natürlich; im heutigen Sinne die unbefangene Aeußerung einer offenen, unschuldigen, naturgemäßen Ansicht, ohne Rücksicht auf die konventionelle Gestaltung der Verhältnisse. So steht das N.e dem Conventiellen entgegen, und wo die Formen des letzteren sich bereits allgemein geltend gemacht haben, kann dieser Kontrast beim unerwarteten Eintreten allerdings den Eindruck des Lächelns oder des Lächerlichen hervorbringen, in so fern nämlich jene Aeußerung den Verstand, nicht die Gesinnung, zur Quelle hat. Auch ist es ein Erfahrungssatz, daß, je höher die konventionelle Bildung oder Verbildung steht, um so leichter das N.e, welches hier überhaupt nur durch den Kontrast existirt, erkannt wird. Kant theilte das N.e in das der Ueberraschung, wo die Natur über die Kunst wider Wissen u. Willen der Person siegt, und in das der Gesinnung, wo dieser Sieg mit vollem Bewußtseyn der Person erfolgt. Beim N.en muß jede Absichtlichkeit rücksichtlich des Ausdrucks innerer Zustände ausgeschlossen bleiben; denn es ist sich nur des rein Menschlichen bewußt und in seinem Innern daher völlig unbesorgt um den Werth der Empfindung des Affekts, oder der Leidenschaft. Seine Bindungen sind: Unbefangenheit, Lauterkeit des Sinnes, ungehemmte Aeußerung der inneren Gemüthsbeschaffenheit, ohne alle Absicht, selbst ohne die beschränkenden, oft willkürlichen Regeln des konventionellen Anstandes u. der Tagesitte zu ahnen. Aus dem ästhetischen Gesichtspunkte ist es das in dem rein Menschlichen zur Erscheinung kommende Schöne genannt, u. Ramdohr hält es nicht ohne Grund mit der *χάρις* (*gratia*) der Alten innig verbunden, da in der edelsten Form das N.e allerdings von der Grazie begleitet wird. Mit dem Sentimentalen kann jedoch das N.e schon darum nicht in Verbindung gebracht werden, weil jenes, wie das Humoristische, die Eindrücke u. Erfahrungen eines viel u. mannigfaltig bewegten Lebens in sich trägt, das N. hingegen aus dem Zustande einer durch keine künstliche Sitte zurückgedrängten Natürlichkeit, aus der Unkunde des Konventionellen u., von dessen mächtigem Einfluß unberührt, hervorgeht. Wenn endlich das N.e nur in dem Kontraste zwischen Natürlichkeit u. Anstand, Sitte und Welt, ohne jene kindliche Unschuld, ohne Reinheit des Herzens u. der Phantasie, aufgefaßt wird, so nimmt man den Ausdruck im französischen Sinne und erwartet dann von einer solchen N.ität meistens eine komische Wirkung. Und daraus leiten sich auch die verschiedenen Nebenvorstellungen ab, nach welchen eine gewisse Art von Albernheit, von Unüberlegtheit, Witz u. dgl. für N.ität gelten müssen. Gellert war der Erste, der das Wort N. in die deutsche Sprache einfuhrte und zwar in der seinen Briefen (1751) vorgedruckten Abhandlung: „Vom guten Geschmacke in Briefen.“ Vergleiche Hillebrand, Lehrbuch der literarischen Aesthetik. Schiller, „Ueber n.e u. sentimentale Dichtung in den „Horen.“

Najaden sind Nymphen der Flüsse u. Quellen, wie Nereiden Meernymphen sind; gewöhnlich werden sie als junge, schöne Mädchen, oft auch in Gesellschaft von Flußgöttern dargestellt.

Namen, als Personenn., Eigenn., zerfallen in Vor- oder Taufn. u. in Geschlechts- (Familien-) N. — In den frühesten Zeiten führte jedes Individuum nur einen N., der gewöhnlich von einer bei ihm besonders hervortretenden körperlichen Eigenschaft, Fähigkeit oder Gewohnheit abgeleitet war, u. den es bei wichtigen Veränderungen — z. B. wenn es eine vorzüglich bemerkenswerth scheinende oder ausgezeichnete Handlung vollführt hatte — mit einem hierauf hinweisenden oder daran erinnernden anderen N. vertauschte. Selbst bei dem schon hochgebildeten Volke der Griechen hatte jeder Einzelne nur einen N.; der Enkel bekam häufig den des Großvaters. Ganz anders war dieß bei den Römern. Hier finden wir: nomen, cognomen, praenomen u. agnomen. Der erste N. bezeichnete die Familie (daß Einer z. B. dem Geschlechte der Fabier angehöre); der zweite die Linie dieser Familie, weshwegen er dem nomen unmittelbar nachgesetzt oder angefügt ward; der dritte war der der Person ausschließlich angehörende N., den man den anderen N. voransetzte; der vierte war ein Bein., welchen man einem Bürger wegen einer ausgezeichneten That oder Eigenschaft beilegte (z. B. Scipio, der Afrikaner); ja, wir finden wohl sogar zwei Bein., so daß ein einzelnes Individuum selbst fünf N. vereinigt führte, z. B. Publius Cornelius Scipio Africanus Aemilianus: es war nämlich dieses der Sohn des Lucius Aemilius Paulus u. von einem Scipio adoptirt; er hatte nun den ersten N. als ihm ausschließlich angehörenden, den zweiten u. dritten führte er in Folge der Adoption, den vierten seiner Thaten in Afrika wegen, den letzten als Familienn., zu Beurkundung seiner Familienabstammung. — Was die Entstehung u. Ausbildung der N. bei den germanischen Völkern betrifft, so kannten die alten Deutschen keine Familienn., wie wir sie heute führen, oder wie die Römer sie hatten. Taufn., im heutigen Sinne, wo dem Kinde der N. eines Heiligen beigelegt wird, waren gleichfalls nicht gebräuchlich. Eben so wenig befolgte man hierin den Gebrauch der Juden u. der heutigen Russen, bei welchen der N. des Vaters mit jenem des Kindes verbunden wird. Vielmehr erhielt, wie bei den alten Griechen, jedes Kind bei seiner Geburt einen einzigen N., der bei jedem Falle erfunden worden seyn muß, ihm ganz eigenthümlich angehörte, u. der ein nomen proprium im eigentlichen Sinne war. Die deutsche Sprache erwies sich zu einer solchen Vielfältigkeit der N. besonders geeignet. Man durfte nur einer oder zwei willkürlich gewählten oder gebildeten Sylben ein ar, or, ald, olf, ulf, bald, bert, bold, fried, ger, gis, gol, gang, gung, gog, hart, helm, her, hoch, ling, man, mar, mund, rich, wig, ung ic., bei den Weibern. ein a, brath, rad, heid, held, gard, lind, lieb, suint, trud, war ic. beisetzen, um Millionen N. neu zu bilden. Dieser eine N. unterschied hinreichend das Individuum, weil er nur selten u. zufällig mehreren Personen angehörte. Doch war es, u. zwar ebenfalls wie bei den Griechen, Sitte, einem der Enkel den N. des Großvaters, selten des Vaters, beizulegen. Die Familie Heerstall oder die sogenannten Karolinger mag als Beispiel gelten. — Die Stabilität dieser N. in mancher Familie erleichterte manchmal die Nachforschung ihrer Abstammung. Noch einige wenige römische N. kommen in den Rheingegenden unter Karl dem Großen vor. Einige biblische N. erscheinen. Denen der Apostel Jesu gesellten sich später die der sogenannten deutschen Apostel bei. Sie bahnten den N. der Heiligen den Weg, deren Reliquien die fromme Verehrung unserer Altvordern sich zu verschaffen suchte. Es dauerte aber noch lange, ehe die alten deutschen N. verschwanden. Man nahm ihrer viele in die Kalender auf; noch mehr haben sich als Familienn. erhalten. Nachdem der Gebrauch, den Kindern Heiligenn. zu geben, allgemein geworden, mußten Irrungen über die Identität der Personen entstehen; Nebenbezeichnungen wurden unerlässlich. Die älteste ist die der Aemter, welche die Ministerialen von den Königen

gen, Fürsten, Bischöfen u. Aebten zu Lehen trugen. Erst im 12. Jahrhunderte wurden die adeligen Familien nach den Orten ihrer Wohnung oder Herkammung benannt. So sind namentlich in Rheinbayern wenige alte Orte, welche nicht einer solchen Familie den Namen geliefert haben. Daher stammt auch das Wörtchen von, u. man hätte es vor Alters spaßhaft gefunden, es einem anderen, als Orten, vorzusetzen. In den Städten, in welchen viele Adelige beisammen wohnten, bezeichnete man den Stadtheil, wo das Wohnhaus lag, oder den Schild des Hauses. In den Dörfern selbst, wo die Familien sich in mehre Aeste theilten, nahmen die einzelnen Zweige Bein. an, die naan als den Ursprung der Familienn. ansehen kann. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts kamen die Ritterschlösser in Mode u. erhielten sich darin drei ganze Jahrhunderte lange. Da entstanden die N. von Berg u. Burg, von Stein u. Fels, denen man gern Drachen u. Greife, Geier u. Falken, Bären u. Wölfe beigeßelte. Die eiserne Hand des Faustrechtes lastete auf dem Zeitalter; die Rohheit der Sitten fand schon in der Barbarei der N. ihre Beurfundung. Und dennoch immer keine Stetigkeit in den Familienn. Man wechselte sie mit dem Besitzthum. Mehre Eigenthümer derselben Burg benannten sich darnach. Aber selbst die bloßen Hüter, die Castellane u. Burgmänner führten davon den N. Erst im 15. Jahrhunderte gelangten die Familien zu festen N.; die bisherigen waren mehr Bezeichnungen gewesen. Von Bürgern u. Bauern findet man N., die wie Familienn. lauten, im 13. Jahrhunderte. Doch wird es wenige bürgerliche u. briefadelige Familien geben, die ihre N. über das 16. Jahrhundert hinaus verfolgen können. Selbst nachdem feste Familienn. entstanden waren u. man sich auf den Besitz dieses oder jenes N.s Etwas zu gute that, kamen Fälle in Menge vor, die beurfunden, daß der Besitz eines solchen N.s noch keineswegs die directe Abstammung von demjenigen beweist, der denselben zuerst zu Ehren brachte. Abgesehen davon, daß der Mann häufig der Familienn. seiner Frau annahm; abgesehen ferner, daß die Nachgeborenen sich oft nach einem Nebengute ihres Vaters benannten, kam selbst in diesen Zeiten noch der Fall vor, daß Adelige ihre ursprünglichen N. und Wappenschilder aufgaben, um jene eines zufällig ihnen eigen gewordenen Besitzthums anzunehmen. Eben so gab es Fälle, in welchen Adelige die N. und Wappen der ersten Ehegattin ihres Vaters annahmen, obwohl sie von einer anderen Mutter abstammten, sie sonach mit der betreffenden Familie in gar keiner direkten Verwandtschaft standen. Andere nahmen, wie es scheint ganz willkürlich, die berühmtesten N. an. — Es läßt sich leicht einsehen, daß der bürgerlichen Ordnung wegen bei einem cultivirten Volke das willkürliche Wechseln der N. nicht geduldet werden kann, weil es fast nicht zu vermeiden ist, daß sich Viele ihren Verpflichtungen, sowohl gegen den Staat, als noch mehr gegen Private entziehen. Darum hat man in allen civilisirten Ländern das Wechseln der N. an verschiedene, vor solchen Benachtheiligungen sichernde Bedingungen geknüpft. Das erste Verbot des willkürlichen Wechselns der N. in Frankreich erging im Jahre 1535. — Aus den angeführten u. ähnlichen Gründen hat der Staat auf Führung von Familienn. u. eigentlichen Personal- (Vor- u. Zu-) N. zu bestehen, u. man kann sich nur wundern, daß die Juden in manchen Ländern so spät gezwungen wurden, in anderen wohl heute noch nicht nachdrücklich genug dazu angehalten werden, eigentliche Familienn. anzunehmen. Daß der Staat überließ ein besonderes Interesse hat, für genaue Führung von Civilstandsregistern zu sorgen, leuchtet von selbst ein. Es fragt sich nun, in wiefern die Wahl der Vor- oder Taufn. zu beschränken ist. In manchen Ländern müssen diese aus der Zahl der Kalenderheiligen genommen werden. In Frankreich hatte die Revolution unbedingte Freiheit darin hergestellt; unter Napoleon folgte jedoch die Beschränkung auf die in den Kalendern u. die in der alten Geschichte (deren Gränze jedoch nicht bestimmt ward) vorkommenden N. Der nächste Grund zu dieser Beschränkung war wohl, daß manche Eltern ihren Kindern die N. von solchen Parteihäuptlingen beigelegt hatten, die später ein Aergerniß erregten, oder deren Trägern sogar lästig

waren. (Unter der Herrschaft der Puritaner in England machte man sogar ganze Bibelsprüche zu Vornamen, z. B. „Wenn Jesus Christus nicht für mich gestorben wäre, so wäre ich verdammt“. — In Deutschland entstanden 1813 Vorn. wie: „Blücherine, Gneisenalette,“ oder „Landsturmine, Casematte“. — Wie ungeschickt aber auch N. gewählt werden mögen, so sehen wir doch nicht, daß das Gemeinwesen (der Staat) hierbei benachtheiligt werden könnte, um beschränkende Gesetze hierin zu erlassen.

Namur, 1) Provinz in Belgien, von 66½ □ M. mit 254,000 Einwohnern, an der Sambre u. Maas, gränzt südlich an das französische Departement der Ardennen, südöstlich an Luxemburg, nordöstlich an Lüttich, nördlich an Südb brabant, u. westlich an seiner Beschaffenheit nach an Henegau. Das Land ist sehr uneben, besonders im Südosten, wo die waldigen Ardennen herübertreten. Hauptfluß ist die Maas, mit ihren Nebenflüssen Lesse, Boucq u. Sambre. Die Fruchtbarkeit ist groß u. besonders der Landbau vorzüglich, dessen Produkte Korn, Hafer, Delgewächse, Hopfen, Hülsenfrüchte, Hanf zc. sind. Auch die Viehzucht ist musterhaft: starke Pferde, Rindvieh u. Schafe finden sich in vorzüglicher Güte. Das Mineralreich liefert Eisen, Kupfer, Steinkohlen, Marmor. — 2) N., Hauptstadt der Provinz u. starke Festung, am Einflusse der Sambre in die Maas, zwischen zwei Bergen, durch eine Eisenbahn mit Brüssel verbunden, ist Sitz eines Bischofs, Obertribunals u. Handelsgerichts, hat 17 Kirchen (darunter die Domkirche zu St. Albin mit dem Grabmal Don Juan's d'Austria und die prächtige St. Rupus- oder Jesuitenkirche), ein Priesterseminar, Athenäum, zwei Bibliotheken, naturhistorisches Museum, Malerakademie, Conservatorium der Musik, Taubstummenanstalt, Irrenhaus, Strafanstalt für weibliche Verbrecher u. 25,000 Einwohner, welche bedeutende Gerberien, Stahl- u. Eisenwaarenfabriken, Kupfer- u. Eisengießereien, Drahtziehereien, Woll- und Tabaksfabriken, Salzraffinerieen, Glashütten u. bedeutenden Handel in Eisen, Del, Flachs, Leinwand zc. betreiben. — Der erste Graf von N. war Gerard, gestorben 899. Nach dem Erlöschen der Familie seines Nachfolgers Berengar, mit Heinrich dem Blinden, folgte gemäß einer Erbbestimmung von 1189 Philipp der Edle, der zweite Sohn seines Neffen Balduin V. Im Jahre 1228 verkaufte Guy, Graf von Flandern, die Grafschaft N. an den Kaiser Balduin II., u. Johann III., der Letzte seines Geschlechts, trat sie 1421 an Herzog Philipp den Guten von Burgund ab. Die Festungswerke der Stadt wurden 1784 zum Theil, 1794 gänzlich geschleift, aber seit 1816 um so stärker wieder hergestellt.

Nancy, Hauptstadt des französischen Departements der Meurthe, an diesem Flusse, unter 48° 41' 31" n. Br. u. 3° 51' 50" ö. L. von Paris, mit 31,400 Einwohnern, ist Sitz eines Bischofs, des Präfecten, einer Ackerbau- u. Forstschule, einer höheren Akademie u. besitzt eine öffentliche Bibliothek u. eine Gemäldegalerie. Die Einwohner beschäftigen sich mit der Fabrication von Liqueuren, wollenen Strümpfen u. Zeugen, Wachslichtern u. bunten Papieren. Bis 1766, wo der letzte Herzog von Lothringen u. Bar, Stanislaus Leszczinsky (s. d.) früher König von Polen, starb u. N. mit Lothringen an Frankreich fiel, war es seit der Mitte des 12. Jahrhunderts Residenz der Herzoge des genannten Landes. Das Mutterhaus des 1652 hier gestifteten Ordens der barmherzigen Schwestern, St. Charles, befindet sich hier. Die Stadt zerfällt in die finstere, unregelmäßig gebaute Altstadt u. in die Neustadt, welche mit prächtigen Gebäuden, schönen Straßen u. Plätzen geziert ist. Unter diesen zeichnet sich der Königsplatz mit seinem Triumphbogen aus. Die Hauptkirche, mit der Gruft der Herzoge von Lothringen, u. das herzogliche Schloß sind die interessantesten Gebäude. — In der Schlacht bei N., 5. Januar 1477, wurde Herzog Karl der Kühne von Burgund erschlagen u. sein Leichnam, nachdem er zwei Tage später bei dem See St. Johann aufgefunden wurde, in der Hauptkirche der Stadt feierlich beigesetzt. Ow.

Mangasaki, Stadt mit Hafen auf einer Halbinsel an der Südwestküste der japanischen Insel Kjusiu, ist eine der fünf kaiserlichen Städte, welche dem Koubo

gehören, hat schöne Paläste, viele Tempel, fünf Secarsenale u. ein Pulvermagazin. Der Hafen hat einen guten Ankergrund, ist gegen alle Winde sicher u. dehnt sich von Nordost gegen Südwest ohngefähr $2\frac{1}{2}$ Seemeilen aus, bei ohngefähr einer Meile Breite. In der Mitte der Bai haben die Schiffe 5 bis 6 Faden Wasser. Der Verkehr ist allein den Holländern erlaubt, deren Ausfuhr hier 1825 an Werth 373,853 Gulden, die Einfuhr aber 868,482 Gulden betrug. Die Ausfuhr besteht in Sandel- u. Sapanholz, Büffelhäuten, Elfenbein, Kampher, Maten, Cocosnußöl, Zinn, Kupfer, Seidenzeugen zc. Vgl. Japan.

Nanking oder **Nanquin** ist ein leinenartig gewebtes, glattes Baumwollenzeug, dessen Name von der chinesischen Stadt N. (s. d.) herrührt. Ursprünglich wurde der N. nur in Ostindien, namentlich in China gemacht, aber schon seit geraumer Zeit liefern ihn auch die europäischen Manufakturen. Die eigenthümliche Farbe des N.s ist ein ganz fahles oder auch röthliches Gelb, welches aber nicht durch künstliches Färben erzeugt wird, sondern von den naturgelben Fasern der in Siam, Bengalen u. China wachsenden N.=Baumwolle, *Gossypium religiosum* zc. herrührt. Eben deshalb ist auch die Farbe des ächten ostindischen N. ächt u. unveränderlich. In England wurden davon durch die ostindische Compagnie im Jahre 1832 195,748 Stück eingeführt. In Europa liefern fast alle Fabriken von Baumwollenwaaren auch N. in verschiedenen Qualitäten, aus gewöhnlicher, aber gelb gefärbter Baumwolle.

Nanking oder **Niang-ning**, die Hauptstadt der chinesischen Provinz Kiangsu, am Nantekiang, zweite Stadt des Reiches, mit dreifachen Mauern, 10 Thoren, achteckigem, 9 Stockwerke (200 Fuß) hohem Thurm (Pao-ling-tsa, erbaut 1411), außen mit Porzellan- (oder weißen Thon-) Platten getäfelt, auf dem sich eine Windharmonika, so wie eine Menge Höhenbilder befinden. Die Stadt, deren Einwohnerzahl auf 500,000 angegeben wird, ist Sitz eines kaiserlichen Statthalters über mehre Provinzen, hat Manufakturen in Seide u. Baumwolle, (Nankings), bedeutenden Handel, Fischfang, versandeten Hafen, mehre wissenschaftliche Anstalten, medizinische Gesellschaften, Tempel, kaiserliche Gräber u. mehre Ruinen. Die Größe der Stadt ist jetzt kaum $\frac{1}{2}$ so groß, als die der früheren.

Nantes, Hauptstadt des französischen Departements Nieder-Loire, 9 Meilen von deren Mündung, mit 90,000 Einwohnern, die ehemalige Hauptstadt der Grafschaft N. u. der Oberbretagne, ist nur in den Vorstädten de la Josse und Isle Feydeau schön gebaut u. hat ein altes Schloß der Herzoge von Bretagne, einen schönen gothischen Dom, ein Priesterseminar, Bibliothek, Museum, College, Zeichnungsschule, botanischen Garten, Gesellschaft für Kunst u. Wissenschaft, Gewerbs-, Schiffahrts- u. Handelsschule. Die Industrie beschäftigt Baumwollspinnereien u. Färbereien, Eisen- u. Kupfergießereien, mechanische Bauwerkstätten, Zuckerraffinerien, Fabriken in Baumwolle, Wolle, Leinwand, Leder, Leim, Seife, Thon-, Glas-, Eisen- u. Kupferwaaren, Weinessig, Branntwein, ferner Schiffswerfte mit allen zum Schiffbaue nöthigen Fabrikationen. Auch nimmt N. am Fischfange starken Antheil, indem es nicht nur Schiffe auf den Wallfisch- u. Stockfischfang aussendet, sondern auch namentlich den Sardellenfang (mit 700 Barken) treibt. Was den Handel anbelangt, so ist N. als Hafen viel wichtiger für die Vermittelung des Verkehrs zwischen Bordeaux u. Havre u. durch die Flußschiffahrt für den Binnenhandel, als für den Seeverkehr. Die Ausfuhr besteht in Wein, Branntwein, Getreide u. französischen Industrieerzeugnissen in Seide, Wolle u. Baumwolle, die Einfuhr vorzüglich in Colonialwaaren; auch ist N. ein wichtiger Stapelplatz für das Salz der Bretagne. Von Handelsanstalten besitzt N. eine Börse, eine Handelskammer, ein Handelsgericht u. zwei See-Versicherungs-Gesellschaften. — N. ist die alte Civitas Namnetica (C. Namnetum, Condivicium), die Stadt der Namneten im lugdunischen Gallien. 879 wurde N. von den Normannen erstickt, diese aber nach wechselnden Schicksalen 952 vertrieben; 1388 von Wilhelm dem Eroberer, König von England, eingenommen u. zerstört. Im Mittelalter war N. die Residenz der Grafen u. Herzoge von Bretagne, die

auch zum Theile in der dasigen Kathedrale begraben liegen. 1460 wurde die Universität von Franz II., letztem Herzoge von Bretagne, gestiftet u. vom Papste Pius II. bestätigt, die dann in der Revolution in die noch vorhandenen gelehrten Anstalten verwandelt wurde. Besonders bekannt in der Geschichte ist N. wegen des berühmten Edictes von N., welches die Calvinisten 1598 Heinrich IV. abzapressen mußten u. das denselben allenthalben freie Religionsübung, Aufnahme in das Parlament zu Paris, die Bildung eigener Kammern in den Parlamenten zu Grenoble u. Bordeaux ertheilte u. ihre Universitäten zu Saumur, Montauban, Montpellier u. Sedan bestätigte, von Ludwig XIV. aber am 18. October 1685 wieder aufgehoben u. ein anderes in 12 Artikeln an seine Stelle gesetzt wurde. Hier fanden auch in den Revolutionsjahren 1793 u. 1794 die berühmten *Roya ben* (s. b.) Statt.

Napäen, s. Nymphen.

Naphta (Petroleum), nennt man ein ätherisches Del, das an manchen Orten aus der Erde fließt, u. zwar führt diesen Namen vorzugsweise das ganz reine, farblose oder gelbliche, welches mit blauer Flamme verbrennt, ohne einen Rückstand zu hinterlassen, während das braune, durchscheinende, zähflüssige, das mit hellgelblicher Flamme brennt u. einen rußartigen Rückstand hinterläßt, *Stein- oder Berg- Del* heißt. Die N. quillt am kaspischen Meere bei Baku, wo man die emporsteigenden Dämpfe auffängt u. angezündet als Beleuchtungsmaterial benützt; man sammelt sie in gegrabenen Brunnen. Ebenfalls reichliche Quellen gräbt man im Lande der Birmanen, 80 Stunden nordöstlich von Pegu. Steinöl findet man zu Amiano im Herzogthume Parma, zu St. Zibio im Herzogthume Modena, bei Neuschafel in der Schweiz, in Frankreich bei Clermont, an einigen Stellen des Fère-Mers; zu Gabian bei Bezieres in Frankreich sollen jährlich etwa 850 metrische (= 1700 preussischen) Centner Steinöl gewonnen werden; ferner in Bayern zu Tegernsee (Quirinöl) u. — Das einer Rectifikation (mit Wasser) unterworfenene, gereinigte Steinöl wird ebenfalls N. genannt. Durch Mineralsäuren u. ägende Alkalien wird es nicht verändert. Wasser löst kaum eine Spur auf, obschon es Geruch u. Geschmack davon annimmt, dagegen absoluter Alkohol, Aether, ätherische u. fette Oele. Das Steinöl löst Schwefel, Phosphor, Jod, Kampher, die meisten Harze, Wachs, Fette auf u. erweicht das Kautschuk. Das mit Terpentinöl verfälschte wird bei einem Zusatz von concentrirter Schwefelsäure dick u. rothbraun. Gebrauch: als Heilmittel u. zur Auflösung mehrerer der oben genannten Substanzen. In Oberitalien u. Galizien verwendet man es zum Brennen in den Straßenlaternen, das Dickere auch als Wagenschmiere; das feinere dient zum Einschmieren des schwarzen Leders; auch verfertigt man aus dem Bergöl einen schönen schwarzen Ruß zu Malerfarben.

Napier, 1) Lord John, s. Reper. — 2) Sir Charles James, Oberbefehlshaber von Sind, geboren um 1780; trat jung in die englische Armee u. war zur Zeit des Kampfes auf der pyrenäischen Halbinsel Major, focht bei Coruna tapfer u. ward 4 Mal verwundet u. gefangen, wieder ausgewechselt, in der Schlacht bei Buzaco wieder 2 Mal verwundet, wo ihn N. 2) aus der Schlacht trug. Nach dem Frieden ward er Gouverneur auf den jonischen Inseln, von wo er jedoch wegen seiner zu großen Verbesserungspläne, abberufen wurde. Er ging nun nach Indien, wo er General in Diensten der ostindischen Compagnie wurde. 1843 in Sind befehlighend, wurde er dort durch die Verjagung des englischen Bevollmächtigten bewogen, die Amirs von Sind kräftig anzugreifen; er schlug sie bei Meanne und Hyderabad entscheidend u. erhielt hiefür 1844 den Dank des britischen Parlaments. Er schrieb auch ein Werk über den Krieg in der pyrenäischen Halbinsel. — 3) N., Sir Charles, ein Vetter des Vorigen, Commodore in der britischen Kriegsmarine, geboren zu Falkirk, 1786, widmete sich frühzeitig dem Seedienste u. stieg in demselben von Stufe zu Stufe bis zu den höchsten Würden auf. Schon 1813, während der Regierung Murat's in Neapel, überfiel er die der Rhede von Terracina gegenüber gelegene Insel Ponza, trotz

einer daselbst befindlichen stark gerüsteten Besatzung u. eroberte sie mit nur geringem eigenem Verluste, wofür ihn König Ferdinand IV. als Cavaliere di Ponza in den neapolitanischen Adelsstand erhob u. ihm den Ferdinandsorden verlieh. Nach eingetretenem Frieden lebte er, zum Range eines Schiffscapitäns aufgerückt, zurückgezogen im Schooße seiner Familie. Da entbrannte (1833) der Bürgerkrieg in Portugal u. am 14. Juni d. J. übernahm N. den Befehl über die constitutive Flotte, die nicht in dem preiswürdigsten Zustande war. Daß dieselbe dennoch kräftig auftreten konnte, war größtentheils sein Verdienst; auch rechtfertigte er das in ihn gesetzte Vertrauen durch den entscheidenden Sieg, welchen er am 5. Juli 1833 bei Cap San-Vincent über die miguellistische Flotte davon trug. Nach der bald darauf erfolgten Eroberung von Lissabon durch Dom Pedro bemühte er sich mit dem glücklichsten Erfolge, die Küsten von den Resten des Feindes zu säubern u. brachte mehre der wichtigsten Plätze in die Gewalt der Regierung. Ehrenvoll mit der Würde eines Viceadmirals entlassen, kehrte er zu Ende des Jahres 1834 nach England zurück, wo er einen Sitz im Unterhause einnahm. Königin Victoria beehrte ihn bei ihrer Thronbesteigung mit dem Ritterkreuze des Bathordens. Von Neuem that sich ihm das Feld des Ruhmes auf, als die orientalische Frage in den Kreis der Politik sich drängte. Er erhielt eines der Linien-Schiffe zu befehligen, welche zu dem Geschwader des Admirals Stopford gehörten. Im Laufe des J. 1840 hatte er wieder Gelegenheit, sich mannigfaltig auszuzeichnen. Endlich (im Dezember) in den syrischen Angelegenheiten mit sechs Kriegsschiffen nach Alexandrien gesandt, sah er sich im Drange der Umstände veranlaßt, mit Mehemet Ali einen Vertrag abzuschließen. Obgleich nun derselbe keines der englischen Interessen in jener Zeit verletzte, so wurde er dennoch, nicht nur in Konstantinopel, sondern auch vom Admirale Stopford, der zur Zeit des Vertragsabschlusses krank gelegen u. seine Pflichten auf den Commodore N. übertragen hatte, verworfen u. in England von allen Tory's u. Toryblättern heftig getadelt. Nichts desto weniger erlebte N. die Rechtfertigung, daß sein Vertrag den Beifall Palmerston's u. Minto's fand u. er selbst später zur Ausführung desselben nach Aegypten gesendet ward. Das Jahr 1841 wurde ein Jahr des Triumphes für ihn, denn man überhäufte ihn in seinem Vaterlande mit allen erdenklichen Ehren. Gegenwärtig ist er einer der Lords der Admiralität. Vgl. Allg. Zeit. v. 10. Apr. 1848.

Napoleon Bonaparte, Kaiser der Franzosen, war den 15. August 1769 (nach anderen, aber wahrscheinlich unrichtigen, Angaben 5. Februar 1768) zu Ajaccio auf der Insel Corsica geboren u. das zweitälteste Kind seiner Eltern, Carlo Bonaparte u. Lätitia, geborenen Ramolino (vgl. den Artikel Bonaparte). Schon während seiner Kindheit einen lebhaften, ungestümen Charakter beurfundend, verließ er in seinem 11. Jahre Corsica u. erhielt durch die Verwendung des Grafen Marmont, dem seine Familie überhaupt viele Vergünstigungen verdankte, eine königliche Freistelle in der Militärschule zu Brienne 1779. Die alte Geschichte, so wie die Mathematik waren seine Lieblingsbeschäftigungen u. in beiden Wissenschaften wurde er auch öffentlich von den Lehrern als ihr bester Schüler genannt. Er las sehr viel u., ganz gegen den Charakter seines Alters, lebte er in auffallender Absonderung von seinen Kameraden, nur für Wenige zugänglich, die sein Vertrauen erworben, gebieterisch u. streng gegen Alle, die ihm auf irgend eine Weise in den Weg treten wollten. Im Jahre 1783 wurde er nach Paris geschickt, um seine Studien auf der dortigen Militärschule zu vollenden u. in seinem 17. Jahre, 1. September 1785, wurde er zum Offizier bei der Artillerie ernannt u. brachte den Winter 1785—86 bei seinem Regimente in Valence zu. Bei dem Eintritte in die Welt schien sich N.'s Charakter ganz verändert zu haben; war er früher verschlossen u. in sich gekehrt gewesen, so nahm er jetzt gern Theil an allen Vergnügungen. Durch eine sehr achtbare Dame, Frau von Colombier, welche sich für N. sehr interessirte, erhielt er Eintritt in den ersten Familien u. ward wegen seiner geistreichen Unterhaltung sehr geschätzt. Sein Geist war lebhaft rasch, sein Urtheil scharf u. bestimmt u. allgemein wurde er, der noch

nicht das 20. Jahr erreicht hatte, für einen der wissenschaftlich gebildetsten Offiziere des Regiments gehalten. Ueberall trat er hervor u. seine Liebe zu dem Fräulein Colombier, später Ehrendame seiner Schwester, beweist, daß er auch bei dem schönen Geschlechte Glück machte. In dem Strudel der geselligen Vergnügungen vergaß er aber nicht den Dienst u. die ernstern Beschäftigungen. Er beantwortete die von der Akademie zu Lyon aufgestellte Frage: „*Quels sont les principes et les institutions à inculquer aux hommes, pour les rendre les plus heureux possible*“ u. erhielt den Preis. Als späterhin Talleyrand dem Kaiser diese Preisschrift wieder in die Hände gab, warf er sie ins Feuer. N. war immer noch Lieutenant u. zu Valenciennes, als die Revolution ausbrach. Diese machte einen ungemeinen Eindruck auf ihn. Plötzlich sah er die Schranken niedergeworfen, die in gewöhnlichen Zeiten den großen Geist in beschränkten Fesseln halten. Mit einem gewissen Vorgefühl von großen Thaten u. einer Leidenschaft für den Ruhm ergriff er die Partei der Revolution; er erfreute sich ihrer als des Anfangs einer neuen Ordnung, wo er für sich einen Platz offen sah. Anfangs 1792 wurde N. zum Hauptmanne befördert u. begab sich nach Paris, um das Getreibe der Revolution in der Nähe zu schauen. Hier war er Zeuge des 21. Juni u. 10. August u. erkannte, wie leicht es gewesen, diese zahlreichen, aber wenig furchtbaren Völkermassen zurück zu halten. Die Stürme des Bürgerkrieges, welche Corsica verheerten, riefen in dieser Zeit N. in sein Vaterland zurück. Paoli, der früher ruhmvoll für die Unabhängigkeit der Freiheit Corsica's gekämpft u. den N. über Alles verehrte, ergriff jetzt die Partei der Aristokraten u. begünstigte die Engländer, die sich schon theilweise der Insel bemächtigt hatten. Die corsicanische Partei, wozu auch die Familie N.s gehörte, versuchte die Vertreibung der Engländer u. N. socht mit ihnen. Das Glück aber begünstigte den jungen Helden nicht; die Patrioten wurden geschlagen u. N. mußte mit seiner Familie nach Frankreich flüchten. Seine Verwandten blieben in Marseille; N. aber reiste sogleich nach Paris und kam gerade dort an, als die Marseiller Toulon den Engländern übergaben. — Alles mußte der Republik daran liegen, diese wichtige Seestadt den Engländern zu entreißen. Dem General Cartaur, dem Sieger von Marseille, wurde das Commando der Belagerung Toulons übertragen. Diesem untauglichen General wurde der 21jährige N., der, durch Salicetti an Barras empfohlen, von diesem angestellt u. darauf Bataillonschef geworden war, als Commandeur der Artillerie zugetheilt, indem durch Zufall alle älteren Offiziere dieser Waffe entfernt waren. Seine erste Sorge war, Offiziere der Artillerie, welche die Revolution entfernt hatte, heranzuziehen; in weniger als sechs Wochen hatte seine Thätigkeit einen Park von 200 Geschützen zusammengebracht u. sein Scharfblick zeigte ihm zugleich den für das Schicksal von Toulon entscheidenden Punkt, indem er die Wegnahme des die Rhede beherrschenden Vorgebirges, das bald darauf die Engländer durch viele kleine Forts zum kleinen Gibraltar machten, als nothwendig betrachtete. Er vermochte nicht, den General Cartaur hiervon zu überzeugen u. die Belagerung rückte daher unter ihm u. seinem Nachfolger im Commando, dem General Doppet, nicht vorwärts, u. erst als der tapfere General Dugommier, der Doppet im Commando folgte, N.s Angriffsplan für den alleinigen richtigen anerkannte, gelangte man zum Ziele. Noch ehe man zur Eroberung von Klein-Gibraltar schritt, hatte N. Gelegenheit, seinen Muth u. seine Geschicklichkeit bei dem Bau u. der Behauptung einer Batterie gegen Fort Malbosquet zu zeigen. Der Abzug der Engländer war die unmittelbare Folge der Besetzung dieses an sich nicht unbedeutenden Punktes. So hatte sich der Gedanke N.s als richtig erwiesen u. er wurde von nun an zu den Fähigen beim Heere gerechnet. Der geringste Lohn dieser ersten That war der Oberbefehl der Artillerie bei der italienischen Armee. Die Hauptsache war der Glanz, der auf den jungen, bis jetzt ganz unbedeutenden Mann fiel. Bei der italienischen Armee, wo N. den 2. März 1794 in Nizza ankam, wußte er sehr bald entscheidenden Einfluß auf den Befehlshaber derselben, den General Dumerbion, zu gewinnen. Die Unternehmungen hatten bis dahin keinen glücklichen

Fortgang gehabt; allein die kräftigen Maßregeln, die N. vorschlug u. Dumerbion annahm, hatten günstige Folgen, so daß die Franzosen die Piemontese bald aus ihren festen Stellungen in den Alpen vertrieben u. in wenigen Tagen sich in Besitz derselben setzten. Der Sturz Robespierre's (27. Juli 1794) hätte N. verderblich werden können, allein sein gutes Glück rettete ihn. Er wurde zwar am 6. August, als der Partei Robespierre's anhängend, verhaftet, allein nach wenigen Tagen wieder freigelassen. So lange Dumerbion an der Spitze der Armee stand, war N. eigentlich Oberbefehlshaber; als aber im folgenden Jahre Kellermann das Commando erhielt, ward er von Aubry, dem Direktor der Kriegscomité, in die Vendée bestimmt u. zum Befehlshaber der Artillerie des Westens ernannt. Er sah dieses Commando als eine Zurücksetzung an, verließ im Mai 1795 die italienische Armee, u. da ihm jede andere Aufstellung verweigert wurde, forderte u. erhielt er den Abschied u. lebte, fast ohne alle Mittel, in Paris. Während des Aufenthaltes N.'s daselbst waren die geschlagenen Parteien der Terroristen u. der Jakobiner gegen den gemäßigten Convent thätig, und als der Convent die neue Constitution (das Directorium) proklamirte, versammelten sich am 3. October die Sektionen von Paris u. erklärten sich für die wahren Repräsentanten des französischen Volkes u. für permanent. Der geängstigte Convent übertrug Barras die Führung der Truppen u. dieser, ohne alle militärische Eigenschaften, wandte sich an N., der unter ihm befehligte u. so aus der Dunkelheit, in die er sich versetzt sah, herausgehoben wurde. — Auf Seiten des Convents fochten etwa 5000 Mann Linientruppen u. 3000 Bürger, während ihre Gegner vielleicht 40,000 Mann betrug. — N. sah ein, daß er nur durch die Artillerie ein Uebergewicht erlangen konnte; er ließ daher sogleich durch Murat den Artilleriepark, der im Lager der Sandstellen aufgestellt war, wegnehmen u. besetzte mit seinen Truppen u. seiner Artillerie alle Punkte, von welchen aus der Convent angegriffen werden konnte. Am Carroussel u. in den Gärten der Tuileries stellte er die Reserve auf, wohin er auch allen größern Vorrath von Lebensmitteln hinzubringen befahl. Am Morgen des 5. October griffen die Sektionen die verschiedenen Stellungen des Convents an u. drangen an mehreren Orten siegreich vor; allein N. entriß ihnen jede Frucht des Sieges, indem er die Colonnen durch Kartätschenfeuer u. seine Reserven zum Weichen brachte. Nach 1½ Stunden war der Kampf beendet u. am 6. October die Ruhe völlig hergestellt. Während dieser Zeit lernte N. Madame Josephine Beauharnois, geborene Tascher de la Pagerie, in dem Hause des Direktors Barras kennen, u. da sie von Barras sehr begünstigt wurde, so vermählte er sich am 8. März 1796 mit ihr, trotzdem, daß sie älter war, als er. Das Directorium hatte damals alle Ursache, mit dem General Scherer, der das italienische Heer befehligte, unzufrieden zu seyn, indem dieser nicht allein keine Fortschritte machte, sondern im Begriffe war, Italien aufzugeben. — Auf den Vorschlag von Barras übertrug das Directorium dem 26jährigen N., dem es so vielen Dank schuldig war, am 23. Februar 1796 den Oberbefehl über die Armee in Italien. N. eilte sogleich zur Armee u. fand 30,000 Mann Infanterie u. 3000 Mann Reiterei ohne Bekleidung, Schuhwerk, Besolbung u. fast ohne Unterhalt. — Die Noth hatte außerdem alle Bande des Gehorsams gelöst, so daß fast keine Spur von Mannszucht mehr vorhanden war. Die Arsenalen von Nizza u. Antibes waren gefüllt; allein es fehlte an Transportmitteln, so daß nur 12 Feldgeschütze bespannt waren. Dieser gänzlich demoralisirten Armee gegenüber standen: die über 30,000 Mann starke österreichische Armee unter Beaulieu u. die Piemontese, 20,000 Mann stark, unter Colli, beide mit zahlreicher Artillerie u. allen Bedürfnissen versehen. — Ein Mann mehr bei dem französischen Heere überwog alle Vortheile der Zahl u. der Thätigkeit, welche die Verbündeten für sich hatten. Kaum war N. bei dem Heere angekommen (28. Mai 1796), so wußte er einen andern Geist demselben einzuhauchen, half dem Mangel ab, so viel er vermochte, u. erweckte bei den Kriegern die Hoffnung zum Siege. N. beschloß, sich von der gemessenen Kiste aus zwischen die beiden verbündeten Heere zu schieben und sie

zu trennen u. dann eines nach dem andern zu schlagen. Dieses gelang ihm vollkommen; er besiegte die Oesterreicher bei Montenotte 12. April, bei Millesimo den 13., bei Dego den 14. u. 15. u. trennte dadurch die Oesterreicher von den Piemontesern, welche um den 17. April bei Alba, den 20. bei St. Michael und den 22. bei Monдови geschlagen wurden. — Nun suchte u. erhielt der König von Sardinien einen Waffenstillstand, dem am 15. Mai der Friede folgte, in welchem Frankreich Savoyen u. Nizza gewann. Die Oesterreicher waren über den Po zurückgewiesen; die Franzosen folgten nach, schlugen die Division Lipaty bei Fombio den 8. Mai u. eine andere österreichische Abtheilung, welche den Uebergang über die Adda bei Lodi schlecht vertheidigte, den 11. Mai. Dieses Gefecht wurde von den Franzosen zu den lächerlichsten Uebertreibungen von ihrem u. N.s Muthе benutzt. Am 9. Mai war mit dem Herzoge von Parma, am 17. mit dem Herzoge von Modena ein vortheilhafter Waffenstillstand geschlossen worden. Den 15. zog N. in Mailand ein u. folgte bald darauf den Oesterreichern, welche, nachdem sie Mantua besetzt hatten, nach mehreren Gefechten sehr geschwächt, an den Gränzen Tirols ankamen. — Mantua ward von den Franzosen berennt. Schon am 20. Mai sprach N. die Freiheit der Lombardei als transpadanische u. die von Belgogna u. Ferrara als cispadanische Republik aus. Neapel schloß den 5. Juni, der erschreckte Papst am 23. Juni Waffenstillstand. Während dessen hatten sich die Oesterreicher gerüstet, Mantua zu entsetzen u. Italien den Franzosen wieder zu entreißen. Der alte tapfere General Wurmser (s. d.) rückte von Tirol aus Ende Juli mit 50—60,000 Mann in zwei Colonnen auf beide Ufer des Gardasees gegen Mantua vor. N., einsehend, daß er mit einem Theile seiner Armee nicht siegen könne, gab die am 18. Juli eröffnete Belagerung, mit Zurücklassung der meisten Belagerungsgeschütze, auf. Er ging den Oesterreichern entgegen und warf sich erst auf die westliche Colonne unter Quasdanovich u. schlug sie bei Lonato am 3. August u. dann auf die östliche unter Wurmser, welche sich am 5. durch die Schlacht von Castiglione zum Rückzuge genöthigt sah, nachdem sie jedoch vorher Mantua mit frischen Truppen versehen hatte. Erst am 28. August vermochte N. den verlorenen Belagerungspark zu ersetzen u. die Belagerung von Neuem zu beginnen. Gleich darauf versuchten die Oesterreicher einen zweiten Entsatz, gingen aber wieder in zwei, durch das unwegsame Gebirge zwischen der Etsch u. der Brenta getrennten Colonnen vor. N. warf sich wiederum auf die westliche Colonne unter Davidovich u. drängte sie durch die Gefechte von Mori u. St. Marco am 4. u. am Lavisbache am 5. September nach Tirol zurück. — Nun erst wandte er sich gegen Wurmser, der mit 25,000 Mann über Bassano nach Legnano marschirt war. Es gelang Wurmser, Mantua zu erreichen; allein unter den Wällen der Festung wurde er den 14. u. 15. September geschlagen u. nach Mantua hineingeworfen. N. schloß darauf mit Neapel den 10. October Frieden. Die Oesterreicher ließen sich, trotz dieser Unfälle, nicht entmuthigen u. verstärkten ihr oft geschlagenes Heer. Aber eben so ausdauernd, wie sie in Aufbringung neuer Armeen waren, eben so waren sie es auch in der Art ihrer stets verunglückten Angriffe, denn sie gingen im November wieder in zwei Colonnen vor. Die eine, unter dem Oberfeldhern Alvinczi, marschirte von Görz über Vicenza, die andere unter Davidovich im Eschthale. N. wollte erst Alvinczi, dann Davidovich schlagen, allein Davidovich siegte in kleineren Gefechten bei Calliano den 6. u. 7. November, Alvinczi in dem bei Caldiero den 12. Das französische Heer war in Gefahr, da entschied die Schlacht bei Arcole (s. d.) auf den Dämmen der Etsch u. des Alpon gegen Alvinczi den 15., 16. u. 17. den Feldzug. Die Oesterreicher machten im Januar 1797 einen vierten Entsatzversuch mit 45,000 Mann, größtentheils Rekruten; zwar erreichte Provera mit einer Abtheilung wiederum Mantua, mußte sich aber vor der Festung ergeben u. da N. das Hauptheer unter Alvinczi bei Rivoli am 14. u. 15. Januar schlug, so sah sich Wurmser genöthigt, das so tüchtig vertheidigte Mantua den 2. Februar zu übergeben u. hiermit Italien den Franzosen ganz zu überlassen. Nach diesen Siegen

wandte sich N. nach dem Kirchenstaat, schlug die päpstlichen Truppen am Senio u. nahm Faenza, Ancona, Tolentino erst ein. Das Direktorium verlangte Einziehung des ganzen Kirchenstaats; allein weil dann Neapel den Krieg wieder bekommen hätte, so bewilligte N. dem Papste den Frieden von Tolentino den 19. Februar. N. beabsichtigte nun, den Frieden in dem Herzen der österreichischen Staaten dem Kaiser vorzuschreiben. Sein Heer war bedeutend verstärkt u. dem österreichischen, das vom Erzherzog Karl, der in Deutschland die Franzosen geschlagen hatte, angeführt wurde, bedeutend überlegen. Vergebens waren die Anstrengungen der Oesterreicher. N. erzwang den Uebergang über den Tagliamento u. den Sonzo den 16. März, besetzte Triest den 23., ging bei Villach über die Drau u. sah sich im Besitze von Kärnthen u. Krain, während ein Corps Franzosen auch siegreich in Tyrol eindrang. Schon bis Judenburg in Steiermark war er vorgebrungen, als am 7. April österreichische Abgeordnete um Waffenstillstand baten. N.s Lage war nur anscheinend glänzend. Das österreichische Heer mehrte sich von Tage zu Tage: aus Triest, sowie aus Tirol waren die Franzosen gedrängt, in Italien begannen Unruhen. Ein Waffenstillstand konnte daher N. nur erwünscht seyn und schon am 18. August wurde der Präliminar-Friede auf dem Schlosse Edenwalde bei Leoben abgeschlossen. N. hatte die kühnsten Hoffnungen Frankreichs übertroffen u. mit Staunen u. Bewunderung ganz Europa erfüllt. Nach dem Präliminarfrieden wandte sich N. gegen das neutrale Venedig; am 3. Mai wurde die Republik für erobertes Land erklärt u. die Aufhebung der Verfassung befohlen. Vergebens waren die Demüthigungen u. Entschuldigungen des Senats; schon am 12. Mai ward eine neue demokratische Verfassung eingeführt u. die Republik zu ihrer Aufrechthaltung durch französische Truppen besetzt gehalten. Am 2. März ward die Verfassung der transpadanischen Republik proklamirt; vom 22.—31. Mai die ligurische Republik aus Genua gebildet u. am 28. Juni die cispadanische Republik zu Mailand in eine cisalpinische verwandelt. N. war fast unumschränkter Gebieter Italiens; er befolgte die Befehle des Direktoriums insoweit, als es ihm beliebte, denn sein Heer vergötterte ihn u. er besleidete, besoldete u. ernährte es, ohne daß es Frankreich einen Heller kostete; im Gegentheile schickte er noch Geld, vorzüglich aber eine Menge geraubter Kunsfschätze, die Parma, Florenz u. verschönert hatten, nach Paris. Am 1. August 1797 eröffnete N. die Friedensunterhandlungen mit Oesterreich; sie zogen sich in die Länge, u. als in der letzten Conferenz die Oesterreicher sein Ultimatum nicht annehmen wollten, rief er aus: „Ihr wollt den Krieg, gut, Ihr sollt ihn haben“ u., ein kostbares Porzellanservice zu Boden werfend, setzte er hinzu: „So soll Euere Monarchie binnen 3 Monaten zertrümmert werden!“ Der Friede kam nun den 17. October zu Stande; Oesterreich trat Belgien u. seine italienischen Besitzungen ab; willigte in einem geheimen Artikel in die Abtretung des linken Rheinufers u. erhielt dagegen die alte Republik Venedig. Nach Beendigung dieser wichtigen Angelegenheiten eilte N. zu dem Congresse in Raasdorf und kehrte, nachdem dort die Hauptsachen abgemacht waren, nach Paris zurück. Hier erwarteten ihn alle Parteien, ja das ganze Volk mit Ehnfucht. Allein, statt in dieser aufrichtigen Bewunderung die Belohnung seiner Thaten zu suchen, ließ N. sich in kalte Berechnung ein, auf welche Weise er den Nimbus, den seine Thaten um sich verbreitet hatten, erhöhen könnte; er ließ sich daher wenig öffentlich sehen u. trug, da er zum Mitgliebe des Instituts gewählt worden war, stets nur die Tracht desselben. Seine Stellung wurde jedoch kritisch; das Direktorium sah mit Eiferfucht die ungeheure Gewalt, die N. durch seine Thaten über das französische Volk erlangt hatte, u. trotz der äußern Einigkeit war ein entscheidender Bruch zwischen dem Direktorium u. dem ehrgeizigen General voranzusehen. Es übergab daher an N. den Oberbefehl über das an der nördlichen Küste gegen England bestimmte Heer; allein da die Expedition vielleicht nie ernstlich gemeint war, N. sich in der Ruhe unbehaglich, das Direktorium dagegen sich durch seine Anwesenheit gedrückt fühlte, so dachten beide Theile auf Mittel, aus dieser Stel-

lung zu kommen. Der abenteuerliche Zug nach Aegypten war die Folge dieser Verhältnisse. N. scheint die ersten Gedanken dieser Expedition gehabt, oder wenigstens sie schnell aufgefaßt u. ausgebildet zu haben. Das Direktorium nahm seine Vorschläge mit Begierde auf u. bewilligte Alles, was in seiner Macht stand u. das Unternehmen befördern konnte. Es ist hier nicht der Ort, weitläufige Untersuchungen über die Ursache dieses Zuges anzustellen; nur so viel scheint man immer mehr u. mehr einzusehen, daß derselbe mehr glänzend, als großartig, allen Regeln der Politik, der Gerechtigkeit u. der Kriegskunst entgegen war, u. nur die Tollkühnheit für sich hatte. Ohne Beherrscher des Meeres zu seyn, mit einem kleinen Heere, das sich durchstellen muß u. keinen Ersatz zu erwarten hat, Indien über Aegypten angreifen zu wollen, kann nur der groß nennen, der jedes Beginnen, ohne vernunftgemäße Berechnung der Mittel u. Kräfte, für etwas Außerordentliches hält. Außerdem verlor Frankreich in einem Augenblicke ein Heer u. die tüchtigsten Führer, wo ein Krieg an den eigenen Gränzen wahrscheinlich war, u. griff zugleich das türkische Reich, mit dem es doch seit Jahrhunderten befreundet gewesen war, an, ohne irgend von jener Macht verletzt worden zu seyn. So tadelnswürdig, ja wenig würdig dieses ganze Unternehmen für einen Mann ist, wie N., bei dem Kühnheit, Phantasie, Charakter u. Verstand sonst sich das Gleichgewicht so hielten, daß nicht leicht eine dieser Geisteskräfte zum Nachtheil der andern hervorragte, so sehr war die Ausführung selbst außerordentlich. Das größte Geheimniß wurde beobachtet; Niemand wußte, gegen wen die bedeutenden Rüstungen zu Lande u. zu Wasser gerichtet waren. Am 19. Mai 1798 gingen endlich 13 Linienfahrer, 14 Fregatten, 72 Corvetten u. 400 Transportschiffe von Toulon aus unter Segel, nachdem sie ein Heer von fast 40,000 Mann aufgenommen hatten. Die berühmtesten Generale hatten sich dem Zuge angeschlossen, ohne zu wissen, wohin er ging; auch war eine große Menge Gelehrte mitgenommen worden. Am 10. Juni erschien die Flotte vor Malta; diese fast unangreifbare Felsenfeste wurde N. nach kurzen Unterhandlungen von den Rittern, die sie 268 Jahre besessen hatten, schimpflich übergeben. Am 2. Juli landete N. in Aegypten, eroberte Alexandrien, Rosette, drängte Ibrahim Bey am 19. Juli zurück u. schlug den Murad Bey, Chef der Mamelucken, bei Embake den 21. Juli. Am 22. zog er in Cairo ein u. schlug am 26. Ibrahim Bey bei Salahie. Die englische Flotte, von Nelson befehligt, hatte, durch Sturmwind vertrieben, das Auslaufen der französischen Flotte aus Toulon nicht bemerkt, dann aber die Richtung ihres Laufes erfahren u. war ihr nachgefolgt. Diese hatte schon am 28. Juni, 2 Tage vor N., Alexandrien erreicht. Als Nelson dort die französische Flotte nicht fand, segelte er nach Candia und dann nach Sicilien und kehrte erst am 1. August von Alexandrien zurück und vernichtete die überlegene französische Flotte in der Bucht vor Abukir (s. d.) gänzlich. So war N. eigentlich Gefangener in seiner eigenen Eroberung; aber trotz des Verlustes seiner Flotte, trotz dem, daß die Pforte Frankreich den 12. Sept. den Krieg erklärte, verzweifelte N. nicht, sondern organisierte die eroberten Provinzen u. verfolgte seine errungenen Vortheile; so schlug Desair bei Sediman die neugesammelte Macht Murad Bey's am 7. October, u. hier, wie überall, überwand die französische Infanterie u. Artillerie jene Mamelucken, die als die vorzüglichsten Reiter bekannt waren. Ferner unterdrückte N. eine bedeutende Empörung in Cairo den 22. Oct. Von Syrien aus drohete der durch den Pascha von Acre verstärkte Ibrahim Bey mit neuem Anfall; N. zog daher, um ihm zuvorzukommen, mit 12,000 Mann nach Syrien, nahm den 20. Febr. El Aisch, den 25. Febr. Gaza, eroberte Jaffa den 6. März mit Sturm u. begann den 18. März die Belagerung von Acre; allein die Tapferkeit der Türken, die Unterstützung, die ihnen von den Engländern durch den Admiral Sidney Smith wurde, so wie die steten Anfälle feindlicher Schaaren u. die im Heere wüthende Pest, waren der Belagerung so entgegen, daß N. sie, trotz seines Sieges am Berge Tabor, den 15. April, am 21. Mai aufheben u. nach Cairo zurückkehren mußte, wo er nach bedeutendem Verluste den 24. Juni eintraf. Die Beschuldig-

gung, daß er, um sich der Kranken zu entledigen, sie in Jaffa habe vergiften lassen, ist durchaus nicht erwiesen. Vier Wochen nach der Rückkehr N.s landete ein türkisches Heer bei Abukir (s. d.), wurde aber am 26. Juli von N. vernichtet. Hiermit hören seine Thaten in Aegypten auf; das Unausführbare u. Abenteuerliche seines Unternehmens einsehend u. durch seinen Bruder Lucian von dem, was in Europa vorgefallen, genau unterrichtet, faßte er den Entschluß, nach Frankreich zurückzukehren u. die Armee von Aegypten ihrem Schicksale zu überlassen. Er schiffte heimlich ab, dem General Kleber den Befehl übertragend u. landete den 9. October 1799 glücklich im Meerbusen von Frejus. In seiner Abwesenheit waren große Dinge vorgefallen; Zwistigkeiten vielerlei Art hatten sich zwischen Frankreich u. Oesterreich erhoben, bis das Directorium den 6. März 1799 Oesterreich den Krieg erklärte; dieses siegte jedoch, von den Russen unterstützt, fast überall u. eroberte ganz Italien bis auf Genua. Das Erscheinen N.s wirkte in ganz Frankreich elektrisch u. seine Reise nach Paris glich einem Triumphzuge. In Paris angekommen, fühlte er sich bald stark genug, das ohnmächtige Directorium, das keine Partei für sich u. sich durch eine Menge falscher Maßregeln verhaßt gemacht hatte, zu bekämpfen. Wirklich gelang es ihm; der Widerstand des Rathes der 500, deren Präsident sein Bruder Lucian war, wurde durch dessen Geistesgegenwart u. durch Bajonnette, welche die Opposition vertrieb, den 9. November (18. Brumaire) 1799 überwunden u. am 10. November eine provisorische Verfassung bekannt gemacht, nach welcher an der Stelle des Directoriums eine Consular-Regierung errichtet ward, an deren Spitze N. als erster Consul, Sieyès u. Roger Ducos als zweite Consuln standen. Am 25. December wurde die neue Verfassung der Franzosen proklamirt u. trat sogleich in Wirkung, obgleich die Rätthe sie erst den 7. Februar bestätigten. N. blieb erster Consul, Cambacères u. Lebrun wurden zweite Consuln, alle drei nur auf 10 Jahre erwählt. In Belgien, Languedoc u. in der Vendée waren Unruhen ausgebrochen; aber alle wurden durch das Ansehen N.s gestillt. Die Royalisten, welche bereits verzweifelten, durch Umwälzungen den alten Herrscherstamm wieder zurückzuführen, suchten N. zu gewinnen. Allein er hatte für sich, nicht für die Bourbonen gearbeitet u. war weit entfernt, in ihre Pläne einzugehen. Er trug Ende 1799 England u. wahrscheinlich auch Oesterreich den Frieden an, der, da er von N. selbst nicht gewünscht wurde, auch nicht zu Stande kam. „Nun, so müssen wir den Frieden erobern,“ sprach endlich N. u. eilte im Mai 1800 nach Dijon, um eine Reservearmee zu bilden. Die Franzosen hatten 1799 zwar die Schweiz behauptet, allein Deutschland räumen müssen u. ganz Italien bis auf das Genuesische verloren, das auch nur durch die Anstrengungen Massena's behauptet ward. Auch dieser ward im April von den Oesterreichern unter Melas angegriffen u. auf Genua, das die Oesterreicher benannten, eingeschränkt. Melas war sogar bis zum Var vorgerückt; da ging N. in mehrern Colonnen, gleich Hannibal, über die Alpen u. zwar mit der Hauptmasse über den großen Bernhard, was bis dahin für unmöglich gehalten worden war. Die Truppen überwandten mit der größten Ausdauer alle Hindernisse u. wurden zuerst, nachdem sie die Hauptkämme des Gebirges überstiegen hatten, durch das Fort Bard, welches die Straße sperrt, aufgehalten. Die Franzosen vermochten nicht, diese von einem österreichischen Offiziere tapfer vertheidigte Feste zu nehmen, mußten sie mit den größten Mühseligkeiten umgehen u. eroberten dieses Fort erst im Juni. N. langte endlich in der italienischen Ebene an u. zog den 28. Juni in Mailand ein, wo er die Wiederherstellung der cisalpinischen Republik verkündete. Die Lage des österreichischen Heeres war sehr kritisch; denn es sah sich von seinen Verbindungen abgeschnitten; doch belebte die Einnahme von Genua (den 4. Juni) den Muth der Oesterreicher. Melas beschloß, eine Schlacht zu wagen, verführte N. durch eine falsche Nachricht zu einer Detachirung des Generals Desfairs u. griff ihn dann am 14. Juni bei Marengo (s. d.) an. Die Schlacht entschied sich zu Gunsten der Oesterreicher; Melas ritt, von der Tageslast ermüdet, nach Alessandria zurück; da traf der von N. zurückgerufene Desfairs mit seinem

abgesendeten Corps auf dem Schlachtfelde ein; die geschlagenen, aber nur schwach verfolgten Franzosen sammelten sich u. der Sieg war mit dem Tode des Generals Desaix erkämpft. Dieser Tag gewann den Franzosen ganz Oberitalien bis zum Oglio, das ihnen die Oesterreicher in dem Waffenstillstande von Alessandria den 16. Juni übergaben, um nur mit ihrem Heere nach Mantua abziehen zu dürfen. N. verließ schon am 24. Juni Mailand, gab den Oberbefehl an Massena u. eilte nach Paris, wo er wiederum vom Volke mit Enthusiasmus aufgenommen ward u. wo die Behörden sich beeiferten, ihm ihre Huldigungen darzubringen. Durch mehre Maßregeln, welche den Unordnungen im Innern steuerten, machte er sich schon diejenigen, die Nutzen daraus gezogen hatten, nicht zu Freunden; aber zahlreiche u. gefährliche Feinde hatte er in den Ultrarepublikanern u. den Royalisten: erstere, weil sie den Untergang der Republik voraussahen, letztere, weil sie sich in ihren Hoffnungen auf N. getäuscht fanden, indem er die an ihn erlassenen Auforderungen, Frankreich seinem angeborenen Herrscherstamme wieder zu geben, auf das Bestimmteste abwies. — Mehre Verschwörungen gegen Bonaparte wurden entdeckt; so verhaftete die Polizei den 9. October 1800 drei Republikaner, Arena, Terrachi u. Demerville, welche Bonaparte im Opernhause hatten erdöhlen wollen; sie wurden hingerichtet. Gefährlicher, als diese Verschwörung, war eine zweite, wo eine Höllemaschine den ersten Consul am 24. Dec., als er zum Theater fuhr, in die Luft sprengen sollte. Sein Glück entriß ihn dieser Gefahr. Die Höllemaschine sprang, tödtete u. verwundete 36 Menschen; aber der, den sie vernichten sollte, entging ihr. Auch diese That ward den Jakobinern Schuld gegeben. 8 Verdächtige wurden hingerichtet, 130 nach Guiana verwiesen; aber später ergab es sich, daß es ehemalige Chouans, St. Rengent, Carbon, Limorlan, gewesen waren, die mit Georg Caboudal in Verbindung standen; sie wurden am 21. April 1801 hingerichtet. Diese verunglückte Verschwörung befestigte die Macht Bonaparte's mehr u. mehr. Eine Consulargarde von 8000 Mann bewachte jetzt die Tuileries u. die ehemaligen königlichen Schlösser in der Nähe der Hauptstadt; eine zahlreiche Polizei verbreitete sich über ganz Frankreich, um allen Empörungen zuvorzukommen; auch ward die Nationalgarde durch eine Communalgarde ersetzt, die größtentheils aus gebienten Offizieren u. Soldaten bestand. Unterdessen hatten die Siege in Italien, vorzüglich aber der glückliche Feldzug Moreau's in Deutschland, den Oesterreichern friedliche Gesinnungen aufgebracht, die zum Lüneviller Frieden (s. d.) den 9. Februar 1801 führten. Die Nachricht von diesem Friedensschlusse, die am 12. Februar in Paris ankam, trieb das begeisterte Volk zu den Tuileries, wo tausend u. aber tausend Stimmen nicht der Republik, sondern dem ersten Consul ein Lebehoch brachten. Die eifrigsten Republikaner konnten der Macht u. dem Einflusse des Ruhmes nicht widerstehen u. alle beugten sich vor dem gewaltigen Helden, der sein Volk mit Ruhm bedeckte u. so seinen Stolz erhob; des in Aegypten geopfertem Heeres wurde kaum gedacht. Diesem Frieden folgte bald darauf der mit Neapel den 20. März, in welchem dieses nur Biombino u. seinen Antheil an Elba verlor; ferner das Concordat mit dem Papste, den 25. Juli, in welchem dieser Rom zurückkehrte; dann der Friede mit Portugal, den 29. Sept.; mit Rußland den 8. October. Im Anfange des Jahres 1802 ging N. nach Lyon, um von dort aus die Angelegenheiten der cisalpinischen Republik zu ordnen; da wählte diese, in eine italienische Republik verwandelt, den ersten Consul zu ihrem Präsidenten, am 28. Januar 1802. Der wichtige Friede von Amiens (s. d.) mit England, den 26. März 1802, in welchem Frankreich alle seine Colonien wiedererhielt, erhöhte den Ruhm des Consuls, wenn dieses noch möglich war. Am 25. Juni wurde ebenfalls mit der Türkei Friede geschlossen. Jetzt hatte Frankreich keinen Feind mehr zu bekriegen u. seit 10 Jahren erfreute es sich zum ersten Male des Friedens. Bonaparte, dem Frankreich ihn zu verdanken hatte, schien auch ernstlich daran zu denken, seinem Volke die Segnungen des Friedens genießen zu lassen; Entwürfe, dem Handel u. den Gewerben aufzuhelfen, Künste, Wissenschaften wieder erblühen zu lassen, wurden von ihm ge-

macht und zum Theile ausgeführt. Vor Allem aber war die Wiedereinführung des katholischen Cultus, so wie die Errichtung von Schulen von großer Wichtigkeit u. zeigte, daß die Umwälzung ausgetobt habe. Hätte N. in diesem Geiste fortgefahren, seine Kräfte u. seine Talente zum Glücke Frankreichs u. nicht bloß zur Befriedigung unersättlicher Ehrsucht benützt, so würde er das Außerordentliche geleistet haben u. nicht allein als einer der größten Feldherrn, sondern auch der größten Menschen, die die Geschichte kennt, bewundert worden seyn. Allein sein immer rastloser Geist strebte unaufhaltbar vorwärts, und der Thron wurde sein Ziel. Sehr richtig die Verhältnisse beurtheilend, sah er ein, daß er die Gemüther darauf vorbereiten müsse. Auf seine Veranlassung beschloß der Erhaltungssenat am 8. Mai die Verlängerung des Consulats auf neue 10 Jahr. N. nahm dieses unbedingt nicht an, sondern, auf die Günst des Volkes rechnend, das ihm so viel zu verdanken hatte, verlangte er, daß das Volk gefragt würde, u. dieses beantwortete die nun an dasselbe gerichtete Frage: „Soll N. lebenslänglicher Consul seyn?“ in den Abstimmungsregistern mit großer Stimmenmehrheit am 29. Juli mit „Ja“. Am 2. August fand die feierliche Bekanntmachung durch ein Senatsconsult statt, mit dem zugleich ein Zusatz zur Verfassung in Wirksamkeit trat, welche dem Consul fast königliche Gewalt gab. Um seiner Sache noch sicherer zu seyn, u. um überhaupt ein Mittel mehr zu haben, die Menge von sich abhängig zu machen, hatte N., noch während der Abstimmung, den Orden der Ehrenlegion den 19. Mai errichtet. Die Civilliste, die früher nur 500,000 Fr. betragen, wurde auf 3,000,000 Fr. erhöht, und N., dem außerdem alle Gelder der Republik zu Gebote standen, umgab sich mit allen Pompe u. der Etikette des Königthums. Die Sicherstellung seiner Macht im Innern wandte er aber nicht für das Wohl Frankreichs, sondern zur Vergrößerung seiner Gewalt im Auslande an. Er mischte sich daher in das Entschädigungsgeschäft in Deutschland ein, zog Parma am 9. October, Piemont am 11. September 1802 zu Frankreich, gab den 19. Februar 1803 der Schweiz eine andere Verfassung, machte sich zu ihrem Vermittler und ließ den 31. März Truppen in die batavische Republik einrücken. Diese, gegen die schwachen Nachbarstaaten verübte, Willkür konnte England nicht ertragen, u. da Frankreich sich beschwerte, daß England, gegen den Frieden von Amiens, Malta besetzt behalte, so wurden die Verhältnisse beider Staaten feindseliger, bis am 18. Mai England den Krieg an Frankreich erklärte. Ohne sich an den mit dem deutschen Reiche geschlossenen Frieden zu kehren, ließ N. den General Mortier in Hannover einrücken und eroberte dieses Land durch die Conventionen von Suhlingen den 3. Juni u. die von Artlenburg am 5. Juni. Die batavische Republik mußte auch den Krieg gegen Frankreich beginnen; ein Theil von Neapel (die Abruzzern) wurde am 25. Juni 1803 von Gouvion St. Cyr besetzt u. Spanien u. Portugal wurden gezwungen, ihre Neutralität zu verkaufen. Der Hauptschlag, den N. zu führen gedachte, war gegen England selbst; nicht allein, daß er am 20. Juni 1803 die Einfuhrung aller englischen Waaren in Frankreich verbot, welches Decret als der Anfang des Continentsystems (s. d.) betrachtet werden kann, so beschäftigte er sich auch mit unermesslichen Vorbereitungen zu einer Landung in England. Von Havre bis Ostende wurden in allen Häfen Zurüstungen dazu gemacht u. ein zahlreiches Heer sammelte sich an den Küsten, hauptsächlich bei Boulogne. Die Engländer trafen bedeutende Gegenanstalten, besetzten viele Punkte ihrer Küste u. stellten über 100,000 Mann auf. Ihre Flotten nahmen indessen die französischen Colonien St. Lucie, St. Peter, Mequelon, Tabago und die holländischen Colonien Demerary, Essequibo und Berbic. Trotz der unumschränkten Macht, die N. besaß, fand er dennoch viele Feinde in Frankreich, und am 13. Februar 1804 ward abermals eine Verschwörung gegen das Leben des ersten Consuls entdeckt. Pichegru u. Georg Coudal ic. waren nach Paris gekommen, um das Königthum wieder herzustellen. Moreau sollte sich an die Spitze dieses Unternehmens stellen; er verweigerte es, ohne die Verschwörer anzuklagen. Der Entwurf wurde entdeckt, und N. be-

nützte diese Verhältnisse, um Moreau, der ein strenger Republikaner und vom Volke u. der Armee geliebt war, zu einer freiwilligen Verbannung zu bestimmen. Bichégren starb im Gefängniß, vielleicht erdrosselt; Cadoudal u. Mitschuldige wurden am 25. Juni hingerichtet. Mit diesen Opfern begnügte sich Bonaparte nicht; ihm lag daran, die Bourbons u. ihre ganze Partei für immer zu schrecken, ihre Thatkraft zu lähmen, u. nur zu bald ersah er eine Gelegenheit dazu. Der junge Herzog von Enghien, Enkel des Prinzen von Condé, lebte zu Ettenheim in Baden; Bonaparte ließ ihn mit Gewalt am 15. März 1804, gegen alles Völkerrecht, nach Frankreich bringen, ihn der Verschwörung mit Bichégren beschuldigen u. nach einer kurzen Untersuchung den 21. März zu Vincennes erschießen. Dieses gemeine Verbrechen (denn nicht einmal wichtige politische Gründe geboten es), mußte der Welt zeigen, was sie von einem Manne zu erwarten hatte, der selbst den Mord als ein Mittel zu seinem Zwecke nicht verabscheute, und selbst den Gutmüthigsten die Augen über den Ehrgeiz N.s öffnen; aber in Frankreich ließ die Eitelkeit, daß Bonaparte die Franzosen zu Besiegern von Europa gemacht habe, solche Betrachtungen nicht zu; im Gegentheile fördernte diese That N.s Absichten, u. die eiteln ruhmfüchtigen Franzosen selbst eilten mit Ungebuld, ihre durch so viele Blutgräuel errungene Freiheit einem kühnen, glücklichen Soldaten zu opfern, der zum Danke sie zum Werkzeuge seiner ehrgeizigen Pläne machte und mit eiserner Hand beherrschte. N.s eifrigste Anhänger breiteten bald aus, daß sein Leben stets gefährdet seyn würde, so lange die Bourbons noch Hoffnung auf Wiederkehr hätten, und es wäre daher nothwendig, daß die Consul- oder noch besser die Kaisermwürde in dem Hause N.s erblich sei, wodurch das Schicksal des Staates nicht von dem Leben eines Einzelnen abhinge. Diesem Wunsche gemäß wurde im Senate der Antrag gemacht, die höchste Gewalt in N.s Familie erblich zu machen, und dieser den 27. März aufgefodert, sein angefangenes Werk zu vollenden. Am 25. April ersuchte der Consul den Senat, seine Wünsche deutlicher auszusprechen; dem kam jedoch das Tribunal zuvor, indem dort am 30. April 1804 durch Curée der Antrag gemacht wurde, die Regierung einem Kaiser anzuvertrauen und diese Würde der Familie N.s zu übertragen. Alle Glieder stimmten ein, nur Carnot trat kräftig, aber vergebens, dagegen auf. Schon am 4. Mai trat der Senat diesem Beschlusse bei, und am 18. Mai erfolgte unter Cambacères Vorsitz der organische Senatsbeschluß, der die Kaisermwürde u. die Erblichkeit derselben in N.'s Familie aussprach. N. nahm die Würde an, nur verlangend, daß das Volk über die Frage der Erblichkeit erst entscheiden sollte. Am 20. Mai wurde N. zum Kaiser der Franzosen unter lautem Jubel der Menge ausgerufen u. hiemit beginnt ein neuer Act seines Lebens. Am 2. Dec. 1804 wurde er in Notre Dame von Pius VII., der eigens hiezu von Rom berufen worden, feierlich gekrönt. Oesterreich u. Rußland, Preußen, Spanien u. Dänemark erkannten alsbald den neuen Kaiser an, England u. Schweden dagegen nicht. Da eine cisalpinische Republik keinen Sinn mehr hatte, so ernannte sich N. zum Könige von Italien (März 1805). Den einzigen Feind England sollte eine Flotte u. ein Lager von 200,000 Mann bei Boulogne demüthigen, aber die Schlacht bei Trafalgar (21. Oct.) änderte N.s Plan: statt gegen England, führte er gegen das mit England verbundene Oesterreich u. Rußland Krieg. In weniger als 6 Wochen erschien er an den Ufern der Donau, veranlaßte hiedurch Maßs Capitulation bei Ulm, und hielt am 11. Nov. 1805 seinen Einzug in Wien. Auf den Ebenen von Austerlitz (2. Dec.) siegte die Taktik N.s über die verbündeten Kaiser und es erfolgte der Friede von Pressburg (26. Dec.), der ihn als König von Italien, Herrn von Venedig, Toscana, Parma, Piacenza und Genua anerkannte. Preußen trat das Großherzogthum Berg ab, welches N. Murat schenkte, und gegen Hannover die Markgrafschaft Anspach, welche er Bayern zuertheilte, indem er sich zugleich die bayerische Königsfamilie durch Verheirathung seines Adoptivsohns Eugen Beauharnais mit einer bayerischen Prinzessin verband. Neue Dynastien, neue Könige entstanden auf sein Geheiß; die Kurfürsten von Bayern

u. Sachsen wurden in Könige verwandelt; die Krone von Neapel an seinen Bruder Joseph, die von Holland an Louis, u. die westphälische an Jerome vergeben, nur der Republikaner Lucian lehnte jedes Geschenk der Art ab. Am 12. Juli 1806 ward zu Paris der berichtigte Rheinbund geschlossen, wodurch N. an Oesterreichs Stelle die Obmacht in Deutschland erlangte; aber schon im folgenden September hatte er durch sein Verfahren gegen Hannover Preußen zum Widerstande der Verzeufelung gereizt. Die Schlacht bei Jena (14. Oct. 1806) entschied gegen Preußen u. hatte unseligere Folgen, als die Niederlage selbst. Eine Art moralische Lähmung folgte: starke Pläge, mit Mannschaft reichlich versehen, öffneten auf die erste Aufforderung ihre Thore; ganze Heere ergaben sich ohne Schwerdtschlag. In weniger als vier Wochen waren die preussischen Staaten besetzt und die preussische Königsfamilie mußte den persönlichen Feind u. Eroberer im eigenen Schlosse bedienen. Allgewaltig herrschte jetzt N. über das civilisirte Europa; das freheitsstolze England allein beugte sich nicht; das Berliner Dekret, mit seiner Abbrechung alles Handels mit diesem hartnäckigen Feinde, sollte Unterwerfung erzwingen, führte aber endlich zur Zerstörung der Macht, die es dictirt hatte. Der anstrengende Feldzug gegen die Russen mit den Schlachten von Pultusk, Gila u. Friedland, endete mit dem Frieden von Tilsit (7. Juli 1807) u. vervollständigte die Continentalsperrre gegen England. N. richtete zunächst sein Augenmerk auf Spanien u. beschied den König u. dessen Sohn Ferdinand nach Bayonne, um ihre Familienzwiste zu beseitigen. Der Erfolg war die Abdankung Karls IV. u. die gezwungene Verzichtleistung Ferdinands, der verrätherischer Weise unter einem Vorwande zum Gefangenen gemacht wurde, welcher, wenn allgemein gültig, aller nationalen Unabhängigkeit ein Ende machen mußte, den man aber bei N. schändlich nannte, später jedoch selbst befolgte. Ein Heer von 80,000 Mann bemeisterte sich aller spanischen Pläge; der Besitznahme von Madrid folgte die Aufhebung aller Klöster u. die Erklärung (25. Oct. 1808), daß er mit Hülfe Gottes seinen Bruder zum Könige von Spanien krönen und die französischen Adler auf Lissabons Thürmen aufpflanzen wolle. Dennoch widerstanden die Spanier hartnäckig, wenn auch nicht geschickt, u. N. kehrte, indem er die Verfolgung der englischen Armee unter Sir John Moore dem Marschall Soult überließ, nach Paris zurück. Der nächste Gewaltschritt des Kaisers war, dem Papste die Provinzen Urbino, Macerata u. Ancona zu entreißen, weil er England den Krieg nicht erklären wollte, u. endlich (17. Mai 1809) die ganze weltliche Herrschaft zu nehmen u. Rom zu einer kaiserlichen Freistadt zu ernennen. Ermuthigt durch die Beschäftigung einer großen französischen Armee in Spanien, wagte Oesterreich am 6. April zum dritten Male den Krieg gegen Frankreich. Am 16. April verließ N. Paris u. zog am 10. Mai über die Schlachtfelder von Landskron, Eckmühl, Regensburg u. Ratismarkt in Wien ein. Zwar warf ihn die blutige u. entscheidende Schlacht bei Esslingen (21. Mai) auf die Insel Lobau zurück, aber der vollständige Sieg krönte ihn bei Wagram (5. u. 6. Juli) u. hatte einen Waffenstillstand (12. Juli) und am 14. Oct. den Frieden von Wien zur Folge, worin geheim die Vermählung N.s mit einer österreichischen Kaiserstochter ausbedungen wurde. Die Ehe mit Josephine ward aus sogenannten Staatsgründen für nichtig erklärt u. am 2. April 1810 führte N. die Erzherzogin Marie Louise (s. d.) heim. Bald nach seiner Vermählung vereinigte er alle Lande auf dem linken Rheinufer mit Frankreich u. am 13. December auch Holland, Hamburg, Lübeck, Bremen und einen Theil Westphalens. Gleich, als sollten alle seine Wünsche befriedigt werden, ward ihm am 20. März 1811 ein Sohn geboren, den er N. François Charles Joseph taufen ließ u. zum Könige von Rom ernannte. Von der üblen Stimmung Rußlands unterrichtet, begann er gegen Ende des Jahres 1811 jene gewaltigen Rüstungen, welche den Kern der größten disciplinirten und waffenkundigen Soldatenmasse bildeten, die je unter Eines Oberbefehl in derselben Richtung sich bewegte. Am 9. Mai 1812 verließ der Kaiser Paris, hielt am 17. in Dresden Hof, inmitten des Kaisers von Oesterreich, der Könige u. Fürsten Europa's u. begann am 22. Juni

den Feldzug mit der Proclamation, worin er erklärte: „Sein Geschick sei der Erfüllung nahe.“ Am 28. Juni zog er in Wilna ein, wo er eine provisorische Regierung errichtete, während er den polnischen Reichstag nach Warschau berief. Inzwischen setzte die französische Armee ihren Marsch fort u. überschritt vom 23. bis 25. Juni den Niemen, während die Russen zurückwichen u. sich damit begnügten, das Land zu verwüsten. Unerbrochen drang das französische Heer vorwärts, errang unter dem Auge des Kaisers den blutigen Sieg von Borodino (s. Moskwa) 7. Sept. u. zog am 14. in das verlassene u. brennende Moskau ein. 35 Tage blieb es, jeglicher Entbehrung ausgesetzt, in den Ruinen der alten Hauptstadt, als es den Rückzug antreten mußte u. unter namenlosem Jammer eine Beute des Hungers, der Kälte u. des Schwertes ward. N. verließ die Opfer seines Ehrgeizes, war am 10. Dec. in Warschau, u. kam am 18., zugleich mit dem Bulletin seiner Niederlage, in Paris an. Aber schon im nächsten Monate hob er wieder eine Armee von 350,000 M. aus, womit er den nun vereinigten Streitkräften Rußlands u. Preußens begegnete. Schon am 2. Mai 1813 warf er sie bei Lützen zurück, schlug sie bei Bautzen, mußte aber, als sich die Friedensverhandlungen zerschlugen, sehen, wie Oesterreich sich seinen Gegnern anschloß. N. versuchte jetzt Berlin zu erreichen, während die Verbündeten sich um die Besetzung Dresdens bemühten. Die Schlacht bei Dresden vereitelte zwar diesen Plan, aber das Kriegsglück wogte hin u. her, bis die Schlacht bei Leipzig (16. — 19. October) den Krieg in Deutschland entschied. Den siegreichen Russen, Preußen u. Oesterreichern schlossen sich die Sachsen, Bayern, Württemberger, kurz alle deutschen Fürsten an. Unterdeß betrieb N. eine neue Truppenaushebung von 300,000 Mann, an deren Spitze er sich am 26. Januar 1814 stellen konnte. Die Verbündeten hatten den Rhein überschritten u. die Schlachten von St. Dizier, Brienne, Champ-Aubert u. Montmirail wurden mit abwechselndem Glück gekämpft, bis die russische Vorhut herbeikam u. N. anderseits beschäftigte. Die blutigen Gefechte von Montereau u. Nogent folgten, in welchen die Allirten harte Verluste erlitten u. sich auf Troyes zurückziehen mußten. Man bot im Bunde mit England Frieden von Chatillon aus an (15. März). N. wies die Bedingungen ab u. suchte der verbündeten Armee in den Rücken zu gelangen, um Paris zu retten. Ein aufgefangener Brief verräth den Plan u. man drängte vorwärts. Der Angriff auf die Höhen von Chaumont (30. März) mißlang zwar, aber die große Armee der Verbündeten operirte auf so vielen Punkten, daß die Franzosen unter die Mauern von Paris geworfen wurden u. Marschall Marmont die Stadt übergab. N. befehligte 50,000 Mann bei Fontainebleau, nahm aber die Unterhandlungen an, welche ihm, mit dem Titel Kaiser u. einem Jahresgehälter von 2 Millionen Franken, die Souveränität von Elba einräumten. Am 20. April 1814 reiste er nach dieser Insel ab; aber schon im nächsten Jahre schien ihm die Stimmung Frankreichs so günstig, daß er am 25. Februar mit etwa 1200 Mann sein Fürstenthum verließ u. am 1. Mai im Golf von Juan in der Provence landete. Eine Proclamation verkündete seine Absicht, sich die Krone wieder aufzusetzen, welche ihm „Verrath geraubt,“ in Grenoble empfing ihn der Commandant Labedoyère u. 2 Tage später Lyon, wo er die Aufhebung des Adels u. die Verbannung der Bourbons decretirte, u. am 20. Mai Paris, wo sich die Marschälle Ney u. die Generale Drouet, Lallemand, Lefebvre ihm anschlossen. Bei der Eröffnung der Deputirtenkammer (7. Juni) sprach er von einer constitutionellen Monarchie, aber die Rüstungen der Allirten riefen ihn schon am 12. ins Feldlager. Das Glück lächelte ihm bei Fleurus u. Ligny; doch englische Standhaftigkeit unter Wellington u. die zeitige Ankunft der Preußen unter Blücher vernichteten sein Heer in der denkwürdigen Schlacht von Waterloo (18. Juni). Der Zauber seines Namens war völlig gelöst, u. selbst von seinen Freunden zur Abdankung bestimmt, that er diesen Schritt endlich zu Gunsten seines Sohnes (22. Juni). Entschlossen, sich von Rochefort aus nach Amerika einzuschiffen, begab er sich am 15. Juli an Bord des englischen Kriegsschiffs Bellerophon (Capitän Maitland) um in England zu landen. Die Allirten wiesen ihm die Insel St. Helena im atlant-

tischen Ocean, wo er am 13. October ankam, zum Aufenthaltsorte u. Sir Hudson Lowe (s. d.) zum Wächter an. Der Rest seines Lebens bietet fast nur noch eine Krankengeschichte dar, unterbrochen von Gesprächen mit seinen wenigen Getreuen u. literarischen Beschäftigungen. Die geistige Erschütterung, verbunden mit dem ungefunten Klima, machte seine Krankheit tödtlich. Sechs Wochen lange ertrug er standhaft die heftigsten Schmerzen u. starb den 5. Mai 1821 am Magenkrebse, demselben Uebel, das auch seinem Vater den Tod gebracht hatte. N.s Asche wurde, nachdem sie 19 Jahre auf St. Helena geruht hatte, im J. 1840, laut Beschluß der französischen Deputirtenkammer u. mit Bewilligung Englands, durch den Prinzen von Joinville, dritten Sohn Ludwig Philipps, nach Frankreich zurückgebracht u. im Dome der Invaliden zu Paris feierlich beigesetzt, wo ein großartiges Monument sie aufnimmt. — Die hervorstechendsten Züge in N.s Charakter waren: Entschlossenheit, Selbstvertrauen, Energie u. schnelles Handeln: lauter Eigenschaften eines trefflichen Soldaten, die sich aber bei ihm mit einer Klarheit des Verstandes u. einer Gewandtheit, physische Erfolge zu berechnen, verbanden, welche zu Unternehmungen anfeuern u. deren Gelingen sichern. Als Krieger stellt ihn seine Erfindungsgabe unter die ersten Genies. Er erfand eine neue Art, Krieg zu führen, gegründet auf eine wissenschaftliche u. reizend schnelle Bewegung großer Massen, die ihm so lange den Sieg verschaffen mußte, bis auch seine Gegner in ihren häufigen Niederlagen das Geheimniß des Sieges fanden. Was dagegen seinen sittlichen Charakter betrifft, so leitete ihn die gemeine Selbstsucht des Ehrgeizes u., gleich den meisten glücklichen Kriegern, blendete u. zog ihn mehr der Herrscher-, als jener höhere Ruhm an, der Männer, wie Washington u. Kosziusko, mit so freundlich-mildem Glanze umstrahlt. — N. war von mittlerer Statur, hatte ein äußerst einnehmendes Gesicht u. war im Gespräche u. Benehmen anziehend, ungezwungen u. lebhaft, obgleich er sich auch nicht selten barsch u. höchst reizbar zeigte. — Die über ihn erschienene Literatur in fast allen Sprachen ist Legion, u. auch nur das allerwichtigste anzuführen, würde den uns vergönnten Raum höchst zwecklos anfüllen.

Napoleon II., s. Reichstadt, Herzog von.

Napoli di Romania, s. Nauplia.

Narbe heißt 1) das sichtbare Merkmal einer früheren Verletzung, sei es durch einen Schuß, Hieb, Stich oder eine andere Ursache. — 2) Kennt man so jene kleinen, erhabenen, nach allen Seiten sichtbaren Punkte auf der Haarseite der Felle u. Häute an jenen Stellen, wo früher die Haare gestanden haben. — 3) In manchen Gegenden von Deutschland ist N. eine Art Schließzeug, welches in Etwas eingedrückt oder eingeschraubt, oder an Etwas angelegt wird, um dasselbe mittelst Umdrehens dieses Schließzeugs zu versperren, auch Anlage genannt.

Narbonne, altmodisch gebaute Stadt in Frankreich, im Departement Aude, in einer schönen Ebene, mit 12,000 Einwohnern, 2½ Meilen vom Golf von Lion im atlantischen Ocean, der durch den Robine-Canal vermittelt des Canal-du-Midi u. des Hafens von la-Nouvelle mit dem mittelländischen Meer in Verbindung steht, hat ein Civil- u. ein Handelstribunal, archäologische Gesellschaft, Brantweinbrennereien, Fabriken für Vert-de-Gris, Töpferwaaren, Ziegel, Gerberei, Handel mit Weinen, Salz, Salpeter, vorzüglich Honig. Der Canal von N. hat drei Abtheilungen; vom Beginne des Canal du Midi bei Truillas bis zum Audefluß (1½ L.); ein Theil des Aude (389 Meter 68 Cent.), u. der Robine-Canal (8 L.) bis zum Hafen la-Nouvelle. — N. ist ein uralter Ort; schon 118 v. Chr. führten die Römer eine Colonie (Atacinarum et Decimanorum colonia) hieher u. nannten sie nachher Martius Narbo; es erhielt auch später den Beinamen Julia Paterna. N. galt als wichtiger Gränzplatz gegen die Vasconen u. gab einer eigenen Provinz, Narbonensis prima, den Namen; Theater, Paläste, Capitol u. viele andere öffentliche Gebäude waren hier errichtet. 412 ward es von den Westgothen erobert, aber von Aetius wieder genommen; 435 von den Westgothen vergebens belagert. Hier 551 Sieg des Westgothenkönigs Alarich über Chilperbert, König der Franken.

In N. ward auch noch Witimer, Anhänger des empörten Feldherrn Paulus, von einem Heere des Westgothenkönigs Wamba belagert, die Stadt erfürmt u. Witimer gefangen. 719 eroberten es die Sarazenen u. machten es zu ihrem Hauptwaffenplatz. 738 belagerte Karl Martell vergebens N.; erst 759 nahm es ihnen Pipin, König der Franken dadurch, daß sich die christlichen Einwohner während der Belagerung empörten u. die Sarazenen niederhieben, wieder ab. Dann war es im Besitze der Grafen von Toulouse, die den Titel Herzoge von N. eine Zeit lange führten. N. wurde nun eine Besizung der Markgrafen von Septimanie, die es durch adelige Vidames oder Viguiers verwalten ließen. Diese Würde wurde 1080 erblich. Berengar du Pelet nannte sich Vicomte von N. Doch verkaufte der letzte Vicomte N. an Gaston IV. u. dessen Enkel, Gaston von Foix, vertauschte es für das Herzogthum Nemours 1507 an König Ludwig XII.

Narcisse (Narcissus), eine Blume aus der Familie der Liliaceen, mit 6blättriger Krone u. im Innern einer aufrecht stehenden Nebentrone. Cultivirt werden die gelbe N. (*N. pseudo-narcissus*) u. die weiße (*N. poeticus*); Farbe u. Geruch sind bei beiden vorzüglich. Letztere blüht im Mai, jene im April. Sie lieben ziemliche Feuchtigkeith u. werden aus Zwiebeln, die man erst nach 3 Jahren zu wechseln nöthig hat, gezogen.

Narcissus, Sohn des Flusgottes Kephissos u. der Nymphe Liriope, war eben so schön, als kaltstinnig, was seine Mutter um seine Zukunft besorgt machte, daher sie den Seher Tiresias frug u. von diesem die Antwort erhielt: N. würde lange leben, wenn er sich nicht selbst kennen lernte. Dieß räthselhafte Orakel wußte Niemand zu lösen; endlich entwickelte sich die verborgene Deutung. Durstig von der Jagd heimkehrend, beugte er sich über einen klaren Quell, sah darin sein klares Bild u. entbrannte aufs heftigste in Liebe zu demselben, es, nach Ovids schöner Schilderung, nicht für ein Phantom, sondern für einen wirklichen Gegenstand haltend, bis er an seinen Waffen u. seiner Kleidung sich selbst erkannte u. sich nun in unfruchtbarem Grame u. thörichter Liebe verzehrte, wie einst aus Liebe zu ihm sich die holdeste der Nymphen, Echo, verzehrt hatte, so daß von ihr Nichts als die Stimme übrig blieb. N. ward von den Göttern in die Blume seines Namens verwandelt, deren geneigtes Haupt sich noch gerne im klaren Quell bespiegelt.

Narcissus, der Heilige, Bischof zu Jerusalem, geboren gegen Ende des ersten Jahrhunderts, war ungefähr 24 Jahre alt, als er auf den Bischofsitz von Jerusalem erhoben wurde u. war der dritte Bischof dieser Stadt. Im Jahre 195 hatte er mit Theophilus von Cäsarea in Palästina den Vorsitz auf einem Concilium, welches man wegen der Osterfeier hielt u. worin entschieden wurde, daß dieses Fest alle Zeit an einem Sonntage u. nie auf den Tag, wo es bei den Juden gebräuchlich war, gefeiert werden sollte. Eusebius meldet, daß noch zu seiner Zeit mehre Wunder, die der heilige Bischof gewirkt, im Andenken gewesen. Unter anderem erzählt er, daß, als einst das Del für die Lampen der Kirchen mangelte, N. diejenigen, welche die Lampen zu besorgen hatten, aus dem benachbarten Brunnen Wasser herbeiholen hieß. Man stellte ihm dieses vor u. er betete darüber, dann befahl er die Lampen mit demselben anzufüllen. Augenblicklich sah man das Wasser in Del sich wandeln, zum Staunen der ganzen versammelten Menge. Zur Zeit des Eusebius bewahrte man noch von diesem wunderbaren Oele. Indes konnte die allgemeine Verehrung der Gläubigen von Jerusalem den heiligen Bischof nicht gegen die Bosheit der Schlechten schützen. Drei verruchte Menschen, die seinen Eifer nicht ertragen konnten, klagten ihn eines schändlichen Verbrechens an, das Eusebius nicht nennt, u. bekräftigten ihre Verläumdungen durch Schwüre u. schreckliche Verwünschungen. Der Eine sagte, er wolle durchs Feuer zu Grunde gehen; der Andere, er wolle sein Gesicht verlieren, wenn die Aussage nicht wahr sei. Bald aber kam über sie die göttliche Rache. In dem Hause des Ersteren brach zur nächtlichen Zeit Feuer aus u. er ging mit seiner

ganzen Familie in den Flammen zu Grunde. Der Zweite ward ganz mit dem Aussaße bedeckt; der Dritte, durch diese schrecklichen Beispiele in Furcht gesetzt, entdeckte die Verläumdung u. beweinte sein Verbrechen mit so häufigen u. unaufhörlichen Thränen, daß er noch vor seinem Tode das Gesicht verlor. Obgleich diese Verläumdung nirgends Eingang gefunden hatte, schien doch N. schmerzlich dadurch ergriffen; wenigstens diente es ihm zum Vorwande, sich, wie er schon lange gewünscht hatte, in die Einsamkeit zurückzuziehen. Er verschwand plötzlich, u. da es unmöglich war, ihn aufzufinden, gab man ihm Dio zum Nachfolger. Der neue Bischof lebte nicht lange, sowie auch Germanion u. Gordius, die nach einander den bischöflichen Stuhl bestiegen. Nach dem Tode des letzteren erschien auf einmal N., wie aus dem Grabe erstanden. Die Gläubigen, vor Freude außer sich, ihren alten Hirten wieder zu sehen, dessen verläumdete Unschuld so sichtbar gerächt worden war, beschwuren ihn, die Leitung seiner Diözese wieder zu übernehmen. N. ergab sich endlich auf ihre zudringlichen Bitten. Da er sich aber durch die Gebrechen des Greisenalters schon sehr geschwächt fühlte, nahm er den heiligen Alexander zu seinem Mitgehülften. Dieß konnte nach den Kirchensatzungen auch nur da eintreten, wo ein Bischof nicht mehr im Stande war, seine Amtsverrichtungen zu erfüllen, sei es aus Altersschwäche, oder wegen anhaltender Kränklichkeit oder wegen eines anderen derartigen Hindernisses. Der heil. N. fuhr indessen fort, so viel an ihm war, segensreich auf seine Untergebenen zu wirken durch Ermahnungen zum Frieden u. zur Einigkeit. Dieß erfahren wir selbst von dem heiligen Alexander in seinem Briefe an die Arsinoiten. Darin wird auch gesagt, daß unser Heiliger damals an 116 Jahre alt war. Sein Name steht an diesem Tage im römischen Martyrologium.

Nardini, Pietro, einer der größten Violinisten des vorigen Jahrhunderts, geboren zu Livorno 1725, bildete sich in Padua bei Tartini, trat 1762 in die herzoglich württembergische Hofkapelle, hielt sich hierauf zu Livorno, seit 1770 aber als Kammermusikus u. erster Violinist zu Florenz auf, wo er 1793 starb. Seine im Stiche herausgekommenen Compositionen bestehen in Concerten, Quartetten, Soli's u. für die Violine u. in Trio's für die Flöte.

Narkotica, heißen solche Arzneistoffe, welche eine eigenthümliche, betäubende Wirkung auf das Gehirn, Rückenmark u. das ganze Nervensystem äußern, mithin im Stande sind, eine übermäßig erhöhte Reizbarkeit des Nervensystemes zu beschwichtigen. Ihre Wirkung ist, je nach der Größe der Gabe, verschieden; bald bloß beruhigend, schmerzstillend, krampfstillend, bald betäubend, einen rauschähnlichen Zustand herbeiführend, schlafmachend, bald endlich, nach sehr großen Gaben, rasch lähmend, vergiftend, tödtend. Sie sind äußerst wichtig, namentlich die am heftigsten, aber auch zugleich am heilbringendsten wirkenden; sie entscheiden in lebensgefährlichen Krankheiten, schnell u. sicher beruhigend bei qualvollen Schmerzen u. besorglichen krankhaften Leiden, wo schnelle Linderung dringend erfordert wird; sie sind aber auch, in großen Gaben angewendet, tödtliche Gifte. Die wichtigsten sind: Opium, Tollkirsche, Bilsenkraut, Brechnuß, Schierling, Stechapfel, Gifflattig, Safran, rother Fingerhut, Blausäure u. a. m.

Narrheit, ist ein auf etwas Besonderes gerichtetes Streben, wodurch eigentlich und absichtlich keine höhere Pflicht verletzt, auch Niemand mit Willen Schaden zugefügt wird, dessen Angehörigkeit aber auch schon von einem gewöhnlichen Verstande eingesehen wird. Die N. unterliegt dem Tadel; aber weil sie Niemand mit Willen schadet, so erregt sie im Allgemeinen weniger Indignation, als vielmehr Spott u. Lachen. Indessen findet doch öfters ein Benehmen oder eine Handlung, die von der Mehrzahl als N. erklärt wird, Billiger u. Nachahmer, u. auf diese Wahrnehmung gründet sich das Sprichwort: daß Ein Narr zehn macht. Unendlich sind die Richtungen, in denen sich die Menschen, wenn sie solche einseitig verfolgen, im Leben Anderen als Narren zum Besten geben, so wenig sich auch dieß Jeder leicht eingesteht u. so sehr es ein Ehrenpunkt im conventionellen Leben ist, bei Anderen nicht dafür zu gelten. Eine Menge mit Narr

zusammengesetzte Wörter, wie Bücher-, Mode-, Buß-, Weiber-, Kinder-, Blumen- u. a. haben hiernach ihre Entstehung erhalten.

Narrenfeste, waren eine Art kirchlicher Feste, die im Mittelalter, besonders in Spanien, in der Zeit um Weihnachten u. Neujahr gefeiert wurden. Die unteren Kirchendiener wählten dabei einen aus ihrer Mitte zum Abt oder Bischof, der dann alle gottesdienstlichen Handlungen unter den lächerlichsten Formalitäten u. Possen verrichtete, dem Volke den Segen in unsinnigen Formeln ertheilte u. dergl. mehr. An Auschweifungen aller Art fehlte es dabei natürlich auch nicht. Ihre Abschaffung erfolgte in Frankreich erst 1552.

Narrenschiff, s. Brandt, Sebastian.

Narses, ein Eunuch, aus Persien gebürtig, Anfangs Schatzmeister am Hofe des römischen Kaisers Justinian, schwang sich durch Muth, Tapferkeit u. Klugheit zu den höchsten militärischen Würden u. wurde unter dem genannten Kaiser Befehlshaber der römischen Armeen. In seinem kleinen schwächlichen Körper wohnte eine Heldenkraft, die jeder Gefahr trotzte. Er schlug 552 nach Chr. die Gothen in Italien in 2 Feldschlachten u. bezwang sie 554 völlig, wodurch das ostgothische Reich in Italien zu Grunde ging. Italien ward nun wieder römische Provinz u. Ravenna der Sitz des kaiserlichen Erarchen, der wieder seine Duces unter sich hatte. N. war der erste Erarch zu Ravenna u. stand der Verwaltung Italiens mit Einsicht und Strenge über 15 Jahre vor. Doch mußte er unter der folgenden Regierung seine Stelle niederlegen, worauf er bald nachher zu Rom starb.

Narvaez, s. Valencia, Herzog von.

Narwa, stark befestigte Kreisstadt im russischen Gouvernement St. Petersburg, unweit der Mündung der Narowa in den finnischen Meerbusen, besteht aus der Altstadt und Neustadt, die beide von den Festungswerken eingeschlossen sind, hat ein großes Arsenal, Rathhaus, Börse, Hafen u. gegen 6000 Einwohner (Deutsche u. Russen), welche starke Fischerei, Nagelschmieden, Sägemühlen und starken Handel mit Holz, Hanf, Flachs, geräucherten Lachsen ic. betreiben. — N. wurde im Jahre 1213 von König Waldemar II. von Dänemark gegründet. 1553 eroberte es der Großfürst Iwan Wasiljewitsch von Moskau u. 1581 wurde es von den Schweden, nachdem sie es 1579 vergeblich belagert hatten, unter de la Gardie genommen. 1561 entdeckte Heinrich Lax über N. den Weg nach Moskau u. dem innern Rußland, wodurch die Stadt an Reichthum bedeutend zunahm. 1599 schlug General Horn hier einen Angriff der Russen ab; 1658 belagerte es der Czar Alexei. Am 30. November 1700 vollständiger Sieg des 8200 Mann starken schwedischen Heeres unter Karl XII. über 80,000 Russen unter dem Herzoge von Groy. 1704 eroberte Peter der Große die Stadt mit Sturm wieder; die von da an im ununterbrochenen Besitze Rußlands verblieb.

Nasairier, s. Kossairier.

Nasal oder **Nasat** heißt ein Orgelregister, gleichsam mit näselndem Tone, auch Gemshorn genannt. — **Nasalton**, ein Gesangston, in so fern er allzu merklich durch die Nasenhöhlen gebildet wird.

Nase (nusus) nennt man den, dem Menschen eigenthümlichen, hervorspringenden, unter der Stirne, über den Lippen u. zwischen den Augenhöhlen u. Backen befindlichen — äußere Nase — u. die Nasenhöhlen — innere Nase — begrenzenden Theil des Gesichts. Nach ihrem Baue gleicht sie einer dreieckigen Pyramide, variiert aber hierin, wie in Umfang u. Richtung, nach Lebensalter, Race u. Individualität. An der äußeren N. unterscheidet man: die N.=Wurzel, die beiden Seitenwände, den N.=Rücken, die N.=Spitze, die N.=Flügel, die N.=Löcher u. die N.=Scheidewand. Ihr oberer Theil hat eine knöcherne Grundlage, bestehend aus den, unter dem N.=theile des Stirnbeins u. zwischen den beiden Nebensfortsätzen der Oberkiefer gelagerten, an diese u. unten an die, dem untern Theile derselben zur Grundlage dienenden, N.= u. N.=Flügelknorpel gehefteten, viereckigen u. platten N.n.=Beinen. Die vornen u. nach außen im Gesichte durch die vorderen N.n.=Öffnungen weit nach hinten u.

innen in die Rachenhöhle durch die hinteren N. = Oeffnungen oder Choanen enge geöffneten, auf der Mittellinie durch die, vorn mittelst des Scheidewandknorpels, hinten mittelst zweier Knochenplatten, der Flügschar und des senkrechten Blattes des Kiechbeins, gebildete Scheidewand von einander geschiedenen Höhlen stehen mit mehreren kleineren oder Nebenhöhlen in Verbindung. Umkleidet ist die N. auf ihrer Außenseite von der Knochen- und Knorpelhaut, worauf die N. = Muskeln lagern, über welchen die äußere Haut ausgebreitet ist, die sich an den N. = Löchern nach innen umschlägt, dort mit der, über die innere Bein- u. Knorpelhaut gezogenen, vorn mit Haaren besetzten u. mit Schleimdrüsen versehenen, Gefäß- und nervenreichen Schleim- oder Kiechhaut (Schneidverse Haut) verbindet, welche letztere sich an den äußeren N. = Oeffnungen in den dort ausmündenden Thränenkanal, nach hinten durch die inneren N. = Oeffnungen in den Rachen u. die verschiedenen Nebenhöhlen u. Anhänge fortsetzt. Die Bestimmung der N. ist die Vermittelung der Geruchsempfindung. Diese geschieht durch das Inberührungtreten gewisser, aus den Körpern ausströmender u. beim Athemholen in die N. gezogener äußerst feiner Theilchen mit den in der Kiechhaut verzweigten Nerven. Der von dieser Haut abgesonderte Schleim hilft die Einwirkung der Gerüche in so weit vermitteln, als er dieselbe anzieht, festhält u. dadurch mit den empfindenden Nerven in Berührung bringt, während die auf derselben befindenden Härchen dessen steten Abfluß hemmen u. das Eindringen von Insekten hindern. Außerdem hat die N. noch die Funktion eines Athmungswerkzeuges, indem sie nämlich dazu dient, mehr Luft den Lungen zuzuführen u. das Athmen, selbst bei geschlossenem Munde, möglich zu machen, die allzu kalte Luft vor ihrem Eintritte in die Luftröhre etwas zu erwärmen, sowie die in der Lunge befindliche Luft austreten zu lassen, das Sprechen zu unterstützen u. den Abfluß der Thränen zu vermitteln. Als Geruchsorgan hat die N. den Nutzen, uns über die Mischung der Körper, besonders der Nahrungsmittel, zu unterrichten, während sie zugleich der Weg ist, auf dem uns eine Menge angenehmer Sensationen zugeführt werden, die von auffallendem Einflusse auf das Gemüth sind. Die N. kann auch an manchen Bildungsfehlern, Krankheitszuständen u. organischen Veränderungen leiden. Sie kann ganz fehlen, fehlerhaft oder unvollkommen gebildet seyn; sie kann von den verschiedenen, an allen übrigen Fest- u. Weichgebilden vorkommenden Krankheiten ergriffen werden; ihre Sekretion kann mehrfachen Alienationen unterliegen, zu reichlich seyn oder ganz fehlen, sie kann als Geruchsorgan zu empfindlich, oder unempfindlich, oder verstümmt seyn. Merkwürdig in manchen Krankheiten ist auch die N. als Zeichen. Dünn, zusammengezogen u. spitz erscheint sie bei hitzigen Krankheiten u. langwierigen Zehrfiebern; auffallende Bewegung der N. = Flügel zeigt sich bei allen sehr bedeutenden Hindernissen des Athmens; bleibare Stellen an ihren Winkeln deuten auf innere Störungen, besonders durch Wasseransammlungen in dem Lungenfelle u. Herzbeutel; Trockenheit der N. begleitet häufig entzündliche Krankheiten; starker Fluß derselben ist häufig begleitende Erscheinung von Schwächekrankheiten; schwarzer, rußiger Ueberzug des äußeren N. = Ganges ist ein Zeichen von vorwaltender Pigmentbildung bei nervösen u. fauligen Fiebern; Kriebeln in der N. kommt vor bei lokaler Reizung im ersten Zeitraume des Schnupfens u. consensueller Reizung von Darmreiz, namentlich bei der Gegenwart von Würmern. u.

Nasen, künstliche, dienen zur Deckung der Deformität für die Fälle der Unmöglichkeit des organischen Wiedersatzes. Sie werden aus Silberblech, Lindenholz, Papiermaché und dergleichen gefertigt und der übrigen Gesichtsbildung möglichst angepasst. Ihre Befestigung geschieht durch Federn, die in die N. = höhle zu liegen kommen, oder durch eine, von der N. = wurzel über den Scheitel zum Hinterhaupte laufende Feder, oder am besten u. täuschendsten durch eine Brille. u.

Nasenbluten, Epistaxis, ein häufiges Vorkommniß bei relativer Blutüberfüllung, namentlich im jugendlichen Alter, bei zu rascher Blutbewegung und starkem Blutandrang nach dem Kopfe, besonders nach Unterdrückung normaler (Re-

geln) oder gewohnter (Hämorrhoiden) anderer Blutungen; ferner kritische Bestrebung der Natur bei entzündlichen Krankheiten; auch begleitendes Symptom von Säfteauflösung, z. B. beim Faltfieber, dem Scorbut und der Werlhofischen Blutstückenkrankheit. Das Blut fließt in der Regel durch eine der vorderen Nasenöffnungen aus; manchmal auch, meistens aber nur theilweise, durch die hintere, geräth dann in die Rachenhöhle und wird darauf unter Husten oder Erbrechen entleert. Die Blutung hat Statt entweder aus den Gefäßen der Nasenschleimhaut, des Magens, der Brust oder Mundhöhle, oder auch in Folge einer Gewaltthatigkeit aus jenen des inneren Ohres, wo es durch die eustachische Röhre in die Nase und den Mund gelangt, dabei aber auch aus dem äußeren Ohre abfließt. Eine technische Behandlung des N. ist nur eigentlich dann geboten, wenn dasselbe zu häufig wiederkehrt, zu reichlich oder Symptom krankhafter Blutkrase ist. Die anzuwendenden allgemeinen Mittel sind nach den grundursächlichen Veranlassungen speciell auszuwählen und bestehen im Allgemeinen aus kalten Umschlägen auf Stirne, Hinterhaupt und Geschlechtstheile, ableitenden Fußbädern und Blutentziehungen, kühlenden und säuerlichen Getränken, oder bei Erschlaffung aus stärkenden und gerbstoffigen Mitteln und Mineralsäuren, namentlich der verdünnten Schwefelsäure. In ernsteren Fällen dient vorzugsweise das Tamponiren mit in Alaunauflösung oder andere styptische Mittel getauchten Charpiepfropfen. Ist das N. congestiven Ursprunges (durch krankhaft gesteigerten Blutandrang nach dem Kopfe bedingt), so sind es vorzugsweise ableitende warme Fußbäder und kalte Umschläge auf die Geschlechtstheile, welche die baldigste Hülfe bringen. Auch die Brechwurzel in Ekel erregenden Gaben erweist sich oft sehr nützlich. u.

Nasengeschwür, Ozaena, nennt man einen vereiterten Zustand der Schleimhaut der Nasenhöhle, der sich nebenbei noch besonders durch krankhafte Absonderung und sehr üblen leichenartigen Geruch auszeichnet. Die N.e können mit einer unbeträchtlichen Absonderung verbunden seyn und nur langsame Fortschritte machen, oder sie setzen eine eiterige, jauchige, klare, röthliche, mehr oder weniger blutige, zuweilen auch dicke, undurchsichtige, grüngefärbte Materie ab und dehnen sich sehr rasch aus. Auf beiden vertrocknet der Eiter unter Hinzutritt des von der unverletzten Schleimhaut abgesonderten Schleimes zu hornartigen Borken, die auf den Geschwürsflächen fest anhängen u. nur mit Anstrengung losgelöst werden können. Begleitet sind die N.e gewöhnlich von einem höheren oder niederen Grade von entzündlicher Anschwellung, darum werden die Schleimhaut-, wie die Geschwürssekrete, theilweise oder gänzlich zurückgehalten u. faulicht; eben daher entsteht der so üble Geruch, welcher die damit Befasteten oft aus aller menschlichen Umgebung verbannt. Dabei besteht häufig ein Ausfluß einer verschiedenartig gefärbten, bald jauchigen, bald eiterartigen Materie von veränderlicher Consistenz. Die häufigste Ursache der N.e ist eine dyskrasische Säftemischung, wie sie durch Flechten, Lustseuche, krebfige oder scorbutische Disposition bedingt wird. Manchmal entwickeln sich die N.e aus hartnäckigen Stofschnupfen. Verlust des Geruchs u. Zerstörung der harten u. weichen Gebilde der Nase sind nicht selten Folgen eines längeren Bestandes der N., die überhaupt beinahe immer zu den unheilbaren Uebeln gehören, insofern sie veraltet sind u. ihre Grundursache wegen einer zu innigen Verknüpfung mit der Organisation u. Säftemischung schwer oder gar nicht zu heben ist. Diesen Zuständen u. den veranlassenden Ursachen gemäß ist immer die medicinische Behandlung dieses Uebels einzuleiten. u.

Nashorn (Rhinoceros), Gattung aus der Ordnung der Dickhäuter oder Vielhufigen, ein Thier mit großem, plumpem Leibe, dicker, meist faltiger u. behaarter Haut, langen, aufrechten Ohren, 3 Hufen an jedem Fuße u. 1 oder 2 aus hornigen Fasern bestehenden Hörnern auf der Nase. Sie leben in sumpfigen Niederungen Südasiens u. Südafrika's u. nähren sich von Pflanzen. Sie leben paarweise, sind sanft, aber gereizt sehr wild u. gefährlich u. dabei von großer Schnelligkeit. Ihre Waffen sind die Hörner. Man benützt von ihnen Fleisch, Fett, Haut, Hörner, Hufe u. Zähne. Versteinerungen des N.s (Rh. anti-

quitatis s. tichorinus, Unicornu fossile) mit zwei Hörnern, längerem Schädel und behaarter Haut, finden sich in Frankreich, England, Deutschland, besonders aber in Sibirien, wo man 1771 am Wiluji ein noch mit Haut u. Haaren versehenes fand. Sehr vollständig erhalten ist das 1840 bei Nordhausen ausgegrabene Gerippe; es ist, gleich den sibirischen, dem ostindischen am ähnlichsten. Kleiner ist das Rh. Schleiermacheri.

Nasiräer (Nazaräer), der Wortbedeutung nach Abgesonderte oder sich Absondernde, hießen bei den alten Juden insbesondere Solche, welche durch gewisse Gelübde sich Gott weiheten u. sich verpflichteten, sich des Weines u. aller berauschenden Getränke, des Weinessigs u. der Weintrauben zu enthalten, in kein Haus zu gehen, wo eine Leiche war u., im Falle der plötzlichen Verunreinigung, das Nasiräat wieder zu beginnen, auch das Haupthaar nicht zu scheeren. Es gab 1) Nasiräatsgelübde auf eine bestimmte Zeit (gewöhnlich auf 30 Tage); nach Ablauf derselben brachte der N. in dem Vorhofe des Tempels ein Brand-, Sühn-, Dank- u. Speisopfer dar; darauf beschor ihm der Priester das Haupt u. warf das Haar ins Feuer. So ein Gelübde that z. B. Absalom, der sein Haar jährlich abscheeren ließ u. dessen Gewicht an Silber erstattete. 2) Wurden Personen auf ihre Lebenszeit zum Nasiräat bestimmt: so Samson, der Prophet Samuel, Johannes der Täufer u. wohl auch der heilige Paulus; nach Anderen war letzterer jedoch nur eine Zeit lange Nasiräer. Die Ähnlichkeit der Klostergelübde mit dem Nasiräat ist unverkennbar.

Nassau, ein deutsches Herzogthum, wegen seiner Lage zwischen 25° 12' östl. L. zu den westlichen oder rheinischen Ländern der deutsche Bundesstaaten u. jener zwischen den 49° 56' u. 50° 48' nördl. Br. zu den mitteldeutschen Ländern gehörig, hat eine längliche, von Süden nach Norden sich ausdehnende Gestalt und verschiedene Erhebungen, deren höchster Punkt 2,721 Pariser Fuß über der Meeresfläche u. deren niedrigster nur 103 Pariser Fuß über derselben beträgt. N. bildet, mit Ausnahme des Amtes Reichelsheim in der Wetterau u. den Gemarkungen Harheim u. Hedderheim an der Nidda, Amtes Höchst, ein geschlossenes, in seiner jetzigen Gestaltung und Größe im Jahre 1816 ausgebildetes Ganze, dessen noch nicht allenthalben vermessener Bodenschlächengehalt im Grundsteuerkataster zu 1,812,541 Steuernormalmorgen, d. h. zu 82 □ Meilen eingetragen ist. Begrenzt ist es nördlich u. westlich von Preußen, südlich von dem Großherzogthume Hessen und östlich von diesem und dem Gebiete der freien Stadt Frankfurt, dem Kurfürstenthum Hessen u. der preussischen Grafschaft Wehlar. Seine Erdoberfläche ist größtentheils gebirgig u. durchzogen vom Taunus, mit dem 2721 Pariser Fuß hohen Feldberge, u. vom Westerwalde, mit dem 1937 Pariser Fuß hohen Salzburger Kopfe. Seine Hauptflüsse sind: der Rhein u. Main, die es begrenzen, u. die Lahn, welche das Land von Osten nach Westen durchströmt; dazu kommen noch: die Nied, die Weil, die Ems, die Dill u. die Elb. Das Klima ist von großer Abwechselung der Temperatur, in der Tiefe u. Ebene mild, in der Höhe aber rauher. Am gelindesten, angenehmsten u. dem Gedeihen der Vegetation förderlichsten ist es an den Ufern des Rheins, Mains u. der Lahn, ganz besonders in den schönen Rheingau, wo die edlsten Weine, die feinsten Obstsorten u. die zartesten Gemüse vorzüglich gedeihen, während in anderen weniger milden Gegenden des Landes alle Arten Wintergetraide u. die gewöhnlichen Obstsorten gut reifen u. reichlich geerntet werden. Am kältesten u. rauhesten ist das Klima auf dem Westerwalde, wo der Winter ein volles halbes Jahr anhält u. heftiger u. drückender ist, als in den übrigen Gegenden des Landes. Dagegen ist dort der Sommer um so wärmer u. schreitet die Vegetation desto schneller u. kräftiger voran u. gerathen daselbst anstatt der Wintergetraide u. des Obstes die Sommergetraide u. Sommergewächse um so besser. N.s Boden ist allenthalben von gemischter Art u. nach seiner Tiefe u. Mächtigkeit sehr verschieden, hauptsächlich aber durch die Gebirgsarten bedingt, wo er aus Thonschiefer u. tiefgründiger Sumpfs- u. Brockerde besteht. Als Naturprodukte bietet N. Eisen, Blei, Kupfer, Marmor, Braunkohlen u. Mineralwässer,

die in ihrer reichen Mannigfaltigkeit einen fast vollständigen Cyklus u. unter sich eine Reihe von wichtigen, gegenseitig sich unterstützenden Hülfsmitteln bilden, wodurch sie in ihrer Abgeschlossenheit die Mineralwässer aller Classen repräsentiren. Bezüglich der Verschiedenheit ihrer Lage u. Qualität zerfallen N.s Mineralquellen in zwei Gruppen, nämlich: in die Heilquellen am südlichen Abhange des Taunus, deren vorwaltender fester Bestandtheil, außer jener von Weilbach, das Kochsalz ist, u. die Heilquellen der südlichen Verzweigungen des Taunus, namentlich des Lahnthales, die theils zu den alkalischen Mineral- u. Eisenquellen gehören. Mehre derselben gewinnen durch ihre höhere Temperatur, andere wieder durch ihren großen Reichthum an Kohlensäure in ihrer Wirksamkeit. Die vorzüglichsten derselben werden hierorts unter den Artikeln Ems, Fachingen, Geilnau, Langenschwalbach, Selters, Eoden, Schlangenbad, Weilbach u. Wiesbaden abgehandelt. Der Stand der Bevölkerung des Herzogthums N. stellte sich bei der Zählung des Jahres 1845 auf 417,208 Personen. In religiöser Beziehung zerfällt die Bevölkerung in 190,467 Katholiken, 220,319 Protestanten, 143 Menoniten und 6779 Juden. Die Sprache und Mundart N.s ist die oberdeutsche oder der mittelhheinische Dialekt, der übrigens an den Gränzen durch jene der Nachbarländer manche Modifikation zeigt; die Körperorganisation der Bewohner unterscheidet sich von jener des deutschen Volkes überhaupt eigentlich nicht, jedoch sind sie mehr von großem u. starkem, als mittlerem u. unterseßtem Körperbaue. Christlicher, von Pietismus u. Sektirerei freier Sinn, Moralität u. Gutmüthigkeit, Fleiß u. Arbeitsamkeit sind beim nassauischen Volke national. Ihre Lebensart, hier, wie andern Orts, theilweise von den Einflüssen des Klima's, der Beschäftigung, der Vermögensumstände u. s. w. abhängig, ist im Allgemeinen einfach, an den größeren Kurorten jedoch etwas verfeinert u. mitunter verfeinlicht; in manchen Gegenden, wie auf dem Westerwalde, sehr ärmlich. Dertlicher Ansiedelungen gibt es im Herzogthum N. 2076, worunter 31 Städte, 36 Flecken, 816 Dörfer, 249 Höfe u. einzelne Wohnungen, 892 Mühlen, 52 Hütten u. Hammerwerke; außerdem 7 landesherrliche u. 3 standesherrliche Schlösser. Die Zahl der Wohnhäuser beträgt 64,135. Das Herzogthum N. ist zusammengesetzt: aus dem ursprünglich nassauischen Gebiete: den Besitzungen der Walram'schen Linie mit dem Hauptorte Wiesbaden, der Haupt- u. Residenzstadt des ganzen Landes, dem Sitze der höchsten Verwaltungsbehörden u. des Oberappellationsgerichtes, so wie aus den Besitzungen der Ottonischen Linie, der Grafschaft Diez; aus den nachstehend angeführten, durch Tausch übergegangenen Landestheilen: der Grafschaft Sayn; einem Theile des Kurfürstenthums Trier mit der an der Lahn gelegenen Stadt Limburg, dem Sitze des katholischen Landesbischofs; einem vormals kurmainzischen Theile; einem Theile der niedern Grafschaft Ragenellenbogen; der ehemals kurpfälzischen Stadt Raub u. den Standesherrschaften Reifenberg u. Gramsberg des Grafen von Walpot-Bassenheim mit 3800 Einwohnern; der Grafschaft Holzappel oder Holzapfel nebst der Herrschaft Schaumburg, dem Erzherrzog Stephan von Oesterreich gehörig, mit 3000 Einwohnern; Grafschaft Westerburg u. der Herrschaft Schadeck (1½ □ Meilen mit 5000 Einwohnern) des Grafen von Neu-Veningen-Westerburg; der Herrschaft Nierern des Fürsten von Leven u. der Herrschaft Runkel (2½ □ Meilen mit 9500 Einwohnern) vormals der seit 1824 ausgestorbenen Linie Wied-Runkel, jetzt aber dem Hause Wied-Neuwied gehörig u. unter preussischer Hoheit stehend. — Die Hauptnahrungsquelle des Landes ist der Ackerbau, verbunden mit der Viehzucht, wozu sich in der neueren Zeit noch der verbesserte Obstbau gesellt, indem durch sie mehr geboten wird, als zur Consumtion im Lande selbst erforderlich ist. Besonders gesegnet sind das Rheingau u. die Gegend von Hochheim durch die edlen Sorten ihres Weines. Wer kennt nicht einen Steinberger, Johannisberger, Gräfenberger, Rauenthaler, Markobrunner, Geisenheimer, Rothenberger, Rüdesheimer, Asmannshäuser u. Hochheimer? Was zur reichen Production dieses göttlichen Geschenkes Beschaffenheit u. Lage des Bodens schon in der Vorzeit thaten, wußte Betriebsam-

keit u. der gereifere menschliche Verstand u. der mit ihm sich mehrende Wohlstand u. durch die Verbindung des Ackerbaues u. der Viehzucht noch auf eine weit höhere Stufe zu erheben, zu vermehren u. zu veredeln. Einen nicht minder hohen Grad von Ausbildung erreichte der Waldbau u. das Forstwesen überhaupt in N. Bei einem verhältnismäßig sehr hohen Ertrage von Laub- u. Nadelholz fanden jedoch die inneren Bedürfnisse an Brenn- u. Bauholz noch nicht völlige Befriedigung, wenn nicht die Kohlengruben des Landes den Brennbedarf bedeutend ergänzten. Zum Reichtume des Landes tragen noch ganz besonders seine Silber-, Blei-, Eisen- u. Kupferbergwerke bei. Die Gewerbe stehen bezüglich ihrer Ausdehnung im Herzogthume nicht besonders hoch, da sie, fast allenthalben mit dem Ackerbaue mehr oder minder verknüpft, nur auf die Production der gewöhnlichen Lebensbedürfnisse sich beschränken. Obwohl der Verkehr in u. mit dem Herzogthume durch die großen Wasserstraßen auf dem Rheine, Main u. der Lahn sehr erleichtert u. die Schifffahrt auf dem Rheine durch die im Jahre 1831 abgeschlossene Uebereinkunft aller Uferstaaten geordnet u. dem Herzogthume zwei Freihäfen in Biberich u. Oberlahnstein gesichert worden u. die Dampfschifffahrt die schnellste u. billigste Transportgelegenheit bietet u. auch die Lahn schiffbar gemacht worden ist, wie auch außer den vielen u. praktikablen Landstraßen durch die Taunuseisenbahn noch besonders gefördert wird, so ist der Handel des Herzogthums, im Vergleiche mit andern Ländern, nicht von Bedeutung, indem er sich fast lediglich auf die Ausfuhr der eigenen Landesprodukte u. Fabrikate — Getraide, Wein, Obst, frisch u. getrocknet u. als Wein, Mineralwässer, Eisen u. andere Metalle, roh und verarbeitet, steinerne Waare u. s. w. — beschränken muß, weil speculirender Großhandel in der Nähe der alten Handelsstädte Frankfurt, Mainz u. Köln wenig Vorschub finden kann. — Das Herzogthum N. ist eine erbliche, durch ständische Verfassung beschränkte Monarchie, gehört zum deutschen Bunde und zum Zollvereine, hat in der engeren Bundesversammlung, gemeinschaftlich mit Braunschweig, die 13. Stimme; in der Plenarversammlung zwei Stimmen und wird von dem jedesmaligen Vorsteher des herzoglichen Hauses — gegenwärtig von Herzog Adolf, geboren 1817, 14. Juli — regiert. Das Edikt vom 2. September 1814 gab ihm seine gegenwärtige Verfassung, welche eine ständische Vertretung in zwei Kammern — „Herrenbank und Landesdeputirte“ — verordnet. Die oberste Verwaltung wird von dem Staatsministerium gehandhabt, das an der Spitze folgender Verwaltungsbehörden steht: die Hofhaltungs-Verwaltung — Hofmarschallamt, Oberstallmeisterstab, Hofmarschallstab, Intendanz der Hofkapelle; — die Centralverwaltung — Staatsministerium, Justizverwaltung; zwei Hof- u. Appellationsgerichte u. ein Oberappellationsgericht; die Kriegsverwaltung; die geistliche u. Civilverwaltung; die Finanzverwaltung (Generalsteuereirection, Generaldämonen-Direktion, Zehntablösungscommission, Staatscassenverwaltung); die Rechnungscontrole; der Militär-Stat: Generalstab, zwei Regimenter Infanterie, eine Artilleriedivision, ein Pionierbataillon, ein Bataillon Reserve, eine Garnisonscompagnie für die Festung Marburg, zwei Platzcommando's für Wiesbaden u. Weilburg, eine Zeughausverwaltung, eine Lehrcompagnie u. Militärschule, ein Pensionsfond, eine Militär-, Wittwen- u. Waisencasse; die Amts- u. Lokalverwaltung: die Justiz- u. Civilverwaltung, Armenpflege, Medicinalverwaltung, Finanzverwaltung, Forstverwaltung, Berg- u. Hüttenverwaltung; Anstalten zur Beförderung des innern Verkehrs, der Landwirthschaft und Gewerbe; öffentlicher Unterricht — Volksschulen, (Elementarschulen, Realschulen, Realgymnasien, Lösserschulen, Taubstummeninstitut, Schullehrerseminar) u. Gelehrtschulen (Landesuniversität — verfassungsmäßig mit Hannover zu Göttingen — Pädagogien u. Gymnasien); geistliche Behörden, a) katholische, an deren Spitze gegenwärtig der durch innige Frömmigkeit, hohe wissenschaftliche Bildung und rastlose Thätigkeit höchst ausgezeichnete Bischof Dr. Blum steht, unter u. mit welchem das Domcapitel, das theologische Seminar in Limburg u. die in 15 Dekanate eingetheilte Geistlichkeit wirksam sind;

b) die unirte protestantische Kirche, verwaltet durch den Landesbischof, in der Person des, dem Rationalismus unserer Tage abholden, Dr. Aug. Ludw. Christian Heydenreich u. durch die in 20 Dekanate eingetheilte Geistlichkeit, deren Bildungsschule das theologische Seminar zu Herborn ist. Die jährlichen Staatseinkünfte N.s belaufen sich auf 1,810,000 rhein. Gulden, die Ausgaben fast ebenso hoch; die Kammer Schulden gegen 7,000,000 u. die Staatsschulden 5,000,000 rhein. Gulden. Das Militär zählt auf dem Friedensfuße 3205, auf dem Kriegsfuße 4179 M.; als Bundescontingent stellt N. 4039 M. u. 1 Batterie von 8 Geschützen, dazu noch eine Reserve von 2019 M., zusammen 6058 M. Die jährlichen Unterhaltungskosten für das Militär belaufen sich auf 452,000 rh. Gulden. Militärpflichtig ist der M.er vom 19—24. Jahre; die Dienstzeit ist auf 6 Jahre festgesetzt. — Erster Anzerr des Hauses N. ist, nach der gewöhnlichen Annahme, Otto, der Bruder des deutschen Königs Konrad I., Herr zu Laurenburg an der Lahn, zu Anfang des 10. Jahrhunderts; jedoch kommen erst 1125 Ruprecht I. u. Arnold I. urkundlich als Grafen von Laurenburg vor. Unter zweien ihrer Nachkommen, Otto u. Walram II., den Söhnen Heinrichs des Reichen, ward 1255 eine Theilung vorgenommen, der zufolge der letztere die südlichen, der erstere die nördlichen Besitzungen bekam. So entstanden die noch jetzt blühenden Linien des nassauischen Hauses, die Ottonische und Walram'sche. Ueber die Ottonische Linie, welche durch Heirath 1531 das Fürstenthum Oranien im französischen Departement Vauduse erhielt u. mit Wilhelm I. in den Besitz der Niederlande kam (s. d. Art. Niederlande). Die Walram'sche Linie, welche in dem Stammlande rezigierte, theilte sich mit Adolph II., u. Johann, den Enkeln Adolph's (s. d.), des Sohnes Walrams II. wieder in zwei Linien, Idstein mit Wiesbaden u. Weilburg. Erstere erlosch 1605, die letztere blühte fort, und schon ihr Stifter Johann vergrößerte seine Besitzungen mit den Herrschaften Gleiberg, Mehrenberg, dem Amte Kirchberg u. der Grafschaft Saarbrücken, erhielt auch die Würde eines gefürsteten Grafen. Sein Sohn, Philipp I., erwarb später auch Reichelsheim, Polanden, Kirchheim u. Etauf; dessen Söhne: Johann II. u. Philipp II., theilten aber von Neuem u. gründete ersterer die saarbrück'sche, letztere die weilburg'sche Linie. Von diesen erlosch die saarbrück'sche 1574 u. ihre Besitzungen, zu denen unter Johann Ludwig Lahr u. Saarwerden gekommen waren, fielen an die weilburg'sche Linie, welche nun in Ludwig II., nach dem Aussterben der oben angeführten idstein'schen u. wiesbaden'schen Linie, im Jahre 1605 auf kurze Zeit sämtliche Besitzungen der walram'schen Hauptlinie vereinigte. Die drei Söhne Ludwigs II. in des nahmen abermals eine Theilung vor; Wilhelm Ludwig stiftete die saarbrück'sche, Johann die idstein'sche u. Ernst Kasimir die weilburg'sche. Die idstein'sche erlosch 1721; die saarbrück'sche theilte sich 1735 wieder in zwei Nebenlinien, Saarbrück-Ufingen und Saarbrück-Saarbrück, von denen die letztere 1797, die erstere mit Friedrich August 1816 ausstarb. So vereinigte nun Herzog Wilhelm von der weilburg'schen Linie alle Besitzungen der walram'schen Hauptlinie aufs Neue. — Schon 1737 hatte die walram'sche Linie die Fürstenwürde erhalten. Damals mochten ihre Besitzungen 60 □ Meilen betragen. 1803 gingen die Gebiete auf dem linken Rheinufer u. am Oberrhein verloren (20 □ M.), wofür aber ein Theil der Kurstaaten Mainz u. Trier (36 □ M.) erworben wurde. Nachdem die Fürsten von N.-Weilburg und N.-Ufingen ihre Lande zu einem Herzogthume vereint, traten sie 1806 zum Rheinbunde. Ein erfreulicher Geist der Gleichheit vor dem Gesetze u. der Entfesselung der Personen u. des Grundeigenthums zeichnete die gemeinschaftliche Regierung der Fürsten aus, welche zuerst unter allen deutschen Fürsten durch Verleihung einer Verfassung den Bundesbestimmungen nachkamen. In dessen wurden die Stände vor 1818 nicht einberufen u. während dieser Zeit (1815) selbst $\frac{1}{2}$ des Landes an Preußen abgetreten, dafür aber die Besitzungen der ottonischen Linie (mit Ausnahme des Fürstenthums Siegen) u. die hessische Grafschaft Nieder-Nassauellenbogen erworben. Eine von der Regierung ausgegangene Reorganisation der Verfassung war die Folge. Den ersten Landtag (1818) be-

schäftigte die Domänenfrage, ohne jedoch zu einem Resultate zu führen. Ueberhaupt blieb die landständische Wirksamkeit bis 1830 unbedeutend. Der Landtag, welcher jetzt wieder auf die Domänen zurückkam (vergl. „Domänenstreit im Herzogthume N.“, Frankfurt 1831) ward 1831, 2. Mai, vertagt. Durch Vermehrung der Glieder der Herrenbank erhielt die Regierung, da bei Abstimmung über Steuern die Stimmen beider Kammern gezählt werden, die Mehrheit. Eine Protestation der zweiten Kammer und Anklage des Staatsministers Marschall von Biberstein blieb ohne Erfolg. Bei dem folgenden Landtage 1832 schlossen sich 16 Deputirte, der Präsident Herber an der Spitze, aus, so lange die vermehrte Herrenbank bestünde. Untersuchungen begannen u. Herber wurde, zugleich wegen eines Zeitungsartikels, zu 3 Jahren Festung verurtheilt. Er starb am Tage der Publikation. Auf den nächsten Landtagen entwickelte sich keine entschiedene Opposition. Die Domänenfrage fand unter dem neuen Minister, Grafen von Walderdorff, ihre Erledigung dahin, daß beide Theile ihr Eigenthumsrecht auf die Domänen sich vorbehielten, und so wurde denn in der Hauptsache — Nichts entschieden. Es war ein Vergleich in *possessorio*. Das tiefe Eingreifen des Domänenverhältnisses in alle materiellen Interessen des Landes nahm die Thätigkeit der Landstände in solchem Grade in Anspruch, daß fast alle anderen Interessen, namentlich die geistigen, unberücksichtigt blieben. Verbesserung der Justiz u. Reform der Verfassung wurden auf dem Landtage von 1831 zwar in einem Antrage berührt u. der Regierung empfohlen, jedoch von der folgenden, ganz erneuerten, Kammer nicht verfolgt. Dagegen wurden Dienstpragmatik, Militärwesen, öffentliches Verfahren, Pressfreiheit kaum berührt. Gegenstand eines Kammerantrages war keine dieser Angelegenheiten. Auch der Bundesbeschlüsse u. der hannöverschen Sache geschah keine Erwähnung. Der Landtag von 1838 war ganz ohne Bedeutung. Im Jahre 1839 wurde die Kammer auf sieben Jahre erneuert; allein die Regierung behielt auch jetzt die unbedingteste Majorität. Sie hat indeß noch keinen Gebrauch zu mißfälligen Anträgen davon gemacht. Vielmehr muß anerkannt werden, daß ihr Gang unter dem jetzigen Ministerium ein vorföhnlicher gewesen. Politische Verfolgungen sind nicht mehr vorgekommen, sondern sogar deshalb früher zurückgesetzte Staatsdiener u. Militäre befördert worden. Wenn man aber die vortheilhafte Lage der Regierung betrachtet, so entsprach ihre Thätigkeit bis auf die neueste Zeit doch nicht den billigen Erwartungen, zu denen das Land so lange schon berechtigt war. Die Civilgesetzgebung ruhte beinahe ganz. Neben dem römischen Rechte bestehen noch 13 verschiedene Landrechte. Im Criminalrechte besteht das mittelalterliche Verfahren; Administration und Justiz sind noch vereinigt, die Gemeinden nicht emancipirt, das Grundeigenthum durch keine Lagerbücher gesichert u. durch stillschweigende Pfandrechte u. Fideicommissse alles Eigenthum gefährdet. Unter den Gesetzen der neuesten Zeit sind indessen zu bemerken: der Anschluß an den preussischen Zollverein unter Einwilligung der Stände, die Münzconvention mit den süddeutschen Staaten, die Errichtung einer Creditcasse u. einer Zehntablösungscommission zur Beförderung freiwilliger Ablösungen. Im Jahre 1837 hat die Regierung, auf Bitten einer Anzahl Privaten, die Concession zu einer Eisenbahn von Wiesbaden nach Frankfurt erteilt; jedoch ist die Sache in die Hände eines Comité gefallen, das, mit gänzlicher Misachtung der öffentlichen Meinung, in langsamer, geheimnißvoller Ausführung dem Publikum das freundlich Aufgenommene sehr verbittert hat. Der jetzige Regent (s. o.) trat im Jahre 1839 die Regierung mit einem Patent „nach den Gesetzen des Hauses u. der Verfassung des Landes“ an. Allein auch unter ihm dauerte das durch die Bundestagspolitik geschaffene politische Stillleben bis auf die allerneueste Zeit fort u. N. bot bei einer arbeitssamen, in ihren Ansprüchen äußerst beschwerlichen Bevölkerung, bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Landes, bei seiner vortheilhaften Handelslage, bei dem Reichthume vieler seiner Gemeinden mehr, als andere deutsche Lande, noch ein weites Feld für zeitgemäße Reformen dar. Erst auf den letzten Landtagen und nach der Entlassung des Grafen Walderdorff 1842 zeigte sich bei der Regierung

ein humanerer Sinn u. bei den Kammern einiger Aufschwung zum neuen Leben. Indessen ist von dem Herzoge Adolph das Beste zu hoffen, indem er mit unter den ersten deutschen Fürsten war, der bei der jüngsten Erhebung Deutschlands den Wünschen seines Volkes bereitwillig entgegengekommen ist.

Rassau, Stadt im Herzogthume gleiches Namens, am rechten Ufer der Lahn, über welche eine Kettenbrücke führt, 4 Stunden südöstlich von Koblenz u. eine Stunde vom Bade Ems, mit 1200 Einwohnern. Jenseits des Flusses, auf einem bewaldeten Berge, die Ruinen der Stammburg des Hauses N., angeblich im Jahre 1181 erbaut, u. auf der Westseite die Burgruine Stein mit dem Walzhäuschen, in welchem der edle Freiherr von Stein seine Nachmittagsstunden verlebte, u. das Schloß, in dem er wohnte u. an das er den „Thurm“ als Denkmal der Freiheitskriege anbaute.

Rassau-Siegen, 1) Johann Moriz, Fürst von, ein berühmter Krieger u. Staatsmann, Sohn Johann's, Grafen von Nassau, Stifter der Siegen'schen Linie, geboren 1604 zu Dillenburg, lernte unter seinem Vetter, dem Prinzen von Oranien u. Statthalter der vereinigten Staaten, die damals besonders blühende Kriegskunst u. ward von den Generalstaaten 1636 als Statthalter nach Brasilien gesandt, welches er mit großer Klugheit u. Tapferkeit gegen die Anfälle der Spanier schützte u. sich dadurch den Beinamen des Amerikaners erwarb. 1646 wegen eines ungegründeten Verdachtes zurückgerufen, trat er im folgenden Jahre in brandenburgische Dienste als Statthalter des Herzogthums Cleve u. der Grafschaft Mark, wie auch als Generallieutenant der brandenburgischen Truppen, u. 1658 wurde er Statthalter des Fürstenthums Minden u. der Grafschaft Savensberg, wobei er zugleich in Diensten der Generalstaaten Generallieutenant der Cavalerie blieb; 1676 aber trat er aus holländischen ganz in kurfürstliche Dienste u. starb im Dezember 1679 im Berg u. Thal bei Cleve. Er besaß viele gute Eigenschaften; im Dienste des Kurfürsten war er äußerst treu u. für das Interesse desselben unermüdet besorgt, was er besonders im französischen Kriege bewies. N. war eifriger Protestant, beförderte aber Künste u. Wissenschaften aus allen Kräften. Auch die Mark Brandenburg hat ihm viele Verbesserungen zu danken, die er vorzüglich in den durch den 30jährigen Krieg verwüsteten Gütern des St. Johannerordens vornahm. — 2) N., Karl Heinrich Nikolaus Otto, Prinz von, ein ritterlicher Abenteurer, geboren 1745, wurde, als ihn seine Mutter, ein Fräulein de Mailly de Nesle, erst nach des Vaters Tode, des Fürsten Emanuel Ignaz, in das Staatsregister eintragen ließ, vom Wiener Hofe nicht anerkannt u. trat in französische Dienste, die er verließ, um Bougainville (1766—69) auf seiner Reise um die Erde zu begleiten u. nach Afrika vorzubringen. In französischen Diensten versuchte er 1779 einen Streich auf die Insel Jerser; er mißlang. Desto rühmlicher focht er 1782 vor Gibraltar. Bald darauf führte er das russische Geschwader im schwarzen Meere siegreich gegen die stärkere türkische Flotte. Er vermählte sich jetzt mit der reichen Polin Charl. Goozka, vertrat den russischen Hof diplomatisch in Wien, Versailles u. Madrid u. schlug, abermals an die Spitze der Flotte gestellt, die schwedische Scheerenslotte. Als er selbst geschlagen wurde u. die Theilung seines neuen Vaterlandes Polen immer weiter vorschritt, begab er sich auf Reisen u. starb unter der Kaiserherrschaft in Paris.

Rasse, Christoph Friedrich, geheimer Medizinalrath u. Professor der medicinischen Klinik in Bonn, geboren den 6. April 1778 in Bielefeld, Sohn des dortigen Stadt- u. Landphysikus, besuchte die Schulen in Hamburg u. Berlin, widmete sich 1797 in Berlin dem Studium der Heilkunde u. wurde 1800 in Halle zum Med. Dr. promovirt; N. ließ sich nun in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder, wurde 1810 Armenarzt, zog sich aber 1814 in's Privatleben zurück u. hielt sich, mit wissenschaftlichen Forschungen beschäftigt, in Göttingen, Leipzig, Dresden u. Weimar auf, bis er 1816 als ordentlicher Professor der medicinischen Klinik an die Universität Halle berufen wurde; 1819 ging er von da in gleicher Eigenschaft nach Bonn u. 1829 wurde er zum geheimen Medizinal-

rathe ernannt. N. hat sich namentlich um die wissenschaftliche Förderung der Lehre vom thierischen Magnetismus verdient gemacht. Er war seit 1817 Mit-herausgeber des Archivs für den thierischen Magnetismus. Unter seinen übrigen Schriften sind hervorzuheben: „Handbuch der speziellen Therapie,“ 2 Bde., Leipzig 1830 — 38. „Handbuch der allgemeinen Therapie,“ Bonn 1840. „Leichenöffnungen,“ Bonn 1821. Auch war N. Herausgeber der Zeitschrift für psychische Aerzte, der Zeitschrift für Anthropologie u. der Jahrbücher für Anthropologie. Sein Sohn, Hermann N., geboren den 27. Juni 1807 in Bielefeld, besuchte die Pädagogien in Halle, Bielefeld u. Bonn u. kam in letzterer Stadt 1824 auf die Universität, um sich dem Studium der Heilkunde zu widmen; 1829 wurde er daselbst zum Med. Dr. promovirt u. 1834 habilitirte er sich als Privatdocent; 1837 aber wurde er als Professor der Physiologie u. Pathologie an die Universität Marburg berufen. — Er schrieb: „Die Entzündung,“ Berlin 1834. „Das Blut,“ Bonn 1836 u.

E. Buchner.

Raßgallen oder nasse Gallen nennt man nasse Stellen in Feldern u. Wiesen, welche, wenn sie einen beträchtlichen Umfang haben, die Bewegung hindern. Solche N. haben ihren Grund entweder in der niedrigen Lage dieser Grundstücke, welche dem auf sie kommenden Wasser keinen Abfluß erlaubt, oder in dem Umstande, daß diese Gallen in den nach ihnen benannten Terrains selbst entstehen. Im ersteren Falle sind sie bei trockenem Wetter seltener u. weniger umfangreich, im letzteren dagegen sind sie bleibend. Von Sümpfen unterscheiden sie sich dadurch, daß sie kein Gemisch von Erde u. Wasser, sondern nur vom Wasser bedeckte Stellen sind, welche man, ohne einzusinken, nicht passiren kann.

Nathan, ein berühmter jüdischer Prophet zur Zeit des Königs David u. dessen Rathgeber, wahrscheinlich hervorgegangen aus der Prophetenschule Samuels (s. d.), bestätigte den König in seinem Vorhaben des Tempelbaues, welchen jedoch erst dessen Nachfolger Salomo unternehmen sollte. Sodann verwies er dem Könige seinen Ehebruch mit Bathseba u. den Mord an deren Gemahl Urias, lobte ihn aber nachher wegen seiner aufrichtigen Reue. Er übernahm die Erziehung Salomo's, bewies sich bei dessen Thronbesteigung sehr treu u. thätig gegen die Ränke des Adonias u. salbte den Salomo zum Könige. Auch war N. unter David Reichshistoriograph.

Nathanael, von Kana in Galiläa, Freund des Philippus, wurde von diesem Jesu zugeführt, der ihn einen „wahren Israeliten“ nannte. N. erkannte Jesum für den Messias u. Sohn Gottes, u. war auch bei der Erscheinung Jesu am See Tiberias gegenwärtig. Höchst wahrscheinlich ist N. ein u. dieselbe Person mit dem Sohne des Tolmai oder Bartholomäus (s. d.).

Rathusius, Gottlob, Rittergutsbesitzer u. ein durch seine großartigen industriellen Unternehmungen rühmlichst bekannter Fabrikherr, geboren den 30. April 1760 zu Baruth im vormaligen sächsischen Kurfreise, wo sein Vater Acciseinnehmer war, kam nach sehr dürftig genossenem Schulunterrichte als Lehrling zu dem Kaufmann Herr nach Berlin. Nach vollendeter Lehrzeit trat er auf Zureden seines Prinzipals, der ihn sehr lieb gewonnen hatte, als Diener mit einem jährlichen Gehalte von 30 Rthlr. ein. Gleich dem wißbegierigen Franklin, verwendete er die färglichen Stunden, die ihm von seinem Dienste übrig blieben, zum Lesen nützlicher Schriften, u. verschmähte es nicht, beim Lütenmachen die ihm in die Hände fallende Makulatur bei Seite zu legen u. zu durchlesen. Durch glücklichen Zufall kamen ihm einst auf solche Weise mehre Bogen der „allgemeinen deutschen Bibliothek“, welche sich über Rechnungswesen u. Kaufmannschaft verbreiteten, zu Handen u. durch sie verschaffte er sich die ersten deutlichen Begriffe. Die Großen, welche er täglich statt eines Frühstückes erhielt, sparte er zusammen u. kaufte sich dafür Bücher. Smiths Werk über den National-Reichthum begeisterte ihn so, daß er die Hauptstellen auswendig lernte. Gar bald erkannte er den Einfluß der Chemie auf Förderung der Gewerbe, verstand aber, wegen mangelnder Vorkenntnisse, dergleichen Schriften nicht. Er begann deshalb mit der leichteren

Naturgeschichte u. Naturlehre u. hatte bald die Freude, daß er allmählig über die gewöhnlichen Erscheinungen der Natur sich lichte Ansichten u. ungeahnte Aufschlüsse zu eigen machte. Je mehr er das Wachsthum seiner Kenntnisse u. Geschicklichkeiten an sich gewahrte, desto überzeugender ward bei ihm das Bewußtseyn, daß er zu etwas Besserem tauge, als zu einem mechanischen Krämer. Es ward ihm auch in Stettin eine Comtoirstelle mit 60 Rthlr. Besoldung angetragen; da aber sein Prinzipal ihn ungerne verlieren wollte, bot er ihm die gleiche Summe u. versprach zugleich, sich für ihn zu verwenden, daß er später bei der Bank eine Anstellung erhalte. Eine solche Beschäftigung war nämlich seit Jahren schon der sehnlichste Wunsch seines Herzens. Zu diesem Behufe machte er nun um so eifriger die darauf bezüglichen Studien. Leider aber täuschte ihn sein Herr; denn als nach 3 Jahren sich wirklich eine Erledigung bei der Bank ergab u. N. einen einflußreichen Empfehlungsbrief eines Gönners an den Direktor überbrachte, zeigte es sich, daß die versprochene Zusage unterlassen u. eben deshalb die Stelle bereits vergeben war. Diese erlittene Kränkung veranlaßte seinen Dienstaustritt, u. er ward von der berühmten Sengewald'schen Handlung in Magdeburg mit Freuden als erster Buchhalter angestellt. Zuvor machte er an der K. Bank ein Gramen über Buchhaltungs-Wissenschaft u. erhielt nicht nur ein sehr vortheilhaftes Zeugniß, sondern auch für die Zukunft Hoffnung, bei der Bank als Adjunkt zugelassen zu werden. 24 Jahre alt, trat er den Buchhalterdienst an u. führte dort bald einen besseren Geschäftsgang ein. Das Anerbieten seines früheren Prinzipals, zu ihm zurückzukehren, als Compagnon einzutreten u. nach seinem Tode, da er kinderlos sei, ihn zum Erben seines Vermögens einzusetzen, wies der charaktervolle junge Mann entschieden zurück. Nicht lange — so ward ihm eine weit bessere Aussicht. Sengewald starb, u. in seinem Testamente verordnete er, daß die Fortführung seines Geschäftes nur in der Voraussetzung stattfinden dürfte, wenn N. Compagnon u. Dirigent der Handlung würde. Allein die Inventur des Vermögensstandes ergab, daß Aktiva u. Passiva sich völlig ausglich u. für die Familie fast Nichts übrig blieb. Nur die Anhänglichkeit u. Liebe zu dem Verstorbenen u. dessen Familie bewog ihn, das mißliche Unternehmen zu wagen und die geachtete Firma fortzuführen. Anfänglich gab es Noth u. Sorge genug, denn wegen unzureichender Mittel an baaren Fonds, konnte er nur durch theuer erkaufte Credit sich erhalten. Die Beschränkung des Haushaltes auf die einfachsten Bedürfnisse, unermüdete Thätigkeit, Pünktlichkeit im Geschäfte u. einige glücklich gelungene Spekulationen hoben den Wohlstand. An dem reichen Juden Nathan in Halberstadt fand er einen großmüthigen Unterstützer. Eine ungeheure Menge Tabak, welcher auf der See, dem Verichte nach, äußerst Schaden gelitten haben sollte, kaufte er in Hamburg um wahre Spottpreise, sortirte u. trocknete die Waare u. zog daraus bei dem Wiederverkaufe einen Reingewinn von 30,000 Rthlr. Von dieser Zeit an wurde nicht nur sein Credit, sondern auch sein glücklicher Unternehmungsgeist von der Handelswelt rühmlichst anerkannt, u. in steigender Progression vermehrte sich sein Vermögen. Mit dem Tode Friedrichs II. wurde das Tabaks-Monopol aufgehoben u. die Fabrikation, wie der Handel desselben freigegeben. Rasch war N. Entschluß gefaßt, in Magdeburg eine Tabaksfabrik anzulegen. Seine in der Chemie erworbenen Kenntnisse brachten ihn durch weiteres Nachdenken auf eine einfachere u. wohlfeilere Fabrikationsart; seine Fabrikate wurden bald so beliebt, daß N. fast die ganze preussische Monarchie damit versorgte, und selbst bei erweitertem Betriebsgange die eingehenden Bestellungen kaum vollständig erledigen konnte. Bereits hatte das Geschäft die glänzendsten pekuniären Erfolge gebracht, als der Compagnon u. dessen Wittve kinderlos mit Tod abgingen. N. war nun alleiniger Herr des Geschäftes, u. ein so spekulativer Kopf, mit reichen Fonds ausgestattet, berechnete zu noch größeren Erwartungen. Allein mit Einem Schlage schien plötzlich seiner Fabrik der Untergang zu nahen: 1795 sollte die freie Tabaksfabrikation wieder eingestellt werden u. das frühere Staatsmonopol in Kraft treten. Um dieses Unheil abzuwenden, reiste N.

persönlich nach Berlin u. erwirkte anfänglich nur, daß seine Fabrik mit unter diejenigen aufgenommen werden sollte, welche der Krone Tabak lieferten. Allein seine umfassenden Kenntnisse wurden hier während der Unterhandlung bald sichtbar u. anerkannt: man ernannte ihn zum Mitgliede der Tabaks-Administrations-Commission u. mit einem Patente eines königlichen geheimen Rathes zum Generaldirector der Kronfabriken im ganzen Lande. Bald aber mußte er den Eigennuß u. die verschiedenartigsten Intriquen einiger Mitglieder der Commission, welche die amtliche Stellung für Partezwecke ausbeuten wollten, kennen lernen, u. da er solchem Beginnen sich widersetzte, gab er das Patent als geheimer Rath zurück u. legte seine Stelle nieder. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. kam Schulenburg in das Ministerium, welcher von dem Eifer u. der Einsicht N.s die beste Meinung hegte und ihn deshalb auf die schmeichelhafteste Weise in das Comité berief, das den Zustand der bisherigen Administration prüfen sollte, denn man beabsichtigte die Aufhebung derselben. Die hergestellte Freiheit bewirkte bald den Aufschwung seiner Tabaksfabrik u. dieselbe blieb auch, ungeachtet mehrfacher Concurrenz u. verbesserter Fabrikations-Methode, in altverdienstem Ansehen. Nur im Jahre 1807, durch die Organisation des westphälischen Königreichs, trat sichtlich Abnahme ein. Die dadurch müßig werdenden Capitale verwendete N. auf Ankauf von Ländereien. 5 Stunden von Magdeburg entfernt, erwarb er um 240,000 Rthlr. des Kloster Althaldensleben, kaufte um die fast gleiche Summe das Gut Hündsburg mit dem Vorwerke Glüsig, so daß dadurch ein herrliches Arrondissement von einer Quadratmeile im Umfange zu Stande kam. Die Verbesserung dieses Anwesens war jetzt der Mittelpunkt aller seiner Pläne: er kaufte bessere Ackergeräthe, um die Agrikultur in Schwung zu bringen, verschaffte sich edlere Viehragen, erweiterte die Oekonomiegebäude, stellte die zu Grunde gerichteten Forsten auf einem Waldgrunde von 3000 Mgd. Morgen wieder her u. legte Brennereien u. Brauereien an, um einen Theil der Ackererzeugnisse auf der Stelle zu veredeln. Die englische Bierbrauerei lieferte bald gutes Ale u. Porter u. fand durch schnellen Absatz Aufmunterung. Mit der Brennerei wurde eine Destilliranstalt in Verbindung gesetzt, welche die feinsten Liqueure, kölnisch Wasser u. Spiritus lieferte. Durch Effigbrauerei wurde die Essigbereitung ins Große betrieben. Die Mühlen wurden nach englischen u. amerikanischen Mustern angelegt u. feineres Mehl bereitet. Mit einer Graupenmühle wurde eine Nudelfabrik, mit einer Oelmühle eine Oelraffinerie verbunden. Die benachbarten Tuchmachereien in Neuhaldensleben veranlaßten ihn, eine Walkmühle für sie anzulegen. Das Bedürfnis von Mauer- und Dachziegeln zu eigenen Bauten u. der Mangel daran in der Nachbarschaft führte zur Anlage einer Ziegelhütte, worin bald so dünne u. feste Dachziegeln gefertigt wurden, daß die gehäuften Bestellungen u. Nachfragen kaum befriediget werden konnten. Die Fabrikation von Steingut beschäftigte 300 Arbeiter, u. der wohlfeile Preis brachte so schnellen Absatz, daß selten Vorräthe für längere Zeit übrig blieben. Damit verband sich, wegen der Menge von Porzellanerde in der Nähe von Halle, auch eine Porzellanfabrik, von 200 Arbeitern in Thätigkeit erhalten. Durch die Kriegsjahre steigerten sich die Zuckerpreise; diese reisten in ihm 1809 den Entschluß, eine Runkelrübenzuckerfabrik anzulegen die anfänglich einen gedeihlichen Fortgang bewies; als aber die niederen Zuckerpreise wieder zurückkehrten u. ohnehin die nöthige Menge von Runkelrüben in der Umgegend nicht angebaut wurde, konnte die Anstalt die Concurrenz von auswärtis mit Profit nicht mehr aushalten. Er ließ daher das Unternehmen eingehen u. ersetzte es durch Bereitung von Obstwein u. Aufnahme einer Zuckerraffinerie. Seine Cyberfabrik, besonders von Johannis- u. Stachelbeerwein, genoß einen weitverbreiteten Ruf. Zu diesem Behufe ward von ihm der Obstbau im größten Maßstabe betrieben. Mehr als 30,000 Fruchtbäume wurden nach n. nach gepflanzt. Bei dem Vorwerke Glüsig allein wurden die bisher unbebauten Berge u. Umgebungen terrassirt u. darauf Obstanlagen von 7000 Bäumen gemacht, wodurch die Gegend ungemein verschönert wurde. Die Gärten von Althaldensleben u. Hündsburg, welche

über 200 Morgen saften, wurden mit weitläufigen Gewächshäusern versehen und mit erotischen Gewächsen bereichert. So waren 100 Morgen nur allein zur Anpflanzung amerikanischer u. anderer fremden Holzarten bestimmt. Wegen dieser seiner Verdienste wurde N. mit dem Ehrenzeichen des eisernen Kreuzes u. dem rothen Adlerorden geschmückt. In dem weit verzweigten Geschäftsbetriebe herrschte eine wahrhaft organisch gestaltete Abstufung. Jeder Gewerbszweig ward getrennt für sich verwaltet u. berechnet u. hatte seinen eigenen Chef, der für Alles verantwortlich wurde. Hiedurch wurde ein Zweig der Controllen des anderen. Die Dekonomie verwaltete ein Administrator, lieferte ein bestimmtes Pachtquantum ab u. theilte den Ueberschuß mit dem Prinzipale nach einem bestimmten Verhältniß. Brauerei, Brennerei, Steingutfabrik wurden von einem besonderen Chef geleitet, u. Rechnung darüber geführt. Alle Chefs erstatteten am Ende der Woche Bericht an das Centralbureau, wo eine allgemeine Buchhaltung eingerichtet war, in der sich das Rechnungswesen über alle Gewerbszweige vereinigte. Aus demselben ließ sich jedes Jahr ersehen, was jeder Gewerbszweig gewonnen oder verloren, u. jeden Tag, wie es mit ihm stand, welche Produkte noch vorrätzig, welche abgesetzt waren u. dergl. — Zu gewissen Zeiten versammelte N. die Dirigenten um sich zu gemeinschaftlicher Berathung. Von dem Centralbureau wurde auch ein eigenes Papiergeld ausgegeben, welches zum inneren Verkehre der verschiedenen Theile der einzelnen Gewerbe diente, u. es waren davon beständig über 20,000 Rthlr. im Umlaufe. Dieses Papiergeld — N.-Banknoten genannt — ward selbst in der Nachbarschaft gerne angenommen, zuweilen sogar mit Agio, denn die Realisation fand in jedem N.-Comtoir pünktlich statt. Oft hätte er seine Kapitalien vortheilhafter zu Rentenkäufen u. Spekulationen in Staatspapieren verwenden können, denn er hatte Einsicht u. Klugheit genug, auch solche Geldgeschäfte mit Umsicht zu betreiben — allein nie ließ er sich hiezu verleiten, weil ihm ein so trockener Gewinn nicht behagte, sondern er wollte erfinden u. schaffen, u. nur ein solcher Gewinn, als schöne Frucht thatkräftiger Industrie, machte ihm das höchste Vergnügen. Als N. das Kloster Althaldensleben kaufte, fand er etwa 200 Einwohner vor, meistens zerlumpt u. faul, in elenden Hütten wohnend. Durch seine Unternehmungen wurden nun 1300 Leute ernährt u. behäblich. Einen schwachen Begriff von der umfassenden Industrie kann man sich machen, wenn man bedenkt, daß, ohne die Befoldung der Dirigenten u. Künstler, in Althaldensleben der wöchentliche Arbeitslohn bei 50,000 Rthlr. betrug. Zur Unterstützung invalider u. verunglückter Arbeiter errichtete der menschenfreundliche Fabrikherr eine besondere Sparkasse und war für seine Leute ein väterlicher Versorger. Er darf als Schöpfer des Wohlbefindens und des Fleißes mehrer hundert Familien angesehen werden. Er starb am 23. Juli 1835. Sein ganzes Leben dient zum ermunternden Beispiele, wie man durch geschickte Benützung der Verhältnisse die größten Schwierigkeiten überwinden, seinen Geist durch nützliche Beschäftigung ausbilden u. durch Beharrlichkeit in Verfolgung industrieller Bestrebungen die großartigsten Pläne ausführen kann.

Cm.

Nation. Obgleich der gemeine Sprachgebrauch N. u. Volk als gleich bedeutend ansieht u. deswegen n. al durch volksthümlich übersetzt, so ist nach dem richtigeren Sprachgebrauche doch genau zwischen beiden Begriffen zu unterscheiden. Schon die Mehrdeutigkeit des Begriffes Volk weist darauf hin, daß der Begriff der N. sich auf die eigenthümlichen, von der Natur bezeichneten, Merkmale der Sprache u. Abstammung, der des Volks hingegen auf die Einheit einer Menschenmasse unter einer bestimmten Staatsform bezieht, obwohl in gebräuchlichen Ableitungen auch hier noch oft Verwechslungen vorkommen. Je nach den Umständen kann daher eine N. in mehre Staaten zerfallen, wie die deutsche, oder ein Staat mehre N.en in sich begreifen, wie der russische. Außerdem unterscheidet man aber noch den Volksstamm (gens) als die oberste Einheit mehrer ursprünglich verwandten N.en, wie den germanischen (Deutsche, Dänen, Schweden), slavischen (Russen, Polen, Böhmen, Wenden), semitischen (Hebräer, Araber, Syrer

u. a.). Obwohl alle diese Unterschiede sich dem Begriffe Mensch unterordnen u. die gemeinsamen Merkmale desselben aufstellen: so muß doch auch hier sich nach den verschiedenen Verhältnissen der Existenz eine große Verschiedenheit zeigen. Denn nicht allein die physische Natur, durch die Verschiedenheiten des Klima u. der Lebensart bedingt, erzeugt bei den Menschen auffallende Unterschiede in körperlicher Bildung u. geistiger Anlage; sondern vielmehr u. vorzüglich der Umstand, daß der menschliche Geist einer durch die umgebenden Verhältnisse erzeugten mannigfachen Richtung fähig ist u., vermöge seiner Selbstständigkeit, eigenthümlicher Wesen hervorgebracht, welches in seinem ganzen Umfange als etwas Eigenthümliches dasteht u. als Realität auftritt.

Nationalbewaffnung, s. Volksbewaffnung.

Nationalconvent, hieß die Versammlung der französischen Volksvertreter, welche am 21. September 1792 an die Stelle der 2. Nationalversammlung trat. Sie hob die Monarchie förmlich auf u. erklärte Frankreich zu einer Republik. Nach dem Sturze Robespierre's u. der Jakobiner löste sie sich am 26. October 1795 auf u. machte dem Direktorium Platz (s. Frankreich, Geschichte). — Den Zutritt eines abernormalen constituirenden N.s hat auch die gegenwärtige provisorische Regierung in Frankreich, gleich nach Proklamation der Republik, beschlossen.

Nationalconcilien heißen solche Concilien, auf denen die Bischöfe einer ganzen Nation versammelt sind. S. Concilien.

Nationalfeste, s. Volksfeste.

Nationalgarde, **Communalgarde**, nennt man eine, aus ansässigen Bürgern bestehende Miliz, welche, aus Infanterie, Cavalerie u. Artillerie bestehend, weniger gegen den auswärtigen Feind, als zur Aufrechthaltung der innern Ordnung verwendet wird. Diese Milizen verrichten in den Garnisonen den Dienst der Linientruppen in deren Abwesenheit, sind aber außerdem zu anderen Dienstverrichtungen nicht verpflichtet. Sollen diese N.n einen wirklichen Werth erlangen, dann müssen sie, wie dieses in manchen Staaten schon eingeführt ist, fleißig ererzirt werden; wo solches nicht statt findet, sinkt Institut zu einer lästigen und lächerlichen Spielerei herab. Vgl. übrigens Volksbewaffnung.

Nationalliteratur, **Nationalmusik**, **Nationalgesang**, **Nationaltanz**, sind die einer Nation eigenthümlich angehörnden, ihren Geschmack u. Charakter, ihre Bildung u. Sitte bezeichnenden schriftstellerischen Werke, ihre Musik, Gesänge u. Tänze. Vergl. Kurz, Handbuch der poetischen National-Literatur der Deutschen von Haller bis auf die neueste Zeit, Zürich 1840; Wihl, Geschichte der deutschen National-Literatur, Altona 1840; Gervinus, Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen, 3 Bde., 3. Auflage, Leipzig 1845 u. f.; Desselben, Neuere Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen, 2. Aufl., ebend. 1843 — 1844.

Nationalökonomie, s. Volkswirthschaftslehre.

Nationaltheater ist eigentlich ein solches, welches in einer ausgebildeten Nationalsprache die Erzeugnisse der nationalen dramatischen Dichtkunst, welche ausschließlich Sitten u. Charaktere, Interessen u. Begebenheiten der Nation (s. d.) selbst zur Darstellung bringt. Gewöhnlich versteht man jedoch darunter bloß eine einheimische theatralische Anstalt, auf welcher dramatische Stücke in vaterländischer Mundart aufgeführt werden, u. die eine vom Staate gesicherte Existenz hat. Auf den Inhalt der Stücke, u. welcher Nation sie angehören, kommt es hiebei gar nicht an.

Nationalvermögen heißt der Inbegriff alles dessen, was ein Volk an materiellen u. geistigen Gütern u. Kräften besitzt, um sowohl die allgemeine als die Wohlfahrt Einzelner zu begründen u. zu befördern. — **Nationalreichthum** dagegen ist der Ueberfluß, welcher bei einer Nation an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen u. Bequemlichkeiten, oder an den Dingen herrscht, wofür man sich jene verschaffen kann.

Nationalversammlung hieß in Frankreich die am 5. Mai 1789 einberufene Versammlung der Reichsstände, u. zwar zunächst die Abgeordneten des dritten Standes, denen sich bald die beiden anderen Stände, der Adel u. die Geistlichkeit, angeschlossen, worauf der Name die gesammten Reichsstände umfasste. Sie änderte, da sie die erste Constitution entwarf, den Namen in constituirende N. An ihre Stelle trat am 1. October 1791 die legislative N., unter welcher die Septemviresen vorsielen. Sie wich am 21. September 1792 dem Nationalconvent. S. Frankreich, Geschichte.

Nativität heißt der astrologische Einfluß, welchen, nach astrologischer (i. Astrologie) Lehre, der Stand der Planeten zur Zeit der Geburt eines Menschen auf denselben u. sein künftiges Leben hat. Diese vermeintliche Wissenschaft, in besonderer Anwendung auf einzelne Individuen, wurde als N. stellen bezeichnet. Die Grundlage dafür ist das Horoskop, das gewöhnlich nach folgender Figur gezeichnet wird. In einem Quadrat wird ein zweites eingezeichnet, dessen Winkel an die Mitte der Seiten des erstern stoßen, u. in diesem in gleicher Art ein drittes Quadrat, dessen Seiten denen des äußeren parallel laufen. Aus den Winkeln des großen Quadrats werden nun Diagonalen gezogen, die aber an den Stellen, wo das innerste Quadrat das mittlere berührt, unterbrochen sind, so daß das innerste Quadrat leer bleibt, u. welches zur Eintragung des Jahrs, Tags, der Stunde u. auch wohl selbst der Minute der Geburt bestimmt ist. Die Räume zwischen dem innern u. mittlern, u. zwischen diesem u. dem äußern Quadrate sind nun nach obigem Verfahren in 12 gleiche u. ähnliche Dreiecke getheilt, von denen jeder der 4 Seiten des äußern Quadrats 3 zufallen. — Eine andere Methode sind die sogenannten Häuser, indem man zunächst den Horizont u. den Meridian, außerdem aber noch vier andere größte Kreise, welche sich alle im Mittags- u. dem Mitternachtspunkte durchkreuzen annahm, wodurch man zwölf Häuser (Himmels Häuser) erhielt. Zur Wahl dieser Kreise waren aber die Bestimmungen abweichend, indem man entweder den Scheitelfreis, der zugleich durch den Morgen- u. Abendpunkt ging, oder den Aequator, oder die Ekliptik wählte, um sie in zwölf gleiche Theile zu theilen, wornach sich also jene Häuser ergaben, von denen immer 6 über u. 6 unter den Horizont fielen. Es kam nun auf die Stellung der Planeten u. dieser Häuser zur Zeit der Geburt eines Menschen an, welches Schicksal demselben vermeintlich werden sollte.

Natolien (Anaboli, vom griechischen *ανατολή*, Morgenland) ein türkisches Gjalet in Kleinasien, von circa 10,000 □ Meilen, mit ungefähr 6 Millionen Einwohnern, das alte Bithynien, Baphlagonien, Galatien, Phrygien, Mysien, Aeolien, Lybien, Jonien, Karien u. Pisidien umfassend, gränzt östlich an Armenien, südlich an das Mittelmeer, westlich an den Archipelagus u. nördlich an das schwarze Meer. Die ganze Provinz ist Hochland, gebildet durch den Taurus (Dschebel Kuran), welcher, östlich aus Kurdistan herüber tretend, in seinem Hauptücken immer nahe an der Südküste hinläuft, während er überall hin in das Innere Zweige aussendet. Im Norden ist die Hauptabdachung desselben, im Süden dagegen fällt er steil zum Meere ab. Im Innern gibt es wenig bekannte Hochebenen u. Steppen; auch Spuren von Vulkanen zeigen sich an einigen Stellen. Unter den Flüssen, welche meist ins schwarze Meer münden, sind der Rißl-Ormak (Halys) u. der Tosan (Tis) die wichtigsten; die südlichen u. westlichen Küstenflüsse, wie der Bujuf-Minaer, der Karasu, Göksu, Sisan u. a. sind unbedeutend. Seen gibt es im Hochlande mehre; doch ist keiner von großem Umfange. Das Klima ist außerordentlich mild; nur an der Südküste wird die Hitze drückend u. im Hochlande mag wohl zuweilen winterliche Kälte angetroffen werden. Der Boden, besonders an der West- u. Südküste, ist sehr ergiebig u. bringt Südf Früchte in Menge hervor. Die Bewohner, Türken, Griechen, Armenier u. im Innern nomadische Turkomanen, beschäftigen sich vorzüglich mit Handel, letztere ausschließlich mit Viehzucht. — N. steht unter türkischer Herrschaft u. zerfällt in sechs Gjalets, welche wieder in Sandschakschaften getheilt sind. Der Statthalter

des Gjalets Anaboli (im engeren Sinne) ist ein Pascha von 3 Rosschweifen u. führt den Titel Beglerbeg; die übrigen sind Pascha's von 2 Rosschweifen. Hauptstadt ist Katuhia.

Natrium (Natriumoryd, Mineralalkali, mineralisches Laugesalz, Natron, Soda), ist ein Alkali (s. d.), welches aus Natrium u. Sauerstoff besteht. Das Natrium, ein chemischer Grundstoff, gehört zu den Leichtmetallen (s. Metalle), ist zinnweiß, weich u. geschmeidig, hat ein spezifisches Gewicht = 0,97, schmilzt bei $+ 90^{\circ}$ C. u. verflüchtigt sich erst in der Weißglühitze; an der Luft läuft es an, auf kaltem Wasser oxydirt es sich unter Wasserstoffentwickelung, aber ohne Entzündung; auf heißem Wasser entzündet es sich u. brennt mit gelber Flamme. Wegen seiner großen Verwandtschaft zum Sauerstoffe muß es in sauerstofffreien Flüssigkeiten, z. B. Steinöl u. aufbewahrt werden (Vgl. d. Art. Kalium). Mit dem Sauerstoffe geht das Natrium mehre Verbindungen ein, von denen das basische Oxyd, das N. (Oxydum natricum), als die wichtigste zu bezeichnen ist. Das N. besteht in 100 Theilen aus 74,42 Natrium u. 25,58 Sauerstoff. Es verbindet sich sehr begierig mit Wasser zu Natriumorydhydrat (Aegnatron, kauftisches Natron), welches Aehnlichkeit mit dem Kalihydrat hat u. auch, wie dieses, dargestellt wird aus kohlensaurem Natron. Man verwendet es als N.-Lauge in flüssigem Zustande in der Seifensiederei, außerdem als Lösungs- u. Präcipitationsmittel in der Chemie. Mit den Säuren verbindet sich das N. zu N.-Salzen. Diese sind meistens farblos, fast alle leichtlöslich in Wasser u. enthalten häufig Krystallwasser, weshalb viele derselben verwittern; wenn sie in der Löthrohrflamme geschmolzen werden, so färben sie dieselbe gelb. Sie lassen sich aus ihren Auflösungen weder durch Chlorplatin, noch durch Weinsäure fällen. Mit antimonsaurem Kali geben sie aber, selbst noch bei ziemlich starker Verdünnung der Lösung u. Abwesenheit von kohlensaurem Natron, einen krystallinischen Niederschlag, der aus antimonsaurem N. besteht. Unter den Sauerstoffsalzen des N.s sind besonders die nachbenannten wichtig. Kohlensaures N. (Soda); farb- u. geruchlose Krystalle, welche in warmer Luft schnell verwittern, weiß werden u. zu einem Pulver zerfallen, wobei sie fast alles Krystallwasser verlieren; sie sind in $1\frac{1}{2}$ Theile kalten u. $\frac{1}{4}$ Theil kochenden Wassers löslich; die Auflösung reagirt u. schmeckt alkalisch. Das kohlensaure N. besteht in 100 Theilen aus 21,45 N., 15,80 Kohlensäure u. 62,75 Wasser. Man erhält es auf verschiedene Weise. In manchen Gegenden, z. B. Ungarns, wittert es aus der Erde aus, wo man es dann zusammenkehrt u. durch Auflösen in Wasser u. von den übrigen Bestandtheilen u. Unreinigkeiten befreit. In Aegypten ist in der Wüste Thaiat im westlichen Nil-Delta ein 4 Stunden langer u. $\frac{1}{4}$ Stunde breiter Graben, welcher sich im Winter mit violettem Wasser füllt, aus welchem sich nach dem Verdunsten kohlensaures N. ansetzt. Auch in manchen Mineralwässern, z. B. den Karlsbaderquellen, findet sich dieses Salz in nicht unbedeutender Menge. Aus manchen Strandgewächsen, Arten von Salsola u. Salicornia, die vorzugsweise an den östlichen u. südöstlichen Küsten Spaniens gebaut werden, erhält man Soda, wenn diese Gewächse verbrannt u. die aschgrauen Stücke der Asche ausgelaugt werden (Barille-, alikantische, Salicor-Soda). Auf dieselbe Weise erhält man sie aus Seegewächsen, Fucus-Arten, an den schottischen u. irländischen Küsten als Kelp-Soda, u. in der Bretagne u. Normandie als Varec. Auf künstliche Weise kann man das kohlensaure N. entweder aus Steinsalz, rohem Seesalz, unreinem Kochsalz, oder aus schwefelsaurem N. (s. unten) durch Zersetzung im Großen darstellen (s. d. Art. Potascheniedereien u. Sodafabriken). Es wird in der Chemie, Medizin, Seifensiederei, Glasfabrikation u. angewendet. Underthalb kohlensaures N. (Trona, ägyptische Soda, Urao), ein weißes, krystallisiertes Salz, welches an der Luft nicht verwittert u. in 100 Theilen aus 40,15 N., 42,47 Kohlensäure u. 17,38 Wasser besteht. Es wird aus dem eintrocknenden Wasser einiger Landseen in Aegypten, Fezzan u. Columbien gewonnen u. in der Seifensiederei u. Glasfabrikation gebraucht. Zweifach kohlensa-

res N. (*N. bicarbonicum* s. *carb. acidulum*), kleine, weiße Krystalle, die an der Luft nicht verwittern, sich in 10 Theilen kalten Wassers lösen, mild alkalisch schmecken u. in 100 Theilen aus 37,10 N., 52,25 Kohlensäure u. 10,65 Wasser bestehen. Man stellt dieses Salz dar, indem man in eine wässrige Auflösung von kohlensaurem N. Kohlensäure leitet u. hierauf die Flüssigkeit bei gelinder Wärme verdunstet. Es wird in der Medizin angewendet, u. a. zur Darstellung des Brausepulvers mit Weinsäure u. Zucker, findet ferner auch bei der nassen Vergoldung Anwendung. Schwefelsaures N. (Glauber Salz, *Sal mirabile Glauberi*, *Natrum sulphuricum*, s. d. Art. Glauber), ein Salz, welches in vier- u. sechsseitigen, gestreiften Säulen krystallisirt, farb- u. geruchlos ist, kühlend bitterlich schmeckt u. in warmer Luft zu einem weißen Pulver verwittert; es löst sich in 8 Theilen eiskalten u. in $\frac{1}{2}$ Theil 33° C. warmen Wassers auf, bei höherer Temperatur nimmt die Löslichkeit wieder ab. In 100 Theilen besteht es aus 19,24 N., 24,76 Schwefelsäure u. 56,00 Wasser. Das Glauber Salz findet sich natürlich, besonders in Mineralquellen, z. B. den Karlsbadern, aufgelöst, wird übrigens bei vielen chemischen Prozessen, besonders bei der Salzsäurebereitung, als Nebenprodukt gewonnen u. durch Umkrystallisiren gereinigt. Es wird als Purgirmittel gebraucht, in der Bleikolik, bei Wurstvergiftungen u. c., außerdem zur Darstellung der Soda, u. in der Glasbereitung. Salpetersaures N. (Südfesalpeter, *Chile-Salpeter*) ein dem Salpeter (s. d.) analog zusammengesetztes Salz. Zweifachkohlensaures N. (s. Borax). Kieselsaures N.; unter dieser Benennung kennt man Verbindungen von Kieselsäure u. Natron, die bei geringerer Menge der ersteren im Wasser löslich, bei größerer aber unlöslich seyn können. Man erhält dieselbe entweder durch Auflösen von feimpulveriger Kieselsäure (s. Quarz) in Natrium, oder durch Schmelzen von Kieselsäure mit kohlensaurem N. Es bildet einen Hauptbestandtheil des Glases (s. d.). Außer den hier aufgeführten Verbindungen des N. sind noch wichtig: das Stein Salz oder Kochsalz (s. d.) u. das Schwefelnatrium, ganz ähnlich dem Schwefelkalium (s. Kalium). Das N. findet sich, verbunden mit Säuren u. anderen Stoffen, in den 3 Reichen der Natur; am häufigsten aber im Mineralreiche, wo es einen wesentlichen Bestandtheil vieler Mineralien ausmacht. In früherer Zeit wurde das N. mit dem Kali verwechselt; Duhamel that 1736 seine Verschiedenheit dar; Marggraf bestätigte dieselbe 1758 u. St. Davy schied 1807 zuerst sein Metall, das Natrium, aus. C. Arendts.

Natter, s. Schlangen.

Natternberg, der, zum Gebirgssysteme des bayerischen Waldes gehörend, ist in geognostisch merkwürdiger Weise Deggendorf gegenüber, völlig isolirt, wie ein verlornen Posten, in die große Ebene am rechten Donauufer vorgerückt. Darum die Sage, der Teufel habe den Berg hergetragen. Dieser hat seinen Namen wahrscheinlich von den Kuppennattern (*coluber Berus*), welche auf ihm in der wärmeren Jahreszeit nicht selten erscheinen. Seinen langgestreckten Rücken bedecken die weitläufigen Ruinen der von den Schweden zerstörten Feste N. Ursprünglich Eigenthum der mächtigen Grafen von Bogen, fiel sie nach deren Aussterben im Jahre 1242 an die Herzoge von Bayern. Heinrich der Jüngere von Bayern-Landschut, jugenannt der Natternberger, wurde hier erzogen u. starb auch da an den Folgen einer vernachlässigten Beinwunde (1333). Später trugen die Egger von Egg die Herrschaft zu Lehen u. Einer dieses Edelgeschlechtes, Peter, welcher sich mit mehreren andern niederbayerischen Rittern in eine Verbindung gegen den Herzog Albrecht eingelassen hatte, wurde von diesem 1356 im Schlosse N. hart belagert. mD.

Natürlichkeit, in der Kunstsprache die Uebereinstimmung des Kunstbildes mit einem Bilde der Natur (s. d.) in weiteren Sinne. Die Bedingungen derselben sind: eine harmonische Verknüpfung der Theile, aus welcher sich die organische Gestaltung des Werkes gleichsam von selbst entwickelt u. dasselbe als ursprünglich u. mühelos, wie ein Naturprodukt, erscheinen läßt, obgleich dessen Erhebung über die beschränkte Natur deutlich zu erkennen ist. Denn auch der Reiz in der Natur erregt eben darum ein so großes Wohlgefallen, weil er absichtslos

entstanden scheint. Die N. bildet demnach den Gegensatz vom Unnatürlichen, Gefünstelten, Gezierten.

Natur. Wohl im ganzen Bereiche der Sprache gibt es kein Wort, welches mehr mißbraucht wird, als das Wort N. u. keinen Begriff, der noch mehr im Unklaren liegt, als der, den wir mit diesem Worte verbinden. Man kann unschwer nachweisen, daß an diesen Begriff u. dieses Wort die ganze geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes sich anlehnt, u. dasselbe gleichsam als das Barometer für den Stand der geistigen Anschauung des Individuums u. der Gesamtheit betrachten. Seinem Ursprunge nach (*natura* von *nasci*, entstehen, wie *φύσις* von *φύω*, wachsen, werden) bezeichnet das Wort N. die Gesamtheit der werdenden u. gewordenen Dinge u. der in ihnen zur Erscheinung kommenden Kräfte. Sowie nun der Mensch nur im Lichte der göttlichen Offenbarung den Unterschied des Endlichen u. Unendlichen, des Ewigen u. des in der Zeit Werdenden u. Gewordenen, des Schöpfers u. des Geschöpfes erkennt, abgewandt von diesem höheren Lichte aber sich selbst nur als ein Glied in dieser übermächtig ihm gegenüber stehenden Gesamtheit der körperlichen Dinge betrachten kann, so hat sich die ungläubige, von Gott abgewandte Richtung in der Menschheit von jeher darin ausgesprochen, daß sie die N., d. i. die Gesamtheit der werdenden u. gewordenen körperlichen Dinge, mit dem Sein (Substanz) überhaupt verwechselt, so daß also nicht nur das geistige Sein des geschaffenen geistigen Wesens u. namentlich des Menschen, sondern auch selbst das höchste u. absolute Sein Gottes mit dem Begriffe der N. identifizirt, als das Substrat u. die Efflorescenz derselben betrachtet wurde. Dieses ist die Auffassung, die, mehr oder weniger unbewußt, dem ganzen Heidenthume zu Grunde lag, wogegen die besseren Bestrebungen, die namentlich in der griechischen Philosophie durch Sokrates u. Plato zum Durchbruche kamen, eben darauf gerichtet waren, dem Geistigen, welches man als den absoluten Geist in Gott freilich nur erst ahnete, ein wirkliches Daseyn, im Gegensatze zu dem bloß materiellen, zu vindiziren. Erst durch die vollendete Offenbarung in Christo wurden die Grundlagen aller Wahrheit Gemeingut der gebildeten Menschheit, u. wenn auch hier in der Sprache der Schule u. des Lebens noch mannigfach der alte Gebrauch des Wortes N. beibehalten wurde, so war man sich dabei doch des richtigen Begriffes vollständig bewußt; so z. B. wenn die Scholastiker eine *natura naturans* (d. i. Gott, die Grundursache, Urheber der N.) u. *natura naturata* (gewordene N., Creatur) unterschieden. Anders aber ist es in neuerer Zeit, wo die vom Boden der Kirche losgetrennte Philosophie mit mehr oder weniger klarem Bewußtseyn zu der alten heidnischen u. pantheistischen Grundanschauung zurückgekehrt ist, wonach der Begriff N. mit dem Begriffe der Substanz verwechselt, ihr allein Realität zugeschrieben u. sie somit an die Stelle des Absoluten gesetzt wird, wogegen alles Uebersinnliche als etwas Imaginäres, nur für den Begriff Existirendes erscheint. Zum Belege, wie weit verbreitet eine solche Auffassung heut zu Tage ist, führen wir nur folgende Erklärung aus einem zur weitesten Verbreitung im gewöhnlichen Leben bestimmten Buche in Betreff dieses Punktes an: „N., so heißt es dort, bezeichnet denn den ganzen unermesslichen Inbegriff alles dessen, was da ist; das Weltall sammt allen in ihm vereinigten Stoffen u. Kräften, Gesetzen u. Veränderungen; sie ist das Größte u. Umfassendste, was es für eine Intelligenz, die innerhalb dieses Kreises steht, geben kann.“ Ähnliches kann man überall lesen, wo immer der Geist der neuern, unchristlichen Philosophie gewirkt hat, u. nur zu oft geschieht es, daß auch solche sich dergleichen Ausdrücke bedienen, die weit entfernt sind, Anhänger der darunter verborgenen Irrthümer zu seyn. Um so nothwendiger ist es aber, daß man den wahren Begriff u. Gebrauch des Wortes N. mit den rechten Gränzen umschreibe. Demnach müssen wir sagen, daß das Wort N. in einem dreifachen Sinne richtig gebraucht werden kann: nämlich erstens im eigentlichen oder concreten, zweitens im uneigentlichen oder abstrakten u. drittens im ethischen Sinne. Im eigentlichen oder concreten Sinne bezeichnen wir mit dem Worte N. die Gesamtheit der materiellen körperlichen Dinge

u. der in ihnen zur Erscheinung kommenden nächsten Kräfte, so Gravitation, Polarisation, chemische Verwandtschaft u. s. w. In diesem Sinne steht die N. zunächst gegenüber den rein geistigen Wesen u. bildet mit ihnen u. dem, Beides, das Geistige u. Körperliche in sich vereinigenden Menschen das Ganze der in drei Gliedern bestehenden Schöpfung (Creatur), welche man auch oft, aber ungenau, mit N. verwechselt. — Die N. in diesem Sinne bildet, so mannigfache Störungen, Destruktionen u. Todeserscheinungen sich im Einzelnen auch zeigen, doch ein herrliches, großes, organisch gegliedertes u. harmonisch geordnetes Ganze, welches dem Menschen nicht bloß die nächste Grundlage seines irdischen Daseyns bietet, sondern ihn zugleich mit der Fülle der mannigfaltigsten, auf ihn mächtig anregend einwirkenden, Lebensentwicklung umgibt, anregend nicht bloß für das Gefühl, welches sich dem unmittelbaren Eindrucke der herrlichen Erscheinungen der N. hingibt, sondern auch u. noch viel mehr für den forschenden u. denkenden Verstand, welcher in demselben Maße mehr befriedigt u. mit Bewunderung erfüllt wird, als er tiefer in die Erkenntniß der Gesetze der Einheit u. Harmonie in diesem großen Ganzen eindringt. Das Ergebnis dieser Erkenntniß bildet die Naturwissenschaft, welche, je nach den verschiedenartigen Lebensentwicklungen u. Erscheinungen in der N., in mannigfache Zweige zerfällt (s. d. N. Naturwissenschaften). Eben die Erkenntniß dieser Gesetzmäßigkeit u. Harmonie, durch die allein es möglich ist, daß wir von einer Wissenschaft der N. sprechen dürfen, führt den richtig denkenden Menschen immer tiefer in die Erkenntniß der Allmacht und der Weisheit des Schöpfers u. Ordners dieses großen Ganzen ein; u. dieses Zurückgehen auf die letzte Ursache steht in keiner Weise der freien Erforschung der zunächst in der N. wirkenden Kräfte u. Gesetze hindernd im Wege, wie Bacon u. die anderen Begründer der neuen N.-Wissenschaft richtig erkannten, was aber nach ihnen leider mehr u. mehr vergessen wurde. Ueberhaupt kann es keinen größeren Irrthum geben, als wenn man meint, daß die positive Offenbarung der Erforschung der N. feindlich gegenüberstände; sie ist es vielmehr, welche auf ihrem ersten Blatte schon jene großartige N.-Anschauung entwickelt, die für alle Zeiten u. auch für die tiefste Forschung die Grundlage aller N.-Wissenschaft bleiben wird; sie regt am tiefsten im Menschen das Interesse für die Erforschung der N. an, indem eben diese eine der Wege ist, wodurch er zu der wahren Stellung, welche die Offenbarung ihm als Herrn der N. anweist, wieder gelangen kann; sie endlich gibt uns die freudige Versicherung, daß auch diese herrliche, aber dem Tode u. der Vergänglichkeit unterworfenen, N. einst noch herrlicher werde wiederhergestellt werden. — Wie aber der Begriff der N., so ist es nothwendig, daß wir auch den Begriff der N.-Wissenschaft richtig umgränzen; u. so wenig, wie wir das persönlich freie Wesen zur N. rechnen können, so verkehrt ist es, die Anthropologie, die Psychologie, ja selbst die Körperlehre des Menschen mit zur N.-Wissenschaft zu ziehen. Der Mensch, als die Einheit von Geist u. Körper, ist nicht etwa die Blüthe des Naturlebens, sondern bildet ein neues, selbstständiges Glied in dem Ganzen der Schöpfung, indem man, der Wahrheit gemäß, auch selbst das rein Körperliche nie ohne seine Beziehung auf das Geistige betrachten darf. Aus diesem Bewußtseyn geht auch die bestimmte, in der Sprache durchaus feststehende Unterscheidung zwischen N. u. Kunst hervor, indem auch der Stoff der N., wenn er durch das Medium der freien geistigen Thätigkeit des Menschen hindurch gegangen ist, dadurch in ein ganz neues, von der N. verschiedenes Gebiet gerückt wird. — Dieser Gegensatz von N. u. Kunst führt aber schon auf die ethische Bedeutung des Wortes N., von der weiter unten die Rede seyn wird. — Die zweite Bedeutung des Wortes N. ist die uneigentliche, abstrakte, bloß logische; u. in dieser Bedeutung bezeichnen wir damit das, worin das Wesentliche, der nothwendige Begriff einer Sache besteht, die Summe der wesentlichen Merkmale eines Dinges. In diesem Sinne kann man allerdings richtig sprechen von der N. des Steines, der Pflanze, so gut als von der N. des Menschen, des reinen geistigen Wesens, oder von der N. Gottes, was aber ganz etwas Anderes ist, als wenn

man den Menschen, den Geist, Gott, als ein Theil der N., oder als die N. selbst bezeichnet. Wenn ich rede von der N. Gottes, des reinen Geistes, des Menschen, so meine ich nur den Begriff, die wesentlichen Merkmale, wodurch sich Gott, der reine Geist, der Mensch unterscheiden, nicht aber die Substanz, die Wesenheit, was etwas concretes, etwas wirklich, wenn gleich nicht körperlich, nicht sinnlich Seyendes ist; von diesem also, worin eigentlich die Wesenheit Gottes u. der geschaffenen Dinge besteht u. in wie weit von einer Erkenntniß dieser Wesenheit für den Menschen die Rede seyn kann, muß nicht unter dem Artikel N., sondern unter dem Artikel Metaphysik oder Philosophie gehandelt werden. — Die dritte Bedeutung des Wortes N. ist die ethische; als Reich der Nothwendigkeit nemlich steht die N. dem Reiche der Freiheit, der Geschichte, der Kunst gegenüber, u. endlich ergibt sich hier in höherer theologischer Bedeutung der Gegensatz von N. u. Gnade, worin ebenfalls, nicht freilich in den dogmatischen Bestimmungen der Kirche, aber wohl in den im Leben gangbaren Ansichten noch mannigfache Verwirrung herrscht. In so weit nämlich in Folge der Erbsünde eine Verschlechterung in dem natürlichen Zustande des Menschen eingetreten ist u. es einer besonderen Thätigkeit von Seiten Gottes bedarf, ihn aus diesem Zustande wieder zu erheben, bezeichnen wir dieses sittliche Verhältniß als den Zustand der N. u. der Gnade. Damit soll jedoch kein absoluter Gegensatz ausgedrückt seyn, als ob ein gänzliches Verderben in die äußere N. u. in den Zustand des Menschen eingetreten wäre, besonders, da an den Sündenfall sich sofort die Vorbereitung u. die Anfänge der Erlösung knüpften, welche die zurückgebliebenen Keime des Guten sorgfältig legte u. das Böse nicht zum vollen Ausbruche kommen ließ. Darnach läßt sich denn beurtheilen, in wie weit man von der N. im ethischen Sinne als etwas Gutem reden kann, wie zum Beispiel in dem bei den alten Weisen so geläufigen Ausdrucke geschieht, „daß man der N. folgen müsse.“ In so weit man damit das Bessere in der Grundrichtung des Menschen bezeichnet, ist dieser Ausdruck so verkehrt nicht; ganz falsch aber kann er werden, wenn man eben die natürliche Beschaffenheit des Menschen, im Gegensatze zur Gnade, als das eigentlich Wahre u. Gute hervorheben will. Hieher gehört endlich auch noch der Ausdruck N., wenn man damit den Gegensatz zu dem durch die Civilisation veränderten u. in gewisser Rücksicht allerdings auch verschlechterten Zustande der menschlichen Gesellschaft bezeichnen will, wodurch die Neueren (Rousseau) auf den ganz imaginären Begriff eines glücklichen N.-Zustandes des von allem Beengenden u. Schlimmen, was die Cultur mit sich bringt, freien Menschen gekommen sind.

F. M.

Naturalien heißen im weiteren Sinne Naturerzeugnisse überhaupt, so weit sie von der Kunst noch nicht umgestaltet worden sind; dann aber in einem beschränkteren Sinne solche Gegenstände, in so fern sie in einzelnen Exemplaren mit sorgfältiger Auswahl, oder als Seltenheiten, in eine Sammlung zusammengebracht worden sind. Eine solche Sammlung vorzüglicher Naturerzeugnisse, gewöhnlich wissenschaftlich geordnet u. zum Studium der Naturgeschichte aufgestellt, heißt N.-Cabinet. Das erste Cabinet aus allen drei Reichen der Natur legte Aristoteles an. Aber erst im 16. Jahrhunderte, besonders unterstützt durch den Gebrauch des Weingeistes als Aufbewahrungsmittel, nahmen sie überhand. Ein Katalog einer Privatsammlung erschien schon 1565 in München.

Naturalisiren heißt, einen Fremden, der in einem Lande sich niederläßt, als Einheimischen erklären. Die Naturalisation ist gleichbedeutend mit Verleihung des Indigenats u. dadurch des Bürgerrechts. Vgl. Heimathrecht u. Indigenat.

Naturalismus nennt man 1) die Beschäftigung mit einer Kunst oder Wissenschaft, so wie die daraus hervorgehende Ausübung derselben, welche sich nicht auf Kenntniß der Regeln, sondern unmittelbar auf Naturanlage gründet, u. Naturalist heißt der, der, ohne regelmäßige Anweisung, nur nach natürlicher Anlage Etwas ausführt. Ursprünglich waren alle Künstler Naturalisten; nachdem sich aber Kunstregeln entwickelt u. festgestellt haben, ist deren Kenntniß auch unerlässlich. In Italien u. in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nannte man

Naturalisten diejenigen Maler, welche absichtlich in ihren Gemälden sich der schärfsten Gegensätze bedienten, wie greller Lichter u. kräftiger Farben bei tiefem Dunkel. Die Ursache der Benennung lag darin, daß jene Maler noch nicht von der Kunst behandelte Gegenstände aufsuchten, ihre Formen aus der gemeinsten Natur nahmen u. mit Vorliebe alte runzelige Gestalten darstellten, im Gegensätze der Idealisten, welche sich an die Form der Antiken hielten u. der Manieristen, die durch Nachahmung eine gewisse Manier sich angeeignet hatten. — 2) Die religiöse Ansicht, die man mit dem Namen N. belegt, macht für religiöse Erkenntniß dieselben Grundsätze geltend, welche in dem Reiche der Natur als leitend sich erweisen, verschmäht demnach alles von dem natürlichen Laufe Abweichende u. erkennt der geoffenbarten Religion nur eine accommodirende Wichtigkeit zu. Im Leben äußert sich der N. als das Bestreben, dasselbe naturgemäß einzurichten, betrachtet das Seelenleben als durchaus bedingt von dem natürlichen, verzichtet auf Willensfreiheit u. geistige Fortdauer, indem er das Leben des Menschen mit dem des Thieres u. der Pflanze parallelisirt u. dem ersteren zwar eine gesteigerte Potenz zuerkennt, dieselbe aber lediglich von der höheren Vollkommenheit des körperlichen Organismus abhängig macht. Im Uebrigen gibt er zwar eine Stufenleiter der Geschöpfe durch das Universum hindurch zu, zweifelt aber an der Möglichkeit der christlichen Lehre, nach welcher der Geist zu seiner Vervollkommenung in höhere Regionen u. neue Gestaltungen übergeht. In Beantwortung der Frage über das Wesen Gottes ist der N. ein nicht unendlich zum Atheismus hinstreifender Theismus (s. d.); namentlich in der Philosophie u. Medizin hat der N. sich wissenschaftlich angebaut. Vgl. Naturphilosophie.

Naturdichter sind die Naturalisten (s. Naturalismus) in der Poesie, die ihre Naturanlage durch Fleiß, Übung u. freie Richtung des Geistes nicht ausgebildet haben. Ihre Hervorbringungen heißen Naturdichtungen, Naturpoesien, worunter jedoch auch Gedichte verstanden werden, welche die Natur zum Gegenstande haben. Gröbel unter den Deutschen, Reboul unter den Franzosen, Burns u. Hogg unter den Engländern (s. dd.) sind die berühmtesten N.

Naturforscher-Versammlung. Das Bedürfniß nach persönlicher Verständigung u. das Beispiel der Schweizer Naturforscher, welche seit 1815 sich alljährlich an einem andern Orte versammelten, hatte in Deutschland schon längere Zeit den Wunsch nach ähnlichen Zusammenkünften rege gemacht, als Ofen (s. d.) in der ersten Hälfte des Jahres 1821 in seiner Zeitschrift Isis einen förmlichen Aufruf zur Bildung eines solchen Wandervereins erließ. In Folge dessen kam die erste Versammlung der „Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte“ im September 1822 in Leipzig zusammen. Am 18. September wurde sie durch 13 Mitglieder constituirt, denen sich am folgenden Tage noch zwei anschlossen; zu Geschäftsführern wurden erwählt Fr. Schwägerichen u. G. Kunze. Die angenommenen und seitdem unverändert gebliebenen Statuten besagen: „Hauptzweck der Gesellschaft ist, den Naturforschern u. Aerzten Gelegenheit zu verschaffen, sich persönlich kennen zu lernen.“ Zu diesem Zwecke ist alljährlich an einem andern Orte Versammlung, welche mit dem 18. September beginnt; Mitglied u. stimmberechtigt ist jeder Schriftsteller; beitreten kann aber Jeder, der sich wissenschaftlich mit Naturkunde oder Medizin beschäftigt; die Leitung der Geschäfte besorgen zwei Geschäftsführer, welche, sowie der Zusammenkunftsort, bei jeder Versammlung im Voraus für das nächste Jahr gewählt werden. Die nun folgenden Orte der Versammlung waren: 1823 Halle (Mitglieder 34, Geschäftsführer: K. Sprengel u. F. G. Schweiigger); 1824 Würzburg (Mitglieder 36, Geschäftsführer: J. Dutrepoint u. C. Schönlein); 1825 Frankfurt a. M. (Theilnehmer 110, G. J. G. Neuburg u. Greshmar); 1826 Dresden (Theilnehmer 115, Geschäftsführer: B. G. Seiler u. C. G. Carus); 1827 München (Theilnehmer 156, Geschäftsführer: J. Döllinger u. K. Fr. Ph. v. Martius); 1828 Berlin (Theilnehmer 458, Geschäftsführer: A. v. Humboldt u. Lichtenstein); 1829 Heidelberg (Theilnehmer 273, Geschäftsführer: F. Tiedemann u. C. Gmelin); 1830 Hamburg

(Theilnehmer 412, Geschäftsführer: J. H. Bartels u. J. C. G. Fricke); 1831 wurde die nach Wien bestimmte Versammlung wegen des Ausbruchs der Cholera abgesagt; 1832 Wien (Theilnehmer 418, Geschäftsführer: J. Freih. v. Jacquin u. J. J. v. Littrow); 1833 Breslau (Theilnehmer 273, Geschäftsführer: H. Wendt u. A. W. Otto); 1834 Stuttgart (Theilnehmer 540, Geschäftsführer: C. v. Kiehmeyer u. G. Jäger); 1835 Bonn (Theilnehmer 484, Geschäftsführer: Ch. Harleß u. J. Röggerath); 1836 Jena (Theilnehmer 370, Geschäftsführer: D. G. Kiefer u. J. C. Zenker); 1837 Prag (Theilnehmer 392, Geschäftsführer: Graf K. Sternberg und J. B. von Krombholz); 1838 Freiburg (Theilnehmer 479, Geschäftsführer: G. F. Wucherer u. F. Leuckart); 1839 Pyrmont (Theilnehmer 251, Geschäftsführer: Mende u. Kruger); 1840 Erlangen (Theilnehmer 300, Geschäftsführer: J. M. Leupoldt und C. Stromeyer); 1841 Braunschweig (Theilnehmer 615, Geschäftsführer: J. K. v. Strombeck u. Mansfeldt); 1842 Mainz (Theilnehmer 980, Geschäftsführer: J. Gröser u. F. P. Bruch); 1843 Graz (Theilnehmer 701, Geschäftsführer: C. Langer u. A. Schrötter); 1844 Bremen (Theilnehmer 651, Geschäftsführer: J. Emidt u. G. W. Focke); 1845 Nürnberg (Theilnehmer 447, Geschäftsführer: J. C. Diez u. J. C. Ohm); 1846 Kiel (Theilnehmer gegen 400, Geschäftsführer: Michaelis u. Scherk); 1847 Aachen (Geschäftsführer: Monheim u. Debey); für 1848 ist Regensburg bestimmt u. zu Geschäftsführern sind gewählt Freiherr von Jhon-Dittmer u. Professor Fürnrohr. — Bei der Versammlung in Berlin 1828 theilte sich die Gesellschaft nach den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften in verschiedene Sektionen, die nun einzeln für sich Sitzung hielten u. nur in den „allgemeinen Sitzungen“ alle zusammen kamen. Diese Einrichtung ist beibehalten worden, die Zahl der Sektionen ist aber bei den einzelnen Versammlungen verschieden geblieben. Ebenfalls von der Versammlung in Berlin ging der Gebrauch aus, durch die Geschäftsführer einen „amlichen Bericht“ erstatten zu lassen; solche Berichte sind von allen folgenden Versammlungen, mit Ausnahme von Bonn u. Pyrmont, erschienen u. der von Wien trägt in kurzer Skizze selbst die Hauptzüge der ersten sechs Versammlungen nach. — Man hat vielfach den Nutzen dieser N. in Abrede gestellt u. sich mit Recht darauf berufen, daß die an den einzelnen Versammlungsorten von Seiten der Regierungen wie der Bevölkerung gebotenen reichlichen Feste nicht geeignet seien, hinreichend Zeit zur ernstlichen Förderung der Wissenschaft zu gönnen; — man hat hierbei aber übersehen, daß letzteres nicht unmittelbar im Zwecke der N. liegt, sondern daß, nach den Statuten, deren Hauptzweck in dem „persönlich sich kennen lernen“ liegt. Daß letzteres auch bei der jetzigen Weise der N. erreicht wird, leuchtet ein. Damit ist aber auch der Absicht der Gründer der N. genügt: Abschleifung der Rauhigkeiten im wissenschaftlichen Verkehr, sowie gegenseitige Belebung des wissenschaftlichen Eifers zu bewirken, wodurch mittelbar Förderung der Wissenschaft von selbst erzielt wird. — Uebrigens haben die N. nicht bloß unter den Naturforschern Deutschlands Anklang gefunden, sondern es haben sich ähnliche Wandervereine der Naturforscher auch in anderen Ländern, Großbritannien, Frankreich, Scandinavien, Italien etc. gebildet; — ja selbst auf andere Zweige des Wissens hat dieses Bestreben, zusammen zu kommen, sich übertragen, u. wir sahen in Deutschland ähnliche Versammlungen: der Philologen, Orientalisten, deutschen Schulmänner, Forstmänner, Pomologen, Advokaten etc. entstehen.

E. Buchner.

Naturgeschichte, f. Naturwissenschaften.

Naturgesetze, f. Natur.

Naturheilung nennt man den Effekt jener, dem organischen Leben innewohnenden Kraft, vermöge deren der Organismus die Fähigkeit besitzt, auch ohne Kunstanneuerung seinen normalen Zustand, wenn solcher eine Störung oder Abänderung seiner Form erlitten hat, in dynamischer u. materieller Hinsicht wieder herzustellen. Diese Kraft, oder jene heilenden Richtungen der organischen Thätigkeit, faßte man gewöhnlich u. irrigerweise unter der Bezeichnung „Naturheilkraft“ zu-

sammen, während sie identisch ist mit jener eigenthümlichen, von Gott allem organischen Leben verliehenen, geistig geahneten u. in ihren Aeußerungen u. Wirkungserfolgen sinnlich wahrnehmbaren Energie, durch welche die Idee des Organismus sowohl die gesunde Metamorphose der Organe u. ihre Elemente beherrscht, als die Integrität des Lebens gegen das beständige Einwirken schädlicher Einflüsse von außen, schützt u. die verschiedenen Lebensfunktionen gegen einander im Gleichgewichte hält. Aufgaben u. Verfahrensweisen gleichen bei der Naturheilthätigkeit vollständig jenen der Kunsthülfe, u. die Gesetze, nach welchen sie verfährt, sind dieselben des gesunden Zustandes. Die Wege, auf welchen die Naturheilthätigkeit zunächst ihre Zwecke erfüllt, sind jene der Ab- u. Aussonderung, indem sie vermittelt ihrer die verdorbene u. unbrauchbar gewordene organische Materie aus dem Bereiche des Körpers entfernt; oder es dienen die drei Hauptsysteme des Organismus — das Blut-, Nerven- u. vegetative System — dazu, fremde, von außen in den Körper eingebrungene oder von demselben aufgenommene, schädliche Potenzen der eigenthümlichen Natur anzuzeigen, oder aus der organischen Sphäre zu entfernen, oder durch Isolirung unschädlich zu machen; auch kann sich eine zu hoch gesteigerte Lebensthätigkeit nach zu starker Anstrengung durch Erschöpfung auf ihren Normalgrad u. selbst unter denselben herabstimmen, oder umgekehrt vermag das Reproduktivvermögen, nach Erholung durch Ruhe, die gesunkene oder geschwächte Lebensenergie wieder zu erheben u. zu beleben; kräftige Unterstützung finden die Naturheilprozesse ferner in der Sympathie der Organe u. Systeme unter einander, in so fern letztere in funktioneller Wechselwirkung stehen u. einerseits sowohl durch Steigerung ihrer Vitalität, als durch stellvertretende Funktion die krankhaften Störungen der andern Seite ausgleichen. Außer diesen Wegen bedient sich zu ihren Zwecken die Naturheilthätigkeit auch noch der „Naturheilmittel,“ nach welchen der Kranke instinktmäßig verlangt, oder zu deren Genuße ihn die vorwaltenden Krankheits Symptome dringend mahnen. Die Naturheilungsprozesse können auch durch unverhältnißmäßig größere Anstrengungen, als zur Wiederherstellung des normalen Zustandes nöthig ist, zu anomalen u. excessiven werden, oder aber, wegen unzureichender Energie der Lebensthätigkeit überhaupt, die Besiegung eines krankhaften Zustandes u. die Herstellung der Normalität entweder nur mangelhaft, oder gar nicht bewirken, oder endlich eine fehlerhafte Richtung verfolgen, d. i. der Art nach nicht gehörig thätig seyn, u. darum nicht allein der Lebensabweichung nicht mit Glück begegnen, sondern sogar selbst zur Krankheitserscheinung werden. Diese quantitativen u. qualitativen Mängel der Naturheilungsthätigkeit, sowie die Natur mancher Krankheiten, z. B. die Krätze u. Lustseuche, erfordern die Beihülfe der Kunst, der aktiven Heilart.

Naturlehre, s. Physik.

Naturphilosophie, ist im Allgemeinen das Ergebniß des geistigen Bestrebens des Menschen, von dem äußerlich Erkannten in der Natur das innere unsichtbare Begründende u. das Ganze Verbindende aufzusuchen u. geistig zu erkennen; — insbesondere aber bezeichnet man als N. die, in der neueren Zeit von Schelling (s. d.) angeregte u. begonnene, von mehreren Anderen fortgesetzte und weiter ausgearbeitete besondere philosophische Ansicht der Natur und des inneren Grundes derselben. — Man kann die N. unterscheiden in Beziehung auf ihre Bearbeitung in die fragmentarische, contemplative oder reflectirende u. in die systematische, konstruirende. Erstere beschäftigt sich mit der Betrachtung einzelner Naturerscheinungen oder einer besonderen Richtung derselben, sucht den inneren Grund derselben auf u. bestrebt sich, beide in harmonische Verbindung mit einander und mit dem ganzen Naturleben im Allgemeinen zu setzen. Sie drängt sich dem denkenden Menschen von der Betrachtung des Einzelnen an gleichsam auf, erhebt ihn mit dem Erwachen des Selbstbewußtseyns über die Naturerscheinung und weist ihn hin von dem äußerlichen sichtbaren Körperlichen auf ein inneres, unsichtbares Geistiges. Ist einmal sein Gemüth durch eine solche besondere Einwirkung ergriffen, so erwacht der innere Sinn zum klareren Selbstbewußtseyn,

u. seine eigene innere geistige Thätigkeit wird das Licht, das ihm das Leben der Natur beleuchtet; die Analogie, nach welcher er in dieser ein Inneres aufsucht; der Grund der Ahnung gleicher Gesetze in der Natur, wie sein eigenes Bewußtseyn sie in seinem Geiste finden läßt. Die auf solchem Wege als innerer Grund des Naturlebens erfasste Idee wird dann mit dem Einzelnen in der Natur, sowie mit dem Ganzen, in eine harmonische Verbindung gesetzt u. zu einem Prinzipie der hieraus entstehenden N. erhoben. Bei allen Vorzügen dieser reflektirenden Methode in der N., welche zunächst in ihrer steten Richtung von der sichtbaren Natur zum unsichtbaren inneren Lebensgrunde u. darin liegen, daß sie besonders zu subjektiver Ueberzeugung u. zur Erhebung des Gemüths hinführt, entspringen aus ihr doch, wo sie einseitig vorherrschend wird, mehre Nachtheile, indem leichtlich der innere Grund der Naturerscheinung in ein nicht allgemein gültiges Prinzip gesetzt wird, oder, indem bei sehr lebhafter innerer Anschauung ein bloß subjektives Bild für objektiv gehalten wird; ferner kann diese N. auch zur Isolirung in der Naturbetrachtung führen, oder endlich auch gar zur Vernachlässigung in der Kenntniß der einzelnen Naturwesen u. Erscheinungen. — Die andere Art der N., die systematische, nimmt vor der Betrachtung des Einzelnen einen höheren, allgemeinsten Begriff, eine Idee, als höchstes Prinzip, entwickelt aus demselben die untergeordneten Begriffe u. ordnet, in steter Beziehung auf dieses Prinzip, unter der Herrschaft desselben alle Naturerscheinungen und Naturdinge in Abtheilungen, Classen und Stufen, sowie sie an jenem Prinzipie, oder an der Idee Theil haben. Ihr Vorzug besteht in größerer Klarheit der Begriffe, Anordnung des Ganzen, der Masse von Einzelheiten zu vollständiger symmetrischer Sammlung, Erleichterung des Ueberblickes, Verbreitung der Erkenntniß über das Ganze der Natur u. Vermehrung der Kenntniß derselben. Bei einseitigem Vorherrschen bringt aber auch diese Methode der N. Nachtheil; so werden bei falschem, einseitigem oder unzulänglichem Prinzipie auch viele Folgerungen falsch seyn; es werden dem Systeme zu lieb Thatsachen falsch oder einseitig aufgefaßt werden, oder es kann eine Sucht, Systeme zu erbauen, entstehen und die Verstandesthätigkeit, statt bloß die Form zu bestimmen, einen ihrer untergeordneten Begriffe als höchsten Vernunftbegriff aufstellen wollen. — Beide Methoden der N. in ihrer Einseitigkeit geben als Produkt nur eine unächte N.; jede Methode kann aber achte N. werden, wenn sie unter der Oberherrschaft der Vernunft ihre Funktion ausübt, und den höchsten und schönsten Triumph feiert diejenige N., welche dem Ideal aller N., vollkommene Durchdringung u. Einigung beider Methoden in ihrer höchsten Vollendung u. Tiefe, am Nächsten kömmt. Zur Erreichung dieses Ziels ist aber unerläßliches Bedürfnis die Entwicklung und Erhebung der Vernunft mittelst der reinen Philosophie durch die Verstandesbildung hindurch, bis zu den höchsten und allgemeinsten Begriffen und Ideen — möglichste Annäherung zu den Ideen der Wahrheit, Schönheit u. Heiligkeit, und Ahnung der höchsten und allumfassenden Urdee, des Absoluten, der Gottheit. — Geschichte. So lange es Menschen gab, die, von der sichtbaren, sie umgebenden Natur angeregt, ihr Nachdenken auf diese hinwandten, über die inneren Ursachen der äußerlich sichtbar werdenden Veränderungen Betrachtungen anstellten, hat es auch N. gegeben; den verschiedenen Stufen der Ausbildung des Menschengeschlechtes entsprachen auch verschiedene Stufen der N.; nothwendig aber nach dem Gange der Entwicklung des Menschengeschlechtes, welcher dem des einzelnen Menschen gleicht, mußten die ersten Versuche in der N. der einzelnen Menschen u. der Völker mehr nach der fragmentarischen u. reflektirenden Methode, die folgenden mehr nach der systematischen u. konstruirenden ausfallen. So sehen wir denn auch, daß die Philosophen der ältesten Zeit, deren Werke uns geblieben sind, alle mehr weniger in der reflektirenden Methode philosophirten und sich tief in das Reich der inneren Anschauungen und Ideen versenkten. Versuchten sich auch Einige in der konstruirenden Methode, so waren dieß einzelne Ausgezeichnete, die der allgemeinen Entwicklungsstufe ihrer Zeit weit voraneilten: eine Erscheinung, wie sie sich auch sonst nicht nur in der

Bildungsgeschichte des Menschengeschlechtes, sondern überhaupt in der Entwicklungsgeschichte kund gibt. In der ältesten u. älteren Periode war alle Philosophie nur anfangende N.; weniger wurde für die N. am Ende der mittleren u. am Anfange der neueren Periode der Philosophie gethan; dagegen wurde durch die Fortschritte in den physikalischen Wissenschaften, durch Sammlung einer großen Masse von Kenntnissen der Natureinzelheiten, durch Entdeckung vorher unbekannter Länder u. ein unschätzbaren Vorrath von brauchbarem Stoffe der Erkenntniß zugeführt, der nur einer ächten N. bedurfte, um gehörig verarbeitet u. zu einem lebendigen Ganzen, einer idealen, der realen völlig entsprechenden, Welt gebildet zu werden. Mehre Versuche fanden statt, die zwar verunglückten, aber zu besser gelingenden und endlich zu jener neuen Philosophie der Natur führten, welche in besonderer Bedeutung u. vorzugsweise N. genannt wird. Als Gründer der jetzigen N. erscheint Schelling; aber Oken (s. d.) ist der Repräsentant der Stufe, welche die N. jetzt erstiegen hat. — Vergl. Oken, Lehrbuch der N., 3. Auflage, Zürich 1843; Jul. Schaller, Geschichte der N., 2 Theile, Leipzig 1841 und Halle 1846. E. Buchner.

Naturrecht ist der, jetzt ziemlich außer Gebrauche gekommene, Ausdruck für Rechtsphilosophie, Vernunftrecht, d. h. diejenige Wissenschaft, welche die Idee des Rechts, seinen Begriff u. seine Verwirklichung, nach den Gesetzen der Vernunft, d. h. abgesehen von den im Staate geltenden Gesetzen, entwickelt. Das N. ist somit entgegengesetzt dem positiven Rechte, d. h. demjenigen, welches auf Gesetzgebung u. Gewohnheit beruht, u. insoferne nennt Eschenmayer (s. d.) ersteren ganz richtig *Normalrecht*, als das unwandelbare, auf jeder Stufe der Cultur, in allen Umständen u. Lagen u. neben allem historischen u. positiven Rechte immerdar noch seine Stimme erhebende u. als höchste Auctorität sich geltend machende Recht, welches zunächst verkündet, was unter Menschen oder juristischen Personen schlechthin, d. h. ohne alle weitere Voraussetzung, als jene der Wechselwirkung überhaupt, Rechtens ist (absolutes N.), sodann aber auch darstellt, was, wenn der ursprüngliche Zustand durch irgend welche Thatfachen alterirt oder aufgehoben worden, in Gemäßheit solcher Thatfachen das von der Vernunft diktirte Recht sei (hypothetisches N.). Mag nämlich der Zustand noch so complicirt u. verunstaltet, mögen die bürgerlichen oder überhaupt socialen Einrichtungen wie immer beschaffen, mag das historische u. positive Recht noch so viel umfassend ausgesprochen u. vervollkommenet seyn, so bleiben immer die Fragen übrig: was sagt das Vernunftrecht zu dieser faktisch aufgetommenen Ordnung der Dinge? Welche ihrer Bestimmungen sind als wahrhaft rechtskräftig bestehend zu erkennen, u. welche als baare Anmaßung, oder als rechtlich nichtsiges Diktat einer mißbrauchten Gewalt, oder als arglistig eingeschwärzte, durch baare Täuschung oder Corruption in Kraft erhaltene Uebung? Was ist überhaupt unter den wirklich bestehenden — faktischen oder positiv rechtlichen — Verhältnissen als wahres, d. h. als der Vernunft entsprechendes Recht anzuerkennen u. s. w.? Sodann werden auch die — selbst im künstlichst geordneten u. durch positives Gesetz sorgfältigst geregelten Zustände — immer u. unabweislich sich zeigenden Lücken, Unvollständigkeiten u. Unbestimmtheiten durch das Vernunftrecht zu ergänzen oder zu heilen seyn. Und endlich kehrt die volle Herrschaft des Vernunftrechts überall in dem Augenblicke zurück, wo immer ein positiv-rechtliches Verhältniß, oder irgend ein künstlicher Zustand aufgelöst wird, oder von selbst aufhört. Wenn z. B. ein Staat durch heimliche Revolution oder durch Feindesgewalt seiner Regierung u. Verfassung beraubt, von Bürgerkrieg zerrissen, in allgemeine Auflösung gebracht wird; wenn eine Schaar Auswanderer auf fernem Boden eine Colonie stiften will; wenn ein Tyrann, ein Eroberer seine blutige Geißel über ein Volk schwingt u. die dem Drucke Entfliehenden weit u. breit in bewohnten oder unbewohnten Landen eine Freistätte suchen; wenn an einer verlorenen Meeresinsel Schiffe verschiedener Nationen landen, oder ein Robinson mit neuen Ankömmlingen von Ost u. West in Berührung geräth u. s. w.: so ist es einzig das N. oder Vernunftrecht, dessen Herr-

schaft sie jetzt anheim gefallen sind u. welches allein ihnen den Weg eröffnet, worauf sie ein neues positives Rechtsverhältniß auf wahrhaft verbindliche Weise unter sich zu gründen vermögen. — Früher wurde der Name N. auch ausschließlich bezogen auf das in dem sogenannten Natur-, d. h. außerbürgerlichen oder überhaupt durch künstliche Einrichtungen noch unmodificirten Zustande bestehende Recht, welche Vorstellung demnach seiner Herrschaft eine sehr enge Gränze setzte u. dieselbe im Augenblicke der Gründung des Staates völlig aufhob. Eine solche Vorstellung jedoch ist unwissenschaftlich u. führt zur Geringschätzung des N.s, als einer, bloß auf einen nirgends mehr vorhandenen, oder mehr nur in der Phantasie, als in der Wirklichkeit vorhandenen Zustand anwendbaren, mithin durchaus unpraktischen Träumerei. Außer den älteren Werken von Kant, „Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre,“ u. Fichte, „Naturrecht,“ vgl. Henrici, Ideen zu einer wissenschaftlichen Begründung der Rechtslehre, Hannover 1809; Etahl, die Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht, Heideib. 1830; Eschenmayer, Normalrecht, 2 Bde., Tüb. 1827.

Natursystem, s. Natur.

Naturwissenschaften. Indem die Sprache die Gesamtheit der den Menschen umgebenden körperlichen Dinge mit dem Namen Natur (s. d.) bezeichnete, hat sie darin schon das Bewußtseyn niedergelegt, daß die Vereinigung dieser sämtlichen körperlichen Stoffe und Kräfte ein großes, zusammen gehörendes, in seinen Theilen sich gegenseitig bedingendes Ganzes ausmacht. Diese Erkenntniß auf dem Wege der Beobachtung u. des Versuches in ihrer vollen Klarheit darzulegen, ist das Ziel u. die Aufgabe der Naturwissenschaft, u. man ist diesem Ziele in soweit nahe gekommen, daß man mit Recht von einer Wissenschaft der Natur sprechen kann. In dieser Erklärung ist nun schon enthalten, worin sich die Naturwissenschaft von der Naturbeschreibung u. der Naturgeschichte unterscheidet, u. welches die einzelnen Zweige der Naturwissenschaft seien. Man kann nämlich die Naturbetrachtung von zwei Seiten auffassen. Entweder man berücksichtigt bloß die äußere Erscheinung, wie sie im Raume neben einander u. in der Zeit nach einander sich in den verschiedenen Naturkörpern gibt, u. daraus ergibt sich der Begriff der Naturbeschreibung u. der Naturgeschichte, welche beide Benennungen jedoch häufig mit einander verwechselt und auch meistens auf die Beschreibung u. Entwicklungsgeschichte dessen, was auf unserer Erde befindlich, der unmittelbaren Beobachtung näher gelegt ist, beschränkt wird, mit Ausgeschlossen der Himmelskörper, bei denen allerdings fast allein die mathematischen Bestimmungen ihrer Entfernung, Größe, Bewegung zc. in Betracht kommen können. Oder man geht in das Innere ein, man erforscht die wirkenden Ursachen und den Zusammenhang der Erscheinungen, und dieß führt auf den Begriff der Gesetze in der Natur, wodurch eigentlich erst die Naturkenntniß zu einer wissenschaftlichen wird. Man nennt diese Seite der Naturwissenschaft im Gegensatz zur Naturgeschichte u. Naturbeschreibung, die Naturlehre, obwohl dieser Name auch ganz gewöhnlich auf einen Theil derselben, die Physik (s. d.) angewendet wird. Der Begriff der Naturgesetze beruht darauf, daß wir in der Natur nicht ein Aggregat zufällig gehäufte Einzelheiten, sondern einen geordneten Entwicklungsgang vom Größten bis zum Kleinsten wahrnehmen, so daß selbst das scheinbar Zufällige doch am Ende auf einem verschlungenen Zusammenwirken mannigfacher Gesetze beruht, in welches tiefer einzudringen uns freilich in den wenigsten Fällen möglich ist. Eben hiedurch erscheint die Natur dem denkenden Menschen als das Werk nicht des Zufalles, nicht einer blinden unerklärlichen Nothwendigkeit, sondern als das Werk eines denkenden Urhebers, Erhalters u. Regierers, in dessen Willen die letzten wirkenden Ursachen liegen. Es ist jedoch an u. für sich nicht die Sache der Naturwissenschaft, bis zu dieser letzten Ursache hinaufzuzeigen, sondern sie bleibt bei der Erforschung der nächsten Ursachen und ihres Zusammenhanges bei den Naturgesetzen stehen. Das Gesetz ist jedoch nichts Anderes, als der Ausdruck der Regelmäßigkeit in der Wiederkehr

der Erscheinung; der Begriff des Naturgesetzes ist also nicht etwas Absolutes; es gibt freilich Gesetze, die sich mit einer solchen Regelmäßigkeit offenbaren, daß man sie als unbedingte hinstellen kann, wie z. B. das Gesetz der Schwere, wonach der in die Höhe geworfene Stein zu Boden fällt; es gibt aber auch andere, die noch einer immer fortgesetzten Beobachtung bedürfen, wie z. B. das Gesetz der Blattstellung bei den Pflanzen. Unter anderen Verhältnissen können andere Gesetze wirken; so wäre es zum Beispiel sehr voreilig, wenn man von der Art und Weise, wie auch jetzt noch neue Schichten auf der Erdoberfläche sich bilden, ohne Weiteres zurückschließen wollte auf die Gesetze der ersten Schichtenbildung bei Entstehung der Erdrinde, wo unter ganz anderen Verhältnissen der Wärme, des Druckes, der Expansion, auch ganz andere Wirkungsweisen u. Gesetze stattfinden konnten und stattfinden mußten. Wichtig ist diese naturwissenschaftlich richtige Ansicht von dem Begriffe der Naturgesetze auch namentlich für die Offenbarung u. den Glauben, indem man gewiß nicht eine Polemik gegen den Begriff des Wunders erhoben haben würde, wenn man nicht von der Ansicht ausgegangen wäre, als ob die Naturgesetze etwas Absolutes, Unabänderliches, in sich selbst Begründetes wären. — Da dem Gesagten zufolge die Naturgesetze auf Anwendung der Analogie und Induktion beruhen, so kann die Art und Weise, die Naturgesetze zu erforschen, keine andere seyn, als die Erfahrung, u. zwar in einer zweifachen Weise, entweder als Beobachtung, wo man die Erscheinung, den Stoff, den Körper annimmt, wie er in der Natur uns gegeben ist, oder als Experiment, wo man den Körper selbstthätig in gewisse Verhältnisse bringt u. dann die Beobachtung anstellt. — Beobachtung u. Experiment sind die wesentlichen Quellen der Naturwissenschaft, u. erst seitdem man diese in großartiger, zusammenhängender Weise angewendet hatte, konnte die Naturwissenschaft so gewaltige Fortschritte thun. — Fassen wir nun wieder die beiden Hauptseiten der Naturwissenschaft, die äußerlich beschreibende u. die innerlich erforschende, ins Auge, so werden wir von da aus auch am leichtesten eine Uebersicht über die Abgliederung der Naturwissenschaft in ihre einzelnen Zweige, über die das Nähere bei den betreffenden Artikeln nachzusehen ist, gewinnen können. Zunächst nämlich zerfällt auch für die Naturwissenschaft die Gesamtheit des körperlichen Daseyns in zwei Hauptmassen, die Ueberirdische u. das Irdische d. h. an unsern Planeten Gefnüpfe. Bei beiden kann man entweder bloß die beschreibende, oder auch die innerlich erforschende Seite im Auge haben. Die bloß beschreibende Erkenntniß der überirdischen Natur gibt die Astrognosie, Sternkunde, die innerlich erforschende die Astronomie, welche die Gesetze der Bewegung, der gegenseitigen Stellung u. s. w. der Himmelskörper erforscht u. sich in ihrer Vollenendung als himmlische Mechanik (*mécanique celeste*) darstellt. Bei der irdischen Natur wird, wegen der mannigfaltigen Entwicklung, eine viel mannigfaltigere Gliederung nothwendig. Die innerlich forschende Seite ist hier zunächst ausgeprägt in der Physik und der Chemie, mit dem Unterschiede, daß die Physik die Gesetze der Naturkörper als Ganzes in ihrer gegenseitigen Beziehung auf einander erforscht, die Chemie hingegen ins Innerste eindringt, durch die Zerlegung der Körper in ihre Elemente. Diesen beiden Zweigen gegenüber können wir als den gerade entgegengesetzten, nur auf äußere Beschreibung gerichteten Theil, die gewöhnlich so genannte physische Geographie bezeichnen, welche nur die Erdoberfläche, so wie sie sich vorfindet, beschreibend darstellen will, u. wozu dann als Theil auch die Pflanzen- u. die Thier-Geographie u. die Lehre über die geographische Vertheilung der Pflanzen u. Thierarten auf der Erdoberfläche gehört. Daran schließt sich dann von der einen Seite die Meteorologie, die Lehre vom Dunstreife u. die in ihm vorgehenden Erscheinungen, auf der anderen die Geologie, die Lehre von den verschiedenartigsten Schichten der Erdrinde (die Lehre von dem flüssigen Theile der Erdoberfläche könnte auch noch als ein besonderer Zweig hervorgehoben werden). Der Geologie entspricht, als innerlich die Gesetze u. Ursachen erforschender Theil, die Geognosie, zu der die Petre-

faktenkunde, Lehre von den organischen Ueberresten, als ein sehr wesentlicher Theil gehört. Von der Geologie u. Geognosie unterscheidet sich die Drykto-
gnosie dadurch, daß sie es nicht mit den gegenseitigen Lagerungsverhältnissen, sondern mit der inneren Beschaffenheit u. Struktur der Erd- u. Steinarten (Metalle) zu thun hat; als wesentliche Theile stellen sich hier heraus: die bloß beschreibende Mineralogie, die mineralogische Chemie u. die Krystallographie. — Von da kommen wir endlich zu den eigentlich organisirten Körpern, den Pflanzen u. Thieren, Phytologie oder Botanik u. Zoologie, die nun auch entweder bloß beschreibend oder innerlich untersuchend (Physiologie, Anatomie, organische Chemie) seyn, oder endlich in der vereinigten Betrachtung der äußeren Erscheinung u. der inneren Beschaffenheit den ganzen Entwicklungsang des organischen Wesens, sei's im Einzelnen (Morphologie), sei's im Zusammenhange der Einzelnen (Systemenfunde) verfolgen kann. — Es ist noch übrig, daß wir einen kurzen Abriß der Geschichte der N. geben. Wenn die neuere Zeit sich der Naturwissenschaft, und nicht ganz mit Unrecht, als eines ihr eigenthümlich angehörenden Erzeugnisses rühmt, so darf man doch dabei nicht vergessen, daß der erste u. größte Schritt zur Erkenntniß der Natur schon in dem Anfange der Geschichte des Menschengeschlechtes geschehen ist, als in der Sprache die Unterscheidung der verschiedenen Stoffe, Erscheinungen u. Einzelwesen in der Natur niedergelegt wurde. Die Offenbarung allein gibt uns hier den wichtigen Aufschluß, indem sie uns den Menschen ursprünglich in einem höheren Zustande zeigt, in dem ihm auch eine größere Einsicht in das Wesen der unter ihm stehenden Natur eigenthümlich war. Aus dieser Quelle müssen wir die Grundzüge der Naturerkenntniß herleiten, die wir bei den ältesten Völkern der Geschichte überall schon vorfinden, u. auch am reinsten u. vollkommensten durch die positive göttliche Offenbarung schon in den beiden ersten Capiteln des alten Testaments dargelegt finden. Hier haben wir schon eine Umgränzung der wichtigsten Unterschiede im Bereiche der Natur, eine Anschauung von der allmähigen Entwicklung der organischen Wesen auf unserer Erde, in verschiedenen Perioden, nach der Stufenfolge ihres höher sich entwickelnden Organismus, welche in einer auf natürlichem Wege nicht zu erklärenden Weise den allgemeinen Resultaten, die eine lange, mühsame u. umfassende Forschung in unserer Zeit geliefert hat, vorausgeleitet ist. — Von dieser, auf einer höheren Anschauung beruhenden, Naturerkenntniß müssen wir nun wohl unterscheiden die aus eigener Beobachtung des Einzelnen allmähig sich herausbildende, welche von den Griechen ihren Ursprung genommen hat. Und zwar ist Aristoteles als der eigentliche Urheber derselben anzusehen. Zwar hatten auch schon die älteren Philosophen, bei denen im Ganzen Naturbetrachtung und Philosophie in einander fielen, manches Einzelne beobachtet; aber es mußte erst durch Sokrates u. Plato ein richtiger Standpunkt für das Denken überhaupt gewonnen werden; als aber dieses in Aristoteles, dem Schüler Plato's, als Alles mit Schärfe unterscheidende u. forschbegierige Verstandesrichtung sich ausgebildet hatte, u. da zu eben der Zeit Alexander Feldzüge in Asien eine ganz neue Welt für die Griechen eröffneten, so war eines der Hauptresultate dieses Zusammenstreffens die Begründung einer selbstständigen, auf Beobachtung beruhenden Naturwissenschaft, die sich zunächst vorzugsweise an der organischen Natur hielt. Wie durch Aristoteles die Zoologie, so wurde durch seinen Schüler Theophrast die Botanik begründet. Neben diesen Zweigen wurde weiterhin besonders die Astronomie (Ptolomäisches Weltssystem) ausgebildet, zu der physischen Geographie u. zu der Chemie einige schwache Anfänge gemacht. — Die Römer haben die Naturwissenschaften nicht selbstständig weiter geführt; das Christenthum wirkte auch fürs Erste noch nicht unmittelbar ein, legte aber durch die Stellung, welche es dem Menschen, als Herrn der Natur, wieder vindizirte, den Keim, der sich später in dem Streben, die ganze Natur forschend zu umfassen, enthalten sollte. Die Araber verarbeiteten das von den Griechen, so wie von asiatischen Völkern (Indier, Chinesen) Ueberkommene, indem sie besonders die Astronomie und

die an die Medizin sich anlehrende Botanik u. Chemie pflegten u. manche Kenntnisse hierüber von Spanien aus dem Abendlande mittheilten. — Das Mittelalter war selbst in Absicht auf die Naturwissenschaft nicht so verlassen, als man es gewöhnlich schildert; Roger Baco, Albert der Große u. Nikolaus von Kusa haben sehr richtige Grundsätze gehabt u. tiefe Blicke gethan. Die Fortschritte, sagt Humboldt im Kosmos Bd. II., S. 312, welche am Schlusse des wissenschaftlich zu gering geachteten Mittelalters die einzelnen Disciplinen gemacht hatten, beschleunigten das Auffassen u. die sinnige Vergleichung einer maßlosen Fülle physischer Erscheinungen, die auf einmal (durch die Entdeckung von Amerika) der Beobachtung dargeboten wurde. — Mit der Entdeckung von Amerika, dem Weltsysteme des Kopernikus, der Erfindung des Fernrohrs, beginnt nun die Periode der sich vollendenden Naturwissenschaft, welche in den einzelnen Zweigen zu verfolgen hier nicht der Ort ist. Hatte aber diese Periode bis dahin sich vorzüglich darin ausgezeichnet, daß sie die einzelnen Zweige bis ins Kleinste genau verfolgte, so ward nun auch das Bedürfnis immer mehr wieder rege, die Einheit in allem diesem Einzelnen herzustellen. Einen Versuch, diesem Bedürfnisse zu entsprechen, hat in unsern Tagen Alex. v. Humboldt in seinem Kosmos (2 Theile, Stuttgart u. Tübingen bei Cotta) gemacht, wo jedoch von der inneren Entwicklung der organischen Wesen bis jetzt ganz abgesehen ist.

Nagmer, Oltwig Anton Leopold von, k. preussischer General der Infanterie, Mitglied des Staatsraths u. Generaladjutant des Königs, geboren zu Willin in Pommern 1782, war zuerst Leibpage Friedrich Wilhelms II., trat 1797 als Offizier in die Garde, kam 1801 in den Generalstab, machte unter dem Generalmajor von Hirschfeldt den Feldzug von 1806 mit u. wurde bei Prenzlau gefangen, 1807 aber wieder ausgewechselt. 1809 wurde er Flügeladjutant des Königs, 1810 Major, bildete als solcher das Gardesüßlierbataillon u. war Mitglied der Commission zur Entwerfung des neuen Exercierreglements. 1811 im Gefolge des Königs auf dem Congresse zu Dresden, 1812 auf einer Mission nach Wien, wurde er 1813 in das französische Hauptquartier abgeordnet, um Preußen wegen des Uebertrittes des Herzogs von York zu entschuldigen, übernahm dann eine Mission an den Kaiser Alexander, war später, bis zur Schlacht von Großgörschen, in Yorks Hauptquartier, wurde nach der Schlacht bei Bautzen Obristleutenant u. wohnte als Adjutant des Königs den Schlachten bei Dresden, Kulm u. Leipzig bei. Nachdem er nun Obrist geworden, machte er als solcher fast alle Schlachten von 1814 mit, begleitete den König nach England u. erhielt später die Grenadierbrigade. Nach dem zweiten Pariser Frieden wurde er Generalmajor u. führte die Garde nach Paris zurück, erhielt 1818 eine Gardedivision, u. 1820 die 11. Division der Armee. 1821 war er auf dem Congresse zu Troppau, ging dann als preussischer Militärcommissär mit der österreichischen Armee nach Neapel, bereiste mit dem Prinzen Wilhelm Deutschland, die Schweiz u. Italien u. wurde 1825 Generalleutenant. 1827 erhielt er die 8. Division zu Erfurt, mit der er 1830—32 am Rheine stand; 1832 wurde er Commandirender des ersten Armeecorps in Preußen, löste dort die polnischen Truppen, welche die Gränze überschritten hatten, auf und wurde 1834 Chef des 12. Husarenregiments. 1839 wurde er aus Gesundheitsrücksichten auf sein Ansuchen zur Disposition gestellt, dann aber zum Mitgliede des Staatsraths u. zum Generaladjutanten des Königs u. 1840 zum General der Infanterie ernannt.

Raubert, Christiane Benedicte Eugenie, Tochter des Professors der Medizin, J. C. Hebenstreit zu Leipzig, geb. den 13. September 1756, erhielt durch ihren Stiefbruder eine sorgfältige, völlig gelehrte Erziehung, war zuerst mit dem Kaufmann Holbenrieder zu Raumburg, dann mit dem Kaufmann J. J. N. daselbst verheirathet, lebte dort in bürgerlicher Eingezogenheit u. starb den 12. Januar 1819 zu Leipzig, wohin sie sich mit ihrem Gatten begeben hatte, um ihre erblindeten Augen operiren zu lassen. N. verdient, wenn auch nicht als „die geschätzteste u. fruchtbarste Romanschriftstellerin Deutschlands“, doch zu den besseren

gezählt zu werden. Unten den vielen Nachahmungen, zu denen Musäus Veranlassung gab, haben die „Neuen Volksmährchen“ dieser Frau mit Recht den meisten Anklang gefunden. Mehrere ihrer historischen Romane, die Etwas von dem ritterlichen Anstrich haben, wie ihn nachher Fouqué u. die Romantiker suchten, waren einst viel gelesene Bücher der Leihbibliotheken. Die besseren sind: Walthar von Montberry, Leipzig 1786, 2 Bände; Thella von Thurn, daselbst 1788, 2 Bde. (Schiller benützte daraus Manches im Wallenstein); Konradin von Schwaben, daselbst 1788, 2 Bände; Hatto, Bischof von Mainz, daselbst 1789; Elisabeth, Gräfin von Toggenburg, daselbst 1789, 3. Auflage, 1809; Ulrich Holzen, daselbst 1792; Heinrich von Plauen, daselbst 1793; Rosolba, daselbst 1816; Turmalin u. Lazerta, daselbst 1820, 2 Theile; Njaris, 1814; Alexis u. Luise, 1819; Hermann von Unna; Originalromane, daselbst 1827, 5 Bände; Neue Volksmährchen der Deutschen, daselbst 1789 f., 5 Bände, 2. Auflage, daselbst 1839 u. m. a.

Naumachia (*vauuaxia*) war ein in Rom auf dem Marsfelde, in der Nähe der Tiber eigens ausgegrabener See, welcher nicht allein dazu bestimmt war, die Seelute in dem Seebienste u. den dazu gehörigen Handgriffen zu üben, sondern auf welchem auch später unter den Kaisern Seegefechte zum Vergnügen angestellt wurden, bei welchen Verbrecher, zum Tode Verurtheilte u. Gefangene, die Rolle der Seesoldaten spielen u. auf Tod u. Leben kämpfen mußten (Sueton August. 43. Tacitus Ann. XII. 56). Die Seegefechte, welche die Griechen u. Römer auf den Gewässern, besonders vor Seeschlachten, als Vorübungen anstellten, werden ebenfalls *N.* genannt.

Naumann, 1) Johann Amadeus, sächsischer Obercapelldirector in Dresden, ein Bauernsohn, 1745 zu Blasewitz bei Dresden geboren, lernte, von der Natur mit außerordentlichen Talenten zur Musik ausgestattet, neben dem gewöhnlichen Schulbesuche das Clavierspielen u. begleitete in seinem 13 Jahre einen schwedischen Virtuosen nach Italien. Mit Notenschreiben erwarb er sich sein dürftiges Brod, doch bildete er sich daneben in Venedig, Padua, Neapel u. Bologna nach den größten Meistern. Sehnsucht nach seinem Vaterlande bewog ihn nach 7 Jahren, eine seiner Arbeiten dem Hofe zu Dresden überreichen zu lassen, welche von der kunstliebenden, damals verwitweten Churfürstin Maria Antonia so gütig aufgenommen wurde, daß *N.* bei der Hofcapelle in Dresden eine Anstellung als Kirchencompositour erhielt. Bald aber trat er eine zweite Reise nach Italien in Gesellschaft Schusters u. Seidelmanns an, welche seinen Ruf begründete. In Neapel componirte er für die Oper in Palermo u. arbeitete dann in Venedig an der großen Oper „Alexander,“ als ihn sein Vaterland zurück berief, um die Vermählung des jungen Kurfürsten durch die Composition des Clemenza di Tito, 1769, zu verherrlichen. Zum dritten Male führte er 1772 seinen Bruder, einen Maler, dem großen Mengers in Rom zu u. componirte in 13 Monaten in Venedig u. Padua 5 Opern mit so glücklichem Erfolge, daß nun jedes Operntheater in Italien eine Musik von ihm zu bekommen wünschte. Er kehrte aber nach Dresden zurück u. erhielt nun, da ihm Friedrich II. eine Capellmeisterstelle in Berlin antrug, auch endlich in Dresden eine solche mit 1200 Thalern Gehalt. Schweden u. Dänemark beeiferten sich in der Folge um die Wette, den großen Meister an die Spitze ihrer Orchester zu stellen. Mit „Amphion“ wurde Gustavs III. Geburtsfest gefeiert, u. mit der „Cora“, der lieblichsten u. unverwelklichsten Blume im vollen Kranze des Künstlers, 1780 das neue Opernhaus in Stockholm eingeweiht. 1785 erfreute er Kopenhagen mit seinem Orpheus, u. in Berlin erndtete er den allgemeinsten Beifall durch mehre vortreffliche, für den Hof componirte Opern: Medea, Proteus u. Als Entschädigung für die abgelehnten Vocationen ertheilte ihm sein Kurfürst 1786, mit einem Gehalte von 3000 Thalern, die Würde eines Chefs u. Obercapelldirectors. In späteren Jahren wurde ernste Kirchenmusik immer mehr sein Lieblingsfach, wiewohl er noch im Winter 1800 die Dresdener mit seiner Oper „Aeis u. Galatea“ überraschte u. darin jugendliche Munterkeit mit männlicher

Fülle paarte. Von seinen Opern, die sich überhaupt durch sanfte Melodien, liebliches Accompagnement, Originalität, Mannigfaltigkeit u. eine meisterhafte Ausführung auszeichnen, sind gedruckt: *Cora*, ganz mit deutschem Texte für ein kleines Orchester, Leipz. 1780; *Amphion*, auf die nämliche Art, deutsch, Leipz. 1784; *Orpheus*, mit dänischem u. deutschem Texte im Klavierauszuge 1787 u. n. a., so wie auch Verschiedenes für die Kammer u. mancherlei Instrumentalsachen. Ein Schatz von Messen, Oratorien, Vespere u. andere Kirchenmusik liegt, dem größeren Publikum unzugänglich, bei der Dresdener Hofkapelle. Die Harmonika spielte er als Meister u. ließ unter anderen 6 Sonaten für dieses Instrument drucken. Bei seinen großen Kuntstalenten war N. auch ein edler, gefühlvoller, vortrefflicher Mann u. besaß überhaupt den lebenswürdigsten Charakter. Auf einem einsamen Spaziergange in den Gehölzen des kurfürstlichen großen Gartens bei Dresden überraschte ihn den 21. Oktober 1801 ein Schlagfluß; er brachte die ganze Nacht hilflos und, mit schrecklicher Angst von den Seinigen gesucht, mit dem Tode kämpfend im Freien zu, u. als er Morgens halb 8 Uhr gefunden wurde, lebte er zwar noch, aber alle Hülfe war vergebens. Er starb am folgenden Tage früh 4 Uhr, ohne seine Besinnung wieder erhalten zu haben. Meißner, Bruchstücke zur Biographie N.s, Prag, 2 Theile 1803. — 2) N., Karl Friedrich, ältester Sohn des Vorigen, geboren 1798, in Freiberg, Leipzig u. Jena u. auf einer Reise nach Norwegen zum Mineralogen gebildet, lehrte diese Wissenschaft u. die Geographie in Jena, 1824 in Leipzig, seit 1826 in Freiberg. Er schrieb: „Beiträge zur Kenntniß Norwegens“ (2 Bände 1824); Mehres über Kristallographie u. Erläuterungen zur geognostischen Karte Sachsens (1836 f.). — 3) N., Moritz Ernst Adolph, Bruder des Vorigen, geboren zu Dresden 1799, 1824 Privatdocent der Medizin zu Leipzig, 1825 Professor zu Berlin u. seit 1828 zu Bonn. Er schrieb: Kritische Untersuchungen u. allgemeine Polaritätsgesetze, Leipzig 1822; Ueber die Gränzen zwischen Philosophie u. Naturwissenschaften, Leipzig 1823; Skizzen aus der allgemeinen Pathologie, ebendasselbst 1824; Ueber die Gemeingefühle, ebendasselbst 1827; Handbuch der allgemeinen Semiotik, Berlin 1826; Theorie der praktischen Heilkunde, ebendasselbst 1827; Handbuch der medizinischen Klinik, Berlin 1829—39; Versuch eines Beweises für die Unsterblichkeit der Seele, Bonn 1830; Grundzüge der Contagienlehre, ebendasselbst 1833; Pathogenie, Berlin 1840—1844.

Naumburg, Kreis Hauptstadt im Regierungsbezirke Merseburg der preussischen Provinz Sachsen, an der Saale, Sitz des Oberlandesgerichts u. eines protestantischen Hochstifts (N.-Zeig) hat vier Kirchen, Gymnasium (sogenannte Domschule), Bürger- u. Gewerbschule, Waisen-, Armen- u. Arbeitshaus u. 14,000 (meist protestantische) Einwohner. Die Stadt besteht aus der eigentlichen Stadt, der Herren-Freiheit u. drei Vorstädten und ist mit Mauern u. Gräben umgeben. Sehenswerth sind: Der Dom, eines der wichtigsten deutschen Bauwerke, das wichtigste in Sachsen, gegründet von den Markgrafen Hermann u. Eckhard II. 1030, den Aposteln Petrus u. Paulus gewidmet u. eingeweiht 1050. Die Grundform ist die eines doppelten lateinischen Kreuzes, mit einem Chor in Osten u. einem in Westen, einer Krypta unter dem westlichen Chor u. mit 3, eigentlich 4 Thürmen. Der östliche Kreuzbau, zum Theile Unterbau der Thürme, war einst zu Capellen verwendet; beide Chöre sind vom Schiffe getrennt. Der westliche Chor ist von Bischof Dietrich um 1240 erbaut, der östliche um 1308—30 erweitert worden. Der letztere zeigt den mittleren, der erstere den reinsten älteren germanischen Styl. Die 3 Schiffe aber mit den Kreuzbauen, die Thürme bis zu einer gewissen, leicht kenntlichen Höhe, die Vorhalle an der Südseite, die Krypta und der Kreuzgang zeigen den reichsten und schmuckvollsten romanischen Styl; wohin aber die eigenthümlich geformten, vom Spitzbogenstyl des 13. Jahrhunderts durchaus verschiedenen, Spitzbogen an den Gewölben u. Gurtbogen dieser älteren Theile gehören, darüber sind die Untersuchungen noch nicht geschlossen. Im westlichen Chor die Statuen von Männern u. Frauen, den Erbauern u. Förderern des Gotteshauses.

Glasgemälde, Chorbücher mit Miniaturen. Die jetzige Einrichtung u. Verunzierung des herrlichen Baues fällt in die Hälfte des vorigen Jahrhunderts. — Die Krypta zerfällt in 3 Abtheilungen, deren mittlere älter, als der jetzige Dombau zu seyn scheint. Die Gewölbgarthe sind theils halbkreisrund, halb spitzbogig. — Unter dem nordöstlichen Thurm ist eine Kapelle, deren Gewölbe auf einer einzigen Säule ruhen. Der Unterbau der östlichen Thürme bis zur Höhe des Schiffs hat mit diesem gleiche Umfassungsmauern, was von den westlichen Thürmen nicht gilt. Die oberen Stockwerke gehören dem 13. u. 14. Jahrhundert an. Die Dächer sind von 1714. — Die alte Curie, auf der Nordseite des Domes, aus dem Ende des 12. Jahrhunderts. Die St. Wenzelskirche vom Ende des 15. Jahrhunderts, mit Christus u. den Kindern von L. Cranach. Ehernes Taufbecken von 1441. Das Residenzhaus (jetzt Steueramt), das Rathhaus. Das Kirchen- u. Kinderfest am 28. Juli, jetzt allgemeines Volksfest, von ungewissem Ursprung; die Beziehung auf die Hussiten, die nie vor N. waren, ist durchaus fabelhaft u. gehört dem Herrn von Kosebue. Ziemlich bedeutend ist die Fabrikation in Leinwand, Strumpfwirkerarbeit, Tuch, Leder, Seife, Stärke, Tabak, Essig, Champagner, Vitriol u. Scheidewasser. Eines der ansehnlichsten Etablissements ist die Mahn'sche Kammfabrik, welche einen sehr ausgebreiteten Verkehr besitzt u. viele Menschen beschäftigt. Ein einträglicher Erwerbszweig ist ferner die Cultur des Weines auf einer Strecke von etwa 3000 Morgen Landes an den, gegen Süden gerichteten, Abhängen der Flußthäler der Saale u. Unstrut u. der daraus entstehende Weinhandel. Die N. er Weine, gut und rein gehalten und auf einem Rheinwein- oder Burgunderfaß abgezogen, sind ein durchaus nicht zu verachtendes Getränk. Die jährlich stattfindende Petri- Paulmesse beginnt am 29. Juni u. dauert 3 Wochen. Der früher so bedeutende Verkehr dieser Messe ist in der neueren Zeit, namentlich seit dem Beitritte Sachsens zum Zollverbande, außerordentlich gesunken u. sie ist jetzt ein bloßer Jahrmarkt. In gleichem Maße ist die commercielle Bedeutung N.s überhaupt geschwunden. Jährlich wird ein Wollmarkt gehalten. — N. (neue Burg) war ums Jahr 1000 von Eckard I., Markgrafen von Meissen gegründet u. von seinen Söhnen Eckard II. u. Hermann 1030 der bischöfliche Sitz von Zeitz hieher verlegt u. das ganze Stift den Aposteln Petrus u. Paulus gewidmet worden. Unter den ersten Bischöfen zeichnete sich Eppo (Eberhard) durch Klugheit u. durch seine Anhänglichkeit an Heinrich IV. aus. 1263 ward N. von Albrecht von Braunschweig belagert. Die angebliche Belagerung des Procopius beruht auf gänzlicher Erdichtung. 1451 wurde hier der Bruderkrieg geendigt. 1542 wurde der protestantische Prediger Nikolaus von Amsdorf aus Magdeburg in Gegenwart des Kurfürsten Joh. Friedrich, Luthers u. Melancthons an des verstorbenen Bischofs Philipp von Bayern Stelle in den Dom eingeführt, mußte aber nach der Schlacht von Mühlberg dem katholischen Bischofe Pflug weichen, der indeß die vollständige Einführung der Reformation, welcher 1553 das ganze Domcapitel beitrug, nicht hindern konnte. 1554 N. er Vertrag, wodurch der aus der Gefangenschaft heimkehrende Johann Friedrich der Großmüthige einiges Land erhielt. 1561 Versammlung protestantischer Fürsten, in der die Annahme des Tridentinischen Concils abgelehnt wurde. 1631 von Tilly, 1632 von Gustav Adolph erobert, wurde N. 1642 von Königsmark und den Schweden vergeblich belagert. In der Feuersbrunst von 1714 brannten 800 Häuser ab, und 1716 über 250. Seit 1815 zu Preußen gehörig, trat N. 1846 mit entschiedener Opposition auf, indem es sich weigerte, Deputirte zum Provinzial-Landtage zu wählen.

Naundorf (Karl Wilhelm), ein Abenteurer aus Potsdam, geboren 1785, der die Ähnlichkeit seiner Gesichtszüge mit dem Stamme der französischen Bourbonen dazu benützte, sich für den 1795 in Paris verstorbenen Ludwig XVII. (f. d.), Sohn des unglücklichen Ludwig XVI. auszugeben. Vergebens suchte er bei dem älteren u. jüngeren Bourbonischen Zweige Anerkennung zu finden, u. obgleich von Leichtgläubigen mehrfach unterstützt, gerieth er doch in Paris u. London wiederholt in das Schuldgefängniß, indem er, seines Gewerbes ein Uhrmacher,

die erhaltenen Geldsummen auf erfolglose mechanische Versuche verwandte. Bei der Anwesenheit des Herzogs von Bordeaux in London 1844 verlangte er von diesem in einem eigenen Schreiben, er solle ihn, seinen Oheim, im Schuldgefängnisse besuchen; seit dem hat man wenig mehr von ihm gehört. Vgl. die Schrift: „Ludwig XVII. lebt.“ Leipzig 1835.

Naupaktos, eine im Alterthume berühmte Stadt in Aetolien, am korinthischen Meerbusen, mit einem wichtigen, geräumigen Hafen, jetzt Lepanto (s. d.).

Nauplia oder **Napoli di Romania**, Hauptstadt der Eparchie Argolis im Königreiche Griechenland, auf der äußersten Spitze einer kleinen Halbinsel, in dem Meerbusen gleiches Namens, mit trefflichem Hafen u. starken Festungswerken, die die Stadt fast uneinnehmbar machen: den engen Zugang von der Seeseite schützt die Citadelle Albaniiska, u. das Fort Palmibi beherrscht die untere Stadt, zu der von der Landseite her nur ein schmaler, felsendeckter Weg führt. In dem sehr geräumigen Hafen kamen 1841: 1997 Schiffe von 20,000 Tonnen an; die Gesammteinfuhr betrug an Werth 986,259 Drachmen. Die Stadt hat 7000 Einwohner, ist Sitz eines griechischen Erzbischofs, hat ein Zeughaus, Gymnasium u. Militärschule. — N., im Alterthume der Hafen von Argos (s. d.), theilte das Schicksal dieser Stadt u. Landschaft, so wie im Mittelalter das des Peloponnes (s. d.). 1539 nahmen es die Türken weg; 1686 wurde es von den Venezianern erobert, kam aber 1715 wieder unter die Herrschaft der Türken. Am 3. Januar 1823 wurde diesen die Stadt von den Griechen entrisen, worauf bis zum Jahre 1834 der Sitz der Regierung hierher verlegt wurde.

Nautik, Navigations- oder Schifffahrtskunde, ist die Wissenschaft, welche lehrt, wie ein Schiff auf dem Meere mittelst Seefarten, Magnetnadel, Compasses, Logg, Beobachtung der Winde, Führung der Segel u. Ruder, astronomischer Berechnungen u. Beobachtungen, Chronometer u. s. w. auf einem der gewöhnlichen, ordentlichen Wege sicher u. möglichst schnell zu führen sei, wie auch seine geographische Position in jedem Augenblicke der Fahrt zuverlässig genug bestimmt werden könne. Die N. erfordert als Vorstudien: Mathematik, mathematische u. physische Geographie, die mechanischen u. physikalischen Wissenschaften u. ihre technischen Zweige sind: Schiffbaukunst, Steuermannskunst, politische u. Handelsgeographie. Vgl. Tobiesen, Lehrbuch der Schifffahrtskunde, Berlin 1820, u. Rumker, Handbuch der Schifffahrtskunde, Hamburg 1844.

Navarino (das alte Pylos), feste Stadt im griechischen Gouvernement Messenien, an der Südwestküste von Morea, unter dem Berge St. Nicolo, mit einem trefflichen, geräumigen Hafen, mehren Cisternen u. 3000 Einwohnern. Schon im Alterthume berühmt durch die große Seeschlacht, welche im peloponnesischen Kriege 425 v. Chr. in der Bai von Navarin geliefert wurde, ist der Name dieser Stadt noch berühmter geworden in der Geschichte unserer Tage durch den großartigen Seesieg, den die vereinigte französische, englische u. russische Flotte unter den Admiralen Rigny, Sir Edward Codrington u. dem Grafen Heyden am 20. October 1827 über die türkische Escadre unter Tahir Pascha erkochten. Der Kampf entbrannte durch Zufall u. endigte mit der Vernichtung der türkischen Flotte. Die Unabhängigkeit Griechenlands ward hierdurch gesichert.

Navarra, ein früheres Königreich, zwischen Spanien u. Frankreich, welches der von den Mauren vertriebene baskische Herzog Aznar 857 gründete u. das Haus Bigorre fünf Jahrhunderte behauptete. Philipp der Schöne von Frankreich vermählte sich mit der Erbin Johanna von N. u. nahm den Titel König von N. an. Zerstückelt, kam es an die einzige Tochter von Louis le Hutin 1316, u. 1497 an das Haus Albrecht. Ferdinand V. von Aragonien entriß 1512 den spanischen Theil (Ober-N.) Johann III. von Albrecht, den französischen Theil (die jetzigen Bezirke Bayonne u. Mauleon im Departement der Pyrenäen) vereinigte Heinrich IV. mit der Krone Frankreichs, deren Besitzer bis 1830 den „Titel König von Frankreich u. N.“ führten. Der spanische Theil oder Ober-N., 115, $\frac{1}{2}$ □ Meilen mit 230,925 Einwohnern (1833), ist völliges Hochland (Pyrenäen), von großen

Thälern zerschnitten u. vom Ebro, Aragon, Arga, Ega bewässert. Die Berge sind reich an Metallen; die Viehzucht stark. Es bildet jetzt die Provinz Pampelona.

Navigationssakte, die britische, vom Jahre 1651, ist wohl das denkwürdigste Beispiel von Handelsprivilegium u. von Einmischung der Regierung in die Handelsthätigkeit der Nation. Dieses berühmte Schiffahrtsgesetz, welches von dem stolzen England dessen Charta maritima genannt wurde, u. lange Zeit für das Bollwerk seiner Unabhängigkeit gegolten hat, ist das Werk des republikanischen Parlaments. Cromwell hatte aus Haß gegen die Holländer, welche lebhaft Theilnahme an dem Schicksale der Stuarte gezeigt hatten, u. deren rasch fortschreitende Nationalgröße seinen Zorn reizte, vor Allem aber in der Hoffnung, daß die englische Kriegsmarine in Folge dieses Gesetzes an Stärke u. Umfang bedeutend gewinnen werde, die Hand dazu geboten. Die N. sollte der Seemacht der Holländer, welche fast den ganzen Frachthandel der Welt an sich gerissen u. dadurch in hohem Grade die Eifersucht Englands erweckt hatten, einen entscheidenden Schlag beibringen. — Der Ursprung der englischen Schiffahrtsgesetze läßt sich bis zur Regierung Richards II. (1384) und vielleicht noch bis zu einer entfernteren Periode nachweisen. Unter der Regierung Heinrichs VIII. wurde das Hauptprinzip der früheren Schiffahrtsgesetze auf das Bestimmteste anerkannt durch Verkündung eines Einfuhrverbotes gewisser Handelsartikel, so fern dieselben nicht in Schiffen eingebracht wurden, welche englischen Rhedern gehören u. mit englischen Matrosen bemannt sind. — Durch eine Parlamentsakte im fünften Regierungsjahre der Königin Elisabeth wurden fremde Schiffe zuerst von den englischen Fischereien u. vom Küstenhandel ausgeschlossen. — Diesen früheren Schiffahrtsgesetzen Englands gab nun eine weit größere Ausdehnung die N. des republikanischen Parlaments. Ihre Hauptbestimmungen sind kürzlich folgende: 1) Allen Schiffen, deren Eigenthümer, Befehlshaber u. drei Vierteltheile der Matrosen nicht britische Unterthanen sind, ist bei Strafe des Verlustes des Schiffes u. der Ladung verboten, nach britischen Colonien zu handeln, oder in Großbritannien Küstenhandel zu treiben. 2) Eine Menge Handelsartikel, die im Verhältnisse zu ihrem Preise sehr viel Raum einnehmen (Bauholz, Korn, Theer, Hanf, Flachs, Porasche, Wein, Brantwein, Zucker u.) können nicht anders in Großbritannien eingeführt werden, als in den oben beschriebenen Schiffen, oder in Schiffen desjenigen Landes, worin diese Waaren erzeugt werden u. deren Eigenthümer, Befehlshaber u. drei Vierteltheile der Matrosen Unterthanen desselben Landes sind. Wenn sie auch in den Schiffen der letzteren Art hereinkommen, so müssen sie doch die Zölle, welche die Ausländer entrichten, doppelt bezahlen. Werden sie aber in Schiffen einer andern Nation hereingebracht, so werden Schiff u. Ladung confiscirt. 3) Eine Menge Güter, die großen Raum einnehmen, dürfen selbst mit britischen Schiffen nur unmittelbar aus dem Lande, welches sie hervorgebracht hat, eingeführt werden, bei Verlust des Schiffes u. der Ladung. 4) Gesalzene Fische aller Art, Fischbein, Thran u. Fett, wenn jene nicht auf britischen Schiffen gefangen u. diese an Bord derselben bereitet worden, müssen bei der Einfuhr nach Großbritannien den Zoll der Ausländer doppelt bezahlen. — Karl II., welcher dem Protektor in der Regierung folgte, erneuerte 1660 die N. Cromwells in Bezug auf Holland, hob sie aber für Hamburg, Lübeck, Bremen u. Danzig auf; allein schon 1662 verlor Lübeck wieder diese Begünstigung. Das Parlament bestätigte nun zwar 1689 jenen Befreiungsbrief, jedoch unter dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß künftig kein ähnlicher ertheilt werden sollte. Die Bestimmungen des Cromwell'schen Gesetzes bilden die Grundlage der Parlamentsakte 12, Karl II., Cap. 18, welche bis vor Kurzem noch zur alleinigen Richtschnur gedient hat beim Handels- u. Schiffahrtsverkehre Großbritanniens mit dem Auslande. Die Politik dieses Gesetzes hat in England lange Zeit hindurch als höchst weise gegolten, u. auch im Auslande ist solche öfters als sehr vernünftig u. zeitgemäß gepriesen worden. Auch Adam Smith ist in seinem berühmten Werke „Ueber den Nationalreichthum“ als Vertheidiger dieses Gesetzes aufgetreten. Zu der Zeit, heißt es

dort, als die Schifffahrtsakte erlassen wurde, befanden sich England u. Holland zwar nicht in offenbarem Kriege mit einander, aber ein feindseliger Haß trennte beide Nationen. Er begann unter der Regierung des langen Parlaments, das den Grund zu jener Akte gelegt hatte, u. machte sich Lust in dem Kriege, der unter der Regierung des Protektors u. Karls II. geführt wurde. Es ist daher wohl möglich, daß einige Bestimmungen dieser berühmten Akte dem Nationalhaffe ihren Ursprung verdanken, sie sind aber so weise, als ob sie sämmtlich von der überlegtesten Staatsklugheit wären erdacht worden. Nationaleifersucht zielte damals auf denselben Gegenstand, den die Politik empfohlen haben würde, nämlich auf Schwächung der Seemacht Hollands, der einzigen Macht, welche der Sicherheit Englands Gefahr bringen konnte. Die Schifffahrtsakte ist freilich dem auswärtigen Handel u. der Vermehrung des Wohlstandes nicht günstig; da aber die Sicherheit eines Landes von ungleich größerer Wichtigkeit ist, als Reichthum, so ist die Akte vielleicht die weiseste von allen Verfügungen Englands zu nennen. So urtheilt Adam Smith. Nun ist aber noch keineswegs so ganz ausgemacht, daß die Schifffahrtsakte in der That die Wirkung gehabt, welche ihr der berühmte Schotte u. viele Andere nach ihm zugeschrieben: die holländische Seemacht geschwächt u. dadurch die englische vermehrt zu haben. Allerdings mußte dieses Gesetz, indem es die holländischen Schiffe von den britischen Häfen entfernte, dem auswärtigen Handel Hollands bedeutenden Nachtheil zufügen. Die Bemühungen der Holländer, eine Zurücknahme der A. zu erlangen, beweisen zur Genüge, wie sehr sie selbst diesen Nachtheil erkannten; man scheint jedoch denselben in England viel zu hoch angeschlagen zu haben. Wohl mag Britannien dadurch, daß es jetzt Handelszweige sich aneignete, welche es früherhin wegen der Concurrenz der Holländer nicht betrieb, beträchtlich gewonnen haben; aber eine andere Frage ist es, ob zur Erlangung dieses Gewinnes gerade eine Verordnung nothwendig gewesen, wie sie Cromwell gab. So viel scheint ausgemacht, daß, wäre England zu Führung eines solchen Handels, wie ihn die A. hervorrief, nicht reich genug gewesen, diese Akte auf seinen auswärtigen Verkehr nur wenig gewirkt, daß sie eher Nachtheil, als Vortheil, demselben gebracht haben würde, wie drückend sie auch für die Holländer seyn u. bleiben mußte. In der That ist es auch nicht diese Parlamentsakte, welche den Holländern ihr Uebergewicht zur See entrißen hat; die Abnahme desselben ist vielmehr dem raschen Aufschwunge des Handels u. der Schiffahrt in den übrigen Ländern beizumessen, wie den verderblichen Kriegen, welche die Holländer, um jenes Uebergewicht zu behaupten, mit Karl II. u. Ludwig XIV. zu führen hatten. Der Verlust jener 1700 Rauffahrer, welche Holland in diesen Kriegen einbüßte, u. die Ueberlegenheit der britischen Marine, welche sich hier entwickelte u. in der Folge erhielt, sind es hauptsächlich, woraus für Holland die Nachtheile und für England die Vortheile entsprangen, welche man gewöhnlich der A. zuschreibt. Oben so wenig dürfte die Behauptung Smiths, daß die A. ganz vorzüglich zur Vermehrung der Seemacht Englands beigetragen habe, unbedingt als richtig anzunehmen seyn. Die Neigung der britischen Nation für Seeunternehmungen hatte sich bereits vor Einführung dieses Gesetzes entschieden ausgesprochen. Ihre Marine hatte schon eine furchtbare Höhe erreicht, und Blake's Siege waren schon erkämpft, ehe die Akte zu wirken begonnen hatte. Außer Zeugnissen gleichzeitiger Schriftsteller hiefür verdient angeführt zu werden, daß Sir Matthew Decker, ein angesehener und wohlunterrichteter Kaufmann, das ganze Prinzip der A. geradezu verdammt, indem er behauptet, daß sie, statt die englische Handelsmarine und die Anzahl der Seeleute zu vermehren, vielmehr dazu gebiet habe, beide zu vermindern; daß die dadurch veranlaßte Erhöhung der Schiffsfrachten dem Publikum eine schwere Last aufgebürdet habe u. eine der vornehmsten Ursachen gewesen sei, wodurch England verhindert worden, die Fischerei mit gleichem Erfolge zu betreiben, wie Holland. Zugegeben indeß, die Schifffahrtsakte sei zur Zeit ihrer Einführung weise u. staatsklug gewesen, so konnte doch ihre Aufrechterhaltung späterhin

dem Interesse Englands keineswegs entsprechen. Die Verhältnisse Großbritanniens u. der anderen Länder haben sich seit 1650 ganz u. gar verändert. Der beneidete Reichthum u. die Handelsgröße Hollands sind verschwunden. England hat Nichts mehr von dieser Seite zu befürchten. London ist geworden, was Amsterdam früher war: der große Markt der Welt. Die Frage, welche England jetzt zu lösen hat, ist nicht, welche Mittel die besten sind, um zur Herrschaft auf dem Meere zu gelangen; sondern, wie der unbefristete Vorrang, den es bereits erlangt hat, zu bewahren sei? Diese Frage zu lösen aber scheint nicht gar schwierig. Schiffahrt u. Seemacht sind die Wirkungen, nicht die Ursachen des Handels. Wird der letztere vermehrt, so folgt die Zunahme der ersteren von selbst. Mehr Schiffe u. mehr Matrosen werden erfordert, wo der Handel mit verschiedenartigen u. entfernt liegenden Ländern sich erweitert. Zur Zeit Karls II., wo Großbritanniens Handelsmarine verhältnißmäßig gering war, ließ sich der Versuch, solche durch Ausschließung fremder Schiffe aus seinen Häfen zu verstärken, allenfalls rechtfertigen; bei der ungeheuren Höhe aber, welche diese Marine erreicht hat, kann sie nicht durch Beschränkungen jener Art, sondern nur mittelst eines blühenden u. weitverbreiteten Verkehrs aufrecht erhalten werden. Wie hoch man indeß immerhin den wohlthätigen Einfluß anschlagen mag, den die N. auf Verstärkung der britischen Kriegsmarine u. somit auf die Sicherheit des Staates ausgeübt: nie darf man vergessen, daß Alles, was die Akte für diesen Zweck leistete, weit entfernt, das Interesse des Handels u. der Industrie zu fördern, vielmehr eine Beschränkung derselben; eine Aufopferung war, der England sich freiwillig unterwarf, um das höhere Interesse seiner Unabhängigkeit auf eine festere Basis zu stellen. Das wahre Interesse einer Nation hinsichtlich ihrer industriellen u. commerciellen Verhältnisse liegt stets in der möglichst ausgedehnten Concurrenz, in der unbeschränkten Freiheit, so wohlfeil zu kaufen u. so theuer zu verkaufen, als es ihre Lage, ihre Kräfte u. ihre Geschicklichkeit nur irgend gestatten. Die N. schmälerte aber diese Freiheit u. vernichtete oder verminderte die Concurrenz; sie war daher für Englands auswärtigen Handel nicht nur kein unmittelbar wohlthätiges, sondern sogar ein mittelbar ungünstiges Gesch. Zwar legt die Akte den fremden Schiffen, welche britische Produkte abholen wollen, keine Last auf; wenn aber die Ausländer durch Verbote oder hohe Zölle verhindert werden, zum Verkaufe nach Großbritannien zu kommen, dann sind sie öfters auch nicht im Stande, zum Einkaufe dahin zu segeln, weil sie ohne Ladung kommen u. die Fahrt aus ihrem Lande umsonst machen müßten. Durch Minderung der Zahl der Verkäufer also mindert jene Akte offenbar auch die Zahl der Käufer u. verursacht, daß die Briten nicht nur fremde Güter theurer kaufen, sondern auch ihre eigenen wohlfeiler verkaufen, als bei ganz freiem Handelsverkehre der Fall seyn würde. Ist gleich Staatssicherheit wichtiger, als Reichthum, u. mag immerhin die N. in deren Betracht als weise gelten, so dürfte sie doch in Hinsicht auf Industrie u. Handel schwerlich das Lob verdienen, das ihr auch in dieser Beziehung so häufig gespendet worden, indem man sich auf einen Erfolg berufen hat, der keineswegs ihr Erfolg war. Nicht in der N. ist Großbritanniens heutige Industrie u. Handelsgröße zu suchen, u. wenn der auswärtige Handel dieses Staates fortschreitend an Umfang gewonnen, so ist es nicht durch diese Akte, sondern trotz derselben geschehen. Auch würde England, wie unermesslich auch immer sein Reichthum seyn mag, höchst wahrscheinlich jetzt noch viel reicher seyn, wäre nicht durch jene Akte ein sehr beträchtlicher Theil seines Nationalcapitals gleichsam mit Gewalt anderen Zweigen der Werthschaffung entzogen u. in die weniger vortheilhaften Kanäle des auswärtigen Handels gedrängt; wäre namentlich ein Theil dieses Capitals zum Anbau der Millionen Morgen Landes verwendet worden, welche noch bis auf die neueste Zeit dort wüßt u. öde lagen. Jedenfalls aber wäre es Thorheit u. Verblendung, zu glauben, daß auch solche Staaten, welche keine Seemächte sind u. zu ihrer äußeren Sicherheit keine Kriegsmarine bedürfen, aus einer Nachahmung Englands in dieser Beziehung Gewinn u. Vorthail ziehen könnten; daß namentlich ihr Na-

tionalwohlstand dadurch könnte gefördert werden. Fast 2 Jahrhunderte hindurch hat die britische N. in voller Kraft bestanden, u. erst unsern Zeiten war es vorbehalten, so wesentliche Modificationen derselben eintreten zu sehen, daß man sie gegenwärtig fast als aufgehoben betrachten kann. Von allen Seiten her hatte das Ausland diesem Zwangsgesetze Repressalien entgegengestellt u. die aufgeklärteren Engländer selbst arbeiteten allmählig an dessen Umsturze. Im Jahre 1787 erließ der Congreß der vereinigten Staaten Nordamerika's ein Gesetz (eine fast buchstäbliche Abschrift der englischen Schifffahrtsakte), in der augenscheinlichen Absicht, sich desselben als Repressalie gegen England zu bedienen. Von Seiten Englands wurden sofort mancherlei Mittel ergriffen, um dem amerikanischen Schifffahrtssystem entgegen zu wirken, ohne von der Strenge des eigenen nachzulassen. Alle diese Mittel verfehlten jedoch ihren Zweck u. man überzeugte sich zuletzt von der Nothwendigkeit, Concessionen zu machen. Im Jahre 1815 kam endlich zwischen England u. den vereinigten Staaten ein Handelsvertrag zu Stande, worin festgesetzt wurde, daß künftighin gleichmäßige Abgaben von den Schiffen eines jeden der beiden Länder in den beiderseitigen Häfen erhoben werden sollten, sowie gleichmäßige Zölle von allen Handelswaaren, die in dem einen Lande erzeugt u. in das andere eingeführt wurden, gleich viel, ob die Einfuhr in den Schiffen der einen, oder der andern Nation stattfände. Das Beispiel Nordamerika's ermunterte alsbald die neuen Freistaaten Südamerika's zur Nachahmung. Eben im Begriffe, ein ähnliches Schifffahrtsgesetz zu erlassen, ward ihr Vorhaben durch die zeitige Dazwischenkunft der englischen Regierung vereitelt, welche sich erbot, die Schiffe jener Republiken auf dem Fuße der Gegenseitigkeit in die britischen Häfen zuzulassen, unter der Bedingung, daß britische Schiffe auf gleichem Fuße in den Häfen der Republiken behandelt würden. Handelsverträge, auf dieses freisinnige Princip gestützt, sind seitdem zwischen England u. den meisten südamerikanischen Freistaaten abgeschlossen worden. Da der Grundsatz der Gegenseitigkeit einmal aufgestellt war in den Verträgen mit den amerikanischen Staaten, so konnte sich England nicht wohl weigern, nach demselben auch diejenigen europäischen Staaten zu behandeln, welche sich geneigt zeigten, die britischen Schiffe auf dem Fuße der Gegenseitigkeit in ihre Häfen einzulassen. Die Krone wurde daher hierzu durch eine Parlamentsakte (Acte 6, Georg IV., Cap. 1.) ausdrücklich ermächtigt u. bald darauf erschien in Preußen die königliche Cabinetsordre vom 20. Juni 1822, wodurch die Hafengebühren auf den Schiffen aller Nationen, welche die preussischen Schiffe nicht auf dem Fuße der Gegenseitigkeit in ihren Häfen behandelten, bedeutend erhöht wurden. Die Wirkung dieser Cabinetsordre auf die britische Schifffahrt nach den preussischen Häfen war höchst nachtheilig u. veranlaßte sofort bittere Klagen u. Beschwerden von Seiten der englischen Kaufleute u. Schifferheber. Dieses führte zu Unterhandlungen mit der preussischen Regierung, welche sich mit der Vereinbarung endigten, daß nach den, in den Traktaten mit den vereinigten Staaten aufgestellten, Grundsätzen von beiden Seiten alle bisher bestandene unterscheidende Zölle auf Schiffen u. Waaren in den Häfen der beiden respectiven Länder aufhören sollten. — Nachdem auf diesen Grundlagen am 2. August 1824 ein Vertrag mit Preußen abgeschlossen war, erkannte die britische Regierung die Nothwendigkeit, ein Gleiches zu thun mit den nordischen Mächten. Ähnliche Conventionen wurden daher mit Dänemark, Schweden, Hannover, den Hansestädten u. anderen Staaten abgeschlossen. Gegenseitigkeit ist die Basis aller dieser Verträge u. sie enthalten überdies noch manche andere Bestimmungen zur Erleichterung des Verkehrs. Auch der, im Jahre 1826 zwischen Großbritannien u. Frankreich abgeschlossene, Handelsvertrag bestimmt ausdrücklich, daß die Schiffe des einen Volkes in dem andern Lande keine höheren Tonnen-, Hafen-, Leuchthurm-, Gelder etc. bezahlen sollen, als die einheimischen, u. daß die unter britischer Flagge in Frankreich eingeführten englischen Waaren keinen höheren Zoll entrichten sollen, als wenn sie unter französischer Flagge ankämen. Es war übrigens die Einführung dieses Systems der Gegenseitigkeit in England weniger eine Maßregel der

freien Wahl, als der Nothwendigkeit. Bei dem dormaligen Zustande seines Fabrik- u. Manufakturwesens konnte England sich nicht der Gefahr aussetzen, vom Handel der Länder ausgeschlossen zu werden, welche alljährlich eine so bedeutende Masse seiner Erzeugnisse verbrauchten. So lange Preußen, Schweden, Dänemark und andere Staaten sich jene Handels- und Schifffahrtsbeschränkungen gefallen ließen, ohne das Recht der Wiedervergeltung zu üben, war es nicht Englands Sache, ihnen zu sagen, daß sein bisheriges System illiberal u. für sie drückend sei; als aber die Regierungen dieser Staaten Solches ohne sein Zuthun einmal erkannt hatten; als sie von Retoriken gegen den englischen Handel sprachen u. britische Waaren entweder ganz von ihren Märkten auszuschließen, oder diejenigen, welche in britischen Schiffen eingeführt würden, mit übermäßigen Zöllen zu belasten drohten, wenn die Beschränkungen nicht modificirt würden: da war der englischen Regierung nur noch eine schwierige Wahl gelassen und sie handelte weise, indem sie ein System vorzog, das ihren Manufakturzeugnissen den Eingang ins Ausland erleichterte, während es den englischen Schiffsherrn gleiche Chance mit den fremden ließ, im gegenseitigen Verkehre beschäftigt zu werden. Nach erfolgter Einführung des freistündigen Schifffahrtssystems in England hat sich die Anzahl der nach britischen Häfen kommenden fremden Schiffe verhältnißmäßig schneller vermehrt, als die Anzahl der britischen Schiffe. Dieses hat bei den englischen Schiffsherrn (Rhedern) lebhafteste Besorgnisse erregt. Ihre Befürchtungen in dieser Hinsicht dürften sich jedoch als unbegründet bewähren, da trotz dem die Zahl der britischen Schiffe überhaupt seit Aufhebung der Zwangsgesetze beträchtlich zugenommen hat. Sämmtliche Abänderungen, welche seit dem Jahre 1826 in den englischen Schifffahrtsgesetzen vorgenommen worden, sind jetzt in der Parlamentsakte (3. u. 4. Wilhelm IV., Cap. 54) enthalten, welche den Titel führt: Akte zur Aufmunterung der britischen Rhederei u. Schifffahrt. In derselben ist nun zwar der Verkehr mit allen europäischen Ländern, die mit Großbritannien befreundet sind, auf völlig gleichen Fuß gestellt, dennoch aber sind darin nicht alle Vorrechte der britischen Schifffahrt aufgehoben. Eine Anzahl höchst wichtiger Waarenartikel (Korn, Del, Bauholz, Tabak, Wein, Wolle, Flach, Hanf u.) wird darin genannt, die nur in britischen, oder in Schiffen des Erzeugungs- oder des einführenden Landes nach Großbritannien gebracht werden dürfen. Erzeugnisse von Asien, Afrika u. Amerika darf man nicht aus einem europäischen Lande u. nicht auf anderen Schiffen, als des Produktionslandes, einführen; die Einfuhr von den Inseln Jersey, Guernsey, Alderney, Sark u. Man ist nur in britischen Schiffen erlaubt; eben so der Küstenhandel zwischen britischen Orten u. die Ausfuhr nach britischen Besitzungen. Ein Schiff gilt aber nur dann für britisch, wenn es gehörig registriert ist, einen britischen Unterthan zum Capitän (master) hat, u. wenigstens zu drei Viertheilen mit britischen Seeleuten bemannt ist.

Naxos, jetzt Naxia, die größte, freundlichst gelegenste u. fruchtbarste unter den cycladischen Inseln, mit etwas über 5 □ Meilen u. 12,000 Einwohnern, die in der Stadt Naxia in etwa 40 Dörfern leben, hat steile Küsten u. ist von drei Bergketten: Diu, Coronos u. Janori durchschnitten. Die vier Häfen: Gotsdos nördlich, Panormo südöstlich, St. Johann südlich u. Apollonos östlich, sind nicht geräumig. Die herrlichen Thäler sind mit Oliven-, Orangen-, Limonen-, Citronen-, Granaten-, Feigen-, Wachholder- u. Maulbeerbäumen angefüllt; zwischen ihnen ziehen sich von Quellen reichlich bewässerte Ebenen hin, von denen die von Naxia, Palamides, Gorch, Livadia, Sibera-Petra und Sanggi die fruchtbarsten sind. Die Weine sind so vorzüglich, daß die Alten ihnen den Namen Nektar beilegen u. die ganze Insel dem Bacchos geheiligt war, der hier die von Theseus verlassene Ariadne fand. Die Berge liefern Schmirgel und Bausteine; ehemals wurde auch eine Art Marmor (Schlangenmarmor, Ophites, Ophaltes) auf N. gebrochen, der an der Lust härter u. sehr dauerhaft wurde. Hauptprodukte der Insel sind: Del, Wein, Obst, Süßfrüchte, Schmirgel und Bausteine. Getreide wird nicht hinreichend gebaut, denn der Ackerbau liegt

darnieder. Fabriken fehlen ganz und der Handel ist nur unbedeutend. An Alterthümern besitzt N. noch Trümmer eines Bacchos- u. eines Apollotempels, eine Grotte, worin die Bacchantinnen ihre Orgien gefeiert haben sollen u. a. m. — Die Hauptstadt gleiches Namens, mit festem Schlosse, hat gegen 4000 Einwohner u. ist Sitz eines griechischen u. eines katholischen Bischofs.

Nazarener war der ursprüngliche Name der Christen überhaupt, der aber in der Folge Sektename einer Art hebräischer Christen wurde, welche nach dem heiligen Hieronymus die Verbindlichkeit zum mosaischen Gesetze nur auf die Juden-Christen ausdehnen wollten; auch sollen die N. nicht geglaubt haben, daß von Beibehaltung u. Beobachtung des mosaischen Gesetzes das ewige Heil abhängt, weshalb sie auch den heiligen Paulus als den Heidenapostel anerkannten. Von Christus glaubten sie, daß er Gottes Sohn u. auf übernatürliche Weise von Maria geboren sei; darum auch Hieronymus von ihnen sagt: „credunt in Christum Dei filium, in quem et nos credimus.“ Gleichwohl dürfte, nach ihrer ganzen Stellung zur christlichen Kirche, zweifelhaft seyn, ob sie die orthodoxe Lehre von Christus bekannt haben. Zu ihrer religiösen Grundlage scheinen sie ein syro-chaldäisches Evangelium gehabt zu haben, das nach den vorhandenen Fragmenten von unserem Evangelium Matthäi wesentlich abweicht, wahrscheinlich das Evangelium κατ' Εβραϊσμός, oder Evangelium Petri oder der 12. Apostel. — Vergl. Gieseler, über die N., in Stäudlins u. Tschirners Archiv für ältere u. neuere Kirchengeschichte Bd. 4, St. 2.

Nazareth, ein unbedeutendes Städtchen in Galiläa, am nordwestlichen Fuße des Berges Tabor, drei Stunden von diesem entfernt, auf einem hohen Hügel, war der Wohnsitz der hl. Jungfrau Maria u. des heiligen Joseph. Dort wurde Jesus verkündigt u. empfangen u. brachte daselbst seine Kindheit u. Jugend zu. Auch nach seiner Taufe begab er sich wieder nach N., wo er auch in der Synagoge lehrte. Von hier zog er nach Kapharnaum. N. war bei den Juden ein verachteter Ort und daher war der Ausdruck: „von N.“ öfters ein Spott (Matth. 26, 71. Joh. 19, 19.). — Im Mittelalter war N. ein Bischofssitz; zu den Zeiten der Kreuzzüge sogar ein Erzbisthum; später aber sank es zu einem bloßen Dorfe herab. Es befindet sich jetzt hier ein berühmtes Franciscanerkloster, zu welchem die Verkündigungskirche mit verschiedenen Merkwürdigkeiten gehört. Ueberhaupt zeigt man in der Umgegend mehr Ueberbleibsel der früheren Zeit. Von dem Berge, der sich über die Stadt erhebt, genießt man eine herrliche Aussicht über die Ebene Jezrahel vom Tabor bis zum Karmel u. Mittelmeere, ja bis zum Libanon.

Neander (Johann August Wilhelm), protestantischer Kirchenhistoriker u. Professor der Theologie in Berlin, wurde am 16. Januar 1789 von jüdischen Eltern in Göttingen geboren. Nachdem er an dem Johanneum in Hamburg unter Guelitts Leitung eine sorgfältige Vorbildung für die Universität empfangen hatte u. vom Mosaismus zum Christenthume übergetreten war, bezog er 1806 die Hochschule zu Halle, um Theologie zu studiren. Der ausgezeichnete Ruf des Historikers Plank zog ihn auch nach Göttingen u. er erfreute sich des freundlich-lehrreichen Umganges dieses milddesinnigen ehrwürdigen Theologen. 1811 trat er an der Universität Heidelberg als Docent auf; seine Inauguralabhandlung war dogmenhistorisch in Bezug auf Clemens von Alexandrien: *De fidei gnoseosque ideae, quae ad se invicem atque ad philosophiam referatur, ratione secundum mentem Clementis Alex.* Zum außerordentlichen Professor befördert, gab er durch seine Schrift: „Kaiser Julian u. sein Zeitalter“ 1812, einen höchst erfreulichen Beweis geistvoller Geschichtsforschung. Sie veranlaßte zugleich seine Berufung nach Berlin 1813. Die umfassenden Studien über Mittelalter u. Scholastik verarbeitete er in dem Repräsentanten dieser Richtung: „Der h. Bernhard u. sein Zeitalter.“ Berlin 1813, 2. Aufl. Hamb. 1848. In die Urzeiten des Christenthums zurückgehend, regte der Gnosticismus in seiner dunklen u. vielgestaltigen Erscheinung seine Forschung an, u. ihr Resultat theilte er mit in der genetischen Entwicklung der vornehmsten gnostischen Systeme, Berlin 1818. Für Pastristik sind wichtig die beiden Monographien über

„Chrysostomus u. die Kirche des Orients in dessen Zeitalter,“ Berlin 1821, 2 Bde., wodurch die antiochenische Schule repräsentirt ist, u. über Tertullian, in dessen „Antignostikus“ 1826, wo die nordafrikanische Geistesrichtung geschildert wird. Durch ansprechende, leichtfaßliche Darstellung zeichnen sich aus: „Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums u. des christlichen Lebens,“ 3 Bde., Berlin 1822, welche bis auf das Zeitalter Ausgar's hinabreichen u. einzelne interessante kirchengeschichtliche Fragmente mittheilen. Sein Hauptwerk, welches den Mittelpunkt seiner Studien bildet u. worauf sich die bisherigen Monographien nur wie einzelne Strahlen u. Vorarbeiten beziehen, ist „Geschichte der christlichen Religion u. Kirche,“ Hamb. 1825—43, bis jetzt zu 10 Bänden fortgeführt. Nach seinem eigenen Geständnisse ist der leitende Grundgedanke des bändereichen Werkes: „dadurch einen sprechenden Erweis von der göttlichen Kraft des Christenthums, als einer Schule christlicher Erfahrung, einer durch die Jahrhunderte hindurchtönenden Stimme der Erbauung, der Lehre u. der Warnung für Alle, welche hören wollen, in der geschichtlichen Entwicklung des Reiches Gottes darzulegen.“ So verdienstvoll diese Forschungen sind, so haben doch die dogmatischen Ansichten des Verfassers die unbefangene Auffassung der positiven Institute der Kirche getrübt, u. namentlich ist der organische Gliederbau der Kirchenverfassung ganz verkannt. Die ungleichartige Darstellung, indem das Urchristenthum im Verhältnisse zu den nachfolgenden Zeiten zu kurz behandelt wurde, rief zur Ausgleichung dieses Mißstandes den Entschluß hervor, das apostolische Zeitalter in einem selbstständigen Werke zu schildern. „Geschichte der Pflanzung und Leitung der Kirche durch die Apostel“ 2 Bände, 1832, worin besonders die Entwicklung der Lehrbegriffe von Paulus, Johannes u. Jakobus rühmliche Anerkennung verdienen. Das Aufsehen, welches Strauß mythische Darstellung der evangelischen Geschichte selbst bis in die Kreise der Laienwelt hervorbrachte, reifte in ihm, zur Sicherung der historischen Wahrheiten, das Vorhaben, als Pendant zum apostolischen Zeitalter das Leben Jesu in ganz ähnlicher Fassung darzustellen mit besonderer Berücksichtigung der erhobenen Bedenken. Es erschien „das Leben Jesu in seinem geschichtlichen Zusammenhange,“ Hamburg 1837, u. erlebte 4 Auflagen, welche mannigfache Modifikationen in der Auffassung einzelner Momente erlitten. Von großem, unberechenbarem Einflusse ist N.s vielfache akademische Wirksamkeit; seine Vorlesungen umfassen Kirchengeschichte, Dogmatik, Ethik u. neutestamentliche Exegese; seine Herablassung u. Humanität im Umgange mit der studirenden Jugend erhoben ihn zu einem der beliebtesten Lehrer. Auch hat seine theologische Richtung sich in vielen talentvollen jungen Männern fortgepflanzt u. verspricht, zu weiteren Forschungen angeregt, für die Zukunft noch manche erfreuliche Resultate. Außer mehren Programmen u. akademischen Abhandlungen z. B. über Pascal Richard Barter, Vorreden u. dergl. m., sind die „kleinen Gelegenheitschriften“ in eigener Sammlung zusammengedruckt worden, Berlin 1829.

Neapel, Königreich, s. Königreich beider Sicilien.

Neapel (lat. Neapolis, ital. Napoli), Hauptstadt des Königreichs u. Residenz des Königs beider Sicilien, Sitz eines Erzbischofs u. aller höchsten Staatsbehörden, in der Landschaft Terra di Lavoro, an einem Golse des Mittelmeeres, nach London u. Paris die größte Stadt Europa's, in Beziehung auf ihre Lage aber die schönste auf der ganzen Erde, was sich von der Seeseite, oder von den nahen Gebirgen am deutlichsten zeigt, während von der römischen Strasse her die Stadt gar keine Ansicht bietet, gilt, obwohl ohne Thore u. Außenwerke, wegen einiger Castelle doch für einen festen Platz, hat in ihrem Umkreise (20 Miglien) über 50,000 Häuser u. bei 380,000 Einwohner. Die Hauptstrasse der Stadt, Toledo, ist in neuerer Zeit gepflastert, hat eine Menge schöner Paläste u. dient, namentlich im Carneval, als Corso. Hier wird Alles, was käuflich ist, mit Geschrei ausgedoten. Die andere Hauptstrasse ist Chiaia, wo der Corso mehrentheils zu Wagen abgehalten wird. Die Häuser haben 4—7 Stockwerke u. Balkons; die Dächer sind platt u. flach gewölbt mit Kalk u. Puzzolana; die Plätze (Larghi)

sind nicht sehr bedeutend, unregelmäßig u. eng. Unter den zahlreichen Merkwürdigkeiten N.s führen wir der Reihe nach an: Porta Capuana, mit Reliefs von Benedetto da Majano. Sehenswerth sind die öffentlichen Plätze: Largo di Mont-Oliveto, sehr belebt, ehemals mit einem Springbrunnen u. der Bronzestatue Karls II.; Largo del Castello, nahe bei Fontana Medina; Largo dello Spirito Santo (Mercatello), am obern Ende von Toledo, einer der schönsten, mit einem großen, halbrunden, mit 26 Statuen geschmückten, Karl III. zu Ehren aufgeführten Gebäude; Largo del Mercato; der größte, mit zweimaligem Markte in der Woche, Montags u. Freitags; hier finden alle Hinrichtungen statt, u. ein nahees Gäßchen, durch welches die Verurtheilten geführt werden, heißt deshalb „Vico de sospiri.“ Auf diesem Platze ist Conradin von Schwaben u. sein Vetter Friedrich von Oesterreich hingerichtet worden. In der kleinen Kapelle auf dem Platze waren die Leichname der Unglücklichen, bis Elisabeth von Oesterreich, Conrads Mutter, sie in S. Carmine beisetzen ließ. In neuester Zeit steht hier ein Denkmal Conrads, das Giebel nach dem Modell von Thorwaldsen in Auftrage Königs Maximilian II. von Bayern ausführte. Der Largo del Mercato war auch der Schauplatz der Revolution des Masaniello, dessen Haus man daselbst noch zeigt. Hier kann man das neapolitanische Volk u. die Lazaroni kennen lernen. Largo del Palazzo, mit dem königlichen Schlosse u. den Bronzestatuen Karls III. von Ganova u. Ferdinands I. Der Hafen ist verhältnißmäßig klein, viereckig u. durchaus durch Kunst hervorgebracht. Ein neuer Hafen, rechts am Molo, ist für die Kriegsschiffe u. die künigl. Dampfer erbaut. Der Leuchthurm (fanale) am Ende des Molo, seit Kurzem um einige Stocke erhöht, mit einer neuen Einrichtung der Gasbeleuchtung. — In dem Real museo Borbonico ist Alles vereinigt, was man für Kunst u. Wissenschaft Werthvolles zusammenbringen konnte. Von Vickönig Ruiz de Castro, Graf von Lemos, nach der Zeichnung M. G. Fontana's erbaut u. 1616 von seinem Sohne Pedro de Castro als Universität eröffnet, wurde es 1790 unter Ferdinand I., der diese nach dem Kloster Gesu vecchio verlegte, zum königlichen Museum bestimmt, indem man die zu Minturnä (Capua), Herculaneum, Pompeji, Stabiä, Nuceria, Nola, Bästium u. gefundenen Alterthümer, u. sodann auch die Gemäldegalerie von Capo di Monte vereinigte, so daß es als die bedeutendste u. umfangreichste Kunstsammlung Italiens zu betrachten ist. Die ganze reiche Sammlung ist in 15 Abtheilungen geordnet. — Die Castelle, welche N. umgeben, sind: Castel-nuovo, im Auftrage Karls von Anjou 1283 gebaut. Beim Eingange der Triumphbogen Alphons I. von Arragonien, in der Schloßkirche eine Madonna, Statue von Benedetto da Majano; Anbetung der Könige; Delgemälde des Johann van Eyck. Hinter dem Chore die Treppe soll von Nicola Pisano seyn. Castel del Ovo an der Stelle, wo ehemals die Villa des Lucullus stand, von der man noch Mauerwerk im Wasser sieht. Castel S. Elmo, ehemals Ermo (phönizisch: hoch) auch S. Erasmo, auf einem steilen Fels über der Stadt, soll mit C. nuovo unterirdisch verbunden seyn, zuerst von Louis XII. von Frankreich befestigt; ein von Karl V. erweiterter Thurm ist noch aus normännischer Zeit. Castello Capuano oder Vicaria, von Wilhelm I. bis Ferdinand I. Residenz der Könige von N., jetzt Sitz des obersten Gerichtshofes u. Archiv. Castello del Carmine an der Südseite des Hafens, 1647 nach der Revolution des Masaniello gegen Volksaufstände in diesem Stadttheile erbaut. Pizzo-Falcone, auf der Höhe gegenüber dem Palazzo reale, wo ehemals ein Herkulestempel, hernach die Wohnung des Lucullus stand, steht durch Ponte Chiaja mit dem C. S. Elmo in Verbindung. — Unter den Kirchen N.s steht oben an die Kathedrale S. Gennaro, von Karl II. von Anjou 1299 neben dem älteren Dome S. Restituta erbaut, aber jetzt, bis auf die Thürme, modernisirt. Die Säulen sind antik u. rühren von 2 Tempeln des Neptun u. des Apollo her. Grabmal Karls von Anjou über dem großen Portal, innen. Das Taufbecken, eine antike Vase, mit Attributen des Bacchus am Fußgestelle. Die Confession des S. Januarius von 1497, mit der knieenden Statue des Olivier Carafa, angeblich nach der Zeichnung des Michel Angelo. Unter den größeren Kapellen die Basi-

lica S. Restituta, Eingang im linken Seitenschiffe, auf den Trümmern eines Apollon- u. Neptuntempels, war ehemals Kathedrale mit der Madonna del principio u. dem H. Januarius in byzantinischer Mosaik. Capella di tesoro, im rechten Seitenschiffe, gegenüber der Restituta, mit der silbernen Büste u. dem Blute des H. Januarius. — S. Angelo a Nilo, mit dem Grabmale des Cardinals Rinaldo Brancaccio von Donatello, in Auftrag von Cosmus Medicis. L' Annunziata, mit dem Grabmale der Königin Johanna II. Certosa di S. Martino, mit schöner Aussicht u. Gemälden von Lanfranco u. Spagnoletto. S. Chiara, im 14. Jahrhundert durch Masuccio jun. restaurirt, allein vielfach modernisirt. S. Domenico, von mittelalterlicher Architektur, doch viel modernisirt. S. Elmo, mit einem der besten Gemälde von Polidoro da Caravaggio. S. Filippo Neri, mit Gemälden von Luca Giordano, Cesti, Solimene. S. Francesco di Paula, ganz neu erbaut von Bianchi aus Lugano, als Nachahmung des römischen Pantheons, mit Statuen von Tenerani u. andern römischen Bildhauern. S. Lorenzo, gegründet von Karl I. von Anjou nach dem Siege über Manfred bei Benevent. S. Maria del Carmine, mit den Leichnamen des Konradin u. Friedrich von Oesterreich hinter dem Hochaltare u. dem wunderthätigen Christusbilde. S. Maria del Parto, auf dem Postlipo gegründet von Sannazar, mit dem Grabmale dieses Dichters von Montorsoli u. Santa Croce u. m. a. Die Katafomben unter Gennaro dei Poveri und S. Maria della Vita sind größer, als die römischen, u. sehr sehenswerth, vornemlich auch wegen der darin enthaltenen Malereien aus der Zeit des Christenthums. Das Campo santo, der neue Gottesacker, angefangen 1840, vor Porta Capuana an der Strada Nolana, groß u. glänzend in der Anlage, mit herrlicher Aussicht; hinter der Kirche ein großer Hofraum mit 400 Säulen u. 160 Kapellen für die 160 Congregationen N.s. Von Palästen sind zu nennen: Palazzo reale, im Jahre 1600 vom Vizekönige Fernando Ruiz de Castro, Graf von Lemos, erbaut, erneuert 1841. Auf der Treppe die Kolossalstatuen des Tajo u. Ebro, in dem Saale des Vizekönigs sieht man die Bildnisse aller Regenten N.s. Pal. Garaffa, mit einem Museum von Alterthümern. Villa Heigelin, mit Kunstwerken, schönen Gartenanlagen, prächtiger Aussicht. Pal. Maddaloni, mit dem Raube der Sabinerinnen über dem Eingange. Villa des Principe von Rocca Romana, am Postlipo, mit naturhistorischer Sammlung, zum Theile lebender Thiere u. herrlicher Aussicht. Pal. Monteleone, mit Gemälden. Pal. Sangro, mit Alterthümern. Pal. Zahn, mit bedeutender Gemäldesammlung. Ferners sind merkwürdig: der erzbischöfliche Palaß; das Albergo reale degli poveri (Reclusorio), das größte Gebäude in N., 1757 nach der Zeichnung des de Fuga von Karl III. erbaut, jedoch noch nicht ausgebaut, mit vier Höfen, in deren Mitte eine Kirche. Die Waisen werden hier, ihren Anlagen gemäß, in Handwerken, Künsten oder Wissenschaften unterrichtet. — Von Anstalten aller Art besitzt N.: eine Universität, Academia delle scienze ed arti, gegründet von Karl III., aus 60 Mitgliedern, wobei die Herculanische Akademie. Academia Pontaniana, ebenfalls wissenschaftlicher Bestimmung; außerdem eine polytechnische Schule, ein adeliges Erziehungsinstitut, eine Gesellschaft für Ackerbau u. Manufakturen, eine Akademie für die Marine, fünf Lyceen, zwei Gymnasien, eine Schule für Medizin u. Chirurgie, eine Erziehungsanstalt für adeliche Mädchen (casa de' miracoli), eine andere für andere (S. Marcellino), ein Findelhaus, ein Taubstummeninstitut, eine Veterinärschule, ein Museum der Botanik, Zoologie u. Mineralogie, einen botanischen Garten, ein chemisches Laboratorium, Observatorium u. Von Bibliotheken finden sich hier: die k. Bibliothek im Museo borbonico, mit 150,000 Bänden u. 3000 Manuscripten, hauptsächlich aus der farnesischen Sammlung gebildet, ehemals in Rom, unter ersteren viele erste Drucke aus dem 15. Jahrhundert, z. B. das erste in N. von einem Deutschen, Riesinger, gedruckte Buch 1471. Ferner die Bibliotheca Brancacciana, gegründet 1675 vom Cardinal Franc. Brancaccio, reich an Manuscripten für die neapolitanische Geschichte, mit 50,000 Bänden. Bibliotheca ministeriale, gegründet 1807 aus den literarischen Schätzen aufgehobener Klöster. Bibliotheca della città,

entstanden aus der Bibliothek des March. Taccone. Bibliotheca dell' Università, mit Schätzen aufgehobener Klöster. Bibliotheca del Convento di S. Filippo Neri, mit Manuscripten, unter anderen die Tragödien des Seneca, mit Miniaturen von Zingaro. Das vereinigte königliche Archiv, *il grande Archivio*, umfaßt alle anderen, auch die der aufgehobenen Klöster; es ist im Pal. de' Tribunali u. ist in 4 Sectionen getheilt: storico, delle legge, delle finanze u. communale. Man zeigt die Regesten Friedrichs II. auf Baumwollenpapier u. die des Hauses Anjou ic. Unter den 7 Theatern N.s ist das berühmteste S. Carlo, das größte in Europa nach der Scala in Mailand, 1537 erbaut, 1816 abgebrannt u. von Niccolini neu erbaut bis zum 12. Januar 1817. Die Fagade hat eine große Colonnade. Die Fabriken und Manufacturen N.s sind nicht beträchtlich, jedoch im Steigen. Sie liefern Gold-, Silber-, Bijouterie- und Seidenwaaren, ordinäre Woll-, Leinen- und Baumwollstoffe, Handschuhe, Kunstblumen, Hüte, Strohhüte, Darmsaiten, Leber, Selse, Korallen, Porzellan, Waffen, Maccaroni. Wichtiger ist der Handel des Places, da N. der Mittelpunkt desselben für das ganze Land ist. Das Volk von N. liebt Vergnügen, aber ohne Anstrengung; es ist weniger charakteristisch, als das römische, so wie die Gesellschaft weniger angenehm. Von der Fröhlichkeit, in welcher die Maler es gewöhnlich darstellen, wird der Fremde nur selten Zeuge seyn und Volksgefänge wird er in Büchern aufsuchen müssen. Eigenthümlich ist dem Neapolitaner seine Zeichensprache, mit der er ohne Laute fast so weit kommt, als Andere mit diesen. — Der Dialekt übrigens ist sehr schwer verständlich. Der Lazzarone (s. d.), fast ohne alle Kleidung, lebt nur von dem, was der Zufall des Tages ihm in die Hand wirft. Mit dem Geringsten ist er zufrieden, wenn er nur Nichts dafür thun muß. — Unter den reizenden Umgebungen N.s heben wir hervor: Villa Reale am Meeresufer, mit Bosquets Brunnen, Statuen ic., herrlichen Ausichten, am Eingange u. in der Mitte ordinäre Cafés; dem Landvolke nur an dem Festtage S. Maria di piè di grotta geöffnet, an welchem es sodann in allem Glanze seiner eigenthümlichen Trachten erscheint. Riviera di Chiaja, der Corso für Wagen und Reiter neben Villa reale; die Villen: Lucia, Belvedere und Floridiana. Die Grotte des Posilipo (s. d.), nach der man durch die Villa reale und dem Meere entlang geht; Strada nuova del Posilipo in der Fortsetzung der Chiaja von den Franzosen erbaut bis an die äußerste Spitze des Posilipo, mit herrlicher Aussicht. Durch einen Bergdurchschnitt kommt man auf ein Rondel, von wo man den Ueberblick über den Golf von Bajä ic. hat u. eine Straße nach den Bagnoli und zu der Grotte des Posilipo führt. Eine andere Grotte, weiter gegen das Ende des Berges, ist neuerdings aufgefunden worden. Grab des Virgil, ein Columbarium über der Grotte des Posilipo, mit unzureichendem Grunde dem großen Dichter zugeschrieben; inzwischen findet man sich durch schöne Ausichten in der Nähe, namentlich höher, reich belohnt. Theilnehmende Fremde lassen an dieser Stelle keinen Lorbeer aufkommen, so oft auch der Versuch wiederholt worden, ihn zu pflanzen. Auf dem Posilip die Kirche S. Maria del Porta u. Reste der Bäder des Lucullus, eines Fortunatempels u. herrliche Ausichten. Mergellina, am Fuße des Posilip, in reizender, beglückter Lage, mit thätigen u. schönen Bewohnern, berühmt als Wohnort Sanazars, des Dichters der Schifferidyllen (Piscatoriae). Dabei die Ruinen des Palastes der Donna Anna, aus dem 10. Jahrhundert, fälschlich der Palast der Königin Johanna genannt. Am Fuße des Vorgebirges Scoglio di Virgilio, eine willkürliche Benennung eines der interessantesten Ziele einer kleinen Wasserfahrt. Dasselbst auch die Trümmer der Villa des Pollio mit den Fischbehältern, den Denkmalen des scheußlichsten Luxus des entarteten Roms, in denen man Fische mit Sklavenfleisch mästete. Leicht fährt man von da nach dem kleinen, wohlgebauten, reizenden Felsenland Misita (Nesio), wo Brutus nach Cäsars Ermordung eine Zeit lange verweilte u. von Cicero einen Besuch empfing. Gegenwärtig die Quarantaineanstalt. Il Vomero, ein ausgebrannter Krater, über den man nach Camaldoli aufsteigt, mit einer herrlichen Aussicht. Camaldoli, von Part-

häusern bewohnt, gewöhnlich als der schönste Punkt der bewohnten Erde gepriesen; die Aussicht über den Golf von N., den Vesuv, Monte S. Angelo, Cap. Campanella, nach Capri, dem weiten Meere, Ischia, Procida, dem Golf von Bajä etc., ist über alle Beschreibung schön. Lago d'Agnano, jenseits des Posilipo, ehemals mit frubelndem kaltem Wasser. Eine halbe Miglie nördlich das schöne Thal Afroni. Die Hundsgrotte (s. d.), die Solfatara, ein ausgebrannter Vulkan, oben mit herrlicher Aussicht (Pozzuoli (s. d.). Lago Lucrino, berühmt als römische Austerpflanzschule, mit dem Lago d'Alverno von Agrippa durch einen Kanal verbunden. Ersterer wurde bei einem Erdbeben verschüttet u. versumpft. Bei letzterem nahm die alte Mythe (Virgils Aeneide VI.) den Eingang in die Unterwelt an. Fische starben darin u. die ausgehauchte Luft war den Menschen schädlich. Die angebliche Grotte der cumäischen Sibylle, zu der man eines besonderen Führers u. Fackeln bedarf, besteht aus einer unterirdischen Höhle, durch die man in 3 musaicierte Kammern, die Bäder der Sibylla genannt, kommt, u. die mit der Grotte in Cumä in Verbindung stehen sollen, an denen indeß nicht viel zu sehen ist. Dabei die Villa Cicero's, wo er einen Theil seiner Republik schrieb. Monte nouvo, im Jahre 1538 in 36 Stunden durch vulkanische Eruption gebildet. Monte Gauro, wo sonst der Fallener des Horatius wuchs u. a. m. Weitere Ausflüge sind: Bajä, Caserta, Portici, Herculaneum u. Pompeji, der Vesuv (s. dd.). — N. wurde wahrscheinlich etwa 1000 Jahre vor Chr. von griechischen Flüchtlingen oder Colonisten gegründet, erhielt aber seinen jetzigen Namen, statt des früheren Parthenope, erst nach dem Wiederaufbau der von den Bewohnern Cumä's zerstörten Stadt. Als Bundesgenossin u. später als Colonie Roms gab es seine griechische Sprache, Sitten und Religion doch nicht auf; Hadrian 130 u. Konstantin 308 vergrößerten die Stadt, die von jeher ein Ziel der nach Ruhe und genussvollem Daseyn begierigen Römer war. Auch der von Odoaker entthronte Augustulus lebte hier. Belisar eroberte, zerstörte u. befestigte N. 536; Totila nahm es ein 542. Die weitere Geschichte der Stadt fällt mit der des Königreichs zusammen.

Nebel, nennt man verdichtete wässerige Dünste in den unteren Schichten der Atmosphäre, welche unmittelbar über der Oberfläche des Erdbodens schweben; wogegen dieselben Dünste, wenn sie sich in höheren Regionen, oder so hoch über uns befinden, daß sie die in den Ebenen befindlichen Gegenstände, auch niedrige Berge nicht umhüllen. Wolken (s. d.) heißen N. und Wolken sind also nicht sowohl ihrer Natur, als vielmehr nur ihrer Lage nach von einander unterschieden. Ungeachtet der großen Uebereinstimmung in ihrer Beschaffenheit findet gleichwohl ein gewisser Unterschied zwischen beiden statt. Die Dünste des N.s sind nämlich weniger verdichtet, als die, welche die Wolken ausmachen. Beide haben die Gestalt kleiner Bläschen. Die Entstehungsart derselben ist noch immer nicht ganz enthüllt. Nach dem Auflösungssysteme ist der N., also auch die Wolken, ein Niederschlag des in der Luft zu Dünsten aufgelösten Wassers. Die Niederschlagung erfolgt durch Kälte, daher wir nicht im Sommer, sondern im Herbst u. Winter N. haben u. dieselben in wärmeren Ländern selten, u. in heißen niemals gesehen werden. Hube leitet die Ursache, daß der N. so lange über der Erde schwebt, daraus her, weil sich die Bläschen vermöge ihrer Electricität zurückstoßen. Nach dem Verluste derselben fallen sie dann wieder. De Luc hingegen erklärt den N. aus der Zersetzung des Wasserdampfes durch Vermehrung des Druckes der Luft, oder durch Verminderung ihrer Wärme. Hatte nämlich die Luft eine so große Menge Dünste aufgenommen, daß sie bei Vermehrung des daraus erfolgten Druckes oder der Verminderung der Wärme dieselben nicht mehr im durchsichtigen Zustande erhalten konnte, so mußte ein Grad der Zersetzung erfolgen, welcher die Dünste sichtbar macht, also als N. darstellt. Wird durch irgend einen Umstand der Druck der Luft vermindert, oder ihre Wärme vermehrt, so kann die Durchsichtigkeit der bereits zu N. zersetzten Dünste wieder hergestellt werden u. in diesem Falle verschwindet der N., u. zwar, bei hinlänglicher Verminderung

des Druckes oder Vermehrung der Wärme gänzlich, aber im entgegengesetzten Falle nur in so weit, daß er in Wolken aufsteigt. Im letzten Falle entsteht ein trüber Tag, wenn es nicht gar regnet; bei gänzlicher Verschwindung des N. aber wird die Atmosphäre heiter. Dasselbe geschieht, wenn der Druck der Luft gar nicht vermindert, sondern vermehrt wird, oder wenn die Wärme nicht zu-, sondern abnimmt. In diesem Falle treten die schon bis auf einen gewissen Grad zersetzten Dünste noch näher zusammen, lösen sich gänzlich in Wasser auf u. kommen, weil der Raum, den sie durchfallen, zu kurz ist, als daß sich viele Tröpfchen mit einander vereinigen könnten, in Staubregen herunter. Alsdann sagt man: der N. fällt. Man muß gestehen, daß die Lucs Erklärung dieses Phänomens ziemlich befriedigend ist; gleichwohl darf man nicht für gewiß annehmen, daß es in der Natur wirklich also erfolgt. Dieß müssen fernere Untersuchungen lehren. In unserem Klima sind die N. im Herbst u. Frühjahr, u. zwar des Morgens u. des Abends, am häufigsten. Wärmere Länder haben diese Erscheinung selten, kältere dagegen viel öfter, als wir. Die Gegenden um die Polarreise u. innerhalb derselben sind viele Wochen lange in N. eingehüllt. Daß sie in den rauheren Jahreszeiten und überhaupt in kälteren Gegenden so häufig sind, läßt sich leicht erklären. Im Herbst und Frühjahr, wo die Erde noch nicht mit Schnee bedeckt oder zugefroren ist, dünstet sie des Nachts stark aus, und die Dünste werden, der kalten Luft wegen, bald verdichtet und am Aufsteigen verhindert. — Daß Flüsse, Seen, Teiche, Sümpfe und feuchte Wiesen an kühlen Herbst- und Frühlingstagen des Abends und des Morgens dicht in N. gehüllt sind, wenn der trockene Boden frei davon ist, erklärt sich durch die stärkere Ausbünstung feuchter und wässriger Flächen. Die Ausbünstung ist ferner Ursache, daß Wasserfälle fast immer mit N. umgeben sind. Wenn sich beim N. ein rascher Wind erhebt, so zerstreuet er sich; denn der Wind treibt die Dünste noch mehr zusammen, so daß sie entweder sinken, oder mit fortgerissen werden. Eine besondere Art von N. ist der sogenannte Höhenrauch (s. d.).

Nebelbilder, s. Phantasmagorie u. Zauberlaterne.

Nebel des Himmels oder Nebelflecken, werden im allgemeineren Sinne jene insolirten lichten Streifen oder Stellen des Himmels genannt, welche in einer sternhellen Nacht dem freien Auge als solche erscheinen. In diesem Sinne ist auch die sogenannte Milchstraße ein N. d. H. oder ein Nebelflecken. So wie aber dieser schöne helle Bogen, wenigstens in den meisten Theilen, durch lichtstarke Fernröhre in kleine u. äußerst dicht gedrängte Sterne aufgelöst werden kann, so können auch andere Nebel, mögen sie nun dem freien Auge sichtbar seyn, oder nicht, durch bessere Fernröhre in einzelne Sterne aufgelöst werden. Allein viele derselben behalten auch in den besten Fernröhren die Gestalt von matten Lichtwolken oder Nebeln bei, u. diese werden dann im eigentlichen Sinne die „N. d. H. oder die Nebelflecken“ genannt, obwohl es wahrscheinlich ist, daß sie sich in noch viel besseren Fernröhren, als diejenigen sind, zu welchen es bisher die Kunst gebracht hat, in Sterne auflösen lassen würden. Doch muß es auch Lichtwolken oder Nebel geben, welche nicht mehr aus eigentlichen Sternen zusammengesetzt sind, u. als wahre u. eigentliche Lichtnebel für sich bestehen, u. es gibt in der That ganze große Gegenden des Himmels, die völlig mit solcher Nebelmasse überzogen sind. Diese Gegenden zeichnen sich nicht bloß durch ihr helleres Licht vor dem übrigen dunklen Rande des Himmels, sondern auch durch ein eigenes schuppen- oder fleckenartiges Ansehen aus. — Solche Nebel sind z. B. in der Gegend des Mundes von Pegasus, am Kopf des Wassermannes u. unterhalb des Steinbockes, so wie am Fuße des Antinous u. bei dem Bogen des Schützen. Nach einer anderen Richtung hin sind folgende ausgezeichnete Nebelflecken: beim nördlichen Triangel, beim Haupte des großen Bären, im Haupthaare der Berenice u. s. f. — Sie haben sehr verschiedene Gestalten; die ausgezeichnetsten sind die, welche regelmäßige Gestalten von kreisrunder oder elliptischer Form haben (gleichsam Nebelbilder zu nennen), u. unter diesen ragen wieder besonders die planetari-

sehen, welche uns wie die Planeten erscheinen, und die ringförmigen (sein Beispiel ist der Ring des Saturns) hervor.

Nebelkappe (auch **Hehl-** und **Tarnkappe**), tragen in der deutschen Mythologie die Zwerge, um sich nach Belieben dadurch unsichtbar zu machen. Alberich (Alberich) leiht seine Tarnkappe auch Helden, die er schützen oder unterstützen will, z. B. dem Siegfried im Niebelungenliede. Doch ist hier unter Tarnkappe nicht die Kopfbedeckung allein zu verstehen, sondern ein ganzer Mantel. Außer der Unsichtbarkeit verleiht diese Kappe auch höhere Leibesstärke u. zugleich Herrschaft über das Volk u. den Hort (Schatz) der Zwerge. κ.

Nebelschiff. Die altheutschen Götter sind mit Wagen u. Schiffen ausgestattet; es lag nahe, ziehende Hagelwolken einem über den Himmel fahrenden Schiffe zu vergleichen. Die Wettermacher können durch ihre Beschwörung das Luftschiff herbeirufen oder heranziehen; dabei sind sie jedoch mehr Diener u. Gehilfen, als Urheber des Sturmes. Der eigentliche Herr des Wetters nimmt das niedergehaltene Getreide zu sich ins Schiff und lohnt den Zauberern, die man seine Priester nennen kann. — Nach u. nach verlor sich die Erinnerung an das N. Doch erwähnt noch H. Sachs (im 16. Jahrhunderte) in dem Schwank von den Lappenhäusern, sie hätten aus Federn u. Stroh ein Schiff gebaut u. es auf den Berg getragen, um, wenn der Nebel falle, darin abzufahren. Vgl. weiter Grimm, deutsche Mythologie, 2. Aufl., S. 605 f. κ.

Nebelferne (Sternnebel). Unter dieser Benennung versteht man eigentliche, hellglänzende Fixsterne, die aber mit freis- oder kugelförmigen Nebeln umgeben sind. Sie sind vielleicht in ihrer Bildung weiter vorgerückte, bereits abgerundete und aufgehellte Kernnebel (Nebel, die einen großen lichten Theil haben, der sich durch seine hellere Farbe von den übrigen sehr unterscheidet, u. gewöhnlich freisrund ist), in welchen sich der früher noch matte u. weit verbreitete Lichtstern zu einem hellen Lichtpunkte, zu einem eigentlichen Fixsterne gebildet hat. s.

Nebeniuss, Karl Friedrich, großherzoglich baden'scher geheimer Rath erster Classe, Staatsrath u. Präsident des Staatsministeriums, geboren 1784 zu Rhodde bei Landau in der Rheinpfalz, besuchte von 1793—1802 das Gymnasium zu Karlsruhe, studierte bis 1805 die Rechtswissenschaft in Tübingen u. begann seine praktische Carrière als Hofgerichtsadvokat in Rastadt, wurde aber schon 1807 geheimer Sekretär im Finanzdepartement; 1810, nach der Rückkehr von einer Reise nach Frankreich, Kriegsrath in Durlach; 1811 wirklicher Finanzrath in Karlsruhe; 1819 geheimer Referendar, später geheimer Rath u. Staatsrath; 1838 Direktor des Ministeriums des Innern; 1843 Chef dieses Ministeriums u. im März 1846, nach dem Ausscheiden des bisherigen Staatsrathspräsidenten von Boeckh, dessen Nachfolger. Sein Antheil an der baden'schen Verfassungsurkunde, deren Abfassung ihm zugeschrieben wird; die kluge Mäßigung, mit der er als Regierungskommissär am Landtage von 1819 verfuhr; sein Anschließen an die Verwaltungsgrundsätze des Ministeriums Winter erfüllte das Land mit der Hoffnung, daß unter seinem Ministerium das gemäßigte System in der Verwaltung gesichert seyn werde. Allein, schon 1839 ward er in Ruhestand versetzt, u. mit seinem Rücktritte begann das System des zu überwiegendem Einfluß gelangten Freisern von Blittersdorf sich im weitesten Umfange zu entfalten. Bei den Verhandlungen über die Presse auf dem Landtage 1839 hatte sich N. unverkennbar auf Seite der Kammer geneigt u. dadurch die Maximen des Ministers des Auswärtigen ziemlich paralysirt. Indes gelang es Blittersdorf, (man sagt, gestützt auf den Einfluß des Fürsten Metternich) seinen Gegner aus dem Ministerium zu entfernen. Mehrfache Anerbietungen, eine Deputirten-Stelle anzunehmen, wurden von N. zurückgewiesen. Von 1839—43 lebte er zurückgezogen, mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt. Der Anschluß Badens an den deutschen Zollverein ist größtentheils sein Werk. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir: „Betrachtungen über den national-ökonomischen Zustand Großbritanniens“ (Karlsruhe 1818); „Der öffentliche Credit“ (Karlsruhe 1820, 2. Auflage 1829); „Ueber technische Lehranstalten in ihrem

Zusammenhänge mit dem gesammten Unterrichtswesen u. mit besonderer Rücksicht auf die polytechnische Schule zu Karlsruhe" (Karlsruhe 1833); „Deutschschrift für den Beitritt Badens zu dem zwischen Preußen, Bayern 2c. abgeschlossenen Zollverein" (Karlsruhe 1833); „Der deutsche Zollverein, sein System u. seine Zukunft" (Karlsruhe 1835); „Bericht des Comité's für Eisenbahnen im Großherzogthume Baden" (Karlsruhe 1837); „Ueber die Zölle des deutschen Zollvereines zum Schutze der einheimischen Eisenproduktion" (Karlsruhe 1842). Die katholische Kirche Badens hatte übrigens keinen Grund, sich über N.s Wirksamkeit hinsichtlich ihrer zu freuen, indem er in seiner Schrift die „katholischen Zustände in Baden," Karlsruhe 1842, deutlich genug den Geist der bekannten modernen Staatsomnipotenz u. des kirchlichen Ausgleichungs- u. Versäcungssystems sprechen läßt.

Nebenplaneten oder Monde der Planeten, auch Satelliten oder Trabanten genannt, sind diejenigen, zu unserem Sonnensysteme gehörenden Weltkörper, welche nicht, wie die Hauptplaneten, direkt um die Sonne, sondern um ihre Hauptplaneten u. mit diesen zugleich um die Sonne laufen, von der sie ebenfalls Licht u. Wärme erhalten. Ihre Bahnen um ihre Hauptplaneten sind Ellipsen, in deren einem Brennpunkte der Hauptplanet steht; es ist mithin die Bewegung der N. um ihre Hauptplaneten ebenso, wie die der Hauptplaneten um die Sonne, den Kepler'schen Gesetzen (s. Kepler) unterworfen. — Solcher N. hat unsere Erde einen, den Mond (s. d.); Jupiter vier, die man seit Anfang des 17. Jahrhunderts kennt, die aber nicht mit bloßem Auge, jedoch mit gewöhnlichen Fernröhren wahrnehmbar sind; mit guten Instrumenten sieht man sie bisweilen vor der Scheibe Jupiters weggehen u. ihren Schatten auf dieselbe werfen. Von den N. des Saturn wurde der erste 1655 von Huygens entdeckt u. 16 Jahre nachher sah Cassini der Aeltere einen zweiten, und nach einer Reihe von mehren Jahren noch 3 weitere. Später haben sich diese Entdeckungen nicht nur vollkommen bestätigt, sondern Herschel hat durch sein Riesenteleskop am 18. August und 17. Dec. 1789 noch zwei weitere Saturnustrabanten entdeckt, so daß man jetzt deren 7 kennt. Wegen der ungeheuren Entfernung des Saturn sind aber dessen Trabanten nicht so deutlich zu erkennen u. so leicht zu beobachten, als die des Jupiter; man bemerkt auch selten Verfinsterungen an ihnen, welche überdies schwer zu beobachten sind. Endlich hat Herschel an dem von ihm 1781 entdeckten Uranus 6 Trabanten zu verschiedenen Zeiten aufgefunden, welche sich beinahe in Kreisrunden u. auf der Ebene der Ekliptik fast lothrechten Bahnen um ihren Hauptplaneten bewegen. Man will zwar auch noch einen Venus-Trabanten gesehen haben; allein es scheint dieß auf einen Irrthum zu beruhen, da er weder bei den Durchgängen dieses Planeten vor der Sonne in den Jahren 1761 u. 1769, noch seitdem wieder gesehen wurde.

Nebensonnen sind Phänomene, die man zu Zeiten in der Nähe der Sonne erblickt, bestehend in farbigen Flecken von der Größe der Sonne selbst, welche durch einen hellen oder auch durch einen farbigen Ring mit einander verbunden sind. Nicht selten bemerkt man zugleich schweifähnliche Stücke eines solchen Ringes an ihnen. Von den im Alterthume gesehenen N. reden schon Aristoteles u. Plinius. Im J. 1629 erschien am 20. März ein solches Phänomen, welches unter dem Namen des römischen vorkommt, u. in Rom beobachtet wurde. Es machte die Physiker zuerst aufmerksam auf dergleichen Ereignisse u. wurde beschrieben u. abgebildet. Es waren 4 N. mit verschiedenen Ringen oder Kreisen. Diese leuchteten in ihrer Mitte fast eben so stark, wie die wahre Sonne, hatten aber am Rande Farben, wie der Regenbogen, u. waren auch nicht glatt abgeschnitten, sondern ungleich u. höckerig. Eine davon befand sich beständig in zitternder Bewegung u. warf einen feuerfarbigen Streif von sich. Außer dieser Erscheinung hat man mehre beobachtet; unter andern sah Hevel am 20. Februar 1661 sieben N. auf einmal. Die Dauer dieser Erscheinungen ist verschieden. Manche dauern eine, zwei, drei bis vier Stunden. In Nordamerika will man sie vom Aufgange bis zum Untergange der Sonne u. zwar mehre Tage nach einander beobachtet haben.

— Eine Erklärung der N. versuchte schon Descartes, allein ohne Glück. Huygens leitete sie wahrscheinlicher aus kleinen, durchsichtigen, aufrechtstehenden oder vielmehr in der Luft schwebenden cylindrischen Eisknadeln her, die einen undurchsichtigen Kern enthielten. Diese verursachen nach ihm auch die großen verbindenden Ringe. Sind diese farbig, so nimmt Huygens die Eisknadeln, an den Enden halbkugelförmig abgerundet an. Diese Erklärung scheint allerdings sehr gekünstelt; indeß hat man doch wirklich wahrgenommen, daß Eisknadeln, nur mit durchsichtigem Kern, bei Erscheinung von N. aus der Luft gefallen sind. Die gänzliche Durchsichtigkeit der Eisknadeln streitet aber nicht gegen jene Erklärung; denn, da die Undurchsichtigkeit des Kerns, wie beim Hagel, dem Schnee zuzuschreiben ist, aus welchem sich die Nadelchen bildeten, so muß sie auch aufgehoben werden, sobald die Eiskstückchen nach der Erde herabfallen, wo der Schnee sich durch die Wärme in durchsichtiges Eis verwandelt. — Die Huygens'sche Erklärung, der auch Venturi u. Fraunhofer beistimmen, bleibt immer noch die ungezwungenste, u. wollte man auch die Eisknadeln nicht als Entstehungsgrund dieser Nebeneffekte annehmen, so ist man doch genöthigt, zu wässrigen Dämpfen oder zu Nebeln seine Zuflucht zu nehmen. — Dieselbe Erscheinung beim Monde nennt man Nebenmonde.

Nebentöne, s. Beutöne.

Nebenwinkel, s. Winkel.

Nebukadnezar, s. Nabuchodonosor.

Neckar, einer der bedeutendsten Nebenflüsse des Rheins, entspringt bei dem Marktflecken Schwenningen im württembergischen Oberamte Rottweil, am Fuße des Schwarzwaldes, aus einer kleinen Quelle, mit der sich bald noch einige andere vereinigen. Sein Hauptlauf geht von Süden nach Norden, mit einiger Abweichung gegen Nordosten. Bei Gündelsheim verläßt er Württemberg, biegt bei Eberbach im Odenwalde westlich u. mündet, Heidelberg vorüberfließend, bei Mannheim in den Rhein. Schiffbar wird der N. bei Cannstadt für kleinere Fahrzeuge; die eigentliche Schifffahrt aber beginnt erst bei Heilbronn, die durch den 1818 hier angelegten Wilhelmkanal, sowie durch die Dampfschifffahrt in neuerer Zeit sehr an Bedeutung gewonnen hat. Die bedeutendsten Nebenflüsse des N.s sind, rechts: Erms, Jils, Rems, Murr, Kocher, Jart; links: Enz, Zaber, Elsenz u. — Nach ihm ist einer der 4 Kreise des Königreichs Württemberg (64 □ M. mit 480,000 Einwohnern) benannt. — N.-Weine heißen die leichten, lieblichen und gesunden (weißen, wie rothen) Weine, die in Württemberg u. Baden ausschließlich an den Ufern des N.s wachsen. Ganz unrichtig nennt man in Bayern alle württembergischen Weine (mit Ausnahme der Tauberweine) N.-Weine.

Necker, Jacques, französischer Finanzminister unter Ludwig XVI., Sohn eines geborenen Brandenburgers aus Küstrin, der in Genf eine Professur des Staatsrechts erhielt, geboren daselbst 1732, zeichnete sich schon im Knabenalter durch seine Fähigkeiten aus, kam frühe in das Handlungshaus seines Oheims Vernet zu Paris und darauf als Handlungsdiener zu dem reichen Bankier Theilsson. Durch Fleiß und Geschicklichkeit erhob er sich zum ersten Commis seines Herrn u. erhielt selbst einen Antheil an der Handlung. In dieser Verbindung legte er den Grund zu seinem sehr ansehnlichen Vermögen, das sich in wenig Jahren auf mehrere Millionen belief, u. da er sich zugleich durch seine Kenntnisse Achtung erwarb, wurde er 1765 zum Syndikus der französisch-ostindischen Compagnie u. 1769 zum Mitgliede des Raths der Zweihundert in seiner Vaterstadt erwählt. Die Republik Genf wünschte, daß er sich den Handlungsgeschäften entziehen u. die Stelle ihres Gesandten am französischen Hofe übernehmen sollte; er erfüllte diesen Wunsch und ging zum diplomatischen Corps über. Als die französische Akademie einen Preis auf die beste Lobrede auf Colbert setzte, erhielt N. denselben, und diese Schrift erwarb ihm eine Menge Bewunderer. Bald darauf schrieb er über den Kornhandel (*De la législation et du commerce des grains*,

1775, etwa 20 Auflagen, deutsch Dresden 1777), u. von der Zeit an hielt man ihn für den ersten spekulativen Bankier in Frankreich. Er legte nun die Gesandtschaftsstelle der Republik Genf nieder, trat 1775 als Direktor des königlichen Schatzes in französische Dienste u. wurde 1776 Generaldirektor der französischen Finanzen, bald darauf auch Staats-Minister. Kaum war er an dieser Stelle, als er die Bankiers u. Generalpächter von allen Seiten einschränkte u. verschiedene heilsame Pläne zur besseren Verwaltung der Finanzen in Vorschlag brachte. Aber die Mißbräuche waren in diesem Theile der Staatsadministration so ungeheuer und so tief eingewurzelt, daß der entschlossenste Minister nicht durchgreifen konnte. Als Bankier gewohnt, jährlich einmal Rechnung über Gewinn u. Verlust zu machen, that er dasselbe auch als Finanzminister; daher erschien der berühmte *Compte rendu au roi au mois de Janvier, 1781*, deutsch von Mylius, mit Anmerkungen von Dohm, Berlin 1781, ein Werk, das unglaubliche Wirkung that. In seinem *Mémoire sur les administrations provinciales*, 1781, schilderte er die ungeheuren Mißbräuche der Rechte der Parlamentsglieder und verlangte, daß die Reichen u. Vornehmen zu den Bedürfnissen des Staates beitragen sollen und müssen. Allein, da er sich hierdurch den Haß der Parlamentsräthe zuzog, u. da die Zahl seiner stets wachsenden Feinde ihn mit den bittersten Kränkungen verfolgte, so legte er 1782 seine Aemter freiwillig nieder, ging in die Schweiz und kaufte die Baronie Coppet in einer reizenden Gegend am Genfersee. Seine Muse wendete er zur Ausarbeitung verschiedener nützlicher u. scharfsinniger Werke an, als: *De l'administration des finances de la France* 1784, 3 Bde., deutsch, Lübeck 1785, 3 Theile, auch englisch u. russisch, u. der vielgelesenen Schrift, *De l'importance des opinions religieuses*, London und Paris 1788, deutsch von Stroßlin, Stuttgart 1788. Er blieb in seiner Einsamkeit, bis man 1789 in Frankreich, da die Zerrüttung u. die Verlegenheit des Hofes immer größer wurde, seine Zurückberufung verlangte. N. weigerte sich Anfangs zwar, nahm jedoch auf wiederholtes Ansuchen den Ruf an u. ward im August zum zweitenmale Direktor der Finanzen mit Sitz u. Stimme im Staatsrathe. Gleich nach seiner Ankunft in Paris veranlaßte er, daß die Stände zusammen berufen wurden, weil, wie er glaubte, dieß jetzt noch das einzige Mittel sei, den Staat zu retten. Er schien zu glauben, die Stände würden bloß zusammen kommen, seine Orakelsprüche anzuhören u. zu befolgen, daher er den König noch vor Eröffnung des Reichstages aufgefordert Alles hingeben ließ, was irgend gefordert werden mochte. Da nun die Zerrüttung immer weiter um sich griff, der Finanznoth durch das Papiergeld nicht abgeholfen werden konnte und N. alle Popularität verlor, so nahm er im September 1790 seine Entlassung u. zog sich in den Privatstand zurück. Auf seinem Gute Coppet, wo er seitdem in philosophischer Ruhe lebte, beschäftigte er sich zur Erholung mit schriftstellerischen Arbeiten u. schrieb unter anderen sein Werk: *De la revolution française*, 1796, 4 Bde., u. A., 1797, das aber bei keiner Partei Beifall fand. Seine letzten literarischen Arbeiten waren: *Cours de morale religieuse*, 1800, 3 Bde. u. *Dernières vues de politique et de finances* 1802, die wenig Aufmerksamkeit erregten. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er in Genf zu, wo ihn Bonaparte 1800 besuchte, u. wo er den 9. April 1804 im 72. Jahre starb. — N. war keineswegs der große Mann, für den ihn seine vielfachen Bewunderer ausgegeben. Sein thätiger, aber eingeschränkter Geist war es zwar gewohnt, Zahlen, aber nicht Ideen zu verbinden, u. zum Herrschen fehlte es ihm an Menschenkenntniß. Die Grundlage seines Charakters war eine unmäßige Eigenliebe; Nichts hatte Reiz für ihn, als was ihm Ruhm u. Ehre, Macht und Einfluß zu verschaffen im Stande schien. Anderer Meinung, als er zu seyn, galt bei ihm für ein Verbrechen. Sein Gemüth war sich fast keinen Augenblick gleich; er verstand nie, sich selbst genug zu seyn. Die einzige glänzende Parthie seines ersten Ministeriums ist der öffentliche Kredit u. dessen Behandlung. Ueber seine Maßregeln seit 1789, oder während seines zweiten Ministeriums, sind jetzt die Meinungen längst nicht mehr getheilt u. man kann ohne Uebertreibung sagen, daß es

der königlichen Autorität den Todesstoß gegeben habe. — Eine Tochter von ihm war die berühmte Frau von Staäl (s. d.).

Neefs (Peter), ein berühmter Maler aus Antwerpen, blühte im Anfange des 17. Jahrhunderts. Er war ein Schüler Steenwyks und malte, gleich diesem, schöne Architekturen. Vorzüglich gut sind seine gothischen Kirchen, von denen er das Innwendige mit allen den Kleinigkeiten vorstellt, die dieser Baukunst eigen sind, und mit dem ganzen Fleiße der niederländischen Schule. Teniers, Breughel, van Tulden u. A. staffirten die Figuren in seine Gemälde.

Neer, 1) Artus van der, ein ausgezeichnete holländischer Maler, 1613 oder 1619 wahrscheinlich zu Amsterdam geboren, wo er um die Mitte des 17. Jahrhunderts lebte, zeichnete sich in Landschaften aus u. war besonders glücklich in Darstellung derselben beim Mondscheine. Auch in Wintersüden u. Feuersbrünsten hat er sich Ruhm erworben. — 2) Eglon van der N., Sohn des Vorigen geboren zu Amsterdam 1643, lernte bei Vanloo, malte historische Stücke, Bildnisse u. Landschaften, die er mit Figuren u. Thieren staffirte und behandelte alle diese Gattungen mit gleich großer Vollkommenheit. Man hat auch von ihm mehrere Gesellschaftsstücke, in welchen die Figuren nach der Mode der Zeit gekleidet sind. Er pflegte den Vorgrund seiner Landschaften mit Pflanzen zu zieren, welche er in einem Kasten auf Rädern erzog, den er an dann den Ort, wo er malen wollte, hinschob. Er arbeitete erst zu Paris, hernach in Diensten des Grafen von Thona, Gouverneurs zu Orange, u. endlich an dem kurpfälzischen Hofe zu Düsseldorf, wo er 1703 starb.

Neerwinden, Dorf in der Provinz Rüttich des Königreichs Belgien, mit nur 500 Einwohnern, aber geschichtlich berühmt durch den Sieg des Herzogs von Luxemburg über König Wilhelm III. von England 1693, sowie namentlich durch die Niederlage, welche die Franzosen am 18. März 1793 unter Dumouriez (s. d.) durch die Oesterreicher unter dem Prinzen von Koburg erlitten.

Nees von Esenbeck, 1) Christian Gottfried, ordentlicher Professor der Botanik in Breslau, geboren den 14. Februar 1776 auf dem Bergschlosse Reichenberg bei Erbach im Odenwalde, besuchte die Schule in Erbach, das Pädagogium in Darmstadt, widmete sich 1796 auf der Universität Jena dem Studium der Heilkunde u. wurde 1799 in Gießen zum Med. Dr. promovirt. N. praktisirte nun in Erbach, zog sich aber 1802 von der ärztlichen Praxis zurück u. begab sich in die ländliche Ruhe auf dem Landgute Sickershausen bei Kisingen, um sich ganz der Naturkunde zu weihen. 1817 wurde er Professor der Botanik in Erlangen; im August desselben Jahres erwähnte ihn die Academia Leopold. Carol. Naturae Curiosorum zu ihrem Präsidenten; 1818 wurde er Professor in Bonn u. errichtete daselbst das naturwissenschaftliche Seminar, 1830 aber kam er als Professor u. Direktor des botanischen Gartens nach Breslau. — N. ist einer der ausgezeichnetsten Botaniker Deutschlands und hat sich nicht bloß in der beschreibenden Botanik, sondern vorzüglich auch um die innere Pflanzengeschichte verdient gemacht. Zu seinen wichtigeren Schriften gehören: „Die Algen des süßen Wassers,“ Bamberg 1814; „Das System der Pilze u. Schwämme,“ Würzb. 1816; „Systema Laurinarum,“ Berlin 1836; „Naturgeschichte der europäischen Lebermoose,“ 4 Bde., Berlin 1833—36 u. Breslau 1838; „Ueber das organische Prinzip in der Erdatmosphäre,“ Schmalkalden 1825. — 2) Sein Bruder, Friedrich N. von Esenbeck, Professor der Pharmacie, geboren den 26. Juli 1787 auf dem Bergschlosse Reichenberg bei Erbach im Odenwalde, widmete sich zuerst der Landwirthschaft, kam 1806 in die Lehre zum Hofapotheker Martius in Erlangen, war von 1811 an Apothekergehülfe in Basel, wurde 1817 Inspektor des botanischen Gartens in Leyden, erhielt 1818 in Erlangen die philosophische Doktorwürde, wurde 1819 Inspektor des botanischen Gartens in Bonn u. Repetent der Botanik, 1820 Privatdocent, 1822 außerordentlicher u. 1827 ordentlicher Professor der Pharmacie, erhielt 1827 von der Universität Löwen die medizinische Doktormwürde u. wurde 1833 zweiter Direktor des botanischen Gartens. Er starb

den 12. Dec. 1837 zu Hyères in Südfrankreich, wohin er sich zur Herstellung seiner Gesundheit begeben hatte. N. war mit gleichem Eifer thätig im botanischen, wie im pharmaceutischen Fache. Sein Hauptwerk ist das mit C. H. Ebermaier gemeinschaftlich herausgegebene: „Handbuch der medizinisch-pharmaceutischen Botanik,“ 3 Bde., Düsseldorf 1829—1832.

E. Buchner.

Negativ. In so weit dieser Begriff zur Mathematik gehört, entsteht er erst innerhalb des Gebietes der Geometrie u. erhält erst hier diejenige Stelle, in welcher er allein Wahrheit hat, u. es ist irrtümlich, wenn man diesen Begriff als auch zur Arithmetik gehörig betrachtet. Von zwei Linien AB, CD nämlich (man thut für's leichtere Verständniß gar, wenn man sich die beiden Linien auf einem Papiere vorzeichnet), welche entweder parallel, oder Theile einer u. derselben Geraden sind, sagt man, daß sie einerlei (entgegengesetzte) Richtungen haben, wenn, nachdem die Linie, es sei CD, parallel mit sich, bis zum Zusammenfallen ihres Anfangspunktes C mit dem Anfangspunkte A der anderen fortbewegt worden, die Endpunkte B u. D bei den Linien auf einerlei Seite (auf entgegengesetzten Seiten) des jetzt gemeinsamen Anfangspunktes liegen. — Haben nun die Linien einerlei Richtung, so bezeichnet man beide mit dem Additionszeichen $+$; haben sie aber entgegengesetzte Richtungen, so bezeichnet man die eine von ihnen mit $+$, die andere mit dem Subtraktionszeichen $-$, aus Gründen, die Jedem, der die Sache aufmerksam betrachtet, sogleich in die Augen springen. Sind nun AB u. CD zwei Linien, welche einerlei Richtung haben u. zugleich einander gleich sind, so drückt man dieß in der mathematischen Zeichensprache so aus: $+ AB = + CD$, wofür man kürzer auch schreibt: $AB = + CD$. Haben aber die einander gleichen Linien AB, CD, entgegengesetzte Richtungen, so drückt man dieses so aus: $+ AB = - CD$, wofür man jedoch kürzer schreibt: $AB = - CD$. Auch ist man gewohnt, für: $AB = + CD$ u. für $AB = - CD$ respektive zu schreiben: $AB = + 1 . CD$, $AB = - 1 . CD$, u. heißt dann $+ 1$, $- 1$ beziehlich: positiv eins, n. eins, u. sofort, wenn α eine beliebige Ziffer bezeichnet, $+ \alpha$, $- \alpha$ respektive: positiv α , n. α . Demnach versteht man unter der Formel: $CD = \alpha AB$, in welcher α einen numerischen Coefficienten bedeutet, daß die absoluten Längen von AB u. CD sich wie 1 zu α verhalten, u. daß CD mit AB einerlei Richtung, oder die entgegengesetzte hat, je nachdem α positiv oder n. ist. Hieraus erhellet auch, daß: $+ \alpha \times - \beta = - \alpha \beta$, u. $- \alpha \times - \beta = + \alpha \beta$ sei, was man gewöhnlich im folgenden Pentameter ausdrückt: *Signa eadem dant plus, signaque versa minus.*

Neger, Mohr, ist ein Individuum der äthiopischen Menschenrace; vorzugsweise nennt man so die Bewohner von Afrika, mit Ausschluß des nördlichen Theiles desselben; aber auch Völker anderer Erdtheile, wenn sie nur die Kennzeichen der äthiopischen Race an sich tragen, z. B. manche n.hafte Völker in Amerika u. auf den Südeinseln. In Afrika selbst geht die N.bildung von der Gegend des Senegal u. Gambia an, wird in Guinea, Calbango, Ansiko, Coango, Kacongo, Congo, Angola ic. am stärksten u. geht dann durch die Kaffern u. Hotentotten in andere Bildungen über. Auf der östlichen Bildung der Küste ist die N.bildung nicht so völlig ausgesprochen, als auf der westlichen, auch geht sie hier erst von der Südgränze von Habesch, also viel weiter südlich an. Wie es sich im Innern von Afrika verhält, wissen wir nicht. Zweifelhaft ist, ob die alten Aegypten der äthiopischen Race angehörten; die Mumiën sprechen nicht dafür u. Blumenbach hat zwar auf den altägyptischen Denkmälern unter den aufgefundenen drei verschiedenen Gesichtsbildungen eine als die äthiopische bezeichnet; allein auch diese zeigt nicht den ausgeprägten N. charakter von Congo, oder Angola, sondern nur einen leichten Anflug äthiopischer Bildung, wie er in Habesch vorkommt. — Die äthiopische Race ist von jeher als eine eigene Abtheilung des Menschengeschlechtes betrachtet worden, von Allen, die dasselbe nach seiner äußeren Gestalt einzutheilen versuchten. Veranlassung hiezu gab wohl zunächst die schwarze Farbe u. die ausgezeichnet thierische Gesichtsbildung. Sehr früh schon

u. allgemein war der Glaube verbreitet, daß der N. wirklich eine tiefere Stufe der Menschheit einnehme u. näher an das Affengeschlecht gränze, als der weiße Mensch, was aus dem über Cham ergangenen Fluche erklärt wurde. Auf diese Inferiorität der N. suchte man auch Entschuldigungsgründe des Sklavenhandels (s. d.) zu gründen. Anderntheils bemühten sich Manche, den N. auch in geistiger Hinsicht dem Weißen gleichzustellen, so der Bischof Grégoire (de la littérature des Nègres, Paris 1808), der Alles aufbot, um die Geistesprodukte der N. u. N.innen in ein vortheilhaftes Licht u. ihre geistigen Fähigkeiten außer Zweifel zu setzen. Andere, wie Schelver, Doornik u. Pallas, suchten den Stamm der N. als gemeinschaftlichen Stamm des Menschengeschlechtes darzustellen, aus welchem sich der weiße Mensch mit seinen übrigen Varietäten herausgebildet habe. Sommering hat zuerst eine gründliche u. umfassende Vergleichung des N.s mit dem weißen Menschen vorgenommen u. unwiderleglich dargethan, daß die körperliche Bildung des N. affenähnlicher sei, als die des Weißen. *Betrachten wir die einzelnen Eigenthümlichkeiten des N.s, so bemerken wir vor Allem, daß die Hautfarbe nicht bei allen dieselbe ist. Am schwärzesten sind die N. des mittleren Theiles der Westküste von Afrika, vom Senegal an bis herab zu den Hottentotten, die übrigens schon mehr braunschwarz sind; an der Ostküste von Afrika, von der Südgränze von Habesch, durch Zanguebar bis weiter nach Monzambik, Monomotapa bis zu den Kaffern, ist die Haut weniger schwarz, mehr in lichte Farben spielend; mit der wenigen schwarzen Färbung der Haut werden auch die Gesichtsbildungen weniger n.haft. Man hat die schwarze Farbe für eine Folge der brennenden Sonnenhitze gehalten, weil die schwärzeste Hautfarbe sich gerade in den heißesten Strichen von Afrika findet; allein dieß ist nicht ausschließlich so; im Gegentheile zeigt die Vergleichung der verschiedenen Völker auf dem Erdboden, daß unter gleicher Breite sehr verschieden gefärbte Menschen vorkommen, auch werden weiße Menschen in Afrika nur dunkler, nicht n.schwarz, u. hingegen die N. in gemäßigten Himmelsstrichen nicht weiß, sondern beide behalten die ihnen eigenthümliche Farbe auch in den folgenden Generationen, so lange sie sich nicht mit den Eingeborenen vermischen. Dessenungeachtet läßt sich aber nicht läugnen, daß die Hitze des Klima's wesentlich zu der dunklen Farbe des N.s beiträgt. Der Sitz der schwarzen Farbe in der Haut des N.s ist das Malpighische Schleimnetz u. die äußere Fläche der Lederhaut, daher die schwarze Farbe wegfällt, wenn das Malpighische Schleimnetz zerstört ist, wie bei Narben u.; die innere Fläche der Hände u. Füße ist weniger schwarz, wegen der dickeren Oberhaut u. des dünneren Malpighischen Schleimnetzes; auch wird beim N. im Alter u. in Krankheiten die Farbe glanzlos, bräunlich, oder ins Graue fallend. Das neugeborene N.kind ist von gelblicher Farbe; nur um die Nägel u. Brustwarzen hat die Haut einen schwarzen Rand; am 3. Tage wird die Haut in der Gegend der Geschlechtstheile schwarz u. am 5. u. 6. Tage verbreitet sich die Schwärze über den ganzen Körper. Abgesehen von der Farbe, zeichnet sich die Haut des N.s auch aus durch eine eigene sammtartige Weichheit, durch Fettigkeit im Anfühlen und durch die Absonderung eines eigenthümlich u. stark riechenden Schweißes. — Das Haupthaar des N.s ist pechschwarz, fein, gekräuselt u. wollartig, auch ist es härter u. elastischer, als das des Weißen. Es gibt aber auch N. mit langem, schlichtem Haare, andere haben gekräuseltes, jedoch nicht wolliges Haar. — Der Kopf des N.s zeichnet sich durch eine vorwaltende Ausbildung des Gesichtstheiles vor dem Schädeltheile, durch ein Verlängern beider Kiefer nach vorn u. durch den kleinen Gesichtswinkel (s. d.) so vor dem Kopfe der übrigen Menschen aus, daß eine Annäherung an die Affenbildung nicht zu verkennen ist. Die Stirn weicht oben bald nach hinten zurück; der Vorderkopf über den Augen fehlt fast ebenso, wie der Hinterkopf; von einer Seite zur anderen erscheint der Hirnschädel zusammengeedrückt u. in die Quere enger, daher die Schädelhöhle im Verhältniß zum Gesicht sehr klein u. eng ist, folgerichtig aber auch nur ein kleines Gehirn bewegen kann. Die Backenknochen springen seitwärts bedeutend vor, sind

sehr stark, breit, dick u. gewissermaßen viereckig; Hände u. Füße sind flacher und länger, als bei den Europäern; der Uebergang des Hinterkopfes in den Rücken ist flacher; das Haupthaar verliert sich nicht so allmählig gegen Stirn, Schläfe, Nacken, sondern ist gleichsam wie eine Perücke abgesetzt. Die Spalte der Augenlider ist kleiner, so daß die Augen kleiner erscheinen; die Nase ist ausgefüllt, stumpf, mehr breit, als lang, klein, mehr auf der Oberlippe aufliegend, als über sie hervorragend u. mit weiten Nasenlöchern versehen, u. zwar schon in der ersten Bildung so, nicht erst auf künstliche Weise nach der Geburt herbeigeführt. Die Sinnesorgane sind beim N. fast alle sehr stark entwickelt, besonders das Geruchsorgan, dann Gehör u. Gesicht. Fast man die Eigenthümlichkeiten des N.s zusammen, besonders in anatomischer Beziehung, so ergibt sich, daß der N. dem Affengeschlechte näher gerückt ist, als irgend eine andere Menschenvarietät; die Organisation seines Nervensystemes deutet darauf hin, daß er mehr für Sinnlichkeit u. Gefühl, als für die höhere Intelligenz bestimmt sei, daher man nicht mit Unrecht die N. große Rinde genannt hat. Als solche erscheinen sie überall: nie sind sie durch sich in der Weltgeschichte wichtig geworden; ihre Regierungsform kam nie über den Kreis des Familienlebens hinaus; ihre Sprachen sind fast ohne Construction, nur für das Bedürfnis des Augenblickes tauglich u. unfähig, abstrakte Begriffe auszudrücken; ihre Religion besteht in der Anbetung von Fettschen in den häßlichsten Formen der Thierwelt, kaum noch von roh geschnittenen Götzen. Daß aber dem N. Bildungsfähigkeit nicht gänzlich abgeht, zeigt sich daraus, daß unter verständiger Leitung aus Manchem derselben ein brauchbarer Colonist, ein verständiger Kaufmann, aus Manchem selbst ein Schriftsteller u. Dichter geworden ist. — Jedenfalls möge der N., im Verhältniß zu den übrigen Menschen, dem Affen noch so nahe stehen, so ist dennoch die Gränze zwischen ihm u. dem Affen eine sehr bestimmte u. er steht auch vom menschenähnlichsten Affen um sehr Vieles weiter ab, als vom Mongolen, Amerikaner oder Kaukasier.

E. Buchner.

Negroponte, s. Cudba.

Nehemias, ein Israelit, vermuthlich aus dem Stamme Juda u. aus königlichem Geschlechte, ein Sohn des Helchias, war Mundschenk bei dem persischen Könige Artaxerxes Longimanus, vernahm mit größter Betrübniß die traurige Lage der Juden zu Jerusalem, betete für sie u. benützte seine Stellung, um die Erlaubniß auszuwirken, seinen Brüdern u. seinem Vaterlande zu nützen und Jerusalem aufbauen zu dürfen. Er begab sich nämlich als Statthalter, um 444 vor Chr., nach Jerusalem, u. ungeachtet aller Hindernisse, welche ihm die Samaritaner u. andere feindlich gesinnte Nachbarn entgegensetzten, erbaute u. befestigte er die Stadt u. verschaffte solche mit Mauern, Thoren u. Thürmen. Inzwischen milderte er das Elend der Einwohner durch Abstellung des Wuchers u. durch großmüthige Uneigennützigkeit. Er verfügte dann eine Volkszählung, sorgte für die Herstellung des Gottesdienstes, nahm Theil an Versiegelung des erneuerten Bundes u. ordnete die Einweihung der Stadt an. Endlich, nach 12jähriger Statthalterschaft, kehrte er wieder an den Hof zurück, begab sich aber wegen zu Jerusalem eingebrochener Unruhen zum zweiten Male wieder dahin u. half denselben auch dadurch ab, daß er die gesegwidrigen Ehen trennte. N. fand auch das heilige Feuer auf u. legte eine Bücher Sammlung an. Er soll noch bis in die Zeiten des letzten persischen Königs, Darius III. Kodomanus, gelebt haben. — Das Buch N., das 16. kanonische Buch des alten Testaments, heißt in der Vulgata das 2. Buch des Esdras, weil es die Fortsetzung der Geschichte des 1. Buches des Esdras enthält; doch wird N. einstimmig für den Verfasser desselben gehalten. Es begreift die Geschichte vom Jahre 444 bis zum Jahre 428 vor Chr. in drei Theilen: 1) Die Reise des N. nach Jerusalem; der Wiederaufbau der Mauern u. die Befestigung der Stadt (K. 1 — K. 6). 2) Die Anstalten, welche N. vor seiner Rückkehr an den persischen Hof getroffen hat (K. 7 — K. 12). 3) Die Anordnungen nach seiner zweiten Rückkehr nach Jerusalem (Kap. 13).

Nehrung ist eine, in einem gewissen Abstände längs den Dünen (s. d.)

hinlaufenbe, flache, schmale u. sichtbare Sandbank, welche, gewöhnlich zwischen einem Meere u. einem Haff gelegen, dieses von dem ersteren scheidet.

Reidhardt (Johann Eberhard), Cardinal, geboren den 8. December 1607 auf dem Schlosse Falkenstein in Oberösterreich, trat 1631 in den Jesuitenorden u. lehrte in der Folge die Philosophie u. das kanonische Recht auf der Akademie zu Grätz. Kaiser Ferdinand III. berief ihn an seinen Hof, wo er Beichtvater der Erzherzogin Maria Anna u. des nachmaligen Kaisers Leopold I. wurde. Als die Prinzessin den König Philipp IV. von Spanien heirathete, wurde ihr N. als Begleiter beigegeben. Nach Philipp's Tode 1665 wurde er Generalinquisitor von Spanien u. hatte in dieser Stellung den größten Einfluß auf alle Staatsangelegenheiten. Allein eine solche Kabinettsregierung empörte den Patriotismus u. den Stolz der spanischen Großen u. es zeigte sich bald eine persönliche Bitterkeit zwischen Don Juan d'Austria, einem natürlichen Sohne Philipp's IV. u. dem Cardinal. Der erstere zwang 1669 die Königin-Regentin, fast mit den Waffen in der Hand, N. wegzuschicken, den der spanische Haß selbst bis nach Rom verfolgte, wo er 1681 als Cardinal starb. Von seinen Gegnern wird ihm eine übermäßige Strenge, Egoismus u. Habsucht vorgeworfen. Einige Schriften, die man von ihm hat, betreffen die unbefleckte Empfängniß der heiligen Jungfrau.

Reigebaur (Johann Ferdinand), preussischer Justizbeamter u. seit 1842 Consul in Jassy, geboren 1788 zu Dittmannsdorf in Schlesien, wohnte, bereits Adjunct in Marienwerder, dem Freiheitskriege bei, kam gefangen nach Limoges, ward 1814 Unterpräfekt in Neuchateau, Präfekt in Luxemburg, 1816 Oberlandesgerichtsrath in Kleve, 1820 in Hamm, 1822 in Münster, 1826 in Breslau, 1832 geschworener Justizrath in Fraustadt, 1835 Direktor des Criminalsenats in Bromberg. Er verfaßte, zum Theil unter dem Namen Daniel oder Daniel Dittmann, eine Menge von Schriften, die theils das preussische Gesetz- u. Verwaltungswesen, theils die Geographie u. Pädagogik, u. auch die Politik betreffen. Dahin gehören: „Neuestes Gemälde der Schweiz“ (2. Aufl. 1840); „Italiens“ (2 Bde. 1832); „der Niederlande“ (1833); „Neuestes Gemälde von Schweden, Norwegen u. Dänemark“ (1833); „Handbuch für Reisende in England u. Frankreich“ (2. Aufl. 1842); „in Griechenland“ (2 Bde. 1842); „in Italien“ (3. Aufl. 1840); „in Deutschland“ (1843) u. „Die preussischen Gymnasien“ (1835); „Das preussische Volksschulwesen“ (1834); „London, ein Handbuch für Reisende“ (1842), gemeinschaftlich mit Moriarty; „Dresden u. die sächsische Schweiz,“ illustriert von Schlick, Leipz. 1845; „Der Papst u. sein Reich,“ ebd. 1847; „Sicilien, dessen polit. Entwicklung u.,“ ebd. 1848 u. a.

Neigung, Inclination, ist jene Erscheinung, wenn ein Ding gegen ein anderes seine senkrechte oder horizontale Lage nicht behält, sondern demselben nach irgend einer Richtung näher kommt. So bekommen Geschosse bei ihrem Einsalle eine N. gegen den Boden; so Linien eine N. gegen einander, wenn sie zu einander nicht senkrecht stehen, oder nicht parallel mit einander laufen; so hat die Magnetnadel bei ihrer Abweichung (s. d.) vom Nordpole eine N. nach Westen. In der Astronomie ist N. der Bahn der Flächenwinkel, welchen die Ebene einer Planeten- oder Kometenbahn mit der Ebene der Ekliptik bildet, u. gehört zu den Bestimmungsgründen der Bahn, oder zu den sogenannten Elementen. Bei den Nebenplaneten versteht man unter N. der Bahn die Flächenwinkel, welche die Ebenen der Bahnen dieser Nebenplaneten mit den Ebenen ihrer Hauptplaneten bilden. — In übertragenem Sinne ist N. die Willensbestimmung aus innerem Triebe, ohne daß dabei Vernunftgründe oder Verstandesreflexionen sich vorzugsweise geltend machen. In Bezug auf den Gegenstand, wohin eine N. sich wendet, wird sie Hinneigung oder Zuneigung; ihr Gegensatz aber tritt als Abneigung hervor, wenn das, wovon eine N. ablenkt, ins Auge gefaßt wird. Aus der moralischen Natur des Menschen hervorgehende N.en, welche die Billigung der Vernunft haben, heißen edle N.en.

Reipperg, ein ehemals reichsunmittelbares, schwäbisches Grafengeschlecht, katholischer Religion, dessen gleichnamiger Stammsitz sich im Bezirke des k. würt-

tembergischen Oberamts Brackenheim (Neckarreis) befindet. Zuerst wird der N. in Urkunden aus dem 13. Jahrhunderte erwähnt. Zweige des Hauses siedelten sich auch in der Schweiz, in Kärnten u. Krain an. Wir nennen: 1) Wilhelm Reinhard, k. k. Feldmarschall, geboren 1684, diente seit seinem 18. Jahre, wohnte bis 1744 allen Feldzügen bei, that sich schon in den Schlachten bei Temeswar u. Belgrad hervor, wurde aber wegen des Belgrader Friedens 1739 beschuldigt, daß er seine Vollmacht überschritten habe, u. mußte deswegen, bis nach Kaiser Karls VI. Tode 1740, zu Olaz im Arrest bleiben. Beim Ausbruche des ersten schlesischen Krieges 1741 erhielt er das Commando über die österreichischen Truppen, verlor aber 10. April die Schlacht bei Mollwitz, welche den Verlust von Schlessen nach sich zog. Seit 1748 diente er dem Kaiserhofe mit seinem Rathe, wurde 1755 Hofkriegsrathsvicepräsident, 1765 kommandirender General der Truppen in Oesterreich ob u. unter der Ens u. starb 26. Mai 1774 zu Wien. — 2) Leopold, Graf von N., Sohn des Vorigen, spielte in jüngeren Jahren am kaiserlichen Hofe zu Wien, dann als kaiserlicher Gesandter zu Neapel u. an anderen Orten sehr glänzende politische Rollen, lebte dann auf seinem Gute Schweigern bei Heilbronn u. starb daselbst den 5. Januar 1792, alt 63 Jahre. Als einige Jahre vor seinem Tode sein Vater in einigen Zeitschriften mit ehrenrührigem Tadel belegt wurde, als ob hauptsächlich durch seine Schuld 1739 Belgrad an die Türken verloren gegangen u. der damalige Friede zum Nachtheil Oesterreichs geschlossen worden sei, so schrieb er ohne seinen Namen: „Die umständliche, auf Original-Dokumente gegründete Geschichte der Vorgänge bei der Unterhandlung des zu Belgrad 1739 geschlossenen Friedens,“ Frankfurt u. Leipzig 1790, mit Beifügung von 69 Urkunden, die für den Historiker u. Diplomatiker nicht unwichtig sind. — 3) Albalbert Adam, Sohn des Vorigen, geboren 1775, trat frühe in österreichische Dienste u. kam eben so frühzeitig in den Generalstab, hatte aber das Unglück, am Rhein von den Franzosen gefangen zu werden, die ihn, als einen angeblichen Emigranten, arg mißhandelten, bei welcher Gelegenheit er ein Auge einbüßte. Nichts desto weniger diente er mit glänzender Auszeichnung fort u. erwarb sich das besondere Wohlwollen. Seine schönsten Lorbeeren errang er sich im italienischen Feldzuge vor Mantua, in Tirol, bei Cassano, Novi u. Marengo. Wegen des von ihm u. dem Grafen Saint-Julien mit Talleyrand in Paris abgeschlossenen Präliminarfriedens, den das österreichische Cabinet nicht genehmigte, wurde er nach Mantua verwiesen u. verheirathete sich 1806 mit einer geschiedenen Remondini aus Bassano. Im Kriege von 1809 stand er bei dem Corps des Erzherzogs Ferdinand, wo er keine Lorbeeren erntete, u. 1811 ging er als Gesandter nach Schweden. Sein rühmlicher Antheil an den Ereignissen vor u. in der Schlacht bei Leipzig brachte ihm die Ehre, die Siegesnachricht nach Wien zu überbringen. Auch in dem Feldzuge in Frankreich zeichnete er sich mehrfach aus. Im Herbst 1814 erhielt er den Grad als General-Feldmarschalllieutenant u. wurde zum Oberhofmeister der Kaiserin Marie Louise ersehen, die sich später mit ihm in morganatischer Ehe verbunden haben soll: daß sie mehrere Kinder von ihm hatte, ist gewiß. Er starb 1829. — 4) Alfred August Karl Franz Camillus, ältester Sohn des Vorigen aus erster Ehe, geboren 1807, württembergischer Standesherr u. Oberst à la suite, vermählt 1835 mit der Gräfin Josephine von Geisloni, als diese 1834 starb, 1842 mit der Prinzessin Marie Friederike Charlotte von Württemberg, älteste Tochter des Königs Wilhelm von Württemberg, geboren 1816.

Reisse heißen zwei Nebenflüsse der Oder auf deren linker Seite: 1) die schlesische N., welche am Glazer Schneeberge entspringt u. bei Schurgast in die Oder mündet. Das nach ihr benannte Fürstenthum N., (welches zum Theile zu preussisch Schlessen, zum Theile zum Troppauer Kreise des österreichischen Schlessens gehört) war bis 1810 im Besitze des Fürstbischofs von Breslau; dieses fruchtbare u. weidereiche Land zählt auf 24 □ Meilen 115,000 Einwohner. — Die gleichnamige Hauptstadt, an der N., mit 12,000 Einwohnern, ist eine Festung

ersten Ranges, die unter Wasser gesetzt werden kann, hat ein katholisches Gymnasium, Fabriken in Tuch, Leinwand, Band, Gewehren u. Pulver u. nicht unbedeutenden Handel. 1758 wurde die Festung von dem österreichischen General de Ville u. 1807 von dem französischen General Vandamme belagert, dem sie sich aber erst 114 Tage nach Eröffnung der Tranchéen ergab. — 2) Die lausitzer N. entspringt in der sächsischen Lausitz, wird bei Guben schiffbar u. fällt bei Grossen in die Ober.

Netha oder **Neth**, ist der Name des berühmten Götterbildes zu Saïs, des verschleierte Bildes der Isis, auf dessen Tempel die bedeutungsvollen Worte standen: „Ich bin das All, was da war, ist u. sein wird; meinen Schleier hat noch kein Sterblicher gehoben.“ Man glaubt, daß N. das früheste Urbild der Athene der Griechen sei u. daß die männlichen Eigenschaften der letzteren daher abzuleiten seien, daß N. androgynischer Natur war.

Nekrologien, Nekrologe (Todtenregister), hießen vorzüglich in den Klöstern die Verzeichnisse, worin die Todestage der Vorsteher u. Conventualen, sowie der Protektoren etc. eingetragen zu werden pflegten. — Hiernach nannte man denn auch überhaupt Sammlungen von Lebensbeschreibungen kürzlich verstorbener Personen N.e; so der Nekrolog der Deutschen von Schlichtegroll, 22 Bde., Gotha 1791—1801, u. dessen „N. der Deutschen für das 19. Jahrhundert,“ 5 Bde., Gotha 1802—6; fortgesetzt als „Neuer N. der Deutschen“ von Schmidt u. Voigt seit 1824, Weimar, bis jetzt 23 Jahrg. in 46 Bden.

Nekromantie nennt man jenen Theil der Magie (s. d.), welcher nicht allein Verstorbene, sondern Geister aller Art zu citiren lehrt. Hervor ging die N. aus dem Glauben an die Fortdauer mit einer gewissen Persönlichkeit nach dem Tode. Sie ist von hohem Alter u. war in der alten Welt allgemein verbreitet. Schon Moses gedenkt der Todtenbeschwörer u. Geistercitirer mehrmals, u. die Einwohner von Kanaan waren besonders erfahren in dieser Kunst. Auch die Geschichte der Here von Endor beweist, daß der Glaube bestand, man könne Todte aus dem Schattenreiche herauf rufen. Moses übrigens verbot die Todtenbeschwörung bei Todesstrafe. Auch bei den Griechen bestand der Glaube an die N.; so wird in der Odyssee der Schatten des Hades aus der Unterwelt heraufgerufen. Besonders in Thessalien war die N. zu Hause, artete hier aber sehr aus, indem der Glaube, daß Alles, was dem Menschen angehört habe von Fleisch u. Blut, besondere Kräfte besitze in Beziehung auf die N., dahin führte, daß man halbtrockne Menschen von den Scheiterhaufen zog, Menschen umbrachte, um lebendes Blut zu bekommen, die Leibesfrucht aus Lebenden ausschnitt etc. In der neuen Welt erweiterte sich die Kunst der N., indem man nicht bloß nur Verstorbene citirte, sondern Geister aller Art; u. zwar trat hier die N. als Theil der christlichen Magie auf, indem man sich die Geister hauptsächlich durch Gebet, fromme Beschwörungen u. Bannsprüche zu unterwerfen suchte. E. Buchner.

Nekropolen, deutsch Todtenstädte, werden diejenigen Städte in Aegypten genannt, wo man im Alterthume die Mumien (s. d.) in größeren Begräbnisstätten beizusetzen pflegte. Namentlich führt diesen Namen die westliche Vorstadt von Alexandrien.

Nektrose, s. Knochenfraß.

Nektar hieß in der griechischen Mythologie der Göttertrank, neunmal süßer als Honig, dessen die Götter sich statt des Weines bedienten u. der ihnen ewige Jugend u. Unsterblichkeit erhielt.

Neleus, Sohn des Neptun u. der Tyro, der Tochter des Flußgottes Salmons, wurde nebst seinem Zwillingsbruder Pelias von seiner Mutter, welche von ihrer Stiefmutter Sidero wegen der Geburt dieser Knaben hart gequält wurde, ausgelegt, aber von Hirten gefunden u. aufgezogen. Die beiden Knaben erwuchsen zu Männern u. ihre erste That war, daß sie ihre Mutter an der Quälerin, der Sidero, rächten, welche sie vor dem Altare der Juno, zu dem sie geflüchtet war, tödteten. Gewaltthätig, wie dieß erste Beispiel schon vermuthen ließ,

zeigten sich bald Beide, indem ein 3. Bruder, Alſon, von ihnen aus ſeinem Königreich Iolkos, doch bald auch N. von Pelias aus Theſſalien vertrieben ward. N. vermählte ſich mit Chloris, nachdem er ſich in Meſſinien niedergelaſſen u. Pylos erbaut hatte. Unter ſeinen zwölf Söhnen waren Neſtor (ſ. d.) u. Periklymenos. Dem letzteren hatte Neptun die Gabe verliehen, verſchiedene Geſtalten anzunehmen, ſo daß er mit Herkules als Schlange, als Biene, als Löwe kämpfte. Der Halbgott hatte nämlich deſſen Reich überzogen, weil N. ihn nicht von dem Morde des Iphitos reinigen wollte. Trotz der tapferſten Gegenwehr blieben doch alle Söhne des N., bis auf Neſtor.

Nelke (*Dianthus*), eine an verſchiedenen Arten ſehr reiche Pflanzengattung, darunter viele wildwachſende, unter denen ſich auszeichnen: die Sproſſenn. (*D. prolifus*) mit hellrothen Blumen; die Feldn. (*D. carthusianorum*) mit karminrothen Blüthen; die Blütn. (*D. deltoides*) deren karminrothe Kronen eine dunkle Zeichnung haben; die Feſſenn. (*D. caesius*) hat roſenrothe, gewürzriechende Kronenblätter mit einem purpurrothen Bart; die Federn. (*D. plumarius*) mit weißen oder hellrothen, zerſchlitzten Kronenblätter; die Waldn. (*D. superbus*) hat lilaröthliche Blumen, die an der Spitze im fieberig gefalteten Gipfel geſchloßt ſind. Die Gartenn. (*D. caryophyllus*) mit bartloſen, narbzähnigen Kronenblättern, eßigen Kelchſchuppen u. glatten, blaubüſtigen Blättern, in Italien heimisch, bei uns durch Cultur veredelt in zahlloſen Schattirungen u. ſehr gefälligen Formen. Vor 30 bis 50 Jahren war die Anzucht im höchſten Flor u. über England, Holland u. Deutschland verbreitet; man zählt über 1000 Sorten. Vergl. Behr u. Münzel, „das Ganze der Nelkenzucht“ (1810, 2 Theil.), „System der Gartennelken“ (1827).

Nell, Freiherr von Nellenburg, k. k. öſterreichiſcher Hofrath, einer der ſeltenen Menſchen, die durch ausgezeichnete Befähigung erweiſen, daß das alte Wort: „Niemand kann zwei Herren dienen, nicht unbedingte Geltung hat.“ N. iſt nämlich ein eben ſo verdienſtvoller Staatsmann, als geachteter u. geliebter Literat. Während ſeine amtlichen Elaborate zu dauernden Gynofuren im Beweiſe der Bureaufratie werden, hat ſein „Baphomet“, als von Schärfe des Geiſtes und Wärme des Herzens zeugende Schutzſchrift des Tempelordens, ſeine Abhandlung über die Kubiren u. a. m. im gelehrten Publikum u. vor der ſtrengſten Kritik die beifälligſte Aufnahme gefunden; iſt über ſeinen „Nachſaltorn“, einer Sammlung von Novellen, ſeinem Trauerſpiel „Herſtratos“ manch ſchönes Auge feucht geworden. Er ſtammt aus reichsadeliger Familie, die am Ende des 17. Jahrhunderts ſich in Böhmen angeſiedelt, wurde zu Brünn am 17. Juni 1795 geboren, in der theſenianiſchen Ritterakademie zu Wien erzogen, trat 1816 in den Staatsdienſt, wurde 1835 Hofrath u. unternahm im Jahre 1847 eine Reiſe durch Deutschland, deren Reſultat auf Organifiſirung eines gleichförmigen u. erleichterten Poſtenweſens nicht unbedeutenden Einfluß nehmen dürfte.

Nellenburg, eine ehemalige Landgraffſchaft in Schwaben, nördlich vom Bodensee, von ungefähr 16 □ Meilen, kam 1645 von den Grafen von Thengen, denen ſie früher gehörte, durch Kauf an Oeſterreich, durch den Friedensvertrag von 1805 an Württemberg, 1810 an Baden u. iſt jetzt dem Seekreiſe einverleibt, wo ſie, ihren Hauptbeſtandtheilen nach, die Aemter Stocſach, Radolphzell u. Blumenfeld bildet. Hauptort war die Stadt Stocſach mit 1600 Einwohnern, bekannt durch die bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts daſelbſt beſtandene Narrenzunft. Das Stammiſchloß N., $\frac{1}{2}$ Stunde von der Stadt, liegt jetzt in Trümmern.

Nelson, Horatio, Viſcount, Herzog von Bronte, britiſcher Admiral u. einer der berühmteſten Seehelden der neueren Zeit, geboren 29. September 1758, war der jüngere Sohn eines Predigers zu Burnham-Thorpe in der Graffſchaft Norfolk u. mit der Familie Walpole verwandt. Kaum 12 Jahre alt, nahm ihn ſein Oheim, der Capitän Eudling, mit zur See, u. ſchon in ſeinem 15. Jahre nahm er an einer Entdeckungsreiſe im ſtillen Meere Theil. In dem amerikaniſchen Kriege bewies er ſo viel Muth u. Eifer, daß er 1779 zum Poſtcapitän ernannt

wurde. Bald darauf führte er als Commodore eine Unternehmung an, wobei er sich durch sein ganzes Benehmen in hohem Grade auszeichnete u. Diejenigen vollkommen rechtfertigte, die einem so jungen Manne ein so wichtiges Commando übertragen hatten. Nach dem Frieden bereiste er Frankreich u. lebte hernach bei seinem Vater zu Burnham-Thorpe. Als 1790 der spanische Krieg wegen der Fischereirechte im Nootta-Sund ausbrach, bat er um Anstellung, wurde aber abgewiesen, weil er sich öffentlich zur Partei der Whigs bekannte, der er auch bis an seinen Tod unverändert treu blieb. Admiral Hood bewirkte 1793 seine Anstellung als Capitän des Agamemnon von 64 Kanonen. Er bekam seine Station im mittelländischen Meere, u. bald erschien fast kein Zeitungsblatt, in welchem nicht des Agamemnon rühmlich erwähnt ward. Vor Bastia u. Calvi, wo er sein linkes Auge verlor, zeichnete er sich besonders aus. Corsica ward 1794 erobert und das Parlament dankte ihm u. den dabei wirksamen Offizieren förmlich. Am 13. März u. 13. Juli 1795 war N. bei zwei Seeschlachten gegen die französische Eskadre im mittelländischen Meere gegenwärtig. Mit einigen kleinen Schiffen lief er bald nachher in den genuesischen Hafen von Massio, holte 9 Schiffe heraus u. zerstörte zwei, ohne dabei einen Mann zu verlieren, obgleich die Stadt von 2000 Mann besetzt war. Er blockirte nachher Livorno, nahm Porto Ferrajo u. erhielt 1796 das Recht, eine Admiralsflagge zu führen. An dem Siege, welchen Admiral St. Vincent am 14. Februar 1797 über eine doppelt so starke spanische Flotte davontrug, hatte N. so wesentlichen Antheil, daß er zum Contreadmiral der blauen Flagge ernannt ward. Auch commandirte er im nämlichen Feldzuge das Bombardement von Cadix u. die kühne Unternehmung auf Teneriffa, welche am 24. Juli 1797 unternommen wurde u. bei der er seinen linken Arm verlor. Nach seiner Wiederherstellung erhielt er den Auftrag, die Touloner Flotte, welche die Franzosen für unüberwindlich hielten, aufzusuchen u. zu schlagen. Er fand sie in einer selbstgewählten, vortheilhaften Stellung am Ausflusse des Rils, unterstützt durch mächtige, am Ufer errichtete Batterien. Seine Flotte war der französischen weder an Kanonen, noch an Mannschaft gleich u. der Sieg der letztern nach allen gewöhnlichen Manövern nicht zu bezweifeln. N. aber warf sich mit der ihm eigenen Kühnheit schnell zwischen das Gestade des Meeres u. die in Schlachtorbnung gestellten Schiffe, u. griff sie hier am 1. Aug. 1798 so unerwartet u. so wüthend an, daß die französische Flotte nicht besiegt, sondern vernichtet wurde. Diesen Sieg erklärte Admiral Hood öffentlich im Oberhause für den größten, wichtigsten u. entscheidendsten, der jemals erfochten worden. Von nun an war N. der britische Meerergott. Die britische Regierung erhob ihn, nebst einer jährlichen Pension von 2000 Pfund, unter dem Titel Baron N. vom Nil in den großbritannischen Pairstand u. mehre verbündete Regenten überhäuften ihn mit den ehrenvollsten Auszeichnungen. Bald nachher erschien N. vor Neapel u. handelte hier mit der unumschränktesten Auctorität eines britischen Seebefehlshabers. Cardinal Ruffo hatte eine Convention mit den Franzosen geschlossen, nach welcher Prinz Caraccioli, der Chef der neapolitanischen Revolutionspartei, begnadigt werden sollte. N. erklärte die Convention für ungültig, ließ den Prinzen Caraccioli arretiren u. nach 24 Stunden aufhängen. Das Castell St. Elmo wurde durch N. für den König von Neapel wieder erobert. Dieser schenkte ihm einen mit Diamanten besetzten Degen, dessen Werth auf 60,000 Ducati geschätzt ward u. ernannte ihn zum Herzog von Bronte mit einem jährlichen Einkommen von 3000 Pfund Sterling. Als die nordischen Mächte ihre Unabhängigkeit zur See geltend machen u. die Dänen den Engländern den Durchgang durch den Sund wehren wollten, ging N., unter dem Commando des Admiral Parer, dahin ab u. drang sogleich in den Sund ein. Während Parer den linken Flügel der Dänen beobachtete, griff N. vor Kopenhagen den rechten mit 12 Linien Schiffen u. 6 Fregatten so wüthend an, daß die Feinde in 4 Stunden besiegt wurden, worauf er ungehindert als Sieger in der Ostsee umhersegelte. Das Obercommando über die Flotte, die Erhebung zum britischen Viscount u. der Dank des Parlaments folgten ihm. Nach seiner Rückkehr in's Vaterland erhielt

er das Obercommando im britischen Kanal. Zweimal griff er die eiserne Küste von Boulogne an, welche indeß den höchsten Anstrengungen britischer persönlicher Tapferkeit immer widerstand. Der Friede von Amiens gewährte ihm eine kurze Ruhe. Als die Feindseligkeiten auf's Neue begannen, trat N. wieder in Thätigkeit u. übernahm das Commando im mittelländischen Meere. Im Mai 1803 segelte er mit seinem Flaggeschiffe, dem *Victory*, nach Gibraltar. Sein Haupt-Augenmerk mußten die Bewegungen der Touloner Flotte seyn; aber er verschmähte eine enge Blockade, um dem Feinde zum Auslaufen Gelegenheit zu geben. Sein Wunsch wurde endlich im März 1805 erfüllt. Der französische Admiral verließ, ohne bemerkt zu werden, mit der ganzen Flotte Toulon, vereinigte sich mit einem spanischen Geschwader vor Cadix u. segelte nach Westindien. Sobald N. davon unterrichtet war, eilte er ihm nach, durchflog mit bewundernswürdiger Schnelligkeit den atlantischen Ocean, fand jedoch den Feind nicht, der auf die Kunde von seiner Annäherung unverrichteter Sache den Rückweg angetreten hatte. N. ging nach England zurück, wo er erfuhr, daß die feindliche Flotte nach einem unbedeutenden Gefechte mit dem Admiral Calder wieder in Cadix eingelaufen sei. Im September stieß N. mit dem *Victory* zu Collingwood vor Cadix u. übernahm das Obercommando. Endlich, den 19. October, lief die französisch-spanische Flotte von Neuem aus; sie segelte, von N. mit 27 Linien Schiffen verfolgt, am 20., in der Zahl von 33 Linien Schiffen, die Straße von Gibraltar vorbei. Am 21. früh 9 Uhr hatten beide Flotten bei dem Vorgebirge Trafalgar sich auf Schußweite genähert. Die größte Seeschlacht der neueren Zeit erfolgte u. endigte mit der gänzlichen Niederlage der Spanier u. Franzosen. Nie wurde ein vollständigerer und größerer Sieg zur See erfochten. Aber als der bereits für die Engländer entschiedene Kampf noch am lebhaftesten entbrannte, traf ein unglücklicher Musketenschuß aus dem Mastkorbe des feindlichen Schiffes, mit welchem das englische Admiralschiff engagirt war, N. in die Schulter, drang in die Lunge u. zerschmetterte den Rückgrath. Mit Ruhe hörte er von dem Wundarzte, daß keine Rettung möglich sei. Noch erkundigte er sich angelegentlich, wie die Schlacht stehe, lächelte, als er vernahm, daß schon 12 feindliche Schiffe gestrichen hätten u. verschied als christlicher Held in freudiger Hoffnung, einzig bedauernd, daß ihm nicht vergönnt sei, die englische Flotte noch in Sicherheit zu bringen. Der Leichnam des gefeierten Helden wurde in der St. Paulskirche mit dem, seinen hohen Verdiensten angemessenen, Gepränge bestattet. Sieben Prinzen von Geblüt waren in dem Gefolge. Das dankbare Vaterland ertheilte den Verwandten des Verstorbenen Ehrenzeichen u. Belohnungen; der Lordstitel ging auf seinen Bruder über. N. war der Stolz seiner Landsleute u. der Schrecken seiner Feinde, der Franzosen, die er unaufhörlich verfolgte u., wo er sie traf, besiegte. Zarte Geradheit des Geistes u. Herzens zeichneten seinen persönlichen Charakter aus. Um seine Eigenschaften zu bezeichnen, führte man an, daß er dem Sohne eines Freundes, den er als Midshipman mit sich nahm, folgende Ermahnungen gab: „Drei Dinge mußt du beständig im Sinne haben: erstlich mußt du stets blindlings den Befehlen gehorchen, ohne eine eigene Meinung über ihre Zweckmäßigkeit haben zu wollen; zweitens mußt du Jedermann als deinen Feind ansehen, der schlecht von deinem Könige spricht; drittens mußt du jeden Franzosen eben so sehr hassen, als den Teufel.“ Lebensbeschreibungen lieferten von ihm: Clarke (2 Bde., London 1810); Churchill (London 1813) u. Southey (2. Aufl., London 1831). Vgl. außerdem Nicolas, „The dispatches and letters of Admiral Viscount N. Jan. 1802 — Apr. 1804 (London 1845).

Nemeische Spiele waren Kampfspiele der alten Griechen, welche in der argolischen Gegend zwischen Kleonä u. Phlius, in der Nähe der Stadt Nemea gefeiert wurden, u. zwar zu Anfang jedes dritten Jahres in der Art, daß immer eine Sommernemeade im Anfange des vierten u. eine Winternemeade nach der Mitte des zweiten olympischen Jahres gefeiert wurde. Die letztere ist minder wichtig u. erst später eingeschaltet; auch war überhaupt die Zeitrechnung nach Nemea-

den wenig gebräuchlich. Die Uebungen waren von eben der fünffachen Art, wie bei den olympischen u. pythischen Spielen. Die Aufseher u. Richter wählte man aus den nahegelegenen Städten Argos, Corinth u. Kleonä, u. sie waren ihrer Gerechtigkeitsliebe wegen vorzüglich berühmt. Ihre Kleidung war schwarz, weil sich die Anordnung ursprünglich auf eine, dem Opheltes oder Archemorus angestellte, Leichenfeier bezogen haben soll, wiewohl Andere ihre erste Stiftung dem Herkules beilegen, der sie nach Bezwingung des nemefischen Löwen dem Jupiter gewidmet habe. Die Belohnung der Sieger war ein grüner Eppichkranz. Ihrer zehn wurden von Pindar besungen.

Nemefianus, Markus Aurelius Olympius, ein römischer Dichter, gegen Ende des 3. Jahrhunderts, aus Karthago gebürtig, wetteiferte mit dem Kaiser Numerianus in der Poesie. Wir haben von ihm noch ein Gedicht über die Jagd, *Cynegetica* das sich durch Sprache u. Behandlungsart unter den Werken des damaligen Zeitalters sehr auszeichnet, u. 2 Fragmente aus seinem Gedichte über den Vogelfang. Von den ihm beigelegten 4 Hirtengebichten ist wahrscheinlich L. Calpurnius der Verfasser. — Ausgabe der *Cynegetica*, zugleich mit denen des Grätius Faliscus (von R. A. Rüttner), Mitau 1775. Am besten hat Wernsdorf die *Cynegetica* erklärt, im 1. Bde. der *Poëtae lat. min.* S. 87 ff. u. die beiden vorher angeführten Bruchstücke, ebend. S. 12. Wernsdorf schreibt dem N. auch ein Lobgedicht auf Herkules zu, ebend. S. 275 ff. Eine besondere Ausgabe u. Uebersetzung der vier Idyllen ist von Müller, neue Aufl., Zeitz. 1834.

Nemesis, die Tochter des Erebus u. der Nacht, die ernste strenge Richterin der Thaten u. Gedanken; sie scheint in enger Verwandtschaft mit Atte u. den Eumeniden zu stehen. Weit verbreitet war ihre Verehrung über Kleinasien u. Italien, woselbst sie viele Tempel u. große kolossale Standbilder hatte. Gewöhnlich bildet man sie, der Themis ähnlich, als schöne erhabene Frau, mit dem Steueruder, dem Zügel, dem Rade oder anderen Attributen ab, welche sich auf das Einhalten, Zügeln beziehen.

Nemours, Stadt in dem französischen Departement der Seine u. Marne, bei Fontainebleau, am Voing u. Briangkanal mit 4000 E., hat ein altes Schloß u. starken Handel in Getreide, Wein, Mehl u. Käse. — N. war die Residenz der alten Herzoge von N., welche 1507 in der männlichen Linie ausstarben, worauf es an die Krone fiel. Von Ludwig XII. an Gaston von Foix, dann an Julian von Medici (1518) u. Philipp von Savoyen abgetreten, kam es erst 1689 durch Kauf wieder an die Krone. Ludwig XIV. verließ N. dem Hause Orleans. — Zuletzt führte der zweite Sohn des Erkönigs Ludwig Philipp, geboren 1814, den Titel eines Herzogs von N. Er war bei der Belagerung von Antwerpen, öfters auch als Befehlshaber in Algier, und ward 1842 zum Regenten Frankreichs für den Grafen von Paris ernannt, sobald Ludwig Philipp stirbe. Er ist seit 1840 mit der Prinzessin Victorie von Koburg-Kohary vermählt, die ihm den Prinzen Louis Philippe, Grafen von Eu (1842) u. Ferdinand, Herzog von Allencon (1844) gebar. Bei der letzten Staatsumwälzung in Frankreich war das Leben des Herzogs, der beim Volke nie beliebt war, in großer Gefahr, u. es gelang ihm nur mit Mühe, zu entfliehen.

Nemdorf, Pfarrdorf u. Badeort im Kurheffen-Schaumburgischen Amte Rodenberg, nahe an der Gränze des Königreichs Hannover. Die dortigen Heilquellen gehören ihrer Wirksamkeit wegen zu den kräftigsten kalten Schwefelquellen Deutschlands. Man hat dort zwei Classen von Mineralquellen: die erdig-salinschen Schwefelquellen, u. die als Heilquelle benützte Soole. Die drei, nahe bei einander liegenden, Schwefelquellen unterscheiden sich nach ihrem chemischen Gehalte nur wenig. Sie enthalten: Schwefelsaures Natron, schwefelsaure Talk- u. Kalkerde, schwefelsaures Kali, Chlormagnium, kohlensaure Kalkerde, kohlensaures Gas u. Schwefelwasserstoffgas. Die Soole enthält Chlornatrium, schwefelsaure Kalkerde, schwefelsaures Natron, Chlormagnium, kohlensaure Kalkerde, schwefelsaures Kali, Kieselerde u. an Natrium u. Magnium gebundenes Brom u. Jod. Die Wirkungserscheinungen der N.er Schwefelquellen sind beim innerlichen Ge-

brauche, auf die Leber, das Pfortaderssystem u. den Darmkanal, auflösende u. abführende, auf das weibliche Geschlechtssystem gelind reizende, auf die Nieren und Luftwege die Absonderungen bethätigende; beim äußerlichen Gebrauche belebend reizende auf die äußere Haut u. das Lymphsystem. Die Salzsoole, äußerlich in Form von Bädern angewendet, wirkt reizend-belebend u. umstimmend auf die äußere Haut, deren Ausscheidungen u. Aufsaugungsvermögen verbessernd u. bethätigend, belebend u. stärkend auf das Nervensystem. Man gebraucht zur Trinksur von dem Nenndorfer Mineralwasser 4—8 Becher auf den Tag, mit oder ohne Milch. Ein häufiger Gebrauch wird von Bädern aus Schwefelwasser, Schwefelmineralschlamm, Schwefelgas u. Salzsoole gemacht; auch die Gasinhalationen finden dort häufige Anwendung. Der Gebrauch der Heilquellen erweist sich generell hülfreich: gegen chronische Hautausschläge, rheumatische u. gichtische Leiden, chronische Leiden der Schleimhäute, Störungen in der Blutcirculation des Unterleibs, chronische, vorzugsweise auf Hautföhrung beruhende Nervenleiden, fehlerhafte Säftemischung in Folge rheumatischen, gichtischen u. skrophulösen Leidens, verschiedener Ausschlagskrankheiten u. Metallvergiftungen. 11.

Renner, s. Bruch (arithm.).

Nennwerth, Nominalwerth, einer Münze, heißt derjenige Werth, zu welchem die Münze gesetzlich ausgeprägt ist. Diesem entgegengesetzt ist ihr wirklicher (Real- oder Metall-) Werth, der sehr häufig niedriger, aber auch bisweilen höher ist, als jener. Aus dieser Verschiedenheit ist das Verhältniß des Münzfußes (s. d.) entstanden.

Neologie bedeutet zunächst (von νέος, neu u. λέγειν, sprechen) Sprachneuerung. So lange eine Sprache im Munde des Volkes lebt, ist sie einer Bereicherung durch neue Wörter, die lebendig aus dem Organismus derselben gebildet sind, fähig. Dieses ist aber wesentliche Bedingung, wenn die Sprachneuerung nicht in Willkür ausarten soll. Wollte Einer ganz neue Laute, oder auch nur ein fremdes Wort willkürlich einführen, oder endlich auch nur solche Ableitungen, Zusammensetzungen, Satzverbindungen anwenden, welche dem Geiste der Sprache nicht gemäß wären, so würde diese solche Einmischungen als etwas Unorganisches von sich stoßen. Einzelne fremde Wörter für fremde, bisher unbekannte Gegenstände u. Begriffe, die mit diesen herübergebracht werden, sind jedoch durchaus nicht zu vermeiden u. die vollkommensten Sprachen haben sich derselben nicht erwehren können. — Weil der Geist u. das innere Wesen der Sprache nicht so leicht zergliedert, als im lebendigen Gefühle erfaßt werden kann, so sind vor allen die Dichter, welche sich wahrhaft in das Leben des Volkes u. der Sprache der Nation hineingelebt haben u. in demselben schaffend thätig sind, vor Allen berechtigt, die Sprache mit neuen Zusammensetzungen, Ableitungen u. Wendungen zu bereichern; jedoch kann auch eine mehr bewusste Sprachneuerung stattfinden, welche aber nicht so sehr durch ein sprachliches Obertribunal, wie die Akademie zu Paris für die französische Sprache, als vielmehr dadurch erreicht werden muß, daß die Sprache in ihren reinsten u. schönsten Erzeugnissen u. in ihrer vollkommensten Entwicklung dem ganzen Volke immer näher gelegt wird. — Das Wort N. ist aber nun weiterhin auch auf Anderes übertragen u. hat besonders in der Theologie eine, auch für unsere Zeit noch sehr wichtige, Bedeutung bekommen. Es bezeichnet hier die Neuerungsucht im Religiösen u. Kirchlichen, ganz besonders in der Auslegung der heiligen Schrift. Ihren Ursprung verdankt diese Richtung den protestantischen Theologen, welche nach dem Anfange des vorigen Jahrhunderts immer dreister mit dem Versuche hervortraten, durch einseitige Kritik u. durch eine, von der alt-herkömmlichen ganz abweichende, Auslegung das göttliche Ansehen der heiligen Schrift zu umgehen u. zu untergraben. Diese Versuche, die bei den Protestanten bald als voller Unglaube auftraten, wirkten in einem geringern Maße auch auf die katholischen Theologen, besonders in Deutschland, zurück, u. viele derselben aus der letzten Zeit des vorigen u. der ersten des jetzigen Jahrhunderts sind von diesem neologischen Geiste angesteckt, der darauf ausgeht, es weder mit der Kirche

u. dem Glauben, noch mit dem Zeitgeiste ganz zu verderben (Fsembiehl, Brenzano, Es, Wessenberg ic.). Dabei ist aber auch nicht zu verkennen, daß in dem sehr traurigen Zustande der Theologie, namentlich in Deutschland, diese falsche Richtung eine nur zu reichhaltige Nahrung fand, u. daß erst eine gründlichere theologische Wissenschaft, wie sie jetzt sich Bahn gebrochen hat, dem Neologismus für immer ein Ende machen konnte.

F. M.

Neophyten (wörtlich: Neugepflanzte) hießen in der alten christlichen Kirche die Neugetauften, die nach ihrer Taufe, welche gewöhnlich am Ostern geschah, acht Tage lange weiße Kleider trugen u. diese am ersten Sonntage nach Ostern feierlich ablegten, weshalb dieser Sonntag noch jetzt der weiße Sonntag (*Dominica in albis*) heißt. — Auch die in einen geistlichen Orden neu Aufgenommenen führen den Namen N.

Neoptolemus, s. **Pyrrhus**.

Neorama (griech.), Neusicht, ist eine in Paris im Jahre 1827 von Allaur gemachte Erfindung, bestehend in der Darstellung des Innern eines großen Bauwerkes, wobei der Beschauer vom Mittelpunkte aus dasselbe gehörig beleuchtet u. durch Menschengruppen belebt vor Augen hat.

Nepaul, ein Königreich in Vorderindien, mit 2500 □ Meilen u. etwa 2,500,000 Einwohnern, zwischen Tibet, Sikkim u. Butan, Bengalen, Bahar, Dube, Delhi u. Gauwal, im u. auf dem Himalaya, ist auf den Höhen mit Wäldern bedeckt, in den fruchtbaren Thälern aber reich an indischen u. europäischen Produkten. Der Fleiß des tibetanischen Stammes der Newars hat selbst die Bergabhänge zu künstlichen Terrassen umgeschaffen. Die Viehzucht ist bedeutend; Pferde, Büffel, feinwollige Schafe u. Ziegen sind berühmt. Edle u. unedle Metalle werden gewonnen. Das herrschende Volk sind die kriegerischen Gorkhas. Ihnen gehört die Familie des Königs an, dessen despotische Gewalt durch die Thurgur (Häupter der Gorkhas) eingeschränkt wird. Diese bekennen sich zum Brahman, die Newars zum Buddhaglauben. Die Einkünfte belaufen sich jährlich auf 3 Millionen Thaler; das Heer beträgt 17,000 Mann. Residenz ist Katmandu mit 20,000 Einwohnern; andere Städte sind Jolita, Pattan, Bhatgang, Roa-Kote, Gorkha u. Tschientchin. — Bis 1768 regierte hier die Dynastie Surya Banfi (d. i. Kinder der Sonne), deren letzter Herrscher Radschit Mall war, der von Brithi Narrain, Radscha von Gorkha, vertrieben wurde. Auf Brithi folgte 1771 sein Sohn Singh Pertarp; dieser starb 1775, u. seinem minderjährigen Sohne, Ram Bahader, wurde von seinem Oheime, Bahaderfah, das Reich entreissen. Dieser zog 1784 gegen Hlassa u. 1790 gegen Tschu Lumbu, weshalb 1792 das chinesische Heer in N. einfiel u. Bahaderfah zum Frieden zwang. In dessen war Ram Bahader mündig geworden, ließ 1795 seinen Oheim Bahaderfah ermorden u. regierte selbst. Seine Grausamkeit erregte Unzufriedenheit u. er mußte 1800 nach Benares fliehen; zwar kehrte er 1804 zurück, wurde aber 1805 ermordet. Inzwischen führte Immer Singh Thappa, der nepalische Feldherr, während der Minderjährigkeit des jungen Radschah, einen glücklichen Krieg im Westen, mußte aber, nach einer Niederlage durch die Engländer unter Osterlony, im Frieden von Katmandoo am 4. März 1816 alle Eroberungen an die Engländer abtreten. Er starb bald darauf, u. auch noch in demselben Jahre der Radschah, dessen 3jähriger Sohn, Radschitra Bikram Sah, nun den Thron bestieg. Der Radschah von N. gehört seit jener Zeit zu den sogenannten Allirten Englands.

Neper (Lord John), Baron von Merchiston, geboren 1550 in Schottland. Sein eigentlicher vaterländischer Name ist: Napier oder Neprir. Er u. Just Byrg in Deutschland waren die Ersten, welche, ohne etwas von einander zu wissen, logarithmische Tafeln berechnet haben. Letzterer gab bloß die Logarithmen von Zahlen; ersterer bloß die der Sinus u. Tangenten, der Winkel von Minute zu Minute u. machte seine Tafeln unter dem Namen: *Mirisici Logarithmorum Canonis Descriptis*, Edink. 1614, 4., bekannt. Seine Logarithmen sind die soge-

nannten natürlichen oder hyperbolischen, u. er hat gerade dieses Logarithmensystem ergreifen müssen, weil er durch seine eigenthümliche Erklärung der Logarithmen darauf geführt wurde. Dieser eigenthümliche Begriff der Logarithmen führte ihn auch auf eine eigenthümliche Berechnung derselben, welche er jedoch in dem oben angeführten Werke nicht mittheilte. Dieses geschah erst nach seinem, im Jahre 1618 erfolgten, Tode durch seinen Sohn, in der neuen vermehrten Ausgabe jenes Buches, Eömb. 1619, wo die Erklärung der Berechnungsart unter der Benennung: *Mirisiei canonis constructio* vorkommt. Die Originalausgaben sind selten. Es ist ein guter Nachdruck davon zu Lyon, von der *Descriptio* u. den Tafeln 1619, von der *Constructio* 1620 herausgekommen.

Nephele, f. *Athamas*.

Nephtys, eine ägyptische Gottheit, die Schwester u. Gemahlin des Typhon (f. d.), ward durch Osiris (f. d.) Mutter des Anubis u. setzte denselben aus. Isis aber, Osiris Gattin, nahm sich des verlassenen Knaben an u. erzog sich in ihm einen steten Begleiter u. Freund.

Nepomuk, Johannes von, der Heilige, Schutzpatron von Böhmen, geboren ums Jahr 1330 zu N., einem böhmischen Städtchen des Pilsener Kreises, von sehr gottesfürchtigen, aber schon betagten Eltern, die seine Geburt als eine Frucht ihrer Gebete ansahen, vereinigte in einem seltenen Grade den tiefen Geist der Beschauung mit den Tugenden eines eifrigen Apostels. Die Zeit seiner Geburt war eine betrübte für die Kirche; traurige Zerwürfnisse, die Erzeuger teufferischer Umwälzungen, erschienen, u. es bedurfte eines Mannes, der den hehren Glauben des Gottesdienstes, die Heiligkeit der Geseze wiederherstellen, das Laster auf dem Throne angreifen u. sich, wie ein eherner Schild, dem Gifthauche der Zeit entgegenstellen sollte. Der Himmel hatte abermals einen Spätgeborenen zu dieser hohen Sendung auserkoren. Johannes war sehr schwächlich u. man verzweifelte schon an seinem Leben: nur durch den Schutz der heiligen Jungfrau, welche seine Eltern in der Kirche eines nahegelegenen, später im Hussitenkriege zerstörten Cistercienserklosters am sogenannten grünen Berge, anflehten, wurde das Kind dem Tode entrißen. Durchdrungen von lebendigem Dankgeföhle weihten sie nun ihren Liebling Demjenigen, der ihnen denselben wieder gegeben hatte u. boten Alles auf, um ihm eine vorzügliche Erziehung zu geben. Noch nie berechnigte ein Knabe zu schöneren Hoffnungen, denn N. besaß, bei großen Geistesfähigkeiten u. unermüdetem Fleiße, eine besondere Sanftmuth, Gelehrigkeit, Offenheit u. Frömmigkeit. Jeden Morgen ging er in die Kirche der Cistercienser, wo er mehrere heilige Messen mit einer solchen Andacht u. Eitsamkeit hörte, daß alle Anwesenden ihn bewunderten. In seinem väterlichen Hause erlernte er die Anfangsgründe der lateinischen Sprache u. wurde dann auf die Schule nach Saaz geschickt, um höhere Fortschritte zu machen; hier bildete er sich besonders, u. zwar mit dem glänzendsten Erfolge, in der Redekunst. Von da kam N. auf die neue, von Kaiser Karl IV. nach dem Muster derer von Paris und Padua errichtete Universität zu Prag, die sich gleich bei ihrem Entstehen eines ausgebreiteten Ruhmes erfreute, daher aus verschiedenen Gegenden Deutschlands eine erstaunliche Menge Studirender dahinströmte. Johann studirte hier, nebst der Weltweisheit, auch Theologie u. kanonisches Recht, u. erhielt in den beiden letzteren Fächern die Doktorwürde. Er hatte von Jugend auf starke Neigung zum Priesterstande geföhlt, alle seine Studien darauf bezogen u. durch öfteren Empfang der heiligen Communion sich besonders dazu vorzubereiten gesucht. Der Zweck seines gewählten Standes war: alle seine Kräfte zur Beförderung der Ehre Gottes anzuwenden. — Je näher der Tag seiner Weihe heranrückte, um so eifriger widmete er sich den verschiedenen Uebungen der Gottseligkeit u. stellte sich nicht eher seinem Bischofe vor, als bis er einen vollen Monat in der Einsamkeit zugebracht u. seine Seele durch Fasten, Beten u. Abtödtungen ganz gereinigt hatte. Bald nach erhaltener Priesterweihe sollte er sein großes Talent für das Predigtamt, zum Besten der Gläubigen, glänzen lassen, denn der Bischof hatte ihm zu Prag die Kanzel der Pfarrkirche

zu unserer lieben Frauen am Tein anvertraut. Die ersten Arbeiten seines frommen Eifers brachten erstaunliche Früchte hervor; die ganze Stadt strömte hin, um das Wort Gottes von ihm zu hören; im Kurzen nahm man eine allgemeine Sittenverbesserung wahr. Auch die Studirenden, deren Zahl sich auf viertausend belief, eilten schaarenweise seinen Predigten zu; selbst die unverschämtesten Wüstlinge konnten ihn nicht ohne Rührung anhören u. kehrten, durchdrungen von den Gefühlen der innigsten Zerknirschung, zurück. Der Erzbischof u. das Domcapitel von Prag wollten einen vom Geiste Gottes so erfüllten Mann gern enger an sich schließen, daher sie ihm ein so eben erledigtes Kanonikat ertheilten. N. wohnte stets mit größter Pünktlichkeit dem Chor bei; allein dieß ließ ihm noch Zeit genug, an dem Heile der Seelen durch Ausübung seiner ersten Amtsverrichtungen zu arbeiten. — Als nach 32jähriger Regierung Karl IV. 1387 zu Prag starb, saß dessen Sohn Wenzeslaus schon auf dem Throne u. zeigte, trunken von der höchsten Gewalt u. durch Schmeichelei verdorben, die verderblichen Neigungen, welche ihm die gehässigsten Beinamen zuzogen. Er residirte in Prag, hörte von den Verdiensten des Dieners Gottes u. ernannte denselben zum Hof-Abtentsprediger. Ernst u. mächtig donnerte die Stimme des Eblen in die Gräuel des üppigen Hofes, mahnte an die Gerichte Gottes u. rührte die Herzen mit den Worten des Heils u. der Gnade, die von seinen Lippen träufelten. Die Großen entsagten der Schlaffheit u. Weltlust, der Fürst selbst empfand den Segen einer das Laster auf dem Throne nicht schonenden Freiheit, ehrte Kraft u. Wahrheit u. besserte seinen Wandel, wenigstens den Zügel ehrend, wenn er sich auch nicht ganz unter das Joch der Tugend beugte. Man trug dem Heiligen das erledigte Bisthum von Leitmeritz, das er ausschlug, und dann, weil man glaubte, er scheute die hohen Pflichten u. Arbeiten dieses Amtes, die Propstei Bisherad an, die erste geistliche Würde nächst den Bischöfen, welche reiche Einkünfte, den Titel eines Kanzlers des Reiches u. wenige Obliegenheiten gewährte. Aber auch diese schöne Stelle schlug Johannes aus, der lieber Prediger bleiben wollte u. Weltenhohn um so mehr verachtete, je mehr Gott ihm Ansehen in der Welt schenkte. Doch nahm er das Amt eines Almosenpflegers des Herrscherpaares an, weil dieß seiner Liebe für die Armen zusagte. Durch diese Stelle gehörte er zum Hofstaate, zeigte sich aber im glanzvollen Kreise, wie in seiner bescheidenen Erststellung, eifrig ohne Unachtsamkeit, fest ohne Strenge, tugendhaft ohne Brangen, die heilige Freiheit des Prieisteramtes bewahrend, ohne die dem Throne schuldige Achtung aus den Augen zu setzen, weder gefällig dem Laster schmeichelnd, noch durch Unvorsichtigkeit die Tugend hassenswerth erscheinen lassend. Die Gunst galt ihm bloß zum Nutzen seiner Mitmenschen und seine Wohnung war der Sammelplatz aller Unglücklichen, deren Anwalt und Vater er war. — Die Kaiserin Johanna, Tochter Alberts von Bayern, Grafen von Hennegau und Holland, welche dem Schmerze über die Ausweisungen ihres Gemahls unterlag, wählte den Heiligen zum Beichtvater, denn sie bedurfte eines solchen Führers, um ihre Frömmigkeit zu erhalten und ihre Seele bei so vielen Unannehmlichkeiten zu trösten. Man konnte nichts Erbaulicheres sehen, als diese Fürstin und ihre Umgebungen, und doch ward diese hohe Frömmigkeit nur eine Ursache, den wilden Charakter ihres Gemahls zu schärfen. Dieser schlechte Fürst herrschte wie ein Tyrann, der nur seine Launen als Gesetze anerkannte; er war grausam und wollüstig, jähzornig und heimtückisch, stets von Gemeinheit zur Wildheit, von Unmäßigkeit zum Aberwitz, vom Aberwitz zur Wuth eilend; immer die Vernunft mißbrauchend, oder gar nicht brauchend, das Gute einschend, um es zu zerstören, und alle Hülfquellen des Lasters ins Werk setzend, um die Tugend zu vernichten. Eifersucht, diese schwarze Leidenschaft, die in den nichtsagendsten Dingen Verbrechen aufspürt u. Tugend für Heuchelei hält, nagte an seiner elenden Seele. Wenzeslaus, ganz seinem falschen Verdacht hingegeben, konnte die Anruhe seines Gemüths nicht mehr bemeistern und suchte Aufklärung, die doch seine Datalen nur verzehren, oder ihn mit dem Gewichte der Unvernunft erdrücken konnte. Johannes ward zum Fürsten ge-

rufen, der fürs Erste auf Umwegen Fragen stellte, u. dann offen sich erklärte. Der Mann Gottes, von Abscheu ergriffen, bedeutete dem Kaiser mit Eifer, Kraft u. Achtung, daß sein Verlangen die Vernunft empöre, das Heiligste der Religion entwürdigte u. dahin strebe, die Mittel unwerth zu machen, welche die Barmherzigkeit den Sündern gelassen, um sich mit dem Himmel auszuöhnen. Wenzel war gewohnt, Sklaven um sich zu sehen u. glaubte, daß Niemand wagen könnte, ihm entgegen zu seyn, verbarg aber seinen Verdruß u. entließ den Heiligen ohne Anschein von Zorn. Johann aber erkannte in diesem Schweigen eines erzürnten rachsüchtigen Herrn, daß sein Untergang beschlossen sei u. er der Rache gewärtig seyn müsse. Diese Befürchtung ward nur zu bald bestätigt, denn als Wenzel in einer, eines Caligula u. Nero würdigen, Laune einen Unglücklichen zu den Flammen verurtheilte, dessen ganzes Verbrechen darin bestand, bei Bereitung eines Gerichtes den verwöhnten Kegel im Gaumen des königlichen Ungeheuers nicht richtig erkannt zu haben, eilte Johannes herbei, um das schreckliche Urtheil zu hemmen. Allein die Wahrheit ist verdorbenen Herzen unerträglich. Wenzeslaus ließ Ketten bringen u. den Heiligen fesseln, der diese unwürdige Handlung, deren Triebfeder er kannte, gelassen ertrug. Der König bedeutete ihm, daß er den Kerker nicht eher verlassen würde, bis er das Beichtgeheimniß verriethe. Nach einigen Tagen ward er aber freigelassen; der König ließ ihn bitten, Alles zu vergessen u. morgenden Tages nach Hofe zu kommen, wo er ihm den sicheren Beweis seiner Achtung geben würde. Johann begab sich nach Hofe, ward gut empfangen, zur Tafel gezogen, dann aber von Wenzel bei Seite genommen, der ihn versicherte, er könne auf unverbrüchliches Schweigen u. auf Ehre u. Reichthümer rechnen, wenn er willfahrte, im Gegentheile aber würde er grausamen Martern u. dem Tode entgegengehen. „Nein“, erwiderte N., „mein Leben ist in Eurer Hand, u. Nichts kann mich vor Eurer Zorne retten; ich werde aber treu der Tugend sterben und mich freuen, würdig befunden worden zu seyn, um ihrewegen zu dulden.“ Der Wüthrich ließ ihn in den Kerker werfen, gräßlich foltern, Fackeln unter die empfindlichsten Stellen des Körpers halten u. andere unennnbare Martern erdulden. Johann trug es als ein Mann u. Märtyrer, keinen anderen Laut von sich gebend, als „Jesus, Maria.“ Fast sterbend ward er von der Folter genommen u. in den Kerker zurück gebracht, wo eine himmlische Erscheinung ihn tröstete. — Die Kaiserin erfuhr Alles, schreie knieend u. Thränen vergießend die Freiheit für den Diener des Herrn u. erhielt Gewährung ihrer Bitten; Johannes ward freigelassen u. erschien nach wie vor heiteren Antlitzes bei Hofe. Doch wußte er nur zu gut, daß dieß abermals eine Scheinruhe u. sein Ende bestimmt sei. Neuer Eifer ergoß sich in sein ganzes Wesen; er wollte die wenigen Tage noch nützen, u. glühend floß die Rede von seinen Lippen. Eines Tages predigte er über den Text: „Ueber ein Kleines werdet ihr mich nicht mehr sehen,“ u. wiederholte mehrmals die Worte: „Er bleibt mir nur kurze Zeit, um zu euch zu reden,“ woraus die Gemeinde wohl ersah, daß er sich auf sein Ende vorbereiten wollte. Schließlich ergriß ihn ein prophetischer Geist; Thränen entströmten seinen Augen, u. er gab Kunde von dem bevorstehenden Unheile, das über Böhmen hereinbrechen würde, was auch durch die Gräuel des Hussitenkrieges in Erfüllung ging. Hierauf nahm er Abschied u. bat Alle, die sich etwa von ihm beleidigt glauben könnten, herzlich um Verzeihung. Weil N. sein Leben lange den Schutz der heiligen Jungfrau als besonders kräftig erachtet, ging er nach Bunzlau, wo das berühmte, von den Heiligen Cyrillus u. Methodius, den Aposteln der Slaven, dahin gebrachte Bild der Mutter Gottes befindlich war, betete zu der Gebenedeiten u. kehrte gestärkt zurück. Wenzeslaus stand am Fenster, sah den Verhafteten u. der Zorn erwachte, daß er ihn greifen u. vor sich bringen ließ u. ihm mit dem Tode drohte, wenn er ihm das Beichtgeheimniß nicht enthüllte. Der Heilige schwieg u. der Kaiser schrie: „Man bringe mir den Menschen aus den Augen u. stürze ihn in den Fluß, wenn es dunkel seyn wird, damit das Volk die Hinrichtung nicht sehe.“ Man band dem Heiligen Hände u. Füße u. warf ihn von der Brücke in die Moldau am 16.

Mai 1383. Vergeblich war's, den Mord verbergen zu wollen. Gott, der seine Heiligen verherrlicht, umgab den schwimmenden Körper mit himmlischem Glanze; das Volk strömte herbei, das Wunder zu schauen, u. die Kaiserin verlangte Aufschluß über die ihr Gemach erhellende Erscheinung. Wenzel verkroch sich voller Verzweiflung aufs Land u. verbot, daß irgend Jemand ihm folge. Offenfundig war sein Verbrechen, Alles erstarrte vor Entsetzen, u. Wehegeschrei begleitete den Leichenzug. Schon damals begann die hohe Verehrung des Heiligen: Wunder verherrlichten sein Grab, Kranke genasen u. öffentliche Leiden endeten durch seine Vermittelung. Rom, dessen Ausspruch die öffentliche Verehrung heiligt, erkannte die Wunder an u. gab dem Triumphe des Heiligen neuen Glanz, indem es die Verehrung desselben verbreitete. — Später versuchten die Hussiten das allgemein verehrte Grab zu zerstören, wurden aber an der Ausführung ihrer entheiligenden Absichten gehindert. Benedikt XIII. sprach Johann von N. 1729 heilig u. weihte ihm einen Altar in der Basilika des Laterans. — Der aus Silber verfertigte Altar des heiligen N. zu Prag besteht aus dem Sarge, in welchem seine Gebeine ruhen, der von vier großen Engeln, neben welchen eben so viele kleine mit Leuchtern sitzen, getragen wird. Dieses Grabmal ist außer Landes aus den Opfern, welche diesem Heiligen gebracht wurden, gearbeitet worden; dazu gehört noch die marmorne Ballustrade sammt den darauf stehenden sechs Vasen u. den gestellten Haupttugenden. Den großen Baldachin von Damast mit vier Flügeln, sehr reich mit Gold gestickt u. verbrämt, ließ der Erzbischof von Prag, Anton Peter Graf von Przichowsky verfertigen, wozu vom Domprobste Strachowsky, statt der ehemaligen Engel von Holz, vier andere von Silber, welche die Flügel des Baldachins tragen u. über 910 Mark wiegen, gekommen sind; sie kosten 18,954 fl. Ueberdies erblickt man hier eine große Menge goldener u. silberner Opfer. Der Erzbischof Leopold Graf von Firmian zu Salzburg, (regierte von 1727—1747) erhielt aus Prag das Genialbein dieses Heiligen, welches er im Jahre 1731 in der Hofkapelle zu Mirabell zur öffentlichen Verehrung auf das Feierlichste beisezte. Die Kirche begehrt sein Andenken am 16. Mai.

Nepos, Cornelius, ein römischer Geschichtschreiber, dessen Lebensumstände größtentheils unbekannt sind, war in Hostilia, in dem jezigen veronesischen Gebiete, geboren. Er war ein Freund des Cicero u. Atticus u. starb, von seinem freigelassenen Kallisthenes vergiftet, um das Jahr 30 vor Chr. Von seinen Schriften hat sich keine in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten; denn die, für sein Werk ausgegebenen, *Vitae excellentium imperatorum* sind so kurz u. unbefriedigend in Ansehung des Inhaltes (mit Ausnahme der Lebensbeschreibung des Pomponius Atticus), ihre Sprache auch an manchen Stellen der des Augusteischen Zeitalters so wenig gemäß, daß manche Gelehrte sie bloß für einen Auszug aus N.s größterem Werke halten, den Aemilius Probus unter Theodosius dem Großen verfertigte, Andere für ein Schulbuch, was im 2. Jahrhunderte zusammengestellt worden ist. Uebrigens war N. Verfasser mehrer Schriften, die aber zum Theile schon bei den Alten nicht mehr vorhanden waren. Ausgaben: von van Staveren, Leyden 1734, neueste Auflage, vermehrt von Barbili, Stuttgart 1820, 2 Bände; Henzinger, Eisenach und Leipzig 1747, nach der van Staverenschen von G. G. Harless, neueste Auflage, Erlangen 1820; von Tzschucke, mit einem Commentare, Göttingen 1804; Schulausgabe von Wezel, Liegnitz 1801; von Heinrich, neueste Ausgabe, Breslau 1815; von Paufser, Leipzig 1816; Bremi, 3. Auflage, Zürich 1820; Günther, Halle 1820; Stereot. Leipzig 1825; von Feldbausch, Heidelberg 1828, 2 Bändchen. Ein brauchbares Wörterbuch zum N. ist von Villerbeck, 3. Auflage, Hannover 1834; übersetzt von Feder, Nürnberg 1800; von Bergsträßer, 3. Auflage; umgearbeitet von Eichhoff, Frankfurt 1815; von Roth, Rempten 1831.

Nepotismus (vom lateinischen *Nepos*, Nefte), nennt man in weiterer Bedeutung jeden Mißbrauch eines öffentlichen Einflusses zu dem Zwecke, um den eigenen Verwandten unverdiente Vortheile auf Kosten Dritter, zumal vom Staate,

der Kirche oder dem Gemeindeverbande zuzuwenden. In einem engeren Sinne aber bedeutet N. dasjenige System, welches mehre Päpste befolgten, um während ihrer Regierung ihren Familien Macht, Ansehen u. Reichthum zu verschaffen. Schlagen wir indessen die Blätter der unparteiischen Geschichte auf, so finden wir auch die weltliche Gewalt keineswegs vom N. frei. Wenigstens beruhte es auf derselben Grundmaxime, wenn Rudolph von Habsburg, nachdem er die deutsche Kaiserkrone erhalten, die erledigten Reichslehen seinen eigenen Söhnen übertrug, u. wenn Kaiser Ludwig IV. auf ähnliche Weise für seine Verwandten sorgte u. gerade darüber in Streitigkeiten mit den Kurfürsten gerieth. N. war es ferner, wenn polnische Große bei der Königswahl, u. besonders nach dem Tode Augusts II. (1733), die Krone zum Erbtheil ihrer Familien zu machen suchten u. dadurch zum Untergange des Reiches beitrugen; N. endlich war es, wenn Napoleon, nachdem er selbst den Purpur sich erobert, die Kronen von halb Europa seinen Brüdern u. Schwägern aufzusetzen suchte. Und ähnliche Beispiele sind noch häufig in der Geschichte, wenn gleich zum Theile weniger in die Augen springend; ja, man konnte dahin auch die theils ausgeführten, theils noch projektirten Versuche der nun gestürzten französischen Julidynastie rechnen, durch Verpflanzung ihres Stammes auch auf auswärtige Throne neue Bürgschaften für ihren eigenen Bestand zu erhalten. — Der N. im größeren Maßstabe findet sich hauptsächlich in Wahlmonarchien, oder doch in solchen, deren Bestehen noch nicht auf die Dauer gesichert zu seyn scheint. Der gewöhnliche N. aber hat seinen Hauptsitz in solchen Staaten u. Corporationen, in welchen das aristokratische Element das vorherrschende ist. So sehen wir in den größeren Städten, besonders Deutschlands, der Schweiz u. der Pombardei, viele Jahrhunderte hindurch die Familienherrschaft patrizischer Geschlechter, deren Grund- u. Staatsmaxime der N. war; aus ihm ist die Erblichkeit der Lehen hervorgegangen, u. noch bis auf die allerneueste Zeit war der Vorzug des Adels bei der Bewerbung um Staatsämter in manchen deutschen Ländern, theils gesetzlich anerkannt, theils, und zwar namentlich in Ansehung der höheren, herkömmlich feststehend. Dahin gehört auch die Bestimmung des preussischen Landrechts, daß der Adel zu den Ehrenstellen im Staate, wozu er sich geschickt gemacht hat, vorzüglich berechtigt seyn soll; ferner der bekannte Vorzug, welchen derselbe in Hannover genießt, wo er nicht nur faktisch im Besitze der höchsten, einträglichsten Staats- u. Militärämter sich befindet, sondern auch das gesetzliche Vorrecht einer „adeligen Bank“ im Oberappellationsgerichte hat — welcher gegenüber die Bezeichnung der andern Bank als der „gelehrten“ fast wie Ironie klingt; dahin gehören aber endlich alle ähnlichen Begünstigungen, welche die Aristokratie des Adels, wie des Staatsdienstes, leider auch außerhalb Hannovers, genug in Anspruch nahm und zu erlangen mußte. Dieß ist jetzt vorbei; hoffentlich auf immer!

Neptun, griechisch Poseidon, der Gott des Meeres, ein Sohn des Saturnus u. der Gaia, von seinem Vater verschlungen, durch das Brechmittel, das demselben jedoch Jupiter beibrachte, gerettet. Er bekämpfte siegreich die Titanen u. ward von den Cyclopen mit dem erderschütternden Dreifack beschenkt, als er sich jedoch später mit Apollo gegen Zeus, den König der Götter, empörte, ward er auf ein Jahr zur Erde verbannt. (Um Wiederholungen zu vermeiden, verweisen wir übrigens auf die Artikel Perseus, Minos, Minerva u. Amphitrite.) Als einer der zwölf großen Götter ist er in die meisten wichtigen Begebenheiten der mythischen Geschichte Griechenlands verwickelt (kommt daher in der Mythologie vielfältig vor), sowie auch in Folge dessen seine Verehrung sehr verbreitet war, und viele der mächtigsten Helden von ihm ihr Geschlecht ableiten. Er wird auf einem Triumphwagen neben Amphitrite dargestellt, wie er von Gold u. Elfenbein in seinem berühmtesten Tempel in Korinth gebildet war; sein Aufzug diente der darstellenden Kunst zu brillanten Compositionen: Tritonen, Nereiden, Okeaniden zc. umringen das Götterpaar. Obgleich übrigens bei den Dichtern und Künstlern die Vorstellung von N. als dem Meerogotte vorherrscht, so wird er doch im weitern Sinne als Gott der Gewässer überhaupt, der Flüsse u. Quellen ge-

nacht u. ihm daher das Pferd als Attribut zugesellt, welches bei den Griechen seit den ältesten Zeiten in enger Beziehung zu den Quellen stand.

Neresheim an der Egge, kleine Stadt im Jarkreise des Königreichs Württemberg u. Hauptort der fürstlich Dettingen-Wallerstein'schen Standesherrschaft N. Es werden hier viele Teppiche gewebt. Auf dem Ulrichsberge bei N. liegt die ehemalige Benedictinerabtei gleichen Namens, deren Kirche eines der schönsten Gotteshäuser Deutschlands im neuern Style ist. Das Kloster wurde 1095 von dem Grafen Hartmann III. von Jillingen u. Kyburg gestiftet, 1763 als reichsständig anerkannt, endlich 1802 aufgehoben u. dem Fürsten von Thurn u. Taxis als Entschädigung zugewiesen. — Bei N. am 8. August 1796 Schlacht zwischen den Franzosen unter Moreau u. den Oesterreichern unter Erzherzog Karl mit unentschiedenem Erfolge. 1805 Gefecht zwischen den Oesterreichern unter Werned u. den Franzosen zum Vortheile der letztern.

md.

Nereus, Sohn des Pontus u. der Gaia, ein Meergreis, gleich dem Proteus fähig, sich in jede Gestalt zu verwandeln. Er vermählte sich mit seiner Schwester Doris, der Tochter des Okeanos, u. erzeugte mit ihr 50 Töchter, die berühmten Nereiden. Ein großer Wahrsager, verkündete er, nachdem es dem Herkules gelungen, ihn zu fesseln, demselben die Mittel, zu den Hesperiden zu gelangen, weissagte auch dem Paris sein Schicksal. — Gleich ihm heißt ein Sohn des Neptun u. der Kanake (einer Tochter des Neolos u. der Enarete).

Neri, Philippus von, der Heilige, s. Philipp.

Nero, Lucius Domitius, römischer Kaiser, geboren zu Antium, 37 n. Chr., war ein Sohn der Agrippina, welche den Kaiser Claudius heirathete, wurde von letzterem adoptirt u. folgte ihm in seinem 17. Jahre in der Regierung. N. hätte, von Seneca u. Burrhus geleitet, ein guter Regent werden können u. seine ersten Regierungsjahre waren sehr löblich. Aber Schmeichler u. seine eigene Mutter verleiteten ihn zu Ausschweifungen, u. er ging von diesen zu den wildesten Schwelgereien u. den entsetzlichsten Grausamkeiten über, von denen Britannicus, Agrippina seine Mutter selbst, Burrhus, dem er den Thron zu verdanken hatte, Seneca sein Lehrer, seine Gemahlin Octavia, eine große Anzahl vornehmer Römer u., wegen der Beschuldigung der Anstiftung eines großen Brandes in Rom, die Christen die Opfer waren. Zu vielen von diesen Abscheulichkeiten verleitete ihn seine Bühlerin u. nachherige Gemahlin Popäa Sabina. Er übte sich im Wettrennen, Singen u. Harfenspielen, u. trat endlich öffentlich vor dem Volke auf. Um seine Bausucht zu befriedigen, plünderte er alle öffentliche Gelder, Tempel u. Götterbilder im ganzen Reiche u. erbaute besonders die domus aurea. Um die blutigen Vorbedeutungen der Kometen u. anderer Wundererscheinungen von sich abzuwenden, beschloß er, den ganzen Senat zu ermorden. Der Senat verschwor sich zwar gegen ihn, allein die Verschwörung ward entdeckt u. nun wüthete N. mit wilder Grausamkeit gegen die edelsten Familien. Um auch in Griechenland seine Kunst bewundern zu lassen, ging N. hinüber, erhielt überall Kronen als Preise des Sieges im Wettrennen u. Gesange, plünderte die Kostbarkeiten und öffentlichen Gelder u. schenkte den Städten ihre Freiheiten wieder. Die Durchgrabung des Isthmus von Corinth gehört zu seinen wilden Einfällen. Nachdem er Griechenland geplündert hatte, schickte er die Freigelassenen Helius u. Polykletus nach Italien, hier auf gleiche Weise zu plündern. Der Unwille gegen N. mußte daher immer allgemeiner werden. Julius Vindex in Gallien u. Galba in Spanien wurden zu gleicher Zeit von ihren Soldaten zu Imperatoren ernannt. Julius Vindex ward geschlagen bei Besancon u. blieb selbst. Für Galba aber erklärte sich Otho aus Lusitanien, die meisten Statthalter u. endlich der Senat selbst. N. floh u., von Allen verlassen, ließ er sich 68 n. Chr. von seinem Freigelassenen Epaphroditus tödten. Das Geschlecht des Cäsar hörte mit ihm auf: die Namen Augustus u. Cäsar aber blieben als Titel des Herrschers u. Kronerben.

Nerva, Marcus Cocceius, römischer Kaiser, Domitians Nachfolger von 96—98 n. Chr., war zu Narnia in Umbrien aus einem ansehnlichen Geschlechte

geboren, in seiner Jugend als Dichter bekannt u. bei seiner Thronbesteigung schon 64 oder 71 Jahre alt. Er war ein guter Fürst, der durch Milde, Gerechtigkeitsliebe u. Sorge für Wohlstand u. Erziehung den niedergedrückten Staat wieder hob; doch machten die eingeschränkten Prätorianer seine kurze Regierung unruhig. Was er angefangen hatte, vollendete sein adoptirter Sohn Trajanus (s. d.).

Nerven sind solide, weiche, weiße Stränge u. Fäden, welche mit dem Gehirn u. Rückenmark mehr oder minder in Verbindung stehen. Man theilt sie hienach in Gehirn- u. Rückenmarks-N. u. in N. des Gangliensystems (s. d.). Erstere haben zwei Enden: ein dünneres Centralende, durch welches sie mit der Substanz des Gehirns oder Rückenmarks zusammenhängen, und ein peripherisches, welches sich auf verschiedene Art in den Organen ausbreitet. Jeder Nerve besteht aus dünnen Fädchen von cylindrischer Gestalt, die neben einander liegen u. sich in ihrem Laufe gefaltet und gezackt darstellen. Jede N. faser ist von einer Hülle umgeben, der N. scheide (neurilemma), welche glatt, fest und elastisch ist u. nach innen Kanäle bildet, in welchen das N.-Mark steckt. In den meisten N. treten die Fäden zu kleinen Abtheilungen, N. strängen, zusammen, diese wieder zu größeren Abtheilungen, den N. bündeln. Die N. verbreiten sich auf die verschiedenste Weise, sie laufen in zarte, endlich unsichtbare Fäden aus, oder sie kehren zu sich selbst zurück u. bilden Schlingen, oder sie treten manigfaltig zusammen u. bilden Geflechte, oder sie schwellen in ihrem Verlaufe an u. machen Knoten (Ganglien). Man zählt 8 Paar Gehirn-N. u. 31 Paar Rückenmarks-N.; erstere entspringen mit einer oder mehreren Wurzeln aus dem unteren Theile des Gehirns, letztere aber fast alle mit zwei Wurzeln, einer vorderen u. hinteren, aus dem Rückenmark.

E. Buchner.

Nervenkrankheiten nennt man in weiterem Sinne alle Krankheiten, bei welchen das Nervensystem in seinen Centralgebilden oder in einzelnen Theilen Veränderungen erlitten hat, welche es zur Ausübung seiner natürlichen Verrichtungen ungeeignet machen, oder abnorme Aeusserungen seiner Thätigkeit bedingen. Die N. sind entweder mit wahrnehmbaren Veränderungen im Nervensystem verbunden, oder lassen sich nur erkennen aus den auf keine andere Ursache zu beziehenden Störungen ihrer Verrichtung. Im engeren Sinne bezeichnet man nur letztere als N. — Formveränderungen im Nervensystem entstehen durch Entzündung, Ausschwitzung, Eiterung, Erweichung, Verhärtung, Hypertrophie, Atrophie, Schmelzung oder Verschwärung; sie können aber auch veranlaßt werden durch die mechanische Einwirkung eines äußeren Körpers; seine Theile können gedrückt, gequetscht, verwundet werden. Alle diese krankhaften Prozesse des Nervensystems können statt haben in den Hüllen, oder im Marke; je höheren Grad sie erreichen u. je wichtiger der ergriffene Theil des Nervensystems ist, desto beträchtlicher sind auch die davon herrührenden Zufälle, die sich als Schmerz u. abnorme Gefühle, als Krämpfe, Delirien, Betäubung, Blödsinn, Wahnsinn, Lähmung u. Gefühllosigkeit kund geben. Als Verrichtungsstörungen im Nervensystem erscheinen jene N., bei welchen der gegenwärtige Stand der Beobachtung keine materielle Veränderung im Nervensystem nachweist, welche aber auch aus der Erkrankung eines ganz anderen Systems hervorgegangen seyn können; so tritt Epilepsie, Beitzanz u. häufig auf in Folge von Reizung des Darmkanals durch Würmer, gastrische Unreinigkeit u.; manche N. beruht ursprünglich auf Knochenleiden u. — Man hat in der Arzneimittellehre einer besonderen Classe von Mitteln den Namen der Nervenmittel (nervina) gegeben u. rechnet zu diesen eine Zahl flüchtiger, meist riechender Stoffe, welche das Nervensystem reizen, die Gefäßthätigkeit steigern u.; aber gerade diese Mittel finden in den N. die seltenste Anwendung, dagegen weit mehr jene, welche ableitend u. beruhigend auf das Nervensystem wirken. — Nervenfieber ist ein sehr verschieden aufgefaßter Begriff; im Allgemeinen versteht man darunter jedes Fieber, bei welchem sich eine Abnormität im Leben des Nervensystems deutlich kund gibt. Man rechnet zu N. sowohl den Typhus (s. d.), als die Wechselfieber (s. d.).

E. Buchner.

Nervensystem nennt man die Gesamtheit jener Organe, an welche die, das Thier von der Pflanze unterscheidende Lebensthätigkeit, nämlich Bewegung, Empfindung u. Seelenthätigkeit, gebunden ist. Das N. tritt daher nicht früher, als im Thierreiche, auf u. erscheint überall als die höchste Stufe der organischen Bildung. — Im menschlichen Körper besteht das N. aus dem Centraltheile, dem Gehirn (s. d.) u. Rückenmark (s. d.), u. aus dem peripherischen Theile, den Nerven (s. d.), mit ihren Geflechten und Knoten. Alle diese einzelnen Theile stehen mit einander in unmittelbarer Verbindung u. es ist daher das N. als ein durchaus zusammenhängendes Ganze zu betrachten. Das N. hat mehrere Hüllen; diese sind: das Neurilemm, welches über das ganze N. verbreitet ist und in den Nerven als eigentliches Neurilemm, im Gehirn u. Rückenmark als weiche Haut (*pia mater*) u. in den Nervenknoten als innere Haut erscheint; ferner die Zelhaut der Nerven, welche als eine Schicht verhärteten Schleimgewebes über dem Neurilemm der Nerven liegt; die Spinnwebhaut, welche als mittlere Bedeckung Gehirn u. Rückenmark umgibt, u. die harte Haut (*dura mater*), die äußerste Bedeckung des Gehirns und Rückenmarks, welche der äußeren Zelhaut der Nerven analog ist. Diese Hüllen umschließen die eigentliche Nervensubstanz oder Nervenmasse, welche in die Marksubstanz oder weiße Substanz u. in die Rindensubstanz oder graue Substanz zerfällt. In den Nerven kommt nur die Marksubstanz vor, im Gehirn u. Rückenmark dagegen finden sich beide Substanzen. Die Rindensubstanz ist viel reicher an Blutgefäßen, weicher u. flüssiger, als die Marksubstanz, übrigens nicht in allen Gegenden des N., wo sie vorkommt, von derselben Beschaffenheit. Die Marksubstanz kommt in allen Theilen des N. in reichlichem Maasse vor und die eigentlichen Nerven bestehen in ihrem Innern nur aus Marksubstanz; sie bildet durch das ganze N. hindurch ein zusammenhängendes Ganzes. Die Anordnung des N.s ist im Ganzen sehr symmetrisch; alle einzelnen Organe des N. sind entweder paarig u. entsprechen einander auf beiden Körperhälften sehr genau, oder sie sind unpaarig, liegen dann aber in der Mittellinie des Körpers, so daß diese sie in zwei gleiche Seitenhälften theilt. Eine Ausnahme hiervon macht nur das Gangliensystem (s. d.). Auch in den regelmäßig symmetrischen Theilen des N., im Gehirn, Rückenmark, in den Cerebral- und Spinal-Nerven sind die mehr nach innen liegenden Theile strenger symmetrisch gebaut, als die oberflächlichen. Auch ist die Anordnung des N. eine höchst beständige u. erleidet dasselbe in seinem Bau höchst wenige Abänderungen, die wieder mehr in den Theilen vorkommen, die weniger symmetrisch gebaut sind. Weniger symmetrisch gebaut und weniger beständig ist das N. der Thiere. Bei diesen zeigt sich schon in den niedersten Bildungsstufen, bei den Zoophyten, Bewegung u. Empfindung, es fehlt aber noch an eigenthümlichen Organen hiesür u. es scheint eine eigene Organisation des N. noch nicht statt zu haben; dagegen zeigt sich jedoch in den höchsten Gattungen dieser Classe bereits eine eigene Nervenfaser in dem um die innere Centralhöhle gelagerten, weißlichen, fadenförmigen Ringe, von welchem aus bei einigen Arten dieser Thiere schon Fäden auslaufen. Bei den Weichthieren bildet sich dieser Nervenring mehr aus u. es erscheint bereits ein Hirnknoten; bei den Gliedthieren vermehren sich die Nervenringe und wandeln sich um in eine Kette von Bauchganglien; dagegen bildet sich auch der Hirnknoten mehr aus u. strebt dahin, das Uebergewicht zu erlangen. Bei den Wirbelthieren endlich erscheint die Bauchganglienkette als Rückenmark u. der Hirnknoten als Gehirn, zugleich aber bildet sich ein weiterer Theil des N. aus, das Gangliensystem (s. d.). Das N. des Menschen zeichnet sich vor dem aller Thiere durch die größere Unterordnung aller Theile desselben unter den höchsten und geistigsten Haupttheil, unter das große Gehirn, aus. Bei der ersten Bildung tritt das N. früher auf, als alle andern Systeme, und hier entsteht das Rückenmark früher, als die übrigen Theile, also selbst früher, als das Gehirn, wie Versuche am bebrüteten Hie deutlich darthun. Je jünger das Individuum, desto größer, weicher u. feuchter sind die Theile des N.s; auch ist der Unterschied

zwischen weißer u. grauer Substanz noch nicht so deutlich. — Ueber die Art und Weise, wie das N. thätig ist, sind unsere Kenntnisse immer noch sehr mangelhaft, was theils darin liegt, daß die Veränderungen im N., wie sie sich in der Leiche fund geben, sehr geringfügig sind, Untersuchungen am Lebenden aber theils sehr schwierig, theils nicht hinreichend bestimmt sind, u. endlich stört noch die nahe Verbindung des N. mit den psychischen Thätigkeiten. So viel steht fest, daß das N. jene Thätigkeiten vermittelt, durch welche sich das Thier von der Pflanze unterscheidet, nämlich die Empfindung, die willkürliche Bewegung u. auch die geistige Thätigkeit der höheren Thiere. Die Empfindung hat ihren Sitz zunächst im Gehirn, die Bewegung im Rückenmarke u. das Gangliensystem regelt die Bildung, die Ernährung.

E. Buchner.

Nesseln (Urticeen) sind Pflanzen aus der Classe der Kelpspflanzen, (Monochlamydeen) mit rauhaarigen Stengeln, gestielten, rauhaarigen, am Rande gesägten Blättern; die Blüthen sind unansehnlich, bestehen nur aus grünen Kelchen u. sind getrennten Geschlechtes. Sie haben in ihren Stengeln feste, zum Spinnen brauchbare Fasern, in ihren Blättern einen kühlenden Saft u. im Samen Oel. Angebaut werden bei uns drei Geschlechter derselben: der Hopfen, Hanf u. die Brennnessel. — Nesseltuch oder Ketteltuch, ein leinwandartiges Zeug aus dem, von den Brenn-N., deren Stengel man gleich dem Flachs u. Hanf behandelt, gewonnenen Garne (Nesselgarn). Obgleich die Fabrication dieses Artikels schon in Deutschland, der Schweiz u. Frankreich mit Lebhaftigkeit begonnen wurde, so blieb sie doch bald wieder liegen, da das Nesseltuch durch die feinen u. mittelfeinen ungebleichten Batiste von St. Quentin, Peronne u. Valenciennes, sowie die feinen Bielefelder u. schlesischen rohen Schleierleinen, verdrängt wurde. In Sachsen verarbeitet man viel Nesselgarn zu Blonden.

Nesselsode, Karl Robert, Graf von, kaiserlich russischer wirklicher Geheimrath, Reichs-Vizekanzler u. Minister der auswärtigen Angelegenheiten (Sohn des im Jahre 1810 gestorbenen Grafen Maximilian Julius Wilhelm Franz, der 1782 russischer Gesandter am portugiesischen u. 1790 am preussischen Hofe war), geboren zu Reval 1770, war erst Gardeoffizier u. Adjutant des Kaisers Paul, trat aber dann in die diplomatische Laufbahn über, wurde 1807 Rath bei der russischen Gesandtschaft in Paris, kehrte 1809 zurück, wohnte dem Congresse zu Erfurt bei, trat 1812, ohne den Ministertitel, an die Spitze der Staatskanzlei u. hatte, von Kaiser Alexander mit dem höchsten Vertrauen beehrt, in dieser hohen Stellung bei allen diplomatischen Verhandlungen während des großen Krieges gegen Frankreich seine Geschicklichkeit an den Tag zu legen. Am 1. März unterzeichnete er zu Chaumont die Quadrupelallianz für Rußland u. wohnte dem Wiener Congresse (s. d.) als Bevollmächtigter Rußlands bei; ebenso den Congressen von Aachen, Troppau, Laibach u. Verona (s. dd.). Nach dem Austritte des Grafen Kapodistria aus dem Ministerium übernahm N. die Leitung des auswärtigen Departements allein, u. verwaltete dasselbe mit vieler Umsicht, namentlich während der verwickelten Angelegenheiten, welche die türkische Frage veranlaßte. Während der Zusammenkünfte der beiden Kaiser von Oesterreich u. Rußland zu Czernowitz 1823 unterhandelte er mit dem Fürsten von Metternich zu Lemberg. Dasselbe Vertrauen, welches ihm Kaiser Alexander geschenkt hatte, trug auch dessen Nachfolger Nikolaus auf ihn über. Nach dem Ausbruche der Julirevolution schloß N. sich enger an die Politik Oesterreichs an; er suchte das innige Einverständniß zwischen Frankreich u. England zu stören, fesselte 1833 die Pforte durch den Vertrag von Hunkiar Iskelessi (8. Juli) an das russische Interesse u. suchte im Oriente, besonders in Persien, den britischen Einfluß zu schwächen. 1840 bei der orientalischen Frage gelang es ihm endlich, besonders durch den Baron von Brunnov, Frankreich von England loszureißen und es dem Julivertrage beitreten zu lassen. Als Vizekanzler des Reiches leitet er noch immer die russische Diplomatie im Allgemeinen.

Nesselsucht, Nesselausschlag, Nesselfriesel, Urticaria, nennt man einen

durch hervorragende Hautflecken (Quaddeln) ausgezeichneten Hautausschlag, der, nach seinem Ansehen u. der ihn begleitenden Empfindung, dem durch geschehene Berührung der Brennmessel (*Urticaria urens*) in der Haut erregten Zustande ähnelt. Die der N. eigenthümlichen Flecken unterscheiden sich von jenen anderer Hautauschläge durch ihre in der Umgebung blasse oder lebhaft röthe, einen härtlichen Rand u. weißen, etwas vertieften Mittelpunkt, sowie durch ihr Hervorragen über die Oberfläche der Haut, die entweder ihre gewöhnliche Farbe u. Beschaffenheit behält, oder leicht geröthet u. etwas geschwollen erscheint, wobei das unter ihr liegende Zellgewebe entzündet ist. Dem Ausbruche der N. gehen in der Regel leichte Fieberbewegungen, Kopfschmerzen, Uebelkeiten u. Schmerzen in der Bauchgegend, Brustbeklemmung, Katarrhalausfälle der Athemwerkzeuge, Schnupfen, Durchfälle u. trüber Urin voraus; ihren Ausbruch begleitet allgemeines Hautjucken, dem heftiges Brennen in den Quaddeln, wie nach Insektenstichen, folgt u. das oft in der Nacht, oder bei Hinzutritt der Luft, äußerst lästig wird. Der Ausschlag erscheint zuerst an den oberen u. unteren Gliedmassen, oder dem Gesichte, u. verbreitet sich von da über den übrigen Körper. Seine Dauer ist verschieden, bald rasch vorübergehend, bald langwierig, manchmal bleibend. Sein allmähliges Zurücktreten geschieht ohne Abschuppung auf der Haut, ist aber gewöhnlich mit kritischen Ausscheidungen im Harne verbunden; einem plötzlichen Verschwinden der N. folgen manchmal verschiedene Krankheitszustände. Das häufigere Vorkommen der N. beobachtet man vorzugsweise im Frühjahr u. Sommer u. bei zarteren sanguinischen nervösen Subjekten, daher mehr bei Frauen u. Kindern, als bei Männern. Als veranlassende Ursache für die N. zeigt sich meistens eine Störung des normalen Verhältnisses in der Haut n. Nierenabscheidung. Selbst die häufige Beobachtung, daß Harnriesel u. Nierensteine, der Genuß von Krebsen u. Austern, Erdschwämmen, Aprikosen, spirituellen Getränken, schwer verdaulichen Speisen, reizenden Arzneimitteln, so wie andere dynamische Verstimmungen des Unterleibsnervengeflechtes diesen Hautausschlag erregen, läßt sich auf dieses gestörte Verhältniß zurückführen u. als auf eine variirende Ausscheidung der Harnsäure durch die Haut begründet betrachten. Die Behandlung der N. hat zunächst die Beseitigung der veranlassenden Ursachen u. ihrer weiteren Folgen zur Aufgabe. Der Ausschlag selbst erheischt selten mehr, denn ein diätes Verhalten, u. zur Milderung des Juckens lauwarme Bäder u. Waschungen mit Weingeist.

u.

Nestor, der Weiseste unter den Griechen, welcher mit dem großen Heere nach Troja zog, Sohn des Nelaus u. der Chloris, war bei dem Blutbade, welches Herkules unter den zwölf Söhnen des Nelaus anstiftete, verschont geblieben, weil er sich zu Gerene in Messenien befand. Die Iliade, welche seiner sehr häufig erwähnt, nennt ihn daher auch oft den gerenischen Helden. Immer tritt er als der erfahrene Rathgeber auf u. ist in der Langweiligkeit, die dem Alter anklebt, trefflich geschildert. Er war zweimal vermählt: mit Eurydike (des Plymenos Tochter) u. mit Anaribia; aus diesen Ehen hatte er mehrere Kinder, davon besonders Antilochos berühmt ist; bekannt sind außer diesem: Echepron, Stratios, Perseus, Aretos, Thrasimedes, Pisistratos u. die Töchter Pisidike u. Polykaste. Er selbst brachte sein Leben auf drei Menschenalter (99 Jahre), nach Anderen auf 300 Jahre.

Nestor, ein Mönch im Höhlentloster (Peczerskoy monastyr) zu Kiew, der Vater der russischen Geschichte, hinterließ zwei Bücher: Leben einiger Aelte u. anderer gottesfürchtiger Männer seines Klosters, das nur in Excerpten vorhanden, u. Annalen, die mit der Ankunft der Voräger in Rußland (im 9. Jahrhunderte) anfangen. Seine Sprache ist die alt slavonische, u. seine Darstellung biblisch, vermuthlich, weil er durch seine Arbeit zugleich als Moralist nützen wollte. Wie weit er geschrieben hat, ist ungewiß, denn seine Chronik läuft mit den Fortsetzungen Anderer, unabgetheilt, in Einem fort. Sein erster Fortsetzer, Sylvester, Abt zu Perejaslawl, starb 1123. Sein zweiter Fortsetzer, Simeon von Susdal, schrieb um das Jahr 1206, u. darauf folgten noch mehr Continuatoren, so daß eine zu-

sammenhängende Reihe entstand, die bis ins Jahr 1630 reicht. Lange hatte man diese schätzbaren Annalen nur in Handschriften oder fehlervollen Auszügen gehabt, bis Schlözer anfang, eine kritische Ausgabe zu liefern, deren erster Theil zu St. Petersburg 1764 erschien u. bis 1094 geht; den zweiten, bis 1237, besorgte dessen Schüler Baschilof 1768, u. die folgenden drei Theile, worin die Geschichte bis 1534 fortläuft, Ungenannte von 1706—1790. Die beiden ersten Theile, deutsch von J. B. Scherer, Leipzig 1774. Russische Annalen, in ihrer slavonischen Grundsprache verglichen, übersetzt u. erklärt von A. L. von Schlözer, Göttingen 1802 bis 1805, 4 Theile. Vollständige Ausgabe von Bogodin, 1841.

Nestorius. Nestorianer. N., Anfangs Presbyter zu Antiochia, dann im Jahre 428 auf den Patriarchenstuhl von Konstantinopel berufen, weil er durch Rednertalent u. ausgebreitete Gelehrsamkeit hervorglänzte, trat schon in seiner Antrittsrede mit einem unerleuchteten Glaubenseifer hervor, indem er mit stolzer Anmaßung den Kaiser Theodosius II. also anredete: „Kaiser, reinige mir das Land von Ketzern, dann gebe ich dir das Himmelreich; hilf mir die Keger niederschlagen, dann helfe ich dir die Perser besiegen.“ Mit den Ketzern waren hier diejenigen gemeint, welche nicht, wie die Antiochische Schule, aus welcher N. hervorgegangen war, die göttliche u. die menschliche Natur in Christus so aus einander hielten, daß selbst ihre Vereinigung in der Person des Erlösers geläugnet wurde. Demnach konnte auch Maria nicht mehr Gottesgebärerin, sondern nur Christusgebärerin genannt werden, indem man nur eine nachherige Vereinigung des Sohnes Gottes mit dem von Maria geborenen Menschen gelten lassen wollte: so war die Grundlage unserer Hoffnung u. unseres Heiles, die wirkliche Menschwerdung des Sohnes Gottes, angegriffen. N. trat als offener Beschützer dieser verderblichen Irrlehre auf, als ein neugeweihter Presbyter, Anastasius, zu Konstantinopel offen gegen den Ausdruck Gottesgebärerin predigte. Der heilige Cyrillus, Patriarch von Alexandrien, nahm sich dagegen des gefährdeten Glaubens mit Eifer an, indem er die Lehre der Kirche auf das klarste darlegte, besonders, indem er sich des Vergleiches bediente, daß man Maria auf dieselbe Weise Gottesgebärerin nennen müsse, wie man von einer gewöhnlichen Mutter sage, daß sie einen Menschen geboren, obwohl nicht die Seele, sondern nur der Körper aus ihrer Substanz genommen sei. Unterdessen kam die Sache nach Rom u. der Papst Gëlestin forderte, unter Androhung der Exkommunikation, den N. zum Widerruf seiner irrigen Behauptungen auf. Als aber, statt dessen, vielmehr auch der Patriarch Johannes von Antiochia u. der gelehrte Bischof Theodoretus von Syra zu der Partei des N. übertraten, erlangte der Streit eine solche Bedeutung, daß der Kaiser sich veranlaßt sah, ein ökumenisches Concilium nach Ephesus zu berufen (431), auf welchem Cyrillus von Alexandria als Bevollmächtigter des Papstes den Vorsitz führte, u. welches durch die nachher erfolgte Zustimmung der abendländischen Kirche u. des Papstes zu dem dritten allgemeinen Concil erhoben wurde. Auf demselben wurde die Lehre des N. feierlich verworfen u. er selbst, weil er fortwährend in seinem Irrthume beharrte, seines Bisthums entsetzt u. dann vom Kaiser nach Aegypten in eine Dase verbannt, wo er nach mannigfachen Leiden starb. Aber der Friede der Kirche war noch keineswegs wieder hergestellt. Zuerst setzte Johannes von Antiochia den Beschlüssen des Conciliums den hartnäckigsten Widerstand entgegen, u. auch, als dieser endlich unter Vermittelung des Papstes u. des heiligen Simeon Stylites zu einer rechtgläubigen Formel sich verstanden hatte, wurde nicht allein zum Theil eben durch diese Vereinigung der Saame zu neuen langwierigen Streitigkeiten gelegt (s. Dreikapitelstreit), sondern es erhielten sich auch die Anhänger des N. als eine zahlreiche Sekte im Oriente, wo sie besonders an den Bischöfen Ibas von Odesa u. Barsumas von Nisibis eine mächtige Stütze fanden. Sie hatten ihren Hauptsitz in dem neu-persischen Reiche, wo der Bischof von Seleucia-Ktesiphon seit 496 den Titel eines allgemeinen Bischofs annahm; sie breiteten sich tief in das Innere von Asien aus u. wurden, besonders in Indien, Thomaschristen genannt; sie selbst nannten sich

chalbäische Christen. Zur Anregung einer höheren geistigen Bildung im Innern von Asien haben sie nicht unwesentlich beigetragen. Später wurden sie vom Islam verdrängt.

F. M.

Netscher, Caspar, ein berühmter Maler, geboren im Haag 1636, zeichnete sich vornemlich in kleinen Kabinetsstücken aus, wiewohl er auch das Portraitmalen übte. Er arbeitete in Frankreich u. im Haag, wo er unter den niederländischen Malern eine der ersten Stellen behauptete. Er starb 1684. Seine Söhne, Konstantin u. Theodor, sind als Portraitmaler bekannt.

Nettelbeck, Joachim Christian, Bürger zu Kolberg, geboren daselbst 1737, einer der trefflichsten Patrioten der neueren Zeit, leistete während der Belagerung Kolbergs im siebenjährigen Kriege als Steuermann u. Bürgeradjutant thätigen Beistand, führte dann als Capitain ein Handelsschiff aus u. kehrte 1783 nach Kolberg zurück, wo er Brammweinbrenner, Bürgerrepräsentant u. später Rathsherr wurde. Die größten Verdienste aber erwarb er sich 1807, während der Belagerung der Stadt durch die Franzosen, die ohne seinen Muth, seine Einsicht u. rastlose Thätigkeit gefallen wäre. Im einträchtigen Zusammenwirken mit Gneisenau, bot der schon 70jährige Greis alle Mittel der Vertheidigung auf, leistete die Ueberschwemmungen der Umgegend, die Löschanstalten, sorgte für die nöthigsten Mundvorräthe, führte als Lootse Schiffe zum Hafen u. fügte durch Aufstellung eines schwedischen Kriegsschiffes im Rücken der Belagerer diesen großen Schaden zu. Ihm wurde die Befriedigung, die nicht länger haltbare Stadt durch den Tilfiter Waffenstillstand (den 2. Juli) gerettet zu sehen. Er erhielt vom Könige die goldene Verdienstmedaille, die preussische Admiralitätsuniform u. eine Pension von 200 Thalern. Er starb zu Kolberg 1824. Vergl. seine „Selbstbiographie“ (3 Bde., neue Aufl., 1845).

Netto (ital.), rein, gerade. N.-Gewicht heist dasjenige Gewicht, welches eine Waare ohne ihre Hülle, die sogenannte Emballage ic., deren Gewicht die Tara ausmacht, hat, u. welchem das Brutto- oder Sporco-Gewicht (s. Brutto) entgegengesetzt ist. — N.-Ertrag, N.-Gewinn heist der reine Ertrag oder Gewinn, nach Abzug aller denselben fürzenden Unkosten. Ebenso nennt man N.-Belauf die reine Summe einer Rechnung, nachdem alles den eigentlichen Betrag schmälernde (Rabatt, Disconto ic., bei Verkaufsrechnung die Spesen und Provision) in Abzug gebracht ist. — N.-Preis ist im Buchhandel der Preis, zu welchem der Verleger dem Sortimentshändler seine Verlagsartikel abläßt, im Gegensatz des Ladenpreises.

Netz (omentum) nennt man in der Anatomie die taschenähnlichen Fortsetzungen des Bauchfellüberzuges des Magens, der Leber, der Milz u. des Dickdarmes, welche aus zwei zarten, durchsichtigen Blättern bestehen u. durch ein weites fächeriges, mehr oder minder Fett u. serösen Dunst enthaltendes, Zellgewebe mit einander zusammenhängen u. sehr zahlreiche, ansehnliche, netzartig verbreitete Gefäße enthalten. Man unterscheidet das große N., welches vom großen Bogen des Magens vor dem oberen Theile der Gedärme herabhängt, u. das kleine N., welches sich zeigt, wenn man den linken Lappen der Leber etwas in die Höhe hebt u. vom Magen entfernt. Außerdem befinden sich noch am Dickdarme netzähnliche Anhänge. Das N. findet sich nur bei den Säugethieren; bei den Vögeln u. Amphibien vertreten Fettklumpen, bei den Fischen eine über die dünnen Gedärme ausgebreitete, schmierige Masse dessen Stelle. Der Nutzen des N.es scheint in der Ansammlung von Fett u. im Schutze der Baucheingeweide gegen Verwachsung u. Reibung zu bestehen.

E. Buchner.

Neualbion, früherer Name sämmtlicher Besitzungen der Briten auf der Nordwestküste von Nordamerika, die jetzt in N. im engeren Sinne (bekannter unter der Benennung Oregongebiet), Neugeorgien, Neuhanover, Neucornwall u. Neunorfolk zerfallen.

Neuarchangelst, Stadt u. russische Hauptniederlassung am Norfolksunde, auf der zum Archipel Georgs III. gehörigen Insel Sitka, an der nordwestlichen Küste

von Nordamerika, hat bei 2000 Einwohner, ein Castell, schönen u. geräumigen Hafen u. wichtigen Handel (namentlich mit Pelzwerk, wofür hier große Magazine bestehen) mit China, Ostindien, den Inseln in der Südsee und dem britischen Nordamerika.

Neubeck, Valerius Wilhelm, geboren 21. Januar 1765 zu Arnstadt, studirte in Göttingen u. Jena Medizin, ward 1793 Kreisarzt zu Steinau in Schlesien, 1821 Hofrath, lebt seit 1825 zu Waldburg in Schlesien; bekannt als lyrischer, philosophischer u. didaktischer Dichter, in dessen idyllisirenden „Gesundbrunnen“ Nutzen u. Heilkräft der Mineralquellen mit den mannigfaltigsten Lebens-, Natur- u. Geschichtsbezügeln in Verbindung gebracht sind. „Die Gesundbrunnen,“ Breslau 1794 u. ö. „Gebichte,“ Liegnitz 1792.

Neuber, Friederike Karoline, geboren 1700 zu Zwickau, Tochter des Advokaten Weissenborn, ward im elterlichen Hause sehr hart behandelt u. entfloß mit ihrem Geliebten, dem Gymnasisten N. (den sie bald darauf heirathete) auf das Theater, wo sich ihre Neigung u. ihr Talent für das Tragische sehr schnell entwickelte. Sie erhielten, nachdem die Spieglebergische Schauspielergesellschaft sich aufgelöst, 1727 das Privilegium als k. polnische Hofcomödianten u. bildeten in Leipzig eine eigene Gesellschaft. Als Directorin, Schauspielerin u. dramatische Dichterin versammelte sie nach u. nach die besten Talente um sich u. wußte ihrer Gesellschaft einen, für die damalige Zeit in Deutschland ungewöhnlichen, höheren Geist einzufößen. Sie verband sich mit Gottsched (s. d.), um das deutsche Theater zu reformiren, u. 1737 wurde auf dem Schauplätze der N., damals der Bude vor dem Grimmaischen Thore, ein Auto da Fé über Harlekin gehalten, um den nationalen Hanswurst von der Bühne zu verbannen, der sich aber bald in anderer Gestalt wieder zeigte, eben, weil er in Deutschland einheimisch war. In Folge öfterer Abwesenheit verlor N. ihr Privilegium in Leipzig u. starb, nach manchen Drangsalen, in den düstresten Umständen, 30. Dec. 1760 in Laubegast bei Dresden, wo ihr 1776 ein Denkmal gesetzt wurde. N. erwarb sich um die Schauspielkunst in Deutschland unbestreitbare Verdienste, indem sie mit thätig war, den unförmlichen Haupt- u. Staatsactionen ein Ende zu machen. Wäre sie mit anderen Dichtern, als mit Gottsched, zusammengekommen, so wäre ihr Wirken noch erfolgreicher gewesen. Vgl. über sie u. die dramatische Poesie jener Zeit besonders Gervinus IV., 358 ff.; Krehlein, die dramatische Poesie der Deutschen, I, 230 ff.; Prutz, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters, Berlin 1847.

N.

Neu-Braunschweig, **Neu-Schottland** oder Nova-Scotia, zwei amerikanische Colonien der britischen Krone. N. B. liegt auf der Nordseite von Canada, westlich von den amerikanischen Freistaaten, auf der Südseite von der Fundy-Bai u. dem Isthmus, welcher es mit N. Sch. verbindet; östlich ist dieß Gouvernement vom St. Lorenzbusen begränzt. Das Terrain ist wellenförmig, voll prächtiger Waldungen u. reich mit Flüssen u. Seen bewässert. Das Klima ist gemäßig. Die Volksmenge, Nachkommen der ersten Ansiedler, Franzosen und englische Kolonisten, betrug bei der letzten Zählung 119,477, ohne etwa 12,000 Indianer. Fredericton, in der Mitte des Landes, am Flusse St. John, Hauptstadt u. Sitz des Gouverneurs, 5000 Einwohner. St. John, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in die Fundy-Bai, guter Hafen, 10,000 Einwohner. — Die Halbinsel N. Sch., südlich u. südöstlich von N. B. gelegen und von diesem durch die tief einschneidende Fundy-Bai, welche mehrere Meereinschnitte in die Südküste macht u. somit zahlreiche prächtige Häfen bildet, getrennt — ist gleichfalls wellenförmig u. mit vielen Seen bedeckt; das Klima ist noch etwas milder, als das von N. B. Neben den europäischen u. nordamerikanischen Einwanderern u. deren Nachkommen zählt man in diesem Gouvernement nur etwa 5000 Einwohner. Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Waldbenützung u. Bergbau auf Kohlen haben eine ansehnliche Ausdehnung. Die Einkünfte decken nicht immer die Ausgaben. Die katholische Kirche steht unter dem Bischöfe von Halifax.

Zu Halifax, der Hauptstadt u. dem Haupthafen der brittischen nordamerikanischen Colonien, mit 20,000 Einwohnern, besteht auch eine höhere Unterrichtsanstalt, nach dem Muster der Edinburgher Universität eingerichtet, das Dalhousie-College. Zu diesem Gouvernement gehört die, durch einen schmalen Kanal davon getrennte u. von Nachkommen von Hochschotten und Franzosen bewohnte, Insel Cap-Breton.

Neubritannien, eine, nördlich von Neuguinea gelegene u. von diesem durch die Dampiersstraße getrennte, Inselgruppe in Australien, unter 169° östl. L. und 5° südl. Br., mit einem Gesamtflächeninhalte von circa 1000 □ M., besteht aus dem eigentlichen N., Neuirland, Neuhanover u. a. kleinen Inseln. Diese Inseln sind größtentheils vulkanischen Ursprungs, haben mehre, noch jetzt thätige Vulkane, gut bewaldete Berge, niedrige Küsten mit guten Häfen, und sind reich an Palmen, Gewürzen, Betel, Zuckerrohr, Papageien, Krokodilen, Schlangen, Mollusken, wogegen man Säugethiere nur selten trifft. Die Einwohner sind Australneger, durch schönere Gestalt, als man gewöhnlich bei ihnen findet, ausgezeichnet, und dabei wild und kriegerisch; sie gehen nackt und haben Arme und Füße mit Zierrathen aller Art bemalt; ihre Religion ist noch roher Götzendienst. — Entdeckt wurde diese Inselgruppe 1699 von Dampier, 1764 von Carteret und 1793 von d'Entrecasteaux näher untersucht. — Sonst wurden auch Neuwales, die beiden Canaba u. andere britische Besitzungen auf dem nordamerikanischen Festlande von den Geographen unter dem Namen N. begriffen.

Neuburg, 1) Stadt im Königreiche Bayern u. Sitz des Appellationsgerichts für den Kreis Schwaben u. Neuburg, gewährt, die hellen Massen seiner Gebäude über einen grauen, gegen die vorüberfließende Donau jäh abfallenden Fels Hügel entfaltend, einen schönen Anblick. Eine vorzügliche Wirkung macht das große Residenzschloß am östlichen Ende der Stadt, mit seinen zwei massiven Thürmen. Im Innern der Stadt zeichnet sich der mit einer schönen Lindenallee gezierte Marktplatz aus. Landgericht, Rentamt, Forstamt, Gymnasium, Studentenseminar, Kloster der barmherzigen Brüder, zwei Krankenhäuser, ein Waisenhaus, eine Fayencefabrik, viele Brauereien, 6500 Einwohner. Das Schloß enthält einen der größten Säle Deutschlands, viele Ahnenbilder, Rüstungen der alten Herzoge u. dgl. Das ehemalige Jesuitenkollegium hat Interesse, weil in seinen Mauern einst der deutsche Horaz, der berühmte Dichter Balde, wohnte. 1828 wurde ihm von den Verehrern seiner Muse in der Kirche des Kollegiums ein einfach schönes Denkmal gesetzt, bestehend aus einer schwarzen Marmortafel, mit dem Namen, Geburts- u. Sterbetage, dann einer gekrönten Leier. Ueber die Donau führt die 1827 eröffnete, auf vier steinernen Pfeilern ruhende „Eisentrücke.“ — In der Nähe von N. das Jagdschloß Grünau u. die Trümmer der Altenburg u. der Kaisersburg. — N. ist, im Widerspruche mit seinem Namen, ein sehr alter Ort u. soll schon 772 der Sitz eines Bisthums gewesen seyn, das jedoch bald dem Augsburger einverleibt wurde. Im Jahre 1443 war die Stadt der Schauplatz eines jener Ereignisse, die den Geschichtsforscher mit Trauer u. Wehmuth erfüllen. Ludwig der Höckerige belagerte hier seinen leiblichen Vater, den Herzog Ludwig mit dem Barte, viele Monate lang, nahm ihn endlich gefangen u. überlieferte ihn seinem erbittertesten Feinde, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der ihn für ein Blutgeld von 9000 Dukaten an den Herzog Heinrich von Landshut verkaufte. Bis an sein Ende saß der unglückliche Greis in strenger Haft auf dem Schlosse zu Burghausen. 1505, nach dem Landshuter Erbfolgekriege, wurde ein beträchtlicher Gebietstheil (50 □ Meilen) von Bayern abgerissen u. daraus das Herzogthum Pfalz=N. oder „die junge Pfalz“ gebildet. In der Stadt N. schlugen die Beherrscher des eben entstandenen Fürstenthums ihre Residenz auf. 1546 ward N. von Karl V., 1633 von dem schwedischen General Horn u. 1704 von den Bayern erobert. Den 27. Juni 1800 fiel in der Nähe ein Treffen zwischen den Oesterreichern unter Krai u. den Franzosen unter Moreau vor. Erstere Sieger. mN.

— 2) N. am Inn, Marktflecken in Niederbayern, Landgericht Passau II., mit 400 Einwohnern, die vom Getreide- u. Obstbau u. der Schiffahrt sich nähren. Oberhalb des Ortes ragt auf mächtigem Felsberge das Schloß, welches mit seinen doppelten Ringmauern u. Zwingern u. den gewaltigen Streithürnen fast den Umfang eines kleinen Städtchens hat u. wenn irgend eine alte Ritterveste, seiner historischen Bedeutung u. seiner herrlichen Lage wegen einen Restaurator finden sollte, denn leider ist es jetzt größtentheils Ruine u. nur die Partie zunächst dem Hauptthurme mit der Ritterhalle u. der Schloßkapelle hat sich unter Dach erhalten. Vom Balkone aus hat man eine unvergleichliche Aussicht über den im Schlangenlaufe einherströmenden Inn, Kloster Barmbach, Schärding und das fruchtbare Innviertel hin auf die Alpen Salzburg's und der Steyermark. — Die Reichsgrafen von N., Barmbach, Wels, Lambach, Pätten u. — wie sich die Familie abwechselnd von ihren Besitzungen nannte — waren unstreitig das mächtigste Dynastengeschlecht des östlichen Deutschlands. Ihnen gehörten die Grafschaften Wels, Pätten, N. am Inn, Schärding, Winndberg, Ratelenberg, Wichtenstein, ferner Schlösser u. Herrschaften Barmbach, Griesbach, Lambach u. Greiffenstein. Moreiz leitet die Familie von einem gemeinsamen Stammvater Machelaus (760) ab u. theilt sie später in die besondere Linie von Barmbach und Wichtenstein im Bayerischen u. von Ratelenberg u. Winndberg im Oesterreichischen. Als der letzte des Hauses, Graf Ecbert III. 1158 bei der Belagerung von Mailand geblieben war, erbten ihn der Gemahl seiner Schwester Agnes, Graf Berthold III. von Andechs u. der Markgraf von Steyermark, ebenfalls ein Schwager des Verstorbenen. N. hatte noch vor dem Erlöschen des Andechser Geschlechts im Jahre 1248 der Herzog von Bayern in Besitz genommen u. es war von da an geraume Zeit der Fankapsel zwischen Bayern u. Oesterreich. 1309 belagerte Otto von Niederbayern vier Monate lang die in der Feste liegenden Oesterreicher und als diese endlich, die durch Bergknappen untergrabenen u. einstürzenden Mauern verlassend auf Rähnen über den Inn entfliehen wollten, wehrte er seinen erbittert über sie herfallenden Bayern mit den großmüthigen Worten: „Auch an meinen Feinden ehre ich die Tapferkeit.“ 1703 im spanischen Erbfolgekriege besetzten die Bayern N., worauf der kaiserliche General Reventlau das Schloß beschoß u. mit Afford einnahm. 1731 brachte das Hochstift Passau die Grafschaft N. unter vorbehaltener österreicherischer Landeshoheit käuflich an sich. Im Schlosse hatte von da an bis zur Säkularisation des Hochstiftes ein fürstbischöflicher Pfleger seinen Sitz. Die bayerische Regierung verkaufte es an Privaten, welche den Hauptflügel mit den Fürstenzimmern niederrissen, worauf später noch ein Brand die Zerstörung vollendete.

Neucaledonien, eine, ungefähr 325 □ Meilen Flächeninhalt besassende, von Sandbänken u. Korallenriffen umgebene Insel in Australien, deren Inneres meist kahles Gebirge, u. die, mit Ausnahme von 2 fruchtbaren Hügelreihen, nur wenig hervorbringt. Die 25,000 Einwohner sind Papuas (Australneger); von ihnen gilt, was unter Neubritannien (s. d.) bereits bemerkt worden.

Neuenburg (franz. Neuchâtel, Neuchâtel), einer der kleineren Cantone der schweizerischen Eidgenossenschaft u. der Rangordnung nach der 21., in seinem Verhältnisse zum Königreiche Preußen aber ein Fürstenthum, liegt in der westlichen Schweiz u. gränzt gegen Osten an die Leberberg-Vogteien des Cantons Bern, an Freiburg u. Waadt, von welchen es durch die Thiele u. den Neuenburger-See getrennt wird, gegen Westen an die Waadt u., wie gegen Norden, an Frankreich. Seine Gestalt ist länglich, mit verschiedener Breite, letztere von der Hauptstadt über la Chaux de Fonds am größten u. am geringsten im westlichen Theile. Der Flächeninhalt beträgt ungefähr 16 □ Meilen u. besteht aus Bergen u. Thälern des Jura u. einigen Anschwellungen am Fuße desselben. Diese Kette von Kalkbergen erhebt sich steil aus dem See u. bildet, das Land von Südwesten nach Nordwesten durchstreichend, mehre Thäler, welche, je nördlicher sie liegen, desto höher sind. Sie enthält Eisenerze, Mergellager, goldführende Pyriten, Gyps, mit Erdharz durch-

brungenen Kogenstein, eine Steinkohlenmine (zu Vode) u. sehr viele Versteinerungen. Von mehren eisen- u. schwefelhaltigen Quellen schätzt man die von Brevine u. Lesponts am meisten. Der Neuenburgersee bespült den Canton südlich u. erleichtert den Verkehr der am Ufer gelegenen Orte. Ihn verbindet die Thiele mit dem Bieler-See, dessen Anfang das Land berührt. Der Doubs bildet im nördlichen Theile die Gränze gegen Frankreich; im Cantone selbst entspringen die Reuse u. der Seyon u. ergießen sich in den N. ersee. Die Einwohner, ungefähr 60,000, gehören, mit Ausnahme von 2500 Katholiken (zu N., Landeron u. Gressier), zum reformirten Glaubensbekenntnisse, sind französischen Stammes, welche Sprache sie in einem ungleichen Pauderwelsch reden, lebhaft, thätig, erfinderisch u. bieder, doch den Vergnügungen nicht wenig ergeben. Die Fruchtbarkeit des Bodens wird mehr befördert durch Anstrengung, Fleiß u. sorgfältige Benützung der dünnen Schichte von kalkartiger Mergelerde, welche die Felsen bedeckt, als durch das, wegen Nord- u. Ostwinden zu schnell wechselnde Klima. Auf den Anschwemmungen wird treffliches Getreide, Gemüse und Gras, auf den von denselben und überhaupt vom See aufsteigenden Hügeln (bis 600 Fuß über den See) guter Wein u. schönes Obst gezogen, da hingegen in den Bergthälern (über 1200 Fuß hoch), wo Getreide nicht mehr gut gedeiht, Weiden u. Wäldungen den größten Ertrag geben. Einen bedeutenden Ausfuhrartikel macht der Käse; aber das bedeutendste unter den Naturprodukten ist der Wein: mehr als die Hälfte des jährlichen Ertrages der Weinberge wird ausgeführt. Der beste rothe Wein, von Vielen dem Burgunder gleich geschätzt, wächst zu Cortaillob u. Boudry; der beste weiße zu Alvernier, St. Blaise, Hauterive u. s. w. Schifffahrt, Fischerei, Wein-, Getreide- u. Käsehandel, auch die Güterversendung, geben Verdienst. Wichtig u. einträglich sind auch die Rattundruckereien u. besonders die Verfertigung von Uhren u. Spizen. Die zwei letzteren Erwerbszweige werden in den hohen Bergthälern seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts betrieben, in welchen früher eine geringe Volksmenge mit Anstrengung u. Fleiß dem undankbaren Boden nur kärglichen Unterhalt entreißen konnte. Sie haben ihren Hauptsitz zu Vode u. la Chaux de Fonds. Jährlich werden 130,000 Stück, vom Werthe von 7—600 Schweizer Franken, ausgeführt. Die Arbeit von 5—6000 Spizenklöpplerinnen, welche in Verbindung mit geschickten Zeichnern dem wechselnden Geschmace des Tages huldigen, wird jährlich für anderthalb Millionen Schweizer Franken außerhals des Cantons verkauft. Hauptsitze dieses Handels sind die Dörfer Couvet und Fleurier. — Die Landessprache ist die französische, doch wird fast allenthalben auch deutsch gesprochen. Die katholische Geistlichkeit steht unter dem Bischöfe von Lausanne mit dem Sitze in Freiburg; die protestantische unter der alljährlich sich versammelnden Synode. Die Erziehungsanstalten sind im Allgemeinen gut, doch in den meisten kleineren Orten dürftig u. durchaus den Gemeinden anheimgestellt. Die Stadt N. hat die ihrigen beträchtlich ausgedehnt. Im Cantone gibt es da u. dort auch auf dem Lande Privatinstitute. Die Verfassung ist constitutionell-monarchisch. Von den 96 Landständen werden 10 vom Könige gewählt. Dem Gouverneur steht ein Staatsrath zur Seite. Die jährlichen Einkünfte betragen gegen 300,000 Schweizer Franken, wovon 70,000 auf die Civilliste des Fürsten kommen. Zur eidgenössischen Armee stellt N. 1662 Mann u. zahlt 23,440 Frks. in die Bundessasse; außerdem steht ein Bataillon N. er von 400 Mann bei der königlichen Garde in Berlin. — Die alte Grafschaft N. war im Besitze verschiedener französischer Familien, wurde 1648 zum souveränen Fürstenthum erhoben u. kam, nach dem Aussterben des Hauses Longueville, mit Marie, vermählten Herzogin von Nemour 1707, nach Beseitigung der übrigen Prätendenten an Preußen, welches bis 1806 im ungestörten Besitze blieb. In diesem Jahre aber, den 28. Februar, vertauschte es Friedrich Wilhelm III. nebst Plevre gegen Hannover an Frankreich. Napoleon gab es dem Marschall Berthier als Fürsten von N. 1814 verlangte es Preußen, durch einige Gebiete vergrößert, zurück u. N. erhielt von dem Könige eine Verfassungsurkunde u. damit die Rechte eines selbst-

ständigen Staates. 1815 wurde N. als der 21. Canton in die Schweizer Eidgenossenschaft aufgenommen. Bei den Bewegungen in der Eidgenossenschaft seit 1831 gab es auch in N. Unruhen, die aber bald gedämpft wurden. In Folge davon wurde im Wege der Verordnung 1831 die Verfassung in mehreren Punkten modificirt. Auch ertheilte der Fürst der N. er Regierung auf deren Wunsch Vollmacht, mit der Eidgenossenschaft wegen Austritt des Cantons aus dem Bunde zu unterhandeln; es wurde aber dieser Vorschlag von der Tagsatzung im Juli 1834 einstimmig verworfen. Bei allen folgenden Wirren in der Schweiz stand N. immer auf Seite der conservativen Cantone, wußte aber sein Verhältniß zu Preußen stets als Rechtstitel zu einer Neutralität zu benützen, die es wenigstens vor den faktischen Bedrückungen schützte, womit jene von der radikalen Majorität heimgesucht wurden. In Folge der französischen Februar-Revolution hat N. sich in diesem Augenblicke faktisch von Preußen losgerissen. — 2) N., die Hauptstadt des Cantons u. Fürstenthums, auf zwei Hügeln erbaut, am südlichen Flüsse des Jura u. dem breitesten Becken des Sees, den Alpen gegenüber, und in der Mitte herrlicher Weinberge und schöner Landhäuser, liegt in einer der anmuthigsten Gegenden der Schweiz und zählt gegen 7000 Einwohner. Ihren Ursprung verdankt sie zwei Klöstern, um welche nach und nach ein Flecken sich bildete, der als Wohnort der Grafen von N. immer größere Ausdehnung erhielt. Später, bei der Abwesenheit der Beherrscher, der Vernachlässigung des Landbaues u. der Sucht, in Kriegsdienste zu treten, verarmte der Ort, bis im 18. Jahrhunderte Kunstfleiß und Handelsgeist, der Edelmuth vieler Bürger und die milde Regierung des Hauses Brandenburg Wohlhabenheit und Reichthum verbreiteten und die schönsten öffentlichen Anstalten zu Stande brachten. — Sehenswerthe Gebäude sind: die im 13. Jahrhunderte auf einer Anhöhe erbaute ehemalige Stiftskirche, im gothischen Geschmacke, mit wunderbaren, in Stein gehauenen Verzierungen; in dem nahen alten Schlosse ist der Sitz der Regierungsbehörden; das, im unteren Theile der Stadt gelegene, Rathhaus zeichnet sich durch Größe und Dauerhaftigkeit aus; das Stadtspital und das Waisenhaus; das im Jahre 1810 von J. L. von Pourtales gestiftete Spital. Ueberdies zieren die Stadt und das Ufer mehrere schöne Gebäude. Man findet hier eine höhere Lehranstalt, wo in der Rechtsgelehrtheit und in den schönen Wissenschaften Unterricht ertheilt wird; ein Collegium, Mädchenschule, Gesellschaft patriotischer Macheiferung; ein Waisenhaus, von Jakob l'Allemand, 1722 gestiftet; das Stadtspital verdankt seine Entstehung einer testamentlichen Verfügung des Grafen Ludwig von Neuburg vom Jahre 1359. Das Gebäude ward auf Unkosten Davids von Pury errichtet; das Spital Pourtales, am Ende des Jahres 1811 eröffnet, wird von barmherzigen Schwestern besorgt. Angesehene Handelshäuser beschäftigen sich mit dem Verkaufe des Weines u. der im Canton verfertigten Katune, Spitzen u. Uhren, andere mit Bankgeschäften u. Großhandel. Die beträchtlichste Bereicherung gewährte die Errichtung von hiesigen Handelsanstalten in den Seehäfen u. den größten Handelsstädten von Europa. Mehrere Liqueur-Fabriken sind stark beschäftigt u. in der Nähe ist eine Papierfabrik zu Serrieres, welche vorzügliche Waare liefert.

Neuengland war der frühere Name der vereinigten Staaten von Nordamerika; namentlich aber bezeichnet man damit die sechs nördlichsten derselben, nämlich: Maine, Newhampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode-Island und Connecticut.

Neuenstadt, Heinrich v. d., ein österreichischer Dichter des 13. u. 14. Jahrhunderts, war ein gelehrter Arzt zu Wien, wie er selbst am Schluß seines „Apollonius von Tyrland“ bekennet:

Meister halmreich von der Neunstat
Ein arzet von den puechen

Wilt yn yemant suechen
Er ist gessen an den graben.

brachte die wunderliche Geschichte des Königs Apollonius v. Tyrus auf die Bitte einer schönen Frau, wahrscheinlich der Wilbirgis von Hüttendorf (Hüttel-

dorf) mit Zugrundelegung einer lateinischen Bearbeitung der antiken Sage (es sint mer denn tausent jar, daz diß buch wart geschriben, in latein seit ist ez verliben), die er von dem Pfarrer Niclas von Stadelawe (Stadlau) erhielt, der er aber viele ritterliche Abenteuer einverleibte, in Reime. Das Gedicht zählt gegen 21,000 Verse u. ist in poetischer Hinsicht von keinem Werthe. Bruchstücke daraus wurden gedruckt: in Richards „Buch der Liebe,“ Leipzig 1779, S. 363 — 396; in dessen „Bibliothek der Romane,“ Bd. 20, Riga 1793, 8., S. 258 — 82; in van der Hagen, Docen u. Büschings Museum für altdeutsche Literatur u. Kunst, Bd. 1., Berlin 1809, S. 266 — 69; in dessen literarischem Grundrisse zur Geschichte der deutschen Poesie, Berlin 1812, S. 206; in Grimms altdeutschen Wäldern, Bd. 1, S. 72 fg. u. den altdänischen Heldenliedern, Heidelberg 1811, S. 470 — 473 u. schließlich noch in der Beschreibung der deutschen Gedichte des Mittelalters, die handschriftlich in Gotha aufbewahrt werden. 8. Leipzig 1837, S. 60 — 62. — Die Geschichte des Königs Apollonius durchzog als Volksbuch fast ganz Europa. Die Literatur davon siehe bei: Gräfe, Lehrbuch einer allgemeinen Literaturgeschichte u., 2. Bd., 3. Abtheilung, S. 457 — 60, wozu noch die ungarische versificirte Bearbeitung: Szép jeles historia egy Apollonius nevu Kiraly surol. 8. Budan s. a. nachzutragen wäre. Berühmt sind die, auch in unserem Gedichte vorkommenden, Räthsel der Tharssa, die ein hohes Alter beurfunden. Siehe über dieselben: Meinert in den Wiener Jahrbüchern der Literatur, Bd. 22, Anzeigeblatt, S. 62 — 66. — Noch ist Heinrich der Verfasser des dem Anticlaudianus des Alanus ab insulis nachgeahmten Gedichtes „Unseres Herren Zukunft.“ — Ueber die Lebenszeit des Dichters vergl. Ferdinand Wolf in den Wiener Jahrbüchern der Literatur., Bd. 56, S. 254 fg.

W. W.

Neue Welt, die. Diesen Namen führt eine ausgedehnte Colonie in Niederbayern, Landgericht Wegscheid. Der jetzt fleißig kultivirte Landstrich war bis zum Ende des 17. Jahrhunderts eine vollkommene Waldwüdnis, die höchstens von dem Fuße des Holzhauers, des Jägers oder des Schmugglers betreten wurde. Die Fürstbischöfe von Passau, zu deren Gebiete damals der Bezirk gehörte, begünstigten die Ansiedelung, welche gegenwärtig über 8000 Seelen angewachsen u. in zwei Pfarrbezirke Breitenberg u. Neureichenau, eingetheilt ist. Es ist ein schöner, kräftiger Menschengeschlag, der in diesen ehemaligen Urwäldern wohnt, und insbesondere zeichnet sich das weibliche Geschlecht durch anmuthige Formen aus. Im Norden der Colonie erhebt sich der 4282' hohe Dreifesselberg, dessen Rücken mit merkwürdigen Granitaufstürmungen bedeckt ist. Der Gipfel gewährt die mannigfaltigsten Ausichten über den ganzen Passauer Wald, dann tief ins Böhmerland u. nach Oesterreich hinein u. südwärts auf die Alpen Steyermarks, Salzburgs u. Tyrols. Er wird dieses herrlichen Naturgenusses wegen oft von zahlreichen Gesellschaften aus der Umgegend u. von Passau erstiegen. md.

Neufundland. Diese nordamerikanische Colonie Englands umfaßt den östlichen Theil der Insel gleiches Namens u. die Labradorküste des nordamerikanischen Festlandes. Das Innere dieses Gouvernements, welches in der kalten Zone liegt, ist noch wenig bekannt, dagegen zählt die Küste viele Ansiedelungen, welche ergiebigen Ackerbau u. Viehzucht treiben, obgleich ihr Haupterwerb Stockfischfang u. Jagd auf Wallfische ist. Die Einwohner sind theils französischer, theils englischer Abkunft u. belaufen sich auf etwa 78,000 Seelen. Die Reste der Urbevölkerung sind sehr gering. Verfassung u. Verwaltung sind dieselben, wie in den übrigen Colonien des britischen Amerika. — St. John's ist Hauptstadt u. Sitz des Gouverneurs. Die Katholiken sind zahlreich u. haben einen eigenen apostolischen Vikar. Labrador ist nicht colonisirt u. wird von den Eskimos bewohnt, deren Zahl man auf 3650 schätzt.

Br.

Neugeorgien oder Salomonsinseln, ein Archipelagus in Australien, südöstlich von Neubritannien, zwischen 172 — 180° östlicher Länge u. 5 — 11½° südlicher Breite, deren bedeutendste Isabella, Guadalcanal, Christoval, Bougainville u. Choiseul sind, u. deren Entdeckung man zum Theile schon den Spaniern

im 14. Jahrhunderte verbannt. Ihre Bewohner sind Australneger (vergleiche unter Neubritannien). Die meisten dieser Eilande sind gebirgig, dabei aber sehr fruchtbar.

Neugranada, einer der südamerikanischen Freistaaten, zwischen Venezuela, Brasilien, Ecuador, dem caraischen n. Ausralmeere, mit circa 17,000 □ M. u. 2,000,000 Einwohnern, ein Hochland, durch welches sich die Anden (s. d.) von dem Gebirgsknoten Popachan in drei Aesten hinziehen u. zwei große Längentäler bilden, die durch den Caucaz u. Magdalenastrom mit ihren zahlreichen Nebenflüssen bewässert sind. In den Ebenen ist die Vegetation sehr üppig, wogegen ein brennendes u. ungesundes Klima die östlichen Niederungen drückt; die höheren Regionen deckt ewiger Schnee. — Der Staat, der bis 1831 zu Columbia gehörte, ist in 4 (bis 1840, wo Ismo sich an Costa Rica angeschlossen, 5) Departements getheilt. Die Staatsausgaben, welche 1840 2,407,005 Dollars betrugen, werden durch die Einkünfte nicht völlig gedeckt; die Staatsschuld betrug eben damals 39,000,000 Dollars. Hauptstadt ist Bogota (s. d.); andere bedeutende Städte: Neiva 11,000 Einwohner, Honda 12,000 Einw., Medellin 14,000 Einw., Rio Negro 12,000 Einw., Popayan 27,000 Einw., Guadalarara de Buga 18,000 Einw., Cartagena 27,000 Einw., S. Cruz de Mompor 19,000 Einw., Ocana 10,000 Einw., Tunja 11,000 E., Pamplona 11,000 Einw., Antioquia 18,000 Einw.

Neugriechische Sprache u. Literatur. Die neugriechische Sprache ist ein Conglomerat aus dem Altgriechischen u. vielen fremdartigen Elementen, namentlich italienischen, slavischen u. türkischen Wörtern u., was schon hieraus hervorgeht, in ihren Formen vielfach verdorben. Das Griechische, das zur Zeit des byzantinischen Kaiserthumes in Konstantinopel seine Bildungsstätte hatte (daher romanische Sprache genannt, weil jene Residenz auch Ne u r o m hieß), flüchtete sich nach der Eroberung durch die Türken in die Provinzen, büßte die Pflege u. die Stütze des Gelehrtenstandes ein u. besaß in sich keine Kraft, dem von allen Seiten einbrechenden Verfall Widerstand zu leisten. Slavische, italienische u. türkische Wörter überschwemmen das Sprachgebiet; der edle Formenbau stürzte zusammen; die Kunst, Feinheit, Eleganz flohen vor einer Alles überwältigenden Barbarei; Zartheit, Poesie fanden keinen Raum u. selbst die Aussprache mußte ihren zauberischen Wohlklang sich rauben lassen. Spärliche Formen, Verstümmelung der alten classischen Laute, Armuth an Geist charakterisiren das heutige Griechische. In solchen Zeiten, wo körperlicher u. geistiger Druck auf dem unglücklichen Volke lastete, wo die Sprache unter den Trümmern ihrer Herrlichkeit verschüttet lag, konnte keine Literatur entstehen; die Sprache selbst wäre einer solchen Anstrengung nicht fähig gewesen; auch später mußte eine Schriftsprache, die im Ganzen dem Altgriechischen sich ziemlich nähert, erst geschaffen werden. Die Griechen datiren den Anfang ihrer neueren Literatur vom 18. Jahrhunderte, als durch den Einfluß der Janarioten in Konstantinopel Schulen errichtet werden durften u. Griechen zu Dolmetschern gebildet wurden, obschon anfänglich die Gelehrten nur auf kirchlichem Gebiete sich bewegten. Gegen das Ende des Jahrhunderts wendete man sich auch der Philosophie, Rhetorik, Mathematik u. Poesie zu. Für den Vater der neueren Literatur wird allgemein Korais gehalten, dessen unausgesehnen Bemühungen seit Anfang des 19. Jahrhunderts es gelungen ist, das Werk der Sprachreinigung zu einer Nationalpflicht zu machen. Nicht weniger wurde der Aufschwung eines geistigeren Lebens dadurch befördert, daß viele junge Griechen ihre Studien im Auslande machten, von wo sie geläuterten Geschmack u. die Liebe zu den Wissenschaften zurückbrachten. Gelehrte Schulen wurden zu Chios, Janina, Jassy, Bukarest gestiftet; eine Universität zu Korfu u. die im Auslande lebenden Griechen unterstützten das allgemeine Streben nach Kräften. Kaum waren die Donner des Freiheitskrieges verhallt, als die Regierung durch die Gründung der Universität Athen die Anlegung einer Nationalbibliothek zu Megina u. einer Nationaldruckerei zu Nauplia den vaterländischen Interessen entgegen kam. Ausländer, zumal Deutsche, wurden zur Einrichtung u. Leitung der gelehrten Anstalten

u. des Unterrichtes berufen. Eine zahlreiche Literatur schoss fröhlich empor, zwar nicht selten nur aus der Oberfläche, größtentheils fremder, vorzüglich der französischen, nachgeahmt, indessen doch ein nicht verächtliches Zeugniß der vorhandenen Regungen. Volkslieder aus alter Zeit wurden eifrig gesammelt; in der Lyrik versuchten sich Sakellarios, Christopoulos, Photiadis, Minos, Salomos, Nerulos. Für das Drama schrieben selbstständig Zambelios, P. u. A. Sutsos, Piskolos. Originalromane erschienen von P. u. A. Sutsos. Der letztere gilt außerdem für einen glücklichen politischen Satiriker. Geschichtliche Werke sind bearbeitet worden von Zavira, Paliura, Perrarvos, Philippidis, Psilanti, Dionysiaki, Mustoridis, Kumas, Nerulos, Zallonis, A. Sutsos. Um die Archäologie u. Philologie machten sich verdient: Sakellarios, Korais, Bambas u. A. Mathematik, Naturwissenschaften, Politik sind ebenfalls nicht unberücksichtigt geblieben; es versteht sich aber von selbst, daß in allen diesen Fächern nur Resultate aufgenommen u. dargestellt werden konnten. Das Journalwesen, seit 1836 lebendig geworden, ist ziemlich französisch gefärbt; Parteisucht u. Leidenschaftlichkeit erzeugt u. erhält die meisten Zeitungen. — Von den Hilfsmitteln zur Erlernung der neugriechischen Sprache für Fremde (die Griechen selbst lernen nur das Altgriechische grammatisch) führen wir an: 1) Grammatikalische Werke: von Christopoulos (neugriechisch, Wien 1805), Darwaris (neugriechisch, Wien 1806), Schmidt (deutsch, Leipzig 1808), Bojadshi (deutsch, Wien 1821 u. 1823), Zul. David (französisch, Paris 1821 u. 1827 u. Leipzig 1828), dessen „Συνοπτικός παραλληλισμός τῆς Ἀλληνικῆς καὶ γραικικῆς ἢ ἀπλοᾶλληνικῆς γλώσσης“ (Paris 1820, deutsch, Königsberg 1827) zugleich eine gute Uebersicht der Verschiedenheit beider Sprachen gewährt; ferner von Münnich (deutsch, Dresden 1826), Lüdemann (deutsch, Leipzig 1826), Minas (französisch, Paris 1827 u. 1828), M. Schinas (französisch, Paris 1829), Theopharopoulos (griechisch u. französisch, Paris 1830) u. Rustiadis (deutsch, Wien 1834). Ueber die Aussprache des Griechischen vergleiche man noch besonders die Schriften von A. Georgiadis: *Περὶ τῆς τῶν ἑλλ. στοιχείων ἐκφωνήσεως* (Paris 1812); Minas „*Calliopé ou traité sur la véritable prononciation de la langue grecque*“ (Paris 1825); Bloch, Revision der von den neueren deutschen Philologen aufgestellten oder vertheidigten Lehre von der Aussprache des Altgriechischen (Altona u. Leipzig 1826); Konst. Difonomos, „*Περὶ τῆς γνησίας προφορᾶς τῆς Ἀλληνικῆς γλώσσης*“, Petersburg 1829 u. Henrichsen, Ueber die neugriechische oder sogenannte Reuchlinische Aussprache der hellenischen Sprache, aus dem Dänischen übersetzt, Barchin u. Ludwigslust 1839. Als ein Werk, das für die Sprache, wie sie im Volke lebt, von Wichtigkeit ist, müssen die „*Researches in Greece*“ von Leake (London 1814) gelten. Auch deutsche Philologen, wie Friedemann u. Boppo, ließen, eine seltene Ausnahme, das Neugriechische im Verhältnisse zum Altgriechischen nicht unberücksichtigt u. auch Hermann in Leipzig hat dem ersteren seine Aufmerksamkeit nicht ganz versagt, während es bekanntlich Thiersch in München seit langer Zeit zum Gegenstande des Studiums gemacht u. hierin den Hellenisten ein Beispiel zur Nachfolge aufgestellt hat, die ihm jedoch bisher nur in geringem Maße zu Theile geworden ist. 2) Lexikalische Werke: Die Wörterbücher von Somavera, italienisch u. neugriechisch, Paris 1709; Venedoti, neugriechisch, italienisch u. französisch, Wien 1790; Weigel, neugriechisch, deutsch u. italienisch, Leipzig 1796; Zalikoglu, französisch, altgriechisch u. neugriechisch, Paris 1809 u. 1824; Alexandridis, türkisch u. neugriechisch, Wien 1812; Komas, neugriechisch, russisch u. französisch, Moskau 1811; Vlanti, neugriechisch u. italienisch, Venedig 1806; Gasis (nach Schneider), alt- u. neugriechisch, Wien 1809 ff.; Schmidt, Neugriechisch-deutsches Wörterbuch, Leipzig 1825; Dehèque, neugriechisch u. französisch, Paris 1825; Kumas (nach Riemer), alt- u. neugriechisch, Wien 1826; Theopharopoulos, französisch, englisch, neu- u. altgriechisch, München 1834; Anselm, neugriechisch u. deutsch, München 1834; Starlatos Vysantios, *Λεξικὸν τῆς κατ' ἡμᾶς ἑλληνικῆς διαλέκτου*, Athen 1835; Th.

Kind, „Handwörterbuch der neugriechischen und deutschen Sprache,“ Leipzig 1841 u. a. m.

Neuguinea, nächst Neuholland (s. d.) die größte Insel Australiens u. von jenem durch die Torresstraße getrennt, hat einen Flächeninhalt von 8500, nach anderen Angaben sogar von 13,000 □ M. Obgleich die Portugiesen u. Spanier schon im 16. Jahrhunderte N. besuchten, sind nur wenige Küstenpunkte bekannt. Hohe Gebirge scheinen sich im Inneren zu erheben. Die Produkte kommen mit denen der übrigen indischen Inseln überein. Durch die Chinesen, welche von hier Tripang holen, scheint einige Bildung verpflanzt worden zu seyn. Als nomadisirende Fischer nennt man die Oran Badschus; im Inneren findet man Alfurier, Horasoras oder Alfasis, malaischer Abstammung, die von Ackerbau leben; wild u. kriegerisch ist die Negerrace der Papus, d. i. Küstenbewohner.

Neuhannover, s. Neubritannien.

Neuhäusel (Ersek-Vjvár), Marktflecken an der Neitra, in der ungarischen Gespanschaft Neitra, mit 6700 Einwohnern u. einer Normalschule. Der Ort war einst eine wichtige Festung, deren Werke der Erzbischof von Gran 1592 anlegte. Er wurde mehrmals von den Türken vergeblich belagert, von woher das Sprichwort: „Er sitzt wie der Türke vor N.“ 1663 endlich, von Ali Pascha dreimal bestürmt, mußte er sich auf Kapitulation ergeben. 1685 wurde N. von den Christen wiedergenommen, wobei die ganze türkische Besatzung über die Klinge springen mußte. 1725 ließ der Kaiser die Befestigungen schleifen. md.

Neuhebriden, ist der Name eines Archipels im stillen Ocean, südöstlich von der Inselgruppe Neubritannien, sonst auch große Cycladen, Heiliggeistarchipel oder Quiros-Archipel genannt. Die bedeutendsten dieser Inseln, welche gebirgig und vulkanischer Natur, dabei gut bewaldet und im Allgemeinen fruchtbar und von Papuas (s. d.) bewohnt sind, sind: Espiritu-Santo, Mallicolo und Erromango.

Neuhof (Theodor von), geboren 1691, stammte von dem adeligen Hause Neuhof im Herzogthume Westphalen u. war der Sohn des Münsterschen Hauptmannes Leopold von N. Er studirte unter den Jesuiten erst zu Münster, dann zu Köln. Als er hier einen anderen Studenten im Duell getödtet hatte, mußte er nach Holland fliehen u. erhielt durch Vermittelung des spanischen Gesandten eine Stelle als Lieutenant bei einer Abtheilung der spanischen Armee, die zum Kriege in Afrika bestimmt war. Er brachte es bald zum Hauptmanne, wurde aber bei einem Ausfalle aus Oran von den Mauren gefangen u. dem Dey von Algier ausgeliefert, dem er eine geraume Zeit (18 Jahre) als Dolmetscher diente. Als darauf im Jahre 1735 die Korsikaner, nach mehrern Versuchen, das drückende genuesische Joch abzuschütteln, die Hülfe der Dey's von Algier und Tunis anriefen, wurde N. von diesen mit zwei Regimentern der Insel zu Hülfe geschickt. Er hatte Anfangs guten Erfolg, und die Korsen ernannten ihn im Jahre 1736 unter dem Namen Theodor I. zu ihrem Könige. Er suchte sich nun auswärtige Hülfe zu verschaffen und reiste zu diesem Zwecke selbst nach Holland, von wo er mit Kriegsmunition zurückkehrte, die er von einigen Handlungshäusern gegen die Eröffnung eines vortheilhaften Baumölhandels mit Korsika erlangt hatte. Auch sonst war N. redlich für das Wohl seines Landes bemüht; als aber im Jahre 1738 französische Hülfsstruppen im Interesse Genua's die Insel besetzten, mußte er die Flucht ergreifen. Vergebens suchte er Hülfe bei fremden Höfen, namentlich in Florenz; auch die Unruhen, die nach Entfernung der Franzosen bald wieder ausbrachen, verhalfen ihm nicht wieder zu seinem Rechte. Er mußte abermals die Flucht ergreifen u. kam nach London, wo er, von seinen Lieferanten verfolgt, Schulden halber verhaftet wurde. Zu seiner Freimachung veranlaßte der Minister Walpole eine Subskription bei seinen Bekannten, von deren Ertrag N. seine Gläubiger befriedigte. Er starb zu London 1756. Seine Freunde setzten ihm ein Denkmal mit der Inschrift: „Das Glück gab dem Manne ein Königreich u. versagte ihm im Alter Brod.“

F. M.

Neuholland oder **Australand**. Mit diesem Namen bezeichnet man die größte der Inseln, aus welchen der fünfte Erdtheil Australien besteht. Sie erstreckt sich vom 10 bis 39° südl. Br. u. vom 131 bis 171° östl. Länge von Ferro und hat einen Flächenraum von 143,000 □ M., der ungefähr 4 Fünftheile der Oberfläche Europa's beträgt. Von diesen weiten Strecken ist nur der östliche Theil vollständig erforscht, das Innere aber beinahe völlig unbekannt und selbst das Küstenland im Norden, Westen u. Süden noch nicht allenthalben bereist. N. unterscheidet sich von dem übrigen Australien durch das im Ganzen unfruchtbare u. einförmige Aussehen seiner Küsten, durch die Eigenthümlichkeit seiner Pflanzen u. Thiere u. durch seine schwächlichen und häßlichen ruffarbigigen Einwohner, die auf der niedrigsten Stufe menschlicher Bildung stehen. — Die Gebirge sind im Allgemeinen nicht beträchtlich. Die blauen Gebirge scheinen die Fortsetzung der großen Kette zu seyn, welche das Küstengebiet von Neusüdwales beinahe ganz durchzieht u. jenseits derer eine reiche transalpinische Gegend liegt. Sie sind die größten u. bekanntesten Gebirge des Landes. Man nennt sie im Norden blaue im Süden weiße Berge und Morumbidgi. Die Darlinggebirge erstrecken sich vom Schwanenflusse bis zur König Georgsbai. Nördlich von Liverpool ist ein Vulkan, der Berg Ningen, welcher vermöge einer besonderen Eigenheit brennt, ohne Lava auszuwerfen. Die Flüsse N.s, die von den Gebirgen, wo ihre schwache Quelle ist, rasch in ein sehr flaches u. niedriges Land herabströmen, wo sie keinen weiteren Zufluß erhalten, verlieren sich, ehe sie an die Seeküste kommen in Moräste u. Seen, oder sind so geschwächt, daß sie ihre Ausmündung ins Meer nicht mehr frei u. schiffbar erhalten u. die Sandbänke zerstreuen können, welche die Fluth dort aufhäuft. Der große Golf von Carpentaria, der bei 110 Meilen Breite nicht weniger als 130 Meilen Tiefe hat, schneidet beträchtlich in die nördliche Küste von N. ein. Die übrigen merkwürdigeren Einschnitte sind: Die Golfe van Diemen, Cambridge, Ermouth, Spencer, St. Vincent, die Seehunds-, Glashouse-, Hervey-, Botany-, u. Port-Jacksons-Bay. Meerengen, nördlich: Die Torres-, südlich die Bassstraße. Eine Menge Inseln von verschiedenen Größen sind an den Küsten N.s zerstreut, besonders an seiner nördlichen Küste, wo sie oft eine durch Riffe verbundene zusammenhängende Barriere gegenüber vom festen Lande bilden. Die bedeutendsten dieser Inseln sind: Im Norden Prinz-Wales, Wellesley, Groote u. Melville; im Westen Dampier, Barrow, Dirk-Harichs u. Rottenest; im Süden Recherche, Ruyz, Kangara, King u. Grant; endlich im Osten Moreton, Capricorn, Northumberland und Cumberland. — Mitten durch N. zieht der Wendezirkel des Steinbockes und weist also die nördliche Hälfte der heißen, die südliche der gemäßigten Zone an. Auf der ganzen nördlichen Küste ist die Hitze brennend und beinahe anhaltend, im mittleren Theile wird das Klima schon gemäßigter. Auf der ganzen südlichen Küste kann man das Jahr in Jahreszeiten einteilen, da Sommer u. Winter alle gewöhnlichen Abwechselungen von Hitze u. Kälte, von Regen u. Trockenheit darbieten. Indes, da N. an dem, dem unsrigen entgegengesetzten Pole liegt, so sind die Jahreszeiten, Tage u. Nächte nothwendig das Gegentheil von dem, was gerade in Europa ist. Wenn wir Winter haben, so hat es Sommer, ist es bei uns Mittag, so ist es dort 10 Uhr Abends; denn die Sonne geht dort um 10 Stunden früher auf, als im südwestlichen Deutschland. Ihr Monat Juli entspricht unserem Monate Jänner und umgekehrt, denn die Sommermonate sind dort der November, December u. Jänner, die Herbstmonate Februar, März u. April, u. im Mai, Juni und Juli ist ihr Winter. Die Südwinde sind die kalten Winde N.s, u. die Nordwinde seine heißen. Der Regen ergießt sich im Durchschnitt an 100 Tagen des Jahres. Sind die Abende ruhig und heiter, so fällt des Sommers an heißen Tagen in der Nacht ein reichlicher Thau. Das Klima ist im Ganzen angenehm u. gesund, aber mehr im südlichen Theile von N. als im nördlichen, welcher feucht, morastig u. heiß ist und häufige Ruhren u. bössartige Fieber erzeugt. — Der Boden N.s ist sehr verschie-

den, u. der schlechte nimmt im Verhältniß zum guten eine beträchtliche Strecke ein. Die Küsten sind gewöhnlich dürr, u. nur an gewissen Stellen ist der Boden u. die Vegetation kräftig. Die Kohle ist das nützlichste u. am häufigsten vorkommende Mineral N.s. Alaun findet sich reichlich u. das Eisenerz bildet nördlich vom Hafen Maquarie ganze Berge. Kein Land der Welt erzeugt so schöne Pfeifen- oder Thonerde. Die Flora von N. hat die Pflanzenwelt mit einer Menge neuer Gattungen bereichert, deren sich die Gartenkunst mit Glück bemächtigte. Das Farrenkraut wird hier so hoch, als unsere Bäume, dagegen haben die Wälder etwas Trauriges u. Düsteres, das das Auge ermüdet. Nährende Pflanzen, wildbwachsend, bietet N. wenige dar, u. selbst der Kokosnußbaum fehlt, den man doch auf fast allen Inseln Australiens findet. Zur Zeit der Entdeckung gab es in N. kein vierfüßiges Thier der alten Welt, den Hund ausgenommen. Die andern waren neue Species, die man beinahe alle in die Familie der Beuteltiere setzen mußte. Die Vögel sind in einer Menge von Gattungen vorhanden. Die Flüsse, obwohl nicht groß, sind sehr fischreich. Verschiedene Cetaceen von allen Größen besuchen die Küsten. — Die wilde Bevölkerung von N. beträgt wahrscheinlich nicht mehr als 150,000 Individuen, die meistens 10 bis 12 Meilen von der Küste entfernt leben u. zwar in der tiefsten physischen u. moralischen Verfunkenheit. Sie aus diesem fast thierischen Zustande zu erheben, thun die weißen Gebieter des Landes wenig oder gar nichts. Die Eingebornen sind sogenannte Australneger von schwarzbrauner Farbe. Ungeachtet die verschiedenen Stämme gleichen Ursprunges sind, findet man doch so viele Idiome als Völkerschaften, u. keines derselben hat die mindeste Ähnlichkeit mit den Sprachen der Inseln Australiens, welche zunächst um N. liegen. Männer u. Frauen gehen in Thierfelle gekleidet, häufig auch ganz nackt. Ihre meiste Nahrung ziehen die Wilden aus den Flüssen oder dem Meere; sie essen fast alles roh. Wenn sie vom Hunger geplagt werden, so verschlingen sie was sie finden, mit größter Gier: Erdwürmer, Schlangen, stinkenden Wallfisch u. sogar Ungeziefer. Einige Stämme sind unzweifelhaft Kannibalen. Da sie in beständiger Bewegung seyn müssen, um ihre Nahrung aufzufuchen, so haben sie keinen festen Wohnsitz, u. ihre Hütten sind der erbärmlichsten Art. Heirathen kann ein N.er so viel Weiber als er will; diese Polygamie, dann die barbarische Sitte des Tödtens der Kinder u. die beständigen Kriege sind schuld, daß die Zahl der Eingebornen beständig abnimmt. Ihre Hauptwaffen sind Wurffperre mit steinerner Spitze u. Keulen. Von einer Regierung oder gesellschaftlichen Organisation hat dieses wilde Volk keine Idee. Jeder Stamm theilt sich in unabhängige Familien, welche den nämlichen Distrikt bewohnen, aber keinen gemeinschaftlichen Häuptling anerkennen. Eben so haben sie beinahe keine religiösen Ideen. Sie glauben, daß diejenigen, welche sterben, in ein anderes Land gehen, dort in weiße Menschen verwandelt werden u. später in ihr Vaterland zurückkommen. Auch glauben sie an den Einfluß von Träumen u. Bezauberungen, u. an einen guten Geist, den sie Goyan und an einen bösen Geist, den sie Potoyan heißen. — Außer den Ureinwohnern gibt es auf N. viele Europäer, besonders an der Ostküste, wo die Britten im Jahre 1787 eine Verbrecherkolonie angelegt haben, welche schnell aufblühte, und Städte und Dörfer gründete. Seit der Zeit sind von Einwanderern an den Küsten auch mehrere freie Colonien errichtet worden. Ackerbau, Gewerbe, Handel und Schifffahrt werden von den Colonisten lebhaft betrieben. Besonders hat sich die Zucht veredelter Schafe so sehr gehoben, daß die neuholländische Wolle bereits ein wichtiger Ausfuhrartikel ist u. die europäische zu beeinträchtigen anfängt. Europäische Hausthiere, Getreide, Gartengewächse, Obst, Südfrüchte, Wein, Tabak, Flachs u. s. w. gedeihen herrlich. N. u. das südlich davon liegende Tasmanien stehen unter der Gerichtsbarkeit eines britischen Generalgouverneurs, der für beide Colonien einen Vicegouverneur unter sich hat. Dem Gouverneur steht wie in Indien ein vollziehender Rath zur Seite. Die Gerichtsverfassung ist die englische. Man wird sich eine richtige Vorstellung von dem raschen Fortschreiten der Colonien N.s

machen können, wenn man die Zunahme der Einkünfte seit 1827 ins Auge faßt. In diesem Jahre betrugen sie in Neusüdwaless 62,229 Pfd. Sterling, in Bandiemenland 32,852 Pfd., im Jahre 1832 aber dort schon 135,909 Pfd. u. hier 91,967 Pfd. Die Ausgaben werden von den Einnahmen weit überstiegen. — Die Küstenländer von N. heißen: Im Osten Neusüdwaless, der am besten cultivirt u. bekannteste Theil des Landes mit der Hauptstadt von ganz Australien, Sidney (vergl. Sidney); im Süden Grantsland, Baudinsland, Glinandersland, Nuytsland u. König-Georgsland; im Westen Leeuwinsland, Edelsland u. Gendragtsland; im Norden endlich Wittland, Bandiemenland, Arnheimsland und Carpentaria. Gouvernemental wird N. eingetheilt in die Kolonien Neusüdwaless, Westaustralien, Südastralien, Bandiemenland und Norfolk. — Die Malaien und besonders die Celebier haben ohne Zweifel die nördlichen Küsten N.s besucht, ehe die Europäer dahin kamen. 1606 entdeckte zuerst ein holländisches Schiff, der Duythen, die Westküste der Insel auf eine Strecke von 300 Meilen, u. um dieselbe Zeit sah auch der Spanier Louis Baes de Torres die Nordküste. Die ersten genauen u. nützlichen Nachrichten über das bisher gänzlich unbekannte große Land verdankt man dem Engländer Dampier, welcher in den Jahren 1688 u. 1699 an der nordwestlichen Küste hinfuhr. Cook untersuchte 1770 die Ostküste, welcher er den Namen Neusüdwaless gab u. wobei er auf Botanybai aufmerksam machte, dann 1777 Bandiemenland u. nicht lange darauf wurden auch englische Colonien auf N. gegründet. — Dumeny de Riengi, Océanie, Paris 1836; Neumede, das Festland Australiens 1837. mD.

Neuirland, s. Neubritannien.

Neujahrstag. Die Sitte, diesen Tag feierlich zu begehen, ist schon uralte; wir finden sie schon bei den Juden und Persern. Namentlich kamen die Neujahrsgeschenke durch die Römer in Gebrauch. König Tatus, der mit Romulus regierte, erhielt Zweige aus einem der Göttin Strenua geheiligten Walde am ersten Tage des Jahres u. betrachtete dieß als eine gute Vorbedeutung, woher es in Rom üblich wurde, am ersten Tage des Jahres Geschenke zu geben, die man Strenae nannte, u. woher die Neujahrsgeschenke noch jetzt in Frankreich etrennos heißen. Auch bei den alten Deutschen war es Sitte, Neujahrsgeschenke zu machen; doch kamen dafür nach Einführung des Christenthums Weihnachtsgeschenke auf, u. nur in Frankreich, wo man letztere nicht kennt, wurden jene beibehalten. Mit den Neujahrsgeschenken waren in Rom auch die Neujahrswünsche üblich, welche auch von den Christen beibehalten wurden, in Deutschland zuletzt ins Bedantische ausarteten u. sich bis jetzt noch nicht völlig beseitigen ließen.

Neujersey, einer der vereinigten Staaten von Nordamerika, zwischen New-York, Pennsylvanien, Delaware u. dem atlantischen Ocean, mit 351 □ Meilen u. etwa 500,000 Einwohnern, wird von dem Hudson, dem Delaware (Gränzfluß gegen Delaware) u. a. bewässert; die Gebirge sind Zweige der Appalachen (s. d.). — Das Klima ist im Ganzen mild, doch mit großer Abwechslung von Wärme u. Kälte. Die Einwohner sind ihrer Abkunft nach Briten u. Angloamerikaner, Holländer (die hier noch ihre Muttersprache reden), Schweden, Deutsche u. Neger. Der noch auf keiner hohen Stufe stehende Kunstfleiß beschäftigt sich hauptsächlich mit Fabrikation von Leder u. dessen Bearbeitung, Eisen, Glas, Bierbrauereien, Cyder, Wollenzeugfabriken u. Der sehr bedeutende Handel geht meist über das hart an der Gränze liegende Newyork u. wird durch mehre Banken unterstützt. Der Staat, dessen Verfassung 1776 bestätigt wurde, ist in 14 Graffschaften eingetheilt. Hauptstadt ist Trenton, an der Mündung des Sapping in den Delaware, mit 5000 Einwohnern, Hauptstapelplatz für den Landhandel zwischen Philadelpa u. Newyork; bedeutender aber ist Newark am Passaic, mit beträchtlichen Fabriken u. Handel u. 13,000 Einwohnern.

Neukirch (Benjamin), ein deutscher Dichter, geboren zu Reinke, einem schlesischen Dorfe bei Bojanowa 1665, studirte zu Frankfurt, Halle u. Leipzig,

ward Professor bei der neu angelegten Ritterakademie zu Berlin u. starb 1729 als Hofrath zu Ansbach. Er schrieb u. dichtete Anfangs im Geschmacke Lohensteins (s. d.), verließ aber nachher diese schwülstige Schreibart u. wählte die natürliche Opitz'sche, versiel aber ins Kraftlose u. Gedankenleere. Seine Gedichte hat Gottsched gesammelt u. 1744 nebst einer Lebensbeschreibung des Dichters herausgegeben. Seine Briefe sind ohne Geschmack, Gefühl u. Weltton.

Neukomm (Sigmund), ein berühmter deutscher Componist, Schüler von Haydn, 1778 zu Salzburg geboren, wurde 1793 Organist daselbst, 1798 zu Wien, 1804 Kapellmeister u. Direktor der deutschen Oper zu Petersburg. Wegen Krankheit legte er letztere Stelle nieder u. begab sich nach Paris, wo er an Talleyrand einen Gönner fand u. von Ludwig XVIII. in den Adelstand erhoben wurde. Von 1816—21 war er in Rio Janeiro Hofcomponist Dom Pedro's und lebte seit 1824 in Paris, das er nach längeren Reisen zu seinem dauernden Wohnorte wählte. Im Jahre 1830 erntete er großen Beifall in London, u. 1837 u. 1840 bei den Güttenbergs- u. Mozartsfesten zu Mainz u. Salzburg. Gediegene u. gehaltvolle Compositionen von ihm sind: Musik zur Braut von Messina von Schiller; fünf große Phantasien für das Orchester; die Cantate der Ostermorgen; die Hymne an die Nacht; die Oratorien: Christi Grablegung, Auferstehung und Himmelfahrt, das Gesetz des alten Bundes u. David, mehrere Messen u. Te Deums, sowie viele Psalmen.

Neukirchen oder **Marktneukirchen**, Stadt im Zwickauer Kreise des Königreichs Sachsen, im Voigtlande, mit 2800 Einwohnern, ist der Hauptplatz der Verrfertigung musikalischer Instrumente in Sachsen.

Neuma (griechisch), wörtlich: Wink, Zeichen, heißt die sogenannte *nota romana*, wohl die einzige in der römischen Kirche eingeführte Tonschrift, und mit geringen Abänderungen bis in das 15. Jahrhundert in den liturgischen Büchern üblich. Die Neumen bestehen aus Punkten, Häkchen, Strichelchen u. Schnörkeln in sehr verschiedenen Richtungen u. Gestaltungen u. sollen dem Sänger durch ihre Stellung die Tonhöhe u. durch ihre Gestalt auch die Inflection, das Steigen oder Fallen der Stimme veranschaulichen. Man setzte sie unmittelbar über die Zeilen des Textes. Um beim Abschreiben Irrthümer zu vermeiden, zog man im 9. oder 10. Jahrhunderte eine Linie quer über die Zeile des Textes u. setzte die Neumen in, über u. unter jene Linie. Zur weiteren Verbesserung bediente man sich hierauf zweier Linien, deren eine roth, die andere gelb, zugleich als F- und C-Schlüssel galt. Zwischen diesen beiden Linien wurden nun nach dem Augenmaße die zwischen F u. C liegenden Töne höher oder tiefer angebracht, u. in dieser Art blieb die Neumenschrift bis auf Guido (s. d.) zu Anfang des 11. Jahrhunderts. Dieser verbesserte sie dadurch, daß er noch eine Linie unter F und eine andere in der Mitte zwischen roth F u. gelb C zog u. nun in diesem System von vier Linien nicht bloß die Linien, sondern auch die Zwischenräume zu benützen lehrte, so daß jeder Ton seinen bestimmten unverkennbaren Platz erhielt. — Ferner versteht man unter N. im Chorgefange eine melodische Phrase am Schlusse eines Verses, welche ohne Text bloß vokalisiert wurde; dann auch einen geschriebenen Gesang selbst, wie Guido in manchen Stellen seiner Traktate.

Neumann, 1) Karl Friedrich, der gelehrte Sinolog, Chinesischer Sprach- u. Geschichtsforscher u. Professor in München, geboren am 22. December 1798 zu Reichmannsdorf, drei Stunden von Bamberg entfernt, wo sein Vater jüdischer Handelsmann war. Um das gleiche Geschäft seines Vaters einst betreiben zu können, sollte N. in der Handelsschule zu Jürth die nöthigen Kenntnisse erwerben. 1812 begab er sich nach Frankfurt am Main zu einem Oheim u. erhielt in einem Handelshause Unterkunft. Die freien Stunden benützte er fleißig, seine bisher genossene lückenhafte Bildung durch Lektüre u. Selbstunterricht zu vervollkommen. Unverkennbare Anlagen für Sprachforschungen veranlaßten seinen Entschluß, sich den wissenschaftlichen Studien zu widmen. Er studirte 1½ Jahre 1816—17 in Heidelberg, setzte in München seine Studien fort u. bestand, nachdem er von der

jüdischen Religion zum Protestantismus übergetreten war, die Prüfung für das höhere Lehramt. 1822 ward er Gymnasial-Professor in Speier, zog sich aber durch unüberlegte und ärgerliche Aeußerungen bei Vorträgen der Geschichte im Mai 1825 Untersuchung u. Absetzung zu. Nachdem er einige Zeit in München als Privatlehrer seine Forschungen in orientalischen Sprachen ungetheilt verfolgte, reiste er nach Venedig, um in dem berühmten armenischen Kloster auf San-Lazaro armenisch zu lernen. Seinen Aufenthalt in Paris 1828 benützte er zur Erlernung des Chinesischen. In London 1829 erwachte in ihm das Vorhaben, Indien u. China aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Aber erst im Februar 1830, nachdem er zuvor in München u. Berlin für die große Reise verschiedene Vorbereitungen getroffen hatte, trat er von London aus diese wirklich an. Im September 1830 langte er glücklich in Canton an. Er sammelte hier eine Bibliothek von 10,000 Bänden, alle Fächer der chinesischen Literatur sorgfältig umfassend. Für die königliche Bibliothek in Berlin brachte er 2400 Bände zusammen um den Preis von 1500 Reichsthalern. Alle anderen Werke kaufte er für sich an u. hatte überhaupt die kostspielige Reise, ohne jegliche Unterstützung von irgend einer Behörde, aus Privatmitteln bestritten. Nach seiner Rückkehr 1831 wurde ihm die Professur der orientalischen Literatur und der Landes- und Völkerkunde an der Münchener Universität zu Theil. Seine vorzüglichsten Schriften sind: *Rerum creticarum specimen*, Göttingen 1820. Ueber die Staatsverfassung der Florentiner von Leonard Aretinus, Frankfurt am Main 1822; *Historische Versuche*, Heidelberg 1825. *Aristotelis repulicarum fragmenta* 1826. *Mémoires sur la vie et ouvrages de David*, philosophe arménien du cinquième siècle, Paris 1829. *History of Vartan* by Elisaeus 1830 für Kenntniß der alten Parsenlehre wichtig u. aus dem Armenischen übersetzt. *Vatram's chronicle of the armenian kingdom in Cilicia* 1830. *Catechism of the Shamans*, London 1831, deutsch 1834, beides Uebersetzungen aus dem Chinesischen. *History of pirates* 1831, gibt geschichtliche Bemerkungen über die Seeräuber, welche 1810 die englischen Küsten beunruhigten. — Versuch einer Geschichte der armenischen Literatur 1833. Pilgerfahrten buddhistischer Priester aus China nach Indien 1833 (viel Licht verbreitend über Indiens Geschichte u. Geographic). *Asiatische Studien* 1837. *Lehrsaal des Mittelreiches* 1836 (enthält die Encyclopädie der chinesischen Jugend u. das Buch des ewigen Geistes u. der ewigen Materie). *Geschichte der Uebersiedelung von 40,000 Armeniern*, welche im Jahre 1828 aus der persischen Provinz Aderbeidschan nach Rußland auswanderten, Leipzig 1834. *Reise nach Ischerkessen*, Stuttgart 1840. *Grundriß zu Vorlesungen über Länder- u. Völkerkunde u. allgemeine Statistik*, München 1840. *Geschichte der Afghanen*, Leipzig 1846, worin die Erzählung der Thatfachen mit werthvollen Erläuterungen über den Zustand des chinesischen Volkes, seiner Sitten, Religion, Philosophie u. Gesetze beleuchtet wird. Außer diesen Arbeiten viele Beiträge u. Notizen zur „Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes;“, „dem Auslande;“, „Münchener gelehrten Anzeigen;“, „Blätter für literarische Unterhaltung;“, für die „Mugsburger allgemeine Zeitung“ mit der bekannten chinesischen Chiffer. In Raumer's historischem Taschenbuche für das Jahr 1848 erschien von ihm ein Bruchstück aus einem sehr umfassenden geschichtlichen Werke über das britische Reich in Asien, woran R. schon seit Jahren arbeitet. Der Titel des veröffentlichten Fragments ist: „das Trauerspiel in Afghanistan.“ R.'s orientalische Gelehrsamkeit, sowie die Gründlichkeit seiner bisher erschienenen Werke fand besonders in Großbritannien ausgezeichnete Anerkennung, so daß erst kürzlich das Athenäum den für ihn höchst ehrenvollen Wunsch äußerte: es möge die ostindische Compagnie ihm die Archive des India-House zur Benützung öffnen, denn R. sei der Mann, der dieser herkulischen Arbeit gewachsen sei. Cm. — 2) N., Carl Georg, Arzt, geb. 13. März 1774 zu Gera, besuchte daselbst das Gymnasium, studirte die Heilkunde in Dresden, Leipzig, Jena, Wien u. Wittenberg u. wurde an letzterer Universität 1795 zum Med. Dr. promovirt. 1797 wurde er kurfürstlich sächsischer Amtsphysikus in Colditz bei Leipzig; 1801 wirkte er als praktischer Arzt in Pirna, von 1802 an in Meissen;

1807 wurde er Divisionsarzt u. begleitete als solcher die sächsische Armee auf allen Feldzügen, bis er 1813 in russische Gefangenschaft gerieth; nach zweijährigem Aufenthalte in Polen wurde er 1816 preussischer Regierungsmedizinalrath in Stettin, 1818 aber zweiter Direktor der Charité in Berlin; 1828 nahm er seinen Abschied u. ließ sich 1830 in Aachen nieder. — N. hat sich durch seine Leistungen auf dem literarischen Gebiete einen guten Namen erworben. Er schrieb unter andern: „Kosmetik,“ Berlin 1804. „Allgemeine Therapie,“ Leipzig 1808, 2. Aufl. 1811. „Die Krankheiten des Vorstellungsvermögens,“ Leipzig 1822. „Von den Krankheiten des Menschen.“ „Allgemeine Pathologie,“ Berlin 1829. „Specielle Pathologie u. Therapie,“ 4 Bde., Berlin 1832 — 34, 2. Aufl. 1837. „Der allgemeine Hausarzt,“ Aachen 1737. E. Buchner.

Neumark, Georg, geboren 16. März 1621 zu Mühlhausen in Thüringen, studirte zu Schleusingen, ward später geheimer Archivsekretär u. Bibliothekar zu Weimar, auch kaiserlicher Pfalzgraf, trat 1653 unter dem Namen des „Sprossenden“ in die fruchtbringende; 1679 in die Blumengesellschaft an der Pegnitz unter dem Namen Thyosis II. u. starb zu Weimar 8. Juli 1681. N. ist am bekanntesten als Verfasser geistlicher Lieder, worunter das bekannte: „Wer nur den lieben Gott läßt walten u.“ das zunächst durch seine eigene Noth (er hatte aus Armuth seine Viola di Gamba versetzen müssen, die er später wieder einlöste) veranlaßt ward u. seitdem manches betrübte Herz auf das gütige Walten des lieben Gottes hingewiesen hat. Seine Werke sind: Poetisch-musikalisches Lustwäldlein, Hamburg 1652, n. Aufl. Jena 1657; Poetisch-historischer Lustgarten, Erfurt 1666; Gründliche Anweisung zur deutschen Potenkunst, Jena 1667; Perlenkrone 1672; Davidische Ehrenkrone christlicher Potentaten, 1675; Geistliche Arien, Weimar 1675; Der neusprossende deutsche Palmbaum oder ausführlicher Bericht von der fruchtbringenden Gesellschaft, Nürnberg 1688; Keuscher Liebespiegel, Schauspiel, Thorn 1649; Politisches Gesprächspiel, Weimar 1662; Betrüb't verliebter, doch endlich hocherfreuter Hirt Silamon, Königsberg 1648; Der hochbetrüb't verliebte Hirte Myrtillus, daselbst 1649; Davidischer Regentenspiegel, Jena 1655 u. a. κ.

Neumark heist der östliche Theil der Mark Brandenburg, der jetzt einen Bestandtheil des Regierungsbezirktes Frankfurt an der Oder bildet u. 203 □ Meilen mit 330,000 Einwohnern umfaßt. Von den Markgrafen von Brandenburg den Slawen entrisen, war sie von 1402—1454 dem deutschen Orden verpfändet.

Neumeister, Erdmann, geboren 12. Mai 1671 zu Nechtriz bei Weissenfels, studirte auf der Schulpforta, dann in Leipzig Theologie, ward 1697 Pfarrsubstitut zu Vibra in Thüringen, 1698 Pastor u. Adjunkt, 1704 Hofdiakon zu Weissenfels, später Hofprediger, 1706 Oberhofprediger, Consistorialrath u. Superintendent zu Sorau in der Niederlausitz, 1715 Hauptpastor in Hamburg, ward 1738 zum Senior des Ministeriums erwählt, welche Würde er jedoch nicht annahm u. starb daselbst 18. August 1756. N. war ein fruchtbarer Schriftsteller, am glücklichsten im geistlichen Liede; doch kann er den classischen Dichtern nicht beigezählt werden. Seine Werke sind: Der Zugang zum Gnadenstuhle Jesu Christi, Weissenfels 1705, 5. Aufl. 1717; Evangelischer Nachklang, Hamburg 1718; Geistliche Bibliothek, daselbst 1720; Fünffache Kirchenbochte, Leipzig 1716; Fortsetzung, Hamburg 1725; Die allerneueste Art, zur reinen u. galanten Poesie zu gelangen, Hamburg 1707, n. A. 1728; Specimen dissertationis historico-criticae de poetis germanicis hujus seculi praecipuis, 1694, 2. Aufl. 1706, 3. Aufl. 1708. (Eine kleine literarische Schrift, noch heute nicht ohne Werth, nahe an 400 Dichter besprechend).

Neumond, f. Mond.

Neunauge, f. Lamprete.

Neunordwales, f. Neuwales.

Neuorleans, Hauptstadt des Staates Louisiana in der nordamerikanischen Union, am östlichen Ufer des Mississippi, 105 Meilen oberhalb seiner Mündung in das Meer, unter 29° 5' 30" nördlicher Breite u. 90° westlicher Länge, wurde 1618 von den Franzosen gegründet u. nahm wegen seiner ungesunden Lage An-

fangs nur langsam zu, so daß die Stadt 1810 erst 18,000 Einwohner hatte, deren Anzahl sich jetzt aber bis 105,000 gesteigert hat. Der neuere Theil der Stadt ist in breiten, rechtwinkligen Straßen erbaut u. hat meist Häuser von Backsteinen, mit Balkons u. Gärten. Die früheren Wälle sind jetzt in Boulevards verwandelt, die Straßen aber nur auf den Seiten (Trottoirs) gepflastert, in der Mitte chaussirt. Eine 41½ englische Meilen lange Eisenbahn verbindet die Stadt mit dem See Pont Chartriv, u. mehre Forts, sowie die umliegenden Sümpfe machen sie fest. N. hat schöne öffentliche Plätze, worunter namentlich der Waffenplatz; 5 katholische (unter diesen der Dom) u. zwei protestantische Kirchen, Staaßenhaus, Gouvernementspalast, Sternwarte, Arsenal, Zoll-, Gerichts- Markthaus, einige Klöster, Waisenhaus, 2 protestantische Schulen, ein katholisches Collegium, Zeughaus, 2 Theater, Hospital, Bibelgesellschaft, medizinische Gesellschaft, Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, Taubstummeninstitut u. m. a. N. bildet den Stapelplatz für die sämtlichen Produkte der ungeheuren Fläche des Mississippi u. Missourigebietes u. aller der Gewässer, welche in diese beiden Hauptströme münden, u. durch welche eine Flußschiffahrt gebildet wird, wie sie in der neuen u. alten Welt anderwärts nicht existirt. Und obgleich diese Gegenden bei Weitem noch sehr mangelhaft cultivirt sind, so betrug doch die Gesamtausfuhr von N. an nordamerikanischen Produkten im Jahre 1841: 26,071,660 Doll., während New-York 1839 nur für wenig mehr als 19,660,881 Doll. ausführte. Die Lage von N. in Mitte eines fruchtbaren, aber noch wenig angebauten Ländergebietes von ungeheurer Ausdehnung u. an dem Hauptstrome des Landes, welcher die Communication mit den entferntesten Gegenden, wie mit dem Weltmeere so ausgezeichnet begünstigt, ist ganz geeignet, diesen Ort zu dem ersten Handelsplatze der neuen Welt zu machen, was auch fast allgemein anerkannt u. in Aussicht gestellt wird. Diese Hoffnung zu verwirklichen, trägt auch noch die ungeheuere Erweiterung der Dampfschiffahrt das ihrige redlich bei, welche den früher so schwierigen Verkehr auf dem Mississippi mit seinen Nebenströmen u. Flüssen unglaublich erleichtert hat. Im Jahre 1811 wurde das erste Dampfboot auf dem Mississippi in Gang gebracht, u. im Beginne des Jahres 1830 waren schon nicht weniger als 336 Dampfboote für den Verkehr auf dem Mississippi, Missouri, Ohio u. den anderen Strömen erbaut; 213 waren vor einigen Jahren wirklich in Thätigkeit. Die größten Schiffe können den Strom mehre 100 Meilen oberhalb der Stadt befahren. Namentlich ist N. in seinem Handelsverkehre mit Mobile eng verbunden. Widerwärtig für N. bleibt indeß das ungesunde Klima, dessen Grund in der niedrigen Lage u. in den zahlreichen Morästen der Umgebung zu suchen ist. Die gefährlichste Jahreszeit ist in den Monaten Juli, August u. September, wo in der Regel das gelbe Fieber unter den ärmeren Volksklassen u. den Einwanderern aus dem nördlichen Europa fürchterlich wüthet. Neuerdings ist jedoch viel gethan worden, diesen Feind zu bekämpfen u. seinen Verheerungen Schranken zu setzen, namentlich durch Trockenlegung von Morästen, Erbauung steinerter Kloake u. s. w., u. von den fortgesetzten Bemühungen hierin ist wohl eine Verminderung des Uebels sicher zu erwarten; ob gänzliche Befreiung von demselben, steht sehr zu bezweifeln.

Neuplatoniker. Die erhabene Philosophie Plato's war von keinem seiner Schüler u. Nachfolger in ihrer ganzen Fülle aufgefaßt worden, u. während durch Aristoteles mehr die beobachtende, scheidende u. begrifflich definirende Wissenschaft ins Leben gerufen wurde, die Philosophie aber in verschiedene, einander widersprechende Secten sich theilte, nahm die akademische Schule, welche ihren Ursprung von Plato herleitete, ganz entgegen dem Sinne ihres Stifters, eine immer mehr dialektische u. skeptische Richtung an. So schien die Philosophie Plato's ohne große Wirkung allmählig der Vergessenheit übergeben werden zu sollen, als das Christenthum, durch göttliche Offenbarung begründet, die höchsten Ideen in der Menschheit zu verwirklichen begann, von denen so manche schöne, wenn gleich unklare, Ahnung bei Plato find fand. Die Wirkung dieser Erscheinung war eine verschiedene; wäh-

rend manche der Bessergesinnten im Heidenthume, die Anhänger des Plato waren, aber durch ihn zum Christenthume geführt wurden, wie der heilige Justinus, Clemens Alexandrius u. a., entstand bei vielen Anderen das Streben, grade die Platonische u. die in mancher Beziehung mit dieser nahe verwandte pythagoräische Lehre dem Christenthume entgegenzustellen. Theils geschah dies von manchen Einzelnen, wie Theon von Smyrna, Plutarch, Apulejus, Numenius, welche als N. oder Neupythagoräer bezeichnet werden u. noch weniger in einer direkten Beziehung zum Christenthume standen; durchaus ist dieses aber der Fall bei der eigentlich sogenannten neuplatonischen Schule, welche sich im dritten Jahrhunderte zu Alexandria bildete. Der Ursprung dieser Schule lag in dem Bestreben, durch Vereinigung (Synkretismus) alles Wahren u. Guten, was in den verschiedenen Religionen, das Christenthum nicht ausgeschlossen, enthalten ist u. die Voraussetzung, daß dieses identisch sei mit der wahren Philosophie, als deren Repräsentant Plato galt, die höchste Wahrheit, welche im Christenthume als göttliche Offenbarung der Menschheit geboten war, als ein Werk eigener Forschung u. eigener Thätigkeit zu gewinnen u. so das mit Hülfe des Christenthums selbst vergeistigte Heidenthum dem Christenthume entgegenzusehen, wodurch die Opposition gegen dasselbe immer stärker hervortrat. Als nächste Veranlassung ist anzusehen der im sinkenden Heidenthume schon seit langer Zeit immer mehr hervortretende Hang zur Mystik u. die gnostisch-orientalischen Schwärmereien, welche auch gerade in Aegypten ihren Hauptsitz gehabt hatten. Der Stifter der neuplatonischen Sekte war Ammonius Saccas, der im dritten Jahrhunderte zu Alexandria lebte u. vom Christenthume zum Heidenthume zurückgetreten seyn soll. Er lehrte nur mündlich u. vertraute seine Lehre als eine geheime göttliche Weisheit seinen Schülern an, unter denen Plotin der eigentliche Begründer der Schule wurde. Er schrieb seine Lehre in Form momentaner prophetischer Eingebungen auf, die von seinen Schülern, besonders Porphyrius, in 54 Büchern (6 Enneaden) gesammelt wurden. Die Hauptgrundsätze sind folgende. Der Urgrund alles Daseyns ist ein höchstes geistiges Wesen; aus ihm — und hier liegt der wesentliche Unterschied vom Christenthume — gehen die übrigen Wesen nicht durch Creation, sondern durch Emanation hervor, und zwar zunächst die Weltseele. Die Einheit des höchsten Wesens, der in ihm liegende Verstand u. die Weltseele wurden als eine gewisse Dreieit in Gott, ein Zerrbild der christlichen Trinitätslehre, erfaßt. — Aus der Weltseele gehen dann in verschiedenen Abstufungen die anderen geistigen Wesen hervor; die Materie aber ist das Hemmende, Negative, Böse. Die menschliche Seele, welche in das Niedere hinabgefallen, mit der Materie behaftet ist, strebt zu ihrem reinen geistigen Ursprunge zurück; die wahre Weisheit u. die Aufgabe dieses Lebens besteht demnach in diesem Hinausgehen aus dem Körper u. geistigen Sich-Versenken in Gott. Die vermeintliche unmittelbare geistige Anschauung tritt also an die Stelle des vernünftigen Denkens, daher das Schwärmerische dieser Sekte. — Dem Hauptgedanken nach erscheint hier dieselbe pantheistische Träumerei, wie sie allen heidnischen, namentlich orientalischen, Religionsystemen zu Grunde liegt u. in mehr wissenschaftlicher Form in der neueren Philosophie durch Schelling u. Hegel wieder hervorgezogen ward. — Die Schule Plotins wurde fortgesetzt durch seinen ausgezeichnetsten Schüler, den Syrer Porphyrius und dessen Schüler Jamblichus († 333). Bei diesen tritt die Bekämpfung des Christenthums immer mehr als Hauptfache hervor. Zwar sprechen sie von der Person Christi mit Achtung; behaupteten aber, daß seine Lehre von seinen Jüngern mißverstanden u. entstellt sei. Ein Schüler des Jamblichus war auch Kaiser Julian der Abtrünnige (s. d.), dem die Grundsätze des Neuplatonismus die Hauptwaffe lieferten bei seinen Versuchen zur Unterdrückung des Christenthums. Seit dem vierten Jahrhunderte wurde Athen der Hauptsitz des Neuplatonismus u. es bildete sich hier eine sehr bedeutende Schule, — Proklus, Syrianus, Damascius, Simplicius, Chalcidius u. die Rhetoren Himerius, Themistius, Libanius; — welche jedoch den schwärmerischen

Charakter mehr ablegte u. eine würdigere wissenschaftliche Richtung annahm. Fortwährend blieb aber diese Schule in einer mehr oder weniger offenen Opposition zum Christenthume, indem sie den Anhaltspunkt bildete für alle die höheren wissenschaftlichen u. philosophischen Elemente des Heidenthums, welche vom Christenthume noch nicht lebendig verarbeitet u. regenerirt worden waren. Erst im sechsten Jahrhunderte wurde die Schule von Athen durch den Kaiser Justinian geschlossen; die letzten neuplatonischen Philosophen wandten sich nach Persien, ohne jedoch hier bedeutende Erfolge zu erlangen. — Noch einmal lebte indessen die neuplatonische Philosophie in gewisser Weise wieder auf, als im fünfzehnten Jahrhunderte die durch die übersiedelten griechischen Gelehrten neu angeregte Bekanntheit mit den Werken Plato's zumeist in Italien jene maßlose Begeisterung für den großen Philosophen hervorrief, welche sich nur durch den Gegensatz zu dem verknöcherten Formenwesen der Scholastik genügend erklären läßt. Es bildete sich zu Florenz eine eigene platonische Akademie, worin vielfach Neuplatonisches u. Aecht-Platonisches mit einander vermengt wurde. Der Hauptvertreter dieser Richtung war Marsilius Ficinus, der die Werke Plato's ins Lateinische übersezte. — Eine selbstständige philosophische Bedeutung können wir dem Neuplatonismus nicht zugestehen; es ist ein Synkretismus schon vorhandener philosophischer u. religiöser Ansichten, der den Umständen u. insbesondere der Opposition gegen das Christenthum seine Entstehung verdankt. Für die Wissenschaft hat der Alexandrinische Neuplatonismus dadurch einige Wichtigkeit bekommen, daß er sehr viele Einzelheiten aus der Religionsgeschichte der alten Völker überliefert, die uns anderswo nicht erhalten, jedoch mit Vorsicht zu gebrauchen sind; der athenische Neuplatonismus dadurch, daß er viele u. schätzenswerthe Commentare zu Plato's u. Aristoteles Werken geliefert hat. — Die Schriften des Plotinus sind gesammelt herausgegeben, mit einer lateinischen Uebersetzung des Marsilius Ficinus zu Basel 1580. Das Leben Plotins von Porphyrius durch Kreuzer, Oxford 1835. — Von den Werken des Porphyrius u. Iamblichus sind noch keine Gesamtausgaben vorhanden. Vergl. über den Neuplatonismus Fichte: *De philosophiae neoplatonicae origine* (Berl. 1818); Bouterwek: *Philosophorum Alexandrinorum ac neoplatonicorum recensio accurata* (Göttingen 1821); Barthélemy Saint-Hilaire: *De l'école d'Alexandrie* (Paris 1845).

F. M.

Neurologie, heißt jener Theil der Anatomie (s. d.), welcher vom Nervensysteme handelt.

Neusatz (Uj-Videk, slav. Nowisnad), königliche Freistadt im Theißdistrikte, der ungarischen Gespanschaft Bacs, an der Donau, Peterwardein gegenüber, wohin eine auf 32 Pontons ruhende, 816' lange und mit einem Brückenkopfe verwahrte Schiffsbrücke führt, die letzte über die Donau bis zur Mündung hinab. Der Marktplatz u. die nächsten Gassen sind ziemlich regelmäßig u. hüsch gebaut, auch gepflastert; desto schlechteres Ansehen haben die entlegneren Gassen. Es leben in N., das eine Bevölkerung von 21,000 Seelen hat, sieben Glaubensparteien neben einander, nicht unirte Griechen an 10,000, unirte Griechen, Katholiken, Armenier, Lutheraner, Reformirte u. Juden. Der griechisch-nichtunirte Bischof von Bacs hat hier sammt dem Konsistorium seinen Sitz; auch trifft man ein griechisch-nichtunirtes oder sogenanntes illyrisches Gymnasium, eine katholische Hauptschule u. eine Judenschule. Der geschäftige Handel unterhält in N. reges Leben. Alle Erdgeschosse sind Kaufläden, der Markt mit Waaren so überfüllt, daß er einem Bazar gleicht. Belustigungsorte: Die Schießstätte, das Ringelspiel und der Neustädterwald. In der Umgegend wird seit einigen Jahren sehr lebhaft die Seiden-Kultur betrieben. — N. ist eine sehr junge Stadt. Der Platz, worauf sie erbaut ist, war im Jahre 1728 noch eine Viehweide, auf welcher einige serbische Fischer ein kleines Dorf angesiedelt hatten, das lange den Namen Schanag führte. 1739 ließen sich hier viele deutsche Kolonisten nieder, welche von Belgrad ausgewanderten, als dieses in dem genannten Jahre wieder an die Türken überging, u. 1751 zählte der Ort schon 4000 Einwohner. Maria Theresia erhob

ihn unter dem Namen Neoplanta, zu deutsch „Neusatz,“ zur königlichen Freistadt. Die günstige Lage an der mächtigen Donau, nahe den Punkten, wo die Drau, Theiß u. Sau sich mit dem Hauptstrome vereinigen, nebst dem an der Hauptlandstraße des ungarischen, überhaupt europäischen Handels mit der Türkei, veranlaßte, daß N. seitdem ungemein an Ausdehnung und Bevölkerung zugenommen hat. mD.

Neuschottland, ein britisches Gouvernement in Nordamerika, eine vor Neubraunschweig gelegene u. von diesem durch die Fundy Bai geschiedene Halbinsel, 735 $\frac{1}{2}$ □ Meilen u. mit der Insel Cap Breton (147 □ Meilen) 142,548 Einwohner (1834). Zahlreiche sichere Häfen bieten die Buchten dar; das Land selbst, gewellt u. gut bewässert, eignet sich trefflich zum Ackerbau u. zur Viehzucht. Vieles Wild, auch das Moosthier (Glennthier) schweift in den Wäldern. Der Bergbau wird auf Steinkohlen, Eisen u. Kupfer betrieben. Das Klima ist milder, als in Canada, aber höchst veränderlich: auch Nebel sind häufig. Die Indianer sind bis auf 5000 geschmolzen. Sitz des Gouverneurs ist Halifax (s. d.). — N. ward 1493 von Cabot entdeckt; die ersten Ansiedler waren Franzosen 1594 und 1604 (Port Royal, jetzt Annapolis). Damals Akadien genannt, blieb es ein Zankapfel zwischen Franzosen u. Engländern, bis die letzteren 1713 die Hoheit erwarben u. sie 1755 durch grausame Deportation von 18,000 Franzosen sicherten.

Neuseeland ist der Name zweier, südöstlich von Neuholland gelegener u. von diesem durch die Cooks=Strasse getrennter, australischer Insel. Ein Gebirge, das weit über die Schneelinie ragt, durchzieht das Land u. entsendet zahlreiche Gewässer. Die nördliche Insel, Ikanamawi, ist besonders reich an Buchten u. Vorgebirgen; die südliche, Tawepunammu, ist steil u. besonders im Süden öde. Am mildesten ist die Ostseeküste der nördlichen Insel. Die Wäldungen liefern treffliches Schiffholz; der Glasholz, der schon in Menge ausgeführt wird, gilt als der beste. Andere Produkte sind: süße Kartoffeln, Sandelholz, Kürbisse, Arrowroot, Obst, Getreide, Mais, Gemüse. Zu den einheimischen Thieren ohne Stimme, Fledermäusen und Ratten sind europäische Hausthiere gekommen. Die Vögel sind zahlreich. Die Einwohner, schön gebaut u. hellbraun von Farbe, verrathen viele Kunstfertigkeit, stehen aber noch auf sehr niedriger Stufe der Cultur; doch sehen die Missionäre schon Erfolge. Die Fläche wird zu 2850 □ Meilen angenommen. Erstliche Kolonisation begann mit der Besitzergreifung durch die Engländer 1842. Die Entdeckung N.s gebührt den Holländern 1642. Vgl. Dieffenbach: „Trawels in New Zealand“ (2 Bde., London 1843).

Neusiedlersee, zwischen den ungarischen Comitaten Oedenburg u. Wieselburg, 5 Meilen lang und 1—1 $\frac{1}{2}$ Meile breit, ist nach dem Plattensee der ausgedehnteste See innerhalb der Marken des österreichischen Kaiserstaates. Sein Wasser hat durch vielen Salzgehalt Aehnlichkeit mit dem Meerwasser, u. so auch die Aehnlichkeit medizinischer Wirkung, Erbrechen u. Durchfall. Am nördlichen Ufer liegt der Marktflecken, nach dem See genannt, in der Vorzeit merkwürdig als Wittwenitz ungarischer Königinnen, jetzt durch ausgiebigen Verkehr in Getreide und Fischen. SG.

Neusohl, eine königlich ungarische Freistadt in der Zohler Gespanschaft, im Anfange des 13. Jahrhunderts vom Könige Andreas dem Jerusalemiten gegründet, hat über 500 Häuser u. 6000 Einwohner, ist in politischer Beziehung merkwürdig, insoferne dort die Congregationen der Zohler=Gespanschaft stattfinden. Finanziell u. industriell verdient es Beachtung durch berg- u. hüttenmännischen Betrieb in einer landschaftlich schönen Umgebung. Dahin gehört die Cementkupfer- u. Berggrün=Erzeugung zu Herrengrund u. Altgebirg, der Bergbau zu Libethen, Inraba u. Magurka, Kupferhütten zu Tuzova, die Eisenwerke zu Schönitz, die sämmtliche von einer eigenen Kammerverwaltung zu Neusohl dirigirt werden. N. ist auch der Sitz eines Bischofs und hat ein katholisches und luthesisches Gymnasium. SG.

Neuspanien, s. Mexico.

Neuß, Kreisstadt im Regierungsbezirke Düsseldorf der preussischen Rheinprovinz an der Erft u. Ruhr u. dem Kanale, wodurch der Rhein u. die Maas verbunden werden, mit 9,000 Einwohnern, hat Band-, Zwirn-, Baumwoll-, Wollzeug-, Leder-, Stärke- u. Nudelfabriken, Baumwollspinnereien, Färbereien, Handel mit Getreide, Mühl- u. Bausteinen. — Sehenswerth ist die Stiftskirche St. Dultin, im 9. Jahrhunderte von den Grafen von Kleve gegründet u. 1208 von Grund aus neu erbaut von Meister Walpero, eines der schönsten Denkmale deutscher Baukunst des Uebergangsstyles, dreischiffig, in Kreuzform, mit 3 Chornischen u. einer ovalen Kuppel über dem Kreuzfelde. Spitz- u. Rundbogen wechseln im Inneren wie im Aeußeren; die Fenster haben eine eigentliche Fächerform. Ueber der Kuppel erhebt sich ein Thurm, ein zweiter größerer über dem Eingange. Die Fassade hat durch viele kleine Bogenstellungen u. Friesen ein sehr reiches Ansehen. Im Hauptchore der Kirche Wandgemälde: Apostel u. allegorische Gestalten, eine Zugsendarbeit von Cornelius. Die Kirche wurde im Jahre 1843 restaurirt. — N. (Novesium) schreibt seinen Ursprung von den Römern her; Drusus soll hier eine Brücke über den Rhein gebaut haben, daher noch das Drusus Thor. Im 13. Jahrhunderte lag N. noch am Rheine. 1474 wurde die Stadt von Karl dem Kühnen belagert, nach 11 Monaten aber, als Kaiser Friedrich III. mit der Reichsarmee vor derselben erschien, wieder verlassen.

Neustadt, 1) Wienerisch=N., Stadt im Erzherzogthume Oesterreich, Kreis unter dem Wiener Wald, südlich von Wien, mit 11,000 Einwohnern, an der Tischa u. am Beginne des Neustädter-Kanales, der in der Richtung gegen Norden in die Donau mündet, hat ein Cistercienserkloster, Militär-Akademie, Sammt-, Seiden- Metallwaarenfabriken, Zuckersiederei. Am Tage Mariä-Geburt 1834 wurde der größte Theil der Stadt ein Raub der Flammen. — 2) N. an der Hardt, in der bayerischen Rheinpfalz, in schöner Lage, mit 6500 Einwohnern, hat eine lateinische Schule, Buntpapierfabrik, Tuchfabrik, chemisches Laboratorium, Eisenhammer, Papier-, Puder-, Del-, Loh-, Mahlmühlen, Getreide-, Obst- u. Weinbau, Pferdezucht, Getreidshramme, Handel, besonders mit Wein u. Holz. — 3) N. an der Saale, Stadt u. Landgerichtssitz in Bayern, Kreis Unterfranken u. Aschaffenburg, mit 1500 Einwohnern, hat eine lateinische Schule, große Baumwollzeugfabrik, Sagobereitung aus Kartoffeln, Damastweberei, Roth- u. Weißgerberei, Färberei, Hefnerei, Mahl-, Loh- u. Delmühlen, Viehzucht, Feld-, Obst-, Wein- u. Gemüsebau; steinerne Brücken über die Saale u. die Brend u. eine Salzquelle. — 4) N.=Eberswalde, Stadt im Regierungsbezirke Potsdam der preussischen Provinz Brandenburg, an der Finow u. Schwärze u. dem Finow-Kanale, hat eine königliche Forstakademie u. Forstlehr-Anstalt, einen königlichen Kupferhammer, Mineralbad, Steingut-, Messer-, Stahl-, Eisenwaaren-, Eisenbeinfabriken und 5000 Einwohner.

Neustrien oder **Neustrasien**, d. h. Westreich, hieß, im Gegensatz von Austrasien (Ostreich), zur Zeit des fränkischen Reiches der westliche Theil von Gallien zwischen der Maas, der Loire u. dem Meere (vgl. Franken). Zur Zeit Karls des Großen aber wurde der Name N. auf das Gebiet des alten Amorica (das Land zwischen der Seine u. Loire) beschränkt. Seit 805 ist N. gleichbedeutend mit der Normandie, nachdem Karl der Einfältige diesen Landstrich dem Rollo, Fürsten der Normannen eingeräumt hatte; im weitern Sinne aber verstand man unter N. Frankreich, sowie unter Austrasien Deutschland. — Ebenso theilten auch die Longobarden das von ihnen eroberte Italien in einen westlichen Theil N., in einen östlichen Austrasien u. Tuscia (Toscana).

Neu-Süd-Wales, britische Colonie im südöstlichen Theile des australischen Festlandes. Der Boden ist sehr gebirgig. Die Küste hebt sich, von vielen Klüffen, dem Hawkesbury, Hunter, Manning, Hastings u., durchschnitten, terrassenartig 10 bis 12 deutsche Meile landeinwärts bis zur Kette der blauen Berge, parallel mit der Küste laufend, 3–4000' hoch, auf ihrer Scheitelfläche weitgestrecktes Tafelland tragend, das sich gegen Westen hin zu ausgedehnten

feuchten Niederungen absent; nach dieser Seite hin haben nur wenige Flüsse, sämmtliche zum Gebiete des Murray gehörend, ihren Abzug. Das Klima ist fast wie am Cap der guten Hoffnung, da die Colonie in der gemäßigten Zone liegt. Sie wurde 1787 als Deportationsort für Verbrecher gestiftet; aber die günstigen Colonisationsergebnisse bewogen die Regierung, die freie Einwanderung zu befördern, so daß jetzt die freie Bevölkerung weit zahlreicher ist, als die der Deportirten. Die Bevölkerung mag sich auf 112,000 Individuen belaufen. Hier residirt der Generalgouverneur über alle australischen Colonien, mit einem aus dem Gouverneur, dem Colonialsekretär u. Schatzmeister u. dem Archidiaconus bestehenden executiven Rathcollegium und einem gesetzgebenden Rechtscollegium, bestehend aus den Genannten, dem Obergericht, dem Generalanwalte, dem Oberzolldirektor, dem Generalauditeur u. 7 von der Krone ernannten freien Colonisten. Die Episcopalkirche ist die herrschende, ihre Geistlichkeit steht unter dem Bisthum Calcutta; Neuholland ist eine katholische Kirchenprovinz unter dem Erzbischof von Sidney mit den Suffraganbischöfen von Hobart Town auf Van Diemens-Land, von Adelaide im südlichen Australien, und von Perth in West-Australien. Die Finanzen von N. S. W. sind in gutem Zustande; Einkünfte 1,390,900 Thaler, Ausgaben 910,000 Thaler. Die Stapelprodukte sind Wolle, Ballrath, Thran, Fischbein, Rindvieh, Weizen, Mais, Gerste. Der Wallfischfang wird von Sidney (wohlgebaute Hauptstadt am Port Jackson, 16,300 Einwohner) aus sehr lebhaft betrieben. Mehre Banken erleichtern den Verkehr; höhere Unterrichtsanstalten, Gewerbeschulen und gemeinnützige Vereine bestehen. Das Gouvernement ist in 20 Grafschaften eingetheilt, von denen Cumberland in Betreff der Industrie u. der Bevölkerung am bedeutendsten ist. Außer Sidney gibt es noch mehre Städte. Botany-Bai, nach welcher die Niederlassung früher genannt wurde, liegt südlich von Port Jackson. Die östlich von N. S. W., unter 29¹/₂° südlicher Breite gelegene kleine Insel Norfolk dient als Verbannungs-ort rückfällig gewordener Verbrecher. Die übrigen britischen Ansiedelungen auf Neuholland zerfallen in die Gouvernements West- und Südaustralien und in die Niederlassung in Nordaustralien. Das erstgenannte Gouvernement umfaßt die erst in neuerer Zeit begonnenen Colonien am Swan River u. am König Georgs Sund im südwestlichen Theile Neuhollands. Der Schwanenfluß ist der bedeutendste Fluß dieser, von drei parallel laufenden Gebirgsketten durchzogenen Länder, der genannte Sund ist der beste Hafen. Die Vegetation ist wie in N. S. W., das Klima wärmer. Perth u. Freemantle sind städtische Niederlassungen am Swan River, Boston ist Sitz der Gouverneurs. — In Südaustralien sind erst seit 1837 um die Meerbusen St. Vincent u. Spencer, die Kanguruh-Insel u. den weiter östlich, Van Diemens-Land gegenüberliegenden, Port Phillip gegründet worden, hauptsächlich zur Benützung der Mündung des größten bis jetzt bekannten neuholländischen Stromes, Murray, der von den blauen Bergen (Süd-Ost) kommt. Diese Colonie, deren Gebiet sich durch gesundes Klima u. Fruchtbarkeit auszeichnet, blüht rasch auf und hat gewiß 15,000 Einwohner, Briten u. Deutsche. Hauptort u. Sitz des Gouverneurs ist Adelaide am östlichen Ufer des St. Vincent-Busens. — Die 1838 begonnene Niederlassung in Nordaustralien liegt auf der Halbinsel Roburg, am Port Essington, und heißt Victoria. Dieser Colonie Lage in Beziehung auf den asiatischen Archipel ist von großer Wichtigkeit u. verspricht namhafte Vortheile.

Br.

Neutralisiren heißt in der Chemie, zwei ungleichartige Stoffe in eine solche chemische Verbindung bringen, wodurch eine gegenseitige Einwirkung derselben, die charakteristischen Eigenschaften beider, oder jeder einzelnen, erloschen sind, vollkommen, oder relativ (unvollkommen), wo zwar noch die Eigenschaften des einen oder des andern Stoffes, aber nur unerheblich vorwalten. Besonders findet Neutralisation in Verbindungen zwischen Säuren u. salzsäufigen Basen statt, wodurch Neutralsalze (s. d.) entstehen.

Neutralität, Parteilosigkeit, Antheilslosigkeit, heißt das unbe-

zweifelte Recht eines dritten unabhängigen Staates, beim Ausbruche eines Krieges zwischen zwei Staaten sich in denselben nicht zu mischen, sondern in den früheren freundschaftlich, oder doch friedlichen Beziehungen zu den beiden zu verharren. In diesem Falle treten für die neutralen Staaten besondere Rechte u. Verpflichtungen ein. Die hauptsächlichsten Rechte derselben sind, daß die kriegsführenden Parteien das neutrale Gebiet nicht betreten u. sich aller u. jeder feindseligen Bewegung auf demselben enthalten müssen. Das Vermögen u. sonstige Rechte der Unterthanen des neutralen Staates, welche sich etwa in einem der beiden kriegsführenden Staaten befinden sollten, sind ebenfalls unantastbar. Der unverdächtige Verkehr des neutralen Staates mit den kriegsführenden darf nicht unterbrochen werden. Dagegen hat der neutrale Staat die Verpflichtungen, von keiner der kriegsführenden Mächte eine Verletzung zu dulden, denselben keinen Kriegsbedarf im ausgedehntesten Sinne des Wortes zukommen zu lassen u. seinen Unterthanen den dießfälligen Verkehr zu untersagen. Die sogenannte bewaffnete N. zur See entstand in Folge der Durchsuchungen neutraler Schiffe, ob dieselben nicht Kriegsbedarf oder sonstige Zufuhren an eine der kriegsführenden Mächte enthielten. Da nach dem völkerechtlichen Grundsatz, daß das Meer auf Kanonenschußweite vom Lande frei u. allen Völkern gemein sei, auf demselben sich keine Gränzen ziehen lassen, innerhalb welcher sich die kriegsführenden u. neutralen Parteien begegnen dürfen oder sollen, so entstand der Grundsatz: „freie Flagge, frei Gut,“ d. h. die Flagge der Nation decke die Ladung. Demnach müßte die Ladung eines neutraler Flagge angehörenden, Schiffes unantastbar seyn. Dieser Grundsatz wurde von allen handelsreibenden Nationen, mit Ausnahme der Engländer, angenommen, welche letztere erklärten, demselben nur ausnahmsweise Anerkennung schenken zu wollen. Katharina II. von Rußland veröffentlichte deßhalb alle Artikel, mit welchen der Handel als unzulässig und für ihre Unterthanen verboten erklärt wurde, gab den Schiffen beim Auslaufen Certificate über ihre Ladung u. ließ dieselben, um sie vor Durchsuchungen zu schützen, durch Kriegsschiffe geleiten. Diese bewaffnete N. läßt sich jedoch durchaus nicht in ihrem vollen Sinne ausführen, da entweder kein Schiff einzeln auslaufen dürfte, oder die ungeheueren Kosten des Geleites zu tragen hätte, oder da die neutralen Schiffe sonst stets in Flotten auslaufen müßten.

Neuwales, ein großer Landstrich von ungefähr 30,000 □ Meilen, der sich auf der Westseite der Hudsons-Bai in der ganzen Länge von Südost nach Nordwest erstreckt u. zu den Besitzungen der Britten in Nordamerika gehört. Dieses im J. 1610 von Hudson entdeckte Land zerfällt in Neu-Nordwales u. Neu-Süd-wales (s. d.).

Neuwied, wohlgebaute Stadt u. Hauptort des Kreises N., im preussischen Regierungsbezirke Koblenz, am Rhein, über den eine fliegende Brücke führt. Das Schloß, in welchem der Fürst N. seine Residenz hat, zeichnet sich durch geschmackvolle innere Einrichtung aus. Der anstoßende Park bietet sehr reizende Spaziergänge u. umschließt unter Anderm das ehemalige Fasaneriegebäude mit dem schönen Naturalienkabinete des berühmten Reisenden in Brasilien, des Prinzen Maximilian. In einem Seitengebäude neben dem Marstall wird eine interessante Sammlung römischer Alterthümer aufbewahrt, die größtentheils in der Umgegend aufgefunden worden sind. N. ist der Sitz der fürstlich N.schen Mediatsregierung u. eines Justizamtes u. hat ein evangelisches Schullehrerfeminar, eine allgemeine Armenanstalt, ein Versorgungshaus, eine Bibelgesellschaft, einen Missionsverein 2c. Die Bevölkerung, gemischt aus Katholiken, Protestanten, Herrnhutern, Menoniten u. Juden, beläuft sich auf 63,000 Seelen. Viele Fabriken, die Seife, Cichorien, Pfeifenköpfe, Kunstschlerarbeiten, Spieluhren, Tabak, sogenanntes Gesundheitsgeschirr, Baumwollenzzeuge, Eisen- u. Lederwaaren, Tapeten u. s. f. verfertigen. Essig- u. Bierbrauereien, Schifffahrt, Handel. — Das fürstliche Lustschloß Monrepos auf der Gebirgshöhe bildet eine weite u. mannigfaltige Aussicht dar. — An der Stelle des heutigen N. befand sich ein dem Grafen zu Wied gehöriger

Ort Namens Langenborsf. Nachdem dieser im 30jährigen Kriege zerstört worden war, legte Graf Friedrich 1649 hier eine Stadt an, die er mit großen Gerechtsamen, darunter auch freie Religionsübung, ausstattete u. so bald zur Blüthe brachte. Zu Ende des 17. Jahrhunderts nahmen die militärischen Räuberbanden, welche Ludwig XIV. an den Rhein gesandt, den Ort hart mit, welcher sich jedoch schnell wiedererholte. Dem Grafen Alexander (1737 bis 1791), welcher seiner ausgezeichneten Verdienste wegen in den Reichsfürstenstand erhoben wurde, verdankt N. insbesondere sein Emporkommen. Während des Revolutionskrieges fanden hier mehrmals Gefechte zwischen den Franzosen u. Oesterreichern statt. Mit dem Sturze des deutschen Reiches verlor auch N. seine Unmittelbarkeit u. kam zuerst unter nassauische, dann 1815 unter preussische Landeshoheit. mD.

Nevers, Hauptstadt des Departements Nièvre in Frankreich, rechts am Zusammenflusse der Loire u. Nièvre, mit 18,000 Einwohnern, ist Sitz der Präfektur u. eines Bischofes, hat ein Civil- u. ein Handels-Tribunal, Generalrath für Manufakturen, Affekuranz-Gesellschaften, Primarschulen, Schule für Linear-Zeichnung, Geometrie u. Mechanik, Kanonengießerei für die Marine, Kupfergießereien, Fabrik für Taue u. Ketten, Violinsaiten, Meubles, chemische Produkte, Weinessig, Brantwein, Stahl u. Feilen, Eisenwaaren, Porzellan, Ackerbau-Werkzeuge, Dampfmaschinenbauwerkstätten, Dampfschiffahrt zwischen Orleans u. Moulins. — N. gab der alten Familie der Herzoge von N. den Namen, von denen wir anführen: Louis Jules Mancini-Mazarin, Herzog von, bekannter unter dem Namen Herzog von Nivernais, geboren 1716, vollzog Botschaften in Rom (1748), Berlin (1756), London (1762) u. unterzeichnete den Frieden von 1763. Pair u. Staatsminister unter Ludwig XV. u. XVI., zog er sich 1791 zurück. Auf Chaumette's Anklage gerieth er 1793 in Haft, aus welcher ihn der 9. Thermidor rettete. Er starb 1798. Seine dichterischen Arbeiten erschienen: Paris 1807.

Newa, ein kaum 9 Meilen langer, aber sehr breiter Fluß im russischen Gouvernement St. Petersburg, der Ausfluß des Ladogasees, welcher Petersburg durchschneidet u. bei Kronstadt in den finnischen Meerbusen fällt. K. *)

Newcastle, Hauptstadt der englischen Grafschaft Northumberland, unweit der Mündung des Flusses Tyne, der hier einen sicheren Hafen für Schiffe von 200 bis 300 Tonnen bildet, hat mit der jenseits des Tyne liegenden Vorstadt Gateshead (zur Grafschaft Durham gehörig) 71,000 Einwohner. Die Stadt hat 7 Thore, 7 Kirchen, 7 Armenhäuser, 1 gutes Castell, 3 Hospitäler, 1 großes Krankenhaus, 1 Irrenhaus, 1 ökonomische Gesellschaft, physikalisch-chemisches Institut, Theater, eine Börse, Kaien am Flusse, der jedoch nur für kleinere Schiffe bis dahin befahrbar ist, und über den eine schöne steinerne, mit Häusern bedeckte Brücke führt. Der Ursprung N.s verliert sich im grauen Alterthum, seine commercielle Bedeutung stammt jedoch aus neuerer Zeit und der Grund dazu wurde gelegt, als man anfang, die unermesslichen Steinkohlenlager in der Nähe — ohne Widerrede die größten in der Welt — mit Hilfe der Dampfkraft auszubeuten. Jetzt bilden die beiden Ufer des Flusses ein ungeheueres Werft, welchem auf Eisenbahnen die Steinkohlen aus den Bergwerken zugeführt, u. von dem aus sie dann weiter verschifft werden. Die Ausfuhr betrug im Jahre 1843: 787,376 Tonnen. Außerdem werden in der Stadt noch höchst wichtige Manufacturen unterhalten. Den ersten Rang unter den Industrieerzeugnissen von N. nehmen die Glaswaaren ein. Es gibt in der Stadt u. Umgegend 12 Glashütten u. 3 große Spiegel- u. Kristallwaarenfabriken. Ferner besitzt N. 30 Geschirrfabriken, deren Erzeugnisse nach Deutschland, Holland, Norwegen, Dänemark, Spanien, Portugal u. s. w. in bedeutender Quantität Absatz finden. Die Fabrikate der 12 chemischen Fabriken werden nicht nur massenhaft in den inländischen Fabrikstädten verbraucht, sondern auch nach Deutschland, den nordamerikanischen Freistaaten u. den englischen Colonien versandt. Außerdem besitzt die Stadt Fabriken für Eisen- und Stahlwaaren, Schrot, Seife, Segeltuch, Eisengießereien, Dampfmaschinen-Fabrikwerkstätten und Blei- und Eisenwerke. Auch der Wallfischfang und die

Fischerei, welche durch mehr als 20,000 Seeleute betrieben werden, sind höchst beträchtlich.

Newhampshire, einer der vereinigten nordamerikanischen Staaten, mit 300,000 Einwohnern auf 447 □ Meilen, ist durch den Connecticut-Fluß im Westen von Vermont geschieden, gränzt südlich an Massachusetts, stößt dann östlich auf einer kurzen Strecke, nördlich von Merrimack bis zur Mündung des Piscataqua an den atlantischen Ocean u. dann weiter an Maine, gegen Norden an Canada. Außer dem Connecticut durchfließen das Land: der Merrimack in seinem Laufe von Nord-Nord-West nach Süd-Süd-Ost, und der Saco nebst dem Androscoggin, und der bedeutendste See ist der Winnipiseegne. An der Küste sind die beiden Rheben von Rye u. Hampton u. der vorzügliche Hafen von Portsmouth. Das Land ist eben u. nur mit einigen Höhen besetzt, 8 bis 10 Lieues von der Küste ab; dann erhebt es sich u. im Norden stehen die Whit-Mountains (Weiße Berge), 6000 bis 7000 Fuß über dem Meer. Produkte sind: Pferde, Rindvieh, Schaafe, Schweine, Weizen, Korn, Reis, Gerste, Buchweizen, Wolle, Hopfen, Hanf u. Flachs. Für die höhere Bildung besteht ein College zu Hannover; eben daselbst eine medizinische Schule; eine theologische Schule zu Gilmanton. Die Hauptbeschäftigung bilden die Landwirthschaft, der Manufakturbetrieb u. der Handel, besonders von Portsmouth aus. Eingetheilt ist der Staat in 10 Grafschaften: Rockingham, Merrimack, Hillsborough, Cheshire, Sullivan, Strafford, Belknap, Carroll, Grafton, Coos. Die Grafschaften Belknap u. Carroll wurden 1840 aus Strafford gebildet: Hauptstadt: Concord, wo sich jährlich im Juni die Legislatur versammelt. Andere Orte: die Hafenstadt Portsmouth 8000 Einwohner, Dover 6500 Einwohner, Nashua 6400 Einwohner u. Die Colonisation begann 1623 durch die Engländer. —

Newjersey, einer der nordamerikanischen Freistaaten, zwischen New-York, Pennsylvanien u. dem Meere, zum Theil Halbinsel, 392 □ Meilen mit 375,000 Einwohnern (1840), darunter 21,000 freie Farbige. Vom gebirgigen Norden (Savangunk-Gebirge u. Schooleyberge) fällt das Land nach den Küsten zu in eine sandige, angeschwemmte Fläche ab. Der Delaware gränzt nördlich gegen Pennsylvanien ab, der Kariton ergießt sich in die Karitonbai; in die Newarkbai mündet der Hackensack u. Passaic. Der Bergbau fördert Eisen, Blei, Kupfer und Kohlen zu Tage; der Ackerbau liefert reiche Ernten, die Viehzucht findet in herrlichen Grasländern u. Marschwiesen großen Vorschub. Ganze Strecken im Oberlande sind noch mit Waldungen bedeckt. Die Industrie ist äußerst lebhaft, und man schätzt das in ihr angelegte Kapital auf 12½ Millionen Dollars. Den bedeutenden Binnen- u. Transitohandel unterstützen 2 Kanäle, 3 Eisenbahnen u. 24 Banken. Dem Unterricht wird große Aufmerksamkeit geschenkt. Einnahmen 1842: 125,700, Ausgaben 114,828 Dollars. Keine Schulden. Die Legislatur versammelt sich in Trenton am Delaware mit 7000 Einwohnern. Größer ist Newark. Andere Städte sind: Elizabethtown 4300 Einwohner, Franklin 4000 Einwohner, Bergen 5500 Einwohner, Middletown 6200 Einwohner, Schrewsbury 6000 Einw. u. — Die ersten Ansiedler waren Dänen im Jahre 1624, zu welchen Schweden kamen. England erhielt N. von den Holländern 1604. —

Newman, Baccalaureus der Theologie, Mitglied der Universität Orford, vor seiner Rückkehr zur katholischen Kirche Pfarrer an der Kirche der heiligen Jungfrau Maria daselbst, wirkte, als einer der talentvollsten und gelehrtesten Anglo-katholiken u., nebst dem etwas älteren Bussey (s. d.) die Seele dieser Partei, in der genannten Stellung besonders einflußreich auf die studirende Jugend durch seine Predigten, die er, sowie mehrere andere Schriften theologischen Inhalts, im Drucke herausgab u. dadurch bald auch in weiteren Kreisen als tiefer Denker und frommer Geistlicher bekannt wurde. Einige vernücherte Anglikaner suchten zwar die Jugend von seinen Predigten ferne zu halten u. dadurch seinen Einfluß zu schwächen; es schlug jedoch zu ihrem Nachtheile aus, sofern die daraus entstandenen Streitigkeiten nur die Zahl von N.s Schülern vermehrten. Mit dem Er-

scheinen der „Abhandlungen für die gegenwärtige Zeit“ (Tracts for the times) im Jahre 1833, wurde der literarischen Thätigkeit N.s ein neues Feld eröffnet, sofern er hier als thätiger u. eifriger Mitarbeiter auftrat. Bekannt ist die 98. u. zugleich letzte Abhandlung, die im Jahre 1841 erschien u. deren Verfasser N. ist. In dieser Abhandlung suchte er die 39 Artikel der englischen Kirche mit den Bestimmungen des Concils von Trient in Einklang zu bringen. Um zu zeigen, wie N. hiebei verfuhr, soll hier eine kleine Probe stehen. Wie so manche Sekte, nennt auch die englische Kirche die Bilderverehrung eine Bilderanbetung. Wenn nun in den 39. Artikeln von Bilderanbetung gesprochen u. diese verdammt wird, so sagt N., das habe auch die Kirchenversammlung von Trient gethan u. die 39 Artikel verworfen, also bloß einen in jener Zeit bei den Katholiken sich findenden Mißbrauch, nicht aber die Bilderverehrung überhaupt. Mit der Lehre der katholischen Kirche war N. schon in früher Zeit ganz einverstanden und suchte dem absterbenden dürren Baume der englischen Kirche dadurch gleichsam aufzuhelfen, daß er lebenskräftige Sprossen, die er der katholischen Kirche entlehnte, jenem einpfropfte. Katholik aber wollte N. um diese Zeit noch um keinen Preis seyn. In den Schriften, die vom Jahre 1833 — 37 von ihm erschienen, nennt er die römische Kirche eine verlorene. Auch in den Streitigkeiten, die durch die 90. Abhandlung entstanden, zeigt sich noch eine große Abneigung bei ihm gegen die katholische Kirche. Doch ist die Ahnung, daß in dieser Kirche jenes verlorene Paradies sei, nach dem sein Herz u. sein Geist so mächtig verlangt, viel stärker u. klarer. „Das Jahrhundert strebt, schreibt er, ich weiß nicht nach welchem unbekannten Etwas hin u., was außerordentlich ist, die einzige religiöse Gemeinschaft, welche im Verlaufe dieser letzten Jahre sich unter uns im Besitze dieses Unbekannten zeigte, ist die Kirche von Rom. Sie allein hat, trotz ihrer Irrthümer u. der Unbequemlichkeit ihres praktischen Systems, den innigen Gefühlen der Anbetung, der Geheimnisse, der Zärtlichkeit, der Ehrfurcht, der Andacht u. so vieler anderer, welche man insbesondere katholische Gefühle nennen kann, eine freie u. regelmäßige Entwicklung gegeben.“ — Daß in der katholischen Kirche die volle und ungetrübte Wahrheit sei, wenigstens in der Theorie, drang sich ihm vom Jahre 1841 immer unabwiesbarer auf u. brachte ihn so weit, daß er alle Schmähungen, die er in unklarem Eifer auf sie gewälzt, öffentlich widerrief. Er konnte es kaum begreifen, daß er als einzelnes Individuum gegen eine so alte, so verbreitete Gemeinschaft, die so viele Heilige erzeugte, solche Dinge sagen konnte u. entschuldigte sich damit, daß dieses eigentlich nicht einmal seine eigenen Worte seien, sondern die aller englischen Theologen, die, so gelehrt, so ausgezeichnet sie auch waren, sich doch in Schmähungen gegen Rom überboten. Sodann wünschte er auf diese Weise die Anschuldigung des Romanismus zurückzuweisen. — Seit dieser Widerruf bekannt wurde, erhob sich natürlich das Geschrei seiner Gegner über Romanismus noch ärger u. lauter. Man muß sich auch wirklich fragen, warum N. nicht in die katholische Kirche zurückkehrte, die er doch als die Trägerin der Wahrheit und Gnade erkannt hatte? Eine offene, volle Antwort hierauf gibt einer seiner Schüler in einem Schreiben, das an das Univers gerichtet war, um die Franzosen gegen den Puseyismus zu orientiren. — „Meine Herren“, schreibt dieser junge Anglo-Katholik, „die Demuth, die erste Bedingung jeder gesunden Verbesserung, mangelt uns nicht; wir seufzen über die Sünden, die unsere Vorfahren begingen, indem sie sich von der katholischen Welt trennten; wir empfinden ein heißes Verlangen, uns mit unseren Brüdern zu vereinigen; wir lieben mit ungeheuchelter Liebe den apostolischen Stuhl, den wir als das Haupt der Christenheit anerkennen, u. dieß um so mehr, als die Kirche von Rom unsere Mutter ist, welche aus ihrem Schooße den glückseligen heiligen Augustin schickte, um uns ihren unerschütterlichen Glauben zu überbringen. Wir erkennen auch an, daß weder unsere Formulare, noch der Kirchenrath von Trient uns an einer Vereinigung hindern. Nach allen diesen Zugeständnissen können Sie mich wohl fragen: warum kommt ihr denn nicht, auch mit uns zu vereinigen? — Vorerst, meine Herren, unterscheidet N., während

er sich so bestimmt über die Reinheit der von der Kirche Roms geltend gemachten Formulare ausdrückt, immer zwischen dem Systeme der Kirchenversammlung von Trient u. einem andern Systeme, welches in dieser Kirche besteht. Während er Gott dankt, daß er die Kirchenversammlung von allem formellen Irrthum in Glaubenssachen bewahrt habe, behauptet er zugleich, daß in Sachen der Ausübung Verderbniße in der Kirche seien, gegen welche die Kirchenversammlung selbst die Stimme erhebt, welche aber nichts desto weniger noch bestehen u. laut eine Verbesserung fordern. — Er behauptet immer, daß die Theorie der Kirche rein sei; indessen fürchtet er, es sei ein gutgeheißenes System vorhanden, welches in der Ausübung, statt der Seele des Sünders die heilige Dreieinigkeit, den Himmel u. die Hölle vorzustellen, die heilige Jungfrau, die Heiligen u. das Fegfeuer an die Stelle jener setzt. Allerdings bildet alles dieses keinen wesentlichen Theil des Glaubens der Kirche; indessen gesteht er, daß dieses System so laut eine Reform erheische, daß es der anglikanischen Kirche unmöglich sei, sich der römischen in die Arme zu werfen.“ — Das waren also die Aufhümer des „praktischen Systems,“ die N. von der Kirche ferne hielten. Das Aufgeben dieser vermeintlichen Dinge ist ihm die Reform, die er von Rom fordert, um alsbald in Gemeinschaft mit demselben zu treten. Man sieht hier wieder, was Vorurtheile u. anezogener Haß vermögen, selbst bei einem Manne von so scharfem Blicke und großem Geiste. N. bricht anfänglich mit allen seinen Glaubensgenossen über die katholische Kirche den Stab; seine Studien lassen aber keinen Zweifel mehr in ihm aufkommen, daß alle Ergüsse des anglikanischen Eifers Verläumdungen sind; er spricht die Kirche theoretisch frei. Unbekannt mit dem katholischen Leben u. Leiden, trägt er das Bild, das ihm von Kindheit an von der Kirche gemacht u. eingeprägt wurde, auf die Praxis über u. glaubt hier den Götzendienst, den Irrthum, die Lüge zu finden, die er in den Dogmen der Kirche vergebens sucht. — Will man die Thätigkeit u. den Einfluß N.s nach seinem ganzen Umfange kennen lernen u. würdigen, so darf man den Antheil nicht überschen, den er an der Herausgabe und Redaction der *British critic* hatte. Es ist dieses eine Vierteljahresschrift, die ebenso Theologie, als Kunst u. Politik, in ihren Bereich zieht u. mit großer Gründlichkeit u. umfassender Gelehrsamkeit vom anglikatholischen Standpunkte aus beurtheilt. Die Gediegenheit u. ernstwissenschaftliche Haltung verschafften der Zeitschrift sehr schnell Eingang u. mit ihr auch den pusevitischen Ansichten u. Grundfäßen. War aber N. einmal muthig genug, die Halbsheit der anglikatholischen Bewegung zu durchschauen, so war es mehr nicht, als eine natürliche Consequenz, daß er, nach gewonnener Einsicht und durchdrungen von dem Lichte der göttlichen Gnade, jetzt nicht mehr säumte, in den Schooß der katholischen Kirche zurückzukehren, die in ihm einen ihrer treuesten Söhne begrüßte. Vgl. *Neue Zion*, 1845. Nr. 140. — *S. N. Entwickl. d. christl. Lehre*. Aus dem Englischen, Schaffhausen 1846.

Newton, Sir Isaac, war geboren den 25. December 1642 zu Woolsthorpe in der Graffschaft Lincoln in England, wenige Monate nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters, eines Landbesizers. Schwächlich von Geburt u. das einzige Kind seiner Eltern, wurde N. von seiner Mutter, nach deren Wiederverheirathung aber von der Großmutter erzogen, bis er in seinem 12. Jahre nach Grantham in die öffentliche Schule kam; bald nahm er hier an Lerneifer sehr zu u. beschäftigte sich, namentlich in den Freistunden, in hohem Maße mit mechanischen Arbeiten. In seinem 15. Jahre wurde er von seiner Mutter, die wieder Wittve geworden, nach Woolsthorpe zurückgerufen, um sich der Landwirthschaft zu widmen; seine Fortschritte in dieser waren aber so gering u. sein Eifer zu studiren so groß, daß sich seine Mutter bald genöthigt sah, ihn, ungeachtet ihrer geringen Vermögensverhältnisse, nach Grantham zu seinen gelehrten Beschäftigungen zurückzugeben. 1660 kam N. in das Trinity-Collegium nach Cambridge; 1666 ging er, des Ausbruches der Pest wegen, für einige Zeit nach Woolsthorpe; 1669 erhielt er nach der Abbanlung des um ihn viel verdienten Barrow die Professur der Mathematik in Cambridge. Nun begann für N. eine Zeit der wichtigsten Entdeckungen:

schon 1666 hatte er durch Untersuchungen mit dem Prisma die Entdeckung gemacht, daß das Licht nicht homogen ist, sondern aus Strahlen besteht, von welchen einige mehr brechbar sind, als die anderen. Im selben Jahre entdeckte er den in der Mathematik äußerst wichtigen binomischen Lehrsatz u. kam mittelst desselben zu der Lehre von den Fluxionen, welche er ebenfalls in diesem Jahre erfand. Eine andere für die Astronomie höchst wichtige, Entdeckung machte er 1666 während des Aufenthaltes in Woolsthorpe: er saß allein im Garten u. wurde durch einen herabfallenden Apfel zum Nachdenken über die Natur der Schwere gebracht, jener merkwürdigen Kraft, welche verursacht, daß alle Körper nach dem Mittelpunkt der Erde streben; er entdeckte damals schon das Gesetz der Schwere, war aber in der Anwendung desselben auf den Lauf der Himmelskörper noch nicht glücklich, da hiezu die nöthigen genauen Vorarbeiten noch mangelten u. N.s eigene Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände abgelenkt wurde. Diese Entdeckungen waren insgesammt noch unbekannt, als N. Professor der Mathematik wurde und dadurch alsbald sich aufgefordert fand, seine Untersuchungen u. Forschungen fortzusetzen u. auszudehnen u. zugleich das wirklich Ausgefundene bekannt zu geben. Zum erstenmale zog N. die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich durch seine Spiegelteleskope; er hatte 1668 das erste Spiegelteleskop selbst construiert, welches wirklich zu Stande kam u. zu Beobachtungen am Himmel verwendet wurde. Die königliche Gesellschaft von London erfuhr von dem Vorhandensein dieses Teleskops u. verlangte es zu sehen. Bei der Prüfung in den ersten Tagen Januars 1672 fand das Instrument ungetheilten Beifall u. die unmittelbare Folge war, daß N. zum Mitgliede der Gesellschaft erwählt wurde. Er legte nun seine Entdeckung über die Brechung der Lichtstrahlen vor, die ebenfalls den größten Beifall fand, den Entdecker aber in vielfache Streitigkeiten mit Pardies, Professor in Clermont, Franz Linus, Arzt in Rüttich u. dessen Schüler Gascoigne, mit Robert Hooke, Mitglied der Londoner Gesellschaft u. mit dem holländischen Naturforscher Huyghens verwickelte, die ihn so unangenehm berührten, daß er schließlich bedauerte, durch die Bekanntgebung seiner Entdeckungen ein so wesentliches Glück, wie seine Ruhe, aufgeopfert zu haben. Später jedoch wendete er sich abermals optischen Untersuchungen zu u. veröffentlichte seine Arbeiten, jedoch erst nach dem 1702 erfolgten Tode Hooke's, mit dessen nebenbuhlerischer Eifersucht er nicht neuerdings zusammenstoßen wollte. Das Werk erschien unter dem Titel: „Optics or a treatise of the reflexions, inflexions and colours of light,“ London 1704 u. wurde mit N.s Billigung von Dr. Samuel Clarke ins Lateinische übersetzt unter dem Titel: „Philosophiae naturalis principia,“ London 1703. Beide Ausgaben erlebten viele wiederholte Auflagen, auch wurde das Werk wiederholt ins Französische übersetzt u. vielleicht niemals ist ein Werk von tiefer Wissenschaft in einem so weiten Kreise verbreitet worden. Mittlerweile hatte N. sich astronomischen Untersuchungen zugewendet; die nächste Veranlassung dazu gab, als 1678 die königliche Gesellschaft in London seine Meinung über ein System der physischen Astronomie verlangte. In Folge dessen richtete N. im November 1679 ein Schreiben an Hooke, der seit einem Jahre Sekretär der Gesellschaft war u. schlug einen direkten Versuch vor, um die Bewegung der Erde um ihre Ase darzuthun; nämlich durch Beobachtung, ob Körper, die aus einer beträchtlichen Höhe fallen, in vertikaler Richtung herabkommen, wie es bei ruhender Erde seyn mußte, oder nicht. N. verwickelte sich hier in Irrthümer; in Folge der Verhandlungen darüber mit Hooke u. Halley fand er das Gesetz auf, daß ein Planet, auf den eine, mit dem Quadrat der Entfernung in umgekehrtem Verhältnisse stehende Kraft wirkt, eine elliptische Bahn beschreibt, in deren einem Brennpunkte die Anziehungskraft befindlich ist. So hatte N. die wahre Ursache aller Bewegungen der Himmelskörper entdeckt, aber noch fehlte ihm der Beweis, daß eine solche Kraft in der Sonne u. in den Planeten wirklich vorhanden ist. Erst 1682 wurde er durch das Bekanntwerden der 1679 in Frankreich durch Picard ausgeführten Messung eines Grades des Meridians veranlaßt, seine bereits 1666 angestellten Berechnungen mit

den neuen Daten wieder aufzunehmen u. es gelang ihm, dieselben zu günstigem Ziele zu führen. Die Hauptresultate schickte er in einer Reihe von Sätzen über die Bewegung der Hauptplaneten um die Sonne 1683 an die Londoner Gesellschaft; durch den Druck veröffentlichte er sie als „*Philosophiae naturalis principia mathematica*“, London 1687. In demselben Werke machte N. auch zum ersten Male das Fundamentalprincip der Fluxionsrechnung bekannt, ohne jedoch eine Unterweisung über die Rechnungsmethode zu geben, welche erst 1693 durch Wallis bekannt gemacht wurde, von N. selbst aber 1704 in dem ersten Ausgabe seiner Optik angefügten „*Tractatus de quadratura curvarum*“ erklärt worden ist. 1707 erschien N.s „*Arithmetica universalis*“, nach seinen Vorlesungen herausgegeben von Wilson, seinem Nachfolger auf dem mathematischen Lehrstuhle in Cambridge. 1711 erschien mit N.s Zustimmung seine kleine Abhandlung: „*Methodus differentialis*.“ Keine einzige seiner mathematischen Schriften hat N. freiwillig der Welt mitgetheilt; alle wurden ihm abgedrängt oder durch Plagiat aus seinen Handschriften entzogen. Der Grund, der N. bei seiner Geheimhaltung leitete, war wohl der Wunsch, in seine Streitigkeiten verwickelt zu werden, was er aber auf diesem Wege nicht erreichte; denn eben diese Geheimhaltung seiner Lehre von den Fluxionen brachte ihn in verdrückliche Kämpfe mit Leibniz, der als sein Rival erscheint, während er bei rechtzeitiger Bekanntgebung von N.s Lehre nur als sein Schüler auftreten würde, so aber durch N.s Andeutungen selbst zur Auffindung der Lehre von den Fluxionen gebracht wurde. — 1687 war N. Mitglied der Disputation gewesen, welche den Eingriffen Jakobs II. sich widersetzen sollte; im folgenden Jahre wurde er zum Parlamentsmitglied für die Universität gewählt; 1695 wurde er auf Vorschlag seines alten Freundes, des Kanzlers des Finanz-Collegiums, Montague, nachherigen Grafen von Halifax, zum Münzaufseher ernannt u. bewirkte als solcher die Umprägung der Münzen; 1699 wurde er Münzmeister; nun übertrug er seine Professur an Whiston u. gab sie 1703 ganz auf; 1701 wurde N. abermals Mitglied des Parlaments für die Universität Cambridge; 1703 wurde er zum Präsidenten der königlichen Gesellschaft in London erwählt u. wurde jährlich wieder erwählt bis zum Schlusse seines Lebens; 1705 erhielt er die Ritterwürde. Am Abende seines Lebens verlegte sich N. auf theologische Untersuchungen, welche ihm aber nicht solchen Ruhm erwarben, wie seine vorhergehenden mathematischen, astronomischen u. physikalischen; ja, sie wurden mit zur Begründung des Verdachtes benützt, daß er in den späteren Jahren nicht ganz seines Geistes mächtig gewesen. Man hat diese angebliche Geisteszerrüttung mit dem Umstande in Verbindung bringen wollen, daß ihm 1692 in seinem Laboratorium wichtige Manuskripte verbrannt seien; allein nach dieser Zeit war N. jedenfalls noch seiner Geisteskräfte völlig Herr, wie seine öffentlichen u. gelehrten Beschäftigungen zur Genüge ausweisen. Schon bei seinen Lebenszeiten hatte N. in vollem Maße den Ruhm genossen, der seinen Verdiensten gebührte; nach seinem Tode am 20. März 1727 wurde seine Leiche von Kensington nach London gebracht, auf dem Paradebette ausgestellt u., getragen von Herzogen u. Grafen, in der Westminster-Abtei beigesetzt, woselbst ihm 1731 seine Erben ein prächtiges Denkmal errichteten. — Seine Werke erschienen gesammelt in lateinischer Sprache herausgegeben von Horsley in 5 Bden., London 1779—1785. Eine weitere vollständige Ausgabe veranstalteten Lesueur u. Jacquier in 3 Bden., Genf 1730—1742. — Vgl. Brewster, *The life of Sir N.*, London 1831; deutsch Epz. 1833. E. Buchner.

New-York, 1) einer der Staaten der nordamerikanischen Union, gränzt nördlich u. westlich mit dem St. Lorenzstrome, dem Ontario- u. Erie-See an Canada, südlich u. südwestlich an Pennsylvanien u. New-Jersey u. südöstlich von dem Hudsonflusse eine kleine Strecke an den Long-Island-Sound im atlantischen Ocean, östlich an Connecticut, Massachusetts u. Vermont, hat 2170 □ M. u. 2,600,000 Einwohner. Im Südosten steht das Alleghany-Gebirge, dessen bedeutendster Theil die Catskill-Berge sind, zu 3500 Fuß Höhe. Die Flüsse sind: zum Theile der St. Lorenzstrom, ganz der Hudson mit dem Mohawk u. Schoharrie; der Dela-

ware, Susquehanna mit dem Tioga u. Chenango; der Alleghany, Genessee, Black-River, Oswego mit dem Seneca, der Cattaraugus, Cayuga, Tonawanta, Oswegatchie, Grass-River, Racket, St. Regis, Sable-River u. Saranac. Sehr bedeutend ist die Viehzucht u. Landwirthschaft. Die Produkte sind Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine, Weizen, Korn, Hafer, Gerste, Buchweizen, Mais, Wolle, Hopfen, Wachs, Kartoffeln, Eisen u. Steinkohlen, Mineralquellen (zu Saratoga u. Ballston). Die Industrie beschäftigt Eisenwerkstätten, Del-, Mahl- u. Schneidemühlen, Brannweinbrennereien, Pottaschfiedereien, Tuch-, Wollzeug- u. Baumwollwebereien. Der bedeutende Handelsverkehr wird durch eine große Zahl Kanäle, 50 Eisenbahnen, 87 incorporirte und 44 freie Banken befördert. Besonders ist der große Erieanal, welcher von Buffalo am Erie über den Genessee, Oswego, längs des Mohawk mittelst 92 Schleusen u. 23 Wasserleitungen zu dem 79 Meilen entfernten Albany von Hudson geführt ist u. zu 568 Fuß Höhe steigt. Den Champlainsee u. Hudson verbindet ein Kanal, welcher durch 18 Schleusen 50 Fuß tief sinkt. Große Landseen im Innern sind: Oneida, Cayuga, Seneca, Canandagua, Chataughque, Skaneateles, Oswego, Otsego, Long, Crooked, Onondaga und der St. George. Das Land ist nur nach den Seen hin flach, im Süden hügelig, in der Mitte gebirgig, sonst gewellt. Längs des Hudson streichen die Taconuberger mit reichen Eisen- u. Steinkohlenlagern u. im Westen die Kaatskillberge, welche im High Peak 3019, im Round Top 3105 Fuß erreichen. Im Süden schließen sich andere Zweige der Apallachen an. — Höhere Unterrichtsanstalten sind: die Colleges zu N., Schenectady, Clinton, Hamilton, Geneva u. die Universität zu N., das medizinische Institut zu Geneva u. physikalische College zu N. u. ebendasselbst die medizinische Fakultät u. das Rechtsdepartement an der Universität ebendasselbst. Eingetheilt ist das Land in die beiden Distrikte: Northern-Distrikt mit 44 Grafschaften u. Southern-Distrikt mit 14 Grafschaften. Die vollziehende Gewalt ruht in den Händen eines Gouverneurs u. Lieutenant-Gouverneurs, die auf zwei Jahre erwählt werden; die gesetzgebende Gewalt übt der Senat u. die Assembly. Hauptstadt ist Albany (s. d.); andere bedeutende Städte sind: New-York (s. d.), Hudson, mit 6000 Einwohnern u. schönem Flusshafen, Buffalo (s. d.), Brooklyn, auf Long-Inseland, New-York gegenüber, mit 37,000 Einwohnern, Rochester am Erieanal, Fabrikstadt mit 21,000 Einwohnern, Utica am Mohawk u. Erieanal, blühende Handels- u. Fabrikstadt mit 13,000 Einwohnern, Troy am Hudson mit 20,000 Einwohnern, Handel u. Fabriken ic. — 2) N., die größte Stadt in dem gleichnamigen Staate u. in der ganzen Union, so wie der erste Handelsplatz in derselben, ist an der südlichen Spitze der Manhattinsel erbaut, da, wo der Hudson u. der East-River sich vereinigen, zählt nahe an 400,000 Einwohner, worunter 30,000 Katholiken, u. ist Sitz eines katholischen u. anglikanischen Bischofs. Die Stadt ist schön gebaut. Ausgezeichnete Gebäude sind: das Stadthaus, die St. Johannis-Kirche, St. Pauluskirche, Dreieinigkeitskirche, katholische Kathedrale, Arsenal. Von wissenschaftlichen Anstalten nennen wir: das Museum, Athenaeum, Universität, medizinische u. andere Colleges, nämlich das Episcopal-Columbial-College, das College der physikalischen und chirurgisch-medizinischen Fakultät, das Rechtsdepartement der Universität. Die Größe u. Volksmenge N.s nahm schneller zu, als irgend einer Stadt der vereinigten Staaten von Nordamerika; 1699 enthielt es bloß 6000 Einwohner; 1774, kurz vor dem Beginne des amerikanischen Freiheitskrieges, war die Zahl der Bewohner bereits auf 22,750 gestiegen, während des Krieges selbst blieb solche unverändert. Von 1783 an nahm sie aber reißend zu. Ursprünglich wurden die Häuser fast durchgängig aus Holz erbaut und die Straßen eng u. dicht an einander gelegt; jetzt sind aber die meisten alten Häuser weggerissen u. durch steinerne ersetzt. Die neuen breiteren Straßen durchschneiden sich sämtlich in rechten Winkeln u. sind gut gepflastert u. gehörig erleuchtet. Die ehemals in der Nachbarschaft der Stadt gelegenen Sümpfe sind jetzt sämtlich ausgefüllt: eine Maßregel, welche viel dazu beigetragen hat, den Gesundheits-

zustand zu verbessern; was aber die Reinlichkeit der Straßen u. s. w. im Ganzen anbelangt, so ist N. weder mit den britischen, noch mit anderen Städten der alten Welt zu vergleichen. Das gelbe Fieber, von dem N. zuweilen heimgesucht wird, pflegt nur in den niedrigen Vierteln der Stadt auszubrechen u. ist überhaupt gegenwärtig nicht mehr so vorherrschend, wie ehemals. N. hat Fabriken in Baumwolle, Teppichen, Gold-, Silber-, Eisen-, Sattler- u. chemischen Waaren, Spitzen, Leder, Lichtern, Seife, Schokolade, Pianoforte's, namentlich auch in guten Hüten, von denen jährlich für mehr als eine Million Dollars auswärts verkauft werden; auch besitzt die Stadt ausgedehnte Maschinenbauerwerkstätten u. zahlreiche u. große Schiffswerften. Sein Emporblühen verdankt aber N. vorzüglich seinem Handel, der durch die ausgezeichnet günstige Lage der Stadt hervorgerufen worden ist. Die Bai von N., so wie der innere Hafen, gehören zu den geräumigsten u. schönsten Landungsplätzen, die es gibt, indem die Hügel ringsum Schutz gewähren u. der Untergrund vortrefflich ist. Hiezu kommt noch ein umfassendes Canalisations-System u. ausgedehnte Eisenbahnen. Die Einfuhrartikel umfassen Manufaktur- u. Fabrikwaaren aller Art, besonders viel Metallwaaren, Steingut u. Glas, alle Colonial- u. Farbewaaren, viel chinesischen Thee u. hauptsächlich auch viel Wein u. Branntwein aus Frankreich u. Spanien. Die Ausfuhrartikel sind: feines Weizenmehl, Mais u. Getreide, auch Leinsamen, Tabak u. Pelzwerk, Baumwolle u. Reis von den südlichen Staaten, ferner Seife, Pottasche, Schmalz, Talg, Lichter, vorzüglich auch Wallrathlichter u. weit über 1 Million Gallons Wallfischthran. Die Tonnenzahl der N. zugehörigen Schiffe ist größer, als die von Liverpool, oder irgend einer andern Stadt, mit einziger Ausnahme von London. Unterstützt werden die Geschäfte durch eine Börse, eine Handelskammer, ein Handelsgericht, mehrere Handelsgesellschaften u. eine große Anzahl von Privatbanken u. Versicherungsgesellschaften. Auch hat N. eine Buchhändlermesse u. in 50 Etablissements einen blühenden Buchhandel; auch mehr als 30 Buchdruckereien, darunter die große Druckerei der amerikanischen Bibelgesellschaft. Sonst lieferte man auch sehr viel Nachdruck englischer Werke.

Ney, Michael, Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa, Pair und Marschall von Frankreich, der Sohn eines Böttchers von Saarlouis, wo er am 10. Januar 1769 geboren wurde, trat, nachdem er zuvor bei einem Advokaten u. nachher bei einem Generalprocurator gearbeitet hatte, sodann Aufseher in einem Bergwerke zu Achenweiler gewesen war, 1787 in ein französisches Husarenregiment, wurde 1792 Offizier, 1794 Capitain u. schwang sich unter Kleber durch Tapferkeit u. militärische Talente zu dessen Generaladjutanten u. nach der Einnahme Jorcheims (1796) zum Brigadegeneral empor. Unter Hoche zeichnete er sich (1797) bei Neuwied aus, wurde hierauf gefangen, ging nach seiner Auswechslung (1799) als Divisionsgeneral bei Mannheim über den Rhein u. bemächtigte sich der Stadt; 1798 trat er zur Donauarmee, drang gegen Stuttgart vor, focht bei Laufen, eilte Mannheim zu Hülfe u. erhielt das provisorische Commando der Rheinararmee, das er bald an Lecourbe übergab. Hierauf stand er unter Moreau, zeichnete sich vor u. nach dem Waffenstillstande mehrmal aus, besonders bei Zürich u. Hohenlinden, wo er u. Grouchy hauptsächlich die Schlacht entchieden. 1802 vermählte er sich mit Madmoiselle Auger, der vertrauten Freundin von Hortensia Beauharnais. In demselben Jahre ward er außerordentlicher Gesandter bei der helvetischen Republik u. nach Napoleons Thronbesteigung Marschall. In dem Feldzuge von 1805 schnitt er durch den Donauübergang bei Elchingen Mack in Ulm ab u. drang bis Tyrol u. Kärnthen vor, nahm 1806 an dem Siege bei Jena u. nach der Uebergabe Magdeburgs an denen bei Eylau u. Friedland Antheil, ging 1808 mit dem 6. Armeecorps nach Spanien, von wo er, als er nach großen Waffenthaten sich mit Massena entzweite, zurückberufen wurde. Erst im Feldzuge gegen Rußland wurde ihm wieder ein Armeecorps, das 3., übergeben, mit welchem er sich in der Schlacht an der Moskwa den Beinamen „der Bravste der Braven“ erwarb. Nach dem Brande von Moskau führte er den

Nachtrag des flüchtigen Heeres u. schlug sich unter den schwersten Drangsalen heldenmüthig bei Kraśnoie u. an der Bereżina durch. Im Jahre 1813 hatte er an den Schlachten bei Lüzen u. Bautzen ruhmvollen Antheil, wurde aber auf seinem Zuge gegen Berlin zurückgeworfen, bei Dennewitz geschlagen u. bei Leipzig verwundet. Mit dem alten Muthofocht er bei Hanau u. machte den Verbündeten in zahlreichen Treffen Schritt für Schritt den französischen Boden streitig. Nach der Einnahme von Paris bestimmte vornehmlich er durch seine freimüthigen Aeußerungen Napoleon zur Entsagung, erhielt darauf von den Bourbonen die höchsten Günstbezeugungen, wurde Pair von Frankreich u. Commandant fast über die ganze Cavalerie, so wie über das 6. Armee-corps. Bei der Landung Napoleons zog er gegen diesen an der Spitze eines beträchtlichen Heeres, ging aber, hingerissen von der neuerwachten Begeisterung, in Aurenre mit dem Heere zu Napoleon über, führte in dessen letzten Kämpfen den linken Flügel, focht bei Quatrebras gegen Wellington, führte bei Waterloo die große Colonne gegen das englische Centrum u. verließ, nachdem 5 Pferde unter ihm getödtet worden waren, als einer der Letzten das Schlachtfeld. Er eilte nach Paris u. erklärte in der Pairskammer Alles für verloren, verbarg sich darauf, nach der Rückkehr Ludwigs, bei einem Freunde, wurde aber entdeckt und, da das Kriegsgericht sich für incompetent erklärte, vor die Pairskammer gestellt. Ungeachtet der trefflichen Vertheidigung Dupin's zum Tode verurtheilt, ward er den 7. December 1815 in dem Garten des Luxemburg erschossen. Seine Büste wurde nach der Julirevolution im Pantheon zu Paris aufgestellt.

Niagara, ein Fluß in Nordamerika, zwischen New-York u. Ober-Canada, fließt aus dem Nordost-Ende des um 300 Fuß höher liegenden Erie-Sees in das Nordwest-Ende des Ontario-Sees. Er ist nur $7\frac{1}{2}$ Meilen lang. Bei der Navy-Insel wird der Lauf reißend, u. unweit unterhalb ist der weltberühmte Wasserfall. Vor dem Sturze wendet sich der Fluß aus Nordwesten nach Nordosten und dessen Breite vermindert sich von 1 Lieue bis auf $\frac{1}{4}$ Lieue, zwischen hohen, steilen Ufern. Der Wasserfall wird durch die Insel Iris oder Goat-Inseland ein zweifacher, von denen der westliche u. breiteste an 144 Fuß senkrecht hoch; der andere ist wieder durch eine kleine Insel getheilt. Das Toben des Wassers hört man in einer Entfernung von 8 bis 9 Meilen, und in der Nähe zittert die Erde. Zwei Nebenflüsse des Niagara sind: der Welland oder Chipeway links, der Tonawanta rechts. — Rechts an der Mündung des Flusses in den Ontario-See liegt die befestigte Stadt gleiches Namens, die durch die Dampfschiffahrt mit New-York u. Kingston in Verbindung steht, 1500 Einwohner, einen trefflichen Hafen u. bedeutenden Handel hat.

Nibelungenlied heißt das vorzüglichste u. vollendetste Denkmäl unserer volksthümlichen Epik. Dasselbe kann im Allgemeinen als der Gipfel und Schluß des ganzen nationalen einheimischen Sagenkreises betrachtet werden u. ist gleichsam die universelle Selbstvollendung der nationalen Heldensagen. Es wird in diesem Gedichte, das in seiner gegenwärtigen Gestalt aus den Jahren 1190—1210 stammt, der Kampf einer großartigen moralischen Kraft gegen die Nothwendigkeit des Schicksals dargestellt, das in antiker Bestimmtheit als wesentliche Quelle des Tragischen erscheint. An einen bestimmten Verfasser ist eben so wenig zu denken, als bei den Homerischen Gedichten. Das Heldenthum der Hunnen, Ostgothen, Franken und Burgunder bildet den Hauptinhalt; diese einzelnen Völkerschaften werden wieder in einzelnen Helden repräsentirt, so die Hunnen in Hgel (Attila), die Gothen in Dietrich von Bern, die Franken in Siegfried, die Burgunder in Günther u. Hagen. Als eine allgemeine, gleichsam verständig vermittelnde Person erscheint Hildebrand. Seit J. v. Müller das wichtige Wort sprach, „das N. könne die deutsche Ilias werden,“ erhoben sich berufene u. unberufene Lobpreiser, Kritiker u. Krittler, u. es entstand, wie einst eine Gräkomanie und Gallomanie, so eine Nibelungomanie, die sich z. B. bei Werlich in seiner Parallele der Ilias u. des N. (Jssis 1819, Bb. 2, S. 1802 f.) zeigt. Unter den neuesten Literär-

historikern spricht ganz besonders Wilmar mit hoher Begeisterung, aber auch mit tiefer u. gründlicher Kenntniß über dieses Gedicht aus. Im Burgunderlande, auf der alten Königsburg zu Worms am Rhein, wuchs Chriemhilt, die edle Königstochter, nach des Vaters frühem Tode zur blühenden Jungfrau heran, voll Liebreiz u. Anmuth. Heiter in fröhlicher Jugend, stark in frischem Mannesmuth u. gewaltig in kühner Kraft, ist inzwischen Siegfried in den Niederlanden, zu Santen am Rheine, schon als Knabe zum Helden herangewachsen u. schon durch manche Lande hingezogen, um freudig seines riesigen Leibes wunderbare Stärke zu versuchen. Da hörte er die Kunde von der schönen Jungfrau zu Worms u. zog aus mit seinen Mannen, um zu werben um die schönste, anmuthigste und züchtigste Jungfrau, die in allen Landen zu finden war. Wie bei Chriemhilt, so läßt sich auch bei Siegfried ein Ton der warnenden Ahnung hören: dort von den Lippen der liebenden Mutter, hier von den Lippen des weisen Vaters. Herrlicher Empfang, köstliche Bewirthung, fröhliche Kampfspiele in Worms. Chriemhilt schauet verstohlen durch das Fenster, u. im Anschauen des starken Heldenjünglings vergißt sie alle Kurzweile, alle Spiele mit den Gefährtinnen, alle sumigen Beschäftigungen der stillen Jungfraueneinsamkeit. Aber ein ganzes Jahr weilt Siegfried am Hofe der Burgunderkönige, ehe er die, um die er wirbt, nur einmal zu sehen bekommt. Er zieht nun als Kampfgenosse, gleichsam als dienender Mann des Königs, mit dem Heere u. den Helden der Burgunder zu manchem Streit u. besiegt den Dänenkönig Liutgast u. den Sachsenkönig Liutger. Bei einem großen Ritterspiele erscheint die Holde an der Seite ihrer Mutter Ute, im Geleite von 100 schwertragenden Kämmerern u. 100 geschmückten Edelfrauen und Fräulein zum ersten Male öffentlich. Der Held tritt hervor und neigt sich minniglich vor der Jungfrau: ihre Herzen gehören einander an, wenn sie auch noch kein Wort gewechselt. Jenseits der See, in Isenstein, saß die Königin Brunhilde, herrlich in wunderbarer Schönheit, aber auch herrlich in wunderbarer, fast unheimlicher Kraft; mit Männern, die ihre Minne begehrten, warf sie um diese Minne die Lanzen, schleuderte sie den Wurfstein u. sprang dem geworfenen Steine nach in kühnem Sprunge; nur dem, der ohne Wanken in jedem dieser drei Spiele sie besiegte, wollte sie sich ergeben. Wer unterlag, verlor das Haupt. Schon mancher Held hatte sein Leben eingebüßt; da beschließt der König Gunther, das Leben um ihre Minne zu wagen, und fordert Siegfried auf, ihm bei der Werbung zu helfen. Siegfried sagt es zu, wenn Gunther ihm seine Schwester Chriemhilt zum Weibe geben wolle; Gunther gelobt dieß zu thun, sobald Brunhilde in sein Land werde gekommen seyn. Nach zwölftägiger Fahrt kommen sie vor den mit 86 Thürmen geschmückten drei weiten Palästen zu Isenstein an. Siegfried ist hier bekannt u. gefannt. Er besteht, unsichtbar, in seine Tarnkappe gehüllt, den Kampf, indem Gunther nur die Geberden des Kampfes macht. Die Verlobung findet in Worms statt, aber Brunhilde, die ältere Ansprüche auf Siegfried hat, deren erloschene Liebe in glühenden Flammen der Eifersucht wieder aufwacht, sitzt finster und weint, als (erfindete) Ursache angehend, weil Gunther seine Schwester an einen Dienstmann verlobt. Gunther gibt ausweichende Antwort, die wahre auf eine andere Zeit versparend. Am Abende des Hochzeittages prüft Brunhilde noch einmal ihre Stärke, Gunther erliegt u. wird von ihr mit ihrem Gürtel gebunden u. an einen in der Wand befestigten Haken gehängt und nur nach flehentlichen Bitten losgeknüpft. Traurig u. beschämt vertraut er sich am anderen Tage seinem Helfer Siegfried an, und dieser schlüpft abermals in seine Tarnkappe, ringt mit der Jungfrau, besiegt sie, nimmt ihr heimlich ihren Gürtel und einen Ring und schenkt beides seiner Gemahlin Chriemhilt. — Fröhlich zieht dann Siegfried mit der jungen Gemahlin zu seinen Eltern; dort regiert er 10 Jahre in Frieden und seliger Ruhe. In Brunhildens Innerem kochten Eifersucht, Reid, Haß, Rachsucht, Mordlust. Eingeladen, kommen Siegfried u. Chriemhilt mit großem Gefolge nach Worms, wo glänzender Empfang ihrer wartet. Beim Eintreten in die Kirche entwickelt sich der schon vorher begommene Streit unter den Königinnen über den

Vortritt; da wird das Geheimniß, daß Brunhild von Siegfried bezwungen worden, von Chriemhilt verrathen. Brunhild ist beleidigt, sie schwört Rache, — u. Hagen übt sie aus: er ersticht meuchelmörderisch auf der Jagd den Helden Siegfried. Hagen läßt den Leichnam nach Worms bringen u. vor Chriemhilt's Thüre legen, um sie im innersten Herzen zu kränken. — Siegfried wird begrabt, Chriemhilt bleibt in Worms, nur zwei Gefühle, Leid und Rache, im Busen. Es beginnt die Zeit des Leides, die 13 Jahre dauert; 3 Jahre lange wird Gunther keines Wortes, Hagen keines Blickes von der Trauenden gewürdigt. Um die Schwester zu versöhnen, lassen die Brüder den unermesslichen R. hort, den Siegfried seiner Braut zur Morgengabe gegeben, aus dem Lande der R. holen. Chriemhilt empfängt den reichen Schatz, söhnt sich mit den Brüdern aus, nicht mit Hagen, — der später, weil er fürchtet, Chriemhilt möchte durch ihre große Freigebigkeit zum Schaden Gunthers viele Anhänger gewinnen, den Schatz wegnimmt u. in den Rhein versenkt, wo er (zwischen Worms und Lorsch) nach der Sage des Volkes bis auf den heutigen Tag liegt. Die Wegnahme des Schatzes reizt aufs Neue Chriemhilt's Rache, — da läßt Egel um ihre Hand werden u. zwar durch den Markgrafen Rüdiger von Bechlarn. Hagen widerräth eine Heirath, er fürchtet aus Chriemhilt's Rache Unglück für Gunther u. die Seinen. Nur als Rüdiger schwört, jedes ihr zugefügte Leid rächen zu wollen, gibt Chriemhilt ihm die Hand der Zusage u. zieht in Kurzem mit ihm den weiten Weg nach dem fernen Hunnenlande. Aber eine 17tägige Hochzeitsfeier läßt sie den edeln Gatten Siegfried nicht vergessen; sie weint einsam u. findet nur Trost im Gedanken an Rache. Dreizehn Jahre thront sie als Königin in der Fremde, da werden auf ihren Antrieb alle ihre Verwandten von Egel zu einem Feste eingeladen. Trotz Hagens Abmuthen wird die Fahrt angetreten: sie kommen alle um im mörderischen Kampfe: Hagen fällt durch das von Chriemhilt geschwungene Schwert Siegfried's; Chriemhilt sinkt unter einem gräßlichen Schrei, von Hilbrands Schwert getroffen, neben dem Leichnam ihres Todfeindes, selbst eine Leiche, nieder — u. das Lieb ist zu Ende. Den Ton der wehmüthigen Klage, mit dem das große Epos abschließt, hat ein Kunstgedicht (die Klage) festgehalten u. in langhallenden Modulationen ausklingen lassen. — Das Gedicht war im 14. u. 15. Jahrhundert noch ziemlich bekannt, wie die noch vorhandenen 20 Handschriften beweisen; im 16. und 17. Jahrhunderte war es verschollen, im 18. Jahrhunderte tauchte es wieder auf u. J. J. Bodmer ließ einen Theil desselben drucken (Zürich 1757). Nach u. nach fand das Gedicht größere Theilnahme, und heute haben wir eine ziemlich starke N.-Literatur, aus der besonders zu nennen sind: 1) Ausgaben: Ch. H. Mülller (Gedichte des 12.—14. Jahrhunderts), Berlin 1784; H. v. d. Hagen, Berlin 1810, Breslau 1816, 1820, Berlin 1842; Zeune, Berlin 1815; Lassberg, Konstanz 1821; Lachmann, Berlin 1827, 1841 (die beste Ausg.); Schönhuth, Tübingen 1834, Heilbron u. Leipzig 1841, Leipzig 1847; Dichtungen des deutschen Mittelalters, Leipzig 1843, 1. Band; Krehn (Scenen aus dem N. zum Gebrauche bei dem Unterricht in der mittelhochdeutschen Sprache, mit Anmerkungen u. Wörterbuch versehen, Wiesbaden 1846); Sprachproben in verschiedenen Lesebüchern. 2) Uebersetzungen (theils in Prosa theils in Versen) von: H. v. d. Hagen, Berlin 1807, Frankfurt 1824; Zeune, Berlin 1814; Büsching, Leipzig 1815; Simrock, Berlin 1827, 1839, Stuttgart 1844 (die beste); Hinsberg, München 1812, 5. Ausg. 1846; G. D. Marbach, Leipzig 1840; J. Beta, Berlin 1841; H. Döring, Erfurt 1841; A. C. Wollheim, Hamburg 1841; G. Pöger, Stuttgart 1842; A. A. L. Follen, Zürich u. Winterthur 1843; L. Braunsfels, Frankfurt 1846, 3) Erklärungen: C. F. Arndt, Glossen zu dem Urtext, Lüneburg 1815; Mone, Einleitung, Heidelb. 1818; H. v. d. Hagen, die N. u. ihre Bedeutung, Berlin 1819; dessen Anmerkungen, Frankfurt 1824; R. Lachmann, Kritik der Sagen von den N., Rhein. Museum 1830; dessen: Zu den N. u. zur Klage, Berlin 1836; dessen: Ueber die ursprüngliche Gestalt des N., Berl. 1816; Götting, Ueber das Geschichtliche, Rudolstadt 1814; Schönhuth, Historisch-kritische

Untersuchungen, neue Ausgabe, Tübingen 1846; A. Crüger, Ueber Ursprung u., Landsberg 1841; M. Grimm, deutsche Heldensage, Göttingen 1829; W. Schlegel, deutsch. Museum, 1. Bd.; A. Schott, in der deutschen Vierteljahrsschrift 1843 (eine sehr belehrende Abhandlung). — Dramatische Bearbeitungen haben wir von F. R. Hermann, Leipzig 1819, 3 Thle. u. J. B. Müller, Heidelb. 1823. κ.

Nicaä, im Alterthume die wichtigste Stadt Bithyniens am Astaniassee, von Antigonus, des Philippus Sohn, erbaut u. deshalb Anfangs Antigonion genannt. Bottiäer colonisirten sie und nannten sie Anfora. Von Verdikas erhielt sie nach seiner Gemahlin, Antipaters Tochter, den Namen N. Zur christlichen Zeit ward N. bischöflicher und später erzbischöflicher Sitz. 1080 Schlacht zwischen den Griechen unter dem Eunuchen Johann u. den Türken, durch deren Hülfe sich Nikophoros Melissenos N.s bemächtigt hatte. 1097 ward N. von Gottfried v. Bouillon erobert u. dem griechischen Kaiser wieder eingeräumt. Nach der zweiten Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer, 1204, fielen nur einige Provinzen Asiens griechischen Prinzen zu, die bei der Zertrümmerung des griechischen Kaiserthums geflohen waren; sie begründeten u. erweiterten allmählig das sogenannte Kaiserthum N. u. das Kaiserthum Trapezunt, welches bis 1261 bestand. Seit 1330, wo es nach einjähriger Belagerung durch den Sultan Orchan II. von den Türken erobert wurde, blieb N. ununterbrochen im Besitze dieser. Jetzt ist es unter dem Namen Isnik nur noch eine ausgebehnte Ruine seiner früheren Größe, mit nur wenigen Einwohnern. — In der Kirchengeschichte ist der Name von N. berühmt durch zwei ökumenische Concilien, welche 325 und 787 hier gehalten wurden. Auf dem ersten erschien eine große Anzahl Bischöfe, meist aus dem Morgenlande; aus dem Abende die Repräsentanten des Papstes Sylvester I., die Priester Vitus u. Vincentius, Hosius von Corduba für Spanien, Cäcilianus von Karthago für Afrika, Numidien u. Mauritanien, Nicasius, Bischof von Die, für Gallien, Protogenes für Sardika; von den Anhängern des Arius waren 22 zugegen. Die vorzüglichsten Vertheidiger des katholischen Glaubens daselbst waren: Eustathius von Antiochien, Marcellus von Ancyra, sowie noch besonders der junge alexandrinische Diakon Athanasius, welcher mit der Glaubensfestigkeit u. der Begeisterung eines Apostels, dem Heldenmuth eines Märtyrers, auch den Scharfsinn u. die dialektische Gewandtheit eines Philosophen u. das Ueberzeugende u. Hinreißende eines vollendeten Redners besaß. Die Lehre des Arius wurde verworfen, seine Schriften zum Feuer verdammt. Ein neues, auf den Grund des apostolischen entworfenes Glaubenssymbol, von 300, nach Sokrates von 318 Bischöfen unterschrieben, welches dem hier hervortretenden trüben Spiele einer schlauen zweideutigen Gefinnung der Eusebier ein Ziel setzte, entschied im Namen des heiligen Geistes: „der Sohn ist wahrer Gott, aus Gott gezeugt, nicht gemacht, u. gleiches Wesens mit dem Vater“ (ὁμοούσιος, consubstantialis). Arius wurde vom Kaiser nach Äthrien verwiesen, sowie auch die gleichgesinnten ägyptischen Bischöfe Theonas von Marmonika u. Secundus von Ptolomais. Gleiches Loos traf nach drei Monaten den Eusebius von Nikomedien u. Theognis von N., welche sich den Beschlüssen des Concils widersetzt hatten. Zugleich beendete dieses Concil den Streit wegen der Ostersfeier durch die Bestimmung, daß dieselbe überall am ersten Sonntage nach dem Frühlingsvollmonde gehalten werden solle u. versuchte das Schisma des Meletius von Lykopolis beizulegen. — Das zweite Concil von N., auf welchem 245 Bischöfe und Aelte u. 132 Ordensgeistliche versammelt waren, verwarf die Beschlüsse der Synode von Konstantinopel vom Jahre 754 u. gestattete, nach vorhergegangener ernstlicher Auseinandersetzung des fraglichen Gegenstandes, den Gebrauch der Bilder, doch mit der ausdrücklichen Verwahrung gegen etwaigen Mißbrauch u. die so oft gemachten Vorwürfe: „wenn man sich vor den Bildern niederbeuge oder niederwerfe (τιμητικὴ προσκύνησις), so sei dieß ein Zeichen der Liebe, relativer Verehrung (σχετικὴ), die dem Originalen gelte, keineswegs aber jene Anbetung (λατρεία), welche Gott allein gebühre.

Nicander, Karl August, ein schwedischer Dichter der Neuzeit, von der romantischen Richtung, geboren 1799 zu Strengnäs, studirte seit 1817 auf der Universität zu Upsala, wurde 1824 Kanzlist zu Stockholm, bereiste 1827 Dänemark, Deutschland, die Schweiz u. Italien u. starb 1839 zu Stockholm. N. gab seinen Gedichten mit Glück die Färbung Italiens: „Minnen fran Södern.“ Örebro 1831; seine „Hesperiden“ enthalten treffliche Novellen; seine Dramen sind reich an lyrischen Schönheiten.

Niccolini, Giovanni Battista, ein ausgezeichnete italienischer Dramatiker, geboren 1786 zu San Giuliano bei Pisa, Professor u. Bibliothekar zu Florenz, erwarb sich schon durch seine erste Tragödie „Polyxena“ 1810 den Preis u. allgemeine Bewunderung. In seinem „Antonio Foscari“ bewährte der Verfasser sich als warmen Freund der Freiheit. Hieran reihen sich seine Meisterwerke: „Lodovico il Moro,“ „Rosamunda“ 1839 u. „Arnoldo da Brescia“ 1843. Als Prosaiker ist N. gedankenreich, melodisch u. kräftig. Eine Ausgabe seiner Werke erschien zu Florenz 1831 u. ff.

Nicephorus, Name mehrer griechischer Geschichtsschreiber des Mittelalters. 1) N. aus Konstantinopel, geboren 758, Staatssekretär daselbst, begab sich in der Folge in das von ihm gestiftete Kloster des heiligen Theoborus, wurde nachher zum Patriarchen ernannt, aber als ein eifriger Vertheidiger der Bilderverehrung von Leo dem Armenier abgesetzt, worauf er sich wieder in sein Kloster zurückzog u. daselbst 828 starb. Man hat von ihm eine *Chronologia compendiaria*, Basel 1561, herausgegeben von Camerarius, u. Leipzig 1573, sowie ein *Breviarium historicum*, herausgegeben von Petau, Paris 1648, neue Ausgabe von Vefker, Bonn 1837. — 2) N. Brvennius aus Oressas in Macedonien, schrieb eine reichhaltige, aber nicht ganz unparteiische Geschichte des Komnenischen Hauses, starb aber vor deren Vollenbung 1137. Wir haben davon nur noch 4 Bücher von 1057—1081, oder von Isaak Komnenus bis zum Anfange der Regierung des Alexius. Das Mangelnde ersetzte gewissermassen seine Gemahlin, die gelehrte Anna Komnena, durch ihre Alexias. Ausg. von Possin, Paris 1666, u. von Meineke, Bonn 1836. — 3) N. Blemmides, Patriarch von Konstantinopel, in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, hat zwei geographische Schriften hinterlassen, die zuerst von Epohn (Lpz. 1818, 4.) u. dann von Manzi (Rom 1819, 4.) bekannt gemacht wurden. — 4) N. Gregoras, Patriarch von Konstantinopel im 14. Jahrhunderte, schrieb eine „Byzantinische Geschichte“ in 28 Büchern, von denen aber nur 24 auf uns gekommen sind, welche die Zeit von 1204—1351 behandeln, am besten bearbeitet von Schopen (2 Bde., Bonn 1829—30).

Nicéron, Johann Peter, gelehrter Literaturhistoriker u. französischer Barnabit, geboren am 11. März 1685 in Paris, trat 1703 in den Orden u. zeichnete sich durch eindrucksvolle Predigten aus. Allein seine Vorliebe für Literaturgeschichte bestimmte ihn, sich ausschließlich seit 1716 mit Kritik u. Gelehrtenhistorie zu beschäftigen. Die reichausgestatteten Bibliotheken boten ihm das hienüßliche Material hiezu. Sein berühmtes Hauptwerk, von dem 1727 der erste Band erschien, führt den Titel: *Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la république des lettres* u. wuchs zu 43 Theilen in 44 Bänden an, Paris 1727—41. Jedoch sind vollständige Exemplare selten, indem bei den meisten im 10. Band eine seconde partie von 316 u. XX. Seiten fehlt, die Zusätze u. Verbesserungen zu den vorhergehenden Theilen enthält. Als Mitarbeiter an diesem geschätzten Werke nennt man noch: Dubin, J. Bapt. Michault u. Goujet. Auch eine deutsche Uebersetzung wurde veranstaltet: „Nachrichten von den Begebenheiten u. Schriften berühmter Gelehrter,“ übersetzt u. mit Anmerkungen u. Zusätzen begleitet. Halle 1749—77, 24 Bde.; diese Uebersetzung enthält aber nicht alle Biographien des Originals; dagegen hat sie den Vorzug vor dem Originale durch beträchtliche Zusätze u. sogar einige neue Artikel. Bis zum 15. Theile besorgte Sigm. Jak. Baumgarten die Sammlung; v. 16—22 Bd. Rambach, die 2 letzten Theile, 23.—24. Jani. — N. starb am 8. Juli 1738 u. arbeitete bis zu seinem

Tode an einer *Bibliothèque française*, die das Leben Aller, die je in französischer Sprache geschrieben haben, nebst einem kritischen Verzeichnisse aller ihrer Werke enthalten sollte. Er war Willens, diese Sammlung stückweise innerhalb 10 Jahren zu vollenden, kam indeß nur bis zur Ausarbeitung der drei ersten Buchstaben A—C; wohl aber fanden sich in seinem literarischen Nachlasse bedeutende Vorarbeiten für spätere Bände dieser Bibliothek.

Cm.

Nichtigkeit, Nichtigkeitsklage, s. Nullität.

Nichts (*nihilum*), der direkte Gegensatz des Etwas oder der Existenz, u. deren reine Ausschließung. Da bei dem großen Problem des Seyns an sich dieser Gegensatz, ohne den gar keine Vorstellung von irgend etwas Vorhandenem möglich seyn würde, hauptsächlich in Betrachtung kommt, so waren schon die frühesten Weltweisen darüber in Streit: „ob aus N. Etwas werden könne.“ In diesem Streite wurde gleichwohl meist dem eigentlichen N. ein Etwas, nur durchaus Unbestimmtes u. der Kenntniß Entzogenes, untergeschoben; die Mehrzahl der älteren griechischen Philosophen neigte sich daher dem, als Ariem selbst ins gemeine Leben verbreiteten Sage zu: aus N. wird N. Durch den Neuplatonismus gewann indeß der entgegenstehende Satz, in Bezug auf den Ursprung der Welt, Uebergewicht u. diente besonders den späteren Scholastikern zur Unterstützung der jüdisch-christlichen Lehre: daß die Welt durch Gottes Allmacht aus N. hervorgegangen sei. Man unterschied hier das *Nihil privativum*, wo wirklich nichts war, u. Gott erst die Materie schuf; u. *Nihil negativum*, die formlos geschaffene Materie, aus der dann Gott Himmel u. Erde zc. schuf, s. Schöpfung. Wenn die Kabbalisten u. Mystiker aus der Schule Jakob Böhme's sagen: daß Gott selbst ein ewiges N. sei, so will dieß sagen, daß er über unsere sinnlichen Vorstellungen erhaben, uns unbegreiflich sei. Indem der menschliche Verstand leicht von jedem Sage zu seinem Gegenfaze übergehen kann, vermag er auch gar wohl den Gedanken zu fassen, daß etwas Gewordenes vorher nicht dagewesen sei, woran sich dann einfach auch die Vorstellung knüpft, daß etwas früher Dagewesenes zu seyn aufgehört habe, oder auch noch etwas Vorhandenes zu seyn aufhören werde; aber die Mittelglieder, wie Eins oder das Andere geschieht, lassen sich nicht so in Verbindung bringen, daß die Nothwendigkeit u. die Art u. Weise dieses Uebergangs, sobald von einem reinen N. die Rede ist, einleuchtend werde; daher auch in metaphysischen Untersuchungen der Satz: daß Etwas zu N. wird, so großen Anstoß findet. Aber im Wahrnehmungsleben kommt Werden, wo vorher N. sich darstellte, u. Verschwinden von Dagewesenem, so daß N. davon mehr ersichtlich ist, unaufhörlich vor u. der gemeine Sinn findet Nichts natürlicher, als daß Seyn u. Nichtseyn allenthalben wechseln u. einander ablösen. Hieraus sind wieder in den Schulen Unterscheidungen des N. entstanden, die jedoch nur logische Anwendbarkeit haben. Man hat mit Recht zuvörderst ein relatives N. von einem absoluten N. geschieden, welches erstere nämlich immer noch, wenn auch als unendlich klein oder verdünnt, der sinnlichen Wahrnehmung völlig entzogen, nach Zerfallen aller früheren Combinationen, ein Etwas bleibt. Das absolute N. aber bietet, eben so nach logischen Bestimmungen, mehrere Unterschiede dar, hinsichtlich welcher jedoch die philosophischen Lehrschriften von einander abweichen. Kant unterscheidet: a) N. als leerer Begriff ohne Gegenstand, ein Gebankending (*Ens rationis*), das auf Erdichtung, obgleich als ein nicht sich Widersprechendes, beruht, jedoch, weil die Erdichtung als solche angesehen wird, nicht einmal unter die Möglichkeiten gehört; b) N. als leerer Gegenstand eines Begriffs, ein Begriff von dem Mangel eines Gegenstandes, wie Schatten, Kälte (*Nihil privationis*); c) N. als leere Anschauung ohne Gegenstand, wie: Raum u. Zeit (*Ens imaginarium*); d) N. als leerer Gegenstand ohne Begriff, als Ding, welches der Möglichkeit entgegenge-
setzt ist, indem der Begriff fogar sich selbst aufhebt (*Nihil negationis*).

Nicias, ein berühmter athenienfischer Feldherr und Staatsmann, lebte zur Zeit des peloponnesischen Krieges u. erhielt nach Perikles Tod das meiste Ansehen und den größten Einfluß auf die Regierung des athenienfischen Staates. Er hatte

sich nicht nur in einheimischen Angelegenheiten Kenntnisse erworben, sondern auch in verschiedenen Feldzügen seine militärischen Talente entwickelt. Sein eben so heller Verstand, als edles Herz, brachte den 50jährigen Waffenstillstand zwischen Athen u. Sparta zu Stande, der aber bald gebrochen wurde, worauf N. mit Alcibiades u. Lamachus als Anführer zur See nach Sicilien ging, aber im Kriege gegen Sparta so unglücklich war, daß ihn seine Mitbürger nach der Rückkunft ins Vaterland hinrichteten. Sein Schicksal war um so beklagenswerther, da er sich diesem verderblichen Kriegszuge immer widersezt hatte.

Nickel, ein Metall, das in der Natur nicht häufig, gewöhnlich in Gesellschaft des Kobalts u. in Verbindung mit Arsenik, als Arsenik- oder Kupfer-N., seltener als Schwefel-N. im Haarkies u. arseniksaures N. oxyd im N. oder vorkommt. Aus diesen Erzen abgetrieben, hat es eine silberweiße Farbe, einen starken Glanz u. ein spezifisches Gewicht = 9. Es ist hart, geschmeidig u. dehnbar; magnetisch, strengflüssig, feuer- u. luftbeständig. Von Salpetersäure wird es mit grüner Farbe aufgelöst, aus welcher Auflösung man äzendes Kali, blaß-grünes N. oxydulhydrat fällt, welches z. B. im Chrysopras die apfelgrüne Farbe bedingt u. durch Glühen in grünlich-graues N. oxydul verwandelt wird. Seine hauptsächlichste Anwendung findet es im Neusilber oder Argentan (s. d.).

Nickel (Markus Adam), geb. 9. Juni 1800 zu Mainz von armen, aber frommen Eltern, wurde 1808 in das Waisenhaus daselbst aufgenommen, studirte 1811 in den mit dem Clerikalseminar verbundenen geistlichen Schulen, trat 1818 als Alumnus in das Seminar unter Liebermann, wurde am 4. April 1823 Priester, 1824—29 Professor an den genannten Schulen, 1830 Professor der Theologie, 1831 auch Director spiritalis, 1833 Dompfarrer mit Beibehaltung der theologischen Professur, 1835 geistlicher Rath, aktives Mitglied des bischöflichen Ordinariats u. Regens des Seminars, lebte 1837 den ihm von G. von Linde, Kanzler der Universität Gießen, gemachten Antrag, Theologie in Gießen zu lehren, ab, weil ihm seine Stellung im Seminar zu lieb geworden war. N. war 1843 Mitglied der vom Bischofe von Mainz niedergesetzten Commission zur Entwerfung eines Katechismus u. wurde auch von dem Bischofe zugezogen, als die Offenbacher Deutschkatholiken zu einer Conferenz (im März 1844) vor demselben erschienen. Am 12. November 1845 erhielt N. von der theologischen Fakultät zu Gießen das Doctordiplom „ob indefessam in instituendis ad munus pastorale neoclericis et elaborandis bonae frugis voluminibus sedulitatem.“ N. ist ein höchst thätiger Arbeiter im Weinberge des Herrn, der mit strenggläubigem Sinne, mit kindlicher Frömmigkeit u. Anspruchslosigkeit, mit hoher Weihe des Geistes das kirchliche Leben erfäßt u. dann aus dem innersten Leben der Kirche heraus aus den nicht selten als hohl verschrieenen (weil nicht verstandenen) Formen des Cultus den wahren Geist herauszuheben u. darzustellen versteht, oder auch den daraus verflüchtigten wieder einzuhauchen sucht. Als Regens des Seminars, mit dem Vertrauen seines Bischofs beehrt, arbeitet N. (früher im innigen Vereine mit dem damaligen Subregens Himioben, der gegenwärtig als Pfarrer von St. Christoph u. Herausgeber der „katholischen Sonntagsblätter“ eine höchst segensreiche Thätigkeit entwickelt) mit glücklichem Erfolge dahin, aufrichtige Religiosität, friedlichen, versöhnlichen Geist u. regen Fleiß in allen theologischen Disciplinen, diese Hauptforderungen an junge Geistliche, im Seminar u. in den Herzen der jungen Cleriker verbo et exemplo heimisch zu machen, u. hat bereits in dem seit nun 25 Jahren ihm gewordenen Berufe mehr als die Hälfte der Diözesangeistlichkeit gebildet u. sich so bleibendes Verdienst um das Mainzer Bisthum gesammelt. N.s zahlreiche Werke, aller polemischen Richtung fremd, nach dem Ausdrucke des heiligen Paulus Wahrheit u. Liebe verkündend, bilden eine schöne Bibliothek zur Belehrung u. Erbauung der Geistlichen, wie der katholischen Christen für Kirche und Haus. Sie sind: Ergießungen des Herzens vor Gott, katholisches Andachtsbuch, Mainz bei Zabern 1826, 3. Aufl. 1833; Erhebungen des Geistes u. Herzens zu Gott, katholisches Andachtsbuch, Mainz bei Stenz

1827, 7. Aufl. 1846; Andachtsbuch zur würdigen Feier des katholischen Kirchenjahres, Mainz bei Zabern 1829, 3. Aufl. 1833; Die würdige Feier der Firmung, Mainz bei Zabern 1830; Maria, katholisches Andachtsbuch für die Gebildeten des weiblichen Geschlechtes, Mainz bei Stenz 1830, 11. Aufl. 1846 (ins Französische übersetzt von Abbé Frédéric, Würzburg bei Ettlinger 1846; Maria, katholisches Andachtsbuch 2c., Auszug aus dem größeren Andachtsbuche, Mainz bei Stenz 1832, 5. Aufl. 1846; Der Christ im Umgange mit Gott, katholisches Andachtsbuch, Mainz bei Stenz 1832, 7. Aufl. 1846; Komm' heiliger Geist! Andachtsbuch, Mainz bei Stenz 1839, 3. Aufl. 1847; Wandle vor Gott! Andachtsbuch für Jünglinge u. Jungfrauen, Würzburg bei Ettlinger 1833, 6. Auflage 1846; Gott mit uns! Andachtsbuch in der Sprache der katholischen Kirche 2c., Frankfurt bei Jäger 1835; Laienbrevier, Dillingen bei Aulinger 1839; Kommet, laßet uns anbeten! Andachtsbuch in der Sprache der heiligen Schrift, Frankfurt bei Sauerländer 1842; Herr, erhöere mein Gebet, Andachtsbuch aus den Schriften des Cardinals Bona, Frankfurt bei Andrea 1845; Die Nachfolge Christi von Thomas von Kempen, nebst einem Anhang von Morgen-, Abend-, Mess-, Beicht-, Communionandachten aus den übrigen Schriften des Thomas von Kempen, Frankf. bei Andrea 1844, 12. Aufl. 1846; Fortituto et Laus mea Dominus. Preces et meditationes verbis sacrae scripturae contextae, ad usum clericorum et saecularium editae, Frankfurt bei Sauerländer 1844; Loquere, Domine! quia audit servus Tuus. Adlocutiones Jesu Christi ad cor hominis ex divinis scripturis depromptae cum quotidianis precibus in clericorum et saecularium usum editae, ebend. 1844, 3 Bde.; Glaube, Hoffnung, Liebe, Handbibel zur Belehrung u. Erbauung für Haus u. Schule, Mainz bei Wirth 1843; Die Bischofsweihe in der Kirche, Mainz bei Kunze 1834; Die heiligen Zeiten u. Feste nach ihrer Geschichte u. Feier in der katholischen Kirche, Mainz bei Kunze, 6 Bände 1835—40; Predigten über christliche Lebensweisheit von Natter, dritte von M. A. Nickel ganz umgearbeitete Auflage, Mainz bei Kirchheim 1836, 4 Bde.; Das römische Pontifical, aus dem Lateinischen, mit archäologischen u. liturgischen Bemerkungen, 3 Bde., ebend. 1835—37; Das Ritual der katholischen Kirche, aus dem Lateinischen, Mainz bei Kupperberg 1839; Das Messbuch der katholischen Kirche, aus dem Lateinischen, München 1839—40, 2. Aufl., Frankf. bei Sauerländer 1845; Das römische Brevier, aus dem Lateinischen, ebendasselbst 1844; Der Gesandte Gottes redet Worte Gottes, Christliche Reden auf alle Sonn- u. Festtage in der Sprache der heiligen Schrift, ebd. 1843—44, 2 Bde.; Der Seelsorger am Krankenbette, nebst dem lateinischen, deutschen u. französischen Rituale, 7. Aufl., Frankfurt bei Andrea 1845; Die Briefe des heiligen Apostels Paulus — harmonisch geordnet unter die Grundlehren des Christenthums, nebst einer Einleitung über das Leben u. die Briefe des heiligen Apostels, Frankfurt bei Andrea 1844; Das neue Testament, Zweck u. Zergliederung der einzelnen Bücher u. Hauptstücke desselben zur Erleichterung u. Förderung des Verständnisses, der Uebersicht u. der Behaltbarkeit, zunächst für Prediger u. Katecheten, dann auch für jeden gebildeten Christen, Regensb. bei Manz, 4 Bde., 1846—47. Die evangelischen Perikopen an den Sonntagen u. Festen des Herrn, exegetisch-homiletisch bearbeitet, Frankf. bei Sauerländer 1847, bereits 6 Bde., das Ganze umfaßt 8 Bde. In der katholischen Kirchenzeitung von Frankfurt (unter der Redaktion von Dr. Frick) sind die meisten einleitenden Artikel von Dr. N. Mit dem Professor am Gymnasium zu Hadamar, Joseph Kehrein, hat derselbe auch herausgegeben: „Verbreisamkeit der Kirchenväter,“ 4 Bde., Regensburg bei Manz 1844—1846. Ferner hat derselbe herausgegeben und mit Vorrede versehen: „Theomela,“ Andachtsbuch in Liedern, von A. Hungari, Mainz bei Kirchheim 1836; „Die Zeugen des Herrn“ von Schuhmacher, Mainz bei Wirth 1838, 1839, 2 Bde. — Gleich achtungswerth als Mensch u. Geistlicher, verdient auch des Genannten Bruder, Joseph N. (geboren 15. Februar 1802 zu Mainz, am 19. August 1826 zum Priester geweiht, 1825 Professor an den geistlichen Schulen daselbst, seit

1836 Dompfarrer, 1830—40 Professor der Kirchengeschichte, des Kirchenrechts u. am Clerikalseminar, so wie Religionslehrer an der Realschule bis 1843) hier erwähnt zu werden. Er ist einer der thätigsten Mitarbeiter an Heims Predigtmagazin und sucht mit regem Eifer für ein praktisches Christenthum zu wirken. Seine Predigten sind ungekünstelt, einfach, herzlich. Seine Werke sind, außer den zahlreichen Beiträgen zu dem genannten Magazin u. mehreren Uebersetzungen griechischer u. römischer Kirchenväter in der Bibliothek katholischer Kanzelbereitsamkeit von Räß u. Weis: „Christliche Reden an Festen des Herrn und einiger Heiligen, Mainz 1836. Der Ablass in der katholischen Kirche, zwei Predigten, daselbst 1843. Was macht dem katholischen Christen seine Kirche so theuer? zwei Fastenpredigten, daselbst 1845. Das Mahngebüdt des Phokylides in metrischer Uebersetzung mit beigelegtem Urtexte und erläuternden Anmerkungen daselbst 1833. κ.

Nicolai (Christoph Friedrich), geboren 18. März 1733 zu Berlin, der Sohn eines Buchhändlers, studirte in Berlin u. Halle, kam 1749 nach Frankfurt an der Oder in eine Buchhandlung, kehrte 1752 nach Berlin zurück, wurde durch seine (1755 erschienen) „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften“ mit Lessing bekannt u. befreundet, durch diesen mit Moses Mendelssohn, übernahm 1758 die väterliche Buchhandlung, machte große Reisen durch Deutschland u. die Schweiz, ward 1781 Mitglied der Akademie zu München, 1799 Mitglied der Akademie zu Berlin und starb 1811. N., der Vater des feichten Berliner Rationalismus, der in jedem gläubigen Christen einen Jesuiten witterte, trug durch seine „allgemeine deutsche Bibliothek“ (1765—92, 128 Bde.) dazu bei, den letzten Rest des Glaubens in Deutschland zu vernichten (die journalistische Kritik in Deutschland schreibt sich vorzüglich von ihm her: Bibliothek der schönen Künste u. Wissenschaften 1757 f., Literaturbriefe 1759 f.). Allmählig trat N. jeder idealen Richtung in der Poesie u. Philosophie entgegen, wollte als Dictator herrschen, trat polemisch gegen Göthe, Schiller u. andere Häupter unserer Literatur auf, kämpfte gegen die Philosophie Kants u. die theologische Orthodorie, zog in seinem großen Reisewerke (Reise durch Deutschland u. die Schweiz), Wissenschaft u. Industrie, Religion u. Sitten vor seinen Richterstuhl u. rief endlich gegen die absolute Einseitigkeit seines kalten Verstandespragmatismus entschiedene Kämpfer in die Schranken: Göthe u. Schiller in den Fenien. Seine Hauptwerke sind: Das Leben u. die Meinungen des Herrn Magister Sebalbus Nothanker, Berlin 1773, 4. Aufl. 1799; Beschreibung einer Reise durch Deutschland u. die Schweiz, daselbst 1783 f., 12 Bde.; Geschichte eines dicken Mannes, daselbst 1794, 2 Bde.; Leben u. Meinungen des Empr. Gundibert, eines deutschen Philosophen, daselbst 1798; philosophische Abhandlungen, das. 1808 u. v. a. κ.

Nicolay (Ludwig Heinrich von), geboren 29. December 1737 zu Stralsburg, studirte daselbst, ward Professor der Logik dort, 1770 Cabinetssekretär des Großfürsten Paul zu Petersburg, 1772 geadelt, 1796 Staatsrath, 1798 Direktor der Akademie der Wissenschaften, 1801 geheimer Rath, lebte zuletzt auf einem Gute bei Wiburg in Finnland u. starb im November 1820. N. trat als epischer, dramatischer u. didaktischer Dichter auf, früher in Ton u. Darstellung an Gellert u. Hagedorn sich haltend, später in seinen Rittergeschichten den Stoff aus den Italienern Ariost u. Bojardo, die Manier der Darstellung von Wieland entlehnd. Seine Werke sind: Elegien u. Briefe, Stralsburg 1760; Verse u. Poesie, Basel 1773, 2 Thle.; Vermischte Gedichte, Berlin u. Stettin 1778—86, 9 Thle.; Vermischte Gedichte u. prosaische Schriften, daselbst 1792—95, 7 Thle. (eine verbesserte Auflage des vorhergehenden Werkes), Theatralische Werke, Königsberg 1811, 2 Thle. κ.

Nicole (Pierre), französischer Schriftsteller, Sohn eines Parlaments-Advokaten zu Chartres, war daselbst geboren am 19. October 1625 und erhielt von seinem Vater den ersten Unterricht. Mit 14 Jahren konnte er bereits die griechischen u. lateinischen Classiker mit Leichtigkeit lesen. Auf der Universität zu Paris

studierte er 1642 Philosophie und ward 1644 Magister; in der Sorbonne und im Collegium von Navarra widmete er sich mit außerordentlichem Eifer der Theologie u. der hebräischen Sprache, erhielt die Grade als Baccalaureus u. Licentiat, ohne später, wegen des heftigen Streites in Betreff der fünf Propositionen des Jansenismus, den Doktor-Titel anzunehmen. Nachdem er einige Zeit in Port-Royal des Champs verweilt hatte, zog er 1655 nach Paris zurück u. schloß sich der literarischen Thätigkeit des berühmten Arnauld enge an. Abwechselnd bald zu Port-Royal, bald zu Paris, nahm er an den theologischen Kämpfen regen Theil. Er schrieb wider die laie Moral der Casuisten die *Lettre des évêques de Saint-Pons et d'Arras*, fügte zu Pascals Provinzial-Briefen unter dem Pseudonymen Titel: „Wendrock“ die berühmten Anmerkungen hinzu, die er schon früher ins Lateinische übersetzt hatte. Die letzten Jahre seines Lebens wurden ihm sehr durch anhaltende Kränklichkeit getrübt, bis er am 16. November 1695 endlich ihren Anfällen unterlag. Seine Schriften sind: *Epigrammatum delectus cum diss. de vera pulchritudine et adumbrata, nec non sententiis ex poetis. Propositiones theologicae duae, de quibus hodie maxime disputatur. La perpétuité de la foi de l'église catholique touchant l'eucharistie*, 3 Tom. *Traité de foi humaine; Essais de moral* 13 Vol. *Traité de l'oraison de l'unité de l'église* (wider Jurieu). *Refutation des principaux erreurs des Quietistes. Instruction theologiques et morales sur les sacrements. Sur le symbole. Sur s'oraison dominicale. Sur le premier commandement du decalogue. Traité de la grace générale. Lettres choisies. Reflexions morales sur les epîtres et evangiles de l'année. Ueber sein Leben u. Schriften: Abbé Goujet l'histoire de la vie et des ouvrages de N.* 1733 Nicéron *Mémoires* T. XXIX. Cm.

Nicolovius (Georg Heinrich Ludwig), geheimer Oberregierungsrath in Berlin, geboren in Königsberg den 13. Januar 1767, studierte am dortigen Friedrichs-Gymnasium, dann auf der Universität die Rechte, womit er, zu seiner umfassenden Ausbildung, auch einige theologische Vorlesungen verband. Vor dem Eintritte in den Staatsdienst unternahm er eine Reise nach England, um dort die politischen Einrichtungen u. das großartige sociale Leben kennen zu lernen. Auf seiner Rückreise machte er in Berlin die Bekanntschaft des dänischen Gesandten, Grafen Friedrich Leopold von Stolberg u. begleitete diesen später auf einer Reise nach der Schweiz, Italien u. Sicilien 1791—92. Nach der Rückkehr erhielt Graf Stolberg die Präsidentenstelle in Gütin und bewirkte nun bei dem Großherzoge von Oldenburg, daß er 1795 N. in seinen Staatsdienst berief, anfänglich 1795 als Sekretär, dann als Assessor bei der Rentenkammer. Im Jahre 1804 trat in Ostpreußen die Veränderung ein, daß das Consistorium aufgelöst u. der Geschäftskreis der Kriegs- u. Domänenkammer zugewiesen wurde. Der ostpreussische Departements-Minister, Freiherr von Schrötter, sowie der Kammerpräsident von Auerswald schätzten die Bildung u. Verdienste N. aus persönlichem Umgange u. beriefen nun denselben zu dem wichtigen Amte: die Schul- u. katholischen Kirchenangelegenheiten als Assessor der Kriegs- u. Domänenkammer zu ordnen u. zu bearbeiten. Er trat die Stelle 1805 an u. ward noch in demselben Jahre zum Rathe mit dem Prädikate eines weltlichen Consistorialraths befördert. Zugleich war er vortragender Rath bei dem Universitäts-Curatorium, erster Bibliothekar u. Mitglied des Senats der Provinzialfunstschule. In Folge der Kriegszeiten erlitt 1808 die Verwaltung der obersten Verwaltungsbehörden eine wesentliche Umgestaltung; es wurde am 24. Nov. ein eigenes Departement für Cultus u. öffentlichen Unterricht eingerichtet u. N. zum ersten Direktor ernannt. Später wurde diese Branche, von dem Ministerium des Innern getrennt, zu einem selbstständigen Ministerium erhoben, N. behielt aber seine Stellung. Erst 1824 war er von der Direktion zeitweise entbunden; die ihm auf allerhöchsten Befehl 1832 wieder übertragen wurde. Bei der Errichtung des Staatsrathes, ward er mit dem Titel eines wirklichen geheimen Oberregierungsraths in dieses Collegium als Mitglied ernannt u. wegen seiner Verdienste mit mehren Orden geschmückt: 1811 mit dem rothen Adlerorden 3. Classe, 1818 2. Classe

mit Eichenlaub, 1831 mit dem Stern. Bei vorgerücktem Alter, verbunden mit mannigfacher Kränklichkeit, bat er im Februar 1839 um seine Versetzung in den Ruhestand, die ihm unter huldvollster Anerkennung seiner langjährigen Verdienste im Mai gewährt wurde. Bald darauf starb er am Nervenschlage, 2. November 1839. Vielseitig u. gründlich war seine Bildung, welche theils in der langjährigen Schule des praktischen Geschäftslebens, theils im Umgange mit den berühmtesten Männern seiner Zeit, stets reiche Nahrung erhielt. Hamann, Stolberg, Jacobi, Claudius, Voß, J. Georg Schlosser, Bettina u. a. m. waren mit ihm im ununterbrochenen Verkehr u. seine stete Beziehung zu den höchsten Gestaltungen des Staates, der Kirche und der Wissenschaft vollendeten die Harmonie seiner umfassenden Bildung. In seiner Geschäftsverwaltung wird ihm die unermüdlteste Thätigkeit die Reinheit seines Willens, geläuterte Einsicht und Würde und seine Unparteilichkeit in Schlichtung confessioneller Zerwürfnisse ein dankbares Andenken sichern. Cm.

Niebuhr 1) (Karstens), geboren zu Lüdingworth im Lande Hadeln, den 17. März 1733, wurde 1750 Ingenieurlieutenant zu Kopenhagen u. begründete seinen Ruhm durch die Theilnahme an der wissenschaftlichen Expedition, welche König Friedrich V. von Dänemark im Jahre 1761 nach Arabien sandte. Diese Expedition, welche über Konstantinopel u. Aegypten ihren Weg nach Yemen nahm, bestand, außer N., aus Kramer, Forsskål, Bauernfeind u. von Hagen. Da aber alle diese unterwegs erlagen, setzte N. mit großem Muthe u. ungeheurer Anstrengung allein die Reise fort, indem er die Arbeiten aller seiner Gefährten auf sich nahm. Nach seiner Rückkehr 1767 gab er heraus: Beschreibung von Arabien, Kopenhagen 1772, 4.; ferner Reisebeschreibung von Arabien u. anderen umliegenden Ländern, ebend. 1774—78; ferner Forsskål: „Descriptiones animalium etc. quae in itinere orientali observavit,“ Kopenh. 1775, 4. u. dessen: „Flora aegyptiaco-arabica“ (ebend. 1776, 4.), welche auch seine eigenen Beobachtungen enthielten. Seine Beobachtungen zeichnen sich aus durch große Genauigkeit, strenge Wahrheitsliebe u. Treue; sie sind die Hauptquelle für die Geographie u. Naturbeschreibung Arabiens u. haben auch sonst als Muster einer wissenschaftlichen Reise eine große Bedeutung. N. lebte fortan in großem Ansehen, indem er verschiedene Aemter bekleidete u. im J. 1809 zum Ritter des Danebrogordens ernannt wurde. Er starb 1815 den 30. April zu Melbörf; sein Leben wurde von seinem berühmten Sohne in einem kleinen Schriftchen beschrieben. — 2) N. (Barthold Georg), Sohn des Vorigen, geboren zu Kopenhagen den 27. August 1776, der scharfsinnigste Geschichtsforscher u. einer der bedeutendsten Kritiker, Philologen u. Diplomaten unseres Jahrhunderts. Nachdem er eine Zeit lange Direktor der Bank in Kopenhagen gewesen war, trat er in preussische Staatsdienste über, wo er in den wichtigsten finanziellen Angelegenheiten gebraucht wurde u. auch während der verhängnisvollen Zeit von 1806—15 einen sehr ehrenwerthen Charakter bewahrte. Eine deutsche Bearbeitung der ersten Philippica des Demosthenes, offenbar gegen die französische Gwalttherrschaft gerichtet, mehrere kleine Schriften im Interesse Preussens u. die erste Bearbeitung der römischen Geschichte fallen in diese Zeit. Nach Wiederherstellung des Friedens ging er vom Jahre 1816—23 als Gesandter nach Rom, wo er durch sein ehrenhaftes Benehmen viel für die glückliche Regulirung der kirchlichen Verhältnisse in Preußen that u. mit dem ausdauerndsten Fleiße seinen Studien, besonders für die römische Geschichte, lebte. Nach seiner Rückkehr ging er, nach einem kurzen Aufenthalte in Berlin, an die Universität Bonn, wo er seine Untersuchungen eifrig fortsetzte u. durch seine zahlreich besuchten Vorträge, sowie durch Unterstützung u. Begründung mehrerer wissenschaftlichen Unternehmungen (in Verbindung mit Bökh u. Brandis das rheinische Museum für Philologie 1827, dann in Verbindung mit mehreren Gelehrten eine neue Bearbeitung der *Scriptores historiae Byzantinae*, angefangen 1828) in weiten Kreisen für die Wissenschaft thätig war. Die Staatsumwälzungen von 1830 wirkten sehr niederdrückend auf ihn u. er starb, zum Theile in Folge der Eindrücke, mit den düstersten Ahnungen für

Deutschlands Schicksal, am 2. Januar 1831. — Das Hauptwerk N.s, wodurch er sein Andenken unsterblich gemacht hat, ist seine „Römische Geschichte“ (Berlin 1811—32, 3 Bde., 4. Aufl., 1 Bd. 1833. Sie ist nur fortgeführt bis zu den punischen Kriegen. Die Fortsetzung vom ersten punischen Kriege bis zum Tode Constantins gab ein Schüler von ihm, der Engländer Leonhard Schmitz, aus seinen Vorträgen heraus: *History of Rome from the first punic war to the death of Constantine*, 2 Bde., London 1844, deutsch von Zeiß, Jena 1844—46). Durch dieses Werk hat N. nicht nur für die römische Geschichte Bahn gebrochen, obwohl seine Ansichten auch jetzt noch von Vielen bekämpft werden, wie von Wachsmuth, Hellmann, Rubino, sondern zugleich für die geschichtliche Kritik außerordentlich viel geleistet. Mit einem, von einer ausgedehnten Sprachkenntniß getragenen, außerordentlich reichhaltigen Quellenstudium u. genauer Kenntniß des Details verbindet er den richtigen Tact, lebendig in die Entwicklung des Volkes einzubringen u. aus ihr den rechten Maßstab zur Beurtheilung der oft so sagenhaft umhüllten u. verfälschten Thatfachen herzunchmen. Dabei erhebt sich seine, im Ganzen freilich etwas harte u. dunkle, Sprache bei den erhebenden Partien der Geschichte zu einer antiken Classicität u. es weht den Leser aus der Schreibart selbst ein ächt römischer Geist an, wie dieß namentlich bei der Darstellung des großartigen Kampfes der Plebejer mit den Patriziern der Fall ist, in dessen gerechterer Würdigung N.s ganz besonderes Verdienst um die römische Geschichte besteht. — Hieher gehören ferner noch manche kleinere Abhandlungen. Ueber die Nachrichten von den Comitien der Centurien (Bonn 1824); Duplik gegen Steinacker (Bonn 1824); Beschreibung der Stadt Rom (4 Bände, Stuttgart 1830). Unter seinen philologischen Arbeiten sind bemerkenswerth die kritischen Ausgaben der von Mai entdeckten Werke des Fronto (Berlin 1816); zweier ungedruckten Fragmente der Reden Cicero's für Fonteius u. Rabirius (Rom 1820); eines Fragmentes von Merobaudes (Bonn 1824) u. der „*Inscriptiones Nubienses*“ (Rom 1821); dann „*Kleine historische u. philologische Schriften*“ (Berlin 1828—1842). Aus seinem Nachlasse wurden herausgegeben: Griechische Heroengeschichten (Hamburg 1842); Nachgelassene Schriften nicht philologischen Inhalts (Hamburg 1842) u. Geschichte des Zeitalters der Revolution (Hamburg 1845), welches Werk an bedeutenden Schwächen leidet. Ueber N.s Leben vergl. Lieber, Erinnerungen aus meinem Zusammenleben mit N. (Heidelb. 1837) u.: Lebens-Nachrichten über N. aus den Briefen desselben u. aus Erinnerungen einiger seiner Freunde (2 Bde., Hamb. 1838).

F. M.

Niederaltaich, ehemalige reiche u. berühmte Benedictinerabtei in Niederbayern, Landgerichts Hengersberg. Die weiträumigen Klostergebäude sind jetzt sehr in Verfall u. nur die große, ansehnliche Kirche ist noch wohl erhalten. Selbe, 1701 aus ihrer früheren gothischen Anlage in die gegenwärtige Form umgebaut, hat zwei stattliche Epithürme u. ist im Innern ungemein reich ausgeschmückt. Besonders prächtig ist die Sakristei mit ihren in herrlicher Schnitzarbeit u. Vergoldung prangenden Paramentschränken. — Des Klosters Name lautet in den alten Urkunden *Altaha*. Begründet wurde es 731 unter dem Herzoge Hugibert, aber erst 741 unter Herzog Uttilo von Mönchen aus dem Kloster Reichenau am Bodensee bezogen. Das Stift hat viele an Tugenden u. Kenntnissen reich begabte Männer in seiner Mitte gehabt, die der Kirche u. dem Staate die erspriesslichsten Dienste leisteten. In der Gelehrtenwelt haben sich bekannt gemacht: Der Abt Hermann († 1275) durch seine für die bayerische Geschichte werthvollen Annalen, dann der zu Anfang des 14. Jahrh. lebende Mönch Wolfgang, einer der ersten Rechtsgelehrten seiner Zeit. Zwei Erzbischöfe und sieben Bischöfe gingen aus den Zellen N.s hervor. Auch Heilige besaß das Stift unter seinen Angehörigen, so den heiligen Godehard, erst Abt zu N., dann Bischof von Hildesheim, und den heiligen Thimo, der auf den erzbischöflichen Stuhl von Salzburg berufen ward. Unter den Inkulfinen heben die Chroniken besonders die selige Alruna, aus dem Geschlechte der Markgrafen von Cham, hervor († 1045). Gleichwohl gab es auch

Zeiten, wo zu N. die Zucht arg in Verfall war, u. 1282 ließen die Mönche den Abt Volfmar, der strengere Disziplin einzuführen sich mühte, durch ihre weltlichen Helfershelfer ermorden. Oft sprach das Unglück in den Mauern N.s ein, öfter und verheerender als in irgend einem anderen Kloster Bayerns, so zwar, daß das Stift sammt der Kirche siebenmal aus den Ruinen erhoben und neu geweiht werden mußte. 1803 wurde es nach einem Bestande von mehr als 1000 Jahren aufgehoben.

Niederbayern, seit der neuen, auf historische Grundlagen zurückgeführten, Eintheilung des Königreichs Bayern vom Jahre 1837 einer von dessen 8 Kreisen, dessen Hauptbestandtheil der frühere Unterdonaukreis bildet, wozu noch einige Landgerichte des früheren Isarkreises kamen. Derselbe umfaßt 197½ □ Meilen mit 550,000 Einwohnern, wird von der Donau, der Isar und dem Inn durchströmt (letzterer bildet auf eine Strecke die Gränze gegen Oesterreich), und nördlich ragt ein Theil des bayerischen Waldes herein. Im Ganzen ist N. der fruchtbarste Theil des gesammten Königreichs: Getreidebau u. Viehzucht sind vortrefflich, das Mineralreich liefert Eisen, Blei u. Steinkohlen; die Industrie ist jedoch, mit Ausnahme der Linnenweberei, Gerberei, Töpferei u. Glasfabrikation, nicht von Belang. Hauptstadt: Landshut an der Isar (s. d.); der Sitz des Appellationsgerichtes für den Kreis ist in Passau (s. d.).

Niederdeutsch, s. Plattdeutsch.

Niederlage. Von einer Armee, die so völlig aus dem Felde geschlagen ist, daß dieselbe, ohne alle Ordnung u. Zusammenhang, als aufgelöst oder nicht mehr bestehend betrachtet werden kann, sagt man, sie habe eine N. erlitten. Diese ist daher von einer verlorenen Schlacht darin verschieden, daß man im letzten Falle sich mit Ordnung u. in einer solchen Verfassung zurückzieht, daß man im Stande bleibt, unter Umständen die Offensive wieder zu ergreifen, während in dem ersten Falle, bei der gänzlichen Auflösung des taktischen Zusammenhanges, ein weiterer Widerstand nicht denkbar ist und ein solcher nur dann erst wieder eintreten kann, wenn es den Zerstreuten allenfalls gelungen ist, sich wieder zu sammeln, oder wenn man Verstärkungen an sich ziehen kann. Mit Vorsicht getroffene Maßregeln für den Fall eines nothwendigen Rückzuges, die Angabe von Sammelplätzen, Kaltblütigkeit von Seite der Führer, Mannszucht und Moral von Seite der Abtheilungen, werden selbst den Verlust einer Schlacht paralisiren und die Schmach einer N. abwenden.

Niederlagen, Speicher, Docks, Packhäuser, Magazine, Packräume, sind die dem Kaufmanne nothwendigen sicheren Gebäude, Plätze, Magazine, in welchen gegen eine gewisse Abgabe (Lagerzins, Niederlagsgebühr), Waaren von Einheimischen oder Fremden unter dem Schutze der Behörden möglichst sicher vor Verderben oder Diebstahl aufbewahrt werden. Es sind diese Anstalten höchst wichtige Erleichterungsmittel des Handels, deren Werth man in England, sowie in Frankreich, an den großen Handelsplätzen zu erkennen vermag. Eine besondere Wichtigkeit haben die öffentlichen N., Entrepots, in Bezug auf das Steuerwesen erlangt, indem der Kaufmann hier unter gewissen Bedingungen steuerbare Waaren so lange unverzollt lagern lassen kann, bis er darüber verfügen will. Niederlagsrecht, Stapelrecht, heißt an mehreren, besonders Hafenorten, die Berechtigung, daß daselbst alle vorkommenden Waaren abgeladen und zum Verkaufe ausgebaut werden müssen.

Niederländische Malerschule. Diese begreift die niederländischen Maler im 15. und 16. Jahrhundert, deren technische Eigenthümlichkeiten sind: große Vollkommenheit der Farbengebung, treffliches Hellbunt, markiger Pinsel u. vollendete Ausführung. Zu den idealen Formen u. Ausdrucksweisen der Italiener haben sie sich jedoch nicht erheben können, dagegen in Beziehung auf Gründlichkeit u. Wahrheit Vollendetes geliefert, ihren Figuren den Ausdruck der Unschuld, Naivität u. Frömmigkeit gegeben und in Tiefe des Gemüthes selbst die Italiener übertroffen. Von der anderen Seite aber tritt in größerer Ausbreitung noch die

Partikularität des individuellen Charakters hinzu, u. daher wandte sich die Kunst hauptsächlich auch auf die Seite der Weltlichkeit, was sich durch die Lage des Landes u. die Verhältnisse der Nation süglich erklären läßt. Denn zu Meistern des Colorits wurden diese Maler unstreitig durch die Naturbeschaffenheit des Landes. Der Wuchs ist nämlich ungemein schön, Zweige u. Blätter erscheinen erst in bedeutender Höhe u. bilden, gegen einander geneigt, lustige, mannigfaltig beleuchtete Wölbungen, bei einer überaus frischen Färbung. Die wasserreiche Natur des Landes aber belebte den Handel, sinnliche Ansichten u. Lebenszwecke wurden die herrschenden u. die Richtung der Kunst folgte der Sitte der Einwohner, so daß selbst die Pracht der Farbe die ernstere Schönheit der Form beherrschte. Als besonderen Grund zu dieser Beschränkung der niederländischen Malerei in ihren Gegenständen hat man auch die religiöse Ansicht u. die kirchlichen Grundsätze der dortigen Reformation geltend machen wollen, welche die Darstellung heiliger Gegenstände zwar nicht verbot, aber doch deren Aufstellung in Kirchen und in ihrem gottesdienstlichen Gebrauche untersagte, was allerdings von entscheidendem, doch nicht der alleinige, Einfluß gewesen seyn dürfte. — Die niederländische Schule theilt sich in die flamännische oder flandrische und in die holländische Schule; jene soll, wie gewöhnlich behauptet wird, von den Brüdern Van Eyck (s. dd.) gestiftet seyn, die jetzt aber an die Spitze der altdeutschen Schule gesetzt werden. Sie hat den gemeinsamen Charakter der niederländischen Schule, zugleich auch Größe der Composition u. Adel der Gestalten, bei einem starken, jedoch natürlichen Ausdrucke. Die vorzüglichsten Künstler in derselben sind: Franz Floris, Johann de Street (Stradanus), Heinrich Steenwyck, die Brüder Brill, Peter Paul Rubens, welcher die flamännische Malerei auf ihren Gipfel erhob, Franz Snyders, Peter Neefs, David Teniers, Vater u. Sohn, Casp. de Crayer, Jakob Jordaens, Anton van Dyck (s. dd.) u. A. — Die holländische Schule zeichnet insbesondere sich aus durch große Naturtreue, Abstich der Farben u. zarten Pinsel. Doch ist sie tadelnswerth wegen incorrecter Zeichnung u., wie in der Regel, doch kaum mit entschiedenem Rechte behauptet wird, wegen der Wahl gemeiner Gegenstände; denn dieses Unbedeutende, Zufällige, Bäuerische, in die gemeine Natur Eingehende erscheint durchdrungen von einer so unbefangenen Freiheit u. Lustigkeit, daß wohl diese, nicht das Gemeine, den eigentlichen Gegenstand u. Inhalt ausmacht. Wir sehen keine gemeinen Empfindungen u. Leidenschaften, sondern das Bäuerische u. Naturwahre in den unteren Ständen, das froh, schalkhaft, komisch ist. In dieser unbekümmerten Ausgelassenheit selber liegt hier das ideale Moment; das Komische hebt das Schlimme der Situation auf, und die Charaktere können auch noch etwas Anderes seyn, als worin sie in diesem Augenblicke vor uns stehen. Diese Auffassung der inneren menschlichen Natur u. ihrer Erscheinungsweisen, die unbefangene Lust u. künstliche Freiheit, die Frische und Heiterkeit der Phantasie u. sichere Keckheit der Ausführung machen hier den poetischen Grundzug aus. Von dieser Seite betrachtet, erscheinen derlei Erzeugnisse der holländischen Schule keinem Tadel unterworfen, vielmehr spricht sich darin ein volksthümlicher Humor aus, und daraus wäre denn auch die weitverbreitete Theilnahme an derselben zu erklären (vergl. Stilleben). Der Stifter der holländischen Schule ist Lukas von Leyden (s. d.) u. ihr Fortbestand erstreckt sich bis ins 17. Jahrhundert. Vorzügliche Künstler derselben sind: Octavian van Ween, Abr. Bloemart, Joh. Weynants, Joh. Dan. de Heem, Paul Rembrand, Herm. Sachtleben (Zachtleevens auch Zastleeven), Gerhard Terburg, Aisselyn, Gerhard Dow (Douw), Philipp Bouwermann, Berghem, Paul Potter, Rudolf Bakhuysen, Franz Mieris, Gottfr. Schalken, Jakob Ruissdael, Abrian van der Werf (s. dd.) u. A. Bemerkenswerth ist, wie schnell diese Meister in beiden Schulen auf einander folgten, eine Erscheinung, die im Gebiete der Literatur u. Kunst mehrfach sich wiederholt hat. — An der Spitze der heutigen holländischen Malerschule stehen: Schelfhout, geboren 1787 im Haag, ausgezeichnet in Darstellung des Meeres, des Treibens der Schiffeleute u.

in Winterlandschaften, dann Joh. Ch. Schotel, geboren 1787 in Dortrecht, ein trefflicher Marinemaler, wie der 1838 verstorbene Bakhuisen u. der Landschaftsmaler Rökköf (s. dd.).

Niederländische Sprache u. Literatur. Die niederländische Sprache, unrichtig die holländische genannt, da jene weder allein der Provinz Holland eigen ist, noch sich in derselben ausgebildet hat, ist in dem westlichen Theile der Niederlande heimisch, als Schriftsprache aber über das ganze Königreich verbreitet. In den östlichen Provinzen herrscht unter dem Volke das Friesische, im Süden das Flämändische, während man in Belgien wallonisch oder flamändisch, in den höheren Ständen französisch spricht. Sie gehört dem germanischen Sprachstamme an u. ist ein Dialekt des Niederdeutschen, einfach, breit, klar u. derb, aber ohne Schwung u. Energie. — In wissenschaftlicher u. literarischer Hinsicht haben die Niederländer früher einen bedeutenden Rang behauptet. Die niederländische Literatur beginnt mit der Ausbildung der Sprache zum schriftstellerischen Gebrauche im 13. Jahrhundert u. reichte in ihrer ersten Periode bis ins 16. Jahrhundert herab. Die ersten Anfänge derselben waren Reimchroniken u. Rittergeschichten; das 13. Jahrhundert sah einen schwachen Morgenschimmer der Dichtkunst aufgehen, welcher im 14. unter der Herrschaft der hennegauischen u. bayerischen Grafen u. der Hoefschen u. Kabeljauschen Fehden verschwand. Theils die Einführung der Buchdruckerkunst zu Harlem 1430, theils der unter der burgundischen Regierung sich entwickelnde Wohlstand des Landes weckte u. nährte auch Liebe zu den Wissenschaften u. der Poesie bei den Niederländern. Schon 1426 ward die Universität zu Löwen gestiftet u. bald folgte ihr die Schule zu Deventer nach. Doch schrieben damals die meisten Gelehrten noch lateinisch, einzelne poetische Produkte u. Uebersetzungen der alten Classiker abgerechnet. 1477 wurde auch die Bibel in niederländischer Sprache gedruckt. Die niederländischen Barden, die nach germanischer Weise an den Fürstenhöfen ihre Gefänge sangen, hießen hier Sprekers (Sprecher). Es bildeten sich auch schon, ganz ähnlich den deutschen Meistersängern, Sängervereine (Kamern) aus, deren Mitglieder (Rederijker, Rhetoriker) eine Zunft bildeten. Sie beförderten in ihren Gesängen Sittlichkeit u. biedern Bürgerthum, daher wurden sie von den spanischen Zwingherren angefeindet u. zuletzt von Alba aufgehoben. — 2. Periode, 1517—1600. Eine 2. Epoche in der Poesie begann mit der Gründung der Rederijerkammer zu Amsterdam (in liefde bloeiende [in blühender Liebe] genannt) 1517, die sich besonders durch veredelte Sprache in ihren Gedichten auszeichnete u. so großen Einfluß auf die Ausbildung der niederländischen Sprache äußerte. Besonders zeichneten sich in dieser Kammer H. Lorenz Spiegel, D. Volkertszoor, Voornheert u. Römer Bisscher aus. Die Revolution unter Philipp II. förderte viele politische Schriften (1555—1572), u. überhaupt war mit dem Geiste der Freiheit auch ein Streben nach Wissenschaftlichkeit in die Niederlande gekommen. Die 1574 zu Leyden gestiftete Universität wurde bald Sitz tüchtiger Gelehrsamkeit. Diese Universität war um so mehr ein Segen für die Niederlande, da die hohen Schulen zu Douai u. Löwen ganz stabil geworden waren u. auf Alba's Befehl auch die Niederländer keine fremde Universität besuchen durften. Auch in Franeker wurde 1585 eine Universität gegründet. Das wiedererwachte Studium der classischen Literatur wirkte auch sehr vortheilhaft auf die Blüthe der Wissenschaften. — 3) Periode, 1600—1679 (Vondels Todesjahr). Das Ende der Revolution gab der Nation einen ungemeinen Schwung zum Guten, Schönen u. Edeln u. bereicherte sie mit einer nicht nur reinen, edeln, kräftigen, sondern auch verständlichen, lieblichen u. gewandten poetischen Sprache. Hoofst, Vondel, Gats, die Schwestern Bisscher, Rampusen, Grotius, Barlaeus, Heinsius, Broekhuizen, Hungen, Dekker, gebildet durch Bekanntschaft mit Italien u. den alten Classikern, waren die Heroen in der Dichtkunst dieser Zeit. Für die Fortschritte in den Wissenschaften sorgten die neu errichteten Universitäten in Gröningen (1614), Utrecht (1636), Harderwyf (1648); akademische Gymnasien (Illustre scholen) zu Deventer (1630), zu Middelburg u.

zu Amsterdam (1632) das Athenäum. Selbst die Unruhen der Remonstranten u. Contraremonstranten (1618 u. 19) u. der folgende Gewissenszwang vermochten den Flug nach den höheren Regionen der Wissenschaft u. Kunst nicht zu dämpfen. Friedrich Heinrichs weise u. gemäßigte Regierung als Statthalter (1645—47) heilte die Wunden jener Bigotterie. In dieser Zeit war, wie für Poesie u. Ausbildung der Sprache, so auch für die schönen Wissenschaften, die Naturforschung, das Staatsrecht, die Schrifterklärung u. Geschichte, in Holland ein neues Licht aufgegangen. Besonders verdienen als Beförderungsmittel der Wissenschaften genannt zu werden: der Flor der Buchdruckerkunst (besonders durch Plantin, Elzevir, Bläuw, Wäsborge) u. die erhöhte Blüthe der Universitäten, besonders der Leydener, wo Scaliger, Lipsius, Heinsius, Gronov, Saumaise, Meursius, Erpen, Golius u. A. lehrten. — 4. Periode. 1679—1738. Der spanische Krieg, der errungene Welthandel, der Luxus, die sinkende Selbstständigkeit, Lähmung der Begeisterung für Freiheit u. Vaterland, Geschmack für französisches Wesen u. Literatur, durch die französischen Emigranten seit der Aufhebung des Edicts von Nantes eingeführt, führte, besonders seit dem Nimweges Frieden 1678, die Poesie dem Verfall zu; Ausnahmen machten etwa noch Boet, Hoogvliet, Langendyk. Der Sinn der Nation wandte sich immer bloß den Naturwissenschaften zu; außerdem wurden besonders Philosophie, Physik, Sprachkenntniß getrieben. Hemsterhuis, Schultens u. Boerhaave erhoben die Leydener Universität im Anfange des 18. Jahrhunderts zu der ersten Europa's u. diese Männer brachten eine dreifache Reihe vorzüglicher Gelehrten hervor, die fast bis auf unsere Zeiten den neugebahnten Weg in der arabischen u. griechischen Sprachlehre, in der praktischen Medizin u. Anatomie mit dem glücklichsten Erfolge betraten. — 5. Periode. 1738—80. Ohne schöpferisches Genie, verbesserte Eybrand Zeitama in der Poesie Reim, Versbau u. Ausdruck. Sonst trugen die meisten poetischen Produkte ganz das Gepräge der französischen Vorbilder. Einen Schritt zur Verbesserung machte Lucretia Wilhelmine van Merken u. ihr Gatte, Nik. Simon van Winter, um 1770. Auch die zahlreichen dichterischen Gesellschaften, Nachahmungen der französischen, gaben dem Geschmacke eine nachtheilige Richtung. Die Wissenschaften blühten stets fort. — 6. Periode. 1780 bis auf die neuere Zeit. Man hatte schon angefangen, statt nach französischen, sich nach britischen u. deutschen Geisteswerken umzusehen, doch lange ohne sichtlichen Einfluß. 1780 aber vereinigte sich zu Utrecht eine Gesellschaft junger Männer zum Streben nach einer gedankenreicheren u. gefühlvolleren Poesie. Die Koryphäen dieses Vereins waren: Kleyn (nachher berühmter Jurist zu Arnheim) u. 2 Theologen, Rau u. Bellamy. Doch neigten sie sich zu sehr zur sentimentalischen Dichtung hin, wie auch Feith, der aber doch, nebst Bilderdyk (starb 1831), als Wiederhersteller der niederländischen Poesie zu betrachten ist. Zum Gedeihen der Wissenschaften trugen mehre, in u. kurz vor dem Anfange dieser Periode gegründete, theils mehr, theils weniger wissenschaftliche Vereine bei: die Gesellschaft Felix meritis, 1777 von einigen reichen amsterdamer Kaufleuten errichtet, die ihre Erholungsstunden zu höherer Geistesbildung anwenden wollten; in einem prächtigen, zu diesem Endzwecke mit allem Nöthigen ausgerüsteten Gebäude wurden unter andern literarische u. physische Vorlesungen gehalten. Für die Literatur sind die beiden Amsterdamer Societäten Doctrina et Amicitia, Concordia et Libertate u. die Rotterdamer Verscheidenheid en Overeenstemming, für Literatur u. Physik zugleich die Gesellschaft Diligentia im Haag bestimmt. Die gemeinnützige Anstalt Tot nut van't Algemeen suchte nicht nur die Jugend, sondern auch Erwachsene durch Geistesbildung u. populären Unterricht zu beglücken. Und diese wissenschaftlichen Vereine sind es, die auch noch in unserer Zeit sich die möglichste Reinigung der Sprache von fremden Elementen angelegen seyn lassen. — II. Literaturwerke. a) Poesie. Im Allgemeinen muß bemerkt werden, daß, wenn von Meisterwerken in irgend einer Gattung der Poesie hier die Rede ist, dieß nur im Verhältniß der niederländischen Dichter zu einander gilt; im Vergleiche zu anderen Völkern hat

sich eigentlich kein niederländischer Dichter über die Mittelmäßigkeit erhoben. Das Heldengedicht wurde zuerst von Rotgans, in den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts, geschrieben, dem Hoogvliet, Versteeg, Steenwyf, Frau van Winter in biblischen, die Brüder van Haren, Steenwyf u. Frau van Winter in vaterländischen Gegenständen folgten; schwächer war Romsz (Willem I. u. Maurits von Nassau). Die komische Epopöe fand nur Einen Dichter, Jocquenbroch, Arzt zu Amsterdam, der die Aeneide travestirte u. den Kampf der Riesen gegen den Olymp besang (herausgegeben von Bogoart, 1723, 2. Bde, 4.). Der heroische Gesang, im Geschmacke von Voltaire's Bataille de Fontenoi, fand viele Dichter: so Vondel, Antonides (die gebundene Bellona); Dubaan, Schermer, van Alphen, Bellamy, Feith, Voots, Tollens, Vereul, dichteten Schlachtgesänge. Die frühesten Versuche im Roman datiren sich in den Niederlanden schon vom 13. Jahrhunderte (s. o.). Die wahrscheinlich brabantischen oder flämischen Romane, Karel en Elegast, Seghelyn van Jerusalem, Floris en Blancesloer u. a. scheinen die vornehmsten gereimten Romane in niederländischer Sprache im Mittelalter gewesen zu seyn. In der Zeit der Reberijser wurden die romantischen Dichtungen meist durch Allegorien verdrängt. Im 17. Jahrhunderte erschien der erste prosaische Roman von Jakob van Heemskerk (Batavische Arkadia, Amsterdam 1637 u. ö.). Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts erschienen die ersten bürgerlichen Romane von Gl. Wolff u. Ag. Deken im Vereine bearbeitet: Sara Burgerhart (1782) u. Willem Leevend (1784), deutsch von Müller. Die Spuren der sentimentalischen Zeit tragen Feiths (Julia u. Ferdinand en Constantia) u. Maria Post's Romane an sich, weniger die der Petronella Moens (Waare Liefde en belangelooze Vdrindschap, 1797 u. a.); Voosjes schrieb moralische Erzählungen (Susanna Brunkhorst, 1806—1807, Maurits Lynslager, 1808) u. lieferte auch im historischen Romane Proben aus der vaterländischen Geschichte. — Poetische Erzählungen: Meister in der ernsthaften Erzählung sind Cats, Bellamy (besonders Röschen) u. Bilderdijk; komische Erzählung fand fast nur an Voot 1716 einen glücklichen Bearbeiter; Elisabeth Wolff gab den Rigorismus der Geistlichen dem Gelächter Preis. Auch Bilderdijk lieferte einige launige Erzählungen. Die lyrische Poesie hat in den Niederlanden noch das meiste Gute aufzuweisen. Hymnen dichteten im 17. Jahrhunderte Heinsius, Cats, de Dekker, Vollenhove, Voot, Dubaan, in der Mitte des 18. Jahrhunderts Vobbaart (starb 1760 in Middelburg), Trip, Feith, van Alphen, van de Kastele u. in neuerer Zeit Bilderdijk, leicht der fruchtbarste niederländische Dichter, u. Kinker, der beste jetzt lebende Dichter (geboren 1764). Im geistlichen Liebe versuchte sich zuerst Kamphuizen, dann Voet; van den Berg, van Alphen u. Feith sind darin ausgezeichnet. Oben dichteten Vondel, die Gebrüder Haren, J. C. Baronesse von Lannoy, Kasteleyn, Nieuwland, später Feith, Bilderdijk (auf Napoleon), Helmers, Voots, Abr. u. J. J. Vereul, Petronelle Moens, Tollens, der Lieblingsdichter der Holländer (geb. 1780), Immerzeel, Nieuwenhuizen, Ab. Simons u. A. Auch das leichte erotische u. das Volkslied fanden glückliche Sänger. Das erste bekannte Volkslied ist das von Wilhelmus van Nassaun (unsicher ist es, ob von Marnix oder Goornhert); nachher Maria Bisscher, Hooft ausgezeichnet; außerdem Reael, Jonckhys, Westerbaan, Sweers, van Someren, vorzüglich Dullaert u. Luiten, vor Allen aber Voot, auch Elise Wolff, Agathe Deken, Bellamy, Tollens. Andere neuere lyrische Poeten sind: Staring van der Wildenbosch, Spandan, Witthuis, Meschert, Stryck van Lindschoten, da Costa, de Clerq. Weniger Glück machten die Ballade u. die Romanze; es finden sich nur Nachahmungen der Franzosen, bis Bellamy u. Rau, später Feith u. Bilderdijk sich in eigenen Romanzen versuchten. Das Sonett ward zuerst durch Hooft aus Italien gebracht; Vondel eiferte ihm glücklich nach, weniger Huygens, Maria Tesselschade, Römer Bisscher, de Dekker u. nach langer Zeit Jf. van Ruyssenburg. Der erste Versuch in der Cantate ward in der Mitte des 18. Jahrhunderts durch D. J. van Haren mit der Bearbeitung des Messias für musikalische Composition gemacht;

gute Cantaten schrieb nachher van Alphen, auch Feith u. Vereul. Die Allegorie war die älteste Dichtungsart bei den Niederländern; die Spiele von Serinen der Reederijker (s. oben) waren rohe allegorische Vorstellungen moralischer Sätze oder biblischer Geschichten; aus ihnen bildete sich nach u. nach das Drama (s. unten). Römer Vischer machte sich durch Zinnepoppen (Einpuppen), ebenfalls allegorische Darstellungen, die aber voll Fehler gegen Geschmack u. Sitte sind, bekannt. In beiden war Zacharias Heins († 1640) gebildeter u. feiner (Emblemate of Sinnebeelden, Rotterdam 1625; Aan de dry Hoofddeugden, Geloof, Hoop en Liefde; Deugdensctole etc.): Hooft dichtete leichte erotische Allegorien, aber weniger glücklich, als Cats in Zinne-en-Minnebeelden; von der Veer u. de Brune dichteten Zinnebeelden in fließender Sprache mit Witz u. Geschmack; Krull, Schmidt (geboren 1602 zu Amsterdam) in seinen Minnebeelden (in Pampiere Wereld, 4 Bde., 1644, 4.). Noch sind als Neuere zu nennen: Dubaan (Staatsvorfälle), Smits u. zuletzt Tollens. Die Schäferpoesie wurde ohne sonderliches Glück von Krull (1644), besser von Moenen behandelt. Wellekens verbesserte diese Dichtungsart nach italienischen Mustern, an ihn schloß sich Blamming an; weniger leistete Haan (1748), mehr Tollens (1800) u. Voosjes. Römer Vischer (1590) war der erste bekannte Epigrammendichter (daher der holländische Martial genannt); Huygens kehrte zu dem witzigen Epigramme (Snel-dicht) zurück; Epigramme dichteten auch Hooft, Bondel, Westerbeant, de Deffer, Vos, Bruno, besonders Ger. Brandt. Glück hatte bei den Niederländern das Lehrgedicht, sowohl das beschreibende, als das eigentliche Lehrgedicht, mehr als jede andere Gattung der Poesie. Ueberhaupt ist diese die herrschende unter den niederländischen Dichtern u. zwar in solcher Weise, daß auch die anderen Gattungen, die Form ausgenommen, nur didaktische Gedichte waren. Nach des Rederijfers P. Heyns (um 1580) Anfänge (Lage u. Eigenschaften aller Länder der Welt) trat Huygens auf mit Voorhout (Beschreibung der Lebensart im Haag), Zedeprinten (Sittengemälde), Hofwyk (Schilderung seines Landguts bei Voorburg). Herkmanns (1635) Schifffahrt, Anslas Pest zu Neapel, vor Allen Antonides, Karp. Brandts Betrachtung des jüngsten Gerichts zeichnen sich noch aus. In Bruins († 1733) Lusthofzoolen u. Kleefsehe en Zuidhollandsche en Noorthollandsche Arcadia ist schon der Verfall des poetischen Geistes merksam. Mehr Verdienste hat Smits in Rottestroom, de Marre im Besingen der Schicksale der ostindischen Gesellschaft, van der Poort in Endeldyk (seinem Landgute), Frans de Haas im verherrlichten u. erniedrigten Portugal (1755); rühmlich Bakker, Trip, van Winter, am berühmtesten Bilderdyk in de Ziekte der Geleerten (Krankheit der Gelehrten) u. Buitenleven (Landleben), Helmers, Tollens (die Ueberwinterung auf Nova Zembla). Das didaktisch-moralische Gedicht wurde von A. Vyns in eine gewisse Form gebracht; nach ihr Goornhert, Spiegel, Grotius, Hooft u. Bondel. Cats Lehrgedichte sind guter Rath in Reimen (die Ehe u. der Trauring gelten in Holland für die besten); höher stehen die von Huygens; Bruin u. Schim sind schwach; höher erhob sich Lucretia W. van Winter. Der gutmüthige Geist der Nation war Ursache, daß die Satyre in den Niederlanden wenig gelang. Nur Bondel wagte sich an persönliche Satyren; de Deffer (1610) verspottete in Lof der Geldzucht (Lob der Geldsucht) Fehler u. Thorheiten; erst 1782 trat in diesem Fache wieder auf J. C. Baronesse de Lannoy, in het Gastmaal (das Gastmahl.) In der poetischen Epistel hat Bondel wieder zuerst Proben seiner Geschicklichkeit zu allen Dichtungsarten abgelegt, wenn man ein paar Briefe Hoofs u. einige briefweise vorgetragene Witzspiele von Huygens nicht rechnet. Gute Episteln schrieb Poort; in französischem Geschmacke die Dichterinnen de Neuville u. Elisabeth Wolff; sehr beliebt ist van Dyks Brief an seine Mutter. Bondel ist auch Vater der Elegie: an ihn schließen sich mit weniger Glück Heemskerk, Wellekens, Poort, Nieuwland, Simons, van Dyk an. Die Heroide fand zuerst in Hooft einen nicht unglücklichen Nachahmer Ovids. Bondel erfand religiöse Heroiden. In der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts ver-

suchten sich in diesem Fache Frau van Winter u. Frau van Wolff. Auch Romé lieferte Heroiden. Die äsopische Fabel ist bis jetzt in den Niederlanden kaum versucht worden; Schonks Fabeln sind nur mittelmäßige Nachbildungen der Fabeln von Gellert. Die ältesten dramatischen Produkte in Holland waren Darstellungen biblischer Geschichten; die Kammerspieler scheinen bloß zum Vergnügen der Großen einige allegorische Vorstellungen aus dem Gebiete der Moral, oder erdichtete Vorfälle deklamirt zu haben. Sie waren Mono- oder höchstens Dialoge. Im 15. Jahrh. gab man dem Volke in den Kirchen theatralische Vorstellungen aus der Bibel und auf Wagen auf öffentlichen Plätzen komische Pantominen (Wagenspiele). Nach und nach begleitete man diese Pantominen mit Worten und wählte dazu Gegenstände aus der Mythologie. Ein allegorischer Prolog (Spel van Sinnen) hatte oft gar keine Beziehung auf den dialogisirten Mythos, sondern diente bloß zur Beantwortung einer moralischen Streitfrage, wozu man die Eigenschaften, die darin vorkamen, personifizierte; nach u. nach vereinigte man diese beliebte Vorstellungen mit bildlichen Spielen u. führte Personen aus jenen in diese ein, welche Gewohnheit bis ins 17. Jahrhundert blieb. Das Alles geschah durch die Rederijkers. Die unter der burgundischen Herrschaft sehr vielfältigten Kammern derselben (die erste war zu Middelburg in Zeeland 1430 unter dem Namen Blümchen Jesse errichtete) beschäftigten sich immer mehr mit dramatischen Arbeiten. Die von ihnen gegebenen Lustspiele (Esbatementen), die Possen (Klugten, Zottklugten, kürzere nannte man Faktionen) waren Zoten, ohne Plan, Intrigue und Charaktere. Man gab sie bei Einzügen von Fürsten in eine Stadt, wo Kammern sich befanden (Landjuweelen) oder bei geringen Einzügen (Haagspelen). Seit Alba verschwand die Kammer nach u. nach alle, bis auf eine in Amsterdam, deren zwei Mitglieder, Coster für das Trauerspiel und Brederô für das Lustspiel, viel Geschicklichkeit u. Eifer besaßen. 1617 legte diese Kammer den Grund zur wahren holländischen Bühne. Coster errichtete nämlich aus ihrem Schooße eine neue Gesellschaft, Akademie genannt, deren Kosten u. Vortheile (da nun schon die Gewohnheit stattfand, die Zuschauer nicht mehr unentgeltlich einzulassen) das Weisenhaus übernahm, da die alte Kammer eine ähnliche Einrichtung mit der Stiftung sich verarmte Greise (het oude Mannenhuis) getroffen hatte. 1632 vereinigten sich beide Kammern, mit der Bedingung, daß beide fromme Stiftungen die Vortheile der neuen Bühne genießen. Man baute nun auf die Stelle der niedergerissenen Akademie ein neues Schauspielhaus, welches 1637 mit Vondels Gysbrech van Amstel eröffnet u. mit mehreren vorzüglichen Produkten der alten holländischen Schule verherrlicht ward. Diese waren in mancher Hinsicht den griechischen Schauspielen nachgebildet. Der Chor war ein wesentlicher Theil; im Lustspiel war man originell, aber auf eine unförmliche, allzu derbe Weise. Dann gewann der Geschmack für französische Literatur Raum u. führte zur Nachahmung des französischen Theaters. Erst L. W. van Winter that gegen das Ende des 18. Jahrhunderts den ersten Schritt zur Verbesserung, wenigstens im Stoffe, indem sie nationale Tragödien aus der Landesgeschichte verherrlichte. Das Mechanische der Bühne litt eine gewaltige Veränderung seit dem großen Brande, der 1772 das amsterdam'sche Schauspielhaus (damals das einzige in den Niederlanden) verzehrte. Punt u. Duim, damals die Koryphäen der Schauspieler, waren hiedurch einige Zeit von der Bühne entfernt. Man schlug nun ein Gezelt in Rotterdam auf, wo sich die Amsterdamer, Punt an der Spitze, als bleibende Schauspieler verbunden hatten; doch hier fand man einen Nebenbuhler in Corver, der schon seit einiger Zeit auf dem neu errichteten Theater im Haag mit vielem Beifalle spielte. Corver verbesserte das altväterische Costüme, vorzüglich der Frauenzimmer, u. die singende Declamation. Die Trauer- Lust- u. Schauspiele (Drames), meist in französischem Geschmacke gegeben, wurden nun bald von neuen deutschen Produkten verdrängt; Kogebue ward bald Lieblingsdichter des Theaters. Zeitz's, Bilderdyks u. Anderer Dramen wurden u. werden selten aufgeführt. Das Lustspiel hat in den Niederlanden, namentlich in Holland, nie einen hohen Grad der

Vollkommenheit erreicht. Brederô ließ zuerst das alte geschmacklose Wesen der Esbatementen u. Zotteklugten mit einer Art Lustspiel abwechseln, roh u. schlüpfrig. Auch Hooft befriedigt wenig; noch tiefer stehen Huygens, Vos u. Pluymmer. Im 18. Jahrhunderte erhob sich der geniale Langendyk, an den sich Hoef, Hartfert, Sels, Styl, Nomsz u. Loosiez angeschlossen; doch ist in neuerer Zeit das wahre Lustspiel ganz durch das Schauspiel (Tooneelspel) von der Bühne verdrängt worden. Das eigentliche Trauerspiel entstand mit Hooft: als seine besten galten die vaterländischen Tragödien Baeto und Gerard van Velzen. Coster steht niedriger, als Hooft, am höchsten Vondel (besonders sein Lucifer, Sephta u. Palamedes, u. vor allen das Nationalschauspiel Gysbert van Amstel, das noch jährlich in Amsterdam gegeben wird (dessen Widersacher, Vos, sich in den gräßlichsten Mordscenen gefällt, dem, doch gemäßigter, Ger. Brandt nachahmt. Stärke bezeichnen Dudaans Trauerspiele. Leichter ist Verhoefs Karl der Kühne u. Antonides Tragil. Nun fing das französische Trauerspiel in Holland zu herrschen an durch Katharina Lescaillie u. Pels, denen sich Mauricius, Boddaert, Zeitama, de Marre, Huydecoper, Zweerts, Vater, op der Hoeft angeschlossen; höher stehen van Winter u. seine Gattin, Fräulein de Lannoy, Kasteleyn, Mans; Produkte eines gereinigten Geschmacks sind Zeiths Stücke. Einen neuen Weg schlug Bilderdyk ein, der allen Ueberfluß verbannte und jeder Person Würde und Interesse beilegte. Schäferspiele schrieb Hooft, besonders Gravidia wird gerühmt. Uebrigens gilt den niederländischen Dramatikern noch die alte Vorschrift der französisch-classischen Schule. Mahnungen von zur Romantik geneigten Männern sind noch unbeachtet geblieben. S. v. Eichstorff deutsche Blumenlese aus niederländischen Dichtern, Namur 1826. — Prosa. Von Briefen ist fast die einzige classische Sammlung von Hooft. Diese Briefe selbst, sowie die seiner Freunde, Tesselschade, Huygens, Barlaeus, Vossius, Grotius u. a. sind für Lectüre, wie für Geschichtsstudium höchst interessant; aus dem folgenden Jahrhundert sind bloß Wagenaars Brieven lesenswerth. Den Dialog hat erst in neueren Zeiten Galkoen, Curyalus (1802) und Bilderdyk (über das Glück, 1806) nicht ohne Glück bearbeitet. Beredsamkeit. Der niederländische Staat gab durch seine Einrichtung nur wenig Gelegenheit zur Staatsberedsamkeit, weil die Vorträge in geschlossenen Versammlungen geschahen. Nur die Kanzelberedsamkeit blieb den Niederländern übrig; aber, wie schon die theologischen Streitigkeiten über die Gnadenwahl (seit 1609) politische Spannungen erzeugten, so auch später wieder die Coccejanisch-Boetischen Streitigkeiten unselige Parteienwuth, die auch auf den Kanzeln rasete; ein Schwall der seltsamsten Allegorien war fast jede Predigt, besonders der Coccejaner. Doch die Aufklärung blieb in neuerer Zeit nicht aus: Brandts Söhne (liberale Remonstranten) Bollenhove, Hulshoff, Stuart, Rist, van der Kooft, van der Palm u. v. A. sind gute Kanzelredner. Die Lob- u. Leichen-Neden machen einen wichtigen Theil der niederländischen Beredsamkeit aus; solche besonders von Hooft, D. Zw. van Haren, de Bosch, Kantelaar, van Schwinden, Hulshoff, Vos, Bilderdyk, Siegenbeek. In der Geschichte fand nur die vaterländische Geschichte, oder vielmehr Alterthums-Kunde, Freunde an Corn. van Gouda (Erasmus Freund) u. Hed. Junius schrieben Batavia die beiden Dousa, Vos, van Meteren (Kaufmann in Antwerpen, in Nedenlandsche Oorlogen, Keyd; dann mit classischem Geschichtsstyl Hooft. Mit der Vorliebe für alles Einheimische sank auch die Neigung zur Behandlung der vaterländischen Geschichte. G. Brandt war nur ihr würdiger Vorsteher, der sich auch um die Kirchengeschichte sehr verdient machte. Trefflich schrieb wieder Wagenaar (vaterländische Geschichte 21 Bde., 1749—59), an den sich würdig Styl (Entstehen u. Flor der vereinigten Niederlande) u. te Water (Bund der niederländischen Edeln zu Brüssel) angeschlossen. In der Folgezeit, wo mehr philosophischer Geist das gelehrte Publikum zu leiten anfang, verhinderte Uebersetzungssucht u. Mangel an Ermunterung zu großen Werken, auch Parteisucht, das historische Studium. Stuarts römische Geschichte, Pluit (aus Dordrecht, seit 1806 Professor in Leyden, starb 1807 bei der Pulverexplosion,

schrieb *Historie der hollandschen Staatsregierung*. 3 Bde. Amsterdam 1802 — 1804), van Wync, Muntinghe, (Professor der Theologie zu Gröningen, schrieb *Geschiedenes der Menschheid naar den Bybel*, 9 Bde., Amsterdam 1804—1809). — In der Biographie sind die Niederländer, besonders die Holländer stark; vorzüglich interessant *Levens van den Nederlandsche Mannen en Vrouwen*, 10 Bde. Amsterdam 1774 — 83. Hooft, Brandt, Cattenburch, Hoogstraten, Nije, Vaker, Brins, de Kruijff, Styl, Ronsz, Kot, Scheltema, verdienen einzeln als Biographen genannt zu werden. Fast keine Wissenschaft verdankte den Niederländern mehr, als die Geographie, besonders der hinterasiatischen Länder. Beschreibungen von Ost-Indien gab Valentin, von Ceylon Baldäus, von Malabar ic. Schouten, von China Nieuhof, u. so von anderen Ländern Bruin, Depper, Witsen. Es wurde jetzt Gewohnheit, ausführliche Beschreibungen der vorzüglichsten Städte der Republik, mit deren Geschichte vereinigt und mit Altenstücken belegt, herausgegeben. Als im 18. Jahrhunderte die Macht und der Eroberungsgeist der holländisch-ostindischen Compagnie allmählig abnahm, nahmen auch die Berichte und geographischen Schriften ab; desto mehr aber ward die Geographie, vorzüglich die vaterländische, in dem 18. Jahrhunderte von eigentlichen Gelehrten pragmatisch bearbeitet, wie von Wagenaar; auch die Ortsbeschreibungen mehrten sich. Aber nach der Mitte des 18. Jahrhunderts, bei verfallener Seemacht und Mangel an Entdeckungen, verdient fast bloß Braams Gesandtschaftsreise nach China genannt zu werden. — Philosophie. Das Unwesen der Scholastik herrschte lange fort auf den beiden Landesuniversitäten zu Löwen u. Douai. Zuerst brachte etwas Licht die Philosophie des Descartes, der bei Leyden lebte, bis Spinoza aufrat u., nebst dem in Holland lebenden Bayle, die Reste der Scholastik zerstörte. Grotius mußte im Auslande seine Freiheit suchen. Doch bildete auch in der Folge kein einziger niederländischer Philosoph ein zusammenhängendes System; sie waren Eklektiker, ob schon mehr originelle Denker, z. B. der jüngere Hemsterhuis, Gulshoff, J. F. Hennert, Wyttendach, v. de Wynperse, sich unter ihnen befanden. Durch P. von Hemert besonders fand der Kantianismus in Holland Eingang, doch vielen Widerspruch. Vgl. J. J. Domela Nieuwenhuis, *De Cartesii commercio cum philosophis belgicis deque philosophiae illius temporis in nostra patria ratione*, Löwen 1827, 4. (Preischrift). Die Aesthetik wurde wenig bearbeitet. Van Alphen gab zuerst (1770) eine Theorie der schönen Künste u. Wissenschaften, Nachahmung des deutschen Werks von Riebel. De Bosh, Kasteeln, Brender à Brandis, Feith, Kantelaar, Bilderdyk, handelten in einzelnen Aufsätzen über ästhetische Gegenstände. — Rechtsgelehrsamkeit. Den einzigen Philipp von Leyden ausgenommen, zählt man in den Niederlanden fast keinen vorzüglichen Rechtskenner vor der Errichtung der Universität zu Löwen (1426). Unter den eigentlichen Bewohnern der nachher vereinigten Niederlande verdienen im 16. Jahrhunderte Auszeichnung Nik. Everardi, Präsident des holländischen u. seeländischen Hofes u. des hohen Rathes, Epo, Agyläus, Leoninus, P. Montan, Rataller, Popma, Abelsconde, Buys, Doufa, Didenbarnereld u. A. — Für praktische Gesetzgebung ward ein thätiger Schritt gethan, da Karl V. u. Philipp II. alle ungeschriebene Stadt- u. Landrechte zu sammeln, zu beschreiben, verbessern oder bestätigen befohlen. Nach der Revolution erschienen eine Menge Commentare der Landrechte; für Holland war das wichtigste die von Grotius im Kerker gefertigte Einleitung in die holländische Rechtsgelehrsamkeit. In der Rechtstheorie behaupten in dieser Periode eine ehrenvolle Stelle: Winnen, die beiden Matthäus u. Grotius. Die glänzendste Periode für das rechtsgelehrte Studium, besonders in Holland, brach nach dem westphälischen Frieden an. Jetzt wurde auch Naturrecht gelehrt. Zum erstenmale erschienen Compendien. Voet, Schulting, Wyntershoek, Westenberg, Huber, Otto, Heineccius, Barbeyrac, J. u. B. Voorda, Pestel, Meermann, Arngen, J. de Rhoer, van de Keessel, Tibeman, Gras, J. Meermann, Balkenaar, W. de Rhoer, Smalenburg, van der Linden, Bilderdyk, van Wesele, Scholten, zeichneten sich aus. In den

theologischen Wissenschaften brachten die Niederlande zwar keinen eigentlichen sogenannten Reformator, dagegen um so mehr Solche hervor, die durch ihre Gelehrsamkeit der von Deutschland überkommenen Spaltung allen Vorschub thaten, wie: Gansfort, Erasmus, in der folgenden Zeit Koornhert, Duishuis und vor Allen Grotius. Der Streit der Coccejaner u. Boetianer förderte aber den Geist des Protestantismus nicht; strenge Dogmatiker waren Coccejus, Abr. Heidan (van der Heyden) und Abr. Trommius, mehr liberal Limborch. Ein weiterer Schritt waren Belfers Aufklärungsversuche. Unter die gelehrten Theologen gehörten besonders Sponheim u. Trigland. Einzelne Ausnahmen von dem strengen Orthodoriismus im 12. Jahrhunderte machten Westlein, J. Alberti, Venema, Vittinga. Endlich im 3. Viertel des 18. Jahrhunderts drang allmählig ein freierer u. milderer Geist in die herrschende Kirche ein; besonders wirkten dazu das politische Streben nach Umänderung der alten Form, das sich auch auf die Kirche ausdehnte, die von Schultens zu Leyden gebildete Schule, van Blotens Bibelübersetzung, Vosvelds aufgeklärte Schriften, die Verbesserung der Homiletik und im 19. Jahrhunderte die Schriften Muntinghe's, van der Palms, van Woortst, Voogers u. A. So schritt auch die Dogmatik vorwärts u. Heringhe, van Voort, Regenbogen u. A. nähern sich in ihren dogmatischen Werken mehr oder minder der in Deutschland vorherrschenden liberalen Richtung, die leider auch die Katholiken vielfach angesteckt hat. — Die mathematischen und astronomischen Wissenschaften wurden im 16. Jahrhundert nur dürftig betrieben; Liebe zur Sterndeuterei verhinderte ihr Studium; nur Mercator, Ortelius und Popma machten einige Ausnahme; so auch im 17. Jahrhunderte, wo dagegen Mechanik besonders betrieben wurde (vgl. Drebbel); in der Hydraulik u. Hydrostatik aber thaten es die Holländer allen Europäern zuvor. Für die Astronomie u. Naturwissenschaften waren die Erfindung der Fernröhre durch Jansen zu Middelburg (1593) u. die der zusammengesetzten Mikroskope durch dessen Sohn wichtige Schritte zur Vervollkommnung; Drebbel verbesserte das Mikroskop u. erfand das Thermometer; Snell entdeckte das Gesetz der Strahlenbrechung. Im 17. Jahrhunderte schrieb Chr. Huygens mehrere mathematische Werke, erfand eine neue Pendeluhr u. a. Als spätere Astronomen nennen wir Cassen. In den Naturwissenschaften finden die Niederländer im 16. Jahrhunderte an, ihre Neigung für Zoologie u. vorzüglich für Prachtwerke darin zu entwickeln. Die physischen Wissenschaften machten im 18. Jahrhunderte starke Fortschritte durch Graevsande, Fahrenheit, Musschenbroek, Cuväus, Boerhaave. In der eigentlichen Physik führten Huygens Entdeckungen zu den erfreulichsten Resultaten; in der Chemie ward das Lavoisier'sche System von Deiman, Bondt, Nieuwland, van Troostwyf, von Marum, Kuiper, Cuthbertson, Laumerenburgh berichtigt u. ausgebreitet, die auch wichtige Entdeckungen machten. Auch in der eigentlichen Naturlehre waren Männer wie v. Swinden, Bicker, Cuthbertson, von Marum, auch in Erfindungen ungemein thätig. In der Botanik zeichnete sich zuerst R. Doboens aus u. viel trugen dann die indischen Reisen zur Vervollkommnung dieser Wissenschaften bei. 1682 öffnete der Magistrat den botanischen Garten zu Amsterdam, dem Commelyn vorstand u. mit dem seit dem 18. Jahrhunderte der Leydener und mehrere wetteiferten (vgl. botanische Gärten). Außerdem erwarben sich J. Breyn, dann Gorter, J. van Geus, in neuester Zeit S. J. Brugmans, G. Brolif, Kops, Seep, van Hall, Reinwardt u. A. Verdienste um diese Wissenschaft. In der Zoologie u. Zootomie beschäftigte man sich Anfangs mit der genauen Beschreibung kleiner Gegenstände, so Leeuwenhoek, Swammerdam, Bibloo; aber außerordentliche Fortschritte machten die Zootomie, Zoologie u. vergleichende Anatomie durch Campers Entdeckungen, u. eine Menge Prachtwerke über Naturgeschichte erschienen um diese Zeit. In der Anatomie brach Andr. Vesalius die Bahn; glänzend trat 1665 Ruysch auf, dem R. de Graef sich anschloß; auch Kerkring, Zulpius, Luffon, v. Home, Drelincourt, Waläus, Nuck, Biddlo machten wichtige Entdeckungen; im 18. Jahrhunderte Bernhard und Siegesmund

Albinus, Camper, Bleuland, Sandisfort. Um die Chirurgie haben besonders Tulpius, van Wyck, J. van der Haar, besonders auch F. Camper, D. van Gesscher, van Wy, Ed. Sandisfort, A. Bonn sich verdient gemacht; in der Geburtshilfe Deventer, J. Balfyn, Koonhuygen, J. de Bisscher. — In der praktischen Medizin war die Reinigung des guten Geschmacks u. die Rückkehr zu den Alten in so weit vortheilhaft, daß man auch wieder Hippokrates u. Galenus studirte. Aber erst Boerhaave, gelang es, eine heilsame Revolution durchzusetzen u. wenn auch sein System sich zu sehr nach der iatromathematischen Schule hinneigte, so betrachtete er doch in der Praxis die Wirkungen des Lebens als ein System von Kräften; auch brachte er die Aerzte zu der einfachen Hippokratrischen Beobachtungsmethode zurück. — Philologie. Der Schwung, den man nach Wiederherstellung der Wissenschaften in der classischen Literatur genommen hatte, erhob schon im 16. Jahrhunderte einige Niederländer zu seltenen Humanisten, u. nach der Befreiung vom spanischen Joche übertrafen die Holländer in der Philologie alle europäischen Völker. Als Kritiker traten auf: Hugo Grotius, Gruter, Torrentius, Scriver, Saumaise, Rutgers, Borchorn, J. F. Gronov, die beiden Vossius, Nf. Heinsius. Um die griechische Sprache machten sich Dan. Heinsius, Cumanus, Th. Douza, Feith, Meursius, Jak. Gronov, Jf. Vossius u. m. A. verdient. In dem Zeitraume von 1648—1713 glänzten als Philologen: Grävius, Jak. Gronovius, Muncker, Broekhuizen, Leclerc, Tollius, Almeloveen, Blanchard, Küster, Maaswyk, Vos. Besonders machte sich Holland in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wie um die lateinische (Drakenbarch, Dufer, Verburg, Abr. Gronov, Dubendorp, Haverkamp, van Staveren, Arnzen, P. Burmann Sec., Ruhnken, Wytttenbach), so um die griechische Sprache u. Literatur verdient, da man, besonders auf Hemsterhuis Vorgang, die gehäufte Masse zu einem der wahren Humanität fruchtenden Ganzen anwendete (Küster, Broekhuizen, Bergler, Wesseling, Dufer, Drakenbarch; neben ihnen de Pauw, Reiz u. Haverkamp. In den späteren Jahren dieser Periode glänzten besonders Valkenaer u. Ruhnken. Ueberhaupt war die Mitte des 18. Jahrhunderts eine schöne Zeit. Hemsterhuis in der griechischen, Dubendorp in der lateinischen Literatur; Alberti, ein als Hellenist vorzüglicher Theolog, alle zu Leyden, Wesseling u. Saxe zu Utrecht, Valkenaer zu Franeker, Burmannus Secundus u. Schrader zu Amsterdam, Dorville zu Gröningen, van Pennep, Pierson u. Röne, Abresch in Zwolle u. Hoogeven in Delft. Ueber die Erhaltung des ächtrömischen Styls wachte besonders Wytttenbach; die lateinische Poesie blühte ausnehmend (von Sanden, de Bosch, Pennep, v. Braam, v. Ommeren), u. Wytttenbach, Tollius, Wassenberg, Nieuwland, de Bosch, Luzac, Sluiter, van Lynden, Vake, van Heusde, Beerlkamp u. A. fuhren fort, sich mit den Classikern zu beschäftigen. Auch die orientalische Literatur fand von jeher in den Niederlanden viele Beförderer. Die hebräische zuerst an Agricola, Gansfort, Erasmus, mehr in der Folge an Raphelengius, van Blissingen, Cumanus, Dion. Vossius, Drusius; die arabische an Raphelengius, Erpen, Golius, Warner (vergleiche Schultens, *De studio Belgarum in lit. arab. excol.*, Leyden 1779). Später, nach 1650, widmete man sich mehr den Sachkenntnissen, als der Sprachforschung (Witfius, Perizonius, Reland). Endlich schlug J. J. Schultens in der Mitte des 18. Jahrhunderts in den orientalischen Sprachen den Weg der Analogie ein, um die so verworrenen Sprachlehren an einfache Regeln zu binden u. die schwankende Bedeutung der Wörter aus dem Innern der Sprachen zu erklären; ihm folgten Briemont u. A. und H. A. Schultens, Scheidius, van Bloten, Muntinghe, van der Palm, vorzüglich die beiden Rau. In neuerer Zeit haben sich um die semitischen Sprachen verdient gemacht Hamaker u. Noorda; unter den asiatischen Sprachen hat besonders das Japanische an Siebold und das Malaische u. besonders das Javanische an Noorda Bearbeiter gefunden. — Vergl. Willem, „*Over de nederduytsche Taal en Letterkunde*“ (1819), Lebrecqy, „*Précis de l'histoire littér. des Pays-Bas*“ (1827), Bowring, „*Sketch of the language and literat. of Holland*“ (1829).

Niederlande, ein Königreich im nordwestlichen Europa, welches von 1815 bis 1830 auch das jetzige Königreich Belgien (s. d.) umfasste, nach seinem gegenwärtigen Bestande aber, ohne das zum deutschen Bunde gehörige Großherzogthum Luxemburg (s. d.), welches, von dem Königreiche getrennt, an der südöstlichen Spitze von Belgien liegt, 573 $\frac{1}{2}$ □ Meilen mit 3,000,000 Einwohnern hat. Das Königreich gränzt im Westen u. Norden an die Nordsee, die hier den tiefen Busen der Zuydersee, den Dollart u. den kleineren Lauwersee bildet, gegen Osten an Hannover u. Preußen und gegen Süden an Belgien. Das Land bildet das westliche Ende des großen norddeutschen Tief- oder Niederlandes, worin nur hie u. da einzelne künstliche Hügel, Terpen oder Bliedberge genannt, ehemals zur Zuflucht bei großen Ueberschwemmungen, stehen. Drei gleichlaufende Dünen-Reihen, 80—180 Fuß hoch, den Küsten entlang, schützen das Land gegen das Eindringen des Meeres, denn in den an das Meer gränzenden Theilen liegt der Boden tiefer, als der Meerespiegel. Die tief liegenden Ländereien nennt man Polder u. die noch tieferen Tiefpolder, die aus einem sehr fruchtbaren Schlamm Boden bestehen u. größtentheils als Grasland für die Viehzucht benützt werden. Die Deutschland benachbarten Provinzen bestehen aus Haide-, Moor- u. Sandland; das Großherzogthum Luxemburg ist durch Ausläufer der Ardennen bergig. Das Klima ist in den niederen Gegenden feucht, nebelig, veränderlich u. im Winter stürmisch. Neben den künstlichen Kanälen, welche alle Handelsorte mit einander verbinden, u. deren bedeutendste der große nordholländische, der von Breda, von Bönen, Gouda, Rotterdam, der Harlingerkanal u. andere sind, wird das Land von den Mündungs-Armen des Rheins, der Schelde u. der Maas mit deren Zuflüssen, von der Erm, dem Zwartewater, Reest, der Ala, Ruinder, Reibdey, Westvolde-Ala, Bechte u. a. durchflossen. Seen sind im Norden das Zuidlaver-See, Sneecker-See, IJker-See, Slooter-See, Rorder-See, Harlemer-See. — Die höchsten Hügel sind in Oberyssel der Bariker- u. Holterberg, in Utrecht die Amerforder-Berge. — Der Produktenreichtum ist nicht groß. Einiges Sumpferz, wenig u. geringes Salz, aber in unerschöpflicher Menge Torf, der das Holz ersetzt, liefert das Mineralreich. Getreide wird kaum zur Hälfte hinreichend erzeugt, dagegen herrscht Ueberfluß in Gemüse u. Gartenfrüchten. Ausgezeichnet ist die Blumenzucht u. Kunstgärtnerei. Die Viehzucht, vorzüglich die der Rinder, steht auf hoher Stufe der Vollkommenheit. Berühmt sind die Käse von Edam, Gröningen, Utrecht &c. Die Pferdezucht ist am stärksten in Friesland. Gänse- u. Bienenzucht sind sehr verbreitet, von großer Wichtigkeit die Fischerei, vorzüglich der Haring- u. Stockfischfang. Zahlreiche Auster liefern die Küsten. Die Industrie verdient in einigen Stücken Aufmerksamkeit, so die Leinwandfabriken, Bleichen, Tuch, Tafelzeug, Damast, Segeltuch, Spitzen, Papier, Zuckerraffinerien, Branntwein, Gerbereien, Tabaksfabriken, Schiffbau &c. — Betrachtet man neben der Industrie den Handel, so treten hier als Hauptplätze Amsterdam und Rotterdam, und außerdem in der Handelschiffahrt noch Helvoel, Brielle, Maasluis, Schiedam, Brouwershaven und Zieriksee entgegen. So liefen z. B. im Jahre 1846 in Amsterdam aus See 2822 Schiffe ein, in Helvoel u. Brielle kamen an 2683 Schiffe, ohne die längs der Zeeuw'schen Ströme oder über die Watten und Binnen durchgekommenen, sowie auch ohne die Heringsbuisen und Fischfahrzeuge. — Die Zahl der im Jahre 1846 abgesegelten Schiffe betrug 2792. Von der Rhede von Maasluis gingen in See 1846: 523 Schiffe und liefen ein 19 Schiffe, außer den Haring- u. Fischfahrzeugen. In Schiedam liefen ein 445 Schiffe, davon 385 mit Getreide belastet waren. In Brouwershaven kamen an 129 Schiffe, davon 47 von Java nach Rotterdam bestimmt waren. In Zieriksee kamen 12 Seeschiffe an und 23 segelten ab. — Wenn auch die freie Handelsthätigkeit gegenüber der „Niederländische Handels-Maatschappij,“ die eine auf Actien gegründete Gesellschaft für den ostindischen Handel ist (vergl. den Art. Maatschappij), groß ist, so übt doch diese überhaupt durch ihr Verfahren bei dem Bezuge u. Verkaufe ihrer Waaren einen

maßgebenden Einfluß auf den Handelsgang. Sie beschränkt ihre Handelsthätigkeit auf das ostindische Erzeugniß von Kaffee, Zucker, Muscainüsse, Macis (Muscathlütche), Nelken, Banca-Zinn, Java-Indigo. Der sogenannte Privathandel beschäftigt sich ebenfalls mit Kaffee u. Zucker, aber aus anderen Bezugsländern, mit Reis, Gewürzen (Nelken, Pfeffer, Zimmt), Farbwaaaren, Thee, Tabak, Ithran, Wallfischbarten, Talg, Pottasche, Wolle, Baumwolle, Korinthen, Rosinen, Feigen, Weizen, Roggen, Gersten, Hafer, Buchweizen, Rapp-, Lein-, Hanf-, Kleesaamen, Kupfer, Häuten, Hörnern 2c. — Die Handelsflotte, aus mehr als 6000 Schiffen bestehend, ist trefflich ausgerüstet; Dampfschiffe circuliren zwischen Frankreich, England u. Deutschland. Neben den schon genannten zahlreichen Kanälen befördern auch die trefflichen, sämmtlich mit Klinkerts auf die hohe Kante gepflasterten Straßen, sowie die seit 1836 theils ausgeführten, theils im Baue begriffenen Eisenbahnen den Binnenhandel ungemein. — Die Bewohner des Königreichs bestehen aus mehreren Volksstämmen, die, außer den Wal-lonen, alle durch Sprache und Sitte stammverwandt sind. Es sind nämlich: Holländer (Bataver, 2,100,000), in den Provinzen Holland, Zeeland, Utrecht, Geldern, ihre Sprache ist ein ausgebildetes Platt- oder Niederdeutsch; Friesen (über 400,000), in Friesland, Gröningen, Drenthe, Oberyssel (zum Theil) und auf mehreren Inseln, ihre Sprache ist eine Mundart der Holländischen; Flämänder (400,000), in N.-Brabant und Limburg; Niederdeutsche (50,000), in niederländisch Limburg u. Luxemburg. Diese Stammverwandtschaft bringt aber fast im ganzen Königreiche Einen Volkscharakter hervor. Der Niederländer u. besonders der Holländer ist nämlich körperlich kräftig, abgehärtet, sehr phlegmatisch, bei milder Behandlung beugsam, ernst, kalt, doch redlich u. treu, dabei zu gerade, etwas ceremoniös, das Ausland, besonders Deutschland, verachtend u. fast Alles nach Geld berechnend u. so ein geborener Kaufmann u. Seemann, vaterlandsliebend, mäßig u. mit geringer Kost zufrieden; vor Allem zeichnet ihn aber die Liebe zur Reinlichkeit aus, die bei keinem Volke größer, aber bei ihm durch das feuchte Klima bedungen ist. Tabakrauchen u. Schlittschuhlaufen sind seine Hauptvergnügungen, an welchen beiden auch Frauen niederen Standes Theil nehmen. — In kirchlicher Beziehung besteht die Bevölkerung aus 1,125,000 Katholiken, welche unter mehreren apostolischen Vicarien stehen; 1,750,000 Reformirte, 75,000 Lutheraner, 35,000 Wiedertäufer, etwas über 5000 Armenier u. unge-fähr ebenso viele Jansenisten; ferner gibt es auch Herrnhuter, Menoniten und andere Sekten, sowie bei 50,000 Juden; die Ausübung jeder Religion ist gesetzlich erlaubt. — In Beziehung auf wissenschaftliche Bildung stehen die Niederländer auf einer hohen Stufe; ebenso werden die Künste mit Auszeichnung kultivirt. Für den Unterricht sorgt die Regierung mit vielem Eifer; doch in über-wiegend protestantischer Richtung. Universitäten befinden sich zu Leyden, Utrecht, Gröningen; Athenäen (die keine Doctoren creiren dürfen), zu Amsterdam, Harderwyk, Franeker und Deventer; 75 lateinische Schulen und mehre geistliche Seminarien sind durch das ganze Land vertheilt. Für viele Künste bestehen besondere Unterrichtsanstalten (Artilleriez, Marinez, Malerschulen u. dergleichen). Wissenschaftliche u. gemeinnützige Gesellschaften sind das königliche Institut der Wissenschaften zu Amsterdam, Gesellschaft Tot nut vant algemeen, Gesellschaft, Felix meritis u. v. a. (s. Niederländische Literatur.) — Wissenschaftliche Hülfsanstalten: Bibliotheken in mehreren Städten, Museum zu Leyden (in vorzüg-lichem Aufschwunge), Cabinete verschiedener Art zu Haag, Utrecht 2c., zahlreiche Kunstgalerien zu Amsterdam, Haag 2c. Das ganze Land ist in 10 Provinzen getheilt: 1) Nordholland, 2) Südholland, 3) Seeland, 4) Nordbrabant, 5) Utrecht, 6) Geldern, 7) Oberyssel, 8) Drenthe, 9) Gröningen, 10) Friesland. — Auswärtige Besitzungen der N. sind: 1) in Asien: Batavia, Amboina, Banda, Ternate, Makassar, Sumatra u. s. w. zusammen 3699 □ Meilen mit 6,465,000 Einwohner; 2) in Amerika: Surinam u. einige westindische Inseln, im Ganzen 506 □ Meilen 84,000 Einwohner; 3) in Australien: ein Theil der Westküste

von Neuguinea; 4) in Afrika 13 Forts u. Faktoreien auf Guinea mit 15,000 Einwohnern. — Das Königreich der N. ist eine constitutionelle Erbmonarchie, gestützt auf das Grundgesetz von 1815 u. die Veränderungen desselben von 1840. Der souveräne König, mit dem Titel „König der N., Großherzog von Luxemburg,“ ist als letzter Mitglied des deutschen Bundes. Die Civilliste beträgt 1,250,000 Gulden. Vor dem Gesetze ist allgemeine Gleichheit, ohne Unterschied der Religion, die Presse ist frei, der Adel besitzt keine Privilegien. Die Generalstaaten, aus 2 Kammern bestehend, bilden die Volksvertretung u. versammeln sich jährlich im Haag. Jede Provinz besitzt außerdem Provinzialstaaten. Die Staatsverwaltung liegt in den Händen der 7 verantwortlichen Staatsminister, aus denen, nebst den 5 Generaldirektoren für den Handel u. die Colonien, der Ministerrath gebildet wird. Neben diesem besteht der Staatsrath. Ueber jeden Bezirk ist ein Bezirksrath u. über jede Gemeinde ein Bürgermeister gesetzt. Das Rechtswesen u. die Gerichtsverfassung ist nach französischem Muster eingerichtet; in jeder Provinz ist ein Criminalhof, die höchste Instanz der hohe Gesetzhof im Haag. Das bürgerliche Recht hat seine Grundlage in dem Civilcöder von 1838. Für die Strafgesetzgebung gilt noch der Code pénal von 1813. — Die Staats-Einkünfte beliefen sich im Jahre 1845 auf 65,071,264 Gulden, die Ausgaben auf 70,401,145 Gulden. Die Nationalschuld beträgt, außer der neuen Anleihe von 117 Millionen Gulden, mehr als 1900 Millionen Gulden, zu deren Verzinsung u. Tilgung fast die Hälfte des jährlichen Einkommens verwendet wird. Außerdem besteht eine aufgeschobene, nicht verzinsliche Schuld von 1719 Millionen. Bei dieser höchst unerfreulichen Finanzlage würde der Credit des Landes längst unter Null herabgesunken seyn, wenn nicht dessen ostindische Besitzungen als Pfänder u. Hypotheken angenommen worden wären. Diese sind mit einem Schulden capitale von mehr als 260 Millionen Gulden belastet u. haben 11,220,000 Gulden jährliche Abgabe zu bezahlen. Die finanzielle Ausbeute aus den ostindischen Colonien sollte 1842, nach der Berechnung des Finanzministers, 17,800,000 fl. betragen, betrug in der Wirklichkeit aber nur 10,314,737 fl., also 7,485,263 fl. weniger: für Holland ein sehr trauriger Wegfall. Die Militärmacht besteht seit 1839 in 12 Regimentern Linientruppen, 1 Regiment Grenadiere, 2 Bataillonen Jäger, 3 Regimentern Kuirassiere, 2 Regimentern Dragoner, 1 Regiment Husaren, 1 Regiment Lanciers, 1. Brigade Artillerie u. 1 Ingenieurcorps. Die gesammte Mannschaft an Unteroffizieren u. Gemeinen beträgt 40,720 Mann nebst 1680 Offizieren. Die Flotte bestand 1840 aus 12 Linien Schiffen, 24 Fregatten u. 44 Corvetten u. Briggs, so daß sie überhaupt 77 größere Kriegsschiffe mit 2629 Kanonen zählte. Außerdem hatte die Flotte noch 103 Kanonenböte von verschiedener Größe. In activem Dienste war nur der kleinere Theil dieser Flotte mit 4793 Mann Besatzung. — 1815 erneuerte König Wilhelm I. zur Belohnung ausgezeichneten Verdienste bei der Land- und Seemacht den militärischen Wilhelms-Orden, der aus 4 Classen besteht. Neben diesem besteht der Civilverdienst-Orden vom niederländischen Löwen in 3 Classen, ebenfalls 1815 gestiftet u. der großherzoglich luxemburgische Orden der Eichenkrone in 4 Classen, gestiftet 1825. Die Nationalfarbe ist Orangegelb; die Flagge blau, weiß u. roth. — Geschichte. Zur Zeit der Römer waren die N., mit Einschluß Belgiens, im Süden u. Westen von Belgien, in Holland u. im Inneren von den Batavern u. den mit ihnen verwandten Caninesaten, der höhere Norden von den Friesen bewohnt. Sie gehörten zum Theile zum belgischen Gallien, zum Theile wurden sie zu Deutschland gerechnet. Alle diese Völkerschaften wurden von Cäsar unterworfen. Während der Völkerwanderung nahmen die Franken Besitz von dem Lande. Karl der Große brachte durch den Vergleich zu Selz im Jahre 803 mit den Sachsen auch die Friesen, die einzigen Bewohner der N., die sich bis jetzt noch der Herrschaft der Franken mit Erfolg widerstehen hatten, zur Unterwerfung, so jedoch, daß denselben völlige Befreiung von geistlicher u. weltlicher Lehensherrschaft zugesprochen werden mußte. Im übrigen N. bestand schon die bei den Franken so beliebte Eintheilung in Grafschaften; doch lassen

sich für diese Zeit weder Lage, noch Ausdehnung u. Gränzen mit Gewisheit bestimmen. Durch den Vertrag zu Verdun 843 kam der nördliche Theil der N. an Ludwig den Deutschen, der südliche an Lothar u. bildete somit einen Theil des lotharingischen Reiches. Zu Ende dieses Jahrhunderts vereinigte nach dem Erlöschen von Ludwigs des Deutschen Stamm Karl der Einfältige auf kurze Zeit die südlichen N. mit seinem Reiche; allein Heinrich der Vogler erwarb Lothringen durch den Vergleich von Bonne u. seit dieser Zeit verblieben die N., d. i. Niederlothringen u. Friesland, dem deutschen Reiche. In diesem Zeitraume erfuhren dieselben bei dem häufigen Herrscherwechsel, den blutigen Fehden u. den räuberischen Einfällen der Normannen mancherlei Ungemach, doch regte sich schon damals die Handelsthätigkeit der Bewohner u. eine vielversprechende Betriebsamkeit, in ihren ersten Anfängen hervorgerufen durch das Bedürfnis, das Land vor dem zerstörenden Eindringen des Wassers zu schützen. Im Auslande begriff man damals u. bis in das X. Jahrhundert die N. unter der allgemeinen Benennung Friesland. Bereits ehe noch das südliche N. an Deutschland fiel, hatte ein vornehmer Franke, Dietrich (Dief) von Karl dem Einfältigen eine große Landstrecke zwischen Maas, Rhein u. Ems zu Lehen erhalten u. den Namen eines Grafen von Friesland (obwohl er von Friesland nur wenig besaß) angenommen. Seine Nachkommen nannten sich aber bald Grafen von Holland (Holland? oder von Hel, einer Waalmündung). Während sich diese auf der einen Seite unabhängig von Lothringen zu erhalten suchten, bestrebten sie sich anderseits, ihre Herrschaft auf das eigentliche Friesland auszudehnen u. gleichzeitig die steigende Macht der Erzbischöfe von Utrecht in ihre früheren Schranken zurückzuweisen. Mit den Friesen waren sie zwar weniger glücklich, dagegen gelang es schon dem Grafen Dietrich III. um 1018, sich vom Reichsgrafen zum unabhängigen Fürsten zu erheben u. seine Würde erblich zu machen. Mit demselben Glücke kämpfte sein Nachfolger Dietrich IV. gegen Kaiser Heinrich III. u. die vereinigten Bischöfe von Utrecht, Köln u. Lüttich. Zu Ende dieses Jahrhunderts konnte sich indeß sein Nefse, Dietrich V., nur mit Mühe in dem Besitze Hollands behaupten. Im nächstfolgenden Jahrhunderte entwickelte sich hier, wie allerwärts, ein außerordentlich reges Stäbtleben; Handel u. Industrie erhielten einen bisher nicht gekannten Aufschwung u. der Adel gerieth in heftigen Streit um seine von allen Seiten angetasteten Privilegien, konnte es aber nicht verhindern, daß die Städte, begünstigt von den, ihren Vortheil schlaue berechnenden, Großen von Holland, schon jetzt mit zu den Berathungen der Stände gezogen wurden. Der Einfluß der Kreuzzüge war auch hier, wie überall, sichtbar. Die Wahl des Grafen Wilhelm I. von Holland zum deutschen Kaiser 1246 gibt einen Beweis von der mächtigen Stellung Hollands nach Außen. Uebrigens stand Wilhelm in geringem Ansehen u. fiel bald darauf in einem jener vielen unglücklichen Versuche, die Friesen zu Paaren zu treiben. Mit Johann I. seinem Enkel, erlosch 1299 der Stamm der Grafen von Holland, worauf Johann von Hennegau, dem ausgestorbenen Hause verschwägert, mit Bewilligung des Adels u. der Städte die Regierung antrat. Unter ihm u. mehr noch unter Wilhelm III., seinem Nachfolger, gelangte Holland zu großer Blüthe u. wurde stark durch die Vereinigung mit Hennegau u. Seeland; selbst die Friesen erkannten, mit Vorbehalt ihrer Freiheiten, Wilhelms Herrschaft an. Wilhelm IV. unternahm hierauf, um letztere zu beseitigen, einen Heereszug nach Friesland, ward aber mit der Blüthe seines Adels 1345 von den friesschen Bauern erschlagen. Da mit ihm der Mannstamm des Hauses Hennegau erloschen war, ward Margaretha, seine Schwester, Gemahlin des Kaisers Ludwig des Bayern, mit den Besitzungen in den N.n belehnt und von den Ständen willig anerkannt. Wilhelm, Margarethens zweiter Sohn, zu ihrem Nachfolger bestimmt, machte sich noch vor ihrem Tode durch seinen Ehrgeiz so verhaßt, daß sich eine starke Partei gegen ihn zu bilden begann, deren Widerseßlichkeit bald zum Ausbruche ernstlicher Feindseligkeiten Veranlassung gab. Zwar wurden dieselben im Jahre 1355 auf einige Zeit beigelegt, entbrannten aber bald von Neuem u. um

so heftiger, als sich die beiden Parteien nach u. nach förmlich ausgebildet u. organisirt hatten. Abel u. Städte nahmen für u. wider Partei u. wütheten gegen einander mit aller jenen Zeitraum charakterisirenden Grausamkeit. Herzog Wilhelm selbst starb im Wahnsinne u. sein Bruder Albert (seit 1396), statt dem inneren Unheile zu steuern, ersocht mit 100,000 Streichern ruhmlose u. vergebliche Siege gegen die um mehr als $\frac{1}{2}$ schwächeren Friesen. Zwar regierte Wilhelm VI., Alberts Sohn, im Allgemeinen löblicher, vermochte aber doch nicht die unruhigen Großen zu bändigen; auch erwachten nach seinem Tode 1418 die Parteikämpfe mit erneuter Wuth, indem seine Erbtöchter Jakobine, von ihrem zweiten Gemahle, Johann von Brabant, u. später von ihrem dritten, dem Herzoge von Glocester, im Stiche gelassen, den Herzog Philipp von Burgund als ihren Erben anerkennen mußte. Nach ihrem Tode 1434 fiel auch Holland an Burgund u. dieses mächtige Haus setzte sich theils durch Heirathen, theils durch Gewalt oder scheinbar freiwillige Abtretungen, in den Besitz der meisten niederländischen Gebiete. Nach dem Tode Karls des Kühnen (s. d.), des letzten Herzogs von Burgund, im Jahre 1477, brachte dessen Erbtöchter Maria, die mit dem Kaiser Maximilian I. vermählt war, die Niederlande an Oesterreich. Schon Maximilian I. erklärte 1512 seine sämmtlichen Erbbesitzungen unter dem Namen des Burgundischen Kreises zu einem Kreise des deutschen Reichs. Ostfriesland aber blieb unter der Herrschaft eigener Fürsten beim westphälischen Kreise. Kaiser Karl V. vereinigte, nachdem er 1543 auch das Herzogthum Gelbern u. andere Gebiete erworben, durch die pragmatische Sanction von 1548 alle 17 niederländischen Provinzen, als auf ewig unzertrennt, nach dem Rechte der Erstgeburt mit Spanien. Karl überließ seiner Tante Margaretha die Statthaltertschaft in den N.; er selbst war daselbst nicht unbeliebt; ihn beschäftigten aber die Kriege mit Frankreich u. die Kirchenspaltung, die auch in den N. reißende Fortschritte machte. Harte Verordnungen gegen die Häupter der neuen Lehre machten das Uebel nur ärger; glücklicher dagegen war er gegen die Wiedertäufer, gegen deren Fanatismus ebenfalls mit der Schärfe des Schwertes gekämpft wurde. 1549 ließ Karl seinem Nachfolger schwören u. 1555 trat er ihm die Regierung der N. völlig ab. Diese hatten unter ihm den höchsten Grad des Wohlstandes erlangt; aber neben diesem Wohlstande fand Philipp das Land durch die kirchliche Spaltung u. die Freiheitsliebe der Städte u. Stände in der größten Aufregung, u. sein finsterner u. argwöhnischer Charakter war nicht geeignet, Rückkehr zur Kirche u. Unterwerfung bei den Abgefallenen u. Aufrehrerischen zu bewirken. Die im Jahre 1550 eingeführte Inquisition war in die mildere Form eines „geistlichen Gerichts“ umgewandelt worden; aber Philipp befahl gleich nach seiner Thronbesteigung, sie wieder in ihrer früheren Strenge herzustellen u., unwillig über die Gegenvorstellungen der Stände, verließ er 1559 die N. für immer u. ging nach Spanien, nachdem er zuvor den Herzog Philibert von Savoyen u., nachdem dieser die Regierung seiner eigenen Staaten angetreten, seine Halbschwester Margaretha von Parma zur Regentin u. den Cardinal Granvella zu deren Rathgeber ernannt hatte. Die Errichtung neuer Bisthümer im Jahre 1560 vermehrte die Unzufriedenheit der Protestanten u. die Regentin sah sich genöthigt, vorläufig nachzugeben, um so mehr, da selbst der Prinz von Dranien als Statthalter von Holland, Seeland, Utrecht u. Westfriesland, ferner der Graf von Egmont, Statthalter von Artois u. Flandern, u. der Großadmiral Graf von Hoorn laut ihre Unzufriedenheit mit Granvella bezeugten. Margaretha selbst theilte diese Abneigung u. bewog endlich im Jahre 1564 den König Philipp, Granvella zurückzuberufen. Jetzt erhoben fühner als je dessen Gegner ihr Haupt. Die drei genannten Männer, obwohl sonst in ihren Plänen vielleicht einander fremd, stimmten in der Hauptsache, daß die Freiheit der N. erhalten werden müsse, überein u. stifteten, nachdem eine Gesandtschaft nach Madrid erfolglos geblieben war, den bekannten Bund der Geusen (s. d.), welchem schnell die Vornehmsten des Abels beitraten. Als nun 1567 der Herzog von Alba (s. d.) mit 10,000 Spaniern

in Brüssel einrückte u. den Grafen Egmont öffentlich enthaupten ließ, begannen jene rohen u. durch grausamen Fanatismus bezeichneten Bürgerkriege, welche 1581 die Unabhängigkeitserklärung der nördlichen Staaten von den südlichen zur Folge hatten, wodurch zu gleicher Zeit eine faktische Trennung der N. im engeren Sinne von Belgien eintrat, indem erstere sich als Republik der vereinigten N. unter der Statthalterschaft Wilhelms von Oranien erklärten, letzteres aber bei der Krone Spaniens u. der katholischen Kirche treu blieb. Nach der Ermordung Wilhelms 1584 übertrugen die Stände dessen zweitem Sohne Moriz die Statthalterschaft, weil der ältere, Philipp Wilhelm, der katholischen Kirche treu geblieben war. Die Siege Morizens bei Nieuport u. in Brabant, die kühnen u. siegreichen Operationen der niederländischen Admirale gegen Philipps II. Seemacht, Frankreichs u. Englands gleichzeitige Kriege gegen Spanien u. Philipps III. Schwachheit führten 1609 den 13jährigen Frieden von Antwerpen herbei. Im westphälischen Frieden wurde sodann die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten von allen europäischen Mächten, mit alleiniger Ausnahme Spaniens, anerkannt. Während die Religionskriege fast ganz Europa zerfleischten, erfreute sich diese Republik der herrlichsten Entwicklung. Durch den Seehandel u. das Fabrikwesen nahm die Blüthe u. der Wohlstand des Landes reißend zu. Seine Seemacht war die erste in der Welt, unter den Admiralen Tromp u. de Ruyter (s. d.); sein Handel umfaßte alle Welttheile. Damals hatten die Holländer den Portugiesen beinahe alle ihre Besitzungen entzissen u. lange war der Handel mit Gewürzen ausschließlich in ihren Händen. Die von Cromwell gegebene Navigationsakte, 1645, wodurch ihnen die Einfuhr fremder Produkte in England verboten wurde, gab ihrem Alleinhandel den ersten Stoß. Bald verloren sie in dem hartnäckigen Kampfe mit England ihre Uebermacht zur See; England trat ihnen auch in Ostindien als mächtiger Nebenbuhler entgegen, andere Nationen erwachten allmählig auch zu besserer Benützung ihrer Kräfte u. so sank der holländische Handel von Jahr zu Jahr. Nach mehren inneren Unruhen hatte endlich das Haus Oranien, dessen frühere Sprößlinge die Seele des Unabhängigkeitskampfes gegen das spanische Joch gewesen waren, die Statthalterwürde in allen Provinzen erblich gemacht. 1794 eroberten die Franzosen das Land u. es entstand die batavische Republik, die sich 1806 in das Königreich Holland verwandelte, auf dessen Thron Napoleons Bruder, Ludwig, erhoben wurde. Als dieser 1810 die Krone niederlegte, wurden die niederländischen Besitzungen dem französischen Reiche einverleibt, in welchem Staatsverbande sie bis 1813 blieben. Der Wiener Congreß setzte den Sohn des vertriebenen Statthalters als König Wilhelm I. der N. ein, womit Belgien und das Bisthum Lüttich verbunden wurde, und die gemeinschaftlichen N. bildeten jetzt einen Staat, der eine, den veränderten Verhältnissen entsprechende Verfassung erhielt, die am 24. August 1815 förmlich angenommen wurde. Gegen Algier, das die niederländische Flagge beleidigt hatte, vereinigte sich die niederländische Flotte unter dem Admiral van der Capellen im Mai 1816 mit einer englischen unter Lord Ermouth, segelten im August nach Algier, schossen die Stadt in Brand, vernichteten die algierische Flotte u. befreiten die christlichen Gefangenen. Hierauf schlossen die N. einen Vertrag mit Spanien zu Unterdrückung der Seeräuberei, welcher jedoch nicht in Ausführung kam; zugleich trat der König der heiligen Allianz bei. Mit Frankreich geriethen die N. in einige Differenz, indem der französische Gesandte, Graf Latour du Pin, 1816 die Vertreibung der französischen Verwiesenen aus den N. verlangte, was jedoch der König verweigerte. Später ließ er aber die Geächteten aus den N. verweisen; nur Cambacères und David waren davon ausgenommen. 1818 erließen die N., dem Vertrage mit England vom 4. Mai 1818 zu Folge, strenge Verordnungen gegen den Sklavenhandel u. gestatteten englischen Kreuzern, niederländische Schiffe mit Sklaven wegzunehmen. 1824 wurden die Strafen noch verschärft und die bisher gestattete Einfuhr von Sklaven aus fremden Colonien nach niederländischen völlig aufgehoben. Durch eine sophistische Deutung der

Wiener Congressakte, wornach der Rhein bis ins Meer frei seyn sollte, wollten die N. den anderen Staaten am Rheine nur den binnenländischen Rhein bewilligen und erklärte denselben schon eine Strecke von der Mündung für See, wo Zölle aufgelegt werden könnten. Trotz allen Bemühungen Preußens u. der übrigen Rheinstaaten, selbst den lebhaften Mahnungen Oesterreichs, konnten die Unterhandlungen der Centralcommission zu Mainz lange zu keinem genügenden Resultate kommen, indem alle Bewilligungen von Seiten der N., selbst die von 1826, wonach der Leck als Fortsetzung des Rheins betrachtet und frei beschifft werden sollte, u. die von 1827, sowie spätere, nicht ausgenommen, nur scheinbare Vortheile gewährten, dem Uebel aber nicht radikal abgeholfen wurde. Den Ueberschwemmungen, welche 1820, 1824 u. 1826 eintraten, wurde nach Möglichkeit gesteuert. Dagegen wollte zur Wiederkehr des durch die Kriegsjahre vernichteten Handels, den nun die Engländer in Händen hatten, weder die Anlage von Häfen u. Kanälen, noch die Beschränkung der Rheinschiffahrt, noch Verträge mit Dänemark u. Nordamerika, noch die Gründung einer Bank 1822 und einer Handelsgesellschaft 1824 helfen. Vergebens waren alle Zolllinien gegen das Uebersfluthen mit englischen Manufakturen; zahlreiche Bankerotte drückten schwer auf Industrie u. Handel u. es bedurfte der nachdrücklichsten Maßregeln zur Beschäftigung u. Unterbringung der brodlosen Arbeiter, um der Zerstörung der Maschinen u. Fabriklokale vorzubeugen. Nächst der Erhaltung der inneren Ruhe lag der Regierung Nichts so sehr am Herzen, als die Regelung ihrer durch den Krieg so sehr in Unordnung gekommenen Finanzen. Die meisten dahin zielenden Operationen wurden in den Generalstaaten discutirt, die sich seit 1816 des Jahres zweimal versammelten u. mit ruhigem Sinne des Königs u. des Volkes Bestes beriethen, aber auch oft der Regierung Widerstand leisteten. So wurde 1818 die Beschränkung der Pressfreiheit u. ein neues Jagdgesetz, das die Jagd zum Regal machen wollte, so auch später das Milizgesetz von den Rednern lebhaft angegriffen, obgleich beide mit Modificationen endlich durchgingen. Ebenso heftig war die Opposition der Kammer von 1828 gegen neue Steuererhöhungen u. gegen viele Titel des neuen niederländischen Gesetzbuches. — Indessen hatten die unpolitischen Combinationen der europäischen Mächte, welche auf dem Wiener Congresse das neue Königreich der N. aus den heterogensten, einander seit alter Zeit widersprechenden Elementen gebildet, und wovor Fürst Metternich schon auf dem Wiener Congresse gewarnt hatte, nicht verfehlt, ihre Folgen zu äußern, deren Resultat, nur beschleunigt, nicht hervorgerufen durch die französische Julirevolution, die belgische Revolution und die Losreißung dieses Theiles von den nördlichen Provinzen war. (Man sehe den ganzen Verlauf dieses Ereignisses, mit allen Antecedentien und unmittelbaren Folgen, unter dem Artikel Belgien). Erst am 21. Mai 1833, nachdem die Trennung bereits seit zwei Jahren faktisch stattgefunden hatte, kam eine provisorische Uebereinkunft zwischen beiden Theilen zu Stande, nachdem beide gesehen, daß mit Gewalt Nichts zu erlangen war. Die Feindseligkeiten wurden eingestellt, aber zur Versöhnung kam es, wenigstens von Seite Hollands, noch nicht. Die Londoner Conferenz begann ihr Werk von Neuem; allein Holland erhob auch neue Schwierigkeiten, darauf hinweisend, daß es wegen der Abtretung von Luxemburg die Genehmigung sowohl der Agnaten in Nassau, als des deutschen Bundestages erwirken müsse. Am 18. September 1846 willigte der deutsche Bund vorläufig in die Abtretung eines Theils von Luxemburg, gegen ein Aequivalent in Limburg. Bis dahin war von den streitenden Theilen selbst Mehres, was auf ein friedliches Nebeneinanderstehen Bezug hatte, geschehen. Die Convention von Zonhoven (18. November 1833) hatte hauptsächlich die militärische Verbindung mit Mastricht und Nordbrabant und die Maas-schiffahrt geregelt, 1835 war die Postverbindung von Holland nach Belgien u. über Belgien nach Frankreich einigermaßen wieder hergestellt worden. Kleinere Reibungen zwischen Holland u. Belgien, z. B. wegen des streitigen Gebiets des Luxemburgischen, hatten keine eingreifendere Bedeutung. In Holland

hatte die Hartnäckigkeit des Königs die Volksstimmung überdauert, wogegen unter der Bevölkerung immer mehr die Ansicht Oberhand gewann, daß, wenn man mit guten Ehren den Druck, den der fortwährende gespannte Zustand mit sich führe, los werden könne, dieß besser sei, als Alles, was sich bei längerer Zögerung von möglichen Aenderungen hoffen lasse. Holland hatte 1832 nicht weniger als 117,768 Mann auf dem Kriegsfuße erhalten u. neben der unverzinslichen Schuld von 1,203,935,512 Gulden eine aktive Schuld von 786,556,236 Gulden allein verzinst; denn von den 336,000,000 Gulden, die auf Belgien fallen sollten, bezahlte das letztere Land, so lange der Kriegstand dauerte, Nichts. In Amsterdam selbst hatte (April und Juli 1835) die Erhebung der Haus- und Miethsteuer unruhige Bewegungen veranlaßt. Im Jahre 1836 mußte man wieder Anleihen zum Betrage von mehr als 20,000,000 Gulden machen, welche auf die Einkünfte der Colonien gewiesen werden sollten. Wenn König Wilhelm in der That sich entschloß, zur Erleichterung seines Volkes mit Belgien abzuschließen, so war dieß zugleich ein sehr günstiges Zeugniß, das er der Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes der europäischen Staatenwelt ertheilte. Endlich, am 19. April 1839, wurden die definitiven Friedensverträge von den Bevollmächtigten der N., Belgiens u. der 5 Großmächte unterzeichnet, deren Vollziehung nur in Luxemburg (s. d.) auf einige Schwierigkeiten stieß, ohne jedoch bedeutende Störungen abzuwerfen. In Folge gepflogener Unterhandlungen mit den nassauischen Agnaten und dem deutschen Bunde wurde am 27. Juni 1839 der an Holland gekommene Theil von Limburg von ersteren gegen eine Entschädigungssumme von 750,000 Gulden abgetreten u. am 16. August von letzterem zu einem besondern, dem deutschen Bunde einverleibten, Herzogthume erklärt, mit Ausnahme jedoch der Festungen Mastricht u. Venloo, die bei den N. verbleiben sollen. — Große Aufregung zeigte sich nach der Eröffnung der Kammer am 21. October 1839. Man erwartete günstige Finanzgesetze u. viele andere Reformvorschläge u. war deshalb über das vorgelegte Ausgabebudget im Betrage von mehr als 56 Millionen Gulden tief entrüstet u. der Vorschlag eines Anlehens von 56 Millionen, um das Gleichgewicht zwischen Ausgaben u. Einnahmen wieder herzustellen, blieb ohne alle Anerkennung irgend einer Zweckmäßigkeit. Die Regierung machte auf die ihr entgegengebrachten Forderungen einige Concessionen, um die Aufregung zu beschwichtigen. Ohne Erfolg: am 20. December wurde das Anleiheprojekt verworfen. Gleiches Schicksal hatte am 23. December das Budget. — Bei dem Zusammenritte der Generalstaaten am 18. März wurden ihnen sieben auf die Reform des Grundgesetzes bezügliche Geszentwürfe vorgelegt, welche von dem Bestreben der Regierung, den Wünschen der Kammer zu genügen, Zeugniß gaben. Nach denselben wird unter anderen die Civilliste des Königs auf 1½ Millionen Gulden angesetzt; das zehnjährige Budget ist abgeschafft und in Zukunft nur auf zwei Jahre festzusetzen. Der provisorische Finanzstand ward beendet, das Budget für 1840 nach einem neuen Entwurfe bewilligt u. zugleich ein Anlehen von 6,700,000 Gulden beschlossen. Neben der Mißstimmung gegen den König und die Minister erhob sich gegen jenen ein so lebhafter u. allgemeiner Unwille wegen seiner Liebe zur Gräfin d'Oultremont, daß der greise Fürst am 25. März offiziell erklären ließ, wie er einer Verbindung mit seiner Geliebten entsage. Indessen war es damit nicht so ernstlich gemeint, denn nachdem in Belgien eine weit verzweigte Verschwörung entdeckt worden war, welche eine Wiedervereinigung Belgiens mit Holland hatte herbeiführen wollen u. bei welcher Holland sehr compromittirt war, außerdem aber der tief im Sumpfe stehende Staatsfinanzzwagen immer neuen Aerger bereitete, dankte der König nach 27jähriger Regierung, im 69. Lebensjahre, feierlich ab, um mit dem Titel eines Grafen von Nassau u. seinem außerordentlichen Privatvermögen, das weit über 150 Millionen Gulden geschätzt ward, zunächst nach Berlin zu gehen, wo er sich nun mit seiner Geliebten vermählte. Der Prinz von Oranien bestieg nun als Wilhelm II. den Thron und erklärte gleich bei seinem Regierungsantritte seine Minister für verantwortlich. Es war

damit ein Streit erledigt, den die Generalstaaten bisher gegen die Regierung geführt hatten. Neben diese staatliche Lebensfrage war von Neuem der Zwist über das Budget getreten. Am 19. October 1840 eröffnete der König die zweite Session der Generalstaaten u. verkündete in seiner Rede, daß die Finanzen sich würden ordnen lassen, ob sie schon durch Täuschungen u. falsche Berechnungen sehr gelitten hätten. Allein dieß blieb bis heutiges Tages im Munde des Königs, der ein Defizit von 170—180,000,000 Gulden überkam, eine bloße Phrase. Dagegen wußte er sich die Zuneigung seiner katholischen Unterthanen dadurch zu erwerben, daß er der Provinz Limburg die Wiedererrichtung mehrerer Klöster, welche von der vorigen Regierung dem Untergange gewidmet worden waren, gestattete u. Anstalt machte, das schon 1827 mit Rom abgeschlossene, aber bis jetzt noch nicht vollzogene, Concordat zur Ausführung zu bringen, was jedoch leider durch die intolerante Protestation des protestantischen Consistoriums zu Leeuwarden wieder verhindert wurde. Ueber die Differenzen mit Preußen wegen des zwischen dem deutschen Zollvereine u. Luxemburg abgeschlossenen Handelsvertrags s. Luxemburg. Abermals erregte es Mißstimmung unter den Protestanten, daß der König durch einen Erlass vom Januar 1842 befahl, daß die Provinzialschulcommissionen hinsichtlich des Religionsbekenntnisses ihrer Mitglieder so viel möglich im Verhältniß zu der Religion der Einwohner jeder Provinz stehen sollten, was eine bedeutende Zunahme der Zahl der katholischen Lehrer zur Folge hatte, während früher alle öffentlich angestellten Lehrer Protestanten waren: ein neuer Beweis von der oft gepriesenen Toleranz und dem Rechtsgefühl dieser Partei. — Als man 1843 dazu schritt, den 5jährigen Handels-, Schiffahrts- und Territorialvertrag, der am 5. November 1842 mit Belgien abgeschlossen war, zu realisiren, erhob sich eine allgemeine Opposition dagegen: zuerst die Presse, dann der Amsterdamer Handelsstand in Petitionen, denen sich die Rheeder anschlossen u. die in der zweiten Kammer der Generalstaaten eine bedeutende Opposition machten; aber dennoch wurde der Vertrag am 2. Februar dieses Jahres mit Stimmenmehrheit angenommen u. die Ausgleichung mit Belgien dadurch vollendet. Die traurige Finanzlage des Landes zwang, trotz der Opposition, die Generalstaaten, eine neue Anleihe zu bewilligen, aber sie stellten vier Verlangen an die Regierung: klare Darlegung der finanziellen Lage des Staates, Regulirung der 772,893 Gulden, die von der Regierung an den Herzog von Nassau gezahlt wurden für Abtretung seiner Ansprüche an Limburg, Uebernahme eines Theiles der Staatsschuld durch das Großherzogthum Luxemburg, Zurückstattung eines Vorschusses an dasselbe von 288,303 Gulden. Die Regierung willfahrte zwar nicht vollständig, führte aber neue Reduktionen in der Armee (2 Regimenter Infanterie u. ein Regiment Cavalerie, 7000 Mann, nebst anderen Reduktionen) ein, legte einen hohen Stempel auf alle Drucksachen u. suchte durch Finanzoperationen aller Art zu helfen. Der vorige König Wilhelm I., Graf von Nassau, ließ den Generalstaaten 10 Millionen holländische Gulden zur Regulirung der Finanznoth anbieten, wie überhaupt er u. Wilhelm II. viel thaten, um zur Minderung derselben beizutragen. Wilhelm I. starb aber Ende 1843 zu Berlin am Schläge. Am Schlusse des Jahres wurde endlich das Budget angenommen. Am 28. December 1843 wurde ein Gesetzentwurf zu einer außerordentlichen Vermögenssteuer oder zu einer freiwilligen Anleihe von 150 Millionen holländischer Gulden, zu drei Prozent verzinslich, vor die Kammer gebracht, der eine heftige, vom Grafen van den Bosch geführte Opposition gegen sich hatte, aber doch endlich nach langen Discussionen im März 1844 von beiden Kammern genehmigt wurde. Auch hier zeigte sich der Patriotismus der Niederländer darin, daß der König, die Prinzen u. die minder reiche Classe starke Beisteuern zur freiwilligen Anleihe über die Tare bezahlten, während die reichen Kaufleute Amsterdams u. der Adel sich weniger betheiligten, so daß die Anleihe schon bis zum April 1844 bis auf einige Millionen zu Stande gekommen war und auch der Rest bald darauf vollends gezeichnet wurde. Freilich trug die große Abneigung der Niederländer gegen die Vermögenssteuer viel hiezu bei. Zu

sehr stets mit seinen inneren materiellen Zuständen beschäftigt, haben die N. bei den Entwicklungen der neuesten Zeit, gegenüber anderen Staaten von gleicher Bedeutung, nur eine untergeordnete Rolle gespielt u. es ist mehr als zweifelhaft, daß sie je wieder diejenige Stelle in der europäischen Staatenreihe einnehmen werden, die sie drei Jahrhunderte lange mit so vieler Kraft u. deswegen auch mit allem Rechte behauptet haben. — Literatur. Cloet, „Géographie historique, physique et statistique du royaume des Pays-Bas et de ses colonies“ (2 Bände, Brüssel 1822); Neigebaur, „Neuestes Gemälde der N. u. Belgiens“ (Wien 1833); Kampen, „Geschichte der N.“ (2 Bde., Hamburg 1831—33); Leo, „Zwölf Bücher niederländischer Geschichten“ (2 Bde., Halle 1832—35); Grattan, „History of the Netherlands“ (London 1830, deutsch von Friedenbergh, Berlin 1831) und Janssens, „Histoire des Pays-Bas“ (3 Bände, Brüssel 1840, deutsch 3 Bde., Aachen 1840).

Niederrhein, 1) Großherzogthum N., ein Theil der preussischen Rheinprovinz, (s. d.) bestehend aus Theilen der ehemaligen geistlichen Kurfürstenthümer Trier u. Köln, der Pfalz, des Herzogthums Jülich, der Grafschaft Saarbrücken u. mehrern früheren Reichsstädten, bildete vordem eine eigene Provinz des preussischen Staates. — 2) N. (Bas-Rhin), ein Departement im Nordosten von Frankreich, früher ein Theil des Elsasses, nördlich an die bayerische Rheinpfalz, östlich an das Großherzogthum Baden, südlich an das Departement Oberrhein u. westlich an die Departements Vogesen, Meurthe u. Mosel gränzend, mit 570,000 Einwohnern auf 88 □ Meilen. Das Land ist theils eben, theils gebirgig durch die Vogesen, und vom Rheine mit der Ill, Lauter, Sur, Isert, Zorn, Breusch u. a. u. mehrern Kanälen bewässert, fruchtbar u. sehr reich an industriellen Etablissements. Die Schifffahrt auf dem Rheine u. die Eisenbahn von Straßburg nach Basel kommen dem Verkehre u. Handel sehr fördernd zu Hilfe. Die Einwohner, meist Deutsche, sprechen ein schlechtes deutsch (Schweizerdeutsch), die höheren Stände französisch. Eintheilung in 4 Arrondissements; Hauptstadt Straßburg (s. d.). Vgl. übrigens unsern Artikel Elsaß.

Niederrheinischer oder Rurheinischer Kreis, hieß einer der zehn ehemaligen deutschen Reichskreise, zu beiden Seiten des Rheins gelegen u. den oberrheinischen Kreis durchschneidend; er führte den letzteren Namen auch daher, weil die Gebiete der drei geistlichen Kurfürsten innerhalb seines Umfangs lagen. Im Ganzen waren seine Bestandtheile: das Erzstift Mainz, nebst der Stadt Erfurt mit ihrem Gebiete u. dem Eichsfelde; das Erzstift Trier; das Erzstift Köln; die Rheinpfalz; die Deutschordensballey Koblenz; das Fürstenthum Aremberg; die fürstlich nassau-diezische Grafschaft Beilstein; die Grafschaft Niedersteinburg und das Burggrafenthum Rheineck. Auch der Fürst von Thurn u. Taxis hatte Sitz u. Stimme auf den Kreistagen, die seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zu Frankfurt am Main abgehalten wurden. Das Direktorium führte der Reichserzkanzler, Kurfürst von Mainz.

Niedersachsen hieß der tiefer gegen die Nordsee zu liegende Theil des alten Sachsenlandes (Vgl. Sachsen, Geschichte), der in einem Umfange von 1200 □ Meilen unter dem Namen niedersächsischer Kreis einen der 10 deutschen Reichskreise bildete u. an den ober-sächsischen, oberrheinischen u. westphälischen Kreis, an die Nordsee u. das dänische Herzogthum Schleswig gränzte. Derselbe bestand aus dem Herzogthume Magdeburg, den Fürstenthümern Halberstadt, Wolfenbüttel, Blankenburg, Hildesheim, Grubenhagen, Calenberg, Lüneburg, Bremen, Lauenburg, Hadeln, dem Herzogthume Holstein, dem Fürstenthume Lübeck, den Herzogthümern Mecklenburg, den Fürstenthümern Schwerin und Rügenburg, den Reichsstädten Lübeck, Bremen u. Hamburg. Das Direktorium führten die Kurfürsten von Brandenburg u. von Braunschweig-Lüneburg, ersterer als Besitzer des Herzogthums Magdeburg, letzterer des Fürstenthums Bremen; die Kreistage wurden früher zu Braunschweig u. Lüneburg, seit 1682 aber gar nicht mehr abgehalten.

Niederschlag, 1) in der Chemie. Wenn chemisch auf einander wirkende Körper diese Wirkung mittelst eines Lösungsmittels in tropfbarer Form aufeinander ausüben u. es ist der eine, bei diesem Prozesse neugebildete, Körper schwer oder ganz unlöslich, so wird dessen Ausscheidung in starrer Form, als Pulver, Flecken u. dgl. stattfinden, während der andere in der Flüssigkeit gelöst bleibt. Werden z. B. salpetersaurer Kalk und kohlensaures Kali beide in Wasser gelöst u. zusammengegoßen, so geben sie lösliches salpetersaures Kali und unlöslichen kohlensauren Kalk, der nur durch Auswaschen und Filtriren (Ausfüßen) vom ersten gänzlich getrennt wird. Der starre Körper, der durch die erwähnte Reaktion in der Flüssigkeit entsteht, heißt der ausgeschiedene Körper, insbesondere, wenn er als spezifisch schwerer zu Boden fällt, der gefällte Körper, Niederschlag, Präcipitat; der die Fällung bewirkende das Fällungsmittel. Der kohlensaure Kalk ist hier der Niederschlag, das angewendete kohlen saure Kali das Fällungsmittel. — 2) Im physikalischen Sinne heißt Niederschlag alles aus dem Dunstkreise, oder, wie man sagt, vom Himmel auf die Erde herabfallende Wässerige, in welcher Form dieses auch herabfallen mag. Der bedeutendste Niederschlag entsteht durch Regen oder Schnee, geringer ist er durch Hagel, noch geringer durch Thau u. Nebel. — 3) In der Musik der Anfang des Taktes, indem der Anfang eines jeden Takttheiles durch ein Niederschlagen der Hand (ital. *abassamento di mano*) bezeichnet wird. Er heißt hier, wie im Rhythmus, Thesis u. wird dem Aufschlag, der Arsis, entgegengesetzt.

Niederschlagende Mittel heißen alle diejenigen, welche auf das aufgeregte Gefäß- u. Nervensystem, wie sich dieses nach vorhergegangener Erhizung, Schrecken, Aerger u. s. w. zu zeigen pflegt, beschwichtigend einwirken. Am gewöhnlichsten bedient man sich hiezu des bekannten niederschlagenden Pulvers (*pulvis temperans*) dessen Haupt-Ingredienzien Salpeter, Weinsteinrahm, Neutralsalze oder Erden, besonders Magnesia oder auch Krebssteine sind. —

Niederungen nennt man die niedrigliegenden Marschländer an den verschiedenen Häfen, oder sonst an Landseen oder Meerarmen; dann auch eine gebildete Grundart mit fast durchgehends ebenem Boden, wenn die aus Gebirgen u. dem Hochlande kommenden Gewässer ihren Lauf durch flaches Mittelland fortsetzen. Es verschwinden da die hohen u. breiten Grundwänder; letztere werden schmaler, der Boden, auf welchem sich der Fluß in steilen Ufern mit mehr Krümmungen hinschlängelt, wird bedeutend breiter. Alle an einem Flusse sich hinziehenden Niederungen werden in Niederbayern u. Oberösterreich Auen genannt. Diese Benennung erhalten aber auch Erdstrecken zwischen dem Flusse, den Leiten u. dem Ufer des Flusses, wenn sie etwas höher, als das letztere sind.

Niedrige, das, steht in der Aesthetik noch tiefer, als das Gemeine, denn es ist nicht bloß dem Edlen, sondern zugleich auch dem Anständigen entgegengesetzt. Es bezeichnet daher ein Grobes, Pöbelhaftes, schlechte Gesinnungen und schlechte Sitten, eine Rohheit des Geistes u., während das Gemeine nur einen Mangel an feinem sittlichem Gefühle kund gibt, beleidigt das N. u. ist demnach zur ästhetischen Darstellung nicht geeignet. —

Niello-Arbeiten, Niellen, schwarzer Schmelz (vom lateinischen *nigellus*, schwärzlich), sind eingegrabene Verzierungen auf Gold, Silber u. anderes Metall, die alsdann mit einer dunklen, schwärzlichen, metallartigen Masse ausgefüllt werden, wodurch die Fläche wieder hergestellt wird. Die Verzierungen sind entweder feine, ineinander geschlungene Linien, oder Blumen u. Figuren, die ungemein deutlich u. schön aus dem Grunde hervortreten. Diese schon im Alterthume bekannte Kunst kam aus dem Orient nach Frankreich u. Italien u. wurde im 15. Jahrhunderte, besonders von Florentiner Gold- u. Silberarbeitern, häufig ausgeübt. Meister darin war Tomaso Finiguerra, der durch sie auf die Erfindung der Kupferstecherkunst geleitet wurde u. dessen berühmter „Pax“ in Niello 1452 gefertigt ist. Aus Italien kehrte die Kunst, wie man meint, nach dem Orient zurück, und Rußland blieb gleichsam im Besitze des Geheimnisses,

Niello-Tabaksdosen von vergoldetem Silber zu verfertigen, die unverhältnißmäßig theuer bezahlt wurden, ſetzt aber weit geſchmackvoller u. wohlfeiler von Menton u. Wagner in Paris, wie auch in Wien geliefert werden, indem das Eingra- ben der Zeichnung mit der Hand auf die Fläche wegfällt u. mit Hilfe der Me- chanik dem Silber eingedrückt wird. Dadurch iſt eine unendliche Vervielfältigung möglich geworden u. die ruſſiſchen Fabrikanten (in Tula) ſind nicht mehr im Stande, zu konkurriren. Man kann indeß nicht behaupten, daß Rußland dieſe Kunſt unmittelbar aus Italien erhalten habe; denn ſchon im Jahre 1000 gab es in Nowgorod und Kiew Niellen von großer Kunſt, höchſt wahrſcheinlich durch Handelsverbindungen mit den Byzantinern. In Frankreich wurde das Nielliren bereits in der Hälfte des 7. Jahrhunderts betrieben; man hat jedoch keine Werke aus dieſer Zeit, findet ſie aber in alten Verzeichniſſen von Kloſter- gütern u. dgl. aufgeführt. Angewandt wurde die Kunſt zur Verzierung hei- liger Gefäße u. der Waffen der Ritter. Die vorzüglichſten aus dem Alterthume aufbewahrten Stücke ſind angeblich zwei Gefäße, wovon die Marienkirche in Berlin das eine, und das Muſeum im Louvre das zweite beſitzt. Jenes, von vergoldetem Silber, hat die Geſtalt eines Kelches im gothiſchen Geſchmacke, mit gothiſcher Inſchrift verſehen, und iſt mit geſchnittenen Steinen beſetzt. Man glaubt, es ſei von einem Mönch Theophilus aus dem 10. bis 11. Jahrhundert verfertigt, der zugleich von dem beim Nielliren beobachteten Verfahren Kunde gegeben hat. Das zweite Gefäß iſt ein Kelch mit einem Deckel, von einem Flo- rentiner aus dem 15. Jahrhunderte, geziert mit Darſtellungen geſchichtlicher Begebenheiten.

Niembſch von Strehlenau, Nikolaus (pſeud. Nikolaus Lenau), einer der geſeierten lyriſchen Dichter unſerer Tage, geboren zu Gataab in Ungarn 1802, ſtudirte auf der Univerſität zu Wien Philoſophie, Rechts- u. Arzneiwiſ- ſenſchaft, widmete ſich aber nachher excluſiv der Dichtkunſt, machte verſchie- dene Reiſen durch die öſterreichiſche Monarchie u. 1832 nach Nordamerika. In demſelben Jahre erſchien von ihm eine Sammlung Gedichte, deren neun raſch auf einander folgende Auflagen (die letzte Stuttgart 1848, 2 Bde.) von dem allgemei- nen Beifalle, den dieſelben überall fanden, hinreichend Zeugniß geben. Anſchmie- gung an die einfache Weiſe des Volksliedes, herrliche Naturalerei, dabei aber vieles Däſtere u. Weichliche in der Reflexion, ſind die Hauptcharakterzüge von N.'s Dich- tungen. Seine Polenlieder ſind von hoher Schönheit. Zwischen beide Gedichtſamm- lungen hinein fällt das episch-dramatiſche Gedicht „Faust“, das zuerſt als Fragment in dem von dem Dichter herausgegebenen „Frühlingsalmanach“, Stuttg. 1835, er- ſchien u. von dem Verfaſſer der Abhandlung: „Ueber Lenau's Faust“ (Stuttg. 1836) ſogar noch über Göthe geſtellt wird. Indeſſen vermißt man auch in Le- nau's, wie in der Göthe'schen Arbeit, bei allem Hochpoetiſchen, Großartigen u. Originellen, die innere Einheit u. das dramatiſche Intereſſe an den Perſonen. Volle Anerkennung ſeiner vielen Vorzüge gebührt dem Gedichte „Savonarola“, Stuttg. 1837, 2. Aufl. 1844 u. trefflich vertheidigte Uſſo Horn den Dichter in einer eigenen Schrift: „Nikolaus Lenau, ſeine Anſichten u. Tendenzen 2c.“, Hamburg 1838, gegen den ihm in demſelben gemachten Vorwurf des Myſticismus, obgleich wir nicht in Abrede ſtellen wollen, daß eine, in ſeinem ganzen Weſen tief wurzelnde Melancholie ſich auch hier, wie in ſämmtlichen Erzeugniſſen ſeiner Phan- taſie, nicht verſtecken läßt. Beſonders deutlich tritt dieſe in ſeinen „Abigenſern“, Stuttg. 1842, 2. Aufl., 1846 hervor — einer Dichtung, die mit ihrem In- tereſſe an keinen Helden, überhaupt an keine Perſönlichkeit geknüpft iſt, ſondern durch Herausbeſchwörung herzerreiſender Nachtbilder aus der Geſchichte (u. auch Nichtgeſchichte) dem Morgenrothe einer neuen Freiheit Bahn zu brechen ſtrebt. Aber, anſtatt den Grundhebel dieſer Freiheit in der Kirche zu ſuchen, hat N. ge- rade mit ihr gebrochen: daher die peinliche Selbſtqual; daher der ewige Wider- ſpruch mit ſich ſelbſt u. endlich das Sichſelbſtaufgeben, das erſt zu dumpfem Hin-

brüten geworden u. nun bereits zu stillem Wahnsinne sich gesteigert hat, in Folge dessen er der Pflege einer Heilanstalt für Geistesfranke in Döbling bei Wien übergeben werden mußte, wo der Unglückliche, nachdem nach den neuesten Nachrichten bereits Hirnerweichung sich einzustellen begonnen, seiner demnächstigen Auflösung entgegensteht.

Niemcewicz, Julian Ursin, ein ausgezeichnete polnischer Gelehrter und Staatsmann, aus einer angesehenen Familie Polens stammend, geboren 1757, war als Abgeordneter der Provinz Liefland u. Marschall bei der polnischen Reichsversammlung 1788—92, einer der wärmsten Verfechter der Rechte des 3. Standes, kämpfte 1794 unter Kosciuszko, als dessen Adjutant, gegen die Russen, ward bei Maciesvice gefangen u. erst von Paul I. freigelassen, folgte nun Kosciuszko nach Amerika, kehrte 1802 nach Warschau zurück u. gab hier 2 Bände seiner Werke heraus, die in die, von Thaddäus Mästowski veranstaltete, Sammlung polnischer Autoren aufgenommen wurden. 1803 lebte er zu Paris, ging 1804 von Neuem nach Amerika, kehrte aber später nach Polen zurück, u. als sich hier 1812 mehre Distrikte für die nationale Unabhängigkeit bewaffneten, erwählte ihn der Adel von Bresec zum Marschall. Nach den Unfällen der französischen Armee ging er abermals nach Nordamerika; später lebte er wieder in Warschau, wo er Präsident der Akademie war. Nach dem Mißglücken der polnischen Revolution von 1830 flüchtete er nach England, später aber nach Paris, wo er 1841 starb. Er wurde zu Montmorency begraben u. ihm daselbst ein Denkmal errichtet. Werke von ihm sind: Historische Nationalgesänge, Warschau 1816, deutsch von Gaudy, Leipzig 1833; Geschichte der Regierung Sigismunds III., ebend. 1819, 3 Bde.; Kasimir der Große, Schauspiel, ebend. 1792; Fabeln u. Erzählungen, ebend. 1820, 2 Bde.; Sammlung von Memoiren zur alten polnischen Geschichte, ebend. 1822, 3 Bde.; Johann von Tenczyn, ebend. 1825, 3 Bde.; deutsch, Berlin 1828; Briefe polnischer Juden Lewi u. Sara, deutsch ebend. 1825; die Tragödie: Ladislaus zu Varna; die Komödien: der Egoist, die Pagen des Königs Johann; die Opern: Hedwig, Kocharowski. Seine gesammelten poetischen Werke erschienen zu Leipzig 1840, 12 Bde.; aus seinem literarischen Nachlasse wurden herausgegeben: *Notes sur ma captivité à St. Petersbourg* (Paris 1843).

Niemen, einer der ansehnlichsten Flüsse Rußlands u. Preußens, entsteht bei Pefolschna, im russischen Gouvernement Minsk, durch den Zusammenfluß mehrer Bäche, von denen die Usa der bedeutendste ist; er fließt Anfangs westlich bei Grodno vorüber, dann nördlich, wieder westlich u. geht vor Kowno nach Preußen über, wo er den Namen Memel annimmt u. in Ostpreußen, an Ragnit und Tilsit vorüber, in zwei Armen in das kurische Haff mündet. Nebenflüsse sind: die Beresina, Meretschanka, Wilia, Pernija, Dubiza, Juwa rechts; Schtchara, Zeswa, Szeschuppe links. Für den Handel von Volhynien u. Litthauen hat der N. eine große Wichtigkeit.

Niemeyer, August Herrmann, geschätzter theologischer u. pädagogischer Schriftsteller, Kanzler der Universität Halle, geboren den 1. September 1754 zu Halle, wo sein Vater Archidiacon an der Liebfrauenkirche war. Seine Mutter war die Enkelin des berühmten Stifters des Waisenhauses, A. H. Francke. Auf dem Pädagogium unterrichtet, nahmen sich aus der Universität Semler u. Köstelt seiner theologischen Ausbildung mit Eifer an. Am 18. April 1777 durch die Vertheidigung seiner Abhandlung: „De similitudine Homerica,“ zum Magister promovirt, begann er an der Universität Vorlesungen zu halten, welche sich Anfangs nur auf Philologie beschränkten, da neben den beliebten Lehrern Köstelt u. Knapp seine theologischen Collegien kaum Theilnahme gefunden hätten. Indes bearbeitete er: „Charakteristik der Bibel,“ 5 Bde., 1775—82, gab 1778 Homeri Ilias mit Anmerkungen heraus u. ließ in ähnlicher Weise 1781 einzelne Stücke von Sophokles u. Euripides folgen. 1780 zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt, erhielt er zugleich die Inspektion des theologischen Seminars; 1784 als ordentlicher Professor auch die Inspektion des königlichen Pädagogiums. Das

Halle'sche Waisenhaus war damals seinem Verfall nahe; N. wurde 1786 Mitdirector dieser Anstalt u. hat für ihre Erhaltung u. Erhebung mit großer Aufopferung von Zeit u. Kraft segensreich gewirkt. Seine Stellung an diesem Institute veranlaßte ihn zum Studium der Pädagogik, u. die Wichtigkeit desselben für die künftigen Schulmänner u. Prediger in der ganzen Bedeutung überschauend, hielt er darauf bezügliche Vorlesungen, richtete 1787 das pädagogische Seminar ein, worin 12 studirende Jünglinge eine specielle Bildung u. Vorbereitung als künftige Erzieher erhielten u. auch Andere freiwillig Theil nehmen durften. Die Resultate seiner Studien u. Erfahrungen veröffentlichte er in „Grundsätze der Erziehung u. des Unterrichtes,“ 1796 u. von nun an in vielen Auflagen neu aufgelegt. In den Kreis seiner theologischen Vorlesungen an der Universität zog er theologische Moral, Homiletik u. biblisch-praktische Theologie; auch die trefflichen Vorbereitungscollegien: theologische Encyclopädie, Einleitung in die Bücher der heiligen Schrift u. fanden höchst schmeichelhaften Beifall. Behufs dieser Collegien erschienen 1786 „Entwurf der wesentlichen Pflichten christlicher Lehrer nach den verschiedenen Theilen ihres Amtes;“ „Populäre u. praktische Theologie oder Materialien des christlichen Volksunterrichtes,“ 1790, welches letztere Werk ihm unter dem berühmtesten Ministerium von Wöllner viele Verdächtigung zuzog. Nachdem das preussische Heer am 14. October 1806 bei Jena u. Auerstädt in die Flucht geschlagen, am 17. October das Treffen bei Halle geschah, wurden N. & beide Wohnhäuser das Quartier für Napoleons Generalstab. Die Universität Halle ward aufgehoben: N. blieb bei seinen geliebten Francke'schen Stiftungen. Da ward er plötzlich am 17. Mai 1807 mit noch 4 Leidensgenossen, dem Postdirector Madeweis, dem Rathsmeister Keferstein, dem Landrath von Wedell und dem Major von Heyden, welche dem Kaiser als gute preussische Patrioten verdächtigt waren, durch einen französischen Oberst als Geißel verhaftet u. gegen den Rhein hin nach Frankreich abgeführt, wo er bis zum September d. J. verblieb u. am 9. October nach Halle heimkehrte (der 4. Band seiner „Beobachtungen auf Reisen“ enthält die nähere Beschreibung dieser Deportation). Nach dem Frieden von Tilsit wurde, besonders durch seine einflussreiche Verwendung bei dem Ministerium des neugegründeten Königreichs Westphalen, die Wiederherstellung der Universität erwirkt u. er selbst zum Kanzler u. Rector perpetuus ernannt. Napoleons Wiederaufhebung der Universität 1813, als Nache für die freudige Begrüßung der vordringenden Kosaken u. Preußen — war nur vorübergehend, denn die Siegestage bei Leipzig stellten sie wieder her. N. blieb in seinen Würden u. stieg in der Gnade seines Königs; er erhielt den rothen Adlerorden dritter, später auch den der zweiten Classe u. war stets ein wirksamer Fürsprecher für den Glor der Hochschule. 1819, in seinem 65. Lebensjahre, unternahm er noch eine Reise durch das nördliche Deutschland nach England, nachdem er bereits 1811 Italien besucht hatte (in dem 1. u. 2. Band seiner Beobachtungen auf Reisen findet sich die Beschreibung dieser Reise). Am 18. April 1827 ward ihm das seltene Glück, sein Amtsjubiläum zu feiern u. zwar, obwohl 73 Jahre alt, als rüstiger u. noch kräftiger Greis. Ihm verdankte die Stadt die Grundlage zur gegenwärtigen Verwaltung des Armenwesens; als Anerkennung dieses Verdienstes ward er mit einer silbernen Bürgerkrone beehrt. Als Gnadenbezeugung des Königs wurden für den Bau eines neuen Universitätsgebäudes 40,000 Rthlr. bestimmt. Am 7. Juli endete ein Stillsitzen verdienstvolles Leben. Während N. in früheren Jahren häufig an der Universität predigte (Akademische Predigten u. Reden, 1819) beschränkte sich später seine geistliche Beredsamkeit nur auf feierliche Gelegenheitspredigten: 1786 die Gedächtnisrede auf Friedrich d. Gr. Tod; 1797 auf König Wilhelm II.; 1807 zu Paris in der dänischen Kapelle. Neben vielen frommen Liedern erstreckte sich seine religiöse Dichtung auch auf Oratorien, z. B. Abraham auf Moria, Lazarus oder die Feier der Auferstehung, die Passionscantate u. die Feier des Todes Jesu u. s. w., welche gesammelt sind in „religiösen Gedichten,“ 2. Aufl. 1818. Zu seinen ascetischen Schriften gehören: Philotas, zur Beruhi-

gung für Leidende, 1779. Trostschriften zur Aufrichtung für Leidende, 1783—89. Timotheus, zur Weckung u. Beförderung der Andacht, 1789, vermehrt mit Feststunden während des Krieges, 1809. Große Verbreitung fand sein „Lehrbuch für die oberen Religions-Classen in gelehrten Schulen, 1801 bis 1825 in 14 Auflagen erschienen.

Cm.

Niemojowski, 1) Vincent, polnischer Landbote u. Mitglied der Nationalregierung zur Zeit der Revolution, ein ausgezeichnete Literator seiner Nation, geboren 1784 zu Elupia im Bezirke Bielun, studirte seit 1798 in dem Juriſten-Collegium zu Warschau, ging 1800 nach Deutschland, wo er sich in Halle u. Erlangen dem Rechtsstudium widmete, u. übernahm 1803 ein Ehrenamt bei der Regierung zu Kalisch, von dem er sich aber nach der Organisirung des Herzogthums Warschau (1808) auf seine Güter zurückzog u. nun ganz den Staatswissenschaften lebte. Doch ward er (1818) zum Landboten beim Reichstage des neuen Königreichs Polen erwählt, als welcher er 1820 sich auf das Bestimmteste gegen die verfassungswidrigen Schritte der Regierung erklärte u. mit seinem Bruder (s. u.) die Anklageschrift gegen die Minister verfaßte. Von der Zeit an suchte man ihn auf alle mögliche Weise aus der Kammer zu entfernen; als er daher einen, wegen Verwickelungen in die neapolitanische Revolution angeklagten, polnischen Offizier bei dem nächsten Reichstage in Schutz zu nehmen versprach, wurde er 7. Mai 1825 auf sein Gut in Arrest gebracht, wo er bis zum Ausbruch der polnischen Revolution blieb. Am 3. December 1830 in Freiheit gesetzt, ward er von Chłopiński ins Ministerium berufen, erhielt nach Errichtung der Nationalregierung (den 30. Januar 1831) das Departement des Innern u. brachte durch seinen Einfluß die Gesetze vom 19. u. 26. Februar zur Abstimmung, welche die Nationalversammlung im Auslande anordnen u. sicher stellen. Seine politischen Ansichten waren die von Benjamin Constant, weshalb ihm und seinen Freunden häufig der Name Benjaministen oder Doctrinäre beigelegt wurde. Mit der Art des Kriegsführens nicht zufrieden, trug er nach der Schlacht bei Ostrolenka auf die Verſetzung Strzynecki's in Anklagestand an, zog sich aber nach Auflösung der Nationalregierung (den 17. August 1831) von den Geschäften zurück, begleitete nach dem Falle von Warschau das Heer nach Modlin u. war entschlossen, nach Frankreich zu gehen. Aber in der Nähe der preussischen Gränze wurde er von herumſchweifenden Tſcherkeſſen gefangen genommen, nach Warschau gebracht, zuerst zum Tode verurtheilt, dann aber nach den sibirischen Bergwerken deportirt u. starb auf dem Wege dahin gegen Ende 1834. Während seiner Gefangenschaft überſetzte er den Tasso u. Alfieri ins Polnische. Auch gab er „Theorie der repräsentativen Verfassung“ (2 Bde.) heraus; außerdem erschienen in Journalen zuerst von ihm Gedichte, Reichstagsreden u. polemische Aufsätze. — 2) Bonaventura, Bruder des Vorigen, geboren 1787, studirte zu Erlangen Jurisprudenz, war bis 1811 in der Kanzlei des Justizministeriums des Herzogthums Warschau, dann Landbote auf dem Reichstage von 1820, wurde aber 1825 wegen der mit seinem Bruder gemeinschaftlich verfaßten Anklage der Minister verhaftet und auf seine Güter verwiesen. Durch die Revolution von 1830 in Freiheit gesetzt, wurde er zuerst Justizminister, dann Minister des Innern u. Präsident des Comité zur Insurgirung der russisch-polnischen Provinzen. Ueber die Leibeigenschaft in Litthauen, die er aufheben wollte, mit Malanowski in Streit gerathen, nahm er seinen Abschied u. trat als Landbote wieder in den Reichstag. Als am 17. August die Nationalregierung abtrat, wurde N. Vicepräsident der Republik, trat aber aus, als Krusowiecki am 7. September auf eigene Faust mit Paskewitsch unterhandelte, u. zeigte dieses dem Reichstage an. Am Abende des 7. September, als die Russen bereits die Festungswerke besetzten, übernahm er noch einmal die Regierung, übergab den Oberbefehl dann an Rybinski, nahm ihm denselben aber, als Rybinski mit den Russen unterhandeln wollte, wieder ab u. floh endlich als einer der letzten aus Polen, ging zuerst nach Preußen und später nach Paris, wo er 1835 an der Cholera starb.

Nieremberg, Juan Eusebio, geboren den 9. September 1595 in Madrid, entstammte deutschen Eltern: sein Vater, ein Tyroler, u. seine Mutter, eine Tyrolerin, beide aus altadeligem Geschlechte, waren in der Gesellschaft der Kaiserin, Donna Maria, nach Madrid gekommen. Eusebio, ein hoffnungsvoller Jüngling, trat 1614, aus flammender Liebe zu den Wissenschaften, in die Gesellschaft Jesu. Der Vater, welcher ihn für einen anderen Stand bestimmt hatte, ließ, unter dem Vorwande, den Beruf des geliebten Sohnes zu prüfen, ihn aus dem Noviziatthause zu Villagrancia nach Navalecaruero u. von da nach Madrid bringen. Eusebio blieb standhaft u. brachte die Jahre des Noviziates in Madrid u. Toledo dahin; im Seminar zu Huete vervollkommnete er sich in der lateinischen, griechischen u. hebräischen Sprache u. befließ sich alsdann in Alcalá mit jenem rastlosen Eifer, womit er zuvor in Salamanca der Rechtswissenschaft obgelegen, der Theologie. — N. trat in die Fußstapfen des trefflichen Luis de Granada, den er sich zum Vorbilde aussersahen. Er verfaßte, gleich diesem, eine große Reihe classisch-theologischer Schriften: „Obras chistianas y filosoficas en romance,“ Madrid 1651, 3 Bde. Fol. — Unter diesen ragen besonders hervor: Unterschied zwischen dem Zeitlichen u. Ewigen (*De la diferencia entre lo temporal y eterno*), ein Werk voll hoher Weisheit. Ueber den Hochwerth der göttlichen Gnade (*De aprecio de la divina gracia*), eine Schrift von unendlicher Tiefe. Homiletische Erklärung des römischen Katechismus (*Pratica del Catecismo Romano*), ein Werk von hoher Wichtigkeit u. Brauchbarkeit. Ueber die Schönheit u. Liebenswürdigkeit Gottes (*de la hermosura de Dios y su amabilidad*). Ueber die wunderbare zärtliche Liebe Gottes (*Prodigio de finezas del amor de Dios*). Ueber die Anbetung Gottes im Geiste u. in der Wahrheit (*De la adoracion en espiritu y verdad*). Allein-Gespräche (*Soliloquios*), eine Schrift voll Frömmigkeit u. Wärme. Eine unschätzbare Sammlung von Briefen (*Epistolario*). Von hohem classischem Werthe ist N.s biographisches Werk: Leben des heiligen Ignatius von Loyola, des heiligen Franciscus Xaverius, des Franz Mastrelli (*Honor del gran Patriarca S. Ignacio de Loyola, Francisco Xav., Fr. Mastrelli y otros*). — Nicht ohne Bedeutung sind N.s naturwissenschaftliche u. philosophische Schriften. Derselbe wird von der spanischen Akademie wegen der Reinheit seiner Sprache gepriesen. Bei aller süßlichen Wärme offenbaren die Schriften N.s eine gewisse Ruhe und einen deutschen Ernst. Er starb 1658.

S.

Nieren nennt man die zwei Absonderungsorgane des Harns; sie liegen in der Lendengegend, zu beiden Seiten des Rückgrats, hinter u. außer dem Saße des Bauchfells, die linke etwas höher als die rechte, welche durch die Leber mehr herabgedrückt wird. In ihrem Baue ganz gleich, sind die beiden N. nicht immer gleich groß. Beide N. haben eine bohnenförmige Gestalt; die nach vorne gewendete Fläche erscheint mehr gewölbt, als die hintere; der äußere Rand ist erhaben, der innere dagegen, der N.-Einschnitt (*hilus renalis*), ist ausgeschweift u. in seiner Mitte gleichsam doppelt, indem er eine vordere u. eine hintere Lefze bildet. Beide Ränder laufen in abgerundete Enden zusammen, von denen das eine nach oben, das andere nach unten gekehrt ist. Im erwachsenen Menschen sind die N. gewöhnlich 4 — 4½ Zoll lang, 3 — 4 Zoll im größten Durchmesser breit u. 1 Zoll dick, nach den Rändern zu aber mehr abgeflacht; das Gewicht beträgt ungefähr 3 — 4 Unzen; die Farbe ist nach dem Alter verschieden: im mittleren Alter sind sie braun, röthlich oder kupferfarben, mit zunehmendem Alter werden sie blauröthlich. Die N. befinden sich innerhalb einer aus fettreichem Zellstoffe gebildeten Hülle; sie sind überzogen von einer eigenen fibrösen Haut. Das innere Gewebe ist beim Erwachsenen fast in allen Punkten gleichförmig, nur sieht man einige undeutliche Furchen, welche die beim Fötus statthabende Trennung in 12 bis 16 einzelne Stücke andeuten. Die N. zeigen in ihrem Innern zweierlei sehr feste Substanzen: die äußere oder Rindensubstanz macht den äußern beträchtlicheren Theil der N. aus; sie ist weich, röthlich u. besitzt sehr viele Blutgefäße; — die innere oder Marksubstanz ist dichter u. blässer, besteht mehrentheils aus Röhren, die

kein Blut führen, sondern den abgeschiedenen Harn aufnehmen; diese Harngefäße liegen in Bündeln neben einander, welche eine pyramidenförmige Gestalt haben, das breitere Ende gegen die Rindensubstanz, das schmalere gegen den N.=Einschnitt gerichtet. Diese Pyramiden laufen nach innen immer schmaler zu u. endigen in 7—11 Wäzchen, die an ihrer Spitze eine kleine Oeffnung haben; die einzelnen Pyramiden u. Wäzchen sind durch die zwischen ihnen herabtretende Rindensubstanz von einander abgesondert. Die Wäzchen sind von kurzen häutigen Röhrchen umgeben, den N.=Kelchen; diese vereinigen sich und treten im N.=Einschnitte in einen weiteren häutigen Behälter, das N.=Becken, zusammen, welches nach abwärts läuft, enger wird u. in den Harnleiter übergeht. — In den N. wird der Harn abgesondert, u. zwar geschieht dieß in der Rindensubstanz, in welcher sich die zahlreichen Pulsadern aufs feinste vertheilen u. kleine Klümpchen von Haargefäßen bilden: aus diesen entspringen die Harngefäße, welche, nach innen tretend, die Marksubstanz bilden; in den Harngefäßen läuft der abgeschiedene Urin abwärts nach dem N.=Becken u. aus diesem in die Harnleiter u. f. w. (s. Harn). — Oberhalb der N., auf diesen ruhend, liegen die Neben=N., welche länglich, fast dreieckig geformt und in ihrem Innern den N. ähnlich sind. Die Einrichtungen der Neben=N. sind nicht bekannt; doch scheinen sie in Beziehung zum Fötalleben zu stehen, da sie beim Fötus verhältnißmäßig größer sind, als beim Erwachsenen. — Im Thierreiche fehlen die N. in den unteren Classen ganz u. treten zuerst bei den Fischen auf; sie sind bei diesen verhältnißmäßig größer, als bei den übrigen Thieren, bilden zusammen aber nur einen Körper. Kleiner, aber doch noch groß u. getrennt, sind die N. der Amphibien u. Vögel; sie haben bei diesen eine unregelmäßige Gestalt, dagegen sind die N. der Säugethiere ziemlich übereinstimmend mit denen des Menschen. — Neben=N. treten in dem Thierreiche zuerst mit Bestimmtheit bei den Vögeln auf u. sind vollkommen ausgebildet bei den Säugethiern. — Von den Krankheiten der N. sind die wichtigsten die N.=Entzündung u. die Ausscheidung von erbigem Stoffen aus dem Harn, die dann in den N. stecken bleiben als N.steine, oder auch mit dem Urin unter größeren oder kleineren Beschwerden als Sand u. Gries abgehen.

E. Buchner.

Nierensteiner, s. Rheinweine.

Niesen (sternutatio) ist eine durch Reizung der Nasennerven erregte Modification des Athmens, die in einer stoßweisen, explosirenden Expiration durch die Nase besteht, auf eine kurze, tiefe, oft krampfartige Inspiration erfolgt, vorzugsweise unter Mitwirkung des Zwerghells u. der Bauchmuskeln vor sich geht und von einem kitzelnden Gefühle in der Nase begleitet ist. Die nächste Ursache des N.s liegt in einer unmittelbaren (idiopathischen) oder mittelbaren (sympathischen) Reizung der Nasennerven, die sich den Zwerghellsnerven, dem Rumpfnervensystemen, durch dieses dem Rückenmarke u. seinen Nerven mittheilt u. diese sämmtlich zur Gegenwirkung (Reaktion) stimmt. Als direkte Reize auf die Nasennerven, welche Niesen erregen, sind katarthalische Affectionen, Schnupstabak, Nieswurz, Majoran, Dämpfe mineralischer Säuren, manche Gasarten u. f. w. anzuführen; indirekte dagegen sind solche, welche nähere oder entferntere Nervenpartien zunächst treffen, wie z. B. grelles Sonnenlicht den Sehnerven, Würmer, gastrische Unreinigkeiten, Nieren-, Blasen- u. Darmsteine, sowie gesteigertes Verlangen nach Nahrungsmitteln u. Geburtswehen die Unterleibsnerven. Die Folgen des N.s sind: Vermehrung der Absonderung der Nasenschleimhaut u. der Thränenbrüße, Ausgestossenwerden des in der Lunge u. Luftröhre enthaltenen Schleimes, Beschleunigung des arteriellen Blutumflusses, Belebung der Nerventhätigkeit auf der einen Seite; durch allzustarke Contraction der Bauchmuskeln, Ortsveränderungen der Eingeweide u. durch zu langes Anhalten oder zu häufige Wiederholung: Blutcongestionen nach dem Kopfe, Blutungen aus der Nase, den Lungen, der Gebärmutter, Krämpfe, Lähmungen einzelner Sinneswerkzeuge, namentlich Blindheit, Erstickungszufälle, selbst der Tod andererseits. Künstlich erregtes Niesen wird heilswedlich zur Ent-

fernung in der Nase, Baenhöhle u. Luftröhre angehäufter Schleimstoffe oder fremder Körper, sowie zur Erhöhung der Reizbarkeit der Geruchsorgane, des Gehirns u. des Sehvermögens, namentlich bei torpidem schwarzem Staare benützt. Krankhaftes Niesen behandelt man je nach den ihm zu Grunde liegenden Ursachen, und durch Herabstimmung der Reizbarkeit der Nase mittelst Einziehenlassens von lauwarmen Dämpfen, lauer Milch, Quittenschleim, Mandelöl, narkotischen Dämpfen, durch Anwendung ableitender Hautreize, Fußbäder, abführender Mittel, Klystiere, allgemeiner u. örtlicher Blutentziehungen.

Nießbrauch (*usus fructus*) ist das Recht, von einer im Eigenthume eines Andern befindlichen Sache alle Nutzungen zu ziehen, womit dem Principe nach die beschränkteren Rechte des Gebrauchs zum persönlichen Bedarfe u. der Wohnung verwandt sind.

Nießwurz ist die Wurzel von *Helleborus niger* L. Der Gattungscharakter von *Helleborus* ist: Kelch aus 5 gefärbten oder ungefärbten Blättern gebildet, 8—10 röhrenförmige Blumenblätter, zahlreiche Staubgefäße u. 3—5 Fruchtknoten. Die Gattung *Helleborus* gehört zur natürlichen Familie der Ranunculaceen u. nach Linné's künstlichem Systeme in die 13. Classe, 6. Ordnung. *Helleborus niger* zeichnet sich durch eine vielköpfige Wurzel u. fußförmige Blätter, deren einzelne Abtheilungen (gewöhnlich 7—9) länglich keilförmig sind, aus. Die Kelchblätter sind weiß u. roth überlaufen. Die röhrenförmigen Blumenblätter sind grünlich gelb. Sie findet sich in Waldgebirgen vor. Außerdem kommt bei uns noch *Helleborus viridis*, grüne N. und *H. foetidus*, stinkende N. vor, deren Wurzel bisweilen statt der Wurzel des *H. niger* im Handel vorkommen. Officinel ist die trockene Wurzel u. das daraus bereitete Extract. Bei der chemischen Analyse liefert die N. folgende Bestandtheile: eine scharfe fettige Substanz, Helleborin genannt, ein Harz, ein flüchtiges Del, Wachs, Schleim, bitteres Princip und mehrere Salze. Die *Helleborus*arten gehören hinsichtlich ihrer pharmakodynamischen Wirkung zu jenen Arzneien, welche vorzugsweise auf das vegetative System wirken u. bei Krankheiten dieses Systems in Gebrauch gezogen werden. Sie helfen in dieser Classe die Unterabtheilung der rein scharfen Mittel bilden. Ihre nächste Wirkung entfalten sie nach dem Genuße kleiner Gaben derselben in den, in der Magenhaut verbreiteten, Nervenendigungen als ein gelinder Reiz, den sie in abnehmender Stärke gegen die Centralnervengebilde hin ausdehnen u. besonders in den Nervenverzweigungen des Mastdarmes u. der Geschlechtswerkzeuge hervortreten lassen. Die secundären Wirkungsercheinungen der N., oder vielmehr die eigenthümlichen Folgen dieses Nervenreizes, treten auf die innere Oberfläche der Verdauungswege, in den mit diesen unmittelbar verbundenen Drüsen u. der Pfortader, so wie, aber im minder hohen Grade, in dem übrigen Drüsen- u. Lymphapparate des Unterleibs, am gelindesten in der äußern Hautbedeckung als vermehrte Absonderung u. regerer Säfteumfluß hervor. Weit intensiver sind die Wirkungserfolge größerer Gaben der N., indem auf eine höhere Steigerung des Nervenreizes u. der vegetativen Absonderungen Erbrechen u. reichliche Absonderungen nach oben u. unten erfolgen, wodurch die Irritation im Gangliensysteme wieder erlöschet, sich aber, sobald die genossene N. nicht bald wieder weggebrochen wird, zur Vergiftung steigert und nach einer Reihe der tumultuarischsten Bewegungen in der sensiblen u. irritablen Lebensphäre beide endlich ertödtet. Die schwarze u. die weiße N. unterscheiden sich in ihrer Wirkung nur hierin, daß letztere etwas stärker u. sicherer ist u. in der Regel weniger mit grüner N. vermengt vorkommt. Der gelindere Grad der durch den Gebrauch der N. bewirkten Erregung wird heilzwecklich zur Erhebung gesunkener Receptivität u. Umstimmung des Wirkungsvermögens der gangliösen Nervenpartie des Unterleibes benützt. Dabei dient sie nebenbei sowohl dazu, deren Thätigkeit zum übrigen Nervensysteme in ein anderes Verhältniß zu setzen, als den Vegetationsproceß in den vegetativen Gebilden des Unterleibs, wie der äußern Haut, kräftig aufzuregen. Selteneren Gebrauch macht man von dem zweiten Wirkungsgrade. Hier, wie dort, bewährt sie sich weniger als eigentliches Heilmittel,

denn als Vorbereitung zur Anwendung anderer Mittel. Empfohlen hat man die N. bei Anomalien des Nervensystems, sowohl in seiner Gehirn- als bei Verstimmungen seiner Ganglien- u. Rückenmarkssphäre u. namentlich bei den aus diesen hervorgehenden Geisteskrankheiten u. mehrfachen, auf Torpidität der Unterleibsorgane beruhenden, Krankheiten des vegetativen Systems. Außerlich ist die weiße N. als starkes Niesemittel in der Form des Schneeberger'schen Schnupspulvers bekannt u. wird als solches bei Stockschnupfen u. schwarzem Staare benützt. Als Waschmittel im Aufgusse derselben, sowie als Zusatz zu Schwefelsalben, bewährt sich die N. als vorzügliches Heilmittel gegen chronische Hautausschläge, besonders zur schnellen Vertreibung der Krätze. ^{u.}

Niethhammer, Friedrich Emanuel, geb. in dem Städtchen Beilstein im Königreiche Württemberg 1766, wurde 1793 außerordentlicher Professor der Philosophie zu Jena, 1797 ebendasselbst Doctor u. außerordentlicher Professor der Theologie, 1804 ordentlicher Professor u. Consistorialrath zu Würzburg u. 1807 Central-Schul- u. Studienrath in München, 1829 erster protestantischer Oberconsistorialrath daselbst, wurde 1845 pensionirt u. starb im März 1848. — In seinen philosophischen Ansichten schloß N. sich der Kant-Fichte'schen Richtung an. Mehrfach, als durch seine Schriften, ist er bekannt durch die Herausgabe eines philosophischen Journals (Jena 1795 — 1796), dem später auch Fichte beitrug (Jena 1797 — 1798). Als dieses Journal den Vorwurf des Atheismus sich zugezogen hatte, mußte auch N. sich auf die deshalb gegen die Herausgeber gerichteten öffentlichen Anklagen vertheidigen; seine Verantwortungsschrift findet sich in den von Fichte herausgegebenen Verantwortungsschriften (Jena 1799. S. 121 ff.) — Seine übrigen Werke sind: „De vero revelationis fundamento, diss. II.“ (Jenae 1792); „über den Versuch einer Kritik aller Offenbarung“ (Jena 1792); „Versuch einer Ableitung des moralischen Gesetzes aus der Form der reinen Vernunft“ (Jena 1793); „über Religion als Wissenschaft, zur Bestimmung des Inhalts der Religionen u. der Behandlungsart ihrer Urkunden“ (Neustrel. 1795); „Versuch einer Begründung des vernunftmäßigen Offenbarungsglaubens“ Leipzig und Jena 1798. Deutsche Bearbeitung der lateinischen Inauguralschrift: „Doctrina de revelatione“; „über Pagiographik u. Ideographik“ (Nürnberg 1808); „der Streit des Philanthropismus u. Humanismus in der Theorie des Erziehungsunterrichts unserer Zeit“ (Jena 1808).

Nisen, Gottfried v., aus dem edlen Geschlechte der Grafen von Nisen (Neusen an der Steinach bei Tübingen), der treuen Anhänger u. Mannen der nachbarlichen Hohenstaufen, war mit Rechtild vermählt, befehdete mit seinem Bruder Heinrich den Bischof Heinrich von Konstanz u. wurde von diesem beim unglücklichen Treffen im Schwiggenthal (1225) nebst seinem Bruder u. 40 anderen Ritztern u. Edelknechten gefangen. Später befehdeten beide Brüder, die ansehnliche Güter im Zabergau besaßen, den Bischof von Speier u. halfen das Kloster Banzang verwüsten. Sein Todesjahr ist nicht bekannt. N., einer der reichsten Dichter der besten Zeit, stellt neben Veldek die mannigfaltige Entwicklung des Minnengesanges dar. Er ist recht eigentlicher Hofdichter, wie auch die Glätte u. Zierlichkeit der Sprache u. Darstellung bekunden. Dem Inhalte nach sind seine Erzeugnisse Mai- u. Minnelieder. Er besingt vorzüglich eine ländliche Schöne, als die Geliebte seines Herzens. Siehe weiter H. von der Hagen, Ausgabe der Minnefinger, IV. S. 80 f. ^{x.}

Niger, Djoliba, Kwara, Quorra, Nun, ein großer Fluß im südlichen West-Afrika, entspringt am südöstlichen Abhange der Mandingo-Terrasse, nicht allzuferne von dem Ursprunge des Ba-Wulima oder Senegal, er hat Anfangs die Richtung gegen Osten, dann gegen Norden, dann südlich u. zuletzt südwestlich in den Meerbusen von Guinea am Cap Formosa, wahrscheinlich in mehreren Mündungen. Der größte Theil seines Laufes, wie seine Zuflüsse, sind unbekannt; der erste Europäer, der an den N. kam, war Mungo Park (s. b.); die neueste Expedition zur Erforschung des Stromes wurde von der englischen Re-

gierung 1841 ausgesandt, sie mißglückte aber, ungeachtet der sorgfältigsten Vorkehrungen, in Folge der sumpfigen Luft, von welcher das Nigerdelta verpestet ward, völlig. Mehrere Handelsdampfschiffe machen indessen alljährlich Nigersfahrten. Vergl. Simpson: „A private journal etc. (London 1843).

Nihilianismus heißt die von Abälard, Petrus Lombardus u. Anderen vorgebrachte, 1179 vom Papst Alexander III. verdamnte Lehre, daß Christus nach menschlicher Natur Nichts sei, mit der somit ein Zweifel an der Existenz Christi überhaupt ausgesprochen wurde.

Nihilismus heißt die anerkannte Nichtigkeit, das Nichtseseyn, besonders in Bezug auf eine aufgestellte Lehre oder sonstige Lebensanforderung.

Nikander, ein griechischer Dichter, Arzt u. Sprachlehrer, aus Kolophon in Jonien, um die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. Man hat von ihm noch zwei Gedichte in Hexametern. Das eine, *Θηριακά*, von giftigen Thieren u. den Heilmitteln dawider; das andere, *Ἀλεξίφάρμακα*, von Gegengiften überhaupt. Beide haben wenig poetischen, sondern mehr naturhistorischen Werth. Lehrreicher fast sind die über das letztere von Eutefnius geschriebenen griechischen Scholien, besonders für die Geschichte der Arzneikunde. Mit diesen gab sie Gorräus in Druck. Paris 1557. 3 Bde., u. mit verschiedenen Uebersetzungen Vandini, Florenz 1764. Eine neue Ausgabe des zweiten Gedichtes, mit Wort- u. Sachserklärungen, von J. G. Schneider. Halle 1792 u. der *Theriaca* von Dems. Leipzig 1816, von Lehrs mit lateinischer Uebersetzung, Paris 1845.

Nikobaren oder Friedrichsinseln heißt eine Inselgruppe im indischen Ocean, zwischen den Inseln Andaman u. Sumatra, bewohnt von etwa 50,000 Malaien. Die größte derselben hat 12—15 □ Meilen. Die früheren Niederlassungen der Dänen, Herrnhuter und Oesterreicher sind längst verlassen.

Nikodemus, ein Pharisäer und Beisitzer des hohen Rathes zu Jerusalem und insgeheim ein Jünger Jesu, den er lernbegierig während der Nacht besuchte, da die meisten Rathsglieder auf's Aeußerste wider Jesum eingenommen waren. Im Rathe nahm er sich des Heilandes unerschrocken an und wurde deshalb von den übrigen Pharisäern beschimpft. Nach Jesu Tode brachte N. 100 Pfund Spezereien herbei, um wenigstens den Leichnam vor der Verwesung, wie er meinte, zu bewahren.

Nikolaiten hießen im ersten christlichen Jahrhunderte die Anhänger einer Irrlehre, welche behaupteten, es sei erlaubt, das Fleisch von den Gözenopfern zu essen und in Unzucht zu leben. Sie ergaben sich allen Lüsten, lebten in der Gemeinschaft der Weiber und lehrten, gleich den Simonianern: es käme nicht auf die Werke an; der Glaube mache selig. Irenäus, Epiphanius, Tertullian u. Hieronymus sind der Meinung, Nikolaus, einer der sieben Diakonen, welche nach der Himmelfahrt Jesu auf Veranstaltung der Apostel von der Christengemeinde zu Jerusalem gewählt wurden, habe wirklich diese Irrthümer gelehrt. Allein Clemens von Alexandrien und Andere behaupten: die N. hätten bloß an einer übel verstandenen Rede und Handlung dieses Diakons Aergerniß genommen. — Nikolaus soll nämlich unter anderen behauptet haben: man müsse sein Fleisch mißbrauchen, und dieser Spruch habe die Veranlassung zu der Meinung gegeben, er habe die Befriedigung jeder Art von Lüsten erlaubt, in der That aber nichts Anderes sagen wollen, als, man müsse durch Abtödtung es bezähmen. Allein wahrscheinlich waren es nicht sowohl die Worte des Nikolaus, welche Anlaß zu dieser schändlichen Irrlehre gaben, als vielmehr die den meisten Häretikern eigenthümliche Sucht, ihren Irrwahn aus Eitelkeit auf einen apostolischen Namen zurückzuführen. In der Folge nahm diese Sekte die Ansicht der Gnostiker (s. d.) über die Entstehung der Welt an. Nach dem Zeugnisse des Eusebius bestand sie nur kurze Zeit, wogegen Bithou in seinen Annalen anführt, daß es noch um die Mitte des siebenten Jahrhunderts N. gegeben habe; indessen wird von ihm nicht gesagt, worin eigentlich ihre irrigen Meinungen bestanden

haben. Möglich, daß man diesen Namen jenen Klerikern beilegte, welche, wie es in diesem Jahrhunderte sehr gemein war, ihre Weiber nicht von sich ließen.

Nikolajew, eine im Jahre 1789 von dem Fürsten Potemkin in der russischen Statthalterschaft Cherson angelegte Stadt am Ingul u. Bug, ist der Sitz der Admiralität über die Marine des schwarzen Meeres, des Stabes der Bugischen Kosaken u. zählt bei 22,000 Einwohner. Man findet hier ausgebehnte Schiffswerfte, einen Kriegshafen, Steuermanns- und Artillerie-Schulen, ein schönes Rathhaus (mit Börse), ein Seelazareth, schöne Hauptkirche (mit prächtigem Altar), Zollhaus, Bibliothek, Naturaliensammlung und Sternwarte.

Nikolaus. Zwei Heilige dieses Namens. 1) N., Bischof von Myra in Lycien, der seit so vielen Jahrhunderten in der römischen, namentlich aber in der griechischen Kirche so hohe Verehrung genießt u. unter dessen Namen die Christenheit so viele herrliche Tempel besitzt, wurde in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts zu Patara in Lycien geboren. Schon in seiner Kindheit zeichnete sich N. durch Frömmigkeit, Demuth u. strengen Gehorsam gegen die Gebote der Kirche aus, trat sodann, zur größeren Vervollkommenung seiner Tugend, in ein Kloster bei Myra in Lycien u. übte besonders Milthätigkeit gegen die Armen. So erzählt man unter anderen, daß drei Jungfrauen, in Gefahr ihre Anschuld zu verlieren, von ihm ausgestattet worden seien. — Lycien war eine alte Provinz Asiens, wo der heilige Paulus den Namen Jesu verkündigt hatte, u. Myra, unweit des Meeres, deren Hauptstadt. Der hier errichtete erzbischöfliche Sitz zählte in den folgenden Jahrhunderten gegen 36 untergeordnete Bischöfe. Bei Erledigung dieses Stuhles erwählte man zum Oberhirten den heiligen N., der zu jener Zeit als Abt des Klosters vorstand, welches er zur Freistätte gegen die Zerstreuung der Welt ausersahen hatte. Die Wundergabe, die ihm Gott in hohem Grade verliehen; eine außerordentliche Frömmigkeit, verbunden mit glühendem u. unermüdlichem Eifer, machten seinen Namen allenthalben berühmt. Die griechischen Geschichtschreiber seines Lebens sagen einstimmig, daß er des Glaubens wegen in Banden gewesen; daß er gegen Ende der diokletianischen Verfolgung unerschrocken den Glauben bekannt u. dem allgemeinen Concilium von Nicäa, wo die arianische Irrlehre verdammt worden, beigezogen habe. Er starb zu Myra und wurde in seiner Kathedrale Kirche beigesetzt. Die Geschichte der im Jahre 1087 geschehenen Uebertragung seiner Reliquien, welche durch italienische Kaufleute von Myra nach Bari im Königreiche Neapel gebracht wurden, setzt den Tod des heiligen Bischofs in das Jahr 352. Jahrestag 6. December. — 2) N. von Tolentino, Augustiner-Einsiedler, wurde 1246 zu St. Angelo in der Mark Ancona geboren und erhielt diesen Namen, weil seine Eltern seine Geburt als die Frucht einer Wallfahrt zu den Reliquien des heiligen N. in Bari ansahen. Dieses Kind des Segens brachte frühzeitig schon täglich mehre Stunden nach einander mit bewunderungswürdiger Aufmerksamkeit im Gebete zu. Mit heiliger Begierde hörte der kleine N. das Wort Gottes an u. entzückte Alle, die ihn sahen, durch seine liebliche Sittsamkeit. Die Armen führte er oft in das väterliche Haus, um mit ihnen seine Speise zu theilen. Die Entbehrung liebgewinnend, gewöhnte er sich, drei Tage in der Woche zu fasten, denen er in der Folge noch einen vierten beifügte. Nie bemerkte man an ihm die Schwachheiten u. Leidenschaften der Kinderjahre. Sein größtes Vergnügen war, Andachtsbücher zu lesen, sich über geistliche Dinge zu unterhalten und den Religionsübungen obzuliegen. — Da er sich den Wissenschaften widmete u., bei lebhaftem Geiste, ein vortreffliches Gedächtniß u. gründliches Urtheil besaß, machte er bald schnelle Fortschritte auf der betretenen Laufbahn. Sein Werth ward auch bald erkannt u. er erhielt ein Kanonikat an der Kirche des Erlösers zu Tolentino, ehe er noch die öffentlichen Schulen verlassen hatte. In dieser neuen Lebensweise sah er nur auf die sich ihm darbietende Gelegenheit, seine Liebe zum Gebete leichter befriedigen zu können, und er sehnte sich unaufhörlich nach dem Augenblicke, wo er sich ganz u. ungestört dem Dienste Gottes widmen könnte. In diesen Gesinnungen hörte er einst einen Augustiner-

Einsiedler von den Eitelkeiten der Welt predigen u. fühlte sich plötzlich in dem schon früher gefasteten Entschlusse befestigt, in gänzlicher Zurückgezogenheit zu leben. Er glaubte demnach in den Orden dieses Predigers treten zu müssen, dessen Stand einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte; ohne Verzug flehte er nun um Aufnahme in dem Kloster von Tolentino, was ihm auch gewährt wurde. — Seine Prüfungszeit durchlebte N. mit außerordentlichem Eifer und legte nach deren Beendigung im 18. Lebensjahre die Gelübde ab. Als Ordensmann hielt er sich für den letzten der Genossenschaft, in Allem sich bemühend, den Willen eines Jeden zu erfüllen, um desto vollkommener seinem eigenen absterben zu lernen. Aus Liebe zur Demuth wählte er die niedrigsten Arbeiten des Hauses. Er war so sanften Sinnes u. besaß solchen Gleichmuth, daß man niemals die mindeste Ungebuld, noch das leiseste Murren an ihm wahrte. Sein Fasten u. seine anderen Abtötungen bewiesen, wie sehr er das Verderbniß der sinnlichen Menschen-Natur fürchtete; er schlief auf bloßer Erde u. hatte einen Stein zum Kopfstücken. In einer Krankheit schrieb ihm sein Oberer vor, ein wenig Fleisch zu essen; er gehorchte zwar, begehrte aber dann mit Thränen die Erlaubniß, fortwährend die Enthaltung von dieser Speise beobachten zu dürfen, die ihm auch zugestanden wurde. Man schickte ihn nacheinander in verschiedene Klöster seines Ordens, worauf er in dem von Cingola zum Priester geweiht wurde. — Seit jener Zeit erschien sein Eifer noch bewunderungswürdiger, als vorher. Wenn er am Altare stand, erglühete sein Antlitz von Liebe u. häufige Thränen entfloßen seinen Augen. Die verborgenen Gnaden, die Gott seiner Seele verlieh, besonders wenn er vom Altare oder aus dem Richterstuhle der Buße kam, gewährten ihm schon einen Vorgesmack der himmlischen Seligkeiten. Die dreißig letzten Jahre seines Lebens brachte er zu Tolentino zu, wo seine Predigten die erfreulichsten Früchte hervorbrachten. Er verkündigte beinahe jeden Tag das Wort Gottes, u. die verhärtetsten Sünder kehrten von ihren Lasterwegen zurück, wenn sie seine Ermahnungen gehört. Man vermochte nicht der Kraft und einnehmenden Milde seiner Reden bei öffentlichen oder besonderen Gelegenheiten zu widerstehen. Dem Gebete u. der Betrachtung widmete er jeden von den Amtsarbeiten ihm erübrigenden Augenblick. Er war mit mehreren Erscheinungen begnadigt worden u. wirkte verschiedene Wunder. Nach einer, durch eine lange und schmerzhafteste Krankheit bestandenen, Prüfung starb er als treuer Diener Gottes 1308 am 10. September, an welchem Tage auch die Kirche sein Gedächtniß feiert. Eugen IV. setzte ihn 1446 unter die Zahl der Heiligen. Man begrub seine sterbliche Hülle in der Kapelle, wo er die heilige Messe zu lesen pflegte u. die Gläubigen besuchen selbst andachtsvoll sein Grab.

Nikolaus, fünf u. mit dem in der rechtmäßigen Reihenfolge der Päpste nicht gezählten Gegenpapste Johann's XXII., sechs römische Päpste dieses Namens. 1) N. I., der Heilige, auch der Große genannt, von Geburt ein Römer, bestieg den päpstlichen Stuhl 858 u. regierte die Kirche 9½ Jahre. N. war unstreitig eines der tugendhaftesten u. größten Kirchenhäupter u. der muthigste Vertheidiger der Rechte der katholischen Kirche. In den Anfang seiner Kirchenverwaltung fiel die Vereinigung der Bisthümer Hamburg und Bremen, wiewohl die historische Kritik über das Jahr selbst nicht übereinstimmend ist. Als Cäsar Bardas, der Schwager des griechischen Kaisers Michael III., seine Gemahlin verstieß u. mit seiner Schwiegertochter in verbrecherischem Umgange lebte, wollte der heilige Ignatius, Patriarch von Konstantinopel, dieses Aergerniß nicht dulden u. schloß den Bardas, nach allen vergeblichen Versuchen, ihn wieder auf den Weg der Ordnung zurückzuführen, aus der Gemeinschaft der Kirche aus. Als bald begannen die Verfolgungen gegen Ignatius: er wurde auf die Insel Terebinthus verwiesen und an seine Stelle der räuberische Photius gesetzt, der den Papst durch Lügen u. Verläumdungen gegen Ignatius einzunehmen u. für sich zu gewinnen suchte. Aber es gelang ihm nicht, den klugen Papst zu hintergehen, obgleich die nach Konstantinopel geschickten päpstlichen Gesandten sich pflicht-

widrig benahmen, u. Photius fortfuhr, den heiligen Ignatius, der, wieder nach Konstantinopel gebracht, im Mönchskleide vor einem Concilium zu erscheinen gezwungen war, den unmenschlichsten Mißhandlungen Preis zu geben. Er machte sogar Anstalten, dem heiligen Patriarchen die Augen ausstechen u. die Hände abhauen zu lassen, u. bloß die Flucht, welche zu ergreifen dem heiligen Ignatius im entscheidenden Augenblicke noch glückte, vereitelte diese Grausamkeit. Ignatius hatte nun ein kummervolles Leben, mußte sich von erbetteltem Brode nähren, mußte sich oft in Höhlen verbergen, oder auf öde Gebirge flüchten, bis ein 40tägiges Erdbeben und das Geschrei des verzweifelnden Volkes den Kaiser zwangen, ihm die Rückkehr nach Konstantinopel, aber nicht auf seinen Patriarchen-Stuhl, zu erlauben. Man suchte nun zu Rom die Absetzung des heiligen Ignatius u. die Erhebung des Photius an seine Stelle durch die schlechtesten Mittel zu bewirken. Papst N. schrieb aber an den Kaiser: „er könne die Absetzung des Ignatius und die Erhebung des Photius so lange nicht als rechtmäßig anerkennen, bis die Sache gesetzlich untersucht wäre.“ Zugleich ermahnte er alle Bischöfe des Orients, mit dem heiligen Ignatius in Gemeinschaft zu bleiben u. den Photius als einen bloßen Laien zu betrachten. In einem zu Rom 863 gehaltenen Concilium wurden die feigen, pflichtvergessenen päpstlichen Legaten, welche dem Photius zur Absetzung des heiligen Ignatius mitgewirkt hatten, gestraft, das Concilium des Photius als Null erkannt, er und alle seine Helfershelfer von allen geistlichen Verrichtungen ausgeschlossen, Ignatius dagegen in seiner Würde bestätigt. Photius griff nun wieder zu den schlechtesten Mitteln, um die päpstliche Entscheidung umkräftig zu machen, unterschob einen falschen Brief, als wäre er vom Papste, und unterdrückte das ächte Schreiben des letzteren an die Bischöfe des Morgenlandes. Da ihm jedoch dieses Schelmensstück wenig nützte, so kam er in seiner Unverschämtheit dahin, daß er 866, in einem Concilium von wenigen Bischöfen, den Papst u. Alle, die es mit ihm halten würden, verdamnte, die Akten des Conciliums u. die Klagepunkte gegen den Papst selbst aufsetzte, sie von 21 Bischöfen unterzeichnen ließ u. noch tausend falsche Unterschriften beifügte, sich den Titel eines öumenischen Patriarchen gab und behauptete: Mit der Veretzung der kaiserlichen Residenz von Rom nach Konstantinopel sei auch der Primat der römischen Kirche aus dem alten Rom in das neue, d. i. nach Konstantinopel, übertragen worden. Doch, nicht allein Photius, sondern der Kaiser selbst erhob sich wider N., brohte nach Rom zu kommen, den Papst zu verjagen u. die Kirche des heiligen Petrus zu zerstören. Aber der Unerstrockene ließ sich hiedurch nicht einschüchtern; obgleich krank, gab er dem Kaiser eine seiner würdige Antwort, ermahnte denselben, sein Drohschreiben zurückzunehmen, damit der heilige Stuhl nicht gezwungen wäre, dasselbe in einem Concilium verdammen u. öffentlich verbrennen zu lassen. Was aber den Ignatius betraf, so bestand der Papst darauf, daß, obschon die Sache schon entschieden sei, bei einer Anhängigmachung der Klage. Beide, Ignatius u. Photius, zu Rom, in Person oder durch Abgeordnete erscheinen sollten. — Es dauerte nicht lange, so nahm die Sache eine Wendung, die aber N. nicht mehr erlebte. Der Kaiser ließ den Bardas als einen Verräther hinrichten; er selbst wurde aber von Basilus, den er zum Mitregenten angenommen hatte, aber wieder hinwegräumen lassen wollte, im Kaufse ermorbet. Die Folge davon war, daß Photius, der den neuen Kaiser Basilus als Mörder seines Monarchen vom heiligen Abendmahle abhalten wollte, in Ungnade fiel u. in ein Kloster eingesperrt wurde; Ignatius aber, der durch die Ränke und Grausamkeit des Photius schon wieder neun Monate im Elende schmachtete, aus der Verbannung mit großer Pracht u. Feierlichkeit zurückgeholt und wieder auf seinen, durch Photius entweihten, Sitz erhoben wurde, welchen er nun vom 3. September 867 bis zu seinem heiligen Ende, den 23. Oct. 878, in treuester Verwaltung seines Amtes besessen hat. — Hatte Papst N. von Konstantinopel her vielen Verdruß u. Kummer zu bestehen, so hatte ihn König Lothar II., der wegen einer Geliebten Waldrada seine Gemahlin Theutberga nach langer unmenschlicher Behandlung ver-

stoßen u. sich durch eine ihm willfährige Synode hatte scheiden lassen, genöthigt, mit Kraft sich der Unterdrückten anzunehmen u. die rücksichtslose Verletzung des göttlichen Gebotes zu ahnden. — Zwischen so vielen Verdrüßlichkeiten wurde dem heiligen Papste indessen auch eine sehr große Freude zu Theil. Bogoris, der König der Bulgaren, wurde durch seine Schwester, die während ihrer Gefangenschaft zu Konstantinopel das Christenthum kennen gelernt hatte, für dieses gewonnen u. seinem Beispiele folgten auch seine Unterthanen. Ihre vornehmsten Apostel waren der heilige Cyrillus und dessen Bruder Methodius (s. dd.). Bogoris, der in der heiligen Taufe den Namen Michael erhalten hatte, schickte Gesandte an Papst N., ein sprechender Beweis, für was man selbst in Bulgarien den römischen Papst hielt, obschon jene Apostel, die nachher in Mähren ihr apostolisches Amt fortsetzten, Griechen und von Konstantinopel ausgesendet waren. Uebrigens ist nicht zu übergehen, daß wegen der patriarchalischen Gerichtsbarkeit über die Bulgaren, darum, weil Cyrillus u. Methodius von Konstantinopel gesendet waren, es zwischen hier u. Rom Anstände gab u. daß späterhin diese Völker darum auch mit in das griechische Schisma verwickelt wurden. Auf die Bitte Michaels, ihm zu rathen, wie er das Werk seiner Befehrung vollkommen machen solle, ließ der Papst ihm durch eigens abgesandte Legaten, welche Bischöfe waren, Glück wünschen, den von griechischen Priestern Getauften das Sakrament der Firmung ertheilen u. sie anhalten, am Samstag zu fasten, wogegen der eingebrungene Photius laute Mißbilligungen kund zu geben wagte. Auch erklärte der heilige Vater, daß die Taufe gültig sei, welche, von wem immer, im Namen der Allerheiligsten Dreieinigkeit oder im Namen Jesu Christi geschehe, wie solches Apostelgeschichte Kapitel 19 vorgeschrieben ist, indem es nach der Erklärung des heiligen Ambrosius eine u. dieselbe Taufe u. nur zu untersuchen sei, ob der Taufende das unumgänglich Nothwendige beobachtet u. sich von heidnischen oder anderen abergläubischen Ceremonien enthalten habe. Diese Entscheidung hat zwar bei den Theologen Anlaß zu verschiedenen Streitfragen gegeben, deren Grundlosigkeit indessen um so mehr in die Augen springen muß, als dieselbe ihrem Wortsinne nach kaum eine zweideutige Erklärung zuläßt u. sich genau an die Aussprüche der Schrift u. der heiligen Väter hält. Papst N. starb 867 u. die Kirche verehrt ihn als einen Heiligen; das römische Martyrologium setzt seinen Gedächtnistag auf den 13. November. Man hat von diesem Papste gegen 100 Schreiben, die am vollständigsten im 10. Bande der Colet'schen Conciliensammlung zu finden sind. Ueber seine weiteren Schriften vergleiche Fabricius *Bibl. graeca*, Bd. 10 u. dessen *Bibl. lat. med. et inf.*, Bd. 5. — 2) N. II., vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl Gerhard, Bischof von Florenz, von Geburt ein Burgunder, erwählt den 28. December 1058, hatte die päpstliche Würde lediglich seinen Tugenden und seinen Talenten zu verdanken. Der Kaiser billigte eine Wahl, welche den Römern u. Deutschen gleich angenehm war u. befahl dem Herzog Gottfried von Lothringen, den neu erwählten Papst nach Rom zu führen. N. II. beschränkte in einem Concilium von 113 Bischöfen die Papstwahl zuerst auf die Cardinäle u. hielt dadurch fremdartigen Einfluß ab. Den Rechten des Kaisers, soweit ihr Inhalt in dieser Beziehung gehen konnte, ward dadurch nicht zu nahe getreten. Man erzählt von ihm, er habe keinen Tag vorübergehen lassen, an welchem er nicht zwölf Armen die Füße gewaschen u. dieses heilige Werk noch in der Nacht verrichtet habe, wenn er am Tage dasselbe zu verrichten verhindert gewesen wäre. Er ließ es sich sehr angelegen seyn, die der Simonie Schuldigen u. die Vertheidiger der Priester-Ehe zu ihrer Pflicht zurückzuführen u. den Berengar (s. d.) auf den Weg der Wahrheit zurückzuführen. Auf die Bitte der Normänner machte er eine Reise nach Apulien u. söhnte sie mit der Kirche wieder aus, nachdem sie dem heiligen Stuhle alle Ländereien, welche sie ihm entrißen, wieder zurückgestellt hatten. Die Normänner wurden nun des Papstes Verbündete und leisteten ihm wichtige Dienste, indem er durch ihren Arm den Troß der rebellischen Vasallen des heiligen Stuhles in Rom u. dem Kirchenstaate brach und sich eine Unabhän-

gigkeit der Regierung sicherte, wie sie vor ihm noch kein Papst gehabt; dagegen überließ er ihnen Apulien u. Calabrien, woraus das Königreich Neapel entstand, gegen eine jährliche Abgabe als Lehen des heiligen Stuhles. — Ob schon N. II. nur 2½ Jahre auf dem päpstlichen Stuhle saß u. schon am 22. Juli 1061 starb, hat er doch eine solche Menge von Geschäften erledigt, wie sie nur der fähigste Geist erledigen konnte. Den sich bisher schon so verdient gemachten Subdiacon Hildebrand ernannte er zum Archidiacon. Auch gereicht ihm seine Milthätigkeit gegen die Armen zum ewigen Ruhme. — 3) N. III., vorher Rajetan, aus der edlen römischen Familie der Orsini, folgte dem Papste Johann XXI. 1277 in der päpstlichen Würde u. verwaltete die Kirche 2 Jahre u. 9 Monate. Seinen Namen wählte er von dem Titel des heiligen N. in carcere Tulliano, den er als Cardinaldiacon geführt hatte. Der heilige Franciscus soll ihm, da er noch Kind war, die dereinstige päpstliche Würde schon vorhergesagt haben. Kaiser Rudolph u. die Reichsfürsten bestätigten diesem Papste alle ehemaligen kirchlichen Rechte u. kaiserlichen Schenkungen. — N. III. schickte Legaten nach Konstantinopel, die aber Aufträge hatten, welche viel Uebles würden gestiftet haben, wenn nicht die Klugheit des Kaisers, der von Allem unterrichtet war, zuvorgekommen wäre. Nebst zeitlichen Interessen sollten die Legaten auch auf die Gleichförmigkeit der Cereemonien u. den Beisatz „Filioque“ im Glaubensbekenntnisse bringen, während doch das allgemeine Concilium zu Lyon zufrieden war, daß die Griechen den Ausgang des heiligen Geistes vom Sohne glaubten, ohne daß es nothwendig wäre, diesen Glauben im Symbolum auszudrücken, und da das Begehren des Kaisers: „Die alten Gewohnheiten beibehalten zu dürfen,“ vom Concilium nicht gemißbilligt worden war. Es hatte ja zu Rom selbst der Zusatz lange nicht Statt, ohne daß dadurch dem Glauben Eintrag geschehen wäre. Zudem hatte der, an die Stelle des widerspenstigen Patriarchen Joseph auf den Patriarchen-Stuhl erhobene, Johann Beccus in einem Schreiben an den päpstlichen Stuhl sich ganz deutlich für römisch-katholisch erklärt u. der Kaiser hatte eine eigene Gesandtschaft nach Rom gehen lassen, um anzuzeigen, daß die orientalischen Bischöfe größtentheils den Beschlüssen des Pyoner Conciliums sich gefügt hätten. Die Klugheit des Kaisers war um so angemessener, weil die Griechen über die Vereinigung mit Rom sehr schwierig waren. Der Kaiser ließ sich in seiner Antwort an den Papst in Nichts weiter ein, als daß er das Glaubensbekenntniß u. den Eid, den man zu Lyon in seinem Namen abgelegt hatte, wiederholte. Das Nämliche that auch Andronikus, sein Sohn. In dem Schreiben der Bischöfe aber lag griechische Verschlagenheit mit Unvorsichtigkeit, indem man die Lehre vom Ausgange des heiligen Geistes zu verdunkeln gesucht; dann wurden auch von einer u. der nämlichen Hand viele Namen Solcher unterschrieben, die nicht lebten. — Mit den tatarischen Gesandten, welche schon unter dem vorigen Papste nach Rom gekommen waren, ließ N. fünf Minoriten als Missionäre abgehen, um den Tataren, die bereits den ungarischen Gränzen sich näherten, das Evangelium zu predigen. Die Zahl der Bekehrten wurde so groß, daß es nothwendig ward, ihnen einen eigenen Bischof zu geben. Eine so lange Lebensdauer auch die gesunde Constitution des Papstes zu versprechen schien, so wurde er doch schon am 22. August 1280 vom Schlage tödtlich getroffen. — 4) N. IV. von Ascoli, hieß vor seiner Thronbesteigung Hieronymus, war General des Franciscaner-Ordens, dann Bischof von Preneste u. von den vorhergehenden Päpsten wegen seiner ausgezeichneten Kenntnisse in Philosophie u. Theologie zu wichtigen Geschäften verwendet worden. Seine Wahl erfolgte am 2. Februar 1288. Die Geschichte zeigte ihn bald als Schiedsrichter in den Streitigkeiten regierender Häupter, bald als den kräftigsten Verteidiger der Rechte der Kirche, bald als unermülichen Rathgeber bei der Fortpflanzung des Christenthumes. Nichts aber lag ihm mehr an, als die Wiederherstellung der in Palästina aufs Aeußerste gekommenen christlichen Angelegenheiten. In Portugal, welches, nachdem es den Mauren entrissen worden war, durch Statthalter regiert, aber unter Alphons II. zu einem Königreiche erhoben,

von den Päpsten jedoch als zinsbar angesehen wurde, gab es Klagen gegen König Alphons III., welche nach dessen Tode noch fort dauerten, daher das Königreich im Kirchenbanne blieb u. der neue König in die Excommunication fiel, von welcher sein Vater auf dem Todesbette losgesprochen worden war. 1289 schickte N. III. drei Cardinäle nach Portugal, welche einen Vergleich zu Stande brachten, wornach die Bischöfe ermächtigt wurden, die Kirchenstrafen, welche Gregor X. verhängt hatte, aufzuheben. Der Papst bestätigte den Vergleich unter der Bedingung, daß, wenn der König denselben nicht halten und auf die Ermahnung des Ortsbischofs binnen zwei Monaten den Beschwerden nicht abhelfen würde, so sollte seine Kapelle im Banne seyn; nach einer zweiten fruchtlosen Ermahnung sollte nach Verlauf von zwei Monaten der Bann sich auf alle Dörter erstrecken, wo der König sich befinden würde; nach 4 Monaten aber würde er selbst excommunicirt seyn und, wenn auch dieses nicht fruchte, so sollte das ganze Königreich in Bann gelegt und die Unterthanen vom Eide der Treue losgezählt werden. — N. IV. starb den 4. April 1292, nachdem er der Kirche etwas über vier Jahre vorgestanden, vor Kummer, weil die christlichen Angelegenheiten, wozu die Uneinigkeit der Christen selbst das Meiste beitragen mußte, im heiligen Lande äußerst nachtheilig gingen. 1291 ging auch noch der letzte Besitz im Morgenlande verloren. — 5) N. V. von Sarzana, war Cardinalbischof von Bologna, ehe er 1447 als Nachfolger Eugens IV. den apostolischen Stuhl bestieg. Er war ein Mann, den zwar keine Vorzüge der Geburt, aber hohe Tugenden, ausgebreitete und gründliche Gelehrsamkeit u. andere treffliche Eigenschaften auszeichneten. Er war der größte Beförderer der Wissenschaften, sammelte die schönsten griechischen und lateinischen Handschriften, ließ Uebersetzungen der Kirchenväter und Classiker fertigen, hatte die ausgezeichnetsten Gelehrten in seiner Nähe u. legte den Grund zur vaticanischen Bibliothek. Die Erfindung der Buchdruckerkunst, welche in diese Zeit fällt, konnte die guten Absichten des Papstes erleichtern, da nun jetzt Bücher schnell u. ohne großen Kostenaufwand vervielfältigt werden konnten. — N. schloß mit Kaiser Friedrich 1448 zu Aschaffenburg das sogenannte Aschaffenburgische oder Wiener Concordat, wodurch die der deutschen Kirche durch die Baseler Dekrete resultirenden Vortheile wieder aufgegeben wurden. Nun bezog Rom wieder die etwas ermäßigten Annaten u. erhielt außerdem das Recht, von den in den Constitutionen „*execrabilis*“ u. „*ad regimen*“ enthaltenen Resorptionen Gebrauch zu machen u. die niederen Benefizien in den 6 ungeraden Monaten des Jahres zu vergeben. In Bezug auf die an den erz- u. bischöflichen Kirchen vorgenommenen kanonischen Wahlen soll an den Papst berichtet werden; sind sie nicht in der gehörigen Zeit vorgelegt, oder nicht kanonisch geschehen, so fällt die Besetzung dem Papste anheim; bei den kanonisch erfolgten Wahlen aber kommt ihm das Consecrationsrecht zu. — Auf das Jahr 1450 war ein Jubiläum ausgeschrieben. Die Volksmenge, welche nach Rom kam, war größer, als jemals. Viele Menschen wurden in den Kirchen u. an anderen Orten erbrükt. Bei einem heftigen Gebränge auf der Engelbrücke stürzten 97 Personen in die Tiber. Der Papst ließ ihnen ein prächtiges Leichenbegängniß halten. — 1453 wurde Konstantinopel mit Sturm erobert u. Kaiser Konstantin XV. starb, nach der muthigsten Gegenwehr, mit Wunden bedeckt und die Waffen in der Hand. Unter den Gefangenen befand sich auch der Cardinal Isidor, welchen der Papst nach Konstantinopel geschickt hatte, um das Vereinigungsdekret in Aufnahme zu bringen; er soll aber Mittel gefunden haben, sich loszumachen u. nach Rom zu kommen. Nach diesem traurigen Ereignisse gab sich der Patriarch von Konstantinopel, Georg Scolarius, als welcher er auf dem Concilium von Florenz bekannt ist, sich nun aber Gennadius nannte, neue Mühe, die Spaltung mit der lateinischen Kirche zu erlebigen. Sultan Muhammed II. hatte ihn selbst nach Art der christlichen Kaiser eingesetzt u. wurde in einer Unterredung mit ihm, wo er sich die christlichen Glaubenslehren erklären ließ, so gerührt, daß er sich diese Unterredung schriftlich aufsetzen ließ. Es war also zu hoffen, daß Gennadius bei seinen eigenen Glaubenskindern gleiche Auf-

merksamkeit finden würde; allein die Griechen blieben hartnäckig und Gennadius ging nach mehrjähriger vergeblicher Arbeit in ein Kloster. — Der Fall von Konstantinopel drohte der übrigen Christenheit große Gefahr; der Papst ließ es sich daher angelegen seyn, eine Macht gegen die Türken zusammenzubringen; allein, ehe er sein Vorhaben ausführen konnte, starb er, von Sorgen u. körperlichen Leiden entkräftet, 1455, den 24. März, nachdem er die Kirche acht Jahre verwaltet hatte.

Nikolaus Pawlowitsch, Kaiser u. Selbstherrscher aller Ruessen, dritter Sohn Kaisers Paul I. von dessen zweiter Gemahlin Maria Feodorowna (Sophie Dorothea), Prinzessin von Württemberg, geboren 25. Juni (7. Juli neuen Stils) 1796, erhielt nebst seinem jüngeren Bruder Michael unter der Leitung seiner Mutter durch den General Lamsdorf eine gute Erziehung, studirte mit Vorliebe die Kriegswissenschaften u. hatte den Sprachforscher Adelung in der neueren Literatur und den Collegienrath Storch in den Staatswissenschaften zum Lehrer. Nach wiederhergestelltem Weltfrieden bereiste er Frankreich u. England u. vermählte sich 1817 mit der preussischen Prinzessin Charlotte, ältesten Tochter Friedrich Wilhelms III., nach ihrem Uebertritte zur griechischen Kirche Alexandra Feodorowna. Kinder aus dieser Ehe sind: der Thronfolger u. Cesarewitsch Alexander, geboren 1818, am 4. Mai 1834 volljährig erklärt, vermählt seit 1841 mit Maria Alexandrowna, Tochter des Großherzogs Ludwig II. von Hessen; Maria, geboren 1819, vermählt 1840 mit dem Herzoge Maximilian von Leuchtenberg; Olga, geboren 1822, vermählt 1846 mit dem Kronprinzen Karl von Württemberg; Konstantin, geb. 1827; N., geboren 1831; Michael, geb. 1832 u. Alexandra, gestorben 1844, vermählt mit dem Prinzen Friedrich von Hessen-Kassel. — N. folgte seinem Bruder, dem Kaiser Alexander (s. d.), in Folge der Thronentsagung seines älteren Bruders, des Großfürsten Konstantin (s. d.), am 1. Dec. 1825 in der Regierung. Ein Aufstand der Garden, der sich bei dieser Gelegenheit erhob, wurde von ihm blutig unterdrückt; noch blutiger wurde die polnische Revolution vom Jahre 1830 geahndet. In seiner auswärtigen Politik, welcher die Idee eines Panславismus nicht fremd zu seyn scheint, hat N., bis diesen Augenblick wenigstens, den Frieden Europa's noch nicht gestört. Im Innern des Reiches ist er bemüht, die Hülsquellen desselben flüssig zu machen und nach dem Grundsatz, daß die bestgenährten Schafe die meiste Wolle geben, das materielle Wohl der Unterthanen zu verbessern; von Achtung der Menschen- u. Bürgerrechte aber ist bei ihm auch entfernt nicht die Rede. Vgl. übrigens über seine Regierung den Art. Rußland, Geschichte.

Nikomedes, Name dreier Könige von Bithynien. — 1) N. I., rief 278 v. Chr. in einem Kriege gegen seinen Bruder die Gallier aus Thrazien zu Hülfe u. räumte ihnen das nördliche Phrygien ein, das nun von ihnen Galatia (Gallio-Graecia) hieß. Auch erbaute er eine neue Hauptstadt, die er nach sich Nikomedia benannte. — 2) N. II., mit dem Beinamen Epiphanes, beraubte 148 v. Chr. seinen Vater Prusias des Thrones und des Lebens. Seiner Mutter Apamea zu Ehren erbaute er die Stadt gleiches Namens. Er soll von seinem Sohne Sokrates 92 v. Chr. ermordet worden seyn. — 3) N. III., zweiter Sohn des Vorigen, war Anfangs Bundesgenosse des Mitheibates gegen die Römer, verließ ihn aber u. wurde deshalb von demselben vertrieben, von den Römern aber wieder eingesetzt. Bei seinem Tode, 75 v. Chr., vermachte er sein Reich den Römern, was den Anlaß zum dritten mithridatischen Kriege gab. — Mit Gatterer (vergl. dessen synchronistische Geschichte, S. 523) vier N. anzunehmen, hat die gewichtigsten Gründe gegen sich.

Nikomedia, Stadt in Bithynien und Residenz der dortigen Könige, an der Propontis, eine der prächtigsten u. blühendsten Städte der alten Welt, von Nikomedes I. (s. d.) an der Stelle des von Lysimachus zerstörten Astafus gegründet, diente später mehreren römischen Kaisern, wie Diokletian, Maximian u. N. zum Aufenthalte. Die Stadt wurde mehrmals von Erdbeben schwer heimgesucht

u. 260 n. Chr. von den einfallenden Gothen bedroht. Jetzt befindet sich an ihrer Stelle der unbedeutende Ort Ismid.

Nifon, Patriarch von Rußland in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, unter der Regierung des Czaren Alexei Michailowitsch, geboren 1605 zu Welschmanow, einem Dorfe unweit Nowgorod, aus niederem Stande, wurde, nachdem er verschiedene kirchliche Stellen bekleidet hatte, 1652 zu der genannten Würde erhoben. Er machte sich auf mancherlei Weise um Reich u. Volk verdient, verfaßte unter anderen ein Jahrbuch der russischen Geschichte, verbesserte die russische Liturgie, war ungemein mildthätig gegen die Armen, befreite unschuldig Verurtheilte aus den Gefängnissen u. a. m. Aber sein unruhiger und ehrgeiziger Geist ließ ihn nicht in den Schranken seines Amtes stehen bleiben; wenn es auch nicht seine Schuld war, daß er die Gunst des Hofes verlor, weil er sich dessen Zügellosigkeit widersetzte, u. bei der Geistlichkeit unbeliebt wurde, weil er strenge Zucht unter ihr hielt, endlich die Liebe des Volkes verscherzte, das ihn der Abschaffung des rechten Glaubens beschuldigte, weil er viele wirkliche Verbesserungen in der Kirche einzuführen bemüht war: so gereichte es ihm jedenfalls zum gerechten Vorwurfe, daß er, als er den Czaren gegen sich eingenommen sah, sich 1658 willkürlich aus Moskau entfernte u. den Fluch über seine Feinde aussprach, auch nach seiner Rückkehr in offene Opposition gegen den Herrscher trat. Alexei berief deshalb ein Concil nach Moskau, welches N. 1666 seiner Würde entsetzte u. in ein Kloster verbannte. Zwar erlaubte ihm Feodor, der Nachfolger Alexei's, nach dem von N. gegründeten Wostkresjewschen Kloster zurückzukehren, er starb aber auf der Reise dahin zu Jaroslaw.

Nikopoli (Nigheboli), Stadt in der türkischen Provinz Bulgarien, Eiolat, Rumili, Sandschak N., an der Donau und der Ausmündung des Flusses Däme — liegt ungemein schön in einer Strombucht zwischen zwei steilen Felshöhen, von grünenden Gärten umgeben u. beherrscht von einer festen u. wohl erhaltenen Citadelle. Es ist der Stapelplatz für die aus der Walachei kommenden Waaren u. der Sitz eines griechischen Bischofs, 15,000 Einwohner. Die Umgegend bringt geschätzte Weine hervor. — N., die „Siegestadt,“ wurde von Kaiser Trajan zum Andenken seines Sieges über den Dacienkönig Decebalus gegründet. 12 Jahrhunderte später erlag in denselben Gefilden die Blüthe der damaligen europäischen Ritterchaft den barbarischen Horden des ersten Bajazeth. Die Schlacht geschah am 28. September 1396. Auf Seite der Christen kämpften 1000 französische Ritter mit ihren Knappen und Söldnern, ein Heerhaufe bayerischer Ritter, sowie die Schaaren des deutschen Ritterordens u. die Johanniter, welche alle dem Könige Sigmund von Ungarn gegen die Türken zu Hülfe gezogen waren. Hierzu die Ungarn u. die steyermärkischen u. walachischen Truppen gerechnet, zählte das Heer an 100,000 Streiter. Indes ward es durch das unvorsichtige u. übereilte Vordrängen der Franzosen, welche für sich allein die Ehre des Tages erringen wollten, aber von den Türken schmachlich zurückgeschlagen wurden, gleich beim Beginne der Schlacht in Nachtheil gesetzt, konnte, durch die Flüchtlinge in Unordnung gebracht, der geschlossenen Macht des Feindes nicht Stand halten u. erlitt demzufolge eine der furchtbarsten Niederlagen, welche die Geschichte kennt. Die Leichen von 20,000 Christen bedeckten den Kampfplatz u. von den Gefangenen ließ Bajazeth 10,000 in der Mitte seines Lagers niedermetzeln. 1598 besiegte bei N. der Walachenfürst Michael die Türken. Am 27. October 1811 ward die Stadt von den Russen genommen, den 18. Febr. 1829 zerstörten diese hier die türkische Donauflotte, und am 25. Juli desselben Jahres erstürmten sie das befestigte Lager der Türken bei N. mD.

Nil, einer der Riesenströme unseres Erdballes, dessen Lauf aus Aethiopien, durch die Küsten von Sennaar, Nubien u. Aegypten über 500 geographische Meilen beträgt, entsteht durch den Zusammenfluß der beiden großen Quellströme Bahr-el-Abiad (weißer Strom) westlich u. Bahr-el-Azref (blauer Fluß) östlich. Durch drei starke Nilexpeditionen, welche der Vicekönig von Aegypten, Mehemeb Ali, in

den Jahren 1840 bis 1843 ausrüstete u. den Nil hinauf sendete, ist der obere, bisher unbekannte Lauf des weißen Flusses bis tief in das Mondgebirge hinein erforscht worden. Der Theil des nordöstlichen Afrika im Süden von der libyschen Wüste ist nach dieser Entdeckung keine dürre Wüste, sondern ein wasserreiches, mit außerordentlichem Pflanzenwuche bedecktes, von unzähligen Schaaren wilder Thierkolosse u. von Millionen bisher ganz unbekannter Neger belebtes Ländergebiet. Diese Völker gehören zwar nur der Culturstufe der Negerentwicklung an, sind aber doch nicht mehr umherstreifende Jägervölker oder Nomaden, sondern haben feste Wohnsitze, eine Sprachbildung, die Verfassung eines geregelten Zusammenlebens in Staat u. Familie, eine Industrie u. auch Ackerbau, wenn auch bei vielen Jagd u. Fischfang u. bei anderen Viehzucht die Hauptbeschäftigung ist. Der Zusammenfluß der beiden Nilarme bei Khartum, die Umgegend, sowie die angrenzenden Länder, waren schon früher von europäischen Reisenden, z. B. Linant (1827), Ehrenberg, Heberström, Ed. Rüppell (1832), Ruzssegger (1837) u. A. bereist. In der Ebene von Khartum beginnen die regelmäßig im Jahre wiederkehrenden Tropenregen u. die dadurch genährte reiche Tropennatur. Hier beginnen auf den Ebenen die Savannen mit reiterhohen Graswäldern, die Tschallas der Araber, oder an den Ufern der Wasser mit undurchdringlichen Schilfen u. Bambusdickicht, u. im Lande die tropischen Laubwälder, in denen sich die nördlichere libysche Datelpalme, wie deren Gefährte, das Kameel, nicht mehr finden. Bei Khartum hat jeder der beiden Nilarme die Breite des Rheinstroms bei Köln. Auf dem weißen Strome hinauf befindet sich die Gränze der Muhamedaner-Bevölkerung schon unterhalb Aleis in dem Lande der Schilluk-Neger. Der letzte arabische Stamm sind die noch nomadisch wandernden Hassanieh, die einst von den Uebersällen der benachbarten schwarzen Schilluk, die seit Jahrhunderten als Flußcorsaren gefürchtet, viel zu leiden hatten. Die Schilluk wohnen weit über 100 Stunden am Flusse aufwärts. An der Südgränze ihres weiten Ländergebietes, aufwärts vom Flusse links, steht unter einzeln stehenden Bergen der Djebel-Dasa-Fungh in einem weiten Kessel Goldsand führenden Bodens. Derselbe ist ein erloschener Vulkan. Von hier wendet sich der weiße Nilfluß südwestlich, unter dem 8° nördlicher Breite westsüdwestlich in so weitläufigen u. vielen zur Seite liegenden großen Seen und umwaldeten Sümpfen aus, daß in dem fast stillstehenden Wasser sich das Strombett kaum erkennen läßt. Hier ist das Land der Elephanten u. Giraffen, im Wasser aber der Aufenthalt vieler Flußpferde. Die Bewohner hier sind die Dinkas, die eine andere, als die Schilluksprache haben u., in sieben Völkern geschieden, ein Hirtenvolk sind. Von hier wendet sich der Lauf wieder gegen Süden u. dann südöstlich. Der sehr breite Fluß durchfließt hier in vielfachen Windungen ein weites, fruchtbares Flachland. Auf der Ostseite des Flusses wohnen die Nuerss, auf der Westseite, in noch schönerer Landschaft, die Kys. Weiter hinauf wohnen die Volksstämme der Heliab, Bhorr, der in fünf verschieden benannte Völkern getheilten Berr oder Barry. Bis zur Quelle ist man noch nicht gelangt. Der blaue Nilfluß oder Bahr-el-Azrek entspringt in Habesch, nördlich vom Tzana-See, durchfließt diesen See gegen Süden u. weiter südwärts, wendet sich dann eine weite Strecke gegen Westen u. zuletzt nordwestlich, wo er an Fazokl u. Sennaar vorüberfließt. In jener südlichen Gegend mit den periodischen Tropenregen liegt auch die Ursache der periodischen Anschwellung des großen Flusses, welche Ende Septembers ihre höchste Höhe erreicht u. theils durch die Regen selbst, theils durch die dortigen vielen u. sehr bedeutenden Zuflüsse bewirkt wird, während der Nil jenseits der Einmündung des nördlichsten u. sehr bedeutenden östlichen Zuflusses, des Tacazze, auch nicht den mindesten Zufluß erhält, vielmehr noch durch Bewässerungs-Kanäle abgeleitet wird. — Aegypten erreicht der N., nachdem er die große libysche Wüste durchflossen hat, im 24° n. Br., theilt sich unterhalb Kairo in zwei große Arme, den östlichen von Damiette u. den westlichen von Rosette, welche mit der Küste des mittelländischen Meeres zwischen diesen beiden Flußmündungen ein Dreieck bilden, welches man das Delta, nach dem

ähnlichen Buchstaben des griechischen Alphabets, nennt. Der Mündungarm von Belusium, auf der rechten Seite des Flusses, u. der Kanal El-Asarah links bilden ein größeres Dreieck, wodurch jenes eingeschlossen ist. — Von den regelmäßigen Ueberschwemmungen des Flusses hängt die Fruchtbarkeit Aegyptens ab. Schon die Alten kannten das regelmäßige Steigen u. Fallen des N. u. stellten verschiedene Hypothesen zur Erklärung dieser Erscheinung auf. — Besonders merkwürdig war die Durchstechung der Nilbämme, die, wenn der Fluß seine höchste Höhe erreicht hat, unter großen Feierlichkeiten u. allgemeinem Jubel geschah. Die Durchstechung des Kanals von Kairo ist noch jetzt das Zeichen einer zu hoffenden guten Erndte, sowie davon, daß die Schätzung an den Vicekönig fällig ist. Im Alterthume diente der N. den Aegyptern auch vorzüglich als Zeitmesser; er bezeichnete in der Hieroglyphik das Jahr von 365 Tagen. Sein Wasser wurde im Alterthume als das lieblichste u. gesundeste Getränk angesehen; nur mußte es vorher filtrirt werden.

Nilpferd, s. Flußpferd.

Nilsson, Sven, Professor der Naturgeschichte an der Universität Lund, geboren 1787 in Schonen, studirte zu Lund, woselbst er 1811 Docent der Naturgeschichte wurde; er bereiste 1816 Schweden u. Norwegen, wurde 1818 in Lund zum Med. Dr. promovirt u. 1819 zum Vorsteher des naturhistorischen Museums ernannt, erhielt 1821 den Titel eines Professors, bekam 1828 die Aufsicht über die zoologische Sammlung der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm u. wurde 1832 Professor der Naturgeschichte in Lund; im selben Jahre noch trat er in den geistlichen Stand u. erhielt eine Präbende. — N. hat sich verdient gemacht im Gebiete der Zoologie, namentlich aber um die Kenntniß von den Vögeln, den Molusten u. den Fischen. Er schrieb unter anderen eine scandinavische Fauna, Kopenhagen 1820, 2. Aufl. 1835. — „Ornithologia suecica,“ Kopenhagen 1817—1821, 2 Bde. — „Historia molluscorum Sueciae,“ Kopenhagen 1822; ferner über die schwedische Küstenscherei etc.

E. Buchner.

Nilus, der Heilige, Einsiedler und Kirchenvater, war, der allgemeinen Annahme nach, zu Ancyra in Galatien geboren und hatte, nach seinen Schriften zu urtheilen, eine vorzügliche Erziehung genossen, die jedoch mehr auf ein gottseliges Leben, als auf hohe Gelehrsamkeit gerichtet war. Die Zeit, wo er den heiligen Chrysostomus zum Lehrer wählte, ist nicht leicht zu bestimmen; doch scheint dieses zu Antiochien geschehen zu seyn, wohin ihn, als er der Welt entsagte, der Ruf dieses Heiligen mochte gezogen haben. — Der heilige N. nahm ein seiner würdiges Weib u. zeugte mit ihr zwei Kinder. Er lebte seiner hohen Geburt gemäß und stand zu Konstantinopel in hohem Ansehen. Die am Hofe des Kaisers Arkadius herrschenden Laster setzten aber sein zartes Gewissen in Schrecken u. die Besorgniß, in das allgemeine Verderbniß hinein gezogen zu werden, verbunden mit dem Verlangen, allein für Gott zu leben, machte auf seine Seele einen so lebhaften Eindruck, daß er sich entschloß, die Welt auf immer zu verlassen. Seine gottselige Ehefrau, die er jählich liebte u. von der er eben so jählich wieder geliebt wurde, gab gegen das Jahr 390 ihre Einwilligung zu seiner beabsichtigten Lebensweise. Er ließ ihr das jüngste der Kinder, eine Tochter, überzeugen, daß diese unter einer solchen Aufsicht in allem Guten heranwachsen werde. Seinen Sohn Theodul aber nahm er mit sich. Beide zogen sich in die Wüste Sinai zurück, wo sie, den Uebungen der Gottseligkeit sich weihend, große Kämpfe mit den Feinden des Heiles zu bestehen hatten. Der hohe Begriff, den man von der Heiligkeit des Dieners Gottes hatte, bewog Viele, selbst aus den höheren Ständen, ihn um Rath zu fragen, und wir sehen aus seinen Briefen, daß Niemand besser, als er, die Lehre des Evangeliums u. die Wege des inneren Lebens kannte. — In seinen freien Augenblicken verfaßte der heilige Einsiedler verschiedene vortreffliche Schriften, die über seine eigene Lebensgeschichte einen lieblichen Glanz verbreiten. In der Abhandlung vom Klosterleben zeigt er aus Beispielen des alten Gesetzes, daß es allzeit Menschen gegeben, die durch eine belehrende Lebensweise u. eine gänzliche Weltentsagung nach Vollkommenheit gestrebt haben.

— Das Buch vom Gebete enthält vortreffliche Lehren. In seinen Abhandlungen über die bösen Gedanken, über die Hauptsünden u. ähnliche Gegenstände, gibt er geeignete Mittel an zur Ausrottung aller Laster. Vor Allem warnt er gegen die Gefahr eitler Ehrsucht und des Müßigganges. Der heilige N. bestand in der Wüste eine sehr schmerzliche Prüfung. Die Sarazenen erschlugen viele Einsiedler des Sinai u. führten den jungen Theodul, seinen Sohn, mit anderen Gefangenen weg. N. suchte ihn nun an allen Orten u. fiel selbst in die Hände dieser Räuber, die ihn jedoch bald wieder entließen. Endlich fand er seinen geliebten Theodul in Eleusa, bei dem Bischofe dieser Stadt, der ihn losgekauft hatte. Mit Freude stellte der Oberhirte dem Vater den Sohn zu, nachdem er jedoch jenen zuvor zum Priester geweiht. Der heilige N. zählte damals 50 Jahre. Er starb in sehr hohem Alter unter Marcians Regierung. Das Jahr und die Umstände von seinem u. seines Sohnes Tode sind unbekannt. Seine Reliquien wurden von dem Berge Sinai, unter der Regierung Justins des Jüngern, nach Konstantinopel gebracht u. in der Apostelkirche beigesetzt. Jahrestag der 12. November.

Nimbus (lat.), Wolke, auch Stirnbinde; in der Malerei u. Sculptur ein kreisförmiger glänzender Schein, der öfter das Haupt der alten Gottheiten umgibt. Diese Verzierung ist uralt, ihre Entstehung aber nicht ermittelt. Einige leiten sie von dem Meniskos her, Andere von der Sonne, als der einzigen am Tage sichtbaren Gottheit. Später theilte man sie den Kaisern u. anderen ausgezeichneten Personen zu. Bei den christlichen Künstlern war der N. dagegen ein Symbol des himmlischen Ursprungs oder der himmlischen Natur. Ohne Zweifel dachten auch die Alten in gleicher Weise. Denn die Wolke ist gleichsam etwas Aetherisches u. die Götter erschienen häufig in u. auf den Wolken, in welchen sich dann der ihnen eigenthümliche Glanz abspiegelte. Mit diesem Scheine hat die Bedeutung des Wortes N., als Stirnbinde, nur insofern Verwandtschaft, als die Stirnbinde einen Theil der Stirne wolkenartig umhüllt. Uebrigens kommt N. als Stirnbinde nicht bloß, wie Eschel u. Millin zu behaupten scheinen, bei Isidorus u. Arnobius vor, sondern auch bei Horaz u. Martial.

Nimes, s. Nismes.

Nimrod, ein Sohn des Chus u. Urenkel des Noah (s. d.), erlangte durch Erlegung wilder Thiere den Ruhm eines Helden, gewann so als Retter des Lebens u. Eigenthums Anderer Anhang u. war der Erste, welcher eine Monarchie im Lande errichtete. Der Anfang seines Reiches war Babylon, Arach, Akkad u. Chalanne, wohl auch Ninive, Rechoboth-Isr, Chale u. Resen. Einige schildern ihn als einen Zwingherrn u. Gottesverächter u. als den Anstifter des Thurmbaues zu Babel. Er ist wahrscheinlich der Belus der Profanschriftsteller.

Nimmwegen (Neumagen), Hauptstadt eines Distriktes in der niederländischen Provinz Geldern u. Festung, am linken Ufer der Waal, in reizender Lage, hat ein schönes Rathhaus mit einer Sammlung von römischen Alterthümern, 8 Kirchen, worunter die ansehnliche Stephanskirche, 2 Hospitäler, 1 Gymnasium u. 25,000 Einwohner, welche Fabriken in Leder, Blechwaaren, messingenen Rauchtabsakbosen, Bierbrauereien u. ansehnlichen Speditionshandel betreiben. — N. ist das alte Noviomagum, eine Stadt der Bataver. Später hatte Karl d. Gr. dabei ein Palatium; im Mittelalter ward es der Hauptort der Hanse in Geldern u. trat 1579 dem Utrechter Bündniß bei. Schlacht am 14. April 1574, gewöhnlich die in der Moorkerhaide genannt. N. ward 1585 von den Spaniern erobert, 1590 von Moriz von Nassau wieder genommen; 1672 ergab es sich an die Franzosen. Hier Friedenscongreß vom Spätjahre 1676 — 1679. Frankreich schloß dort am 16. April 1678 Frieden mit den vereinten Provinzen u. diese im Oktober mit Schweden; am 17. September Frankreich mit Spanien, von Spanien aber erst am 13. December ratificirt; mit dem Kaiser Leopold I. schloß Ludwig XIV. am 5. Febr. Frieden. 1702 von den Franzosen überfallen; 1795 den Franzosen nach kurzer Vertheibigung übergeben. Reich von N. heißt die Gegend zwischen der Maas und Waal.

Ninive (Ninos), 1) die ältere Stadt. Diese, angeblich von Assur (s. d.) gegründete Hauptstadt des assyrischen Reiches, am Tigris, in der Provinz Babylon, hatte einen Umfang von 12 geographischen Meilen; die Mauer war 100 Fuß hoch u. so dick, daß darauf 3 Wagen nebeneinander fahren konnten, also mehr Wall als Mauer. Obgleich Jonas der Stadt Buße predigte, beharrte sie doch in ihren Lasten u. ward von Arbaces (s. d.) zerstört. Tobias wohnte daselbst, untersagte aber, den baldigen Untergang der Stadt fürchtend, seinen Kindern den ferneren Aufenthalt in derselben. — 2) Die neuere Stadt N., in derselben Gegend, am östlichen Ufer des Tigris, Mosul gegenüber, wurde im 7. Jahrhundert von den Arabern zerstört. Die in neuerer Zeit öfter untersuchten geringen Ruinen haben wenige Resultate ergeben; die Ueberreste von Häusern hält man für den alten Königspalast, übrigens findet man viele Backsteine mit Keilinschriften.

Ninon, s. V'Enclos (Ninon de).

Ninus, König von Assyrien, Sohn u. Nachfolger des Belus u. Erbauer der Stadt Ninive (s. d.), etwa um 2000 vor Chr., wird von Einigen der Stifter des assyrischen Reiches, von Anderen aber nur der Gründer von dessen größter Macht genannt. Seine Geschichte ist vielfach mit Mythen ausgeschmückt. Er soll den ganzen Westen von Asien, Babylonien, Medien, erobert u. seine Herrschaft sich vom Nil bis zum Tanais erstreckt haben. Von den Baktriern wurde er mit einem Heere von fast 2 Millionen Menschen geschlagen; endlich siegte er u. belagerte den Oriartes in Baktrien, doch lange vergeblich, bis ihm seine Gemahlin Semiramis (s. d.) den Weg zur Eroberung der Stadt zeigte. Nach 52jähriger Regierung wurde er von Semiramis ermordet.

Niohe, 1) N. Tochter des Phoroneus, Königs vom Peloponnes, u. der Nymphe Laodike, die erste Sterbliche, welcher Jupiter seine Gunst schenkte: sie gebar dem Gotte den Argos u. den Pelasgos. — 2) N., Tochter des Tantalos, Königs von Phrygien u. Gemahlin des Amphion (s. d.), lebte mit ihrem Gemahl in einer höchst glücklichen Ehe u. war so schön, daß sie, nachdem sie ihm 14 Kinder geboren hatte, nur das älteste unter diesen Geschwistern schien; doch ihr Glück machte sie übermüthig u. sie pries sich höher, als die Latona, welche nur zwei Kinder hatte. Dieß war für das Ehrgefühl der Titanide eine so empfindliche Kränkung, daß sie eine eben so fürchterliche Rache nahm; sie klagte die Schmähung ihren Kindern, Apollo u. Diana, u. diese erschossen die Kinder der N. alle, bis auf zwei, damit sie nicht für glücklicher sich halte, als die königliche Leto. Das schreckliche Schicksal der N. hat den bildenden Künsten Gelegenheit gegeben, große Meisterwerke zu liefern; so ist die bekannte Gruppe der N., so sind treffliche Gemälde u. Dichterwerke entstanden, welche den Schmerz der Mutter verewigten. Amphion stürmte in der Raserei den Tempel des Apollo u. ward dafür von dessen Pfeilen getödtet.

Nipon oder **Nifon** (Sonnenland), die größte der japanischen Landschaften (s. Japan).

Nireus, Sohn des Charopos u. der Aglaja, ein ausgezeichnet schöner Mann, König der Insel Syme und eines Theils von Nindos, zog mit Agamemnon nach Troja.

Nische, Bilderblende, nennt man in der Baukunst eine, gewöhnlich nach dem Zirkelschnitte gemachte u. mit einem Kugelgewölbe bedeckte, Vertiefung in der Mauer, um Büsten, Vasen u. dgl. aufzustellen. An äußeren Wänden sollen sie das Massive der Mauern unterbrechen, in den Zimmern aber dienen sie besonders zum Standpunkte für Defen. — In der Gartenkunst bezeichnet N. eine kleine Laube oder ein halbrundes, kleines Gartenhaus.

Nishni Nowgorod (deutsch: Unterneustadt), Hauptstadt des gleichnamigen russischen Gouvernements, zwischen Kostrowa, Wiätkä, Kasan, Simbirsk, Wladimir, Tambow u. Pensa, eines hügeligen, wohlbewässerten u. fruchtbaren Landes mit 1,118,298 Einwohnern auf 891 □ Meilen, liegt am Einflusse der

Schiffbaren Oka in die Wolga u. an der von Moskau nach Sibirien führenden Handelsstraße, hat 20,000 Einwohner, war schon frühzeitig wegen ihrer günstigen Lage ein wichtiger Handelsort, namentlich ein Stapelplatz für die Schifffahrt auf der Wolga, hat aber seine jetzige Bedeutung, als Mittelpunkt des russischen Handels, durch die große Messe erhalten, welche 1817 von Matarjew hieher verlegt wurde, am 29. Juni beginnend, sechs bis acht Wochen dauert u. nicht nur die wichtigste des russischen Reiches, sondern überhaupt eine der größten der Welt ist. Sie regelt den Verkehr zwischen Rußland u. Europa einerseits u. Asien anderseits, versammelt Kaufleute aus allen Gegenden des großen russischen Kaiserthums, aus vielen anderen europäischen Ländern u. aus allen Theilen von Nord u. Mittel-asien u. bewirkt einen ungeheuern Umsatz der unzähligen Natur- u. Industrieerzeugnisse. Die Zufuhr beträgt 150 bis 170 Millionen Bantrubel. Die Direktion der Petersburger Commerzbank sendet von ihrem Moskauer Comptoir während der Messe Abgeordnete hieher, um durch Discontiren von Wechseln den Verkehr u. die Unternehmungen zu erleichtern u. zu befördern. Während die eigentliche Stadt auf einem Berge liegt, wird die Messe in einer Niederung gehalten, die ein Dreieck zwischen der Oka u. der Wolga bildet. Die beiden Ufer der Oka sind durch eine Schiffbrücke verbunden, welche vor der Stadt zu dem Messplatze führt. Der Boden, auf welchem so viele Reichthümer liegen, erhebt sich kaum über den Wasserspiegel; auch sieht man an den Ufern der Oka u. Wolga nur Schuppen, Baracken u. Waarenniederlagen, während die eigentliche Messstadt ziemlich weit vorwärts an der Basis des durch die beiden Flüsse gebildeten Dreiecks liegt. Diese Handels- oder vielmehr Budenstadt ist eine große Menge langer u. breiter, nach der Schnur gezogener Straßen, was dem malerischen Aussehen des Ganzen schadet. Ein Duzend sogenannter chinesischer Pagoden überragt die Buden, aber ihr phantastischer Styl genügt nicht zur Entfernung der Eintönigkeit des allgemeinen Aussehens des Messplatzes. Man muß zehn Stunden lang gehen, wenn man jede Straße durchwandern, die ganze Messe besichtigen u. von Bude zu Bude gehen will. Alle Waaren der Welt finden sich hier beisammen; die französischen u. englischen Buden sind die elegantesten u. besuchtesten. Um sich eine richtige Vorstellung von der Wichtigkeit derselben zu machen, muß man die äußeren Niederlagen durchwandern, welche einzeln wiederum groß wie Städte sind u. sich planlos um den eigentlichen Messplatz herumziehen. Die wichtigste Niederlage ist die des Thees, welche sich an den Ufern der beiden Flüsse bis an die Landspitze hinzieht, wo sie sich vereinigen; die größte von allen die der sibirischen Eisenwaaren. Man geht eine Viertelstunde weit unter Galerien, wo kunstvoll alle bekannten Arten von Stangeneisen aufgestellt sind, denen sich dann das verarbeitete Eisen anschließt. Man sieht ganze Pyramiden von Ackergeräthen und Wirtschaftsgegenständen, ganze Hausen von gegossenen Gefäßen. Die Zahl der Fremden, die in N. während der Dauer der Messe fortwährend gegenwärtig sind, beläuft sich auf 200,000; an gewissen Tagen steigt sie wohl gar auf 300,000. Mehr als 40,000 Menschen bivouakiren des Nachts auf der Oka u. Wolga, welche so von Böten bedeckt sind, daß in einer Ausdehnung von mehr als einer halben Stunde das Wasser gar nicht sichtbar ist. — Die Industrie, durch welche N. sich auszeichnet, sind: große Seilereien, Talgschmelzereien u. Fabriken in Kupfer- u. Eisenwaaren, wie denn auch mehrere größere Dörfer der Umgegend ganz von Eisenarbeitern bewohnt sind.

Nisibis, uralte Stadt, angeblich schon von Nimrod befestigt, Hauptstadt von Mygdonien in Mesopotamien u. wichtige Handelsstadt, war höchst wahrscheinlich die Residenz derjenigen Könige von Syrien, welche in der Bibel Könige von Aram-Sobah (das Land von Berytos am Mittelmeere an, an beiden Seiten des Orontes, bis über den Euphrat u. von da bis an die armenischen Gebirge) genannt werden. Hadad Eser, einer der Könige derselben, wurde von David geschlagen, N. selbst aber nicht erobert. Die Römer unter Lucullus eroberten N. 69 v. Chr. nach einjähriger Belagerung u. übergaben es dem Tigranes. Aber die

Parther nahmen es wieder u. schlugen hier 217 n. Chr. den Macrinus. Trajan nahm N. wieder u. Hadrian gab es zurück; die Stadt kam wieder an die Römer, Severus machte sie zur römischen Colonie (Colonia septimia Nisibitana), u. zur Hauptstadt Mesopotamiens, besetzte sie u. von der Zeit an blieb N. 200 Jahre lange Vormauer des römischen Reiches gegen die Perser. Der Perserkönig Sapor belagerte N. dreimal vergeblich, 338, 346 u. 350 (Nisibinischer Krieg). 541 schlug hier Belisar die Perser; 573 wurde des Kaisers Justinus Feldherr, Marcian, bei N. Sieger über die Perser u. belagerte es, das aber Khosroes entsetzte. Nach Julians Tode ging durch den Friedensschluß Jovians die Stadt für die Römer verloren; die Einwohner wanderten aus u. N. ward nun auf Seiten der Perser eine unüberwindliche Gränzfestung. — Jetzt steht an der Stelle der Flecken Nisibin, Hauptort eines Liwa im türkischen Gjalet Bagdad, mit 15,000 Einwohnern.

Nismes (Nîmes), Hauptstadt des französischen Departements Gard (in Languedoc), mit 45,000 Einwohnern, von denen die Hälfte Protestanten, ist der Sitz der höheren Behörden des Departements, eines katholischen Bischofs, einer Akademie, eines Collège, Priesterseminars, Gewerbschule u., hat mehre wissenschaftliche Vereine, Bibliotheken und Sammlungen. N. ist einer der Hauptsitze der französischen Seidenfabrikation, denn es besitzt mehr als 70 Seidenfabriken, von denen gegen 40 allein brochirte Shawls, die übrigen meist Strümpfe liefern. Außerdem gibt es hier Fabriken in Tuch, Baumwolle, Leder u. Handschuhen, u. auch die Färbereien u. Delmühlen sind von Bedeutung; einen großen Ruf gewährt endlich der Stadt die Fabrikation von Weingeist, Parfümerien u. Essenzen. Dabei ist N. der Hauptapelpatz für die Seide, die Arznei, Del- u. Farbgewächse, Sämereien, Oele, Weine u. andere Produkte der Umgegend. — Von dem römischen Ursprunge der Stadt zeugen noch: ein großes Amphitheater, ein kleiner Tempel (maison quarrée), Tempel der Diana, Trümmer des großen Thurms u. ein Aquädukt. Im Jahre 1815 gab die Wiederherstellung der Bourbons nach den 100 Tagen hier zu großen Gräueln Anlaß. Die Katholiken verfolgten im August u. September durch die Bandes Verdets unter einem gewissen Dupont, genannt Trafaillon, die protestantischen Einwohner, mordeten u. plünderten ohne Scheu, u. ungeachtet zum Schutze der Protestanten eine österreichische Division unter General Reiperg einrückte, so brach doch nach deren Abmarsch im October der Sturm von Neuem los. Endlich wurde der Führer der Nordbande verhaftet u. nach Montpellier gesendet und der Herzog von Angoulême erschien u. rieth zur Versöhnung u. Milde. Kaum war er aber abgereist, als die Banden die protestantische Kirche stürmten u. den Graf de Lagarde, Protestanten u. Befehlshaber des Departements, tödteten. Noch einmal erschien der Herzog von Angoulême, rief zur Ordnung, u. energische Maßregeln der Regierung machten dem Norden vor Jahreschluß ein Ende. Im August 1830 erhob sich nach der Julirevolution der katholische Theil der Einwohnerschaft zu Gunsten der Rechte Karls X., konnte aber nicht durchbringen.

Nisos, Sohn des Pandion, Königs von Megara, hatte ein goldenes Haar auf seinem Kopfe, an welchem sein Leben hing. Als Minos Attika befriegte, kam er auch vor Megara. Da erblickte ihn des N. Tochter Skylla von der Mauer her, verliebte sich in ihn u. beschloß, ihm die Stadt zu übergeben. Deshalb riß sie ihrem Vater im Schlafe das goldene Haar aus, worauf er augenblicklich starb. Minos verabscheute die Vatermörderin u. ließ sie mit den Füßen an das Hintertheil seines Schiffes binden u. so eräufen. Die Götter verwandelten sie in eine Ciris (man weiß nicht, ob einen Fisch, oder einen Vogel), den Vater aber in einen Geier, welcher das erstgenannte Thier immer verfolgte. — N. heißt auch der Freund des Curyalos (s. d.).

Nithart, war von adeliger Herkunft u. stammte aus Bayern, wo er ein, von seiner Mutter ererbtes, Gut Riuvental besaß. Von hier aus machte er vor 1230 einen Kreuzzug. Um 1230 verlor er durch die Umtriebe eines Ungenann-

ten (Grülle) die Huld des Herzogs von Bayern u. mußte seine Freunde u. sein Lehen zu Riuwental verlassen. Er wandte sich nach Oesterreich, wo der edle Fürst dieses Landes, Friedrich der Streitbare, ihn wohl empfing u. zu Mödling, einer Burg bei Wien, behauste. Er starb wahrscheinlich zwischen 1234—1246. In derber, nichts verhehlender Lebendigkeit, von Lust u. Freude überquellend, schildern N.s u. einiger anderen Dichter Lieder die munteren Feste der Landbewohner, Reihentanz u. Ballspiel, den bairischen Uebermuth, der kein Maß hält u. gleich über die Schnur haut, die Rachsucht, die ohne blutige Köpfe kein Fest recht beschloßsen dünkt. Zuweilen nähern sie sich dem wahren Tone der Volkspoesie. Obgleich ländliche Ereignisse in ländlicher Manier behandelnd, waren dennoch seine Lieder keineswegs für die Bauern bestimmt: er sang sie den Hofleuten; auch nur vor solchen Zuhörern war der Spott angebracht, mit dem er die Klugheit der Bauern u. ihre ebenso ungeschickte, als hochmüthige Bussucht schildert. Seine zahlreichen Gedichte sind nicht alle auf uns gekommen; die erhaltenen sind häufig verfälscht u. mit einer großen Menge unterschobener Lieder vermischt. Vgl. besonders Hsland (Walter von der Vogelweide) u. W. Wackernagel in H. von der Hagens Ausgabe der Minnesänger IV. S. 435 f.

Nisch, 1) Karl Ludwig, gelehrter protestantischer Theolog u. Direktor des Predigerseminars in Wittenberg, geboren daselbst am 6. August 1754, war der Sohn des Pastors an der Pfarrkirche. In der Hohenthal'schen Waisenschule erhielt er den ersten Schulunterricht u. bezog, nachdem er einige Jahre auf der Fürstenschule zu Meißen einen guten Grund philosophischer Bildung sich angeeignet, die Universität seiner Vaterstadt, wo er an Schröck einen väterlichen Freund fand. Der Kammerherr von Bodenhausen zu Brandis bei Leipzig nahm ihn nach seiner akademischen Studienzeit zum Hauslehrer für seine Kinder; N. aber fand an der Hofmeisterei kein besonderes Behagen u. sehnte sich nach einer Predigerstelle. Er ward 1781 Pastor in Beucha bei Grimma, 1785 Superintendent in Borna, 1788 Stiftssuperintendent in Zeitz, u. kam endlich, nicht ohne thätigste Mitwirkung seines Lehrers Schröck, nach Wittenberg, wo er anfänglich als Pfarrer, später als Consistorialdirektor u. Professor der Theologie einen umfassenden Wirkungskreis fand. Hier erlebte er mannigfaltige freudige u. traurige Ereignisse: 1802 konnte er das Universitäts-Jubiläum mitfeiern u. 1806 mußte er die Zerstörung seiner Kirche durch die Franzosen mitansehen, die er aber am 1. Januar 1812 neuerbaut wieder einweihte. Außer den bedrängten Kriegszeiten 1813, welche ihn von seiner Stelle vertrieben u. bei einem Landprediger Schutz finden ließen, schmerzte ihn die Auflösung des Consistoriums 1816, der nun ein Jahr später auch die Aufhebung der Universität folgte. In demselben Jahre 1817, in dem das 300jährige Reformations-Jubiläum gefeiert wurde, trat als einiger Ersatz für die theologische Fakultät, welche nach Halle gezogen wurde, das Predigerseminar ins Leben u. N. ward sein erster Direktor u. in Anerkennung seiner bisherigen Verdienste mit dem rothen Adlerorden 3. Classe beehrt. Nachdem ihm das seltene Glück beschieden war, am 6. Mai 1831 sein 50jähriges Amtsjubiläum zu feiern, starb er noch in demselben Jahre am 5. Dezember in Folge schmerzhafter Steinkrankheit. Obgleich er nie in größeren Werken schriftstellerische Thätigkeit entwickelte, sondern seine Gedanken nur gelegentlich in akademischen Programmen u. einzelnen Predigten veröffentlichte, so wurden doch seine scharfsinnigen Bestimmungen u. originellen Mittheilungen über die Theorie der göttlichen Offenbarung, gegenüber der damals noch florirenden Kantischen Philosophie, mit großem Beifalle aufgenommen u. gaben den anregenden Impuls zu einer gründlicheren Auffassung der Apologie des Christenthumes. Es genüge hier nur die hervorragendsten Programme anzuführen: *Commentationes 6 de judicandis morum praeceptis in N. T. a communi omnium hominum ac temporum usu alienis.* 1791—98. Versuch über die Angültigkeit des Mosaïschen Gesetzes u. den Rechtsgrund der Eheverbote, 1800. *De revelatione religionis externa eademque publica,* 6 progr. 1805—8 (in nochmaliger Ueberarbeitung 1808). Ueber das Heil

der Welt, dessen Begründung u. Förderung bei dem 3. Jubelfeste der Reformation, Predigt, gehalten 1817. Ueber das Heil der Kirche, 1822. Ueber das Heil der Theologie durch Unterscheidung der Offenbarung u. Religion als Mittel u. Zweck 1830. Predigten 1819. Sammlung seiner früheren Programme unter dem Titel: *De discrimine revelationis imperatoriae et didacticae*. 2 Bde. Wittenberg 1830. Ueber sein Leben: Heubners Grabrede, u. Hoppe: N. Denkmal. Halle 1832.

— 2) N., Gregor Wilhelm, der jüngere Sohn des Vorigen, geschätzter Philosoph und Professor der alten Literatur zu Kiel, war am 22. November 1790 zu Wittenberg geboren. Von 1806—10 studirte er auf der Landesschule Pforta u. widmete sich dann auf der Universität seiner Vaterstadt unter Lobecks Leitung den philosophischen Studien. In dem Befreiungskriege diente er als Freiwilliger im Thielemann'schen Corps u. ward 1814 Conrektor am Lyceum zu Wittenberg. 1827 erhielt er einen ehrenvollen Ruf nach Kiel, wo er außer seinen gründlichen Vorlesungen, welche sich vorzugsweise auf Homer bezogen, als Direktor des philosophischen Seminars für die Heranbildung jüngerer Philosophen in den dänischen Herzogthümern höchst einflußreich wirkte. 1834 wurde er zum außerordentlichen Mitgliede der schleswig-holstein'schen Regierung auf Gottorp ernannt und bekam die Oberaufsicht über die Gelehrten-Schulen. Seine vielfachen Verdienste erhoben ihn 1836 zum Ritter des Danebrogordens u. im Jahre darauf wurde er von der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften zum correspondirenden Mitgliede ernannt. Seine Schriften sind, außer mehreren Programmen und Denkschriften auf Cramer u. Niebuhr in Bonn u. eine Ausgabe von Plato's Ion 1822 die vorzugsweise dem Studium des Homer zugewendet. Schon in Wittenberg begann er (erklärenden Anmerkungen zur Odyssee. Bd. 1—2. Hannover 1824—31, setzte diese Forschungen unermüßlich auch in Kiel fort, wie aus den nachfolgenden Beiträgen ersichtlich ist: *Indagandae per Homeri Odysseam interpolationis interpretatio*. 1828; *Meletemata de historia Homeri*. 2 Bd. 1830—37; Schluß der erklärenden Anmerkungen zur Odyssee 1840. Ueber die Helbensage der Griechen 1841 (gedruckt in den Kieler philosophischen Studien); endlich der vortreffliche Artikel: „Odyssee“ in Ersch u. Grubers Encyclopädie. Das Resultat dieser Untersuchungen ist der bisherigen Annahme von August Wolf's Hypothese, als ob das Homerische Epos aus einzelnen kleineren Liedern desselben Sagenkreises entstanden sei, geradezu entgegengesetzt. Er zeigte, daß Wolf den Begriff der Rapsoden falsch aufgefaßt habe, entwickelte zum Beweise die geschichtliche Gestaltung der griechischen Epopöe u. stellte dann die Behauptung auf, Homer sei der Schöpfer einer organisch gestalteten Kunstepopöe geworden. Indes, so anregend u. scharfsinnig diese Combination ist, läßt sich gegen die Richtigkeit u. Wahrscheinlichkeit dieser Ansicht doch Vieles einwenden, u. sowohl Welker, als Otfried Müller, Gottfried Hermann, Nitsch, haben einzelne Gründe theils bestätigt, theils bekämpft. Sein älterer Bruder ist — 3) N. Karl Immanuel, ein scharfsinniger protestantischer Theolog, früher in Bonn u. Berlin, geboren am 21. September 1787 zu Borna, wo sein Vater, Karl Ludwig (f. d.) Superintendent war. Ebenfalls, wie sein Bruder, in Schulpforta in den classischen Studien unterrichtet, wo Thiersch und Dissen Mitschüler von ihm waren, lieferte er bei seinem Abgange als Frucht seines Fleißes eine kritische Arbeit über Hesiods herkulischen Schild. In Wittenberg übte Heubner einen so nachhaltigen Einfluß auf ihn, daß er sich mit Begeisterung der Theologie widmete u. in Schröckh und Tschirner achtungswerthe Lehrer fand. Als Mitglied des Tschirner'schen Disputatoriums verfaßte er 1808 *De apocryphorum evangeliorum in explicandis canonicis usu et abusu*; dann 1809 im Wittenberg'schen Wochenblatte mehrer Briefe über Offenbarung, um seines Vaters Ansicht gegen Grohmanns supranaturalistischen Standpunkt zu vertheidigen. 1810 trat er als Privatdocent auf mit der Inauguraldissertation: *Comment. crit. de testamentis 12 patriarch libro V. T. pseudepigrapho*. 1813 wurde die Universität geschlossen u. N. blieb daselbst als Prediger. Seine Predigten, welche er während der Belagerung der Stadt hielt, erschienen 1814 im Druck. Nachdem

er 1817 von der theologischen Fakultät in Berlin die Doktortwürde erhalten, wurde er in demselben Jahre als ordentlicher Lehrer an dem neuerrichteten Predigerseminar angestellt. Für die Seminaristen trug er Geschichte des kirchlichen Lebens vor u. erklärte Homilien der heil. Väter. 1822 folgte er einem Rufe nach Bonn als Professor der dogmatischen u. praktischen Theologie u. als Universitäts-Prediger. Seine theologische Anschauungsweise näherte sich hier den dogmatischen Ansichten von Schleiermacher u. Daub, ohne jedoch seine eigenthümlichen Ideen aufzuopfern. Zu einem langgenährten Lieblingsplane gehörte es, die christliche Glaubens- u. Sittenlehre, nicht, wie bisher, in abgesonderten Doktrinen, sondern in einer vereinten Darstellung christlicher Lehre darzustellen. Sein Versuch: System der christlichen Lehre, 1829 zuerst erschienen, erlebte 1844 die 5. Auflage, welches auch als sein Hauptwerk angesprochen werden muß. Die vielen tiefsinnigen Gedanken u. geistreichen Lichtblicke werden leider durch schwerfällige u. allzu gedrängte Darstellungsweise nicht faßlich genug entwickelt. Ein Gleiches gilt von mehreren Sammlungen seiner Predigten: 1819 Predigten in den Kirchen Wittenbergs gehalten; 1833 Predigten aus der Amtsführung der letztvergangenen Jahre; Predigten 5 Bde. 1843. 1843 wurde er mit dem Prädicat „Oberconsistorial-Rath“ beehrt u. trat nach Marheinecke's Tod in dessen Professur in Berlin, nachdem er sich kurz zuvor auf der Synode daselbst sehr ausgezeichnet hatte. Viele Abhandlungen sind in einzelnen Zeitschriften zerstreut, von denen wir die vorzüglichsten namhaft machen: „Ueber den Menschenmörder von Anfang Joh. 8, 46 (in den Berliner Zeitschrift für Theologie, 1821, 3 Hefte). Ueber Text und Sinn der Einsetzungsworte gegen Schulthes (Rosenmüllers Analecten 4 Bde.) Ueber Fesslers liturgisches Handbuch (Tischirners Mag. 1824); theolog. Votum über die preussische Agende, 1824. „Die heilige Schrift u. ihr Verhältniß zur Glaubensregel gegen Delbrück, 1827 (eines der 3 Sendschreiben mit Lücke u. Sack). Ueber den Religionsbegriff der Alten, womit die theologischen Studien u. Kritiken 1828 eröffnet wurden, worin auch zuerst seine Gegenbemerkungen gegen Möhler's Symbolik, welche 1835 besonders gedruckt erschienen. Sein neuestes umfassendes Werk ist auf die Umgestaltung der praktischen Theologen gerichtet, wozu er einige Jahre vorher schon Präliminarien ergehen ließ: Ad theol. practicam Felicis excolendam observationes 1831, — und bis jetzt nur im ersten Bande erschienen: „Praktische Theologie.“ Bonn 1847. Cm.

Nivellirkunst ist ein Theil der Geodäsie, u. zwar der erste der drei Haupttheile, in welche die Höhenmesskunst zerfällt. Sie ist eine besondere Methode zur Bestimmung der Höhendifferenz zweier, nicht zu weit entlegenen, Punkte auf der Erde, oder zur Bestimmung des Unterschiedes zwischen den Entfernungen der beiden erwähnten Punkte von dem Centrum des Erdkörpers, u. zwar mittelst solcher Instrumente, welche zur genauen Angabe horizontaler Visirlinien bestimmt u. hiernach besonders construirt sind. Diese Instrumente, welche Nivellir-Instrumente (s. u.) heißen, beruhen daher auf dem Satze von der Horizontalität der Oberfläche einer stillstehenden Flüssigkeit. Die N. aber ist sehr wichtig für die Erreichung mancher gewissen Zwecke u. daher ihre Anwendung in der Wasserbaukunst, Straßen-, Eisenbahn- u. Maschinenbaukunst unumgänglich nothwendig. Es gibt drei Hauptarten von Instrumenten zum Nivelliren: 1) Wasserwaagen, welche durch den Pendel bestehen; 2) Wasserwaagen, welche durch den horizontalen Stand von Flüssigkeiten bewirkt werden; 3) Nivellen, die zwar durch Hilfe der wasserrechten Ebene, vornemlich aber durch die auf derselben schwimmende Luftblase gebildet werden. — Nur die dritte Classe von N. enthält die besten u. die größtmögliche Genauigkeit gewährenden Meßwerkzeuge. — Ehe man mit einem solchen N. arbeitet, muß dasselbe erst in allen seinen Theilen genau berichtigt seyn. Uebrigens werden beim Nivelliren mit irgend einem Instrumente zugleich auch Nivellirobjekte erfordert. Diese bestehen aus einer 5—8 Ellen langen Stange oder Latte (Nivellirlatte), die vierkantig u. $1\frac{1}{4}$ Zoll stark ist. Sie wird, von unten auf zu zählen, in Schuhe, Zolle u. Linien eingetheilt. Das untere Ende

erhält eine stählerne Spitze, vermöge welcher die Latte in den Boden gestellt oder auf ein kleines deutsches Stativ von $1\frac{1}{2}$ Elle Höhe gestekt werden kann. Jene Spitze darf durchaus nicht kegelförmig seyn u. mit dem Holze verbunden werden, sondern muß mit demselben einen Ansaß bilden. An dem oberen Ende befindet sich eine Rolle, über welche eine Schnur geht, durch welche man das eigentliche Nivelirrobjekt auf- u. niederziehen kann. Das Objekt selbst bildet einen natürlichen Quadratschuh (Nivelirtafel) u. ist in 4, übers Kreuz liegende, schwarze u. weiße, oder rothe u. weiße Felder abgetheilt. Dieses Objekt wird an eine Hülse geschraubt, die sich am Stabe theils verschieben, theils vermöge einer Feder feststellen läßt. Die Stativie sind wegen des Anfanges u. des Endes vom Nivellement nothwendig, auch alsdann, wenn sumpfiger Boden vorkommt, weil dann die Stangen in das Erdreich einbringen würden. Hat die Nivelle ein gutes Fernrohr, so sind die bloßen Stäbe ausreichend, vorausgesetzt, daß die schwarze Eintheilung auf ganz weißem Grunde steht. Es braucht wohl nicht erst erinnert zu werden, daß die Nivelirinstrumente nach länger stattgehabtem Gebrauche wiederholt justirt werden müssen u. daß beim Niveliren selbst nicht bloß die Krümmung der Erdoberfläche, sondern auch selbst die Strahlenbrechung in berechnenden Anschlag zu bringen sind.

Niren heißen in der nordbischen Mythologie die Elementargeister des Wassers (die der Luft Sylphen, des Feuers Salamander, der Erde Gnomen, s. dd.); sie sind zarter, lustiger Art, doch körperlich von schöner menschlicher Bildung u. aller menschlichen Empfindungen fähig, empfänglich für Haß u. Liebe, für Freundschaft u. Mitleid u. deshalb in der deutschen Märchenwelt oft als die Haupthebel der romantischen abenteuerlichen Erzählungen gebraucht. Die männlichen N. sind minder gut, die weiblichen dagegen Muster aller Lieblichkeit, aller geistigen u. körperlichen Schöne. Oft trifft es sich, daß ein Jüngling ihnen Liebe einflößt: diesen ziehen sie dann in ihr krystallenes Reich, in ihre Paläste von Korallen u. Muscheln u. führen mit ihm ein glückliches Leben, welches gewöhnlich nur dadurch aufhört, daß der Mensch das zarte Wesen hart u. rauh behandelt, da es sich dann sogleich von dem Beleidiger trennen muß.

Nizza, Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft (60 □ Meilen mit 220,000 Einwohnern) des Königreichs Sardinien u. Freihafen, herrlich am Fuße der amphitheatralisch sich erhebenden Meerpalpen, namentlich des Mont-Alban, u. nahe am Ausflusse des Paglione gelegen, mit köstlicher südlicher Vegetation u. 30,000 Einwohnern, ist berühmt wegen seiner Seebäder u. besteht aus der Alt- u. Neustadt, wovon aber nur die letztere hübsche, reinliche u. breite Straßen hat. Der Hauptplatz der Stadt ist S. Agostino. Der Hafen ist nur klein, aber sicher und kann Schiffe bis zu 300 Tonnen aufnehmen. N. ist Sitz des Gouverneurs u. eines Bischofes u. hat mehrere ansehnliche Gebäude, wie die Kathedrale mit einer Bibliothek, Jesuitencollegium, Kapuziner- u. Dominikanerkloster, Gouvernementspalast, Theater u. a. Herrliche Aussicht von den Trümmern des zerstörten Schlosses auf der Spitze zwischen der Stadt u. dem Hafen. Handel u. Industrie des Platzes sind nicht ohne Bedeutung; ja, die Erklärung N.s zum Freihafen hat sogar nicht unwesentlichen Einfluß auf den Verkehr mit Genua ausgeübt. Es befanden sich 1843 in N. 94 Wassermühlen, 16 Maccaroni-, 12 Confect-, 7 Parfümeriefabriken, 7 Sägmühlen, 6 Seidenspinnereien, 6 Liqueur-, 3 Seifenfabriken, 4 Gerbereien u. eine Menge anderer minder wichtiger Etablissements. Der Gesamtverkehr von N. betrug in demselben Jahre 25 $\frac{1}{2}$ Mill. Gulden, welche sich fast gleichmäßig auf den Import- u. den Exporthandel vertheilen. Hauptgegenstände der Einfuhr sind: Olivenöl, Cerealien, Zucker, geistige Getränke, Drogen. Die Ausfuhr umfaßt die zwei Hauptartikel: Del u. Cerealien, außerdem Seide, Wein, Reis, Honig, Wachs, Kapern, Südfrüchte u. Blumen, welche letztere, in Moos verpackt, bis nach Paris u. London gehen. Von Handelsanstalten besitzt N. eine Handels- u. Agrikulturkammer u. ein Handelsgericht. — Von Rhodären gegründet nach der Erbauung von Marseille, u. Nicäa (Victoriosia), vom Siege über die

Ligurer genannt, war N. unter den Galliern bedeutend, als es 158 v. Chr. von den Römern erobert wurde; aber nach dem Tode des Liberius verlor es wegen des schlechten Zustandes seines Hafens sein Ansehen. — 1538 war hier der berühmte Congress zwischen Paul III., Franz I. u. Karl V. — 1543 wurde es von dem Seeräuber Barbarossa belagert, aber durch den Heldenmuth der Katharina Segurana, die ihre Mitbürger zur Vertheidigung führte, gerettet. — N. ist die Vaterstadt des Mathematikers Maraldi u. des Malers Vanloo; der Astronom Cassini u. der Dichter Passeroni sind in der Nähe, zu Perinaldo u. Condamine, geboren. Vgl. Risso, „Histoire naturelle des principales productions de l'Europe méridionale et particulièrement de celles des environs de Nice et des Alpes maritimes“ (5 Bde., Paris 1826).

Noah, **Noe** (deutsch: Ruhe), Sohn des Lamech u. Abkömmling des Seth, zeugte, als er 500 Jahre alt war, die drei Söhne: Sem, Cham u. Japhet. N. war ein frommer, gerechter Mann, der Gnade bei Gott fand; er predigte dem ihn umgebenden lasterhaften Menschengeschlechte Buße u. baute auf Gottes Befehl eine Arche. In derselben wurde N. nebst seiner Frau, seinen 3 Söhnen u. deren Frauen u. einigen Thieren von allen Gattungen erhalten, während das ganze Menschengeschlecht in einer allgemeinen Sündfluth unterging. Nach derselben opferte er Gott ein wohlgefälliges Brandopfer; der Herr gab ihm die Verheißung, die Welt fortan nicht mehr also zu züchtigen. Gott segnete den N. u. dessen Geschlecht, wie einst den Adam u. die Eva. Dagegen verbot er ihm und seinen Nachkommen ausdrücklich allen Götzendienst, alles Blutvergießen der Menschen, Blutschande u. Unzucht, alle Diebstähle, den Genuß des Blutes von Thieren, u. gebot ihnen, sie sollten die Missethäter zur gehörigen Strafe ziehen u. den wahren Gott verehren; auch machte er einen Bund mit N. u. setzte den Regenbogen zum Zeichen desselben. N. war ein Aftersmann u. pflanzte einen Weingarten. Die Unbekanntheit mit der Kraft dieses Getränkes machte ihn berauscht; sein Sohn Cham spottete seiner Blöße, dafür gab ihm der Vater seinen Fluch: dessen Nachkommen, die Chanaaniten, sollten den Semiten u. den Japhetiten unterworfen seyn. Durch die 3 Söhne N.s wurde die ganze Erde bevölkert (Geschlechtstafel der Noachiten, Gen. 10.). Endlich starb N. in einem Alter von 950 Jahren u. wurde in Mesopotamien begraben (?). Andere halten den Patriarchen N. für den Fohi, den Stifter des Reiches der Chinesen.

Noailles, ein altes, berühmtes, französisches Geschlecht, aus der Provinz Limousin stammend, wo es schon seit undenklichen Zeiten, urkundlich seit dem 11. Jahrhunderte, in dem Besitze des gleichnamigen Schlosses und Herrschaft war. Eine Menge in der Geschichte Frankreichs berühmter Namen gehören ihm an, von denen wir bemerken: 1) Antoine de N., geboren 1504, der sich als Diplomat, wie auf dem Schlachtfelde, rühmlich auszeichnete. Er war Gesandter in England, schloß den Waffenstillstand von Baulles zwischen Heinrich II. von Frankreich und Philipp II. von Spanien, war Befehlshaber von Guienne, vertrieb die Hugenotten aus Bordeaux u. starb 1562. — 2) François, Bruder des Vorigen, Bischof von Tar, ebenfalls ein gewandter Diplomat, war Gesandter in England, Rom, Venedig u. Konstantinopel u. starb 1585. Die Berichte über seine und seines vorhin genannten Bruders Gesandtschaften in England erschienen zu Paris 1763 in 3 Bänden im Drucke. — 3) N., Anne Jules, Herzog, Pair u. Marschall von Frankreich, geboren 1650, commandirte 1680 in Flandern, 1689 in Roussillon u. Catalonien, gewann 1694 das Treffen bei Her, nahm die Städte Palamos, Gironne u. a. ein u. starb zu Versailles 1708. — 4) Adrien Maurice, Sohn des Vorigen, geboren 1678, widmete sich frühe dem Kriegsdienste, ward 1706 General der Armee in Roussillon u. 1711 Grand von Spanien, nachdem er Gironne eingenommen hatte. Er verwaltete die Finanzen seit 1715 u. war ein Gegner Law's (s. d.), wurde aber 3 Jahre nachher durch Dubois (s. d.) verdrängt u. lebte mehre Jahre im Privatstande. Erst 1733 wurde er unter Fleury bei dem am Rheine stehenden Heere wieder ange-

stellt u. im darauf folgenden Jahre zum Marschall von Frankreich ernannt. Später wurde er Staatsminister u. Mitglied des Staatsraths. Seine Depeschen u. Staatschriften waren mit großer Einsicht und Gewandtheit abgefaßt. Milliot gab 1777 *Mémoires polit. et milit. pour servir à l'hist. de Louis XIV. et de Louis XV. composés sur les pièces originales, recueillies par Adr. Maur. Duc. de N.* heraus, die viel Interessantes enthalten. Er starb zu Paris 1766. — Louis Antoine de N., ein Bruder von Anne Jules, geboren 1651, wurde, nach verwalteten anderen Aemtern, zuletzt Erzbischof von Paris u. Cardinal. Er war lange Zeit der Partei der Jansenisten ergeben u. weigerte sich die 1713 erschienene Bulle *Unigenitus* in seinem Sprengel anzunehmen, gab aber endlich in den ersten Regierungsjahren Ludwigs XV. nach. Er starb 1729. — 5) Ludwig Maria, Vicomte von N., geboren 1756, ging 1778 nach Nordamerika, um dort unter Washington zu kämpfen, und brachte von hier enthusiastische Freiheitsbegriffe in sein Vaterland zurück. Als 1789 die ersten Unruhen ausbrachen, war er Oberster eines Jägerregiments u. Deputirter bei der Ständeversammlung; hier zeigte er offen seine Stimmung für die Revolution. Bei den *Etats généraux* sprach er eifrig für liberale Ideen, verlangte den 14. August 1789 von Adel u. Geistlichkeit die Aufopferung ihrer Privilegien, war später bei dem Jacobinerclubb u. wurde 1791 Präsident desselben. 1792 befehligte er die Vorposten bei Valenciennes; aber eben von hier aus floh er, verzweifelnd an dem Gelingen seiner besseren Pläne, über England in die nordamerikanischen Freistaaten, trat erst unter dem Consulate 1803 als Brigadegeneral wieder in französische Dienste und ward nach S. Domingo gegen die Engländer gesandt, starb aber 1805 an einer Wunde, die er im Hafen von Havannah erhalten hatte. — 6) Alexis, Graf von N., Sohn des Vorigen, geboren zu Paris 1783, mußte, weil er sich Napoleon abgeneigt zeigte, 1811 Frankreich verlassen, begab sich nach der Schweiz u. wurde von den Bourbonen zu verschiedenen Sendungen an die deutschen Höfe, sowie nach Rußland und Schweden verwendet. 1813 trat er in schwedische Dienste als Adjutant des Kronprinzen, und 1814 wurde er Adjutant des Grafen von Artois. Ludwig XVIII. schickte ihn als Bevollmächtigten zum Wiener Congresse. 1815 ging er mit dem Könige nach Gent, kehrte mit ihm wieder nach Paris zurück, wurde Deputirter u. Staatsminister ohne Portefeuille. Nachdem er sich nach der Julirevolution der Regierung Ludwig Philipps angeschlossen, starb er 1835.

Nobbe, Karl Friedrich August, ein tüchtiger Philolog u. Schulmann, geboren zu Schulpsorta 1791, ein Schüler von Hermann u. Beck, wurde 1816 dritter Lehrer, 1820 Corrector u. 1828 Rector an der Nicolaischule zu Leipzig, neben welcher Stelle er auch als Professor an der Universität wirksam ist. Außer verschiedenen gelehrten Abhandlungen über Catull, Cicero, Juvenal u. s. w. besorgte er mehre Ausgaben von Classikern, unter denen die Tauchnitzsche Stereotypausgabe des Cicero in 12 Bänden u. in einem Bande die beste Textesrecension enthält, sowie eine treffliche Handausgabe der Geographie des Ptolemäus, 3 Bände, Leipzig 1843–1845.

Nobelgarde nennt man eine aus lauter Edelknechten oder Adligen bestehende Leibwache. Solche N.n haben in der Regel keinen kriegerischen Zweck, sondern dienen mehr zum Glanze eines Hofes. Ihre Formation ist sehr verschieden u. man findet sie nur in Oesterreich. Zu diesen N.n gehören 1) die erste Arcieren-Leibgarde, aus Offizieren bestehend, welche lange mit Verdienst gedient; 2) die königlich ungarische adelige und 3) die königlich lombardisch-venetianische adelige Leibgarde. An diese schließen sich die nicht adelige Trabanten-Leibgarde, aus Wachtmeistern u. Feldwebeln mit langer Dienstzeit bestehend, u. die ebenfalls nicht adelige Hofburgwache, in welche Individuen mit dem Corporalsrange aufgenommen werden; ferner die königlich ungarische Kronwache in Ofen, die aus Grenadieren dieser Nation ergänzt wird, an. Die adeligen Leibwachen sind beritten u. jede derselben formirt eine Schwadron. Der Stab der genannten N.n u. Hofwachen beträgt 747

Köpfe. Die jungen Adelligen der ungarischen u. lombardisch-venetianischen Garde erhalten Unterricht u. treten nach 4—5 Jahren als Offiziere in die Armee.

Nodier (Charles Emman.), ein durch Gelehrsamkeit, geistreiche Originalität u. meisterhaften Styl ausgezeichnete französischer Schriftsteller, geboren zu Besançon 1780, erhielt seine Bildung theils in seiner Vaterstadt, theils zu Straßburg unter dem bekannten Gulogius Schneider u. kam in seinem 18. Jahre nach Paris. Als eifriger Freiheitsfreund ließ er nach dem 18. Brumaire ein Gedicht gegen Napoleon, *La Napoléone*, in englischen Journalen erscheinen, ward deshalb verhaftet u. aus Paris verwiesen u. flüchtete sich später, nach einer abermaligen Verhaftung, in das Zuragebirge, wo er sich mit naturwissenschaftlichen Forschungen beschäftigte. Entdeckt, floh er nach der Schweiz, wo er sich mit Illuminiren von Bildern ernähren mußte, kehrte endlich nach Frankreich zurück, wurde 1809 Bibliothekar in Laibach und Herausgeber eines offiziellen Journals in Älyrien. Die Restauration führte ihn nach Frankreich zurück; er wurde Oberbibliothekar am Arsenale u. Mitglied der Akademie u. starb zu Paris 1844. Seine Unterhaltungsschriften sind zahlreich (*Oeuvres* 12 Bde., Paris 1843), darunter die köstlichen Märchen *Trilby*, *Krümmersee*; die *Humoreske*: der König von Böhmen und seine sieben Schlösser; das herrliche letzte Banquet der Girondisten; die fesselnden Jugenderinnerungen und Erinnerungen und Episoden u. Hohen Werth behaupten die sprachlichen Arbeiten wie: „*Dictionnaire des onomatopées de la langue fr.*“ (2. Aufl. 1828); „*Examen critique des dictionnaires*“ (1838); „*Elémens de linguistique*“ (1834); „*Dictionnaire fr.*“ Noch in der letzten Zeit war er mit Materialien zum neuen großen Wörterbuche der Akademie beschäftigt.

Nördlingen, Stadt im Kreise Schwaben und Neuburg des Königreichs Bayern, in einer ebenen fruchtbaren Gegend, dem sogenannten Ries, an dem Flüsschen Eger und ganz nahe an der württembergischen Gränze, mit 7000 Einwohnern, worunter gegen 400 Katholiken, welche starken Getreidehandel, Weberei, Gänsezucht u. Lebkuchensfabrikation betreiben, verspricht durch die demnächst zu eröffnende Eisenbahnverbindung zwischen München, Augsburg und Nürnberg ein Hauptverkehrsnoten zwischen den genannten Plätzen u. Württemberg zu werden. Sehenswerth ist: die Hauptkirche zu St. Georg aus dem 14. Jahrhundert, mit einem 308' hohen Thurme, einer schönen Kanzel u. einem Sakramenthäuschen aus dem 15. Jahrhunderte. Am Hauptaltare ein sehr schöner in Holz geschnitzter Christus am Kreuz nebst Heiligen, an der Rückseite 8 Bilder aus dem Leben Jesu von Friedrich Herlin von 1462. Madonna mit dem Kinde nebst St. Margareth und Lukas und der Familie der Donatoren, von demselben 1488. Der Tod Jesu von Schäußle 1521, mit König Saul und dem Apostel Paulus, vielleicht sein schönstes Werk. Das Rathhaus, mit einem Wandgemälde der Schlacht von Bethulia, von Schäußle. In der Nähe das Johannisbad. — Die Umgegend (das Ries) ist in mancher Beziehung beachtenswerth. Obgleich im Besitze einer schönen u. höchst fruchtbaren Gegend, leidet der Handel u. Wandel der Bewohner bedeutend unter dem hemmenden Einflusse der benachbarten zahlreichen Judenschaft. In den umliegenden Dörfern herrscht die eigenthümliche Sitte einer Ehreuschutzwache der jungen Bursche über die Ehre u. Unschuld ihrer Bräute u. Geliebten, sowie die der öffentlichen Verspottung selbst der unschulbigen Antreue, wenn z. B. ein Verlöbniß aus irgend einem Grunde wieder rückgängig wird. Auch verdient die Unterscheidung zwischen Katholiken und Protestanten, selbst in Kleinigkeiten der Tracht, bemerkt zu werden, indem z. B. jene rothe, diese schwarze Westen tragen. — N. war früher Reichsstadt und stand bis 1325 unter einem Reichsvogte, trat 1347 dem schwäbischen Bunde bei u. nahm 1524 den Protestantismus an. 1634 belagerten es die Kaiserlichen unter Ferdinand II. u. gewannen am 5. u. 6. September die entscheidende Schlacht gegen die Schweden, welche hier 12,000 Mann und ihren Anführer Horn verloren, der mit 4000 Mann in den Hügelschluchten hinter Reimlingen in Gefangenschaft gerieth. Am 3. August 1645 verloren in der

Nähe (bei Allersheim) die Kaiserlichen eine Schlacht gegen die Franzosen. 1647 wurde N. von den Bayern beschossen; 1796 u. 1800 fielen hier Gefechte zwischen Oesterreichern u. Franzosen vor; 1802 kam die Stadt an Bayern.

Nöffel, 1) Johann August, königl. preussischer Geheimrath, Doktor u. Professor der Theologie u. Direktor des theologischen Seminars zu Halle, geboren daselbst 2. Mai 1734, besuchte die lateinische Schule des hallischen Waisenhauses und seit 1751 die akademischen Vorlesungen. Unter den Lehrern der Theologie schloß er sich am engsten an Baumgarten an, am meisten aber bildete er sich durch unermüdetes Privatstudium. Gegen Ende 1755 trat er eine gelehrte Reise an, zunächst um die vorzüglichsten deutschen Universitäten kennen zu lernen, deren er mehre auf kürzere Zeit, etwas länger Altdorf, besuchte; dann ging er in die Schweiz, und zuletzt über Straßburg nach Paris. Das akademische Leben war immer in seinem Plane gewesen, weshwegen er 1757 in Halle anfang, als Magister Vorlesungen zu halten. Er las zuerst über lateinische Classiker, dann eröffnete er einen Kursus über das ganze neue Testament u. bekam noch als Privatdocent den Auftrag, Kirchengeschichte zu lesen, die damals in Halle Niemand vortrug. Der Beifall, der alle Vorlesungen N.s begleitete, u. seine auch außer Halle bald anerkannte gründliche Gelehrsamkeit, begründeten früh die Achtung, die er ununterbrochen genoß. Er erhielt 1760 eine außerordentliche u. bei einem nach Göttingen erhaltenen Rufe 1764 eine ordentliche theologische Professur. Seit 1779 übernahm er das Directorium des theologischen Seminars, welches Semler niederlegen mußte, aber nur unter der Bedingung, daß dieser das Salarium bis zu seinem Tode fortgenoss. Eine neue Epoche für die Universität u. für ihn begann mit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms III. Der Beifall, den ihm der König persönlich bezeugte; die verbindliche Art, womit ihm 1815 der Charakter eines königlichen geheimen Raths ertheilt wurde u. eine ansehnliche Vermehrung seines Gehalts, mußte ihm zur Freude u. Ermunterung dienen. Indessen nahmen seine körperlichen Kräfte sichtbar ab, wobei er dennoch mit der größten Anstrengung seine Vorlesungen fortsetzte. Der 17. Oktober 1806, an welchem Halle an die französischen Sieger überging, und die Aufhebung der ihm so theuren Universität drückte ihn ganz darnieder. Er starb am 11. März 1807, nachdem er noch einige Stunden zuvor sich in dem Umgange der Seinigen erheitert hatte. Ihm gebührt eine ehrenvolle Stelle unter den gelehrtesten u. durch Lehre u. Beispiel musterhaftesten protestantischen Theologen Deutschlands. Mit einem leichten Fassungsvermögen, einem richtigen Urtheile u. einem vortrefflichen Gedächtnisse ausgestattet, umfaßte er eine große Masse linguistischer, historischer, theologischer und literarischer Kenntnisse. Was ihn aber besonders auszeichnete, war das gesunde Urtheil, der reine Sinn für Wahrheit, das unermüdete Streben sie zu finden, das rege Interesse an allem Wissenswürdigen, die unparteiische Achtung jedes Zuwachses an Kenntnissen, die durchgängige Genauigkeit u. Gründlichkeit in Allem, was er angriff. Als akademischer Lehrer hat er mit anhaltendem Beifall zur Bildung vieler 1000 Studirender aufs Segensreichste beigetragen. Seine Vorlesungen zeichneten sich durch Deutlichkeit, Bestimmtheit u. lichtvolle Ordnung aus. Sein Vortrag war gründlich vorbereitet, sanft u. frei, immer anständig u. voll Würde. Schriftliche Mittheilung seiner Gedanken war weit weniger Bedürfnis für ihn, als die mündliche, u. außerdem verhinderte ihn seine große Bescheidenheit, ein fruchtbarer Schriftsteller zu werden. Mit Tiefe und Umfang des Wissens verband N. die edelste Selbstständigkeit des Charakters. In der schönsten Harmonie traten in ihm hervor Religiosität, Ruhe u. Besonnenheit, Glaube und Liebe, Billigkeit u. Wohlthätigkeit, Festigkeit u. Muth, deutscher Sinn, große Herzensgüte in dem Kreise seiner Lieben, u. Standhaftigkeit im Leiden. — Außer mehren akademischen Disputationen u. Programmen lieferte N. nur nachstehende größere Werke: Vertheidigung der Wahrheit u. Göttlichkeit der christlichen Religion. Halle 1766, 5. Auflage 1783. Ueber die Erziehung zur Religion, eben- daselbst 1775. Ueber den Werth der Moral, der Tugend u. spätern Besserung,

ebenbaselbst 1783; Anweisung zur Kenntniß der besten theologischen Bücher, Leipzig 1779. 5. Auflage, von Ch. F. L. Simon 1812; Anweisung zur Bildung angehender Theologen, Halle 1786—89. 3 Bde., 3. Auflage, 1818. u. a. m.; N. s. Leben, Charakter und Verdienst von A. H. Niemayer, Halle 1809. — 2) Friedrich August, verdienter Schulmann u. Schriftsteller, geboren 1789 zu Halle, Vorsteher einer Töchter Schule u. Professor am Magdalenen-Gymnasium zu Breslau, wo er noch wirkt. Seine Schriften, die durch zweckmäßige Bearbeitung des gut ausgewählten Stoffes sich auszeichnen, sind sehr zahlreich und viel benützt, besonders die für Töcherschulen bestimmten: „Lehrbuch der Weltgeschichte“ (9. A. 1847), „Lehrbuch der Geschichte der Deutschen;“ „Lehrbuch der griechischen u. römischen Mythologie“ (3. A. 1845); „Handbuch der Geographie“ (3. A. 1842); „Lehrbuch der deutschen Literatur“ (2. A. 1836) u. a.

Nogaiet, s. Kubanische Tataren.

Nola, Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro, 8 Miglien östlich von Neapel, mit 9000 Einwohnern, wurde schon von den Aufoniern gegründet und 313 v. Chr. im samnitischen Kriege von den Römern zur Uebergabe gezwungen. Vor ihren Thoren wurde Hannibal im zweiten punischen Kriege zweimal, 216 u. 215 v. Chr., von dem Consul Marcellus geschlagen. Augustus starb hier 14 n. Chr.; auch wurden hier im 4. Jahrhunderte die ersten Glocken gegossen. Im Uebrigen ist die Geschichte dieser Stadt durchaus unklar; indessen deuten viele, hier gefundene Kunstschätze von besonderer Schönheit aus vorrömischer Zeit, auf ihren früheren Glanz hin.

Nolascker, ein von Peter Nolasus, in Verbindung mit Raymund von Pennaforte u. König Jakob von Aragonien, im Jahre 1232 zu Barcelona gestifteter Orden. Die N. hatten denselben Zweck, wie die Mathuriner: sie waren in Priester u. Ritter getheilt u. mußten nebst den drei Klostersgelübden auch noch ein viertes ablegen, nämlich, die von den Irrgläubigen gefangen gehaltenen Christen zu befreien, oder loszukaufen. Die Ritter trennten sich jedoch bald von den Priestern u. bildeten mehr einen Militär-Orden; letztere aber lebten von dieser Zeit an in klösterlichen Vereinen nach der Regel des hl. Augustinus.

Nolten, Johann Friedrich, geboren zu Gimbeck 1694, studirte zu Helmstädt, kam schon in seinem 22. Jahre als Conrektor an die lateinische Schule nach Schöningen, wurde 1747 Rektor derselben u. starb 1754. N. war ein gelehrter Humanist u. Verfasser eines, zur genaueren Kenntniß der reinen u. ächten Latinität sehr brauchbaren Wörterbuches: „Lexicon latinae linguae antibarbarum,“ Helmst. 1730, dasselbe Leipzig 1744. — Nach seinem Tode gab sein Sohn, Johann Andreas, Rath u. Kammerassessor zu Blankenburg, einen zweiten Theil heraus, der unter dem Titel: „Bibliotheca latinitatis restitutae,“ Supplemente u. einen raisonnirenden Katalog der, die lateinische Sprache betreffenden, kritischen und grammatischen Schriften enthält; 3. Ausgabe, besorgt von Wichmann, Berl. 1780.

Nomaden, oder Hirtenvölker, sind solche Völkerschaften, die, ohne feste Wohnsitze in Zelten lebend, umherziehen, solche Orte aufsuchen, wo sie hinlängliche Weide für ihre Heerden finden u., wenn das Futter aufgezehrt ist, diese wieder verlassen u. sich nach anderen, nahrungsreichen Gegenden hinwenden. Sie entbehren deshalb auch der, nur allein durch feste Wohnsitze bedingten, gesellschaftlichen Ordnung und Bildung. — Das Nomadenleben folgte in der Culturgeschichte des Menschengeschlechtes unmittelbar auf das Jägerleben, und aus ihm ging, wo die Bevölkerung dichter wurde, der Ackerbau hervor. Jetzt gibt es N. nur noch in den außereuropäischen Welttheilen; besonders finden sich solche häufig im südlichen Amerika, in Nordafrika, sowie in Nord- u. Mittel-Asien. Unter die gebildeteren u. wohlhabenden in dem letztgenannten Erdtheile, gehören die Tataren u. Mongolen.

Nomen (deutsch Kennwort), heißt in der Grammatik derjenige Rede- Theil, welcher die Benennung der Gegenstände im weitesten Sinne ihres Be-

stehens u. Inhaltes begreift. Dasselbe zerfällt in *N. substantivum* u. *adjectivum* (s. d.). Diese Benennung ist jedoch nur dann richtig, wenn man als Eintheilungsmerkmale der Wörter das allgemeine Wesen der Dinge (*nomen*), die Lebensäußerung derselben (*verbum*) u. die Verknüpfungsmittel (*particulae*) annimmt; sowie man aber mehre Redetheile spaltet u. einander coordinirt, ist der Begriff des *N.* für zwei vereinte Wörterclassen zu weit, u. *Substantivum* u. *Adjectivum* müssen als besondere Redetheile dastehen.

Nomenclator (deutsch Namensnennen), hieß im alten Rom eine besondere Classe von Sklaven, deren Geschäft es war, die Namen aller derjenigen Personen zu kennen, welche mit ihrem Herrn in irgend welche Verührung kamen. Sie mußten daher denselben überall begleiten u. ihm die Namen der Begegnenden ansagen, um dieselben, wie es die Sitte erheischte, namentlich zu begrüßen. — Davon abgeleitet ist das Wort *Nomenclatur* (Namensaufzählung), was ein Verzeichniß von Gegenständen bloß ihrem Namen nach, ohne weitere Beschreibung ihrer Eigenschaften, bedeutet.

Nomen et Omen, wörtlich: Name u. Andeutung, eine sprichwörtliche lateinische Redensart; daher: *nomen et omen habet*, so viel als: es hat Einer seinen Namen in der That, das heißt, sein Wesen und Thun entspricht seinem Namen.

Nominalisten. Bei dem Streite der *N.* u. Realisten (s. d.) handelt es sich um die für die ganze Philosophie entscheidende Frage, ob den allgemeinen Begriffen der Dinge eine objektive Wirklichkeit zukomme, oder ob sie bloß als subjektive Abstraktionen unseres Verstandes anzusehen seien. Es ist leicht einzusehen, daß es für den Menschen, wenn er sich einmal zum reflektirenden Bewußtseyn über das Wesen der Dinge erhebt, keine Frage wichtiger seyn könne, als die, ob den allgemeinen Begriffen, unter denen wir allein das sinnlich Wirkliche auffassen können, eine höhere übersinnliche Wirklichkeit (Realität, daher Realisten) zukomme, oder ob das Einzelwesen das einzig wahrhaft wirkliche, der allgemeine Begriff aber bloß u. lediglich eine Abstraktion, ein bloßer Name (daher *N.*) sei. Daher ist dieser Streit fast so alt, als die Philosophie selbst; während Plato und Aristoteles, freilich in einer sehr verschiedenen Weise, sich zum Realismus bekannten, waren die Stoiker verschiedene *N.* Die neuplatonische Schule vermochte es nicht, den Gegensatz zu lösen u. so kam der Streit in die christliche Philosophie u. Theologie der Scholastiker hinüber. Er zeigte sich schon im Anfange derselben. Roscelin, Kanonikus im Compiègne, wandte schon im 11. Jahrhunderte den Nominalismus auf das Dogma der Trinität an, welche nach dieser Auffassung, wo nur dem Individuum, also hier nur den einzelnen Personen, eine wirkliche Existenz zukam, die alle drei Personen umfassende Wesenheit aber ein bloßer Name ist, in einen Tritheismus auseinanderfiel. Deshalb bekämpfte Anselmus diese Ansicht als irrig u. gefährlich u. Roscelin wurde auf dem Concilium von Soissons (1092) zum Widerrufe genöthigt. Von nun an herrschte der Realismus während der letzteren Zeit der Scholastik, indem besonders Thomas von Aquin u. Duns Scotus, nach dem Vorgange von Scotus Erigena, die sich gegenseitig ergänzenden Ansichten des Plato und Aristoteles glücklich mit einander vereinigten. Aber mit dem Verfalle der Scholastik trat der Nominalismus in seiner ganzen Stärke wieder hervor, indem er zugleich die Richtung der freieren Forschung gegen die Auctorität der Theologen u. zum Theile selbst das Wissen gegen den Glauben vertrat. Als Hauptverkämpfer des Nominalismus trat der Franziskaner Wilhelm von Occam hervor, ein Engländer aus der Grafschaft Surrey u. Schüler des Duns Scotus, Professor der Theologie zu Paris, dann Provinzial in England, endlich an der Seite Ludwigs von Bayern u. mit ihm im Kampfe gegen die Kirche, gestorben zu München 1347. Nach ihm wurden die *N.* auch Occamisten genannt. Ueberall erhob sich jetzt diese Partei, u. wenigleich an manchen Orten Anfangs unterdrückt, standen sie doch am Ende des 14. Jahrhunderts als die herrschende Schule da. Sie trugen wesentlich zum gänzlichen Verfalle

der Scholastik bei, halfen aber auch anderseits mittelbar u. unmittelbar die wissenschaftliche Richtung der folgenden Zeit vorbereiten. Der letzte namhafte Nominalist war Gabriel Biel in Tübingen, gestorben 1495. — Vergleiche *Philosophia nominalium vindicata* (Paris 1651); Baumgarten-Crusius: *De vero scholastico realium et nominalium discrimine* (Jena 1821); Erner, *Ueber Nominalismus und Realismus* (Prag 1824); Staudnmaier in seinem *Scotus Erigena und Görres: Kirche und Staat nach Ablauf der Kölner Wirren*, Weissenburg 1842.

Nominalwerth, f. Kennwerth.

Nomination heist theils die bloße Empfehlung eines Geistlichen an den Vorgesetzten einer Kirchenpründe, theils bezeichnet man damit den der Präsentation vorausgehenden Akt, wodurch der Patron den Wunsch zu erkennen gibt, ein gewisses Individuum zu einem Benefizium zu präsentiren. Der Patron ist schuldig, den oder die Nominirten u. keine anderen dem Ordinarius zu präsentiren u., im Falle er hier säumig wäre, so kann Derjenige, dem das R.s. Recht zusteht, seine N. unmittelbar bei dem Bischofe einreichen. Als säumig kann aber der Patron nur dann angesehen werden, wenn er innerhalb gesetzlicher Frist nicht präsentirt. — **Nominatio regia** (Landesfürstliche Ernennung) heist die Besetzung höherer Kirchenstellen vermöge besonderer Privilegien, Concordate, päpstlicher Indulte oder Stiftungen durch den Landesherrn. Diese Besetzungsart hat dieselben Wirkungen, wie die Wahl u. Postulation; daher muß der Nominirte die erforderlichen kanonischen Eigenschaften besitzen u. auf die N. auch die Bestätigung u. Zulassung erfolgen; bei Bisthümern hat der Ernannte um die päpstliche Confirmation nach den Vorschriften des Informativ-Prozesses nachzusehen.

Novokanon ist eine Zusammenstellung kirchlicher u. weltlicher Geseze. Der Erste, der eine Sammlung dieser Art bearbeitete, war Johannes Scholastikus um das Jahr 547, bald nach Justinian's Tode. Sie war in 50 Titel getheilt u. enthielt sowohl die Canones, als die kaiserlichen Geseze, nach Materien geordnet. Photius verfaßte gleichfalls einen solchen N. 883, u. Theodor Balsamon lieferte einen Commentar hierüber.

Non (nona), macht einen Theil der kleineren Tagzeiten (*horae minores*) aus. Nach dem römischen Kalender wurde sie Anfangs erst Nachmittags 3 Uhr gebetet, später aber mit der Terz u. Sext auf den Vormittag verlegt, u. seitdem wird nach derselben, oft auch während des Abbetens der kleineren Tagzeiten, die Conventsmesse gelesen.

Nonae, f. Kalender.

Nonconformisten, f. Dissenters.

None, in der Musik der neunte Ton vom Grundtone an gerechnet u. im Generalbass mit 9 bezeichnet. — Die nämliche Bezeichnung erhält der Nonen-Accord, welchen neuere Theoretiker als eine, der Hauptseptimen-Harmonie beigefügte N., oder auch als Vorhalt (s. d.) erklären.

Nonius, f. Runez, Peter.

Nonius, Marcellus, aus Tivoli gebürtig, ein römischer Sprachlehrer im viernten Jahrhunderte, oder vielleicht schon am Ende des zweiten. Von ihm ist: *Compendiosa doctrina de proprietate sermonum*, in 19 Abschnitten, zum Gebrauche seines Sohns, sowohl ihres Inhalts wegen, als durch die darin erhaltenen Fragmente älterer Schriftsteller nicht unwichtig. Ausgabe von Jostas le Mercier (*Mercerus*), Paris 1614; wieder abgedruckt Leipzig. 1826.

Nonnenwerth, Rheininsel im Kreise Ahrweiler des preußischen Regierungsbezirktes Koblenz, mit einem ehemaligen Benediktinernonnenkloster, welches 1120 durch den Erzbischof von Köln, Friedrich I. gestiftet u. mit einem Hospital verbunden, 1802 aber aufgehoben wurde. Indes ließ man auf Verwendung der Kaiserin Josephine die Nonnen bis zu ihrem Absterben verbleiben. Die preußische Regierung verkaufte 1822 die Klostergebäude sammt der 66 Morgen großen Insel an einen Privatmann, der hier eine Meierei u. Gastwirthschaft errichtete, die im

Sommer der reizenden Umgebung wegen stark besucht wird. Auch die gesunde Luft auf N. wird gerühmt u. ganze Familien nehmen hier oft Monate lang ihren Aufenthalt. In der neuesten Zeit wollten die barmherzigen Schwestern sich hier ansiedeln, fanden aber unübersteigliche Hindernisse. — Der Insel gegenüber erhebt sich auf einem vorspringenden Felsen die Ruine der Burg Rolandsbeck, welche der Sage nach von dem gewaltigen Roland, dem Neffen Karls des Großen, erbaut worden seyn soll. Eine andere Sage, deren Inhalt die unglückliche Liebe eines Ritters von N. zu einer Nonne des Klosters auf der Insel bildet, gab Stoff zu der bekannten Schiller'schen Ballade Ritter Toggenburg. mD.

Nonnus, ein griechischer Dichter aus Panopolis in Aegypten, vermuthlich zu Anfange des fünften Jahrhunderts n. Chr. Geb., war erst Heide u. ging dann zum Christenthume über. Seine Lebensumstände sind nicht bekannt. Von ihm sind 48 Bücher Dionysiaka, sehr gemischten Inhalts, ohne Ordnung u. Zusammenhang u. in einer wenig natürlichen Schreibart; dann eine poetische, oder, wie er sie nennt, epische Umschreibung des Evangeliums Johannis, gleichfalls sehr ungeschmacklich u. schwülstig. — Ausgabe der Dionysiaka von J. Gräfe, Leipz. 1819 u. 1826, 2 Bde.; des 8. bis 13. Buchs von G. H. Moser, Heidelberg 1809 u. der Umschreibung des Evangeliums Johannis von Fr. Passow, Leipz. 1834. — Des Nonnos Hymnus und Nikaia (eine Stelle aus dem ersten Gedichte, übersetzt von J. Gräfe), St. Petersburg 1813. — S. N. von Panopolis der Dichter, ein Beitrag zur Geschichte der griechischen Poesie von Duvraroß, St. Petersburg. 1817 u. dessen Abhandlung „Sur les Dionysiaques de N.“ in den „Etudes de philologie et de critique,“ Petersburg 1843.

Noth, Heinrich Nikolaus van der, einer der Hauptagitatoren bei dem Aufstande der österreichischen Niederlande unter Joseph II., geboren zu Brüssel 1750, bekleidete in seiner Vaterstadt, nachdem er zu Löwen die Rechte studirt hatte, die Stelle eines Advokaten, als die stürmisch unternommenen Neuerungen des Kaisers, namentlich in Beziehung auf Kirche u. Unterrichtswesen, unter den streng katholischen Niederländern 1788 energischen Widerstand u. endlich den Ausbruch von Volksunruhen hervorriefen. N., der schon vorher den Kaiser in einer von ihm verfaßten Schrift angegriffen hatte, war genöthigt, nach Holland zu emigrieren, kehrte aber nach dem siegreichen Einmarsche der revolutionären Armee in Belgien wieder nach Brüssel zurück u. wurde zum Präsidenten des National-Congresses ernannt. Er zeigte aber in dieser Stellung nicht diejenige intellectuelle u. moralische Festigkeit, die erforderlich war, das Begonnene auf eine ehrenvolle Weise durchzuführen, u. so kam es, daß aller Orten u. Enden Parteilungen u. Zwistigkeiten entstanden. 1790 rückten die Oesterreicher abermals in das Land; die belgischen Truppen unter dem Obrist von der Mersch zerstreuten sich u. N. mußte, nachdem die Provinzen die österreichische Herrschaft wieder anerkannt hatten, am 2. December 1790 abermals nach Holland fliehen, wo er in dürftigen Umständen lebte. Ein zweiter Versuch, 1792, wieder auf dem politischen Schauplatze zu erscheinen, mißlang ebenfalls u. 1796 wurde er auf Requisition der französischen Behörden, mit denen er sich ebenfalls abgeworfen hatte, zu Bergen-op-Zoom verhaftet, nach einjähriger Gefangenschaft aber als ungefährlich wieder frei gelassen u. lebte von nun an zu Brüssel u. zuletzt in Stroombeek, wo man ihn am 13. Januar 1827 eines Morgens todt in seinem Bette fand.

Norbert, Erzbischof von Magdeburg, Stifter des Prämonstratenserordens, zu Xanten geboren, stammte aus einem vornehmen und reichen Geschlechte. Sein Vater hieß Herbert von Gennep, Besitzer des nun geschleiften festen Schlosses Gennepshuis; seine Mutter Hedwig, aus dem Hause Lothringen. N. lebte im Jahre 1102 am Hofe des Erzbischofs Friedrich von Köln, 1103 am Hofe Kaisers Heinrich IV., dort wegen seiner hohen wissenschaftlichen Bildung, hier wegen seines edeln Gemüthes u. seiner Gewandtheit, an beiden Orten wegen der Gefälligkeit u. Eitellichkeit seines Lebens geachtet u. gerne gesehen. Trotzdem lebte er anfänglich, nach Verhältniß seines Alters und der weltlichen Gewohnheit, ein wenig locker u.

leichtfertig. Einst ritt er, nur von einem Diener begleitet, nach dem Dorfe Breiden; da überfiel ihn ein starkes Gewitter, ein Blitzstrahl fuhr vor ihm nieder, — N. gerieth in Furcht u. Schrecken u. dachte an Gott u. dessen Strafgericht. Er änderte von nun an seine Lebensweise; er zog sich vom Hofe u. aus den lustigen Gesellschaften zurück, hielt sich zu Hause, stiller Betrachtung ergeben, oder ließ sich von dem Abte Cono in der Abtei Siegburg (3 Meilen von Köln) in der heiligen Schrift unterrichten. Später empfing er von dem Erzbischof Friedrich von Köln die heiligen Weihen u. widmete sich von nun an mit allem Eifer dem Predigtamte. Weil er in seinen Predigten tief auf die Verhältnisse der Zeit einging und mit apostolischem Eifer den ungeistlichen Wandel mancher Geistlichen tadelte, verklagten diese ihn auf der Synode zu Trislar (1118). Da N. noch Eigenthum besaß, was gegen das Klostergelübde war, so verkaufte er dasselbe und vertheilte Alles unter die Armen; auch die Pfründen u. Einkünfte, die er in großer Menge von der Kirche erhalten hatte, gab er in die Hand des Erzbischofs zurück u. trat eine Reise zu Fuß zum Papste Gelasius II. an, den er in St. Gilles antraf. Der Papst erlaubte ihm nicht nur, sondern befahl ihm sogar, das wahre Wort Gottes zu verkünden, wo u. wann er wollte u. könnte. Auf seiner Rückreise nach Köln kam er nach Valenciennes (6. April 1118), wo er, um seine kranken Gefährten zu pflegen, einige Zeit blieb und mit großem Erfolge predigte. Hier schloß sich Hugo als Gefährte an ihn, der als sein Nachfolger in der Leitung des Ordens der Prämonstratenser 10. Februar 1164 starb. N. predigte nun in Schlössern, Dörfern u. Städten, versöhnte die Streitenden u. führte die zum Frieden zurück, die in Haß u. Krieg mit einander lebten. Als der Papst Calixtus II. in Rheims (20. October 1119) ein Concilium hielt, ging N. barfuß, wie er pflegte, dorthin und bat um Erneuerung der ihm vom Papste Gelasius II. gegebenen apostolischen Vollmacht, das Evangelium überall verkünden zu dürfen, die er auch erhielt. Auf Bitten des Bischofs Bartholomäus von Laon, doch in seinem Bisthume eine bleibende Wohnstätte zu nehmen, wählte N. den einsamen Ort Prämonstratum (pratum monstratum, premontré, im jetzigen Departement des Aisne) und versprach daselbst zu bleiben, wenn er durch Gottes Gnade sich hier Gefährten sammeln könnte. Im Frühjahr (1120) begann er aufs Neue sein Predigtamt zu Cambrai u. Nivelles, u. zwar mit so segensreichem Erfolge, daß er in der Charwoche mit 13 Schülern nach Prämonstratum zurückkehren konnte. Die ersten darunter waren Evermod († 17. Februar 1178 als Bischof von Rzesburg) u. Antonius. Diese beiden u. der früher genannte Hugo sind als das Fundament, als die Wurzel der spätern zahlreichen Versammlung zu betrachten. Am Weihnachtsfeste (1120) legten alle Brüder, deren Anzahl sich inzwischen, besonders durch des Heiligen Predigten in Köln, vermehrt, das Gelübde ab auf die Ordensregel des heiligen Augustin, auf deren genaue Befolgung N. nun strenge hielt. Später reiste der Heilige nach Rom, um seinen Orden u. dessen Einrichtungen vom Papste Honorius III. bestätigen zu lassen. Nach seiner Zurückkunft vollendete er den Bau der Kirche u. des Klosters in Prämonstratum. Um der Irreligie des berühmten Fanatikers Lankelin (Lanchelin) entgegen zu wirken, ging N. nach Antwerpen, verkündete dort die wahre Lehre Christi u. gründete ein Kloster. Als er (1125) auf einer Reise nach Speier kam, wo viele Geistliche von Magdeburg versammelt waren, um vor König Lothar II. einen Erzbischof zu wählen, fügte es Gott, daß die Wahl auf diesen frommen Mann fiel. Der anwesende päpstliche Legat Gerhard (später Papst Lucius II.) bestätigte sogleich die Wahl. In Magdeburg wurde N. mit großem Jubel empfangen. Die Kirche daselbst war theils durch Verschwendung, theils durch allzu große Geschenke an Verwandte, theils durch Schwachheit u. Nachlässigkeit früherer Bischöfe arm geworden. N. trat mit Strenge u. Gerechtigkeit auf u. suchte das verlorene Eigenthum der Kirche wieder zu gewinnen, was ihm, wie leicht zu begreifen, manche Feinde u. Kämpfe zuzog. Mit gleicher Strenge trat er gegen den schlechten Lebenswandel mancher Geistlichen auf: Gerechtigkeit, Sittenreinheit u. Frömmigkeit suchte er zu gründen und

zu wahren. Seine große Strenge einerseits, andererseits seine Begünstigung der Prämonstratenser, die sich in Deutschland, besonders in der Diözese Magdeburg, immer weiter ausbreiteten, zogen ihm viele Feinde unter den Geistlichen u. regulirten Stiftsherren zu. Es kam sogar zu einem offenen Aufstande, aus dem der Heilige, der dabei in einem Thurne, in den er sich geflüchtet, belagert wurde, jedoch siegreich hervorging (1131). So vereitelte Gott auch einige Mordversuche gegen den Erzbischof. Im Jahre 1132 machte N. mit Kaiser Lothar, mit mehreren Bischöfen u. Erzbischöfen eine Reise nach Rom, um den Papst Innocenz II. gegen den eingedrungenen Papst Anaclet II. (Pietro Leone) auf dem apostolischen Stuhle zu schützen. Nach seiner Rückkunft erkrankte er u. lag vier Monate schon darnieder, bis er am 6. Juni 1134 starb. Papst Gregor XIII. setzte ihn im Jahre 1582 unter die Zahl der Heiligen und Papst Urban VIII. bestimmte im Jahre 1643 sein Fest auf den 6. Juni, seinen Todestag. Seine Gebeine ruheten in Magdeburg, bis sie im Jahre 1627 durch Kaiser Ferdinand II. in feierlichem Zuge nach Prag gebracht wurden. — Wir haben eine ziemlich ausführliche Lebensbeschreibung des Heiligen, wahrscheinlich von seinem Schüler Hugo verfaßt, lateinisch in der Act. Sanct. Jun., Bd. I., S. 819—858, deutsch im „Leben der Heiligen.“ Die ältesten Originallegenden, gesammelt und mit besonderer Beziehung auf die Culturgeschichte, bearbeitet von zwei Katholiken, Regensburg 1842, 9 Bände, Seite 318—371. κ.

Nord, s. Mitternacht.

Nordalbingia (Saxonia transalbina), der frühere Gesamtname für das Sachsenland im Nordosten der Elbe, das jetzige Holstein, Schleswig, Lauenburg, Stormarn u. Dithmarschen (vgl. Sachsen, Geschichte); eine noch jetzt an heidnischen Denkmälern reiche Gegend, unter denen die bekanntesten die drei Altäre hinter einander von Osten nach Westen zwischen den Dörfern Schrum u. Urkebeck in Dithmarschen sind, sodann der Brautcamp (Brautfeld) bei Alversdorf, der ehemalige Wunderbaum bei Süderheidstedt, das Hünenbett bei Bult in Holstein, der Riesenopferstein zu Webel in Stormarn u. a.

Nordamerika. Die von der Landenge Darien durch N. fortziehende Gebirgskette der Cordilleras geht westlich von den Stromgebieten des Mississippi u. Bravoströmes gegen Norden hinaus u. theilt diese ungeheure Halbinsel in die große östliche, u. in die kleinere westliche Abtheilung. Von der Nordküste sind nur bekannt: die Mündungen der Flüsse Macenzie u. des Kupferminnenflusses, so wie der im Innern des Landes gelegene Athapeshowsee. N., die größere Hälfte der neuen Welt, erstreckt sich vom 7—80° der n. B., über welchen hinaus die Forschungen der Europäer noch nicht gedrungen sind u. enthält auf einem Flächenraume von 338,076 deutschen oder 7,098,596 englischen □ Meilen eine Bevölkerung von nur 32 Millionen Einwohner. Die einzelnen Ländertheile N.s sind: 1) Die Länder an der Baffins- u. Hudsonsbai. Die Baffinsbai mit der Baffinsstraße hat über 20,000 □ Meilen Flächenraum, liegt meist in der nördlichen kalten Zone u. hängt durch die etwa 100 Meilen breite Davisstraße mit dem atlantischen Meere zusammen. Die Hudsonsbai, welche über 14,000 □ Meilen groß ist, mehre Inseln, so wie die drei inneren Busen Jamesbai, Welfome- u. Repulsebai hat, liegt fast ganz in der nördlichen, gemäßigten Zone u. ist durch die Hudsons-, Forbisher- u. Cumberlandsstraße mit dem atlantischen Meere verbunden. — a) Grönland, von dem man noch nicht mit Zuversicht weiß, ob es mit dem festen Lande zusammenhängt, u. dessen Größe unbekannt ist, wurde schon 982 von den Normännern entdeckt u. von den Isländern bevölkert. Grönland gränzt im Westen an die Davisstraße, im Osten an das Nordmeer; Südspitze ist das Cap Farewell (60° n. B.), die Gränze im Norden ist unbekannt. Das Land hat hohe Berge, Gletscher, aufgethürmte Eisberge u. heiße Quellen; man kennt von Grönland nur die Westküste, die Ostküste ist wegen der Eisfelder u. Eisberge fast ganz unzugänglich aber nicht unbewohnt. Die Luft ist allenthalben kalt, u. selbst im Süden ist die Küste nur 3 bis 4 Monate lang vom Eise frei;

hier findet man noch Erlen- u. Weidengesträuch, so wie europäisches Gemüse, im Norden dagegen nur Löffelkraut u. Moos. Unter 70° n. B. geht die Sonne im December u. Januar nicht auf, im Juni u. Juli nicht unter. Von Produkten sind bemerkenswerth: Schwefel, Krystall u. andere Mineralien, Seehunde, Wallfische, Rennthiere, Eibergänse u. s. w. Die Einwohner sind völlig rohe Eskimos, die von Fischen, Seehunden u. Vögeln leben. In dieses Polarland wurde der katholische Glaube schon 400 Jahre vor Columbus durch Normänner u. Dänen gebracht,*) später aber durch den Protestantismus wiederum verdrängt. Die Westküste von Grönland ist eine dänische Besitzung, mit 18 Colonien auf 300 □ Meilen, die von Europäern u. Eskimos bewohnt werden u. von denen die Niederlassungen der Herrnhuter erwähnenswerth sind. (Vgl. den Art. Grönland.) b) Prinz-Williamsland, auch Baffinsland genannt, wahrscheinlich meist aus Inseln bestehend, ist ungeheuer kalt u. ganz unangebaut. Im Norden dieses Landes liegen: der Lancasterfjord, welcher Nord-Devon von Prinz-Williamsland scheidet; ferner die Insel Melville, gegenüber der Mündung des Kupferminensflusses, u. die Insel Cockburn. In diesen nördlichen Gegenden, welche durch Barry beim Aufsuchen einer nordwestlichen Durchfahrt ins nördliche Eismeer näher bekannt geworden sind, fanden sich unter 73° n. B. noch wilde Blumen, Kräuter u. Eskimos. — c) Britisches N. Die Besitzungen der Briten liegen vom 43° — 52° n. B. u. vom 35° — 76° w. L. u. enthalten, das wüste Labrador nicht mit einbegriffen, 16,000 □ Meilen mit 1,260,000 Einwohnern. Labrador, welches zwischen der Hudsonsbai u. Davisstraße liegt u. 20,000 □ Meilen enthält, ist sehr kalt, ohne Anbau u. spärlich von Eskimos bewohnt. Westlich von der Hudsonsbai liegt Neuwaless, das im Norden kalt, rauh u. unfruchtbar, im Süden dagegen reich an Wäldungen u. trefflichen Pelzthieren ist. Hier ist auch der 70 Meilen lange Winipegsee, welcher den Suskatchawan- u. Assinibonisfluß aufnimmt u. dessen Ausfluß die Severne ist. Andere Flüsse sind: der Churchill, Nelsons- u. Albanyfluß, welche in die Hudsonsbai münden. Die Einwohner von Neuwaless sind Eskimos; an den Flüssen liegen die von Europäern angelegten Forts: Churchill, York u. Albany u. a. Westlich von dem nördlichen Neuwaless sind wenig bekannte, von Eskimos u. Indianern bewohnte Länder, die eine Menge kleiner Seen enthalten, wovon der Bärensee, der Büffelsee, der Wallaston u. Deersee näher bekannt sind. In diesen freien Indianerländern strömen der Mackenzie u. der Kupferminensfluß, welche beide in das nördliche Eismeer münden. Im inneren Theile der freien Indianerländer durchzieht im Westen des Mackenzie das feine ober Felsengebirge (Rockymountains), wahrscheinlich die nördlichste Fortsetzung der Cordilleras. Das britische N. wird in 7 Gouvernements eingetheilt: 1) Newfoundland (Insel Terre neuve) 2090 □ M. groß, durch die Straße Belle-Isle von Labrador getrennt, hat rauhes Klima, Berge, Sümpfe und Moräste und 64,000 Einwohner, von denen viele Katholiken sind unter einem apostolischen Vikar zu St. Johns. Die Insel Newfoundland wurde erst 1763 von Frankreich an England abgetreten. Zu diesem Gouvernement wird auch gezählt Labrador u. die 124 □ M. große, fast ganz unbewohnte Insel Anticosti im Vorenzobusen. 2) Prinz-Edward oder die Insel St. John im Lorenzo-busen. Diese sehr fruchtbare, 99 □ M. große Insel hat 29,000 Einwohner, die meist von Franzosen u. Briten abstammen. Die Katholiken dieser Insel gehören zu dem Bisthum Charlottetown. 3) Unteranada, mit 622,600 Einwohnern, von denen etwa $\frac{2}{3}$ der katholischen Religion angehören. 4) Obercanada mit 221,000 Einwohnern, worunter sich 70,000 Katholiken befinden. Obercanada enthält die 4 großen Vorenzoseen: der Oberese, Huron-, Erie- u. Ontariosee. Die Katholiken von Ober u. Unteranada stehen unter den Bischöfen von Kingston u. Quebec. 5) Neuschottland, eine an der Fundybai gelegene Halbinsel, hat einen Flächenraum von 675 □ Meilen mit 125,000 Einwohnern, meist Einwander-

*) Auf dem Concillium von Lyon 1274 erschien schon ein katholischer Bischof von Grönland.
Realencyclopädie. VII.

derern aus England und Deutschland, unter denen sich 20,400 Katholiken befinden, unter der obersten Leitung des apostolischen Vikars von Nova Scotia. Auch die 112 □ Meilen große Insel Cap Breton am Eingange des Lorenzobusens ist hieher zu rechnen. 6) Neubraunschweig, mit 74,000 Einwohnern, worunter 2000 Indianer, welche das Christenthum angenommen haben. Für die Katholiken dieses, 1300 □ M. umfassenden, Gebietes besteht das apostolische Vikariat New-Braunschweig, dessen Inhaber der Bischof von Charlottetown auf der Prinz-Edwards-Insel ist. 7) Die Bermuden (Sommerinseln) 18 □ M. groß. Es sind deren über 100, aber nur 3 davon werden von 6500 weißen u. 5500 schwarzen Einwohnern bewohnt. Hier herrscht beständiger Frühling. — II. Die Länder an der Nordwestküste. Diese Länder ziehen sich vom Eiscap am nördlichen Eismeer bis an das Cap Lucas. Man theilt sie in die Länder der nördlichen Westküste, welche vom Eiscap bis zur Halbinsel Alaska gehen. Hier sind die Vorgebirge Eiscap, Cap Esburn u. Prinzwalesscap, welches letztere in der Cooks- oder Beringstraße sich befindet, die Amerika von Asien trennt, 10 Meilen breit ist u. im Süden die bewohnten, felsigen Eendovsinseln hat. Die lange Halbinsel Alaska ist wenig bewohnt u. hat 8000 Fuß hohe Vulkane. III. Die Länder auf der mittleren Westküste. Hier ist ein langes Felsengebirge mit dem fast 18,000 Fuß hohen Eliasberg u. dem 14,000 Fuß hohen Schönwetterberg. IV. Die Länder auf der südlichen Westküste, von den König Georgs-Inseln bis an das Flußgebiet des Colorado u. die Halbinsel Californien. Zu ihnen werden auch gerechnet: Der König Georgs Archipel, die Prinzwaless Insel mit 7 schneebedeckten Vulkanen, die Königin Charlotten Insel u. die Insel Vancouver, nebst vielen Inseln im Kufasunde. Die Gebirge auf der südlichen Westküste sind das Rockgebirg, Stein- u. grüne Gebirge. Von Flüssen sind erwähnenswerth 1) der 100 Meilen lange Rio Kuonaventura, 2) der Columbia oder Oregon, welcher am Rockgebirge entspringt, den Clarckfluß u. Rio grande aufnimmt u. sich dann in das stille Weltmeer mündet; 3) der Colorado; 4) der Gila u. der Siqui; die drei letztgenannten Flüsse gehen in den Meerbusen von Californien. — Die englischen Besitzungen auf der Nordwestküste gehen vom 48° 40' bis 54° 40' nördlicher Breite, enthalten 8000 □ Meilen u. werden eingetheilt in Neuallion, Neugeorgien, Neuhannover, Neucornwallis u. Neunorfolk. Das östlich von den britischen Besitzungen liegende, bis zum Stein- oder Felsengebirge gehende innere Land ist reich an Seen, großen Waldungen u. Pelzwild. Die 1730 □ Meilen große Insel Vancouver mit dem Königin Charlottensund, die König Georgs-, Quadras u. Prinzwaless Inseln werden auch zu den englischen Besitzungen gerechnet. — Die Besitzungen der Russen auf der Nordwestküste enthalten etwa 24,000 □ Meilen mit 50,000 Einwohnern, Indianern, Eskimos u. Russen. — V. Die vereinigten Staaten. Die vereinigten Staaten von N. liegen von 253—311° nördlicher Länge u. von 24° 50'—52° 20' nördlicher Breite. — Gränzen. Die Gränzen dieses vom atlantischen bis zum großen Ocean ausgehnten, 27 Breitengrade einschaffenden Landes sind im N.: Neubraunschweig, Untercanaba, wo die Gränze durch den Lorenzstrom, den Ontario-, Erie-, Huron- u. oberen See, dann durch Theile der freien Indianerländer geht, und die russischen Westländer; im Osten das atlantische Meer; im Süden der merikanische Meerbusen — weiter südwestlich kann jetzt die Gränze nicht bestimmt angegeben werden, weil der Krieg der Union mit Mexiko diese Begränzung zu Gunsten der vereinigten Staaten verändern wird; im Westen Neumexiko u. das stille Weltmeer. — Der Flächeninhalt des Gesamtgebietes der Vereinstaaen wird sehr verschieden angegeben, am genauesten scheint Bromme's Angabe zu seyn, welcher 2,416,807 englische oder 113,841 deutsche Quadratmeilen annimmt. — Gebirge: Dieser ungeheure Landstrich, der an Größe den dritten Theil von Europa übertrifft, ist zum größten Theil Ebene u. besonders an der Küste durchgängig wellenförmiges Land, das von unzähligen, 50 bis 100 Fuß tiefen Schluchten u. Thälern durchschnitten wird, die durch zahllose Bäche, Flüsse u. Ströme

gebildet wurden. Eigentliche Berge, außer den Gränzgebirgen im Osten u. Westen, gibt es nicht, wohl aber durchziehen kleine Hügelketten alle Staaten, vorzüglich die im Osten des Mississippi gelegenen: Im Norden, um die Quellen des Hauptstromes herum, ist das ganze Land Hochebene, von wenigstens 1400 Fuß Höhe, und reich an kleinen Landseen und Sümpfen. — Diese beiden erwähnten Gränzgebirge sind: I. Die Hauptkette der Anden auf der südlichen Westküste N.s.; sie durchzieht den Oregondistrikt u. wird hier Felsengebirg genannt, dessen Züge folgende sind: 1) Das grüne Gebirge; 2) das glänzende oder Festengebirge. Von diesem letzteren ziehen von der Quelle des Bravostromes an seinem linken Ufer nach Süden die Kette der Schneeberge mit dem Pic James u. das Sacramento-Gebirge. 3) Die Steingerge oder Gelfsteingebirge u. 4) das Rockgebirge, welches die Westgränze vom Missouri-Gebiet bildet. — Im Westen des Arkansasflusses erhebt sich noch die, unter dem Namen des Ozarkgebirges bekannte Hügelgruppe, ein älteres Schiefergebirg, das sich nach Nordosten zieht. II. Das Ostgebirge; darunter werden alle Gebirgsketten der Ostküste der vereinigten Staaten verstanden. Es enthält von Norden nach Süden folgende Züge: 1) Das Albanygebirge, als Westgränze von Maine. 2) Das Magdalenen- oder grüne Gebirge. 3) Das weiße Gebirge oder die weißen Berge, über 6000 Fuß hoch, östlich vom Champlainsee, mit dem 8000 Fuß hohen Zuckerhut oder Mount-Washington, in New-Hampshire. Vom linken Ufer des Hudsonflusses ziehen die an Eisen und Salz reichen blauen Berge durch Massachusetts und Pennsylvanien unter verschiedenen Benennungen nach Süden. 4) In einer zweiten, westlichen Reihe das Alleghanygebirge, im Süden auch Apalachen genannt, welches in einem großen Bogen um das ganze linke Ufer des Tennesseeflusses sich herumbiegt. Es durchzieht Pennsylvanien, Virginien und Alabama. Die Felsengebirge sowohl, wie der Kern der Alleghany, gehören zu den Urgebirgen, aus Granit u. anderem Gestein bestehend; die Westseite der Alleghany gehört zu den Uebergangsgebirgen u. das zwischenliegende Thal gehört durchaus jüngeren Formationen an. Im Westen des Alleghanygebirges liegen parallel mit diesem 5) das Laurel- u. das Cumberlandgebirge, jenes in Virginien, dieses in Kentucky u. in der Mitte von Tennessee. — Diese Ostgebirge sollen, einzelne Spitzen ausgenommen, nur 3—4000 Fuß hoch seyn. Im Süden der großen Seen ist das Land ebenfalls sehr gebirgig u. diese Gebirge hängen, durch Bergketten über 360 M. lang, mit den nördlichen Cordilleren zusammen. — Baien: 1) die Cascobai, woran die Stadt Portland mit einem Hafen liegt. 2) Die Bostonbai, woran Boston liegt, mit Schiffsdocken u. einem großen, festen Hafen. — In der Bostonbai liegen über 40 bewohnte Inseln. 3) Die Bristolbai, bei Rhode Island, mit Hafen. 4) Die Newgatebai, woran Newhaven liegt. 5) Der Longisland-Sund. 6) Die 26 □ M. große Delawarebai. 7) Die 125 □ M. große u. 50 M. lange Chesapeakebai u. der Kanal gleiches Namens, woran Baltimore liegt. — Im mericanischen Meerbussen liegen die Chatambai, die St. Charlesbai u. die Apalachenbai. — Seen: In dem Gebiete des Lorenzstromes liegen 5 große Seen, welche süßes Wasser enthalten, schiffbar sind u. sich zwischen zwei, von Osten nach Westen ziehenden, Bergketten ausdehnen; ihr gemeinsamer Ausfluß ist der St. Lorenzostrom. Es sind folgende: 1) der Oberesee (Lake superior), welcher 360 M. lang u. 140 M. breit ist u. einen Flächeninhalt von 1900 □ M. enthält. Er bildet beinahe ganz die Nordgränze des Huron-Distriktes. Der Oberesee hat viele Inseln u. ist sehr fischreich; ein Abfluß mit einem Wasserfalle, 10 M. lang, geht von ihm in den 2) Huronsee (Lake Huron). Diesen See begränzt östlich Obercanada, westlich Michigan; er ist 760 □ M. groß. Die Michillimackinackstrasse verbindet ihn mit dem 3) Michigansee, zwischen dem Hurondistrikt u. Michigan. Der Michigansee ist 744 □ M. groß u. aus ihm führen der Fluß St. Clair u. die Straße Detroit in den 4) Eriesee, welcher im Süden Theile von Ohio, Pennsylvanien und New-York begränzt u. einen Flächeninhalt von 600 □ M. enthält. Aus

dem Eriesee geht der 64 M. lange Erie- oder Westkanal östlich zum Hudsonfluße. Der Ausfluß des Eriesees bildet den 164 Fuß hohen, über 2800 Fuß breiten Wasserfall Niagara, den die Erisinsel in zwei Arme theilt. — 5) Der Ontariosee; dieser begrängt im Norden Obercanada, im Süden New-York, seine Fläche beträgt 756 □ Meilen und sein Wasserspiegel liegt 334 Fuß tiefer, als der des Eriesees. Der Abfluß des Ontariosees ist der St. Lorenzstrom. — 6) Der 37 □ Meilen große Champlainsee, östlich vom weißen Gebirg, zwischen Vermont u. New-York. Sein Ausfluß geht zum St. Lorenzstrom. — 7) Die kleineren Seen Mosehead, Winipiseopee (östlich vom Ontariosee) und der Mayaco auf der Halbinsel Florida. — Flüsse. Die vereinigten Staaten N.S. besitzen eine bedeutende Anzahl großer u. kleinerer, schiffbarer Flüsse, welche Handel u. Gewerbe sehr befördern. Die wichtigeren sind folgende: I. Ins nordatlantische Meer münden: a) Der 286 Meilen lange St. Lorenzstrom; er hat von seiner eigentlichen Quelle, dem Oberensee, bis zu seiner Mündung in den 20 Meilen breiten Lorenzbusen, eine Länge von 380 M. Von seinem Ausflusse aus dem Ontariosee beträgt sein Lauf noch 160 M., auf welchem er mehre Wasserfälle bildet u. die Abflüsse mehrer Seen, z. B. den 18 M. langen Ausfluß des Champlainsees auf dem rechten Ufer und kleinere Flüsse aufnimmt. Wegen der Unterbrechung des Niagara-Kataraktes ist die Verbindung der Seen durch den 9 Meilen langen Wellandskanal hergestellt. b) Der Connecticut, 70 M. lang, mit 5 Wasserfällen; (Gränzfluß zwischen Vermont u. Newhampshire) entspringt auf den weißen Bergen in Canada, durchströmt dann Massachusetts u. Connecticut u. fällt in den Longislandsund. c) Der Hudson, 56 M. lang; seine Quelle ist (wahrscheinlich am Catskillgebirge) westlich vom Champlainsee in New-York, welches er durchströmt; Mündung ist Sundhook. Der Hudson ist durch den Eriekanal mit dem Eriesee verbunden. — d) Der 75 M. lange Delaware, Quelle das Catskillgebirg, ist Gränzfluß zwischen Newjersey u. Pennsylvanien u. mündet in die Delawarebai. — e) Der Susquehanna, 90 M. lang; entspringt auf dem Alleghanygebirge, seine westliche Quelle liegt in Pennsylvanien; er hat hohe, bewaldete Ufer, viele Inseln u. Felsen und ist 15 M. von seiner Mündung in die Chesapeakebai schiffbar; er durchfließt einen Theil von New-York, Pennsylvanien und Maryland. f) Der Potomak, 78 Meilen lang, mit einem 80 Fuß hohen Wasserfalle; entspringt auf dem Alleghanygebirge in Virginien, bildet die Gränze zwischen Virginien und Maryland, durchströmt den Distrikt Columbia, fällt in die Chesapeakebai und ist für große Schiffe fahrbar. g) Der James, 82 Meilen lang, entspringt im Laurelgebirge in Virginien und durchströmt nur Virginien von Westen nach Osten. — h) Der 88 Meilen lange Peeber in Süd-Carolina, der Santee (77 Meilen lang) und Savannah (80 Meilen lang), kommen vom Apalachengebirge; der letztere ist Gränzfluß zwischen Süd-Carolina u. Georgien. — i) Der St. John auf der Halbinsel Florida. II. In den mexikanischen Meerbusen mündet: Der Mississippi. Er entspringt im Innern von N., westlich vom oberen See, aus einigen kleinen Seen, hat in den oberen Gegenden seines über 600 M. langen Laufes mehre Wasserfälle u. mündet sich westlich von Florida durch mehre Ausflüsse in den Meerbusen von Mexiko. Nach seiner Mündung hin wird er immer schmaler, aber in demselben Verhältnisse nimmt seine Tiefe zu. — Nebenflüsse: a) Auf dem linken Ufer: 1) Der Ohio, 210 M. lang, Quelle Alleghanygebirg (mit den Seitenflüssen: Cumberland, 100 M. lang, Tennessee, 140 M. lang, beide aus den Apalachen entspringend u. Wabash, 75 M. lang. — Der Ohio ist einer der schönsten Flüsse Amerika's; eine große Zahl blühender Städte erhebt sich bereits an seinen Ufern, und unter allen Strömen des Mississippithals ist der Ohio bis jetzt am meisten angebaut. — 2) Der Illinois, 49 M. lang, Quelle südlich vom Michigansee. — b) Auf dem rechten Ufer: 1) Der Missouri, welcher aus dem Rockygebirge kommt und über 700 M. lang ist, mit den Seitenflüssen: Velloco, 150 M. lang vom Festengebirge kommend, Platte, 200 M. lang vom Schneegebirge, der Kansas, 140 M. lang. — Nach

der Vereinigung mit dem Missouri verändert der Mississippi seinen Charakter gänzlich. Sein reines, klares Wasser wird von dem dicken, trüben des Missouri verschlungen. Anfangs fließen beide Ströme einige Meilen weit unvermischt neben einander; dann aber nimmt Alles das gelbe, schlammige Wesen des größeren Stromes an, u. so bleibt es bis zum mexikanischen Meerbusen. — 2) Der Arkansas entspringt im Felsengebirge, das er auch eine ziemliche Strecke in südlicher Richtung durchströmt. Seine Quellen sind noch nicht genau erforscht. Pike schätzte seinen Lauf mit den Krümmungen auf 2173 Meilen, von denen 192 auf das Gebirg kommen. Er hat bald steile Ufer, bald schmale Wiesengründe, durchschneidet bürre Sandflächen und wird so leicht, daß man ihn oft trockenen Fußes durchwaden kann. — 3) Der Red-River (rother Fluß) entspringt auch im Felsengebirge, in der Nähe von Santa Fé; seine Quelle und sein oberer Lauf sind nur unvollständig bekannt. Er fließt durch unermessliche Prairies rotherdigen Bodens; der mit Gras u. wilden Weinreben bedeckt ist. — Unbedeutende Küstenschlässe finden sich noch östlich von der Mündung des Mississippi. Klimatische Verhältnisse. Man kann in den vereinigten Staaten drei verschiedene klimatische Sektionen annehmen: 1) die nördliche, 2) die mittlere, 3) die südliche Sektion. — 1) Die nördliche Sektion umfaßt Ohio, Indiana, Michigan, Wisconsin u. Iowa. In dieser Sektion ist das Klima dem von Canada sehr ähnlich, die Winter sind strenge u. bringen gewöhnlich scharfe Nordwinde, der Sommer ist drückend heiß, besonders im August. Außerordentlich ist der Wechsel von Hitze und Kälte während des Sommers. 2) Die mittlere Sektion umfaßt Kentucky, Tennessee, Illinois, Missouri u. Arkansas. Die Temperatur ist milde u. gesund, aber fast täglichem u. auffallendem Wechsel unterworfen, besonders in den Monaten März, April und Mai. — 3) Die südliche Sektion begreift West-Florida, Alabama, Mississippi u. Louisiana. Hier ist vorherrschend warmes Klima, die Winter werden, besonders tief im Süden, immer milder u. zuletzt ganz unbekannt, das heißeste Klima findet man in Georgien. — Es regnet in N. verhältnismäßig viel mehr, als unter denselben Breitengraden Europa's; der meiste Regen fällt in Ohio, Kentucky u. Tennessee, u. unter allen Regen sind die Frühlingregen die häufigsten u. stärksten. Die Regenzeit währt acht bis zehn Wochen, ist aber ungleich, da es in manchem Jahre um jeden dritten Tag regnet, in anderen Jahren kaum einmal in der Woche. Schnee fällt verhältnismäßig wenig u. bleibt nicht lange liegen. — Der Frühling beginnt Anfangs März, und im April fängt die Vegetation an, sich zu entwickeln, während in dem gewöhnlich sehr angenehmen Mai bereits einzelne sehr heiße Tage kommen u. Gewitterregen sich einstellen. Der Sommer beginnt gewöhnlich in der Mitte Juni u. die Hitze ist dann häufig außerordentlich, der Boden trocknet aus und von vielen Bäumen fallen die Blätter ab, der Himmel ist gewöhnlich heiter, und Tage mit durchaus bewölkttem Himmel sind eine höchst seltene Erscheinung. Die Winde des Sommers sind der Nord- u. Südwest, letzterer pflegt die größte Hitze zu bringen, die in den Mittagsstunden von 11–3 Uhr ihren Höhepunkt erreicht. — Die angenehmste Jahreszeit ist der Herbst; im September nimmt die Hitze ab und es kommen kalte Nächte mit empfindlichen Nachfrösten. Der Nordwest des Herbstes bringt rauhe u. nasskalte Tage, in der ersten Hälfte des Octobers entblättern sich die Bäume und der Winter stellt sich ein mit seinen scharfen Nordwinden, die Schneegestöber u. im Norden heftigen Frost bis zum April herbeiführen. — Gesundheitszustand. Es lassen sich 2 Hauptursachen der einheimischen Krankheiten angeben: 1) Veränderlichkeit der Witterung u. 2) Ausdünstung des Bodens, wobei nach Einigen noch die Beschaffenheit des Trinkwassers in Betracht kommt. Der schnelle Wechsel der Temperatur ruft Erkältungen und acute Entzündungen mit oft bösamtem Charakter hervor, während die Ausdünstung des Bodens, besonders in wasserreichen Gegenden und Prairien, die verschiedenen Formen der Wechselfieber (*febris intermittens*) hervorruft. Die Umrodung und Cultivirung des Bodens erzeugt gewöhnlich Krankheiten, besonders das schon er-

wähnte Wechselfieber; indeß schaden die Ausdünstungen des neuangebauten Landes gewöhnlich nur im ersten Jahre und weniger auf Boden mittlerer Güte, als auf Land erster Classe. In den südlichen Staaten, besonders in den am merikanischen Golf gelegenen, wie Florida, Louisiana, Texas, herrscht häufig das gelbe Fieber, jene furchtbare Krankheit der neuen Welt, die fast jährlich Tausende von Menschenleben als Opfer fordert. — Was den Reichthum an Produkten betrifft, so weiteifert hierin N. nicht nur mit allen anderen Ländern der alten u. neuen Welt, sondern übertrifft sogar die meisten derselben. Ungeheure Wälder von Eichen, Tannen, Fichten, Weymouths- u. Pechkiefern, Sprusselröhichten, Cedern, Cypressen, Linden, Akazien, Mahagoni-, Gurken-, Erbsen-, Baumwoll-, Tulpenbäumen, Sycomoren, Balsamtannen, Wachs-, Myrten-, Gummi-, Zuckerahornbäumen, liefern Holz zum Bauen von Häusern u. Schiffen, zu den schönsten Arbeiten der Kunstschler aller Länder u. für den Feuerungsbedarf. Und diese herrlichen Wälder, deren Zierde die schöne, großblumige Magnolie (*Magnolia grandiflora*) mit ihren prachtvollen, wohlriechenden Blüten ist, bergen, nebst den gras- u. rohrreichen Prairien, Tausende von lebenden Wesen aus dem Thierreiche. Löwen, Cuguars (amerikanische Panther), graue u. Prairiewölfe, wilde Katzen, Luchse, Füchse, Waschbären (Raccoon), Beuteltiere (Opossum), Eichhörnchen, Prairiehunde (*Arctomys Ludoviciana*), Hoch- u. Rothwild, Wagtitz u. Glenthiere bieten dem Jäger in N. reiche Beute, während Biber, Flußottern, Moschusratten die Gestade des Mississippi u. Missouri bewohnen u. jährlich Hunderte von Pelzjägern beschäftigen. Unzählige Vögel beleben mit dem bunten Farbenspiel des prachtvollsten Gefieders die Wälder, Seen, Sümpfe, Flüsse u. Prairien. Da finden wir, um von den vielen Vögeln nur einige der bemerkenswertheften hervorzuheben, die Wanderdrossel (*Turdus migratorius*) mit ihrem nachtigallenartigen Gesange, den Spottvogel, welcher die Stimme aller anderen Vögel nachahmt, den für Reis- u. Maisfelder gefährlichen Reissvogel u. den Papagei mit seinen verschiedenen Spielarten, dessen Lärmen die Wälder des Westens durchtönt. Wilde Truthühner sind selbst in angebauten Gegenden sehr häufig, das Kepphuhn ist heerdenweise anzutreffen u. für die Ansiedler in Illinois, Missouri u. Iowa ist das wohlchmeckende Prairiehuhn, welches im Herbst in großen Zügen erscheint, ein Hauptgegenstand der Jagd, wie auch die Wandertaube in wolkenähnlichen Zügen zur Herbstzeit von den nördlichen Seen nach dem Süden zieht u. dann Veranlassung zu großen Jagden gibt. Sumpfvögel aller Art (worunter Pelikane u. Reiher) finden sich in den Niederungen längs der Flüsse u. der Meeresküste in überaus großer Anzahl. — Die Flüsse u. Seen der vereinigten Staaten sind reich an Fischen, deren Aufzählen ermüden würde, nur den zum Geschlechte der Welse gehörigen, sehr gemeinen Karpfisch (Catfish) und den gefräßigen Hornfisch (*Lepiosteus*), wie den noch gefräßigeren Seeteufel (*Litholepis adamantinus*), welcher im Mississippi gefunden wird, wollen wir erwähnen. — Reptilien finden sich besonders im Süden im Ueberflus. Unter den Schlangen, von denen es etwa vierzig Arten gibt, sind die Klappers-, Mocassin- u. Kupferschlange (Copperhead) die gefährlichsten. Die langsam schleichenden Ströme u. die Seen von Westflorida u. Alabama dienen dem amerikanischen Krokodil (Alligator) zum Aufenthalte, während Eidechsen in größter Menge u. Verschiedenheit gefunden werden. Schildkröten, Frösche u. Kröten sind zahlreich vorhanden. An Insekten ist das Land sehr reich u. Mehre Arten derselben, wie die in wolkenartigen Schwärmen einherziehenden Muesquito's, die schwarze Mücke, die Prairieflye, zahlreiche Bremsen u. Wanzen werden oft für Menschen u. Vieh sehr beschwerlich. An Mineralien haben die vereinigten Staaten Eisen, von dem große Minen in Newjersey, Pennsylvanien u. Maryland vorkommen; Kupfer, Blei u. Gold, letzteres in Georgien u. Nordcarolina. Die wichtigsten Goldgruben sind bei dem Dorfe Charlotte (Mecklenbourg-County) in Nordcarolina. Silber findet sich in Ohio; außerdem gibt es Zink, Kalk, Wismuth, Quecksilber, Kobalt, Schiefer-, Mühl-, Kalk- u. Schleifsteine, Topase, Chrysoberyle, Graphit, Alaun, Vitriol, Torf, Salpeter, Salmei, Schwefel, Naphtha-

u. Mineralwasserquellen. — Bevölkerung. Die Angehörigen dreier Menschengeschlechter u. zahlreiche Mischlinge bewohnen das große Gebiet der vereinigten Staaten. Die Urbevölkerung, die amerikanische Rasse, macht jetzt den kleinsten Theil der Bevölkerung aus, weil durch das Vordringen der Weißen nach Westen, durch Branntweingenuss u. andere europäische Laster mit jedem Jahre die Zahl der Indianer verringert wird. Die ganze Indianerbevölkerung der vereinigten Staaten mag jetzt 253,464 Seelen betragen, von denen nur der kleinere Theil sich zum Christenthume bekennt. Die Stämme der Cherokesen, Creeks, Seminolen, Sacs, Ojages, Chippeways, Blachseets (Schwarzfüße) u. Winnebagos sind die zahlreichsten unter den Indianerstämmen u. wohnen meist in Westarkansas, wo ihnen die Regierung einen bedeutenden Landstrich zur Ansiedelung angewiesen hat; in Florida, Texas, Missouri, Iowa, Wisconsin u. in den großen Wälderdistrikten des Westens. — Die Neger, im Ganzen etwa $2\frac{1}{2}$ Millionen, bilden einen Hauptbestandtheil der Bevölkerung in den südlichen Staaten; ohne sie könnten diese Länder, welche vorzugsweise Baumwolle, Reis u. Tabak produziren, fast gar nicht benützt werden, da kein Weißer bei dem Klima der erwähnten Länder Feldarbeit verrichten kann. Höchst beklagenswerth ist das Loos der schwarzen Bevölkerung. Seit 1808 ist die Eclaveneinfuhr verboten, daher werden jetzt, um die Zufuhr von Eclaven aus Afrika zu ersetzen, die Neger heerdenweise in den Eclavenstaaten zum Verkaufe aufgezogen u., ungeachtet des Verbotes, immer noch 10—15,000 Eclaven in die südlichen Staaten eingeschmuggelt. Auch das Schicksal der freien Schwarzen ist kein glückliches; ungeachtet das Gesetz ihnen alle bürgerlichen Rechte einräumt, so werden sie doch durch die Abneigung der Weißen von allen Aemtern ausgeschlossen. In den Gesellschaften der Weißen sieht man keinen Farbigen und selbst in den Kirchen der protestantischen Sekten müssen sich jene Farbigen mit einem abgelegenen Winkel begnügen, weshalb es die größte Anerkennung verdient, daß die katholische Kirche eine so empörende Absonderung nicht duldet u. nicht kennt. Um das Loos der freigelassenen Neger zu erleichtern, ist auf der Westküste von Afrika eine Ansiedelung freier Neger in Liberia begründet worden u. die Staaten Maryland u. Virginien haben große Summen bewilligt, um die freien Schwarzen nach jener, im schönsten Emporbüthen begriffenen, Colonie zu bringen. — Die weiße Bevölkerung der vereinigten Staaten ist die bunteste Mischung aller Nationen Europa's. Engländer, Schotten, Iren, Holländer, Deutsche (5 Millionen), Schweden, Franzosen, Spanier, Polen, Italiener bilden die Einwohnerschaft der Union u. es scheint, daß diese Vermischung der verschiedensten nationalen Elementen immer mehr sich ausbildenden, eigenthümlichen Charakter der N.ner hervorbringt, wie auch eine besondere Mischsprache (englisch u. deutsch) mehr und mehr hervortritt. — Unternehmungsgest, Unabhängigkeitsliebe, Tapferkeit, die bis zur Waghalsigkeit geht, Gewinnsucht, Sparsamkeit u. Fleiß, ein gewisser Ernst u. die feurigste Liebe zum Vaterlande u. dessen freien Institutionen sind die Hauptzüge im Charakter des N.ners. Er liebt Ruhe und bequemes Leben, ist aber auch stets bereit, dieß zu entbehren, wenn es gilt, einen Gewinn zu erlangen. Der Farmer des Ostens verkauft sein Gut, um in den Urwäldern von Wisconsin ein neues Besitzthum sich zu begründen, das er, wenn es in guten Stand gebracht ist, bei der Aussicht auf Gewinn eben so leicht wieder hingibt, wie die erste Besetzung. Die Liebe zum Gelde, die bis zur Leidenschaft wird, ist dem N.ner im höchsten Grade eigen, u. dieser seiner Neigung opfert er Alles, Lebensruhe u. Bequemlichkeit; sie treibt ihn zur angestrengtesten, mit den schwersten Entbehrungen u. Mühen verbundenen Thätigkeit. Sitten u. Lebensart der Bewohner der alten, nördlichen Staaten gleichen ganz jenen Englands; der Puritanismus mit seinem kalten, freudenlosen Wesen drückt der Lebensweise in jenen Gegenden vielfach den Charakter der Einförmigkeit auf, während man bei dem Südländer Lebhaftigkeit im Umgange, Gastfreiheit u. Geselligkeit, häufig aber auch Indolenz u. Hang zum Spiele u. zur Verschwendung findet. Ständeunterschied findet nicht statt; er wird aber nicht ausbleiben, wenn das Ansehen der Gelbaristokratie in den großen

Städten fernerhin so zunimmt, wie gegenwärtig. Zu den öffentlichen Aemtern und Ehrenstellen können Leute aller Stände gewählt werden, der geringe Handwerker eben so gut, wie der Kaufmann, welcher über Millionen gebietet. Das niedrige Dienstverhältniß, wie es in Deutschland sich findet, kennt man in N. nicht: „der Arbeiter,“ sagt Bromme, „vermiiethet seine Kraft und Thätigkeit für die ausbezugene Zeit, ist aber sonst seinem Brodherrn oder vielmehr Beschäftigter völlig gleich. Die Verfassung der vereinigten Staaten bringt es mit sich, daß in diesem Lande zahlreiche, politische Parteien existiren. Die Hauptparteien sind folgende: 1) die Tories, welche eine beschränkt-monarchische Verfassung wünschen u. auf Kosten der Macht u. Rechte des Volkes die Gewalt u. die Vorrechte der Gesetzgebung zu erweitern streben. 2) Die Föderalisten, die mit der jetzigen Regierung unzufrieden sind, weil sie dieselbe für zu demokratisch halten. 3) Die Demokraten, unbesritten die zahlreichste Partei, welche durch zahlreiche Journale, die den größten Einfluß auf die öffentliche Meinung ausüben, unterstützt werden. Die größte Beachtung verdient das religiöse Leben in den Vereinigten Staaten. Bei der bestehenden, unbeschränkten Freiheit des Gewissens u. der Religionsübung ist es erklärbar, daß man in den Vereinigten Staaten Religionsbekenntnisse aller Art findet. Wir wollen zuerst die protestantischen Sekten anführen u. dann zeigen, wie, gegenüber dieser traurigen Spaltung im Glauben, die katholische Kirche sich kräftigt u. zunimmt. 1) Die Anglikaner (Anhänger der Hochkirche). Ihre Kirche hat 15 Sprengel, 10 Bischöfe u. gegen 530 Geistliche. 2) Die Presbyterianer, mit einer allgemeinen Versammlung als Oberhaupt, unter welcher Versammlung 20 Synoden, 104 Presbyterien u. etwa 1800 Prediger stehen. 3) Die Congregationalisten oder Independents, mit mehr als 1000 Predigern u. 1270 Kirchen. 4) Baptisten, welche sich von den Congregationalisten dadurch unterscheiden, daß sie durch Eintauchen taufen, sind sehr zahlreich u. bestehen aus 224 Gesellschaften mit 4385 Kirchen u. 3000 Predigern. 5) Unitarier. 6) Methodistten, deren höchste kirchliche Behörde die allgemeine Konferenz ist, welche sich alle 4 Jahre versammelt, ihre Zahl wird auf 440,000 angegeben. 7) Quäker, mit etwa 150,000 Seelen, sind hauptsächlich in Pennsylvanien zu Hause. 8) Holländisch-Reformirte. 9) Deutsch-Reformirte mit zahlreichen Predigern u. Schulanstalten. 10) Lutheraner haben große Gemeinden in Pennsylvanien, Neu-Carolina, Neu-York, Maryland. 11) Herrnhuter, mit 6000 Seelen u. dem Hauptort Bethlehem in Pennsylvanien. 12) Universalisten haben gegen 300 Gemeinden mit 150 Predigern u. halten jährlich eine Versammlung, zu der sämtliche Gemeinden Abgeordnete senden. 13) Swedenborgianer. 14) Shakers (Schütterer), deren Andachtsübungen in Tänzen bestehen. — Die katholische Kirche nimmt an Seelenzahl u. Ansehen mit jedem Jahre zu u. wird, Texas eingerechnet, jetzt 2,500,000 Seelen zählen. Die ersten Katholiken, welche nach N. (1632) kamen, waren Irländer u. siedelten sich in Maryland an, wo ihre Ansiedelungen bis zur amerikanischen Revolution von Jesuiten geleitet wurden. Das erste katholische Bisthum wurde 1790 gestiftet u. 1810 das erste Erzbisthum Baltimore errichtet, welchem die Diöcesen Boston, Newyork, Philadelphia u. Bardstowen untergeordnet wurden, wozu später noch andere neu errichtete Bisthümer kamen, so daß die katholische Kirche in den Vereinigten Staaten jetzt 1 Erzbisthum u. 21 Bisthümer zählt, während die Zahl der Priester sich auf 634 beläuft u. 666 vollendete, 107 im Bau begriffene Kirchen u. Kapellen, 461 Stationen, 19 geistliche Institute, 26 gelehrte Anstalten für Knaben, 52 Mädchenerziehungsanstalten, 698 Wohlthätigkeitsanstalten u. 15 katholische Zeitschriften das kirchliche Leben unter den Bekennern unserer heiligen Kirche in N. befördern u. beleben. Ganz besonders thätig für Ausbreitung der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten sind folgende religiöse Orden: 1) Die Gesellschaft Jesu, mit Collegien zu Georgetown (140 Conviktoristen), St. Louis, wo ihre Schule zur Universität erhoben worden ist, Fredericity (Friedrichsstadt) u. St. Stanislaus in Kentucky,

wo sich das Noviziat befindet. Außerdem haben die Jesuiten zahlreiche u. höchst segensreich wirkende Missionen unter den Indianern. 2) Die Sulpicianer (congrégation de St. Sulpice) zu Baltimore, mit einem gelehrten Collegium, in dessen Convikte 80 Studirende sich befinden. 3) Lazaristen oder Missionäre des heiligen Vincenz von Paul, die viele bischöfliche Seminare leiten u. ihren Hauptsitz in St. Louis haben. 4) Redemptoristen zu Baltimore, Pittsburg, Rochester (New-York), Norwalk u. St. Maria in Pennsylvanien. Der letzterwähnte Ort ist der Hauptsitz der Thätigkeit dieses, für die Seelsorge unter den katholischen Deutschen in N. unermüßlich u. segensreich thätigen Ordens. In der rein katholischen, von Redemptoristen unter Mitwirkung der Herren Colonel Benziger aus Einsiedeln in der Schweiz u. von Schröter aus Mecklenburg begründeten, deutschen Colonie St. Maria erhebt sich bereits die Stadt Marienstadt, mit einem prächtigen Gotteshause, Schulanstalten, geleitet von armen Schulschwestern aus Bayern u. einem wohl eingerichteten, von barmherzigen Schwestern besorgten Krankenhause. Das Noviziat der Redemptoristen in N. soll auch nach Marienstadt verlegt u. damit eine gelehrte Anstalt für katholische Studirende verbunden werden. Katholische deutsche Auswanderer machen wir wiederholt auf diese, in schönster Weise erblühende, katholische Niederlassung aufmerksam. 5) Dominikaner, mit Conventen zu St. Joseph (Ohio) und Rosa (Kentucky). 6) Benediktiner, die ebenfalls unter Leitung des trefflichen P. Bonifaz Wimmer aus Bayern nach den Vereinigten Staaten gekommen sind u. bereits eine Niederlassung begründet haben. 7) Schulbrüder. 8) Franciscaner, mit einem kleinen Convente zu Cincinnati. 9) Nonnen von Mariä Heimsuchung oder Salesianerinnen, in Georgetown bei Washington, mit einer sehr besuchten, weiblichen Erziehungsanstalt. 10) Schwestern von der göttlichen Vorsehung, lauter Regenerinnen, zum Unterrichte der schwarzen Bevölkerung. 11) Karmeliterinnen zu Baltimore u. New-Orleans. 12) Barmherzige Schwestern des heiligen Vincenz von Paul, im ganzen Lande verbreitet. 13) Ursulinerinnen zu Boston u. New-Orleans. 14) Schwestern vom heiligen Joseph in Illinois. 15) Schwestern vom heiligen Herzen Jesu (Dames du sacré coeur) in St. Louis, New-Orleans und New-York. 16) Schwestern von Loretto. 17) Schwestern von der Gnade zu Pittsburg in Pennsylvanien. Wir lassen hier noch eine statistische Uebersicht der Seelenzahl in den einzelnen Diöcesen der Vereinigten Staaten folgen.

Diöcese.	Seelenzahl (Katholiken).	Deutsche.
1. Baltimore (Erzdiöcese)	80,000	7,000
2. Philadelphia	140,000	12,000
3. Pittsburg	60,000	8,000
4. Richmond	6,000	800
5. Charleston (town)	7,000	—
6. Cincinnati	50,000	20,000
7. Louisville	100,000	5,000
8. St. Louis	100,000	7,000
9. Vincennes	35,000	1,500
10. Detroit	25,000	1,500
11. Little Rock	5,000	—
12. Milwaukee	15,000	1,500
13. Chicago	50,000	—
14. Boston	30,000	600
15. New-York	200,000	20,000
16. New-Orleans	160,000	800
17. Natchez	1,000	—

Diözese.	Seelenzahl (Katholiken).	Deutsche.
18. Nashville	5,000	300
19. Dubuque	5,000	500
20. u. 21. Hartford u. Mobile zusammen	1,700	—
22. Texas	15,000	—

Der Sinn des N.ner's ist durchaus praktisch, weshalb die Wissenschaften und schönen Künste dort jene Pflege nicht finden, die man ihnen bei uns angedeihen läßt. Indessen wird von Seiten des Staates u. von Privaten viel für Beförderung des Schulwesens u. gelehrter Bildung gethan. Es gibt an 92 Colleges oder höhere Schulen, von denen 20 den Namen University führen, 23 medizinische u. 9 Advokatenschulen, wie auch Volksschulen in den östlichen Staaten meist hinreichend vorhanden sind u. die zahlreichen Freischulen viel zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse beitragen. — Für öffentliche Büchersammlungen ist noch nicht ausreichend gesorgt; sehr ansehnlich ist die Bibliothek des 1638 gestifteten Harvard-College zu Cambridge in Massachusetts; die übrigen bedeutenden Bibliotheken sind jene der Athenäen zu Boston u. Philadelphia, so wie die Congressbibliothek zu Washington. Die botanischen Gärten von Cambridge, New-York u. Philadelphia sind berühmt, aber es gibt weder eine ausgezeichnete Naturaliensammlung, noch ein gutes Observatorium. (Literatur u. Kunst in den Vereinigten Staaten siehe am Schlusse des Artikels.) Die Vereinigten Staaten sind ein Land des Gewerbflusses u. Handels im vollsten Sinne des Wortes. Wasser, Steinkohlen, Eisen, Ueberfluß an Rohstoffen, die sich zur Verarbeitung eignen, Wohlfeilheit der Lebensmittel; ferner die gleichsam angeborene, rastlose Thätigkeit u. Strebbarkeit der N.ner haben in jenem Lande die Industrie zu einer Blüthe erhoben, wie man sie selten findet. Unter allen Zweigen des Gewerbflusses steht die Baumwollenmanufaktur oben an, besonders, seitdem der Maschinenwebstuhl eingeführt worden ist. Die größten Baumwollmanufakturen sind in der Umgegend von Baltimore, Philadelphia u. in den Staaten Newhampshire, Massachusetts, Rhode-Island u. Newjersey. Die Wollmanufakturen in den Vereinigten Staaten sind ebenfalls sehr bedeutend u. der Bedarf dieser Fabriken an Wolle so groß, daß aus dem Auslande noch Wolle bezogen werden muß. Der Ueberfluß des Landes an Eisenerz u. Steinkohlen begünstigt die Eisenmanufakturen u. die Fabrikation von Dampfmaschinen. — Im Handel sind die N.ner nach den Engländern die ersten; ihre Handelsschiffe durchfahren alle Meere u. besuchen alle Küstenländer der alten u. neuen Welt. Sehr bedeutend ist der Pelzhandel, dessen Stapelplatz Michillimackinac an der Straße, welche den Michigan mit dem Huronsee verbindet, ist. Bedeutender noch ist der Fischfang auf Kabeljau (Stockfisch) an den Küsten von Newfoundland, so wie der Wallfisch- und Seehundsfang im Süd-Polar-Ocean. Der Gesamtwert der Ausfuhr aus den Vereinigten Staaten wird auf mehr als 87 Millionen Dollars geschätzt, wovon fremde Schiffe nur etwas über 21 Millionen abholen. Bei dem blühenden Zustande der Landwirtschaft u. dem immer weiter schreitenden, trefflichen Anbau des Landes ist es erklärbar, daß die rohen Erzeugnisse des Bodens mehr als die Hälfte des Werthes der ganzen Ausfuhr ausmachen. Die Ausfuhr einheimischer Seeprodukte, der Waldprodukte, (wozu Häute u. Pelze gerechnet werden) der Manufakturwaaren, die besonders nach Mexiko, Südamerika u. dem mittelländischen Meere gehen, machen den übrigen Theil des Gesamtausfuhrwerthes aus. Der Werth der Einfuhr beträgt nach durchschnittlicher Berechnung jährlich 102 Millionen Dollars. Die Einfuhr aus Großbritannien besteht in Baumwollwaaren, Wollenzeugen u. Eisenwaaren. Aus Frankreich, Italien u. Ostindien wird Seide eingeführt, während Deutschland, Belgien, Holland u. Frankreich Leinwand senden u. Wein aus Frankreich, Spanien u. Portugal bezogen wird. China liefert den

vereinigten Staaten Thee, Westindien u. Brasilien Kaffee, Rußland, Preußen u. die Niederlande schicken Glachs und Hanf. — Der innere Verkehr wird durch zahlreiche Kanäle, Straßen, Eisenbahnen u. Dampfschiffe zu immer größerer Blüthe gebracht. Unter den Handelsstädten ist New-York die erste, dann kommen Boston, Philadelphia, Baltimore, New-Orleans, Charlestown, Galveston u. s. w. Zwischen den östlichen u. westlichen Staaten ist Pittsburg der Stapelplatz, während St. Louis die größte Handelsstadt des Westens ist. — Die in den vereinigten Staaten geltenden Münzsorten sind: 1) Der Dollar (1 Rthlr. 10 Sgr.), welcher in 8 Schillinge getheilt wird, jeder zu $12\frac{1}{2}$ Centis. 2) Der Adler (Eagle) eine Goldmünze zu 10, $\frac{1}{2}$ Adler (Half Eagle) zu 5 u. $\frac{1}{4}$ Adler (Quarter) zu $2\frac{1}{2}$ Dollar. — Das Grundgesetz der vereinigten Staaten ist die Constitution von 1787, die 1789 vollständig angenommen u. bestätigt, später aber mit 12 Verbesserungsartikeln vermehrt wurde. Nach diesem Gesetze besteht die nordamerikanische Union aus der politischen Verbindung einer unbestimmten Zahl von Staaten, in deren Reihe ein Gebiet (Territory) einzutreten berechtigt ist, sobald es eine Bevölkerung von 60,000 Seelen hat. Jeder einzelne Staat ist, was innere Angelegenheiten betrifft, vollkommen unabhängig u. souverain; nur die allgemeinen Angelegenheiten, Krieg u. Frieden, Bündnisse, Auslagen, Finanzen, Heer u. Marine werden vom Congress geleitet. Der Congress besteht aus dem Senate u. dem Hause der Repräsentanten, über dem Ganzen steht der Präsident. Jeder Staat sendet von je 50,000 Seelen seiner Bevölkerung Einen auf zwei Jahre zum Hause der Repräsentanten. Dieser Deputirte muß wenigstens 25 Jahre alt u. seit 7 Jahren im Staate ansässig seyn. Die Repräsentanten wählen aus ihrer Mitte ihren Vorsteher, den Sprecher. Zum Senate sendet jeder Staat 2 Mitglieder auf 6 Jahre; die Mitglieder des Senats müssen 30 Jahre alt u. seit 9 Jahren Bürger des sie sendenden Staates seyn; Vorsteher des Senates ist der Vicepräsident des Congresses u. die Stimme des Vorstehers entscheidet, wenn die Stimmen gleich getheilt sind. — Der Präsident muß ein geborener Bürger der vereinigten Staaten seyn, das 35. Lebensjahr erlangt u. 14 Jahre in dem Staate, dem er angehört, gewohnt haben. Er ist Oberhaupt der Land- und Seemacht, beruft die Minister (Staatssekretäre), welche mit ihm u. dem Vicepräsidenten einen geheimen Rath bilden. Der Präsident schließt ferner, wenn zwei Dritttheile der Senatoren beistimmen, Traktate ab, ernennt Minister, Gesandte u. Consuln, so wie die Richter des obersten Gerichtshofes. Die Befoldung des Präsidenten, welcher das Prädikat „Excellenz“ führt, beträgt 25,000 Dollars, jene des Vicepräsidenten 10,000; die Senatoren u. Repräsentanten werden vom Staate entschädigt. Wird der Präsident des Verrathes u. der Untreue beschuldigt u. übersührt, so kann er abgesetzt werden. Jeder Staat ernennt zur Wahl des Präsidenten so viele Wähler, als er Senatoren u. Repräsentanten sendet, u. diese Wähler ernennen für jeden Staat zwei Candidaten, wovon einer ein Bürger eines anderen Staates der Union seyn muß. Es werden Listen der für die Präsidenten- u. Vicepräsidentenwahl bezeichneten Personen angefertigt u. die Zahl der Stimmen, welche jeder erhalten hat, wird angegeben. Diese Listen werden versiegelt dem Congress übergeben, von beiden Häusern eröffnet und dann der mit Stimmenmehrheit erwählte Präsident proklamirt. — Die Justizverwaltung ist im Wesentlichen die englische. Die Freiheit der Presse ist unbeschränkt und wird leider häufig genug gemißbraucht. Das Wappen der vereinten Staaten besteht aus so viel weißen Sternen in blauem Felde, als Staaten sind; die Flagge in ebenso vielen rothen u. weißen Streifen. Die Abgaben bestehen 1) in allgemeinen Bundessteuern, welche durch die Hafenzölle gedeckt werden; 2) Steuern der einzelnen Staaten; 3) Steuern der einzelnen Grafschaften; 4) Ortssteuern in den größeren Städten, die sehr ansehnlich sind, während die beiden vorhergehenden von keiner großen Bedeutung sind. — Das stehende Heer beträgt etwa 8000 Mann, die meist in den Forts an der Küste u. auf Posten gegen die Indianer vertheilt sind. Zur Zeit des Kriegs wird die Miliz aufgeboten, die bis auf 1 Million Mann-

schaft gebracht werden kann, in Disciplin u. Organisation zwar europäischen Militärischen nachsteht, aber ihre Tapferkeit u. Ausdauer in neuester Zeit in dem Kriege mit Mexico glänzend bewiesen hat. Die Flotte, aus Kriegsschiffen, Fregatten, Sloops u. Schonern bestehend, ist sehr bedeutend, im besten Zustande befindlich u. rücksichtlich der Schiffe u. deren Besatzung der englischen Flotte nicht nachstehend. — Die ganze nordamerikanische Union besteht jetzt aus folgenden einzelnen Staaten und Gebieten: — Maine, 1500 □ M. 550,000 E. Hauptstadt: Portland; New-Hampshire 440 □ M. 300,000 E. Hauptstadt: Concord; Vermont 392 □ M. 300,000 E. Hauptstadt: Montpelier; Massachusetts 370 □ M. 800,000 E. Hauptstadt: Boston; Rhode-Island 60 □ M. 110,000 E. Hauptstadt: Newport; Connecticut, 220 □ M. 310,000 E. Hauptstadt: New-Haven; New-York, 2000 □ M. 2,500,000 E. Hauptstadt: Albany; New-Jersey, 300 □ M. 400,000 E. Hauptstadt: Trenton; Pennsylvanien, 2100 □ M. 1,800,000 E. Hauptstadt: Harrisburgh; Delaware 100 □ M. 90,000 E. Hauptstadt: Dover; Maryland, 446 □ M. 500,000 E. Hauptstadt: Annapolis; Virginien 3000 □ M. 1,300,000 E. Hauptstadt: Richmond. — (Zwischen Virginien u. Maryland liegt der District Columbia, 4 □ M. groß, mit 50,000 E. u. der Hauptstadt der nordamerikanischen Union, Washington, in dessen prächtigem Capitol die Sitzungen des Congresses gehalten werden.) — Nord-Carolina, 2000 □ M. 800,000 E. Hauptstadt: Raleigh; Süd-Carolina 1134 □ M. 600,000 E. Hauptstadt: Columbia; Georgia, 2700 □ M. 620,000 E. Hauptstadt: Milledgeville; Alabama, 2500 □ M. 600,000 E. Hauptstadt: Mobile; Mississippi, 1900 □ M. 200,000 Einwohner. Hauptstadt: Jackson; Louisiana, 2300 □ M. 350,000 E. Hauptstadt: New-Orleans; Arkansas 2428 □ M. 120,000 E. Hauptstadt: Little Rock; Tennessee, 1945 □ M. 900,000 E. Hauptstadt: Nashville; Missouri 2620 □ M. 250,000 E. Hauptstadt: Jefferson; Kentucky 1800 □ M. 900,000 E. Hauptstadt: Frankfort; Illinois, 1600 □ M. 300,000 E. Hauptstadt: Vandalia; Indiana, 1460 □ M. 708,000 E. Hauptstadt: Indianapolis; Ohio, 1800 □ M. 170,000 E. Hauptstadt: Columbus; Michigan 2160 □ M. 300,000 E. Hauptstadt: Detroit; Iowa (120,000 englische □ M.) 50,000 E. Hauptstadt: Iowa City; Texas, 3408 □ M. 400,000 E. Hauptstadt: Augustin. — Gebiete: Florida, 2567 □ M. 50,000 E. Hauptstadt: Tallahassee; Wisconsin ? □ M. 40,000 E. Hauptstadt: Milwaukee; Missouri u. Oregongebiet begreift alles Land zwischen dem Staate Missouri, Texas, bis zu den britischen Besitzungen u. wird von zahllosen indianischen Volksstämmen bewohnt. Der Flächeninhalt u. die Einwohnerzahl dieses ungeheueren Länderstriches läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. —

Geschichte. Der Venetianer Sebastian Cabot, welcher von Heinrich VII. von England mit 4 Schiffen ausgesendet wurde, entdeckte schon 1497 die Ostküste von N.; da aber die neuentdeckten Länder nur undurchdringliche Wälder u. Wildnisse, aber keine edlen Metalle darboten, so wurden sie lange vernachlässigt. Erst die Königin Elisabeth gab dem berühmten Ritter Walter Raleigh den Auftrag, mit 2 Schiffen nach der Ostküste von N. zu segeln u. das Land zu untersuchen. Raleigh gründete eine Niederlassung in Virginia, wie er den Landstrich, wo er landete, zu Ehren seiner Königin nannte; indes mißlang dieser Ansiedelungsversuch gänzlich u. die Ansiedler kehrten 1586 nach England zurück, weil sie den Angriffen feindlicher Indianer nicht zu widerstehen vermochten. Auch die in den Jahren 1587 u. 1590 gemachten Ansiedelungsversuche mißlangen u. seit 1590 hörten alle Reisen nach der Küste von N. auf. Der Seefahrer Bartholomäus Gosnold bewog endlich durch begeisterte Schilderungen von N. seine Freunde, mit ihm eine Gesellschaft zur Gründung von Colonien in jenem Lande zu bilden u. Jakob I. gab dieser Gesellschaft außerordentliche Freiheiten. Diese Ansiedelungsgesellschaft theilte sich in zwei Compagnien, von denen die Londoner den Anbau von Carolina, Virginien u. Pennsylvanien übernahm, während die Plymouther den Anbau von Neuengland zum Gegenstande ihres Unternehmens machte. In demselben

Zeitraume legten die Holländer, zur besseren Betreibung des Pelzhandels in der Gegend, wo jetzt New-York steht, eine Niederlassung an, während Schweden, ungeachtet der Protestationen der Holländer, sich mit Bewilligung Karls I. von England am Delaware niederließen. Die Ansiedelung dreier Nationen an einer und derselben Küste mußte bald Eifersucht unter ihnen erregen; es entstand ein Kampf, in welchem die Neuengländer von den Holländern (1642), die Holländer von den Schweden (1654) u. die Schweden wiederum von den Holländern der Herrschaft über ihre nordamerikanischen Ansiedelungen beraubt wurden. Hierauf behaupteten die Holländer mehrre Jahre lange ganz allein die Herrschaft über die Niederlassungen an u. zwischen dem Hudson u. Delaware, bis sie 1664 von den Engländern gänzlich aus N. vertrieben wurden. Die englischen Niederlassungen, welche durch Sektengeist und die Navigationsakte lange in ihrem Aufblühen gehindert wurden, blühten unter der Regierung Wilhelms III. rasch auf. Viele Ansiedler aus Europa, die Freiheit des Glaubens u. Gewissens suchten, kamen nach N. Quäcker u. andere englische Dissidenten suchten dort eine Zufluchtsstätte, während Lord Baltimore mit 200, vor den Verfolgungen der Protestanten aus England geflohenen, katholischen Familien eine von B. White u. anderen Jesuiten geleitete Niederlassung in Maryland gründete. Aus Deutschland führte Bistorius, ein Frankfurter, im Jahre 1682 die erste Gesellschaft deutscher Auswanderer nach jenem Lande, das bald für viele unserer Stammgenossen, besonders aus der Pfalz u. Salzburg, ein Ziel der Auswanderung wurde. Durch die Abtretung Canadas an die Engländer (1763) waren diese die einzigen Beherrscher von N. geworden u., die Wichtigkeit ihrer nordamerikanischen Besitzungen wohl erkennend, förderten sie das Aufblühen letzterer nach allen Kräften. Mehrre Districte erhielten von der Krone Freibriefe u. Privilegien (zuerst Virginien 1612, dann Massachusetts 1628, Maryland 1632 u. s. w.), so daß diese Colonien ihre inneren Angelegenheiten fast selbstständig beriethen. Verschiedene willkürliche Maßregeln Englands indessen u. Beschränkungen, welche dem nordamerikanischen Handel vom Mutterlande aus auferlegt wurden, verursachten unter den Einwohnern N.s Mißvergnügen. Die Einführung des Stempelpapiers (1765) aber veranlaßte so ernsthafte Gährungs, daß das Parlament die Einrichtung wieder aufhob. Die Auflagen auf Glas, Papier u. Malerfarben wurden gleichfalls aufgehoben, nur der Thee wurde mit einer an sich unbedeutenden Abgabe belegt. Diese Theesteuer rief jedoch neue Erbitterung hervor und das aufgeregte Volk warf den 26. Dec. 1773 zu Boston 342 Kisten Thee, welche der ostindischen Compagnie gehörten, ins Meer. Harte Maßregeln, welche das englische Parlament, ungeachtet der Widerrede Pitt's und Burke's, ergriff, erbitterten die Gemüther der N.ner noch mehr u. die 13 Staaten beschloßen in einem den 5. September 1774 zu Philadelphia abgehaltenen Congress, allen Verkehr mit England abzubreaken. Der englische General Gage suchte nun einige Führer der freisinnigen Partei zu Concord festzunehmen und die in erwähnter Stadt vorhandenen Kriegsvorräthe wegzunehmen. Dieß veranlaßte das erste Blutvergießen zu Lexington (19. April 1775) u. der Krieg zwischen dem Mutterlande u. der Colonie war ausgebrochen. In dem Treffen von Bunkershill gaben die N.ner schöne Proben ihrer Tapferkeit, während Washington durch Congressbeschuß zum Oberbefehlshaber der ganzen nordamerikanischen Kriegsmacht ernannt wurde. Unter Anführung von Montgomery's u. Arnold's brachen die N.ner in Canada ein; Montgomery eroberte St. John u. Montreal u. belagerte, vereint mit Arnold, Quebec. Canada blieb jedoch für England erhalten u. der tapfere Montgomery verlor beim Sturme auf Quebec sein Leben. In Virginien u. Carolina fochten die N.ner siegreich für ihre Unabhängigkeit und vertrieben aus beiden Provinzen die englischen Statthalter. Franklin der 71jährige Greis war unterdessen nach Frankreich gegangen, um seinen Landesleuten den Beistand Ludwigs XVI. zu erwerben. Seine Sendung hatte den gewünschten Erfolg u. französische Offiziere, französische Waffen u. Munition unterstützten die gegen das Mutterland kämpfenden Colonisten. Vergebens strengte

England alle seine Kräfte an, um die aufreißrischen Colonisten wieder seiner Herrschaft zu unterwerfen; deutsche Söldner aus Anhalt, Hessen-Cassel, Braunschweig u. Bayreuth, die um schweres Geld erkaufte waren, ergänzten die britischen Heere, aber die Gefangennahme des englischen Generals Bourgoyne mit einer 6000 Mann starken Heeresabtheilung bei Saratoga (16. Oct. 1777) entschied die Unabhängigkeit N.s, die bereits am 4. Juli 1776 von den 13 Staaten erklärt worden war. England bot jetzt umsonst den Frieden an, Frankreich erklärte sich jetzt öffentlich für N. u. schloß ein Bündniß mit dem neuen Freistaate, was ein Jahr darauf (1779) auch Spanien that, während die Holländer im Begriffe waren, dem von Rußland aufgestellten System der bewaffneten Neutralität sich anzuschließen und hiedurch eine Kriegserklärung von Seiten Englands, das jetzt in einen allgemeinen Krieg verwickelt wurde, erhielten. Lafayette, Kosziusko, Latour-Maubourg u. andere berühmte Männer fochten mit französischen Hülfsstruppen für N.s Unabhängigkeit, und nachdem am 18. October 1781 auch General Cornwallis bei Yorktown in Virginia mit 6000 Mann von Washington und Rochambeau gefangen genommen worden war, erfolgte den 30. November 1782 die Anerkennung der Unabhängigkeit der 13 Staaten von Seiten Englands und der allgemeine Friede zu Paris (1783). So war die Freiheit u. Unabhängigkeit N.s gesichert, aber der neue Freistaat bedurfte der inneren Kräftigung u. Einigung. Daher wurde 1787 eine Föderativverfassung entworfen, die 1789 ins Leben trat. Durch diese Verfassung blieb den einzelnen Provinzen das Recht, ihre inneren Angelegenheiten selbstständig u. ohne fremde Einmischung unbehindert zu ordnen u. zu leiten, während die allgemeinen Interessen des Freistaates, besonders sein Verhältnis zum Auslande, dem Bundescongresse zur obersten Leitung überlassen wurden. Der erste Präsident des neuen Congresses war Washington, der acht Jahre hindurch seiner hohen Würde vorstand und unter dessen trefflicher Leitung die vereinigten Staaten sich auf eine hohe Stufe der Macht, des Ansehens u. des inneren Wohlstandes emporstiegen. Nachdem Washington's Amt als Präsident geendigt war, zog der edle Republikaner — ein zweiter Cincinnatus — sich auf sein Landgut zurück u. ihm folgten in der Präsidentenwürde die würdigen, um das Wohl des nordamerikanischen Freistaates hochverdienten Männer Adams (1797), Jefferson (1801), Madison (1809), Monroe (1817), J. D. Adams, Jackson u. Tyler. Der edle Jefferson erweiterte den Umfang des Gebietes des vereinigten Staaten durch den Ankauf des von Frankreich für die Summe von 60 Millionen Franken abgetretenen Louisiana. Ein durch den Erwerb Louisiana's zwischen Spanien u. den vereinigten Staaten entstandener Streit wurde durch die Abtretung des spanischen Florida an die vereinigten Staaten geschlichtet. Bedrückungen des nordamerikanischen Handels durch die Engländer und die Gefährdung der persönlichen Freiheit amerikanischer Unterthanen durch Pressung von Matrosen auf amerikanischen Schiffen, die sich die Engländer erlaubten, führte 1812 einen Krieg zwischen den vereinigten Staaten u. England herbei, welcher zwei Jahre dauerte u. dessen Schauplatz die canadischen Seen, die Hauptstadt der vereinigten Staaten, Washington, (durch Ross und Cochrane den 24. August 1814 erobert und zerstört), die Umgegend von Baltimore, der Staat New-York u. die Handelsstadt New-Orleans, dessen tapfere Vertheidigung einer der Glanzpunkte in der amerikanischen Kriegsgeschichte ist, waren. Der Friede von Gent 25. Dec. 1814 beendigte diesen, für beide streitende Parteien höchst verderblichen Krieg. Der Vertrag von St. Petersburg am 17. April 1827 beseitigte die Streitigkeiten, welche sich zwischen Rußland u. N. durch Beschränkungen des nordamerikanischen Handels mit den Einwohnern der russischen Besitzungen auf der Nordwestküste von Amerika erhoben hatten. Kurze Zeit nachher entschied der Kaiser von Rußland als Schiedsrichter die, wegen Artikel I. des Genter Friedens zwischen England und den vereinigten Staaten entstandene, Streitfrage zu Gunsten der N.er u. in Folge dessen hob der Congreß 1828 das 1820 erlassene Verbot des Handels zwischen der Union und den englisch-amerikanischen Colonien

wieder auf. Ausgezeichnet war die Verwaltung der Präsidentenwürde durch Jackson, der nach den Grundsätzen der Mäßigung und des Friedens regierte und die Ausbreitung des amerikanischen Handels in jeder Weise förderte. Durch Verträge mit Dänemark und Neapel wurden die Entschädigungsansprüche, welche die N.ner an europäische Mächte für die während des letzten Krieges der amerikanischen Schifffahrt zugefügten Nachtheile machten, erledigt. Der mit Frankreich (4. Juli 1831) abgeschlossene u. die französische Entschädigungssumme auf 25 Millionen Francs bestimmende Vertrag führte, weil die französische Deputirtenkammer diesen Vertrag nicht genehmigte, zu schwierigen Verhältnissen zwischen den vereinigten Staaten und Frankreich, doch wurde die Angelegenheit durch Englands Vermittelung glücklich erledigt. Ein erbitterter Streit zwischen den nördlichen und südlichen Staaten der Union wegen Herabsetzung des Zolltarifs, und die Angelegenheit mit den Indianern, deren Stämme man über den Mississippi zu ziehen bewog, gaben Jackson aufs Neue Gelegenheit, seine Klugheit u. Mäßigung zu zeigen. Ein neues Zollgesetz (26. Februar 1833) beruhigte die südlichen Staaten, während Vergleiche, die mit mehreren Indianerstämmen abgeschlossen wurden, jene schwierige Angelegenheit mit den Ureinwohnern erledigten; doch bedurfte es Waffengewalt, um die am Illinois wohnenden Sack- und Fuchsindianer, die sich zu offenem, furchtbarem Kampfe gegen die Weißen erhoben hatten, zu beschwichtigen. Großes Aufsehen erregte die energische Maßregel Jackson's, daß er nämlich 1836 aus der Staatenbank die Regierungsgelder zurückzog, das Privilegium für die Bank nicht wieder erneuerte u. so dieselbe stürzte. Diese Handlung Jackson's, welche dem Handel tiefe Wunden schlug und den Credit N.s erschütterte, ist vielfach getadelt worden; aber man muß bedenken, daß sie das einzige Mittel war, um wucherischen u. betrügerischen Spekulationen Einzelner ein Ziel zu setzen u. die demokratischen Institutionen vor den Gefahren eines gewissenlosen, schwindelnden Handelsgeistes zu schützen. Im Jahre 1837 erkannten die vereinigten Staaten die Unabhängigkeit des seither zu Mexiko gehörigen Texas an; zahlreiche Einwanderer strömten aus dem Gebiete der Union in jenen Freistaat u. 1844 wurde der Gedanke, Texas in die nordamerikanische Union einzuverleiben, zur Sprache gebracht. Am 25. Januar 1845 nahm das Repräsentantenhaus, am 1. März der Senat der vereinigten Staaten den Vorschlag, Texas in die Union aufzunehmen, an. Dieß erregte in Mexiko großen Verbruch; alle ferneren Verhandlungen mit den vereinigten Staaten wurden abgelehnt, dagegen eifrig die Kriegsrüstungen betrieben. Der gegenwärtige Präsident der Union, Polk, wünschte aber gerade dieses; am 13. Mai 1846 erklärte er den Krieg, während schon vorher General Taylor den Befehl erhalten hatte, über den Rio Grande zu rücken. Am 29. März 1847 langte General Taylor vor Matamoros an, während eine amerikanische Flotte Veracruz blockirte u. die unter dem General Scott gelandeten Truppen am 8. April das mexikanische Heer unter Anführung des Präsidenten Santa Anna bei Cerro Gorda schlugen. Am 20. August erfocht General Scott in der Nähe von Mexico einen neuen Sieg über die Mexicaner u. nahm am 14. September nach einem furchtbaren Kampfe die alte Hauptstadt Montezuma's ein. Hier mußte ein Waffenstillstand unterhandelt werden, während dessen der Friede verhandelt werden sollte. Doch der mexicanische Congress ging auseinander u. in den Provinzen entstand ein furchtbarer Guerillakrieg gegen die N.ner, deren Reichen hierdurch wie durch ansteckende Krankheiten bedeutend gelichtet, deren bewundernswürthe Tapferkeit und Ausdauer aber nicht geschwächt wurde. Uebrigens erklärte sich eine zahlreiche whiggistische Partei in den vereinigten Staaten gegen den so große Opfer an Geld u. Menschenleben kostenden Krieg mit Mexico u. die drohende Stellung der Staaten von Centralamerika, die sich für Mexico erklärten, hat jene Friedenspartei in ihren Ansichten noch bestärkt. Der Abschluß des Friedens zwischen Mexico, in welchem Lande Unordnung und Anarchie im höchsten Grade herrscht, u. den vereinigten Staaten, dürfte, wenn er im Augenblick nicht schon erfolgt ist, doch in der allernächsten Zeit zu Stande kommen. Von größter Bedeutung für die

Zukunft der vereinigten Staaten ist die, seither mit jedem Jahre vergrößerte Einwanderung, zu der Deutschland und Irland den größten Beitrag liefern. Die regelmäßige, seit Sommer 1847 bestehende Dampfschiffahrt zwischen Bremen u. New-York; die Postschiffe, welche zwischen New-York u. Havre de Grace gehen, haben dieser Einwanderung einen neuen Aufschwung gegeben. Die Zahl der im verflossenen Jahre in den vereinigten Staaten Eingewanderten beträgt in runder Zahl 80,000 Seelen. — Wissenschaft, Kunst und Literatur in den vereinigten Staaten von N. Die Poesie ist in den vereinigten Staaten, wie die Literatur der A.ner überhaupt, ein Zweig der englischen. In dem Publikum herrscht die Neigung für prosaische Dichtung vor, deshalb ist nur das Gebiet der Lyrik bis jetzt mit Glück angebaut worden. Unter den Lyrikern nimmt James Perichval den ersten Rang ein; neben ihm Bryant (Poems, London 1832), Dana und Willis. Ein geschätzter Epiker ist D. Dwight, Verfasser des Heldengedichtes „The conquest of Canaan“ u. das Epos „Greenfield's Hill.“ Der Roman ist in Nordamerika mit großem Erfolge cultivirt worden u. Browne war es, der jenem Theile der Literatur zuerst eine volksthümliche Färbung gab. Seine 6 Romane, worunter „Edgar Huntley“ u. „Arihur Mervyn“ die ausgezeichnetsten sind, erschienen gesammelt in einer neuen, 7 Bände starken Ausgabe (Boston 1827). Washington Irving u. Cooper verdunkelten Browne's Ruf; ihre zahlreichen Romane, in denen Sitten, Lebensweise u. Gebräuche der Ureinwohner u. der Ansiedler N.s, sowie die Pracht u. Herrlichkeit des dortigen Naturlebens u. seiner Ueppigkeit mit unübertrefflicher Meisterschaft geschildert sind, haben auch bei uns Eingang u. allgemeinen Beifall gefunden. Das erste Theater wurde 1750 in Boston errichtet; nach der Revolution vermehrte sich die Anzahl der stehenden Theater u. jetzt findet man in jeder bedeutenden Stadt eines. Meist werden englische Stücke gegeben, doch haben auch einige Nordamerikaner in der dramatischen Literatur sich mit viel Glück versucht: so die Frau Warren u. die Dichter Dunlap, Everett, Jones u. Baker. Auf dem Felde der politischen Beredsamkeit haben sich ausgezeichnet: Fisher Ames, Patric Henry, Gouverneur Morris u. die noch lebenden Henry Clay u. Daniel Webster. Ausgezeichnete Publicisten waren: Benjamin Franklin, Oberst Hamilton (fiel im Duell) u. Jefferson, Franklin's geistreicher Schüler. Kein Land der Welt hat so viele Journale u. Zeitungen, als N. Die politischen Blätter stehen aber nicht allein an literarischem Werthe den europäischen nach, sondern dienen leider auch der wüthendsten Parteisucht u. füllen ihre Spalten mit persönlichen Angriffen u. groben Verläumdungen. Die erste Presse in N. entstand 1638 zu Boston, wo auch 1639 das erste Werk u. 1704 die erste Zeitung gedruckt wurde. Was die eigentlichen Fachwissenschaften betrifft, so hat die theologische Literatur im Gebiete der Kanzelberedsamkeit viel Treffliches aufzuweisen u. ist auch reich an Uebersetzungen guter europäischer, besonders deutscher, theologischer Werke, während theologische Originalwerke bis jetzt noch wenig in den vereinigten Staaten entstanden sind. Zahlreich sind die theologischen Zeitschriften u. gewöhnlich reich an schätzbaren Beiträgen. In der juristischen Literatur bilden die Sammlungen der Gesetze u. jene der Entscheidungen der Gerichtshöfe, sowie die Schriften Elliotts, Rawles, Kents u. Storrs über die Staatsgrundgesetze den Hauptbestandtheil. Bemerkenswerth ist folgendes Werk des Juristen Wheaton über das Seerecht: *A digest of the law of maritime captures and prizes*, New-York 1815. Auf dem Felde der Heilkunst wird als erste, in Amerika gedruckte, medizinische Schrift angeführt: *Walton essay on fevers*, Boston 1732. Die erste medizinische Zeitschrift begann mit dem 1797 in New-York erscheinenden *medical Repository* u. jetzt erscheinen deren so viele, wie in irgend einem Lande Europa's. Bis zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts gab es in Amerika nur einzelne ausgezeichnete Naturforscher und Aerzte, in den letzten Jahrzehnten hat sich aber die Anzahl derselben in einem so ganz außerordentlichen Verhältnisse vervielfältigt, daß man darüber erstaunen muß. Physiker u. Chemiker haben sich früh hervorgehoben; man darf nur an Franklin,

Have, Silliman erinnern. In der Mineralogie u. Geologie haben die N.er in den letzten Jahrzehnten mit allgemeinem Interesse u. Erfolge gearbeitet, wie die Werke eines Mitchell, Silliman, Morton, Darby u. v. A. beweisen; besonders sind staunenswerthe, vorweltliche Thierreste entdeckt worden. Nicht weniger fleißig ist die Botanik bearbeitet worden von einem Bacton, Pursh, Mühlenberg, Bigelow, Schweinitz, Rafflesque. — In der Zoologie herrscht eine ganz außerordentliche Thätigkeit; es zeichnen sich aus: Harban, Goldman, G. L. Bonaparte, Melzheimer Lea. — In der Anthropotomie u. Physiologie ist so gut wie Nichts geleistet worden. Wir können nicht umhin, das Urtheil des gelehrten Obermedizinalrathes u. Professors Dr. Heusinger *) in Marburg über die nordamerikanische Medizin hier noch anzuführen: „In der praktischen Medizin, Chirurgie, Geburts-hülfe, Staatsarzneykunde finden wir Namen, die auch bei uns einen guten Klang haben, wie ein Rush, Mitchell, Hasack, Barton, Wistar, Chapman, Francis, Warren, Mott, Jackson, Pascalis u. A. Schlägt man aber dagegen die große Menge der Zeitschriften nach, so wundert man sich über die gränzenlose Leerheit der amerikanischen medizinischen Literatur; liest man die Schilderungen der Reisenden, so erschrickt man über den Zustand, u. nimmt man die oben angeführte Schrift Dunglisons zur Hand (R. Dunglison aids to the Study of Medicine, Philadelphia 1837), so ist man vollkommen enttäuscht! Die Medizin ist in Amerika im Allgemeinen noch im traurigsten Zustande der Kindheit, in den Händen der rohesten Handwerker, u. die Rathschläge des Lehrers selbst werden sie keiner glänzenden Zukunft so schnell entgegenführen.“ Philologie u. altclassische Literatur werden in N. zu wenig geschätzt; in der Philosophie ist Benjamin Franklin, der auch als classischer Schriftsteller oben ansteht, noch immer der Einzige, welcher Entdeckungen gemacht hat, die für das ganze menschliche Geschlecht von Wichtigkeit sind. Die Geschichte der vereinigten Staaten hat schon im 18. Jahrhunderte sorgfältige Bearbeiter gefunden; als vaterländische Geschichtschreiber sind berühmt: Ramsay, welcher eine Geschichte der amerikanischen Revolution schrieb; Jefferson, der Oberrichter Marshall, Verfasser des berühmten Werkes „Leben Washingtons,“ Boston 1832, 2 Bde. Die bildenden Künste haben bis zur neuesten Zeit wenig Pflege bei den Nordamerikanern gefunden. Indessen wurden in neuerer Zeit zu Philadelphia u. New-York Kunstakademien errichtet, u. mit dem Athenäum zu Boston ward eine Gemäldesammlung verbunden, bei der jährlich eine Ausstellung stattfindet. Gute Historien- u. Landschaftsmaler hat N. mehrere aufzuweisen: West u. dessen Schüler Lesly sind berühmt, ferner Trumbull, welcher die Nationalbilder für das Capitol zu Washington malte; auch Stuart, Harvis, Morse u. A. haben Tüchtiges geleistet. Berühmte nordamerikanische Bildhauer sind Greenough u. Agur; des letzteren Gruppe „Jephtha's Tochter“ gilt für ein Meisterwerk bildender Kunst. In der Baukunst herrscht Mangel an Originalität, bei den öffentlichen Bauten werden Baustyle aller Zeiten u. Völker zum Muster genommen. Vergl. über N. folgende Werke: Blanc, Handbuch des Wissenswürdigen aus der Natur u. Geschichte der Erde u. ihrer Bewohner, 4. Aufl., III. Theil, Halle 1841. Bromme, Rathgeber für Auswanderungslustige, Stuttgart 1846. Francis Wose, die vereinigten Staaten von N., für Deutsche bearbeitet von C. Amthor, 3 Bde., Lpz. 1846. Charles Norton, der treue Führer des Auswanderers nach den vereinigten Staaten von N. u., 2. Ausg. Regensburg bei Manz 1843. Ueber Meriko vgl. den betreffenden Artikel im VI. Bande der Realencyclopädie. C. P.

Nordcarolina, einer der vereinigten Staaten von Nordamerika, am atlantischen Meere, zwischen Virginien, Tennessee u. Südcarolina, mit 2261 □ Meilen u. 760,000 Einwohnern, worunter fast ein Dritttheil Sklaven. Das Land ist im Osten eben u. erhebt sich gegen Westen bis zu den Ketten der blauen Berge, der Apallachen u. Alleghany, die aber nirgends die Höhe von 3000 Fuß übersteigen.

*) Vgl. C. F. Heusinger, Grundriß der Encyclopädie u. Methodologie der Natur- u. Heilkunde, Eisenach 1837, pag. 511.

Drei Viertheile desselben sind Wald; das Mineralreich liefert Gold, Eisen, Blei, Kupfer, Kalk u. s. w.; Getreidebau ist sehr bedeutend, Baumwolle wurde im Jahre 1842 über 50,000,000 Pfund u. Tabak über 17,000,000 Pfund gewonnen, die Industrie dagegen ist nur sehr unbedeutend. Den Unterricht besorgen 2 Universitäten u. Colléges, 141 Akademien u. lateinische Schulen u. 632 Volksschulen. Die Legislatur versammelt sich jährlich im November zu Raleigh am Wallnutriver, mit 2500 Einwohnern. Andere Städte sind: Newbern, Wilmington mit Handel u. Schifffahrt, Fayetteville (Holzhandel, Baumwoll- u. Tabakbau), Edenton, Salem (Herrnhuter), Plymouth &c. Der Staat ward 1650 durch Engländer kolonisiert.

Norderney, eine Insel an der Küste von Ostfriesland, mit $\frac{1}{2}$ □ M. u. bei 800 Einwohnern, hat stark besuchte Seebäder mit hübschen Anlagen. Die Insel ist nur durch einen schmalen Meeresarm vom festen Lande getrennt u. dieser zur Zeit der Ebbe so seicht, daß der Verkehr bequem zu Wagen stattfinden kann. Die Seebäder werden bei der höchsten Fluth am westlichen Strande genommen. Vgl. Halem, die Insel N. u. ihr Seebad, Hannover 1815; Bluhm, die Badeanstalten auf N., Bremen 1834.

Nordhausen, Kreisstadt im Regierungsbezirke Erfurt der preussischen Provinz Sachsen, am südwestlichen Ende des Harzes, am Fuße des Geiersberges u. an der Sorge, beim Eingange in die sogenannte goldene Aue, mit 14,000 Einwohnern, worunter 500 Katholiken, hat 7 Kirchen, ein Gymnasium u. eine Töchterschule. Sehenswerth sind: der Dom zum heiligen Kreuze, aus der Zeit Otto's I., der in der Nähe eine Burg hatte, am Hochaltare die Bildsäule seiner Mutter, der Kaiserin Mathilde; die St. Blasiuskirche mit Gemälden von Lukas Cranach; das Riesenhaus mit der Statue eines Ritters; rings um die Stadt hübsch angelegte Spaziergänge. Der sehr gewerbsame Ort hat Fabriken in Wolle u. Baumwolle, Leder, Seife, lackirten Waaren, Hüten u. Tabak, Baumwollspinnereien, Maltundruckerien u. s. w.; auch werden Bildhauerarbeiten aus hohensteinischem Marmor gefertigt. Ein Hauptnahrungszweig ist die Branntweinbrennerei, welche ihr Fabrikat beinahe über ganz Norddeutschland verbreitet u. jährlich gegen 300,000 Scheffel Korn verbraucht. Drei große Fabriken von gebrannten Wassern liefern auch Vitriolöl, Scheidewasser u. Hirschhornöl. Auch die Bierbrauereien sind bedeutend. In 20 Delmühlen werden über $1\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Rübsamenöl geschlagen. Die mit den Brennereien verbundene Viehmastung erstreckt sich jährlich auf 6000 Stück Ochsen u. 30,000 Schweine. Sehr ansehnlich ist der Getreide-, Branntwein- u. Delhandel. — N. leitet seinen Ursprung von Merovich oder von Theodosius her, hatte 931 bereits ein von Mathilde, der Gemahlin Heinrichs I., die oft hier wohnte, gestiftetes Kloster u. war jedenfalls schon im 11. Jahrhunderte eine ansehnliche freie Reichsstadt; 1265 hielt der Landgraf von Thüringen hier ein prächtiges Turnier. Im 15. Jahrhunderte waren die Grafen von Hohenstein Reichsvögte von N. Von diesen kam das Amt 1600 an Kur-sachsen u. von diesem 1697 an Brandenburg, das es jedoch gegen 50,000 Rthlr. der Stadt überließ. 1802 wurde N. preussisch, 1807 westphälisch, aber 1814 wieder preussisch. Es ist der Geburtsort des berühmten Theologen Gesenius. — In der Umgegend die Ruinen des Cisterzienserklosters Walkenried, die Schlösser Hohenstein u. Ebersburg u. der Kyffhäuser (s. d.).

Nordische Literatur, s. Scandinavische Literatur.

Nordische Mythologie. Nach den Ideen der scandinavischen Urvölker liegt die Erde in der Mitte der Welt, ober der Welten; denn sie nahmen mehrere übereinander liegende Welten an, welche durch Luft, Nebel, Reisschichten &c. von einander abgesondert waren. Die Erde überhaupt, wie sie vom Ocean umschlossen, von Gebirgen durchzogen, von Flüssen durchschnitten ist, heißt Manhem oder Mannheim. Der mittelfte Theil derselben heißt Midgard u. wurde, wie die Völker jener Gegend glaubten, von ihnen selbst bewohnt. Midgard ist das Eigenthum der Menschen, welche dasselbe bewohnen u. darauf säen u. erndten, kämpfen

u. sterben. Im Innern der Erdmasse, in Höhlen der Berge, in der Tiefe, wohnen die Gnomen u. Elfen, die Schöpfer der Steine u. Metalle, die trefflichsten Arbeiter in diesen Stoffen; sie hießen Swartalfen, ihr Reich Swartalfheim, aus welchem sie nur selten, u. dann nur, um den Menschen zu schaden, hervorkamen. Dieß ist die Erde wie sie besteht, — wie sie entsteht, sangen die alten Skalden, die Dichter der Isländer, Norweger, Dänen u. Schweden. Sie sagen, von Anfang u. unerschaffen war nur Muspelheim u. Niflheim, die Nebelwelt, worin der Alles verschlingende Brunnen Hwergelmer sich befindet, aus welchem zwölf Flüsse entsprangen, die jedoch nur so weit gingen, bis die Flüssigkeit, welche sie füllten, durch den Frost erstarrte. So thürmte sich, durch das immer nachströmende und über das erste hinüberfließende Wasser das Eis zu solcher Menge auf, daß es den Abgrund von Niflheim, in welchen es stürzte, ganz ausfüllte. Alles, was aus Niflheim ausging, war kalt u. finster, dagegen war alles aus dem gleichzeitig vorhandenen Muspelheim kommende (die Licht- oder Feuerwelt, welche südlich von Niflheim lag) warm u. leuchtend. Da nun die Sonnenstrahlen aus Muspelheim dem Reize aus Niflheim begegneten, so schmolz der letztere, tropfte hernieder u. es entstand aus diesen Tropfen der Riese Imner — der Eis-Riese, dessen beide Füße mit einander seine Nachkommen — die Eis-Riesen, erzeugten, während ihm selbst noch unter den Armen ein Mann u. ein Weib erwuchs. Zugleich mit dem Imner entstand aus der Vermischung von Wärme und Kälte die Kuh Andunbla, aus deren Eutern vier Milchströme flossen, von denen sich der Riese nährte. Die Kuh aber erhielt sich durch das Beledern der salzigen Reifseine, aus denen, durch eben dieses Beledern befeuchtet, Haare, dann ein Haupt, dann ein Mann erwuchs, welcher Boer hieß; dieser erhielt, auf welche Weise ist unbekannt — einen Sohn — Voer; dieser nahm eine der Töchter des Riesen, Bergthor, zum Weibe, von welcher er drei Söhne, Odin, Wile und Ve erhielt, welche späterhin Beherrscher des Himmels u. der damals noch nicht geschaffenen Erde wurden. Die Söhne des Boer waren edel u. gut, die Nachfolger Imners aber verrucht, daher stets Kampf und Streit zwischen ihnen war, welcher damit endete, daß der Eis-Riese erschlagen u. sein Leichnam in den Abgrund geschleppt wurde; nun bildeten die Söhne des Boer die Erde aus dem Körper des Riesen. Seine Hirnschale ward als Gewölbe ausgespannt u. auf vier Stützen gesetzt, zu welchen sie die Zwerge Austre, Westre, Sudre, Nordre (Osten, Westen, Süden, Norden), als Wächter setzten. Des Riesen Blut bildete das Meer u. die Flüsse, seine Knochen die Berge, das Fleisch die Erde, Zähne u. Kiefern die Felsen und Klippen, sein Haar wurde zu Bäumen, das Hirn ward zur Wolke. Noch war Alles finster; nun aber nahmen die Söhne Boers die Funken, welche aus dem glänzenden Muspelheim herüberflogen, und befestigten sie am Innern der Hirnschale, damit sie die neu geschaffene Erde erleuchteten. Man sieht aus den Namen u. Begriffen, daß diese Welterschöpfungslehre aus der Naturansicht des Nordens hervorging, woselbst durch die Wärme sich gewissermaßen Alles aus dem starren Eise entwickelt, u. so geht es auch ferner. Der Riese Narsi (finster) hatte die Nott (Nacht) zur Tochter, sie war schwarz wie ihr ganzes Geschlecht. Sie zeugte mit Nagelfari (Luft, Aether) einen Sohn, welcher Andur hieß (Stoff); ferner mit einem zweiten Gatten Anar (Bildungstrieb), eine Tochter Jord (Erde), endlich mit einem dritten, welcher Dellingur (Dämmerung) hieß, den Dagur (den Tag); dieser war so schön u. heiter wie seines Vaters Geschlecht, daher ihn Alfadur mit seiner Schwester zu sich nahm; die Geschwister erhielten jedes einen mit Rössen bespannten Wagen. Die Rösse hießen Esfifar u. Rhimfar (Glanzmähne u. Dunkelermähne); das Ross der Nacht bethautet jeden Morgen die Erde mit dem Schaume seines Gebisses, dann folgt der Tag mit dem glänzenden Rosse. Sool u. Maan, zwei Kinder von Tag und Nacht (Sonne u. Mond), waren die Lieblinge der Geschwister. Der Vater, stolz auf der Tochter Schönheit, vermählte sie an den Gott der Freude, worüber erzürnt Alfadur sie Beide den Eltern nahm u. an den Himmel versetzte. Sool lenkte den Wagen des Tages, Maan den der

Nacht. Auch die Menschen wurden von den Söhnen Boers geschaffen. Sie wandelten einst am Meeresstrande u. fanden zwei hohe Steinblöcke: aus diesen bildeten sie das erste Menschenpaar. Der Mann ward Ask (Esche), die Frau Embla (Eisle) genannt. Die Steinbilder wurden von den Söhnen Boers mit Leben u. Seele, mit Bewegung, Vernunft, Sprache u. mit den fünf Sinnen begabt. Im großen Ganzen ist hier, wie beinahe unter allen Theogonien, eine gewisse Uebereinstimmung nicht zu verkennen: beinahe überall, bei den Mexicanern und bei den Griechen, bei den Römern wie im hohen Norden von Europa — sind Riesen, Giganten, Titanen, Cyclopen die Ureinwohner des Chaos, der formlosen Massen; sie sind die Schöpfer u. Erzeuger der milderen Götter, u. Zeus bei den Griechen, Odin (s. d.) bei den Nordländern ist der Vermittler zwischen dem alten u. dem neuen Göttergeschlecht. Die Söhne Boers, Odin, Wile u. Ve, schufen nun die Gnommen u. Zwerge aus dem Staube der Erde, dann stiegen sie auf zum Himmel u. ließen sich von ihren neuen Geschöpfen eine herrliche Stadt und prachtvolle Gärten bauen u. anlegen, auch die Windhjalmsbrücke (die Himmelsbrücke) war nicht vergessen, welche Erde u. Himmel verbindet — das ist der Regenbogen, strahlend in drei schönen Farben, stark genug, die guten Geister zu tragen, doch zu schwach unter der Last der bösen. Der rothe Streif ist das Feuer, welches den nahenden verwegenen Sterblichen zur Asche verzehrt. Dort wohnen nun die Söhne Boers: Odin liebt die Göttin des Meeres u. steigt täglich hinab in dessen Schoos, um in ihrer Schönheit zu schwelgen, mit ihr aus goldenen Pokalen zu trinken; seine Strahlen vermählen sich mit den Dünsten der Erde und erzeugen den Gott des Donners (die getreueste Naturbeobachtung nur konnte diese Fabel erfinden, denn so geschieht es: Die Sonnenstrahlen erwecken die Dünste der Erde und ein Gewitter ist die Folge davon) u. Nun aber fangen arge Verwirrungen an, weil die Sage eine Verwechselung zwischen dem ersten u. dem zweiten Odin eintreten läßt. Alte Bücher, Chroniken u. Sagen melden, daß etwa im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung vom Kaukasus her ein Volk, welches sich Asen (Asiaten) nannte, gezogen sei; der Führer desselben hieß Sigge — höchst wahrscheinlich von den Römern vertrieben, welche ihre Macht bis über den Kaukasus ausdehnten, — ging durch Rußland, welchem er einen seiner Söhne zum Herrscher gab; dasselbe geschah auf der Fortsetzung seiner Wanderung bei den Gimbrern, Sachsen, Dänen u. Franken; von Dänemark, dem er Ekioll, seinen fünften Sohn, gab, ging er nach Schweden, woselbst der König Gylf regierte, der, um nicht Krone u. Leben zu verlieren, dem Fremdlinge u. dessen Lehre huldigte; er begründete eine neue Gesetzgebung u. einen neuen Gottesdienst, nahm den Namen Odin an, setzte eine Priesterkaste ein, welche Rechtspflege, Gottesdienst und Orakel unter sich hatte. Der neue Odin erfand (oder brachte mit) die Buchstabenschrift, die Kunst des Gesanges, des geregelten Krieges, der Zauberei; seine neue Lehre setzte andere Götter ein, als diejenigen, welche bis daher das Land regierten. Es war erstlich Odin — er selbst, der Gott der Götter, der nie sterbende, und Frigga seine Gemahlin, welche mit ihm auf dem Throne Iðistialf sitzt, von welchem man in alle Lande sehen kann. Von ihnen beiden stammt das ganze Göttergeschlecht, weshalb er Alfadur (Vater Aller), auch Walfadur (Vater der in der Schlacht Gefallenen) heißt, welcher letzte Namen ihm als dem in Walhalla Vorsetzenden zukommt. Des Gottespaars Kinder sind: Thor, der Stärkste und Gewaltigste unter Göttern und Menschen, der Donnergott; Baldur, der schönste, reinste, jugendliche Gott; Braga, der Gott des Gesanges u. der Beredsamkeit; Tyr, der muthige Gott des Krieges, der Führer der Schlachten, u. Hödur, der blinde starke Gott, das Sinnbild der vom Verstande nicht gezügelten Gewalt. Nach Anderen ist Thor (wie oben angeführt) der Sohn Odins u. der warmen Erde; aber auch die winterliche harte Erde gebär ihm einen Sohn, Wali, den Frühlingsgott, das Symbol des wachsenden Tages im Norden. Von diesem Sohne Odins geht nun das ganze Göttergeschlecht aus, er ist also unmittelbar der Stammvater desselben. In Asgard, der festen Götterburg, ist der Aufenthalt aller Götter, — eine mächtige Burg,

oder besser der befestigte Himmel, von welchem allein die Windhialsbrücke Bifrost (der Regenbogen) herab zur Erde führt. Dort stand Valburs Palast Glitner, welcher auf goldenen Säulen ruhte, u. Odins Palast Walastialf, welcher ganz von Silber erbaut war. Dort war inmitten von Asgard, im Thale Ida, der Versammlungsplatz der Götter, wo sie zum Rathe, zum Gerichte, zum Mahle niedersaßen; dort war Gladsheim, der Saal der Freude; Vingolf, der Palast der Freundschaft u. Liebe, u. der Hain mit goldenen Bäumen, Glasor; ferner Walhalla, ein Palast von hoher Pracht, im schönsten Walde gelegen, voll immer blühender u. Früchte tragender Bäume, woselbst die in der Schlacht gefallenen Helden wohnten. Wie Schlacht u. Sieg, wie die Freuden des Mahles und der Liebe sie auf der Erde zumeist entzückt hatten, so war auch dort die Zeit in stets sich erneuernden Krieg u. in Genuß aller anderen Freuden getheilt. Sie kämpften, lieferten Schlachten, schlugen sich schwere Wunden; allein sobald das Horn zur Tafel rief, waren die Wunden von selbst geheilt, sie schwelgten in dem köstlichsten Meth, im Einheriar-Äel, im Tranke der Unsterblichkeit, womit die Walhalla ihnen die Becher füllten, und in den Armen der schönen lieblichen Heldenmädchen ruheten sie von ihren Kämpfen aus u. fanden bei den ewig jungfräulichen Wesen ewig neue, unvergängliche Freuden. Odin versammelte diese Helden um sich, damit sie ihm dereinst bei dem Weltuntergange beistehen im Kampfe gegen das böse Prinzip, gegen die Götter der Unterwelt. Loke ist der Sohn des Riesen Farbauter u. der Riesin Laufeyia; er ist kein Gott, doch ein höheres, übermenschliches Wesen; er ist so arglistig u. böse, als er schön von Körper ist. Die Riesin Angerbode (Angstbotin — Botschaft des Unglücks), ward von ihm Mutter der Hel oder Hela, der Göttin der Unterwelt, des Wolfes Fenris u. der Schlange Formungandur, welche man gewöhnlich die Midgardschlange nennt. Die Erstere, Hel, ist halb blau, halb fleischfarben, von der scheußlichsten Gestalt. Ihre Wohnung liegt in Niflheim, Glidnir (Schmerz) heißt ihr Saal u. Koer (Krankheit) ihr Bette, Hungur (Hunger oder Hungersnoth) heißt ihr Tisch, Ganglati u. Gangloet (Säumnis u. Langsamkeit) sind ihre Diener; zu ihr wanderten alle die Unglücklichen hinab, welche an einer Krankheit natürlichen Todes starben, während die durch Waffen Getödteten in Walhalla versammelt wurden. Fenris ist ein Ungeheuer, das, wenn es den Rachen aufsperrt, mit dem Overtiefer den Himmel, mit dem unteren den Abgrund der Unterwelt berührt. Die große Midgardschlange umgibt die ganze Erde, sie ruht auf dem Boden des Meeres und erhebt nur dann u. wann ihr Haupt, um ganze Fluthen zu verschlingen. Diese vier dämonische Gewalten sind, als die bösen Prinzipien, den guten entgegengesetzt; sie werden den Untergang der Welt veranlassen, der in der nordischen Mythensprache die Götterdämmerung heißt, sechs fürchterliche Winter werden auf einander folgen, als erstes Zeichen der Weltvernichtung. Von allen Seiten wird der Schnee herabsürzen, die Kälte wird unerträglich, die Sterne werden verlöschen, die Sonne wird verborgen fern, ein wilder Krieg entzündet die ganze Erde. Nun machen die Bewohner von Muspelheim einen Angriff auf Asgard, sie stürmen die Himmelsbrücke, welche zwar unter ihnen zusammenstürzt, doch den gewaltigen Odin so wenig beschützen kann, als alle seine Helden, die — wie zahllos sie ihn auch umstehen, mit ihm u. für ihn fechten, dennoch fallen; der Wolf Fenris sperrt seinen Rachen auf u. verschlingt das Weltall. Aus der schrecklichen Zerstörung, welche eine riesige Phantasie erfand u. mit ungeheuerem Schwunge ausmalte, geht eine neue Sonne, eine neue Erde hervor. Mode u. Magne (Geist u. Kraft) erhalten Thors gewaltige Waffe — den zermalmenden Hammer; Vidar, der Sieger, reißt dem Wolfe den Rachen entzwei, die Flammen aus Muspelheim verlöschen, eine neue Sonne leuchtet der wiedergeborenen Erde, ein einziges gerettetes Menschenpaar, List u. Lifraser, vom Morgenthau genährt, erneuert das Menschengeschlecht, neue Gottheiten bewohnen den Himmel u. das Glück u. die Freuden sind nun unvergänglich.

Nordischer Krieg heißt der zwanzigjährige, an erschütternden Katastrophen

so reiche Kampf, der von 1700 an im nordöstlichen Europa sich entspann u., nebst dem gleichzeitigen spanischen Erbfolgekriege (s. d.), wesentliche Veränderungen in der damaligen politischen Gestalt Europa's hervorrief, namentlich aber die Macht Schwedens brach u. das Uebergewicht Rußlands im Norden von Europa für immer feststellte. Vgl. die Artikel Karl XII., Peter d. Gr., sowie Rußland u. Schweden, Geschichte.

Nordlicht, Nordschein, auch nördliches Polarlicht, im Gegensatz zum Südlchte (s. d.) oder südlichen Polarlichte, ist, nach der früheren Annahme, eine Folge von elektrischen Materien, welche sich in einer beträchtlichen Erhöhung über der Atmosphäre der Erde entbinden, eine Erscheinung, welche innerhalb der Polarfreise etwas Gewöhnliches, meistens aber nur im Winter vorkommt. Das N. ist eine, in geringeren Breiten weniger oft, theils in großen, theils in geringeren Höhen der Atmosphäre stattfindende, farbige Erscheinung, welche nach Sonnen-Untergang ihren Anfang nimmt, oft den halben Himmel einnimmt und, wenn sie auch zuweilen stundenlange dauert, doch in Lichtstärke und Farbenglanz beständig wechselt, dann bei ihrer längsten Dauer mit der Morgendämmerung verschwindet. Da die Magnetnadel vor u. während eines solchen Lichtes in Unruhe geräth, eine durch Helligkeit u. Glanz ausgezeichnete Stelle, welche als der Hauptpunkt der Erscheinung angesehen werden muß, im magnetischen Meridian liegt, u. da endlich diese Lichter in der Nähe der vier magnetischen Pole sich häufig zeigen, so muß man nach dem gegenwärtigen Stande der Physik am meisten geneigt seyn, sie für leuchtende magnetische Erscheinungen zu halten.

Nordpol, s. Pole.

Nordpunkt, s. Mitternacht.

Nordsee heißt der Theil des atlantischen Oceans westlich bis zu den Küsten Großbritanniens, südlich bis an die Küsten von Belgien, Holland, Norddeutschland (Ost-Friesland, Oldenburg, Hannover), westlich bis an Holstein, Schleswig, Jütland u. das südliche Norwegen. Die Bewohner von Holstein, Schleswig u. Jütland nennen diesen Ocean-Theil, wegen der Lage zu ihrem Lande, Westsee. Mit dem atlantischen Ocean steht derselbe gegen Norden über die Orkney- u. Shetland-Inseln hinaus; gegen Westen hin durch den Kanal Pas-de-Calais, zwischen der Südküste von England u. der Nordküste von Frankreich, gegen Osten mit der Ostsee durch den Kattegat, Sund, großen u. kleinen Belt in Verbindung. Wegen dieser Lage ist die N. für die Schifffahrt von großer Bedeutung, obgleich die Küsten an der Süd- u. Ostseite sehr versandet sind u. die Häfen hier in der Versandung nicht diejenige Brauchbarkeit haben, wie es zu wünschen ist. Es liegen an dieser Küste hin ausgedehnte Sandbänke, Watten genannt, die sich weit in die See hinein erstrecken u. zur Zeit der Ebbe größtentheils trocken liegen. Zwischen diesen Watten ist die Schifffahrt nur mit kleinen, besonderen Fahrzeugen möglich; die vorhandenen Fahrstraßen für große Seeschiffe werden durch Baaken, Seemerkmale, bezeichnet. Das Wasser der N. enthält im nördlichen Theile $\frac{1}{4}$, im südlichen $\frac{1}{2}$ Salzgehalt. Sie friert nie zu, wie die Ostsee; nur das Treibeis setzt sich an den Küsten an. Für die Schifffahrt ist der Göta-Kanal in Schweden wichtig, wodurch die Fahrt in die Ostsee durch den Sund vermieden wird. Die bedeutenderen Flüsse, welche in die N. münden, sind: die Themse, Schelde, der Rhein, die Ems, Weser, Elbe, Eider, Torrisbals-Elv, Nid-Elv, Laaden-Elv, Glommen-Elv. Die wichtigeren Häfen sind: London, Dartmouth, Kingston-upon-Hull in England; Leith u. Dundee in Schottland; Dünkirchen in Frankreich; Ostende in Belgien; Blißingen, Berg-op-Zoom, Rotterdam, Amsterdam, Harlingen in den Niederlanden; Emden in Hannover (Ost-Friesland); Altona u. Hamburg; Miele bei Melbörf in Holstein; Tönning, Husum in Schleswig.

Norfolk, eine Grafschaft im Osten von England, mit 97 $\frac{1}{2}$ □ Meilen und 415,000 Einwohnern, zwischen den Grafschaften Suffolke, Cambridge und dem Wash-Golf. Die bedeutendsten u. schiffbaren Flüsse sind: der Nen, Ouse, Riffen u. Wensom. Der Boden ist im Allgemeinen sandig u. nur durch Pflüge tragbar;

an der Küste, sowie an den Flüssen Duse, Nen und Wensom, sumpfig. Die Produkte sind Getreide, Gerste, Hafer, Raps, Klee, Flachs, Hanf, Vieh, Schafe, Schweine, Geflügel, besonders Truthühner, Fischerei, vorzüglich von Matrelen u. Häringen. Außerdem erzeugt die industrielle Thätigkeit Woll-, Leinen-, Baumwoll- u. Seidenzeuge, die, so wie die Produkte des Ackerbaues u. der Viehzucht, durch lebhaften Handel zur Ausfuhr kommen. Die bedeutendsten Städte sind Norwich (s. d.) u. Yarmouth (s. d.).

Norfolk, ein uraltes englisches Adelsgeschlecht, das seinen Namen von der gleichnamigen Grafschaft (s. d.) hat, seit mehreren Jahrhunderten schon die Großmarschallswürde besitzt u. dessen Titel seit dem 15. Jahrhunderte auf die Familie Howard übergegangen ist. Wir führen daraus an: 1) John Howard, Herzog von N., zeichnete sich im Kriege Heinrichs VI. gegen Frankreich aus und ward bei Chatillon gefangen. Eduard III. erhob ihn zum Admiral einer Flotte, die an der Küste von Bretagne u. Poitou kreuzte, u. ernannte ihn, nach glücklicher Beendigung einer Gesandtschaft an Ludwig XI., 1468 zum königl. Schatzmeister, wie 1470 zum Generalcapitän der gesamten englischen Streitkräfte zu Wasser u. zu Lande, vorzüglich, um durch diese Wahl die ehrgeizigen u. zugleich gefährlichen Pläne des Hauses Lancaster und seiner Anhänger zu zerstören. Seit 1471 Gouverneur von Calais, ging N. mehrmals als Gesandter nach Frankreich, Burgund u. Portugal. Unter Eduard IV. u. V. hielt er sich mehr zu den Mißvergnügten. Richard III. aber erhob ihn zum Herzoge von N., zum Grafmarschall von England, Irland u. Aquitanien u. gab ihm bedeutende Ländereien zu Lehen. Dafür blieb aber auch N., von den größeren Vasallen fast der einzige, der Sache Richards treu u. fiel mit ihm bei Bosworth 1485. — 2) Thomas Howard, Herzog von N., ältester Sohn des Vorigen, ward 1485 bei Bosworth gefangen, commandirte später als Graf von Surrey eine Truppenabtheilung gegen die Empörer in Nordengland, wie 1495 gegen Jakob IV. von Schottland, der in England eingefallen war, u. schloß, seit 1501 Lordschatzmeister von England, 1502 einen Frieden mit Schottland und stiftete durch Vermittelung des Kaisers Maximilian eine Heirath zwischen Karl, Prinzen von Spanien u. Maria, zweiter Tochter Heinrichs VIII. Heinrich VIII. bestätigte ihn in der Würde eines Schatzmeisters, versetzte ihn in den geheimen Rath u. übergab ihm 1513, indem er selbst den Feldzug in Frankreich leitete, die Vertheidigung der Nordgränzen, wo er bei Tilboden die Schotten schlug. Zur Belohnung für diesen Sieg erhielt er den Namen eines Herzogs von N. und in sein schon geführtes Familienwappen noch den schottischen rothen Löwen. 1514 schloß er den Frieden mit König Ludwig XII. von Frankreich, kam aber die letzten Jahre durch die Eifersucht des neuen Ministers Thomas Wolsey in Mißhelligkeiten mit dem Hofe, legte seine Würde nieder u. starb 1524. 3) Thomas Howard, H. v. N., ältester Sohn des Vorigen, geboren 1474, wurde 1510 Lordadmiral der Flotte gegen Frankreich, bei Erhebung seines Vaters zum Herzog von N., Graf von Surrey u. 1521 Lordlieutenant von Irland, wo er gegen den Insurgentenchef O'Real thätig war. 1522 u. 1523 drang er in Frankreich fast bis Paris u., als Herzog von N. nach dem Tode seines Vaters 1524, in Schottland vor. 1531 war er unter den Zeugen bei der Trauung Heinrichs VIII. mit Anna Boleyn, seiner Verwandten, u. zweimal schickte ihn der König nach Marseille, um mit Papst Julius II. zu unterhandeln. Als aber Heinrich den Tod Anna's beschloß, war N. auch der erste, der sich für den königlichen Spruch erklärte. Hierauf dämpfte er einen Aufstand im Norden des Reichs und in Cumberland, suchte den König und das Parlament gegen das reformatorische Treiben zu stimmen und war besonders Ursache des Todes der ältern Cromwell. Ungeachtet des Prozesses von Katharina Howard, ebenfalls seiner nahen Verwandten, vierten Gemahlin Heinrichs VIII., bekam er den Oberbefehl über eine Expedition von 20,000 Mann gegen Schottland 1542 u. commandirte 1544, jedoch unmittelbar unter dem König selbst, in Frankreich; allein die mancherlei Bedrückungen, die er sich gegen Viele erlaubt hatte, gaben diesen Gelegen-

heit, ihn u. seinen Sohn, den Grafen von Surrey, dem Könige als Hochverräther verdächtig zu machen. Beide wurden verhaftet u. sein Sohn nach wenigen Tagen enthauptet; aber der Prozeß des Herzogs, als eines Großen vom ersten Rang, erforderte längere Zeit; indeß starb Heinrich VIII. 1547, und obgleich N. in der Amnestie, welche Eduard IV. unmittelbar nach seiner Thronbesteigung erscheinen ließ, ausdrücklich ausgenommen war u., als die Thronfolge 1553 an Maria gelangte, als Gefangener in Tower blieb, so begnadigte ihn diese doch völlig u. gab ihm alle seine Güter u. Würden zurück. Nachdem er 1554 seinen letzten Feldzug gegen eine Abtheilung Unzufriedener unter Thomas Wyad gehalten, zog er sich nach Kenninghall in der Grafschaft N. zurück u. starb 1554. 4) Thomas Howard, Enkel des Vorigen, geboren 1536, war ein Günstling der Königin Elisabeth (s. d.), welche ihm die Untersuchung des Prozesses der Maria Stuart übertrug. Da er in dieser Angelegenheit 1568 zu York mehre Unterredungen mit dem Grafen Murray hatte, so zeigte ihm dieser die Aussicht auf den schottischen Thron durch die Hand Mariens. Dieser Plan ward aber entdeckt; N. entfloh u. verbarg sich einige Zeit in Kenninghall, flehte die Gnade der Königin an, ward aber verhaftet u. 1570 nur unter der Bedingung losgelassen, nie wieder in irgend ein Verhältniß mit Maria Stuart zu treten. Dennoch erneuerte er den Briefwechsel mit Maria u. trat, nach gegenseitigem Eheversprechen, in vorläufige Unterhandlungen mit dem Papste, dem Könige von Spanien u. dem Herzog von Alba, der eben in den Niederlanden stand. Aber auch dieses Vorhaben kam an den Tag u. N. selbst mußte es eingestehen. 1572 sprachen ihn die 25 Peers unter dem Vorß des Lords Schrewsbury schuldig. Vier Monate zog die Königin Elisabeth die Unterzeichnung des Todesurtheils hin u. zweimal widerrief sie es; doch endlich ward N. hingerichtet u. der Familie alle ihre Ehren und Titel entzogen. 5) Charles Howard, Herzog von N., geboren 1746, Anfangs Graf von Surrey, trat 1780 zur englischen Kirche über, um alle Vortheile seines Ranges genießen, namentlich um Graf-Marschall von England werden zu können, erschien als Deputirter für Carlisle im Unterhause, hielt sich zur Opposition, beförderte den Fall des Lord North u. blieb diesen Grundsätzen auch treu unter dem Ministerium von Shelburne u. Pitt. Seit 1786, nach dem Tode seines Vaters, Herzog von N., machte er dieselben Ansichten im Oberhause geltend, erklärte sich für die französische Revolution u. stritt gegen Pitt's Plan, sich in die innere Verwaltung Frankreichs zu mischen. Noch öfter, obschon eine Zeit lange des Lord-Lieutenantscharakters beraubt, erschien er im Parlament, zuletzt 1815, u. starb in demselben Jahre kinderlos. 6) Bernard Edward Howard, Herzog von N., geboren 1765, erblicher Graf-Marschall von England, war, als Haupt der Familie Howard, das Haupt der katholischen Peers, welche durch Parlamentsbeschuß von 1829 Sitz und Stimme im Oberhause erhielten. Er war Mitglied des Staatsraths u. starb 1842. Ihm folgte als Familienhaupt Charles Howard, geboren 1791. — Als die ersten weltlichen Peers von Großbritannien haben die Herzoge von N. den Rang unmittelbar nach den Herzogen aus königlichem Geblüte.

Noricum wurde von den alten Römern der Landstrich zwischen Rhätien, Bindeicien, Germanien, Pannonien und Italien, der sich vom Oenus (Inn) im Westen bis an den Mons Cetius (Rahlsberg bei Wien) u. herauf bis zu den Quellen des Savus (Sawe) im Osten, u. von der Donau im Norden bis an die Alpen im Süden erstreckte, welche davon die norischen hießen. Demgemäß umfaßte N. ungefähr das heutige Ober- u. Niederösterreich, Steiermark u. Kärnten. Zur Zeit der Römer wurde es in zwei Theile getheilt; den nördlichen nannte man N. ripense, den südlichen N. mediterraneum. Die wichtigsten Städte waren: Lauriacum (Lorch) und Juvavia (Salzburg), vom Kaiser Hadrian erbaut. Einige zählten auch Vindobona (Wien) unter den Städten von N. auf. Die Einwohner sollen früher von Thauriscus, einem ihrer Könige, Thaurisci geheissen haben, aber von Noricus, dem ältesten Sohne des deutschen Königs Alle-

man, mit dem Beinamen Herkules, dem es nach des Vaters Tode zufiel, Norici u. ihr Land N. genannt worden seyn. Andere meinen, er sei römischen Ursprungs, noch Andere leiten ihn von der Stadt Noreja, über deren Lage man übrigens zweifelhaft ist, ab. Während Augustus Regierung unterlagen sie der Macht der Römer u. seine Nachfolger, vorzüglich Aurelius, Claudius u. Aurelian, hatten immer hartnäckige Kriege mit ihnen zu bestehen. Der Eisenreichthum N.s war damals schon bekannt u. namentlich wurden die norischen Schwerter (enses norici) sehr geschätzt. Vgl. Mucktar, „Das römische N., oder Oesterreich, Steiermark, Salzburg, Kärnthn und Krain unter den Römern“ (Grätz 1825, 2 Bände, mit Karten).

Normal nennt man Alles, was einer angenommenen oder bestehenden Norm entspricht, oder Etwas, was als Grundbestimmung oder Norm angenommen wird.

Normalbreite nennt man jene Breite eines Flusses, welche er an einer Stelle den größten Theil des Jahres einnimmt; ebenso wird **Normaltiefe** jene Tiefe desselben genannt, welche er den größten Theil des Jahres an einer Stelle hat. Jener Ort nun in einem Flusse, wo dieser schmaler als gewöhnlich ist, wird **Fluß-** oder **Stromenge**; jene Stelle dagegen, wo er breiter ist, **Stauung** genannt, sowie man jene Stellen, wo ein Fluß seine Normaltiefe überschreitet, **Kolk**, jene dagegen, wo er seine Normaltiefe nicht erreicht, **Untiefe** (keine Tiefe) nennt.

Normeljahr. Hinsichtlich der Religionsverhältnisse der Katholiken u. Protestanten (Lutheraner u. Reformirten) wurde bei Schließung des westphälischen Friedens der Passauer Vertrag u. der Augsburger Religionsfriede als Grundlage bestätigt u. über den Besitz der geistlichen Güter dahin bestimmt, daß es wieder so werden oder bleiben solle, wie es im Jänner des Jahres 1624 war, daher denn das Jahr 1624 das N. genannt wurde. Siehe auch **Ostern.** s.

Normallinie (Normale) wird eine gerade Linie genannt, die eine andere gerade Linie, wo sie eine krumme Linie berührt, in einem rechten Winkel durchschneidet.

Normanby (Constantin Georg Hippys, Earl von Mulgrave, Marquis v.), einer der ausgezeichnetsten englischen Staatsmänner, geboren 1797 und auf der Universität Cambridge gebildet. Als er 1819 zum erstenmale im Unterhause auftrat, vertheidigte er mit edler Humanität die Emancipation der Katholiken, gerieth aber dadurch in ein so störendes Mißverhältniß zu seinem Vater, dem toryistischen Lord Henry Mulgrave, daß er sich von dem öffentlichen Leben zurückzog und in Italien der Kunst u. Literatur lebte. Auch nach seiner Rückkehr 1822, obgleich im Parlamente nach wie vor zu den Whigs zählend u. einer der eifrigsten Fürsprecher für den Antrag John Russels auf Parlamentsreform, schien er dennoch mehr für literarische Beschäftigungen, als für entschiedene Theilnahme an den öffentlichen Geschäften Neigung zu bezeugen. Um diese Zeit schrieb er die Romane „Matilda“ (London 1825), „yes and no“ (2 Bde. London 1828) u. „The contrast“ (3 Bde., London 1832), die für die vornehme Welt um so empfindlicher waren, da sie das Volk in ein ihm bis dahin fast ganz verschlossenes und unzugängliches Gebiet, das Leben und Treiben der englischen Aristokratie, einführten. Nach dem Tode seines Vaters 1831 trat er als Graf Mulgrave ins Oberhaus, unterstützte die Parlamentsreform hier, wurde 1832 Gouverneur von Jamaica, wo er die Regere emancipation vorbereitete und deren Lage bedeutend verbesserte; 1834 unter Melbourne erhielt er das geheime Siegel u. wurde, nach den 110 Tagen Wellingtons u. Peels, Lordlieutenant von Irland, setzte hier die Emancipation der Katholiken faktisch durch u. zog sich durch seine gerechte Verwaltung den Haß der Orangepartei u. in England den der Tory's zu. 1839 wurde er Marquis von N. und an Lord Glenelgs Stelle Colonialminister; doch erregten seine energischen Maßregeln, die er namentlich gegen die Assembly von Jamaica, welche die Regier nicht freilassen wollte, vorschlug, solchen Widerspruch im Parlamente, daß er die Existenz des Cabinets gefährdete. Er wurde nun Minister des Innern. Seit der Toryregierung 1840 stimmte er im Oberhause stets mit der Opposition.

Normandie, eine der alten Provinzen Frankreichs, mit dem Titel eines Herzogthums u. 2 Millionen Einwohnern auf 488 □ M., war in die Ober- und Nieder-Normandie getheilt, u. begreift jetzt die Departements Nieder-Seine, Calvados, Orne, Eure, Manche in sich. Ihren Namen hat sie von den Normannen (s. d.).

Normann-Chrenfels, Karl Friedrich Lebrecht, Graf von, zweiter Sohn des im Jahre 1817 verstorbenen württembergischen Staatsministers Philipp Christian Grafen von N.=E., ein ausgezeichnete Offizier, geboren zu Stuttgart 1784, trat 1799 als Cornet in österreichische u. hierauf als Lieutenant in württembergische Dienste. 1805 wurde er Stabs-Rittmeister bei den württembergischen Chevaurliegern, 1806 Rittmeister u. Major u. 1809, schon mit vielen Anerkennungszeichen seiner Tapferkeit geschmückt, Obrist. Im russischen Feldzuge commandirte er das Leibchevaurliegeregiment u. 1813 als Generalmajor die Cavaleriebrigade, die bei Rügen, unweit Leipzig, den Angriff auf das Lützow'sche Corps ausführte. Vor Leipzig bestand diese Brigade mehre Gefechte und ging dann, noch aus 800 Pferden u. einer reitenden Batterie bestehend, den 18. Oktober zu den Allirten über. Der König mißbilligte dieß u. gab sogleich Befehl, N. zu verhaften u. vor ein Kriegsgericht zu stellen. Er verließ daher die Brigade, ward cassirt u. suchte in Wien Anstellung, die man ihm aber verweigerte. Er unterrichtete nun die Söhne des Landgrafen von Hessen-Philippsthal 1816 in den militärischen Wissenschaften, kehrte aber nach dem Tode des Königs Friedrich nach Württemberg zurück und lebte in dem Hause seines Vaters als Landwirth. Als der griechische Freiheitskampf begann, segelte er im Januar 1822 mit 46 Philhellenen von Marseille nach Morea ab, landete bei Navarin u. schlug dort sogleich einen Türkenangriff ab, bildete dann in Korinth ein Bataillon Philhellenen u. trat in den Generalstab Maurocordato's, ging nach Missolonghi, schlug die Türken am Johannisstage 1822 bei Kombotti, war auch am 16. Juli bei Pefa gegenwärtig u. erhielt dort einen Prellschuß auf die Brust. Nach einem beschwerlichen Gebirgskriege warf er sich endlich nach Missolonghi, wo er Ende 1822 starb.

Normannen, Normänner (das heißt Männer des Nordens) war bei den alten Deutschen, Niederländern u. Franken der allgemeine Name der Bewohner Scandinaviens, von den Engländern Dänen, von den Russen Waräger genannt, die weniger in der Geschichte ihres eigenen Landes, als durch ihre Raub- und Eroberungszüge bekannt sind. Der Drang nach kühnen Thaten, nach Beute und Waffenruhm, verbunden mit der Dürftigkeit ihres heimischen Bodens, veranlaßte sie seit dem Anfange des 9. Jahrhunderts, unter selbstgewählten Führern (Sce-königen) auf Eroberungen u. Raubzüge auszugehen, wodurch sie lange Zeit der Schrecken der von ihnen heimgesuchten Länder, aber auch die Begründer mancher neuen Staaten wurden. Während des 9. Jahrhunderts ängsteten u. verheerten sie wiederholt die Küsten Deutschlands, Frieslands, Frankreichs u. Englands u. drangen auf den Strömen dieser Länder selbst bis in's Innere derselben ein; auch Spanien, Italien u. N.-Afrika empfanden ihre Streiche. Viele Heere unterlagen ihnen, viele Städte wurden zerstört oder verwüstet, wie Hamburg, Aachen, Köln, Trier, Rouen, Nantes, Tours; andere geplündert, wie Lucca, Pisa, Paris, und Karl der Dicke erkaufte 882 bei Haslow an der Maas einen schimpflichen Frieden; ja, Karl der Einfältige trat 912 ihrem Anführer Rollo einen Theil Neustriens (nachheriges Herzogthum der Normandie) als Lehen ab u. gab ihm, der in der Taufe den Namen Robert annahm, seine Tochter zum Weibe und Bretagne als Pfisterlehen. Zugleich eroberte eine andere Schaar N. einen großen Theil Englands, das jedoch durch Alfred d. Gr. auf kurze Zeit wieder von ihnen befreit wurde, bis es später wieder der Macht des Dänenkönigs Sueno erlag, dessen Sohn, Knut d. Gr. (seit 1017), das ganze Land beherrschte. Nach seinem und seiner Söhne Tode kam zwar das Reich wieder an die angelsächsische Dynastie zurück, doch nur auf kurze Zeit; denn schon 1066 eroberte Wilhelm, Herzog der

Normandie, ein Nachkomme jenes Rollo, durch den Sieg bei Hastings ganz England. Auch das russische Reich ist normännischen Ursprungs, gegründet 862 von Rurik, einem Waräger (Normann), u. seit 1016 setzten sich normännische Auswanderer aus der Normandie in Apulien u. später in Sicilien fest u. gründeten dort unter Roger Guiscard ein normännisches Reich. Daneben verdanken die scandinavischen Reiche, Dänemark, Schweden, Norwegen, mit Lappland und Finnland, den N. ihre Entstehung, sowie die Erdkunde ihnen manche wichtige Entdeckung, z. B. Irlands, der Färöer, der Shetlands- u. Orkadischen Inseln, so wie Islands (872) u. Grönlands (982), von wo aus, nach einer alten scandinavischen Sage, auch die Ostküste Nord-Amerika's von N. entdeckt worden seyn soll. — Seit der Annahme des Christenthums u. der allmäligen politischen Umgestaltung Europa's stellten die N., deren Kräfte u. Volksmenge durch die früheren Wanderungen u. Begründung neuer Staaten vermindert worden waren, ihre Raub- u. Eroberungszüge ein; ihr Name verlor sich nach u. nach aus der Geschichte u. wird jetzt nur noch den Bewohnern Norwegens beigelegt. — S. Schölzer: „Einleitung in die nordische Geschichte.“ (Allgemeine Weltgeschichte Thl. 31), Lautenschläger. „Die Einfälle der N. in Deutschland“ (1827). „Hist. des expéditions maritimes des Normands“ (deutsch 1829), Gaultier d'Arc, „Hist. des conquêtes des Normands en Italie, en Sicile et en Grèce 1016—1085“ (1830) u. a.

Nornen heißen in der nordischen Mythologie die Parzen oder Schicksalsgötinnen, drei weise Jungfrauen von nie alternder Schönheit, von nie weichen dem Ersten, Urd, Naranda u. Skuld geheissen. Sie wohnen in einem Palaste unter der Esche Yggdrasil, unter dem Lebensbaume, dessen Dauer sie dadurch erhalten, daß sie seine Wurzeln täglich mit dem Wasser aus den Urdarquellen benetzen, damit er nicht verdorre u. sie mit dem in der Nähe liegenden weißen Lehm bestreuen, damit sie nicht faulen. Nach ewigen Gesetzen weben sie den Lauf der Dinge, die Schicksale der Könige, die Thaten der Helden u. wurden daher von den Bewohnern des Nordens hoch verehrt. Nicht zu verwechseln sind mit ihnen die Walküren oder die Zauber-N., weise Frauen des Alterthumes, vertraut mit mannigfaltigem geheimen Wissen, mehr den Heren ähnlich, als den Parzen, u. um des Schicksals willen, den sie stiften konnten, sehr gefürchtet.

North, Frederic, Lord, Graf von Guilford, großbritannischer Minister, geboren 1732, widmete sich den Staatsgeschäften u. trat 1770 ins Ministerium, wo er sich eben so sehr durch seine Talente, als durch seine Redlichkeit auszeichnete. Aber durch einen Zusammenstoß ungünstiger Umstände fiel auf seinen Charakter u. seine Fähigkeiten ein Schatten, der seinem Ruhme schadet. Man gab ihm Schuld, er habe sein Vaterland durch unbesonnene Maßregeln, durch unzeitig gezeigte Schwäche u. Härte in den amerikanischen Krieg gestürzt u. England seiner Colonien beraubt. Aber er mußte zu Vielem den Namen hergeben, was Andere thaten; alle seine Schritte wurden im Cabinet durch die Schottländer, die Feinde Georgs III., vorgeschrieben, nach denen er genau handeln mußte (vgl. Dohms Geschichte des nordamerikanischen Krieges, 1 Bd. 25.). N. vermied sorgfältig alle Taten, welche die niederen Classen des Volkes drücken konnten. Zwölf Jahre lange widerstand er mit unerschütterlicher Standhaftigkeit den Angriffen der Oppositionspartei, an deren Spitze Fox u. Burke (s. dd.) standen, mußte aber endlich dem jungen Pitt seinen Platz einräumen u. starb 5. August 1792.

Northampton, eine der 12 mittleren Grafschaften in England, 47½ □ M. mit 200,000 Einwohnern, zwischen den Grafschaften Huntingdon, Bedford, Buckingham, Oxford, Warwick, Leicester, Rutland, Lincoln u. Cambridge, ist im Osten eben, im Westen mit Hügeln besetzt, im Nordosten sind die Sümpfe von Peterborough. Flüsse sind: der Upper-Avon, Charwell, Duse mit dem Tow, der Nen u. der Welland. Den Südwesten durchzieht der Grand-Junction-Kanal, mit dem der Grand-Union-Kanal bei Darnley verbunden ist, u. an dem Grand-Junction-Kanal entlang, sowohl rechts als links zur Seite, führt die große Nord-Eisenbahn von London. Diese Grafschaft wird für eine der schönsten gehalten. Ihre Pro-

dukte sind Getreide, Hafer, Hülsenfrüchte, besonders Rindvieh, Schafe in verschiedenen Racen, Kalk, Mergel, Schiefer. Die Industrie schafft Tuch, Teppiche, Seidenstrümpfe, Schuhe. Der lebhafteste Handel führt diese Produkte aus u. bringt mageres Vieh, Eisen, Kohlen, Leder, Spizenzwirn. — Die gleichnamige Hauptstadt am linken Ufer des Nen, der hier schiffbar wird u. durch einen Zweigkanal mit dem Grand-Jonction-Kanal verbunden ist, liegt nordöstlich von Oxford, hat ein großes Hospital u. 16,000 Einwohner, welche Fabriken in Leder, Spizen, Kupfer u. Eisenwaaren u. lebhaften Handel betreiben.

Northumberland, eine der sechs nördlichen Grafschaften Englands, mit 91 □ Meilen u. 250,000 Einwohnern, zwischen einem Enclave der Grafschaft Durham nördlich, Schottland nordwestlich, der Grafschaft Cumberland westlich und südwestlich, der Grafschaft Durham südlich u. der Nordsee östlich. Das Land ist am Meere eben, im Norden u. Westen steht die Cheviot-Hügelfette. Die bedeutendsten Flüsse sind: der Tweed, Tyne, Blyth, Wensbeck, Coquet, Aln, Till. Das Klima ist sehr rauh, aber, wo das Land trocken u. gut angebaut ist, gesund. Ackerbau, Viehzucht, ergiebtiger Bergbau auf Kohlen u. Blei bilden den Hauptbetrieb; außerdem bestehen einige Eisenhämmer, Glashütten, Seilereien, Töpfereien. Ausfuhrartikel sind besonders Steinkohlen, Blei, Mühlsteine. Die vorzüglichsten Städte sind: Newcastle (s. d.), Tynemouth mit 24,000 Einwohnern u. Seebädern; Shields, mit 22,000 Einwohnern u. Herham mit 5000 Einwohnern, die mehr oder minder lebhaften Antheil an dem Steinkohlenhandel von Newcastle nehmen; ferner Alldale u. Alston Moore mit Bleigruben u. Crawleys u. Swallow mit bedeutenden Eisenwerken.

Northumberland, Grafen v. Herzege von, ein Titel, den mehrere berühmte englische Adelsgeschlechter, besonders aber die uralte Familie Percy, führen. Diese letztere ist normännischen Ursprungs u. ihr Ahnherr kam mit Wilhelm dem Eroberer nach England. Sie gehörten bald zu den mächtigsten Edelleuten in York u. Lincoln. Am 16. Juli 1377 wurde Heinrich, Lord Percy, zum ersten Grafen von N. ernannt; er war als treuer Anhänger Johannis von Gaunt bekannt. Noch berühmter wurde Heinrich Percy, Graf von N., genannt Hotspur (Heißsporn), durch seine Kriegsthaten für das Haus Lancaster; er fiel 1403 bei Shrewsbury. Sein Enkel, Heinrich III., Graf N., fiel 1455 bei St. Albans u. dessen Sohn, Heinrich IV., Graf N., 1461 bei Louton. 1464 ertheilte Eduard IV. den Percys den Titel: Herzöge von N., den sie mit Heinrich VI. 1537 verloren. Der Titel ging nun unter Eduard VI. auf die Dudley (s. d.) über, aber er wurde durch die Königin Maria dem Lord Thomas Percy restituirt, der der siebente Herzog von N. aus dem Hause Percy war; dieser war unter Elisabeth Haupt der katholischen Verschwörung u. wurde 1572 zu York enthauptet. Sein Bruder, Heinrich VIII. von Percy ward Herzog von N.; dessen Sohn war Großadmiral Karls I. u. mit seinem Enkel Jocelin Percy starben die Herzöge von N. in gerader Linie aus. 1722 heirathete der Herzog von Sommerset den letzten Sproßling weiblicher Linie der Percys u. ihr Sohn wurde Herzog von N. u. nahm auch den Namen Percy wieder an; doch schon 1750 starb auch dieser ohne männliche Erben u. Güter u. Titel der Herzöge von N. fielen an seinen Schwiegersohn, Sir Hugh Smithson. Von ihm stammen die heutigen Herzöge von N. Hugh Percy, britischer Herzog von N. aus dieser Familie, geb. 1785, war 1829 u. 30 Lordlieutenant von Irland. Seine Gemahlin, Maud Mary Charlotte Clive, Herzogin von N., geboren 1799, ward Gouvernante der Königin Victoria.

Norton, Carolina, englische Schriftstellerin, gleich ausgezeichnet durch körperliche Schönheit, wie durch geistige Vorzüge, schrieb schon in ihrem elften Jahre eine Satyre: „The dandies rout.“ 19 Jahre alt, verheirathete sie sich mit dem Bruder u. präsumtiven Erben des Lords Grantley, Georg Chappel N. Es erschienen nun ihre „Sorrrows of Rosalinde,“ geschrieben in ihrem 17. Jahre, und später behandelte sie in „Undying one“ die Geschichte des ewigen Juden. Ihre 1831 begonnene Bekanntschaft mit Lord Melbourne führte zwar zuerst zu einer

Anstellung ihres Gemahls, aber dann auch (1836), unter Mitwirkung anderer Familienmitglieder, zu einer Ehescheidung. Die Torys hegten den Gemahl der Dichterin zu einer Klage gegen Melbourne, wegen unerlaubten Verhältnisses zu eines Andern Gemahlin, auf. Robert Peel befand sich unter der Zahl der Jury, hatte aber so viel Ehrgefühl, am Tage der Entscheidung nicht zu erscheinen. Die Jury sprach ein „Nicht schuldig.“ Seit dieser Zeit lebt Mistress N. theils in England, theils auf dem Continente, zieht sich aber von dem Strudel der Parteien so umfassen, daß ihr in allen Verhältnissen der toryistische Fluch nachfolgt und selbst die Kritik der Niederträchtigkeit der Tory's fröhnt. Unter den Schriftstellerinnen nimmt sie unbezweifelbar eine der ersten Stellen ein, denn ihre Poesie ist voll Ausdruck, Zartheit u. Eleganz; ihre Imagination ist lebhaft, ohne jedoch irgendetwie die Herrschaft über den Gedanken zu gewinnen — eine Eigenthümlichkeit, die unstreitig ihrer fast männlichen Erziehung u. Bildung in Schottland zuzuschreiben ist, im Ganzen ihren Werth erhöht, aber auch der natürlichen Einfachheit Eintrag thut. Im Charakter der neufranzösischen Schule schrieb sie: „The wise and womans reward.“ Außerdem hat man von ihr „The dream and other poems“ (1840) u. „The child of the islands“ (1845) u. A.

Norwegen. Das Königreich N. bildet den östlichen u. nördlichen Theil der skandinavischen Halbinsel u. ist zugleich das nördlichste unter den Ländern Europas, indem es sich vom 58. bis zum 71. Grad nördlicher Breite erstreckt. Flächenraum 5571 □ Meilen. Begrenzt wird das Land im Osten von Schweden u. Rußland, im Norden vom Eismeer, im Westen vom atlantischen Ocean u. von der Nordsee, im Süden vom Skagerrak. Boden u. Gebirge. N. hat im Ganzen dieselbe Beschaffenheit wie Schweden, welches ein mannigfaltiges Gemisch von Gebirgen, Sand- u. Kiebsiröden, Haiden u. Moorgegenden, Seen, Morästen, Flüssen u. Wäldungen zeigt, nur ist N. noch von weit rauherem Charakter. Die Gebirge N.s gehören dem skandinavischen System an. Die Hauptkette, der Kjölen, zieht sich auf der schwedischen Gränze hin u. fällt gegen N. schroff u. steil ab. Zahlreiche Zweige dieses rauhen Gebirges streichen gegen die Küsten hin, laufen in unzähligen Vorgebirgen weit in das Meer hinaus u. bilden tausend kleinere u. größere Büsen. Der bedeutendste Berg des Landes ist der Snöhättan, südlich von Drontheim, welcher sich zu einer Höhe von 7714 Fuß erhebt. Viele Bergspitzen sind Schneegletscher oder Bräes, andere Eispitzen oder Joul. Die Schneelinie beginnt im nördlichsten Theile mit 2400, im südlichen mit 5800 Fuß. Die berühmtesten Vorgebirge N.s sind das Nordkapp auf der Insel Magerö, der nördlichste Punkt von ganz Europa, u. das Kap Lindenäs, die südlichste Spitze des Landes. — Meerbüsen. Das Eigenthümlichste, was N. in Hinsicht der Formation seines Bodens aufzuweisen hat, sind jene Meerarme, welche sich oft zwischen hohen Gebirgen auf eine bedeutende Weite ins Land hinein erstrecken. Die meisten dieser Buchten u. Büsen haben eine den größten Schiffen genügende Tiefe u. gewähren die sichersten Häfen. Der Christiania-Fiord, der größte von allen, macht einen Einschnitt von mehr als 40 Meilen. — Inseln. Die ganze norwegische Küste ist mit größern u. kleinern Inseln u. Klippen besetzt, welche sich in fünf Gruppen eintheilen lassen: die von Christiansund, von Bergen, von Drontheim, von Helgoland u. endlich die Lofoden-Magerö-Gruppe im Norden. Zwischen Börde u. Roskönöe, an der Nordwestküste, ist jener furchtbare Malström, den man für den gefährlichsten u. reißendsten Meerwirbel in Europa hält. Er droht besonders im Winter, wo sich der entgegengesetzten Winde wegen seine Fluthen reißend schnell im Kreise drehen, den Schiffen, die ihm nahen, Gefahr. — Landseen. Zahllose Seen werden in allen Theilen des Landes gefunden. Die ansehnlichsten sind: der Mjösen, nördlich vom Christiania-Fiord, 13 Meilen lang u. 3 breit; der Randsfjorden, der Mjös-Vand, der Nord-Söe, der Nisser-Vand, der Dejeren-Söe. — Flüsse. Nur der südliche Theil von N. hat bedeutende Flüsse; im Norden, wo der Raum zwischen dem Gebirgsrücken u. dem Meere sehr beengt ist, sind sie unbedeutend. Als Hauptflüsse des Landes gelten

der Glommen, der größte von allen, welcher nach einem Laufe von 40 Meilen in das Skagerrak fällt, der Lougen u. Drammen. Mehrere Flüsse N. S. bilden Wasserfälle, welche an Gröfartigkeit mit denen in der Schweiz wetteifern können. So stürzt sich der Feihumfos 700 Fuß hoch herab in den Fisterfiord, u. der Fall des Rügenfos in Tallmarken soll eine Höhe von 850 Fuß haben. Der Glommen bildet 20 Katarakten, die größte bei Sarpen, wo er bei 80 Fuß Breite über eine Höhe von 60 Fuß niederstürzt. — Klima. Die mittlere Temperatur des Jahres ist zu Christiania $+ 5^{\circ}$ R. An der Westküste ist das Klima wegen der Seeluft auch noch ziemlich gemäßiget. Der Winter fängt im October an u. endigt im Mai; den Frühling verkündigen schreckliche Lawinen u. verheerende Ueberschwemmungen. Regen n. Nebel sind häufig. Im Norden u. im innern Gebirge ist die Luft sehr scharf u. rauh. Die Winterkälte erreicht hier nicht selten 38° R. Im Süden dauert der längste Tag $18\frac{1}{2}$ Stunden, in der Mitte 21 Stunden, im hohen Norden aber 1, 2 bis $2\frac{1}{2}$ Monate, u. begreiflich im Winter auch eben so lang die Nacht. — Naturprodukte. In der Gegend von Drontheim findet man das beste Kupfer; eines der Bergwerke liefert jährlich 8—10,000 Centner. In dem Distrikt von Arendal sind sehr ergiebige Eisenminen, bei Kongsberg eine Silbermine. Die Saline von Walde gibt jährlich 20,000 Centner. Auch trifft man Blei, Arsenik und andere Metalle. An Granit u. Porphyr ist Ueberfluf, ingleichen an Marmor von verschiedenen Arten. Die Birke, der Ahorn, die Fichte, die Tanne, welche sich zu einer Höhe von 160 Fuß erhebt, bilden streckenweise ungeheure Waldungen u. liefern Holz im Ueberflusse; daher starke Ausfuhr von Mastbäumen, Balken, Brettern u. Latten, zu deren Bearbeitung viele hundert Sägemühlen in Thätigkeit sind. Im Süden ziemlich ergiebiger Getreide- u. Kartoffelbau; dort gelangen auch in einigen Gegenden Aepfel u. Kirschen zur Reife. Von wilden Thieren beherbergt das Land Bären, Wölfe, Füchse u. Bielfraße in nicht unbedächtlicher Zahl, so wie große Heerden Lemminge, welche die Felder verwüsten, dann Hirsche, Rehe, Hasen, Eichhörnchen, Viber, Fischotter. Auf alle diese Thiere ist die Jagd frei. Das Elenthier wird immer seltener. Am Meeresufer gibt es eine Menge Seevögel, darunter die Eidergans, deren wärmender Flaum so hoch geschätzt wird. In den Thälern u. auf den Inseln weiden ziemlich zahlreiche Heerden Viehes, und eine Rasse kleiner, sehr lebhafter Pferde. Die nördlichen Provinzen erfreuen sich des nützlichen Rennthieres. Sehr bedeutend ist die Fischei, da die Küsten ungemein fischreich sind. Man erhält da zahllose Häringe, Lachse, Stodfische, u. von Drontheim an nordwärts ist der Fischfang fast das einzige Mittel zum Lebensunterhalte. — Die Einwohner, 1,350,000 an der Zahl, sind Normänner der Abkunft nach, mittelgroß, stark u. kräftig, meist von braunen, ins Gelbliche spielenden Haaren und blauen Augen mit starken Brauen; im äußersten Norden leben einige tausend Finnen u. Lappen, beide mongolischen Stammes. Die Sprache der Norweger ist mit dem Deutschen, Dänischen u. Schwedischen verwandt; die Finnen u. Lappen haben ihre eigene Sprache, arm u. roh wie das Volk selbst. Die herrschende Religion des Landes ist die lutherische; die Finnen u. Lappen sollen zum Theil noch ohne Christenthum seyn. Eine ausnehmende Langsamkeit des Geistes u. der Bewegungen ist in N. wie in Schweden der allgemeine Charakter des Volkes. Aber wenn es auch später begreift, so begreift es gut. Dabei hat es eben so viel Stolz als Gerabtheit. Getreulich hat es das Du des heroischen Zeitalters beibehalten u. redet Jedem ohne Ausnahme damit an. Die Norweger sind gastfrei, freiheitsliebend, loyal, tapfer, gute Seeleute, im Handel schlau u. gewandt, fromm ohne Kopfhängerei, der Dichtkunst (Volksdichtung) u. den Wissenschaften geneigt. Grobe Verbrechen sind selten, wohl aber kommen häufig Raufereien vor, bei welchen die Bauern zum Thallneis, einem Messer, das in einer Scheide beständig an ihrem Gürtel herabhängt, greifen u. ihrem Gegner öfters gefährliche Wunden beibringen. Sogar förmliche Zweikämpfe führen sie manchmal mit dieser schrecklichen Waffe aus. Dem Gefühle ihrer Unabhängigkeit kann man vielleicht die isolirte Lebensweise der nor-

wegischen Familien zuschreiben. Auf der ganzen Straße von Christiania nach Drontheim trifft man nicht ein einziges Dorf; jede Familie lebt einsam auf ihrem Gaard. Dieser besteht aus einer Reihe von Hütten, deren eine zur Schlafstätte, die andere zum Speisezimmer, die dritte zur Küche, weitere zu Speichern, Scheunen u. dgl. dienen. Selten erstreckt sich der Luxus bei Erbauung dieser Hütten auf Balken u. Bretter, viel häufiger bestehen ihre Wände aus über einander gelegten Tannenstämmen. Moos, womit inwendig die Fugen verstopft werden, hindert den Zutritt der Luft. Des Sonntags verläßt der Bauer seinen einsamen Gaard, u. fährt mit der ganzen Familie in Festkleidern zur Kirche, die oft 3—4 Meilen vom Wohnorte entfernt ist. Nach der Predigt folgen Tanz oder gymnastische Uebungen; besonders beliebt ist der sogenannte Walling-Daler-Tanz. Bei solchen Versammlungen kommt nicht selten Trunkenheit vor, besonders in Branntwein; man hat dagegen in neuerer Zeit nicht ohne glückliche Erfolge Mäßigkeitsgesellschaften eingeführt. Die Feldarbeiten beschäftigen den norwegischen Bauer nur eine kurze Zeit des Jahres, u. er wendet die lange Wintermuße zur Verbesserung aller nöthigen Hausgeräthschaften an; Alles macht er selbst, seine Messer, Löffel, Schuhe, Knöpfe u. dgl. Die Frauen ihrerseits weben leinene u. wollene Stoffe, welche sie auch selbst zu überfärben verstehen. Das strenge Klima des Landes fodert eine reichlichere u. kräftigere Nahrung, als im Süden; es werden täglich fünf Mahlzeiten gehalten, zwei Frühstücke, ein Mittagessen, ein Vesperbrod u. ein Abendbrod. Diese Mahlzeiten sind sehr einfach, und ihre Hauptbestandtheile Haferbrod oder Gerstenbrod, (nur bei den Reichern Roggenbrod) Fische, Milch, Eier, Käse, gepökeltes und gedörrtes Fleisch; in wohlhabenden Häusern wird auch Kaffee u. Thee genossen. Geistige Getränke sind sehr beliebt, bei den Reichern besonders der Punsch. Zur Kleidung dienen Jacken von Leder oder grobem Tuch, durch einen Gürtel zusammengehalten, Kamisöler mit buntem Vorschoss, Schuhe u. Kamaschen, Filzhüte mit breitem Rande, oder Mützen. Die Tracht der Weiber sind buntverbrämte Leibchen u. Gürtel, fünf bis sechs Röcke übereinander, rothgestickte Strümpfe, viele Verzierungen mit silbernen Schnallen und Buckeln; doch kommt die eigentliche Nationaltracht immer mehr in Abgang. Die Hauptvolksfeste des Jahres sind: Das Johannisfest am 23. Juni, an welchem alle Häuser mit Blumenkränzen geschmückt werden u. die Bauern sich um aufgesteckte Theertonnen zum Tanze versammeln, dann die Weihnachtsfeier, welche am 24. Dezember beginnt, u. den 6. Januar endet; die ganze Zeit über ist in jedem Haus der Tisch gedeckt, u. ein großer Kuchen aufgestellt, der aber erst am 6. Jänner gespeist wird. Auch Hochzeiten u. Kindtaufen werden hoch gefeiert. Abergläubische Gebräuche herrschen unter den Norwegern noch in ziemlichem Maße. Ein Geist, Niren genannt, führt in jedem Hause das geheime Regiment, u. hat auf alle Unternehmungen großen Einfluß; auch gibt es Berg-, Wald-, Flußgeister (Udra) 2c. — In Norwegen findet man Wenige, die großen Grundbesitz haben; der Erbbel ist gänzlich unbekannt, aber die Geistlichkeit erfreut sich großen Einflusses, den sie indeß keineswegs mißbraucht, sondern in der Regel zum Besten des Landvolkes anwendet. — Handel u. Industrie. — Außer dem Ackerbau, der Viehzucht, der Holzkultur, der Fischerei u. dem Bergbau beschäftigen sich die Einwohner Norwegens mit Verfertigung von Branntwein, Tabak, Eisen- und Metallwaaren, besonders Angeln, Segeltuch, gewebten Zeugen, Glas, Zinn, Zucker; man bearbeitet Marmor, schlemmt auf der Insel Walløe Salz u. f. f. Auch der Schiffbau wird lebhaft betrieben. Der Handel, meist Seehandel, führt die Produkte der Wälder, der Fischerei und des Bergbaues aus, dagegen Lebens- und Luxusbedürfnisse ein. Die Handelsmarine hat gegen 1300 Schiffe von 130,000 Tonnen; zu Drontheim besteht eine Bank, deren Zettel das Hauptverkehrsmittel in Norwegen sind; Silbergeld ist nur wenig vorhanden. Gerechnet wird dort zu Lande nach Speziesthalern zu 5 Ort oder Mark à 24 Schillinge, oder überhaupt nach Spezies zu 120 Schillingen, im Werthe von $9\frac{1}{4}$ Spezies = 1 kölnische Vereinsmark fein Silber; oder 1 Spezies = 1 Thlr. 15 Sgr. 4,865 pf. preuß.

Gurr. Verfassung. Das Königreich Norwegen ist ein freier, unabhängiger, untheilbarer u. unveräußerlicher, mit Schweden unter ein und demselben Könige vereinigter Staat. Die Regierungsform ist beschränkt, erblich und monarchisch. Die ausübende Macht ist bei dem Könige, dessen Person heilig; die Verantwortlichkeit liegt seinem Rathe ob. Die Erbfolge ist lineal u. agnatisch. Die Krönung u. Salbung des Königs geschieht, nachdem er mit dem 18. Jahre mündig geworden u. die Verfassung beschworen, in der Drontheimer Domkirche. Er soll jedes Jahr sich einige Zeit in Norwegen aufhalten; er wählt einen Staatsrath von norwegischen Bürgern, der mindestens aus einem Staatsminister und sieben Mitgliedern bestehen soll; der König kann auch einen Vizekönig oder Statthalter einsetzen. Alle Staatsangelegenheiten werden durch Stimmenmehrheit entschieden; sind die Stimmen gleich, so stehen dem Vizekönig oder dem Statthalter zwei Stimmen zu. Der Staatsminister u. zwei Staatsräthe begleiten den König nach Schweden, u. bilden dort seinen norwegischen Rath. Der öffentliche Schatz des Landes bleibt in Norwegen; die Einkünfte dürfen nur zum Bedarfe Norwegens verwendet werden. Der König ordnet allen öffentlichen Kirchen- u. Gottesdienst, so wie alle Versammlungen in Religionsachen. Er kann Verfügungen, betreffend den Handel, Zölle, Industrie u. Polizei, geben u. aufheben, doch dürfen sie nicht gegen die Verfassung streiten, hat das Begnadigungsrecht, verleiht die Stellen in Civil- u. Militär u. die Orden, führt den Oberbefehl über Armee u. Flotte, kündigt Krieg an und schließt Frieden. Die Civilliste beträgt 64,000 Reichsthaler Spezies für den König u. 32,000 für den Kronprinzen. Das Volk übt die gesetzgebende Gewalt durch den Storting aus, welcher aus zwei Abtheilungen besteht, dem Lagthing u. dem Odelsting; stimmberechtigt sind die norwegischen Bürger, die das 25te Jahr vollendet haben, im Lande fünf Jahre anlässlich waren u. a) Beamte gewesen sind; b) matriculirtes Land im Besitze oder auf länger als fünf Jahre in Pacht haben; c) Bürger einer Stadt sind, oder in einer Stadt oder einem Flecken Hof oder Grundbesitz haben, dessen Werth sich mindestens auf 300 Bankthaler Silberwerth beläuft. Entehrende Strafen, ohne Erlaubniß in fremde Dienste treten, Erkaufen und Verkaufen der Stimmen schließen von dem Wahlrechte aus; in den Städten wird ein Wähler für je 50 stimmberechtigte Einwohner ernannt, auf dem Lande einer von je 100. Diese Wahlmänner wählen ein Viertel ihrer Zahl als Abgeordnete zum Storting, mehr als 4 Abgeordnete darf kein Ort senden. Keiner kann zum Repräsentanten erwählt werden, der nicht 30 Jahre alt ist, u. seit 10 Jahre sich im Reiche aufgehalten hat. Die Wahlen erlöschen nach drei Jahren. Jeder Repräsentant ist berechtigt, für die Unkosten seiner Reise zu u. von dem Storting, so wie auch für seinen Unterhalt während des Storthings eine Entschädigung von der Staatskasse zu fordern. Er kann während der Dauer des Storthings nicht verhaftet, noch für seine dort geäußerten Meinungen zur Verantwortung gezogen werden. Die Eröffnung des Storthings geschieht gewöhnlich alle drei Jahre am ersten Werktage im Februar in der Hauptstadt des Reiches; in außerordentlichen Fällen hat der König das Recht, den Storting außer der gewöhnlichen Zeit zu berufen. Ohne Anwesenheit von zwei Dritttheilen der Repräsentanten, auch in Gegenwart des Königs darf kein Beschluß gefaßt werden. Kein Storting darf ohne Bewilligung des Königs über drei Monate dauern. Sobald der Storting sich konstituiert hat, und von dem Könige eröffnet ist, erwählt er unter seinen Mitgliedern ein Viertel, die das Lagthing ausmachen; die andern drei Viertel bilden das Odelsting. Jeder Thing hält seine Versammlungen gesondert, u. ernennt seinen eigenen Präsidenten u. Sekretär. Es kommt dem Storting zu, Gesetze zu geben u. aufzuheben, Abgaben, Zölle u. andere öffentliche Lasten aufzulegen, Anleihen auf den Staatskredit zu eröffnen, die Aufsicht über die Finanzen des Königreichs zu führen, die für die Staatsausgaben nöthigen Geldsummen zu bewilligen, alle öffentlichen Urkunden, u. die Bündnisse u. Tractate mit auswärtigen Mächten sich zur Einsicht vorlegen zu lassen, Jeden vorzusehern, um in Staatsachen vor ihm zu

erscheinen, die Listen der Besoldungen u. Pensionen zu prüfen, fünf Revisoren zu ernennen, die jährlich die Rechnungen des Staates durchsehen, Fremde zu naturalisiren. Jedes Gesetz soll zuerst auf dem Odelsthing vorgeschlagen werden, entweder von seinen eigenen Mitgliedern, oder von der Regierung durch einen Staatsrath. Ist der Vorschlag daselbst angenommen, so wird er dem Lagthing zugesendet, welches ihn entweder gut heißt oder verwirft, u. im letztern Falle, mit Anmerkungen begleitet, zurücksendet. Diese werden beim Odelsthing in Erwägung gezogen, welches den Gesetzworschlag entweder bei Seite legt oder ihn mit oder ohne Abänderung an das Lagthing zurücksendet. Wenn ein Vorschlag vom Odelsthing zweimal dem Lagthing vorgelegt, und zum zweitenmal dort mit einer Abweisung zurückgesendet wurde, so tritt der ganze Storting zusammen, u. alsdann entscheiden zwei Drittheile seiner Stimmen über den Vorschlag. Angenommene Gesetze werden von dem Könige gebilligt u. durch seine Unterschrift erst gültig; verwirft er das Gesetz, so schickt er es dem Odelsthing zurück; geschieht dieß zum zweiten Male, u. nimmt der dritte ordentliche Storting dasselbe unverändert an, so erhält er dasselbe nochmals, u. schlägt er es wieder aus, so bekommt das Gesetz auch ohne seine Genehmigung Gültigkeit. Der Storting hält seine Sitzungen bei offenen Thüren, u. seine Verhandlungen werden durch den Druck bekannt gemacht. — Die Mitglieder des Lagthing u. das höchste Gericht machen das Reichsgericht aus, das in erster u. letzter Instanz in den Sachen urtheilt, die vom Odelsthing entweder gegen Mitglieder des Staatsrathes oder des höchsten Gerichts für Amtsvergehen oder gegen Mitglieder der Storthings wegen der Verbrechen, die sie als Deputirte begehen, vorgebracht haben. Die Pressfreiheit ist in Norwegen durch die Verfassung garantirt. Niemand kann wegen freier Aufserungen über Staatsangelegenheiten verantwortlich gemacht werden; nur Aufföderung zum Ungehorsam gegen die Gesetze, Geringschätzung der Religion, Sittlichkeit u. der konstitutionellen Macht u. Injurien werden bestraft. „Wenn es ein Land gibt“ sagt Herr Ampère, „dessen Regierungsform eine republikanische Monarchie ist, so ist es Norwegen; hier ist keine Aristokratie, sondern eine vollkommene Gleichheit unter den Bürgern. Ueber die Gesetze votirt eine einzige Versammlung, zu deren Theilnahme der geringste Grundbesitz befähigt; dieß ist der Großrath, Storting, ein wahrer Souverain, der die Initiative, die Sanction, das Veto, mit einem Worte die ganze gesetzgebende Gewalt in Händen hat.“ — Regierung. Oberste Behörde ist der Staatsrath mit dem verantwortlichen, alles consignirenden Staatsminister; die Regierung besteht aus sechs Departements: des Geistlichen, der Justiz u. Polizei, der Finanzen u. des Handels, der Armee, der Marine u. dem Revisionsdepartement. N. ist in vier Stifte eingetheilt, nämlich: Christiansand mit den Aemtern Bradsborg, Nedens, Mandal u. Stavanger, Aggerhuus mit den Aemtern Aggerhuus, Smalehnen, Hedemarken, Christian, Buserud u. Grevskabern oder die Grafschaften; Bergen mit den Aemtern Søndre- u. Nordre-Bergenhuus; Drontheim mit Nordland, das sich wieder theilt in Drontheim mit den Aemtern Søndredrontheim, Nordredrontheim u. Romsdal, u. Nordland mit den Aemtern Nordland u. Finnmarken. Jedem Stift steht ein Stiftsamtman vor, jedem Amt ein Amtmann. Jedes Amt zerfällt wieder in mehrere Bogteien. — Rechtsverfassung. Die Rechtschändel gehen durch drei Instanzen; die unterste bilden die Fornsfrivers (geschwornen Schreiber), in den Städten die Byfogeds, die mittlere die Stiftsbergerichte, deren es in jeder Stiftsstadt eines gibt, die oberste endlich das höchste Gericht für Christiania. Die Verhandlungen vor den Unter- und Mittelgerichten sind schriftlich, vor dem obern mündlich, vor allen aber öffentlich. Criminalstrafen sind Gefängniß, Zuchthaus, Festungsbau und Lebensstrafe. — Geistliche Verfassung. N. hat fünf Bisthümer, Aggerhuus, Christiansund, Bergen, Drontheim u. Nordland-Finnmarken. Unter den Bischöfen stehen 53 Präbste, unter jedem von diesen mehrere Pastoren u. Kapläne; die Geistlichen besorgen Kirchendienst u. Seelsorge, beaufsichtigen das Armenwesen u. die Schulen. — Finanzen. Die Fi-

nanzten N. sind in gutem Zustande, die Staatsschulden zurückbezahlt. Seit 1836 gibt es keine direkten auf den Städten und dem Landeigenthum ruhenden Steuern mehr; auch die indirekten Abgaben sind sehr vermindert. Kriegswesen. Die Armee zu Land besteht aus etwa 14,000 Mann, die theils durch Werbung, theils durch Aushebung zusammengebracht werden; die Uniformirung ist im Allgemeinen blau mit denselben Aufschlägen. Eine eigenthümliche Truppengattung sind die Skielöbern (Schneeschuhläufer), welche zu Büchse und Sietengewehr einen sieben Fuß langen Stock tragen, u. über die gewöhnlichen Schuhe Schneeschuhe, um über Schnee u. Eis schnell hinwegzukommen. Festungen sind Frederikstad mit Frederikshavn, Aggerhuus, Bergen, Drottheim, Horten, u. einige kleine Forts. Es besteht auch eine Landwehr, die für den Dienst innerhalb der Grenzen verpflichtet ist. Die Marine ist unbedeutend; als Kriegshafen dient Horten. — Oeffentlicher Unterricht. Der Zustand des Elementarunterrichtes ist in Norwegen nicht weniger befriedigend, als in Schweden. Fast Jedermann besitzt daselbst die nothwendigsten Kenntnisse, u. kaum wird man unter 1000 Bauern einen finden, der nicht lesen u. schreiben kann. Was hauptsächlich zur Verbreitung des Elementarunterrichtes in N. beigetragen hat, ist die Maßregel, daß hier, wie in Schweden, die jungen Leute nicht zur Confirmation zugelassen werden, wenn sie des Lesens u. Schreibens unfundig sind; diese Verbindung gilt auch für die Ausbildung politischer Rechte. „Die Schwierigkeit,“ sagt Herr Ampère, „ist der Schulbesuch in einem Lande, wo die Wohnungen meist isolirt u. oft durch eine Entfernung von 6—7 Stunden von einander geschieden sind. Was ist da anzufangen? Man begegnet diesem Uebelstande durch ambulirende Schulmeister; ein solcher läßt sich an irgend einem Orte für eine gewisse Zeit nieder, in welcher er alle Kinder der nicht zu weit entfernten Höfe unterrichtet; hierauf schlägt er sein Zelt wieder ab, um auch anderswo seinen Unterricht zu ertheilen. Trotz dieser Erleichterung aber sind die Märsche, welche ein Schüler zu machen hat, noch immer groß genug, und ein norwegischer Bauernknabe, der schwer begreift, muß mit Hin- u. Herlaufen eine hübsche Reise machen, bevor er lesen lernt.“ In jedem Hofe findet man die Bibel, ein reichgebundenes Gesangbuch und noch manches gute, gemeinnützige Werk. Die Universität zu Christiania, seit 1817 bestehend, zählt im Durchschnitte 600—700 Hochschüler, sie hat eine gute Bibliothek, ein schönes physikalisches Cabinet, ein Observatorium, einen botanischen Garten, naturhistorische Sammlungen und dergl. Außerdem gibt es vier gelehrte Schulen (zu Drammen, Eken, Frederikshald, Stavanger), fünf Mittelschulen (Kongsberg, Laurvig, Arendale, Molde u. Tromsø), sechs Seminarien (zu Åker, Hvidebø, Trondenes, Alabø, Stord u. Holt) und fast in allen Städten Bürgerschulen. Von gelehrten Gesellschaften bestehen: die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Drontheim, eine Gesellschaft für N.s Wohl zu Christiania u. mehrer Ackerbaugesellschaften. — Literatur. Die norwegische Sprache wird geschrieben, wie die dänische, u. weicht nur in der Aussprache ab. Die norwegische Literatur war ehemals der dänischen tributär u. so kam es, daß Holberg, der dänische Molière, obgleich aus Bergen gebürtig, in Kopenhagen lebte u. glänzte, wo auch seine Werke zu einer der schönsten Zierden der dänischen Literatur geworden sind. Erst seit Gründung der Verfassung von 1814 hat für das sich selbst wieder zurückgegebene N. eine eigene Literatur begonnen u. schon werden die Namen Biergaard, Schwab, Hansteen, Abel u. Reithau ehrenvoll genannt. Dreißig Zeitungen u. Zeitschriften erscheinen gegenwärtig im Lande. — Kunst. Für die heitere Kunst ist N. mit seinem trüben Himmel kein günstiger Aufenthaltsort; doch haben sich einige Eingeborne als Künstler hervorgethan, so z. B. Ole Bull in der Musik, Dahl und Tiedemann als Maler. Von Kunstsammlungen ist erst 1840 durch den Storting zu einer Gemäldegallerie in Christiania der Anfang gemacht worden. Eben daselbst besteht ein festes Theater. Musik wird sehr geliebt u. es gehört zur guten Erziehung, sie zu erlernen. Die Volksgefänge haben, wie in den nördlichen Gegenden überhaupt, das Gepräge einer eigenthümlichen

Schweremuth. Dieses Gepräge findet man überall wieder, im Schweigen der großartigen Natur, im düstern Blicke des Menschen u. seinen langsamten Bewegungen, in den Nebeln des Meeres, in den langen Nächten u. Dämmerungen. Geschichte. N., welches schon Plinius unter dem Namen der Insel Nerigon kannte, ist wahrscheinlich von Schweden aus bevölkert worden. Vor Zeiten dehnte dieses Reich sich vom Göthafluße bis zum weißen Meere aus. Alle im Norden von Schottland u. Irland liegenden Inseln waren einst dem Königreiche N. zinsbar u. die Norweger hatten sogar Colonien in Grönland u. in einem andern Lande, das den Namen Winland führte, über dessen wahre Lage man aber gegenwärtig nicht mehr im Klaren ist. Nach der ältesten scandinavischen Ueberlieferung übergab Odin seinem Sohne oder Statthalter Saming die Regierung über N. Von den Nachfolgern dieses Oberhauptes schweigt die Tradition. Der eigentliche Gründer des norwegischen Reiches war Nor, den man gewöhnlich u. mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit als eine historische Person betrachtet, obgleich seine Genealogie, wie die aller Gründer von Reichen, durchaus mythologisch ist. Die Existenz Nors wird von den Gelehrten zwischen die Jahre 200 u. 250 gesetzt. Nach seinem Tode theilten seine Söhne das Reich unter sich, u. diese Theilungen wurden von einer Generation zur andern fortgesetzt, so daß es einige Jahrhunderte später in diesem Lande über 20 kleine, unabhängige Könige gab, die den Titel Jarl (Herzog), manchmal auch Kong oder König führten. Die Könige, welche im Innern des Landes herrschten, hießen auch Landkönige, die sich auf Seeraub legten, Seekönige, von ihren Sitzen auf Vorgebirgen u. an Buchten. Aus der Dunkelheit der Sage tritt N. eigentlich erst unter dem tapfern Harald Harfager (Schönhaar) hervor, welcher 875 das ganze Land unter seinem Zepter vereinigte, u. auch die Hebriden, die Insel Man u. die Orkneyinseln sich unterwarf. Mehrere mächtige Familien jedoch, die sich nicht unter seine Herrschaft bequemen wollten, wanderten nach Island aus. Haralds Urenkel Olaf I. Trygvason (995 — 1000) hatte in Sachsen das Christenthum u. dessen Glaubenssätze kennen gelernt, u. führte es in N. mit aller Strenge ein; er zerstörte den großen Halbatempel, u. gründete im Jahre 997 Nidrosia oder Drontheim, welches die Hauptstadt des Königreichs wurde. Es vergingen indeß doch noch beinahe anberthhalb Jahrhunderte, ehe das ganze Land sich zum christlichen Glauben bekehrte. Einführung des Ackerbaues, des Handels, der Schreibekunst, Milde rung der rohen kriegerischen Sitten, aber auch Entstehung der verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft waren hier, wie überall, die Folgen dieser Befehrung. Olafs Sohn, Olaf II., der Heilige, unterlag 1028 dem dänischen Könige Kanut dem Großen, als dieser ganz N. eroberte. Nach Kanuts Tode im Jahre 1036 riefen die Norweger Olafs Sohn Magnus I. zurück, welcher die Unabhängigkeit des Landes u. das von den Dänen unterdrückte Christenthum wieder herstellte. Bis 1319 hatte jezt N. seine eigenen Könige. In diesem Zeitraume erlebte es eine Menge von Theilungen, Parteiungen u. Unruhen. Mit Hakan VII. erlosch 1319 die männliche Linie der Ynglinger oder des Geschlechts von Harald Harfager, u. die Krone fiel auf seinen Enkel Magnus Smek, den König von Schweden, der, noch minderjährig, erst 1330 gekrönt wurde. Dieser ernannte 1343 seinen jüngern Sohn Hakan VIII. zum Könige von N., behielt sich aber die Regierung auf Lebenszeit vor. Hakan ergriff die Waffen gegen seinen eigenen Vater, u. wurde 1362 zum Könige von Schweden ernannt, u. somit N. abermals mit Schweden vereint; doch nachdem er sich 1363 mit Margaretha, der Erbin von Dänemark, vermählt hatte, wurde Hakan 1365 in Schweden wieder abgesetzt, u. es blieb ihm nur N. allein. Sein minderjähriger Sohn Olaf V., der bereits 1375 nach seines Großvaters Tode in Dänemark gefolgt war, folgte 1380 seinem Vater auch in N.; dadurch ward Dänemark mit N. vereinigt. Nach Olafs Tode 1387 wurde seine Mutter Margaretha, die bis dahin als Vormünderin ihres Sohnes regiert hatte, nicht bloß als Königin sowohl von Dänemark, als N. anerkannt, sondern sie brachte es auch bei den Ständen dahin, daß diese ihren Verwandten, den

Herzog Erich von Pommern, zum eventuellen Thronfolger erklärten. Dieser bekam durch die kalmarische Union von 1397 die Herrschaft über die drei nordischen Reiche, u. brachte sie unter einen Zepher. Von dieser Zeit an ist die Geschichte N.s mit der von Dänemark innig verwebt, wenn schon die Norweger als ein unabhängiges Volk u. ihr Staat als ein Wahlreich angesehen wurden. Da aber N. weder einen mächtigen Adel, noch eine mächtige Geistlichkeit hatte, da es von Handelsstädten entblößt u. sein Ackerbau noch in der Kindheit war, so konnte es bei dieser Union mit den beiden Nachbarstaaten seine alte Unabhängigkeit nur verlieren, u. nachdem die Grausamkeiten Christian II. 1523 seinen Sturz u. die Auflösung des Vertrages von Kalmar herbeigeführt hatten, ward N. nach einigen vergeblichen Versuchen zur Wiedererlangung seiner Freiheit eine dänische Provinz, welche zuerst vom Kopenhagener Senat, u. hierauf vom Könige, nachdem Friedrich III. durch die Revolution von 1661 absolute Gewalt erlangt hatte, als eine bloße Präfectur behandelt wurde; ein Land aber, in welchem alles politische Leben so gänzlich erstickt ist, kann keine reichhaltige Geschichte haben. Die Reformation hatte 1528 unter Friedrich I. begonnen, u. um so mehr Anhänger gefunden, als sich N. durch sie der großen Abgaben an die Geistlichkeit u. den päpstlichen Stuhl entledigen konnte. Im Frieden zu Kiel, den 11. Jänner 1814, trat König Friedrich VI. von Dänemark N. gezwungen an Schweden ab; sobald dieses bekannt wurde, wählten die Norweger ihren Statthalter, den Prinzen Christian von Dänemark zu ihrem Könige, indem sie ihm zugleich eine Verfassung vorschrieben. Hierauf rückte der Kronprinz von Schweden, Karl Johann (Bernadotte), im Julius gegen das norwegische Heer vor, drängte es zurück, nahm die Festungen, u. schon am 14. August 1814 erfolgte der Waffenstillstand von Mos, worin beschlossen wurde, daß N. künftig unter der Herrschaft des Königs Karl XIII. stehen solle. Der zu Christiania versammelte Storting bestätigte die Vereinigung mit Schweden, jedoch mit Vorbehalt seiner eigenthümlichen Verfassung, welche am 4. November 1814 berebet wurde, u. N.s sehr beschränkte Monarchie proklamirte. Der Storting ward die Hauptstaatsgewalt, der König hatte die ausübende Macht in sehr zugeschnittenem Maße. Dieß führte noch unter Karl XIII. zu Kämpfen zwischen diesen beiden Staatsgewalten, welche sich auch unter Karl XIV. Johann mehrfach erneuerten, ohne daß jedoch die Mißstimmungen zwischen Monarchen u. Volk, welche von Zeit zu Zeit eintraten, mehr als vorübergehend gewesen wären. 1844 starb König Karl XIV. Johann, u. Oskar I. bestieg den Thron Schwedens u. N.s. — C. Pontoppidan, Generalkarte N.s u. Geographie des Landes; M. Lebas, Schweden u. N., aus dem Französischen, Stuttgart 1839; Ampère, Esquisse du Nord; G. P. Blom, das Königreich N., Leipzig 1842. mD.

Norwich, Hauptstadt der englischen Grafschaft Norfolk (s. d.), nicht fern von der Nordsee, am Wensum, der hier schiffbar wird, mit 68,000 Einwohnern, ist eine der schönsten Städte im östlichen England, Sitz eines hochkirchlichen Bischofs, hat 45 Kirchen, darunter sich die Kathedrale auszeichnet, prächtiges Stadthaus, Kornhalle, Theater, naturhistorisches Museum, Kunstverein, Gesellschaft für Künste u. Wissenschaften u. s. w. Die Stadt besitz auch große Fabriken für Woll-, Baumwoll- u. Seidenzeuge, Segeltuch, Spitzen, Tüll, Eisen- u. Kupfergeräthe, Schnupftabak, Hüte, Eßig, große Bierbrauereien u. treibt Handel mit eigenen Fabrikaten, Vieh u. Steinkohlen, auch starken Fischfang. Ihre Verschiffungen u. Beziehungen gehen meist über Yarmouth.

Nosologie, Nosologia (von νόσος, Krankheit u. λόγος, Lehre), ist die Lehre von den einzelnen verschiedenen Krankheiten u. deren methodische Classification, wie sie die Wissenschaft aufstellt. Sie bildet einen Theil der allgemeinen Pathologie, d. i. jener Lehre, welche das Krankseyn lebender Wesen von seiner abstrakten Seite auffaßt u. zu welcher sie sich wie Besonderes zum Allgemeinen verhält, indem sie ihr das concrete Material liefert von dem das allen Gemeinsame und die obersten Geseze des kranken Lebens abstrahirt werden können. u.

Nossairier oder Nassairier ist der Name einer muhamedanischen Sekte

von der schiitischen Partei, welche den Ali für eine Incarnation der Gottheit hält u. dasselbe von einigen anderen berühmten Männern glaubt, im Uebrigen aber mit den Drusen u. Ismaeliten übereinstimmt, nur daß die N. die Seelenwanderung noch gröber ausgeprägt haben. Ihr Name wird entweder als Schimpfwort ge-
deutet, weil die Muhamedaner behaupten, sie hätten ihre Incarnationslehre von den Christen (Nasrani) angenommen, oder von dem Flecken Nossraja bei Kusa abgeleitet, wo ihr Stifter Schamalgani (welcher 934 als Keger verbrannt wurde) geboren seyn soll. Sie bewohnen gegenwärtig einen großen Theil des Libanon, sind fleißig, redlich, gastfrei, mitleidig, aber äußerst fanatisch. Ihre Sitten sind roh u. ein Gemisch heidnischer, christlicher u. muhamedanischer Gebräuche; unter anderen gestatten sie an gewissen Tagen einen allgemeinen willkürlichen Genuß der Weiber, obwohl sie dieselben sonst mehr achten, als die Morgenländer, u. Vielweiberei hassen.

Mostig u. Jändendorf. 1) N., Gottlob Adolph Ernst von, als Dichter unter dem Namen Arthur von Nordenstern bekannt, geboren 1765 auf seinem väterlichen Gute See in der Oberlausitz, erhielt eine treffliche Erziehung u. widmete sich nach Beendigung seiner Schulbildung auf der Universität Leipzig der Jurisprudenz, wurde 1785 wirklicher Finanzrath, trat aber schon 4 Jahre nachher aus Gesundheitsrücksichten aus dem Staatsdienste u. zog sich in sein Geburtsland zurück. 1792 zum Landesältesten des Markgrasthums Oberlausitz ernannt, wirkte er sehr viel Gutes u. erwarb sich besonders als Oberamtshauptmann (1804) die Achtung u. Liebe seiner Mitbürger. Mit lobenswerthem Eifer ordnete er das Armenwesen u. legte seine reichhaltigen Ideen über diesen Gegenstand in seiner wichtigen Schrift: „Versuch über Armenversorgungsanstalten in Dörfern“ (Görlitz 1801) nieder. Nachdem er als Oberconsistorialpräsident (1806) an einer Revision der Verfassung der Universität Leipzig gearbeitet hatte, wurde er 1809 zum wirklichen Conferenzminister ernannt u. trat in das geheime Conseil des Königs. Er führte in dieser Eigenschaft den Vorsitz bei der zur Ausgleichung der Kriegsentschädigungen bestimmten Commission u. bei der Redaction des Strafgesetzbuches für das sächsische Heer (1821). Nach Auflösung des geheimen Rathes ward er, mit Beibehaltung seines früheren Titels u. Ranges, zum Ordenskanzler ernannt u. erhielt die erste Stelle in dem neu begründeten Staatsrathe. Er starb 1836. Als Dichter hat N. sich vorzüglich in der lyrischen u. epischen Gattung ausgezeichnet. Von seinen poetischen Werken führen wir an: „Gefänge der Weisheit, Tugend u. Freude“ (Dresden 1802); „Valeria, romantisches Gedicht nach Florian“ (ebend. 1803); „Liederkreis für Freimauren“ (Dresd. 1810 — 1828, 2 Thle.); „Irene“ (Leipz. 1818); „Sinnbilder der Christen“ (Leipz. 1818); „Gemmen“ (ebend. 1818); „Kreis sächsischer Ahnfrauen“ (ebend. 1808) u. „Erinnerungsblätter im Spätsommer 1822“ (Leipz. 1824); „Hinterlassene geistliche Gedichte,“ herausgegeben von Ammon (Leipz. 1840). Werke andern Inhalts von ihm sind: „Anregungen für das Herz u. das Leben“ (Leipz. 1825); „Neunmal drei Andenckungserfordernisse“ (Dresd. 1826); „Beschreibung der königlich sächsischen Heil- u. Verpflegungsanstalt Sonnenstein“ (ebend. 1829, 3 Bde.) u. „Blicke der Vernunft in das Jenseits“ (Dresd. 1838), sowie die gelungenen Uebersetzungen von Demoussier's „Lettres à Emilie sur la mythologie“ (Dresd. 1803—1804, 6 Thle.) u. von Byron's „Gjaour“ (ebend. 1820). — 2) N., August Ferdinand Ludwig, Graf von, geboren 1780 in Jessel bei Delz, studirte zu Halle u. lehrte 1799 nach Schlessen zurück, um die Güter seines Oheims, des Barons von Jedlitz, die er geerbt hatte, zu übernehmen. 1802 wurde er Lieutenant bei der Garde du Corps zu Potsdam, 1803 Premierlieutenant bei dem neuorganisirten Dragonerregimente von Wobeser zu Duderstadt, später zu Hildesheim, nahm thätigen Antheil an der Schlacht bei Jena und den Gefechten von Nordhausen u. Prenzlau, zog sich jedoch hierauf auf seine Güter zurück. Nachdem er 1807 wieder als Rittmeister gedient, nahm er 1810 seinen Abschied und besuchte Wien, die Schweiz, Italien u. verweilte längere Zeit in Rom. Von einer

Reise nach Paris (1811) kehrte er über Holland nach seiner Heimath zurück. 1813 ward er Stabsrittmeister in dem damaligen schlesischen Uhlanenregimente, kurz darauf aber Eskadronschef des National-Husarenregiments, und wiederum über kurze Zeit Adjutant Blücher's. Nach der Schlacht bei Leipzig stieg er vom Rittmeister zum Majors-Ränge auf, wurde 1818 Obrist, 1819 Flügel-Adjutant des Königs u. Commandeur des Gardehusarenregiments. 1821 commandirte er die zweite Gardecavaleriebrigade, wurde 1825 Generalmajor, begleitete 1826 den Prinzen Karl zur Krönung des Kaisers Nikolaus nach Rußland, machte als Volontär 1828 den russischen Feldzug in der Türkei mit u. wurde 1829 Generaladjutant des Königs, 1835 zweiter Commandant von Berlin, 1837 Generalleutnant u. 1840 Chef des 5. Husarenregiments.

Nostradamus, Michael, berühmter Astrolog, geboren den 14. December 1503 zu Saint-Remy in der Provence, Sohn eines Notars aus einer ehemals jüdischen Familie, erhielt den ersten Unterricht von seinem Großvater, besuchte dann die Schulen in Avignon, studirte in Montpellier die Heilkunde u. wurde 1529 daselbst zum Med. Dr. promovirt, nachdem er einige Jahre in der Provence herum practicirt hatte. N. ließ sich nun in Agen nieder u. verheirathete sich; als ihm aber nach 4 Jahren seine Frau u. seine zwei Kinder gestorben waren, unternahm er 12 Jahre lange weitläufige Reisen durch Frankreich u. Italien u. ließ sich dann in Marseille u. später in Salon nieder, wo er sich neuerdings verheirathete. 1546 wurde er nach Aix gerufen, um eine dort herrschende Krankheit zu bekämpfen, 1547 auf gleiche Weise nach Lyon. Die angewendeten Geheimmittel u. einige in Erfüllung gegangene Voraussetzungen erwarben ihm großen Ruhm; er zog sich nun in die Einsamkeit zurück u. beschäftigte sich fortwährend mit dem Studium der Astrologie. Bald veröffentlichte er seine Prophezeiungen u. gab sie 1555 zu Lyon in Versen heraus in sieben Centurien. Diese erregten großes Aufsehen u. verschafften dem Propheten von allen Seiten Besuche u. Ehrenbezeugungen, ja, Karl IX. ernannte ihn zu seinem Leibarzte. Andererseits fehlte es aber auch nicht an Spöttern über den Propheten. 1566 den 2. Juli starb N. Außer seinen Prophezeiungen hat er noch einige, Andere geschrieben, was aber bald in Vergessenheit gerieth.

E. Buchner.

Notabeln wurden in Frankreich die Einwohner jeder Gemeinde, mit dem aktiven u. passiven Wahlrechte zu Municipalstellen, seit 1790 die Mitglieder des Municipalraths, genannt. Die großen Versammlungen der N. unterschieden sich von den Reichsständen (Etats généraux) dadurch, daß die Mitglieder vom Könige gewählt wurden. Sie bestanden aus dem Adel, der Geistlichkeit u. den höheren Beamten. Die berühmteste Versammlung der N. war die von 1787, welche der Erschöpfung des Schazes u. der Zerrüttung der Finanzen abhelfen sollte; sie schlug die Einberufung der Reichsstände mit doppelter Vertretung für den dritten Stand vor.

Notare (Notarii), d. h. Schreiber, Notirende, hießen bei den alten Römern des Schreibens kundige Sklaven, welche die Correspondenz ihrer Herren führten. In der spätern römischen Zeit war dieß der Titel der Protokollführer bei öffentlichen Behörden. — Unter den römischen Päpsten hießen seit Fabianus Notarien solche Angestellte, welche die Geschichte der Märtyrer als Augenzeugen, später die Verhandlungen der Concilien, Colloquia u. aufschrieben; im Range standen sie unter den Acoluthen; später stiegen sie im Ansehen; bald begleiteten sie Legaten, contrasignirten die Schreiben der Bischöfe, wurden Aufseher der gemeinen u. größeren Diöcesen. Der N. primarius hatte die Aufsicht über die übrigen. Zu Rom wurden sieben Notarii regionarii bestellt, die, als der Notarien Anzahl wuchs, auch Pro notarien genannt wurden. Vom 9. Jahrhunderte an waren bloß Cleriker gerichtliche Notarien, weil sie allein schreiben konnten (vgl. Schmid, De Notariis ecclesiasticis, Helmst. 1715). — Jetzt sind N. rechtskundige, beeidigte Männer, welche Alte der freiwilligen Gerichtsbarkeit, z. B. Kauf-, Darlehens-, Pacht-, Miethkontrakte, Testamente, Inventarien, Wechselproteste, aufsetzen u. zwar theils

mit, theils ohne Zeugen, je nach den besonderen Bestimmungen in den Gesetzen. In vielen Staaten ist indessen das Institut der N. jetzt entweder aufgehoben, u. sind die N.-Geschäfte lediglich den Behörden zugewiesen, oder die Advokaten sind zugleich N. Die Notariatsordnung, welche Maximilian I. 1512 erließ, regelte die N.-Geschäfte u. enthielt zugleich Prozeßbestimmungen. Diese sind zum Theile noch jetzt gültig. N.-Instrumente sind die von N. verfaßten Urkunden, u. jeder andern öffentlichen Urkunde gleich.

Noten (*Notae musicae*) heißen die Tonzeichen in der Musik. Solche Zeichen waren schon im hohen Alterthume üblich u. bestanden in Accenten u. Buchstaben, verschieden nach Maßgabe der Vokal- u. Instrumentalmusik. Die Griechen nennen als Erfinder der ihrigen den Terpander, etwa 650 v. Chr. Daß dieser die *νόμοι* (bestimmte Gesang- u. Spielweisen) der Lyra u. Aulos gelehrt habe, bezeugt auch die Marmorchronik. Das ausgebildete griechische Tonssystem hatte 15 Haupttöne oder Tonarten, u. ihre Semeiographie (Tonzeichenschrift) 1620 Tonzeichen. Papst Gregor I. führte zu Ende des 6. Jahrhunderts jene 15 Haupttöne auf 7 zurück u. bezeichnete mit den sieben ersten großen Buchstaben des römischen Alphabetes (A. B. C. D. E. F. G.) die tieferen u. mit den nämlichen kleinen Buchstaben (a. b. c. d. e. f. g.) die höheren Töne der Octave. Diese Buchstaben u. sonstigen Zeichen, letztere Neumen genannt, wurden später auf 2 Linien u. über dieselben gesetzt, auch von Guido d'Arezzo noch zwei andere Linien beigelegt. Guido verbesserte hiemit die Tonschrift u. ordnete sie zweckmäßiger, erfand aber keineswegs die N. Er kennt u. nennt vielmehr keine andere Tonschrift, als die Neumen u. die gregorianischen Buchstaben; da er aber die vorgefundenen zweifarbigten (roth u. gelb, f. u. c. Schlüssellinien) Linien noch mit zwei anderen vermehrte u. auch die Zwischenräume benützte, so war dadurch schon bei der nachgefolgten Einführung der N. das einfachste u. vollkommenste Linien-system gegeben. Auch die anderen Schriftsteller des 11. u. sogar 12. Jahrhunderts schweigen noch von den N., u. doch muß deren Erfindung u. erste Ausbildung in den Zeitraum von 1101 — 1200 fallen. In die letztere Epoche, nämlich zu Anfang des 13. Jahrhunderts, fällt die Erscheinung jenes Deutschen, Franco aus Köln, der die besondere Gestaltung erfunden haben soll, wodurch die Verschiedenheit der Dauer der Töne bezeichnet wird. Indes wird diese Erfindung auch dem Johann de Muris (Murs, Moeurs, Muria), geboren 1310 in der Normandie, zugeschrieben, worüber jedoch weiter Nichts ermittelt ist, als daß die ersten weißen, unausgefüllten N. bei Guilelmus Dufay, einem berühmten Tonsetzer in der päpstlichen Kapelle zu Rom (1380—1432), gefunden seyn sollen, wogegen de Muris nur noch gewisse schwarze Figuren gekannt habe, deren in Frankreich sich auch Machaud im Jahre 1367 bediente. Das System mit 5 Linien kam aber nach Müller erst im 15. Jahrhunderte allgemein in Gebrauch. Die Verringerung u. Zertheilung einer N. in mehrer (diminutio) erfand der französische Kapellmeister Jean Mouton im 16. Jahrhunderte, nach Anderen jedoch Claudio Monteverde zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Die Erfindungen des Guido von Arezzo in Beziehung auf die Musik beschränken sich: 1) auf eine neue Methode des Unterrichts im Gesange, mittelst dessen die Schüler jeden, ihnen bisher unbekannten, Gesang vom Buche singen konnten, was früher von keinem Sänger zu erreichen war; 2) auf die Einführung der Linien bei Notirung der Gesänge. Alle übrigen, ihm zugeschriebenen, Erfindungen gehören in eine frühere oder spätere Zeit. So war das Gamma (Γ) schon vor ihm im Gebrauche; die sieben Buchstaben stammen aus der Zeit Gregors des Großen; das Monochord war von Pythagoras erfunden; die Lehre von den Tropen schon von Gregor dem Großen angenommen; die Diaphonie schon von Hucalbus beschrieben; das Polyplektron (Klavier) wurde viel später erfunden; die Sylben ut, re, mi, fa, sol, la sind zwar von Guido angegeben, jedoch nur zufällig beibehalten worden; das Hexachord ist erst im 12. Jahrhunderte erdacht u. die Guidonische Hand eine Erfindung seiner Schüler.

Notendruck, die Vervielfältigung der Notenschrift durch die Presse, wozu

man anfänglich sich ganzer u. zwar hölzerner Tafeln bediente, worein die Noten geschnitten waren. Die ältesten sollen von 1473 seyn. Dann kamen die Kupferplatten in Gebrauch, u. den N. mit beweglichen Typen erfand schon Ottavio Petrucci, aus Fossembrone im Kirchenstaate, 1502. Andere wollen die Erfindung dem Jakob Sanleque (Salecqua), geboren 1558, gestorben 1648 in Paris, einem berühmten Schriftgießer, zuschreiben. Einen neuen N. mit Typen erfand Endter in Nürnberg 1690. Der Zinnstich, bei welchem die Noten auf Zinnplatten mit Stahlstempeln eingeschlagen werden, wurde in der Mitte des 18. Jahrhunderts üblich, kam von London nach Offenbach durch André, der daselbst 1774 eine Fabrik errichtete, wurde aber in neuer Zeit größtentheils durch den Steindruck verdrängt. Tauchniz in Leipzig war der Erste, welcher Noten stereotypirte, wogegen Breitkopf den Druck mit beweglichen Typen seit 1755 ausbildete, bis Brun in Paris 1836 ein Verfahren entdeckte, beim Drucken musikalischer Compositionen mit beweglichen Noten alle bisherigen Mißstände zu beseitigen.

Nothadresse, Nebenadresse, Hilfsadresse, eine auf der Vorderseite eines Wechsels (s. d.) am untern Rande angebrachte Notiz, welche entweder vom Aussteller, oder von einem Indossanten ausgeht u. wodurch dieser den Wechselinhaber für den Fall, daß der Bezogene die Annahme oder Zahlung verweigern sollte, beauftragt, sich deswegen an einen andern Kaufmann am Zielplatze zu wenden. Der Hauptinhalt dieser Notiz ist die Adresse dieses letzteren Handelshauses, welches dadurch zugleich zur Annahme oder Zahlung (Intervention) für Rechnung (zu Ehren) des Urhebers der N. aufgefordert wird; außerdem unterzeichnet sich gewöhnlich der Adressant, u. zwar in der Regel nur mit den Anfangsbuchstaben seines Namens, da der Adressat (der zur Intervention Eingeladene) schon durch den Aviso-brief des ersten näher unterrichtet seyn muß. — Begreiflicherweise kann auch der Bezogene selbst Adressat seyn, indem er vielleicht für Rechnung des Trassanten die Annahme oder Zahlung verweigert, während er sie zu Ehren des (Noth-)Adressaten leistet. In diesem Falle wird die N. gewöhnlich gleich dem Namen dieses letzteren im Wechselcontext beigelegt. — Wenn ein Wechsel mehre N. enthält, so ist darunter, im Fall der Nichtannahme oder Nichtzahlung Seitens des Trassanten, diejenige vorzuziehen, welche die meisten Wechselbetheiligten von ihrer Verbindlichkeit befreit, vor allen also die des Ausstellers. Sobald übrigens der Adressat acceptirt oder zahlt, wird er dadurch zum Intervenienten und er ist unbedingt schuldig, die Zahlung zu leisten. — Früher schrieb man die N. auf ein besonderes Blatt Papier, den sogenannten Adresszettel, welcher an den Wechsel angeklebt oder angeheftet wurde.

Nothhelfer werden in der katholischen Kirche diejenigen Heiligen genannt, deren Fürbitte man in besonderen Nöthen anzurufen pflegt. Es sind deren 14, nämlich die Heiligen: Athanasius, Blasius, Christophorus, Cyriacus, Dionysius der Areopagit, Egidius, Erasmus, Eustachius, Georg der Märtyrer, Pantaleon, Vitus, Barbara, Katharina u. Margaretha.

Nothmünzen werden solche Münzen genannt, welche ein Staat bei eintretendem außerordentlichem Geldmangel für den einstweiligen Verkehr bestimmt. Es wird dabei auf den eigentlichen inneren Werth nicht Rücksicht genommen u. dieselben bald leichter, bald von schlechterem Gehalte, als die guten Münzen, bald aus edlen, bald aus unedlen Metallen, auch wohl aus Papier u. Leder verfertigt. In gewissem Sinne kann man die Kassenanweisungen, so wie manche andere Arten von Papiergeld, als solche N. betrachten. Auch die unter der Regierung Karls XII. von 1715 — 19 in Schweden geprägten Noththaler gehören hieher. Früher waren N. in Städten, die sich im Belagerungszustande befanden, gebräuchlich; diese hießen Belagerungsmünzen oder Kriegsmünzen u. wurden aus dem eben vorhandenen Material, welches man, ohne Rücksicht auf eine bestimmte Form, mit einem Stempel versah, verfertigt; war ihre Gestalt viereckig, so hießen sie Nothflappen. Vgl. Klop, „*Historia numorum obsidionalium*“ (Altenburg 1765); Duby, „*Recueil général des pièces obsidionales et de nécessité*“ (Paris 1786,

Folio) u. Rüder, „Versuch einer Beschreibung der seit einigen Jahrhunderten geprägten N.“ Halle 1806.

Nothomb, Jean Baptiste, königlich belgischer Minister des Innern, geboren 1805 zu Massency, berechteter Advokat, seit 1829 als Mitredakteur des Courrier des Pays-Bas von Einfluß, arbeitete als Mitglied der Verfassungscommission an der neuen Constitution, die er auf die Grundsätze einer constitutionellen Monarchie u. auf das Zweikammersystem mit Press- u. Associationsfreiheit gestützt, stets vertheidigte. Die belgische Diplomatie seit 1831, die Wahl des Königs Leopold, das umfassende Eisenbahnsystem, die Umgestaltung des Schulwesens, die größere Hinneigung Belgiens zu Deutschland sind sein Werk. Er ist seit 1837 im Ministerium; nur 1840—41 war er Gesandter in Frankfurt. Von ihm ist das wichtige „Essai histor. et politique sur la révolution belge“ (deutsch 2 Bde., Stuttgart 1836).

Nothtaufe heißt diejenige Taufhandlung, welche bei Gefahr im Verzuge an einem neugeborenen Kinde bei Abwesenheit des Geistlichen von irgend einer christlichen Person verrichtet wird. (Vergl. den Art. Taufe.)

Nothwehr (*Tutela inculcata*), heißt im Criminalrechte die erlaubte Vertheidigung eigener oder fremder Rechte gegen einen angefangenen ungerechten Angriff, wenn der Schutz der öffentlichen Macht unmöglich ist. War der Angriff durch eigene Schuld des Angegriffenen veranlaßt, so war er nicht ungerecht, daher N. dagegen nicht vorhanden; bloße Drohungen berechtigen nicht dazu, wenn nicht ein Angriff von Seiten des Angreifenden (*Auctor pugnæ*), der den thätlichen Angriff beginnt, verschieden von *Auctor rixæ*, der bloß den Streit veranlaßt, damit verbunden ist, eine bloße Drohung, *Laesio inchoata*. Die Privatgewalt mußte die einzige Bedingung der Rettung des angegriffenen Gutes; geringere als die angewendeten Vertheidigungsmittel, mußten zum Schutze des gefährdeten Gutes nicht ausreichend seyn. Darnach lassen sich die Streitfragen, ob bei Angriffen gegen Eigenthum u. gegen Ehre, namentlich auf Geschlechtschre, N. zu genehmigen sei, entscheiden, da der Staat entzogene Geschlechtschre nicht wiedergeben, den körperlichen Mißbrauch nicht ungeschehen machen kann u. die jetzigen Mittel der deutschen Staaten zu Herstellung der Ehre im Allgemeinen nicht ausreichend sind. Angewendete zu heftige Mittel zur N. u. Ueberschreitung der gesetzlichen Gränzen begründen den Erzeß der N., Ueberschreitung der N., unrechte N., u. ist diese als *dolus* oder *culpa* anzurechnen, die schuldhaftige N. (*moderamen deculpatae tutelae*), deren Bestrafung, nach Maßgabe des Vergehens, in das sie einschlägt, Tödtung, Körperverletzung zc., unter Berücksichtigung der aus dem Angriffe auf den Verletzenden entspringenden Milderungsgründe, erfolgt. Das Recht zur N. muß der darauf sich Berufende erweisen; dann wird die Rechtfertigung der Ausübung so lange vermuthet, bis das Gegentheil erwiesen ist, und die aus wahrer N. in den Gränzen derselben unternommene That ist nicht strafbar.

Nothwendigkeit (*necessitas*), ist ein, das Wesen desjenigen bezeichnender Begriff, was so wirklich gedacht wird u. werden muß, daß es gar nicht anders seyn kann; d. h. daß das Gegentheil davon unmöglich ist. — Die N. ist eine logische, wenn das formale Denken das Gegentheil davon verwerfen muß, oder eine reale, wenn sie sinnlich als solche aufgefaßt wird. In beider Hinsicht ist sie wieder eine absolute, wenn der Grund des Seyns in dem Gegenstande selbst liegt, oder eine relative (bedingte), wenn dieser Grund außerhalb desselben sich befindet. Der ganze Begriff steht aber unter dem Gesetze der Causabilität und wird durch dieses bedingt. — Die moralische N. spricht sich in den Gesetzen der praktischen Vernunft und in den Forderungen des Gewissens für den freien Willen aus, so daß der Mensch, als vernünftig-sittliches Wesen, der erkannten Wahrheit zu gehorchen sich heilig verpflichtet u. gedrungen fühlt. Hier ist also die N. in einem Sollen, sowie dort in einem Müssen begründet. Vergleiche den Art. Modalität.

Nothzucht (*stuprum violentum*), ist die, mit Anwendung von physischer Ge-

walt erzwungene, Befriedigung des Geschlechtstriebes mit einer verheiratheten oder ledigen Weibsperson. Der Umstand, ob die genothzüchtigte Person zuvor schon ihre weibliche Ehre verloren, oder noch im Besitze derselben war, gehört nicht zur Feststellung des Begriffes, sondern mindert oder erhöht bloß den Grad des Verbrechens. Ist der Akt der N. rechtlich nachgewiesen, so wird die beleidigte Person, wenn sie ledig ist, der Rechte ihres jungfräulichen Standes, wie z. B. des Tragens des Brautkranzes, nicht verlustig, u. wenn eine verheirathete Frau in diesen Fall geräth, so erhält der Ehemann dadurch kein Klagerecht auf Ehescheidung. Vergl. den Art. Fleischliche Vergehen.

Notker, Labeo, Mönch zu St. Gallen, geboren 952, gestorben 29. Juni 1022, erwarb sich um die deutsche Sprache u. ihre Literatur große Verdienste, wenn auch zunächst nur als Uebersetzer. Seine Uebersetzung u. Erklärung der Psalmen ist von hohem Werthe. Aus einem von J. Grimm aufgefundenen u. bekannt gemachten Briefe ergibt sich, daß N. auf dem Felde der Uebersetzung wacker gearbeitet. Verloren sind seine Uebersetzungen von Virgils *Bucolica*, Terenz *Andria* u. dem Buche *Hiob*; erhalten noch die Uebersetzungen eines Theiles des aristotelischen *Organon*, des philosophischen Trostbuches von Boethius u. der zwei ersten Bücher der Vermählung *Merkurs* mit der *Philologie* von Marc. Capella. Auch mögen ihm noch andere Werke angehören, die als St. Gallisch angeführt werden, z. B. Uebertragungen einzelner kürzerer Stücke des alten und neuen Testaments, rhetorische Abhandlung de *sylogismis*, Sprichwörter aus der Abhandlung *De partibus logicae* u. a. Die Psalmen, das wichtigste Sprachdenkmal der althochdeutschen Literatur, ist herausgegeben von Schilter (*Thes.* I.), von Graff 1839 u. von Hattemer (St. Gallen, altd. Sprachschätze) 1842 f. κ.

Notorisch (allgemein bekannt), heißt im Prozesse Etwas, wovon der Richter schon hinreichende Kenntniß besitzt, was somit einer Beweisführung nicht mehr bedarf. Uebrigens lassen sich die Gränzen der Notorietät nur mit Rücksicht auf die besonderen Umstände festsetzen, u. dieselbe schließt den Gegenbeweis keineswegs aus.

Notre Dame, ist die alte französische Benennung der heiligen Jungfrau Maria, weshalb auch in Frankreich verschiedene ihr geweihte Kirchen, wie z. B. die erzbischöfliche Kathedrale in Paris (s. d.), diesen Namen führen.

Nottingham, auch **Notts**, eine der mittleren Grafschaften Englands, 39 □ Meilen mit 250,000 Einwohnern, gränzt nordöstlich und östlich an Lincoln, südöstlich u. südlich an Leicester, westlich an Derby, nordwestlich an York. Das Land ist wellenförmig. Der Trent ist der bedeutendste Fluß des Landes, das er von Südwesten nach Nordost durchschneidet, u. den Soar, Leen, Deven, Fleet u. Idle aufnimmt. Das Klima ist angenehm und gesund, der Boden fruchtbar. Die hauptsächlichsten Produkte sind: Getreide, Gerste, Hafer, besonders die Haferart *Skeg* genannt, Hopfen, Raps, Farbpflanzen, Kohlen, Blei. Die Industrie schafft Baumwollgarn, Strumpfwaaren, Seiden- u. Wollzeuge. Landwirthschaft u. Industrie haben gleiche Bedeutung in dieser Grafschaft. Der Handel ist lebhaft u. wird besonders durch die Grantham- u. Chesterfield-Kanäle, sowie durch die Zweigbahn der großen Nordbahn nach der Hauptstadt N. gefördert. Diese, am schiffbaren Trent, mit 78,000 Einwohnern, hat einen großen Marktplatz, prächtige Stadthalle, ein Schloß auf einem hervorspringenden Sandsteinfelsen, in dessen Verlängerung sich Druiden-Höhlen, die Ueberreste einer ehemaligen Troglodytenstadt, befinden u. ist Hauptstadt der englischen Strumpfweberei und Spinnfabrikation. Man findet hier außerdem noch Seiden-, Leinwand-, Eisenwaaren-, Nägel-, Nadel-, Leder- u. Bleiweißfabriken u. Altbrauereien. Handel, besonders mit Getreide. Andere namhafte Städte der Grafschaft sind: Newark, ebenfalls bedeutender Fabrik- u. Handelsort am Trent, mit 10,000 Einwohnern u. schöner Kirche, u. Worslop, 6000 Einwohner, in dessen Nähe Newstead abtei, merkwürdig als Wohnsiß Lords Byrons (s. d.).

Notturno, f. Serenade.

Novalis, s. Harbenberg 2).

Novalzehnten (Neubruzehnten), heißt die von Grundstücken, die erst neu angebaut werden, zu entrichtende Zehentabgabe. In mehreren Ländern wird den Anbauern von Neubrüchen eine mehrjährige, längere oder kürzere, Zehentfreiheit gestattet.

Novatianer, eine durch rigoristische Strenge ausgezeichnete Sekte der ersten christlichen Jahrhunderte, welche ihren Stamm von einem Priester zu Rom, Novatianus, erhielt, welcher die Wahl des Cornelius zum Bischofe von Rom aus dem Grunde anfocht, weil er mit den Gefallenen (d. h. denen, welche bei der Verfolgung vom Glauben abgefallen waren) zu gelinde verfare. Er verband sich mit einem gewissen Novatus, der freilich mit einer gerade entgegengesetzten Anklage gegen seinen Bischof, den heiligen Cyprian von Karthago, herübergekommen war, u. ließ sich von seinem Anhange zum Gegenbischofe wählen. Sie gingen von der Behauptung aus, daß für den vom Glauben Abgefallenen keine Vergebung der Sünde u. keine Wiederveröhnung mehr möglich sei; daraus folgerten sie nun weiter, daß die katholische Kirche dadurch, daß sie solche, auch nachdem sie Buße gethan, in ihre Gemeinschaft wieder aufgenommen habe, sich verunreinigt habe, also nicht mehr die wahre Kirche Christi sei; im Gegensatze zu ihr stellten sie nun sich als die Reinen (Katharer) dar; ja, sie taufte sogar diejenigen noch einmal, welche von der katholischen Kirche zu ihnen übertraten. Durch diese anscheinende Strenge gelang es der Sekte, sich ein gewisses Ansehen zu verschaffen u. bis auf die Zeit des heiligen Ambrosius ihr Daseyn zu fristen, obgleich sie nie zu einer großen Ausdehnung u. Bedeutung gelangt ist.

Novation heißt in der Rechtssprache jeder Vertrag, wodurch eine Forderung an die Stelle einer andern gesagt wird. Sie kann entweder so geschehen, daß der bisherige Schuldner u. Gläubiger unverändert bleibt, oder daß an die Stelle des ersteren ein neuer tritt u. jener dadurch frei wird. Die Einwilligung des Gläubigers ist dabei immer erforderlich; doch kann die N. sowohl im Auftrage des bisherigen Schuldners, als ohne dessen Zustimmung geschehen. — Ferner versteht man darunter die Umschreibung einer alten Schuld in eine neue und die Verwandlung einer Verbindlichkeit in eine andere, z. B. eines bloßen Schuldscheins in einen Wechsel.

Novelle ist eine lebendig und einfach dargestellte Begebenheit, oder ein Gemälde interessanter möglicher Situationen und deren Verknüpfung, die sich jedoch von der Wirklichkeit nicht weiter entfernen dürfen, als daß sie durch ihre Seltenheit höchstens an das Wunderbare streifen. Die N. entwickelt nicht Charaktere, wie der Roman, sondern stellt sie dar, u. wenn in ihr eine Entwicklung sichtbar wird, so will sie doch nur das Erscheinungsleben vorüberführen. Daher ist sie wohl ein kleiner Roman, aber mit besonderer Eigenthümlichkeit, zu nennen; denn der eigentliche Roman strebt, das ganze Leben eines Kreises darzustellen und in historischer Beziehung den Geist seiner Zeit vor Augen zu legen; die N. dagegen, deren Form zwar auch, wie die des Romans, prosaisch ist, beschäftigt sich mit der Erzählung einzelner Vorfälle, Situationen u. Ereignisse des menschlichen Lebens aus der Gegenwart, oder nächsten Vergangenheit, u. drängt deren Entwicklung auf Einen Punkt zusammen, so daß sie auch als eine ausführliche Charakterisirung besonderer Verhältnisse des menschlichen Lebens durch einen bestimmten Fall erklärt werden kann. Die N. bildet keine Episoden, wohl aber können diese sich zu selbstständigen Gliedern der Verhältnisse in einem Novellenranze gestalten, in so fern durch sie, als einzelne N.n, die Verhältnisse bis zur bestimmten Lösung ausgebildet erscheinen u. die Dichtung in der Einheit abgeschlossen wird. Das Eigenthümliche der N. besteht mithin auch darin, daß sie einen Vorfall in das hellste Licht stellen soll, dieser zugleich aber auch ungewöhnlich, oder räthselhaft u. als höchst selten erscheinen muß, so leicht er sich übrigens ereignen kann. Durch einen solchen sonderbaren auffallenden Wendepunkt unterscheidet die N. sich von allen anderen Gattungen der Erzählung. Schöpfer u. Meister in der N. ist Boccaccio, (s. d.);

unter den Spaniern ist der größte Novellist Cervantes (s. d.); ausgezeichnet unter den Franzosen Paul Scarron, geb. 1610 (sic), gestorben 1660; unter den Deutschen L. Tieck, Steffens, Goethe, L. Schefer u. A. (s. dd.) — Vgl. das „Novellenbuch, oder hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen u. deutschen,“ bearbeitet von Bülow, mit einem Vorworte von L. Tieck, Leipzig 1835—36. 4 Thl. Eine vollständige italienische Novellen-Bibliographie unternahm Bartolommeo Gamba u. d. T. *Delle novelle italiane in prosa* (Vened. 1833) Flor. 1835, zu welcher Molini, die Schätze der Biblioteca polotina benützend, interessante Beiträge geliefert hat. Einige tüchtige Bemerkungen über die N. im Allgemeinen, u. besonders in Beziehung auf L. Tieck, findet man in Theob. Mundt: *die Kunst der deutschen Prosa*, Berlin 1837.

Novellen, s. *corpus juris Justinianei*.

Noverre, Jean George, der Schöpfer des neuen Ballets in Europa, geboren zu Paris 1727, ein Schüler des Tänzers Dupré, besuchte die Hauptstädte Europa's mit glänzendem Erfolge u. starb 1810. Hauptschriften von ihm: „*Lettres sur la danse et sur les ballets*“ (2 Bde. deutsch Hamburg 1768). *Lettres sur les arts imitateurs*“ (Paris 1807).

Novi, Stadt in der sardinischen Provinz Genua, mit 6000 Einwohnern u. vielen Seidenfabriken, dient vielen reichen Genuesern als Landaufenthalt u. Waarendepot zwischen Alessandria u. Genua. Hier fiel am 15. August 1799 Joubert in der Schlacht gegen Suwarow, der sie gegen ihn und Moreau gewann. Die Franzosen hatten eine vortheilhafte Stellung auf steilen, bewachsenen Höhen, den rechten Flügel gegen die Scrivia, das Centrum bei N., den linken Flügel gegen den Ausfluß des Lemno in die Orba bei Basaluzzo. Die Allirten, stärker an Zahl, standen in der Ebene, nördlich von N.; der rechte Flügel, Oesterreicher unter Aray, gegen die Orba unterhalb Basaluzzo; der linke Flügel, Oesterreicher unter Melas, gegen die Scrivia; das Centrum, Russen unter Suwarow. Mehrmals zurückgeschlagen vom französischen Centrum, umgeht Melas den rechten feindlichen Flügel u. entscheidet damit den Sieg u. den Rückzug der Franzosen über die Apenninen, wobei sie 6000 Mann u. vieles Geschütz verloren.

Noviziat ist die Prüfungszeit, mit welcher der Eintritt in einen geistlichen Orden (s. d.) beginnt. Sie dauert in der Regel ein Jahr lange, oft auch, nach den besonderen Ordens-Statuten, länger: den Novizen steht ein Novizen-Meister (*magister novitiorum*), in weiblichen Ordens-Instituten eine Novizen-Meisterin vor, deren spezieller Aufsicht dieselben während des N.s unterworfen sind. Im N. müssen sie liturgische u. ascetische Uebungen vornehmen u. die Haus-Ordnung, die Ordens-Regel u. den Kirchendienst ihres Ordens lernen; früher mußten selbe sogar widrige Arbeiten verrichten, wodurch sie zum Gehorsame gewöhnt, und in ihrer Standhaftigkeit geprüft werden sollten. Während des N.s dürfen den Novizen die Klostersgelübde nicht abgenommen werden u. jede indeß geschehene Profession ist nichtig. Unterbleibt das N., so ist die Vorprofession ungültig. Weder der Orden kann die Probezeit erlassen, noch darf der Novize dieselbe umgehen. Das N. beginnt mit der Einkleidung und darf nicht unterbrochen werden. Tritt ein Novize nach vollendetem N. aus, so hat er, wenn er wieder in denselben Orden zurücktritt, das N. noch einmal zu erstehen. Ist in Folge klösterlicher Einrichtungen, oder nach der Regel eines Ordens, für das N. eine längere Zeit, als ein Jahr festgesetzt, so muß sich der Novize dieser Bestimmung unterwerfen. Während der Probezeit steht es dem Novizen frei, wieder aus dem Orden zu treten. In den beiden letzten Monaten des N.s können die Novizen, nach vorher eingeholter Erlaubniß des Bischofs, jetzt nur mit Bewilligung der Staatsregierung, über ihr Vermögen verfügen. Alle während der ersten Monate gemachten Dispositionen aber sind ungültig; ebenso sind auch jene Anordnungen, welche in den letzten beiden Monaten gemacht wurden, kraftlos, wenn der Novize inzwischen aus dem Ordens-Verbande tritt.

Nowaja-Semlja, eine 3918 □ M. große, von Südwest gegen Nordost gestreckte Insel im nördlichen Eismeere, die zum russischen Gouvernement Archangelsk gehört. Sie wird durch den schmalen Meerarm Matoschkin-Schar in zwei Theile, wenn nicht noch durch einen nordöstlicheren Kanal sogar in drei Theile getrennt. Die Nordküste, sowie das Innere der Insel, sind größtentheils noch unbekannt. Sie wird nur von Pelzjägern u. von Robben- u. Wallroßfängern besucht. In neuerer Zeit sind verschiedene wissenschaftliche u. Handels-Expeditionen nach N. gemacht worden: so z. B. von dem Vizeadmiral Lütke vier, in den Jahren 1821—24, beschrieben in 2 Bdn. Petersburg 1828, deutsch von Erman, Berlin 1835; von Ziwolka 1838, der hier seinen Tod fand; von dem Akademiker Bär 1837 u. 1840 u. A.

Nowgorod-Weliki (Grosneustadt), Hauptstadt des gleichnamigen russischen Gouvernements (2079 □ M. mit 715,000 Einwohnern), am Ausflusse des Wolchowflusses aus dem Ilmensee, mit 15,000 Einwohnern, besteht aus drei Theilen, dem Kreml u. der Sophienstadt auf dem linken Ufer des Wolchow, u. der Handelsstadt auf dem rechten Ufer des Flusses, zwischen welchen gesonderten Theilen eine prächtige steinerne Brücke mit 12 Granitpfeilern u. einer prachtvollen Ballustrade die Verbindung herstellt. Zu den Hauptzierden der Stadt gehören: das neue Schloß, der Volksgarten längs des Wolchow, mit reizenden Partien und Laubengängen, und der Handelsbazar, sodann die uralte Kathedraalkirche der heiligen Sophia im Kreml, mit den sogenannten koruschen oder cherlaur'schen Thüren, ein Prachtwerk des Mittelalters u. der byzantinischen Kunst; die sogenannte schwedische oder sitganische Thüre, von ungewissem Ursprunge. — Die Einwohner unterhalten Fabriken in Leinwand, Segeltuch, Kerzen, Seife, Leder u. treiben, außer mit den genannten Fabrikaten, Handel mit Getreide, Flachs, Hanf, Holz, Pottasche, Fischen, den Hauptprodukten des Gouvernements. — N. ward von den Slawen, an der Stelle des alten Slawensk, am heiligen Ilmensee, erbaut u. war daher ein heiliger Ort, bald auch Hauptstadt. Kurik residierte nach 864 zu N. u. nach ihm herrschten mehre russische Fürsten daselbst. Brätislaw, Fürst von Pologk, Neffe Jaroslaws, eroberte und plünderte es. Unter Isaslaw I. verwüstete Wieselaw, Fürst von Pologk, N. Im 10. Jahrhunderte ward es Erzbisthum. Im Anfang des 11. Jahrhunderts ward Jaroslaw Fürst von N., der 1019 Großfürst wurde. Seit dem 12. Jahrhunderte versuchte N. mehrmals, sich unabhängig von den Großfürsten zu machen u. unterwarf sich erst 1320 Georg, Großfürsten von Moskau, ihn zu seinem Herrscher wählend. 1386 wurde es von dem Großfürsten Demetrius Donski bekriegt, befreite sich aber durch Geldzahlungen. Es bildete damals eine Republik, nach Art der deutschen Reichsstädte, nur weit unabhängiger; an der Regierung nahm der Erzbischof großen Theil. Nachdem N. schon seit 2 Jahrhunderten der Hauptstapelplatz des Handels der Hanfa mit dem Norden u. den östlich von Polen gelegenen Ländern gewesen war, wuchs es um diese Zeit zu solcher Macht, daß es im 15. Jahrhunderte, zur Zeit seines höchsten Glor, an 400,000 Einwohner zählte und das Sprichwort entstand: „wer kann wider Gott u. N.“ Noch 1554 nennt Richard Chancellour N. den größten Waarenmarkt vom ganzen Moskowiterlande. Leider traf die Geißel der Zerstörung bald nachher diesen berühmten Handelsplatz. Iwan IV. strafte die Stadt, um das Verbrechen einiger Wenigen zu rächen, auf höchst unmenschliche Weise, und sie konnte sich nie wieder von diesem Schlage erholen. Von Czar Boris erhielten die Lübecker im Anfange des 17. Jahrhunderts dort bedeutende Handelsrechte. N. reizte 1611 die Schweden u. diese eroberten die Stadt, worauf sie den schwedischen Prinzen Karl Philipp zum Czar wählte, obschon Gustav Adolf nicht zugab, daß derselbe nach N. kam u. dasselbe 1617 dem russischen Czar zurückgab. Gegen Czar Alexei empörte es sich 1650 zum letzten Male. Bis zur Gründung Petersburgs blieb N. noch der Sitz eines ziemlich beträchtlichen Handels, bis es auf seinen gegenwärtigen, gegen früher höchst unbedeutenden, Rang herabsank.

Nowosilzow, Nikolaus, Graf von, aus einer der ältesten u. angesehensten

russischen Familien, Präsident des russischen Reichsrathes, geboren 1770 zu Petersburg, ein talentvoller, aber äußerst heftiger Mann, weswegen er zweimal unter Paul I. u. Alexander den Hof meiden mußte. Als Czartoryski's Freund erhielt er 1805 die wichtige Sendung, alle europäischen Höfe gegen Frankreich zu vereinigen, u. der Plan wäre gelungen, wenn Oesterreich nicht in Bayern zu früh eingerückt wäre. N. blieb dann, ohne besondere Beschäftigung, in der nächsten Umgebung des Kaisers, ward 1814 Geheimrath und Mitglied der provisorischen Regierung Polens, 1815 Vorsitzender in der allgemeinen Gesetzbuchcommission für Rußland u. 1821 Curator der Universität Wilna, wo er streng gegen die Studierenden verfuhr. 1823 wurde er russischer Generalcommissär im Königreiche Polen, kehrte 1830 nach Petersburg zurück u. wurde Mitglied, 1834 aber Präsident des Reichsrathes; 1838 nahm er wegen geschwächter Gesundheit seinen Abschied und starb noch gegen das Ende desselben Jahres.

Noyaden (französisch, von noyer, ersäufen) hießen zur Zeit der französischen Revolution die, an mehren Verurtheilten zugleich vorgenommenen Exekutionen, indem man dieselben auf ein mit Klappen am Boden versehenes Schiff brachte, diese dann öffnete u. die Unglücklichen dem Wassertode übergab. Namentlich war es Carrier (s. d.), der dieselben zu Nantes in Anwendung brachte.

Noyon, Stadt im französischen Departement Oise, am Flusse gleiches Namens, durch die Oise u. Seine u. durch den St. Quintin-Kanal mit dem Departement des Nordens u. dem Kanal von Calais in Verbindung stehend, hat eine alte Kathedrale, 6500 E., welche Industrie u. Handel betreiben, und ist geschichtlich merkwürdig durch die zwischen Chlodwig u. Syagrius 486 gelieferte Schlacht, womit die Herrschaft der Römer in Frankreich beendet wurde.

Nuance, in der Malerei die Schattirung, die Abstufung einer Farbe, auch die Abstufungen durch Vermischung einer Farbe mit der andern, von Dunkel und Licht, von Licht und Schatten. In ästhetischer Hinsicht besteht die N. oder das Nuanciren in der allmäligen Steigerung u. Verschmelzung der einzelnen Glieder der Darstellung zu einem Ganzen. Es erfordert sowohl von Seite des Darstellers, als des Wahrnehmers, große Bildung und feinen Geschmack. — In der Schauspielkunst heißt Nuanciren: den Menschen in seinen kleinen, feinen Charakterzügen nachahmen.

Nubien, Land in Afrika, südlich von Aegypten und längs des arabischen Meerbusens, stößt im Süden an Abyssinien, im Westen an Nigritien und die Sahara. Seine Größe schätzt man auf 12—15,000 □ Meilen; die Volkszahl läßt sich nicht bestimmen. Boden und Gebirge. Der Boden ist fruchtbar im Niltal, der übrige Theil des Landes wechselt mit Sandwüsten, von nackten Felsketten durchzogen, und einzelnen Oasen. Die ansehnlichsten Gebirge heißen: Shigre, bis 8000 Fuß hoch, Otaby, Dyaab, Olba ic. Flüsse. N. ist eine bloße Fortsetzung von Aegypten, zwei Bergketten bilden hier, wie dort, das Niltal. Der Nil, hier gebildet aus dem Bahr el Abjad, Bahr el Azrek und Atbara, durchströmt zwischen jenen Gebirgszügen eine ziemlich enge Bahn, und bildet merkwürdige Katarakten, so wie mehrere Inseln, von welchen besonders Philoe berühmt ist. Klima. Im Allgemeinen ist das Klima in N. oft unerträglich heiß; doch wechselt die Hitze des Tages mit kühlen Nächten. Im Niltal fällt kein Regen; die südlichen Gegenden haben im Mai und Juni ihre Regenzeit. Mit besonderer Heftigkeit wüthet in N. der Chamsin. — Naturprodukte. Das Mineralreich liefert hier Gold in reicher Menge, insbesondere in den südlichen Gebirgen, Silber, Eisenoryd, Schmelgel, Alabaster, Porphyr, Salz u. a. m. Die Produkte des Pflanzenreiches sind ziemlich dieselben, wie in Aegypten; es heißen Durra, Getreide, Reis, Toff (eine Art Hirse), Tabak, Melonen, Zuckerrohr, Kaffee, Sennesblätter, Baumwolle, Oliven, Wein. Im Süden des Landes wechseln große Sykomoren mit gigantischen Mimosen. Der Hauptreichtum des Landes sind die majestätischen Palmen mit ihren reichlichen u. äußerst schmackhaften Früchten (Datteln u. dgl.). Die Wälder Nubiens beherbergen eine Anzahl

von Affen, auch streifen hier Hyänen, Löwen, Leoparden u. Panther. Elephanten, Rhinocerosse u. Büffel, Giraffen, Zibethkatzen, Gazellen (in Heerden von 200—300), Steinböcke gehören ebenfalls zu N. Fauna. In den Flüssen viele Fische, u. im Nil Krokodille u. Flusspferde zahlreicher als in Aegypten. In der Wüste Strauße. Von Hausthieren findet man Pferde, unter welchen sich besonders die großen u. starken Dongolapferde auszeichnen, Kameele, Rindvieh, Schweine, Schafe, Geflügel. Die Einwohner gehören drei Hauptstämmen an, u. sind theils Barabras oder Berbern, welche von den Arabern im Lande gefunden wurden, als sie dasselbe eroberten, theils nomadische Araber oder Beduinen, oder endlich Neger. Die Meisten bekennen sich zum Islam, doch findet man hie u. da auch noch Ueberreste der alten koptischen Christen, so wie Juden und Heiden. In den Sandwüsten streifen räuberische Nomaden herum, welche die Karavanan gefährden. Die Rubier werden von den Reisenden als ein schöner u. wohlgebauter Menschenschlag geschildert, u. den Sitten nach als gefällig ehrlich u. gastfrei. Die Kleidung ist sehr einfach, ein leinenes Hemd, ein wollener Mantel, am Kopfe eine Art Turban; das Frauenvolk trägt Arm- und Fußbänder, die Männer sind fast stets bewaffnet. Die Nahrung besteht größtentheils aus Pflanzenstoffen, Fleisch wird verhältnismäßig wenig gegessen. Die Wohnungen sind von Erde u. sehr armselig. Die nubische Sprache hat mehrere Dialekte; es wird auch arabisch geredet. Der Gewerbefleiß ist nicht sehr bedeutend, u. beschränkt sich meist auf Verfertigung von gewebten Zeugen; etwas wichtiger ist der Handel, der durch Karavanan unterhalten wird, u. mit Landesprodukten, vorzüglich Datteln u. Sklaven sich beschäftigt. — N. zerfällt in mehrere Reiche u. Gebiete, worunter Wahdy-Kuwa, Dongola u. Sennaar die wichtigsten sind. Ersteres liegt im Norden N., u. grenzt zunächst an Aegypten; in seinem Gebiete findet man die Stadt Suatim, welche der wichtigste Hafenplatz des Landes ist. Dongola mit der Hauptstadt gleichen Namens am Nil war ehemals die Hauptmacht Nubiens. Sennaar ist ein am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts durch die Jungi, einen Negerstamm aus dem Innern Afrika's, gegründetes Königreich. Die Hauptstadt Sennaar am Westufer des Nil ist ein unordentlicher Haufen von runden Stroh- und Lehmhütten, die über einen großen, mit Trümmern der Vorzeit bedeckten Raum zerstreut sind. Königs-Palast, Moschee, 9000—10,000 Einwohner. Die Stadt Schendy, östlich vom Nil, ist das große Emporium des Sklavenhandels. — Geschichte. Die ältere Geschichte Nubiens ist die des alten Landes Meroe (siehe Meroe). In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung fand das Christenthum Eingang im Lande, welches aber später von dem Muhamebismus verdrängt wurde. Im Jahre 1822 eroberte Ismael-Pascha ganz N. für Aegypten, und unterwarf diesem alle Fürsten des Landes, selbst die Nomadenstämme in der Wüste. — Die nähere Kenntniß N.s verdanken wir zumeist dem Reisenden Burckhard, welcher 1813 der Wiederentdecker des Landes wurde, dann Ruppel u. Ehrenberg.

md.

Nürnberg, die erste Handels- u. Gewerbsstadt Bayerns u. Sitz eines Kreis- u. Stadtrichters, eines Stadtkommissariats, der Handelskammer von Mittelfranken, eines Landgerichtes, Handelsgerichtes, Rentamtes, Hauptzollamtes, Oberpostamtes, Lotto-Oberamtes, Salzamtes, Unterausschlagamtes, einer Staatsschuldtilgungs-Specialcasse, eines Filialkreiszahlamtes, zweier Forstämter, einer Baubezirksinspektion, einer Eisenbahnbau- u. einer Kanalbauintspektion, eines Dekanats, eines belgischen u. holländischen Consulats u. eines Magistrates I. Classe mit Polizeiverwaltung, so wie Standquartier eines Infanterieregiments u. einer Division Gheaurlegers mit Stadtkommandantchaft, liegt in einer zwar sandigen, aber gut angebauten Ebene des Kreises Mittelfranken, zu beiden Seiten der Pegnitz, welche es in 2 ungleiche Theile scheidet, wovon der nördliche Sebalder, der südliche Lorenzer Seite heißt. Etwa gegen dreiviertel Stunden gegen Morgen, Mittag und Mitternacht breitet sich in einem Umfange von 80,000 Morgen der vormalige Reichswald aus. Der vorherrschende Charakter N.s ist der mittelalterliche u. keine andere Stadt Deutschlands hat diesen so treu bis auf unsere Tage bewahrt. Er

spricht sich in der malerischen Unregelmäßigkeit der Straßen, in den massiven, meist mit Erfern versehenen Häusern, in zahlreichen Kunstidentmälern aus u. verleiht der Stadt einen eigenthümlichen Reiz, welcher durch die biedere, treuherzige, kerndeutsche Weise der Bewohner noch gehoben wird. Der Umfang der Stadt, die ein verschobenes Viereck bildet, beträgt 7000 Schritte. Ihre alterthümliche Befestigung mit doppelten Wehrmauern, Bastionen u. tiefem Graben war für frühere Zeiten bedeutend zu nennen, würde aber gegenwärtig wenig mehr schützen, wiewohl N. noch immer als Waffenplatz bei dem königlichen Generalstabe vorgeführt wird. Vier Hauptthore, das Laufer-, Spittler-, Frauen- und Neuenthor leiten in das Innere; neben denselben sind zirkelrunde Thürme, in Gestalt eines aufgerichteten Mörsers, hoch u. stattlich erbaut; außer den genannten Hauptthoren hat die Stadt noch mehrere Nebenthore. Die Pegnitz bildet zwei Inseln, nahe an ihrem Einflusse die Schütt, u. am Ausflusse den sogenannten Trödelmarkt. Sieben steinerne Brücken führen in der Stadt über den Fluß, unter welchen sich die 1596—98 nach dem Muster des Ponte Rialto in Venedig erbaute Fleischbrücke, mit ihrem in eine Länge von $97\frac{1}{2}$ Schuh gespannten Bogen, besonders auszeichnet. Außer diesen Steinbrücken unterhalten noch 6 hölzerne Stege u. der 1824 errichtete Kettensteg die Verbindung zwischen beiden Stadtheilen. N. hat 3 Vorstädte, Gostenhof, Wöhrd u. St. Johannes, wozu noch die kleinen Ortschaften Tafelhof u. Galgenhof kommen, 200 Plätze, Straßen u. Gäßchen u. 5000 Häuser, in welchen 50,000 Seelen wohnen, die außer 4000 Katholiken u. etwas über 100 Reformirten der lutherischen Kirche angehören. Von den öffentlichen Plätzen sind zu erwähnen: der Marktplatz mit dem schönen Brunnen, einem mit Recht allgemein bewunderten Kunstwerke, das als zierliche gothische Steinpyramide, reich mit Figuren u. Ornamenten geschmückt, zu einer Höhe von 60 Fuß aufsteigt und 1355—1361 von Sebald Schonhofer u. den Gebrüdern Ruprecht erbaut wurde; der Maximilians-, der Albrecht Dürersplatz, auf welchem das 1840 feierlich enthüllte Standbild Dürers, ein Werk der Bildhauer Rauch u. Burgschmiet, steht; der Spital-, Aegyptien- u. Jakobsplatz. Am Obstmarkte auf einem Brunnen steht das berühmte Gänsemännchen, eine Bronzefigur von Labenwolf. Die Straßen, auf deren Reinlichkeit durch Pflasterung u. Abzugskanäle sehr gesehen wird, sind zum Theile von ziemlicher Breite, zum Theile aber auch wieder eng u. winkelig. Sie werden des Nachts durch Gasflammen erleuchtet. Von den weltlichen Gebäuden der Stadt führen wir zuerst die Burg oder Reichsveste an, welche durch ihre hohe Lage auf einem isolirten Sandfelsen an der nördlichen Seite der Stadt vor Allem in die Augen fällt. Sie trägt das ächte Gepräge des Mittelalters u. hat noch dieselbe Fenstereintheilung, wie sie in alten Gemälden aus dem 15. Jahrhunderte abgebildet ist. Ziemlich steil führt die Burgstraße zum Schlosse hinan, in dessen Vorhof man durch das sogenannte Himmelsthor gelangt. Hier ragt der gewaltige Heidenthurm, in welchem sich übereinander die Dtmars- u. die Margarethenkapelle befinden, anziehend durch den maurischen Styl ihrer Bauart. Diesem Thurme gegenüber ist der 536 Fuß tiefe Schloßbrunnen. Den innern Schloßhof schmückt die alte Linde, welche von der Kaiserin Kunigunde gepflanzt worden seyn soll. In den Gemächern, aus welchen sich die herrlichste Aussicht nach allen Seiten hin öffnet, sieht man mehrere werthvolle altdeutsche Gemälde. Weitere Merkwürdigkeiten der Burg sind: der fünfeckige Thurm, gewiss das älteste Denkmal der Stadt, einst wohl eine Warte, dann der Thurm „Weg in's Land," 1367 erbaut. Kaiser Konrad I. legte einer nicht unbegründeten Sage nach den Grund zum N.er Schlosse u. Friedrich I. Barbarossa erweiterte es. In den nachfolgenden Jahrhunderten hielten hier mehrere Kaiser Hoslager u. nebenan auf dem Platze, wo jetzt die sogenannte Kaiserstallung zu sehen ist, stand die Feste der Burggrafen von N., vom Geschlechte der Zollern, welche 1424 im damaligen Kriege von dem pfälzischen Pfleger zu Lauf, Christoph von Lainingen, den der Herzog Ludwig im Bart (Ingolstadt) dazu berebet hatte, des Nachts unvermuthet abgebrannt wurde. Das Rathhaus, 1616—19 im neuern

italienischen Style erbaut, ist ein sehr ansehnliches Gebäude, 275 Fuß lang u. 3 Stockwerke hoch; in dem noch übrig gebliebenen Theile des alten Rathhauses befindet sich der große Rathssaal, von einer runden Decke aus Schreinerarbeit überwölbt u. mit Wandgemälden von Albrecht Dürer geziert, u. in einem Hintergebäude das seiner vielen seltenen Dokumente wegen schätzbare Archiv. Unterirdische Gänge führen unter dem ganzen Rathhause hin bis außerhalb der Stadt; auch sind noch Gefängnisse, die Marterkammer u. die Räume zu heimlichen Gerichten vorhanden. Die Moriskapelle ist seit 1829 zum königlichen Bildersaal eingerichtet u. enthält eine Auswahl vorzüglicher Gemälde aus der altoberdeutschen u. niederdeutschen Schule. Das Haus Dürer's, vom Magistrate angekauft und innen künstlich ausgeziert, dient dem Albrecht Dürer-Vereine zu seinen permanenten Kunstausstellungen. Noch sind zu erwähnen das Haus der Grafen von Nassau, besonders wegen seines herrlichen Erkers, das Tucher'sche Haus, das Grundherrsche Haus, in welchem 1356 die goldene Bulle abgefaßt wurde, das Peller'sche u. das Platner'sche Haus, der Pfarrhof zu St. Sebald mit dem berühmten schönen Erker, die ansehnlichen Fleischbänke, der 447 Fuß lange, durch 36 Säulen getragene Herrenkeller, das Museum, das neugebaute Theater, der k. Eisenbahnhof, großartig im gothischen Style erbaut, mit seinen weitläufigen Werkstätten. N. hat 8 lutherische Kirchen, eine reformirte u. eine katholische. Die Lorenzkirche, die größte u. schönste Kirche der Stadt, wurde 1278 begonnen u. 1477 vollendet. Ueber ihrem prächtigen Portale zieht besonders die 82 Fuß im Durchmesser haltende Rose den Blick auf sich. Die beiden Thürme streben edel u. kühn empor. Im Innern des Tempels herrliche Glasmalereien, dann das allgemein bewunderte Sakramentshäuschen von Adam Krafft u. der sogenannte englische Gruf, eine kunstreiche Holzschnizarbeit von Veit Stof. Der Hauptaltar u. die Kanzel sind Werke der neuen Zeit u. nach Heideloffs Erfindung u. Zeichnung ausgeführt. Die Sebaldskirche, deren ältester Theil aus dem 10. Jahrhunderte stammt, hat zwei schlanke u. kühn aufgeführte Thürme u. bildet ein wichtiges Denkmal für das Studium der altdeutschen Baukunst; im Innern stellt sich dem Auge vorzüglich das Grab des heiligen Sebald dar. Es ist Peter Bischofs Meisterwerk, aus 120 Centnern Metall von ihm u. seinen 5 Söhnen in den Jahren 1506—19 gegossen; vorzüglich bewundert werden die Figuren der zwölf Apostel; auch hier schöne Glasmalereien in den Fenstern. Die Jakobskirche enthält einen herrlichen Flügelaltar mit uralten byzantinischen Gemälden. Die Deutschhauskirche mit ihrer kolossalen Kuppel ist im edlen italienischen Style angelegt, aber leider unvollendet und unbenützt. Die Aegydienkirche, nach der Feuersbrunst vom Jahre 1696 im Style Bernini's neu aufgebaut, hat ein Altarblatt von Van Dyk. In der heiligen Geistkirche waren einst die der Stadt N. im Jahre 1424 übergebenen Reichskleinodien aufbewahrt. Die Frauen- oder Marienkirche ist seit 1816 dem katholischen Cultus überlassen u. zu dieser Zeit im Innern neu hergestellt worden. Mehrere Hautreliefs von Adam Krafft, schöne Glasmalereien u. Altäre schmücken dieses Gotteshaus. Der Styl desselben ist gothisch u. zwar aus der Zeit der höchsten Blüthe deutscher Baukunst; die Vorhalle ist mit trefflicher Bildhauerarbeit von Schonhofer versehen; durch den Architekten Heideloff wurden die schönen Figuren am Portale u. dieses selbst mit Glück restaurirt; über der Halle steht eine kleine Kapelle, der Michaelschor. Adam Krafft hatte das Thürmchen u. die darauf befindliche Nische gebaut; hier ist ein künstliches Uhrwerk mit Figuren angebracht, welches Georg Heiß 1509 verfertigte. Dasselbe führte früher die 7 Kurfürsten heraus, um Kaiser Karl V. herum, u. erhielt dadurch den volkstümlichen Beinamen: „das Männleinlaufen.“ In der Johannesvorstadt ist die Johanneskirche mit dem Friedhofe u. den Gräbern Birckheimers, Dürers, Hans Sachsens, des altdeutschen Dichters Sigismund von Birken, Sandrarts, Grübels u. anderer verdienster Männer N.s. Peter Bischof ruht in dem Gottesacker bei der St. Rochuskapelle. — Sehr zahlreich sind die in N. bestehenden Anstalten u. Vereine für Wissenschaft u. Kunst. Wir

nennen hier: das Gymnasium, vor dessen Gebäude die Bildsäule Melanchtons steht, welchen der Rath im Jahre 1526 zur Einrichtung dieser Anstalt nach N. berufen hatte; das polytechnische Institut, die Handelsgewerbeschule, die Kunstgewerbeschule, die höhere Töchterschule, die Mädchenindustrieschule, Industrieschule für Mägde, Taubstummenschule, Gesangschule, das Theresieninstitut für Erziehung protestantischer weiblicher Kinder u. die wohlbestellten Volksschulen u. Privaterziehungsanstalten. Privatvereine für den angegebenen Zweck sind der pegnische Blumenorden, der literarische Verein, die naturhistorische Gesellschaft, der Albrecht Dürer-Verein, der Verein zur Beförderung der Tonkunst, der Singverein, die Gesellschaft Cäcilia, der Liederfranz, der Mozartverein. Die Stadtbibliothek im ehemaligen Dominikanerkloster zählt über 40,000 Bände. In demselben Lokale befinden sich auch die mit ihr käuflich oder stiftungsgemäß vereinigten Willisch-Morische, Schwarzisch-Morische, Ambergerische Morische, Folgerische, Dillherische u. Fenizische Bibliotheken. Unter den angeführten Büchersammlungen, die mit einander etwa 80,000 Bände stark sind, befindet sich ein nicht unbedeutender Schatz von Handschriften u. Inkunabeln. Wir führen hier das berühmte Nachsor an, ein altes jüdisches Gebetbuch in Großfolio, Manuscript von 1331, welches in dieser Vollständigkeit nur noch einmal (in Amsterdam) vorhanden ist u. wofür von Israeliten schon die bedeutendsten Summen, unter andern für jedes der 538 Blätter ein Dukaten, geboten wurden. Der Bildergalerie in der Moriskapelle haben wir schon gedacht. Unter den Privatsammlungen für Kunst u. Wissenschaft zeichnen sich aus: Dr. Campe's Sammlung von Gemälden der altdeutschen, niederländischen u. italienischen Schule, die bedeutende, schon 1685 angelegte Volkamer'sche Sammlung von Kunstgegenständen u. Alterthümern, jetzt im Besitze des Herrn von Forster, des Hauptmanns von Gemming Sammlung historischer Denkmäler der alten Zeiten u. Völker, die von Haller'sche Kupferstichsammlung, 30,000 Blätter zählend, des Assessors Häril artistische u. naturhistorische Sammlungen, die Insektensammlung des Graveurs Sturm. Noch sind zu erwähnen die in N. bestehenden trefflichen Buch-, Kunst-, Landkarten- u. Musikalienhandlungen, Buchdruckereien, Kupfer-, Stein- u. Zinkdruckereien u. die vielen hier lebenden Zeichner, Maler u. Kupferstecher. — Auch Wohltätigkeits- und gemeinnützige Anstalten hat die Stadt viele aufzuweisen, so das Hospital zum heil. Geiste, das Sebastiansspital, das Krankenhaus, die Anstalt für arme Irren, das Findel- u. Waisenhaus, die Armenbeschäftigungsanstalt, das Leihhausamt, die Sparkasse, die guten Feueranstalten. Aus Privatmitteln werden unterhalten: der männliche und der weibliche Krankenverein, die Marckheilanstalt für Blinde, der Centralbibelverein, der protestantische Centralmissionsverein für Bayern, der Gewerbeverein, der Industrie- und Culturverein, die Heiraths-Aussteueranstalt, die Pensionsanstalt für Wittwen und Waisen aus allen Ständen, der Verein zur Verhütung der Thierquälerei, der Verein für prunklose Beerdigungen, das Wildbad. — Der Kunstfleiß N.s ist weltberühmt und von jeher haben sich Eingeborne und Bürger dieser Stadt durch treffliche Erfindungen hervorgethan. Wir erinnern hier nur an die Erfindung der Drahtziehplatte von Rudolph, des Pedals an der Orgel von Heinrich Trardorf, der Sackuhren, lange N.er Eier geheißen, von Peter Hele, des Messings von Erasmus Ebner, der Windbüchsen von Hans Lobfinger, der Klarinette von Christoph Denner, der Schlösser an den Feuergewehren und des ersten Kunstauges aus Elfenbein von Stephan Zick. Der Manufakturen und Fabriken, besonders in kurzen oder N.er Waaren gibt es eine erstaunliche Menge; neben den frühern und beachtungswerthen, zum Theile schon lange bestehenden Messing-, Spiegelglas- u. Tabakfabriken, welche über 700 Arbeiter beschäftigen, waren die Lobenhoffer'sche Tuchfabrik, dann die Maschinenwerkstätte und Eisengießerei Späth's am Duzendteich, gleichwie die von demselben erbaute Getreidemühle nach englisch-amerikanischer Konstruktion nennenswerth; in den letzten Jahren hat das Fabrikwesen sich überhaupt mächtig gehoben und N. besitzt nunmehr folgende größere Etablißements, einer

Anzahl kleinerer nicht zu gedenken: die Ultramarin-Fabrik von Heine und Zeltner, die Maschinen-Werkstätte und Eisengießerei von Klett und Comp., die Zündholzfabriken Eckert's, Engelhardt's u. Haucknechts, die Farbenfabrik der Gebrüder Buscher, die Bronzenfarbenfabrik Hoffmann's, die Schwefelsäurefabrik von Giuliani, die Zimmermann'sche Dampfschneidemühle, die Erzgießerei Burgschmieds, die Papiermachefabrik Fleischmanns, die Fournierschneidfabrik mit Pariermaschinen von Capeller, die Beinnahl- und Farcholzmühle von Zenker, die Blechwaarenfabriken von Dencke u. Hahn, Klingenstein's große Ziegelebrennerei, die Wis'sche Nadelfabrik, die Leonische Drahtfabrik der Gebrüder Beckh, die Briegebleb'sche Tapetenfabrik, die Türkischrothfabrik einer Aktiengesellschaft. Nebstdem gibt es eine Menge Ahlenschmiede, Alabafterer, Bortenwirker, Briefmaler, Brillen- u. Brillengestellmacher, Bronzefarbenmacher, Blumenmacher, Bleistiftmacher, Büstenbinder, Eichorienkaffemacher, Dosenmacher, leonische Drahtzieher, Stahl- und Messingdrahtzieher, Drechsler, Feilenhauer, Flaschner, Farbmacher, Federkielmacher, Folienmacher, Goldschläger, Hornpresser, Kammacher, Kartätzchenmacher, Kattunpapiermacher, Lebküchner, Metalldrucker, Mechaniker, Metallschläger, Mundharmonikamacher, Nachlichtermacher, Paternostermacher, Rothschmiede, Spielwaarenmacher, Schellenmacher, Seileinnehmer, Sporer- u. Zirkelschmiede. Mit Recht berühmt ist das Bestelmayer'sche Magazin, in welchem man alle Erzeugnisse des Luxus, und so auch die der Nürnberger Industrie bis zur kleinsten Spielware herab in reicher Auswahl findet. Sehr wichtig ist Nürnberg's Transit-, Expeditions-, Commissions- u. Wechselhandel. Bisher gingen alljährlich über 500,000 Centner Handelsgüter durch die Stadt, und es fand ein regelmäßiger Güterzug nach allen Handelsplätzen Deutschlands, der österreichischen Monarchie und der Schweiz durch gut eingerichtete Verkehrsmittel statt; auch eine Bank hat N. und einen großen Wollmarkt. Die Stadt ist der Mittelpunkt für die Eisenbahnen Bayerns, deren erste, die Ludwig's-Eisenbahn, von hier aus nach Fürth, am 8. December 1835 mit dem glücklichsten Erfolge eröffnet wurde. Am 25. August 1844 ward die Reichsbahn zur Nordgränze dem Verkehre freigegeben, u. eine dritte Bahn, nach Augsburg führend, ist in Angriff genommen. Seit dem 6. Mai 1843 ist N. durch den Ludwigkanal auch auf dem Wasserwege mit dem Rhein u. der Donau in Verbindung gesetzt. Der Kanalhafen verdient durch seine malerische Lage u. durch das fast immer auf ihm herrschende Leben Aufmerksamkeit. Seine Räume sind gewöhnlich mit Massen von Brennholz, Steinen, Steinkohlen, Torf, Brettern u. dergl. angefüllt. Daß übrigens die neuesten Zeitereignisse auch auf den Handel u. die Industrie N.s nicht ohne nachtheiligen Einfluß geblieben sind, läßt sich nicht verkennen. — Umgebungen u. Promenaden. Von den sogenannten Rühberge vor dem Westnertore an beginnen die öffentlichen Anlagen, an welche sich eine bedeutende auf Privatkosten geschaffene, die sogenannte Platern's Anlage an der Erlanger Straße schließt. Innerhalb des Hallerthürchens gewährt der Markplatz eine freundliche Promenade; auch die zwischen den Pegnitzarmen gelegene Insel Schütt, an den Ufern mit Lindensäumen besetzt, ist ein angenehmer Spazierplatz, so wie die an der Pegnitz liegende, durch einen artesischen Brunnen u. eine Fontaine verschönernte Hallerwiese. Die Gegend um N., sandig, ziemlich einförmig, überhaupt von der Natur wenig begünstigt, gehört eben nicht zu den sogenannten schönen, doch fehlt es nicht an einzelnen hübschen Punkten; wir nennen hier: Erlengraben, Mögeldorf, den Schmausenbusch, eine mit Nadel- u. Laubholz belebte Höhe, die alte Feste bei Zirndorf, geschichtlich berühmt durch den Kampf, den Gustav Adolph hier am 24. August 1632 gegen Wallenstein bestand, die Rosenau, der Lieblingsplatz der Kurfürsten, St. Peter, das schöne Landhaus Gleishammer, den Duzendteich, den Thummenberg mit seinem, von Heidehoff im gothischen Style neu hergestellten, Schlosse, welches die ganze Gegend weithin beherrscht. — Geschichte. N. war Anfangs bloß ein offenes Dorf, in welchem viele Hammer-, Waffen- u. Sensenschmiede wohnten. Die erste Urkunde, welche des Ortes

gebet, ist vom Jahre 1050 (von Lang's Regesta I. 87). Den ersten Freiheitsbrief erhielt N. im Jahre 1219 von Kaiser Friedrich II. u. erhob sich von da an durch Gewerbefleiß u. Handel, u. durch Verdienste um Kaiser und Reich zur berühmtesten der fränkischen Reichsstädte, die ein wohlangebautes Gebiet von 23 □ Meilen mit 70,000 Einwohnern u. 800,000 fl. jährlichen Einkünften hatte. Kaiser Heinrich V. eroberte und zerstörte N. im Jahre 1105, weil es seinem Vater Heinrich IV. treu anhing, doch wurde es von Kaiser Konrad wieder aufgebaut u. vergrößert. Kaiser Lothar übergab die Stadt seinem Schwiegersohne Heinrich dem Stolzen, Herzog in Bayern als Lehen. Denselben wurde sie aber von Kaiser Konrad dem Hohenstaufen wieder abgenommen und dem Reiche von Neuem unmittelbar unterworfen. Das Nürnbergische Patriziat nahm seinen Anfang im Jahre 1196, als Kaiser Heinrich VI. auf einem Turniere daselbst 38 bürgerliche Familien in den Adelstand erhob, aus welchen später die Mitglieder des Rathes erwählt wurden. Die Kaiser von Heinrich IV. (1073) bis Maximilian I. (1517) wählten die N.er Reichsveste gerne zu ihrem Aufenthalte u. hielten da viele Reichstage; Kaiser Karl IV. machte hier 1356 die goldene Bulle bekannt, und Kaiser Wenzel stiftete 1382 den N.er Landfrieden. Die Reichskleinodien u. Heilighümer wurden 1424 von Kaiser Sigmund der Stadt N. anvertraut, und blieben dort in Verwahrung bis zur Auflösung des deutschen Reiches, wo sie nach Wien gebracht wurden. Im Jahre 1427 verkaufte Friedrich von Brandenburg, Burggraf zu N., die Burg auf der Reichsveste sammt dem Antheil am Schulttheissenamt u. am Zolle, u. seine Rechte auf die Reichswälder an die Stadt; über die Auslegung des Kaufvertrages entstand nachher Streit und Krieg, der besonders im Jahre 1448 durch den Markgrafen Albrecht mit dem Zunamen Achilles landverderblich wurde. Im bayerischen Erbfolgekriege wurde N. mit dem Vollzuge der gegen den Kurfürsten Philipp erkannten Reichsacht beauftragt, u. eroberte bei dieser Gelegenheit die pfälzischen Aemter Lauf, Altdorf, Hersbruck, Pegenstein, Stierberg, Welden u., welche nachher der Stadt als Kriegskostenersatz im rechtlichen Besitze gelassen wurden. Die Streitigkeiten mit dem Markgrafen von Brandenburg begannen 1526 aufs Neue, und Albrecht mit dem Beinamen Alcibiades belagerte die Stadt u. verheerte die Vorstädte mit der ganzen Umgegend; aber ungeachtet der fortwährenden Fehden u. Plünderungen von Seite der Raubritter fiel N.s Glanzperiode gerade in das 15. u. 16. Jahrhundert (1480—1530), u. der Flor der Künste u. Wissenschaften, des Handels u. der Gewerbe waren in diesem Zeitraume aufs Höchste gestiegen. 1532 wurde der N.er Friede (erste Religionsfriede) zwischen den Protestanten u. Katholiken geschlossen, und 1538 hier auch der heilige Bund zwischen Kaiser Karl V. u. den katholischen Ständen gegen die Protestanten. Gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts begannen die Folgen der Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung fühlbar zu werden; N.s Handel mit Venedig u. den niederländischen Städten fing an zu sinken, und mit ihm die Kraft u. der Wohlstand der Bürgerschaft; das Stadtreghiment artete in Oligarchie aus, u. die moralische Kraft des Senats wurde geschwächt. Der dreißigjährige Krieg erschöpfte die Kräfte vollends. 1631 öffnete N. den Schweden die Thore, wurde aber bald darauf von Tilly berannt, u. 1632 zog Wallenstein mit 60,000 Mann Verderben drohend heran, und schlug bei Zirndorf sein Lager auf. Gustav Adolph hatte ihm gegenüber die Stadt besetzt und besetztigt; lange standen sich die beiden Armeen gegenüber, ohne eine entscheidende Schlacht zu wagen, bis sie nach Erschöpfung der Unterhaltsmittel die Gegend zu verlassen genöthigt waren. Der in N. in den Jahren 1649 u. 1650 gehaltene Kongreß wegen Exekution des westphälischen Friedens war der letzte Akt in dem anziehenden Schauspiele des reichsstädtischen Glanzes — es folgte nun ein Zeitraum der Stagnation und Indolenz, der den kleinen N.er Staatskörper wie den großen des deutschen Reiches der allmähigen Auflösung entgegenführte. Die Staatsfinanzen wurden immer mehr zerrüttet, durch eine Schuldenlast von 9 Millionen Gulden die Kraft der Verwaltung gelähmt, u. ein Staatsbankerott herbei-

geführt, der den Stifungen u. der Bürgerschaft, welche mit 8 Millionen Gulden dabei theilhaftig waren, schwere Verluste brachte. Unter diesen Verhältnissen konnte das Aufhören der Reichsunmittelbarkeit, und der Uebergang N.s an die Krone Bayern im Jahre 1806 nur als ein Gewinn betrachtet werden, dessen wohlthätige Folgen aber erst nach Beendigung der französischen Kriege ganz hervortraten. — Neues Taschenbuch von N., 2 Theile; Dr. Fr. Meyer, N. im 19. Jahrhundert mit stetem Rückblicke auf seine Vorzeit, 1843; G. W. K. Lochner, N.s Vorzeit u. Gegenwart, 1845; Heidehoff, N.s Baudenkmale der Vorzeit; Konrad Mannert, Ueberblick von N.s Aufsteigen, Blüthe und Sinken; J. J. Widenmann, die Umgebungen von N.; Karl Mainberger, eine Woche in N., 4. Auflage, 1846. md.

Nüßlein, 1) Franz Anton, Direktor u. Professor der Philosophie am Lyceum zu Dillingen, geboren den 7. Mai 1776 zu Bamberg, wo sein Vater ein wohlhabender Wagnermeister war. Nach vollendeten Gymnasialstudien, wo er stets den ersten Platz behauptete, machte N. 1794 seine philosophischen u. theologischen Studien an der Universität seiner Vaterstadt. 1800 zum Professor am Gymnasium ernannt, betrieb er vorzugsweise Naturgeschichte mit Vorliebe. Als die Universität 1803 aufgelöst wurde u., als Ersatz hierfür, ein neuerrichtetes Lyceum an die Stelle trat, erhielt er hier die Lehrfächer der Philosophie u. Naturgeschichte. Wider seinen Willen ward er 1809 nach Amberg versetzt, u. lehrte dann seit 1811 in Dillingen, von 1816—17 in Alschaffenburg, endlich von 1821 an abermals in Dillingen, wo er zugleich das Direktorat des Lyceums begleitete. Er starb daselbst am 22. März 1832. N.s philosophischen Vorlesungen zeichneten sich durch Klarheit und Faßlichkeit aus; sein Standpunkt war von dem Schelling'schen System ausgenommene Schriften: Versuch einer faßlichen Darstellung der allgemeinen Verstandeswissenschaft. 1. Bd. Bamberg 1801. Epilog dazu 1805. Versuch eines neuen Systems der mineralogischen einfachen Fossilien, 1810. Elemente der wissenschaftlichen Zoologie, 1812. Schematische Darstellung der Mineralkörper, 1813. Ueber das Verhältniß des Gefüges zur Form im Reiche der Krystallisationen, 1818. Ueber die Begründung eines Systems der Mineralogie, 1818. Lehrbuch der Kunstwissenschaft 1819. Neue Auflage von Furtmayr, 1837. Lehrbuch der Psychologie, 1821. Grundlinien der Logik u. Encyclopädie der Philosophie, 1824. Grundlinien der Ethik, 1829. Einzelne Programme: z. B. über das Verhältniß der Vernunft u. Offenbarung in Beziehung auf Erkenntniß Gottes, 1825. Ueber das Wesen der Vernunft, 1822. Ueber die philosophische Behandlung der Geschichte, 1826. Nach seinem Tode gab Professor Nymold Mehres aus seinem literarischen Nachlasse heraus. Lehrbuch der Metaphysik mit der Geschichte der Philosophie, Augsburg 1836—37. 2) Sein älterer Bruder, Georg, Domkapitular zu Bamberg, geboren am 28. Juni 1766, zeichnete sich noch mehr, als der Erstere, durch philosophischen Scharfsinn u. umfassendes, gelehrtet Wissen aus. Nach Beendigung seiner philosophischen Studien an der Universität wurde er im September 1784 als der Erste seiner Mitschüler mit dem philosophischen Doctorate u. mit gleichzeitigem Eintritte in das dortige Priesterhaus beehrt. Während er jetzt schon als Repetent Philosophie u. Mathematik lehrte, betrieb er mit Eifer die Erforschung der Grundlagen der orientalischen Sprachen, Behufs gründlicher Schriftforschung. Als Kaplan in dem Städtchen Lichtenfels trat er kurze Zeit in Seelsorge, verband aber in stiller Zurückgezogenheit mit dem praktischen Berufe des Geistlichen das Studium der Kantischen Philosophie. Die eine Stunde von Lichtenfels entlegene Benediktiner-Abtei, wo Ildephons Schwarz u. der Orientalist Ottmar Frank regen wissenschaftlichen Eifer bethätigten, bot ihm Gelegenheit, sich mit den gelehrten Conventualen in literarischen Verkehr zu setzen. Im April 1793 berief ihn der Fürstbischof Franz Ludwig an die Bamberger Universität als Professor der Philosophie u. Mathematik. N.s hinreichender Vortrag, seine dialektische Gewandtheit u. die scharfsinnige Kritik der Kantischen Ansichten bestimmten sogar den berühmten Physiologen Ignaz Döllinger, seinen

Vorlesungen beizuwohnen. Bis zum Jahre 1821 setzte N. seine Vorträge der kritischen Philosophie regelmäßig fort u. einige Programme in lateinischer Sprache beurlundeten zugleich seine elegante klassische Darstellung. Nach einem Zeitraume von 30 akademischen Lehrjahren stiftete seine liebende Sorgfalt für die studirende Jugend ein Stipendium von 1000 fl. Bei Errichtung des neuen erzbischöflichen Domkapitels 1821 wurde er zum Domherrn ernannt u. bewährte hier im Consistorium der höheren Instanz für Eheachen einen seltenen Scharfsinn in der Führung der Eheprozesse. Für das praktische Kirchenrecht wäre es eine wahre Bereicherung, wenn einige seiner Arbeiten zum Drucke befördert würden. Noch im hohen Greisenalter bethätigte er wissenschaftliche Studien u. suchte sich durch die Lektüre der griechischen u. römischen Classiker gegen die zunehmende Hinfälligkeit des kranken Körpers mit Trost u. Geistesstärke zu waffnen. Er starb am 12. Januar 1842 als Senior des Domkapitels. Seine schriftstellerische Thätigkeit ist nur im Verhältniß seiner umfassenden akademischen Wirksamkeit sehr gering, denn durch die literarische Fehde mit dem Professor Berg in Würzburg, welcher aus Veranlassung der Lehre von der Naturphilosophie u. Kraniostopie mit verunglimpfenden Sarkasmen ihn 1803—4 öffentlich herabzuwürdigen suchte, fand er sich bewogen, durch beharrliches Schweigen jede weitere unfruchtbare Discussion abzuschneiden. Außer den Programmen: *De cognitionum a priori et posteriori discrimine* 1794; *Disquisitio de humani voluntatis ubertate* 1797; desgleichen *de immortalitate animi hum.* 1799, schrieb er: *Parallelismus der Cultur des menschlichen Geistes mit der Entwicklung des Glaubens an Gott. Kritik der falschen Ansichten der Logik. Versuch sachlicher Darstellung der allgemeinen Verstandeswissenschaft.* 1 Band. Bamberg 1801. — Cm.

Nullität oder **Nichtigkeit** heißt in juridischer Bedeutung die gänzliche Ungültigkeit eines Rechtsgeschäftes von Hause aus, im Gegensatz zu anderen Bestimmungen, wo ein solches erst später, entweder von selbst, oder durch richterliches Urtheil ungültig wird. Wann ein Rechtsgeschäft null und nichtig sei, muß bei den einzelnen Rechtsgeschäften erörtert werden; doch kann man im Allgemeinen sagen, N. trete ein, wenn es an den wesentlichen Bestandtheilen des Geschäfts mangelt, also an der Fähigkeit des Subjekts oder Objekts, an der vollständigen Willensbestimmung, oder an den gesetzlichen Formen. Von einer Nullitätsklage zu reden, ist ein logisches Un Ding, da man das, was von Anfang Nichts ist, nicht auch noch mit einer Klage anfechten kann. Das französische Recht (*Code Napoleon*) ist hier sehr scharf. Eine Menge von Formen sind vorgeschrieben, deren Nichtbeachtung sogleich die N. des ganzen Geschäfts oder Verfahrens nach sich zieht, u. wenn der Prokurator, wie dies in den rheinischen Bundesstaaten häufig der Fall war, mit jenen Formen nicht vertraut genug war, so gab dieses oft der Chikane der Gegenpartei einen großen Spielraum.

Numa Pompilius, der zweite König von Rom, Nachfolger des Romulus im J. N. 39, ein weiser und gerechter, dabei aber nicht kriegerischer Regent, wird häufig als Stifter der ganzen römischen Religion genannt. Jedenfalls hat er manche neue Einrichtungen getroffen, z. B. gewissen Gottheiten bestimmte Priester verordnet, regelmäßige Opfer eingeführt, Tempel erbaut, besonders den Janustempel. Er soll sogar 8 Bücher Religionsgesetze geschrieben haben, die man im Jahre N. 572 verbrannte. Mit der Bestimmung der Festtage, die zum Theil von ihm seyn mag, hängt auch die Einrichtung des Kalenders zusammen, den N. indeß nicht selbst erfand, sondern er änderte im albanischen nur Einiges ab. Wichtiger sind seine Einrichtungen zur Sicherheit des Eigenthumes durch göttlich verehrte Gränzsteine, *Termini*; zur Beförderung des Ackerbaues u. der innern Ordnung durch Eintheilung der Bürger in Innungen. Er starb im Jahre N. 81 und hatte den Tullus Hostilius zum Nachfolger.

Numantia, eine Stadt der zu den Keltiberiern gehörigen Arevaker, im alten Spanien, berühmt durch den hartnäckigen Widerstand, welchen sie 14 Jahre lange (147—143 v. Chr.) den Römern entgegensetzte, obschon sie nicht einmal befestigt war.

Scipio Africanus, der Jüngere, belagerte sie endlich mit 60,000 Mann im Jahre 133 und zwang sie nach einer 14monatlichen Belagerung, während welcher sie die höchste Hungersnoth ausstand, zur Uebergabe. Aber entrüstet über die harten Bedingungen, die er ihnen auslegen wollte, zündeten die Bewohner die Stadt an u. tödteten sich gegenseitig.

Numeri heißt das IV. Buch Moses, nach seinem Hauptinhalte, den Volkszählungen (vergl. den Art. Pentateuch).

Numerisch heißt, was sich auf Ziffern bezieht und damit in Verbindung steht. Die mathematischen Operationen heißen sonach numerische, wenn sie in Ziffern ausgeführt werden.

Numerus heißt der Takt in der Musik u. im Tanze, in welcher Bedeutung es häufig von alten Schriftstellern gebraucht wird; dann Harmonie, Zusammenstimmung, Wohlklang, insbesondere in einem Gedichte (N. poeticus); Versglieder, Verse, sogar Versart; in der Rhetorik die regelmäßigen Glieder einer Periode (N. oratorius) u. im heutigen Sinne der zierliche Periodenbau, das wohlgefällige Tonverhältniß in den Bestandtheilen der Rede, gebildet aus einzelnen Wörtern, aus dem Bau der Sätze u. aus ihren Verhältnissen zu einander, jedoch entfernt von der metrischen Gebundenheit u. Regelmäßigkeit.

Numidien, einst ein mächtiges Königreich im Norden von Afrika, nach seinen Hauptbestandtheilen das jetzige Algerien, nebst einem Theile von Tunis, lag am mittelländischen Meere zwischen den Flüssen Mulacha (h. Maludsch) u. Tusta (h. Wad-el-Berber), gränzte also an Mauritania u. das eigentliche Afrika. Der östliche Theil, der bis an einen Fluß, Namens Amfaga oder Ampfaga, gereicht haben soll, hieß von seinen Einwohnern, den Massiliern, N. Massilorum; der westliche, nach den Massassiliern, N. Massassilorum. Die berühmtesten Städte waren Hipporegius (h. Bona) u. Cirta (h. Constantine). — Zur Zeit der punischen Kriege gehorchten die Massilier dem Massinissa, die Massassilier dem Syphax. Massinissa brachte ganz N. an sich u. ergriff die Partei der Römer. Ihm folgte Micipsa, welcher den Thron seinem Neffen Jugurtha überließ. Ein Theil N.s ward damals dem Bocchus, ein anderer dem Hiempsal II., dem Sohne Gulussa's, des zweiten Sohnes des Massinissa, gegeben. Sein Nachfolger, Juba I., ein Anhänger des Pompejus, tödtete sich aus Verzweiflung nach der Schlacht bei Thapsus gegen Cäsar. So ward N. römische Provinz. Nur Mauritania verließ Augustus als Entschädigung an Juba II.

Numismatik, oder Münzkunde, heißt die Wissenschaft u. Lehre von den Münzen, welche nach ihren beiden Hauptbeziehungen, der technischen u. historischen, in zwei große Haupttheile zerfällt. Zu dem ersten, dem technischen, gehören, sich gründend auf die vorhandenen Münzen, alle Untersuchungen über die Mischung der verschiedenen Metalle, über das Gewicht in gegebenen Fällen u. den aus dem Verhältniß beider hervorgehenden absoluten Werth; f. u. Münze, Münzfuß u. Valuation, über das mechanische Verfahren der Prägung u. Dieser Theil der N. beschäftigt sich also auch mit den Veränderungen, welche in dem Schätzungswerthe der Münzen sich von Zeit zu Zeit begeben haben. Er nimmt dabei Rücksicht auf das Münzrecht u. die Münzgesetze der verschiedenen Völker u. Zeiten. In geschichtlicher Beziehung umfaßt die N. alle vor kommenden geprägten Metallstücke. Um diesen großen Vorrath übersehen zu können, hat man mehrere Eintheilungen, nach der Materie, Form, nach der Darstellung, dem Kunstwerthe und nach der Zeit beliebt; letztere gewährt die leichteste Uebersicht, wornach die N. in alte, mittlere u. neue zerfällt. Jede von diesen wird nun gewöhnlich nach den verschiedenen Staaten u. Städten, welche die Münzen prägten, wieder in Unterabtheilungen zerpalten, u. eine chronologische Reihenfolge gewährt eine leichte Uebersicht von diesen. Eingeschlossen in die N. ist die Kenntniß der Metallmarken (Pseulomata), wie Conturniaten, Spintrien, Tesseren, Tettons, Rechenpfennige; ebenso die Nothmünzen von Holz, Leder, Blech, der Kauasis u. a. Muschelmünzen u. dgl. zu betrachten. Die N. gibt dem Geschichtsfor-

scher erspriessliche Aufschlüsse über Zeitbestimmung, Ortskunde u. Namenangabe, ja, manche Begebenheit, selbst die Geschichte mancher Reiche erhält erst durch die N. wahres Licht; so ist z. B. eine lange Regentenreihe des bosporanischen Reichs nur durch, meist in Südrussland gefundene, Münzen derselben bekannt u. die Existenz anderer kleiner Staaten des Alterthums ist nur durch Münzen verificirt. Daher gehört die N. zu den historischen Hülfswissenschaften. Die geschichtliche N. zerfällt nun in folgende Abtheilungen: a) Kenntniß der alten Münzen, nämlich der griechischen u. römischen, der griechisch- u. lateinischschreibenden u. aller, der Herrschaft der Griechen u. Römer unterworfenen Völker. Die Kenntniß der orientalischen u. barbarischen Münzen bildet nur einen Anhang. Dieser Theil der N. beginnt von Entstehung der griechischen Münzen u. reicht im Abendlande bis auf Romulus Augustulus, in Griechenland bis auf die Eroberung Constantinopels durch die Türken 1453. b) Die N. des Mittelalters umfaßt die barbarischen u. die in den neueren Staaten Europa's entstandenen Münzen. Meist rechnet man alle im Occidente seit dem Untergange des römischen Reichs, im Oriente seit der Eroberung Constantinopels bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts geprägte Münzen hierher, also die ganze Masse der Bracteaten und Soliden aus der Zeit, wo der Werth mehr nach dem Gewichte des Ganzen, als des einzelnen Stückes bestimmt wurde. Die N. dieser Zeit ist bis jetzt mehr durch Monographien, als umfassend behandelt worden. c) Die neuere N. beginnt in jedem Lande zu einer andern Zeit, doch kann man im Allgemeinen ungefähr das 16. Jahrhundert als Anfangsperiode setzen, oder auch dieselbe so bestimmen, daß man sie da ansetzen läßt, wo, neben den Courantmünzen eigentliche Schaumünzen (vgl. Denkmünzen) zum Vorschein kommen. Diese Periode charakterisirt sich auch noch besonders dadurch, daß mit derselben der Geschmack für Münzsammlungen erwachte. Ueber die Literatur siehe den Art. Münzen.

Nundinae (entstanden aus *nonus quisque dies*) hieß bei den alten Römern je der neunte Tag, an welchem die Landleute keine Arbeiten verrichteten, sondern nach Rom gingen, um dort einzukaufen u. zu verkaufen. Die Zählung von einem Markttag (*nundinalis dies*) zum andern geschah so, daß diese selbst nicht mitgezählt wurden, also nur sieben Tage zwischen je zwei Markttagen lagen. Zugleich benützte die Obrigkeit in Rom die N., um die so nach Rom kommenden Landleute (*Nundinatores*), von Gesetzen u. Verordnungen zu benachrichtigen. Die Einrichtung der N. soll ursprünglich etruskisch und erst durch Servius Tullius nach Rom gekommen seyn.

Nunez, 1) Peter, gewöhnlich Nonius genannt, ein gelehrter Portugiese, geboren 1492, gestorben 1577, erwarb sich um die Geometrie u. Nautik vielfache Verdienste u. entdeckte die Theorie der lorodromischen Linie. Seine Werke wurden 1567 zu Basel in Folio zusammengedruckt. 2) N. de Valladolib, Ferdinand, ein gelehrter Kritiker, geboren 1471 zu Pincia in Spanien, aus einer vornehmen Familie aus Valladolib. Er lernte, nachdem er in seinem Vaterlande die Wissenschaften studirt hatte, die griechische Sprache zu Bologna in Italien, lehrte sie zuerst in Spanien, wurde Professor der griechischen u. lateinischen Sprache zu Alcalá des Henares, hernach zu Salamanca, u. starb 1552. Er schrieb: *Comment in Plinii hist. nat.*, Genf 1593. *Castigat. in Pompon. Melam*, Antwerpen 1582. *Comment in Senecae opp.*, Paris 1602, übersezte die 70 Dollmetscher ins Lateinische u. m. a.

Nuntius, s. Legat.

Nuß nennt man im Allgemeinen die mit einem festen, holzartigen, nicht aufspringenden Gehäuse umgebenen Samenkerne, in denen der Kern, welcher noch eine trockene, papierartige oder faserige Hülle hat, freiliegt, obgleich man sich nicht immer streng an diese Unterscheidung hält, sondern den Begriff auch noch auf andere ähnliche Pflanzenamen ausdehnt. Vorzugsweise aber versteht man darunter die Wallnüsse oder wälschen Nüsse u. die Haselnüsse. — Die Wallnüsse oder wälschen Nüsse, *Nuces juglantes* oder *Nuces regiae*, sind die

Früchte eines ansehnlichen, aus Persien stammenden u. aus Italien (Wälschland, woher der Name rührt) nach Deutschland gekommenen Baumes, welcher besondere männliche u. besondere weibliche Blüthen auf dem nämlichen Stamme (halbgetrennte Geschlechter) trägt u. besonders in Frankreich, Italien und dem südlichen Deutschland im Freien, an Landstraßen, in Alleen &c. gezogen wird; in nördlicheren Gegenden verlangt er wenigstens einen gegen strenge Kälte geschützten Standort. Die an den Spitzen der Schosse wachsenden Früchte werden im September reif, wo die äußere grüne Schale an einzelnen Nüssen aufspringt; sie werden dann mit langen schwachen Stangen von den Bäumen abgeschlagen, was jedoch nicht eher geschehen darf, als bis sie völlig reif sind, indem außerdem nicht allein die jungen Triebe beschädigt werden, weil bei den unreifen N. eine größere Kraft angewendet werden muß, sondern die Kerne auch zusammenschrumpfen, einen bitteren Geschmack bekommen u. selbst zum Velschlagen weniger taugen. Die unreifen grünen Nüsse werden auch von den Conditoren in Zucker eingemacht u. zu dem Ende die ganz fleckenlosen gegen Johannis oder Anfang Juli sorgfältig mit der Hand gepflückt, so daß sie nicht gequetscht werden. Auch werden diese unreifen Nüsse in Essig eingemacht u. ein Extract, den man Katschup oder Katsup nennt, daraus bereitet, welcher als eine kräftige, pikante Würze an Ragouts u. Saucen verwendet wird. Ebenso bereitet man einen Katakia daraus, indem man zerschnittene unreife Nüsse mit Brantwein u. Zucker aufsetzt. Hauptsächlich aber wird in den Gegenden, wo viel Nüsse erbaut werden, namentlich am Rheine, N. = Del daraus geschlagen. Die grüne Schale gibt eine dauerhafte dunkelbraune Farbe, besonders zum Färben der Wolle, sowie auch eine brauchbare Saftfarbe für Maler. Die Tischler bereiten daraus die N. = Beize, mit welcher sie dem lichten Holze eine dunkle Farbe geben. Die Rinde des N. = Baumes gibt ein gutes Gerbmateriel, wozu sie besonders in der Lombardie verwendet wird; auch benützt man sie in einigen Gegenden zum Färben. — Außer der gemeinen runden Wall = N. gibt es in Deutschland noch verschiedene Spielarten, unter denen die bemerkenswertheften: die längliche N.; die Riesennuß, die größte von allen; die Pferde = oder Polster = N.; die dünnchalige oder Butter = N.; die große u. kleine Stein = N.; die Blut = N. u. a. — In Nordamerika gibt es mehre Gattungen Wallnüsse, welche zum Theil ein ausgezeichnet schönes, dem Mahagony fast ähnliches Holz geben u. deren Früchte zum Velschlagen vortreflich, auch von gutem Geschmacke sind, aber eine so harte Schale haben, daß man sie mit dem Hammer zerschlagen muß, wobei der Kern selten ganz bleibt. Ueberdies halten sie die kalten Winter besser aus, als unsere Rußbäume, u. sind daher schon mit Erfolg in Europa angepflanzt worden. Die zwei hauptsächlichsten Gattungen sind hier die schwarze oder Butter = N. u. die weiße N. oder Hickory. — Die Hasel = N. ist die Frucht eines durch ganz Europa wachsenden Strauches (*Corylus avellana*), auf dem sie gewöhnlich büschelweise von 2 bis zu 10 Stücken steht u. im October reift. Die unten abgeschälten braunen Nüsse sitzen in einem zweilappigen Fruchtkelche u. enthalten einen weißen, süßen Kern. Die Früchte sind eine angenehme Speise u. es kann ein süßes Del daraus gepreßt werden. Die rundlichen, am Ende herzförmigen, am Rande großzählig eingeschnittenen u. scharf gesägten, runzligen, oben dunkelgrünen u. scharfen, unten hellgrünen u. haarigen, mit vorgezogener Spitze u. Nebenblättern versehenen Blätter stehen wechselweise. Die Rinde ist aschfarbig, mit rostgelben Quersleden, an alten Stämmen kastanienbraun. Das weiße, leichte, harte und zähe H. = Holz ist ein gutes Brennholz; jung liefert es gute Böttcherreise, stärker Rußholz u., wenn es sehr stark geworden ist, wird es auch von den Tischlern verarbeitet; besonders von Korbmachern gesucht: die 3—4 Zoll starken Stangen werden von ihnen gespalten u. die feinsten u. weißesten Körbe daraus geflochten. Die dünnen, zähen Stangen geben Reife u. Wieden zum Binden u. Flechtwerk; es werden auch gute Reiskohlen aus ihnen gebrannt; aus den Wurzeln, die sehr stark sind, tief in die Erde gehen u. sich weit ausbreiten, verfertigt man Drechs-

lerwaaren. Auch von der Haseln. gibt es mehrere Varietäten. — In der Mechanik nennt man N. eine, an verschiedenen Vorrichtungen angebrachte Kugel, welche so eingelassen ist, daß man diese Vorrichtung nach allen Seiten hin bewegen kann. N. an einem Feuergewehrschlosse ist jener Theil, welcher seine Bewegungen dem Hahnen, mit welchem er durch die Vierung u. die N.-Schraube verbunden ist, mittheilt.

Nutation, eine von Bradley gemachte Entdeckung, welche darin besteht, daß die Fixsterne, außer der Präcession u. Aberration, noch eine andere merkwürdige Aenderung ihrer Lage zeigen, die eine Periode von $1\frac{1}{2}$ Jahren hält. — Bradley fand nämlich, daß die bei dem Kulur der Sonnenwenden befindlichen Sterne ihre Declination um nahe 10 Sekunden weniger, als es eigentlich zufolge der Präcession hätte stattfinden sollen, dagegen die bei dem Kulur der Nachtgleichen befindlichen Sterne ihre Declination fast um 10 Secunden mehr geändert hatten. Der nördliche Weltpol schien mithin sich denjenigen Sternen genähert zu haben, die im März u. Dezember zugleich mit der Sonne culminiren; dagegen schien er von denjenigen Sternen zurückgewichen zu seyn, die im Juni u. September mit der Sonne zugleich in den Meridian treten. Hauptsächlich ist die Wirkung der Anziehungskraft des Mondes auf die sphäroidisch gestaltete Erde die Ursache, daß die Drehungsaxe der letztern während des Umlaufes der Erde um die Sonne nicht ganz dieselbe Lage, d. h. nicht immer dieselbe Richtung gegen den nämlichen Punkt des Himmels behält. Hiedurch aber bleibt der Weltpol nicht auf jenem Kreise selbst, den er während eines sehr großen Zeitraums um den Pol der Ekliptik durchläuft, sondern er entfernt sich von diesem Kreise bald auf dieser, bald auf jener Seite, wenn auch nur einige Sekunden, aber nach bestimmten Gesetzen. Aus dieser Mittheilung ergibt sich nun von selbst, warum in der Astronomie N. u. Wanken der Erdaxe gleichbedeutende Ausdrücke sind. Vgl. Präcession.

Nyeborg oder **Nyborg**, befestigte Stadt mit Hafen, auf der Ostküste der dänischen Insel Fünen, am großen Belt, ost-südöstlich von Odense, hat eine Gelehrtenschule u. 3000 Einwohner, welche Handel und Schifffahrt treiben. Geschichtlich merkwürdig ist der Ort durch einen, 1659 von den Dänen über die Schweden errungenen Sieg, so wie durch ein Gefecht zwischen den Russen unter Peter dem Großen u. den Schweden, 9. Juli 1703.

Nymphe oder **Puppe**, s. Insekten.

Nymphen ist in der griechischen und römischen Mythologie der allgemeine Name für alle, mehr als menschlichen, halbgöttlichen Wesen weiblichen Geschlechts; zu ihnen gehören die Najaden, Dryaden, Nereiden, Okeaniden, Oreaden (s. dd.); immer jung u. immer schön, doch nicht unsterblich, sondern theils von den Quellen, Flüssen, Bäumen, welche sie bewohnten, abhängig — theils von der Natur auf ein, zwar überaus fernes, doch vorhandenes Ziel gewiesen. Hesiod sagt: „neun Menschenalter überlebt die Krähe, vier Krähenalter der Hirsch, drei Hirschalter der Rabe, neun Rabenalter der Phönix u. zehn Phönixalter die Nymphen;“ das wären über 600,000 Jahre. Es wurden ihnen an verschiedenen Orten Tempel gebaut und viele Menschen rühmten sich des Glückes ihrer Liebe.

Nymphenburg, prächtiges Lustschloß des Königs von Bayern, 1 Stunde nordwestlich von München. Es besteht aus dem 4 Stockwerke hohen Hauptgebäude, 4 Seitenpavillons, die mit jenem durch Gallerien verbunden sind, und 2 großen Flügelgebäuden. Ein herrlicher Lustgarten, eine Meile im Umfange haltend, breitet sich hinter dem Schlosse aus. Die sehenswertheften Parteen desselben sind: Die Magdalenen-Klaufe; die Pagodenburg, die Badenburg oder das Badehaus, die Amalienburg, die Gewächshäuser, die Parterre mit den großen Fontänen, die große Kaskade, die Statue des Pan, das Brunnenhaus mit den Wasserwerken u. a. m. Es besteht in N. auch ein Kloster der englischen Fräulein mit einem weiblichen Erziehungs-Institute, dann die berühmte königliche Porzellanfabrik, gegründet von Maximilian III. im Jahre 1758. Ihre Erzeugnisse thun sich durch Güte der Masse, Reichthum an schönen Formen und

Trefflichkeit der Porzellan- u. Glasmalerei hervor. — N. verdankt sein Entstehen der Kurfürstin Adelheid, Gemahlin Ferdinand Maria's, welche hier, an der Stelle der ehemaligen Schwaige Kemnat, ein Sommerschloß errichtete. Die nachfolgenden bayerischen Fürsten, insbesondere Max Emanuel, erweiterten u. verschönerten den Bau fortwährend. In N. wurde 1741 der Allianzvertrag zwischen Bayern u. Frankreich, u. am 5. Sept. 1766 der Haupthausvertrag zwischen Kurbayern, Kurpfalz und Zweibrücken abgeschlossen. Hier starb auch der König Maximilian Joseph in der Nacht vom 12. auf den 13. Oktober. 1825. — Skell, Karl Aug., das königliche Lustschloß N. und seine Gartenanlagen. Schmitz, Karl, Grundzüge zur Geschichte der königl. bayerischen Porzellanmanufaktur N., München 1819. mD.

Nymphomanie ist ein gesteigerter u. abnormer Grad der Erotomanie (s. d.), welcher dann eintritt, wenn die Sehnsucht nach dem Gegenstande des Verlangens sich nicht mehr in dem Wunsche nach dessen Nähe u. nach dem Umgange mit ihm beschränkt, sondern zur körperlichen Krankhaftigkeit wird, die in wollüstige Phantasiebilder u. gewöhnlich auch in derlei Handlungen ausartet, was dann nothwendig die traurigste geistige u. körperliche Zerrüttung der damit behafteten Individuen zur unausbleiblichen Folge hat.

Nystrand, eine Stadt in Finnland, mit 3000 E., am bottnischen Meerbusen, zwischen Åbo u. Björneborg, gegenüber den Ålandsinseln, 1617 gegründet, mit einem guten Hafen u. lebhaftem Handel zur See; ist geschichtlich merkwürdig durch den hier 10. September 1721 abgeschlossenen Frieden, der den langen nordischen Krieg beendigte. Vgl. Rußland u. Schweden Geschichte.

D.

D 1) als Laut- u. Schriftzeichen der 14. Buchstabe in den abendländischen Alphabeten, ein Vokal, dessen Aussprache zwischen A u. U. mitten inne steht, daher auch in manchen deutschen Volksdialekten (namentlich dem bayerischen und österreichischen) die an das D anstreichende Aussprache des A, ähnlich dem schwedischen Ä, sowie die Erscheinung des D in der feineren Sprache, wo die ältere härtere U hat. — 2) Als Abkürzung: a) auf neueren französischen Münzen die Münzstätte Niom; b) in der Chemie: Alaun, auch Drygen; O_6 = Del; c) in der Musik (eigentlich zwei gegen einander gerichtete co) ehemals den dreitheiligen Takt; d) vor irischen Namen, wie z. B. D'Connel, D'Meara u. a. hat es entweder die Bedeutung des hebräischen ben, des englischen Fiş und des schottischen M' (Mac) d. h. Sohn, oder es ist Abkürzung für of (von), als Zeichen adeliger Abkunft. — 3) Als Zahlzeichen: a) im griechischen o = 70; o = 70,000; ω = 800, φ = 800,000; b) im lateinischen o = 14. — 4) In der Logik bezeichnet o einen besonders verneinenden Satz.

Dannes, Name eines Gottes der alten Chaldäer. Obwohl ein Ungeheuer, mit mächtigem Fischleibe am Untertheile des Körpers (sonst menschlich gestaltet), war er doch ein guter u. weiser Gott. Sein Wohnsiß soll das rothe Meer gewesen seyn, aus welchem er an jedem Morgen auftauchte, nach Babylon wanderte u. den Bewohnern dieser Stadt Weisheit predigte; er brachte ihnen Gesetze, Religion u. Sitten, lehrte sie Ordnung, bürgerliches Zusammenleben, Künste und Wissenschaften u. kehrte jeden Abend in das Meer zurück, um am nächsten Morgen mit neuen Schätzen der Weisheit wieder zu erscheinen.

Dase heißt ein von Quellen bewässerter, fruchtbarer, zum Theile von Menschen bewohnter, größerer oder kleinerer Landstrich in den Sandwüsten, besonders

Afrika's. Wie grüne Eilande im unermesslichen Sandmeere, tauchen sie hie u. da auf u. bieten den Karawanen der Wüste willkommene Ruhepunkte. Einige derselben waren schon den Griechen bekannt, namentlich 1) die große D., jetzt el Bah el Kahir, an der Westgränze Aegyptens, 12 Meilen lang, 3 Meilen breit, mit 4000 arabischen Einwohnern u. den Orten el Khargieh, Deyr u. Doua el Qualah, alle mit vielen Alterthümern; 2) die kleine D., jetzt Elloa, el Bah el Bahir oder Bah el Gharby, 3 Meilen lang $1\frac{1}{2}$ Meilen breit, 24 Meilen nördlich von jener, mit 800 E. in 12 Dörfern; 3) die D. des Jupiter Ammon, jetzt Schiwah oder Bah el Garbid, südlich von Fezzan in der libyschen Wüste, 6 Meilen lang, 5 Meilen breit, sehr fruchtbar, mit 5000 E. u. den Orten Siwah und Ummabedah, Ruinen eines Jupitertempels; 4) Augila (Udschilah), westlich von jener, $\frac{3}{4}$ Meilen lang u. $\frac{1}{2}$ Meile breit, dem Pascha von Tripoli unterworfen, mit den Orten Augila, Mogabra u. Melebita. Außer diesen D.n, die von den Alten gern zu Verbannungsorten benützt wurden, kennt man jetzt noch folgende: 5) Dakef el ober Eddakel, an der Westgränze Aegyptens, fruchtbar, mit den Orten Balat, el Cazar u. Gedybeh; 6) Farafre oder Tarafre, ebendaselbst, zwischen den vorigen u. der kleinen D.; 7) Selimeh an der Gränze Rubiens; 8—11) die von Tibbustämmen bewohnten D.n Waguna, Umesogeir, Siwah-Segir u. Schiacha, in der libyschen Wüste; 12—25) die von Tuariks, Tejafants u. a. arabischen u. Berberstämmen zum Theil bewohnten D.n der westlichen Sahara: El-Hoben, Gualata, Tuadenny, Sahel, Gadames, el Hiebar, el Fadak, Ganat, Ahir, Hair, Agades, Tuat, Ghraat u. El-Berfaat, zum Theil sehr fruchtbar u. bevölkert u. mit bedeutenden Ortschaften. Vgl. Ideler, „über die D. der libyschen Wüste („Fundgruben des Orients“, Bde. 4. Wien 1814), Gaillaud, „Voyage à l'Oasis de Thébes“ (Paris 1821), Edmestone, Journey to the Oases of upper-Egypt.“ (London 1823) u.

Daraca, ein merikanischer, meist gebirgiger, vom stillen Meere umspülter Staat. Vom dem höchsten Berge (12,159 Fuß) erblickt man das Meer im Westen u. im Osten; die nächste Höhe erreichen die von wilden Stürmen umbrausten Montes Quelenas. Das Klima ist meist angenehm. 685,500 E. (1841) auf 1604 □ Meilen. Noch ziehen 19 Indianerstämme frei umher u. reden fast ebenso viele Sprachen. Wegen des Mangels an guten Landstraßen bleiben die köstlichen Drogen u. Hölzer, sowie die Cochenille fast unbenützt. Auch der Reichtum der Gebirge wird nicht ausgebeutet. Der Staat hat keine Schulden. Die Hauptstadt, D., hat 25,000 E., einen Bischof u. ein Dominikanerkloster, das im Besiz von 12 Millionen Thlr. ist. In der großen Cigarrenfabrik der Regierung arbeiten täglich 900 Menschen. Handel u. Industrie sind bedeutend.

Ob oder **Obi**, ein reisender u. fischreicher Fluß in Rußland, entsteht durch die Vereinigung der beiden Quellflüsse Bija und Katunia, westlich bei Bisk im Gouvernement Tomsk, bringt weiterhin in das Gouvernement Tobolsk u. mündet in den gleichnamigen Golf (Obskaja-Guba), nachdem sich vorher die vielen Arme wieder vereinigt haben. Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind: der Tschumysch, Inia, Tom, Tschulym, Ket, Iym, Wath, Alan und Poloui rechts; Tscharysch, Wassigan, Nagan, Bulsk, Sakym, Irtysh, Susva, Synia links.

Obadia (Abdias), der vierte unter den zwölf sogenannten kleinen Propheten des alten Testaments, über dessen Person u. Zeitalter uns übrigens nähere Nachrichten fehlen. So viel ist indessen gewiß, daß er nach dem siebenten Jahre der babylonischen Gefangenschaft seine Weissagungen niederschrieb, als Israel bereits abgeführt u. Jerusalem zerstört war. Er weissagte gegen die Edomiten u. verkündete ihnen den völligen Untergang, wegen ihrer Härte gegen Israel, der auch fünf Jahre später durch Nabuchodonosor wirklich erfolgte. Hierauf folgt ein Trost für die bekümmerten Juden. Der 21. Vers seines, nur aus einem Kapitel bestehenden, Buches soll sich auf Christus beziehen, u. auch der heil. Paulus scheint 1. Korinth. 1, 19 darauf verwiesen zu haben.

Obduction nennt man in weiterem Sinne jede gerichtlich-medizinische Un-

terfuchung, d. h. jede von Aerzten, als Sachverständigen, vorgenommene Untersuchung und Beurtheilung solcher Gegenstände in Rechtsfällen, über welche das Gericht Aufschluß aus Grundsätzen der Naturwissenschaft und Heilkunde bedarf. Im engeren Sinne nennt man aber D. nur die gerichtlich-medizinische Untersuchung einer Leiche. Jede D. muß, um gesetzlich gültig zu seyn, auf Ansuchen einer obrigkeitlichen Behörde, von beeidigten Medizinalpersonen und in der Regel in Gegenwart einer Gerichtscommission vorgenommen werden, von welcher das D.s-Protokoll geführt wird. Ueber den Gang der D. und über ihre Ergebnisse statten die Medizinalpersonen der Obrigkeit in einem D.bericht, D.atteste (Fundschein, Visum repertum, Parere) ausführlichen Bericht ab, welchem das Gutachten angehängt wird, in welchem sie ein, durch wissenschaftliche Gründe geleitetes, Urtheil abgeben über das, was aus den Ergebnissen der D. zur Aufschlüsselung u. Entscheidung des vorliegenden Rechtsfalles zu folgern sei. — Handelt es sich um die gerichtlich-medizinische Untersuchung einer Leiche, so ist die D. entweder eine äußerliche, Legalinspektion, welche in allen Fällen hinreicht, wo die ohne Schuld eines Anderen entstandene Todesart unzweifelhaft dadurch erwiesen werden kann, oder nur leichte äußere Verletzungen zu untersuchen sind — oder die D. ist eine innerliche, Legalinspektion, um mittelst der anatomischen Untersuchung die Ursache des Todes auffindig zu machen. Zu einer vollständigen D. einer Leiche gehört die Eröffnung der drei Haupthöhlen des menschlichen Körpers: des Kopfes, der Brust u. des Bauches, und eine genaue Untersuchung der Beschaffenheit der in ihnen enthaltenen Theile; u. zwar ist dieß in dem größten Theile Deutschlands auch dann gesetzlich vorgeschrieben, wenn schon die Untersuchung der einen oder anderen Höhle genügenden Aufschluß über die Todesursache gegeben hat; wo dieß nicht der Fall ist, müssen auch die kleineren Höhlen, überhaupt jeder Theil untersucht werden, der möglicherweise die Todesursache aufhellen kann. Häufig leitet schon die äußere Besichtigung auf jene Theile hin, in welchen wahrscheinlich die Todesursache zu finden ist; eben so kann solche Anleitung aus der Einsicht u. Kenntniß der Aften entnommen werden. Die Einsicht der Aften oder die Vernehmung der Angeschuldigten vor Vornahme einer D. oder vor Erstattung des D.berichts ist aber in vielen Staaten gesetzlich untersagt. Dieß führt jedoch zu dem Nachtheile, daß in vielen Fällen aus dem Befunde der D. allein die, zur Entscheidung der zweifelhaften Fragen nöthigen, Thatfachen nicht abgeleitet werden können; ja, daß häufig schon von vorneherein die D. nicht mit der nöthigen Sachkenntniß u. unter richtiger Bestimmung dessen, worauf es im gegebenen Falle ankommt, unternommen werden kann. Dadurch wird der D.bericht notwendig ungenügend und im weiteren Verlaufe des gerichtlichen Verfahrens werden dann nachträgliche Erläuterungen vom Arzte verlangt, die, aus dem Gedächtnisse gegeben, unbefriedigend ausfallen müssen. Dagegen muß sich der Arzt bei gestatteter Afteneinsicht oder Vernehmung des Angeschuldigten wohl hüten, daß er sich nicht im Voraus einnehmen lasse, sondern mit möglichster Unbefangenheit bei der D. zu Werke gehe. — Der behandelnde Arzt kann keine D. vornehmen; daher in jenen Fällen, wo Verletzte oder Vergiftete von einem Arzte behandelt wurden u. starben, dieser wohl bei der Leichen-D. zugegen seyn kann u. soll, aber dieselbe nicht selbst vornehmen darf, sondern hiezu ein anderer Arzt berufen werden muß.

E. Buchnar.

Obedienz (Gehorsam) ist die Verpflichtung der geistlichen Ordenspersonen zum unbedingten Gehorsam gegen ihre Oberen; im engeren Sinne die schriftliche Weisung eines Mendicanten-Klosteroberen, z. B. eines Provinzials, an einen untergebenen Ordensgeistlichen, sich von einem Kloster in ein anderes zu versetzen. In objektiver Bedeutung heißen D.en die Ordensprovinzen oder Distrikte, welche in einem solchen Verhältnisse stehen. Endlich führen diesen Namen alle, von einem geistlichen Oberen an Untergebene, welche daher Obedientiarii heißen, ertheilten Aemter und Pfründen.

Obelisk (vom griech. ὀβελίσκος, kleiner Spieß), nannten die Griechen

die pyramidenartigen, aber kleineren Steinmassen, und die Römer behielten diesen Namen bei. In der Baukunst der Aegypter, welchen die Erfindung angehört, sind die O. die ältesten Denkmäler: regelmäßig gestaltete Werke, selbstständig zwischen Architektur und Sculptur stehende, vierseitige, nach oben schwächer werdende Spitzsäulen, in eine kleine Pyramide auslaufend. Gewöhnlich aus Einem Stücke gehauen, sind sie in Feldern mit Hieroglyphen verziert, mitunter aber auch glatt, von Granit, sehr selten von weißem Marmor. Ihre Höhe steigt, ohne die Grundlage zu rechnen, von 50 bis 150 Fuß. Ihre Entstehung ist uralte. Kreuzer bemerkt darüber: „Mithras, der Neger oder Perser, regiert in der Sonnenstadt Aegyptens (On-Heliopolis), und wird dort von einem Traume erinnert, O.en zu bauen, so zu sagen Sonnenstrahlen in Stein, u. Buchstaben darauf einzugraben, die man die ägyptischen nennt. Hiernach haben die O.en die symbolische Bedeutung von Sonnenstrahlen (was bereits auch Plinius H. N. XXXVI. 4., XXXVII. 8. anführt), waren der Sonne geweiht, deren Strahlen sie auffingen u. darstellen sollten, wie denn auch auf persischen Bildwerken Feuerstrahlen, aus Säulen aufsteigend, vorkommen. In neuester Zeit schenkte Mehemed Ali von Aegypten die sogenannte „Nabel der Kleopatra“ dem Könige von England (1820), u. einen der beiden O. von Luxor dem Könige der Franzosen (1832); jener ist in London, dieser in Paris aufgestellt. — Uebrigens ist noch gegenwärtig die Benennung O. bei ähnlichen, im verkleinerten Maßstabe errichteten Spitzsäulen gebräuchlich. Ueber O.en schrieb ausführlich Zöga, *De orig. et usu Obeliscor.*, Romae 1797; Champollion, *l'Egypte sous les Pharaons*, Grenoble et Paris, 1814, 3 Bde. u. A.

Oberaltaich, diese einst so berühmte u. reich begüterte Benedictinerabtei in Niederbayern am linken Donauufer, ihre ehemaligen Prunkgemäcker u. Corridore sind jetzt — nach einem Zeitraume von 45 Jahren — so lange ist es, daß sie von den Mönchen verlassen wurden — eine Mitleid erregende Halbruine, der Sitz des Moders u. Verfalles. Die Kirche allein steht noch ziemlich wohl erhalten, ist sehr geräumig, u. enthält bei dreißig Altäre. Die Fresken der Gebrüder März, welche den Tempel ausschmücken, sind ein Chaos von mythologischen, biblischen u. satyrischen Darstellungen, u. gewisser Massen berühmt durch ihre grotesken Anspielungen auf Reformation und Religionskriege. Im rechten Seitengang der Kirche steht das kunstvoll in Form eines Sarkophages in Marmor gearbeitete Hochgrab der Grafen von Bogen, welche auf der Deckplatte in voller Rüstung abgebildet sind. Außer diesen Grafen liegen noch viele andere Edle u. Ritter in der Kirche begraben, unter andern Bischof Nikolaus von Regensburg, Kaiser Ludwigs Kanzler († 1340). Man sieht hier einige sehr gute Bilder, von denen wir besonders ein Altarblatt von Christian Wink, den Tod des heiligen Benedikt vorstellend, erwähnen. Kunstvolle Treppe nach der Emporkirche. Prachtvolle Sakristei mit werthvollen Paramentschränken im Rokokogeschmacke. — Im Jahre 741 von Herzog Utilo zu Ehren des Apostelfürsten Petrus gegründet, fiel O. schon im Jahre 907 als Opfer der barbarischen Zerstörungswuth, welche die Ungarn an den Gebäuden u. Religiosen verübten, indem sie erstere verbrannten, letztere theils verjagten, theils ermordeten, Friedrich und Alwin, Grafen von Bogen, begannen 1090 den Wiederbau, welcher 1102 vollendet wurde, u. ihre Söhne vermehrten die Einkünfte und Güter des Klosters; die Enkel dieser mißbrauchten aber ihre Gewalt als Schirmvögte so sehr, daß sie das Kloster in die tiefste Armuth stürzten, u. der Abt in hölzernen Kelche consecretiren mußte; späterhin machten sie aber den angerichteten Schaden wieder gut, u. als nach ihrem Aussterben O. an Bayern kam, besaß das Kloster schon 140 Güter im Bayerwalde. 1246 brannte das Kloster wiederholt nieder, ward aber 1256 schon wieder erneuert u. aufgebaut. Als im 14. Jahrhunderte die Donau das Kloster wegzureißen drohte, ließ Abt Wolfgang I. dem Strome einen ganz neuen Rinnsal graben (1344—1354). 1622—1630 erneuerte der Abt Veit Höfer die Kirche u. Gebäude fast von Grund auf, allein was die Kunst mühsam geschaffen, zerstörten drei Jahre später die Schweden, u. lange irrten die Mönche

in den umliegenden Wäldern herum. Veit Höser brachte durch seine Bemühungen, den Flor der Gelehrsamkeit unter den Conventualen zu erhöhen, sein Kloster in den Ruf besonderer Gelehrsamkeit u. das Volk pflegte in seiner fernigen Weise zu sagen: „In St. Emmeram u. zu O. wachsen die Gelehrten am Riste.“ O.s schönste Zierde in den letzten Jahren seines Bestehens war der Prior Hermann Schollner, der sich durch seine diplomatischen u. historischen Arbeiten den gelehrtesten Männern seiner Zeit anreichte. Als 1803 der letzte Abt, Beda Aschenbrenner, der kurfürstlichen Aufhebungscommission Kasse, Kirchenschatz, Bibliothek, dann die Hofmarken, Sige u. Wäldungen, Grundrechte, Pfarrunterthanen u. Zehenten des Klosters übergab, entzifferte sich im geringsten Anschlage für dieß Alles ein Werth von anderthalb Millionen Gulden.

Oberbayern, einer der acht Kreise des Königreichs Bayern, 1837 aus dem vormaligen Starkreise, mit Hinzufügung einzelner Theile des Oberdonau-, Unterdonau- u. Regen-Kreises gebildet, begreift den größten Theil des ehemaligen Oberbayern, das Bisthum Freysing u. Theile von Salzburg, mit 305 □ Meilen u. 700,000 Einwohnern, ist eine im Süden von den norischen Alpen durchschnittene, von der Isar u. dem Inn durchflossene u. gegen Westen von dem Lech begränzte Hochebene, reich an Seen u. Moosen. Der Getreidebau reicht für den Bedarf der Einwohner nicht aus, Viehzucht dagegen u. Bergbau sind blühend. Hauptstadt des Kreises u. Sitz der Kreisregierung ist München (s. d.), das Appellationsgericht befindet sich in Freysing (s. d.).

Oberfranken, einer der acht Kreise des Königreichs Bayern, bis 1837 den Obermainkreis bildend, von welchem bei der damals vorgenommenen, auf geschichtliche Grundlagen zurückgeführten, neuen Einteilung einzelne Bezirke getrennt u. dem Kreise Oberpfalz u. Regensburg zugeschlagen wurden, besteht aus einem Theile des alten Frankens, den Fürstenthümern Bayreuth u. Bamberg, einem kleinen Theile Würzburgs u. des Gebietes der vormaligen Reichsstadt Nürnberg u. zählt auf 186½ □ M. 510,000 Einwohner, die zur Hälfte Protestanten sind. Das Fichtelgebirge u. mehre Ausläufer des Thüringewaldes machen den Grundcharakter des Kreises zu einem Gebirgslande, das von dem Main, der fränkischen Saale, Eger u. Naab bewässert wird. Ackerbau u. Viehzucht, blühende Industrie u. nicht unbeträchtlicher Handel bilden die Hauptbeschäftigung der Bewohner. Kreishauptstadt ist Bayreuth; der Sitz des Appellationsgerichts befindet sich zu Bamberg (s. d.).

Obergerichte heißen solche Gerichte, welchen entweder über eine bestimmte Gattung von Sachen, z. B. in wichtigen Criminalfällen, die Entscheidung zusteht, oder denen andere Gerichte untergeordnet sind und die sodann in Fällen der Appellation Recht sprechen. Vgl. die Art. Appellation und Appellationsgerichte.

Oberhaus, s. Parlament.

Oberhaus, Bergfestung, s. Passau.

Oberkampsf, Christoph Philipp von, 1738 zu Weisenburg im Ansbachischen geboren, wo sein Vater damals als Färber lebte, bald darauf aber nach Aarau in der Schweiz übersiedelte u. dort eine Rattundruckerei begründete, in welcher die, früher aus Indien u. Persien eingeführten, Stoffe auf mechanischem Wege nachgeahmt wurden. Hier lebte auch der junge O. bis zu seinem 19. Jahre, worauf er sich nach Paris u. von da in das Thal Joux versügte, wo er mit ganz geringen Geldmitteln (nur 250 fl.) die erste Rattundruckerei, die Frankreich hatte, errichtete. Anfangs besorgte er alle Geschäfte: Zeichnung, Formenstech, Drucken u. Malen selbst. Gleichwohl, u. obschon er die Landessprache nur sehr mangelhaft kannte u. ihm auch seine Eigenschaft als Protestant nichts weniger als förderlich war, hob sich seine Anstalt doch in kurzer Zeit so, daß er tausend Arbeiter, unter denen die geschicktesten seine eigenen Schüler waren, beschäftigten und das wüste Thal in ein vollkommen angebautes und bewohntes Land verwandeln konnte. Durch die Begünstigung des Hofes, dem

er durch die Oekonomisten, besonders durch den Abbé Morellet, empfohlen worden war, war D. im Stande, sein Geschäft immer mehr zu erweitern und in England und Deutschland Theilnehmer zu erhalten, welche ihn mit den neuesten und zweckmäßigsten Kunstvortheilen sogleich bekannt machten. Selbst durch Verbindungen mit Indien und Persien suchte er in Bezug auf Färberei seine Erzeugnisse zu vervollkommen. Ludwig XVI. erhob ihn, als den Begründer einer neuen Art des Kunstfleißes, in den Adelsstand. Sowohl die Errichtung einer Ehrensäule, als auch die Aufnahme in den Senat verbat er sich. Zu Essone bei Corbeil errichtete er eine Baumwollspinnerei. Als Napoleon das erstemal d. s. Fabriken besuchte, verlieh er ihm das Kreuz der Ehrenlegion, welches er selbst an seiner Brust trug. Der Krieg von 1814 u. 1815, besonders der Einbruch der feindlichen Armeen, welche jene Gegenden hart drückten, hemmte die Thätigkeit seiner Fabrik sehr. Er starb im Jahre 1815 u. hinterließ einen Neffen als Erben seiner Besitzungen, welche durch dessen mechanische Fertigkeiten noch mehr vervollkommenet wurden.

Oberlahnstein, ein Kur- u. Brunnenort im Herzogthume Nassau, mit 1800 Einwohnern, der alten furmainzischen Burg gl. N., deren Hof sehenswerth ist, u. einem schönen, alten Relief vor der Kirche. Südwärts von dem Städtchen, auf einem hohen Felsen, die Trümmer der Burg Lahneck, im 13. Jahrhundert von den Erzbischöfen von Mainz erbaut. Auf dieser Burg hat Göthe seinen „Geistergruß“ gedichtet.

Oberleitner, Franz Xaver (mit seinem Ordensnamen Andreas), Professor der orientalischen Sprachen u. biblischen Exegese an der Universität in Wien, geboren den 12. Januar 1789 in dem fürstlich Rinsky'schen Schlosse zu Angern an der March, wo sein Vater herrschaftlicher Verwalter war. 10 Jahre alt, wurde er als k. k. Sängerknabe in Wien aufgenommen, besuchte später das Gymnasium zu St. Anna, u. hörte von 1805—7 auf der Universität philosophische Vorlesungen. Im October 1807 trat er in den Benediktiner-Orden u. nahm den Namen seines Abtes „Andreas“ an. An der Hochschule machte er seine theologischen Studien 1808—12; erlernte nicht nur die neueren Sprachen, sondern besuchte auch mit ungewöhnlicher Wißbegierde die Vorlesungen des maronitischen Predigers Arida über die orientalischen Dialekte. Im October 1810 zum Priester geweiht, wurde er vom Abte allsogleich zum Studienpräfekte im Stifte ernannt. 1813 erhielt er die Lehrkanzel der ersten Humanitätsklasse an dem Stiftsgymnasium u. lehrte Poetik u. griechische Sprache. Als sein Lehrer Arida 1816 in sein Vaterland Syrien zurückkehrte, erhielt D., als dessen talentvollster ehemaliger Zögling, die Professur der orientalischen Dialekte an der Wiener Hochschule. Er ward Doktor der Theologie u. Mitglied der theologischen Fakultät. Von dieser wurde er dreimal, 1818, 1819 u. 1825, zum Dekan gewählt. Er starb am 10. Juli 1832. Seine Schriften befaßten sich ausschließlich mit den orientalischen Sprachen: Jahn, grammatic. aramaica cur O., Wien 1822; Fundamenta linguae arabicae 1822; Chrestomathia arabica, 1823; Glossarium ad chrest. arab. 1824; Chrestom. syriaca 1826; Glossarium ad chrest. syr. 1827. In seinem literarischen Nachlasse fand sich vollständig ausgearbeitet: Chrestomathia chaldaica cum glossario.

Cm.

Berlin, 1) Jeremias Jakob, Philolog u. Alterthumsforscher, geboren zu Straßburg den 7. August 1735, bildete sich auf dem Gymnasium u. der Universität seiner Vaterstadt, wo der gelehrte Umgang des Historikers Schöpplin, so wie die liberale Benützung von dessen Bibliothek u. Kunstsammlung, ihm trefflich zu Hülfe kam. Nachdem er 1758 die philosophische Doktorwürde erworben u. mit Auszeichnung das theologische Studium beendet, war seine erste Anstellung die unterste Collaboratorstelle, um Knaben in den ersten Elementarkenntnissen zu unterrichten. 1763 erhielt er die Mitaufsicht über die Universitätsbibliothek u. durfte an der Universität Vorlesungen halten. Sie bezogen sich auf römische Alterthümer, alte Geographie u. Diplomatie. Zwei größere Reisen, 1767 u. 1776 am Rheine

u. in den südlichen Provinzen Frankreichs, bereicherten seine antiquarischen Forschungen durch eigene Anschauung antiker Kunstdenkmäler. 1773 wurde er von den Mitgliedern der Akademie der Inschriften zum correspondirenden Mitgliede ernannt u. unterhielt seitdem mit Bachin de la Blancherie u. Villoison einen lebhaften Briefwechsel. In den Bibliotheken richtete er auch seine Aufmerksamkeit auf die Dialekte der altfranzösischen Sprache. 1778 noch Lehrer am Gymnasium, ward ihm erst nach mehren Jahren die gerechte Anerkennung, eine ordentliche Professur an der Universität 1782 zu erlangen. 1787 ward er Direktor des Gymnasiums u. Kanonikus des Kapitels bei St. Thomas. Als die Stürme der Revolution ausbrachen, war D. 60 Jahre alt; mit Mühe brachte er das aus den Fenstern des Stadthauses hinausgeworfene Archiv in Sicherheit u. benahm sich als Wahlherr u. Verwalter des Bezirks von Niederrhein mit Würde u. Mäßigung. Dadurch zog er sich den Haß der Revolutionären zu. In der Nacht vom 3. auf den 4. November 1793 ließen St. Just u. Lebas ihn mit mehren seiner Mitbürger verhaften u. ins Gefängniß nach Metz abführen. Erst am 28. Juli konnte er Befreiung von der grausamen Behandlung erwirken. Nachdem er im Herbst 1800 in den gelehrten Sammlungen von Metz u. Paris für seine Studien schätzbares Material zusammengetragen, ernannte ihn Napoleon im Jahre 1801 zum Municipalrath von Straßburg u. zum Präsidenten des Wahlcollegiums. Als Bibliothekar an der Centralschule des Niederrheins erwarb er sich große Verdienste um Sammlung u. Anordnung der aus Klosterbibliotheken genommenen Bücherschätze. Er starb am 10. October 1806 u. wurde feierlich beerdigt. Ein Bürgerfranzösierte Sarg u. Grab. Seine Kenntnisse wurden durch Aufnahme in mehre Akademien, z. B. Rouen, Cortona, London, Kassel u. a. m. thatsächlich anerkannt. Von seinen vielen Schriften verdienen besondere Erwähnung: *Rituum Rom. tabulae*, 1774; *Orbis antiqui monumentis suis illustrati primae lineae*, 1776; *Artis diplomaticae primae lineae*, 1778; *Literarum omnis aevi fata, tabulis synoptic. expos.* 1789. *Museum Schoepflii*. Nur der erste Band erschien 1770 — 1773 u. enthält: *Lapides, marmora, vasa*. Als unentbehrliches Hülfsmittel zur Kenntniß der älteren deutschen Literatur u. Diplomatif gab er, mit Unterstützung des Straßburger Magistrats, heraus: *Scherzii glossarium medii aevi*, 2 Bde., Folio 1781—84. Dasselbe ergänzt die bekannten Glossare von Schilter, Wachter, Haltaus u. A. *Bonneri gemma*, 1772, mit abweichenden Lesarten versehen; *Essai d'annales de la vie de Jean Guttemberg*, 1801, worin er einige Gründe namhaft macht, zum Beweise, daß die Buchdruckerkunst seit 1434 — 43 zu Straßburg erfunden u. ausgeübt wurde. Auch bearbeitete er mehre Ausgaben von Classikern: von Horaz 1788, Tacitus 2 Bde. 1801, u. Cäsar 1805. Für die Statistik des ehemaligen Elsaßes gab er einen Almanach heraus 1782 — 92, und veröffentlichte auf den Grund von Schöpflins Materialien einzelne Dissertationen als Bruchstücke zu seiner *Alsatia literata*, welche aus Mangel eines unternehmenden Verlegers nicht erscheinen konnte. Außerdem lieferte D. viele Beiträge zu den Straßburger Gelehrten- und Kunstnachrichten 1782 — 85, 4 Bde.; Recensionen in der Zweibrücker *Gazette universelle de littérature*, mehre Aufsätze in *Millin Magaz. enc.* — Noch größere Verdienste, zwar nicht in der Literatur — aber um Culturgeschichte und ächt christliche Wohlthätigkeit erwarb sich sein jüngerer Bruder 2) Johann Friedrich, geboren am 31. August 1740 zu Straßburg. Seine anfängliche Vorliebe für den Kriegsdienst machte bald dem geistlichen Stande Platz. Am 30. März 1767 übernahm er die Seelsorge bei der Gemeinde im Ban de la Roche, 12 Stunden von Straßburg entlegen. Das Volk, unwissend und böshaft, widersezte sich oft seinen heilsamsten Mahnungen u. Bestrebungen, um es für bessere Civilisation empfänglich zu machen. Einst wollte man ihn sogar meuchlings überfallen, u. nur durch unerschrockene Geistesgegenwart verhinderte er das Bubenstück. Um die Gemeinde mit der nächsten Umgebung in lebhaftem Verkehr zu setzen u. namentlich eine Verbindung mit der Hauptstrasse zu eröffnen, ergriff D. selbst die Hache, um die unbrauchbaren Wege auszubessern,

worauf dann die übrige Gemeinde seinem Vorschlage Gehör gab. Das ihm geschenkte Zutrauen benützte er nun zu weiteren Entwürfen. Es wurden Mauern aufgeführt, um dem herabrollenden Erdröche Einhalt zu thun, den verheerenden Gewässern Dämme u. Ablenkungen gegeben, die armseligen Wohnungen allmählig gegen die Ungunst der Witterung geschützt, der vernachlässigte Ackerbau in besseren Betrieb gesetzt u. er selbst ging stets mit gutem Beispiele voran. Seine Gärten waren die bestangebauten, seine Produkte u. Obstsorten von der schönsten Sorte, u. diese Erfahrungen veranlaßten dann, um Angabe seiner Verbesserungen zu bitten. D. entdeckte nun, durch welche Methode er dem Sandboden so reichliche Ernte abgewinne, verschaffte bessere Sorten Kartoffeln, führte mannsfächere Arten von Obst u. Gemüse ein, beförderte den Leinsamen u. Kleebau u. unterrichtete in Verbesserung der Düngung, der Stallfütterung, des Baumpfropfens u. Wiesenbaues. Auf diese Weise bildete sich eine kleine Acker-Gesellschaft. Im Jahre 1805 vertheilte er zur Aufmunterung 200 Frk. unter diejenigen, welche sich in der Obstbaumzucht vorzüglich auszeichneten. Diese Bemühungen wurden von der k. Central-Ackerbaugesellschaft beifällig anerkannt u. D. mit der goldenen Medaille belohnt. Bereits hatte sich die Gemeinde von 600 bis auf 3000 Seelen vermehrt; da aber nicht hinlänglich Land vorhanden war, alle Hände zu beschäftigen, wurde eine Wollenspinnerei eingeführt, u. dieses Unternehmen nahm so glücklichen Fortgang, daß oft in einem Jahre 30,000 Frk. Verdienst gemacht wurden. In das nahegelegene Dorf Fouday zog der Fabrikherr Legrand von Basel 1814 u. beschäftigte viele Arbeiter in seinem Posamentiergeschäfte. Junge, talentvolle Leute erhielten durch D.s Vermittelung Lehrgeld u. erlernten in Straßburg u. anderen Städten Maurer-, Tischler-, Glaser-, Schmiedehandwerke. Neben der zeitlichen Versorgung behielt D. das geistige Wohl seiner Gemeinde stets im Auge. Für fünf Pfarrgemeinden war bisher nur ein einziges Schulhaus vorhanden: durch Collekten u. warme Fürsprache bei wohlhabenden Gönnern hatte D. nach einigen Jahren die Freude, daß jede Gemeinde eine selbstständige Schule erhielt. Für diese Schulen schaffte er die nöthigen Bücher an, ließ selbst mehr drucken u. in den Schulen vertheilen. Ihm verdankt man auch die erste Idee der Kleinkinderbewahranstalten, denn, um die Kinder unter gute Aufsicht zu bringen, miethte er ein großes Zimmer, übergab einer gesezten Frau die Aufsicht u. ließ unter ihrer Leitung die ganz kleinen Kinder spielen, die erwachsenen im Spinnen, Stricken u. Nähen unterrichten. Unermüdet war er im Predigen; die Bibel war der unerschöpfliche Born, aus dem er alle seine Lehren und Mahnungen entthob. Da er 6 Dorfschaften zu besorgen hatte u. alle Sonntage nicht zugleich in allen Gottesdienst halten konnte, wechselte er der Reihe nach ab. Als das hohe Alter bei ihm sich meldete u. er nicht mehr zu Fuße den Dienst versehen konnte, hielten ihm die Gemeinden ein eigenes Pferd u. behielten ihn nach der Predigt zu Gaste. Wie eifrig D. dem Missionswerke zugethan war, beweiset die Thatfache, daß, ehe noch die Pariser Bibelgesellschaft bestand, er u. sein Sohn u. Daniel Legrand über 10,000 Bibeln in Frankreich vertheilten. Eine Art Pensionat, worin er gegen mäßiges Jahrgeld 12 Zöglinge erzog, errichtete er, von der wohlthätigen Absicht geleitet, das daraus fließende Einkommen seiner Pfarrgemeinde zuzuwenden u. damit gemeinnützige Anstalten zu fördern. Kein Wunder daher, daß sein Name, nur von Segenswünschen begleitet, ausgesprochen ward. Ungeachtet glänzender Anerbietungen zu anderen Pfarrstellen, blieb er seiner Gemeinde bis zum Tode getreu u. anhänglich. Eine seiner letzten literarischen Arbeiten, die er 1825 größtentheils beendete, befaßte sich mit Cicero's Schrift „vom Alter.“ Gegen Ende Mai 1826 befiel ihn eine heftige Ohnmacht, welche am 1. Juni seinen Tod herbeiführte. Der feierliche Trauerzug umfaßte eine Stunde Wegs. Auf seinem Grabe in dem Kirchhofe zu Fouday erhebt sich ein einfaches Kreuz mit der einfachen Inschrift: „Vater Oberlin.“ Ausführlicheres über sein segnenreiches Wirken gibt: Lutherot Notice sur J. Fr. O. Paris 1826, deutsch übersetzt von

Kraft; Stöber, Vie de J. F. O. 1831; Memoirs of d. F. O. Lond. 1830; Schubert, Züge aus dem Leben D. 1832; Allgemeine Kirchenzeitung 1827 Nr. 186—88. Cm.

Oberon, d. i. Auber on, für Alberon, kommt in altfranzösischen Gebichten (Huon de Bordeaux) vor, also dem Namen zufolge ein Alb (s. Elfen). Das Königreich der Feen ist sein eigen. Die deutsche u. nordische Mythologie kennt verschiedene Zwergkönige: Alberich (Elberich), Goldemar, Sinuels, Bilci, Gübich, Heiling, u. a. Alle diese sind Könige schwarzer Elfen: nur Oberon scheint ein Lichtelfe. Seine Gemahlin heißt Titania; mit ihr wurde er, als er sich mit ihr entzweit, durch ein liebendes Paar, den französischen Ritter Huon u. Amanda, die Tochter des Sultans von Babylon, wieder ausgehöhnt. Die Sage von D. wurde in Deutschland durch Wielands gleichnamiges Heldengedicht u. durch v. Webers Oper allgemeiner bekannt.

Oberpfalz u. Regensburg, einer der acht Kreise, in welche das Königreich Bayern, in Folge der im Jahre 1837 wieder auf geschichtliche Grundlagen zurückgeführten Einteilung zerfällt, ist seinen Hauptbestandtheilen nach aus dem früheren Regenskreise, mit Wegnahme einzelner Theile desselben, jedoch mit Hinzufügung einiger Bezirke des vormaligen Obermainkreises, gebildet u. besteht aus Theilen des ehemaligen Herzogthums Bayern, aus der Oberpfalz, der Landgrafschaft Leuchtenberg, den Fürstenthümern Sulzbach u. Neuburg u. der Stadt u. dem Bisthume Regensburg. Das Land, das auf 195 □ Meilen 475,000 Einwohner zählt, ist im Süden eine fruchtbare Ebene, im Osten von dem Böhmerwalde u. Fichtelgebirge durchzogen, im Westen ebenfalls sehr waldig u. wird von der Donau u. mehren ihrer Nebenflüsse durchströmt. Ackerbau, Viehzucht, Obst u. Hopfenbau sind sehr blühend. Bergbau, Hüttenwerke u. Weberei beschäftigen die Industrie; der Handel, durch die Donau u. den Ludwigskanal (s. d.) gefördert, befindet sich in sichtbarer Zunahme. Hauptstadt und Sitz der Regierung ist Regensburg (s. d.); das Appellationsgericht für den Kreis befindet sich in Amberg (s. d.).

Oberrheinische Kirchenprovinz. Diese besteht aus dem Erzbisthume Freiburg, mit den Bisthümern Rottenburg, Mainz, Limburg u. Fulda u. erhielt ihren Namen von ihrer abendlichen Hauptgränze, dem Rheine. Westlich gränzt sie an Bayern, im Süden an den Bodensee und die Schweiz, läuft längs des Rheines hinab an die preussischen Provinzen Niederrhein u. Westphalen, im Norden an Hannover, nordöstlich an die preussische Provinz Sachsen. Sie ist gebildet aus Theilen des alten Bisthums Konstanz u. der rheinischen Bisthümer: Basel, Straßburg, Speier, Worms, Trier, des früheren Erzbisthums Mainz, des Bisthums Würzburg, der Abtei Fulda, des Bisthums Augsburg, u. der eremten Propstei Ellwangen. Die politischen Stürme, welche gegen das Ende des letzten Jahrhunderts von Frankreich aus über das unglückliche Deutschland hereinbrachen, hatten die Säkularisation u. die Zertrümmerung der alten ehrwürdigen deutschen Kirchenprovinzen von Mainz, Köln u. Trier zur Folge. Die, durch den Congreß zu Raftadt und den Frieden von Linville vorbereitete, und den Reichsdeputationshauptschluß (25. Februar 1802) zum Vollzug gebrachte Säkularisation beraubte die katholische Kirche in Deutschland fast all ihrer Güter: ein Verlust, der auf 21,026,000 fl. Einkünfte zu berechnen ist, da alle Güter der Domkapitel, die Domänen der Bischöfe, alle Güter der fundirten Stifter, Abteien und Klöster den neuen Landesherren zur Erleichterung ihrer Finanzen, jedoch auch zum Behufe des Aufwandes für den Gottesdienst, Unterricht u. andere gemeinnützige Anstalten, u. zwar unter dem bestimmten Vorbehalte der festen u. bleibenden Ausstattung der Domkirchen, welche beibehalten werden sollten, u. der Pensionen für die aufgehobene Geistlichkeit, zufließen. Auch die erzbischöflichen und bischöflichen Diöcesen sollten in ihrem bisherigen Zustande verbleiben, bis eine andere Diöcesaneinrichtung auf reichsgesetzliche Art getroffen seyn würde, von welcher sodann auch die Einrichtung der künftigen Domkapitel abhinge (§. 35. 62). Der erzbischöfliche Sitz zu Mainz aber wurde schon damals nach

Regensburg verlegt u. der erzbischöflichen Jurisdiction des Fürsten-Primas von Deutschland die alten Kirchenprovinzen von Mainz, Köln, Trier (in wie weit sie auf dem rechten Rheinufer lagen u. nicht unter österreichischer u. preussischer Hoheit standen) unterworfen. Als Erzbischof u. Primas ward der neuen Regensburger Metropolitankirche der gewesene Erzbischof von Mainz, Karl von Dalberg, vorsezt. Es war dieser Anordnung keine lange Dauer beschieden. Das deutsche Reich ging in Trümmer, der Rheinbund entstand unter dem Protektorate des siegreichen Kaisers Napoleon und das deutsche Reichsoberhaupt legte am 6. August 1806 die deutsche Kaiserkrone und seine Würde nieder. Der Kurfürst Erzkämmerer u. Erzbischof von Regensburg wurde Fürst Primas des rheinischen Bundes u. souveräner Fürst von Regensburg, Aschaffenburg u. Wezlar. In Folge eines Vertrages mit dem Protektor des rheinischen Bundes vom 19. Februar 1810 ward er am 1. März desselben Jahres Großherzog von Frankfurt. Das Fürstenthum Regensburg mußte er an Napoleon abtreten, der es Bayern gab. Nach dem Willen Napoleons sollte das Großherzogthum Frankfurt nach dem Tode des Primas u. Erzbischofs von Dalberg an Eugen, den Adoptivsohn Napoleons, damaligen Vicekönig von Italien, übergehen, der künftige Erzbischof, nach Verlegung des Erzbisthums von Regensburg nach Frankfurt, eine Jahresrente von 60,000 Franken erhalten; allein durch Napoleons Sturz ward dieser Plan vereitelt. Durch die Säkularisation stieg die katholische Bevölkerung von Baden auf zwei Drittheile des Ganzen. Die Katholiken waren unter sechs Bisthümern vertheilt. Das Bisthum Konstanz umfaßte 17 Landkapitel mit 399 Pfarreien, das Bisthum Straßburg 3 Landkapitel mit 96 Pfarreien, das Bisthum Worms 3 Landkapitel mit 44 Pfarreien, das Bisthum Mainz (Erzstift Regensburg) 2 Landkapitel mit 31 Pfarreien, u. das Bisthum Würzburg 4 Landkapitel mit 66 Pfarreien, zusammen 728 Pfarreien. Gleich nach dem Vollzuge der Säkularisation erschienen zur Wahrung des sogenannten Majestätsrechtes (*jus majestaticum circa sacra*) die landesherrlichen Organisations-, Constitutions- u. Religions-Edikte. Das herzoglich nassauische, vom 31. August 1803, spricht, unter Berufung auf die Reichsgesetze u. den Reichsdeputationshauptschluß, als Grundsatz aus, daß es keineswegs die Absicht des Regenten (Friedrich August, Fürst zu Nassau-Usingen) sei, sich in die inneren Angelegenheiten der römisch-katholischen Kirche zu mischen, sobald diese, ohne nähere Beziehung auf den Staat, bloß die Glaubenslehre u. den Kultus betreffen u. als *res mere spirituales* zu betrachten seyen. Hier beginnt der feine Spiritualismus, der sich, namentlich in der Folgezeit, so sehr sublimirt hat, daß selbst das Dogma u. der Kultus in den ätherischen Bereich des Staates gezogen wurden. In genanntem Edikte wurde §. 1 ausgesprochen, daß das Patronatrecht in den neuen katholischen Landen in allen den Fällen an den Landesherrn devolvire, wo der vorige Regent u. die, dem neuen zur Entschädigung angewiesenen, oder auf der linken Rheinseite befindlichen Corporationen, dasselbe ausgeübt haben. Da der Regent bei der Wiederbesetzung solcher Stellen nur taugliche, im Wissenschaftlichen sowohl, als im Sittlichen wohlgeprüfte Subjekte zu wählen wünschte, so ward die Regierung beauftragt, nicht nur selbst über die Fähigkeiten der Supplikanten sorgfältige Erkundigung einzuziehen, sondern auch sich Zeugnisse über deren Tauglichkeit von den einschlagenden Vicariaten geben zu lassen. Dem Würdigsten werde alsdann der Regent die Nomination ertheilen u. ihn anweisen, bei dem einschlagenden Vicariate die *institutionem autorizabilem* und die Weisung zu Einführung in die Kirche geziemend nachzusuchen. §. 2. Die kirchliche Disciplin u. andere Anordnungen sollten mit den übrigen Landesgesetzen u. Einrichtungen in glückliche Harmonie gebracht u. hiedurch die allgemeine Wohlfahrt am sichersten befördert werden. Die geistliche Behörde sollte, ohne Mitwissen u. ausdrückliche Genehmigung, keine Anordnungen und Verfügungen treffen, welche mit der Landespolizei in Beziehung stehen, und in die bürgerlichen Verhältnisse eingreifen. Die landesherrliche Genehmigung ist erforderlich: zu Visitationen der Diocese, Synoden, Einführung neuer Fest-

und Fasttage, Anordnung öffentlicher Gebete, Processionen außer Landes, Neuerung im äußeren Gottesdienste. §. 3. Was die Gerichtsbarkeit betrifft, so bleiben die Geistlichen katholischer Religion in den Sachen, die bloß ihre Amtsverrichtungen und die kirchliche Disciplin betreffen, den geistlichen Gerichten allein untergeben; als Staatsbürger sind sie den weltlichen Gerichten unterworfen. Die Geistlichen standen jedoch, wie andere privilegierte Personen, in erster Instanz unter dem Hofgerichte zu Wiesbaden. Matrimonialsachen gehören nur dann vor ein geistliches Gericht, wenn die Ehe nicht sowohl als ein bürgerlicher Contract, sondern als Sakrament betrachtet wird. *Causae beneficiorum, decimarum et juris Patronatus* gehören vor das weltliche Gericht (Archiv für das katholische Kirchen- und Schulwesen in den rheinischen Bundesstaaten, 1. Bd. 1. St. S. 116 ff.). Von ähnlichen Grundsätzen ging das Hessen-Darmstädtische Landes-Organisations-Edikt vom 12. October 1803 aus. Großherzogliche Verordnung über die Errichtung u. den Geschäftskreis des Schul- u. Kirchenrathes (Archiv a. a. O. S. 122). Vor das Ressort dieses Collegiums gehören im Allgemeinen: die Verwaltung aller staatsrechtlichen Kirchen- u. Schulsachen; alle Schuleinrichtungen, jedoch mit Vorbehalt der, dem Bischöfe über den Religionsunterricht zustehenden Befugnisse. Hier zeigt sich schon der napoleonische Centralisationsgeist. Bei Nachsuchung von Exemptionen hatte man sich zuerst an dieses Collegium zu wenden, ehe man sich an die geistliche Behörde wenden durfte. Bei demselben sind die Refuse gegen Mißbrauch der geistlichen Gewalt anzubringen. Nur die, nach den Grundsätzen der katholischen Kirche ausschließlich zur geistlichen Gerichtsbarkeit gehörigen, Sachen bleiben dem Erkenntnisse des Bischofs oder seiner stellvertretenden öffentlichen Behörde vorbehalten. Das Officialat zu Werl und das Generalvikariat in Arnberg behielten, bis auf weitere gesetzliche Abänderung, ihre bisherigen, Geschäfts- und Wirkungskreise. Weiter breitete der napoleonische Centralisations- und bureaukratische Geist seine schwarzen Fittige über Württemberg u. Baden aus. In dem alten Herzogthume Württemberg waren nur wenige Katholiken. Durch den Pariser Vertrag vom 20. Juli 1802, den Reichsdeputationshauptschluß, den Presburger Frieden vom 26. December 1805, die Rheinbundesakte vom 12. Juli 1806 erhielt dasselbe einen ansehnlichen Gebietszuwachs. Die Städte u. Landschaften, welche durch diese Verträge an das Haus Württemberg fielen, gehörten, so weit sie katholische Einwohner hatten, vor ihrer Vereinigung mit dem Herzogthume, zu fünf verschiedenen Bisthümern: Konstanz, Augsburg, Würzburg, Worms u. Speier, nebst der eremten Propstei Ellwangen. Nach dem Religionsedikt für Neuwürttemberg vom 14. Februar 1803 sollten nach dem Willen des Landesherrn sämmtlichen Entschädigungslanden ihre bisherige Religionsübung u. jeder christlichen Confession der Besitz und ungestörte Genuß ihres eigenthümlichen Kirchengutes, soweit solches nicht der Säkularisation unterworfen, sowie ihrer Schulfonds, nach der Vorschrift der Reichsgesetze verbleiben. Allein bald darauf erfolgten von Seiten der weltlichen Behörde Bestimmungen, die offenbar in den kirchlichen Bereich gehörten (s. Lang's Gesetzesammlung S. 44.). Ein Decret der herzoglichen Oberlandesregierung in Ellwangen normirte schon unterm 7. April 1803 das Kirchengebet für das kurfürstliche Haus u. schrieb dasselbe selbst zur Nachachtung aus. Dieselbe verordnete unterm 10. Juli, daß kein lateinischer Chorgefang mehr gehalten werden dürfe. Sie bildete keine Conferenz der Geistlichkeit, ohne daß ein Mitglied des Landvogteigerichtes *ad audiendum et videndum* beiwohnte (Verord. v. 20. August 1803, Lang, S. 48). Diese Verfügung nennt der Verfasser der „Beleuchtung der Angriffe gegen die württembergische Staatsregierung,“ sonst ein Bureaukrat sonder Gleichen, eine übertriebene Sorgfalt für Erhaltung der öffentlichen Ruhe. Unterm 3. Juli 1803 erließ sie eine Verordnung gegen den Aberglauben, daß von dem übrig gebliebenen Nachtmahlweine, Hostien u. Nichts weggebracht, mit dem Tauf- u. Weihwasser kein Mißbrauch getrieben werde (Lang, S. 35). Durch Rescript vom 9. August 1803 wurde geboten, daß der Gottesdienst an abgeschafften Feier-

tagen nicht anders, als an Werktagen, gehalten werde und der Wirthshausbesuch an diesen Tagen ward bei Strafe bis auf 5 fl. verboten. Ein Generalrescript derselben Regierung verlegte die Kirchweihe in dem neuen Lande auf den Sonntag nach Martini; ein späteres, vom 30. März 1804, auf den 3. Sonntag im October. Ein Dekret derselben Regierung vom 10. October 1803 verlegte die Patrocinien auf den Sonntag (Lang, S. 51). Ein anderes vom 7. December 1803 verbot den nächtlichen Gottesdienst in der Christnacht (ebend. S. 53). Ein Dekret derselben Regierung vom 23. Februar 1804 organisirte allein die Kirchenconvente. Ein Rescript derselben vom 2. März 1805 unterwirft die bischöflichen Fastenpatente dem Placet und verbietet an Werktagen, außer der stillen Messe, jeglichen öffentlichen Gottesdienst (Lang S. 117). Das königliche Organisations-Manifest vom 18. März 1806 aber besagt ausdrücklich, daß der Cultus zum Geschäftskreise des geistlichen Departements gehöre (Lang, S. 142). Im Religions-Edikt vom 15. October 1806 sichert der Landesregent jeder kirchlichen Gemeinde die Fortdauer ihrer bisherigen Religionsübung und den Genuß ihrer Güter, sowie ihres Schulfonds zu. Bei Besetzung aller Aemter und Stellen werde auf den Unterschied der Confession keine Rücksicht genommen werden. Zu einer gemischten Ehe bedarf es keiner Dispens. Die zur Gültigkeit jeder Ehe erforderliche Einsegnung sollte durch den Pfarrer des Bräutigams geschehen. Da Sr. Majestät in demselben Edikte freie und ungehinderte Religionsübung und Freiheit des Gewissens zugesagt hatte, und da nach königlicher Verordnung von dem protestantischen Pfarrer nur nach protestantischem Ritus u. in der protestantischen Kirche die Trauung verrichtet werden darf (Lang, S. 161. 165 not.), so konnte es unmöglich in höchster Intention liegen, die Katholiken an der Einholung der kirchlich erforderlichen Dispens hindern und den, die Religions- u. Gewissensfreiheit verletzenden Segenszwang, wie er bisher in Württemberg auf tief betrübende Weise geübt wird, herbeiführen zu wollen; sondern es mußte der Entscheidung der katholischen Kirche überlassen bleiben, wo eingeseget werden solle u. wo nicht; nur was zur Trauung, d. h. zur Constatirung der Gültigkeit der Ehe, erforderlich ist, kann gesetzlich gefordert werden. Dasselbe gilt von den Bestimmungen des Religionsediktes von Baden vom 21. November 1807, zumal, da nach §. 11 jede im Staate aufgenommene Kirche verlangen kann, daß innerhalb des Großherzogthums eine ihr zugethane Kirchengewalt, eingerichtet auf die Grundjäge ihrer Religion, bestesse u. anerkannt werde. Die katholische insbesondere, deren allgemeine Kirchenverfassung einen Mittelpunkt der Glaubenseinigkeit fordert, erwartet mit vollem Rechte, daß diese Centralstelle, als solche, geachtet u. ihr all jener Einfluß gestattet werde, welcher zur Erhaltung der Einheit für Glauben u. Lehre der Kirchenglieder unentbehrlich ist. Wird aber dieser Centralpunkt geachtet, wenn die von ihm im Sinne u. nach den Anforderungen der Kirche erlassenen Bestimmungen über die gemischten Ehen außer Wirksamkeit gesetzt u. unter der Geistlichkeit ein offenes Schisma geduldet u. noch befördert wird? Hierüber werden die Mäner des großen Friedrich von Württemberg u. des Karl Friedrich von Baden zürnen. §. 12 im badischen Religionsedikte sind unter die rechtmäßigen Gegenstände der Kirchengewalt, über welche sich ihre Wirksamkeit nach der Grundverfassung jeder Kirche verbreiten mag, gerechnet: Erziehung der Jugend für die Religion; Geistesleitung aller Mitglieder; Anhaltung ihrer Glieder zur Erfüllung jener kirchlichen Gesellschaftspflichten, welche durch die symbolischen Schriften der Kirche oder durch einzelne, mit Staatsgenehmigung versehene, Kirchengesetze bestimmt sind, (das gemeine kanonische Recht ist recipirt in Deutschland) vgl. Archiv für das Kirchen- u. Schulwesen in den rheinischen Bundesstaaten II. Bd. 1. St. 10. 111 fol. In Baden u. Württemberg gab in dieser Zeit namentlich auch der Umstand Anlaß zu vielen u. gerechten Klagen, daß, ungeachtet die Edikte aussprechen: „bei Besetzung von Aemtern solle keine Rücksicht auf die Confession genommen werden,“ die Protestanten in sehr auffallender Weise bevorzugt wurden, so

daß Napoleon Anfangs schonend, dann drohend der babistischen Regierung erklärte: er werde nicht weiter dulden, daß die Katholiken u. neuen Unterthanen von Staatsämtern ausgeschlossen, den leidenschaftlichen Plänen einer herrschenden Partei geopfert u. mit Ungnade als Heloten behandelt werden. Diese Note vom 12. Februar 1810 hat die letzten Lebenstage Karl Friedrich's sehr getrübt. Vgl. Katholische Zustände in Baden, Regensburg 1841 bei Manz. S. 19. f. Beim Eintritt der Säkularisation lebten noch drei Bischöfe: der Fürst Erzbischof Dalberg, der Fürstbischof von Würzburg u. Bamberg, und der Fürstbischof von Speier, Graf Wilberich von Walderdorf, der zu Bruchsal residirte. Das Domkapitel zu Konstanz blieb bestehen, für Speier wurde ein Vikariat zu Bruchsal ernannt u. der Antheil des Bisthums Straßburg kam unter die Leitung des Domstiftes zu Konstanz. Nach dem Tode der Fürstbischöfe von Würzburg wurde der babistische Antheil an das Vikariat zu Bruchsal verwiesen. Was in Würtemberg zur Einigung der zu fünf verschiedenen Bisthümern gehörigen katholischen Landesheile geschah, hierüber vgl. unsern Artikel Keller, erster Bischof von Rottenburg. Da der Rheinbund nicht der Rechtsnachfolger des deutschen Reiches war, so ging die wichtige Aufgabe, die katholisch-kirchlichen Angelegenheiten in Deutschland zu ordnen, nach der erstmaligen Besiegung Napoleons auf den Congreß der deutschen Fürsten zu Wien über. Bei dem verlassenen Zustande der katholischen Kirche in Deutschland war alle Hoffnung auf diesen gesetzt. Der heilige Vater zu Rom, das katholische Deutschland nicht vergessend, forderte durch seinen Legaten, den Cardinal Consalvi, die Wiederherstellung des heiligen römischen Reiches, als eines Mittelpunktes der politischen Einheit der christlichen Staaten u. als Trägers des Schirmantes für die katholische Kirche; die Wiederherstellung der weltlichen Fürstenthümer, die man in Deutschland der Kirche entzogen; die Zurückstattung der säkularisirten Güter der Geistlichkeit u. deren stiftungsmäßige Verwendung. Für die deutsche nationale Kirche verwendeten sich bei demselben Congresse auch die sogenannten Oratoren, der Freiherr von Wambold, Dombekan zu Worms; Helfferich, Dompräbendar zu Speier; Spies, vormaliger Syndikus des Andreasstiftes zu Worms; vor allen aber der Generalvikar des Bisthums Konstanz, Freiherr von Wessenberg. Jene, von der Nichtigkeit der durch den Reichsdeputationshauptschluß verfügten Säkularisation ausgehend, forderten für die katholische Kirche alle kirchlichen Besitzungen zurück, welche noch nicht veräußert waren, dann ihre veräußerten Besitzungen, so weit sie noch rechtlich einlösbar waren; für den Verlust der andern Kirchengüter forderten sie genügende Entschädigung in Liegenschaften, wenigstens so viel, als zur Fundation der Bisthümer, der Domkapitel, der Seminarien, der Pfarreien, der kirchlich wohlthätigen Institute nöthig wäre. Sie verlangten, daß die Kirche in ihrem eigenthümlichen Rechte, zumal der freien Wahl der Bischöfe durch die Kapitel, gesichert werde; daß rücksichtlich des Verhältnisses der Kirche zum Staate der frühere Zustand wieder hergestellt und auch in allem Uebrigen der Grundsatz der alten deutschen Kirchenfreiheit zur Grundlage genommen werde. Sie widersetzten sich dem Antrage auf Annahme eines Artikels in die deutsche Bundesakte, worin der katholischen Kirche in Deutschland bloß eine Verfassung verheißen wurde, „welche unter der Garantie des Bundes ihre Rechte u. die zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse nothwendigen Mittel sichern sollte.“ Der Freiherr von Wessenberg beantragte, daß für die kanonische Einrichtung u. Ausstattung der Kirche, ihrer Erzbischümer u. Bisthümer, durch ein mit dem Papste ehestens abzuschließendes Concordat gesorgt werde; daß alle Bisthümer zu einer deutschen Nationalkirche unter einem Primas vereinigt; daß die Bisthümer und Domkapitel wo möglich in ihrem Zustande erhalten werden sollen, jedoch vorbehaltlich angemessener Begrenzung der Diöcesen; daß sie mit liegenden Gütern, verbunden mit Landstandshaft, dotirt werden sollten, unter eigener, selbstständiger Verwaltung; daß überhaupt die freie Wirksamkeit der Kirchengewalt von der Staatsbehörde nicht gekört werden solle. Allein alle diese Anträge u. Erwartungen führten zu keinem Ziel. In dem ersten preussischen Ent-

wurde der Bundesakte vom 13. September 1814 (Klüber Bd. I. Hft. 1. S. 45) wie in dem zweiten, welchen Preußen u. Oesterreich gemeinschaftlich vorlegten u. seit dem 14. Oktober mit den Bevollmächtigten von Bayern, Hannover und Württemberg beriethen, sind die kirchlichen Verhältnisse gar nicht erwähnt (Klüber a. a. O.) Nach der Wiederaufnahme der Verhandlungen über die Bundesakte (Ende März, Klüber, Uebersicht Theil I. Seite 59) sind jedoch alle Entwürfe zugleich auf die kirchliche Verfassung Deutschlands mitgerichtet. Preußen verlangte Anfangs ganz allgemein „gleiche Rechte“ der christlichen Religionsparteien in allen Bundesstaaten. Oesterreich beschränkte sich auf Gleichheit „im Genuße bürgerlicher u. politischer Rechte.“ Preußen verlangte für die katholische Kirche, unter Garantie des Bundes, eine so viel möglich gleichförmige, zusammenhängende u. die zu Befriedigung ihrer Bedürfnisse nothwendigen Mittel sichernde Verfassung (Klüber Bd. II. S. 305. 313). Oesterreich dagegen wollte über die innern Verhältnisse beider Confectionen Nichts weiter festgesetzt wissen, als daß jeder — „die ausschließliche Verwaltung der Gegenstände ihres Cultus u. ihrer Kirchengelber zustehe.“ Anderseits sollten für die katholischen Angelegenheiten nur gemeinsame Verhandlungen mit dem römischen Hofe auf der Bundesversammlung ausbedungen, deren Resultaten aber durch keinen vorgängigen Beschluß präjudicirt werden. Der, im Einverständnisse mit Preußen am 23. Mai der Conferenz vom österreichischen Bevollmächtigten vorgelegte, neue Entwurf lautete in §. 14 u. 15 dahin: „Die Verschiedenheit der drei christlichen Religionsparteien kann in den Ländern u. Gebieten des deutschen Bundes keinen Unterschied im Genuße bürgerlicher und politischer Rechte begründen. Die katholische Kirche in Deutschland wird unter der Garantie des Bundes eine, ihre Rechte und die zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nothwendigen Mittel sichernde, Verfassung erhalten.“ Auch dieser Entwurf beliebte nicht. Ein anderer Entwurf, welcher in einer der ersten Conferenzen von Hessen-Darmstadt ausging, fand nur beim königlich sächsischen Bevollmächtigten Anklang. Er lautete also: „Der katholischen Kirche wird, nebst der freien Religionsübung, eine aus liegenden Gründen mit Selbstverwaltung, jedoch unter Oberaufsicht des Staates bestehende Dotation, ihren Bischöfern Theilnahme an der landständischen Repräsentation durch ihre Vorsteher, auch eine ihre Rechte sichernde Verfassung garantirt. Den evangelischen Glaubensgenossen werden in den katholischen Bundesstaaten die nämlichen Rechte zuerkannt. Die Grundsätze in Betreff der mit dem päpstlichen Stuhle vorzunehmenden Unterhandlungen werden von der Bundesversammlung gemeinsam verabredet.“ (Klüber Bd. II. S. 366. 601.) Wegen der von Metternich gegen denselben erhobenen Bedenken ward er verworfen. Ein in möglichst allgemeiner Form gestellter Antrag: „Die katholische Kirche in den deutschen Bundesstaaten wird eine ihre Rechte u. Dotation sichernde Verfassung erhalten,“ fand vielen Anklang, nur sollte, statt Verfassung, „Einrichtung“ gesetzt werden. Allein auch dieser ward aufgegeben u. es blieb endlich nur Artikel 16. „Die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien kann in den Ländern u. Gebieten des deutschen Bundes keinen Unterschied in dem Genuße der bürgerlichen Rechte begründen.“ Die Regulirung der katholischen Angelegenheiten ward also lediglich dem Ermessen u. der Thätigkeit der einzelnen Bundesregierungen überlassen, ohne daß man auch nur über die Art u. Weise u. den Umfang der, der katholischen Kirche zugesagten, Redotation, oder über das Ziel sich geeinigt hatte, auf welches die mit dem Papste zu eröffnenden Verhandlungen zu richten wären. Der heilige Stuhl, welcher die Wiederherstellung der Rechte der katholischen Kirche hintangesetzt sah, legte nun eine feierliche Verwahrung im Namen der Kirche ein. Die katholische Kirche, deren Charakter Universalität ist, wurde jetzt zur territorialen niedergebeugt u. im bureaukratischen Absolutismus der Rheinbundszeit festgehalten. Sie wurde der protestantischen, welche ihre Selbstständigkeit längst gegen den Staat eingebüßt hatte, gleich gestellt. Den ohnmächtigen Landesvikariaten wurden mächtige Landescollegien, denen man den täuschenden Titel Kirchensektionen,

geistliche Rathscolliegen u. Kirchenräthe gab, an die Seite gesetzt, in deren Gremium man meist kirchensindliche, den beliebten josephinischen Grundsätzen huldigende Rätthe aufnahm, um so das aus der Revolution hervorgegangene System von der Omnipotenz des Staates, welches auf Vernichtung aller korporativen Rechte ausging, um so eher erreichen zu können. Die Entschuldigung, welche Staatsrath Nebenius in seiner Vertheidigung der babilischen Regierung gegen die Angriffe in den „katholischen Zuständen“ vorbringt: „daß jene Männer nicht in protestantischen Ländern, sondern im katholischen Oesterreich erzogen und gebildet worden seien,“ ist eitel u. nichtig; als ob es nicht auch in Oesterreich, wie anderwärts, eine Erziehung geben könne, die den Namen einer katholischen führt, aber in Wahrheit nichts weniger als katholisch ist. Der Josephinismus hat bekanntlich in Oesterreich längst seinen Credit verloren. — Die untergeordneten Geistlichen mußten als Staatsbeamte die Handlanger dazu machen (vgl. die katholischen Zustände in Baden S. 28). Nach der Völkerschlacht bei Leipzig hatte sich der Erzbischof Primas von Dalberg in seine Diöcese Konstanz zurückgezogen. Freiherr Ignaz von Wessenberg, Generalvikar desselben, sollte ihm als Coadjutor zur Seite gegeben werden, allein er wurde vom heiligen Stuhle aus guten und gewichtigen Gründen nicht bestätigt. Nach dem Tode Dalbergs wählte das Domkapitel in Konstanz den Freiherrn von Wessenberg zum Capitelsvikar. Allein der Papst verwarf ihn durch ein Breve vom 15. März 1817, weil er irriger Lehren u. Grundsätze, des Mißbrauches u. der Ueberschreitung der Amtsgewalt u. ungehöriger Festhaltung seiner verworfenen Wahl beschuldigt war. Freiherr von Wessenberg suchte sich zwar in Rom persönlich zu rechtfertigen, allein es ist ihm das nicht gelungen u. er schied freudlos u. unveröhnt. Die Herausgabe der Denkschrift über das Verfahren des römischen Hofes bei der Ernennung des Generalvikars von Wessenberg, Karlsruhe 1818 in fol. u. in 8., war ein politischer Schnitzer, wie solcher später durch Herausgabe von Beleuchtungen u. Staatsschriften auch anderwärts gemacht wurde, indem man glaubte, das katholische Volk werde Grundsätze u. Handlungen, die das Oberhaupt der Kirche entschieden verworfen hat, mit Applaus aufnehmen. — Unter den protestantischen Regenten, denen katholische Unterthanen durch die Säkularisation zugefallen waren, war König Friedrich von Württemberg der erste, der, um die Angelegenheiten der katholischen Kirche in seinen Landen in Ordnung zu bringen, Unterhandlungen mit dem heiligen Stuhle zu Rom einleitete, die aber nicht zum erwünschten Ziele führten. (Siehe den Artikel Keller.) Auch der Großherzog Ludwig v. Baden beabsichtigte die Verhältnisse der katholischen Kirche auf gesetzlichem Wege zu ordnen. Nachdem König Friedrich von Württemberg das Zeitliche gesegnet, gelang es dem Könige Wilhelm, im Vereine mit dem Großherzoge zu Baden, auch die übrigen protestantischen Fürsten der kleineren Staaten zur Realisirung der S. S. 35 u. 62 des Reichsdeputationshauptschlusses zu Unterhandlungen mit dem heiligen Stuhle zu vermögen. In Frankfurt am Main begannen am 24. März 1818 die Conferenzen der Abgeordneten des Königs von Württemberg, des Großherzogs von Baden, des Kurfürsten von Hessen, des Großherzogs von Hessen, des Herzogs von Nassau, des Großherzogs von Mecklenburg, der sächsischen Häuser, des Herzogs von Oldenburg, des Fürsten Waldeck, der freien Städte Lübeck, Bremen, Frankfurt und Hamburg. Württemberg war vertreten durch den Staatsminister, Freiherr von Wangenheim, den Staatsrath (früheren Direktor des Kirchenraths) von Schmitz-Grollenburg und den damaligen geistlichen Rath, jezigen Dombischof von Zaumann; Baden durch den Staatsrath v. Ittner, der von dem Verfasser der katholischen Zustände in Baden zwar als ein classisch gebildeter Mann, aber als Freund der Idee eines Schisma's und einer janzenistischen Verkümmern geschildert ist. Die Inauguralrede des Herrn von Wangenheim, in welcher er die Hoffnung des Gelingens seiner Bestrebungen auf die damaligen günstigen Zeitumstände setzte, weil die römische Politik geschwächt, die katholische Geistlichkeit in der Kultur (Aufklärung) vorgeschritten;

die Sehnsucht nach Herstellung der kirchlichen Ordnung groß sei, so wie, weil es der Wunsch der ganzen kultivirten Welt sei, die Usurpationen der römischen Curie nicht weiter zu dulden; (die Bemerkung: Die römische Curie werde zwar mit Hartnäckigkeit entgegenwirken, deshalb müßten die deutschen Regierungen mit gleich consequenter Festigkeit sich vereinigen und alles dasjenige vorsehen, was die Würde der deutschen Nation u. die Freiheit der katholischen Kirche erfordere, welche als deutsche Nationalkirche erscheinen müsse) — ließen keinen Zweifel übrig, worauf es bei diesen Unterhandlungen abgesehen sei. Erwägt man noch, daß der Redner als Aufgabe der Konferenz bezeichnete: „Man müsse sich aussprechen über die Verhältnisse der katholischen Kirche in sich d. h. über ihr Wesen, (als ob dies erst von Staatsmännern zu bestimmen wäre); erwägt man, daß er sich nicht scheute, Grundsätze wie folgende auszusprechen: Punkte, wo Rom durchaus nicht nachgeben will, sollen weggelassen, oder nur in allgemeinen Ausdrücken gefaßt werden; wo man eher in dem Einzelnen der Anwendung, als in den ausgesprochenen Prinzipien Nachgeben erwarten kann, ist jenes mehr, als dieses, zu betreiben;“ so zeugt dies von Unkenntniß in katholischen Kirchenrechte u. von Unvertrautheit mit den Verhältnissen der katholischen Kirche u. verräth wenig Loyalität. Des Redners Einseitigkeit und Befangenheit ergibt sich aus der Auswahl der Grundlagen, auf welchen das diplomatische Gebäude errichtet werden sollte: Die *Concordata principum* von 1446, aber nur, so weit sie auf die jetzige Zeit u. die Staatsverhältnisse passen; die *Emser Puntation*, *Schriften* der deutschen katholischen Kanonisten von entschiedenem Range; der Kirchenverfassung von Oesterreich, wie sie dort für die Katholiken seit Joseph II. besteht; mehrere Dekrete des Conciliums von Trient, so weit sie angemessen. Die Ergebnisse der schon im Beginne misrathenen Konferenz wurden in der 17. Sitzung vom 30. April 1818 als „Grundzüge zu einer Vereinbarung über die Verhältnisse der katholischen Kirche in den deutschen Bundesstaaten“ zusammengestellt. Diese Grundzüge wurden in der 18. u. 19. Sitzung etwas abgeändert und in der 26. vom 3. October in bestimmte Fassung gebracht, um als Staatsgrundgesetz und Kirchenebist in den vereinten Staaten nach deren Bekanntmachung zu dienen. Die wirklichen Konferenzen endigten am 7. October 1818 mit der Abschließung eines Staatsvertrags, welcher als die Grundlage der in den folgenden Jahren fortgesetzten Verhandlungen zu betrachten ist. Durch diesen Vertrag schlossen die fünf Höfe von Württemberg, Baden, Hessen-Kassel, Hessen-Darmstadt, Nassau u. die freie Stadt Frankfurt unter sich einen Verein, wobei sie sich verbindlich machten, über die Errichtung der in ihren Staaten herzustellenen Bisthümer mit dem römischen Hofe nach gleichförmigen Grundsätzen, u. zwar gemeinschaftlich, zu unterhandeln. Zu diesem Behufe sollten Württemberg u. Baden eine eigene Gesandtschaft nach Rom schicken u. in einer besonderen Deklaration eine Verschleierung der Grundzüge, die Entschließungen der vereinten Höfe hinsichtlich der mit der römischen Curie zu treffenden Uebereinkunft darlegen. Außerdem sollten durch diesen Vertrag, um dem die oberrheinische Kirchenprovinz bildenden Staatenvereine für alle Zukunft eine gesicherte Haltbarkeit zu geben, die fünf zu errichtenden Landesbisthümer in eine einzige, durch Metropolitanverband eng verknüpfte, Kirchenprovinz vereint u. diesem Verbande alle jene Rechte zugewiesen werden, welche nach der katholischen Kirchenverfassung einem solchen Metropolitanverbande zukommen. In Gemäßheit dieses Staatsvertrages wurde sowohl von der württembergischen, als badischen Regierung ein Gesandter nach Rom geschickt, welche gemeinschaftlich mit der römischen Curie unterhandelten. Von Seiten Württembergs wurde Schmitz-Grollenburg, von der badischen Türkheim abgesandt. Diese erhielten den 22. März 1819 die erste Audienz beim Papste. Die Antwort des heiligen Vaters, würdevoll abgefaßt, die einzelnen Punkte der Deklaration trefflich beleuchtend, bald billigend, bald verwerfend, wurde den Gesandten in einer officiellen Note des Staatssekretärs, Cardinals Consalvi, vom 10. August 1819 übergeben. Sie führt den Titel: *Esposizione dei Sentimenti della Sua Santità sulla*

Dichiarazione de' Principi e Stati Protestanti riuniti della confederazione Germanica, Darstellung der Gesinnungen Seiner Heiligkeit über die Deklaration der vereinten Fürsten u. Staaten des deutschen Bundes. In dieser schönen Darstellung geht der heilige Vater von dem Grundsatz aus, daß er schon in der Natur und Einrichtung der katholischen Kirche gewisse Gränzen finde, die er nicht überschreiten dürfe; Gränzen, welche ihm theils durch die Dogmen, theils aber auch durch die Disciplin gesetzt seien, insofern die römischen Bischöfe die Verbindlichkeit anerkannten, in gewissen Theilen der letzteren eine Neuerung vorzunehmen und andere nicht Abänderungen zu unterwerfen (vergleiche Longner, Darstellung der Rechtsverhältnisse der Bischöfe in der o. R., Tübingen, bei Laupp 1840, S. 1—27 u. 144 folg.). Die Gesandten, welche schon hieraus ersehen konnten, daß sie mit Grundsätzen, wie sie bei den Frankfurter Unterhandlungen in den Grundzügen offen u. in der Deklaration versteckt ausgesprochen waren, nicht zum erwünschten Ziele gelangen werden, holten neue Instruktionen ein u. erließen, nach Empfang derselben, unterm 3. Sept. 1819 eine Verbal- u. offizielle Note an den Staatssekretär, in welcher letztern einige minder wichtige Veränderungen der Deklaration enthalten waren. Genannter Deklaration wurde der glanz- u. bedeutungsvolle Titel „Magna charta libertatis ecclesiae catholicae romanae“ gegeben, während sie wohl richtiger als Magna charta libertatis ecclesiae catholicae germanae im modernen Sinne (Freibrief für den Deutsch-Katholicismus) bezeichnet worden wäre. Mit Recht sagt Wohl in seinem Staatsrechte des Königreichs Würtemberg: Die leitende Idee, welche diesen Beschlüssen zu Grunde lag, war die, so viel als möglich die katholische Kirche in den vereinten Staaten von der römischen Curie unabhängig zu machen — Wiederherstellung der ursprünglichen (oder vielmehr der von den Emsen Punctatoren gewünschten, aber nicht erreichten) Metropolitanverfassung; Ausschluß des päpstlichen Einflusses auf die Wahl der Bischöfe — kurz, eine Nationalkirche. Wie konnte man also in Rom Nachgibigkeit für Grundsätze erwarten, welche im Ganzen die eines Febronius u. der Emsen Punctatoren noch übertrafen! Mit der Arroganz infallibler, an der Omnipotenz des Staates hängender, Staatsmänner wurde bemerkt, dieß seien die letzten Zugeständnisse; weiter könnten die Regierungen nicht gehen, ohne ihre u. der katholischen Unterthanen Rechte (hört! hört!) zu vergeben. Sollte Seine Heiligkeit hierauf nicht eingehen, so möchte Se. Eminenz der Cardinal die Art u. Weise bekannt machen, wie die provisorische Organisation in Vollzug zu setzen sei. Die Gesandten zogen unverrichteter Sache ab. Ganz richtig bemerkt Niebuhr (Brief vom 1. Oct. 1819): „Man bildet sich ein, daß man den römischen Hof, wenn man ihm recht zusehe, dahin müßte treiben können, seinen Grundsätzen und Ansprüchen zu entsagen u. die Bischöfe so frei zu lassen, daß sie die Kirche nach ihrem Belieben einrichten könnten (der Sache tiefer auf den Grund gesehen, will man nicht dieß, sondern man will die Kirche, wie den Staat, selbst regieren — will ohne die Bischöfe handeln), u. wenn das nicht zu erreichen ist, sollten die Regierungen mit ihm brechen, u. die Kirche eigenmächtig konstituiren. Dabei denkt man nicht daran, daß damit eine kleine Anzahl unter den Katholiken einverstanden ist u. daß in vielen Gegenden Nichts so unschulbar die Unterthanen mißvergnügt u. den Regierungen abwenig machen würde, als diese aufgedrungene Befreiung von der römischen Curie.“ Während der deutschhümelnde Wangenheim sagt: „Rom werde mit der gewohnten Hartnäckigkeit entgegenwirken“, sagt H. von Hardenberg, der als Staatsmann wohl einen Vergleich mit ihm aushält, „es sei mit keinem Hofe besser zu unterhandeln, als mit dem römischen, wenn man nur Aufrichtigkeit u. Redlichkeit mitbringe.“ Unterm 24. Sept. erfolgte eine neue päpstliche Note, welcher am 2. Oct. 1819 eine vertrauliche, mit der Beilage *Expositio eorum* etc. beigelegt war, deren Hauptinhalt dahin geht: „Um (was bei einer vorläufig provisorischen Einrichtung bezweckt wurde) die Errichtung der bischöflichen Sitze und die Begrenzung der Diözesen aussprechen zu können, genüge es nicht, daß nach Art. 8. der Deklaration die

Summe der Dotation ausgeworfen werde, sondern die Grundstücke und Güter müßten bestimmt angezeigt werden, aus welchen jene Dotation besteht. Diese, sowie die Gebäude, Wohnungen für die Bischöfe, für die Capitel, für die Präbenderien u. für die Seminarien müßten speziell bezeichnet seyn, damit in der hierüber zu erlassenden Bulle eine detaillirte Erwähnung geschehen könne. Der heilige Vater wollte nicht eher zum Erlaß der päpstlichen Erektionsbulle schreiten, bis unter Rücksprache mit den betreffenden Regierungen ein Geistlicher aufgestellt wäre, welcher die erwähnten Dotationen näher prüfe u. dieselben bewährt finde. (Diese Ehre wurde dem Bischofe von Gvara, Herrn v. Keller, zu Theil.) In der Erektionsbulle sollte keine Rede seyn von der Art der Ernennung der Bischöfe u. der Domcapitularen. Die ersten Bischöfe sollten durch wechselseitiges Einverständnis zwischen dem Papste u. den betreffenden Landesfürsten ernannt werden; auch könnte fürs erste Mal die Besetzung der Domcapitel auf gleiche Weise geschehen, oder der Papst werde den neuen Bischöfen den Auftrag geben, in seinem Namen zur Ernennung der Domcapitularen zu schreiten. In dieser Erektionsbulle sollte jedem Bischofe aufgetragen werden, dafür zu sorgen, daß in jedem Bisthume ein bischöfliches Seminar auf Kosten der Regierung errichtet werde. Diejenigen Fürsten der o. R., welche in ihren Landen keine eigenen bischöfliche errichten würden, sollten sich an eines der fünf Bisthümer anschließen und dieß dem römischen Hofe anzeigen, damit in jener Bulle die nöthige Erwähnung geschehen könne. Auf eine, von der Krone Württemberg erlassene, Einladungsnote vom 8. Januar 1820 instruirten die vereinigten Höfe ihre Abgeordneten zur Fortsetzung der weiteren Berathung. Am 22. März 1820 wurden in Rom die Verhandlungen eröffnet u. bis zum 24. Januar 1821 fortgesetzt. Da der römische Hof die Deklaration verworfen hatte, faßte man den Gedanken, diese Grundsätze in zwei pragmatische Instrumente zusammen zu fassen u. sich auf ihre Handhabung in einem Staatsvertrage verbindlich zu machen. Diese zwei Instrumente sollten den Namen führen „Fundationsinstrument“ u. „Kirchenpragmatik“. Ersteres sollte den Bischöfen u. Domcapiteln bei ihrer Einsetzung übergeben und damit die Dotation u. Errichtung der Bisthümer für alle Zukunft bedingt werden. Letzteres sollte als Staatsgesetz zur Regulirung der katholischen Kirchenverfassung in allen zur o. R. gehörenden Staaten publizirt werden u. die Verhältnisse zwischen Staat u. Kirche auf immerwährende Zeiten bestimmen. Auf die beiden genannten Instrumente sollten die Bischöfe u. Domcapitel verpflichtet werden. Das Fundationsinstrument wurde am 13. Mai 1820 in der 37. Sitzung verabredet. Man erneuerte den Beschluß, daß die Staaten der vereinigten Höfe hinsichtlich der katholischen Kirchenverfassung eine Kirchenprovinz mit einem Metropolitanstuhle bilden u. daß dieser die alten — in dem Congresse zu Ems erneuerten — Metropolitanrechte zugeeignet werden sollten. Daher wurde §. 10 festgesetzt: „In der o. R. ist die Metropolitanverfassung ihrer früheren Bestimmung gemäß vollkommen wieder hergestellt u. steht unter dem Gesamtschutze der vereinten Staaten.“ Im Erledigungs- oder Hinderungs-falle des erzbischöflichen Stuhles tritt der älteste Bischof der Provinz von Rechts wegen in die Verwaltung der Metropolitanrechte u. Verordnungen ein u. das bestehende Metropolitangericht wird von ihm bevollmächtigt. Wie praktisch wäre eine solche Einrichtung bei den Kölner Wirren gewesen!!! Der künftige Erzbischof sollte von der Dotation aller fünf Bisthümer, um von allen gleich abhängig zu seyn, 3000 fl., im Verhältniß ihrer Seelenzahl, beziehen. Die Kirchenpragmatik wurde erst in der 38. Sitzung am 14. Juni 1820 verabredet. Sie sollte sich auf die inneren u. äußeren Verhältnisse der neuen Kirchenverfassung erstrecken, besonders aber jene Punkte umfassen, worüber man nach gemachter Erfahrung nicht wohl hoffen durfte, mit dem heiligen Stuhle eine Uebereinkunft treffen zu können. In der Sitzung vom 9. Januar 1821 wurde von Seiten der vereinten Höfe beschlossen, daß für immerwährende Zeiten der Metropolitanstuhl zu Freiburg seyn sollte. Dieß wurde dem päpstlichen Hofe in einer besondern Note angezeigt. Unterm 16. August 1821 erfolgte die Erektionsbulle

„Provida sollersque.“ Die begleitende päpstliche Note vom 20. August 1821 besagte aber ausdrücklich: „daß über die, zur Herstellung der Kirchenverfassung notwendigen, zur Zeit unerörterten Gegenstände durch eine nachzutragende Bulle solle entschieden werden; indem ein einseitiges Verfahren hierüber von Seiten der vereinten Höfe nicht stattfinden dürfe.“ Damals wußte man in Rom noch nicht, daß die Sache in vielen Punkten schon ein fait accompli sei. Am 16. October 1821 wurden die Berathungen in Frankfurt wieder begonnen u. bis zum 8. Februar 1822 fortgesetzt. Die Hauptpunkte der Deliberation waren: die Revision der Bulle „Provida sollersque“ u. deren Vollziehung durch den päpstlichen Exekutor, Bischof von Gvara; die Sanction derselben u. das zu ertheilende landesherrliche Placet; die Art, die Bischöfe zu erwählen, die Redaction des Staatsvertrags u. die Beantwortung der päpstlichen Note. Dem Bischofe von Gvara wurden die für jedes Bisthum gewünschten Subdelegirten in einer eigenen Instruktion bezeichnet. Da die Erektionsbulle mehre Gegenstände enthielt, welche den vereinten Regierungen nicht genehm waren, so beschloß man, für die Ausfertigung der Sanction u. des landesherrlichen Placet eine Formel zu wählen, durch welche solche Gegenstände als nicht genehmigt bezeichnet werden sollten, welche in den gemachten Anträgen nicht enthalten sind. Die Wahl der Bischöfe sollte in der Weise vor sich gehen: die katholischen Dekanate sollten aufgefördert werden, dem Regenten drei Kandidaten in Vorschlag zu bringen, aus welchen er denjenigen auszuwählen das Recht habe, der ihm am geeignetsten erscheine, u. dieser sollte dann in einer gemeinschaftlichen Note dem Papste zur Bestätigung in Vorschlag gebracht werden. Auf besondern Antrag der badischen Regierung wurde der früher entworfene Staatsvertrag u. seine Beilagen einer genauen Revision unterworfen, wobei man vorzüglich darauf drang, daß die inzwischen bekannt gewordene „Kirchenpragmatik“ zurückgenommen werde. Sie sollte nur als ein historisches und nicht verbindliches Instrument beibehalten werden. Sie ging aber später, als jüngster Phönix, unter dem Titel „Landesherrliche Verordnung vom 30. Januar 1830“ aus der Asche hervor. Am 8. Februar 1822 wurde der neue Staatsvertrag unterzeichnet. Am 6. Mai 1823 wurden dem römischen Hofe in einer gemeinschaftlichen Note die in obiger Weise erwählten, von den Landesherren designirten u. auf die projektirten Instrumente in Pflicht genommenen, Bischöfe zur Bestätigung vorgelegt. Allein sowohl diese, als die Pragmatik, wurden durch die päpstliche Note vom 13. Juni 1823 verworfen u. den Regierungen zur Pflicht gemacht, die Kirchenpragmatik vollständig zurückzunehmen. Den Bemühungen der badischen Regierung hat man es hauptsächlich zu verdanken, daß unter Leo XII. die Bulle: „Ad dominici gregis custodiam“ zu Stande kam. Dieselbe hatte, wie schon erwähnt, auf Zurücknahme der Kirchenpragmatik, die ein Hauptanstoß des gedeihlichen Unterhandelns mit dem römischen Hofe war, gedrungen u. auf vertraulichem Wege die Fortsetzung der Unterhandlungen beim heiligen Stuhle angebahnt. Unter'm 16. Juni 1825 erließ derselbe eine Note an die vereinten Höfe, worin er ein Ultimatum über die noch nicht entschiedenen Punkte mit dem Anfügen in Antrag brachte, daß hievon auf keine Weise abgegangen werde. Im Januar 1826 wurden die Conferenzen in Frankfurt wieder eröffnet u. es gelang endlich den Bemühungen der badischen Regierung, daß am 4. August 1826 der Beschluß gefaßt wurde, eine gemeinschaftliche Note an den römischen Hof, als Antwort auf dessen Note vom 16. Juni 1825, zu erlassen. Die ersten vier Punkte des Ultimatus wurden unter der Bedingung angenommen, daß der Papst an die Bischöfe u. Domkapitel ein Breve erlasse, daß sie gehalten seien, in vorkommenden Fällen nur solche Personen zu Bischöfen u. Domkapitularen zu wählen, welche den betreffenden Regierungen angenehm seien. Rückfichtlich des fünften u. sechsten Punktes behielten sich die vereinten Höfe ihre Souveränitätsrechte vor. Die vier ersten Punkte bezogen sich auf die Wahl des Erzbischofs, der Bischöfe u. Domkapitularen u. Präbendaten. Hierin hat, wie sich aus der Bulle: „Ad dominici gregis etc.“ ergibt, der heilige Stuhl den Wünschen der vereinten Staa-

ten entsprochen, jedoch nicht in der Weise, wie man in neuerer Zeit die Sache deuten u. mitunter schon praktisch durchführen wollte. Vgl. Religions- u. Kirchenfreund von Dr. Benkert, 1840, X. Heft, No. 84, S. 1329. An einem schönen Morgen kam einem badischen Kanzleirath, natürlich inspirirt von Oben, der frapante Gedanke, durch das päpstliche Breve vom 28. Mai 1827 sei den protestantischen Regierungen der o.n.K., die noch höher stehen, als der König von Preußen, die vollständige Designation nicht nur der Bischöfe, sondern auch der Domkapitularen eingeräumt worden. Denn, also argumentirt der infallible Bureauftrat: in dem erwähnten Breve heißt es: *nominandi sunt ii, qui prudentiae laude commendantur, nec serenissimo principi minus grati sunt*. Prudentia bezeichnet hier die Haupteigenschaft eines Kirchenvorstehers, welcher mit Klugheit, Umsicht und Bescheidenheit urtheilt, welcher mit Besonnenheit u. Unbefangenhait handelt. Nur von einem klugen Kirchenvorsteher kann die Regierung erwarten, daß er stets in reiner Absicht die Interessen des Staates mit jenen der Kirche zu vereinigen wissen werde. „Nec minus“ ist eine doppelte Negation u. heißt so viel als plus oder magis. Plus oder magis gratus (prae ceteris) heißt aber gratissimus. Wenn sich aber das Domkapitel vor dem Wahlfalle erkundigen soll, welcher „gratissimus“ (der genehmste) sei, so heißt dies eben so viel, als: vom Regenten hängt die Designation der Bischöfe, Domkapitularen u. Präbendaten ab — quod erat demonstrandum. Da wir dem scharfsinnigen Herrn Kanzleirath den Ruhm eines Herostratus nicht gönnen, so wollen wir dessen Namen in unserem Werke verschweigen. Was Punkt 5 u. 6 betrifft, so beziehen sich diese auf den freien Verkehr mit dem heiligen Stuhle u. die Einrichtung der Seminarien. Da nun diese Punkte von den größten protestantischen Staaten, z. B. selbst von Preußen, zugestanden sind, welche doch ihre Souveränitätsrechte gewiß auch wahren, so ist nicht abzusehen, warum diese zwei Punkte, die als Grundbedingung des abgeschlossenen Vertrages in die Bulle aufgenommen wurden, von den vereinten Staaten nicht sollten zugestanden werden können. So lange von Seiten des Staates das Mißtrauen gegen die Kirche nicht wickt, kann auch die Kirche kein wahres Vertrauen gegen den Staat hegen. Vertrauen nur kann Vertrauen gebären. Die neuen Verhandlungen unter den Vereinststaaten, welche in Folge der Bulle „Ad dominici gregis etc.“ nöthig wurden, verzogen sich bis zum Oktober 1827 u. deren Resultate wurden in einem, unterm 8. October 1827 aufgenommenen, Protokolle u. dessen Beilagen mit der Erklärung zusammengestellt: „daß dieselben als vertragsmäßig verbindlich anerkannt u. durch diese Erklärung in Ansehung des neu revidirten Fundations-Instrumentes u. der neu redigirten landesherrlichen Verordnung gleiche Verbindlichkeiten übernommen werden, wie in Ansehung derjenigen, welche ursprünglich Beilagen des Staatsvertrags von 1822 gebildet haben.“ Am 19. Mai 1828 wurde nun auf Befehl des Königs von Württemberg durch den Minister des Innern die förmliche Installation des Bischofes von Rottenburg vorgenommen u. dabei dem Bischofe, neben dem Fundations-Instrumente des Bisthums, auch „der Entwurf einer landesherrlichen Verordnung über die Ausübung des obersthoheitlichen Schutz- u. Aufsichts-Rechtes über die katholische Kirche“ mit dem Beisatze übergeben: „daß Seine königliche Majestät, im Einverständnisse u. zugleich mit den übrigen vereinten Fürsten, dieselbe erst alsdann zu verkündigen gedenken, wenn die fünf bischöflichen Stühle der gesammten Kirchenprovinz besetzt seyn werden. Als dieses geschehen war, erschien in sämmtlichen Vereinststaaten die gleichlautende landesherrliche Verordnung vom 30. Januar 1830. Nach §. 7 dieser Pragmatik stehen die Bisthümer Freiburg, Rottenburg, Mainz, Fulda und Limburg in einem Metropolitaverbände u. bilden die o. K. Da die erzbischöfliche Würde auf den bischöflichen Stuhl zu Freiburg bleibend übertragen ist, so steht der dortige Bischof der Provinz als Erzbischof vor u. derselbe hat sich, bevor er in seine Amtsverrichtungen eintritt, gegen die Regierungen der vereinten Staaten in der Eigenschaft als Erzbischof eidlich zu verpflichten. Nach §. 11 sind die 5 Bisthümer der o.n.K., in Gemäßheit der festgesetzten Regel, so gebildet, daß sich

die Gränzen der Diözesen auf die Gränzen der Staaten, für welche Bisthümer errichtet sind, erstrecken. Was die Einrichtung u. Ausstattung der Bisthümer u. Domkapitel betrifft, so bestimmt die Bulle: „Provida sollersque“ etc. folgendes: „Nach Unterdrückung u. Vernichtung der bischöflichen Kirche zu Konstanz errichten u. bestimmen wir für alle Zeit Freiburg, die Hauptstadt im Breisgau, welche sich durch eine hohe Schule u. andere Stiftungen auszeichnet u. von mehr als 9000 Bürgern bewohnt wird, zur bischöflichen Stadt, u. den sehr berühmten Tempel unter dem Titel der Aufnahme der seligen Jungfrau Maria zur erzbischöflichen Kirche u. Pfarrkirche. Die Metropolitanische zu Freiburg wird zu ihrem Diözesan-Sprengel haben das Gebiet des Großherzogthums Baden, nebst den Pfarreien der Fürstenthümer Hedingen u. Sigmaringen. Der erzbischöflichen Kirche ist an Gütern u. Einkünften jährlich die Summe von 75,364 fl. angewiesen. Hiervon kommen dem Erzbischofe jährlich 13,400 fl. zu. Mit Einschluß der von drei bischöflichen Suffragan-Kirchen jährlich zu entrichtenden Geldleistungen, beträgt das jährliche Einkommen des Erzbischofes 14,710 fl. Das Domkapitel besteht aus einem Domdekan, sechs Domkapitularen u. sechs Präbendaten. Der Domdekan erhält jährlich 4000 fl. Der erste Domkapitular 2300 fl. Die übrigen fünf Domherren je 1800 fl. Die sechs Dompräbendaten je 900 fl. Das Seminar der Diocese 25,000 fl. Die Fabrik der Domkirche 5264 fl. Die erzbischöfliche Kanzlei 3000 fl. Die geistlichen Versorgungshäuser 8000 fl. Dem Erzbischofe ist das in der Stadt Freiburg am Münsterplatze gelegene, vormalig breisgauisch-landständische, Haus mit seinen Zubehörungen u. einem Garten vor dem Stadthore, u. dem Domdekane, den sechs Kapitularen u. Präbendaten sind ebenfalls besondere Wohnungen angewiesen. Das Fundations-Instrument spricht sich hierüber näher aus. In Rottenburg am Neckar ist der sehr ansehnliche Tempel (templum per amplum?!) unter Anrufung des heiligen Martin zur bischöflichen Kirche bestimmt. Der Diözesan-Sprengel erstreckt sich über das ganze Königreich Württemberg. Die bischöfliche Kirche zu Rottenburg ist mit einer jährlichen Summe von 49,422 fl., mit der Zulage für den Generalvikar, von 50,022 fl. ausgestattet. Davon kommen dem bischöflichen Bischof zu 10,000 fl. Das Domkapitel besteht aus einem Domdekan, sechs Domkapitularen u. sechs Präbendaten (Domkapläne genannt). Der Domdekan erhält jährlich 2400 fl. Die sechs Domkapitularen je 1800 fl. Zulage für den Generalvikar, im Falle der Verbindung mit der Domdekanei, 1100 fl.; mit einer einfachen Domkapitularstelle 1700 fl. Der erste Dompräbendar 900 fl. Die fünf übrigen je 800 fl. Zu den Kosten des Gottesdienstes in der Domkirche sind ausgeworfen 2150 fl. Zur baulichen Unterhaltung der Domkirche u. der bischöflichen Gebäude, 1400 fl. Für den Dommesner und andere Kirchenbediener 800 fl. Für die bischöfliche Kanzlei 6916 fl. Für das Priesterseminar 8092 fl. Beitrag zur Sustentation des Erzbischofes 864 fl. Zur Wohnung des Bischofes, des Domdekans u. Generalvikars ist das vormalige Jesuiten-Collegium, nachherige Landvogtei-Gebäude bestimmt. Dem Bischofe u. Domdekane sind auch Gärten angewiesen. Zur Wohnung der fünf übrigen Domkapitularen u. drei Domkapläne ist das vormalige Karmeliterkloster eingerichtet, woselbst auch das Priesterseminar. Der Dompfarrer wohnt im Pfarrhose, nächst der Domkirche; zwei Dompräbendaten, darunter der bischöfliche Ceremoniarius, wohnen im Collegium. Die Gebäulichkeiten, liegenden Gründe, die jährlichen Einkünfte (welche bei den Kameralämtern Horb u. Rottenburg in vierteljähriger Vorausbezahlung durch den Bisthumspfleger bezogen werden,) sind näher beschrieben in dem Fundations-Instrumente vom 14. Mai 1828. Dasselbst ist noch bemerkt: die vorstehende Dotation an Gebäuden, Grundstücken und Einkünften soll nach allen ihren Theilen unter der Mitaufsicht des Bischofes in ihrer Vollständigkeit erhalten und Nichts davon auf irgend eine Weise zu anderen, als zu katholisch kirchlichen Zwecken verwendet werden. Für die, auf die Kameralämter Rottenburg u. Horb angewiesenen, Einkünfte haften die in den Grundbüchern dieser beiden Kameralämter beschriebenen Domänengüter und Gefälle als Unterpfand. Der König behält sich

jedoch für sich u. Seine Nachfolger vor, jene Einkünfte nach ihrem Werthe in Grundeigenthum, oder in Einkünfte aus demselben umzuwandeln. Die Verwaltung dieser Ausstattung wird durch den Bischof unter Mitwirkung seines Domkapitels u. unter der verfassungsmässigen Aufsicht der hiezu bestellten Staatsbehörden geführt. Sodann sind als Bedingung dieser Stiftung die Art. I. IV. der Bulle „*Ad dominici gregis custodiam*,“ die Wahl des Bischofs u. der Domcapitularen u. Präbendaten betreffend, so wie die hier einschlagenden §§. 14. 15. 16. 17. 10. 14. 20. 21. 22. ferner 8. 19. 25—28 beigelegt. Diese Bedingungen sind in sämmtlichen Fundations-Instrumenten gleichmässig. Zur bischöflichen Kirche in Limburg ist der Tempel unter Anrufung des heiligen Georgs bestimmt. Der Diöcesan-Sprengel erstreckt sich auf das Herzogthum Nassau u. das Gebiet der freien Stadt Frankfurt. Die jährlichen Einkünfte betragen 21,600 fl.; davon kommen dem Bischof zu 6,000 fl. Das Domkapitel hat einen Domdekan und fünf Domherren u. zwei Dombikare. Der Domdekan hat jährlich 2,400 fl. Der erste Domherr, zugleich Pfarrer in Limburg, 1,800 fl.; der zweite ebenfalls 1,800 fl.; der Dritte, zugleich Pfarrer in Dietkirchen, gleichfalls 1,800 fl. der vierte, zugleich Pfarrer in Alta-Villa (Eltville) 2,300 fl. Der fünfte, zugleich Pfarrer in Frankfurt, die dortige Pfarrbesoldung. Jeder der beiden Dompräbendaten jährlich 800 fl. Der Zuschuß für den Erzbischof in Freiburg beträgt 270 fl.; für Unterhaltung des Seminars sind 1,500 fl. Für die bischöfliche Kanzlei u. die Kirchen- u. Güter-Verwaltung jährlich ausgesetzt 2,130 fl. Dem Bischof ist zur Wohnung der Theil des Klosters vom Orden des heiligen Franciscus angewiesen, welchen bisher der herzogliche Amtmann inne hatte. Die bischöfliche Kirche zu Mainz erfreut sich, außer ihren früheren festen Einkünften u. Gefällen, eines jährlichen Beitrags von 20,000 fl. nach einem Spezialbefehl des Großherzogs vom 26. August 1820. Die Diöcese erstreckt sich über das ganze Gebiet des Großherzogthums Hessen. Der Bischof bezieht jährlich 8,000 fl. reines Einkommen. Das Domkapitel, welches beim Erlasse der päpstlichen Bulle noch aus 10 Capitularen bestand, soll in Zukunft nur aus einem Dekan u. sechs Capitularen u. vier Präbendaten bestehen. Für den Generalvikar des Bischofs sind 2,500 fl.; jedem der sechs Capitularen 1,800 fl.; dem ersten der Präbendaten 900 fl.; jedem der drei andern 800 fl. jährlicher Einkünfte zugetheilt. Der Bischof bewohnt das frühere bischöfliche Palais. Zur Erhaltung der Domkirche, zu Cultkosten u. sind die Gefälle, welche die Mainzer Kirche von Alters her besaß, im Ertrage von 3,335 fl. beibehalten. Das Seminar ist mit 3,700 fl. jährlichem Einkommen ausgestattet. Das Versorgungshaus für Geistliche zu Pfaffen-Schwabenheim mit 1,822 fl. Die bischöfliche Kirche zu Fulda hat zu ihrem Diöcesansprengel das ganze Kurfürstenthum Hessen u. neun Pfarreien im Großherzogthume Weimar. Die bischöfliche Kirche zu Fulda hat Güter u. Einkünfte, welche einen jährlichen Ertrag von 26,370 fl. abwerfen. Davon bekommt der Bischof 6000 fl. Das Domkapitel besteht aus einem Domdekan, vier Domkapitularen u. vier Vikarien. Der Domdekan hat 2600 fl., jeder der 4 Capitularen 1800 fl., jeder Dombikar 800 fl. jährliches Einkommen. In die Fabrik der Domkirche werden 2000 fl., dem Seminar 7000 fl., dem Erzbischofe von Freiburg als Metropolitan 170 fl. jährlich bezahlt. Zur Wohnung des Bischofs u. der bischöflichen Curie ist ein der Domkirche zunächst am St. Michaelsberge gelegenes Haus mit zwei daran stoßenden Gärten bestimmt. Die Bulle: „*Ad dominici gregis custodiam*,“ enthält folgende Hauptbestimmungen: 1) So oft der erzbischöfliche oder ein bischöflicher Sitz erledigt seyn wird, wird das Capitel der betreffenden Kathedralkirche Sorge tragen, daß innerhalb eines Monats, vom Tage der Erledigung an gerechnet, die Landesfürsten des betreffenden Gebietes von den Namen der zum Diöcesanklerus gehörigen Candidaten, welche dasselbe nach den kanonischen Vorschriften würdig und tauglich erachtet, die erzbischöfliche oder bischöfliche Kirche fromm und weise zu regieren, in Kenntniß gesetzt werden. Wenn aber vielleicht einer von diesen Candidaten selbst dem Landesfürsten minder angenehm seyn möchte, so wird

das Capitel ihn aus dem Verzeichnisse streichen; nur muß die übrig bleibende Anzahl der Candidaten noch hinreichend seyn, daß aus ihr der neue Vorsteher gewählt werden könne. Dann aber wird das Capitel zur kanonischen Wahl eines aus den noch übrigen Candidaten zum Erzbischofe oder Bischofe, nach den gewöhnlichen kanonischen Formen, vorschreiten u. dafür Sorge tragen, daß die Urkunde über die Wahl in authentischer Form innerhalb einer Monatsfrist dem Papste vorgelegt werde. Art. 2. enthält Vorschriften über die Bewerkstelligung des Informativprocesses. Art. 3. enthält die Bestimmung, daß bei einer etwa nicht kanonischen Wahl der Papst aus Gnade gestatten werde, daß das Capitel zu einer neuen Wahl auf kanonische Weise vorschreiten könne. Art. 4. über die Art und Weise, wie das erstemal u. in der Folge das Metropolitan- und Kathedralcapitel gebildet werden soll. Fürs erstemal war die Wahl dem Erzbischofe u. den Bischöfen anheim gegeben. In der Folge aber wird, so oft das Domkathedralcapitel ein Kanonikat oder Vikariat erlebigt wird, abwechselungsweise der Bischof oder das betreffende Capitel, innerhalb 6 Wochen, vom Tage der Erlebigung an, dem Landesfürsten 4 Candidaten, welche die heilige Weihe erhalten haben und mit den Eigenschaften begabt sind, welche die kanonischen Vorschriften bei den Capitularen verlangen, vorlegen. Die minder angenehmen darf der Landesfürst, wie bei der Bischofswahl, streichen. Die landesherrliche Verordnung vom 30. Januar 1830 und das Fundationsinstrument enthalten in Betreff der Wahl des Erzbischofes, des Bischofes u. der Domcapitularen u. Präbendaten noch folgende weitere Bestimmungen: Zum Bischofe kann nur ein Geistlicher gewählt werden, welcher ein Deutscher von Geburt und Staatsbürger des Staates, worin sich der erlebigte Bischofssitz befindet, oder eines der Staaten ist, welche sich zu dieser Diözese vereinigt haben. Nebst den vorgeschriebenen kanonischen Eigenschaften ist erforderlich, daß derselbe entweder die Seelsorge, ein akademisches Lehramt, oder sonst eine öffentliche Stelle mit Verdienst und Auszeichnung verwaltet habe, sowie auch der inländischen Staats- und Kirchenverfassung, der Geseze und Einrichtungen kundig sei (vgl. S. 15.). Der gewählte Bischof wird alsbald nach der Wahl solche dem Oberhaupte der katholischen Kirche anzeigen und um die Bestätigung ansuchen. Vor der Consekration durch denjenigen Erzbischof oder Bischof, für welchen die landesherrliche Genehmigung zu diesem Akte ausgewirkt worden ist, hat der gewählte Bischof dem Landesherrn folgenden Eid zu leisten: „Ich schwöre u. verspreche bei dem heiligen Evangelium Gottes, Sr. königl. Majestät und Allerhöchster Thronfolgern, so wie den Staatsgesetzen Gehorsam u. Treue. Ich verspreche, kein Einverständnis zu unterhalten, an keiner Berathschlagung Theil zu nehmen und weder im In- noch im Auslande Verbindungen einzugehen, welche die öffentliche Ruhe gefährden; vielmehr, wenn ich von irgend einem Anschläge zum Nachtheile des Staates, sei es in meiner Diözese, oder anderswo, Kunde erhalten sollte, solches Sr. k. Majestät zu eröffnen“ (f. Fund. Instr. S. 3. B. D. S. 16.). Zu Domkapitularstellen können nur Diözesangeistliche gelangen, welche Priester, 30 Jahre alt und tadellosen Wandels sind, vorzügliche theologische Kenntnisse besitzen, entweder die Seelsorge, oder ein akademisches Lehramt, oder sonst eine öffentliche Stelle mit Auszeichnung verwaltet haben und mit der Landesverfassung genau bekannt sind (B. D. S. 20. F. u. J. S. 7.)*. Das Fundations-Instrument fügt noch bei: Wir behalten uns vor, zu der Wahl einen landesherrlichen Commissär abzuordnen und der darauf erfolgten Ernennung unsere landesherrliche Bestätigung zu ertheilen. — Artikel 5. der genannten Bulle lautet: In dem erzbischöflichen oder bischöflichen Seminar wird eine, der Größe und dem Bedürfnisse des Sprengels entsprechende, nach dem Ermessen des Bischofes zu bestimmende Anzahl Kleriker unterhalten und nach der Vorschrift der Dekrete des Concils von Trient gebildet und erzogen werden. 6. Art.: Der Verkehr mit dem heil. Stuhle

*) Wie der Eid lautet, welchen die Domcapitularen zu leisten haben, ist noch ein diplomatisches Räthsel.

in kirchlichen Geschäften wird frei seyn und der Erzbischof in seiner Diözese und kirchlichen Provinz, wie auch die Bischöfe, jeder in der eigenen Diözese, werden mit vollem Rechte die bischöfliche Gerichtsbarkeit ausüben, welche ihnen nach den kanonischen Vorschriften u. der gegenwärtigen Kirchenverfassung zu steht. In der Bulle: „*Ad dominici gregis custodiam*“ bemerkte der heil. Vater, Papst Leo XII., noch ausdrücklich: Wir erwarten von den durchlauchtigsten Fürsten mit zuverlässiger und freudiger Hoffnung, daß sie, gemäß ihrer großen und erhabenen, auf Beförderung der Glückseligkeit ihrer Völker gerichteten Gesinnungen beherzigen, in welchem Grade unsere Nachgiebigkeit in diesem ganzen Geschäfte dargethan worden ist und täglich mehr sich gegen ihre katholischen Unterthanen wohlwollend erzeigen, welche sie sich gewiß zu jeder Zeit durch Treue, Liebe und eifrigen Gehorsam innigst verbunden finden werden. Wir verordnen, daß die gegenwärtige Urkunde zu keiner Zeit, unter dem Vorwande einer Erschleichung durch verheimlichte Wahrheit und aufgedrungene Unwahrheit oder der Nichtigkeit, in Zweifel gezogen, angefochten und angegriffen werden könne, sondern daß sie allezeit fest, kräftig und wirksam seyn und bleiben solle. Es soll daher Niemanden erlaubt seyn, die Urkunde über unsere Gutheißung, Aufhebung, Säzung, Bevollmächtigung und Willensäußerung zu enträften, oder ihr freventlich entgegen zu handeln; wer aber solches zu thun sich herausnimmt, der wisse, daß er sich die Ungnade des allmächtigen Gottes und seiner heil. Apostel Petrus und Paulus zuziehen werde. Die Sanction dieser beiden Bullen von Seiten der vereinten Staaten lautet wörtlich also: Da die päpstliche Bulle vom 16. August 1821, welche mit den Worten: „*Provida sollersque*“ und die vom 11. April 1827, welche mit den Worten: „*Ad dominici gregis custodiam*“ beginnt, in soweit solche die Bildung der oberrheinischen Kirchenprovinz, die Begränzung, Ausstattung und Errichtung der dazu gehörigen 5 Bisthümer und ihrer Domkapitel, sowie die Besetzung der erzbischöflichen und bischöflichen Stühle und der domstiftischen Präbenden zum Gegenstande haben, von Uns angenommen worden und unsere landesherrliche Staatsgenehmigung erhalten, ohne daß jedoch aus denselben auf irgend eine Weise Etwas abgeleitet werden könnte, was unseren Hoheitsrechten schaden und ihnen Eintrag thun möchte, oder den Landesgesetzen und Regierungsverordnungen, den erzbischöflichen und bischöflichen Rechten oder den Rechten der evangelischen Confession und Kirche entgegen wäre, so wird solches hiemit unter dem Vorbehalte, daß wegen der Vollziehung weitere Anordnungen werden getroffen werden, zur Nachachtung bekannt gemacht. Schon aus der Fassung dieser Urkunde, wenn es auch der württembergische Minister des Innern, von Schmidlin, in seiner Installationsrede in Rottenburg nicht ausdrücklich bemerkt hätte, geht klar hervor, daß Art. 5. und 6. der Bulle: „*Ad dominici gregis etc.*“ nicht genehmigt wurden. Man suchte dies aber zu verheimlichen, bis alle bischöflichen Stühle besetzt wären, weil man fürchtete, der heil. Stuhl möchte, wenn dieses und die landesherrliche Verordnung ihm bekannt würden, die erwähnten Bischöfe abermals nicht besätigen. Es blieb aber so wenig, als die frühere Kirchenpragmatik, verborgen. Papst Pius VIII. verwarf durch ein Breve vom 30. Juni 1830 die landesherrliche Verordnung, als für die Kirche ungültig und verlegend. Diese Verordnung bildet nun seit der Errichtung der oberrheinischen Kirchenprovinz den beständigen Zankapfel zwischen den Bischöfen und den betreffenden Staatsregierungen und wird ihn fortan bilden, wenn sie nicht, wie es auch der entschiedene Wille des letztverstorbenen Papstes Gregors XVI. war, welcher sie gleichfalls in einem Schreiben an den Bischof von Rottenburg verworfen hat, zurückgenommen oder doch wesentlich modificirt wird. Diese Verordnung, welche nicht nur die äußern, sondern auch die innern Verhältnisse der katholischen Kirche ordnet u. ein ganz neues Kirchenrecht begründen möchte, ist ein einseitiger Akt der Staatsgewalt u. kann von dem Oberhaupte der Kirche, das doch bei dem abgeschlossenen feierlichen Vertrage Mitpactescent war, nie angenommen werden. Auch von den Bischöfen u. Domcapiteln haben die meisten gegen dieselbe remonstrirt. Die verhänglichsten u. verwerflichsten Paragraphen dieser Verordnung sind

folgende: §. 4. 5. Die von dem Erzbischofe, Bischöfe u. den übrigen kirchlichen Behörden ausgehenden allgemeinen Anordnungen, Kreisschreiben an die Geistlichkeit u. die Diöcesanen, durch welche dieselben zu Etwas verbunden werden sollen, so wie auch alle besondere Verfügungen von Wichtigkeit, unterliegen der Genehmigung des Staates u. können nur mit der ausdrücklichen Bemerkung der Staatsgenehmigung (Placet) fund gemacht oder erlassen werden. Auch solche allgemeine kirchliche Anordnungen u. öffentliche Erlasse, welche rein geistliche Gegenstände betreffen, sind den Staatsbehörden zur Einsicht vorzulegen u. dürfen nur nach erfolgter Staatsgenehmigung fund gemacht werden. §. 5. Alle römischen Bullen, Breven u. sonstigen Erlasse müssen, ehe sie fund gemacht u. in Anwendung gebracht werden, die landesherrliche Genehmigung erhalten, u. selbst für angenommene Bullen dauert ihre verbindende Kraft u. Gültigkeit nur so lange, als nicht im Staate durch neuere Verordnungen etwas Anderes eingeführt wird. Die Staatsgenehmigung ist aber nicht nur für alle neu erscheinenden päpstlichen Bullen u. Constitutionen, sondern auch für alle früheren päpstlichen Anordnungen nothwendig, sobald davon Gebrauch gemacht werden will. Gegen diese Bestimmungen erhob sich, gleich nach ihrem Erscheinen, zuerst der Bischof u. das Domcapitel u. der Magistrat von Sulda bei der kurheffischen Ständeverammlung; sodann zu wiederholten Malen Hornstein in der württembergischen Ständekammer (vgl. Longner a. a. O. S. 54 ff.). Die Erläuterung des k. württembergischen geheimen Rathes über diese §§. kann noch nicht befriedigen. So lange diese §§. in der bisherigen Fassung bestehen, ist die katholische Kirche keine selbstständige, sondern eine Hofkirche, u. die Religion keine katholische, sondern eine Hofreligion. §. 6. stellt die Geistlichen als Staatsgenossen unter die Geseze u. die Gerichtsbarkeit des Staates. Dieser §. ist allzu unbestimmt gefast u. wurde deshalb namentlich in Württemberg ganz unrichtig angewendet. Die Verfassungsurkunde sagt ausdrücklich: Die Kirchendiener sind in Ansehung ihrer bürgerlichen Handlungen u. Verhältnisse der weltlichen Obrigkeit unterworfen; dieß setzt voraus, daß sie in ihren kirchlichen Handlungen u. Verhältnissen nicht unter der weltlichen, sondern unter der geistlichen Obrigkeit stehen. In Württemberg werden sie aber auch in letzterer Beziehung vor die weltliche Obrigkeit gezogen. §. 8. sagt: die ihrer Bestimmung gemäß wieder hergestellte Metropolitanverfassung (die Pragmatik sagte, ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß; — daß man hiemit die Metropolitanverfassung nach den Grundsätzen des Febronius u. der Emser Punktatoren herzustellen beabsichtige wurde schon erwähnt) u. die Ausübung der dem Erzbischofe zukommenden Metropolitanrechte steht unter dem Gesamtschutze der vereinigten Staaten. Die Bestimmung der Metropolitanverfassung ist zunächst eine Sache, die zur inneren Kirchenverfassung gehört und kann daher nur im Einverständniß mit dem Oberhaupte der Kirche u. gemäß den kanonischen Satzungen, nicht aber durch einseitige Anordnung der Staatsgewalt geschehen. Das Fundationsinstrument enthält noch die weitere Bestimmung: Im Erledigungsfalle tritt der älteste Bischof der Provinz von Rechtswegen in die Verwaltung der Metropolitanrechte u. Verrichtungen ein u. das bestehende Metropolitangericht wird von ihm bevollmächtigt, §. 11. Bei der erstmaligen Erledigung des erzbischöflichen Stuhles entsprach Keller, als ältester Bischof, vollkommen dieser Bestimmung u. tritt sich in seiner bekannten Eitelkeit um dieses Recht — oder vielmehr kanonische Unrecht. Bei der zweiten Erledigung kam er zu einer besseren u. kirchlicheren Ueberzeugung u. wollte nicht mehr einen Domherrn in Freiburg zur Ausübung der Metropolitanrechte delegiren, weshalb ihm von Seiten des württembergischen Ministeriums gewaltig zugefetzt u. gedroht wurde, obgleich das Oberhaupt der Kirche, Papst Gregor XVI., in seinem ersten Schreiben an denselben erklärte, daß er recht gehandelt habe. Zur Ausführung der Drohung kam es jedoch nicht. Formell war übrigens das k. Ministerium freilich im Rechte, da Keller das Fundations-Instrument beschworen hatte. §. 9. Provinzialsynoden können nur mit Genehmigung der vereinten Staaten, welche denselben Commissarien beordnen, gehalten werden. Zu den ab-

zuhaltenden Synodalconferenzen wird der Erzbischof, so wie jeder Bischof, mit Genehmigung der Regierungen einen Bevollmächtigten absenden. Auch dieser §. wurde von Hornstein mit Recht beanstandet (vgl. Longner a. a. O.). §. 10. In keinem Falle können kirchliche Streitsachen der Katholiken außerhalb der Provinz u. von auswärtigen Richtern verhandelt werden. Es wird daher in dieser Beziehung in der Provinz die nöthige Einrichtung getroffen werden. Die Errichtung eines Metropolitangerichtes ist eine innere Kirchensache u. kann nicht durch einen einseitigen Akt der Staatsgewalt eingesetzt werden; denn seine *jurisdictio* ist nur eine vom Papst delegirte. Und doch geschah dieses; ja, man ging in Frankfurt so weit, sämtliche Rechte des Erzbischofs zu normiren, wodurch geradezu ein Schisma angebahnt wurde. §. 17. Nach erlangter Consekration tritt der Bischof in die volle Ausübung der mit dem Episkopate verbundenen Rechte u. Pflichten u. die Regierungen werden nicht zugeben, daß er darin gehindert werde, vielmehr werden sie ihn kräftig dabei schützen. Den Umfang der bischöflichen Rechte zu bestimmen, ist ebenfalls nicht Sache der Staatsgewalt, sondern des Oberhauptes der Kirche. Dasselbe hat in Artikel 6. der Bulle „*Ad dominici gregis custodiam*“ diesen Umfang bestimmt; aber gerade dieser Artikel ist nicht anerkannt, weil man in Frankfurt den Grundsätzen des Febronius huldierte (vgl. Longner a. a. O.). Wie sehr übrigens in Württemberg die Rechte des Bischofs durch die Staatsgewalt beschränkt wurden, geht aus der Motion u. Nachmotion des Herrn von Keller hervor (vgl. hierüber die betreffenden aktenmäßigen Verhandlungen), §. 18. Diöcesansynoden können vom Bischofe, wenn sie für nöthig erachtet werden, nur mit Genehmigung des Landesherren zusammenberufen u. in Beisehn landesherrlicher Commissarien gehalten werden. Die gefaßten Beschlüsse unterliegen der Staatsgenehmigung nach Maßgabe der in §. 4 u. 5. gesetzten Bestimmungen. Hier gilt dasselbe, was schon zu §. 4 u. 5. bemerkt ist. §. 19. Nur der Erzbischof, Bischof oder Bisthumsverweser stehen in allen, die kirchliche Verwaltung betreffenden Gegenständen in freier Verbindung mit dem Oberhaupte der Kirche; jedoch müssen dieselben die aus dem Metropolitanverband hervorgehenden Verhältnisse jederzeit berücksichtigen. Alle übrigen Diöcesangeistlichen haben sich in allen kirchlichen Angelegenheiten nur an ihren Bischof zu wenden. Gegen diese ver-
 tragswidrige Beschränkung des freien Verkehrs mit Rom hat sich Papst Pius VIII. in seinem Breve vom 30. Juni 1830, nicht minder Gregor XVI. in seinem Schreiben an den Bischof von Rottenburg beklagt. Der freie Verkehr mit Rom ist eine der ersten Grundbedingungen der Freiheit der Kirche (vgl. Longner a. a. O. S. 91). §. 22. Die ganze Diöcesanverwaltung wird für die Diöcesanen geistlichen und weltlichen Standes unentgeltlich geführt. Laren oder Abgaben, von welcher Art sie auch seien u. wie sie auch Namen haben mögen, dürfen weder von inländischen, noch ausländischen geistlichen Behörden erhoben werden. Daß man bei dieser Bestimmung nicht eine finanzielle Erleichterung der Diöcesanen, sondern nur eine Beschränkung der bischöflichen u. päpstlichen Rechte beabsichtigte, geht klar daraus hervor, daß für Dispensen starke Spotteln an die weltlichen Behörden entrichtet werden müssen. Es walten in dieser Beschränkung u. Hemmung des kirchlichen Dispensationsrechtes wieder die Grundsätze eines Febronius und der Emser Puntatoren ob. Ueber diese Beschränkung der kirchlichen Rechte beklagte sich der erste Erzbischof von Freiburg, Bernhard Voll, so, daß er deshalb sein erzbischöfliches Amt niederlegen wollte (vergleiche dessen Schreiben an Papst Gregor XVI. vom 29. September 1835 S. 119 in den katholischen Zuständen von Baden). §. 21. Das Domkapitel einer jeden Kathedralekirche tritt in den vollen Wirkungskreis der Presbyterien (in der Pragmatik hieß es: der alten Presbyterien) u. bildet unter dem Bischofe die oberste Verwaltungsbehörde der Diöcese; der Decan führt die Direktion. Im Fundations-Instrument ist noch beigelegt: die Verwaltungsform ist collegialisch. Auch hier verfügte die Staatsgewalt einseitig über eine Sache, über welche sie nicht zu verfügen hat, indem sie den Domkapiteln den Schnitt u. die Manier eines bureaukratischen Collegiums gab, dessen Präsident der Bischof,

dessen Direktor der Domdekan ist, u. wo Alles per majora entschieden wird. Nach der Lehre der katholischen Kirche sind die Bischöfe von Gott eingesetzt, die Kirche zu regieren, nicht der Domdekan, (vergleiche Longner a. a. D. S. 463 ff.). §. 23. Die Dekanate werden, unter gemeinschaftlichem Einverständnisse der Regierung- u. bischöflichen Behörden, mit würdigen Pfarrern, welche auch in Verwaltungsgeschäften geübt sind, besetzt. Auch hier hat die Staatsgewalt einseitig etwas Neues eingeführt. In den meisten Diöcesen hatten die Landkapitel das Recht, den Dekan zu wählen: dieses Recht wurde ihnen nun *via facti* genommen. Jedenfalls sollte, da die Dekane das Auge des Bischofs sind, dem Bischofe der Haupteinfluß auf die Besetzung der Dekanate gestattet seyn. Daß die Dekane zu Staatsbeamten gestempelt wurden, hat auf die Kirche keinen guten Einfluß. §§. 25—33 handeln von der Bildung, Prüfung und Anstellung der Geistlichen. In dieser dreifachen Beziehung sind in der o. K. die Rechte der Bischöfe sehr beschränkt u. die Staatsgewalt übt zum Nachtheile der Kirche einen ungebührlich großen Einfluß. Der landesherrliche Lischtitel ist nur ein bedingter, auf welchen hin kein Bischof weihen sollte. Uebrigens ist in Württemberg durch §. 81 der Verfassungs-Urkunde auch darauf Rücksicht genommen, daß katholische Geistliche, welche sich durch irgend ein Vergehen die Entsetzung vom Amte zugezogen haben, ohne zugleich ihrer geistlichen Würde verlustig geworden zu seyn, ihren hinreichenden Unterhalt finden. Allein dieser §. ist leider noch nicht in's Leben getreten. §. 36. Den Geistlichen, so wie den Weltlichen bleibt, wo immer ein Mißbrauch der geistlichen Gewalt gegen sie statt findet, der Refurs an die Landesbehörden. Diese Bestimmung, ein Nachklang des Gallikanismus, führt gerade zu den größten Mißbräuchen. Von einer geistlichen Behörde ist der natürliche Refurs wieder an die geistliche Oberbehörde — nicht an die Landesbehörde. Aber natürlich, dieß ist gegen die Theorie der Staatsallgewalt. §§. 37—39 handeln vom Kirchenvermögen und dessen Verwaltung. Auch hier übt die Staatsgewalt in der oberheinischen Kirchenprovinz ungebührlich großen Einfluß u. die Kirche ist allzu beengt u. beschränkt. Auch ist sehr zu wünschen, daß das Versprechen in Erfüllung gehe, daß die bischöfliche Dotation in Grundeigenthum verwandelt, und das Kirchengut der Katholiken ausgetrieben werde. Den Hauptanfaßel in der o. K. bilden die Fragen über die gemischten Ehen (s. d.), und vor Allem ist eine Reformation des ganzen Erziehungswesens nothwendig. Der Segenszwang wird einzig u. allein noch in Württemberg geübt, obgleich die gesetzlichen Bestimmungen rücksichtlich der religiösen Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen, wie sie daselbst bestehen, die besten und freisinnigsten sind, indem sie den Eltern vollkommen freies Vertragsrecht gestatten (Longner a. a. D. S. 177. 526 ff.), während in den übrigen Staaten der o. K. meistens die rechtsverletzende Bestimmung getroffen ist, daß die Kinder aus gemischter Ehe in der Religion des Vaters, oder getheilt: die männlichen in der Religion des Vaters, die weiblichen in der Religion der Mutter zu erziehen seyen (Roscovany de matr. mixtis Tom. I, §. 76 sq. II. Bd. S. 97 Fol.). Nirgends wäre, bei gutem Willen, die bürgerliche Gesetzgebung mit der katholisch-kirchlichen so leicht in Uebereinstimmung zu bringen, als in Württemberg, u. doch geschieht es hier zuletzt; freilich trägt hiebei die Staatsgewalt nicht allein die Schuld. Der erste Kampf seit Entsehung der o. K. (die früheren s. bei Roscovany a. a. D., namentlich gegen die unfürhlichen Verordnungen des Generalvicars von Wessenberg Tom. I. §. 77) rücksichtlich der Einsegnung gemischter Ehen entspann sich in der Diöcese Fulda, wegen der vom Sachsen-Weimar'schen Langtage projectirten, vom Großherzoge übrigens nicht genehmigten Bestimmungen (Roscovany de matrim. mixt. Tom. I. §. 156. II. Bd. S. 210). Sehr gründlich u. würdig sind die Vorstellungen des Domkapitels in Fulda gegen die genannten Bestimmungen (Roscovany a. a. D. Tom. I. §. 156. 159. Tom. II. §. 212. 215. Rheinwald acta historico eccles. 1840. p. 338—363). Ein Rescript des kurfürstlichen Ministeriums vom 20. October 1838 verordnete, daß in Fällen, in welchen ein katholischer Pfarrer die ihm zustehende Einsegnung einer gemischten

Ehe verweigern sollte, der evangelische Pfarrer die Trauung vornehmen soll. Nach einem Zeugnisse des Bischofs von Mainz vom 24. August 1841 ist die Praxis in Betreff der gemischten Ehen in dieser Diöcese folgende: Es wird conform (?) mit dem Breve Papsts Pius VIII. an das Erzbisthum Köln verfahren. Dem katholischen Pfarrer ist nur alsdann gestattet, die kirchliche Einsegnung eines Brautpaares gemischter Confession vorzunehmen, wenn sämtliche Kinder in der katholischen Religion erzogen werden sollen. Da nach bürgerlichem Gesetze die Kinder aus gemischten Ehen nach der Religion des Vaters erzogen werden sollen, wenn nicht vor der Trauung eine andere Bestimmung auf legale Weise getroffen worden ist, so hat der katholische Pfarrer, in so ferne der Bräutigam protestantischer Confession ist, bevor er die Ehe einsegnet, sich zu versichern, daß die Brautleute eine vertragweise Uebereinkunft auf legale Weise über die katholische Erziehung ihrer Kinder geschlossen haben. Sind die Brautleute dagegen entschlossen, ihre Kinder zum Theil, oder ganz in einer akatholischen Religion erziehen zu lassen, so hat der Pfarrer nur lediglich die kirchliche Proclamation vorzunehmen u. den Schein darüber dem katholischen Theil einzuhandigen, worauf der Pfarrer des protestantischen Theils die Trauung verrichten kann. Die passive Assistenz ist nicht in Uebung. Brautleute, deren sämtliche Kinder in der katholischen Religion erzogen werden sollen, lassen sich bisweilen von den beiderseitigen Pfarrern trauen. Das bischöfliche Ordinariat in Rottenburg gab, mit Umgehung u. Hintanzetzung der kirchlichen Bestimmungen, zu den Strafverfügungen der Staatsgewalt gegen Geistliche, welche die Einsegnung verweigerten, seine Zustimmung (Katholik, 76 Band. 1840. Seite 168 f. 79. Band 1841. Seite 53. f.); vergleiche noch das Verfahren des königlichen württembergischen katholischen Kirchenrathes und des bischöflichen Ordinariats gegen den katholischen Pfarrer Ludwig Schmitt u. die Bestrafung des katholischen Pfarrers (Zell. Maat, Katholika.) Nach dem Eintritte des Kölner Ereignisses sah sich endlich der Bischof von Rottenburg veranlaßt, eine unklare Vorstellung an das königliche Ministerium des Innern einzureichen, worin er den Zwangsmaßregeln gegen katholische Geistliche, welche die Einsegnung verweigern, durch ein quid pro quo, eine Art Trauungsformel, zu begegnen suchte. Da diese unberücksichtigt blieb, brachte er den Punkt der gemischten Ehen auch in seiner Motion über Erhaltung des Kirchenfriedens, Artikel 5, vor. Die höchst einseitigen, unklaren u. unkatholischen Verhandlungen über diesen Punkt sind zu lesen in der aktenmäßigen Darstellung der Verhandlungen der württembergischen Kammer der Abgeordneten Seite 315 ff., wo der Bischof sein Projekt der Abfassung einer eigenen provisorischen Trauungsformel, um Zwangsmaßregeln zu verhüten, vorbrachte. Dieses Projekt wurde aber vom Oberhaupte der Kirche mißbilligt u. entschieden verworfen (s. Ehen, gemischte). Auch in Baden, wo sich das erzbischöfliche Ordinariat schon unterm 14. December 1838 gegen die unbedingte Einsegnung gemischter Ehen ausgesprochen hatte (Roscovany I. Band, S. 188. II. Band S. 250), kam es zu neuen Konflikten, indem der Erzbischof die Einsegnung gemischter Ehen, bei welchen die Erziehung sämtlicher Kinder in der katholischen Religion nicht gewährleistet ist, untersagte. Die Staatsregierung erklärte diesen Erlaß für ungültig. Der Erzbischof nahm aber denselben nicht zurück, sondern schärfte dem Klerus die genaue Beobachtung der kirchlichen Gesetze ein, wobei er vollkommen im Rechte war, denn die Staatsregierung hat sich um den Ritus in der katholischen Kirche Nichts zu bekümmern. Das katholische Kirchenregiment ist nicht ein Lehen der Staatsgewalt, welches nach Willkühr aufgehoben werden kann. Der badische Oberkirchenrath wollte nicht einmal dulden, daß die Pfarrer bei gemischten Ehen ihre Instruktionen bei dem erzbischöflichen Ordinariate einholten. Uebrigens werden die Geistlichen in Baden nicht, wie in Württemberg, zur Einsegnung gezwungen. Nach der großherzoglichen Verordnung vom 6. November 1846 ist, wenn die Eingehung einer Ehe, eines vorhandenen anerkannten kirchlichen Hindernisses uncrachtet, von Staats wegen zugelassen wird, der Pfarrer der Confession, auf deren Seite das Ehehinderniß besteht, auch der

Verrichtungen, die ihm als Beamten des bürgerlichen Standes obliegen, entkünden, mit dem Vorbehalt jedoch, daß er die, durch einen andern Pfarrer vorgenommene, Trauung nach §. 17 der Verfassungsurkunde vom 29. Juli 1811 in das Ehebuch eintrage (vergleiche Katholik, religiöse Zeitschrift, 1846 Seite 624). Ein treues Bild der Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche in Württemberg gibt die Motion des Bischofes von Rottenburg über den Kirchenfrieden, vorgelesen in der Kammer der Abgeordneten, den 13. November 1841, u. der Nachtrag zu derselben. In tiefer Erwägung seiner Stellung, der Verhältnisse zwischen Kirche u. Staat u. der Zeichen der Zeit, verlangte der Bischof Herstellung der im §. 70 der Verfassungsurkunde garantirten Autonomie der Kirche, d. h., daß der Kirche die freie Uebung derjenigen Rechte zurückgegeben werde, welche der katholische Kirchenrath, im Widerspruche mit den wesentlichen Bestimmungen, bisher anstatt des Bischofs ausgeübt hat. Er forderte namentlich, daß dem Bischofe die freie Aufsicht u. obere Leitung des Seminars, freie Ertheilung der Weihen unverkümmert belassen, die Disciplin über die Geistlichkeit, ein größerer Einfluß auf die Besetzung der Kirchenstellen, namentlich der Dekanate, eingeräumt, die Selbstverwaltung des Kirchenvermögens und des Interkalarsfonds ihm zurückgegeben; der Segenszwang bei gemischten Ehen, die Censur und Recensur theologischer Schriften durch die Staatsbehörde aufgehoben, die Dienstprüfung der Geistlichen am Sitze des Bischofs durch die bischöfliche Behörde, und die Visitationen der Dekane nur durch einen bischöflichen Commissär vorgenommen werden. Wohl beherzigenswerth wären seine wohlmeinenden Worte gewesen: „die Zeit sei vergessen geworden; die Religion habe ihre Stimme mächtiger, als je, erhoben; die Völker suchten ihren Werth mehr, als je, und da, wo ihre Stimme nicht gehört werde, räche sie sich durch gewaltsame Erschütterung. Der Geist der Religion, wie der Geist der Zeit, lasse sich nicht beschwören, noch beschwichtigen; er führe zum Bruche, wie jede Täuschung — allein er fand bei den im süßen Traume der Staatsomnipotenz Schwelgenden und bei den verstockten Bureaukraten kein Gehör. Die Majorität der zur Prüfung der Motion niedergesetzten staatsrechtlichen Commission — der Referent, der protestantische Consistorialpräsident von Scheurlen, fand die Beschwerden des Bischofs, mit Ausnahme der Klage über Censur, sämmtliche unbegründet. Der Antrag an die hohe Kammer lautete daher: „Sie möge — in Erwägung, daß die Staatsregierung, wenn begründete Anträge von Seiten des Bischofs an sie gebracht werden würden, denselben die gehörige Berücksichtigung werde zu Theil werden lassen — beschließen, daß unter den vorliegenden Umständen der Motion keine weitere Folge zu geben sei. Ein billigeres und gerechteres Urtheil fällte die Minorität der Commission — Correferent, Vicebibliothekar von Rummel, welcher die Motion formell u. materiell richtiger auffaßte, namentlich den Hauptpunkt nicht übersah, daß es sich von der Einsetzung der Kirche in ein Recht handle, das ihr nach der Verfassung gebühre, aber bis jetzt noch nicht gegeben worden sei; daß somit die Bemerkung nicht entgegen gehalten werden könne, „daß zuvor nachzuweisen sei, die Instanzen seien eingehalten, aber nirgends Abhülfe gefunden worden.“ Mit dieser Aegide suchte die Majorität der Commission die, sich im Unrechte befindende, Staatsgewalt zu schützen; während doch der Herr Bischof deutlich erklärt hatte, daß er nach dreizehnjähriger, fruchtloser Unterhandlung mit der Staatsregierung, resp. dem königlich-katholischen Kirchenrathe, durch die letzteren Mittheilungen die klare und wiederholt bestätigte Ueberzeugung gewonnen habe u. habe gewinnen müssen, daß es sich nach den bestimmtesten Erklärungen des Kirchenrathes fortan nicht um der Grundlage u. Gränzcheidung beider, der Kirchen- u. Staatsgewalt, mehr handle, sondern um eine bloße Abtheilung u. Begränzung der die Form der Verhandlungen respecirenden Geschäfte zu Erleichterung der vielseitigen Communicationen. Die Theorie des omnipotenten u. infallibeln Staates gab sich offen kund in dem Ausspruche: „An dem, was ausdrückliche Vorschriften (der Staatsbehörde) irgend einer Art bereits angeordnet haben, darf Nichts geändert, sondern höchstens, wo dieß mög-

lich ist, eine Geschäftsvereinfachung angebracht werden. „Solche Grundsätze,“ so äußerte sich selbst Domdekan v. Jaumann in einer guten unbefangenen Stunde, „sind der durch die Verfassung garantirten Autonomie der katholischen Kirche entgegen u. dehnen das Oberaufsichtsrecht des Staates so aus, daß die Kirche, stets eine Unmündige, unter Vormundschaft des Staates stehen und jeder freien Bewegung ermangeln würde.“ Wie reimt sich aber hiemit sein verzuckerter Kammer-Sermon in der bischöflichen Angelegenheit; wie sein übriges Reden u. Handeln, dem königl. Ministerium gegenüber? Eitel u. nichtig ist das Vorgeben des Herrn Ministers von Schlager, der Herr Bischof hätte, wenn er sich an ihn gewendet, mit seiner Beschwerde ein geneigtes Gehör gefunden. Es ist gar wohl bekannt, daß der königliche katholische Kirchenrath, welcher unter dem Ministerium des Innern, Kirchen- u. Schulwesen steht, selbst in geringfügigen Sachen, welche das Verhältniß zwischen Kirche u. Staat berühren, ehe er eine Resolution ertheilt, die Inspiration des königlichen Ministeriums abwartet. Wie hätte er es nun wagen sollen, Sätze, wie obige, auszusprechen, wenn sie nicht im Bewußtsein des infallibeln Ministeriums, bei welchem Irren und Unrechtthun eine moralische Unmöglichkeit, gelegen wäre; ja, v. Schlager selbst, so sehr er auch auf eigenen Füßen zu stehen sich bemühte, hat doch auch in solchen Angelegenheiten das Orakel des königlichen geheimen Rathes gehört. Daß das Majoritätsgutachten dem Minister aus der Seele geschrieben; daß er daher sein Einverständnis mit allen wesentlichen Punkten aussprechen und die gründliche, umfassende Kenntniß der Staatsrechte, wie der Kirchenrechte, an demselben bewundern mußte, darüber wird sich Niemand wundern, wohl aber darüber, daß die Majorität der Commission, obgleich der Bischof in seinem Nachtrage zur Motion die einzelnen Punkte derselben fester begründete und schlagende Thatsachen, mitunter auch einige neue, wichtige Punkte, wie z. B. Aufschlüsse über die Entstehung der allgemeinen Gottesdienstordnung u. die Eingriffe des katholischen Kirchenrathes in den Cultus, die Uebergänge im Erziehungs- wesen, namentlich in Betreff der Convikte u. Seminarien vorbrachte, u. obgleich die bischöfliche Motion von 54 Petitionen von 180 Geistlichen, 75 Stadtkollegien, Gemeinden u. Bürgerausschüssen u. 1729 sonstigen Staatsbürgern, im Ganzen von 1909 Personen unterstützt war, dennoch zu keinem andern Resultate, als im früheren Gutachten, kam (Altknm. Verhandlungen, Seite 201). Ein eben so richtiges, als scharfes Urtheil über das Majoritätsgutachten u. die Kammerabstimmung haben die „Censuren“ (Schaffhausen bei Hurter) gegeben. Von lobenswerthem Rechtsinne zeugt das Votum des Correferenten, Vice Direktors von Kummel, über den bischöflichen Nachtrag. Auf den Antrag des Domdekans von Jaumann u. des katholischen Abgeordneten von Holzinger und eine Erklärung des Ministers von Schlager, erklärte sich die Kammer mit 80 gegen 6 Stimmen dahin zu Protokoll: „sie sei des vollen Zutrauens zu der Staatsregierung, dieselbe werde, wenn die vorliegende Angelegenheit durch das bischöfliche Ordinariat (als ob der Bischof nicht der Ordinarius der Diocese wäre) an sie gebracht werde, derselben ihre ganze Aufmerksamkeit schenken u. Mißstände, wenn u. soweit sich solche ergeben sollten (als ob sich noch keine ergeben hätten), beseitigen. In Betreff der Aufhebung des Eegenszwanges bei gemischten Ehen ging die Kammer mit 76 gegen 9 Stimmen zur Tagesordnung über. Sein Versprechen, das Maas der Gerechtigkeit an der katholischen Kirche zu erschöpfen, hat Schlager, so lange er an der Spitze der Verwaltung stand, nicht erfüllt. Möge das neue liberale Ministerium dasselbe erfüllen! — Ueber die Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche Badens sprachen sich Andlaw in der XIV. Sitzung der ersten Kammer am 22. Juli 1846 (siehe Katholik 1846, Beilage zu Nro. 16 vom 21. August) u. Dr. Buss in seinem Antrag auf Wiederherstellung der Freiheit der katholischen Kirche in Baden, begründet in der Sitzung der zweiten Kammer vom 10. September 1846 aus (Katholik Nro. 120, vom 7. October 1846 Seite 549 folg.). Ersterer stellte den Antrag, den Großherzog zu bitten: 1) Die Kirchenverordnung vom 30. Januar 1830 aufzuheben; 2) der katholische Oberkirchenrath möge, in Uebereinstimmung mit

dem katholischen Kirchenrechte, eine neue Organisation erhalten u. geistliche Mitglieder davon ausgeschlossen seyn; 3) der Oberstudienrath u. die Oberschulconferenz sollen nach den Confessionen getrennt werden u. jede Confession nach den Bedürfnissen ihrer Kirche das Schulwesen ordnen; 4) die Knabenseminarien sollen unter specieller Leitung des Erzbischofes nach katholischer Vorschrift eingerichtet u. nach Maßgabe des §. 38 des Reichsdeputationshauptschlusses ein Beitrag geleistet werden; 5) es soll dem Erzbischofe gestattet seyn, durch Zulassung ausländischer Priester dem bestehenden Mangel an Geistlichen abzuheifen, wie dies auch schon bei den evangelischen Geistlichen geschehen ist; 6) das Volksschulwesen soll, wenigstens in Bezug auf die Katholiken, eine durchgängige Revision erfahren und die Bildung der Schullehrer unter Mitwirkung der Kirchenbehörde streng nach den Vorschriften der katholischen Kirche gehandhabt werden; 7) der Orden der barmherzigen Schwestern soll innerhalb Jahresfrist eingeführt werden. „Die Größe der Sache spricht,“ so endet der edle Freiherr, „darum kann ich schweigen.“ Die Anträge des Abgeordneten Dr. Bux gingen im Ganzen dahin: Die hohe Kammer möge eine Adresse an den Großherzog beschließen, worin gebeten werden soll: „das kirchliche Constitutions-Edict von 1807, das Organisations-Edict von 1809, soweit es die Organisation des katholisch-kirchlichen Departements betrifft, eben so die Organisation des katholischen Kirchenrathes in rein geistlichem Betreff, die Staatsverordnung von 1830 und die Verordnung über die bischöfliche Disciplinargewalt vom 23. Mai 1840 aufzuheben und an die Stelle dieser Verordnungen, da die Zustandbringung eines Concordates mit dem heiligen Stuhle in nächster Zeit nicht in Aussicht steht, eine Uebereinkunft mit dem Erzbischofe zu treffen über diejenigen kirchlichen Gegenstände, über welche er nach seiner Competenz Bestimmungen treffen kann, um den Rechtszustand der katholischen Kirche nach dem gemeinen Kirchenrechte zu ordnen. „Gewähren Sie, meine Herrn, dem katholischen Volke Recht, geben Sie seinem Gewissen Ruhe; Sie sorgen dann nicht nur für den Frieden der Kirche, sondern für den Frieden des Staates.“ (Vergleiche noch dessen praktische Zeitschrift für die Freiheit und Entwicklung der katholischen Kirche in der o. R., und dessen: Capistran, Zeitschrift für die Rechte und Interessen des katholischen Deutschlands. Schaffhausen, bei Hurter, 1847.) Kl.

Oberrheinischer Kreis hieß einer der vormaligen 10 Reichskreise. Zu demselben gehörten ursprünglich: die Gebiete der Pfalzgrafen von Simmern, Zweibrücken, Birkenfeld u. Widenz, Elsaß, Hessen, die Wetterau, die Grafschaft Fulda, die Stifter Worms, Speier, Straßburg u. Basel, das Johannitermeisterthum, die Reichsstädte im Elsaß, das Erzbisthum Besançon, Lothringen, Savoyen, Mompelgard, die Grafschaften Sponheim, Saarbrücken, Falkenstein u. Leiningen, die Länder der Fürsten von Nassau, die Grafschaften Solms, Hanau, Isenburg, Sayn, Wied, Wittgenstein, Haxfeld u. Waldeck und die Reichsstädte Frankfurt a. M., Friedberg, Wezlar u. Gelnhausen. Durch den westphälischen Frieden, sowie durch die von Rinnwegen, Ryswick u. Baden, kamen Elsaß und seine Reichsstädte, das Bisthum Straßburg, das Erzbisthum Besançon, Lothringen u. andere Gebietstheile an Frankreich; Savoyen aber erklärte sich für unabhängig. Im Frieden von Lunéville 1801 fiel das ganze linke Rheinufer weg, doch kam der Rest des niederrheinischen Kreises zum o. R.e. Kreisdirectoren waren: der Bischof von Worms u. der Kurfürst von der Pfalz wegen Simmern.

Obersachsen oder obersächsischer Kreis, einer der früheren 10 deutschen Reichskreise, zwischen der Ostsee, dem niedersächsischen, dem niederrheinischen u. fränkischen Kreise, Böhmen, Schlesien u. Polen, mit $4\frac{1}{2}$ Millionen Menschen auf 1900 □ Meilen. Zu ihm gehörten: der Kurkreis Sachsen, die Markgrafschaft Meissen, die Stifter Merseburg u. Naumburg-Zeitz, die Landgrafschaft Thüringen, das Oserland, beide später unter die sächsischen Herzogthümer u. Kursachsen getheilt; später die beiden Lausitzen, die Fürstenthümer Anhalt, Koburg und Querfurt, die Abtei Quedlinburg, die Grafschaften Barby, Mansfeld, Stolberg, Schwarzburg, Gleichen u. Hohnstein, die Marken Brandenburg u. das Herzogthum Pommern. 1806

löste sich dieser Kreis auf. Kreisdirectoren waren: die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg.

Oberschlächting, s. Mühlen.

Oberst (früher Obrist geschrieben), bezeichnet entweder einen militärischen Grad, ohne besondere Befehlshührung über einen tactischen Körper, wohin solche D.en gehören, welche kein Regimentscommando haben, oder er ist der Befehlshaber eines Regiments (s. d.) und vereinigt in seiner Stelle die Leitung des Dienstes, der Rechtspflege, der Oekonomie, der Polizei, der militärischen u. sittlichen Bildung und des Unterrichts einer solchen Truppenabtheilung. Um alle diese Zwecke zu erreichen, ist der O., kraft der in jeder Armee bestehenden reglementären Bestimmungen, mit einer Gewalt bekleidet, durch deren vorschriftsmäßige Anwendung er den Dienst u. die Ordnung in dem ihm anvertrauten Truppenkörper mit Ernst u. Nachdruck handhaben kann.

Oberstinhaber eines Regiments nennt man einen Fürsten, Prinzen, hohen General, dem ein Kriegsheer, ein Regiment verliehen ist, welches nach ihm benannt wird. Manchmal sind regierende Frauen Inhaberinnen von Regimentern, manchmal werden nicht regierende Prinzessinnen zu D.innen von Regimentern ernannt. So wurde erst vor Kurzem die kaiserlich russische Prinzessin Olga D.in eines Husarenregiments.

Oberstlieutenant wird ein Stabsoffizier genannt, welcher seinem Grade nach unmittelbar nach dem Obersten u. vor dem Major steht. Er ist im Regimente der zweite Stabsoffizier, der Stellvertreter des Obersten in dessen Abwesenheit, oder er ist der Befehlshaber eines Bataillons Infanterie, oder einer Division Cavalerie, oder (jedoch nur im Felde) einer oder mehrerer Divisionen oder Brigaden Artillerie. In manchen Armeen commandirt der O., im Falle ein Regiment auf den Feldfuß gesetzt wird, die Reserve, welche in der Garnison zurückbleibt, u. wieder in manchen Armeen ist er der Vorstand der Oekonomiecommission des Regiments, oder jener Commission, welche alle ökonomischen Gegenstände, in wie fern solche ein Gegenstand der Rechnung sind, zu besorgen hat.

Oberstwachmeister war die frühere Benennung des Majors (s. d.).

Oberthür, Franz, theologischer Schriftsteller und Kapitular des Kollegiatstiftes zu Haug in Würzburg, war daselbst am 6. August 1745 geboren. Dem Kanzler Reubelt, wie dem Fürstbischöfe von Seinsheim empfohlen, erhielt der Knabe in dem vom Bischöfe Julius für Kinder aus dem Bürgerstande errichteten Erziehungs-Institute eine sorgfältige Bildung. 7 Jahre verlebte er hier und zeigte durch eifrige Lektüre des Ovid unverkennbare Liebe zur Poesie. Eine für das Finaleramen von ihm verfertigte Elegie erhielt den ersten Preis. An der Universität vollzog er seine philosophischen und theologischen Studien und trat, auf Annahmen seines hohen Gönners, des Fürstbischöfes von Seinsheim, statt in den geistlichen Orden — in den Weltpriesterstand. Das Bibelstudium ward der Mittelpunkt seiner Forschungen. 1764 erwarb er sich den philosophischen Doktorgrad u. verblieb 8 volle Jahre im geistlichen Seminare, um auch zugleich an der Hochschule die Rechtswissenschaften zu hören. 1771 trat er als Kaplan am Julius hospitale in die Seelsorge, verblieb aber nur 4 Monate, da ihn der Wille des Fürsten bestimmte, eine wissenschaftliche Reise anzutreten, um in der Schule der Erfahrung eine höhere Reise für das vielbewegte Leben sich anzueignen. Im Oktober 1771 ging er über Wien nach Rom, wo er den Geschäftsgang der dortigen Behörden kennen lernte. Der damalige Papst Clemens XIV. empfahl ihn dem Cardinale Zelada, dem Sekretär der Congregation für Auslegung der Tridentiner Synode, und dieser brachte ihn in die vielseitigsten Verbindungen, um seine Bildung zu befördern und ihm den Zugang zu allen wissenschaftlichen Anstalten zu eröffnen. Im Juli 1773 in seiner Vaterstadt, mit vielen Erfahrungen bereichert, wieder angelangt, wurde er am 20. August zum wirklichen Vifariats- und Consistorial-Rathe ernannt. Noch im nämlichen Jahre (8. November) übernahm er, nach Aufhebung des Jesuiten-Ordens, das Lehrfach der Dogmatik an der Uni-

verstätt, erwarb sich 1774 den Doktorgrad der beiden Rechte und erhielt an dem Stifte Haag eine Präbende. Zu den beiden Doktorgraden der Philosophie und Rechte fügte er 1776 auch noch die theologische Doktorwürde. 1780 wurde D. Direktor der gesammten Stadtschulen und begann eine zweckmäßigere Einrichtung derselben einzuleiten. 1806 stiftete er einen Verein von Gelehrten, Geschäftsmännern, Künstlern und Handwerkern, welcher, unter dem Titel: „Gesellschaft zur Vervollkommenung der mechanischen Künste und Handwerke“ von der Regierung bestätigt, wegen seines unverkennbaren Nutzens reichliche Unterstützung erhielt. 1810 wurde er, mit Beibehaltung seines Gehaltes u. Titels u. dem Range eines wirklichen geistlichen Rathes in den Ruhestand versetzt und lebte ausschließlich in zurückgezogener Muse der Wissenschaften. Er starb am 30. August 1831. Von seinen Werken, deren eine bedeutende Anzahl in Programmen und Gelegenheitschriften besteht, sind hier zu nennen: *Encyclopædia et methodologia* 1786; neue Ausgabe 1827; *Theologische Encyclopædie*, 2 Theile; *Idea biblica ecclesiae Dei*. 1790—1821. 6 Bde; Taschenbuch für die Geschichte des Frankenlandes, fünf Jahrgänge, 1795—99; *Lebensgeschichte des deutschen Geschichtschreibers M. Jg. Schmidt*, 1802; *Biblische Anthropologie*. 1807—10, 4 Bde; die gekrönte Preisschrift: „Auch den trefflichsten Erziehungs-Anstalten fehlt noch Manches“, 1808; *Die Minne- und Meistersänger aus Franken*, Entwurf zu einem vaterländischen Drama in 3 Aufzügen, 1818; Entwurf eines auf Menschen-Bestimmung gegründeten Erziehungssystems, 1824; *Meine Ansichten von den neuesten merkwürdigsten Erscheinungen im Gebiete d. Menschheit*, 1823; *Meine Ansichten von der Bestimmung der Domkapitel*, 1826; *Die Literaturgeschichte d. Flav. Josephus für Fabricii bibl. graec. ed. Harless.* — Große Verdienste erwarb sich D. noch um das patristische Studium durch wohlfeile Ausgaben der heil. Väter: *Justini opp. gr. et lat.* 1777—79. 3 Voll.; *Clement. Alex. opp.* 1778—80. 3 Voll.; *Tertulliani opp.* 1780—81. 2 Tom.; *Cypriani opp.* 1782. 2 Voll.; *Lactantii opp.* 1783—84. 2 Voll.; *Arnobius*, 1783; *Hilarius Pict.* 1785—88. 4 Voll.; *Optatus Miler.* 1789. 2 Voll.; *Origenis opp.* 1794. 15 Voll. Sehr geschätzt besonders die Ausgabe v. Fl. Josephi opera omnia. 1782—85. 3 Voll. Zu der Uebersetzung des Fl. Jos. v. Fries verfaßte D. die Vorrede. Cm.

Obi, s. Ob.

Object, deutsch: Gegenstand, heißt dasjenige, was dem Wahrnehmenden oder Denkenden, dem Subjecte (s. d.), in der Außenwelt sich darstellt. Daher objectiv das Wirkliche, Wahre, im Gegensatz von subjectiv, wodurch die individuelle, somit oft dem Irrthum unterworfenen, Auffassung der Außendinge bezeichnet wird. In der Grammatik bedeutet O. denjenigen Satztheil, der vom Zeitwort (s. d.) regiert wird. — In der Geodäsie ist O. irgend ein natürlicher oder künstlicher Gegenstand auf der Erde, nach welchem, als Visir- oder Aufnahmepunkt, der Geodät mittelst des Diopterlineals oder der Nippregel visirt und so auf dem Meßtischblatte anlegt.

Objectiv oder **Objectivglas**, nennt man bei einem Fernrohre das Vorderglas, welches dem zu betrachtenden Gegenstande (Objecte, daher der Name O.) zugekehrt ist. Alle D.e müssen conver seyn. Von der Güte des O.s eines Fernrohres hängt des letztern optischer Werth am meisten ab. Vgl. den Art. *Chromatische Gläser*.

Oblaten sind weiße oder gefärbte, runde oder eckige Blättchen von zwischen eisernen Formen gebacknem, ungegohrenem Teige aus Weizenmehl nach der gewöhnlichen und älteren Methode, auch aus Leim oder Hausenblase, oder auch aus Dextrin nach neueren Methoden. Es gibt drei Arten der gewöhnlichen Oblaten: 1) die zur Unterlage für Backwerke aller Art dienenden, die sogenannten Back- oder Tafeloblaten, werden in großen, länglich-viereckigen Blättern gebacken und in Packeten von 100 Stück verkauft; 2) die Briefoblaten, in den verschiedensten Größen und in allen Farben, mit und ohne Glanz, dürfen sich nicht absplitttern, auch beim Anfeuchten sich nicht abbrechen, was geschieht, wenn sie

zu scharf gebacken wurden. Sie werden in Schächeln nach dem Tausend oder nach dem Gewichte verkauft. Die roth-, gelb- und grüngefärbten erfordern Vorsicht beim Gebrauche, da sie meist giftige Farben enthalten; 3) die bekannten Kirchenoblaten, Hostien (s. d.). Oblatenbäckereien gibt es, außer in Nürnberg, Fürth und Frankfurt a. M., in Leipzig, Kassel, Durlach, Magdeburg, Halle, Kopenhagen und anderwärts. Wien versorgt nicht nur ganz Oesterreich, sondern macht auch Versendungen nach der Türkei. Die meisten O. liefert immer noch Frankreich, von woher auch eine neue Art derselben stammt, die man Papieroblaten nennen könnte, denn ein dünnes Papier wird auf beiden Seiten oft wiederholt mit aufgeblöster Hausenblase bestrichen, beliebig gefärbt und faconnirt, und die Oblate ist fertig. — Die Fastenoblaten, wahrscheinlich ebenfalls aus Hausenblase bereitet, haben Brustbilder und andere Gegenstände auf ihrer Fläche; es gibt deren glasartige, halbdurchsichtige und bunte.

Oblaten wurden sonst Diejenigen genannt, welche sich dem Dienste eines geistlichen Ordens widmeten, ohne förmliche Mitglieder desselben zu seyn. — O. des heil. Ambrosius heist eine von dem h. Karl Borromäus (s. d.) für die Diözese Mailand errichtete Congregation von Weltpriestern, deren Zweck war, ihn in der Verwaltung seiner Diözese zu unterstützen und geistliche Dienste zu verrichten.

Oblationen nennt man freiwillige Gaben der Gläubigen, welche sie Gott u. der Kirche darbringen. Solche waren schon in der ersten christlichen Kirche im Gebrauche und sind an die Stelle der zu den apostolischen Zeiten üblichen Liebesmahle getreten. Man kann sie daher als die ursprüngliche Quelle für die Bestreitung der Kultus-Bedürfnisse und des Unterhaltes der Kleriker betrachten. Da dieselben von den Gläubigen bei ihren gottesdienstlichen Versammlungen und während der Feier der Eucharistie dargebracht wurden, so nannte man sie eucharistische oder Altar-O., woher auch der Ursprung der späteren Messstipendien abzuleiten ist. Wer nach seinen Vermögensumständen opfern konnte, und es nicht that, dem wurde dieses zur Unehre gerechnet, die Namen derjenigen aber, welche sich hiebei besonders auszeichneten, wurden öffentlich abgelesen. Andererseits durften Jene keine Altar-O. darbringen, welche vor dem Empfange der Eucharistie wegen Kirchen-Büssen, denen sie unterlagen, ausgeschlossen waren. Selbst die Büsser, welche schon auf der höchsten Stufe standen, traf dieses Loos. Von Büssern auf dem Sterbebette wurden jedoch die frommen Gaben angenommen. Die Opfergaben bestanden theils in Natural-Reichnissen, als: Brod, Wein, Getreide, Del u. dgl., theils in Geldbeiträgen. Erstere wurden sogleich nach jeder gottesdienstlichen Versammlung vom Bischofe und Klerus getheilt, bei letzteren geschahen die Vertheilungen oft erst alle Monate. — Diejenigen Opfer, welche die Anwesenden selbst darbrachten, wurden abgesondert gelegt und Opfer der Lebendigen genannt, zum Unterschiede von den Opfern für die Verstorbenen, die nach den letztwilligen Dispositionen frommer Christen zu gewissen Zeiten gereicht wurden. Daher entstand die Benennung *Hostia pro vivis et defunctis*. Von den dargebrachten Opfergaben wurde sodann so viel von Brod und Wein abgesondert, als zur Feier der Eucharistie gerade nothwendig war, der Ueberrest ward theils zum Unterhalte der Geistlichen, theils zu den Liebes-Mahlen verwendet, theils unter die Armen ausgetheilt. — Die Opfergaben wurden zuweilen vor der heil. Messe dargebracht; insbesondere geschah dies dann, wenn die Gläubigen communicirten. Andere gab man während der Messe hin, und diese hießen Eulogien (s. d.). Die Männer opferten zuerst, dann nach ihnen die Weiber. — Obwohl die Darbringung der Opfergaben Anfangs freiwillig geschah, so bildeten sich doch nach und nach daraus löbliche Gewohnheiten; und als der Eifer der Gläubigen in Entrichtung derselben nachließ, so sah sich das vierte lateranische Concil veranlaßt, zu verordnen: daß, obwohl die Sacramente, nach dem Geiste des Christenthums, unentgeltlich ausgespendet werden müssen, die Gläubigen doch gehalten seyn sollen, dasjenige für dergleichen geistliche Amts-Verrichtungen zu leisten, was durch Gewohnheit bereits hergebracht ist, und im Falle der Weige-

rung sollen die Bischöfe mittelst disciplinarischer Einschreitungen dieselben dazu anhalten. Diese Anordnung gründet sich auf die Pflicht der Gläubigen, für die Bedürfnisse ihrer Kirche und den Unterhalt des dabei angestellten Klerus zu sorgen. Uebrigens gehören jetzt die Klagen wegen Nichtentrichtung der Stolgebühren vor den Civil-Richter. — Die O. sind auch noch heutiges Tages, obgleich die Kirchen und Geistlichen ihre eigenen Dotationen haben, gebräuchlich, aber theils in einem andern Maßstabe, theils in veränderter Form, wie durch die Opferstöcke, Opfer-Büchsen, Klingel-Beutel und dgl. Dieselben gehören in der Regel derjenigen Kirche, welcher sie dargebracht werden, und können entweder nach dem Willen des Gebers, oder nach einem besonderen Gesetze, oder nach einer alten Gewohnheit, zum Unterhalte der Geistlichen, des Kirchen-Gebäudes oder der Armen bestimmt werden.

Obligat bedeutet in der Musik ursprünglich eine Bezeichnung solcher Stimmen in der strengen und fugenartigen Schreibart, die, ohne das Tonstück zu verstümmeln, bei der Ausführung nicht weggelassen werden konnten. Jetzt aber werden diejenigen Stimmen und Instrumente o. genannt, welche nicht bloß begleitend sind, sondern entweder allein, oder, mit andern vereinigt, die Hauptmelodie des Stückes führen, oder auch jene, welche zuweilen die Hauptmelodie theils vortragen, theils als Begleitung zur Harmonie wesentlich nothwendig sind, und daher nach Willkür nicht wegbleiben können. In den Tonwerken neuester Zeit sind indeß alle Instrumente obligat, und die Unterscheidung der obligaten und begleitenden Stimmen hat größtentheils aufgehört.

Obligation (Verbindlichkeit) heißt ein zwischen zwei oder mehreren Personen bestehendes Rechts-Verhältniß, wodurch die eine der andern zu irgend einer Leistung (Thun, Geben, Unterlassen) verpflichtet ist (obligatorisches Verhältniß). Begründet wird ein solches durch alle Arten von erlaubten Verträgen, durch die Staatsgesetze, durch letzten Willen, durch stillschweigende Uebereinkunft. Gegenstand einer O. können alle Sachen und Handlungen seyn, sobald dieselbe existiren können, und nicht der Willkür des Schuldners unbedingt unterworfen sind. Eine besondere Art der O. ist die solidarische, zu Folge welcher Mehre auf ein Ganzes in Anspruch genommen werden, oder dieses in Anspruch nehmen, so daß jeder Einzelne zur Haftung für das Ganze verpflichtet ist. Eine besondere Unterart dieser O. ist die Correal O., welche in der gleichzeitigen direkten Beziehung einer untheilbaren O. auf mehre Gläubiger und Schuldner besteht. — In objektiver Bedeutung heißt O. jede Schuldverschreibung oder Schulurkunde (s. den Art. Schuldschein); dann versteht man unter O. besonders noch die einzelnen Staats-Schuldbriefe (s. Staatspapiere), und im engeren Sinne unter Handelsobligationen die, gewöhnlich Handels-Billets genannten, Schuldinstrumente über den Velauf auf Zeit gekaufter Waaren.

Obligo, ein kaufmännischer Ausdruck, der so viel heißt als: Verbürgung, Gutsagung, Garantie, Verbindlichkeit u. Man schreibt z. B. oft, wenn man Jemanden auf sein Verlangen eine Auskunft über die Vermögensverhältnisse eines Dritten gegeben hat; „Ohne mein Obligo“, für: „ohne meine Verbindlichkeit, d. h. ohne mich für die Wahrheit des Gesagten verbürgen zu wollen“. Auch versteht man darunter zuweilen einen Interimsschein (s. d.).

Oblongum, (länglich) bezeichnet in der Mathematik die Ungleichheit von zwei Dimensionen; namentlich nennt man so ein rechtwinkeliges ungleichseitiges Viereck (s. d.).

Oboe oder **Hoboe** ist ein Blas-Instrument aus Buchs- oder Ebenholz, bestehend in einer geraden, aus drei Stücken zusammengesetzten, mit Tonlöchern versehenen und unten in einen kleinen Trichter (Stürze) endenden Röhre. Die O. wird mittelst eines engen Mundstücks von Rohr angeblasen, und ihr Tonumfang geht vom tiefsten Violin h bis zum dreigestrichenen f, wohl auch a. Man bedient sich ihrer bei der Feldmusik, im Orchester und als Solo-Instrument; der Ton ist durchgreifend, fein, zart und schmelzend. Die Schwierigkeit für Spieler

beruht in der Kunst, fast durchgehends den Athem zurückzuhalten, damit der Ton nicht zu stark wird und umschlägt. Dieses Tonumschlagen heißt *Kicks* und entsteht, wenn das Rohr allein in Bewegung gesetzt wird, der Ton mithin im Instrumente bleibt. Es gehört daher eine unermüdete Übung dazu, um in der Zartheit des Vortrags bis zu den schwierigsten Passagen und ergreifendsten Stellen in einem Concerte oder sonst zu gelangen. — Die *O.* ist nach W. Chr. Müllers Angabe erst um 1720 bekannt geworden und in eigentlichen Ruf gekommen, als die beiden Besozzi 1755 im Concert spirituel zu Paris sich hören ließen. Fétis aber behauptet, daß sie bereits zu Ende des 16. Jahrhunderts erschienen und aus Italien nach Frankreich gekommen sei. Tenner aus Nürnberg hat sie allerdings verbessert, aber nicht zuerst mit Klappen versehen, denn Klappen erhielt sie schon 1690, de Lusse fügte 1780 ebenfalls noch eine Klappe bei, und jetzt hat sie deren 13 — 14, hauptsächlich durch die wesentlichen Bemühungen Sellners, dessen *O.*-Schule in Wien 1825 erschienen und für trefflich erklärt ist.

Obolus, eine altgriechische Silber- oder Kupfermünze, deren 6 eine Drachme (s. d.) ausmachten, war in *ῥαλκός* getheilt und etwa 4 fr. unseres Geldes werth. Dann wurde *O.* in weiterem Sinne auch für kleine Münze überhaupt, oder Scheidemünze, gebraucht. Nach Aristoteles war *ὀβολός* und *ὀβελός* (Spieß) ursprünglich ein und dasselbe, nur durch die jonische und attische Aussprache verschiedene Wort, indem man sich beim Tauschhandel zuerst kleiner spitziger Kupfer- oder Eisenstückchen bedient haben soll, deren Namen man dann beibehielt, nachdem Gestalt und Materie längst eine Aenderung erlitten hatten. Die alten Griechen gaben ihren Todten einen *O.* in den Mund, als Bezahlung für Charon (s. d.), damit dieser die abgeschiedene Seele über den *Styx* führe.

Obotriten, s. Wenden.

Obrigkeit (zusammenggezogen aus Oberherrlichkeit) bedeutet 1) das Amt und die Würde eines Oberen, besonders solcher, die im Besitze einer gebietenden Gewalt sind. In diesem Sinne spricht man z. B. von einer kirchlichen, Civil- Militär- u. Obrigkeit. 2) Bezeichnet man damit die mit einer solchen Würde bekleideten Personen. Namentlich bedient man sich des Ausdrucks *O.* von solchen Personen und Stellen, welchen die Handhabung des Rechtes zukommt, zum Unterschiede von Behörden, welchen man da gebraucht, wo eine Angelegenheit blos der Verhandlung wegen angebracht wird. Da Niemand mehr Rechte ausüben kann, als ihm ertheilt worden sind, so wird von jeder *O.* mit Recht gefordert, daß nicht nur das, was sie im Namen ihres oder ihrer Committenten verfügt, an sich den Gesetzen gemäß sei, sondern auch, daß sie sich bei der Ausübung ihrer Anordnungen innerhalb der gesetzlichen Form bewege.

Obscurantismus (vom lat. *obscurare*, verbunkeln) wird das System Derjenigen genannt, welche dadurch, daß sie Andere hinsichtlich religiöser und politischer Gegenstände in Unwissenheit zu erhalten suchen, auf solche Weise die Aufklärung (s. d.) zu verhindern oder zu unterdrücken streben. Der *O.* beruht auf einem dreifachen Grunde: entweder auf dem Vorherrschen oder Ueberschätzen des Gefühls im Menschen, wo dann gemeiniglich Nichtachtung der Rechte und Forderungen des Verstandes die Folge ist; Obscuranten dieser Art sind Jene, die, selbst unaufgeklärt, sich lieber in dunklen Gefühlen, als in deutlich entwickelten Begriffen gefallen. Oder es liegt dem *O.* der Glaube zu Grunde, daß es für die Menschen überhaupt nachtheilig und schädlich sei, über die genannten Gegenstände Aufklärung zu erhalten; oder er beruht auf Selbstsucht und Herrschaftsucht, welche im eigenen Interesse die Aufklärung Anderer nicht gerne sieht. Die beiden letzten Arten von *O.* gehen meist von Solchen aus, die, zwar selbst aufgeklärt, Anderen die Aufklärung deshalb mißgönnten, weil ihre eigenen, (mehr oder minder unreinen) Absichten in der Beförderung derselben nothwendig einen Hemmschuh finden würden. — Es kann natürlich hier nicht entfernt dem Gedanken Raum gegeben werden, daß wir (wir verweisen deshalb wiederholt auf unsern betreffenden Artikel) der Aufklärung jenes Gebiet zuerkennen, das unter allen Umständen dem

unbedingten Glauben an die Offenbarung bleiben muß; uns ist deswegen auch D. etwas ganz Verschiedenes von dem, was die Neuerer unserer Tage damit zu bezeichnen pflegen; wir nennen so nur das Vorenthalten dessen, was in religiöser Beziehung dem Gebiete des Wissens, in politischer den unabwiesbaren Forderungen der wahren, gesetzmäßigen Freiheit Aller, nicht bloß Einzelner angehört. Diese Begriffsbestimmung nun, aber auch nur diese, festgehalten, ist es unsere unverbrüchliche Ueberzeugung, daß alles Dunklerwesen, sei es religiöser, oder politischer Kraftäußerung, unter allen Umständen schädlich, u. um so schädlicher ist, je größer des Obscuranten Anhang im Volke, je höher seine Stellung im Staate ist; im höchsten Grade verderblich aber ist namentlich der sich hiedurch nothwendig gestaltende Kampf, indem er das Volksbewußtseyn oder die öffentliche Meinung in Parteien spaltet und im Innersten zerreißt und Leidenschaften und Ausartung hervorruft. Es lehrt die Geschichte und Erfahrung aller Zeiten und Völker, daß Verwirrung und Auflösung da in allen bestehenden Verhältnissen eintreten, wo der D. die Herrschaft, erlangt, besonders, wenn er sich einerseits zum hierarchischen, anderseits zum aristokratischen gestaltet. Der feste Ständeunterschied in den großen Staaten des Alterthums, namentlich Indiens und Aegyptens, war eine unmittelbare Folge des schon sehr frühen D. Gedanke man der Sklaven-Könige zu Sparta und Rom; erinnere man sich der Kämpfe der Patrizier und Plebejer in der Siebenhügelstadt, ebenso jener in den italienischen Freistaaten, in Frankreich, England u. s. w.; vergegenwärtige man sich das bis auf unsere Tage sogar unter christlichen Völkern gebulbete Verhältniß von Freien und Sklaven und so manches Andere, was um und neben uns stattgefunden hat und noch stattfindet, und wir gewahren einen D. der schrecklichsten, die Würde des Menschen durchaus vernichtenden Art. Dieß sind die Früchte dieser unseligen Macht, welche alles Große, was bisher durch die Menschen errungen worden ist, zu verschlingen droht. Das Recht konnte den D. nie in Schutz nehmen, und so ist es denn lediglich die Gewalt, auf die er seine morschen Pfeiler zu stützen sucht: deshalb erfolgen auch seine Angriffe nur da, wo allem Rechte, selbst der Form, Hohn gesprochen wird, direkt und offen, gemeinlich aber hinterlistig und tückisch. Wir fürchten sehr, daß unsere jetzige Zeit ein fruchtbares Feld für den D. abgeben werde; nicht für jenen, den die Schreier des Tages als solchen bezeichnen, sondern für den, der unter der vorgehobenen Maske der Freiheit und Gleichheit alles Höhere und Edlere unter die Füße einer verhältnißmäßig nur geringen, aber eben darum desto wüthenderen, Zahl von Wühlern und Ummwälzern zu werfen sucht.

Obsequens, Julius, ein römischer Schriftsteller aus dem 2, nach Anderen erst aus dem 4. Jahrhunderte vor Christus, über dessen nähere Umstände uns Nichts bekannt ist, schrieb ein größtentheils noch vorhandenes Werk „De prodigiis,“ wozu er den Stoff aus Livius, Dionysius von Halikarnas, Eutropius u. A. entlehnte. Unter den vielen Ausgaben desselben nennen wir die älteste von Aldus (Venedig 1508), Konrad Eyksthene (Basel 1552), Dudenorp (Leyden 1720) und Kapp (Hof 1772).

Obsequien, s. Exsequien.

Observanten, s. Franciscaner.

Observanz (Herkommen) nennt man eine, durch längere Beobachtung oder Übung stillschweigend anerkannte Regel, welche dadurch auch fernere Verbindlichkeit erhalten hat. Der Inbegriff solcher Regeln, als Rechtsquellen, heißt **Gewohnheitsrecht** (s. d.).

Observationsarmee, **Observationscorps**, heißt eine Armee oder ein Corps, welches, für sich allein bestehend, die Bestimmung hat, den Gegner und dessen Operationen zu beobachten und diesen sich mit Nachdruck zu widersetzen. Solche D. oder Corps decken die Gränzen, stellen sich bei Festungen auf und haben überhaupt den Zweck, durch sie Etwas gegen den Feind zu schützen.

Observatorium, s. Sternwarte.

Obsidian, Lavaglas, vulkanisches Glas, Glasachat, auch isländischer Achat, ist ein sehr häufig vorkommender, rauchschwarzer, zuweilen schwärzlichgrüner oder brauner, auch wohl hellerer Stein vulkanischen Ursprungs, glasartig glänzend und selbst härter, als dieses. Seine Bestandtheile sind: 78 Kiesel-erde, 10 Thonerde, 1 Kalk, 6 Kali, 2 Eisen, 1,6 Mangan; spezifisches Gewicht = 2,4. Gefunden wird er in Mexiko und in Irland im Porphyr; in Böhmen (schwarzgrün), in Ungarn bei Tokai (schwarz und schwarzgrau). Es werden Dosen, Knöpfe und andere Schmucksachen aller Art aus demselben gefertigt.

Obst ist der allgemeine Name für solche Baumfrüchte, von denen nicht der Same, sondern die fleischigen Theile genossen werden. Man unterscheidet **Steinobst** (mit steinharten Samen, z. B. Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche, Kirschen) und **Kernobst**, dessen kleine Samen (Kerne) eine dünne und weiche Schale haben, z. B. Äpfel, Birnen, Quitten. Außerdem pflegt man auch wohl noch von **Beerenobst** zu sprechen, worunter man die Stachel-Johannis-Erd-Maul- und andere Beeren, versteht, und von **Schalenobst**, was eigentlich essbare Kerne von Steinobst sind, z. B. Mandeln, Nüsse u. Dasjenige O., welches sich den Winter über frisch erhalten läßt, heißt **Winterobst**, im Gegensatz zum **Sommerobst**, welches nicht längere Zeit aufbewahrt werden kann. Die Beeren werden eingemacht oder eingesotten, und so in den Handel gebracht. — Die meisten obstreichen Gegenden verbrauchen ihr O. selbst als Nahrungsmittel, und nur da, wo zum Ueberflusse noch erleichterte Transportmittel nach obstarmen Gegenden vorhanden sind, ist der Handel mit frischem O. bedeutender. In neuerer Zeit ist durch die Dampfschiffahrt und die Eisenbahnen der Handel mit frischem O. für einzelne Gegenden sehr gewinnbringend geworden. So sendet man aus dem Elsaß und dem Baden'schen die ersten Kirschen mit dem Dampfboot nach dem Londoner Markt, wohin die ersten Weintrauben auf dieselbe Art aus Lissabon kommen. Aus dem mittlern und südlichen Deutschland, besonders den Rhein- u. Maingegenden, gehen große Quantitäten O. nach dem Norden (Rußland und England), auf der Oder nach Berlin, auf der Elbe aus Böhmen nach Dresden, aus New-York nach England (Vergl. den Art. Äpfel). Die Kirschen werden, da sie sich nicht halten, meist in getrocknetem Zustande verkauft, oder zu Kirschensaft benützt. Die Pflaumen sind getrocknet ein wichtiger Handelsartikel; Aprikosen, Pfirsiche und Weintrauben können nicht weit versandt werden, doch gehen in neuerer Zeit, in Folge des so raschen Transports, viele solcher Früchte von Frankreich nach England. — Neben dem Genuße im rohen oder getrockneten Zustande, sowie gekocht und als Bestandtheil von Backwerken aller Art, wird das O. auch zur Bereitung von Owein oder Eider (s. d.), zu Essig und Brantwein verwendet.

Obstbaumzucht, s. Pomologie.

Obstruktion, *Obstructio alvi*, **Hartleibigkeit** oder **Stuhlverstopfung**, besteht in einem längern Zurückgehaltenwerden und der Verhärtung der Excremente im Darmkanale und hat ihren Grund theils in Unverdaulichkeit u. fremdartiger Beschaffenheit der Nahrungsmittel, theils in einem besondern Zustande des Darmkanals, Unregelmäßigkeit der peristaltischen Bewegung (s. Darm), krampfhaften oder organischen Verengerungen u. s. w. — oder sie ist Begleiterin hüziger Krankheiten, wo sie durch Ableitung der Geschäfte der Lebenskraft von dem Darmkanale auf andere Organe bewirkt wird. Die O. ist bei manchen Individuen, namentlich beim weiblichen Geschlechte und im hohen Lebensalter, habituell und oft mit gar keinen Unbequemlichkeiten oder Funktionsstörungen verbunden. Auch ihrem plötzlichen oder auf namhafte Störungen in der Funktion der Verdauungsorgane geschehenden Eintritte folgen Entzündung der Unterleibsorgane, weiche, Krampfszufälle, Verschleimung in den Gedärmen, mangelhafte u. fehlerhafte Gallenabsonderung, Lage- und Stukturveränderungen der Gedärme, Roth-erbrechen u. in Folge der mechanisch gestörten Blutbewegung, Congestionen nach Brust und Kopf mit den sie begleitenden Beschwerden und Nebenerscheinungen.

Die Nahrung zur Beurtheilung der Bedeutsamkeit, sowie die Grundlage der Heilung der D. bilden die derselben zu Grunde liegenden Ursachen, ohne deren Beseitigung keine dauernde Heilung möglich ist. Entsprechende Regulirung der Lebensweise, Körperbewegung, leicht verdauliche, hauptsächlich aus Pflanzensäften und zuckerstoffhaltigen Vegetabilien bestehende Nahrungsmittel (s. d.), gelinde Pflanzungen aus dem Pflanzens- und Mineralreiche, eröffnende und erweichende Clystiere sind die Mittel, welche zur Beseitigung der D. gewöhnlich hinreichen, wenn ihr nicht solche ursächliche Momente zu Grunde liegen, deren Entfernung noch eine besondere Behandlung beansprucht.

Occam, William, mit dem Beinamen Doctor singularis et invincibilis, Minoriten-Propinquier und berühmter scholastischer Theolog des 14. Jahrhunderts, geboren in dem gleichnamigen Dorfe der englischen Grafschaft Surrey, studierte unter Duns-Scotus (s. d.), wich aber in seinen Grundsätzen von diesem ab und veranlasste, indem er die Sekte der Nominalisten (s. d.) wieder aufleben machte, heftige Streitigkeiten zwischen seinen und des Scotus Schülern. Die Realisten, welche alle Herrschaften im Besitze hatten, boten alle ihre Kräfte auf, die Anhänger des neuen Nominalismus (die Occamisten) in ihrem Anspruche zu vernichten, und bedienten sich selbst der äußeren Gewalt. Indessen lehrte O. zu Paris mit stets wachsendem Beifalle, zog sich aber durch seine Parteinahme für Kaiser Ludwig den Bayern, der bald übermüthig in die Rechte der Kirche eingriff, bald kleinmüthig verzagte und deshalb mit dem römischen Stuhle in einen unversöhnlichen Streit gerieth, sowie durch die Stellung, die er in dem Streite der Franciscaner über die freiwillige Armuth einnahm, den Pann Johannis XXII. zu, in Folge dessen er genöthigt wurde, sich an das Hoflager des Kaisers nach München zurückzuziehen, wo er am 10. April 1347 starb, nachdem er noch vor seinem Tode die Lossprechung vom Banne erlangt hatte. Schriften: Summa totius logicae, Drf. 1675. Quaestiones super IV libros sententiarum. Leyden 1495. Centiloquium theologicum, ebd. 1495, und mehrere Streitschriften gegen den Papst.

Occasionalismus heißt die, von Descartes zur Umgehung des metaphysisch unerklärlich scheinenden gegenseitigen Einflusses der Seele und des Körpers aufgestellte Ansicht, daß die Vorstellungen der Seele und die Bewegungen des Körpers durch unmittelbare Einwirkung (Assistenz) Gottes gleichzeitig, aber unabhängig von einander, somit nur gelegentlich eintreten. — Dann nennt man so auch jene Hypothese, der zufolge Gott jedesmal bei dem Akte der Zeugung, wenn die organisirbaren Zeugungstoffe sich berühren und gegenseitig auf einander wirken, ein neues organisches Wesen körperlich und geistig erschaffe.

Occident, heißt in der engsten Bedeutung der Abendpunkt (s. d.); in der weiteren und gewöhnlichen aber der Abend oder Westen, oder jene Himmelsgegend, wo die Sonne scheinbar untergeht; ferner das Abendland, im Gegensatze zu dem Oriente oder Morgenlande.

Occidentalisches Kaiserthum. Die römische Weltherrschaft trug, nachdem sie das zwar politisch gesunkene, aber an geistiger Bildung den Römern überlegene Griechenthum in sich aufgenommen hatte, den Keim einer tiefen inneren Spaltung in sich. Diese trat zuerst deutlich hervor, als Konstantin im Jahre 325 die Residenz nach Byzanz, von jetzt an Konstantinopel genannt, verlegte und sein Reich unter seine 3 Söhne theilte, welche Theilung auch unter den folgenden Regierungen abwechselnd fortbauerte. Theodosius der Große vereinigte das Reich einmal wieder das ganze Reich unter seiner Herrschaft, legte aber bei seinem Tode (395) durch die Theilung desselben unter seine beiden Söhne Honorius und Arcadius den Grund zu der von jetzt an nicht wieder aufgehobenen Trennung in ein occidentalisches und orientalisches Kaiserthum (s. d.). Die Gränze der beiden Reiche bildete eine von dem Südwinkel der großen Syrta an der Küste von Cyrene über Scodra (Skutari) nach der Donau, da wo die Sau hineinfällt, gezogene Linie, so daß das ganze alte Gebiet von Karthago an der Nordküste von

Afrika, die ifarische Halbinsel, Gallien, Britannien, Belgien, Germanien, so weit es römisch war, Italien mit Sicilien, Sardinien und Corsika, endlich Rhätien, Noricum, Pannonien und die illyrische Küste am adriatischen Meere zum occidentalschen Reiche gehörten. Dennoch unterlag dieses gewaltige Reich in weniger als einem Jahrhunderte den Stürmen der über Europa sich ergießenden Völkerwanderung. — Honorius war beim Tode seines Vaters ein elfsjähriges Kind und brachte es während der ganzen Zeit seiner Regierung nicht zur Mündigkeit. Statt seiner führte das Ruder mit kräftiger Hand der Vandale Stilicho, der den von dem Hofe zu Konstantinopel zum Angriffe auf Italien gereizten Westgothenkönig Alarich theils mit Waffengewalt, theils durch Verträge beschwichtigte, dann mit 200,000 über die Alpen hereinstreichenden Rabagais vernichtete, es aber nicht hindern konnte, daß sich während dessen eine ganze Fluth deutscher Völkerschaften über den von Truppen entblößten Rhein nach Gallien ergoß. Als darauf Stilicho, der auf die Erfüllung der mit dem Alarich geschlossenen Verträge drang, von dem irregeleiteten Kaiser ermordet wurde, drang Alarich, als Rächer Stilicho's auftretend, zweimal bis Rom vor, zwang die Römer, den Stadtpräfekten Attalus zum Kaiser zu ernennen, in dessen Dienst er selbst als Oberfeldherr trat, setzte ihn aber bald wieder ab, eroberte, als Honorius auch jetzt seinen Forderungen nicht entsprach, zum dritten Male Rom, welches geplündert und zum Theile verbrannt wurde. Alarich's bald darauf erfolgter Tod und der Abzug der Gothen nach Frankreich und Spanien, wo sie das westgothische Reich gründeten, befreite zwar Italien auch eine Zeit lange, aber alle anderen Länder waren theils von deutschen Völkern besetzt, theils in Händen von Usurpatoren, die den Kaiser nur in sofern noch anerkannten, als es ihnen beliebte. Unthätig sah Honorius zu Ravenna der Auflösung des Reiches zu und starb 423. Der rechtmäßige Thronerbe Valentinian, Sohn des Konstantius und der Placidia, der Schwester des Honorius, befand sich bei dem Tode des letztern zu Konstantinopel. Diesen Umstand benützte der Geheimschreiber Johannes, sich mit Hülfe des Aetius zum Kaiser zu machen. Er wurde jedoch bald, da auch Aetius von ihm abfiel, durch byzantinische Waffen gestürzt und Valentinian III. übernahm unter Vormundschaft seiner Mutter Placidia die Regierung. Der Verfall des Reiches schritt unter ihm fort. Im Jahre 426 mußte Britannien aufgegeben werden. Am meisten aber schädete die Eifersucht der beiden kräftigen Männer, die, zusammenwirkend, den Dingen noch eine andere Wendung hätten geben können, des Bonifacius und Aetius. Bonifacius, Statthalter in Afrika, rief, von Aetius verländet, zu seiner eigenen Rettung den Vandalenkönig Genserich nach Afrika herüber, was den Verlust dieser Provinz zur Folge hatte. Aus Furcht vor der Rache des von ihm schwer beleidigten Westgothenkönigs, veranlaßte Genserich den Attila, den König der Hunnen, die bereits bis Ungarn und Süddeutschland vorgeedrungen waren, mit einer ungeheuren Armee das Abendland zu überziehen. Durch die Schlacht bei Chalons 451, wo die Deutschen und Römer gemeinschaftlich unter Aetius kämpften, ward jedoch noch einmal der Untergang des Reiches abgewandt. Als im folgenden Jahre Attila sich nach Italien wandte und nach Aquileja's Zerstörung Rom mit dem Untergange bedrohte, war es nicht das Schwert des Aetius, sondern die Worte und die ganze ehrfurchtgebietende Erscheinung des hl. Papstes Leo, welcher an der Spitze der römischen Gesandtschaft den Attila zu einem billigen Frieden vermochte und das drohende Verderben abwandte. — Valentinian, der bei allem Diesem nur seinen Wollüsten gelebt und Nichts zur Rettung des Reiches gethan hatte, ermordete den ihm verhassten Aetius 454 mit eigener Hand und erhob statt seiner den Sueven Ricimer zum Oberfeldherrn. Bald darauf stiftete der Senator Petronius Maximus eine Verschwörung gegen den Kaiser an, der ihm seine Gemahlin entehrt hatte, und ließ ihn von einem rachedurstigen Soldaten des Aetius in öffentlicher Versammlung ermorden (455). Petronius wurde zum Kaiser ausgerufen, und vermählte sich mit der Kaiserin Wittve Guldoria. Aber der Regierungswechsel zog ein neues Unglück über Rom herbei. Der

Vandalenkönig Geiserich glaubte sich aller Verpflichtungen, die die Verträge mit Valentinian ihm aufgelegt hatten, entledigt und kam mit einer furchtbaren Armee nach Rom herüber. Während Alles floh, das Volk sich gegen den Kaiser erhob, ihn ermordete und seine Leiche in die Tiber schleppte, ging Leo zum zweiten Male als Schutzensel der Stadt den Barbaren entgegen, und wandte wenigstens den gänzlichen Untergang ab. Der Gallier Avitus, ein tugendhafter Mann, wurde zum Kaiser ausgerufen, aber bald von Ricimer genöthigt, wieder abzutreten. Ricimer's Freund, der Feldherr Majoranus, übernahm jetzt (457) die Kaiserwürde und führte sie mit Kraft, bis er nach einem durch Verrath verunglückten Feldzuge gegen die Vandalen von Ricimer ermordet wurde (461). Ricimer erhob jetzt den Libius Severus zum Kaiser und regierte nach dessen bald erfolgtem Tode (465) allein, bis er den vom oströmischen Kaiser Leo ernannten Patrikier Anthemius anerkannte (467). Eine, in Verbindung mit dem Kaiser Leo unternommene, Expedition gegen die Vandalen (100,000 Mann auf 1113 Schiffen) zeigte, zu welcher Anstrengung das Reich auch jetzt noch fähig war. — Die Eifersucht zwischen Ricimer und Anthemius brach bald in offenen Krieg aus; letzterer verlor in der Schlacht sein Leben. Ricimer nahm Rom mit Sturm, und erhob den Anicius Olybrius zum Kaiser. Nach dem im Jahre 472 erfolgten Tode beider erhob Ricimer's Nefte, Gundobald, den Glycerius zum Kaiser, dem vom Hofe zu Konstantinopel Julius Nepos, der Fürst von Dalmatien, welches sich während der Unruhen zu einem eigenen Reiche gestaltet hatte, entgegengestellt wurde. Dieser besiegte zwar den Glycerius, ward aber von seinem Feldherrn Orestes gestürzt, der seinen Sohn, Romulus Augustulus, zugenannt Augustulus, mit dem Purpur bekleidete. Er, der in seinem Namen durch eine merkwürdige Fügung die Namen des ersten Königes und des ersten Kaisers von Rom vereinte, war der letzte in der Reihe der abendländischen Kaiser. Odoaker, Fürst der Heruler, machte im Jahre 476 dem abendländischen Reiche ein Ende, indem er den gefangenen Orestes hinrichten ließ, den Romulus aber des Purpurs entkleidete. Der Senat von Rom ließ dem griechischen Kaiser die Anzeige machen, daß die Stadt keines Kaisers mehr bedürfe.

F. M.

Occupation. 1) In juridischer Bedeutung die Erwerbung des Eigenthums einer herrenlosen, oder vom Gerichte als herrenlos erklärten Sache durch Besitzergreifung. Nach römischem Rechte sind daher der D. alle wilden Thiere, die Jagd, die Fische und wilden Bienen unterworfen, wenn sie auch auf fremdem Grunde und Boden gefangen werden; sind diese aber aus einem Besitze wieder gekommen, so ist auch das Eigenthum daran verloren. Gegenwärtig sind die meisten Gegenstände der D. den Regalrechten unterworfen. — 2) In militärischem Sinne heißt occupiren a) besetzen, oder Besitz nehmen von Etwas, wie z. B. von einem Posten, um dem Feinde vorzukommen. b) Besitz ergreifen von einem Lande oder einer Stadt. c) Besetzt halten, wie ein unruhiges Land, welches zu verlassen gefährlich wäre. Die hiezu verwendeten Streitkräfte werden *Occupationsarmee* oder *Occupationscorps* genannt.

Ocean, f. Meer.

Ocellus Lucanus, so genannt von seinem Geburtslande Lucanien in Unteritalien, ein Philosoph, Schüler des Pythagoras, der um 493 vor Christus gelebt haben soll. Ihm wird eine in Prosa verfaßte, noch vorhandene, Schrift von der Natur der Dinge, *Περὶ τῆς τοῦ παντὸς φύσεως*, beigelegt, welche von ihm in deutschen Dialekt geschrieben und durch einen spätern Grammatiker in die gemeine Mundart übertragen seyn soll. Sie verräth, bei allen Irrthümern, vielen Scharfsinn und enthält unter anderen auch einige lehrreiche Vorschriften über die Erziehung. Wahrscheinlich hat sie jedoch einen andern spätern Verfasser. — Ausgaben: von dem Abt Batteur, Paris 1768 in drei Theilen, mit einer französischen Uebersetzung und Anmerkungen. Am neuesten von Rudolphi, Leipzig 1801. — Uebersetzt von Barbili in Fülleborns Beiträgen zur Geschichte der Philosophie, St. 10.

Ocher oder **Ocker** nennt man verschiedene, durch Eisen-Oxyd gelb, gelbroth, bräunlichgelb oder auch goldgelb gefärbte Kiesel-erden, welche stark abfärben und, je nachdem sie Kalk oder Thon enthalten, fester oder zerreiblicher sind. Der O. wird fast stets in der Nähe von Eisenlagern gefunden, gegraben, geschlemmt und wohl auch geglüht (gebrannter O.) in den Handel geliefert. Künstlich bereitet man ihn durch Vermischung einer Eisenvitriolauslösung mit Kalkmilch. Der ganz feine hochgelbe heißt **Satinocher**, der schön goldgelbe **Goldocher**, der gebrannte O. fällt schwächer oder stärker roth. Die feinsten Sorten des O.s dienen zu Malerz, die ordinären zu gewöhnlichen Anstrichfarben für Gebäude, Holzwerk, zum Färben des Leders, aber auch zum Poliren und Putzen von Glas, Stahl, Messing und anderen Metallen. Fundorte: Amberg in der Oberpfalz, Neustadt in Franken (Goldocher), Meissen, Naumburg in Sachsen, Goslar am Harz, Braunschweig und andere.

Schlokratie, deutsch **Böbelherrschaft**, ist diejenige Ausartung der Demokratie, in welcher der größere und demzufolge minder einsichtige Theil des Volkes (der sogenannte große Haufe) die Herrschaft in Händen hat.

Ochs, s. Rindvieh.

Ochs, Peter, geboren 1752 zu Basel, ein talentvoller Schüler und Freund Iselin's, nahm 1797, von seiner Regierung nach Paris gesandt, hier und in der Schweiz unmittelbaren Antheil an den Umtrieben, welche das Land in Abhängigkeit von Frankreich brachten, wie er denn auch die Constitution verfaßte und durch französische Gewalt in's Directorium gelangte. Nach seinem Sturze 1799 beschäftigte er sich theils mit Vollendung seiner „Geschichte von Basel“ (8 Bde., Leipzig 1786—1806), theils mit eifriger Förderung jedes gemeinnützigen Unternehmens und besonders der Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens. Er starb als Mitglied des kleinen Rathes zu Basel 1821.

Ochsenhausen, Marktflecken und frühere reichsfreie Benedictiner-Abtei, im Oberamte Biberach des württembergischen Donaufreises, an der Rottum, mit 1600 Einwohnern, schöner Kirche und Schloß. Das Kloster, 1100 von den Gebrüdern Wolfharbsschwendin gegründet, wurde 1391 von Papst Bonifazius IX. zur Abtei erhoben. 1746 erhielt der Abt die reichsfürstliche Würde und den Vorsitz im Consistorium der schwäbischen Reichsprälaten. Am 5. Juni 1800 fand hier ein Gefecht zwischen den Oesterreichern unter Fray und den Franzosen unter Richempense statt. In Folge des Reichsdeputations-Hauptschlusses kam O. an das fürstliche Haus Metternich, mit Ausnahme eines kleinen Theiles, der an den Grafen von Schäsberg fiel, und 1825 durch Kauf (2½ □ Meilen mit 7000 Einwohnern) an die Krone Württemberg. Seit dem J. 1841 ist hier eine Ackerbauschule errichtet.

Ockenheim (Ockeghem), Johannes, zwischen 1420 u. 1430, wahrscheinlich zu Bavai im Hennegau geb., war in der Mitte des 15. Jahrh. Thesaurarius an der Kirche St. Martin zu Tours. Einige machen ihn zum Erfinder des Canon; jedenfalls war er einer der vorzüglichsten Verbreiter des Contrapunktes. Er starb nach 1512. Man hat von ihm 36 stimmige Gefänge und eine Messe, die vermöge der Verwechselung der Schlüssel in jedem Tone gesungen werden konnte.

Ocker, ein beträchtlicher Hüttenort im Wolfenbütteler Kreise des Herzogthums Braunschweig, da, wo der gleichnamige Fluß die Klippen und Abgründe des Harzes verläßt und durch ein romantisches Thal in die Ebene tritt, besteht aus dem östlichen Theile, oder der Communica-Ocker, der Braunschweig und Hannover gemeinschaftlich gehört, und das Silberhüttenwerk (die Frau-Mariensagerhütte), eine Goldscheidehütte, einen Kupferhammer nebst Messinghütte mit Galmeimühle u. 400 Einwohner umfaßt, u. aus dem westlichen Theile oder dem einseitigen braunschweigischen O., mit einem Kupferhammer u. 534 Einwohnern. Der letztere Theil besteht aus der eigentlichen O., der Schleie und dem Osterfeld.

O'Connell, Daniel. Dieser große Mann und Vorkämpfer seines un-

glücklichen Volkes, einer der größten Männer aller Zeiten — denn, wenn die Größe eines Mannes durch den wohlthätigen Einfluß bedingt wird, welchen er auf seine Mitmenschen u. durch diese auf die Nachwelt äußert, so wäre kaum irgend ein Mann, aus welchem Zeitalter und Volke auch immer, D. an die Seite zu setzen — wurde am 6. August 1774 bei Cahir, an der Mündung des Fertin und am Fuße des Joragh Berges, in der Grafschaft Kerry in Irland geboren. Sein Vater, Morgan D'Connel, stammte von den Glans von Joragh, die ihr Geschlecht bis zu einem der ältesten Königshäuser Irlands hinaufleiteten u. unter der Regierung Elisabeths, als eifrige Katholiken, ihrer Güter verlustig gingen. Zur Verwaltung eines Theils derselben gelangten sie in späteren Zeiten wieder als sogenannte Middlemen oder Pächter der Universität Dublin, an welche sie von Elisabeth geschenkt waren. Die Grafschaft Kerry wird durch zwei Halbinseln gebildet, welche, mit Ausnahme Islands, von allen europäischen Ländern am weitesten nach Westen zu in den atlantischen Ocean hineinragen, und mit Bergen und Thälern voll wilden und oben Felsgerölles angefüllt sind. Zwischen den Bergen sind kleine dunkle Seen mit völlig festen Ufern, hie u. da ein Kartoffelfeld in der Nähe einer rauchenden Hütte. So das äußere Bild einer Grafschaft, die, eben wegen ihrer Unzugänglichkeit u. Unfruchtbarkeit, weniger von den englischen Beamten zu leiden hatte, deren Bewohner daher weniger von ihrem ursprünglichen gutmüthigen Charakter verloren hatten. Und in dieser friedlichsten Gegend seiner Heimathinsel wurde der große Aufreger (the great agitator) geboren. Zum geistlichen Stande bestimmt, genoß er seine erste Bildung im Jesuiten-Collegio zu St. Omer in Frankreich, das damals, bei dem gänzlichen Mangel ähnlicher Bildungsanstalten im Lande selbst, die Priesterschule Irlands war und durch den trefflichen Geist, welchen es seinen Zöglingen einhauchte, gewiß nicht wenig zu dem Festhalten der Iren am Glauben der Väter beitrug. D. aber fühlte sich zu Anderem, als einem Leben in einsamer Zelle oder dem Predigen hinter Hecke und Busch, wie es damals bei der Achtung der Priester in Irland statt hatte, berufen. Er mochte in dieser Gefinnung bestärkt werden, als die Advokatur den katholischen Irländern (1793) frei gegeben wurde. Im Jahre 1794 kehrte er, dem die Entartung der französischen Revolution, die er in der Nähe geschaut, eine große Lehre gegeben, in sein Vaterland zurück, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen, und ein Jahr später begegnen wir ihm als gewandtem und berechnendem Anwalte vor den Schranken der Gerichtshöfe. Ein Jahr darauf begann Pitt seine Machinationen zur Vernichtung des irischen Partements. Um sich der Stimmen für die Union mit England zu versichern, schuf man neue Grafschaften; zahlreiche Truppcorps durchzogen die Provinzen und die Kriegsgeschichte blieben in Permanenz. Auf die Gewinnung der Katholiken ward besonderes Augenmerk gerichtet; es gelang jedoch nur, sie uneinig zu machen. Da erschien ein Mann auf dem Schauplaze, dessen Name fortan durch die ganze Welt ertönte, D. D. Seine Unterschrift befindet sich bereits unter der berühmten Petition der irischen Katholiken vom Jahre 1793; für seine Glaubensgenossen trat er nun im Jahre 1800 abermals, jedoch bereits als hervorragende Persönlichkeit, in die Schranken. Bereits eröffnete er eine Versammlung auf der Dubliner Börse, mit der ersten von ihm bekannt gewordenen Rede: „In den gegenwärtigen Conjunktoren hat man es sich zum System gemacht, die Katholiken zu verläumben; darum beschloßen wir mehr denn einmal, uns von den politischen Kämpfen fern zu halten, ohne doch deshalb, als größter Theil des irischen Volkes, unser Recht, mit den protestantischen Mitbürgern unsere Meinung auszusprechen, aufzugeben. Selbst aber diese Absicht hat man verläumbet; die Anhänger der Union waren so kühn, so unverschämt, zu behaupten, daß wir ihre Maßregel begünstigen, daß wir im Stillen an dieser Verschwörung gegen den Namen, die Interessen und Freiheiten Irlands Theil nehmen. Diese Verläumbung erhielt unglücklicher Weise eine gewisse Bestätigung durch die Erklärungen einiger Feinde unseres Glaubens, ausgeartete Geschöpfe, die der Corruption und der Furcht wichen. Das hat nun

die Leichtgläubigkeit der Massen schnell aufgefaßt. Nicht eine Broschüre, nicht eine Rede ist zu Gunsten der Union erschienen, worin unverschämterweise die Katholiken nicht als Unterstützer einer Maßregel dargestellt wären, welche dem Lande sogar seinen Namen rauben wird. Und wer erhob sich, um diese Verläumdung abzuweisen? Niemand. — Vor unserem Vaterlande müssen wir uns von der uns zugeschriebenen Feigheit reinigen; müssen erklären, daß es eine infame Verläumdung, eine grobe Unwahrheit und die schmachvollste Anklage, die man je wider eine Nation oder ein Individuum schleuderte, ist, wenn man uns dafür ausgibt, als seien wir einer legislativen Verschmelzung mit Großbritannien geneigt. — Mein Herr, (zum Präsidenten) es ist meine Ansicht, und gewiß auch die Ansicht aller Derjenigen, die mich hören, so wie die aller katholischen Irländer, daß es unsere Pflicht ist, selbst wenn unser Protest gegen diese beleidigende, schmachvolle, verhasste Union die Erneuerung der Criminalgesetze zur Folge haben sollte, kühn der Mißhandlung und Unterdrückung die Stirne zu bieten, denn dieß wird sodann ein Beweis unserer Tugend seyn. Ich wiederhole es, wir thun besser, uns nochmals der Gnade unserer protestantischen Brüder zu unterwerfen, als diesen Meuchelmord unseres Vaterlandes gut zu heißen. Ja ich bin dessen gewiß; ich bin überzeugt davon, daß alle exklusiven Vortheile, die man dem Katholiken, um ihn zu verführen, vorpiegeln möge, nicht einen Einzigen unter uns vergessen machen werden, daß er ein Vaterland hat, und daß er als Mitglied einer Confession niemals annehmen werde, was ihn als Bürger eines Volkes herabsetzt, vernichtet.“ Wie energisch tritt bereits der fünfundzwanzigjährige Mann auf! Was er später wurde, war er bereits damals: ein begeisterungs-glühender Volkstribun. Damals bereits entwarf er selbst die kräftigen Resolutionen, welche einstimmig genehmigt wurden. Damals bereits lenkte er seine Zuhörer nach Gefallen. Vergleichen wir sein erstes Auftreten mit seinen letzten Bestrebungen, so werden wir zu seinem ewigen Ruhme entdecken, daß er eine lange Lebensbahn hindurch niemals einen Finger breit von seinen Ueberzeugungen, von der Bahn zum vorgesteckten Ziele abwich. Der große Mann ist sich stets in dem Grade consequent geblieben, ist eine so fertige, abgeschlossene Persönlichkeit, daß wir in dieser seiner ersten Rede ihn bereits bis in alle Einzelheiten hinab erkennen, sogar bis zu den Eigenthümlichkeiten seiner Rhetorik. — Im eigentlichen Sinne politisch aufzutreten zur Rettung seines Vaterlandes, mußte D. sich versagen, wenn er auch von der einen oder andern der damals in Irland bestehenden Gesellschaften als Mitglied aufgenommen wurde. Er hielt sich an die Advokatur und, begünstigt durch ein gewaltiges Aeußeres, durch schnellen Witz und eine ungewöhnliche Beredsamkeit, wußte er seine bewundernswürdigen Kenntnisse des Rechts so wohl zu benützen, daß ein großer Ruhm und ansehnliche Einkünfte nicht lange auf sich warten ließen. Dabei aber war es vorzüglich der gedrückteste Theil des Volkes und die arme Geistlichkeit, denen die Kraft seines Talents zu Gute kam. Die englische Regierung oder ihre Committenten in Irland befolgten damals die eigenthümliche Politik, wenn ein tüchtiger Geistlicher Einfluß auf das Volk gewonnen hatte, diesen durch Anheftung von Verbrechen zu brandmarken u. einflußlos hinzustellen, eben so tüchtige Männer aus dem Volke der Verschwörung u. s. w. zu zeihen, sie vor Gericht zu ziehen und zu deportiren. Bestochene Richter, bestochene Geschworene und falsche Zeugen waren beständig und überall zur Hand. Diesem Unwesen, das, abgesehen von dem Unrechte, welches den Versfolgten geschah, den nachtheiligsten Einfluß auf die Moralität des Volkes ausüben mußte, wirkte D. mit eben so großem Muthe, als Glücke entgegen. Dadurch gewann er immer mehr an Ansehen und Einfluß, und seit dem Jahre 1809 galt er als eines der thätigsten und bedeutendsten Glieder des großen Katholiken-Vereines, dem auch tolerante Protestanten sich angeschlossen und der die Emanzipation der Katholiken als Ziel sich gesteckt hatte. Diesem Vereine gegenüber traten die Anhänger entgegengesetzter Ansichten in ähnliche Vereine (*orange societies*) zusammen. Meist waren es Regierungsbeamte oder solche Subjekte, die irgend einen Vortheil von

der Regierung zu erhalten suchten; den Rest bildeten fanatische und fanatisirte Protestanten. D. nannte sie die Bettelvereine; dieß zog ihm ein Duell mit dem Lieutenant Pesterre zu, in dem er seinen Gegner erschoss. Nicht nur diese Tödtung, sondern überhaupt das Duell, bereuete er bitter bis an sein Lebensende. Ein anderes Duell mit Sir R. Peel, damals irländischem Unterstaatssekretär, dessen Benehmen die Schärfe von D.s Wig erfahren mußte, wurde durch die Regierung hintertrieben. William Pitt hatte in Aussicht gestellt, dem großen Staatsstreiche der Union die Berechtigung der Katholiken zum Parlament folgen zu lassen. Aber sein Versprechen war nicht aufrichtig; er wußte die blinde protestantische Bigotterie Georgs III. zu benützen; erst 28 Jahre später wurde die Emanzipation der Katholiken in England durchgesetzt. Dieß war D.s erstes großes Werk, das einzige, das ihm ganz gelang und bei dem wir daher etwas länger verweilen wollen. Viermal, 1760, 1790, 1809 und 1813, bildete sich die katholische Verbindung unter verschiedenen Namen und versiel stets, nach vergeblichen Anstrengungen, in eine ohnmächtige Apathie, welche nur ihre Schwäche zeigte. Um diese Verbindung zu beleben, um ihr die Kraft, vor keinem Hindernisse zu weichen, und den Muth zu geben, der zum Siege führt, bedurfte sie eines reichbegabten Mannes, der die Hitze der Jugend mit der Erfahrung des Alters, der die Kühnheit, welche die Gefahr verachtet, mit der Geschicklichkeit, Hindernisse zu umgehen, und die Autorität des wissenschaftlich Gebildeten mit der Popularität eines Volksmannes vereinigte; sie bedurfte eines von der Aristokratie gefürchteten, wenn nicht geachteten Mannes, eines Bürgerfreundes, den das Volk versteht, der mit Jedem seine Sprache spricht, ohne auf die entgegengesetztesten Naturen seinen Eindruck zu verfehlen; der sich im Ringen mit den Hindernissen gefällt und, der Zeit vertrauend, durch ruhigen Fortschritt seine Kräfte stählt; eines Mannes mit dem abentheuerlichen Geiste des Fanatikers, der Unerbrockenheit des sieggewohnten Anführers und dem Scharfblicke des erfahrenen Generals, der alle Nebenumstände verachtet und alle seine Gefühle der Liebe und des Hasses nur seinem Zwecke, der Wiederherstellung Irlands, zuwendet; eines Irländers, der nur Irland, der es aber ganz und von Grund aus kennt, der sein Herz zu rühren, es bis in's innerste Mark zu erschüttern weiß, der der unterdrückten Nation mit Leib und Seele angehört und sich zu ihr herabläßt, wenn er sie nicht zu sich erheben kann, der als das Organ ihrer Leiden und Hoffnungen, als das Echo ihrer Leidenschaft und Vorurtheile in den verschiedensten Redeweisen eine Beredsamkeit entwickelt, in welcher Kunst mit Schlichtheit, Erhabenheit mit Vertraulichkeit, Dürsterheit mit Freudigkeit sich vereinigen, die immer den Zeit- und Orts Umständen angemessen, immer vertrauensvoll und ihres Erfolges sicher ist: mit einem Worte, die katholische Sache in Irland bedurfte eines Mannes, wie sie ihn in D. D. fand, dessen Charakterbild wir so eben mit einigen Strichen skizzirten. — Im Jahre 1823 vereinigte sich D. mit Sheil, einem berühmten Anwalte, in dem Plane, die irischen Katholiken aus ihrer Apathie zu reißen; beide stellten die Grundlagen einer neuen Verbindung auf, welche die Emanzipation der Katholiken bezwecken sollte. Die Entmuthigung war aber so allgemein, daß der erste Versuch einen Faden, nur nicht einen D., am Erfolge würde haben verzweifeln lassen. Zum Versammlungsorte war die Hinterstube einer Buchhandlung in Dublin bestimmt, wo sich am 25. Mai 1823 auf die vierte Einberufung acht Personen versammelten. D. verläßt unwillig das Zimmer, erblickt im Laden fünf Seminaristen und fordert sie auf, der Versammlung beizutreten, um sie wenigstens vollzählig zu machen. Als sie zögerten, faßt er sie bei den Schultern, drängt sie in's Zimmer und eröffnet die Sitzung. Dies war der bescheidene Anfang einer Verbindung, für welche eine Hinterstube noch zu geräumig war, und die sich, Dank der Thätigkeit eines einzigen Mannes, in wenigen Jahren über das ganze Land erstreckte, Millionen Mitglieder umfaßte und durch ihre umfassende Stellung auf friedlichem Wege die Emanzipation der Katholiken des britischen Reichs durchsetzte. Was besonders zur Kräftigung der neuen Verbindung beitrug, war der Beitritt der katholischen Aristokratie, welche sich bis jetzt mißtrauisch

und eifersüchtig von ihren Brüdern entfernt gehalten hatte; auch die Würdeträger der Kirche nahmen bald an dem Kampfe Antheil. Mit der Macht der Zahl verband sich die Macht des Geldes. D. schlug eine freiwillige Steuer, von 1 Penny monatlich, vor und dieser kleine Beitrag verschaffte der Gesellschaft eine bedeutende Summe. Sie wurde zur Unterstützung armer Pächter gegen die Bedrückungen der Beamten und zur gerichtlichen Verfolgung der Helfershelfer der Gewalt verwandt. Zwei Jahre lange hatte dieser riesige Körper der katholischen Verbindung sich entwickelt, als plötzlich die Tory's die Quelle ernstlicher Unruhen darin erblickten. Man wollte den Bund in seinem Haupte vernichten und versetzte D. wegen aufrührerischer Reden in öffentlicher Versammlung in Anklagestand. Der Gerichtshof aber sprach ihn frei. Da ward nun am 10. Februar 1825 dem Parlamente eine Bill vorgelegt, welche jede politische Verbindung für ungesetzlich erklärte, ferner die Dauer einer Versammlung Behufs Entwerfung von Petitionen auf vierzehn Tage beschränkte und endlich die Sammlung von Beiträgen zur Betreibung eines Processes vor den Gerichtshöfen verbot. Diese, von beiden Häusern angenommene, Bill brachte in Irland eine unbeschreibliche Bewegung hervor. Die geschickten Häupter des Volks aber mußten jeden Gewaltstreich zu verhindern und benützten die Mängel des neuen Gesetzes, um die Verbindung unter neuer Gestalt und mit größerer Kraft hervortreten zu lassen. Als politische Verbindung war sie verboten; man gestaltete sie daher zur Gesellschaft für öffentliche Belehrung um. Das Gesetz untersagte die Geldsammlungen Betreffs gerichtlicher Verfolgungen; man eröffnete daher Subscriptionen zur Unterstützung der Armen. Die Zusammenkünfte durften nur vierzehn Tage dauern; man trennte sich nach der Vorschrift des Gesetzes, um sodann durch neue Zusammenberufungen die Versammlungen fortbestehen zu lassen. Die Association entwickelt sich durch Abzweigungen. Die Meetings beschränkten sich nicht auf die Hauptstadt, sondern treten in allen Provinzen in's Leben und halten die ganze Bevölkerung in Bewegung. D. und Sheil sind allenthalben, sie zeigen sich bei allen Meetings und erwecken in allen Herzen Vertrauen und Enthusiasmus. Umsonst, ruft D. aus, schmiedet eine feige Regiernug tyrannische Gesetze; wir werden ihnen zu trozen wissen und die Katholiken Irlands werden ihre Versammlungen nicht einstellen, bis sie ihre Emancipation errungen haben. Mit der tiefsten Demuth haben wir vor einem Jahre vom englischen Senate die Wiederherstellung unserer Gesetze erfleht; er hat unsere Bitten zurück gewiesen; heute verlangen wir die vollständige, gänzliche Emancipation, unbedingt und ohne Rückhalt. Wir flehen nicht mehr, wir fordern. Man sagt uns, daß das nicht das Mittel sei zur Erlangung unseres Zwecks; ich aber sage Euch, daß es ein gutes Mittel und daß es das einzige ist. In den Tagen des Glücks hat England unsere gerechtesten, bescheidensten Bitten mit Verachtung zurück gewiesen und nur in den Tagen der Gefahr hat es uns anzuhören sich herabgelassen. So fasset Muth, denn es leidet; fasset Muth, denn sein Bankerott ist nahe; fasset Muth, denn es steht geschwächt und gedemüthigt da." Die Zulassung der Katholiken zum Parlamente wurde durch die Furcht vor der Agitation in Irland möglich. Der Agitator hielt diesen Trieb zum offenen Aufbruch in Blüthe, hintertrieb aber die Reife der Frucht, weil er diejer Frucht mißtraute. Der Held war zum Besten seines Landes furchtsam. Er hielt sein Volk für noch unfähig, sich loszureißen; er hielt die große Sache für verloren, wenn sie nicht in den Schranken der Advokatur gesetzlich durchgefochten, Schritt für Schritt errungen würde. Aber er brauchte die hunderttausend glühenden Köpfe, um seine Rede im Parlament — da einen Sitz zu erlangen hielt er für unbedingt nothwendig und war er auch fest entschlossen — zu unterstützen; er mußte es England fühlen lassen können, daß hinter ihm, wenn er sprach und Menschenrechte forderte, eine halbe Million Arme sich erhob, um das Schwerdt zu schwingen. Während er, Hand in Hand mit den Priestern, im Volke den Rauf- und Saufteufel beschwor, wollte er die Tollheit der irischen Verzweiflung in einen Muth der Mannhaftigkeit verwandeln. Die Iren sollten sich zügeln, sich mäßigen

lernen; Jorn und Wuth sollten im Volke zur moralischen Kraft, zum sittlichen Selbstbewußtsein heranwachsen. England sollte aber jeden Augenblick zittern vor dem Gespenst der Empörung, vor der unberechenbaren Macht, die noch keine Staatskunst ganz ausgemessen hat. Die Versammlungen in den Provinzen mehrten sich; der Ort, in welchem das Meeting abgehalten werden sollte, machte festliche Vorkehrungen; der Zubrang zu solchen, mehrere Tage dauernden, Meetings war ungeheuer, doch fiel niemals die geringste Unordnung vor. Mit so wohl organisirten Kräften konnte endlich 1826 bei den Parlamentswahlen opponirt werden. Man muß bedenken, daß die vornehmen protestantischen Familien, als Besitzer der großen Gütercomplexe, über die Wahlstimmen verfügten; daß die Pächter, meistens Katholiken, gewohnt waren, ihre Stimmen als wirkliches Eigenthum der Gutsherren zu betrachten. Der erste Versuch, für die Grafschaft Waterford, seit langen Jahren durch ein Kind der mächtigen Familie Beresford vertreten, einen, wenn auch protestantischen, doch der katholischen Sache ergebenden Candidaten aufzustellen, gelang wider Erwarten durch die Bemühungen D.s und der Geistlichkeit vollkommen. Nachdem einmal das Eis gebrochen war, brachte die katholische Verbindung fast alle ihre Candidaten in's Parlament. Den letzten und entscheidenden Sieg in dieser Beziehung erfocht D. selbst. Er trat für die Grafschaft Clare als Candidat auf. Es entstand eine ungeheurere Aufregung in Großbritannien; denn noch saß, ohne rechtlich ausgeschlossen zu seyn, da der Suprematie-Eid nicht aufgehoben war, kein Katholik im Parlament; die Aufnahme eines solchen war nichts Anderes, als die Emancipation der Katholiken. D. äußerte in seiner Ansprache an die Wähler: „Man versichert euch, daß ich nicht das Recht habe, gewählt zu werden; diese Versicherung ist falsch. Zwar kann und will ich als Katholik den Eid nicht leisten, den man noch von den Gliedern des Parlaments fordert. Die Macht aber, welche das Parlament einsetzte, kann diesen Eid aufheben, und ich habe das feste Vertrauen, daß, wenn ihr mich wählet, unsere heftigsten Feinde nothgedrungen ein Hinderniß wegräumen werden, welches die vom Volke Erwählten von der Erfüllung ihrer Pflicht gegen König und Vaterland abhält. In dem heute geforderten Schwure soll man erklären, daß das heilige Messopfer und die Anrufung der heiligen Jungfrau Maria gottlose, abgöttische Handlungen seyen. Mit einem solchen Schwure werde ich niemals meine Seele beflecken. Ich überlasse denselben meinem ehrenwerthen Gegner Bessy Fitzgerald. Einmal schon hat er ihn geleistet und verlangt heute euere Stimme, um ihn von neuem leisten zu können. Wähler der Grafschaft Clare, ihr habt die Wahl zwischen mir und Herrn Fitzgerald. Wollt ihr aber mich wählen, so versichere ich euch, daß der gotteslästerliche Schwur bald abgeschafft seyn wird. Unter der Leitung der katholischen Verbindung ward die Wahl so glänzend durchgesetzt, daß noch vor dem Schlusse der Abstimmung D.s Gegner sich zurück zog. Im Jahre 1828 eröffneten sich zum erstenmale wieder, seit dem Bestehen der anglikanischen Kirche, die Pforten des englischen Unterhauses einem Katholiken. Indes war auch die Frist der Verordnung gegen die Vereine abgelaufen und der katholische Verein trat ganz in seiner frühern Gestalt, nur mit noch mehr Energie, wieder auf. Die Verwaltung Wellington's und Peel's erkannten endlich die aus der Gährung drohende Gefahr und die Nothwendigkeit von Zugeständnissen zur Beschwichtigung derselben. Dawson, der Schwager Peel's, Parlamentsmitglied und als einer der eifrigsten Gegner der Emancipation bekannt, sprach sich bei einem Festmahle offen für dieselbe aus. In Irland selbst entstand ein ungeheueres Ringen zwischen der katholischen Verbindung und den gleichfalls neu erstandenen Orangelogen und „Braunschweiglubb's.“ Nur dem Friedensworte D.s, des großen Aufregers, gelang es, die Katholiken, deren Aufregung jeden Augenblick in helle Flammen auszubrechen drohte, in den Schranken der Geselligkeit zu erhalten. Unterdessen hatte die Regierung, den gefährlichen Stand der Dinge und ihre eigene Schwäche wohl würdigend, in der Stille sowohl mit den Gegnern der Emancipation, als mit den Führern der katholischen Verbindung Unterhandlungen angeknüpft und in so weit

fortgeführt, daß sie es wagte, nach der Eröffnung des Parlaments 1. Februar 1829 die Emancipationsbill vorzulegen. Am 13. August erhielt dieselbe die königliche Sanction und wurde Gesetz, nachdem die katholische Verbindung, nach Erreichung ihres Zweckes, sich freiwillig aufgelöst hatte. Gleichzeitig aber unterlag die Wahlberechtigung einer Beschränkung, indem von nun an nicht mehr ein Einkommen von 40 Schillingen jährlich, sondern mindestens von 10 Pfund, das Recht zu wählen geben sollte. Doch schwiegen die Irländer, da D. selbst es für angemessen hielt, zu schweigen. Am 15. Mai erschien D. im Unterhause, um nach der neuen, für die katholischen Mitglieder desselben festgesetzten, Formel sich vereiden zu lassen. Weil er aber vor dem Erlass dieser Formel gewählt war, mußte er einer neuen Wahl sich unterwerfen. Seine Wiedererwählung fand keine Schwierigkeit, und es hätte des Geldes der Katholikensteuer zum zweitenmale nicht bedurft. Die Kunst seiner Rede und die Gewalt der Dinge, welche er als Parlamentsmitglied seinem Vaterlande zu erobern versprochen, hätten ausgereicht. Nichts Geringeres versprach er nämlich seinen Landsleuten, als die Wiederherstellung ihrer Freiheit unter einem selbstständigen, irischen Parlamente. Mit der Emancipation der Katholiken hatte Irland im Grunde Nichts erreicht, als das parlamentarische Recht, im großbritannischen Staatsverbande eine Minorität zu seyn. Seine Bevölkerung, ein Drittel der des ganzen Königreichs, hatte, selbst nach der Parlamentsreform (s. d.), nicht ein Drittheil der Stimmen. In einer, 1832 an das irländische Volk gerichteten, Proclamation drückt D., welcher bereits wieder, nach Abweisung der von ihm im Parlamente kräftig unterstützten Petition der Stadt Dapheeda, einen Verein, der „die Freunde Irlands von allen Confectionen“ sich nannte, gegründet hatte, sich also aus: „Irländer! Ihr habt eine lange Periode der Unterdrückung durchwandert und Euch selbst einen Theil Eurer Leiden zugezogen. An Euch ist es, als Brüder zusammenzuhalten u. endlich den bürgerlichen Entzweigungen u. religiösen Streitigkeiten ein Ziel zu setzen. So übergebet denn euer alte Erbitterung und euer neuen Zornwürnisse der allgemeinen Vergessenheit. Die Zeit ist gekommen, wo wir uns vereinen und unsere Kräfte schätzen lernen müssen. Haben wir nicht eine gemeinsame Idee, ein gemeinsames Interesse im Frieden, im Glücke u. in der Freiheit des Volks? Diese Wohlthaten aber können wir nur mit der Unabhängigkeit unserer Gesetze erlangen, und vergessen wir unsere gegenseitigen Beleidigungen und Ungerechtigkeiten, wenn wir die uns von England angelegten Ketten brechen wollen. Nur durch Theilnahme und Liebe und durch die goldene Fessel der Frone wollen wir mit ihm verbunden bleiben, dann werden wir im Frieden seine besten Freunde, und seine feste Stütze in den Gefahren des Krieges seyn. Irländer, Katholiken, Protestanten, Presbyterianer und Dissidenten, jeder Art — die irische Reformbill ist eine Beschimpfung für uns Alle, wir Alle sind deren unglückliche Opfer. Dulden wir, daß eine abwesende Oligarchie die Vertretung Irlands übernimmt, so dulden wir eine gleichmäßige Unterdrückung aller Bürger jedes Standes und Glaubens. Irländer, erwägt diese Ungerechtigkeit in euerm innersten Herzen und bedenkt, daß Ihr nur zu wollen habt, um eine Verbesserung zu erlangen; sind unser nicht mehr Millionen, die ihre Stimme für die gerechte Sache erheben könnten?“ — Ein vom Lordstatthalter erlassenes Verbot löste den eben erwähnten Verein zwar auf, hatte aber die Gründung eines neuen Vereins zur unmittelbaren Folge, der überall in den Schranken des Gesetzes und nur durch Petitionen die Aufhebung der Union erzielen sollte. — Ds. ruhelose Agitation brachte ihn in abermalige Collision mit der Behörde. Er wurde seiner Reden wegen am 18. Januar 1831 verhaftet. Man verweigerte ihm hiebei, dem Gesetze zuwider, seine Freilassung gegen Bürgschaft. Sie erfolgte indeß doch auf seine Vorstellung, daß nur er im Stande sei, das aufgeregte Volk in den Schranken der Ordnung zu erhalten. Die Untersuchung selbst aber fiel durch die Auflösung des Parlaments im April desselben Jahres in sich zusammen und wurde von dem neuen Parlamente nicht wieder aufgenom-

men. Dagegen suchte die Regierung den gefährlichen Mann auf eine andere Weise zu gewinnen. Sie gab ihm, nächst dem Rechtsanwalte der Krone, den Vorrang vor allen Anwälten des Landes, eine Ehre, die ihm einzig und allein von allen Katholiken wiederfuhr. Während der Verhandlungen des Unterhauses über die Parlamentsreform wandte D. seine Thätigkeit vorzüglich den Beratungen über das irische Wahlgesetz zu und wußte mancherlei Zugeständnisse zu erlangen. Sonst stand er im Allgemeinen auf der Seite der Radikalen und zwar auch außerhalb des Unterhauses durch die beständige siegreiche Kraft seiner Rede. Daneben versäumte er es nicht, nach Irland hinüber, aufregend und beschwichtigend, wie es eben Noth that, zu wirken. Eine Mißernte im Jahre 1831 hatte die dortigen Zustände verschlimmert; die protestantischen Grundherren ließen in ihren Bedrückungen nicht nach; Gewaltthaten und Morde waren an der Tagesordnung; die Kirchenzehnten an die Geistlichen einer fremden Confession wurden von den Bauern hartnäckig verweigert; militärische Exekutionen waren, dem planmäßigen Widerstande des Volkes gegenüber, unmöglich. D. nützte nun die Verlegenheit der Regierung, indem er eine Verordnung durchsetzte, nach welcher der Kirchenzehnten nicht von den zeitweisen Inhabern des Bodens, sondern von den wirklichen Besitzern desselben bezahlt werden mußte, was thatsächlich einer Aufhebung desselben für die Katholiken gleich kam. Für das Jahr 1832 wurde er von der Stadt Dublin in's Parlament gewählt. Außer ihm saßen nun noch fünf Glieder seiner Familie im Unterhause und mehr als ein halbes Hundert Vertreter Irlands waren von ihren Wählern verpflichtet, in Allem auf D.s Seite zu stehen: eine Schaar, hinlänglich stark, um ihm selbst und der liberalen Partei des Parlaments, zu der er unverbrüchlich hielt, das Uebergewicht zu verschaffen, wenn auch nicht stark genug, die legislative Trennung der Union durch Parlamentsauspruch durchzusetzen. Doch war bereits D. und sein Anhang mächtig genug, Ministerien zu stürzen. Im Sommer 1832 mußte das Ministerium Grey unterliegen, um dem Lord Melbourne Platz zu machen. Die Irish Coercion Bill Grey's, wonach der Lordstatthalter das Kriegsgesetz nach Belieben publiciren und die Habeas-Corpus-Akte (s. d.) außer Wirksamkeit setzen konnte, fiel nun von selbst zusammen. D. stellte 1834 die Motion auf Trennung Irlands von England, auf Wiederherstellung eines selbstständigen Parlaments in Dublin. Die Union war erzwungen und erschlichen; Irlands Verwaltung von England zu trennen, aber unter derselben Krone zu bleiben, erschien den Patrioten jetzt als das einzige Heil, nachdem die Emancipation der Katholiken zu Nichts geführt hatte, als Irland zu einer Partei in England, Irlands tiefes Unglück bloß zur Folie der Herrlichkeit Englands zu machen. Unter freier Krone, aber selbstständig und nach seinen eigenen Bedürfnissen regiert zu werden, ist Irlands Ziel; es will wie Norwegen mit Schweden, unter Einem Herrscherhause mit England stehen, seine Volksthumlichkeit politisch retten, um den Fluch der Barbarei, den Englands Gesetze verschuldeten und nicht wieder ganz heben können, auf seinem eigenen Boden zu tilgen, mit seinen eigenen Mitteln zu sühnen. D. gestand später ein, daß es 1834 zu früh gewesen sei, die Aufhebung der Union zu fordern. Sein Antrag fiel durch, denn sein Anhang war zur Durchbringung desselben, wie gesagt, noch zu schwach. Mit seiner Partei agirte er übrigens tapfer und klug genug, um Melbourne's Verwaltung zu unterstützen. Es ist anerkannt, daß Melbourne sich nur durch den Mann Irlands sechs Jahre lange hielt. Seitdem die Conservativen wieder an's Staatsruder gelangten, war die Aussicht auf wachsenden Anhang für die Sache Irlands im Parlament geschwächt; D. mußte seinen Schweif im Volke verstärken, er mußte auf die Hunderttausende im dunkeln Hintergrunde des Volksgewichts pochen können. Er stiftete in Irland den großen Bund einer offenen freien Verschwörung. Sobald Robert Peel erster Lord der Schatzkammer geworden war (1841), erscholl der Ruf: „Repeal!“ durch alle Gaue der grünen Insel. Die Repeal-Association hatte indeß nicht mehr gegen die nämlichen Schwierigkeiten und Verzögerungen, wie der katholische Verein, zu kämpfen. Der Sieg

der letztern hatte den Irländern ihre Kraft gezeigt und der Repealverein umfaßte bald fast das ganze Land, wie auch alle englischen und schottischen Städte, wo sich Irländer befanden, mit trefflicher Organisation unter verantwortlichen Vorstehern (Wardens), eigenen Journalen und Lesezimmern. Die Sitzungen wurden jetzt in einem eigenen Gebäude der „Versöhnungshalle“ wöchentlich in der Dubliner Kornbörse gehalten, und die von kühnen und ergebenen Männern geleitete Versammlung schrieb ganz Irland seine Gesetze vor. Sie bildete ein eigentliches Volksparlament, dem kein Vorrecht einer ausübenden gesetzgebenden Versammlung fehlte; sie erhob sogar Steuern, denn es wurde ein wöchentlicher Beitrag zur Deckung aller Kosten der Meetings, Proklamationen, Reisen und dergleichen festgesetzt. Die Macht der in Dublin concentrirten Versammlung aber konnte die tiefe, allgemeine und nachhaltige Begeisterung nicht hervorbringen, welche den katholischen Verein so stark und erfolgreich gemacht hatte. Deshalb beschloß D., die Provinzialversammlungen wieder einzuführen und dadurch allenthalben den Nationalgeist rege zu erhalten. Seit der Organisation und dem Triumphe der katholischen Verbindung aber hatte das Leben D.s um zwanzig Jahre gealtert; zwanzig Jahre des Streites und eines unausgesetzten Kampfes waren an ihm vorübergegangen. Es mußte eine wunderbare Erscheinung seyn, wenn der nun siebenzigjährige Greis noch dieselben Mühen und Arbeiten ertragen und Anderen diese unausgesetzte Energie einsößen konnte, in welcher er seine Stärke fand. Und doch war es so! Mit dem neuen großen Kampfe schien auch seine Jugend von Neuem aufzuleben, eine ungeheure Lebenskraft ihn zu stählen. Es begannen jetzt seine glänzenden Triumphe, seine unerschöpflichen feurigen Ansprachen an Hunderttausende, seine kühnen Verheißungen und die ganze Pracht seines friedlichen Feldzugs zu Gunsten der Freiheit und Religion. Er ist Tag und Nacht in Thätigkeit, um bald hier, bald dort zu seyn, um allenthalben über denselben Gegenstand in der verschiedensten Weise zu reden. Er zeigt sich in körperlicher Hinsicht unermüdblich und unerschöpflich in den Hilfsquellen seines Geistes, indem er in die kleinsten praktischen Einzelheiten einzugehen nicht verschmähte. Und während er so zu sagen der Verschwörung ihre Gesetze und dem Aufstande seine Zucht gibt, entwickelt er die Schätze einer immer jungen, immer belebten Beredsamkeit, welche unter tausend Formen die Leidenschaften eines Volkes anregt, das er zur socialen Auferstehung ruft. Klassische Regelmäßigkeit und strengen Geschmack darf man in seinen unzähligen Improvisationen nicht suchen, die bald im SitzungsSaale, bald beim Mahle, bald in freier Luft vom Gipfel eines Hügels oder vom Karren und Wagen herab erschollen. Dafür war er aber ein stets bereiter und seiner Zuhörer stets sicherer Redner, den Nichts außer Fassung zu bringen vermochte. Sein Thema war immer dasselbe, denn er hatte keinen andern Gedanken, als Irland, zu dessen Ausdruck ihm aber Hunderte von Gestaltungen zu Gebote standen. Man könnte sagen, daß er in seiner Seele alle Leiden, die Irland seit sechs Jahrhunderten erduldet, aufgenommen und nun für sie, die so lange stumm waren, ein bereiteter Sprecher geworden, der sie in allen ihren Formen, Phasen und Entwicklungen wiedergibt. Die Beredsamkeit D.s, durch die englische Tyrannei gegen Irland hervorgerufen, war, wie diese, reich und unerschöpflich und findet kein Beispiel ähnlicher Fruchtbarkeit. Unter seinen, doch meistens zufällig entstandenen Reden, die als der Hauch eines bewegten Lebens bald hier, bald dorthin fielen, kann man Proben der erhabensten Eleganz finden, welche ein geübter Rhetoriker, der seine Worte sorgfältig zu wählen und seine Gedanken reiflich zu überlegen gewohnt ist, mit Stolz als die seinigen anerkennen würde. Als Beispiel möge seine Ansprache an den Klerus dienen, dem er den Dank für den Beitritt zur Repealbewegung ausdrückt: — — „Das Volk ist mit Ihnen, es hat Sie nie verläugnet, weil Sie ihm stets treu geblieben sind. Das Volk hat freudig das letzte Brod mit seinen Priestern getheilt; es hat ihnen mit Ergebung und Achtung das vergolten, was es ihnen mit irdischen Gütern nicht vergelten konnte. Wo fänden sie auch ein ihrer Kirche ähnliches Priesterthum? Wir sind beraubt, ver-

folgt, verurtheilt worden; der Sachse hat Bewüstung in unser Geburtsland gebracht: gleich den stolzen Tempeln Palmyra's aber, die sich in der Wüste erheben, erscheint der Alerus Irland's noch immer mit seinen glänzenden Säulen, deren Haupt den Himmel, deren Füße die Erde berühren. Die Kirchen sind verwüstet und ihres goldenen Schmuckes beraubt, die Mauern stürzen sogar ein, der Alerus aber wird majestätisch, mächtig und herrlich fortbestehen wie die Gesänge der Erzengel, die in der Ewigkeit wohnen, zu der uns die Kirche einst leiten wird. O, gesegnet sei die Verfolgung, welche unsere Kirche nur schöner und heiliger macht; die geweihten Altäre der Freiheit werden sich unter ihren Hallen erheben, und das junge Irland, die Hoffnung des Vaterlandes, wird unter ihrem Schutze wachsen in Kraft und Tugend.“ — Der Charakter der parlamentarischen Beredsamkeit D.'s war übrigens ein etwas verschiedener, denn im Unterhause wußte er, was er als Volksredner niemals that, mit Leichtigkeit dem Fluge seines Geistes und seiner Rede einen mächtigen Zaum anzulegen. Als D. 1841 zum Lordmajor von Dublin erwählt wurde, konnte er dem Volke nichts Angenehmeres sagen, als: „Ich bin ein Irländer und liebe mein Vaterland! Von zwei Wahlbezirken zum Alderman erkoren, von zwei Grafschaften zum Vertreter gewählt, von der ersten Stadt meines Vaterlandes zum Lordmajor erhoben, habe ich doch noch einen Titel, den ich über Alles setze: ich bin Repealer.“ — Zu Anfang des Jahres 1843 überreichte er der Königin eine Denkschrift, worin er die Nothwendigkeit u. historische, wie rechtliche, Begründung der Aufhebung der Union auf's Bündigste nachgewiesen hatte. (Eine Uebersetzung dieser herrlichen Denkschrift ist unter dem Titel „Irlands Zustände alter und neuer Zeit“ bei G. J. Manz erschienen. Daran schließt sich: Dr. M. Brühl, Irland und D. Beiträge zur Kenntniß der neuern Geschichte Irland's. Nebst D.'s Prozeß, auf welche Schrift wir den ausführliche Belehrung suchenden Leser verweisen.) Es hatte dieß jedoch keinen Erfolg und D. entschloß sich, fortan lediglich durch das Gewicht großartiger, aber sich in gesetzlichen Schranken haltender, Demonstrationen zu wirken. Es begannen jene Monstermeetings auf dem alten Königshügel von Tara, zu Dennybrook, Lullamore, Tuam, Balinglass, Muhlaghmass. Diese Meetings beunruhigten die Regierung, da sie immer großartiger, immer drohender sich gestalteten. Der große Daniel konnte der Welt verkünden, daß er an der Spitze einer halben Million loyaler, aber kampffertiger Menschen stehe. Noch zügelte er diese sturmverhaltene Menge, noch predigte er: Hoch die Königin! Nieder mit den Gesetzen England's! Aber in jedem Augenblicke schien er die im Zaume gehaltenen Leidenschaften des Volks entzücken zu können, es fest zu wollen; bedeutende militärische Vorkehrungen wurden getroffen. Das Meeting zu Tuam war schon so drohend erschienen, daß das Ministerium nach Muhlaghmass Stenographen gesandt hatte, um die Worte zu sammeln, die als Grund einer Anklage dienen könnten. Das nach Clontarf auf den 8. Oktober 1843 anberaumte Meeting wurde am 7. Nachmittags durch Proclamation des Lord-Lieutenants verboten. D. und die Leiter gaben sich nun alle Mühe, das Volk, welches aus den entfernteren Gegenden schon aufgebrochen seyn mußte — Repealer aus Liverpool u. Manchester waren bereits in Dublin anwesend — vom Besuche vor Clontarf zurückzuhalten. Er benützte noch die übrigen wenigen Stunden, um eine Proclamation durch Boten unter's Volk und unter die Geistlichkeit verbreiten zu lassen. Es war offenbar Absicht der Regierung, Collisionen herbeizuführen; dieser Plan scheiterte an der Macht D.'s u. seiner Freunde Steele, Barrett, Duffy u. A., über eine halbe Million Menschen. Die Regierung griff nun zum äußersten Mittel, die Leiter der Repealbewegung in Anklagestand zu versetzen. Sie mußte die Männer, welche sie in ihrer Proclamation eines Verbrechens bezüchtigt hatte, vor Gericht stellen und die Anschuldigung beweisen. Am 13. Okt. wurden der Verschwörung und Aufreizung zur Unzufriedenheit angeklagt: Daniel und sein Sohn John D., die Geistlichen Tyrrel und Tierney, Th. Steele, mit dem Beinamen der Oberfriedensstifter (head pacificator), der unzertrennliche Freund und Gefährte

D. S., Ray, Schatzmeister der Verbindung, Barret, Redakteur des „Piloten," Derfhy, Redakteur der „Nation," Dr. Grey, Eigenthümer des „Freeman's Journal." Der Agitator und sein Sohn leisteten ohne Widerrede vor dem Gerichtshofe der Queensbench die nöthige Caution, daß sie vor den nächsten Assisen sich stellen würden, und D. erließ eine kurze Adresse an das irische Volk, worin er dasselbe von dem Geschehenem in Kenntniß setzte und es auf's Eindringlichste zur Geduld, zur Ruhe und zum geseglichen Verhalten ermahnte, da nur auf diesem Wege das vorgestekte große Ziel erreicht werden könnte. Die Irländer beantworteten die Maßregel der Regierung durch um so eifrigere Theilnahme an der Repealsache; neue, sehr einflußreiche Mitglieder, darunter O'Brien, traten dem Vereine bei und die Beiträge zur D. S.-Rente flossen reichlicher, als je zuvor. Die Rechtsanwälte der Angeklagten suchten Alles hervor, um den Anfang des Prozesses so weit als möglich hinauszuschieben, entweder um die Regierung zu vermögen, den Prozeß fallen zu lassen, oder selben der Eröffnung des Parlaments möglichst nahe zu bringen, wo ihnen denn, bei der ungleich größern Regsamkeit der Parteien, der Beistand der liberalen Partei auch England's u. Schottland's sicher war. Nachdem jedoch ein Einwurf gegen die Zeugenschaft des Schnellschreibers Hughes, in dessen Bericht sich Unrichtigkeiten befanden, von der Grand-Jury und gegen die Selbstständigkeit des Anklageaktes von den Richtern verworfen, dann aber auch einem wirklich begangenen Formfehler bei der Beeidigung der Zeugen, der in England jedenfalls Cassation der Anklage zu Folge gehabt haben würde, keine Folge gegeben worden, mußten am 22. Nov. die Angeklagten auf den Prozeß eingehen. Sie plaidirten „nicht schuldig" und stellten den Antrag, den Anfang der Verhandlungen bis zum 1. Febr. 1844 hinauszuschieben. In diesem Antrage leistete ihnen selbst der Generalprokurator Vorschub und die Gerichtsstizungen wurden bis zum 15. Januar vertagt. Zu dieser Nachgiebigkeit gegen die Angeklagten bestimmte den Gerichtshof weniger, daß diese eine längere Vorbereitungsfrist zu ihrer Vertheidigung beanspruchten, als daß sie die Unvollständigkeit der Geschworenenliste und die Nothwendigkeit einer Revision derselben nachwiesen. Die Listen wiesen nur 23 Katholiken unter 300 Namen auf, während Dublin wenigstens 300 zu Geschworenen geeignete Katholiken zählt! D. erließ nach dieser Vertagung des Prozesses eine neue Friedensadresse an das Volk und begab sich bis zum Wiederbeginne desselben auf seinen Landsitz Derrynane. Irland blieb ruhig, nicht etwa der zahlreichen englischen Truppen wegen, oder aus Furcht vor den Kriegsschiffen, die seine Küsten umschwärzten, sondern weil D. es so wollte, der sein Volk an Geseglichkeit gewöhnt hatte, an Vertrauen zum Rechte. Ob nun dieses von der Regierung gewahrt wurde, mag der Umstand bekunden, daß der Staatsanwalt eilf unter den 48 auf der revidirten Geschworenenliste befindlichen Katholiken, angeblich weil sie Repealer wären, strich! Die Regierung machte sich selbst zur Partei und nun kam noch sogar eine andere große Unregelmäßigkeit zu Tage. Die Originalliste hatte 780 Namen enthalten, die Liste hingegen, aus der die Jury gezogen wurde, enthielt nur 717, u. merkwürdiger Weise waren von den fehlenden 63 Namen 35 die Namen sehr ehrenwerther Katholiken und 28 die liberaler und wohlmeinender Protestanten. Alle Protestationen gegen dieses parteiische Verfahren halfen Nichts und der Prozeß nahm am festgesetzten 15. Januar seinen Anfang; mit welchem Endresultate vor einer solchen weise zusammengesetzten Jury und einem der großen Mehrzahl noch aus eifrigen Regierungsmitgliedern bestehenden Gerichtshofe, war vorauszusagen. Der Glanzpunkt der ganzen Versammlung war die Vertheidigungsrede, welche Schiel, der Hauptanwalt der Beklagten und einer der jetzt berühmtesten parlamentarischen Redner, am 27. Januar hielt. Er bewies in seiner Rede, trefflich durch den Glanz und die Eleganz der Form, wie durch Glut und Wahrheit ihres Inhalts, aus der Geschichte und den bestehenden Verhältnissen Irland's die unabwiesbare Nothwendigkeit der Repeal und aus der Nothwendigkeit die Geseglichkeit derselben. Zugleich hob er hervor, daß D. bei aller Gerechtigkeit der Forderung

gen Irlands noch nie zu einem Mittel gegriffen habe, das die Ruhe und Wohlfahrt des englischen Reiches oder die Unverletzlichkeit der Krone irgend habe gefährden können. Die Reden der übrigen Vertheidiger hielten alle mehr oder minder denselben Gang ein; ein merkwürdiger Incidenzpunkt in der des Advokaten Fitz-Gibbon war, daß einige harte Ausdrücke in derselben den Generalprokurator so in Harnisch brachten, daß er noch während der Gerichtssitzung dem Redner eine Herausforderung zustellte, eine Thorheit, die durch den Oberrichter freilich bald zu einem friedlichen Ende geführt wurde, aber deutlich darthut, wie wenig der erste Vertreter der Regierung es verstand, den wichtigen Verhandlungen gegenüber seine persönlichen Gefühle in den Hintergrund zu drängen. Zuletzt, am 5. Februar, hielt D. selbst seine Vertheidigungsrede; wir führen nur den Schluß derselben an: „Warum ist dieses Land nicht glücklich? — Habe ich nicht von dem unerhörten zauberhaften Glücke gesprochen, welches dem Bestehen der heimischen Gesetzgebung folgte? — Was einst geschah, wird wieder geschehen! — Dieser Kampf, die Armen von der Armuth zu retten, die Beschäftigungslosen zu Beiträgen zu den Staatseinnahmen zu ermächtigen, die Gentry und den Adel im Lande zurückzuhalten — doch ich überlasse Ihnen das Urtheil über die Sache. Ich selbst stelle in Abrede, daß ich Etwas gesagt oder gethan, was die Anmuthung der Verschwörung rechtfertigte. Ich wirkte am hellen Tage, in der Gegenwart der Regierung, der Magistrate; ich sagte kein Wort, das ich nicht vor der ganzen Welt bekennen würde. Ich kämpfte für die Wiederherstellung des Parlaments meines Landes. Montag, den 12. Februar, gab die Jury ihr Verdikt ab, das am Samstag den 10. Abends 11 Uhr bereits abgegeben, aber wegen mangelhafter Form vom Gerichtshofe nicht angenommen worden war, so daß die Jury über den Sonntag hatte eingesperrt bleiben müssen. Der Ausspruch lautete: „Schuldig“ gegen sämtliche Angeklagte (der Geistliche Tierney war inzwischen an einer Krankheit gestorben, die er sich bei seinen Bemühungen, das Volk vom Besuche der nach Clontarff anberaumt gewesenen Meetings zurückzuhalten, zugezogen hatte) über alle elf Punkte der Anklage, doch mit einigen Modifikationen der Anklagebestimmungen in Betreff einzelner Angeklagter. Nur bei D. selbst, den Redakteuren der Repealblätter, Barret und Duffy, war in allen Punkten schuldig erkannt. Auch hatte die Jury in ihrem Verdikte die Ausdrücke „gesetzwidrig“ und „aufrehrerisch“, welche die Anklageakte in Betreff der Repealversammlungen enthält, nicht gebraucht und dadurch die Ungegesetzlichkeit derselben in Zweifel gestellt. Das Urtheil erfolgte erst mit Beginn der Pfingsten-Quartalsitzung des Gerichts, nachdem inzwischen die öffentliche Meinung in England durch die Interpellationen Lord Russell's im Parlamente, und den Empfang, welchen das Volk D. bei seiner Anwesenheit in England bereitet hatte, sich gegen das Verdikt der Geschworenen ausgesprochen. Das Urtheil lautete am 30. Mai gegen D. auf einjähriges Gefängniß und 2000 Pfund Sterling Geldbuße; gegen die übrigen Angeklagten (mit Ausnahme Tierney's, gegen welchen der Staatsprokurator seine Anklage hatte fallen lassen) auf neunmonatliches Gefängniß und 50 Pf. Sterling Geldbuße. Ferner wurde D. auferlegt, persönlich mit 5000 Pfd. Sterling und außerdem durch zwei Bürgen, jeder mit 2500 Pfd. Sterl., Sicherheit dahin zu stellen, daß er sieben Jahre lange Frieden halten wolle. Für dieselbe Zeit und zu gleichem Zwecke wurde auch den übrigen Verurtheilten die Bürgschaftstellung auferlegt, jedoch auf den fünften Theil des D. auferlegten Betrages beschränkt. Da der Gerichtshof den Antrag auf Suspendirung der Strafe bis zu erfolgtem Ausspruche des Oberhauses, an welches, als obersten Cassationshof, appellirend sich zu wenden die Angeklagten erklärten, abgewiesen hatte, wurden die Verurtheilten sofort der Bewachung des Sheriffs der Stadt Dublin überwiesen, um von ihm nach dem Richmondgefängnisse abgeführt zu werden. Sofort erließ D. abermals eine Adresse an das Volk, worin er dasselbe wiederholt zur Ruhe und zum Frieden ermahnte und anzeigte, daß er gegen das erfolgte Urtheil Berufung eingelegt habe. Am 1. Juli bot die Municipalcorporation

von Dublin dem verurtheilten „Verschwörer“ abermals die Lord-Mayor's-Würde an, welche aber D. ablehnte! Fast von allen städtischen Corporationen Irland's, vom Grafen Montalemberte aus Frankreich, auch aus Deutschland wurden Adressen an D. gerichtet. Am 4. Juli begannen die Verhandlungen des Staatsprozesses vor dem Parlamente. Am 2. Sept. begannen die Schlußverhandlungen, nachdem die Verteidiger alle gesprochen hatten. Das Urtheil kam auf den Entscheid der vier juridisch gebildeten Peer's, Lords Denman, Cottenham, Campbell, Brougham an, von denen sich nur der letztere gegen Umstosung des Urtheils aussprach. Dasselbe ward also cassirt und die Agitatoren freigelassen, nachdem sie eine Woche über drei Monate im Gefängnisse zugebracht hatten. Am 6. Sept. erfolgte diese Freilassung unter dem ungeheuersten Jubel des Volkes; es ward den Befreiten ein großes Festessen und ein Nationalfest veranstaltet, an dem sich fast das ganze Land theilte. Es war ein Triumphzug und D. der Triumphator; an diesem Tage (7. Sept.) erstieg D. den Gipfel seiner Macht und Popularität; von da an schien sein Stern zu erbleichen. — Jedenfalls ist es eine merkwürdige psychologische Erscheinung, daß nun plötzlich das Alter an ihm sein Recht geltend machte; fortan erhob er nur noch matt und gebrochen für den nächsten Nutzen im Parlamente seine Stimme. Nach wie vor nagte das große Unglück seines Volkes an seinem Herzen. Aber der große Plan der gefesselten Empörung, des geharnischten und gebändigten Aufruhrs, schien vor seinem Geiste zerfallen; er begnügte sich zu erklären, er wolle ganz sein Leben hingeben, könnte er seinem Volke auch nur Eine Mahlzeit mehr verschaffen. Whigs waren wieder am Ruder. D. unterstützte Lord John Russell, und das Ministerium bezeugte sich ihm für Irland in Einzelheiten erkenntlich. Kleine Zugeständnisse erscheinen leicht wie Begütigungen für ein im Ganzen und Großen entzogenes Gut. D. zerfiel mit denen, die der Argwohn schürt, das Unglück gebrandmarkt hat. Die Partei von „Jung-Irland“ unter O'Brien hielt des Alten Diplomatisiren für Verrath an der großen Sache; die Partei der heißblutigen Jugend und des entschiedenen Auftretens, im Falle der Noth selbst mit Gewalt der Waffen, glaube, D. aufgeben zu müssen, um Irland nicht Preis zu geben. Sie scheinen im Stande zu seyn, Irland's Sache bis an den Rand des Abgrundes zu drängen, um den verzweifeltsten Sprung zu thun, ein Wagniß zu wiederholen, an dem schon Robert Emmet, Lord Fitzgerald und die ganze Schaar der Stürmer im vorigen Jahrhundert scheiterten. Wie D. den Zerfall in seiner Partei fühlte und alle Ausgleichungsversuche scheiterten, da er sein Prinzip des friedlichen geselligen Widerstandes nicht aufgeben durfte und konnte, zerfiel er auch mit sich selbst; diese ungeheure Undankbarkeit machte ihn irre. Er konnte nicht mehr über die Millionen ergebener Herzen gebieten. Das hätte ihm fast das eigene große Herz gebrochen. Er siechte hin; er erkrankte schwer, als er sein Land an der fürchterlichsten Hungerpest leiden sah; er sehnte sich hinaus in ein milderes Klima; er sehnte sich auch nach Rom, an das Herz der stets so innig geliebten Mutterkirche. Doch sollte er Rom nicht mehr erreichen. Er starb in Genua am 15. Mai 1847. Sein Sohn brachte, des Vaters Willen gemäß, sein Herz nach der ewigen Stadt, wo am 28. Juni ein feierlicher Trauergottesdienst für ihn gehalten wurde, bei welchem der berühmte P. Ventura eine seiner herrlichsten Reden zu Ehren des Befreiers hielt. Sein Körper ruht im Heimathlande, das ihn mit der alten Verehrung, mit kummerstropher Liebe empfing. — Was D. seinem Lande war und welcher großer Geist ihn erfüllte, zeigte sich recht deutlich nach seinem Tode. Sein Sohn John stellte sich an die Spitze der Repealbewegung, erwies sich jedoch hiezu nicht fähig; die Bewegung zerfällt immer mehr, die Parteienspaltung wird immer greller. Während wir dies niederschreiben, steht in Irland, in Folge des Impulses der französischen Februarrevolution, ein blutiger Aufstand bevor und die englische Regierung ist fest entschlossen, denselben mit aller Strenge zu unterdrücken. — D. hinterläßt vier Söhne: Morgan, Maurice, John, Daniel, und eine an Hrn. French verheirathete Tochter. Er war in seinem Hause der

liebenswürdigste jovialste Mann und war geehrt wie ein Patriarch von seinen Kindern und Kindeskindern. Noch Eines zum Schlusse. Man hat einen Schatten werfen wollen auf die Lauterkeit und Uneigennützigkeit seiner Bestrebungen, weil er von seinem Volke eine Rente, die sogenannte D.-Rente, annahm. D. konnte nur Agitator oder Advokat, nicht aber beides zugleich seyn. Dadurch, daß er das letztere nicht mehr war, waren auch die damit verbundenen Einkünfte weggefallen; dadurch aber, daß er nun das erstere, und zwar auf nicht unbedeutende Kosten seines eigenen Sockels, war, konnte der Stand seines Vermögens nur verschlimmert werden. Er wirkte aber lediglich zum Besten seines Vaterlandes, und deshalb machten im Jahre 1833 einige seiner eifrigsten Anhänger dem Volke den Vorschlag, sich eine kleine Steuer nach Belieben zu seinen Gunsten freiwillig aufzulegen. Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall und von nun an kam jährlich eine Durchschnittssumme von 15000 Pfd. St. als Quasi-Civilliste des „Königs-Dun“ ein. Eine Abgabe wahrlich, die dem Nehmer und dem Geber zu gleicher Ehre gereicht. Daß sich D. dabei nicht bereicherte, zeigte sich an seinem Nachlasse. Br.

D' Connor, Feargus, Abkömmling einer alten, irischen Familie und eines der Häupter der Chartisten (s. Chartismus) in England, geboren 1795, in der Nähe von Cork, Advokat, kam nach Annahme der Reformbill 1832 in's Haus der Gemeinen; 1835 wurde er aus dem Unterhause verdrängt, und weil ihm D'Connel in Irland zu gemüthigt zu Werke ging, so blieb er in London und trat in Verbindung mit den englischen Radikalen. Seit 1836 durchzog er das Land u. predigte eine Volkscharte und eine freie Volksconvention. Als aber im Herbst 1838 seine Neben immer leidenschaftlicher und aufregender wurden und die Chartisten, seine Anhänger, Nachts bei Fackelschein, gegen das Polizeigesetz, Meetings hielten und der Pfarrer Stephens und D. geradezu zur Brandstiftung aufforderten, da schritt die Regierung ein u. untersagte die Versammlungen. D. war unter den 49 Delegirten, die 1839 in London zusammenkamen und ihren Sitz dann nach Birmingham verlegten, weil sie dort mehr auszurichten hofften. Am 12. April 1839 ging D.s Beschluß, daß am 12. August d.s. J. alle Arbeiter zu arbeiten aufhören sollten, durch; er beabsichtigte damit, alle Arbeiter in Birmingham unter die Befehle der Delegirten zu versammeln und so es der Regierung unmöglich zu machen, die Zusammenkunft einer so ungeheuren Masse zu hindern. Als aber die Nationalconvention zusammenkam, konnte sich der große Haufe nicht einigen; polizeiliche Einmischung hatte am 4. Juli einen Pöbelaufstand zur Folge, das Militär dämpfte ihn mit Waffengewalt und die Macht D.s war für immer gebrochen. Er selbst löste die Nationalconvention auf, und nach einer zweiten Erhebung, am 13. Juli, wurde die ganze Chartistenpartei zersprengt und die Anführer vor Gericht gezogen. Klug hatte D. Alles vermieden, was ihn hätte in die Gewalt des Gesetzes bringen können, und er gründete in London, zur Aufregung der unteren Classen, ein Journal: *The northern star*, das großen Absatz fand. Der Abdruck einer seiner Chartistenreden darin brachte ihn 1840 vor Gericht, doch wurde er freigesprochen. 1843 und 1844 war er beim D'Connel'schen Prozeß in Dublin theilhaftig.

Octant, ein veraltetes astronomisches Instrument, das den achten Theil des Kreises, also 45 Grade, enthielt und dem Sextanten (s. d.) ganz ähnlich construirt war.

Octav heißt in kirchlicher Bedeutung die acht Tage hindurch fortgesetzte Feier eines Festes. Unter der O. wird der Gottesdienst nicht so feierlich gehalten, wie am Feste selbst. Der achte Tag, mit welchem sich der Festenfluß schließt, wird auch vorzugsweise O. genannt, weil an demselben gewöhnlich die kirchlichen Festlichkeiten, jedoch in einem andern Maßstabe, als am Feste selbst, wiederholt werden. Anfangs hatten nur die drei hohen Feste: Weihnachten, Ostern und Pfingsten O.n, später erhielten solche noch die Feste: Epiphanie, Mariä Himmelfahrt, Geburt u. Empfangniß, Christi Himmelfahrt, das Fronleichnamsfest, die Feste des heiligen

Johannes des Täufers, der heiligen Apostel Petrus und Paulus, des heiligen Laurentius, Allerheiligen, des heiligen Stephanus, Johannes des Evangelisten u. der heiligen unschuldigen Kinder. Auch muß in jeder Kathedral = Collegiat = Kloster = und Pfarrkirche bei dem Patrociniums = und Kirchweihfeste D. gehalten werden. Zur Zeit der Quadragesimal = Fasten finden keine D.n statt, sondern dieselben werden, wenn ein Fest, welches eine D. hat, in diese Zeit fällt, ausgelassen und die für die Ferien dieser Zeit vorgeschriebenen Messen gelesen.

Octave ist in der Musik der achte Ton von einem angenommenen Grundton, und von diesem, wenn beide zugleich angeschlagen werden, kaum zu unterscheiden; dann der Inbegriff der Töne, die eine D. ausmachen, das ist, von einem Tone bis zu einem andern, welcher den nämlichen Namen führt. Man unterscheidet die D. in die erste oder große, in die zweite oder kleine, in die dritte, vierte und fünfte D. und weiter, nach der Ausdehnung der Instrumente. Alle diese D.n sind jedoch nur Wiederholungen der sieben wesentlich von einander verschiedenen, in einer D. enthaltenen Töne. Die erwähnte erste D. wurde bezeichnet mit den großen lateinischen Buchstaben C. D. E. F. G. A. H.; die zweite mit den nämlichen kleinen lateinischen Buchstaben c bis h; die dritte empfing über diese kleinen Buchstaben einen Strich ($\overline{c-h}$), und heißt daher die eingestrichene; die vierte oder zweigestrichene bekam zwei Striche ($\overline{\overline{c-h}}$), und die fünfte oder dreigestrichene drei Striche über jene Buchstaben ($\overline{\overline{\overline{c-h}}}$). Die Töne steigen von unten nach oben, denn die große D. ist die unterste. Die noch unter ihr liegenden Töne heißen Contratöne, oder die ganze D. Contra = D. Alle diese Benennungen entstanden aus der alten Tabulatur (s. d.). — Außerdem bezeichnet D. bei der Orgel das um eine oder zwei D.n höher, als das Prinzipal, stehende offene Flötenwerk.

Octavia, 1) die Tochter des Gnejus Octavius und Schwester des Kaisers Augustus, war zuerst an Claudius Marcellus, und nach dessen Tode an Marc. Antonius vermählt, um dadurch den Uneinigkeiten zuvorzukommen, die man von Antonius und ihrem Bruder zu besorgen hatte. In den ersten Jahren gelang es ihr, die Einigkeit unter Beiden zu erhalten. Dies dauerte aber nicht länger, als bis Antonius nach dem Oriente ging und in Aegypten der Kleopatra sein Herz schenkte. Auf Zureden der Letztern schied sich Antonius endlich ganz von seiner Gattin. Sie verließ nun sein Haus, ohne sich zu beklagen, und nahm alle seine Kinder mit sich in ihr Haus, den ältesten, Antyllus, ausgenommen, der bei dem Vater war. Bald darauf hatte sie den Schmerz, den bürgerlichen Krieg wirklich ausbrechen zu sehen. Sie starb im Jahre Roms 742, von ihrem Bruder u. ganz Rom auf's Schmerzlichste betrauert. — 2) D., Gemahlin des Kaisers Nero, Tochter des Kaisers Claudius und der Messalina und Schwester des Britannicus, durch ihr Unglück bekannt. Der erste Unglücksschlag traf sie, als ihr Gemahl ihren zärtlich geliebten Bruder, Britannicus, durch Gift ermorden ließ. Bald darauf ließ er sich von ihr scheiden und, durch die Verläumdungen der Poppäa bewogen, verbannte er sie zuerst nach Campanien, bald darauf nach der Insel Pandataria; sie wurde sodann auf eine grausame Art hingerichtet u. ihr Kopf der Poppäa überliefert.

Octavius ist der Name eines römischen aus Velitra in Latium stammenden Plebejergeschlechtes, aus dem sich u. A. bemerkenswerth machte: Gnejus (nach A. Cajus), D., der im J. R. 692 Prätor und 693 Proprätor in Macedonien war, welches er musterhaft verwaltete und bald darauf starb. Sein Sohn ist der bekannte Kaiser Augustus (s. d.).

Octroy bedeutet im Allgemeinen ein Vorrecht oder Privilegium; besonders versteht man darunter die einer Handelsgesellschaft ertheilte obrigkeitliche Genehmigung, nebst den ihr zugleich verliehenen etwaigen Begünstigungen u. besonderen Freiheiten, und nennt solche Compagnien, denen besondere Privilegien verliehen worden sind, auch wohl octroyirte Gesellschaften. — In Frankreich, von wo aus der Name auch nach Deutschland übergegangen ist, versteht man darunter

auch außerdem die städtischen Abgaben oder Gemeindesteuern, welche gewissen Orten von der Regierung bewilligt sind.

Scular, **Scularglas** oder **Augenglas**, heist dasjenige Glas eines Fernrohrs oder Spiegelteleskops, an welches man das Auge bringt, um den fernen Gegenstand betrachten zu können. Bei dem holländischen oder galiläischen Fernrohre ist das O. ein concaves, bei allen anderen Arten aber, sowie bei den Spiegelteleskopen, ein convexes. Das Erdfernrohr hat 4, das astronomische 1 O. und die Spiegelteleskope ebenfalls 1 O. Um aber ein etwas größeres Gesichtsfeld zu erhalten, bringt man gewöhnlich zwischen dem ersten (dem Auge zunächst liegenden) und dem zweiten O. noch ein dem ersten nähergestelltes O. an, welches **Collectinglas** (s. d.) genannt wird. Wenn man mit der Brennweite des O.s in die Brennweite des Objectivs (s. d.) dividirt, so gibt der Quotient die Vergrößerung des Fernrohrs. — Es sind in der neuesten Zeit auch **achromatische O.e** in Gebrauch gekommen. — **Scularröhre** heist diejenige Röhre eines Fernrohrs oder Spiegelteleskops, welche die Sculare enthält. Bei den gewöhnlichen Auszugsfernrohren, welche mit mehren ineinander zu schiebenden Auszugsröhren versehen sind, heist die letzte und schwächste mit den O.n die O. Bei allen, zu astronomischen Beobachtungen bestimmten, Fernrohren aber ist die O. nicht zum Verschieben, sondern so eingerichtet, daß sie mittelst einer Trieb- oder Mikrometerschraube nach jedesmaligem Erforderniß kürzer oder länger, also die O.e selbst gegen das Objectivglas auf das feinste gestellt werden können. Bei den Spiegelteleskopen hingegen bleibt die O. unbeweglich und der kleine Spiegel wird mittelst einer Schraubenvorrichtung zum Verschieben eingerichtet.

Sculiren, s. Propfen.

Dzajakow oder **Dtschakow**, türkisch **Dzain** **Krimenda**, Stadt im russischen Gouvernement Cherson, an der Mündung des Dniپر in das schwarze Meer, hat eine Citadelle, mehre Kasernen, eine Quarantaine-Anstalt, bei 5000 Einwohner u. ist Ausladeort für die Schiffe, welche Waaren nach Cherson bringen. — O. war früher eine starke Festung gegen die Türken. 1727 nahmen es die Russen unter Münnich mit Sturm; später wurde es wieder an die Türken abgetreten; 1788, den 7. December, unter Potemkin mit ungeheuerem Verluste gestürmt und später, mit Ausnahme der Citadelle, geschleift. Im Frieden von 1791 blieb die Stadt im Besitze der Russen.

Ode, (griechisch Ὀδή), von αἶδω, ᾄδω, singen) hieß bei den Griechen jedes zum Gesange geeignete, der Elegie (s. d.) entgegengesetzte, lyrische Gedicht, daher in der alten griechischen Komödie auch so viel wie Strophe, und ein Theil der Parabase (s. d.). In neuerer Zeit aber hat man die O. vom Liede nicht nur getrennt, sondern auch zum Gegensatz genommen. Sie ist der Ausdruck der höchsten lyrischen Poesie, des ernststen Aufschwunges einer tiefen, über die gemeine Wirklichkeit sich erhebenden Lebensanschauung, der Bewunderung ausgezeichnete Persönlichkeit, die begeisterte Darstellung unmittelbarer Gemüthsbewegungen. In der O. kann die Phantasie, wie man sich ausgedrückt hat, den kühnsten Flug wagen, und das Gefühl darf die höchsten Interessen der Menschheit in ihr berühren. Daher streift sie an den Ton der Betrachtung, ohne denselben rein aufzunehmen, und gewinnt dadurch den Charakter der Würde und Erhabenheit. Ihr Schwung ist rasch und feurig; ihr Haupterforderniß gebrungene Kürze und Gedankenfülle bei überraschenden Bildern. Erscheint zuweilen in ihr eine gewisse Regellosigkeit (lyrische Unordnung, lyrische Sprünge genannt), so ist dieß nur (oder soll doch nur seyn) ein verborgener Zusammenhang der Gefühle, welcher in der Fülle und Tiefe derselben seine Aufklärung findet. Mit diesem innern Gehalte muß aber auch die äußere Form übereinstimmen, wenn ihr gleich eine große Freiheit in Sprache und Rhythmus gestattet ist und sie ebenso in reimlosen, wie in gereimten Versen erscheinen kann. Gedichte, welche Nichts weiter, als die von den Alten für die O. verwendeten reimlosen Strophen an sich tragen, können nicht für O.n gelten. — Nach Verschiedenheit der Gegenstände, welche die erwähnte Erhebung des

Gemüths gestatten oder veranlassen, kann auch die *O.* verschieden seyn. Man pflegt sie einzutheilen in philosophische, heroische und sentimentale; oder auch in religiöse (der nicht epische Hymnus), in heroische, in didaktische (mit der philosophischen und satirischen als Unterabtheilung) und in politische *O.*n, letztere als Darstellungen bedeutender Gegenstände und Ereignisse der Natur und Geschichte, die jedoch leicht zu Lob- und Gelegenheitsgedichten werden. Eine scherzende oder scherzhafte *O.* aber widerspricht gänzlich ihrem eigentlichen Begriffe. — Griechische *O.*n, die gewöhnlich das Gefühl mehr durch die Gegenstände selbst schildern, haben wir in den Siegeshymnen Pindars, in den Fragmenten der Sappho, in jenen des Alcäus u. A., gelungene Nachahmungen von Horaz. Unter den Franzosen erhob zuerst die Sprache zur *O.* François Malherbe; unter den Deutschen machte Klopstock als *O.*n=Dichter Epoche. Auch besitzen wir gute *O.*n von Stolberg, Schubart, Herder, Schiller, vorzüglich von Baggesen u. A. Im Ganzen ist die Literatur der Nationen arm in diesem Zweige der Poesie, ungeachtet die *O.*n-Form häufig genug angewendet ist. Sammlungen von *O.*n deutscher Dichter erschienen bereits in Leipzig 1778 und später 1783 in Zürich.

Odelsthing, s. Storthing.

Odense, Hauptstadt der dänischen Insel Fünen (s. d.), an dem Flusse gleiches Namens, Sitz des Statthalters und eines (protestantischen) Bischofs, mit der von Knut dem G. gegründeten Kathedrale, worin die Gräber des Stifters, Erichs 1. am, Johannes und Christians II. Außerdem findet man hier ein königliches Schloß, schönes Rathhaus, Kathedralschule, ökonomische-, literarische- und Bibelgesellschaft. Die 9000 Einwohner unterhalten Fabriken in Tuch, Tabak, Seife, Handschuhen, Zuckersiedereien, und treiben lebhaften Handel mit Landesprodukten auf eigenen Schiffen.

Odenwald, ein Gebirge im westlichen Deutschland, dessen größerer Theil heffendarmstädtisch, der kleinere badisch ist. Derselbe beginnt bei Ziegelhausen und Neckarsteinach, am rechten Ufer des Neckars, wodurch er von dem Schwarzwalde geschieden wird und in der Richtung gegen Norden, am Main, bei Offenbach u. Frankfurt ausläuft. In Baden fließt er vom Neckar bis zum Main, und, diesem aufwärts, bis Miltenberg, dann an der Mudach bis zu deren Ursprung bei Buchen. In dem badischen Theile sind die höchsten Bergkuppen: der Katzenbuckel, 2180 Fuß; der Winterhauch, 3 Stunden von Miesbach, 1640 Fuß, heißt der ganze Theil vom Katzenbuckel zwischen den Dörfern Katzenbach und Schollbrunn; der Königsstuhl (Kaiserstuhl) bei Heidelberg, 1723 Fuß; Heiligenberg, 1560 Fuß; Rothenberg, bei Schlossau, 1560 Fuß; Delberg, bei Schiersheim, 1600 Fuß. In Hessen-Darmstadt deckt er die ganze Nüßthal der Provinz Starkenburg, reich an schönen Thälern, besonders das Mümling=Thal. Hier sind die höchsten Kuppen die Reunkirchenshöhe, 1820 Fuß; der Trumm, 1778 Fuß; der Felsberg mit dem Felsenmeer, 1546 Fuß. Keiner der Berge des O.s ist völlig kahl oder unfruchtbar, sondern theils mit Wald, theils mit Fruchtfeldern bedeckt. An der Westseite zieht sich die Bergstraße hin.

Odeon (griechisch ὠδίων), Gesangsfaal, war nach Hesychius ein Ort, an welchem Rhapsoden- und Kitharaisänger ihre Wettstreite hielten, bevor ein Theater erbaut war. Der Scholiast des Aristophanes u. Suidas erklären es für einen in Gestalt eines Theaters erbauten Ort, welcher den Dichtern zum Vortrage ihrer Dramen diente, bevor solche auf die Bühnen gebracht wurden. In der nämlichen Bedeutung nahmen den Ausdruck auch die Römer, daher ein zu musikalischen und poetischen Vorträgen bestimmtes Gebäude, das später aber auch zu anderen Zwecken benützt wurde. Das erste *O.* in Athen errichtete Perikles, in Rom Domitian. Bei uns ist der Begriff erweitert und *O.* wird genannt ein zu wissenschaftlichen, musikalischen, selbst theatralischen Unterhaltungen und sonstigen Festen bestimmter Ort, die Benennung sogar figürlich als Büchertitel angewendet.

Oder (lateinisch Viadrus, slavisch Bjodr), einer der Hauptströme Deutschlands, entspringt in Mähren, auf der Gränze der Kreise Prerau und Olmütz, westlich-

westlich bei Robenstadt, in einem Zweige der Subeten. Sie fließt Anfangs südöstlich, dann nordöstlich bis Oberberg, wo unterhalb die Olsa oder Olsa aus Südost her einmündet. Bis hieher bildet die D. zum Theil die Gränze zwischen Preußen u. Oestreich, tritt aber von hier ganz in das preussische Gebiet ein, durchfließt Schlesien, Brandenburg Pommern bis zur Mündung in das große Haff, vor dem die beiden Inseln, Usedom westlich, und Wollin östlich liegen, und eine dreifache Verbindung mit der Ostsee, östlich durch die Dievenow, westlich durch die Peene, dazwischen die Swine, bilden. Sie fließt vorüber an Odera, Ratibor, Kosel, Krapitz, Oppeln, Brieg, Breslau, Auras, Steinau, Köben, Glogau, Beuthen, Krossen, Frankfurt, Küstrin, Schwedt, Garz, Stettin, Pölitz. Die D. führt viel Sand mit; Lauf 120 Meilen, 2400 □ Meilen Flußgebiet. Die Nebenflüsse sind: rechts die Kłodniz, Malapane, Stöber, Miniska, Weida, Bartsch, Odra, Pleeska, Warthe, Winzel, Klone, Jhna, Stepniz, Volzer; links: Oppa, Zinna, Hogenbloz, Neisse, Ohlau, Lohe, Weiseritz, Ragbach, Bober; durch den Friedrich Wilhelm Kanal, Spree, Havel, und den Plauenschen Kanal ist die D. mit der Elbe verbunden.

Ddeffa, Stadt im russischen Gouvernement Cherson, am schwarzen Meere, zwischen den Mündungen des Dniyr und Dniestr, die größte Stadt und der bedeutendste Stapelplatz in ganz Südrussland, mit 70,000 Einwohnern, 1792 nach dem Frieden zu Jassy auf Befehl der Kaiserin Katharina in der Absicht gegründet, um ein Hauptniederlagsort für den inneren Verkehr Russlands zwischen dem schwarzen und asowischen Meere zu werden, und 7. Februar 1817 zum Freihafen erklärt, ist regelmäßig gebaut, hat fast lauter steinerne Häuser, viele schöne öffentliche Gebäude, darunter die Nicolaiskirche, Michaelskirche, protestantische Kirche, neue Börse, Stadthospital u. v. a. Man findet hier ein geistliches Seminar, Lyceum und Pädagogium, Schule für orientalische Sprachen, Militärschule, botanischen Garten, Fräuleinstift, Ackerbau-Gesellschaft, Muscum für Alterthümer aus Südrussland u. s. w. Von Handelsanstalten bestehen: eine Handelskammer, Börse, Discontobank, Schifffahrtsschule, mehrere Seeasscuranzen, Gesellschaft zur Förderung der Schifffahrt auf dem schwarzen Meere und des Handels mit dem Orient. Die Rhede ist nicht nur geräumig, sondern hat auch bei gutem Ankergrunde stets hohen Wasserstand; nur ist solche den Südwestwinden ausgesetzt, welche im Winter den Schiffen zuweilen Gefahr bringen. Der künstlich gebaute Hafen wird durch einen, ziemlich weit in die See reichenden, Steindamm geschützt und ist zur Aufnahme von 300 Schiffen berechnet. Auch er hat tiefes Wasser. An dem südlichen Ufer der Bai ist ein Leuchthurm errichtet. Mangel an gutem Quellwasser ist das Einzige, womit D. zu kämpfen hat; in der Nähe der Stadt findet man wenige oder gar keine Bäume, was der Gegend ein einförmiges und unfruchtbares Ansehen gibt. Außer Schiffswerften, Stückgießereien, großen Schmiede- und anderen bei dem Schiffbau nöthigen Werkstätten, großen Brennereien und Brauereien, gibt es hier auch mehrere andere Fabriken, besonders in Tuch und Seidenzeugen, sowie große Eisenschmiedereien; im Ganzen zählt D. 40 große Fabrikanlagen. Der Handel mit dem Auslande u. die Schifffahrt sind größtentheils in den Händen fremder Kaufleute, die sich in D. niedergelassen haben; die Russen beschäftigen sich im Allgemeinen nur mit Binnenhandel und mit der Küsten- und Flußschifffahrt. Hauptausfuhrartikel ist der Weizen von Podolien, Bessarabien und Neurussland, der größtentheils nach den Häfen des mittelländischen Meeres geht. Andere Ausfuhrartikel sind: Talg, Wolle, Tauwerk, Flachs, Häute, Felle, Luchten, Wachs, Eisen, Kupfer, Segeltuch, Caviar, Hausenblase, Bockfleisch, Butter, Theer, Pelzwerk, Wallroßzähne u. s. w. Selbst der Holzhandel ist seit einigen Jahren auch im schwarzen Meere bedeutend geworden, und Cherson und D. erhalten Holz in Menge zur Ausfuhr aus den Wäldern der Gouvernements Kiew, Tschernigow und Litthauens, welches auf dem Dniyr und Bug bis zum Meere hinabgefloßt wird. Diesen Handelsgegenständen schloß sich seit 1846 noch ein neues inländisches Produkt an, nämlich der Blättertabak, der in mehreren Theilen Südrusslands, namentlich in der Krim, in großer Menge wächst, bis dahin aber

ausschließlich zum Lokalbedarfe verwendet wurde. Die Einfuhr, sowohl zum eigenen Bedarf, als zum weitem Vertriebe, besteht neben Colonial-, Manufaktur- und Fabrikwaaren, die man meist durch England, Frankreich (Marseille), Genua, Livorno, Malta und Triest bezieht, hauptsächlich in Baumwolle, Seide, Wein, Rum, Porter, Olivenöl, Südfrüchten, Blei von Spanien, Schwefel von Neapel, Marmor von Toscana u. s. w., und umfaßt überhaupt die Produkte der Länder am Mittelmeere, dann die levantischen, persischen und andere asiatische Artikel, sowie die Produkte Aegyptens und der Barberei. Während eine von Jahr zu Jahr steigende Entwicklung des Ausfuhrhandels bemerkbar wird, bleibt der Einfuhrhandel fortwährend stationär, theils wegen des noch immer aufrecht erhaltenen strengen Prohibitivsystems, theils wegen Mangel an Etablissements, welche demselben ihre Kapitalien zuwenden.

Odeurs, s. Parfums.

Odilia, die Heilige, s. Ottilia.

Odilon-Barrot, Camille Hyacinthe, bekannter französischer Staatsmann von der ultraliberalen Richtung, geboren zu Billefort, im Departement Lozère, 1791, machte sich als Advokat 1818 durch die Vertheidigung Regnaults u. 1819 der Protestanten im Süden Frankreichs, die, weil sie Mißachtung gegen die Gebräuche der katholischen Kirche an den Tag gelegt hatten, deshalb dem Gesetze verfielen, bei der liberalen Partei populär. 1827 wurde er Mitglied und 1830 Präsident der Gesellschaft „Aide toi“ u. hatte einen Hauptantheil an Allem, was die Julirevolution herbeiführte. Als Sekretär der Municipalcommission in den Juli-Tagen widerrieth er Lafayette (s. d.) die Annahme der Präsidentschaft der Republik und war dann einer der 3 Commissaire, die König Karl X. nach Cherbourg geleiteten. Er wurde nach seiner Rückkehr Präfekt des Seine-Departements, trat aber mit dem Ministerium Casitte ab. 1831 trat er in die Kammer und stimmte mit der Opposition, bekämpfte 1833 die erbliche Pairie, verlangte eine Gesetz-Revision und trat bald an die Spitze der dynastischen Linken, hielt 1840 eine Zeit lange das Ministerium Thiers, sprach gegen die geheimen Fonds, bekämpfte vergeblich die Septembergesetze, stimmte 1842 gegen das Regentschaftsgesetz, griff in der Adreßdebatte 1843 Guizot persönlich wegen des Durchsuchungsrechts an, verband sich Ende 1843 mit Thiers und selbst mit Molé, stimmte 1844 in den Adreßdebatten über die legitimistische Demonstration zu Belgrave-Square in London für den Herzog von Bordeaux für die Legitimisten gegen das Ministerium und versuchte Alles, das Ministerium Guizot zu stürzen, namentlich dadurch, daß er ihn der Hinneigung zu England verdächtigte. — Nach Guizots Sturze im Februar 1848 wurde O. von Ludwig Philipp mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt, welches Geschäft jedoch durch die allsogleich erfolgte Abdankung und Verjagung des Königs in Nichts zerfiel. An der republikanischen Regierung hat er sich bis daher nicht betheiligt.

Odin, bei Særo Othinus, ist der nordische Name der höchsten u. obersten Gottheit, die unter allen deutschen Stämmen allgemein verehrt wurde. Der alt-hochdeutsche Name ist Wuotan, langobardisch Wödan oder Guödan, altsächsisch Wuodan, Wödan, westphälisch Guödan, Gudän, angelsächsisch Wöden, friesisch Wöda (in Graubünden noch heute Rut = Abgott, Göze). O. scheint das allmächtige, alldurchbringende Wesen, die geistige Gottheit. Dieser Urbegriff erlosch frühe, und schon unter den Heiden muß, neben der Bedeutung des mächtigen und weisen Gottes, die des wilden, ungestümen und heftigen gewaltet haben. Die Christen hoben die übele Bedeutung aus dem Namen hervor, und in den ältesten Glossen verdeutschte Wötan das lat. tyrannus, herus malus; eben so gebraucht man später und noch heute Wütherich (Wieterich). — Sollen die Eigenschaften dieses Gottes kurz zusammengestellt werden, so ist er die alldurchbringende, schaffende und bildende Kraft, die den Menschen und allen Dingen Gestalt, wie Schönheit verleiht, von dem Dichtkunst ausgeht u. Lenkung des Kriegs und Siegs, von dem aber auch die Fruchtbarkeit des Feldes,

ja, alle höchsten Güter und Gaben abhängen. Vor Allem ist er Ordner der Kriege und Schlachten. Nach der Edda gehören ihm alle im Kampfe fallenden Edeln. Er sitzt auf einem Thron, von wo er die gesammte Welt überblicken und Alles, was unter den Menschen vorgeht, hören kann. Zuweilen wird auch Frigg (i. Freyja), seine Gemahlin, neben ihm sitzend gedacht, und dann erfreut sie sich derselben Aussicht. In der nordischen Mythologie ist O. einäugig, trägt einen breiten Hut und weiten Mantel; sie legt ihm einen wunderbaren Speer bei, den er den Helben zum Siege leiht. Dem Siegsgötte werden zwei Wölfe und zwei Raben beigelegt, die als streitlustige, tapfere Thiere dem Kampfe folgen und sich auf die gefallenen Leichen stürzen. Siehe weiter Grimms d. Mythologie, 2. A. S. 120 — 150 u. die von ihm Angeführten.

Odoaker, ein Rugier von Geburt, in der Geschichte bekannt als Zerstörer des occidentalischen römischen Reiches, und Beherrscher von Italien von 476—493, war in der zweiten Hälfte des 5ten Jahrhunderts Anführer einer großen Menge Niethtruppen der Römer, die aus Rugiern, Herulern, Scirren und anderen deutschen Völkern bestanden. Er benützte, als Romulus Augustulus 475 auf den römischen Kaiserthron gestiegen war, die Schwäche dieses Reiches, und forderte für seine Truppen, die sich von Zeit zu Zeit sehr verstärkten, den dritten Theil aller Länder in Italien. Als ihm dieß abgeschlagen wurde, schlug er den Kaiser, nahm ihn 476 in Ravenna gefangen, machte seinem Reiche ein Ende, und unterwarf sich ganz Italien, Umbelicien, Rhätien und Noricum. Er behauptete sich aber nicht lange im Besitze seiner weitläufigen Länder. 489 überzog ihn Theodorich, König der Ostgothen, mit Krieg: die tapfere und verzweifelte Gegenwehr O.s war vergeblich; er verlor mehrere Schlachten, wurde endlich, nach der Einbuße aller übrigen Plätze, in Ravenna eingeschlossen, welche Festung er mit der äußersten Anstrengung über zwei Jahre nachdrucksvoll vertheidigte. Endlich, 493, capitulirte er, übergab Ravenna an den Sieger, und soll sich nach einigen Nachsichten die Mitregentschaft in Italien, nach anderen blos einen standesmäßigen Unterhalt und persönliche Freiheit ausbedungen haben. Allein Theodorich hielt sein Versprechen nicht, vermuthlich, weil Odoaker selbst verdächtige Pläne gegen ihn ausführen wollte; er lud ihn noch in demselben Jahre zur Tafel, ermordete ihn hier eigenhändig und machte hiedurch dem Reiche desselben, nachdem es nur 16 Jahre gedauert hatte, ein Ende.

O'Donnel, eine alte irische Familie, welche früher im Besitze der Landschaft Tyrconnel (jetzige Grafschaft Donegal) war, dieselbe im Kampfe mit der Familie O'Real verlor, nach dem Sturze dieser aber, unter der Königin Elisabeth, wieder zurückkehrte. Als Jakob II. nach seiner Vertreibung vom englischen Throne in Irland sich zu behaupten suchte, nahmen die O.s die Partei der Stuarts und mußten nach Wilhelms III. Sieg am Boynefluß auf den Continent übersiedeln und begaben sich namentlich nach Oestreich und Spanien. — Dem österreichischen Zweige gehört an, Franz, Graf von O., k. k. Finanzminister an der Stelle des Grafen Zichy, seit 1809. Er hatte vorher in Galizien und bei den Armee-Provisionirungen wichtige Dienste geleistet. Auch in dieser neuen Stelle ließ er sich die Verbesserung der Finanzen thätig angelegen seyn, aber ein Schlagfluß endete am 2. Mai 1810 sein Leben, eben, als in seiner edeln Seele, welche die Sache des Staats zu der ihrigen machte, Hoffnung und Furcht, Freude und Schmerz abwechselten, je nachdem er sich für sein neues Finanzsystem baldige totale Ausführung versprechen konnte, oder eine Verzögerung und Stockung befürchtete. Allgemein ehrte man ihn als einen einsichtsvollen und dabei rechtschaffenen Mann, und diejenigen, die mit ihm in Geschäftsverbindungen standen, rühmten besonders sein humanes Wesen, das frei von aristokratischem Stolge war. Zur Vermehrung der Gehalte vieler Staatsbeamten hat er das Meiste beigetragen. — Von dem spanischen Zweige stammt José, Graf von Abisbal, geboren um 1770 in Andalusien, im Unabhängigkeitskriege General; er erwarb seinen Titel durch den Sieg bei La Bisbal (Catalonien). Die Verschwörung auf der Insel Cece suchte er vergebens

zu unterdrücken und verschärzte das Vertrauen, als er sich für die siegende Constitution erklärte. Er mußte fliehen und starb 1834 zu Montpellier. Sein Sohn Leopoldo, geboren um 1805, schwang sich seit 1833 im constitutionellen Heere zum General, befehligte 1839 in Valencia und trug wesentlich zum Sturze Espartero's bei. Im Jahre 1844 begab er sich als Generalkapitain nach Cuba.

Odyssens, bei den Römern Ulysses, auch Ulises, ein Sohn der Eurykleia und des Siphphos; für seinen Vater galt jedoch Laertes auf Ithaka. Seine Gattin Penelope hatte ihm den Telemachos geboren; als Agamemnon's und Menelaus Gesandte umherreisten, um die sämmtlichen Freier der Helena zum Antheil an dem Kriege gegen Troja aufzufordern, mußte O. mitziehen, u. hier ward er seiner Stärke, seiner Geschicklichkeit im Bogenschießen, und seiner List wegen zu allen gefährlichen und Klugheit fordernden Unternehmungen gebraucht. Ueberall zeigte sich O. tapfer u. heldenhaft, doch zugleich auch grausam, hinterlistig, rachsüchtig, wie er dieß gegen Palamedes und Ajax bewies. Am Ende der Belagerung, welche er ganz mitmachte, bestieg er das berühmte hölzerne Roß, und war nicht träge im Norden und Würgen. Seine Rückfahrt von Troja, auf welcher er zehn Jahre zubrachte, ist der Gegenstand des bekannten Gedichtes, der Odysee, von Homer, in welchem alle die unzähligen Abenteuer vorkommen, die der Held bei den Lästigen, Sirenen, Cyclopen, Lotophagen, der Kirke, Kalypso, bei der Skylla, in der Unterwelt, bei dem Könige Aetolus, bei den Phäaken erlebte, worauf er dann endlich, nachdem sein Sohn Telemachos (der unterdessen 20 Jahre alt geworden), ihn in Sparta gesucht, auf Ithaka landete, von Einigen (wie von der alten Amme an einer Narbe) erkannt, auch von seinem treuen Hunde begrüßt, in sein Haus kam, das arge Treiben der Freier um Penelope wahrnahm und diese auf das Härteste strafte, indem er sie Alle erschoss und die Mägde und Diener, welche es mit jenen gehalten, grausam verstümmelte und ermordete. Er fiel von der Hand seines Sohnes von der Kirke (Telegonos), der dann Penelope heirathete, wie Telemachos die Kirke, nach Anderen die schöne Nausikaa.

Dedenburg (ungarisch Soprony), unsern des Neusiedlersees, Hauptstadt der gleichnamigen ungarischen Gespanschaft (54 □ Meilen, 270,000 Einwohner), das Sempronium der Römer, hat mit seinen Vorstädten, welche größtentheils im neueren gefälligen Style erbaut sind, 14,000 Einwohner, hat zwei katholische und eine protestantische Kirche, zwei Klöster, ein katholisches Gymnasium und ein lutherisches Lyceum mit theologischer und philosophischer Fakultät. Die Einwohner sind sehr gewerthätig und treiben lebhaften Handel mit Landesprodukten, namentlich mit dem nach der Stadt benannten Weine, der in der Umgegend in großer Menge und vortrefflicher Qualität wächst.

Dedipus, Sohn des Laios und der Jokaste, von seinem Vater wegen eines Orakelspruches ausgezogen, aber von Periböa, der Gattin des Königs Polybos von Korinth, erzogen, zeigte, als er zum Jüngling herangewachsen war, Eigenschaften, welche seine Pflegemutter doppelt begierig machten, das Geheimniß seiner Geburt zu durchbringen, weshalb er nach Delphi geschickt ward, doch daselbst nur die Antwort erhielt, er möge sich hüten, in sein Vaterland zurückzukehren, weil er sonst in Gefahr komme, den Vater zu ermorden und seine Mutter zu heirathen. O., in Korinth erzogen, hielt dieses für seinen Geburtsort und wagte sich nicht mehr dorthin. Er kam jetzt nach Phokis, begegnete in einem Hohlwege dem Laios, dessen Herold Polyphontes ihm auszuweichen befohl. O. folgte dem Befehl nicht, und so erstach der Herold eines seiner Pferde, worüber ergrimmt, O. sowohl ihn als den König Laios (also seinen eignen Vater) tödtete und sich dann nach Theben begab; die Leichen begrub der König von Plataa, Damasistratos. — Das erlebte Reich von Theben trat nun Kreon, der Bruder von Laios Gattin, an; doch während seiner Regierung traf ein schreckliches Unglück das Land: die furchtbare Sphinx, eine Tochter des Typhon und der Echidna, war von der Here über das Land geschickt worden, weil sie Theben, den Geburtsort des Herakles, haßte. Dieses Unthier schien an Gestalt ein Löwe, hatte jedoch ein schönes Jungfrauen-

antlig und mächtige Ablerflügel. Es verheerte die Gegend, fraß viele Menschen auf und das befragte Orakel versprach keine Erlösung von dieser Plage, wenn nicht Jemand sich fände, der das Räthsel löse, welches diese Sphinx aufzugeben vermöge. Dieß lautete: „Es ist ein Thier, welches eine Stimme hat, am Morgen vierfüßig, am Mittag zwei- und am Abende dreifüßig ist.“ Jeder, der nun herzukam, um das Räthsel zu lösen und dieß nicht vermochte, ward von den Löwenklauen zerrissen. — Dieses Schicksal traf zuletzt auch Hämön, den Sohn des Kreon, selbst; da verhiess dieser, mit der Hand seiner Schwester, demjenigen das Reich, der vermögend seyn würde, das Räthsel zu lösen. D. trat vor das Angeheuer, hörte die geheimnißvollen Worte und sprach: „Der Mensch ist dieses Thier, welches am Morgen seines Lebens vierfüßig ist, sich dann aufrichtet, um auf zweien zu gehen, und endlich am Abende einen Stab als dritten Fuß gebraucht.“ Als bald stürzte sich die Sphinx von der Höhe des phoekäischen Berges herab in einen Abgrund, und das befreite Theben dankte seinem Erretter durch des Vaters Thron und der Mutter Hand. Aus dieser Ehe entsprangen Oedokles, Polynikes, Antigone und Jemene, und zwanzig Jahre dauerte die schreckliche Verblendung, bis alle die Gräuel an's Tageslicht kamen, indem der Diener des Laios, Jtemalos, der den D. ausgesetzt, das Geschehene offenbarte und sich ein Zweifel nach dem andern löste. — Jokaste gab sich selbst den Tod; D., um seine Schande nicht zu sehen, stach sich die Augen aus; doch seine Söhne, damit nicht zufrieden, nöthigten ihn, Theben zu verlassen, daß er an der Hand seiner Tochter Antigone floh, seine Söhne zu ewigem Hader verfluchend. — Ihr Streit brachte dann jenen berühmten Krieg der sieben Helden gegen Theben hervor. — Der blinde D. wandelte nach Kolonos, einem Flecken bei Athen, setzte sich als Hülfesuchender auf die Stufen des Altars der Kumeniden und ward von Theseus wohlwollend aufgenommen, starb jedoch, bevor die erbetene Hülfe ihm werden konnte. Der spätere Sprachgebrauch hat den Namen des D. zum Symbol alles Scharfsinnes gemacht, so daß man von einer schwierigen Aufgabe zu sagen pflegt: „dieß Räthsel kann selbst ein D. nicht lösen.“

Öeffentliches Recht, im Gegensatz zu „Privatrecht“ (s. d.), ist dasjenige, welches die innere Einrichtung eines Staates und sein Verhältniß zu anderen Staaten zum Inhalte hat. Spricht man von einem bestimmten Staat, so gebraucht man dafür gewöhnlich den Ausdruck Staatsrecht. Die Erörterung der einschlägigen Materien siehe in den betreffenden Artikeln.

Öeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens und Geschichte des deutschen Rechtsverfahrens. In sofern Öeffentlichkeit und Mündlichkeit nur mit Schwurgerichten möglich, ist selbe eine uralte deutsche Einrichtung. Der freie Mann regierte sich selbst — auch das nun in Deutschland allgemein zur Geltung kommende englische Princip des *self government* ist ursprünglich deutsch; in jeder Weise sich an den öffentlichen Angelegenheiten zu betheiligen, war sein Recht, wie seine Pflicht. Auch Richter war jeder unbescholtene freie Mann, deren sieben unter dem Voritze eines Grafen ein Gericht (das Ding) bildeten und das Urtheil sprachen, welches sodann vom Grafen ausgesprochen wurde. Auf diesen Grundzügen bildete sich auch das englische Rechtsverfahren aus. Kläger, Beklagter und Zeugen sprachen nacheinander vor dem Ding und Kläger, wie Beklagte, konnte einzelne der Richter verwerfen (*recusiren*). Eine ganz alte Einrichtung sind auch die „*conjuratores*“, wie man sie im Mittelalter nannte, begutachtende Personen, welche dahin vereidigt wurden, sich über die Schuld oder Unschuld des Angeklagten auszusprechen; sie entsprachen also den Geschworenen, mußten auch aus derselben Grasschaft und aus demselben Zehnten seyn, wie der Angeklagte. Unter den Karolingern gestaltete sich diese älteste Rechtsverfassung (nach den *legg. Bajuvariorum*, *Ripuariorum* etc.) wesentlich dahin um, daß bestimmte Personen (Schöffen) von der Gemeinde mit der Verwaltung der öffentlichen Geschäfte, also auch des Rechts, betraut wurden, vor deren Stuhl übrigens das Verfahren ganz wie früher blieb. Das sich nun ausbildende Lehenswesen, wodurch der

Stand der Freien sich sehr verminderte, übte, wie natürlich, bedeutenden Einfluß auf ein Rechtsverfahren, welches ursprünglich nur von freien Männern gehandhabt ward. Die Lehensherren bildeten nun eigene Gerichtshöfe, deren Vorsitz sie führten; ihre Vasallen bildeten die Beisitzer. Jedoch durfte Jeder nur von seines Gleichen gerichtet werden; der Lehenherr, gleich dem frühern Grafen, nur das Urtheil aussprechen, welches die Vasallen ohne ihn gefunden hatten. Während sich in England, trotz des unter normännischer Herrschaft so schroff ausgebildeten Lehenwesens, das Geschwornengericht mit D. u. M. erhielt, ging es in Deutschland unter und zwar durch seine Beziehungen zu Italien und dessen römischem Rechte. Anfangs bildete sich daselbst aus den Rechtsinstitutionen der Eroberer und dem Gesetze der Unterworfenen eine Mischung, das longobardische Lehenrecht. Auf den Römerzügen der deutschen Könige wurden in großen Volksversammlungen die wichtigsten Staatsangelegenheiten berathen und die ronkalischen Felder wurden von der wesentlichsten Bedeutung für das deutsche Recht. Unter dem Einflusse römischer Rechtsgelehrten aus Bologna, Padua u. s. w. wurden daselbst Gesetze entworfen, wie die *constitutiones Friderici II.* Auf diesem Wege kam das römische Recht zu immer ausschließlicherer Festigung, wurde das ausgebildetste Recht der Welt, welches aber eben nicht vom ganzen Volke, sondern von einer Zunft von Rechtsgelehrten konnte gehandhabt werden. Ein kirchliches Institut kam dazu, um die bisherigen Rechtsverhältnisse vollends umzugestalten, indem nämlich die Inquisition, wider Willen und Absicht der Kirche, auch in das weltliche Rechtsverfahren übertragen wurde. Auf diesem Wege wurde der bisher ausschließlich geltende Anklageprozeß, in dessen Wesen es liegt, daß der Angeschuldigte die gegen ihn angewandten Beweismittel, Dokumente und Zeugen vollständig kennen lernt, in den Inquisitionsprozeß umgewandelt, welcher von einem förmlichen Anklage- und Vertheidigungsverfahren gänzlich absteht und lediglich darauf ausgeht, von dem Angeklagten ein Geständniß zu erlangen, unter gewissen Umständen auch zu erpressen. Dieses unseelige Rechtsverfahren bildete sich natürlich nur allmählig zu seiner ganzen Schärfe aus, wozu auch das geheime Verfahren gehört. Seine Spitze fand dieses Rechtsverfahren in der venetianischen Staatsinquisition. In Deutschland war inzwischen in Folge des Lehenwesens die ursprüngliche Rechtsgleichheit der Bürger immer mehr vor einer vielgliedrigen Rangordnung zurückgewichen und der alte Rechtsgrundsatz, daß Jeder von seines Gleichen gerichtet werden müsse, kam außer Achtung. Als aber nun die Periode des Faustrechts und mit ihr eine Zeit völliger Rechtslosigkeit eintrat, da trat noch einmal das alte Schwurgericht mit seinen Schöffen und Strafen auf in der merkwürdigen Erscheinung der *Behme*. Dieser Bund entstand in Westphalen und bewachte Anfangs bloß, den ordentlichen Gerichtshöfen, denen die Mächtigen Gehorsam verweigerten, einen fruchtigen Beistand zu leihen. Leider bereitete dieses preiswürdige Institut sich selbst den Untergang, indem es sich mit mysteriösen Gebräuchen und Formen umhüllte und unter deren Schleier zuletzt eine furchtbare Willkürmacht ausübte. Die *Behme* war der letzte Versuch des alten Rechts, wieder zur Geltung zu gelangen. Dagegen gelangte das, freilich durch seine Wissenschaftlichkeit empfehlende, römische Recht unter dem Schutz und Schirm der Großen zur umfassenden Herrschaft. Das Reich der gelehrten Juristen begann, die nun auch den Inquisitionsprozeß und die Unterscheidung zwischen gemeinen und schwereren Verbrechen (*crimina exempta*) einführten. Die *cautio criminalis*, eine gegen den Mißbrauch richterlicher Gewalt gerichtete Schrift jener Zeit, wirft den Juristen bereits vor, sie meinten, „weil die *crimina exempta* ihren Namen davon hätten, daß sie den ordentlichen Regeln der Rechtswissenschaft nicht unterworfen seyen, so sei auch nicht nöthig, sich bei deren Verfolgung an den Prozeß zu binden, der bei gemeinen Verbrechen vorgeschrieben sei. Ich weiß, daß etliche Inquisitoren der Zauberei, wenn sie allzu frei und regellos dabei verfahren, dieß damit entschuldigen, daß sie sprechen: Ei, es ist ein *crimen exemptum*. Daher denn folgt, daß, wenn

sie etwa unzureichende Indicien, oder das Maß der Tortur überschritten haben, wenn sie allzu leichtgläubig gewesen, oder den Beklagten ihre rechtliche Vertheidigung und Verantwortung abgeschlagen, oder sich sonst wider die Rechtsgrundsätze vergangen haben, so werfen sie dieß gleichsam zum Helm ihrer Entschuldigung vor, es sei ein *crimen exemptum* gewesen, darin habe der Richter willkürliche Freiheit zu verfahren nach seinem Gutdünken.“ Karls V. peinliche Halsgerichtsordnung, gewöhnlich Carolina genannt, (*Constitutio carolina criminalis*) anerkannte wenigstens auch das Anklageverfahren. Am scheußlichsten erwies sich der Inquisitionsprozeß in der Ausgeburt der Reformation, den Heren- und Zauberprozeßen. Hunderttausenden von Opfern hatte die Tortur ein den schrecklichsten Tod zur Folge habendes Geständniß abgepreßt, bis es endlich, nach mehr denn zwei Jahrhunderten, dem edlen Inquisitor Spee und Christian Thomasius gelang, den Herenglauben zu erschüttern; jedoch kamen noch gegen Ende vorigen Jahrhunderts in Altbayern und St. Gallen einzelne Herenverbrennungen vor. Es war inzwischen immer mehr Gebrauch geworden, bei Anklagen inquisitorisch zu verfahren, d. h. sie als *crimina exempta* zu behandeln. Nur in einzelnen Landschaften erhielten sich Spuren des öffentlichen und Anklageverfahrens, so in Hessen, Baden, Württemberg und Sachsen; in den beiden letztgenannten Ländern haben z. B. bei wichtigeren Verhören zwei Bürger als Schöffen anwesend zu seyn. Dagegen verschwand im Laufe des vorigen Jahrhunderts wenigstens die Folter aus dem heimlichen Verfahren, wo sich dann aber die Ungenügendheit und juridische Verwerflichkeit des Inquisitionsprozesses erst zeigte, denn das Geständniß des Angeklagten soll nach ihm entscheidend seyn, und nun, da selbes nicht mehr erpreßt werden konnte, war es in vielen Fällen bei mangelnden Beweisen nicht zu erlangen, trotz Prügel, schmaler Kost, erschwelter Haft u. dergleichen, bei schweren Verbrechen unwirksamen, Ueberführungsmitteln. Unter solchen Verhältnissen begannen dann die Richter bei hartnäckigem Läugnen zu dem Auskunftsmittel des Entbindens von der Instanz zu greifen, d. h. zu erkennen, der Angeeschuldigte sei wegen mangelnden Beweises aus dieser Untersuchung zu entlassen. Begreiflicherweise mußte gerade bei den schwersten Verbrechen dieses Verfahren am häufigsten angewandt werden und man half sich häufig dadurch, daß man solche Verbrecher Jahre lange in Untersuchungshaft ließ, was dann füglich als Strafe, wenigstens als Unschädlichmachung gelten konnte. Es mußte indeß nothwendig hier ein wirksameres Auskunftsmittel gesucht werden; man fand es im Indicienbeweise, man suchte einem Uebel durch ein viel größeres zu begegnen. Der Prozeß nach Anzeigen hat viele Justizmorde zu verantworten, da der moralischen Ueberzeugung des Richters bei diesem Verfahren das weiteste Feld gelassen ist. Um ein Weniges besser wird der Prozeß auf Anzeigen durch die Einrichtung der *poena extra ordinaria*, z. B. in Preußen, wonach, wenn der Angeklagte zwar nicht überführt ist, jedoch von dringenden Verdachtgründen sich nicht zu reinigen vermochte, eine mildere Strafe, als für das wirklich begangene Verbrechen, eintreten würde, verhängt wird. Während England sein altdeutsches Rechtsverfahren stets behauptete und selbes auch in seine Niederlassungen übertrug, kehrte Frankreich in Folge der Revolution zu dem öffentlichen und mündlichen Verfahren zurück und beschenkte damit alle eroberten und unterworfenen Länder. Nach der Befreiung vom französischen Joche sagte man in vielen dieser Länder sich leider auch von dem französischen Rechtsverfahren wieder los, während in Deutschland namentlich das linke Rheinufer, da die preussische Regierung die Trefflichkeit dieser Institution wohl erkannte, es beibehielt. Hier zeigte sich denn auch die Wohlthat der O. u. M. des Rechtsverfahrens so augenfällig, daß bald in ganz Deutschland der Ruf darnach erwachte, welcher besonders in den deutschen Kammern stets einen lebendigen Wiederhall fand. In einzelnen Staaten wurden nun auch Schritte gethan, wenigstens O. u. M., wenn auch nicht Schwurgerichte, nach und nach einzuführen und die Vertheidiger des heimlichen Verfahrens wurden immer kleinlaut. In Württemberg wurde ein öf-

öffentliches Schlußverfahren eingeführt; in Preußen und Bayern die Aufhebung des heimlichen Verfahrens zugesagt und in Preußen bereits mit einer beschränkten Öffentlichkeit begonnen. Als aber mit der französischen Revolution im Februar 1848 ganz Deutschland sich erhob und die oftroyirten oder vorenthaltenen Volksrechte mit Entschiedenheit verlangte, da erscholl auch einstimmig der Ruf nach D. u. M. mit Schwurgericht, ein Verlangen, dem nun unzweifelhaft in ganz Deutschland entsprochen werden wird. Vorlagen hierüber sind auch bereits in deutsche Kammern gelangt, von welchen wir den bayerischen Entwurf nach seinen Grundzügen anführen wollen. Die Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung war bereits zugesagt. Die untersten Gerichte sollen in Civilsachen als Einzelrichter über geringfügige, einfache oder nothwendig zu beschleunigende Rechtsstreite urtheilen; außerdem haben sie nur den ersten Angriff, die Ausnahme der Anzeigen u. den Vollzug der ihnen vom Untersuchungsrichter ertheilten Aufträge. Die Bezirksgerichte bilden in Civilsachen in der Regel die erste Instanz; sie sind Berufsinstanz für die von den Einzelrichtern abgeurtheilten Sachen und überwachen jene in ihren Funktionen. Im Strafrechte haben sie die Leitung der von den Untersuchungsrichtern, welche aus ihrer Mitte bezeichnet werden, zu führenden Voruntersuchung über Verbrechen und Vergehen; sie erkennen in zweiter Instanz über die Strafurtheile der Einzelrichter, in erster über die Vergehen. Aus den Bezirksgerichten wird das Criminalgericht gebildet, das unter Zuziehung von Geschworenen über die Schuld in Verbrechenssachen zu erkennen hat. Dem Criminalgerichte sitzt ein Rath des Appellationsgerichts vor. Jeder Kreis hat ein Appellationsgericht als Berufungsinstanz für die bezirksgerichtlichen Urtheile in Civilsachen und über Vergehen; es erkennt bei Verbrechen die Anklage; wo ein erimirtes Gerichtsstand besteht (der sollte jedoch nothwendig aufgehoben werden), tritt es an die Stelle der Bezirksgerichte. Der oberste Gerichtshof ist Berufungsinstanz für die vom Appellationsgerichte abgeurtheilten Civilsachen; außerdem hat er durch Vernichtung der Civil- und Strafurtheile, die eine Verletzung oder falsche Auslegung, oder unrichtige Anwendung der Gesetze enthalten, die Einheit der Rechtssprechung im ganzen Reiche zu vermitteln. Bei sämmtlichen Collegialgerichten werden besondere Staats-Anwälte (öffentliche Ankläger) aufgestellt. Das Verfahren in Civilsachen beruht auf unmittelbarer, mündlicher, öffentlicher Verhandlung vor dem urtheilenden Gerichte. Bei den Collegialgerichten geht eine schriftliche Einleitung voraus, um die streitigen Punkte zwischen den Parteien festzusetzen und eine gründliche Unterlage für den mündlichen Vortrag zu gewinnen. Bei der Ausführung soll hauptsächlich von den auf dem linken Rheinufer bestehenden Einrichtungen ausgegangen werden, so auch im Strafrechtsverfahren. Nur vermöge eines nach vorgängiger Anklage gefällten Erkenntnisses, und nach einer vor dem urtheilenden Richter abgehaltenen mündlichen, die ganze Beweisaufnahme umfassenden Verhandlung, kann eine Strafe wegen Verbrechens oder Vergehens erkannt werden. Die Verhandlung über die Anklage ist bei Strafe der Nichtigkeit öffentlich, ausgenommen, wenn das Gericht durch die Verhandlung Aergerniß befürchtet. In Verbrechensanklagen gehört der Ausspruch über Schuld oder Nichtschuld des Angeklagten zur Zuständigkeit der Geschwornengerichte. Das neue Polizeistrafgesetzbuch wird jene geringeren Rechtsverletzungen umfassen, die früher von den Polizeibehörden, fortan aber von den untersten Gerichten abgeurtheilt werden. Wie viele Opfer des geheimen Verfahrens hatten wir nur allein in den letzten Jahren nicht zu beklagen! Ein Beispiel dieser Art ist der Prozeß des Tischlermeisters Wend in Rostock, eines Unschuldligen, der dennoch die fälschliche Anklage des Giftmordes durch sein Geständniß zuletzt bekräftigte und erst nach langjährigen Leiden, nach gänzlicher Zerrüttung seiner Gesundheit und seines Vermögens, gerettet werden konnte. Ein ganz ähnlicher Fall kam jüngst zu Stade im Hannoverschen vor. Im Januar 1838 brach in Hohenhameln, Amts Peine, Feuer aus, von dem man vermuthete, daß solches absichtlich angelegt. Als Urheber der Brandstiftung wurden Anfangs

dreißig Knaben bezeichnet, dann aber auf den Maurergesellen Bodenstedt, weil er sich einzelne unbefonnene Reben erlaubt haben soll, der Verdacht geleitet. Er wurde von Polizeiwegen in Sicherheit gebracht; nach einigen Tagen aber der Polizeiarrest für aufgehoben erklärt und dem mit den Criminalsachen betrauten Beamten die weiteren Maßnahmen überlassen. Dieser verwandelte die Polizeihast zur kurzen Hand in eine peinliche und leitete gegen den Verhafteten eine Untersuchung ein, ohne daß vorgängig die Captur und die Einleitung einer peinlichen Untersuchung in einer feierlichen Amtsberatung von dem Amte beschlossen worden. Durch schwere Fesseln, durch Kälte, durch Entziehung gewohnter Bedürfnisse wurde dem Verhafteten das Geständniß so schnell abgerungen, daß dadurch selbst die Aufmerksamkeit eines Mitgliedes des Amtes erregt wurde. Dennoch blieb der angebliche Brandstifter in schweren Banden, in einem Gefängnisse, das nur durch die benachbarte Wachtstube erwärmt werden konnte; so daß, wenn hier die Wärme bis auf 20 Grad gebracht war, sie in dem Gefängnisse nicht über 4 Grad stieg. Die Kälte, die Schmerzen, welche durch die Fesseln erregt u. dadurch, daß sie auf die Brandwunden, die Bodenstedt, weil er tapfer beim Löschen des Feuers mitgeholfen, davongetragen, schwer drückten, noch gesteigert worden; die Kälte, die vornämlich während der Nacht unerträglich wurde, die Entziehung oder Schwächung gewohnter Bedürfnisse, schlechte kalte Kost am Abend, die den Körper weder erwärmen, noch stärken konnte, brachten ihn zur Verzweiflung u. er ließ daher dem Beamten erklären, daß er Alles sagen wolle, was er verlange, wenn nur seine Qualen ein Ende nähmen. Als er vorgeführt, wurde ihm ins Gewissen geschoben, daß er Ruhe jenseits finden und sich diesseits Verzeihung so viel als thunlich verschaffen werde, wenn er mit einem offenen Bekenntniß hervortrete. So hat man ihm denn das Geständniß abgezwungen und durch Gnadenverheißungen solches erschlichen. — Gleichzeitig ward der vierzehnjährige Sohn des Verhafteten gefänglich eingezogen und über 12 Monate in strenger Haft gehalten, ohne daß irgend ein gesetzlicher Grund zur Verhaftung des Knaben und noch weniger zur Fortdauer der Haft während eines so langen Zeitraums bestand. Man hat diesem gesagt, daß, wenn er nicht die Wahrheit bekenne, d. h. wenn er nicht den Vater des Verbrechens beschuldige, so könne er noch lange sitzen; würde er aber Alles bekennen, — das soll ihm von einem verschmitzten Schneider, der mit ihm ein Gefängniß getheilt, vorgestellt seyn, — so würde er sofort frei kommen; man würde ihn gut erziehen und ein Handwerk erlernen lassen. In diese Falle ist der Sohn hineingegangen, und hat Alles bekannt, was man von ihm verlangte. — Auf den Grund des durch die Fesseln und durch Gnadenverheißungen erschlichenen Geständnisses, der Anklage des Sohnes, ist der Vater zum Tode verurtheilt und dieses Erkenntniß, obgleich jener sein Geständniß widerrufen und dieser Widerruf durch die Behauptung, daß ihm das Leben durch die fortwährenden Qualereien, die er habe erdulden müssen, unendlich geworden; ferner, daß ihm das Bekenntniß durch die Verheißung, daß er dann Gnade nicht allein vor dem himmlischen, sondern auch weltlichen Richter finden werde, gleichsam abgekauft sei, in zweiter Instanz bestätigt. Als der Angeklagte bei Eröffnung des zweiten Urtheils, in voller Entrüstung, weil ihm das Versprechen nicht gehalten worden, seinem gepreßten Herzen durch die Worte Luft gemacht: „Mit ihm werde verfahren, wie nicht vor Gott und Menschen zu verantworten“, hat der College des Inquirenten diese Herzenserleichterung, als eine respektswidrige Lebensart, mit einigen Peitschenhieben büßen lassen. Das Todesurtheil ist im Wege der Gnade zur lebenslänglichen Kettenstrafe umgewandelt. — Nach 7—8 Jahren tritt beim Untersuchungsamte plötzlich ein Mädchen, Christine K., auf, mit der Anzeige: „Der Konrad B., den Ihr zweimal zum Tode verurtheilt, zuletzt freilich das Leben geschenkt, aber für ewig seiner Freiheit beraubt, ist unschuldig; ich, ich allein bin die Urheberin; und wenn Ihr mich fragt, warum ich so spät mit dieser Anzeige komme, so antworte ich: ich komme aus dem Zuchthause und habe dort oft im Stillen gedacht: wie schrecklich ist's, hier zu sitzen, wenn man schuldig ist, wie

viel schrecklicher muß es seyn, wenn man unschuldig ist; mein Gewissen treibt mich zu der Anzeige." Das Mädchen hat das Geständniß, obgleich ihr die Folgen desselben vorgestellt, wiederholt, und ist hierauf auch der Sohn des Gefragten vernommen, welcher jetzt die Geschichte nicht, wie sie dem vierzehnjährigen Knaben in den Mund gelegt, sondern wahr und treu erzählt, und den Vater völlig von der früheren Anklage freigesprochen hat. Er setzt noch hinzu: „daß er schon lange Zeit keine Ruhe haben können ob der Sünde, die er gegen den eigenen Vater, der jetzt den Zuchthauskittel trage, auf sich geladen; mit seinem Beichtvater habe er Rücksprache genommen (Vater und Sohn sind Katholiken) und nach dem Rathe desselben habe er vorher schon längst mit dem offenen Bekenntnisse der Wahrheit hervortreten wollen.“ Der Beichtvater sagt: er habe nie an der Unschuld des Gefragten gezweifelt und nach den Erfahrungen, die er mit Verbrechern gemacht, nie daran zweifeln können. Er habe daher auch kein Bedenken getragen, ihn stets zum heiligen Sakramente zu lassen. Die Untersuchung ist wieder aufgenommen. Durch dieselbe, die mit vieler Gründlichkeit und großer Unparteilichkeit geführt, hat es sich denn herausgestellt, daß die Fesseln, welche dem Angeklagten angelegt, sehr drückend und die Lage, in welche er dadurch gebracht, eine peinliche gewesen, so daß die schweren Fesseln die Stelle der Tortur vertraten. Nach dem Schlusse der neuen Untersuchung ist das Urtheil eröffnet: daß der Angeklagte, weil sein Geständniß kein freiwilliges gewesen, von der Instanz zu absolviren, daß also die beiden früheren Todesurtheile wieder aufzuheben seien. Der Antrag, daß der Inquirent, welcher das Geständniß erpreßt und erschlichen, zum vollsten Schadenersatz verurtheilt werden möge, ist, weil er nicht hinlänglich substantiirt seyn soll, zurückgewiesen. Der Vertheidiger des Angeklagten hat daher, und weil er der Meinung, daß die Unschuld des Angeklagten erwiesen, wenigstens in hohem Grade wahrscheinlich gemacht, eine völlige Freisprechung also hätte erfolgen müssen, gegen das Erkenntniß an das höhere Gericht die Berufung eingewandt, und diese wird verfolgen, damit dem gekränkten Rechte die vollste Genugthuung werde; denn auch in dem Falle, daß, obgleich die exceptio alibi wahrscheinlich gemacht, nur das Zwitterding der Absolution von der Instanz zu rechtfertigen wäre, wird dem Angeklagten doch voller Schadenersatz nicht versagt werden können, da er fast 11 Jahre seiner Freiheit beraubt worden und man ihn sogar in Gefahr gebracht, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gerichtet zu werden. Konrad B., der in Stade die allgemeinste Theilnahme und, wir dürfen es mit wahrer Genugthuung hinzufügen, unter den verschiedensten Ständen und bei den verschiedensten politischen Fractionen, erregt und erregen mußte, weil der Deutsche ein unverwundliches Gefühl für Recht regelmäßig sich bewahrt, ist ein Opfer des geheimen Verfahrens geworden, und nur einem glücklichen Zufalle hat er die Wendung seines Schicksals zu danken. — Dieser Fall stellt auch die Gerechtigkeit der Todesstrafe sehr in Frage; denn, wenn wir Menschen so kurzichtig sind, daß wir nicht mit Sicherheit das Richtige zu finden wissen, so dürfen wir nicht — woran schon Bentham erinnert — richten, wie untrügliche Götter: nicht eine Strafe verhängen, die einen unersprechlichen Verlust nach sich zieht. Wenigstens wird man etwas weniger freigebig mit der Todesstrafe werden müssen, als unsere Criminalgesetzbücher gemeinlich noch zur Zeit sind. Einer der berühmtesten deutschen Juristen, Carpzow, fällt während seiner Amtsthätigkeit im Ganzen 2000 Todesurtheile; sollte er bei allen diesen Erkenntnissen wohl mit der Gründlichkeit verfahren seyn, die man dem geheimen Verfahren anrühmt? Hierin liegt auch ein Hauptgrund, weshalb sich viele der tüchtigsten deutschen Juristen, unter denen wir bloß Feuerbach nennen wollen, für die Geschwornengerichte ausgesprochen haben. Bei dem naturgemäßen, öffentlichen und mündlichen Verfahren hätten solche Fälle, wie die oben berichteten, nicht vorkommen können; dabei empfiehlt sich dieses Verfahren durch seine Schnelle, wie man deutlich ersehen konnte an dem Riesenprozeß der Polen in Berlin, welcher in wenigen Monaten vollendet war, während das geheime Schriftverfahren

mindestens ebenso viele Jahre dazu gebraucht hätte. Wo indeß überhaupt Einwendungen gegen das Schwurgericht gemacht werden, so beruhen sie darauf, daß Nichtjuristen nicht immer fähig seien, das Schuldig und Nichtschuldig zu finden; man erwidert aber auf der andern Seite: dadurch, daß die Tortur abgeschafft und der Beweis durch Indicien aufgehoben wurde, habe sich der gelehrte Verstand gleichsam für insolvent erklärt; der Beweis durch Indicien sei aber nichts Anderes, als die Appellation des gelehrten Richters an den gesunden Verstand der Nation und darum müßten dieser Beweisart Geschwornengerichte, die eben die Stimme der Nation über das Schuldig oder Nichtschuldig repräsentiren, nothwendig folgen. Der Prozeß des Professors Sylvester Jordan (s. d.) kann übrigens genügen, um auch dem blödesten Auge klar zu machen, ob der Beweis durch Indicien an sich selbst Vertrauen verdiene. Wir erinnern auch an den Prozeß des Pfarrers Weidig in Darmstadt, dessen trauriger Tod im Gefängnisse, trotz dem dieser Fall eine ganze Literatur hervorgerufen, noch nicht aufgeklärt und nur so viel gewiß ist, daß Unterbeamte in rohem Eifer vor keiner Mißhandlung des Gefangenen jurischrechtlichen, um Geständnisse zu erpressen. Daß auch in dieser Beziehung das öffentliche mündliche Verfahren unbedingt den Vorzug verdiene, da hier bei jedem Prozesse nothwendig ein Tag kommt, wo das ganze Licht der Öffentlichkeit auf die ganze Prozedur fällt, bedarf keiner Auseinandersetzung. Was endlich den Einwand gegen juristisch nicht gebildete Geschworene betrifft, so ist vor allem die Zusammensetzung und das Verfahren bei Schwurgerichten zu berücksichtigen. Dieselben bestehen, neben den Geschworenen, doch auch aus einem Staatsanwalte, mehreren rechtsgelehrten Richtern und dem Vertheidiger des Angeklagten. Der Präsident der Richter hat die beiden wichtigen Befugnisse, die Verhandlungen zu leiten, sodann in einer Schlußrede eine Uebersicht derselben zu geben und hiebei das Für und Wider hervorzuheben und zusammenzustellen. Die Geschworenen urtheilen nie über eine Rechtsfrage, sondern stets über Thatfachen allein und dazu bedürfen sie keiner juristischen Kenntnisse. Im Gegentheil wird der gebildete Bürger — u. nur aus solchen bestehen die Geschworenen — der von keinen einseitigen Beweistheorien, von keiner langjährigen Gewohnheit, in jedem Angeklagten einen Verbrecher zu sehen, sich leiten läßt, dabei die sämtlichen betheiligten Personen, Kläger, Angeklagte, Zeugen, Sachverständige u. s. w., vor sich hat und in ihren Reden und Gegenreden das ganze Ereigniß gleichsam noch einmal vor sich vorüberziehen sieht, über das Thatsächliche mit weit mehr Klarheit und Kenntniß urtheilen können, als der gelehrte Richter, der in den Protokollen nur ein unvollständiges Skelett der Verhandlungen besitzt. Ebenso läßt sich annehmen, daß ein Geschworener, der vielleicht nur ein Mal im Leben zur Aburtheilung über Tod und Leben eines Mitbürgers berufen wird, mit einer ängstlicheren Gewissenhaftigkeit verfahren werde, als der gelehrte Richter, der Jahr aus Jahr ein seine Straferkenntnisse nach Notizen fällt. Es ist wohl unläugbar, daß ohne Kenntniß der Persönlichkeit jede moralische Würdigung fast unmöglich ist. Dazu kommt, daß das öffentliche Anklageverfahren, welches eine vollständige prozessualische Verhandlung ist, das Für und Wider am schärfsten und vollständigsten hervortreten läßt. Ist es das Interesse des Klägers, sämtliche gegen den Angeklagten beizubringende Einzelheiten hervorzuheben, so wird dagegen dieser letztere, oder sein Vertheidiger, Nichts versäumen, alle Momente geltend zu machen, die zu seinen Gunsten sprechen. Die einzelnen Umstände der That selbst, die Glaubwürdigkeit der Zeugen u. so manche, für die Entscheidung hochwichtige, Nebenmomente werden hier prozessualisch debattirt, von den verschiedensten Seiten her beleuchtet u. in Rede u. Gegenrede so vielfach durchgearbeitet, daß Alles, Wahres u. Falsches, Wichtiges u. Unwichtiges, zuletzt die ihm zugewiesene Stelle erhalten muß. Daß dialektische Gründe, glänzende Advokatenkunst, wie man wohl behauptet hat, die Geschworenen bestimmen, ist nicht zu fürchten. Diese haben lediglich über Facta zu entscheiden und es läßt sich darum nicht anders auf sie einwirken, als durch eine klare u. deutliche Dar-

stellung des Falles u. durch Beweise. Die Erfahrung hat auch gezeigt, daß Vorträge, die das logische Element hintansetzen u. nur durch das Pathos zu wirken suchen, ihren Zweck verfehlen. So geschah es in den beiden europäisch berühmt gewordenen Processen Fonk u. Lafarge. Daß ein tüchtiger Vertheidiger einem schwächeren Staatsanwalt gegenüber der zweifelhaften Sache seines Clienten leicht den Sieg verschaffen kann, ist wohl wahr, aber kein Mangel, sondern eher ein Vorzug der Schwurgerichte, da bei zweifelhaften Fällen eben stets eine Freisprechung erfolgen sollte. Hier ist auch noch folgendes zu berücksichtigen. Wenn der Angeklagte auch für schuldig befunden wird — dieses Verfahren gilt in Frankreich — so kann doch der Fall eintreten, daß der Gerichtshof ihn frei spricht wenn derselbe nämlich der Ansicht ist, daß die That keine strafgesetzlich verbotene ist. Wenn die Geschworenen bloß mit einfacher Mehrheit, 7 gegen 5 — bekanntlich ist zur Gültigkeit ihres Ausspruches eine absolute Mehrheit nothwendig — für Schuld sich ausgesprochen haben, kann in Frankreich die Sache an ein anderes Geschwornengericht gewiesen werden, wenn die Mehrzahl der Assisenrichter dafür stimmt. In den Rheinprovinzen treten in diesem Falle die Assisenrichter in Berathung u. entscheiden die Sache. Es kommt daher wohl vor, daß die Geschworenen bei besonders verwickelten Fällen den Ausweg der einfachen Mehrheit ergreifen, um die Entscheidung von sich ab u. auf die gelehrten Richter zu wälzen. So geschah es in dem berühmten Prozesse Fonk. Erkennen endlich (auch wenn die Geschworenen mit überwiegender Mehrheit sich ausgesprochen haben) die gelehrten Richter einstimmig, daß der verurtheilende Spruch ein unrichtiger sei, so kann u. soll der Proceß vor ein neues Schwurgericht verwiesen werden. Das gilt überall. In Frankreich können sich die Geschworenen noch für das Vorhandenseyn mildernder Umstände aussprechen, wo dann der Gerichtshof die nach dem Gesetze zunächst mildere Strafe erkennen muß. Diese Einrichtung ist sehr nützlich, denn die Geschworenen haben dadurch ein Mittel in den Händen, die Anwendung zu harter Strafen zu verhindern. Es sind also nach allen Seiten hin Garantien gegeben. Und wie käme beim geheimen Verfahren das psychologische Element, das Motiv zur That, in Betracht?! Und wie große, ja entscheidende Berücksichtigung dieselben verdienen, wird kein Psychologe in Abrede stellen. Solche Berücksichtigung kann nur das Schwurgericht eintreten lassen, welches allein auch nur, mitten im Leben stehend u. demselben entwachsend, der öffentlichen Meinung, dem öffentlichen sittlichen Bewußtseyn Rechnung trägt. Wir entdeckten hievon jüngst ein merkwürdiges u. schlagendes Beispiel in den beiden, in Köln abgeurtheilten, Processen Mendelssohn und Oppenheim aus Berlin, welche bekanntlich angeklagt waren, zu Gunsten der mit ihrem Gemahl prozeßirenden Gräfin Hatzfeld der Frau von Meyendorf im Gasthose eine Casette, in welcher sie wichtige Papiere vermutheten, entwendet zu haben. Den erstgenannten traf die ganze Strenge des Gesetzes; der zweite ward freigesprochen u. doch waren beide an der Entwendung der Casette theilhaftig: aber der eigentliche Verbrecher aus wirklich unsittlichen Motiven war doch nur Mendelssohn. — Die bisher erwähnten Vorzüge können alle das mündlich-öffentliche Verfahren vor dem schriftlich-geheimen geltend machen, ohne Unterschied, ob sie auf Geschworenen oder gelehrten Richtern basiren. Alle verkürzen die Haft des Angeklagten, ersparen ihm die geistige Tortur des auf Geständniß bringenden Richters, sichern ihm eine Stunde, wo er seine Sache vor der öffentlichen Meinung führen kann u. geben jedem Staatsbürger die Gewißheit, daß die peinliche Rechtspflege unparteiisch ausgeübt wird. Die Geschwornengerichte haben aber außerdem noch den Vorzug, daß sie die Gesamtheit der unbescholtenen und gebildeten Bürger bei dem Rechtsverfahren unmittelbar theiligen. Sie sind zur Theilnahme an der Rechtspflege unmittelbar berufen u. üben hiedurch das höchste u. heiligste Recht des zur Selbstregierung berufenen Volks. Hiedurch lernt jeder Staatsbürger das Gesetz kennen u. auf der Kenntniß beruht am sichersten die Achtung vor demselben. Wir sehen dies deutlich in England u. Nordamerika. Für

die Rechtswissenschaft selbst haben Schwurgerichte den Nutzen, daß sie jede Etagnation verhindern u. das Bedürfnis strafrechtlicher Reformen zuerst ausdrücken. So mußten in England manche der früher so häufigen Todesstrafen abgeschafft werden, weil die Geschworenen in manchen Fällen lieber freisprachen, ehe sie den Schuldigen der unverhältnismäßig harten Strafe des Stranges anheim fallen ließen. Im öffentlich-mündlichen Verfahren sind folgende Arten zu unterscheiden. 1) Vollständiger, öffentlich-mündlicher Anklageprozeß, mit durchgängiger Anwendung von Schwurgerichten: England u. Nordamerika. 2) Gemischter Prozeß, mit Inquisitionsverfahren bei der Untersuchung (vor dem Instruktionsrichter zur Festhaltung des Thatbestandes) u. Geschworenengerichten bei der Urtheilsfällung: Frankreich, Belgien, die Rheinprovinzen, bald auch Bayern u. wahrscheinlich das übrige Deutschland. 3) Gemischter Prozeß, ohne Schwurgerichte: Holland, Toskana, Neapel, Württemberg.

Dehlenschläger, Adam, Gottlob, geboren 14. November 1779 auf Schloß Friedrücksburg bei Kopenhagen, war eine Zeit lange Schauspieler, studierte dann Jurisprudenz, machte 1805 ff. verschiedene Reisen durch Deutschland, Frankreich und Italien, schrieb in Rom seinen „Correggio,“ ward 1809 Professor der schönen Wissenschaften auf der Universität zu Kopenhagen, 1827 Assessor des Consistoriums, 1839 Etatsrath, 1847 Conferenzzrath, Ritter mehrerer Orden. D. versuchte sich in der dramatischen, lyrischen und epischen Poesie, wandelte Anfangs auf dem Wege Koberg's und Jfflands, neigte dann zu Göthe und Schiller, und schloß sich zuletzt den Romantikern an, meist ohne Klarheit und Tiefe dichtend. Ein strenges Urtheil fällt über diesen Dichter Hillebrand in seiner Literaturgeschichte, wenn er unter anderen sagt: „Ohne genialen Einblick in die Tiefe der menschlichen Natur und in das innere Triebwerk des Lebens, ohne Energie des Fühlens und Denkens, ohne Talent einer plastisch gebiegenden und kraftgetragenen Darstellung, fließen seine dramatischen Produktionen meist wie wassergetränktes Löschpapier auseinander, weder in der Handlung drastisch, noch in der Charakteristik eigen thümlich bestimmt, oder durch die Darstellung gehoben. Am berühmtesten wurden unter D.s Werken: „Aladdin oder die Wunderlampe,“ mit vielen schönen Zügen ausgestattet, nur zu gebehnt und verschwimmend; „Correggio,“ das Vorbild der vielen nachfolgenden Künstlerdramen, reich an schönen Schilderungen von Gemälden und trefflichen Worten über Kunst, aber in der Composition zu lose und locker, und einige, die dänische Vorzeit darstellende Stücke, unter denen „Hakon Jacl,“ „Palnatofe,“ „Torstenskiold,“ und „Arel und Ballborg“ besonders zu nennen sind. Sämmtliche Werke mit Selbstbiographie, Breslau, 1829 ff. 18 Thle., n. A. 1839, 21 Thle.; Dramatische Dichtungen, Hamburg, 1835, 2 Thle. κ.

Dekolampadius, Johann (der gräcifirte Name für den ursprünglichen „Hauschein“), geboren 1482 zu Weinsberg im Schwabenlande, studierte zu Heilbronn und dann zu Heidelberg, begab sich nach Bologna, kehrte aber, da das italienische Klima seiner Gesundheit nicht zusagte, nach Heidelberg zurück und widmete sich mit großem Eifer der Theologie. Da er bereits hier einen Anfang mit dem hebräischen Sprachstudium gemacht hatte, besuchte er, nachdem er die Priesterweihe empfangen, die Universität Tübingen, um von Neuchlin in der griechischen Sprache sich unterrichten zu lassen. In Basel wurde er als Prediger mit verdienter Anerkennung seiner Gelehrsamkeit hochgeachtet, ging dann eine Zeit lange nach Augsburg und gab den schon damals in der Kirche gewünschten Reformen seinen vollen Beifall, ohne jedoch selbst aus Schüchternheit thatkräftig mitzuwirken. Vielmehr zog er sich in ein nahe bei Augsburg gelegenes Kloster zurück, das dem Brigittenorden angehörte, und widmete sich in stiller Einsamkeit den theologischen Studien. Allein hier erregten seine freieren Ansichten, die er in einer Abhandlung über die Beichte offen an den Tag legte, Aergerniß, und er sah sich, um ferneren Unannehmlichkeiten auszuweichen, genöthigt, das Kloster zu verlassen. 1522 wandte er sich nach Basel, übersetzte den Commentar des heiligen Chrysostomus über das erste Buch Moses in's Lateinische und ward vom Stadt-

rathe zum Professor der Theologie und Prediger ernannt. Er fing nun seine Reformirungslust damit an, daß er unter Genehmigung des Stadtrathes verschiedene Kirchenbräuche theils ganz abschaffte, theils eigenmächtig änderte. Bei dem heftigen Abendmahlsstreite zwischen Luther und Zwingli gab auch er seine eigenthümliche Ansicht zu erkennen, und neigte sich in der Schrift: „De vero intellectu verborum Domini hoc est corpus meum“ mehr auf Zwingli's Seite, indem er zwar nicht, wie Zwingli, im „est“ blos „es bedeutet“ annahm, aber dafür im Worte „corpus“ die figürliche Bedeutung behauptete. Begreiflich fand dieser, Nichts weniger als sinnreiche, Ausweg wenig Beifall, und die Lutheraner entgegneten ihm in der bekannten Schrift „Syngramma“ betitelt. Seine Replik veröffentlichte D. in einem „Antisyngramma.“ Nach der öffentlichen Disputation zu Basel mit Eck, die keineswegs sehr zu seinen Gunsten ausfiel, fuhr er in seinen Reformationsgelüsten unerschrockener fort, besuchte 1529 das Religionsgespräch zu Marburg und suchte, im Vereine mit Bucer und Blaurer, 1531 zu Ulm den Zwinglischen Lehrbegriff zur Geltung zu bringen. In demselben Jahre noch verfiel er in eine tödtliche Krankheit und starb, 49 Jahre alt, am 1. December. Das Gerücht von seiner Vergiftung oder vom Selbstmorde wurde böswillig und unbegründet verbreitet. Von der Menge seiner Schriften, die sich in 4 Classen ordnen lassen, in exegetische, dogmatische, apologetische und Uebersetzungen, sind viele nicht mehr des Studiums werth. Die biblischen Erklärungen verbreiten sich über die Genesis, Job, Jesaias, u. über die Evangelien Matthäi u. Johannis und den Brief an die Hebräer. Die polemischen Schriften betreffen: *de risu paschali*; *de sacrificio missae*; *de eucharistia*; *libellus quod imagines, quae ad cultum prostant, sint tollendae e templis*. Nicht ganz verdienstlos sind seine Uebersetzungen aus dem heiligen Vater Chrysostomus; Greg. Naz., Basilius und Theophylakt. Ueber des Hieronymus Werke verfertigte er das Register, Basel, 1520. Sein Leben beschrieb Capito, seinen Tod Ortnäus. Seine, wie Ulrich Zwingli's Briefe gab Bibliander 1536 in Folio heraus. Auch Salomon Hes beschrieb sein Leben. Zürich 1793. Cm.

Oekonomie, Wirtschaftslehre, ist der Inbegriff derjenigen Grundsätze, wornach sämtliche Gewerbszweige ihrem letzten Zwecke, dem höchsten, nachhaltigen Geldertrage, zugeführt werden können. Die allgemeine O. begreift jene Grundsätze in ihrer absoluten Allgemeinheit, ohne dabei eine besondere Art der Production im Auge zu haben, während die besondere jene Grundsätze auf bestimmte Gewerbe anwendet. — Landwirthschaftliche O. ist die Erzeugung der verschiedenen Naturprodukte aus dem Thier- und Pflanzenreiche, in sofern dieselbe nach praktischen Regeln, als Gewerbe um des Gewinnes willen, betrieben wird, und im engeren Sinne die Lehre von den Verhältnissen der einzelnen Theile der Landwirthschaft (s. b) zu einander und zum Ganzen; auch bezeichnet man damit die Haushaltung des Landmannes. — In verwandter Bedeutung heisst O. die zu einem Besitzthume gehörige Feld- und Viehwirthschaft, sowie die Gesamthauswirthschaft in größeren Anstalten, wie Kasernen, Armenhäusern, Hospitälern 2c.

Oekonomisten, s. Physiokratisches System.

Oekumenische Concilien, s. Concilium.

Del nennt man im Allgemeinen die, bei gewöhnlicher Temperatur flüssigen, Fette aus den drei Reichen der Natur, welche sich gar nicht, oder nur in sehr geringem Grade mit dem Wasser vereinigen, bei mehr oder minder hohen Temperaturgraden an der Luft verdampfen, mit größerer oder geringerer Leichtigkeit, aber immer vermittelt eines Docthes, brennen und auf Papier einen durchscheinenden Fleck erzeugen. Man unterscheidet bei den D.n aus dem Pflanzenreiche fette u. ätherische oder flüchtige O.e. Die fetten O.e werden in der Regel durch Auspressen aus den sie enthaltenden Samen 2c. gewonnen, sind alle leichter, als das Wasser, und lösen sich nicht oder nur sehr wenig in Weingeist auf, wohl aber in den ätherischen D.n, sind jung in der Regel mild schmeckend, werden aber mit der Zeit ranzig u. erhalten dann einen beißenden, brennenden Geschmack und

widerlichen Geruch. Einige von den fetten O.n haben die Eigenschaft, durch Einwirkung des Sauerstoffs an der Luft zu trocknen und heißen dann trocknende fette O.e. Zu diesen gehören das Lein=O., Ruß=O., Hanf=O., Moh=O., Palm=O., Ricinus=O. Durch Kochen mit Zusatz von Zinkvitriol, Bleiglätte u. kann man diese Eigenschaft zu trocknen noch bedeutend verstärken, und man erhält dadurch die Delfirnisse. Indessen reicht das bloße Kochen nicht hin, diese O.e zur Firnißbereitung geeignet zu machen; sie müssen vorher noch durch mehrmalige Vermischung mit Salzwasser gereinigt werden. Eine zweite Gattung der fetten O.e trocknet gar nicht, oder nur sehr schwer; sie gerinnen meist bei einem geringen Kältegrade und heißen schmierige, fette O.e. Zu diesen gehören das Oliven=O., Mandel=O., Raps= und Rüß=O., Cocos=O., Buchecker=O. u. — Eine fernere Unterscheidung dieser O.e ist die nach ihrem Gebrauche in Speise=, Brenn= und Fabrik=O.e. Zu den Speise=O.n gehören namentlich das Oliven=, Moh=, Ruß=, und in vielen Gegenden auch das Lein= und Hanf=O. — Außer den bereits genannten gewinnt man hie und da noch nachfolgende, die zum Theil für sich verbraucht, zum Theil anderen O.n beigemischt werden, nämlich: von Haselnüssen, zu Speisen, zum Brennen und zur Delmalerei verwendbar; aus Hederich=Samen, Kürbis= Gurken= und Melonenkernen, Leindotter=, Kohl= und Rettig=Samen, Sonnenblumen=, Tabaksamen, Weintrauben= und Pflaumen=Kernen. Aus Weintraubenkernen wird O. gewonnen, welches sich noch besser, als Oliven=O., zur Seifenfabrikation eignet. Ferner aus der Erdmandel, aus der Erdeichel (*Arachis hypogaea*). Letztere, aus Amerika stammend, soll ein vorzügliches Delgewächs seyn. Sie wird vorzüglich im südlichen Frankreich gebaut, gibt die Hälfte ihres Gewichtes an O., welches zu Speisen, zum Brennen und zu anderen Arbeiten verwendbar ist, nur führt es viel Schleim bei sich und wird leicht dick. Man verfälscht damit sehr häufig das Provencer= O. Alle fetten O.e sind sich übrigens so ziemlich gleich, nur daß sie verschiedenen Schleimgehalt haben und in längerer oder kürzerer Zeit verbrennen. Die Gewinnung des O.s aus den Samenkernen u. geschieht durch Auspressen, und zwar in der Regel mittelst Maschinen (Oelmühlen), nachdem, besonders bei größeren Samen, die Hülsen von den Kernen abgesondert und letztere zerstoßen oder zermalmt worden sind, damit die Zellen, in denen das O. enthalten ist, zerissen werden. Durch Erwärmung beim Pressen wird die Abscheidung des O.s erleichtert und man bekommt mehr O., aber dieses erhält dabei leicht einen unangenehmen Geschmack und wird später leichter ranzig, als das kalt gepresste. Zur Gewinnung des Speise=O.s werden daher die Samen gar nicht, oder nur viel weniger erwärmt, als zur Gewinnung von Brenn=O. Der feste Rückstand beim Auspressen heißt O.=Kuchen (s. d.). Das O. kann auch gewonnen werden, wenn man die zermalnten Samen mit Wasser kocht, auf dessen Oberfläche es dann schwimmt und abgenommen werden kann. Doch ist dieses Verfahren nur selten gebräuchlich, indem dabei nicht alles O. ausgeschieden wird, und dieses auch einen unangenehmen Geschmack erhält, oder doch leicht ranzig wird. Das ausgepresste O. enthält noch einen bedeutenden Antheil Schleim und andere fremdartige Theile aus den Samen, welcher es trübe macht, in der Ruhe aber sich als Delhese zu Boden setzt. Das O. ist daher in der Regel um so heller, je älter und abgelagerter es ist. Die fremdartigen Bestandtheile geben dem O. einen unangenehmen Beigeschmack, erschweren das Brennen, können jedoch durch das Reinigen oder Raffiniren des O.s ganz oder doch zum größten Theile daraus entfernt werden. Befördert wird die Abscheidung des Schleimes durch Schütteln mit (warmem) Wasser, durch Zusatz von Kochsalz, Alaun, gebranntem Kalk oder Kreide. Die Reinigung des Brenn=O.s geschieht am schnellsten und sichersten durch Zusatz von Schwefelsäure in besonders eingerichteten Delraffinerien. Ranzig gewordenes Speise=O. verbessert man durch Schütteln mit Salzwasser und nachheriges Stehenlassen bis zum Klarwerden, oder Kochen und Abschäumen. — Die Verfälschungen der fetten O.e mit billigeren, aus anderen Ge-

wachsen, z. B. aus Gurkensaft und Wasser, erkennt man durch die Menge von Kohle, welche hinzugesetzte Schwefelsäure bildet, auch durch starkes Rauchen beim Brennen. Das Wasser zeigt sich, wenn das O. beim Brennen an einem Docht stark prickelt und spritzt. Zusatz von Grünspan, um das O. grün zu färben, erkennt man durch Vermischung mit Ammoniak, welches dadurch bläulich gefärbt wird. Bleivergiftung durch das Pressen zwischen bleiernen Platten, in Spanien z. B., erweist sich durch den Zusatz von 2 bis 3 Theilen schwefelwasserstoffhaltigem Wasser, welches dunkelbraun oder schwarz wird, sobald Blei vorhanden ist. — Die flüchtigen, ätherischen oder wesentlichen O., nämlich: Citronen-, Bergamotte-, Lavendel-, Neroli-, Rosmarin-, Terpentin-, Kamillen-, Cajuput-, Fenchel-, Krausemünze-, Pfeffermünze-O. u., sind bald flüchtig wie Wasser, bald mehr oder weniger dick, zähe, wohl gar klebrig, leicht entzündbar, versiegen schon bei einem mäßigen Hitzegrade, haben einen scharfen Geschmack und meist starken, durchdringenden Geruch, den Pflanzen ähnlich, von denen sie gewonnen wurden, sind in Weingeist löslich, im Wasser fast gar nicht, oder doch nur in sehr kleinen Quantitäten, und verdunsten, wenn sie rein sind, vom Papier, ohne einen Flecken zu hinterlassen, woran man vorzüglich erkennt, ob sie mit fetten O.n verfälscht wurden, oder ob Harz in ihnen aufgelöst ist, oder nicht. Das gewöhnlichste Mittel, die ätherischen O.e zu gewinnen, ist die Destillation durch Wasser; außer, wo in den Pflanzentheilen das O. in größerer Menge vorhanden ist, wird es durch Auspressen gewonnen, wie z. B. aus den Schalen der Pomeranzen, Citronen, Orangen u. — Die wesentlichen O.e sind endlich theils schwerer, theils leichter, als Wasser. Zu den schwereren gehört namentlich das Sassafras- Zimmt-Nelken-O.; Fenchel-, Dill- und Kümmel-O. haben fast gleiche Schwere, die übrigen dagegen sind sämmtlich mehr und weniger spezifisch leichter, als Wasser. Je nach den Pflanzentheilen, woraus sie gewonnen werden, erzeugt man sie durch Auspressen, oder durch Destillation mit Wasser. — Eine dritte Gattung von O.n sind die brennlichen oder brandigen (empyreumatischen) O.e, welche durch trockene Destillation aus thierischen oder Pflanzentheilen gewonnen werden, nämlich: Hirschhorn-O., Franzosen-O., Benzoe-O., Bernstein-O. u. Die eigenthümlichen Kennzeichen derselben sind: brandiger, stinkender Geruch, bitterer Geschmack, dunkle, fast schwarze Farbe, starke Consistenz, schwache Lösbarkeit im Weingeist. — Zu den thierischen O.n gehört vorzüglich der Thran von Wallfischen, Robben und anderen Seethieren.

Deland, eine schwedische Insel im baltischen Meere, an der Ostküste des Königreichs gelegen und zum Kalmar-Län gehörig, von dem sie durch den schmalen Kalmar-Sund getrennt ist, 21 Meilen lang und $1\frac{1}{2}$ Meilen breit, mit einem Flächeninhalte von 28 □ Meilen und 33,500 Einwohnern, hat ein mildes Klima, ist im Osten durch die ihrer Länge nach sie durchziehenden Alven gebirgig, im Westen flach, liefert viel Holz, Getreide, Flachs, Rindvieh, Schafe u. Pferde von kleinem, aber schönem Schlage (O.s-Klepper); auch die Fischerei ist sehr bedeutend. Der bedeutendste Ort ist Borgholm mit einem festen Schlosse u. gutem Hafen. Der Blokulla oder blaue Berg, ein 200 Fuß hoher Felsen auf einer kleinen Insel an der Westküste von O., ist der schwedische Blockberg.

Delbaum (*Olea europaea*), ein in Syrien, Afrika, Griechenland u. wild wachsender und im ganzen südlichen Europa, dem westlichen Asien und nördlichen Afrika kultivirter Baum, der jedoch auch in Frankreich, Spanien, Italien u. häufig verwildert in Hecken und Wäldern angetroffen wird. Derselbe erreicht eine beträchtliche Höhe, hat lanzettförmige, den Weidenblättern ähnliche, dicke, steife, das ganze Jahr hindurch grüne Blätter, und kleine weiße, wohlriechende Blüten, ein festes, dauerhaftes Holz und erreicht ein sehr hohes Alter. Seine Früchte heißen Oliven (s. d.). — Der O. produziert durchschnittlich jährlich 10 Pfund Del, in fruchtbaren Jahren bis zu 20 Pfund. Er gedeiht vorzüglich in steinigem Kalkboden. In den olympischen Spielen der Griechen wurde der Sieger mit ei-

dem Kranze von den Blättern des Oels geschmückt, daher der Delzweig symbolisch Sieg, Glück, Friede u. s. w. bedeutet.

Delberg (hebr. Har hassethim), im Osten von Jerusalem, ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt entfernt und durch das Thal und den Bach Kidron von ihr getrennt, hatte seinen Namen von den Delbäumen, wemit er ehemals bepflanzt war und deren noch jetzt 8 vorzüglich schöne Exemplare dabelst stehen. Er läuft auf seinem Gipfel in drei verschiedene Spizen aus, von denen die nördlichste die höchste ist, und ist doppelt so hoch, als der Berg Zion. Von demselben kann man nicht nur den größten Theil der Stadt Jerusalem, sondern auch die Umgegend bis zum Mittel- und todtten Meere und zu den Gebirgen hin überblicken. Auf der östlich abhängenden Seite lag Bethphage und entfernter Bethanien, so daß man auf der Reise von Jericho nach Jerusalem, wo man über den O. mußte, Bethphage zur rechten Hand hatte. Am Fuße lag Gethsemane. Auf der mittägigen Spitze hatte König Salomon Götzenaltäre errichtet, welche Jesias zerstörte. Der O. ist den Christen durch die Geschichte des Weltheilandes ewig denkwürdig; dabelst hielt sich Jesus öfters auf; dort kämpfte er mit den schwersten Seelenleiden, dort wurde er gefangen genommen, von dort aus erhob er sich aber auch nach seiner Auferstehung in den Himmel, so daß jener Berg der Ort seiner Erniedrigung und seiner Verherrlichung zugleich war. Die Kaiserin Helena ließ zu Anfang des vierten Jahrhunderts auf der mittlern Bergspitze eine prächtige Kirche erbauen; von dieser sind noch Reste in der, an demselben Orte stehenden, Moschee vorhanden. Auch zeigt man einen Stein, in welchem die Fußstapfen Jesu bei seiner Auffahrt eingedrückt sind.

Delbilderdruck ist ein Verfahren, die Farbenpracht der Gemälde auf mechanischem Wege treu wiederzugeben und dergestalt zu vervielfältigen, daß eine, dem Originale kaum nachstehende, Kopie eines kleinern oder größern Gemäldes mittelst einer Maschine und mit geringen Kosten auszuführen ist. Der Erfinder ist der Maler Jakob Niepmann in Berlin, 1839, und die Konstruktion der Maschine vorläufig noch sein Geheimniß. Obgleich großer Verbesserung fähig, liefert sie täglich mehre Abdrücke, die auf 40—50 erhöht werden können. Die Abdrücke auf Pappe erscheinen wie auf Leinwand gemalte Delbilder. Nothwendige Bedingung dabei ist, daß die erste Kopie von einem Künstler, von einem tüchtigen Coloristen, angefertigt werde; alles Andere aber ist Sache der Mechanik. Der Erfinder hat bereits das Portrait Rembrands täuschend ähnlich dem Original (in der königl. Bildergalerie zu Berlin) dargestellt, Näheres über sein Verfahren aber nicht bekannt gemacht. 1841 wurde ihm von dem Könige von Preußen eine jährliche Pension von 500 Rthlr. unter der Bedingung verliehen, sein Geheimniß nebst allen, bei seinen vielfältigen Versuchen gemachten, Erfahrungen dem Staate zur freien Benützung zu überlassen. — Unterdeß hat Dr. Salter Liveson von Malta aus Bildabdrücke gesandt, welche große Sensation erregen sollen. Sein Verfahren ist folgendes. Er bildet von dem Gegenstande, den er abdrucken will, eine Musive und belegt die glatte Oberfläche mit verschiedenen erforderlichen Farbenschlacken von gleicher Dicke, so daß dadurch der Grund überdeckt wird. Die Composition dieser Schlacken oder Mosaikstücke ist hauptsächlich Wachs, mit den nöthigen Farben wohl vermengt. Diese so zubereitete Farbenbede wird auf ein heißes, mit einem Brette unterlegtes dunkles Papier geklebt und an der Rückseite niedergestrichen und geglättet. Hierauf wird heißes Wasser in ein dünnes plattes Gefäß gegossen und über die Rückfläche gestellt, dergestalt, daß es solche ganz einnimmt. Dadurch wird das Papier von der erhitzten Seite angezogen und die Farben drucken sich schnell in dasselbe ein; denn das Wachs löst sich los, nachdem es in der Wärme bis zum Zerschmelzen sich erweicht hat. Versuche wurden auch mit Druckwalzen angestellt. Indessen ist diese Beschreibung sowohl an sich, als in Beziehung auf die Beschaffenheit der abzubildenden Bilder, viel zu unbestimmt, um schon jetzt über den Werth der Erfindung urtheilen zu können.

Delfarben nennt man die zur Delmalerei und zum Aufstreichen von Holz-

Geräthen, Fenstern, Thüren und selbst Mauerwänden 2c. dienenden Farben, welche aus trocknendem Oel oder Firniß und irgend einer Mineralsfarbe zusammengesetzt und auf dem Reibsteine oder mittelst einer ähnlichen Vorrichtung auf's Innigste miteinander verbunden worden sind. Am dieselben möglichst vor dem Zutritte der Luft zu schützen, welche sie mit einer Haut überzieht und allmählig immer mehr austrocknet, werden sie in fest zugebundenen Thierblasen aufbewahrt und versendet. Die meisten O. kommen aus München, Augsburg, Wien, Prag, Berlin, Schweinfurt u. s. w. in den Handel.

Oelfuchen sind die beim Auspressen der Oelfamen zurückgebliebenen Theile, welche aus Faserstoff, Stärkmehl und Schleim bestehen. Sie werden in den Oelmühlen in großer Menge erzeugt und bilden so einen nicht unwichtigen Handelsartikel theils im Inlande, theils zur Ausfuhr, namentlich nach England und Holland. Sie dienen zum Viehfutter und zur Düngung.

Oelmalerei heißt die Kunst mit Oelfarben zu malen. Das Material, worauf gemalt wird, ist gewöhnlich Leinwand, Holz, Kupfer, grober Taffet u. dgl. Die O. zeichnet sich aus durch Lebhaftigkeit, Farbenreiz und Dauer, denn dieselbe gestattet das vollkommenste Verschmelzen der Farben, verwischt gleichsam alle Uebergänge und bringt, bei richtiger Mischung und Art der Auftragung, ein treffliches Leuchten, und durch die Verschiedenheit der Deck- und Lasurfarben ein Durchschimmern verschiedener Farbenlagen hervor, wie es keine andere Art der Malerei vermag. Gegen den Nachtheil des Staubes sucht man das Oelgemälde mit einem Firniß zu schützen, dem Nachdunkeln aber soll gleich Anfangs durch eine kräftigere und hellere Haltung des Tons und vorsichtige Oelmischung vorgebeugt werden. Daß Oelgemälde ihres Glanzes wegen nicht von jedem Standpunkte gleich gut gesehen werden können, ist wahrlich doch als ein denselben eigenthümlicher Fehler nicht zu rügen. Schadhafte Gemälde werden retouchirt und auch neu ausgezogen.

— Nach Hagen's Annahme soll Johann van Eyck zu Ende des 14. und im Anfange des 15. Jahrhunderts Erfinder der O. seyn. Er bediente sich, wie Hagen bemerkt, hiezu des Lein- und Ruspöls, welche schnell trockneten. Durch ein von Eyck ausgeführtes, nach Neapel gelangtes Gemälde bewogen, sei Antonello von Messina nach Flandern gereist, habe daselbst das Geheimniß der O. erlernt und diese nach Italien gebracht. Das Alles wäre zwar von Lessing nur mit unhaltbaren Gründen bestritten, denn in Italien erschien vor 1470 kein Oelgemälde, dagegen von Johann van Eyck eines 1420. — Allein diese Angaben gleichen den über die Erfindung der O. geführten Streit nicht aus. Passavant nimmt 1445 für das Todesjahr des Johann van Eyck an, und erwähnt allerdings aus den alten Registern der Bruderschaft des h. Lukas zu Antwerpen: daß derselbe 1420 den dortigen Malern ein Oelbild vorgezeigt habe. Indes führte er auch ein Bild von Antonello mit der Inschrift an „1445, Antonellus Messaneus me oleo pinxit“ und schließt auf dessen Ausfuhrung in Italien, weil es auf Kastanienholz gemalt sey. Endlich wird auch kurz vorher bemerkt, daß aus dem berühmten, im Besitze des Herrn Solty gewesenen, jetzt im Berliner Museum befindlichen Genter Bilde deutlich hervorgehe, wie zu der Zeit, da Johannes nur als seines ältern Bruders junger Gehülfe erscheint, dieser (Hubert) schon vollkommen in Oel zu malen verstand, mithin Johann diese Kunst nicht erfunden haben wird. Das Genter Gemälde aber wurde sechs Jahre nach Huberts Tode, 1432, als fertig aufgestellt. Wenn ferner behauptet wird, daß Johann van Eyck seine Bereitung der Farben bis in's späteste Alter geheim gehalten und nur zwei seiner Landsleute darin unterrichtet habe, so wird es wieder zweifelhaft, ob Antonello von ihm die O. erlernte. Vielleicht bezieht diese Nachricht sich auch auf eine, den Brüdern van Eyck und ihren Schülern eigene Verfahrungsart, welche die Vortheile der Tempera mit jenen der Oelfarbe verband. Denn diese Verbindung war, nach Passavant, ihr Geheimniß, das nun verloren gegangen ist, und mit welchem sie das erreichten, was unsere heutige O. zu leisten nicht im Stande ist. Wallraf behauptet dagegen mit Bestimmtheit, daß die O. vor Johann van Eyck bestanden

habe und aus Italien nach Köln gekommen sei. Was Fiorillo darüber gesammelt hat, findet man in dessen „Kleinen Schriften“, Bd. 1. S. 189—228. Ihm zufolge ist Johann van Eyck nicht Erfinder, sondern nur Ausüßer der D. in größerer Vollkommenheit. Daß lange vor ihm in England in Del gemalt wurde, haben Walpole und Andere nachzuweisen gesucht und Raspe in seiner Schrift über die Erfindung der D. darüber ausführliche Nachricht gegeben. Auch kann nicht Tommaso Guidi, genannt Massaccio, zuerst, 1402, Delfarben auf hölzerne Tafeln, oder auf mit Gyps bedeckte Wände zu Gemälden verwendet haben, da er in dem erwähnten Jahre geboren wurde. Endlich bemerkt Voigt (Beschrb. von Marienburg, S. 203) bei dem Jahre 1399, „daß man um diese Zeit schon in Del gemalt habe“, worüber jedoch Hagen erst eine Beweisstelle vom Jahre 1400 gefunden und damit seine frühere Behauptung, daß J. v. Eyck der Erfinder sey, zurückgenommen hat. Das geheime Archiv in Königsberg besitzt nämlich ein Rechenbuch des Ordensschatzmeisters Tresler von Marienburg, auf dessen letztem Blatte von der Renovation der Hauskapelle des Hochmeisters die Rede und dabei unter anderen Angaben vom Jahre 1400 gesagt ist: „Item vor dy Decke obir dy Toffel mit Delfarwe gemalt IX firdunge (etwa 11 Thlr. 9 Sgr. 6 Pf.).“ Hierunter verimuthet Hagen eine wohlfeile Kopie des Bildes, dem die Decke zum Schutze diene, was doch nicht füglich darin zu finden, vielmehr das Bemalen (Anstreichen) auf die Decke selbst zu beziehen seyn möchte. Gewißheit konnte hier noch nicht erreicht werden, denn das in der k. k. Gallerie im Belvedere zu Wien befindliche Gemälde des Thomas von Mutina vom Jahre 1293 und die Karsteiner Bilder des Theodorich von Prag und Nikolaus Wurmsr aus Straßburg aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, wozu bereits Delfarbe verwendet seyn soll, erklärt der Gallerie-Direktor Pet. Krafft in Wien für Temperamalerei durch die allgemeine Behauptung, „daß van Eyck der Erfinder der eigentlichen D. sey, daß vor ihm der Gebrauch des Dels nur zum Anstreichen der Schilder u. s. w. gedient habe, und wenn von der Technik der eigentlichen Malerei vor der Zeit des van Eyck gesprochen werde, darunter nur die Malerei in Tempera zu verstehen sei, da auch die antike Enkaustik (s. d.) im Mittelalter ganz vergessen war.“ Uebrigens ist bekannt, daß Theophilus, ein Mönch aus St. Gallen im 10—11. Jahrhunderte, unter anderen die Bereitung einer rothen Delfarbe bekannt gemacht (vgl. Kiellorarbeiten), und Gemmini in dem Traktate über die Malerei, im 14. Jahrhundert, das Technische der Delfarben beschrieben hat. Daher hält nicht mit Unrecht Schnaase die D. für keine zufällige Erfindung, eher für die Entdeckung eines Gebiets, von dem man schon ahnende Kunde, durch die Delfarbe, hatte. Man erkannte deren Werth nicht, weil man ihre Anwendung unterließ, oder eigentlich nicht verstand, u. wenn später die Farben wirklich mehr oder weniger mit obigen Substanzen vermischt wurden, so geschah es in einer Weise, daß die chemische Untersuchung uns jetzt darüber in Zweifel läßt, ob es D. gewesen ist.

Dels, ein dem Herzog von Braunschweig gehöriges, im Breslauer Kreise des preussischen Schlesiens gelegenes, mediatisirtes Fürstenthum, mit 38 □ M. und 98,000 Einw., ist im Norden reich bewaldet, von mehreren Flüssen bewässert und fruchtbar an Getreide, Flachs und Obst. — D. hatte früher seine eigenen Herzoge und kam 1647 mit dem Tode des Herzogs Karl Friedrich von Münsterberg durch dessen Erbtöchter an deren Gemahl, den Herzog Sylvius Nimrod von Württemberg, und 1792, nach dem Aussterben dieser Linie, an den Herzog Friedrich August von Braunschweig. Seitdem ist es im Besitze des Braunschweigischen Hauses geblieben. — Die gleichnamige Hauptstadt, an der Delsa, mit 6,300 Einw., hat ein großes 1558 erbautes Schloß mit Bibliothek, Garten und Park, eine katholische und drei protestantische Kirchen, eine Synagoge, protestantisches Gymnasium mit einer gräflich Koszoth'schen Stiftung von 150,000 fl., mehrere treffliche Armenanstalten, ist Sitz des Fürstenthumsgerichts und der Fürstenthumsammer, sowie der Landschaft, und treibt lebhaftes Industrie und Handel. — In der Nähe die beiden Dörfer

Wilhelminenort und Sibyllinenort mit herzoglichen Lustschlössern. In letzterem eine große Gemäldegalerie und Schauspielhaus.

Delung, die letzte, eines der sieben Sacramente der katholischen Kirche, wodurch der franke und sterbende Christ im Leidens- und Todeskampfe gestärkt und die Ruhe in ihm vollendet wird. Der Kranke empfängt in diesem Sacramente durch die Salbung mit dem heiligen Oele und durch die heiligen Worte — das vorgeschriebene Gebet des Priesters — die Gnade Gottes zum Heile seiner Seele und öfter auch zur Wohlfahrt seines Leibes. Die göttliche Einsetzung dieses Sacraments meldet der h. Apostel Jakobus 5, 14—15: „Ist Jemand krank unter euch, so rufe er die Priester der Kirche, und sie sollen über ihn beten und ihn mit dem Oele salben im Namen des Herrn, und das Gebet des Glaubens wird den Kranken retten, und der Herr wird ihn erleichtern; und wenn er in Sünden ist, werden sie ihm nachgelassen werden.“ — Das Wesen und zugleich das sichtbare Zeichen dieses Heilmittels besteht in der Salbung mit dem heiligen Oele und in dem Gebete des Priesters. Die Materie oder das Element bei diesem Sacramente macht die an einem Haupttheile des menschlichen Körpers Statt findende Salbung (*materia proxima*), und das heilige Del (die *materia remota*) aus, welches in der lateinischen Kirche am grünen Donnerstag von dem Bischöfe, in der griechischen aber von jedem Priester geweiht wird; die Form besteht in dem vorgeschriebenen Gebete, welches der Priester bei der Kranken-Salbung verrichtet: *per istam sanctam unctionem et suam piissimam misericordiam indulgeat tibi Dominus etc.* — Nach dem Apostel Jakobus ist die Form ein Gebet, ohne daß er jedoch hierfür eine besondere Formel vorschreibt. Die Kirche hat daher, dem Inhalte der Textworte gemäß, vortgehendes Gebet als Form dieses Sacramentes vorgeschrieben, welches auch der Wirkung desselben, die in geistlicher und auch körperlicher Heilung oder Stärkung des Kranken besteht, ganz entspricht. Weil jedoch der Kranke nicht immer wieder geneset, so wird dieß Sacrament in Form eines Gebetes ausgespendet, damit wir Das von Gottes Güte erhalten, was die Kraft des Sacramentes nicht immer vermag. Jakobus sagt auch nicht, wo die Salbung vorzunehmen sei, sondern drückt sich in Ansehung der Krankheit nur im Allgemeinen darüber aus. Die Kirche hat daher bestimmt, daß die fünf Sinne, als die vorzüglichsten Organe des Menschen, gesalbt werden sollen. — Da die letzte O. in der Salbung mit dem heiligen Oele, als der Materie, und in der Form, als dem Gebete des Priesters, dann in der Gnade, die sie durch die Stärkung des Kranken im Todeskampfe, oft auch durch Wiederherstellung der Gesundheit, wie durch die Nachlassung der Sünden, wenn er noch solche auf sich hat, ertheilt, alle zu einem Sacramente erforderlichen Stücke hat, so ist sie auch eines der sieben von Christus dem Herrn eingesetzten Sacramente. Obgleich in der heiligen Schrift nicht ausdrücklich die von Christus geschehene Einsetzung dieses Sacraments ausgesprochen ist, so ist doch anzunehmen, der heilige Apostel Jakobus würde dieses Heilmittel nicht angeordnet und den Kranken die Gnade Gottes zugesichert haben, wenn nicht unser Heiland einen ausdrücklichen Befehl hiezu ertheilt hätte. Nach seiner Auferstehung sprach Christus noch Vieles vom Reiche Gottes, auch berichtet uns Johannes 20, 30, daß Christus noch Vieles gethan habe, was nicht geschrieben stehe. Ebenso lehren einstimmig die heiligen Väter, daß die letzte O. wirklich ein von Christus eingesetztes Sacrament sei. — Ausspender dieses Sacraments sind die Priester, und zwar in der lateinischen Kirche ein einziger, in der griechischen aber mehre, gewöhnlich sieben. Der heilige Jakobus spricht zwar von Priestern in der mehrfachen Zahl; allein dieß ist nach dem Sprachgebrauche auszulegen, wonach die vielfache Zahl auch an anderen Stellen der heiligen Schrift für die einfache gebraucht wird; obnehin würde das Gebot, daß mehre Priester zugleich die heilige O. ausspenden sollen, die Administration dieses Sacraments nur erschweren. — Dergleichen sagt uns die Tradition, daß die Priester die Ausspender dieses Sacraments sind; so lehren die Väter *Trigenes* und *Chrysostomus*. Ebenso reden Papst *Innozenz I.*, die Kirchen-

versammlungen von Rheims, von Mailand V. und das Concil von Trient nur von einem Priester, der zur Ausspendung dieses Sacraments genüge. Wo den Laien eine D. zugestanden ist, da findet blos eine religiöse Ceremonie Statt, welche auch nur *ex opere operantis*, keineswegs aber sacramentalisch *ex opere operato* wirkt. — Rechtmäßig kann nur der Pfarrer des Orts oder sein Stellvertreter, in Nothfällen aber jeder Priester dieß Sacrament administrieren. Klostergeistliche dürfen die letzte D., vermöge eines besondern Privilegiums, den in ihrem Klosterumfange befindlichen Personen, außerdem aber nur im Nothfalle oder nach vorher eingeholter Erlaubniß, oder wenn sie in der Seelsorge stehen, ausspenden. — Die Ausspendung der letzten D. geschieht nur an gefährlich Kranke, tödtlich Verwundete oder vor Alter schwache Greise, gewöhnlich, nachdem sie zuvor gebeichtet und das heilige Altars-Sacrament, als letzte Wegzehrung, empfangen haben. Uebrigens wird dieses Sacrament auch an solche Sterbende nach vorausgeschickter Absolution ausgespendet, die, obwohl sie nicht mehr sprechen können und bewußtlos sind, noch Zeichen des Lebens von sich geben. Kindern, welche noch nicht zum Gebrauche ihrer Vernunft gelangt sind, d. i. die das Unterscheidungs-Alter noch nicht erreicht haben, so wie auch von Natur aus Wahnsinnigen, zum Tode verurtheilten Verbrechern, Soldaten vor der Schlacht, Frauen, welche der Entbindung nahe sind, Jenen, die eine gefährliche Reise auf dem Meere oder auch auf dem Lande unternehmen, sowie auch bereits Verstorbenen wird die letzte D. nicht ertheilt. Weil dieses Sacrament gewissermaßen die Ergänzung der Buße ist, so wird es auch nicht an ganz unbußfertige Sünder, denen man die Losprechung sogar verweigern mußte, ausgespendet. In der älteren Kirche ward es selbst keinem offenbaren Sünder, oder solchen, die eben Buße thaten, ertheilt. Im Zweifel, ob ein Kind das Unterscheidungs-Alter erreicht habe, wird an dasselbe solche ausgespendet, wenn es auch das heilige Abendmahl noch nicht empfangen haben sollte. Wahnsinnige, welche vor ihrem gegenwärtigen Zustande den Gebrauch ihrer Vernunft hatten, können, gleich bewußtlosen Kranken, mit dem heiligen Oele gesalbt werden, wenn sie vorher einen christlichen Lebenswandel führten, oder heitere Zwischenräume (*lucida intervalla*) genießen. Zweifelt man, ob eine Person todt sei, so geschieht die Salbung bedingungsweise nach der Formel: wenn Du noch lebst &c. — Die Art und Weise der Ausspendung dieses Sacraments ist in den Diöcesan-Ritualen angegeben. Die Salbung geschieht unter Aussprechung der vorgeschriebenen Gebete und Rihs an den fünf Sinnen, und wenn einer derselben abgeht, wird der zunächst liegende Theil mit dem heiligen Oel gesalbt; bei zu naher Todesgefahr nimmt man die Salbung an der Stirne allein vor. — Die letzte D. kann wiederholt werden, und zwar so oft, als eine und dieselbe Person von einer Krankheit befallen wird. Die Wiederholung dieses Sacraments in der nämlichen Krankheit kann jedoch, der gemeinen Meinung nach, nur nach Ablauf eines Monats oder nach gewissen Zwischenräumen geschehen.

Denanthäther ist eine farblose, dünnflüssige Materie mit starkem, etwas betäubendem Weingeruch, scharfem, unangenehmem Geschmacke und einem spezifischen Gewichte von 0,862 im flüssigen und 10,4769 im gasförmigen Zustande, u. löst sich leicht in Alkohol und Aether, nicht aber in Wasser auf. Der D. ist zu betrachten als eine Verbindung des Aethers mit Denanthsäure und wird daher auch *önanthsaures Athylorxyd* genannt. Kaustische Alkalien entziehen demselben die Denanthsäure, während der hierbei freiwerdende Aether durch Aufnahme von 1 Atom Wasser in Weingeist sich verwandelt. Er findet sich nicht nur im Wein, dessen Geschmack er bedingt, sondern auch im Fuselöle des Getreidebranntweins und wird im unreinen Zustande bei der Destillation der Weinhefe mit Wasser im Nachlaufe erhalten, durch Schütteln mit kohlensaurem Natron von freier Denanthsäure und önanthsaurem Kupferoxyd, das von dem Destillirapparate herrührt, befreit und durch Anwendung von Chlorcalcium wasserfrei gewonnen.

Denone, eine Nymphe des Iba und des Paris erste Gattin, welche diesem seine Schicksale voraussagte und ihn vor einer Untreue warnte. Als Paris spä-

terhin, durch einen vergifteten Pfeil des Hercules von Philokletes verwundet, sich zu ihr bringen ließ, weigerte sie sich, ihn zu heilen, stürzte sich aber, da sie seinen Tod ersuhr, aus Gram in den Scheiterhaufen desselben.

Denotropä, ein Beinamen, welchen die drei Töchter des Königs Anios von Delos, Deno, Spermo und Glais, erhielten. Sie waren Lieblinge des Bakchos und er verlieh ihnen die Gabe des Ueberflusses an Del, Wein und Getreide, oder, nach der Dichtersprache, die Gabe, Alles, was sie wollten, in Wein zu verwandeln. Hiervon ist der Zusatz Tropä zu dem Namen Deno herzuleiten. Sie hatten von jenen, für die damalige Zeit wichtigsten, Lebensbedürfnissen stets solche Vorräthe, daß ihr Vater die Griechen vor Troja während der neun ersten Jahre ganz aus denselben mit allem Nöthigen versehen konnte.

Denotrer, ein altes italisches Volk, ein Theil der großen Nation griechischen Ursprungs, welche unter den Namen Siceler, Morgeten, Choner, Peucetier den Theil Italiens bewohnten, den späterhin die Landschaften Latium, Campanien, Lufanien, Bruttium und Apulien bezeichneten. Ihren Namen leiten die D. ab von Denotros, dem jüngsten Sohne des bösen Königs Lykaon. Er soll, nachdem Zeus alle seine Brüder durch den Blitz zerschmettert hatte, allein verschont geblieben seyn, eine Colonie nach Unteritalien geführt und einem Theile des Landes den Namen gegeben haben.

Dersted, Hans Christian, Conferenzzrath und Professor der Physik an der Universität Kopenhagen, geboren den 14. August 1777 zu Nudsjöbing auf der dänischen Insel Langeland, Sohn des dortigen Apothekers, erhielt bei mangelnder Gelegenheit nur wenig geordneten Unterricht, erwarb sich aber bei seinem großen Verneisser hinreichende Kenntnisse, um 1794, nachdem er einige Zeit in der Apotheke seines Vaters gelernt hatte, die Universität Kopenhagen beziehen zu können. Er widmete sich daselbst dem Studium der Heilkunde und wurde 1799 zum Philos. Dr. promovirt, nachdem er schon mehre Abhandlungen bekannt gemacht hatte; 1800 im Sommer wurde er zum pharmaceutischen Adjunkten bei der medicinischen Fakultät ernannt und hielt Vorlesungen über Naturmetaphysik. Die folgenden drei Jahre brachte D. auf einer großen wissenschaftlichen Reise in Deutschland, Frankreich und Holland zu, und kehrte erst 1804 nach Kopenhagen zurück; er hielt nun Vorlesungen an der Universität und wurde 1806 außerordentlicher Professor; 1812 und 1813 unternahm er eine neue Reise durch einen großen Theil von Deutschland nach Paris. 1817 wurde D. ordentlicher Professor; in den Jahren 1822 und 1823 unternahm er eine dritte Reise durch Deutschland, Frankreich und England; 1828 wurde er zum Staatsrath ernannt, 1829 zum Direktor der neu errichteten polytechnischen Lehranstalt und 1840 zum Conferenzzrath. D. hat sich berühmt gemacht durch seine Entdeckung der magnetischen Wirkung der Elektrizität (s. Elektromagnetismus). Veröffentlicht hat er diese Entdeckung durch die Schrift: „*Experimenta circa efficaciam conflictus electrici in acum magneticam*.“ Kopenhagen 1820. Ferner schrieb er: „*Ansichten der chemischen Naturgesetze*.“ Berlin 1812, übersezt ins Französische; eben so ein Lehrbuch der Physik u. E. Buchner. — 2) D., Anders Sandöe, großer Rechtsgelehrter, Bruder des Vorigen, geboren 1778, wurde 1801 Assessor des Hof- und Stadtgerichts in Kopenhagen, 1810 des höchsten Landesgerichts, 1813 vierter Deputirter in der dänischen Kanzlei, später erster Deputirter und Generalprokurator. Seit Errichtung der Provinzialstände 1831 ward er k. Ständekommissär für die Inseln und Jütland, welche Stellung er auch beibehielt, als er 1841 Minister wurde. Seine schätzbaren juristischen Abhandlungen sind niedergelegt in den von ihm begründeten juristischen Zeitschriften: Juridisk Archiv (1804—1811, 30 Bde.); — Nye juridisk Archiv (1812—1820, 30 Bde.); — Juridisk Tidsskrift (1820—1830, 16 Bände); ferner in der „*Eunomia*“ (4 Bände, 1815—1822); in den „*Abhandlungen aus dem Gebiete der Moral- und Gesetzgebungsphilosophie*“ (3 Bde., Kopenhagen 1823—1826). Besonders wichtig

ist außerdem sein „Handbuch der dänischen und norwegischen Rechtswissenschaft,“ 1821 ff., 3 Bde.

Dertel, Eucharis Ferd. Christian, geboren 1765 zu Streitberg im Bayreuth'schen, ward 1795 Lehrer am Gymnasium zu Ansbach, 1808 Professor der Philologie u. Geschichte daselbst u. starb 1842. D. ist am bekanntesten durch seine Anpreisung des kalten Wassers als eines Universalheilmittels, sowie durch Gründung eines hydropathischen Vereines mit Kolb und Kirchmayer, und einer Wasserheil- und Gesundheitschule. Seine meisten Schriften, unter denen sich eine Selbstbiographie, Erl. 1840, befindet, beziehen sich auf die Kaltwasserheil-methode. Außerdem gab er heraus: Christologie, Hamb. 1792; — Versuch philosophischer Bibelerklärung, der des h. Paulus Brief an die Römer geprüft, übersetzt und erläutert enthält, Nürnberg. 1793; — Johannis Evangelium, Görlitz 1795; — Griechisch-deutsches Wörterbuch des N. T., Götting. 1799; — Geschichte der vorm. Reformatoren und der Folgen ihrer Bemühungen, von Jesus bis Luther und dem 30jährigen Krieg, Nürnberg. 1830; — Kritik der Augsburg. Confession, nebst Vorschlag zu einer neuen Confession, Bayreuth 1831; — Rück- und Vor-blick auf Luther's Bibelübersetzung, Straubing 1835; — Wörterbuch der deutschen Sprache 2c. 2c.

Desel, eine der größten Inseln der Ostsee, zum russischen Gouvernement Liefland gehörig, vor dem Eingange des rigaer Meerbusens, im Westen von Esthland, wird durch den kleinen Sund von der Insel Moon, sowie diese von dem festen Lande von Liefland durch den 2 Meilen breiten großen Sund, die südliche Spitze der Insel durch die $4\frac{1}{2}$ Meilen breite Meerenge Domes-Näß von Kurland und die nördliche Spitze durch den Selosund von der Insel Daggen (Dagö) getrennt, bildet mit den umliegenden kleineren Inseln den östlichen Kreis und hat mit diesen einen Flächenraum von 102 □ Meilen. Der Boden, der an einigen Gegenden Spuren ehemaliger Vulkane zeigt, ist, mit Ausnahme weniger Hügel, flach u. fruchtbar. Das Klima ist ungleich milder, als auf dem benachbarten Festlande. Die Küste ist hoch, gegen die anschlagenden Wellen gut geschützt, und hat mehr, doch nicht sehr hohe Vorgebirge; an der Südspitze erhebt sich ein Leuchthurm. Mehre Seen, eine Menge kleiner Flüsse und Bäche, nicht unbedeutende Waldstrecken und Flächen von Ackerland und Strauchwerk bringen mancherlei Abwechslung in das Panorama. Getreide gedeiht vortrefflich; man baut Roggen, Weizen und Gerste, sowie Buchweizen, Hülsenfrüchte, viel u. guten Flachs, Hanf, Kohl, Wurzelgewächse. Die hiesigen Pferde, ösel'sche Klepper genannt, sind zwar klein, aber sehr munter und dauerhaft. Die Insel hat eine treffliche Stammschäferei. Die Einwohner, gegen 50,000, gehören, mit Ausnahme des Adels, der Geistlichkeit und der Bürger, welche Deutsche sind, sowie einiger Schweden und Russen, zur esthnischen Nation. Sie beschäftigen sich mit Ackerbau, Viehzucht, dem Fang von Butten, Strömlingen, Seehunden 2c. 2c., Jagd, (besonders werden im Frühling viele Schwäne geschossen) und Handel, auch Seehandel, indem zu Arensburg jährlich 25—30 Schiffe ankommen, welche meistens Stückgut, Wein und Kolonialwaaren bringen, und zur Rückfracht Getreide, Holz, Flachs, Butter, Talg, Häute, Seehundsspeck, Seehundsfelle 2c. 2c. laden. Die Volkssprache weicht nur wenig von dem esthnischen des festen Landes ab. Die weit überwiegende Mehrzahl der Bewohner bekennt sich zur protestantischen Confession. An den Klippen u. Sandbänken in der Nähe der Insel stranden häufig Schiffe, woraus die Strandbauern Nutzen zu ziehen wissen, obgleich Katharina II. das Strandrecht aufgehoben hat. Selbst als Kaperer sind die Insulaner berüchtigt. D. hat, außer der einzigen Stadt Arensburg, dem Sitze des Vice-Gouverneurs und des kais. Kreis- und Niederlandgerichts, 12 Kirchspiele und 162 Landgüter. Hier lebt eine große Zahl altadeliger Familien, die sich zum Theil auch auf dem festen Lande niedergelassen haben, z. B. die von Stakelberg, Vietinghoff, Burghowden, Manteuffel, Knorring, Berg, Nolcken, Saff, Lepß 2c. 2c. Bei dem Dorfe Zarrel (Zerel) auf der äußersten Landspitze

Sworberort gegen Kurland zu steht die Feuerbaake, welche den Schiffen die gefährliche Straße Domes-Näs erleuchtet. Zur Unterstützung verarmter Bauern, bestehen seit 1766 Getreide-Magazine auf D., und 1832 ward eine allgemeine Bauern-Hülfsbank errichtet. Zum ösel'schen oder arensburger Kreise gehören auch die Inseln: Gilsand (die angeblich nie von ansteckenden Krankheiten heimgesucht wird), Morn, östlich von D., und Runöe.

Defer, 1) Adam Friedrich, ein zu seiner Zeit hochgefeierter Maler, Bildhauer u. Radirer, und noch jetzt als Begründer eines edleren Kunstgeschmacks in Deutschland mit Recht geschätzt, wurde 1717 zu Preßburg geboren und kam frühe auf die Wiener Kunst-Akademie, wo er seine Studien, namentlich unter Donner (s. d.), machte. 1739 begab er sich zu Dietrich und Mengs nach Dresden und schloß daselbst mit Windelmann einen innigen, unauflöslichen und für den berühmten Archäologen in mehrfacher Hinsicht ersprißlichen Freundschaftsbund. Nach dem 7jährigen Kriege ward D. zu Leipzig Direktor der dortigen Kunstakademie, zugleich kurfürstlicher Hofmaler und Professor der Dresdener Akademie. Er starb 1799. Durch Lehre und Beispiel wirkte er mit Erfolg für eine einfachere und edlere Behandlung der Kunst, obwohl ihm eine reiche Phantasie und tiefe Energie der Darstellung abging. Leipzig besitz verschiedene Werke von seiner Hand, unter denen besonders die Gemälde in der Nikolaikirche u. die Statue des Kurfürsten von Sachsen auf der Esplanade, sowie der schön erfundene innere Vorhang des Theaters zu erwähnen sind. Bause und Geyser fiachen Mehres nach ihm. D. selbst radirte 45 Blätter, theils nach Rembrandt u. A., theils nach eigener Erfindung; darunter: Cupido und Psyche, angeblich nach Correggio oder Guercino, das er Hagedorn zuignete. — 2) Johann Friederich Ludwig, Sohn und Schüler des Vorigen, geboren 1751 zu Dresden, war seit 1778 Professor der Geschichts- und Landschaftsmalerei in Dresden und starb 1792. Man hat von ihm mehre sehr geschätzte landschaftliche Zeichnungen in Aquarell und Tusch, sowie mehre nach Rubens, Rembrandt, Salvator Rosa u. A. radirte Blätter.

Oesterreich, der gesammte Kaiserstaat, liegt zwischen $26^{\circ} 14'$ — $44^{\circ} 45'$ östlicher Länge und $42^{\circ} 9'$ — $51^{\circ} 2'$ nördlicher Breite u. nimmt somit den größten Theil von Mitteleuropa ein. Diese Ländermasse umfaßt in Gestalt eines ziemlich regelmäßigen, von West nach Ost gedehnten Ovals einen Flächenraum von 12,186 (12,167; 12,144) geographische □ Meilen; die Gränzlinie, von welcher dieß Gebiet umschlossen wird, hat eine Länge von 150 Meilen. Von diesem Gränzzuge liegen nur 265 Meilen am Meere, und diese kommen fast allein dem schmalen Küstenstreife Dalmatien zu Gute u. schließen das Gesamtland nur an einem verhältnißmäßig kleinen Winkel dem Meerverkehre auf. Der größere Theil der Gränze wird durch einen Wall von mehr oder minder hohen Gebirgen gebildet, die, noch weit in das Land hinein sich verbreitend, eine Gesamtfläche von mehr als 8700 □ Meilen einnehmen, während das Areal aller Ebenen, vorzugsweise im Herzen des Landes ausgebreitet, nur 3400 □ Meilen beträgt, so daß sich der Raum des Gebirgslandes zum Raume des Flachlandes nahebei wie 5 : 2 verhält. D.s Continental-Gränze berührt zehn fremde Staatsgebiete: im Westen Sardinien, die helvetische Eidgenossenschaft und den deutschen Bundesstaat Bayern; im Norden den deutschen Bundesstaat Sachsen, sodann Preußen und Rußland; im Osten gleichfalls Rußland und die Türkei; im Süden den Kirchenstaat, Modena und Parma. Bedeutsam ist hierbei, daß D. mit einer Gränzlänge von nur 272 gegen deutsches und preussisches, dagegen auf einer Länge von 613 Meilen gegen nicht deutsches Ausland gefehrt ist, und daß von diesen 613 Meilen allein 334 auf die Türken-Gränze kommen. Bedeutsam sind auch die politischen Gegensätze, die es in seinen Gränznachbarn findet, indem es auf der einen Seite an die republikanische Schweiz, auf der andern an das absolut monarchische Rußland gränzt, indem es auf einer Stelle als Schutzwächter des heiligen Vaters, auf der andern als Gränzhüter gegen die Herrschaft des Halbmon-

des erscheint. Die Hauptgebirge des Kaiserstaates sind die Alpen, die Carpathen und die böhmischen Gebirge (s. d. alle). An Gewässern ist derselbe sehr reich, besonders in den zu Deutschland gehörigen Ländern. Zum Gebiete des schwarzen Meers gehört die Donau, die in einer Länge von 181 Meilen die Monarchie durchströmt und deren Flußgebiet fast $\frac{2}{3}$ derselben beträgt. Ihre wichtigsten schiffbaren Nebenflüsse sind: auf dem südlichen Ufer der Inn, die Traun, Enns mit Salza, Schwarza, Lenth., Raab, Drau mit Mur, Sau mit Kulpa und Unna; auf dem nördlichen die March mit Taya, Waag mit Aera und Neitra Gran, Theiß mit Hernad, sowie der Pruth, der aber nur auf österreichischem Gebiete entspringt. Der gleichfalls in das schwarze Meer einmündende Dniester, der ohne bedeutende Nebenflüsse ist, durchströmt Galizien auf eine Länge von 62 Meilen. Von dem Flußgebiete der Ostsee gehört die Oder nur an ihrem Ursprunge, die Weichsel aber, mit dem Dujanec und Sau, auf eine Länge von 47 Meilen, zum Theil jedoch als Gränzfluß, der Monarchie an. Die Elbe, 40 Meilen lang, mit allen Gewässern Böhmens und eines kleinen Theils des Erzherzogthums, namentlich mit Moldau und Eger, verknüpft O. mit dem nördlichen Deutschland und der Nordsee. Der Rhein ist nur auf eine kleine Strecke Gränzfluß. Die wichtigsten Gewässer im Gebiete des adriatischen Meeres gehören dem lombardisch-venetianischen Königreiche an (s. d.). Von dem SeeFranze, der das Alpengebirge umgibt, liegt ein großer Theil im österreichischen Gebiete: der Plattensee oder Belaton, mit einem Areal von 24 □ Meilen, durch Naturschönheiten ausgezeichnet; der Neustädlersee, der Garda-Isno-Lugano-See, der Lago Maggiore, der Zirknizer, Hallstädter, Traun-See und viele andere; der Bodensee berührt die Gränze. Das Klima ist bei der großen Ausdehnung und der mannigfachen Bodengestalt des Reiches sehr verschieden. Mit ewigem Schnee und Eis sind die Gipfel der Alpen in weiter Ausdehnung bedeckt, während in den Thälern Luft u. Witterung milde ist und der südliche Abhang des Gebirges von der italienischen Sonne erhitzt und befruchtet wird. Eben so erstrecken die Carpathen die Rauigkeit ihres Gebirgsklima's nördlich über Galizien hin, während nach Süden hin sie der bedeutend erwärmten ungarischen Ebene zum Schutze gegen die Nordstürme dienen. Will man den Staat in drei Klimate theilen, so wird das südliche von 42 — 46° nördlicher Breite, über Dalmatien, Lombardie, Venedig, Südtirol, Südbillyrien, Kroatien, Slavonien und Südbungarn reichen. Das mittlere Klima wird von 46 — 49° nördlicher Breite zu setzen seyn und umfaßt also die Hauptmasse des Reiches; das nördliche Klima beginnt nördlich vom 49ten Breitengrade. Der Niederschlag ist am reichsten in der Po-Ebene, in den Alpen u. in Galizien, am geringsten in Dalmatien, Istrien und Mittelungarn. Eine fürchterliche Plage für Istrien und Dalmatien ist die Bora. In den Po-Gegenden, bei Raibach und an der Theiß, erzeugen die Sümpfe häufige Fieber. — Die österreichische Monarchie besteht aus Ländern, welche zum Theil Nichts miteinander gemein haben, als den Regenten und die gegenseitig nachbarliche Lage. Als der Kern des Landes sind die deutschen Erbstaaten anzusehen, die sich wiederum in eigentlich deutsche, illyrische und böhmische Länder theilen; neben diesen stehen die italienischen, ungarischen und polnischen Länder und außerdem Siebenbürgen und Dalmatien. — Die folgende tabellarische Uebersicht ergibt das Areal und die politische Eintheilung des Staates; zugleich sind die allgemeinsten Bevölkerungsverhältnisse beigegeben, wie sie sich nach der letzten Zählung vom Jahre 1840 (für Böhmen und das mailändische O. vom Jahre 1843) herausstellen. Hinzugerechnet ist das dem Staate neuerdings einverleibte Krakau.

Benennung der Staaten, Länder und Gubernien.	Areal in geo- graph. Q. M.	Bevölkerung.		Wohnplätze. Zahl der		
		Im Ganzen.	Auf je 1 Q. M.	Städte.	Markte.	Dörfer u. Weiler.
I. Deutsche Erbstaaten:	3595,4	11,950,746	3326	550	996	38910
1. Oesterreich unter der Enns oder Nieder- (Unter-) Oesterreich . . .	359,7	1,409,626	3915	35	239	4302
2. Oesterreich ob der Enns oder Ober- Oesterreich . . .	347,9	857,569	2460	17	114	6721
3. Steiermark ob. Inner-Oesterreich . .	407,6	975,309	2390	20	96	3593
4. Tyrol und Vorarlberg	516,5	839,755	1624	22	28	1720
5. Böhmen	952,1	4,467,120	4692	258	279	12031
6. Mähren mit österreich. Schlessen . .	497,2	2,166,638	4350	116	184	3672
7. Gubern. Laibach oder Kärnten u. Krain	370,1	759,541	2050	25	42	5927
8. Gubern. Triest oder das Küsten- land (Istria)	144,3	481,189	3250	30	14	944
II. Polnische Länder:	1618,1	4,938,243	3002	97	194	6137
9. Galizien und Lodomerien nebst der Bukowina	—	—	—	—	—	—
III. Italienisches Oesterreich:	832,7	4,727,079	5670	35	373	5733
10. Venetianisches Gouvernement . .	429,7	2,168,553	5042	22	238	3214
11. Mailändisches Gouvernement . .	403,0	2,558,526	6348	13	135	2519
IV. (12.) Dalmatien	234,4	394,028	1684	15	14	845
V. Ungarische Länder:	4897,5	13,395,000	2735	73	774	16750
13. Königreich Ungarn	3937,4	11,236,000	2851	—	—	—
14. " " Slavonien	172,0	419,000	2436	61	751	11706
14. " " Kroatien	178,3	716,000	4020	—	—	—
15. Ungarisches Militärgränzland . .	609,8	1,024,000	1679	12	23	2035
VI. Siebenbürgen:	1008,4	1,983,000	1967	29	40	2325
16. Provinzial-Distrikt	858,4	1,804,000	2100	—	—	—
17. Militärgränze	150,0	179,000	1193	—	—	—
Die Gesamtmonarchie	12186,5	37,392,096	3069	790	2397	70740

Nach dieser Uebersicht nehmen die deutschen Lande ungefähr 29 Procente, die ungarischen und siebenbürgischen fast 49, die polnischen nur 13, die italienisch-dalmatischen kaum 9 Procente des gesammten Staats-Areals ein. Hieraus ergibt sich ebenfalls die Ungleichmäßigkeit der Bevölkerungvertheilung im österreichischen Staate. Unter den deutschen Erbstaaten ist Böhmen der volkreichste und das Küstenland die volkärmste Provinz; die Volksdichtigkeit ist am größten in den italienischen, am kleinsten in den ungarischen Erbstaaten, in Dalmatien u. Tyrol. Während im Mailändischen 6348, im Venetianischen 5042, in Böhmen 4692 Menschen durchschnittlich auf je einer □ Meile wohnen, finden sich in Tyrol nur 1624, in den Militärgränzdistricken nur 1200 auf einer □ Meile. — Von größter Bedeutung aber sind die Unterschiede der Bevölkerung nach Abstammung und Sprache, sowie die Veränderungen durch Verschmelzung oder schärfere Absonderung der einzelnen Nationalitäten. Es leben in der österreichischen Monarchie etwa 16 Millionen Slaven, die also über $\frac{2}{3}$ der Gesamtbevölkerung bilden; $6\frac{1}{2}$ bis 7 Millionen Deutsche, nicht viel über $\frac{1}{5}$ der ganzen Bewohnerzahl; gegen 5 Millionen Italiener und nahe 5 Millionen Magyaren; sodann 1 Million 900,000 Wallachen; über 600,000 Juden (etwa $\frac{1}{37}$ der Gesamtbevölkerung; beiläufig 100,000 Zigeuner; einige Tausend Neugriechen, Armenier und Albanesen. Der deutsche Stamm, der historische und politische Mittelpunkt des Staates, bewohnt in geschlossenen Massen von etwas über 4 Millionen das Erzherzogthum O., wo sich nur noch einige unbedeutende slavische Enclaven finden, Obersteiermark, einen großen Theil von Kärnten, ein Stück von Krain und das nördliche Tyrol. Die Uebrigen leben in den germanisch-slavischen Provinzen Böhmen, Mähren und Schlessen; etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen stark, namentlich in den Städten und in den an das Erzherzog-

thum O., Bayern, Sachsen und Schlessen angränzenden Kreisen, sodann etwa 1,200,000 in Ungarn und Siebenbürgen, theils in den Städten und in den an das Erzherzogthum O. angränzenden Comitaten, theils im siebenbürgischen Lande der Sachsen (etwa 430,000) hier in 11 kleinen, zum Theil von einander getrennt liegenden Distrikten oder Stühlen. Endlich finden sich noch etwa 150,000 Deutsche zerstreut in den italienischen Provinzen und 50,000 in Galizien. Die Slaven in 6 Hauptstämmen, sind die Hauptmasse der Bevölkerung in Galizien, Böhmen, Mähren, in den nördlichen und südlichen Bezirken von Ungarn und seinen Nebenländern, in Untersteiermark und im größten Theile des Königreichs Illyrien. Russen (Kleinrussen, Rußniaken), mit einem dem großrussischen verwandten Dialekte, wohnen in Ostgalizien und den Karpathen, in einigen Theilen von Ungarn und Siebenbürgen; Polen in Westgalizien und als Adel im östlichen Theile dieses Königreiches. Die nordwestlichen gebirgigen Theile von Ungarn, sowie Mähren, sind von Slowaken besetzt, an die sich der große Stamm der Czechen in Böhmen und den südwestlichen mährischen Bezirken anschließt. Die Dialekte dieser beiden westslavischen Hauptstämme, mit ihren zahlreichen Unterarten, sind sich nahe verwandt; Polen und Rußniaken dagegen, zumal die letzteren, sind entfernter verwandte Stämme. Die Wenden oder Winden, wozu auch die von Einigen als Hauptstamm bezeichneten Kroaten gehören, bewohnen hauptsächlich die Länder zwischen der Drau und dem adriatischen Meere, also die südlichen Theile von Steiermark, Kärnthen, Krain, mit Ausnahme des von 40,000 Deutschen bewohnten Herzogthums Gotschee (im Neustädter-Kreise), das Küstenland und mehrere südwestliche ungarische Comitate, auf dem linken Ufer der Drau. Im Küstenlande mischen sie sich theils mit Italienern, theils auch mit Ungarn, sowie mit dem sechsten slavischen Hauptstamme der Serben (Serbler, Illyrier, auch Raazen oder Raizen), welche den größten Theil von Slavonien und einige Gegenden Südungarns bewohnen, wo sie in vier Comitaten die Mehrzahl sind. Alle diese wendischen und serbischen Stämme, mit ihren 17 sehr nahe verwandten Mundarten und ihren einzelnen Verzweigungen, wozu namentlich die eigentlichen Slavonier, die Morlachen in den gebirgigen Theilen Dalmatiens, nebst den Ragusanern und Bochesen, sowie die Bulgaren (in den zwei südungarischen Comitaten Temesvár und Torontal) gehören, im Ganzen über 5 Millionen stark, werden jetzt gewöhnlich unter dem Namen der Illyrier begriffen. Den Italienern gehört ausschließlich das lombardisch-venetianische Königreich, bis auf die 20 deutschen Gemeinden im Veronesischen und Vincentinischen (s. lomb.-venet. Königreich); dann ist Südtirol von 250,000 Italienern bewohnt, die sich außerdem in den Küstengegenden von Illyrien und Dalmatien, etwa 350,000 stark, niedergelassen haben. Die Magyaren oder Ungarn bewohnen die fruchtbaren mittleren Ebenen des nach ihnen benannten Landes, ohne jedoch irgendwo bis an die Gränze zu reichen; ferner in Siebenbürgen die 11 magyarischen Comitate und als besonderer Zweig das Gebiet der Eszeker. Die Walachen, mit ihrem slavisch durchmischter romanischen Dialekte, wohnen zahlreich (etwa 900,000) in den östlichen Comitaten Ungarns; die übrigen in Siebenbürgen und der Bukowina. Neugriechen finden sich meistens als Kaufleute in den Handelsstädten, Armenier, etwas über 13,000, da und dort in Galizien, Siebenbürgen und Ungarn; die Zigeuner treiben sich hauptsächlich in den östlichen Theilen der Monarchie umher. Endlich sind Juden, einige Provinzen ausgenommen, über die ganze Monarchie zerstreut. In Galizien, wo sie besonders zahlreich sind, wohnten im Jahre 1834 über 274,000, also nahezu $\frac{1}{7}$ der Bevölkerung. In den deutsch-österreichischen Gebieten leben etwa 112,000. — Die Staatsglieder der Monarchie zerfallen in vier Stände: Klerus, Adel, Bürger und Bauern, deren Verhältnisse bis zur eben erfolgten Bekanntmachung der neuen Reichsverfassung, welche auch hierin eine totale Umänderung bewirken wird, folgende waren. Der Klerus zählt über 70,000 Individuen (über ihn und seine Stellung s. unten). Zahlreich und mäch-

tig ist der Adel (über 800,000), der in Herrenstand, Ritterstand und niedern Adel zerfällt. Beim Herrenstande ist die Macht gestützt auf einen ungeheuern Grundbesitz. So verhält es sich in den deutschen, galizischen u. ungarischen Erbstaaten, nicht aber im lombardisch-venetianischen Königreiche, wo der Adel gar keinen politischen Einfluß übt. Ueberall genießt der Adel mehr oder minder erhebliche Privilegien, nur in der Militärgränze und im siebenbürgischen Sachsenlande nicht, wo der Adel bloßer Ehrentitel ist. Der Bürger unterscheidet sich, je nachdem er in Frei- und sogenannten Bergstädten, oder in unterthänigen und Schutzstädten wohnt; denn die Freistadt erkennt nur die kaiserliche Oberherrlichkeit, und die Bergstadt die der kaiserlichen Hofkammer an, während die Bewohner der unterthänigen und Schutzstädte ihren Grundherren Abgaben zahlen und selbst Frohndienste leisten müssen, und sich überhaupt fast nur durch ihre Beschäftigung von den Dorfbewohnern unterscheiden. Ein eigener, selbstständiger Bauernstand existirte bisher in O. nur in Tyrol und im siebenbürgischen Sachsenlande, wo die bäuerlichen Grundbesitzer alle politischen Rechte genießen und unbeschränkte Herren ihres Eigenthums sind. Auch die ländlichen Grundbesitzer Italiens sind selbstständig, aber ihre Güter werden durch Tagelöhner oder Dienstboten bewirtschaftet, oder sind an Pächter (Kolonen) vergeben. Aehnlich sind die Verhältnisse in Dalmatien und Syrien und noch günstiger die der Rumaren, Jazzen und Haiduken und der einzelnen Freisassen und Freibauern in Schlessien, Mähren, Galizien und im Böhmerwalde. Außerdem gibt es in dem Erzherzogthume O. Bauern, welche ihren Grundherren zwar Abgaben und Frohnen zu leisten haben, aber freie Eigenthümer ihrer Güter sind. — Die bei Weitem zahlreichere Classe der Bauern in den deutschen Provinzen hat aber keine Hufe Landes als Eigenthum, und in Böhmen, Mähren und Galizien darf der Bauer kein Grundeigenthum besitzen und hat dem Grundherren sehr ansehnliche Robotten (Frohnen) und Abgaben zu leisten. In Ungarn und Siebenbürgen endlich ist der Bauer ein wahres Lastthier und sein Zustand streift sehr nahe an Sklaverei. Er ist eigenthumslos und seinem Herrn steht gesetzlich frei, ihn ohne Weiteres aus dem Hofe zu treiben. — Was die Religionsverschiedenheit der Bewohner O.s betrifft, so ist die römisch-katholische Kirche nach der Zahl ihrer Befenner in fast allen Provinzen der österreichischen Monarchie die vorherrschende, wie ihr denn auch vor Ertheilung der Reichs-Verfassung politisch ein anerkanntes Vorrecht eingeräumt war; sie hat fast $\frac{3}{4}$ der Bevölkerung in ihren Schooß aufgenommen. In allen deutschen und italienischen Provinzen bilden die Römisch-Katholischen fast die alleinige Bevölkerung, u. nur in den ungarischen Militär-Gränzlanden und in Siebenbürgen wird ihre Zahl von der einer andern Religionspartei, der nicht unirten griechischen, übertreffen. Die griechisch-morawländische, nicht unirte Kirche, die ihre meisten Befenner in Siebenbürgen, woselbst fast die Hälfte der Bevölkerung dazu gehört, in Ungarn, der Bukowina, in der Militärgränze und in Dalmatien zählt, umfasst ungefähr $\frac{1}{11}$ der Gesamtbevölkerung. Die griechisch-unirte oder griechisch-katholische Kirche, die in Ungarn, Galizien und Siebenbürgen ihren Sitz hat, zählt ungefähr $\frac{1}{10}$, die armenisch-katholische nur $\frac{1}{80}$ der Bevölkerung des ganzen Staates zu ihren Anhängern. Die Protestanten aller Confessionen (Reformirte, Lutheraner, Unitarier, Mennoniten und Philippowaner) machen nicht mehr als $\frac{1}{5}$ der Gesamtbevölkerung aus und bilden allein in Siebenbürgen und Ungarn einen erheblichen Theil der Einwohner. Zur Verdeutlichung dieser Angaben dient nachstehende Uebersicht nach der Zählung von 1840.

P r o v i n z e n .	A n z a h l d e r C h r i s t e n .					A n z a h l d e r J u d e n .
	Römische Katholiken.	Unirte Griechen.	Nicht- unirte Griechen.	Arme- nier.	Protestan- ten.	
Oesterreich unter der Ens	1,390,530	1350	250	400	14,100	2990
Oesterreich ob der Ens	846,260	—	—	—	11,300	—
Steiermark	970,300	—	—	—	5000	—
Tirol u. Vorarlberg	839,100	—	—	—	100	500
Böhmen	4,010,260	—	—	—	92,300	71,600
Mähren und Schlesien	2,016,000	—	—	—	116,900	33,690
Kärnthen und Krain	738,540	—	—	—	21,000	—
Illyrisches Küstenland	477,230	—	2600	—	1100	200
Lombardel	2,544,270	—	—	—	700	3000
Venedig	2,162,950	—	400	500	200	4500
Dalmatien	315,270	200	78,500	—	50	500
Galizien	2,118,000	2,088,000	292,000	4500	29,800	264,770
Ungarn mit den Nebenlanden .	7,149,600	982,600	1,264,700	8300	2,712,400	253,400
Ungarische Militärgränze . . .	416,750	54,600	514,100	—	37,750	800
Siebenbürgen	268,000	493,000	616,000	9000	572,000	5000
Zusammen	26,283,100	3,619,750	2,768,550	22,700	3,614,600	614,000

In der gesammten Monarchie sind 91 Erzbisthümer und Bisthümer, 28,900 Pfarreien und über 70,000 Geistliche, mit Einschluß des regulären Klerus. Im Durchschnitte kommt ein Geistlicher auf je 530 Einwohner. Der römisch-katholischen Kirche gehören 12 Erzbisthümer, 59 Bisthümer, 71 Domcapitel mit 1000 Domherren und an 15,000 Pfarreien mit einigen 40,000 Geistlichen, sowie etwa 800 Klöster mit 13,000 Bewohnern. Es gibt in der Monarchie an 30 verschiedene Ordensregeln; am zahlreichsten sind die Klöster der Franciscaner, Kapuziner, Minoriten, Piaristen, Dominikaner. Je nach den Provinzen sind Tyrol, Erzherzogthum O. und Italien besonders reich versehen. Von den 39 Klöstern in Siebenbürgen und den 11 in der Militärgränze gehört ein Theil der griechischen Confession an. Die Jesuiten und Redemptoristen sind allerneuestens in der ganzen Monarchie aufgehoben. Die griechisch-unirte Kirche hat einen Erzbischof in Lemberg mit 6 Suffraganbischöfen in Galizien, Ost- und Südungarn und Siebenbürgen, unter welchen 4,200 Pfarreien stehen. Auch die armenisch-katholische Kirche hat in Lemberg einen Erzbischof und Pfarreien in Galizien, Siebenbürgen und Südungarn, sowie ein Kloster-Institut (Meditaristen) in Wien. Die Nicht-unirten haben ihren Erzbischof zu Karlowitz in der Militärgränze, unter welchem 10 Bischöfe in Ost- und Südungarn, Bukowina, Siebenbürgen, Slavonien und Dalmatien, sowie 26 Klöster stehen. Das Vermögen und Einkommen des Klerus ist höchst verschieden. Die Einkünfte der Erzbischöfe von Erlau, Kolotscha, Oelmütz und des Primas von Ungarn, Erzbischöfe von Gran, erheben sich von 150,000 bis 500,000 Gulden, womit aber auch viele, nicht rein persönliche, Ausgaben zu allgemeinen kirchlichen Zwecken verbunden sind. Das reine Einkommen des römisch-katholischen Klerus in den nicht ungarischen Ländern wurde bisher zu mehr als 13 Millionen Gulden angegeben. Das wird jetzt freilich demnächst Alles anders werden. — Die rechtliche Stellung der verschiedenen Kirchen war bisher nach den einzelnen Provinzen verschieden; die in der neuesten Reichsverfassung ausgesprochene allgemeine Glaubens- u. Gewissensfreiheit wird auch hier die wesentlichsten Aenderungen zur Folge haben müssen. Ein Hauptgrundgesetz der katholischen Kirche in den deutsch-österreichischen Provinzen bildet die Erklärung der Emser Punctation von 1786, die in ihren 23 vornehmsten Punkten die kaiserliche Bestätigung erhielt. Hiernach sind nicht bloß die Berufungen an die Rota romana gänzlich verboten, die kirchlichen Eide aller geistlichen Personen der Censur der Regierung unterstellt, keinerlei Bullen und Hirtenbriefe ohne ihre förmliche Zustimmung bindend; sondern es besteht überhaupt das Placet regium in einer

solchen Ausdehnung, daß ohne die Genehmigung des Kaisers keine Excommunication durch Geistliche oder den Papst selbst vorgenommen werden darf. So laufen selbst alle Fäden der kirchlichen Gewalt wesentlich in der Hand der Regierung zusammen. Doch besteht die Unterordnung der geistlichen Macht hauptsächlich nur in den nicht ungarischen Gebieten. Denn in Ungarn, wo alle Classen der Bevölkerung in weit geringerem Maße von der Regierung abhängen, gilt dieß auch für den Klerus; obgleich gerade dort, in anderer Beziehung, die staatskirchenrechtlichen Befugnisse des Monarchen selbst noch ausgedehnter, als in den anderen Provinzen sind. Darum finden sich auch in der Zusammenhäufung von Pfründen u. dgl. manche Mißbräuche in den ungarischen Landen, welche die strengere Controle der Regierung anderswo nicht aufkommen läßt. — Eine gleich unumschränkte Beaufsichtigung durch die Krone findet bei den anderen Confectionen statt. Auch die Prälaten der griechischen Kirche u. die Oerrabbiner der Juden werden von der Regierung ernannt oder bestätigt. In der griechisch nicht unirten Kirche werden zwar alle Pfründen durch Wahlen der Kirchspiele u. des Klerus vergeben, doch kann die Krone verwerfen. Die Wahl der Bischöfe geschieht durch Synoden von der Körperschaft der Bischöfe; die des Erzbischofs zu Karlowitz, der von keinem fremden Patriarchen abhängig ist, durch einen National-Congress. Die Mitglieder des für Lutheraner und Reformirte in Wien bestehenden Generalconsistoriums werden von der Krone ernannt oder bestätigt. Alle Beschlüsse desselben bedürfen der Genehmigung eines beaufsichtigenden kaiserlichen Commissärs, wie die Beschlüsse der Kirchengemeinden ohne die Sanction der von den Kreisämtern bestellten Commissäre ungültig sind. In Ungarn stehen Lutheraner u. Reformirte, mit ihren acht Superintendenturen, unter der Statthalterei zu Ofen; in Siebenbürgen, wo jede dieser Confectionen einen Superintendenten hat, unter dem Gubernium zu Klausenburg. — Die Bevölkerung des österreichischen Kaiserstaates besteht nahezu an $\frac{7}{10}$ aus sogenannten Urproduzenten, daher unter den Nahrungsquellen und Beschäftigungen die Landwirthschaft unbedingt oben an steht. Diese wird im Allgemeinen durch eine seltene Ergiebigkeit des Bodens begünstigt. Selbst die Alpen bergen in ihrem Schooße besonders günstig ausgestattete Lokale der Landwirthschaft; in weit größerer Ausdehnung aber dienen ihr die Auen des Donauthales, die gesegneten Gegenden der ostalpinischen Provinzen, die Murau und der Obßhain der windischen Hügel, der ungeheure Garten von Wippach u. u. endlich der reiche Fruchtboden in dem böhmischen Thalkessel, wo fast nur die sandige Ebene unterhalb Königgrätz stiefmütterlich auskstattet ist. Noch viel reicher u. fruchtbarer aber ist der Boden der italienischen Provinzen. Hier gibt das Feld gewöhnlich zwei, ja nicht selten drei jährliche Erndten. Mit Italiens reicher Ergiebigkeit wetteifert die von Ungarn. Insbesondere hat der Südosten des Landes an der untern Theiß, Körösch, Marosch und Temesch, auch an der Donau u. Save einen äußerst fetten Marschboden; ebenso die Insel Schütt, die untere Raab u. Waaggegend u. Doch finden sich auch unfruchtbare Gegenden von großer Ausdehnung, wie die Versumpfung an der Donau, Sau, Drau u. am Neusiedlersee, die größeren Sandhaiden von Kecsemet, Bacs und Debreegyn, die Gebirgsgegenden Kroatiens u. In Siebenbürgen sind die Thäler im Innern des Sachsen- und Magyarenlandes größtentheils mit trefflichem Fruchtboden gesegnet; aber bedeutender sind die gebirgigen felsigen Oeden, namentlich in dem Militairgränzlande. — Galiziens bester Boden ist in der Bufowina, den Dniestr- u. Saugegenden zu suchen. — Dalmatien ist, wie das Felsenplateau des Karst u. die julischen Alpenkantone, im Allgemeinen dürr u. steinig. Von dem ganzen Flächenraume der Monarchie, der sich auf 121,440,000 Joche beläuft, nimmt die landwirthschaftliche Fläche über 98 Millionen ein. Von dieser umfaßt das Ackerland etwa ein Dritteltheil, mit 33 $\frac{3}{10}$ Millionen, u. eben so viel das Waldland; Weiden und Wiesen dehnen sich über 27 $\frac{1}{10}$ Millionen, die Wein- gelände über 3 $\frac{1}{10}$ Millionen Joch aus. An Wein produziert O. jährlich über 40 Millionen Eimer, etwa so viel als Frankreich. Davon kommen auf Ungarn

24 Millionen, auf Siebenbürgen nahe an 6 Millionen. Außer dem Tokajer, wovon auf einem Raume von 5 — 6 Quadratmeilen etwa 180,000 Eimer jährlich gewonnen werden, gehören Meneffer, Rufter, Erlauer, Ofener zu den vorzüglichsten ungarischen Weinen, denen einige dalmatinische, istrische, italienische und südsteirische nahe stehen. Ungarn setzt etwa 4 bis 5 Millionen Eimer an die anderen Provinzen ab. Die Ausfuhr aus der ganzen Monarchie ist jedoch sehr unbedeutend. Während Frankreich jährlich für 20 Millionen Gulden Wein und geistige Getränke in's Ausland verkauft, führt O. noch für mehrere Millionen ein, trotz einer großen Bierconsumtion in den böhmischen u. einem noch größeren Branntweinconsumo in den galizischen Landen. Der Obstbau ist gleichfalls, namentlich in Böhmen, Mähren, dem südlichen Tyrol, Italien, Istrien u. Ungarn bedeutend. Namentlich sind die Orangen- u. Olivengärten an den Ufern der südlichen Alpenseen, den Küsten von Friaul, Istrien u. Dalmatien; die Zitronen vom Gardasee, die Feigen aus Dalmatien, die Pflaumen in Slavonien und im südlichen Ungarn, zu erwähnen. Namentlich in Ungarn jenseits der Donau, im Eßlerlande, am Dniester u. Pruth blüht der Tabaksbau; Böhmens Hopfen gilt für den besten in der Welt u. berühmt ist das Flachs- u. Hanf-Erzeugniß in Italien, Ungarn, Mähren u. Schlesien. Diesem dürfte künftig der Anbau der Baumwolle hinzuzuzählen seyn, wenn die bei Fünfkirchen u. Temesvár damit gemachten glücklichen Versuche eine größere Ausdehnung dieses Kulturzweiges zur Folge haben sollten. An Waldungen hat O. nahe dreimal so viel, als Frankreich; so daß zur Deckung des Holzbedarfes im Durchschnitte noch nicht ganz ein Kloster auf ein Joch geschlagen werden müßte. Aber viele der schönsten Wälder in den Hochalpen u. Karpathen sind unzugänglich oder nur mit großer Schwierigkeit zu benützen, während in mehreren ebenen Gegenden von Südbungarn, Westgalizien, der Lombardei u. Venedig Holzmangel herrscht. Istrien u. Dalmatien, einst blühend u. mit Wäldern bedeckt, sind durch Ausrottung derselben in kahle Kalkfelbern verwandelt, so daß die Bewohner oft Oliven- u. Maulbeerbäume schlagen u. das Schiffsbauholz meistens aus der Türkei beziehen. — Sehr wichtig ist die durch die Natur des Bodens begünstigte Viehzucht, besonders in den Gebirgslandschaften, wo die Zucht der Rinder und die darauf gegründete Milch- u. Käsewirthschaft die bedeutendste Nahrungsquelle bildet. Die Rinderracen Steiermarks, Tyrols u. des südlichen Ungarns sind berühmt, wegen die höchst bedeutende Milchwirthschaft der Lombardei vorzugsweise auf dem aus der Schweiz u. Tyrol erkaufen u. nur wenige Jahre benutzten Vieh beruht. Man rechnet, daß in der Monarchie $3\frac{1}{2}$ Millionen Ochsen, 6 Millionen Kühe u. $2\frac{1}{2}$ Millionen Stück Jungvieh gehalten werden, woneben jährlich noch eine ansehnliche Menge fremden Viehes eingeführt wird. Nur von lokaler Bedeutung ist die Büffelzucht Südbungarns, Slavoniens und Siebenbürgens. Die Pferdezuucht, welche sich — namentlich mittelst der Unterhaltung der Militairgestütte — zwar einer besondern Fürsorge erfreut, ist indeß noch keineswegs bis zu einer durchgängigen Veredelung der Racen geblieben und bedt noch nicht einmal den Bedarf des Inlandes. Die schönsten Pferde werden in Böhmen u. Mähren gezogen, die dauerhaftesten und gewandtesten in Ungarn u. Siebenbürgen. Die Zahl der Pferde in ganz O. wird auf 2,200,000 angegeben. — Die Schafzuucht wird von allen Seiten unterstützt u. von der Natur, namentlich Ungarns, Dalmatiens, Böhmens, Mährens, Nieder-Os. u. Galiziens, begünstigt, u. wenn auch für die Veredelung des Wollenviehes im Allgemeinen noch Manches zu thun bleibt, so leisten doch einzelne Schäfereien, namentlich in Nieder-O., Böhmen, Mähren u. Ungarn, in dieser Beziehung Ausgezeichnetes. Man schlägt die Zahl sämmtlicher Schafe im österreichischen Staate auf 19 — 20 Millionen an, wovon $\frac{2}{3}$ ganz edle oder veredelte sind. Die Ausfuhr an Schafwolle wird auf mehr als 100,000 Zentner geschätzt. — Von großer Erheblichkeit u. Bedeutung ist die Schweinezuucht, namentlich in Ungarn, Kroatien, Siebenbürgen und der Bukowina, wo die große Ausdehnung der natürlichen Wästen u. der Reichtum an sonstigen Fütterungsstoffen diesen Zweig der Landwirthschaft außerordent-

lich begünstigt. — Sehr wichtig ist für O. auch der Seidenbau, der im lombardisch-venetianischen Königreiche mit dem größten Erfolge betrieben wird u. hier, wie im südlichen Tyrol, eine der bedeutendsten Quellen des Wohlstandes für einen großen Theil der Bevölkerung bildet. Auch Süd- u. Westungarn, Kroatien, Slavonien, die Militairgränze, Istrien, Dalmatien u. Nieder-O. nehmen daran Antheil. Man berechnet den Ertrag der Seidenärndte im Durchschnitte auf jährlich 45,000 Zollcentner. — Die Bienenzucht ist nur in Siebenbürgen u. nächstdem in Ungarn, Galizien, O., Steiermark, Tyrol u. Italien von Belang. Einen großen Theil seines Wachsbedarfes muß O. vom Auslande beziehen. Die Jagd bildet namentlich in den Alpengegenden noch eine ziemlich ergiebige Lieblingsbeschäftigung des rüstigen Bergschützen; in den Gebirgen der östlichen Monarchie findet auch der Jäger noch oft genug Gelegenheit, seinen Muth gegen Bären, Luchse u. Wölfe zu versuchen. — Die Fischei, namentlich in der Donau, Theiß, dem Plattensee ic. u. besonders an den Meeresküsten, beschäftigt eine verhältnißmäßig bedeutende Anzahl von Händen. — In Bezug auf Mineralreichthum gehört O. zu den vorzugtesten Ländern von Europa. Siebenbürgen u. Ungarn sind die Lagerstätten des Goldes u. auch in Salzburg u. in Tyrol wird auf Gold gebaut. Silber wird am reichlichsten im ungarischen Erzgebirge, sodann im siebenbürgischen u. böhmischen (Joachimsthal), am Brdn-Walde (Příbram), bei Kuttenberg u. einigen anderen Punkten Böhmens, weniger in der Bukowina, in Tyrol u. den anderen Alpenländern gewonnen; die jährliche Gesamtausbeute an Gold berechnet man auf 2000, die an Silber auf 108,000 Mark. — Von nicht edlen Metallen tritt ganz besonders Quecksilber hervor, welches in dem berühmten Bergwerke von Idria gewonnen wird. O. ist, nebst Großbritannien u. Sachsen, der einzige europäische Staat, welcher Zinn im Schooße seines Bodens birgt, u. zwar im böhmischen Erzgebirge. Kupfer wird in sehr bedeutenden Quantitäten (jährlich 60 — 70,000 Zentner) gefordert, ganz besonders in Ungarn, sodann in der Bukowina, im böhmischen Erzgebirge, in Tyrol, Steiermark, Kärnthen und im Venetianischen; — Blei u. Zink vorzugsweise in Kärnthen, Böhmen und Ungarn. Am bedeutendsten aber ist der Bergbau auf Eisen, das in großer Menge u. von vorzüglicher Güte gefunden wird, namentlich in Steiermark u. Kärnthen, in O., in Böhmen, im mährischen Gebirge, in den Karpathen, im siebenbürgischen Erzgebirge ic. Im Jahre 1841 wurden im Ganzen $3\frac{1}{2}$ Millionen Wiener-Centner Roheisen erzeugt. — Kobalt wird besonders in Ungarn und Böhmen gewonnen, Reißblei (Graphit) in Böhmen u. Nieder-O., Spießglanz nur in Ungarn u. Siebenbürgen. — Am bedeutendsten sind die ungeheueren Salzvorräthe, welche O.s Boden birgt; unter ihnen ist das Salzbergwerk von Wieliczka in Galizien weltberühmt; nächst diesem sind die Salzwerke von Bochnia und einige andere in Galizien, die im marmoroschen Komitate Ungarns, in der diesem benachbarten Gegend Siebenbürgens, wie die Werke des Salzkammergutes, zu Hallein im Salzburgerischen, zu Aussee in Steiermark, zu Hall in Tyrol u. m. a. höchst ergiebig. Dazu kommt auch noch Seesalz an den Küsten des adriatischen Meeres. Die sämtliche Ausbeute an Salz wird auf jährlich 5,855,000 Centner berechnet. Von sonstigen Salzen ist der Ertrag an Alaun u. Vitriol nicht unansehnlich. — Selbst mehrere Arten von Edelsteinen werden gefunden, vornehmlich die edlen ungarischen Opale aus den Karpathen und die böhmischen edlen Granaten u. Pyrope, ferner Bubiell, Smaragde, Chrysolithe, Berylle u. manche Halbedelsteine. Von brennbaren Mineralien wird Schwefel u. Bergtheer gewonnen, ganz besonders aber die Steinkohle, deren Hauptlagerstätten in dem Flözgebirge Böhmens (Pilsen, Rakonitz) Nieder-O.s, Mährens u. Ungarns sind, u. auch in Siebenbürgen, wo sie noch gar nicht, u. in Dalmatien, wo sie erst seit Kurzem ausgebeutet worden. — An nutzbaren Erden u. Steinen besitzt die österreichische Monarchie einen unermesslichen Reichthum, der von den technischen Gewerben ausgebeutet wird. — Reich gesegnet sind die Länder des Kaiserreichs mit Heil-

quellen, unter denen sich die berühmtesten Gesundbrunnen Europa's befinden, wie: Karlsbad, Töplitz, Marienbad in Böhmen, Gastein im Erzherzogthume u. a. Der Geldwerth der gesammten Urproduktion wird nach amtlichen Angaben zu 1,140,000,000 Gulden berechnet. — Die Industrie macht bedeutende Fortschritte in den deutschen, slavisch-deutschen u. italienischen Provinzen; in den ungarischen Ländern und in Galizien steht sie noch weit zurück, doch greift die industrielle Bewegung der neuesten Zeit mit mannigfachen Impulsen jetzt auch in diese Gebiete ein. Die überhaupt mehr im Großen betriebene Baumwollenindustrie ist besonders in Nieder-D. u. Böhmen zu Hause, welches letztere 80,000 Centner Garn fabrizirt u. 50,000 Centner einführt; dann in Steiermark, Krain, Tyrol u. Voralberg. In Italien machte sie neuerdings große Fortschritte. 1837 wurden im Ganzen für 12 Millionen Gulden rohe Baumwolle (230,000 Centner, wovon aus Nieder-D. über 71,000 kamen) u. für 5 Millionen Baumwollengarn eingeführt. In voller Blüthe ist die Wollfabrikation in Böhmen, das 80,000 Centner verarbeitet, wovon es 40,000 als eigenes Produkt erzeugt; in Mähren, wo Brünn, mit einer ins Große getriebenen Maschinenindustrie, das österreichische Manchester geworden ist u. 15 Städte beinahe ausschließlich von der Tuchfabrikation leben; in Nieder-D., wo in Wien selbst die feinsten Weberwaaren, namentlich auch Shawls, verfertigt werden. — Die höhere Industrie drängt sich hauptsächlich in den westlichen Provinzen der österreichischen Monarchie zusammen, wo, neben Italien, besonders Mähren u. Böhmen hervorragen, so daß im nördlichen und unfruchtbarsten Theile dieses Landes die Bevölkerung mancher Gegenden bis zu 17,000 auf der □ Meile gesunken ist. Unter den östlichen Provinzen hatte Galizien schon 1837 über 1400 größere Gewerbsanstalten. Hier wird besonders die Branntweimbrennerei, wie im Bierlande Böhmen die Brauerei, ins Große getrieben. Ungarn und Siebenbürgen haben, außer ihren Montanfabriken, bedeutende Gerbereien, auch Fabriken in Wolle, Baumwolle zc. zc., ohne doch in den wichtigsten Gegenständen den innern Bedarf nur zum kleineren Theile decken zu können. Neben den Anstalten für die Gewinnung des Salzes, sowie für die Fabrikation von Tabak, Pulver und Salpeter, als der vier Staatsmonopole, gibt es in der österreichischen Monarchie noch 10 von öffentlichen Beamten geleitete Staatsfabriken. Die Zahl der der Privatindustrie angehörenden Fabriken und Manufakturen war Anfangs der 40er Jahre in den nicht ungarischen Ländern schon 13,560. Davon kamen 9700, unter diesen 5000 in Seide und 187 in Baumwolle, bloß auf das lombardisch-venetianische Königreich, während in Nieder-D. 414, in Ober-D. 136, in Böhmen 1174, in Mähren und Schlessen 330 gezählt werden. Allein hierbei ist zu bemerken, daß außerhalb Italien nur die größeren Gewerbsanlagen, die ein sogenanntes Landesprivilegium haben, als Fabriken angeführt werden, nicht aber die bloß einfach concessionirten; daß dagegen in Italien auch weit kleinere Etablissements Fabriken heißen. Außerdem zählte man noch 190,000 Commercialgewerbe, die für den größern Verkehr, auch den des Auslandes, und 433,000 Polizeigewerksleute, die regelmäßig nur für Versorgung ihres nächsten Bezirks beschäftigt sind. In der Ermahnung aller neuen Hilfsmittel für die gewerbliche Production ist man keineswegs sorglos und säumig: zur baldigsten Uebersiedelung des Maschinenwesens war man auf Einführung englischer Maschinen und Maschinisten zeitig bedacht; die Anlage neuer Maschinenflachs-spinnereien gewinnt Fortgang; ebenso die Einführung von Dampfmühlen. — Der Handel D.s wird durch die Lage des Staates im Herzen Europa's, in der Nähe der Levante und der nordafrikanischen Küsten, durch große natürliche Wasserstraßen, hafenreiche Seelüsten und durch einen ungeheuern Reichtum an rohen Produkten unterstützt, findet aber auch in der Unwegsamkeit der Gebirgsumwallungen und in dem vorherrschend continentalen Charakter des Landes Schwierigkeiten. 1843 betraf die Bewegung des Verkehrs im Ausfuhr- und Einfuhr-Handel mit dem Zollvereinsgebiete einen Werth von 209,000,000 Gulden Conventions-Münze; der Verkehr zwischen Un-

garn und den übrigen Ländern der Monarchie einen Werth von 100,000,000; der Seehandel der österreichischen Häfen von 122, und der von österreichischen Schiffen im Auslande vermittelte Seehandel einen Werth von 118,000,000 Gulden. Die Mehreinfuhr besteht, außer Kolonial-Waaren, hauptsächlich aus Consumtibilien, als: Del, Getränke und Vieh; sodann aus Häuten, Hanf und Flachs; ein Beweis, daß zumal die ungarischen Länder in der Benützung ihres großen Natur-Reichthums noch weit zurückstehen. Die Hauptartifel der Mehrausfuhr waren 1838 rohe Schafswolle und Wollenwaaren. Eine wachsende Ausfuhr an roher Wolle seit dem Jahre 1834, neben einiger Zunahme der Einfuhr und Abnahme der Ausfuhr von Wollenwaaren, weist darauf hin, daß sich der Betrieb und die Veredelung der Schafzucht in höherem Maße, als die Fabrikation in Wolle, gesteigert hat. An leinenen Waaren wurden in der Periode von 1834—1837 für nahe an 6,000,000 Gulden mehr aus- als eingeführt. An Seidenwaaren war die Mehrausfuhr 27,600,000 Gulden, aber nur für 600,000 Gulden an Geweben, alles Uebrige an gesponnener Seide; sodann an Glaswaaren 5,200,000; an Bergwerksprodukten und Mineralwaaren, jedoch ohne die beträchtliche Ausfuhr an Salz, 3,300,000; an Holz und Holzwaaren 2½ Millionen *ic. ic.* — Den größten Handel zu Lande treibt O. über die deutsche Gränze. Die Einfuhren von Deutschland aus werden zu nahe 32 Millionen Gulden geschätzt; die Ausfuhren dahin auf 51,700,000. Die Leipziger Messe veranlaßt noch immer einen Verkehr von 30,000,000 Gulden, und Süddeutschland, mit Frankfurt, sind noch jetzt für den Ausfuhrhandel von besonderer Wichtigkeit. Doch hat sich seit dem Bestande des deutschen Zollverbandes die Ausfuhr von Getreide nach Sachsen, von Leinengarn, Tuch, Porcellan und anderen Mineralprodukten, sowie von Weinen, vermindert. Auch wird, bei dem geringern Zoll auf Colonialwaaren im deutschen Handelsvereine, damit fortwährend ein bedeutender Schmuggel über die österreichische Gränze geführt. Der Seehandel O.s wird hauptsächlich durch die adriatischen Freihäfen Triest, Venedig und Fiume, im Betrage von 50,562,000 Gulden Einfuhr und 25,580,000 Gulden Ausfuhr vermittelt. Weit den größten Antheil daran hat Triest. — Von den Mündungen des Po bis zu der Spitze von Cattaro hat O. über 800 Seemeilen Küstengebiet. Seine Handelsmarine belief sich 1843 auf 5637 Schiffe, mit 218,551 Tonnen Gehalt und einer Besatzung von 25,031. Gegenwärtig hat es über 600 größere Handelschiffe; ferner an 800 Fahrzeuge der weiten Küstenfahrt von 60 bis 130 Tonnen für die Fahrten bis Gibraltar und in das schwarze Meer; sodann weit über 1000 Küstenschiffe kleinerer Gattung von 30 bis 60 Tonnen, und über 4000 Fischerfahrzeuge und Barken, die von Hafen zu Hafen beschäftigt sind. Bemerkbar sind die Fortschritte im Schiffbau; daher viele in O. gebaute, aber auswärts dienende Schiffe. Es fehlt nicht an tüchtigen Schiffscapitänen, die meist Zöglinge der Triester Akademie sind. Triest allein, wo auch aus China und Indien Waarensendungen ankommen, hatte schon 1843: 369 Schiffe von langer Fahrt, 70 große Küstenfahrer und 551 kleine. Von den Fortschritten des activen Seehandels und der Ausbildung der Marine zeugt es, daß im Jahre 1836 die österreichische Handelsmarine erst 171,641 und acht Jahre später schon über 210,000 Tonnen umfaßte. Zugleich ist die Thätigkeit der Handelsmarine noch in stärkerem Verhältnisse im Wachsen: in den zehn Jahren von 1831—1841 vermehrte sich die Bewegung der Segelschiffe in den heimischen Häfen um 26 Prozent, in den fremden um 10, überhaupt um 21 Prozent; während die Größe der Marine nur um etwa 6½ Prozent gewachsen ist. Namentlich betrug der Zuwachs der Dampfschiffahrt in den heimischen Häfen 52, in den fremden 28, überhaupt 39 Prozent. Wie sehr diese Thätigkeit seit 1841 noch zunahm, erhellt daraus, daß sämtliche im Inn- und Auslande eingelaufene österreichische Schiffe in jenem Jahre 29,585 mit 1,706,000 Tonnen betrug, 1844 aber schon 34,679 mit 2,159,000 Tonnen, was gegen 1830, wo sich die Tonnenzahl erst auf 1,223,000 belief, eine vermehrte Thätigkeit von 77 Prozent ergibt. — Zur Beförderung der geistigen Cultur und zu

ihrer Anpflanzung durch Schul- und Universitäts-Unterricht besitzt die österreichische Monarchie zahlreiche und wohlgeleitete Institute. Doch bleibt noch mancher Wunsch zu erfüllen, namentlich in Betreff des Volksschulwesens. Die nicht gelehrten Schulen zerfallen in O. in drei Classen: in Trivialschulen, Hauptschulen und Realschulen. Die Trivialschulen entsprechen den deutschen Elementar- oder Volksschulen; der Elementarunterricht, den sie ertheilen, ist für die Kinder aller Stände berechnet und erstreckt sich bis zum 12 — 14. Lebensjahre. Nach dem Organisationsplane soll in jeder Pfarrei wenigstens eine Trivialschule bestehen. — Für die Jugend, welche zu Künsten und Handwerken und zu der Handlung geringerer Art, oder für die lateinische Schule vorbereitet werden soll, sind die Hauptschulen bestimmt, deren jeder Kreis wenigstens eine besitzen soll. In den Provinzial-Hauptstädten der nicht ungarischen Länder sind diese „Hauptschulen“ zu „Normal- oder Musterschulen“ eingerichtet, in denen sich die künftigen Lehrer der Trivialschulen für ihren Beruf vorbereiten können. Aufwärts an die Hauptschulen schließen sich die Bürger- oder Realschulen an, bestimmt für diejenigen, welche sich den höheren Künsten, dem Handel, den herrschaftlichen und staatswirthschaftlichen Aemtern, der Buchhaltung u. u. widmen wollen. Es wird hier auch Unterricht in der Handelswissenschaft und im Wechselrechte, in der Kunstgeschichte, Chemie, in verschiedenen Sprachen u. u. ertheilt. Realschulen von Bedeutung zählt aber die Monarchie nur 6, nämlich zu Wien, Raab, Reichenberg, Brody, Lemberg und Triest; mit der zu Triest ist eine nautische Schule, mit der zu Lemberg eine Handelsschule verbunden. Die Aufsicht und die Leitung des Volksschulwesens liegt in der Hand der Geistlichkeit. — In dem jetzigen Bestande des österreichischen Volksschulwesens sind allerdings erspriessliche Anfänge zur Hebung der Volkskultur zu erblicken; aber von einer gleichmäßigen, durch die ganze Monarchie sich erstreckenden Ausführung des vorgesteckten Planes kann für jetzt noch nicht die Rede seyn. In einem weit befriedigenderen Lichte, als das Volksschulwesen, erscheinen die Einrichtungen und Anstalten für die höhere Bildung. Diesem Theile des Bildungswesens liegt indeß ein, von der Staatsverwaltung ausgehender, von dem katholischen Klerus wesentlich unterstützter, sehr entscheidender Einfluß zum Grunde, der sich einerseits durch strenge Schuldisciplin, anderseits durch die unmittelbare Mitwirkung von Ordensgeistlichen, die einen großen Theil des Lehrpersonals ausmachen, äußert. Diesem Einflusse ist vorzugsweise der Geist der Ordnung und Ruhe, des Fleißes und strenger Schulzucht, der d. s. höheres Schulwesen auszeichnet, zu danken. Indessen haben die „Forderungen der Gegenwart“ auch hier wesentliche Aenderungen verlangt u. es ist zu erwarten, was demnächst geschehen wird. Es gibt im österreichischen Staate für die höhere Bildung zuerst, unter dem Namen von lateinischen, Grammatikal- oder Gymnasialschulen, eine gewisse Zahl von Progymnasien; — auf diese folgen die Gymnasien, auf diese die Lyceen und Universitäten, so jedoch, daß die Lyceen einestheils nur den Gymnasien gleich stehen, oder sie, doch allein in Bezug auf philosophische Studien, überflügeln, oder andernteils nur für gewisse Fächer (Theologie, Philosophie, Chirurgie u. u.) weiter führen, wie es denn auch, namentlich in Italien, Gymnasien gibt (die bischöflichen und theilweise auch die sogenannten Konvikt-Gymnasien), die lediglich für die Bildung von Klerikern bestimmt sind. Die ganze Monarchie hat 214 Gymnasien, unter denen in Schlesien (Teschen) 1, in Ungarn 18 und in Siebenbürgen 11 nicht katholische sind. — Im Verhältnisse zu der Zahl der Bewohner hat die Lombardei die meisten und die besuchtesten Gymnasien, nächst dem Tyrol, Nieder-O., Mähren, Böhmen und Siebenbürgen; die wenigsten und am geringsten besuchten Galizien, Dalmatien und die ungarische Militär-Grenze. Lyceen, welche für ein oder mehrere Fakultätsstudien bestimmt sind und theils die vollständige Bildung für den bezüglichen Lebensberuf, theils eine höhere und speziellere Vorbereitung zur Universität gewähren, gibt es nur in Ober-O. zu Linz und Salzburg, in Kärnten und Krain zu Klagenfurt und Laibach, in Un-

garn (wo sie „Akademien“ genannt werden), zu Preßburg, Raab, Kaschau, Groß-Wardein und Ugram, und in Siebenbürgen zu Klausenburg. Außerdem besitzen die Lutheraner noch die theologisch-philosophischen Lyceen zu Preßburg, Oedenburg, Kásmark und Eperies; die Reformirten eben dergleichen (Collegien genannt) zu Debreczin, Papa und Saros-Potak, — und endlich die nicht unirten Griechen ein solches zu Karlowitz. Alle übrigen sogenannten Lyceen sind Gymnasien oder bloße philosophische Schulen. Die philosophischen Lehranstalten, wie sie sich mit fast allen Lyceen verbunden finden, bilden den Uebergang vom Gymnasium zur Universität und haben einen zweijährigen Kursus, während der Universität ein dreijähriger zugetheilt ist. — Der Universitäten zählt die Monarchie neun, nämlich zu Wien, Prag, Olmütz, Grätz, Innsbruck, Padua, Pavia, Pesth, Lemberg. Der zu Pavia und Innsbruck fehlt die theologische Fakultät, und die Lemberger hat, wie die Gräzer, Olmüger und Innsbrucker, an der Stelle der medizinischen Fakultät nur eine chirurgische Klinik. Am stärksten besucht sind die Universitäten zu Wien (2100 Studenten und 2000 außerordentliche Zuhörer — 79 Lehrer) und Prag (3340 Studenten — 63 Lehrer); am schwächsten Olmütz (630 Studenten) und Innsbruck (395 Studenten). Außer diesen höhern Lehranstalten gibt es noch eine bedeutende Zahl von Instituten für besondere Berufsstudien; dahin gehören: die höhere Bildungsanstalt für katholische Weltpriester in Wien, — eine große Zahl von theologischen Seminarien oder Kapitelschulen und von Hauslehrer-Bildungs-Anstalten bei den Stiften und Klöstern; — das theologische Seminar der nicht unirten Griechen zu Lemberg u. zu Blasendorf (Siebenbürgen); — die höhere theologische Lehranstalt für „Augsburgische und Helvetische Konfessionsverwandte“ in Wien; — die Theeresianischen Ritterakademien in Wien und Innsbruck; die medizinisch-chirurgische Josephs-Akademie zu Wien; die Thierarzneischulen zu Wien, Mailand und Pesth; — das Wiener polytechnische Institut zur Beförderung der National-Industrie; die technischen Lehrinstitute zu Prag, Mailand und Venedig, denen sich das ständische Johanneum zu Grätz, sodann die Bergwerks Akademie zu Schemnitz, die Forstschule zu Maria-Brunn bei Wien, die ökonomischen Institute zu Ungarisch-Altenburg, zu Krummau und zu Keszthely am Plattensee, die Akademie der morgenländischen Sprachen zu Wien zur Ausbildung für den diplomatischen Verkehr mit dem Orient, verschiedene Militärbildungsanstalten und eine große Anzahl von Konvikten oder Erziehungshäusern, die für verschiedene besondere Zwecke von dem Adel oder anderen Corporationen gestiftet und nicht selten den Klöstern zur Beaufsichtigung anvertraut sind. Im Ganzen hat O. 33,222 Anstalten für den öffentlichen höhern und Elementarunterricht mit 2,552,037 Schülern, und zwar in 31 Sprachkombinationen. Der Aufwand dafür beträgt 8,600,000 Gulden für die Lehranstalten, 3,800,000 Gulden für die Erziehungsanstalten und 300,000 Gulden für spezielle Bildungsanstalten. — Auch für die Pflege der Künste ist in erfreulicher Weise gesorgt; so in den Akademien der bildenden Künste in Wien, Prag, Mailand u. Venedig; in den Musikconservatorien in Mailand, Wien, Prag, Venedig u. s. w. Wien, Mailand, Venedig und Prag sind als die Brennpunkte künstlerischer Bestrebung und Entwicklung anzusehen. Die eigenthümlichen gesellschaftlichen Verhältnisse der Monarchie; die nationalen, auf sinnliches Ergößen gerichteten Eigenthümlichkeiten ihrer Bewohner; das Bedürfnis einer Schmuck und Glanz liebenden Kirche und eines zahlreichen glänzenden Adels, — alle diese Umstände sind gleichfalls als Hebel für die Steigerung und Verbreitung künstlerischer Leistungen wirksam. — Zur Förderung wissenschaftlicher Bestrebungen besitzt der Staat noch bedeutende anderweitige Hilfsmittel: so die kaiserliche Bibliothek und die Universitätsbibliothek zu Wien, die St. Markusbibliothek zu Venedig und sehr viele andere; ferner die Naturaliensammlungen und Museen in Wien und fast allen bedeutenderen Städten der Monarchie, — die Sternwarten von Wien, Prag, Padua, Mailand, Pesth, — die botanischen Gärten in Wien und den übrigen Universitätsstädten. Außerdem wird die wissenschaftliche Kultur gefördert durch eine ansehn-

liche Zahl von gelehrten Gesellschaften, wie die k. k. Akademien der Wissenschaften und Künste zu Wien, Mailand, Venedig, Padua, Pesth u. s. w. — Von den vier Hauptzweigen der österreichischen Literatur, der deutschen, italienischen, slavischen und magyarischen, ist die erstere die umfassendste und reichste, ob sie gleich nach Ausdehnung und Gehalt hinter der Literatur der übrigen deutschen Staaten zurückgeblieben ist. Indessen muß man selbst die Masse dieser Literatur nicht geradezu nach den Leipziger Messverzeichnissen schätzen. Im Jahre 1839 sind von der k. k. Central-Büchercensur in Wien 1809 bedeutendere Manuscripte, darunter freilich auch einige slavische, zum Drucke zugelassen worden, und man muß hiernach schließen, daß ein verhältnißmäßig beträchtlicher Theil der literarischen Produktion O's nicht auf dem großen deutschen Büchermarkte erscheint, wenn gleich alle einigermaßen hervorragenden Werke ihren Weg dahin finden. Im österreichischen deutschen Bundesgebiete sind 90 Buchhandlungen. Die dem österreichischen Geistesleben bisher von Oben her gegebene Richtung, sowie die strenge Ueberwachung desselben, machen es erklärlich, daß im Gebiete der speculativen Wissenschaften, der Politik und aller Sociallehren wenig Bedeutendes hervortritt. Wichtiger sind die Leistungen im Fache der Philologie; sodann in der Geschichte, in der positiven und zumal der österreichischen Rechtskunde; in der Geographie, und sowohl in der allgemeinen, als speziell österreichischen Statistik. Auf diesem Gebiete sind seit Kurzen viele und dankenswerthe Werke erschienen. In der Medicin, Physik und den anderen Naturwissenschaften sind gleichfalls bedeutende Namen aufzuweisen. O. nimmt Theil an den allgemeinen Versammlungen deutscher Naturforscher, Landwirthe u. s. w.; es hat überdies einen speciellen Verein österreichischer Naturforscher und Aerzte. Eine besonders frische Regsamkeit läßt sich in der deutsch-böhmischen Literatur gewahren, allein noch mehr im Gebiete der Poesie, als der Wissenschaft. Eine junge, vielversprechende Dichterschule hat sich hier in den letzten Jahren den schon früher rühmlich bekannten Dichtern O's zur Seite gestellt. Ueberhaupt ist es die Poesie, womit dieses in der jüngsten Zeit am Bedeutendsten in das Geistesleben der deutschen Nation eingegriffen hat, ob es gleich nicht Sterne erster Größe, die auf neuen Bahnen vorangeleuchtet, aufweisen konnte. Musik und bildende Künste sind, außer Italien, hauptsächlich bei Deutschen und Böhmen heimisch. Insbesondere ist O. die wahre Heimath der deutschen Musik, und wenn diese hier, wie überall, am allgemein bemerkbaren Verfall Theil nimmt, fehlt es doch auch jetzt nicht an bedeutenden Söndichtern und Tonkünstlern. In den bildenden Künsten, zumal in der Malerei, zeigen sich gleichfalls frische Kräfte, denen jedoch noch nicht durchweg die wünschenswerthe Aufmunterung u. Anerkennung zu Theil wird. Die politische Journalistik war in O. während der Dauer des Presszwanges gleich O, und wenn wir den neuesten Aenderungen jetzt schon unbedingt ein günstiges Zugeständniß machen, so ist es die Aufhebung der menschenentwürdigenden Censur, die hier überdies noch von einem höchst unwürdigen Subjekte, dem Grafen von Sedlnitzky, auf die rigoroseste, kleinlichste und niederträchtigste Weise in oberster Instanz gehandhabt wurde. Freilich hat die Neuzeit jetzt das andere Extrem geboren; aber man vergesse nicht, daß die Nachwehen einer schweren Geburt keine Basis für die Beurtheilung eines normalen Zustandes abgeben können. — Die österreichische Monarchie, an deren Spitze als Staatsoberhaupt der Kaiser, bermalen Ferdinand I., als König von Ungarn und Böhmen Ferdinand V., steht, ist seit wenigen Tagen eine constitutionelle Monarchie, mit allen Grundzügen und Eigenschaften der übrigen modernen Constitutionen Europa's, auf deren Wesen hier, als noch nicht in das Leben getreten, unmöglich näher eingegangen werden kann. — Die Thronfolge gründet sich auf das Recht der Erstgeburt des Hauses Habsburg-Lothringen in männlicher und, nach Erlöschung des Mannstammes, in weiblicher Linie. Im Falle des Aussterbens der ganzen Dynastie steht dem Letzten vom Stamme das Recht zu, seinen Nachfolger zu ernennen; dieß gilt jedoch nicht für Ungarn, wo, wenn jener Fall eintritt, das neue Staats-Oberhaupt

von der Nation gewählt wird. Der Kaiser nimmt in seinen Titel alle die Titel auf, welche den verschiedenen Bestandtheilen der Monarchie angehören, und wird in der Anrede „kaiserlich-königliche Majestät“ genannt. Die Hofhaltung des Kaisers ist eine der glänzendsten in Europa und wird durch den Reichthum des hohen Adels, der sich einen großen Theil des Jahres hindurch am kaiserlichen Hoflager aufzuhalten pflegt, noch glänzender. — Der Kaiser steht zu jedem einzelnen Theilganzen der Monarchie in einem ganz speziellen, verfassungsmäßigen Verhältnisse, was sich aus dem historischen, allmätigen Zusammenwachsen und der großen politischen und historischen Verschiedenartigkeit der einzelnen Theile der Monarchie erklärt. In den deutschen, böhmischen, galizischen und italienischen Provinzen bestanden bis daher landständische Corporationen, die, wenn auf des Kaisers ausdrücklichen, in der Regel alljährlich erfolgenden, Befehl der Landtag zusammengetreten ist, das Recht des Beiraths, der Bitten und Vorstellungen über Provinzialangelegenheiten, aber keinen direkten Einfluß auf Gesetzgebung und Besteuerung haben. In den italienischen Provinzen vertraten die „Congregationen“ die Stelle der Landtage. Mit Ausnahme Tyrols, wo auch der Bauer zur Landstandtschaft berufen ist, bestand dieselbe aus dem Prälatenstande (dem hohen Klerus), dem Herrenstande, dem Ritterstande und dem Stande der landesfürstlichen oder Freistädte. — Sehr abweichend von diesen Verhältnissen ist die Verfassung von Ungarn u. Siebenbürgen (s. d.). — Mit der neuen Reichsverfassung haben auch die obersten Verwaltungsstellen eine durchgängige Veränderung erlitten. Der in einzelne Sectionen getheilte Staatsrath besteht zwar vorderhand noch dem Namen nach, aber an den Platz der früheren Hofstellen (Centralbehörden für die einzelnen Verwaltungszweige) und der geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzlei sind jetzt verantwortliche Ministerien getreten. Den einzelnen Provinzen stehen (mit Ausnahme Ungarns und Siebenbürgens, s. d.) Landesregierungen oder Gubernien bevor. — Jedes Landesgubernium wird wieder in Kreise getheilt, deren jedem ein Kreishauptmann (in Italien Delegat) vorgesetzt ist. Die größeren Hauptstädte bilden unmittelbare „Stadthauptmannschaften.“ — Ueber die Finanzen O's herrschte bisher ein nicht zu rechtfertigendes Dunkel, das dem öffentlichen Credite des Staates eben nicht zum Vortheile gereichte. Wenn auch unter der Verwaltung des Baron von Kübeck Manches im Einzelnen verbessert worden ist, so haben alle diese stückweisen Reformen doch nur dazu gebient, die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform in ein helleres Licht zu setzen. Noch immer sind die Angaben Springers, mit besonderer Beziehung auf das Jahr 1837, die umfassendsten und vielleicht die zuverlässigsten; aber auch sie lassen überall Lücken und deuten die Mißstände kaum an. Hauptsächlich auf diese Angaben gründen sich Tengobork's statistische Vergleichen. — Hiernach betrug das gesammte Staatseinkommen 135,600,000 Gulden. Es ward später auf etwa 150 Millionen geschätzt. Nach den Hauptquellen des Einkommens ergaben:

Staats- und öffentliche Fondsgüter	3,100,000 fl. Conv.-M.
Montanistium und damit verbundene Gefälle	900,000 " " "
Direkte Steuern	48,000,000 " " "
Indirekte "	79,100,000 " " "
Besondere Einkünfte	4,500,000 " " "

Sehr verschieden, selbst nach dem Maasstabe der Bevölkerung und des Wohlstandes, sind die Beiträge der einzelnen Provinzen. Sie sind für O. unter der Cens 19,490,000 Gulden; Lombardie 19,200,000; Böhmen 16,050,000; Venedig 15,040,200; Galizien 12,647,000; Mähren und Schlesien 9,160,000; O. ob der Cens 5,040,000; Steiermark 4,321,000; Kärnten und Krain 3,981,000; Tyrol 3,242,000; Küstenland 2,864,000; Militärgränze 2,639,000; Dalmatien 921,000. Man sieht, daß die $4\frac{1}{2}$ Millionen Bewohner des österreichischen Italiens keinen geringen Beitrag zum Staatseinkommen liefern. Dagegen trägt Siebenbürgen nur 3,867,000 Gulden bei und das große, reiche Ungarn gar nur 16,990,000 Gulden. Doch werden allerdings in Ungarn viele Beamte, öffentliche Gebäude,

Straßen und Brücken und andere Anstalten nicht aus der Aerarial-, sondern aus der Domestikalkasse der Comitate und Städte erhalten. — Unter den indirekten Abgaben ertrug die mit zahllosen Blackereien verbundene Verzehrungssteuer, die auf einem Theile der unentbehrlichsten Virtualien lastet, eine Summe von 19,500,000 Gulden. Dieß ist jene, nach Größe und Anlage so verhasste Steuer, auf welche im Jahre 1846 und 1847 die Stände Nieder-O. die Aufmerksamkeit der Regierung zu lenken suchten, indem sie geradezu die Unverträglichkeit dieser Abgaben mit der „Sicherheit des Eigenthums, mit der allgemeinen Wohlfahrt und mit der Erhaltung der öffentlichen Ruhe“ hervorhoben, und sich bereit erklärten, den durch Aufhebung oder Verminderung entstehenden Ausfall in anderer Weise zu decken. Die Deckung sollte durch eine allgemeine Einkommensteuer erfolgen, welche zumal die Kräfte der wohlhabenden Classen, namentlich ihr bewegliches Vermögen, in stärkeren Anspruch nähme. Das Stempelgefälle hatte 1837 einen reinen Ueberfluß von 3,450,000 Gulden abgeworfen; das Targefälle von 2,300,000. Durch ein prinzipieloses u. weilläufiges Stempelgesetz vom 29. Januar 1840, mit allen Zeichen der Plusmacherei, hatte man den Ertrag noch höher zu steigern gesucht. Der Ertrag der Zölle, den Tenggoborsky zu 16½ Millionen, Springer aber — mit Einschluß der etwa 2,000,000 abwerfenden Zwischenzölle zwischen Ungarn mit Siebenbürgen und den andern Provinzen — zu 15,750,000 angibt, mag sich seitdem, durch Ermäßigung einiger Zölle und Erweiterung des Verkehrs, gehoben haben. Vielleicht trug dazu auch die im Jahre 1843 beschlossene Vereinigung der Gränz- und Gefälleswache in eine Finanzwache etwas bei. Das reine Einkommen aus dem Salzmonopol war 22,000,000. Das Tabaksmonopol warf nach Tenggoborsky ein Brutto-Einkommen von 18,000,000 ab; nach Springer einen Reinertrag von nahe 10,000,000. Endlich bezog der Staat schon 1837 von dem Lottogefälle, d. h. von dem Ueberschusse der Einsätze über die Summe der vorkommenden Gewinnste und seiner Verwaltungskosten, ein Sündengeld von 4,000,000. Nebenbei bezieht der Staat aus seinen 10 Prozenten von Güterlotterien, von Ausspielung von Waaren und anderen Effekten, jährlich zwischen 30,000 und 200,000 Gulden. — Die Staatsausgaben werden veranschlagt:

53,000,000 fl.	für das Militär,
50,000,000 fl.	Schuldenverzinsung,
14,800,000 fl.	Justizpflege und politische Verwaltung,
17,500,000 fl.	Polizei und Finanzen,
3,700,000 fl.	Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten,
5,000,000 fl.	Straßen- und Wasserbau,
3,000,000 fl.	für den k. k. Hof,
1,000,000 fl.	Rechnungs-Kontrolle,
990,700 fl.	Staatszuschuß für die Militärgränze, Pensionen, Diäten,
<hr/>	
148,990,700 fl.	im Ganzen.

Indessen muß auch hier bemerkt werden, daß diese Angaben, obschon aus den besten Quellen entnommen, nur auf ungefähren Anschlägen beruhen. — Die Staatsschuld theilt sich a) in die verzinsliche, nämlich 1) die ältere, in Wiener-Währung, und 2) die neuere, die in Conventions-Münze verzinst wird, und b) in die nicht verzinsliche oder das circulirende Papiergeld, welches 1816 noch 630, 1839 nur noch 13,500,000 Gulden betrug. Der Gesamtbetrag der Staatsschuld wurde 1842 zu 970,000,000 fl. angegeben. Der allgemeine Schulden-tilgungsfond hatte (nach dem Bericht der Hofkommission vom Jahre 1845) ein Vermögen von 185,342,317 Gulden. Jährlich sollen 5 Millionen an eingelösten Obligationen der ältern Staatsschuld vertilgt werden; außerdem tritt eine periodische Vertilgung von Obligationen ein, sobald der Fond mit seinem Einkommen eine zum bleibenden Vermögen nicht gehörige Kapitalsumme erreicht hat, welche 1,000,000 Zinsen abwirft. — Was die Gerichtsverfassung betrifft, so ist in der österreichischen Monarchie die Trennung der Justiz von der Administration noch

nicht so durchgeführt, wie in vielen anderen deutschen Staaten. Hinsichtlich der Gesetzgebung ist seit dem Jahre 1803 durch Einführung gleicher Civil- und Criminalgesetzbücher (in deutscher, lateinischer, polnischer, böhmischer und italienischer Sprache) für alle deutschen, slavischen und italienisch-dalmatischen Staaten ein bedeutender Fortschritt geschehen. (Ueber die Rechtspflege in Ungarn und Siebenbürgen siehe die betreffenden Artikel.) In den deutschen, slavischen und italienischen Ländern geht der gewöhnliche Rechtsgang durch 3 Instanzen. In der ersten entscheiden für alle nichtadelige und nichtgeistliche Personen die Ortsgerichte; für Adelige und Geistliche, Besitzer ständischer Güter, Ordensritter, landesfürstliche Ortschaften und Institute, Kapitel, Klöster, Corporationen u. die 7 landesherrlichen Landrechte (Landgerichte), die 3 fürstlichen in Schlesien und die 9 Stadt- und Landrechte; in zweiter Instanz die 9 Appellations- und Criminal-Obergerichte zu Wien, Klagenfurth, Prag, Brünn, Lemberg, Innsbruck, Mailand, Venedig und Zara; in dritter die oberste Justizstelle zu Wien und Verona. — An der Spitze des gesammten Heerwesens und der Kriegsmarine steht der Hofkriegsrath zu Wien unter dem Kriegsminister, mit seinen 14 Departements u. mehrern besondern Geschäftsabtheilungen. — Der Friedensstand des stehenden Heeres ist etwa 361,000 Mann; 270,000 Mann Infanterie, 48,000 Mann Cavalerie, 23,000 Mann Artillerie und 20,000 Mann besondere Corps. Dazu kommen in den Nebenzweigen und in der Verwaltung noch etwa 75,000 Individuen. Die Generalität zählt 230 Individuen; Stabs- u. Oberofficiere 10,800; Unterofficiere und Cadetten 28,600. Ein Infanterie-Regiment hat im Frieden 3—4000, 1 Bataillon 800 Mann. Die Cavalerie-Regimenter sind von verschiedener Stärke. In einzelnen Kriegs-Jahren wuchs das Heer schon bis auf 750,000 Mann an, wozu die Landwehr etwa 76,000, die ungarische Insurrection bei 50,000 stellte. Nach der Zahl der Regimenter beträgt dasselbe, die einzelnen Corps nicht gerechnet: 63 Regimenter zu Fuß, 32 zu Pferde und 5 Artillerie-Regimenter. Wie in allen Zweigen der Verwaltung, so herrscht auch für die Conscription und Rekrutirung in den einzelnen Provinzen ein abweichendes System; in den slavisch-deutschen Provinzen besteht die Militärpflichtigkeit für die 11 Altersklassen von 19 bis 29 Jahre mit dem Rechte der Stellvertretung; Adel, Staatsbeamte, Honoratoren, einzige Söhne bejahrter Eltern u. s. w. sind davon befreit. Eine wichtige Veränderung trat hier in Jahre 1845 ein, indem von der frühern Dienstzeit von 14 Jahren in der Linie und 6 Jahren in der Landwehr, die erstere auf 8 Jahre herabgesetzt wurde; außer für Ungarn, wo noch die Reichstagsbeschlüsse auf 10 Jahre lauten, und für Italien, wo die geringere Dienstzeit schon früher eingeführt war. Zur Ergänzung und weitem Ausdehnung der Verordnung über Herabsetzung der Dienstzeit wurden später die seit 1836—1839 eingetretenen Soldaten, so wie die seit längerer Zeit dienende Mannschaft der ersten und zweiten Landwehrbataillone entlassen. In Italien, wo das Loos entscheidet, und die Befreiungen minder zahlreich sind, war schon früher die Dienstzeit nur 8 Jahre, und die Militairpflichtigkeit auf das 20. bis 25. Jahr beschränkt. Ganz dasselbe System gilt für Tyrol, das nur 1 Jägerregiment von 4 Bataillonen stellt, aber zur Vertheidigung im Nothfalle eine Landmiliz von 20,000 Mann aufzubringen hat. In diesen Provinzen sind den Infanterie-Regimentern, die sie zu stellen haben, zur Ergänzung bestimmte Bezirke angewiesen. In den deutsch-slavischen Ländern besteht überdies seit 1808 das Institut der Landwehr, die zu jedem Infanterie-Regimente 2 Bataillone liefert. Die Landwehrpflicht dauert in der Regel vom 18. bis 45. Jahre; nur Diejenigen, die schon ihre Capitulationszeit im stehenden Heere ausgehalten haben, werden mit 40 Jahren aus der Landwehrliste entlassen. Die ersten Landwehrbataillone, aus den jüngeren und tauglicheren Männern gebildet, sind auch außerhalb ihrer Bezirke zur Vertheidigung anderer bedrohter Provinzen vor dem Feinde verwendbar. (Bezüglich Ungarn und Siebenbürgen s. d.) Dalmatien ist bis jetzt von der Militärstellung frei geblieben, soll aber künftig für 2 Jägerbataillone und einen Theil der Kriegsmarine in Anspruch genommen werden.

Die Monarchie hat 26 Festungen, darunter 6 von erster Größe, und seine Linien gegen Westen, Norden und Süden, wie sie durch das Bedürfnis der Vertheidigung in den Kriegen gegen Frankreich, Preußen u. die Türkei hervorgerufen wurden. Selbst seine neuesten Befestigungen bei Linz, Brixen und Verona, nach dem Plane des Erzherzogs Maximilian, sind bloß gegen Westen gerichtet; während seine Gränzen gegen Rußland offen stehen und hier wohl Fortifikationen im Plane, aber noch nicht ausgeführt sind. Nur die Werke von Olmütz sind in den letzten Jahren verstärkt worden. Die militärischen Angelegenheiten in den einzelnen Provinzen werden von 12 Generalcommandos geleitet. — Die kleine, aber trefflich ausgerüstete Kriegsflotte besteht aus 4 Fregatten, 10 Briggs, 2 Corvetten, 4 Gölleten u. s. w., im Ganzen 67 Kriegsz- und Transportfahrzeuge mit 550 Kanonen und 4500 Matrosen und Seesoldaten und steht unter der Viceadmiralität zu Venedig, wo sich auch das trefflich eingerichtete Seearsenal befindet. Das Marine-Cadetten-Collegium sorgt für die Heranbildung von Marine-Offizieren und die venetianischen und dalmatischen Küstengegenden liefern der Flotte sehr gewandte Marine-Mannschaften. Auch ließ die Regierung den im Alterthume berühmten Hafen von Pola mit vielen Kosten wieder besetzen, um ihn zu einer Hauptstation der Kriegsmarine zu machen. — Buch u. Rechnung wird in der ganzen österreichischen Monarchie, mit Ausnahme des lombardisch-venetianischen Königreichs, im Conventionsfuße, die Mark fein zu 20 fl., geführt. An wirklich geprägten Münzen hat man in Silber: Stücke zu 2, 1, $\frac{1}{2}$ (20ger), $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{8}$, und $\frac{1}{16}$ Gulden; in Kupfer ganze, halbe und Viertelfreuzer; in Gold Ducaten, gesetzlich zu 4½ Gulden Conventions-Münze ausgeprägt. Im lombardisch-venetianischen Königreiche ist die gesetzliche Münzeinheit die Lira, deren 3 gleich einem Conventions-Gulden, und in Silber in Stücken zu 6, 3, 1, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$ ausgeprägt sind. Die Lira ist nach dem Decimalsystem in 100 Cenerimi getheilt. In Gold hat man Stücke zu 40 und 20 Lire (ganze u. halbe Souverainsd'or). Alle älteren Münzsorten der Monarchie und ihrer einzelnen Theile gelten nicht mehr als gesetzliche Zahlungsmittel. Neben dem Conventionsfuße besteht noch in den deutsch-slawischen Erbländern, jedoch nur noch in unbedeutendem Betrage, als unverzinsliche Staatsschuld ein Papiergeld, die sogenannte Wiener-Währung, wovon 2½ Gulden = 1 Gulden C.M. Die Noten der österreichischen Nationalbank, in Abschnitten zu 5, 10, 25, 50, 100, 500 und 1000 Gulden C.M., werden dem baaren Gelde gleich geachtet u. dem Inhaber jederzeit in solchem umgewechselt. — Das Wappen der Monarchie besteht aus einem großen goldenen, mit der Kaiserkrone bedeckten Hauptschild; Schildhalter sind 2 goldene, schwarz geflügelte, schwachhäufige Greife. Darin steht ein schwarzer, doppelt gekrönter Adler mit einem Mittelschild auf der Brust. In diesem steht in einem Herzschild das Familienwappen, roth mit weißem Querstreifen und umher die Wappen der österreichischen Provinzen (selbst der nur angesprochenen), um das Ganze die Ordens-Insignien. Außerdem besteht noch ein ähnliches mittleres und ein kleineres Wappen. Von Orden und Ehrenzeichen hat die Monarchie 1) den Orden des goldenen Vlieses (s. d.); 2) den militärischen Theresien-Orden in 3 Classen; 3) den ungarischen St. Stephans-Orden; 4) den österreichischen Leopold-Orden; 5) den Orden der eisernen Krone; sämtliche in 3 Classen; 6) den Sternkreuzorden für adelige Damen. — Ferner bestehen: die Elisabeth-Theresianische Militärstiftung; die militärische Tapferkeits-Medaille; das Civil-Ehrenkreuz und das metallene Armeekreuz für Solche, die sich in den Jahren 1813 und 1814 im Civil und Militär ausgezeichnet haben; die Militär-Medaille für 1815; die goldene und silberne Civil-Medaille; das Verdienstkreuz für Militär-Geistliche; die Medaille für den Feldzug in Tyrol von 1809; das Veteranenzeichen; das böhmische Adelskreuz u. Von geistlichen Ritterorden bestehen in der Monarchie: der deutsche Orden, der Johanniter-Orden (s. d.) und der böhmische Orden der Kreuz-Ritter u. vom rothen Sterne. — Reichsfarbe u. Feldzeichen gelb u. schwarz; Flagge roth mit einem weißen Querstreifen.

Geschichte. Aus kleinen Anfängen hat die österreichische Herrschaft in allmähligem, aber selten unterbrochenem Wachsthum sich vom deutschen Boden aus weithin ausgebreitet und zahlreiche Genossen fast aller Volksstämme unseres Welttheiles wurden unter dem Scepter des habsburg-lotharingischen Hauses vereinigt. Nachdem sich O. erst im germanischen Mutterlande eine Basis weiterer Vergrößerung geschaffen hatte, noch ehe es in Italien und gegen Frankreich seine Kraft verschwendete, war es, dem Strome der Donau folgend, aus einem ostdeutschen Kleinstaate zu einer osteuropäischen Großmacht geworden. Unter der Herrschaft der Habsburger schien fortan den Magyaren die Aufgabe zugefallen, als Verfechter christlicher Religion und Gestützung das Joch zu brechen, unter welches asiatische Barbarei die christlichen Nachbarvölker geschmiedet hatte. Aber die Verwickelungen im mittlern Europa nahmen die habsburgische Dynastie so sehr in Anspruch, daß ihr das oft mißkannte und nicht selten vernachlässigte Ungarn meistens nur als letzter Stützpunkt für die Monarchie und als Zuflucht gegen die Stürme diente, die aus Westen hereinbrachen. So hat O. seine Bestimmung in diesen Gegenden noch nicht vollständig erfüllt, da es die Küsten des schwarzen Meeres nicht erreichte; da zwischen ihm und dem zerfallenden osmanischen Reiche das östliche Donaugebiet so lange getheilt geblieben ist, bis sich Rußland an den Mündungen des Stromes in verhängnißvollem Augenblicke festsetzen konnte. — In den Gegenden südlich der Donau, wo jetzt der Sitz der österreichischen Herrschaft ist, hatten im fünften und sechsten Jahrhunderte Bojer, Vandalen, Heruler, Rugier, Gothen, Hunnen, Longobarden und Avarn ihre wechselnden Wohnsitze. Im Norden und tiefer gegen Süden drangen slavische Stämme westwärts ein und zugleich verwischte diese Völkerfluth die Gränzen der ehemaligen römischen Provinzen Pannonien, Noricum, Illyricum und Rhätien. Als die Longobarden die Alpen überschritten hatten, zogen sich die Avarn weiter gegen Westen, so, daß die Enns eine Zeit lange die Gränze zwischen ihnen und dem deutschen Stamme der Bayern bildete. Nach der Einverleibung Bayerns in das fränkische Reich unterwarf sich Karl der Große (791 — 799) das Land der Avarn zwischen Enns und Raab, dessen Name *Marchia orientalis in Austria* und seit Ende des zehnten Jahrhunderts in *Ostirrichi* oder O., überging. Diese deutsche Gränzmark fiel im Jahre 900 in die Hände der Magyaren, die, dem Andränge der Weidenegen weichend, ihre Wohnsitze an der Nordküste des schwarzen Meeres verlassen hatten und sich in den Ebenen der Donau umhertrieben. Einige Jahre vorher hatte sie der deutsche König Arnulf gegen die Slaven zu Hülfe gerufen, die unter ihrem Herzoge Zwentibold von Mähren sich von Deutschland loszureißen und ein mächtiges Slavenreich zu gründen suchten. Erst nach Otto's I. Siege auf dem Lechfelde (955) konnte wieder die Mark O. unter der Enns, zunächst bis nach Melk, hergestellt und mit bayerischen Colonisten bevölkert werden. Vom Jahre 982 an blieb dieses Land unter dem Geschlechte der Babenberger, bis zu dessen Erlöschen im Jahre 1246. Ungarn gegenüber dehnte sich O. in dieser Periode bis an die Leitha aus, die auch später ziemlich dauernd eine Gränze bildete. Gegen Westen gewann es sich, in Folge des Kampfes zwischen Hohenstaufen und Welfen, das früher zu Bayern gehörige Land ob der Enns. Zugleich ward dieses so vergrößerte Gebiet durch Kaiser Friedrich I. zum Herzogthume erhoben und zwar als Erblehen, mit dem Rechte, es beim Aussterben des Mannsstammes an die weibliche Nachkommenschaft oder testamentarisch zu vererben. Ueberdies wurde das neue Herzogthum mit so wichtigen Befreiungen und Vorrechten, zumal in Beziehung auf Gerichtsbarkeit, ausgestattet, daß O. als der erste geschlossene und beinahe selbstständige Staat im deutschen Reichsverbande betrachtet werden konnte. Durch ein landständisch bestätigtes Testament des Herzogs Ottokar VI. von Steiermark fiel dieses im Jahre 1192 den Babenbergern zu, und nach dem Inhalte der betreffenden Urkunde sollte künftig die Herrschaft über beide Herzogthümer ungetrennt bleiben. Von Anfang des elften Jahrhunderts begann der moralische Einfluß Deutschlands auf Ungarn, als der Häuptling

Stephan (der Heilige) mit Hülfe von Deutschen, die er in seinen Sold genommen, die meisten anderen Häuptlinge unterwarf und den königlichen Titel annahm. Zeitweise Reaktionen von Seiten der Ungarn gegen das eindringende deutsche Element konnten seitdem die engere Verbindung zwischen den beiden Nationen nur verzögern, aber nicht mehr verhindern. Unter den Babenbergern machte sich besonders Leopold VI., der Glorreiche, (gestorben 1230), um die inneren Zustände des Landes hoch verdient. Er sorgte für Begründung eines, nach einem eigenen Landrechte geordneten, gesetzlichen Zustandes, für gute Münze, Sicherheit der Straßen und des Eigenthums und für Begünstigung des Handels. Er baute die Burg in Wien, die noch jetzt die Residenz der Kaiser ist, und erteilte der im Jahre 1198 mit einer ständischen Verfassung versehenen Stadt das Stapelrecht. Sein glänzender Hof war der Sammelplatz der berühmtesten Minnesänger, eines Heinrich von Ofterdingen, Walther von der Vogelweide, Reinmar d. A. u. A. m. So leuchtete O. im höchsten Glanze des deutschen Mittelalters, und O. war es, das von den letzten Strahlen der sinkenden Sonne getroffen wurde, das in seinem Kaiser Maximilian I. den letzten Ritter erzeugte. Mit dem Tode von Leopold's erstem Sohne, Friedrich dem Streitbaren, erlosch der babenbergische Mannstamm. Dieser letzte Babenberger hatte O. zum starken Bollwerke gegen die Einbrüche mongolischer Horden gemacht und damit die mehr erhaltende, als schöpferische Rolle fortgesetzt, die mit dem Widerstande gegen die Ungarn begonnen hatte. In den langen Zerrwürnissen während des österreichischen Interregnums (1246—82) vereinigte erst Ottokar von Böhmen eine Zeit lange fast alle jezige deutsch-österreichische Besitzungen, da ihm Kärnthen, sowie ein Theil von Krain und Friaul, durch Erbschaft zugefallen waren. Aber er unterlag im Kriege gegen den neuen römischen Kaiser, Rudolph von Habsburg, der nun seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolph, mit den Herzogthümern O. und Steiermark, mit Krain und Windisch-Mark belehnte. Somit begann von Ende 1282 an die Herrschaft der habsburgischen Dynastie mit Härte und Willkür von Seiten Albrecht's, was einen Aufruhr der Stände von O. und Steiermark zur Folge hatte, aber mit der Aufhebung eines großen Theils der ständischen Privilegien und mit Vernichtung der dem Herzoge mißfälligen Freibriefe der Stadt Wien endete. Mit seinen österreichischen Besitzungen hatte Albrecht auch die väterlichen Stammgüter in der Schweiz, Schwaben und Elsaß vereinigt, und hinterließ bei seiner Ermordung (1308) ein Gebiet von 1250 □ Meilen. Die helvetischen Besitzungen gingen bis zum Tode Kaiser Friedrich's III. (1493) sämmtlich verloren, wogegen sich das Haus Habsburg, bei dem von Albrecht II. an die deutsche Kaiserwürde ununterbrochen bis zum Ende des Reichs blieb, in anderer Weise reichlich zu entschädigen wußte. Kärnthen fiel ihm in Folge der schon unter Rudolph I. (1282) geschehenen Eventualbelehnung im Jahre 1335 zu; Krain, von 1245—1364, durch Belehnung, Kauf oder Erbschaft; Tyrol in Folge eines im Jahre 1359 mit der Erbtochter Margar. Maultasche geschlossenen Vertrags; Triest, von Venetianern und Ungarn gedrängt, unterwarf sich freiwillig im Jahre 1382; Görz, der östliche Theil Friauls, wurde im Jahre 1500 unter Maximilian I. (s. d.) aus alten Erbverträgen das erste-mal mit O. vereinigt. Erst durch die von Maximilian eingeleiteten Heirathen trat aber die Monarchie in die Reihe der europäischen Großmächte; daher das bekannte Sprichwort: „Bella gerant alii, tu felix Austria nube.“ Maximilian selbst hatte, im Widerspruch mit den Forderungen und Gelüsten Frankreichs, durch Vermählung mit der burgundischen Erbtochter die Niederlande gewonnen, womit zugleich die fortbauende und nur selten unterbrochene Rivalität zwischen den beiden Staaten begann. Eine zweite Vermählung seines Sohnes Philipp mit Johanna von Spanien brachte seinem Enkel, Kaiser Karl V., die Herrschaft über O., Spanien und Indien, Sicilien und Neapel. Dieser trat durch Theilungsverträge (1521 und 1522) seinem Bruder Ferdinand I., der hiernach der Stifter der deutschen Linie des Hauses O. wurde, sämmtliche deutsche Erbländer,

mit Ausnahme der Niederlande, ab. Nach dem Tode des mit seiner Schwester vermählten Königs Ludwig II. von Ungarn und Böhmen erbt Ferdinand, nach früher abgeschlossenen Verträgen, die Ansprüche auf dessen Herrschaft. Böhmen, das seit dem Erlöschen des alten slavischen Herrscherhauses Přemysl (1306) unter deutschen Königen an die Bewegungen des deutschen Volkslebens dauernd sich angeschlossen, sowie die dazu gehörigen Länder Mähren, Schlesien und Lausitz, erkannten ihn gegen Revers, daß er durch freie Wahl zum Besitze des Königreichs gelangt sei, willig an. In Ungarn dagegen, wo er am 5. November 1527 als König gekrönt wurde, erhob sich eine von den Türken unterstützte Gegenpartei, und die Kämpfe um dieses Land zogen sich noch lange hinaus. Hiernach umfaßten die Besitzungen des österreichischen Hauses unter Ferdinand I. erst 5402 □ Meilen. Unter Maximilian II. mißlang der Versuch, die vom hohen Adel Polens angebotene Königskrone dieses Reiches dem Hause Habsburg zuzuwenden und auf diese Weise die Vereinigung aller katholischen Slaven unter einer Herrschaft zu bewirken, was für die ganze Zukunft Europa's von den wichtigsten Folgen hätte seyn müssen. Im dreißigjährigen Kriege verlor O. durch den Prager Frieden (1635) die zu Böhmen gehörende Lausitz an Sachsen und trat im westphälischen Frieden seine elsassischen Gebiete an Frankreich ab. Dagegen ward unter Leopold I. der Aufstand in Ungarn unterdrückt u. endlich der Besitz dieses Landes, durch dessen Verwandlung in ein Erbreich (1687), gesichert; auch wurde Siebenbürgen, wenn auch vorerst (bis 1699) noch unter eigenen Fürsten, damit vereinigt. Die beiden Türkenkriege, zu Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, zeigten bereits den Verfall der osmanischen Macht und unterwarfen durch den Karlowitzer und Passarowitzer Frieden (1699 und 1718) ganz Serbien mit der Hauptstadt Belgrad, einen Theil der Walachei, sowie einen Theil von Kroatien u. Bosnien der österreichischen Herrschaft. Damit schien das Schicksal selbst die Politik des habsburgischen Hauses auf das Feld hingewiesen zu haben, wo es fortan seine Größe zu suchen habe. Die Siege des großen Eugen (s. d.) und der Passarowitzer Friede hatten bereits die erste Lücke in das Gebäude der osmanischen Macht gebrochen; es war damit der erste Krieg beendet, in dem O. nicht bloß seine, auf früher erworbene Rechtstitel gegründeten, Ansprüche behauptet, sondern Eroberungen gemacht hatte, wie es schien, im höchsten Interesse des Christenthums und der Gerechtigkeit. Aber schon war es durch die Umgriffe Frankreichs, zumal nach dem Aussterben der spanischen Linie des Hauses Habsburg, dauernd in die Verwickelungen des Westens gezogen. Der spanische Successionskrieg (s. d.) und die Friedensschlüsse von Rastadt und Baden (1714) setzten es nur in den Besitz eines kleinen Theils der spanischen Erbschaft. Es erhielt den unter Spanien gebliebenen Theil der Niederlande, Mailand, Neapel, Sardinien, und statt dessen (seit 1720) Sicilien; sodann das Herzogthum Mantua, das als eingezogenes Lehen mit der Monarchie vereinigt wurde. Diese erreichte dadurch einen Umfang von 9043 □ M., mit einer Bevölkerung von fast 29 Mill., einem Heere von etwa 130,000 Mann u. einem Einkommen von 13—14 Mill. fl. Aber gleichzeitig kam O. durch seinen weit zerstreuten Besitz in eine Reihe feindseliger Verührungen mit Frankreich und Spanien. Sein Doppeladler konnte nicht mehr mit gleicher Wachsamkeit den Westen, wie den Osten hüten, nicht Italien und die Niederlande, wie die neuen Eroberungen in der Türkei ins Auge fassen. So führte es denn, ungeachtet seiner beträchtlichen Vergrößerung, meistens nur unglückliche Kriege; denn seine Kraft war getheilt u. blieb gebrochen, bis es durch den allgemeinen Völkersturm gegen Napoleon wieder gehoben wurde. Schon unter Karl VI., mit dem der Mannsstamm des habsburgischen Hauses erlosch, verlor O. (1735 und 1738) Neapel und Sicilien, sowie einen Theil von Mailand, wofür es bloß Parma u. Piacenza erhielt. Zugleich trat der Gemahl der Erbtochter des Kaisers, Herzog Franz Stephan von Lothringen, dieses Herzogthum an Stanislaus Leszczyński, den Schwiegersohn Ludwig's XV. von Frankreich, ab, dem es nach Leszczyński's Tode

einverleibt wurde. Zum Erſaße erhielt Franz Stephan, nach dem Erlöſchen der mediceischen Dynaſtie (1737), das Großherzogthum Toscana. An die Pforte gab O. im Belgrader Frieden (1739) Serbien mit Belgrad, ſeinen Antheil an der Walachei und Bosnien zurück und küßte also, bis auf das Banat Temesvár, allen Gewinn von Eugen's Siegen ein. Es hatte diesen Türkenkrieg im Vereine mit Rußland geführt und aus ſeinem ersten Offensivbündnisse mit dieser Macht nur bittere Früchte geerntet. — Einen Theil dieser Opfer hatte Karl VI. in der Abſicht gebracht, um ſeinem in der Form einer pragmatischen Sanction erlaſſenen Erbſchafts-Gefeze die Garantie der europäischen Mächte zu verſchaffen. Gegen ſeine Nachfolgerin, Maria Theresia, erhoben ſich jedoch bald Ansprüche von allen Seiten. Friedrich II. von Preußen eroberte Schleſien und behauptete es nach den Friedensſchlüſſen von Breslau (1742), Dresden (1745) und Hubertusburg (1763). Ueberdies hatte O. im Frieden von Aachen (1748) die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla an den ſpaniſchen Infanten Philipp, nebst einigen Bezirken von Mailand und Sardinien abgetreten. In dem ersten und gefährvollsten dieser Kriege, da Maria Theresia von zahlreichen u. mächtigen Feinden bedrängt wurde, war die Monarchie zumeiſt durch die Erhebung der ungarischen Nation gerettet worden, deren Verbindung mit dem Hauſe Habsburg dadurch inniger geworden schien. Preußen hatte ſich in plötzlichem Aufſchwunge eine Stellung unter den europäischen Großmächten erobert, aber auch die völlige Auflöſung des deutſchen Reichskörpers offenbart und in ſolchem Grade die fortbauernde Eifersucht O.s geweckt, daß letzteres gegen den neuen Feind, ſelbſt mit ſeinem alten Gegner, mit Frankreich, gemeinſchaftliche Sache machte. Endlich war Rußland, das übrigens ſchon 1732 eine Mitgarantie der pragmatischen Sanction übernommen hatte, durch den ſiebenjährigen Krieg mehr, als je zuvor, an den Angelegenheiten der weſtlichen Staaten theilhaftig worden. So erhielt fortan die Idee eines eigentlich europäischen Staatensystems praktiſche Bedeutung, indem ſchon damals dieſelben fünf Großmächte entſcheidend auftraten, an die ſich noch zur Zeit die Geſchichte unſeres Welttheiles anknüpfen. In der Beſorgniß, daß der Mannſtamm ihres Hauſes abermals ausſterben könne, ſtiftete Maria Theresia eine Secundogenitur des Hauſes Toscana in der Perſon ihres zweiten Sohnes, Leopold, und eine Tertiogenitur in Modena durch die Vermählung ihres dritten Sohnes, Erbherzogs Ferdinand, mit der Erbtochter des Hauſes Eſte. Dagegen erwarb Maria Theresia, bei der ersten Theilung Polens (1772), Galizien und Lodomirien, unter der Form einer Wiedereinziehung theils böhmischer, theils ungarischer Vasallenländer, die der Republik Polen verpfändet worden ſein, unter welcher milderen Form die öſterreichiſchen Schriftſteller bis auf die neuste Zeit die Theilnahme ihres Cabinetes an der Zerstückelung Polens bezeichneten. Diese Theilung ſollte zugleich zur Ausgleichung des zwischen Rußland, Preußen und O. drohenden Streites dienen, denn O. war eifersüchtig auf das Waffenglück der Ruſſen gegen die Türken, und drohte fogar mit allgemeinem Kriege, indem es mit dem Instinkte der Selbsterhaltung entſchieden forderte, daß die Moldau u. Walachei nicht unter ruſſiſche Herrſchaft fallen dürften. Einige Jahre ſpäter (1777) trat die Pforte die Buſowina an O. ab. Endlich vergrößerte dieſes der den bayeriſchen Erbfolgeſtreit (ſ. d.) beendigende Teſchner Friede (1779) mit dem Innviertel und einigen ſchwäbiſchen Gebieten. Die Monarchie hatte während der Regierung Maria Theresia's 772 □ Meilen verloren, dagegen 1618 gewonnen, und umfaßte bei ihrem Tode 11,070 □ Meilen; die Bevölkerung betrug 24 Millionen. Aber die Kriege um Erhaltung, dann um Erweiterung der Monarchie hatten O. auch das erste Papiergeld gebracht und ſeine Schuldenmaſſe auf 160 Millionen Gulden geſteigert. Joſeph's II. Verſuche zur Abbründung und Ausdehnung des Reichs blieben ohne Erfolg. Sein Plan, die Niederlande gegen Pfalzbayern zu vertauſchen, ſcheiterte an Friedrich II. und dem deutſchen Fürſtenbunde und der zweite, in Verbindung mit Rußland unternommene, Türkenkrieg war nicht viel glücklicher, als der erste,

da er keine wesentliche Abänderung in den Bestimmungen des Belgrader Vertrags herbeiführte. Um diese Zeit war die orientalische Frage schon eine europäische Angelegenheit geworden. Preußen in erster Linie, im Bunde mit England und Holland, forderte die Erhaltung der Integrität des osmanischen Reiches; und Schweden versuchte sogar durch Bedrohung von Petersburg eine Diversion. Schon war ein preussisches Heer an die österreichische Gränze vorgerückt, als ein Congress in Reichenbach eröffnet und auf den Grund seiner Beschlüsse der, von Joseph's II. Bruder und Nachfolger, Leopold II., abgeschlossene Friede von Szistowe (1790) zu Stande kam. Jene Demonstration war noch von den Hauptmächten ernstlicher gegen O., als gegen Rußland gemeint, das, unbekümmert um das Einschreiten der Vermittler, seinen Krieg gegen die Pforte auf eigene Hand fortsetzte, bis es sich vorerst den Dniester als Gränze gewonnen hatte. — Die Reformen Joseph's II. und die französische Umwälzung waren im Wesentlichen der Ausdruck eines und desselben Geistes der Zeit. Als Revolutionär von Oben hatte Joseph eine weit reichende Reaktion der von ihm beherrschten Völker hervorgerufen; und schon hatte Frankreich seine Revolution von Unten, als es Leopold II. theils mit Güte, theils mit Waffengewalt gelang, die in Ungarn, O. und zumal den Niederlanden herrschende Gährung zu beschwichtigen. Jetzt glaubte man sich stark genug, nach solcher Nachgiebigkeit gegen die Stimmung des eigenen Volks, der in allen Tiefen aufgeregten französischen Nation die Spitze bieten zu können. Die gleiche Sorge der monarchischen Selbsterhaltung dämpfte die Eifersucht zwischen O. und Preußen und führte zwischen beiden Staaten zu dem im Juli und August 1791 zu Wien und Pillnitz geschlossenen Bündnisse, doch ohne dadurch die Nachwehen ihres langen Zwiespaltes schon für die nächste Zukunft völlig zu beseitigen. Erst nach Leopold's Tode, aber ehe noch sein Sohn und Nachfolger als Franz II. zum deutschen Kaiser erwählt war (14. Juli 1792), erfolgte der Ausbruch des Kriegs, womit sich für O. eine lange Reihe von Kämpfen und selten unterbrochenen Niederlagen, von Anstrengungen und Erschöpfungen eröffnete. Nachdem es von Preußen und dem nördlichen Deutschland im Frieden von Basel (1795) verlassen worden war, mußte es sich zu dem von Campo Formio (1797) bequemen und später, da ihm auch ein Bündniß mit Rußland kein dauerndes Heil gebracht, zum Frieden von Luneville (1801). Es verlor hierdurch die Niederlande, die Grafschaft Falkenstein, das Friththal und die ganze Lombardei. Zugleich mußte der Großherzog Ferdinand auf Toskana verzichten, wofür ihm Salzburg mit einigen benachbarten Gebieten zugewiesen wurde. Dieses sollte, nach einem Vertrage vom 9. Dezember 1802, zu O. in dasselbe Verhältniß, wie früher Toscana, treten. O. hatte für seine Abtretungen den größten Theil des venetianischen Gebiets, sowie die tyrolischen Bisthümer Trient und Brixen erhalten. Da es sich überdies bei der dritten Theilung Polens (1795) aus der gemeinsamen Beute Westgalizien angeeignet hatte, so war es nach dem Frieden von Luneville, ungeachtet seiner Verluste an Frankreich, um 452 □ M. größer, als vorher. Sein dritter Krieg dagegen im Jahre 1805 war nur ein schnell beendigter Feldzug und kostete der Monarchie im Frieden von Pressburg (26. Dezember 1805) alle Besitzungen in Italien, Tyrol und Vorarlberg, sowie sämtliche vorderösterreichische Gebiete in Schwaben. Salzburg, wofür der Kurfürst dieses Landes Würzburg erhielt, war nur eine schwache Entschädigung. Auch diesmal hatte das Bündniß mit Rußland den größten Verlust, den je O. erlitten, nicht abwenden können. Eine weitere Folge war die Errichtung des Rheinbundes und der Verzicht Franz II. auf die von seinem Hause über 500 Jahre lange inne gehabte deutsche Kaiserwürde. Er nannte sich fortan Franz I., Kaiser von O., da er schon am 11. August 1804, nachdem der erste französische Consul zum Kaiser ausgerufen worden war, sich zum Erbkaiser von O. erklärt und seine gesammten Staaten als „Kaiserthum O.“ zu einem Ganzen vereinigt hatte. Preußen war 1806 u. 1807 von O., sowie früher dieses von Preußen, verlassen worden und dem französischen Uebergewichte erlegen. Um so eher erlag auch O., als es

1809 ohne Verbündete, außer Großbritannien, den Krieg gegen Frankreich mit den größten Anstrengungen von Neuem begonnen hatte. Es verlor durch den Frieden von Schönbrunn Salzburg, das Innviertel und das westliche Hausrudiviertel; sodann den Villacher Kreis von Kärnten; Krain mit Görz, Triest, Istrien; das auf dem rechten Ufer der Sau liegende Gebiet und hiernach den größten Theil von Croatien, welche sämtliche Lande, mit Dalmatien, die illyrischen Provinzen des französischen Kaiserreichs bildeten; sodann Räzuns in Graubünden; die böhmischen Enklaven in Sachsen (Lausitz); ganz Westgalizien und einen Theil von Ostgalizien, unter anderen den Tarnopoler-Kreis, den Rußland, sein Allirter im Jahre 1805, zum Lohne seiner neuen Verbindung mit Frankreich erhielt. Im Ganzen hatte O. 2000 □ M. mit $3\frac{1}{2}$ Mill. Einwohnern verloren und war durch seine Abtretung am adriatischen Meere in einen Binnenstaat verwandelt. Die Vermählung Marie Louises (s. d.), der Tochter des alten habsburgischen Hauses, 1818 mit Napoleon, dem illegitimen Sohne der Revolution, war eine Nachgiebigkeit gegen die Macht der Umstände, die nicht minder schmerzte, als die Verluste an Land und Leuten. Hiernach mußte der gebeugte Stolz der österreichischen Dynastie auch noch am Kampfe gegen die nordische Macht Theil nehmen. Als nun durch den Feldzug von 1812 die Kraft Napoleon's zersplittert schien, hielt sich O. für Begründung eines neuen politischen Gleichgewichts, für die Versöhnung des Westens und Ostens, der neuen und alten Geschichte Europa's, zu einer vermittelnden Rolle berufen. Die Verhandlungen des Prager Congresses begannen; aber Napoleon wies billige Forderungen zurück, und so warf O. in den Jahren 1813 wie 1815 sein Schwert mit in die Waagschale. Noch vor der Schlacht von Leipzig hatte es (am 8. October 1813) den Vertrag von Ried mit Bayern und am 11. Januar 1814 mit König Joachim Murat von Neapel ein Bündniß abgeschlossen. Aber durch Murats spätere Verbindung mit Napoleon der eingegangenen Verpflichtungen ledig, entschieden österreichische Waffen in der Schlacht von Tolentino (2. Mai 1815) das Schicksal Unteritaliens und die Wiedereinsetzung der nach Sicilien verdrängten bourbonischen Dynastie auf den Thron von Neapel. Die Beschlüsse des Wiener Congresses (s. d.) und der mit Bayern am 14. April 1816 abgeschlossene Vertrag gaben der Monarchie ihre jetzige Gestalt. Sie erhielt dadurch einen Zuwachs von 150 □ M., im Vergleiche mit ihrer frühern größten Ausdehnung nach der dritten Theilung Polens. O. verzichtete in dem, vom Wiener Congresse eingeleiteten, Restaurationsprozeß auf seine Ansprüche an das schon im Frieden von Campo Formio abgetretene Belgien und überließ Westgalizien an das mit Rußland verbundene Königreich Polen, mit Ausnahme von Krasau, das zu einer freien neutralen Stadt erklärt und durch den 6. Artikel der Wiener Schlußacte, sowie durch den additionellen Traktat vom 3. Mai 1815, unter den Schutz von O., Rußland und Preußen gestellt wurde. Dagegen erhielt es ganz Ostgalizien, namentlich auch den Tarnopoler-Kreis. Bayern mußte gegen Entschädigung die früher österreichischen Provinzen herausgeben: Tyrol mit Vorarlberg und Innviertel, Hausrudiviertel und Salzburg. Sodann fielen sämtliche illyrische Provinzen an O. zurück. Dieses trat mit 3748 □ M. dem deutschen Bunde bei und erhielt das Präsidium am Bundestage; es theilte mit Preußen das Besatzungsrecht in Mainz und entsagte der, seiner böhmischen Krone gebührenden, Oberherrschaft über die an Preußen gefallenen Theile der Lausitz, jedoch nur für die Zeit des Bestandes der jetzigen preussischen Dynastie. In Italien erhielt es zu seinen früheren Besitzungen das ganze Gebiet von Venedig und den auf dem linken Po-Ufer gelegenen Theil von Ferrara, sowie das Besatzungsrecht in Ferrara, Comachio und Piacenza. Die Seitenlinien des habsburgischen Hauses wurden in ihre früheren italienischen Besitzungen von Toscana und Modena wieder eingesetzt und der Gemahlin Napoleon's, Marie Louise, die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla auf Lebenszeit zugetheilt. Nach ihrem 1847 erfolgten Tode fiel Lucca an Toscana, dagegen Parma an die bourbonische Quatogenitur, nach deren Erlöschen

es, mit Ausnahme einiger Theile von Piacenza, wieder mit O. vereinigt werden sollte. Ob dies je geschehen wird, dafür scheinen, nach den dormaligen Verhältnissen in Italien, die Aussichten freilich nichts weniger, als günstig zu seyn. Groß, mächtig und einflußreich war somit O. aus dem langen, oft gänzlichen Untergang drohenden Kampfe hervorgegangen. In Italien bildete es die bedeutendste Macht, im deutschen Bunde hatte es die erste Stelle, auf die slavischen Staaten war es nicht ohne Einfluß. So, als ein mächtiger Staat in der Mitte von Europa hingestellt, fühlte es sich besonders dazu berufen, die neu begründete Ordnung, das Gleichgewicht in dem europäischen Staatensystem anrecht zu erhalten u., im strengsten Sinne konservativ, allen, zumal unberechtigten und revolutionär scheinenden, Bewegungen mit Energie entgegenzutreten. Zuerst benützte O. unter der umsichtigen Leitung des Fürsten Metternich (s. d.) *) die Ruhe des Friedens, um die vielen Wunden zu heilen, welche so unglückliche Kriege dem Lande geschlagen hatten, und die Aufregungen, welche die Freiheitskämpfe in ihrem Gefolge hatten, in die Grenzen ruhiger Erwartungen zurückzudrängen. Um Ersparnisse zu machen, wurde 1817 die Armee bedeutend vermindert, die Staatsschuld consolidirt, um sie allmählig zu tilgen; dabei wurde ohne alles Geräusch so Vieles ausgeführt, was das Staatswohl zu fördern geeignet war, daß nur die nicht vollständige Kunde von demselben O. in den Ruf bringen konnte, als sei es allem Fortschritte entgegen. In diesen Ruf kam es freilich durch die Art und Weise, wie es den in Deutschland erwachten und genährten, allerdings nicht ganz ohne Ausartung gebliebenen, Geist der Freiheit, sobald man in ihm eine tiefgewurzelte politische Richtung mit Planen des Umsturzes zu erkennen glaubte, verfolgte und zu unterdrücken strebte. Die Karlsbader Beschlüsse (1819 bei einer Zusammenkunft in Karlsbad gefaßt), sowie die späteren Bundestagsverhandlungen bezeugen deutlich, für wie gefährlich O. den damals in Deutschland herrschenden Geist hielt und wie es ihm entgegenzutreten suchte. Dasselbe consequente Verfahren gegen alles Antimonarchische zeigte O. auch bei den Vorfällen in Italien. Die Partei der Carbonari, beabsichtigend, Italien zu einem einzigen Staate zu vereinigen, erregte Revolution 1820 in Neapel und 1821 in Piemont. O. setzte es auf dem Congreß zu Troppau 1820 und zu Laibach 1821 durch, daß mit Ernst eingeschritten wurde. Oesterreichische Truppen stellten in Neapel und Piemont die monarchischen Rechte wieder her und blieben, zur Verhütung neuer Unruhen, bis 1827 in Neapel und Sicilien. Daß Frankreich die spanische Revolution unterdrückte; daß die übrigen Mächte anfänglich der griechischen Revolution hemmend entgegentraten, davon war hauptsächlich O. die Ursache, und als endlich Griechenland aus der Abhängigkeit von der Türkei befreit wurde, so geschah dies ohne sonderliche Begünstigung von Seiten des Wiener Cabinets. Nachdem aber einmal Griechenland ein selbstständiger Staat geworden war, war es auch O.s Sorge, in diesem Lande eine monarchische Regierung herstellen zu helfen. Während des Kampfes der Griechen gegen die Türkei war O. gezwungen, zur Beschützung seines Handels eine Flotte im mittelländischen Meere zu halten, wie es überhaupt, als Besitzerin Venedigs und Beherrscherin des adriatischen Meeres, seine Seemacht emporheben mußte. Marokkanische Seeräuber nahmen 1828 österreichische Handelschiffe weg, und als der Kaiser von Marokko die verlangte Genugthuung verweigerte, kam es zu einem kleinen Seekriege, der jedoch bald beigelegt wurde. Auf diese Weise mußte O. bis 1830 Frieden, Ruhe, Mäßigung aufrecht zu erhalten und sich zu kräftigen, so daß es

*) Wir sind nicht gewillt, den Fürsten Metternich bloß beschweigen, weil der Sturm der Zeiten auch ihn, gleich so vielen Männern, vom Schauplatz hinweggeweht, mit Schmähungen zu überhäufen, wie wir dies von Anderen und zum Theile von Solchen, die früher vor ihm gestanden, jetzt thun sehen. Was uns früher richtig u. heilsam schien, ist uns darum jetzt nicht mit Glimmalle verwerflich, weil der Augenblick es anders gestaltet hat. Noch hat Europa, hat namentlich O. seine Rechnung mit dem Geschiehe nicht abgeschlossen. Warten wir zuvor ab, was der erfolgte Umsturz des früher Bestandenen uns Gutes bringt; dann ist es noch immer Zeit, über jenes den Stab zu brechen.

wohl gerüstet dastand und seine deutschen Staaten in tiefer Ruhe sich befanden, als im Juli 1830 in Frankreich eine neue Revolution ausbrach, wodurch der Herrscher vertrieben und ein Bürgerkönig auf den Thron gesetzt wurde; als Belgien sich von Holland losriß, als fast in allen deutschen Bundesstaaten drohende Bewegungen stattfanden. Der in diesem Jahre berufene ungarische Reichstag zu Preßburg, bei welchem des Kaisers Sohn, Ferdinand, zum Könige von Ungarn gekrönt wurde, handelte in voller Uebereinstimmung, in Ruhe und Mäßigung, mit der Regierung. Dagegen mußte O. seine Armee in Italien verstärken und nach Parma, Modena und den Kirchstaat Truppen marschiren lassen, mußte an der Gränze Polens ein Beobachtungsheer aufstellen, wodurch, sowie durch die Absperungen gegen die 1831 eindringende Cholera, große Kosten verursacht wurden. Im Jahre 1835 starb Franz I., betrauert von seinen Unterthanen, die ihn wie einen Vater geliebt hatten; ihm folgte sein ältester Sohn Ferdinand in der Regierung, welche derselbe ganz im Geiste seines Vaters, der ihm den Fürsten Metternich noch in seinem Testamente als seinen treuesten Freund und erprobtesten Diener empfohlen hatte, führte. Bei der Krönung in Mailand erfolgte eine Amnestie der politischen Verbrecher im lombardisch-venetianischen Königreiche; 1838 wurde mit England der frühere Schifffahrtsvertrag erneuert, mit Griechenland 1839 ein Handelsvertrag geschlossen. Die lange bestandene Uebereinstimmung zwischen den sogenannten Großmächten trübte eine Zeit lange die orientalische Frage. O. hatte auch hier den bestehenden, gesetzmäßigen Zustand vertheidigt, und als Frankreich allein Mehemed Ali in seinen Schutz nehmen wollte, bewirkte O. vor Allem die Ausschließung dieses Staates von den Conferenzen der übrigen Mächte. Frankreich, hierdurch beleidigt, rüstete; dasselbe that O., thaten theilweise auch die anderen Mächte. Doch durch das Abtreten des Ministeriums Thiers und durch Guizots versöhnliche konservative Politik wurden die Zwistigkeiten bald wieder ausgeglichen, bis die durch die 1846 ausgebrochene polnische Insurrektion veranlaßte Aufhebung des Krakauer Freistaates, welcher O. einverleibt wurde, neuen Zwiespalt erzeugte. Denn Frankreich und England protestirten gegen diese, von O. in Verbindung mit Preußen und Rußland beschlossene und ausgeführte, Aufhebung der Republik Krakau, als gegen eine Verletzung der Wiener Verträge. Doch blieb es vorderhand bei den Protestationen. Eine blutige Insurrektion, deren Folgen nicht nur noch nicht beseitigt sind, die im Gegentheile durch die Stürme der neuesten Zeit eine neue, üppig wuchernde Keimkraft erhalten hat, mußte O. seitdem in Galizien bekämpfen und die Frage „ob die dem österreichischen Scepter unterworfenen so verschiedenartigen Völkerschaften, in denen sich seit einiger Zeit ein nur allzu klares Bewußtseyn ihrer Nationalität regt, noch lange als ein einziges Ganzes zusammenzuhalten seien“, scheint in unseren Tagen einer für das Herrscherhaus nichts weniger als erfreulichen Lösung entgegengehen zu wollen. Schon sehen wir Italien im offenen Kampfe gegen O.s Oberherrschaft begriffen; schon Venedig faktisch zur Republik erklärt; Böhmen der deutschen Einheit sich zu entziehen lüstern; Ungarn nur noch durch das lockerste Band an das Kaiserhaus geknüpft — dieß Alles mehr oder weniger schon vor dem gewaltigen Umsturze der monarchischen Regierung in Frankreich im Werke — da tönten abermals im Februar dieses Jahres die Geschütze der Revolution in den Straßen von Paris und ihr Nachhall durch alle Lande. Heftiger, als irgend ein europäischer Staat, wurde das alte O. dießmal von dem Rufe der Revolution ergriffen: in seiner Hauptstadt wurde heftiger gekämpft, als selbst in der französischen: das alte Gebäude stürzte in Trümmer, auf denen nun der Bau einer neuen Freiheit errichtet werden soll. Der Mann, der seit fast 40 Jahren diese bunten Massen zusammengehalten, der Monarchie im Innern und nach Außen den Frieden gesichert hatte, mußte „auf Verlangen des Volkes“ am Ende seiner Tage landesflüchtig werden; ein neues System trat an die Stelle des vorigen. O. ist eine constitutionelle Monarchie nach dem modernesten Zuschnitte geworden, mit allen Freuden und Leiden einer solchen; wie seit 1830 in Frankreich, sehen wir jetzt in

O. das seither ungewohnte Schauspiel monatlicher u. wöchentlicher Ministerwechsel; wir sehen Petitionsstürme, hören Kagenmusiken: Kühnheit von Unten, Schüchternheit und Aengstlichkeit von Oben; wir sehen vernichtete Abelsrechte — nicht solche allein, deren Aufrechthaltung unserer Zeit nicht mehr anpaßt, sondern auch solche, die nur mit Preisgebung des bisher heiligen Begriffes von Mein und Dein angefochten werden konnten — sehen den Einfluß der Kirche preisgegeben, ihre Häupter verhöhnt, klösterliche Institute aufgehoben und die Ordensleute verjagt, Handel und Wandel gelähmt, den öffentlichen u. Privatkredit untergraben. Alles wie in Frankreich und anderwärts. Aber wir sehen auch, was Frankreich und andere Staaten uns nicht zeigen: abgefallene und schwierige Provinzen; Uneinigkeit an allen Ecken und Enden; statt des so nothwendigen engeren Anschließens aneinander, Reime der Auflösung und Geltendmachung von Sonderinteressen, mit sträflicher Hintanzetzung der allgemeinen und höheren. Noch ist das Bild freilich erst in leichten Conturen entworfen; noch wartet es des Künstlers, der es ausführen und in einen entsprechenden Rahmen fassen soll. Wie es aussehen wird, wenn es vollendet ist, läßt sich jetzt unmöglich schon vorher sagen. Aber das Rad der Zeit rollt dermalen schnell vorwärts; vielleicht steht es schon in seiner Vollendung da, noch ehe diese Zeilen in aller Leser Händen seyn werden. Möge es uns als ein Lichtbild, nicht als Schattenstück entgegentreten. — *L i t e r a t u r.* Piechtenstern, Handbuch der neuesten Geographie des österreichischen Kaiserstaates, Wien 1817 u. 1818, 3 Bde.; Blumenbach, Neues Gemälde der österreichischen Monarchie, Wien 1830—33, 3 Bde.; A. Schmidl, Das Kaiserthum O., Stuttgart seit 1837, bis jetzt ein Band in mehreren Abtheilungen; Sommer, Das Kaiserthum O., geographisch-statistisch dargestellt, Prag 1839; Springer, Statistik des österreichischen Kaiserstaates, Wien 1840, 2 Bde.; Schubert, Handbuch der allgemeinen Staatenkunde des Kaiserthums O., Königsberg 1842, 1 Bd., enthält auch ein kritisches Verzeichniß der Quellschriften und Hilfsmittel; Turnbull, Austria, in der Uebersetzung von E. A. Moriarty, Leipzig 1840, unter dem Titel: O.s sociale und politische Zustände; Rohrer, Versuch über die deutschen Bewohner des österreichischen Kaiserstaates, Wien 1803, 2 Bde.; Desselben, Versuch über die slavischen Bewohner u. c., Wien 1803; Sartori, Historisch-ethnographische Uebersicht u. c. des österreichischen Kaiserthums; Oesterreichische Nationalencyklopädie, 6 Bde., Wien 1838 u. ff.; Birken, Spiegel der Ehren des Erzhauses O., Nürnberg 1668; Weingarten, Monarchie des Erzhauses O., Prag 1673; Fuhrmann, Altes und neues O., Wien 1734—37, 4 Bde.; Herrgott, Genealogia diplomatica augustae gentis Habsburgicae, Wien 1737, 3 Bde.; Schröter, d. e. Geschichte, daselbst 1779, 3 Bde.; Dischendorfer, Kritische Geschichte von O., daselbst, 1783; A. Janitsch, Geschichte der Entstehung und des Wachsthums der deutsch-österreichischen Monarchie, daselbst 1805—1807, 9 Bde.; Genersich, Geschichte der ö. Monarchie, von den ältesten Zeiten O.s bis zum Frieden von Paris, daselbst 1815—1817, 8 Bde.; Bölig, Gesch. des ö. Kaiserstaates, Leipzig 1817—18, 2 Bde.; Mailath, Gesch. des ö. Kaiserstaates, Hamburg 1834—45, 3 Bde.; Schels, Militärisch-politische Geschichte der Länder des ö. Kaiserstaates, Wien 1819—1827, 9 Bde.; Sporschl, Gesch. der ö. Monarchie, 8 Bde., neue Ausg., Leipzig 1847—48.

Oesterreich, das **Erzherzogthum**, bildet einen Haupttheil des österreichischen Kaiserstaates, wird begränzt von den österreichischen Provinzen Böhmen, Mähren, Ungarn, Steiermark, Illyrien u. Tyrol, dann im Westen von Bayern, und begreift einen Flächengehalt von 710 □ Meilen. Das Land gehört fast ganz dem Stromgebiete der Donau an. In die Donau münden: der Inn mit der Salza, die Alschach, Traun, Enns, Bielach, Traisen, Wien, Fischa und Leitha auf der rechten; die Gusen, Krems und March auf der linken Seite. Der Elbe strömt die Lainsitz zu. Im Süden des Landes liegen die schönen Spiegel des Zeller- Waller- Hallstädter- Aller- Traun- und anderer Seen und die zum Theil berühmten Mineralquellen von Gastein, St. Wolfgang, Ischl, Hall, Baden, Medling, Pirawart, Meidling und Böslau. — O. ist größtentheils Gebirgs- und

Bergland. Im Süden der Donau liegen die Salzburger-Alpen und Theile der hohen Thauern-Kette mit ihren bis an die Donau tretenden Ausläufern. Das Erzherzogthum, womit Salzburg verbunden ist, zerfällt in die Provinzen Ober-D. (mit 5 Kreisen: Mühlkreis, Traunkreis, Hausruckkreis, Innkreis, Salzburg) und Nieder-D. (mit 4 Kreisen: Viertel Unter-Wiener-Wald, Viertel Ober-Wiener-Wald, Viertel Unter-Mannhartsberg, Viertel Ober-Mannhartsberg) und zählt 2,268,000 Einwohner. Acker- und Weinbau sind, nebst trefflicher Viehzucht, die Hauptnahrungsquellen derselben. Hauptstze der sehr bedeutenden Industrie sind: Wien u. Umgegend, dann Linz u. Salzburg; in u. um e teier sind besonders zahlreiche Eisen- und Stahlwaaren-, Sensen- und Sichselfabrikten. Der Handel wird durch die Donau und durch Eisenbahnen sehr gefördert. Der Wiener- oder Neustädter-Kanal (von 1797 — 1803 erbaut) ist der einzige im Erzherzogthum. In kirchlicher Beziehung zerfällt das Erzherzogthum in 2 Erzbisthümer: Wien mit den beiden Suffragan-Bisthümern Linz u. St. Pölten, u. Salzburg, dessen Suffragane sämmtliche außerhalb des Erzherzogthums liegen. (Hinsichtlich alles Uebrigen verweisen wir auf den Artikel Österreich, Kaiserstaat).

Österreichischer Successions- oder Erbfolgekrieg 1741—1748. Kaiser Karl VI., der letzte männliche Habsburger, verfaßte, um seiner ältesten Tochter Maria Theresia die Erbfolge zu sichern, eine Successions-Ordnung, nach welcher beim Erlöschen des Habsburgischen Mannesstammes die weiblichen Descendenten des Erzhauses auf dem Throne zu folgen hatten (pragmatische Sanction). Durch große Opfer hatte Karl alle Großmächte und die meisten deutschen Reichsfürsten vermocht, die pragmatische Sanction zu garantiren; aber, als der Kaiser starb, griffen die meisten Mächte, uneingedenk des gegebenen Wortes, zu den Waffen, denn Österreich war durch zwei unglückliche Kriege geschwächt und die Herrscherin war ein junges Weib; die Theilung, die Auflösung der Monarchie schien keine schwere Aufgabe. Der junge König von Preußen, Friedrich II., war der Erste, der zu den Waffen griff. Längst veraltete Ansprüche auf die schlesischen Herzogthümer Liegnitz, Wohlau, Brieg und Jägerndorf gaben den Vorwand zum Einfalle in Schlessen. Bevor er einrückte, bot er Maria Theresia ein Bündniß an; er versprach Beistand gegen ihre Feinde, zwei Millionen Thaler Vorschuß und bei der nächsten Kaiserwahl seine Stimme dem Gemahl Maria Theresia's, dem Herzoge Franz Lothringen. Dafür forderte er ganz Schlessen. Als die Kaiserin diesen Antrag verwarf, fiel Friedrich im Dezember 1740 mit 30,000 Mann ohne Kriegserklärung nach Schlessen ein. Die Österreicher wurden bei Molwitz geschlagen (10. April 1741) und Schlessen besand sich alsbald in der Gewalt des Königs. Zugleich erhoben sich andere Feinde gegen Maria Theresia. Der Kurfürst von Bayern, Karl Albrecht, welcher die pragmatische Sanction Karls VI. niemals anerkannt hatte, forderte die ganze österreichische Monarchie; er stützte sich hiebei auf seine Abkunft von der Erzherzogin Anna, Tochter Ferdinand des Ersten; eben so forderte Spanien die ganze österreichische Monarchie vermöge eines alten Erbvertrages; endlich trat der Kurfürst von Sachsen, auf, der ebenfalls die ganze österreichische Monarchie als Erbe ansprach; er gründete seine Ansprüche auf das Erbrecht seiner Gemahlin, der Tochter Kaisers Joseph des Ersten, u. somit gab es drei Prätendenten auf die ganze Monarchie. Frankreich vereinigte dieselben zu einem gemeinschaftlichen Angriff, u. am 18. Mai 1741 wurde zu Rymphenburg die Theilung der österreichischen Monarchie unter die drei Prätendenten beschloffen. Für Maria Theresia u. ihr gutes Recht standen nur die Seemächte England und Holland; aber die Hülfe war fern, und die Gefahr nahe. In Italien kämpften die Spanier und Österreicher ohne Entscheidung; größer war die Gefahr von Bayern her. Karl Albrecht, durch die Franzosen unter Belleisle verstärkt, eroberte Oberösterreich, ließ sich huldigen, schwenkte dann gegen Böhmen, eroberte Prag, wo er sich am 19. Dezember 1741 krönen ließ. Umbrängt von so viel Gefahren, erschien Maria Theresia auf dem ungarischen Landtage September 1741 u. forderte die Ungarn zur Hülfe auf. Ihre

Schönheit, ihre kurze aber ergreifende Anrede erschütterte den Reichstag dergestalt, daß noch denselben Vormittag die Insurrektion decretirt war; Ungarn stand in Waffen auf; die Engländer gaben Geld, und so konnte Maria Theresia im Kurzen ihren Feinden zwei Heere entgegenstellen. Der gefährlichste Feind war Friedrich der Zweite; er hatte den Schwager der Kaiserin, Karl von Lothringen, bei Glatz am 17. Mai 1742 geschlagen; da faßte die Kaiserin einen raschen Entschluß, schloß mit Friedrich Frieden zu Breslau, 11. Jänner 1742, und überließ ihm Schlessien, wofür sich der König von den Feinden der Kaiserin trennte; auch mit Sachsen schloß Maria Theresia Frieden. So, von zwei Feinden befreit, konnte sie den übrigen leichter widerstehen; ein Heer unter Khevenhüller drang nach Bayern ein und eroberte München gerade damals, als der Kurfürst zu Frankfurt zum Kaiser gewählt wurde; das andere Heer eroberte Böhmen wieder; der französische Marschall Belleisle hatte sich mit den Seinen aus dem hart bedrängten Prag mit seltener Entschlossenheit und Kühnheit gerettet. Indessen hatten die Engländer eine Armee in Deutschland aufgestellt und den Marschall Noailles am 27. Juni 1743 bei Dettingen geschlagen und über den Rhein zurückgeworfen; durch englische Vermittlung trat auch Sardinien auf Maria Theresias Seite und auch der Kurfürst von Sachsen schloß sich ihr an. Diese günstige Wendung der österreichischen Angelegenheiten erweckte in dem Könige von Preußen Besorgnisse wegen Schlessien; er schloß daher ein Bündniß mit Frankreich, Bayern, Kurpfalz und Schweden zu Frankfurt am 22. Mai 1744. Es hieß: „zur Aufrechthaltung des deutschen Reichs und dessen Oberhauptes.“ Friedrich überfiel plötzlich das vertheidigungslose Böhmen und eroberte es bis Prag; er wurde zwar noch daselbe Jahr durch den Generalen Traun wieder aus Böhmen herausgedrängt, aber diese hatte nur durch die Verminderung der österreichischen Streikräfte gegen Frankreich geschehen können, und so war Kaiser Karl der Siebente wieder in den Besitz von München gelangt, wo er bald darauf, am 20. Jänner 1745, starb. Sein Sohn Maximilian Joseph schloß am 22. April 1745 zu Jüssen mit Maria Theresia Frieden, worauf ihr Gemahl unter dem Namen Franz der Erste am 13. September zum Kaiser gewählt wurde. Aber der gefährlichste Feind, Friedrich II., stand noch auf dem Kampfplatze; er schlug die Oesterreicher am 4. Juni bei Hohenfriedberg, die Sachsen bei Hemersdorf am 23. November und bei Kesselsdorf am 15. Dezember in entscheidender Schlacht; zehn Tage darauf wurde mit ihm zu Dresden Friede geschlossen, durch welchen Schlessien in Preußens Besitze blieb. Von den vielen Feinden Maria Theresias blieben also nur noch Spanien und Frankreich auf dem Kampfplatze; daß sich die Republik Genua diesen beiden Mächten angeschlossen, änderte in der Waagschale des Krieges sehr wenig. Während ein großer Theil der österreichischen Heere gegen Preußen beschäftigt war, hatten die Franzosen Parma, Piacenza und Mailand erobert. Wie aber österreichische Verstärkungen nach dem Dresdener Frieden in Italien erschienen, änderte sich das Kriegsglück, um so mehr als, Philipp V., König von Spanien, starb u. sein Nachfolger die spanischen Truppen nach und nach aus Italien zog. Die Oesterreicher eroberten Genua und fielen in das südliche Frankreich ein; zwar konnten sie sich in Frankreich nicht behaupten und Genua befreite sich durch einen Aufstand, aber die Franzosen vermochten nicht mehr nach Italien einzudringen, und zur See waren sie auch im Nachtheile gegen die Engländer, die sich auch mehrerer französischen Colonien in Nordamerika bemächtigten. Glücklicher kämpften die Franzosen in den Niederlanden unter ihrem großen Feldherrn, dem Marschall von Sachsen; er schlug bei Fontenay den Herzog von Cumberland am 11. März 1745. Durch diesen Sieg gelangten die Franzosen in den Besitz der österreichischen Niederlande, nur in Luxemburg und Limburg behaupteten sich noch die Oesterreicher; der Prinz von Lothringen wurde von dem Marschall bei Rocour am 11. Oktober 1746 geschlagen und in Folge dieses Sieges besetzte ersterer das holländische Flandern; nach einem dritten Siege, den der Marschall bei Vesseld erfocht, erfolgte die Eroberung von Maastricht und Bergopzoom. Oesterreich wurde durch

diese Niederlagen, Frankreich durch ungeheure Geldnoth zum Frieden gestimmt. Von nicht geringem Einfluß war hiebei, daß die russische Kaiserin Elisabeth sich mit Maria Theresia verbündet und 37,000 Mann zu ihrer Hülfe abgesandt hatte, die bereits in Deutschland standen. Der Friede wurde am 18. Oktober 1748 unterzeichnet (s. D. Geschichte). Mailäth.

Deta, eine, von den Thermopylen (s. d.) und dem maliakischen Meerbusen in westlicher Richtung nach dem Pindus, und von da in südwestlicher nach der Bai von Ambrakia sich erstreckende Gebirgskette in Thessalien, mit der gleichnamigen Stadt auf derselben. Die höchste Spitze ist der 800 Fuß hohe Kallidromos. Auf dem D. endete Herkules, von seinem Sohne Hyllus unterstützt, durch freiwilligen Feuertod seine Leiden und erhielt davon den Beinamen Detaus.

Dettingen, eine seit 1806 mediatisirte und als Standesherrschaft der Krone Bayern unterworfenen Reichsgrafschaft, zählt auf 16 □ Meilen 64,000 Einwohner, zerfällt jetzt in D. Wallerstein u. D. Spielberg. D. D. oder D. Spielberg Mediatgericht im bayer. Kreise Schwaben u. Neuburg, umfaßt 4½ □ Meile mit 14,500 Seelen, Hauptstadt ist D. an der Wörnitz, mitten im Riesgau, mit 3525 Einwohnern, Residenz des Fürsten D. Spielberg, Sitz eines königlich bayerischen Rentamts, eines protestantischen und katholischen Pfarramts, einer Postexpedition; der Ort hatte schon im Jahre 916 ein Hochgericht; es ist hier ein altes und ein neues Schloß, eine Lateinschule und ein Waisenhaus. — D. Wallerstein, Standesherrschaft im nämlichen Kreise Bayern's und im württembergischen Jartkreise, hat ein Areal von 11¼ □ Meilen mit 47,000 Einwohnern. Es zerfällt in die Herrschaften Bissingen mit dem Marktsteden gleichen Namens und einem Schloße, Harburg mit dem Marktsteden Harburg an der Wörnitz, wo eine Synagoge, ein königliches Dekanat und ein hohes Berg-Schloß, Wallerstein mit dem gleichnamigen Markte, in welchem ein Magistrat, Pfarramt, Schloß nebst einer Bibliothek von 100,000 Bänden, und eine von Fürst Ludwig von D. Wallerstein errichtete Gemälde- und Antiquitätenammlung, und Neresheim (s. d.). Das Geschlecht der Herren von D. ist uralt, und erscheint schon im 13. Jahrhunderte im erblichen Besitze der Grafschaft D. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts erwarb es durch Heirath auch einen Theil von Unterelsaß und das Münzrecht (1398); allein diese Besitzungen wurden bald wieder an den Kaiser abgetreten. Der Graf Ludwig XVI., dessen Vater der Reformation huldigte, ward Gründer der öttingischen Linie; diese wurde 1674 zur reichsfürstlichen Würde erhoben, erlosch aber schon 1731. Graf Friedrich der Katholische stiftete die Wallersteinische, welche noch in zwei Linien blüht, Graf Ernst aber die Balbern'sche oder Kagensteinische, welche 1798 erlosch. Gegenwärtig blühen noch die beiden Linien D. Spielberg, gestiftet von Wilhelm dem Jüngern, dessen Sohn 1734 in den Fürstenstand erhoben wurde; jetziges Haupt derselben ist, Karl Kraft Ernst Notger, welcher die Standesherrschaft am 12. September 1843 durch Cession seines Vaters Johann Anton Alois übernahm, und D. Wallerstein, gestiftet von Wolfgang Wilhelm's II. Sohn. Diese Linie erhielt im Jahr 1774 die Reichsfürstenwürde, bekam durch Erbschaft die Güter der erloschenen Linie Kagenstein und wurde 1808 mit dem Obersthofmeisteramt des Königreichs Bayern belehnt. Jetziges Haupt ist Karl Kraft Ernst Notger Friedrich, dessen Vater Kraft Heinrich Friedrich sein älterer Bruder Ludwig Kraft Ernst, Fürst von D. Wallerstein 1823 die Herrschaft erbte hatte. mD.

Dettingen-Wallerstein, Ludwig Kraft Ernst, Fürst von, königlich bayerischer Kron-Oberst-Hofmeister und Reichsrath, geboren 31. Januar 1791 auf seinem väterlichen Stammschloße, folgte seinem Vater, Kraft Ernst 6. Oktober 1802 unter Vormundschaft seiner Mutter, einer Tochter des Herzogs Ludwig von Württemberg, in der Regierung. Unter der Leitung tüchtiger Lehrer entwickelte sich in dem jungen Fürsten jene ächt deutsche, vom Vater ererbte Bieberkeit des Charakters, die jener bereits durch eine freiere Entwicklung der Regierungsformen in seinem kleinen Lande bethätigt hatte. 1806 begab sich Ludwig mit seiner

Mutter nach Paris, wo er dem Kaiser Napoleon vorgestellt wurde. Seine Weigerung, in französische Dienste zu treten, zog ihm den Unwillen des Kaisers zu und hatte die Mediatifirung seines Fürstenthums u. die Einverleibung desselben mit der Krone Bayerns zur Folge. Von 1807—1810 studirte er in Landshut, besonders unter Savigny, wurde 1809 k. bayerischer Kronobersthofmeister u. Reichsrath und suchte in dieser Zeit vorzüglich eine allgemeine Bürgerbewaffnung in's Leben zu rufen, welche indeß durch Montgelas (s. d.) hintertrieben wurde. Ein geheimer Auftrag führte ihn 1812 auf kurze Zeit wieder nach Paris; nach seiner Rückkehr übernahm er die Verwaltung seiner Besitzungen und begann jene Sammlung von Rüstungen und Waffen, Glasgemälden, Münzen und Schnitzwerken, besonders aber von Gemälden, die König Ludwig 1828 größtentheils für seine Galerie acquirirte. Mit Begeisterung und nicht unbedeutenden eigenen Opfern leitete er 1813 die allgemeine Landesbewaffnung in Schwaben, Südfranken und einem Theile Albayerns, und in weniger als 6 Monaten hatte er 1800 freiwillige Husaren, fast 8000 freiwillige Jäger, 6 freiwillige Batterien, 10,000 Regionsreservisten und eine noch bedeutendere Landwehr, wohl organisiert, in's Feld gestellt. Aber diese ungeheueren Anstrengungen fanden weder bei König Maximilian, noch bei Brede, welcher die Bürgerbewaffnung als Eingriff in die Rechte des Militäristandes betrachtete, Anerkennung und zogen ihm sogar den Haß des allmächtigen Montgelas zu. Seine politische Wirksamkeit begann D. W. als erster ständischer Commissär auf dem württembergischen Landtage von 1815, wo er viel zur Einleitung des dortigen Verfassungswerkes beitrug. Nicht minder thätig war er bei dem Entwurfe des bayerischen Staatsgrundgesetzes und trat auf dem ersten Landtage von 1819 in der Kammer der Reichsräthe den übertriebenen Anforderungen eines Theiles der zweiten Kammer entgegen, welche die kaum in's Leben getretene Verfassung gefährdeten. Auf dem Landtage von 1822 rügte er energisch die Mängel der Bureaucratie und rieth zu einer freieren Entwicklung der Verwaltungsformen, wodurch er sich den Haß der damals herrschenden Partei in nicht geringem Maasse zuzog. Durch seine im Jahre 1823 geschlossene Ehe mit Maria Crescentia Bourgin, einem Mädchen bürgerlichen Standes, mußte er in Folge der Gesetze seines Hauses auf die Standesherrschaft verzichten und dieselbe seinem jüngern Bruder Friedrich abtreten. Auch die Kronobersthofmeisterwürde verlor er in Folge dieser Verbindung; dieselbe wurde ihm indessen 1825 von König Ludwig bei dessen Regierungsantritte, nebst der damit verbundenen Reichsrathswürde, wieder zurückgegeben. Nachdem D. W. auf dem Landtage von 1828 zur Durchführung der meisten Gesetzentwürfe mitgewirkt, trat er als Regierungspräsident in Augsburg an die Spitze der Verwaltung des vormaligen Oberdonaukreises, in welcher Stellung er manches Gute wirkte und sich die Herzen Vieler durch seine Humanität gewann, die man noch jetzt vielfach rühmen hört und woran das Andenken durch die schneidenden Gegensätze, die sich gegenwärtig auf diesem Posten fund geben, fortwährend aufgefrischt wird. Als gewandter Diplomat nahm er auf dem Landtage von 1831 eine vermittelnde Stellung zwischen den damals sich schon schroff gegenüber stehenden Parteien ein und bahnte sich dadurch den Weg in das Ministerium. Nachdem er sodann in diesem Jahre wirklich das Portefeuille des Innern übernommen, legte er beim Antritte seines Amtes ein umfassendes politisches Glaubensbekenntniß ab, wußte sich aber weder bei der conservativen und kirchlichen, noch weniger bei der liberalen Partei das gehörige Vertrauen zu erwerben und wurde der Gegenstand vielfacher, oft durchaus ungegründeter, Beschuldigungen. Die Ungunst der Umstände, welchen damals in ganz Deutschland eine politische Reaction folgte, nöthigte auch ihn unwillkürlich zu mancherlei unpopulären Maaßregeln; vorzüglich waren es die Demagogen-Untersuchungen, die Errichtung einer geheimen Polizei und Anderes, was man ihm zur Last legte. In Folge des Zwiespaltes, in den er auf dem Landtage von 1837 mit dem Finanzminister wegen der Verwendung der Ersparnisse gerieth, erhielt er seine Entlassung aus dem Ministerium; zugleich verzichtete er auch auf seine Stelle

als Staatsrath, General-Commissär und Regierungspräsident, gab seine sämtlichen Orden zurück und behielt nur sein Kronobersthofmeisteramt und seinen Sitz im Reichsrathe. Sein Nachfolger im Ministerium des Innern wurde Abel (s. d.), an dem das damals neu erwachte kirchliche Leben, auf das D. W. in seiner Verwaltung nur secundäre Rücksicht genommen hatte, eine neue kräftige Stütze erhielt. Auf dem Landtage von 1840 nahm D. W. von Neuem das Dispositions-Recht der Stände über die Ersparnisse in Anspruch, was Austritte zwischen ihm und Abel herbeiführte, deren Ende ein Duell zwischen Beiden war, das aber kein Ergebnis lieferte. 1843 wurde er mit wichtigen Sendungen nach Paris und London in den griechischen Angelegenheiten beauftragt; dagegen nahm er wieder an dem Landtage von 1845 und 1846 Antheil, wo er sich, nebst dem Fürsten Brede (s. d.), als den heftigsten Gegner des Ministeriums Abel zeigte. Als dieses in Folge des bekannten Memorandums vom 11. Februar 1847 in corpore abtrat, trat D. W. als Minister des Auswärtigen an die Spitze des neugebildeten provisorischen Ministeriums, nachdem er zuvor auf kurze Zeit den Gesandtschaftsposten in Paris bekleidet hatte. Die Zeit, welche ihm auf diesem Posten zu wirken vergönnt war, war zu kurz und alle Verhältnisse zu schwankend, als daß bemerkenswerthe Resultate seines Wirkens hätten zu Tage kommen können. Als einer der hauptsächlichsten Beförderer des Sturzes der berücktigten Gräfin Landsfeld erworb er sich eine entschiedene Popularität, die indessen durch sein Benehmen bei den Ereignissen — welche dem großen Umschwunge der Dinge in Bayern im März 1848 unmittelbar vorangingen, diesen zum Theil begleiteten und mit der Thron-Entsagung des Königs Ludwig endeten — bedeutend modificirt wurde. Gegen die ihm in dieser Beziehung gemachten, zum Theil höchst bitteren Vorwürfe hat sich übrigens der Fürst kurz nach seinem Austritte aus dem Ministerium, der in den letzten Regierungstagen Königs Ludwig erfolgte, in einer eigenen Broschüre und auf würdige Weise vertheidigt. — Als Freund und Beförderer von Wissenschaft und Kunst legte er stets eine rühmliche Thätigkeit an den Tag. Seiner reichen Sammlungen ist schon oben gedacht worden; den Wiedererfinder der Glasmalerei, Frank aus Nürnberg, ließ er nach Wallerstein kommen u. gewährte ihm freigebig Unterstützung. Auch schrieb er selbst in den Jahren 1815—1819 eine Reihe von Aufsätzen über Literatur und Kunst der deutschen Vorzeit, deren erster, von den Idealen der christlichen Kunst handelnder, Theil in der „Zeitschrift für Bayern“ erschienen ist.

Dettl, P. Ulrich von, geboren 1731, gestorben 1795, Benedictiner, Professor der Jurisprudenz an der Akademie, zuletzt Studien-Director zu Kremsmünster. Er schrieb: *Historia Juris civil.*, Steier 1769 und *Institutiones Jur. civil.*, Steier 1770 u. 1771. — Vergl. das gelehrte Oesterreich I. 372.

Dfalia, Don Narciso de Heredia, Graf von, Abkömmling eines alt-adeligen, ursprünglich aus Irland stammenden, Geschlechtes in Almeria, geboren daselbst 1777, studirte in Granada, wo er Doctor u. Professor der Rechte wurde. 1798 sandte ihn Karl IV. nach Lissabon, um in den dortigen Archiven Nachforschungen anzustellen, und 1800 als Gesandtschaftssekretär nach den vereinigten Staaten. 1803 kehrte er zurück und heirathete seine frühere Geliebte, die Tochter des Generals Cervino, die man während seiner Abwesenheit gezwungen hatte, in's Kloster zu gehen. Dieser Eingriff in die Rechte der Kirche zog ihm vielfache Feinde zu. 1804 ward er Bureauchef im Ministerium des Auswärtigen. Er blieb in dieser Stellung, bis durch die französische Invasion 1808 Joseph Bonaparte König ward, während dessen Regierung D. sich nach Almeria zurückzog. Nach der Rückkehr Ferdinands VII. suchte er sein voriges Amt wieder zu erlangen, ward aber nur in einzelnen Missionen verwendet, z. B. in den Territorialverhandlungen mit den Vereinigten Staaten. Während der Zeit der Constitution zog er sich ganz von den öffentlichen Geschäften zurück und gelangte durch eine zweite Heirath mit der Schwester des Marquis de la Torreçilla in den Besitz eines bedeutenden Vermögens. Als Ferdinand 1823 die Constitution von Neuem beseitigt hatte,

ernannte er D. zum Justizminister u. 1824 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Weil er aber ein gemäßigtes System befolgen und unter anderen den König zu einer allgemeinen Amnestie bewegen wollte, machte er sich des Liberalismus verdächtig; er wurde entlassen und nach Almeria verwiesen. Um ihn ganz zu beseitigen, schickte man ihn 1827 als außerordentlichen Gesandten nach London, mit dem Nebenauftrage, bei seiner Durchreise durch Paris die Abberufung des Occupationsheeres zu bewirken, die er auch durchsetzte. Im folgenden Jahre ward er Gesandter in Paris, in welcher Stellung er sich der ausgewanderten Spanier mit Erfolg annahm. Nachdem er auch während der Julirevolution sein Vaterland vertreten, ging er 1832 zurück, um unter Jea Bermudez das Portefeuille des Innern zu übernehmen. Auf diesem gefährlichen Posten behauptete er sich bis zum Tode Ferdinands, der ihn zu seinem Testamentsvollstrecker, so wie zum Mitgliede und Sekretär des Regenthschaftsrathes ernannte. Von da an lebte D. zurückgezogen bis 1837. In diesem Jahre wurde er Präsident des Ministerrathes und Minister der auswärtigen Angelegenheiten; doch schon 1838 trat er wieder ab, da die ultraliberale Opposition, der einflußreiche englische Gesandte und Espartero gegen ihn waren. Seitdem übernahm er kein öffentliches Amt mehr, ward aber fast von allen Ministerien in schwierigen Fällen zu Rathe gezogen, bis er 1843 starb. —

D'Farrill, Don Gonzalo, spanischer General und Staatsmann, stammte aus einer in Havannah, wo er 1753 geboren wurde, ansässigen irischen Familie, erhielt seine Bildung zu Covèze in Frankreich, trat 1766 in spanische Kriegsdienste und nahm an den Belagerungen von Mahon und Gibraltar rühmlichen Antheil. 1780 sandte ihn die Regierung zur Vollenbung seiner kriegswissenschaftlichen Studien nach Paris und Berlin und übertrug ihm nach seiner Rückkehr die Leitung der Militärakademie von Puerto de Santa Maria bei Cadix. 1793 und 1794 focht er gegen die Franzosen in den westlichen Pyrenäen und drang in dem Feldzuge von 1795 bis Perpignan vor. Nach dem Baseler Frieden übertrug ihm Karl IV. die Gränzberichtigung in den Pyrenäen und ernannte ihn 1798 zum Generalinspektor der Infanterie. Später war er Gesandter in Berlin, kommandirte die spanischen Truppen in Toskana und wurde 1808 Generaldirector der Artillerie und Kriegsminister. Als Ferdinand sich nach Bayonne begab, ließ er ihn als Mitglied der Regierungsjunta zurück. Hier vertheidigte D. die Rechte seines Souverains aufs Kräftigste gegen Murats Anmassung, that dem Aufstande in Madrid am 2. Mai Einhalt, und obschon ihm Joseph Bonaparte das Kriegsministerium übertrug, ließ er sich doch nicht abhalten, im August 1808 mit Narzharredo und Cabarras jene kühne Denkschrift abzufassen, welche die Spanier vor den nachtheiligen Folgen ihrer Verbindung mit Frankreich sicher stellen sollte. Nichtsdestoweniger wurde er nach Ferdinands Rückkehr, obschon er sich wegen seines Verhaltens schriftlich vor dem Könige gerechtfertigt hatte, als Hochverräther zum Tode verurtheilt; seine Güter in Spanien wurden confiscirt, ihm selbst aber gelang es, nach Paris zu entfliehen, wo er 1831 starb. Wichtig für die spanische Revolution ist das von ihm und seinem Freunde Azanza herausgegebene: „Mémoire de D. Miguel Azanza et de D. Gonzalo O'F., et exposé des faits qui justifient leur conduite politique depuis mars 1808 jusqu'en avril 1814.“

Ofen ist ein von Wänden eingeschlossener Raum, worin ein Feuer brennt. Solder D. hat man zu verschiedenen Zwecken, wovon viele Artikel unseres Werks die Belege liefern. Jeder D. muß wenigstens eine Oeffnung zum Einlegen der Brennmaterialien, eine Oeffnung zum Einlassen der Luft, und noch eine Oeffnung oder einen Kanal zum Abzuge des Rauchs und der unbrauchbar gewordenen Luft haben. — Daß ohne Luft (atmosphärische Luft oder Luft, welche die nöthige Menge Sauerstoff enthält) kein Feuer brennen kann, weiß Jeder. Bei den sogenannten Reverberir-, Wind- oder Flammen-D. kommt die Luft durch den freien Zug, oder gleichsam von selbst herbei; bei den Gebläse-D. aber durch Blasebälge oder Blasmafchinen. — Die bekanntesten D. sind: die Stuben-D.,

wovon die eisernen auf Eisenhütten, die thönernen oder fayencenen in Töpfereien oder Fayencefabriken verfertigt werden. Die eisernen kann man leichter heiß machen, als die thönernen oder irbenen; sie verlieren aber auch ihre Hitze leichter, als diese. Manche Stuben=D. nehmen die zur Unterhaltung des Feuers nöthige Luft aus dem Zimmer; andere aber, die außerhalb des Zimmers geheizt werden, von außen her. Spar=D. sind diejenigen D., welche so angelegt sind, daß sie die Wärme des Brennmaterials nicht unbenützt irgendwo hinstreichen, oder auch nur einen Theil derselben, wenn es auf irgend eine Art möglich ist, nicht verloren gehen lassen, sondern beisammen halten oder dahin bringen lassen, wo ihre Wirkung verlangt wird. Sind die D. so eingerichtet, daß sie den Rauch mit verzehren, statt ihn in den Schornstein steigen zu lassen, so ist dieß noch ein besonderer großer Vortheil. Der Form nach sind die meisten Stuben=D. entweder viereckig, parallelepipedisch oder pyramidenförmig, oder cylindrisch (Kanonenförmig). Die in Fabrikanstalten zum Trocknen, Glühendmachen, Brennen, Schmelzen 2c. 2c. dienenden D. sind zum Theile auch Flammen=D., aus Thon und Stein erbaut, zum Theile Gebläse=D. Beide Arten findet man auf den verschiedenen Hüttenwerken.

Ofen, — Buda, slav. Budin — Hauptstadt Ungarn's, Sitz des Palatinus, der königlich ungarischen Staatshalterei, der Hofkammer, des Generalkommandos für Ungarn, der Landesbau=Oberdirektion, des Tavernikalfstuhles, eines Dreißigst= u. Oberpostamtes, einer Studiencommission u. s. w. liegt am rechten Ufer der Donau, u. wird durch diesen Strom von seiner Nachbarstadt Pesth getrennt. Der Haupttheil D.s, seine Akropolis, ist die in den Türkenkriegen berühmt gewordene Festung oder Oberstadt, auf einer isolirten Felsmasse thronend, deren Fuß von der Unterstadt in einem länglich verzogenen Oval umgeben wird. Ganz D. umfaßt ein Areal von 1,644,000 □ Kl., auf welchem eine Bevölkerung von 32,000 Einwohnern lebt. Die Stadt zählt 13 Kirchen, alle, die griechische Kirche in der Raizenstadt ausgenommen, dem römisch=katholischen Kultus geweiht. Mit Ausnahme der jetzt nicht mehr armirten Festung ist sie offen, u. sechs durch Barrieren gesperrte Linieneingänge führen in's Innere. Die Festung oder Oberstadt ist von hohen Mauern umgeben, u. fast noch ganz so erhalten, wie sie in der Zeit dastand, als der Prinz von Lothringen sie den Türken entriß; sie zeigt ein im Verhältnisse zum Treiben der Unterstadt wenig reges Leben, da hier die Beamten ihren ruhigen Wohnplatz aufgeschlagen haben, u. überrascht durch die Reinlichkeit u. Regelmäßigkeit ihrer Straßen. Die Zufuhr öffnen vier durch die Wälle gebrochene Thore, das Wiener=, Stuhlweißenburger=, Wasser= u. Burgthor; außerdem bringen mehre, theils bedeckte, theils offene Treppen die Festung mit den anderen Stadttheilen in Verbindung. Von den fünf Hauptplätzen sind die größten der Georg=, der Parade= u. der Marktplatz, auf welchem die 1715 vollendete Dreifaltigkeitssäule ragt. Die Hauptkirche zur Himmelfahrt Mariä ist ein ansehnliches, gothisches Gebäude; außer ihr ist die Kirche zum heiligen Johann Evangelist bemerkenswerth, in welcher Kaiser Franz 1792 gekrönt ward, u. die Schloßpfarrkirche St. Sigmund. Letztere besitzt die unverweste rechte Hand des heiligen Stephan, u. ist seit 1790 der Aufbewahrungsort der Reichskleinodien, welche von einer eigenen Kommission u. zwei Kronhütern bewacht werden. Ein ausgezeichnetes Gebäude ist ferner das königliche Schloß, aus einer prachtvoll aufgeführten, 94 Klaster langen Fronte u. zwei Seitenflügeln bestehend; es enthält einen prächtigen Audienzsaal, u. ist vom Erzherzog Palatinus bewohnt. Außerdem sind noch zu bemerken das Palais des berühmten Rossbändigers Graf Sandor, die Paläste der Grafen Teleky, Erdödi, des Fürsten Batthany, das Rathhaus u. a. m. Die Wasserstadt mit ansehnlichen Gebäuden ist nach der Festung der schönste Stadttheil. Erwähnenswerth sind: die Pfarrkirche St. Anna, das Militärspital, die Kirche der Elisabethinerinnen, auf den Fundamenten der türkischen Hauptmoschee ruhend. Die Landstraße enthält das Franziskanerkloster, das Barmherzigentloster u. das große Primatialgebäude. Das ziemlich

ärmliche Neustift hat am Donauufer große Waarenmagazine. In der Christinastadt ist die schöne Pfarrkirche zu Maria=Blut, das kalmärkische Haus u. der horvatsche Garten zu bemerken. Die Raizenstadt oder der Taban ist der größte u. volkreichste Theil D.s u. der Sitz eines griechischen Bischofs; sie war früher nur von den im 15. Jahrhunderte eingewanderten Raizen bewohnt. Die Pfarrkirche St. Katharina u. die Kirche der nicht unirten Griechen sind die einzigen Sehenswürdigkeiten. Unter dem vielen Merkwürdigen der alten Königsstadt nehmen ihre berühmten, schon von den Römern geschätzten Thermen eine wichtige Stelle ein. Die Bergzüge um D. decken die Lagerstätten der heißen Quellen, die in namhafter Anzahl, größtentheils innerhalb der Stadt u. meistens nahe am Ufer der Donau aufgehen. Sie konzentriren sich gleichsam an zwei Stellen, am südlichen Ende der Stadt unter dem Bloßsberge u. am nördlichen unter dem Josephsberge. Dort entspringen die Quellen für drei öffentliche Badeanstalten, für das Bloßs= das Bruck= u. das Raizenbad, hiesfür zwei, das Königs= u. das Kaiserbad. Letzteres ist Eigenthum der barmherzigen Brüder, u. hat ausgedehnte Gebäude, welche 1834 neu eingerichtet wurden. Auf dem Hügel hinter dem Kaiserbade steht das Grabmal des Scheich's Gül=Baba, ein kleines achteckiges Bauwerk mit einem runden Dome. — D. ist mit 1 Bataillon Grenadiere u. 2 Bataillonen Infanterie garnisonirt. Die Bürgermiliz zählt 2500 Mann. — Von Lehranstalten finden sich hier: ein königliches Archigymnasium u. eine katholische Primärschule, beide 1832 den Piaristen übergeben, mehrere Trivialschulen u. auf dem 783' hohen Bloßsberge die zur Pesther Universität gehörige Sternwarte, eine der vorzüglichsten Europa's. — Pfarreien hat die Stadt neun; 8 katholische u. 1 griechisch nicht unirte, u. unter seinen Wohltätigkeitsanstalten Spitäler der barmherzigen Brüder u. Elisabethinerinnen, ein Garnisonsspital, einen Frauenverein für wohlthätige Zwecke, ein Armenhaus, drei Kleinkinderbewahranstalten, ein Hospitium für schullos verarmte Bürger, ein Pensionsinstitut für f. Beamte u. ihre Wittwen, ein Versorgungsinstitut für arme Donauschiffer. Der Handel ist neben jenem der Nachbarstadt gering, u. auch die Industrie nicht sehr in der Blüthe; doch trieft man eine Sammt= und Seidenzeugmanufaktur, eine Stückgießerei, eine Majolikageßirfabrik, eine Pulvermühle, einige Tuchmacher, viele Gerber u. s. f. Den vorragendsten Platz unter D.s Erzeugnissen nimmt unstreitig der Wein ein, der dem Burgunder nahe kommt, u. in guten Jahren gewinnt man auf einem Areal von 6,146,000 Geviertelastern 300,000 Eimer. — In einer Breite von 240 Klaftern wälzt die Donau ungetheilten Rinnfals sich zwischen D. u. Pesth hin. Seit 1717 verband eine auf 42 Pontons ruhende Schiffbrücke beide Städte; der Verkehr auf dieser Brücke ist so groß, daß der Brückenzoll im Jahre 1839 z. B. um 93,150 fl. W. W. verpachtet war. Da nun dieser Verkehr durch den Eisgang, durch Hochwasser u. ähnliche Elementarereignisse vielfach gestört wird, so ward 1838 der Beschluß gefaßt, eine Kettenhängbrücke über die Donau zu spannen. Den Bau derselben führt der berühmte englische Architekt William Tierney Clark Esq.; sie ruht auf zwei im Flussbette aufgeführten Pfeilern, u. das ganze Werk hat folgende Dimensionen: Die Wasserlichte der Mittelloffnung beträgt 640 Wiener Fuß; die beiden Seitenöffnungen sind je 270' breit; folglich ist für das Wasser im Ganzen ein Durchzug von 1180 Fuß gelassen. Die Entfernung von dem Uferpfeiler zu D. bis zu jenem auf der Pestherseite beträgt zwischen 1500 u. 1600'. In dem Strome sind zwei Pfeiler von Granit u. dem schönsten neuborser Marmor erbaut, jeder in einer Dicke von 32' an der Oberfläche des Brückenfahrweges; die Höhe dieser Pfeiler über den Fundamenten beträgt 150'. Balken von gegossenem Eisen tragen eine Plattform, deren Fahrweg 25' breit ist, mit einem 6' breiten Pfade für die Fußgänger auf jeder Seite. Das Ganze wird gehalten durch 12 massiv geschmiedete Ketten, deren Gesamtgewicht auf 2000 Tonnen berechnet ist. Das Riesenwerk soll nächstes Jahr vollendet dastehen. Die Kosten sind auf 3 bis 5 Millionen Gulden angeschlagen. Vergnügungsplätze u.

Umgebungen. D. hat 16 Kaffeehäuser u. ein stark besuchtes Schießhaus. Als Promenaden dienen der Mayerhof in der Christianastadt u. die Wälle der Festung mit ihren Alleen. Das Theater befindet sich in der Festung u. im Landhause ebendort werden glänzende Redouten gegeben. Zu den schönen Umgebungen gehört: der Schwabenberg mit dem sogenannten Sawinkel, wo König Mathias seine Thiergärten hatte, der Johannisberg, die Wallfahrtskirche Maria Einsiedel u. der Bloßberg, der herrlichste Standpunkt um D., von dem aus man eine umfassende Aussicht über D., Pessh u. das Herz Ungarns genießt, endlich noch Urödm wo das merkwürdige Mausoleum der Erzherzogin Alexandra Paulowna zu sehen ist. An die Raizenstadt schließt sich fast als Vorstadt der Marktflecken Alt=D. mit 8000 Einwohnern an. — Geschichte. Ueber den Anfang u. das wahre Alter D.s große Ungewisheit. Alt=D. war gewiß schon zur Römerzeit bekannt; es hieß Aquincum u. war die Lagerstelle einer Cohorte. Aber Alt=D. u. die Stadt D. sind verschiedene Orte; die Erbauung der Stadt D. dem Hunnenfürsten Attila zuzuschreiben ist lächerlich; denn dieser zerstörte eher Städte, als er sie gründete. So viel ist aber als bestimmt anzunehmen, daß D. später entstanden ist, als Pessh. Wahrscheinlich kamen von diesem Orte aus Ansiedler an die Stätte der jetzigen Raizenstadt; Deutsche, Italiener u. Böhmen vergrößerten die junge Colonie, u. dehnten sie auf die benachbarten Berge aus. Unterdessen kam auch von Alt=D. her neuer Zuwachs; der Probst von Alt=D. errichtete auf dem Festungsberge ein Schloß, u. König Bela IV. umgab es mit Mauern u. Wällen zum Schutze gegen die Einfälle der Mongolen. Ludwig I. nahm seine Residenz vor allen andern Königen in D.; jedoch erst Kaiser Sigmund erbaute zu Anfang des 15. Jahrhunderts das königliche Schloß, u. erhob D. zur königlichen Freistadt. Unter ihm scheint auch die erste Ansiedlung der Raizen stattgefunden zu haben. Nach Sigmund's Tode sah die Königsburg wunderbaren Wechsel menschlichen Glückes. Ladislaus V. ließ nach Johann Huniady's Tode dessen beide Söhne Ladislaus u. Matthias gefangen setzen, u. jenen 1457 am Schloßplatze enthaupten; ein Jahr darauf zog des Hingerichteten Bruder Matthias als König über denselben Platz. Dieser machte sich um die Verschönerung D.s sehr verdient u. legte eine prachtvolle Bibliothek u. herrliche Gärten am Bloßberge an. All dieser Glanz erlebte aber, als nach der unglücklichen Schlacht bei Mohacz Soliman sich D.s bemächtigte (10. Sept. 1526), u. seine Truppen alle Kunstschätze u. Prachtgebäude zerstörten. 1541 zogen die Türken abermals als Eroberer ein, u. D. schmachtete 145 Jahre unter osmanischer Herrschaft. Nach vielen vergeblichen Belagerungen von Seite der Christen ward es endlich am 2. September 1686 wieder gewonnen; die ganze Nacht wurde geplündert, u. am nächsten Morgen deckten 4000 Leichen die von Blut u. Gluth rauchenden Strassen. D.s grüne Fahne entsandte Karl von Lothringen, des Christenheeres siegreicher Führer, an den Kaiser Leopold. Vom türkischen Joche befreit, kam D. allmählich wieder empor, zumal als Joseph II. 1784 die höchsten Landesstellen hieher versetzte. Die große Fluth im Jahre 1838 ergoß auch über D. ihre schrecklichen Verheerungen. — Gemälde von Pessh und Ofen, 1837.

mD.

Offenbach, Stadt in der Provinz Starkenburg des Großherzogthums Hessen, am linken Ufer des Main, eine Stunde von Frankfurt, früher die Hauptstadt der Pfalzgrävlichen Lande und Winterresidenz des Fürsten Hienburg-Birstein, ist im Ganzen hübsch gebaut, hat 4 Kirchen, 1 Synagoge, 1 fürstliches Palais und gegen 11,000 Einwohner. Die Stadt ist der wichtigste Fabrikort des Großherzogthums, indem sie namentlich in der Fabrication von Kutschen, Dosen, Lackir- u. Blechwaaren, Tabak (besonders Schnupftabak), Zucker, Baumwoll- Seiden- Pofamentir- und Bijouteriewaaren, Treßsen, Gold- und Silberdraht, Kunstblumen, Hüten, Tapeten, Leder und Lederwaaren, Handschuhen, ferner Meubels, Wachslichter, Wachsstuch, Instrumentalfaiten, Nadeln, Fayence, Steingut, Waagebalken, Bleiweiß u. sich auszeichnet, während der Handelsverkehr sich nur einer sehr kurz-

zen Blüthe erfreut hat; denn die beiden Massen, welche D. seit dem Beitritte des Großherzogthums zum preussischen Zollverbande, (1828) besitzt, haben sich zwar auf Kosten der Frankfurter-Messen bedeutend emporgeschwungen, sind aber seit dem Anschlusse Frankfurts an den Zollverein wieder sehr herabgesunken, so daß sie jetzt eigentlich nur noch große Jahrmärkte sind, die gegenwärtig noch 12 Tage dauern. Seit dem Jahre 1837 wird im Juli ein Wollmarkt gehalten, welcher fünf Tage dauert. Von Handelsanstalten besitzt D. eine Handelskammer.

Offenbarung, (*revelatio, manifestatio, ἀποκάλυψις, φανέρωσις*) ist im weiteren Sinne die Mittheilung vorher nicht bekannt gewesener Wahrheiten durch Kenntniß anderer; im engeren dagegen, in so ferne darunter solche Wahrheiten verstanden werden, welche die Beseligungs- und Heilsanstalten Gottes für die Menschheit betreffen, und da Gott die Quelle aller D. ist, so ist die göttliche D. eine übernatürliche und unmittelbare Wirkung Gottes, wodurch Gott dem Menschen Glaubenssätze der Religion, oder Wahrheiten, die sich sowohl in theoretischer, als praktischer Hinsicht auf das Reich Gottes beziehen, kund macht; oder: der Inbegriff aller Glaubenssätze und Moralgesetze, welche Gott auf außerordentliche Weise, zur Beseligung und Heiligung des Menschen-Geschlechtes, durch seine heiligen Organe den Menschen überliefert hat. Auch sagt man: die D. ist eine von Gott auf übernatürliche Weise bewirkte Bekanntmachung religiöser Wahrheiten an die Menschen. — Rücksichtlich der Form unterscheidet man eine allgemeine u. eine besondere D. Erstere ist entweder in der Natur oder in der geistigen u. moralischen Anlage des Menschen begründet, trägt aber das Gepräge der Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit an sich. Diese ergibt sich entweder als Resultat der Betrachtungen über die Einrichtung, Ordnung, Schönheit und Vollkommenheit des Weltalls, oder wir vernehmen sie durch die Stimme der Vernunft und des Gewissens in uns, welche uns sagt, daß wir das Gute thun und das Böse meiden sollen. Die besondere D. besteht in der speziellen Kundmachung Gottes durch seine heiligen Organe an die Menschen, in Betreff solcher Wahrheiten über das Reich Gottes, welche diese weder aus sich selbst schöpfen, noch für sich auffassen konnten. Man heißt auch erstere die natürliche und letztere die höhere göttliche D. Jene ist das Fundament, worauf letztere ruht, und jene muß vorhanden seyn, wenn diese aufgenommen werden soll; letztere hebt aber die natürliche nicht auf, sondern will sie vielmehr zu ihrer Vollkommenheit und Vollenbung leiten. Zu bemerken ist übrigens, daß die Eintheilung der D. in die natürliche und übernatürliche sich nur auf die Menschen bezieht, denn vom Standpunkte Gottes aus betrachtet fällt diese Eintheilung ganz hinweg. Weiter wird die D. in die mittelbare und unmittelbare eingetheilt. Jene geschieht durch auffallende Begebenheiten, welche Gott zur Kenntniß und Ausbreitung der Religion veranstaltet, wie dieß im alten Testamente im theokratischen Staate der Juden öfter der Fall war. Diese findet durch die, von Gott bewirkte, Kundmachung der Wahrheiten des Reiches Gottes und der Religion mittelst besonderer, von Gott ausgewählter, Gesandten und als solche sich legitimirender Organe Gottes statt. Schon vom Anfange her hat Gott von Zeit zu Zeit D.en an die Menschen erlassen — von Adam bis Noe, von Noe bis Abraham, von Abraham bis Moses und von Moses bis Christus. Die vollkommenste und ausgezeichnetste aber ist die D. durch Jesus Christus, den Sohn Gottes, welche allein nur verbindende Kraft für die Christen hat und, durch die Moral-Gesetze des alten Bundes vervollkommenet, die theokratisch-jüdischen Ceremonial-Gesetze aber für die Mitglieder der christlichen Kirche ganz außer Kraft und Wirksamkeit gesetzt worden sind. — Nur die außerordentliche und unmittelbare D. Gottes ist D. im strengen Sinne. Hat Gott sich geoffenbaret, oder, wie die heilige Schrift sich ausdrückt, — hat Gott gesprochen, so ist sein Ausspruch der höchste, über alle Kriterien erhaben. Hat Gott Jemanden als seinen Gesandten gewählt, so sind dessen Aussprüche die höchsten, weil sie sich auf sein göttliches Creditiv gründen, u. wir müssen seiner Lehre glauben. Die Anlage muß aber bei Jenen, an welche die D. geschieht, vorhanden, das heißt sie

müssen hiezu fähig seyn. — Die Materie der D. machen entweder solche Wahrheiten aus, welche schon in der Vernunft liegen, die aber einer größeren Bestimmtheit, Deutlichkeit und Klarheit bedürfen und durch eine besondere göttliche D. nur mehr aufgehellert, bestimmter, deutlicher und klarer kund gemacht werden, oder zum Theile solche, welche nicht in der Vernunft liegen, die aber dem Menschen zur Erreichung seiner höchsten Bestimmung absolut nothwendig sind. Die Form der D. besteht in der übernatürlichen Einwirkungsweise der Vorsehung, mittelst welcher die Wahrheiten des Reichs Gottes an die Menschen gebracht werden. — Unter allen D.S.-Formen ist jene des Christenthums die vollkommenste u. der Natur des Menschen anpassendste. Den Beweis für die Möglichkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit der göttlichen D. liefert die Glaubenslehre (s. d.). Da Gott selbst das Fundament aller D. ist, so können Untersuchungen der Vernunft darüber, was Gott thun wolle oder könne, nur zu dem Resultate führen, daß die Vernunft ihre eigene Schwäche dabei fühlen und erkennen muß, und eine Entscheidung hierüber geben zu wollen, wäre profane Arroganz, weil uns die innere Welt-Regierung Gottes und die Ordnung des höheren moralischen Reiches eben so unbegreiflich sind, als Gott selbst. Aber in Beziehung auf uns Menschen und von unserm Standpunkte aus können wir doch die Möglichkeit derselben aufsuchen, welche sich zunächst in die logische und physische unterscheidet. Die logische Möglichkeit besteht überhaupt darin, daß Nichts in der D. enthalten ist, was den Gesetzen des Verstandes und Denkens widerspricht, sondern daß alle Merkmale miteinander in innigster Harmonie stehen und von allem Widersprüche frei sind. Was sodann die physische Möglichkeit der D. betrifft, so besteht dieselbe a) auf Seiten der Natur, indem Gott schon zu uns durch die Außenwelt, durch die Vernunft und das Gewissen spricht, indem er als Weltregent wirkt, somit auch als die unendliche, überall gegenwärtige Ursache alles Seyns auch unmittelbar und übernatürlich auf die Menschen durch positive Veranstaltungen einwirken kann. Gott hier eine Schranke setzen zu wollen, hieße das unendlich vollkommenste Wesen beschränken. Gott ist der Herr der Außenwelt, der äußeren Natur, Herr der Weltordnung und Weltgesetze. In dem Begriffe eines Gesetzgebers aber liegt schon, daß er die von ihm erlassenen Gesetze auch wieder abändern kann. Ebenso kann auch Gott, als Herr der Natur, unmittelbar in ihr äußere Veranstaltungen hervorbringen, welche zwar über den gewöhnlichen Lauf derselben sind, aber darum noch nicht die heimlich bestehende Ordnung und Welteinrichtung aufheben. Wie mannigfach gehorcht sie schon dem Menschen, der von gleichem Gesetze mit ihr gebunden ist; wie sollte sie ihrem Urheber und Gesetzgeber nicht in Allem zu Gebote stehen? Sodann ist b) die D. möglich von Seiten Gottes, indem Gott, als die unendliche Vollkommenheit an sich, als Schöpfer und Regierer der Welt, in dem von ihm angeordneten und geleiteten Laufe der Dinge solche Thatfachen einreihen kann, durch welche sein Wesen und Wille zur Verherrlichung seiner selbst und zur Beseeligung der Menschheit kund gemacht wird. Als die vollkommenste Causalität, als Herr der ganzen Welt, als Herr der Geisterwelt, kann Gott sich auch den Geistern in Absicht auf seinen Willen mittheilen und er kann durch einen inneren höheren Einfluß auf diese so wirken, daß sie seinen Willen zur Verkündigung an die Menschen offenbaren. Wie diese Inspiration geschieht, ist uns unbegreiflich, gleich wie uns so Vieles in der Natur selbst unbegreiflich ist. Aus der D. ergibt sich die höchste Güte, Weisheit und Liebe Gottes gegen uns, und diese erscheinen durch selbe um so deutlicher und herrlicher, als Gott hiedurch der Schwäche unserer Vernunft, die gleichwohl eine ständige Unterweiserin über das Göttliche — eine Stimme Gottes in uns — ist, zu Hülfe kommt. Die D. ist c) nach möglich auf Seite des Menschen, indem dieser eines höheren Unterrichtes fähig ist. Dieß bekräftigt schon die Abstammung seines Geistes von Gott, auch dem er der höhern, übersinnlichen Welt angehört; dieß beweiset die Göttlichkeit im Menschen, welche die heil. Urkunden vom Anfange her uns lehren; dieß beweiset ferner die Sehnsucht in dem

noch unverdorbenen Menschen nach Vereinigung mit Gott, in dem wir leben, be-
wegt werden und sind, weil in ihm die Fülle der Heiligkeit und Seligkeit nur
allein zu finden ist, und dieß Streben bewirkt die Vernunft. — Der Mensch, als
ein moralisch-geistiges Wesen, trägt die Anlage zur Religiosität in sich; er ist so-
hin auch fähig, einen Zuwachs höherer Kenntnisse von Gott und dessen Reich
mittelfst göttlicher D. in sich aufzunehmen. Wollte man annehmen, es gebe kein
Medium, wodurch sich Gott offenbaren könne, so widerspricht dieß seiner Vollkom-
menheit u. der Geschichte. Der Einwurf: „Gott kann sich nicht offenbaren, denn
er ist über Zeit u. Raum erhaben,“ wird in Folgendem widerlegt. Die Wirkung,
die aus der göttlichen Causalität entsteht, ist zwar in den Formen der Sinnenwelt,
aber die Causalität erscheint nicht selbst nach ihrer Quantität und Qualität, und
wird daher von uns nicht begriffen, oder im strengeren Sinne erkannt, sondern
nur gedacht oder geglaubt. Ueberhaupt liegen bei allen Wirkungen der Außenwelt
höhere Kräfte zum Grunde. Das ewige zeitlose Wesen kann mit einer Erschei-
nung in einem Verhältnisse stehen, das wir uns nach dem Verhältnisse der Ursa-
che zur Wirkung, oder des freien Willens zur empirischen Handlung vorstellen,
ohne daß darum Gott in die Reihe der sämtlichen Ursachen herabgezogen wird.
Endlich ist d) die D. auch möglich von Seiten ihres Inhaltes, denn sie enthält
die höchsten moralisch-religiösen Wahrheiten, die Gott zum Urheber und letzten
Grunde haben, den Menschen auf die Stufe der höchsten Sittlichkeit und Beseli-
gung erheben sollen, somit der eigentliche Bildungstoff für diesen sind. In dieser
Beziehung ist die D. nicht unmöglich, sondern sogar absolutes Bedürfnis für den
Menschen. — Der Zweck der D. kann kein anderer seyn, als, auf eine unmit-
telbare und übernatürliche Weise durch die Enthüllung der Wahrheiten des Rei-
ches Gottes der Schwachheit der menschlichen Vernunft in Bezug auf die Er-
kenntnis jener Wahrheiten, welche unser Verhältniß zu Gott betreffen, zu Hülfe
zu kommen, den Menschen moralisch-religiös, seiner höchsten Bestimmung gemäß,
heranzuziehen und das Supplement dessen zu liefern, was die Vernunft an sich
schon beabsichtigt, aber wegen ihrer Beschränktheit nicht leisten kann. Der
Nutzen der D. ergibt sich, außer dem bisher Gefagten, insbesondere auch noch
daraus, daß sie den geistigen Bedürfnissen des Menschen nicht nur durchaus ent-
spricht, sondern auch einzig geeignet ist, dieselben zu befriedigen, indem der Mensch
an und für sich nicht im Stande ist, sich hinreichenden Aufschluß über seinen Ur-
sprung, den Zweck seines Daseyns, über seine zukünftige höhere Bestimmung u. s.
w. aus sich selbst zu geben. Selbst die Gebildeten und Weltweisen konnten den
eigentlichen Stein der Weisheit nicht auffinden, sondern waren mannigfach in Ir-
thümern befangen. So wie Aufklärung im Physischen über die Wirkungen und
Geseze der Natur die größte Wohlthat ist, eben so und noch mehr ist dieß der
Fall bei der Aufklärung im Bereiche der Religion und Moralität im Himmlischen.
Eine Aufklärung ist aber erst dann eine wahre, wenn sie auf untrüglichen Prinzi-
pien beruht, und das ist nur bei der D. Gottes der Fall, indem sie sich auf die
höchste Autorität — die ewige Wahrheit — gründet. Eine natürliche D. ist sowohl
in Ansehung ihrer Erkenntnis-Quelle, als auch rücksichtlich der leitenden Beweg-
Gründe zum Handeln zu schwach für den Menschen. Die D. Gottes aber, von
dem Urheber aller Wesen, von dem Urquelle alles Seins und aller Vollkommen-
heit herkommend, muß alle Vollkommenheiten in sich enthalten; sie ist die Fülle der
Wahrheit und geistigen Kraft, und der Mensch muß seine Religionserkenntnisse,
die er auf diesem Wege erhält, für die absolut höchsten halten, weil sie von dem
absolut Vollkommensten herrühren; es gewährt ihm die D.s-Lehre die höchste
Gewißheit und gibt dem Geiste die gerade Richtung zum Himmelreiche; dagegen
entbehrt der Mensch, welcher nur auf dem Standpunkte der natürlichen D. steht,
aller Gewißheit und Kraft, aller Fülle der Erkenntnis, und ist tausend Irthü-
mern Preis gegeben. Eben so wohlthätig endlich äußert sich die göttliche D. auf
das menschliche Herz, indem sie demselben eine bestimmte und feste Richtung nach
dem Göttlichen — dem Himmelreiche — gibt u. bewirkt, daß es nur Den sucht,

in dem wir leben und sind, der das höchste Gut ist. Das Verhältniß, in welches die D. den Menschen zu Gott setzt, die Kindschaft Gottes, die sie ihm verheißt, die Vaterliebe, die Gott ihm erzeugt, bewirken, daß der Mensch, in sich gestärkt, auch das Himmelreich mit Gewalt an sich zu reißen sucht, sofort allen Versuchungen standhaft widersteht und im Kampfe für die Tugend sich fest hält.

Offenbarung Johannis, (Apokalypse) heißt das 27. und letzte kanonische, oder auch nur deuterokanonische Buch des neuen Testaments, das, nach der gewöhnlichen Ansicht, dem heil. Apostel Johannes (s. d.) zugeschrieben wird, nach den Resultaten der Kritik aber wahrscheinlich nicht ihn, sondern einen Späteren zum Verfasser hat. Den Hauptgegenstand dieses geheimnißvollen, jedenfalls höchst schätzbaren, Buches bildet das Reich des Messias und die über die Trümmer des Judenthums emporsteigende Kirche Christi. Nach der wahrscheinlichsten Meinung sind die Weissagungen desselben bei der Verbreitung des Christenthums geschichtlich schon erfüllt; doch kann man sicher annehmen, daß solche auch bildlich auf das Ende der Welt und die zweite Ankunft Jesu angewandt werden können, sowie die Zerstörung Jerusalems immer ein Vorbild des letzten Gerichts war. Das Buch zerfällt seinem Inhalte nach in drei Theile. In dem ersten beschreibt der Verfasser (Kap. 1 — 3) die Größe Gottes; seine Entzückung und die sieben Briefe an die sieben asiatischen Gemeinden, das Bild der ganzen christlichen Kirche. Der zweite (Kap. 4 — 20) enthält die sieben prophetischen Gesichte, Strafgerichte über das Judentum und Heidenthum und den Sieg Christi über alle seine Feinde. Der dritte (Kap. 21 u. 22) die Schilderung des himmlischen Jerusalems, Warnung vor Verfälschung und den Beschluß.

Offensive heißt der Angriff als solcher; daher der Ausdruck: „Die D. ergreifen“ so viel als: nicht mehr bloß vertheidigungsweise verfahren, sondern angreifungsweise zu Werke gehen. — D.-Krieg wird jener Krieg genannt, bei welchem man angreifend gegen den Feind verfährt, denselben durch unausgesetztes Drängen und Angreifen zu erschöpfen und durch numerische oder moralische Ueberlegenheit immer im Vortheile zu bleiben sucht.

Offertorium heißt der erste Haupttheil der heiligen Messe (s. d.) in der katholischen Kirche, beginnend mit einer Antiphone, während welcher ehemals das Volk die Oblationen (s. d.) darzubringen pflegte. Als die christliche Kirche anfang, ihre Freiheit zu genießen, wurde die Zahl der Gläubigen, welche solche Gaben darbrachten, immer bedeutender und die Einsammlung immer langwieriger. In Karthago bildete sich zur Zeit des heil. Augustin die Gewohnheit, während der Einsammlung Psalmen zu singen. In Rom sang man noch vor Gregor dem Großen einen Psalmenvers, worauf ein zweiter folgte und sodann der erste wiederholt wurde, bis der ganze Psalm geendet war. Wir haben ein Beispiel davon in dem „Nunc dimittis“ bei der Kerzenweihe am 2. Februar. Man glaubt, daß die Bezeichnung „Vers“ von diesem Gebrauche, den einen Satz nach jedem folgenden zu wiederholen, herkomme, *versus a vertendo*. Das Antiphonarium des hl. Gregor enthält dieses Versmaß. Das D. dauerte so lange, bis der Priester sich umwendete, um das „Orate fratres“ zu sagen; alsdann sang man sogleich den Hauptvers, welcher als Antiphone diente, zum letzten Male, so daß man damit am Ende war, wenn der Celebrant mit dem Schluß der Secrete die Präfation begann. Gegenwärtig singt beim Amte der hl. Messe der Chor das D., u. wenn Diakonen hiebei leittiren, so reicht der Diakon dem Priester die Paten mit der Hostie; bei einer Privatmesse thut der Priester dieß selbst und spricht dann: *Suscipe etc.* Hierauf macht derselbe mit der Paten ein Kreuz, legt die Hostie auf das Corporale, der Diakon reicht ihm Wein — der Subdiakon Wasser dar; bei einer Privatmesse verrichtet der Priester beides selbst und benedictirt das Wasser. (Bei Lobten-Messen unterbleibt diese Benediction; das angeführte Gebet aber wird gesprochen, ohne daß über das Wasser ein Kreuz gemacht wird.) Hiernach nimmt der Priester den Kelch u. bringt solchen mit den Worten: „*Offertimus tibi Domine*“ etc. dar, macht dann mit demselben ein Kreuz, stellt ihn auf das Cor-

porale, bedeckt ihn mit der Pallä und betet, tief gebeugt, mit gefalteten Händen: *In spiritu humilitatis etc.* Nach diesem Gebete richtet sich der Priester auf, breitet die Hände aus, faltet sie in die Höhe gestreckt und spricht: *Veni sanctificator etc.* und macht hiebei ein Kreuz über die oblata. Bei einer feierlichen Messe legt der Celebrant das Rauchwerk, welches er von dem Diakon empfängt, in das Rauchfaß und nimmt dann die vorgeschriebene Veräucherung der oblata u. des Altars vor. Ist dieses geschehen, so gibt er dem Diakon das Rauchfaß zurück, wonach der Priester vom Diakon, die Uebrigen aber der Reihe nach von dem Thuriferar incendirt werden. Während dessen wäscht der Celebrant die Hände, sprechend: *Lavabo inter innocentes manus meas etc.* Nach dem Lavabo beugt sich der Priester in der Mitte des Altars, und betet das „*Suscipe, sancta Trinitas*“ etc. — D. nannte man sonst auch eine seidene Schärpe, welche der Diakon um den Hals trug, und mit welcher er die Handhabe am Kelche umhüllte, um den Priester bei der Aufopferung zu unterstützen. In manchen Diöcesen ist es noch jetzt Brauch, dem Subdiakon ein derartiges D. zu geben, worin er bis zum „*Pater noster*“ die Patene trägt. — Endlich hieß D. auch noch eine große kupferne Schüssel, in welcher die Opferegaben gesammelt wurden.

Officiale sind bischöfliche Vicarien, die an der Stelle der früheren Archidiaconen (s. d.) zuerst im Jahre 1215 von der vierten lateranensischen Synode, aber ohne die Selbstständigkeit jener, angeordnet wurden. Im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts erscheinen sie bereits allgemein und in dieser Zeit scheint auch ihre Beschränkung auf die Jurisdiction gewöhnlich geworden zu seyn. Das Concil von Trient befahl innerhalb acht Tagen nach dem Tode des Bischofs die Wahl eines D. oder Generalvikars, wo möglich in der Person eines Doctors oder Licentiaten des canonischen Rechts. Nach dem Unterschiede, der gegenwärtig zwischen Generalvikar und D. stattfindet, kommt letzterem die eigentliche Jurisdiction in geistlichen Prozesssachen, namentlich in Ehestreitsachen, zu und die D. sind hienach eigentliche Vorstände der geistlichen Ehegerichte oder Consistorien; gemeinlich aber werden beide Benennungen für gleichbedeutend genommen. Das Recht der Aufstellung eines D. und Generalvikars steht dem Bischofe zu und er bedarf dazu der Zustimmung des Capitels nicht; in den meisten Staaten hat er indeß die geschehene Ernennung der Staatsregierung zur landesherrlichen Genehmigung anzuzeigen. — Der D. am Bischofssitze selbst heißt *principalis*; der an einem andern Orte der Diözese fungirende dagegen *foraneus*.

Officiell, dienstlich, amtlich. Namentlich hört man in unseren Zeiten oft den Ausdruck officieller Zeitungen; diese sind Staatszeitungen, welche unter der Firma des Staats erscheinen u. deren ausgesprochene Ansichten als die der Regierung anzusehen sind. Die officiellen Zeitungsartikel, die hin und wieder in nicht-officiellen, aber doch der Regierung befreundeten oder deren Grundsätze vertretenden, Blättern erscheinen, unterscheiden sich von den halbofficiellen dadurch, daß erstere durch die Unterzeichnung eines Regierungsbeamten das volle Gewicht einer amtlichen Erklärung haben, während letztere zwar gleichfalls von der Regierung ausgehen, von derselben verfaßt sind, aber ohne Unterschrift veröffentlicht werden. Zu unterscheiden von den officiellen und halbofficiellen Zeitungsartikeln sind die officiösen, nämlich solche, deren Verfasser, entweder von der Ansicht der Regierung unterrichtet, oder selbe vermuthend, sich beeilen, der Regierung die Mühe, einen officiellen oder halbofficiellen Artikel zu veröffentlichen, ersparen, indem sie, auch ohne Befehl, mit einem dienstwilligen, die ihnen bekannte oder vermuthete Regierungsansicht vertheidigenden, Artikel aufwarten.

Officin (lat. officina) heißt im Allgemeinen jede Stätte zur Anfertigung von Fabrikaten, namentlich solchen, die nicht von gewöhnlichen Handwerkern verfertigt werden, u. ist somit unterschieden von Werkstätte, dem Arbeitslokale der Handwerker. Dann nennt man speciell so: eine Apotheke (s. d.), vorzüglich dasjenige Lokal einer solchen, worin die gangbaren Arzneimittel aufgestellt sind,

die zum Verfaufe verlangten Gegenstände ausgegeben und die in den ärztlichen Recepten verschriebenen Arzneien dispensirt werden.

Officinell heißen diejenigen Naturprodukte, welche als Heilmittel benützt werden und nach den gesetzlichen Vorschriften in den Apotheken vorrätig seyn müssen; besonders nennt man officinelle Pflanzen solche, welche entweder selbst, wegen ihrer Heilkräfte, in den Apotheken zu haben sind, oder wenigstens Stoffe für dieselben liefern, daher häufig der Beisatz *officinalis* in der botanischen Terminologie zur Unterscheidung von Unterarten dient.

Officium sanctum, s. Inquisition.

Offizier nennt man einen höhern Vorgesetzten der Soldaten, bestimmt, eine größere oder kleinere Anzahl derselben zu befehligen. Da seine Stellung eine viel höhere, als jene der gemeinen Soldaten ist, so muß er mit diesen wohl den unbedingten Gehorsam gegen Befehle, jenen Muth, jene Ausdauer, jene Selbstverläugnung in Gefahren, überhaupt alle guten Eigenschaften des Soldaten, allein für sich jene speziellen Eigenschaften u. jene Kenntnisse und Fähigkeiten besitzen, welche ihm als Befehlshaber unentbehrlich sind. Die Offiziere zerfallen in General-offiziere, Stabs-offiziere u. in Subaltern- oder Oberoffiziere. — Verfolgt man die Kriegsgeschichte bis in das graueste Alterthum, so findet man, daß es in allen Heeren Offiziere gab, daß aber deren Anzahl erst mit der Entstehung der Sold- und stehenden Heere vermehrt wurde. Die Hebräer hatten ihre Anführer über 100,000 und 10,000 Mann: die Griechen ihre Strategen, Polemarchen, Tactarchen; die Römer ihre Consuln, Dictatoren, Legaten, Prätores, Tribunen, Hauptleute und Lieutenants. Im Mittelalter begegnen wir den Anführern der Banden oder Fahnlein, später tauchten die Stellen der Obristen und ihrer Lieutenants, die Grade der Hauptleute und Lieutenants auf. In Frankreich wurde die Würde eines Connetable, in Deutschland jene der Generalobersten geschaffen; in Frankreich und Deutschland gab es Marschälle oder Feldmarschallen und Feldzeugmeister, nebst Zeugmeistern; Hauptleute über die Schanzbauern mit ihren Lieutenants u. s. w. Mit der Einführung der Solbheere entstanden allmählig die verschiedenen Offiziersgrade, deren hauptsächlichste man unter eigenen Artikeln findet.

Offizierschre. Neben der, jedem öffentlichen Beamten als solchem nothwendig zukommenden, Amtschre hörte man bis auf die neueste Zeit, und zum Theil selbst noch jetzt, namentlich in Deutschland, von einer besondern Offizierschre reden, die sich nicht selten in den sonderbarsten Erscheinungen geltend zu machen suchte und deren Anerkennung, wenigstens in dem Sinne, als die Angehörigen des Offiziersstandes gegenüber von Civilisten Manches forderten, was andere Diener des Staates anzusprechen kaum den Muth hatten, jedem Vernünftigen nur äußerst schwer fällt. Ja, es schien manchem jener Herrn nicht nur keine Verletzung, sondern im Gegentheile Festhaltung dieser von ihnen beanspruchten Standeschre zu seyn, wenn sie sich gegen Untergebene und Bürger selbst durch Rohheit auszeichneten und denen, die darüber stuzten, den Begriff von D. hie und da selbst einzuklopfen suchten. Hoffen wir, daß nach den wohlthätigen Aenderungen, die wir der neuesten Zeit verdanken, wornach der Offizier nicht mehr und nicht weniger ist, als jeder andere Angestellte des Staates, von einer sogenannten D., als einer von der jedes andern Ehrenmannes verschieden, nie wieder die Rede seyn werde.

Ofterdingen, Heinrich v., ein deutscher Dichter, der zu Anfang des 13. Jahrhunderts gelebt haben soll, von dessen Herkunft, Wohnort und sonstiger Persönlichkeit aber Näheres nicht bekannt ist. Sein Name hat sich in unserer Literatur erhalten durch das Gedicht vom Wartburgkriege, und durch die mit demselben zusammenhängende Sage. Er tritt hier im Wettkampfe als Gegner Wolframs von Eschenbach auf, indem er sich als Lobredner des Herzogs Leopold VII. von Oesterreich zeigt. Daraus schloß man, daß er seine Jugendzeit an dessen Hofe zugebracht habe. In jenem Dichterkampfe besiegte D. zuerst Wolfram, wurde aber in dem wiederholten Streite selbst besiegt, sollte dann gehängt werden, rettete sich unter den Mantel der Landgräfin, wurde von Klingsobrn freigesprochen ic.

(ſ. Wartburgkrieg). Aus D.ſ Theilnahme an dieſem Kampfe iſt wahrſcheinlich die Angabe entſtanden, daß er ein Bürger von Eſenach geweſen ſei. Die Tradition der Meiſtersänger zählt ihn unter den Stiftern derſelben auf. — Von den aus dem Mittelalter uns erhaltenen Gedichten kann allenfalls der Laurin für ein Werk D.ſ gelten. Lange hielt man ihn für den Verfaſſer des Heldenbuches; dieß wird jedoch jetzt eben ſo wenig mehr geglaubt, als man nach den ſcharffinnigen Unterſuchungen Lachmanns über das Weſen und die Geſtalt der Nibelungen (ſ. d.) noch daran denken darf, D. für den Verfaſſer derſelben zu halten, wie es Aug. Wihl. v. Schlegel und v. d. Hagen gethan haben. — *Novalis* (ſ. d.) ſchrieb einen (nicht vollendeten) Roman, deſſen Held Heinrich v. D. iſt.

Dg, ein im alten Teſtamente öfter genannter König von Baſan, jenseits des Jordan in Peräa, der als ein Mann von rieſenmäßiger Größe geſchildert wird. Er wollte den Iſraeliten widerſtehen, wurde aber bei Gbrai ſammt ſeinen Söhnen und Leuten gänzlich überwunden und getödtet und ſein Land dem halben Stamme Manafſſe zugetheilt.

Dginskſky, Dginskſki, eines der älteſten und edelſten Geſchlechter Litthauens, führte langwierige Streitigkeiten mit dem Hauſe Sapieha, die erſt 1702 beendigt wurden u. aus denen Karl XII. von Schweden große Vortheile zog. Merkwürdig ſind: 1) Michael Kaſimir, Graf von, Großfeldherr von Litthauen, geboren 1731, körperlich und geiſtig ausgezeichnet, ein eifriger Beſchützer und Freund der Kunſt, ſelbſt geſchickter Zeichner und Maler, dabei Meiſter auf mehreren Inſtrumenten u. Erfinder des Harſenpobals. Er hatte ſtets einen Kreis von Künſtlern und Gelehrten auf ſeinem Schloſſe zu Elonim um ſich, bis ihn 1771 die Noth des Vaterlandes aus dieſer heitern Muße riß. Er ſtellte ſich 1771 an die Spitze der Conſöderation in Litthauen gegen die Ruſſen, wurde in Folge deſſ für die Polen unglücklichen Kampfes landſtändig und ſeiner Güter verluſtig. Erſt 1776 kehrte er zurück und begann nun auf eigene Koſten den 12 Stunden langen oginskſkyſchen Kanal, welcher durch den Pripez und die Schara den Dnieper mit dem Niemen und ſo die Gouvernements Cherson, Taurien, Jekaterinoſlaw, Poltawa, Kiew, Tſchernigow, Mińsk, Grodno und Wilna mit dem Königreich Polen u. das ſchwarze Meer mit der Oſſee verbindet. Später zog er ſich von den Geſchäften zurück und widmete ſein Leben in Waſchau den Künſten, beſonders der Muſik; er ſtarb 1803. D. componirte unter anderen viele treffliche Volks- und Nationallieder; — 2) Michael Kleophaſ, Graf von, Neffe des Vorigen, Großſchatzmeiſter von Litthauen, geboren 1765, trat mit dem 19. Jahre in den Staatsdienſt, wurde Abgeordneter beim Reichstage, außerordentlicher Geſandter in Holland, dann 1793 Großſchatzmeiſter, aus welcher Stelle er jedoch ſchon 1794 bei dem allgemeinen, von Koſciuszko geleiteten Aufſtand zurücktrat, um Chef eines auf ſeine Koſten ausgerüſteten Jägerregiments zu werden. Nach dem unglücklichen Ausgange des Kampfes floh er und verlor ſeine Güter. Erſt 1802 kehrte er mit Erlaubniß des Kaiſers Alexander auf ſein Landgut Jaſieſie bei Wilna zurück, nachdem er inzwiſchen, von den polniſchen Patrioten zu ihrem Agenten in Paris u. Konſtantinopel ernannt, vergebens Alles aufgeboten hatte, dieſe Höfe für die Rettung und Wiederherſtellung Polens zu gewinnen. Mehrere Jahre beſchäftigte er ſich nun mit den Wiſſenſchaften, mit Muſik, ſeinem Lieblingsgegenſtande von Jugend auf, und mit Gartenbau, ſo wie mit der Redaction ſeiner Memoiren. Nach dem Tiliſter Frieden ging er mit den Seinigen nach Frankreich und Italien, kehrte 1810 als Senator und geheimer Rath nach Rußland zurück und blieb hier bis 1815, wo er Italien wieder zu ſeinem Aufenthaltsorte wählte. Er ſtarb zu Florenz 1835. D.ſ Compoſitionen von polniſchen Nationalgeſängen u. Nationaltänzen ſind originell und charakteriſtiſch gehalten; ſie wurden in Polen allgemein beliebt. Auch ſchreibt man D. die ſogenannte Todtenpolonaiſe zu. Der Sage nach ſchrieb er dieſe allgemein verbreitete F-moll-Polonaiſe zur Vermählung ſeiner Geliebten mit einem Andern, und als das glückliche Brautpaar danach getanzt hatte, erſchoß er ſich. Wahrſcheinlich erfanden die Londoner Verleger dieſe Anekdote, um dem

trefflichen Musikstücke ein romantisches Interesse und größern Eingang zu verschaffen. Die oben erwähnten Memoiren D's erschienen unter dem Titel: *Mém. sur la Pologne et les Polonais depuis 1788—1815*, Paris 1826. 2 Bde., deutsch von Gleich, Leipzig 1827; von Pipitz und Finke, Bellevue 1845.

Ohio, einer der bedeutendsten Flüsse in den vereinigten Staaten von Nordamerika; derselbe entsteht in der pennsylvanischen Grafschaft Alleghany, bei Pittsburg, durch die Vereinigung des Alleghany und Monongahela, und fließt links in den Mississippi. Seine Richtung ist hauptsächlich westsüdwestlich, und er bildet die Südgränze des gleichnamigen Staates gegen Virginia und Kentucky. Die bedeutenderen der sehr vielen Nebenflüsse sind: der Muskingam, Hochhocking, Scioto, Little- und Great-Miami, Wabash rechts; der Little- und der Great-Kenhawa, Great-Sandy,icking, Kentucky, Salt-River, Green-River, Cumberland-River, Tennessee links. Er schließt über 100 Inseln ein, die bei den periodischen Anschwellungen überfluthet werden. Gegenüber der Insel Cove-in-Rock, im Staate Illinois, erhebt sich ein steiler Felsen von 220 Fuß Höhe, der eine Höhle mit einer 60 Fuß großen Oeffnung und 120 Fuß Tiefe hat.

Ohio, einer der blühendsten Staaten der nordamerikanischen Union und der östlichste Theil des Mississippithales, gränzt im Norden an Michigan und den Erie-See, im Osten an Pennsylvanien, im Südosten an Virginien, im Süden an Kentucky und im Westen an Indiana. Sein Flächenraum beträgt 1838 □ Meilen. Der Osten u. Südosten, bis zum O., enthält gebrochenes hügeliges Land; die Hügel sind theils isolirt und abschüssig, theils bilden sie Reihen und Ketten, die bis zum Gipfel angebaut, oder doch des Anbaues fähig sind. Der Süden ist weniger hügelig, doch überall bis auf eine Entfernung von 10—15 Meilen vom O. stark gebrochen. Der Norden ist fast ganz eben, auch manche Strecken hin feucht und sumpfig; im mittleren Theile sind angenehme Höhen, mit vielen Ebenen untermischt; der Westen ist eben und monoton. Der Boden des Landes ist durchgehends vortrefflich; selbst die höchsten Hügel enthalten gutes Erdreich, und sind mit Waldungen von außerordentlicher Stärke bedeckt. Flözgebirge und angeschwemmter Boden sind vorherrschend. Von Steubenville bis an den Scioto erstrecken sich große Sandsteinmassen der neuesten Bildung, und hinter diesem Strome beginnen mächtige Kalksteinlager. Die ausgedehnten westlichen Grasfluren, die Prairies, nehmen bereits in diesem Staate ihren Anfang und wechseln mit dichtem Walde ab. Man rechnet, daß $\frac{1}{10}$ des Bodens von O. anbaufähig sind und $\frac{2}{3}$ des Ganzen den fruchtbarsten Boden haben. Während der nördlichste Theil des im Ganzen gut bewässerten Landes seine Gewässer in den St. Lorenzstrom sendet, fließen die des südlichen Theils durch den O. u. den Mississippi in den merikanischen Meerbusen. Der Erie-See gehört zum Theile noch zum Staate O. und bildet hier zwei bedeutende Buchten, die Miami- und Sanduskybai, welche ihre Namen von den in sie mündenden Flüssen, dem Miami of the Lake und Sandusky haben. Außerdem ergießen sich im Gebiete des Staates O. in den Erie-See: der Huron, Vermillion, Black, Rocky, Cayahoga, Chagrine, Ashtabula und Grand a. In den O. strömen hier: der kleine Beaver, Yellow, Indiana, Wheeling, Mac-Mahons, Captina, Sunfish, Muskingam, kleine Muskingam, kleine Hochhocking, Hochhocking, Shade, Leading, Racoon, Symmes, Hales, kleine Scioto, Scioto, Zwin, White, Oak, Brush, kleine Miami u. Big-Miami. An Kanälen besitzt der Staat bereits: den Ohio- und Erie-Kanal, der den Erie-See mit dem Ohio verbindet, auf seinem Laufe die Ortschaften Akron, New-Portage, Massillon, Bolivar, New-Philadelphia, Coshocton, Newark, Bloomfield, Circleville, Chillicothe und Rifeton berührt und bei Portsmouth in den Ohio mündet; der Miami-Kanal beginnt bei Cincinnati, zieht sich durch die Ortschaften Reading, Hamilton, Middletown, Franklin und Miamisburg und endigt bei Dayton; eine Fortsetzung dieses Kanals zieht sich von Dayton bis Pique (29 englische Meilen) und eine andere, von hier bis Defiance am Miami (190 englische Meilen), ist noch im

Bau begriffen, aber der Vollendung nahe; außerdem der Columbus-Branch-Kanal, von Columbus bis zum Hauptkanal (10 englische Meilen); Lancaster-Branch-Kanal, von Lancaster bis zum Hauptkanal (9 englische Meilen); Hockings-Kanal, von Lancaster bis Athens (56 englische Meilen); Zanesville-Branch-Kanal, von Zanesville bis zum Hauptkanal (14 engl. Meilen); Walhonding-Branch-Kanal (25 englische Meilen); Muskingam-Kanal (91 englische Meilen); Warren-County-Kanal, von Middletown bis Lebanon (22 englische Meilen); Sandy-Beaver-Kanal, von Bolivar bis zum Ohio (76 englische Meilen); Sydney-Feeder-Kanal (13 englische Meilen); Wabash-Grie-Kanal mit Seitenzweigen (91 engl. Meilen). Durch diese Kanäle, zahlreiche Banken und Eisenbahnen wird der Verkehr namhaft befördert. Das Klima ist gemäßig, aber feucht, und Regen häufig. Die Produkte sind: sehr viele Pferde, viel Rindvieh, Schaafe, Schweine, Geflügel, viel Weizen, Gerste, Hafer, Roggen, Buchweizen, Mais, Wolle, Hopfen, Wachs, Kartoffeln, Hanf und Flachs, Tabak, Baumwolle, Zucker, Wein, Potasche; Eisen, Steinkohlen, Mineralquellen. Die Industrie ist in starkem Zunehmen und auch in dieser Beziehung thut es der Staat O. allen übrigen im Westen zuvor. Mit jedem Jahre blühen neue Manufakturen und Fabriken auf. Der Handel ist bedeutend, namentlich der Verkehr auf dem Ohio und Mississippi nach New-Orleans. Die Einfuhr besteht in Kolonialwaren, in Manufakturwaren, Reis, Baumwolle, Tabak, Salpeter, Marmor, Eisen- und Glaswaaren. Die Zahl der Einwohner beträgt 1,800,000, darunter fast die Hälfte Deutsche. An Universitäten und Colléges bestehen 18, an Akademien und lateinischen Schulen 73, an Volksschulen 5186. Die gesetzgebende Gewalt übt ein Senat und ein Haus der Repräsentanten, die ausübende ein Gouverneur. Die Staatseinnahmen belaufen sich auf nahe an 300,000, die Ausgaben auf 230,000 Dollars; die Staatsschulden betrugen 1814 nahe an 15 Millionen Dollars. Die Legislatur versammelt sich jährlich in der Hauptstadt Columbus, mit 7000 Einwohnern, am Scioto. Seit 1788, meistens von Neuengland und Pennsylvanien aus colonisirt, hat sich kein Land der Welt mit solcher Schnelligkeit entwickelt. Die Stadt Cincinnati, am Ohio, wo 1790 die erste Baumstammhütte errichtet wurde, zählt jetzt 72,000 Einwohner.

Dhlmüller, Daniel Joseph, berühmter Architekt und genialer Baumeister der Pfarrkirche der Vorstadt Au bei München, geboren am 10. Januar 1791 zu Bamberg, wo sein Vater Bäckermeister war. An der technischen Zeichnungsschule seiner Vaterstadt erhielt er seine erste Bildung 1809—11 und lieferte hier als Probe seiner Fertigkeit den Riß des allgemeinen Krankenhauses, welcher den Beifall Sachverständiger noch jetzt hat. Zu seiner praktischen Ausbildung begab er sich auf das Bureau der k. Bauinspektion des vormaligen Mainkreises in Bamberg und blieb dann noch 4 Jahre an der Kunstakademie in München, wo er eine Sammlung der schönsten Zeichnungen anfertigte. Im October 1815 trat er eine große Reise nach Italien an, um durch eigene Anschauung der vorzüglichsten alten Baudenkmäler sich allseitiger auszubilden. Von Rom aus ging er im April 1816 nach Neapel und Sicilien und nahm die merkwürdigsten Parteen dieser Gegenden, als: Pöstums Ruinen, den Vesuv und Aetna, Stromboli, unter großer Gefahr von Piraten, naturgetreu auf. Von bedeutendem Interesse waren seine Zeichnungen zu den Tempeln der Juno in Girgenti, der Minerva zu Syrakus, der Tempel zu Segeste und Delinunth, manche davon in Aquarellfarben lebendig und treu ausgeführt. Bei Syrakus lag eine amerikanische Flotte vor Anker, und O. benützte diese Gelegenheit, durch wiederholten Besuch die innere Einrichtung der Seeschiffe genau kennen zu lernen. Als die Glyptothek in München aufgeführt wurde, nahm Klenze 1819—30 seine Mitwirkung als Inspektor bis zur Vollendung des Baues in Anspruch. König Ludwig hatte bereits als Kronprinz in Italien seine ausgezeichneten Fähigkeiten zu würdigen verstanden. Am 14. März 1826 wurde er Baucondukteur bei der Hofbauintendanz, 1832 Civilbauinspektor,

und seit dem 17. October 1835 zum Regierungsbaurathe befördert. In dieser Eigenschaft bewährte er seine Genialität in mannigfachen Entwürfen und Ausführungen von theils Privat-, theils Staatsbauten. Besondere Erwähnung verdienen: die Ottokapelle zu Kiefersfelden; das in altdeutschem Baustyle errichtete Denkmal zu Wittelsbach; die byzantinische Kapelle zu Flossenbürg; endlich sein Meisterwerk, das seinem Namen die Unsterblichkeit gesichert, die neu errichtete Pfarrkirche der Vorstadt Au bei München, ganz nach seinem Plane in altdeutschem Style ausgeführt. So rüstig an der inneren Vollenbung dieses Meisterbaues gearbeitet wurde, so war ihm leider die Freude nicht mehr beschieden, den fertigen abgeschlossenen Bau zu erleben; nach mehrjährigen Leiden und 4 wöchentl. Krankenlager, vielleicht in Folge des eingeathmeten Kalkstaubes, starb er am 22. April 1839, erst 48 Jahre alt. Von ihm sind auch 3 Hefen „Ideen zu Grabdenkmälern“, München 1823—25, herausgegeben worden. Behufs der Errichtung eines Denkmals des verstorbenen Königs Max Joseph auf dem Marplaz seiner Vaterstadt Bamberg lithographirte er einen Grundriß. In seinem Nachlasse verdient ganz ausgezeichnete Hervorhebung ein großartiger, aber eben wegen seiner Grandiosität kaum ausführbarer Entwurf zu einer bayerischen Ruhmeshalle. Er zeigt uns einen achtseitigen Aufbau in altdeutschem Style, dessen unterstes Stockwerk einen Rundbau bildet, der auf einem stufenartig hervortretenden Sockel ruht und von 7 Kapellen umgeben ist, in deren baldachinartig überdeckten Nischen die Büsten berühmter Männer zu stehen kommen sollten. Nach dem Vorschlage des Architekten würde der Ausbau die Summe von wenigstens dritthalb Millionen Gulden in Anspruch genommen haben, wodurch die Genehmigung unmöglich gemacht wurde. Der durch Größe, Pracht und Schönheit gleich ausgezeichnete Plan auf 4—5 großen Pergamenttafeln, zum Theil farbig ausgeführt, wurde dem Vernehmen nach vom jetzigen Könige von Preußen angekauft. Im kommenden Jahre 1849 sollen d. s. Ueberreste in der Auer Pfarrkirche ihre Ruhestätte finden. Der gewölbte Raum unter der Halle des Haupteinganges ist hiezu bestimmt; zur Rechten des Einganges soll sich sein Monument als Baumeister erheben. — Die Würdigung seines künstlerischen Wirkens stellte ausführlich der Rud. Marggraf in der Plenar Sitzung des hist. Vereins von Oberbayern. (Vgl. II. Jahresber. München 1840. S. 97—118.)

Cm.

Dhm, ein Flüssigkeitsmaas von dem verschiedensten Gehalte in den verschiedenen deutschen und außerdeutschen Staaten; vgl. den Art. Maas u. Gewichte.

Dhmacht, Landolin, ein vorzüglicher Bildhauer, geboren 1760 zu Dunningen, einem Dorfe des württembergischen Oberamtes Rottweil, der Sohn schlichter Landleute, erlernte zu Triberg und Freiburg im Breisgau das Schreinerhandwerk, kam aber dann auf Verwendung des Rottweiler Magistrats zu dem geschickten Bildhauer Melchior in Frankenthal, wo ihm schon 1780 die Anfertigung der Brustbilder Christi u. Petri, sowie dreier Tafeln mit dem Opfer Melchisedechs in Basrelief für die Kreuzkirche zu Rottweil übertragen wurde. Später arbeitete er in Mannheim und Basel und ging 1790 nach Italien, besonders nach Rom. Nach zwei Jahren kehrte er zurück und war in Lübeck, Mainz, Frankfurt a. M. u. beschäftigt. Seit 1801 in Straßburg ansässig und unermüdet thätig, starb er daselbst 1834, hochgeachtet als Künstler, wie als Mensch. In allen seinen Werken spricht sich tüchtiges Studium der Natur und Antike aus, ein Geist, der, reich an Gedanken, die Formen und Gränzen der Natur vollkommen kennt und von der Idee des Schönen, vom Streben nach Adel und Grazie, immer geleitet wird. Von seinen Werken nennen wir: das Denkmal des General Desaix auf der Rheininsel bei Straßburg, von Oberlin u. m. a. in der Thomas- und Neuen Kirche zu Straßburg; des Adolph von Nassau im Dom zu Speyer, des General Kleber im Straßburger Münster, Christus mit allegorischen Figuren in der protestantischen Kirche zu Karlsruhe.

Dhmacht (*deliquium animi, defectio animi, lipothymia, syncope*), heißt die Unterbrechung mehrerer oder aller animalen und vitalen Lebensäußerungen, je

nachdem ein niederer oder höherer Grad derselben obwaltet. Das bloße Verschwinden des Bewußtseyns auf kurze Zeit mit leicht erregbarer Sinnesthätigkeit kann als der niedere Grad betrachtet werden; in den höheren Graden ist aber Thätigkeit der Sinnesorgane und alle Muskelbewegung aufgehoben, der Puls schwer, oder gar nicht fühlbar, selbst der Herzschlag schwach und undeutlich. Der höchste Grad der D. ist der Scheintod. — Beim Eintritte der D. befällt den Kranken plötzlich das Gefühl von Schwäche; er kann sich nicht mehr aufrecht halten, wird bleich, seine Sinne verdunkeln sich, der Puls wird schwach, ein kalter Schweiß bricht am Halse und der Stirne aus; die Augen verlieren ihren Glanz und es erscheint ein bläulicher Ring um dieselben. Gewöhnlich dauert eine D. nur wenige Minuten, doch ausnahmsweise auch länger, worauf sich die Zeichen des wiederkehrenden Lebens nach und nach wieder einstellen. Die D. kommt als Symptom bei mehreren Krankheiten vor: so bei der Hysterie, bei Nervenfiebern und akuten Exanthemen, bei Fehlern des Herzens und des Blutkreislaufes, namentlich bei der Brustbräune, bei Herzpocken und Herzentzündung, bei der Wassersucht, bei Lungenfehlern u. a.; auch bei vielen asthmatischen Krankheiten krampfhafter und kongestiver Art, wie denn überhaupt nervenschwache und plethorische Personen am meisten der D. unterworfen sind. Das weibliche Geschlecht ist ungleich mehr dazu geneigt, als das männliche, und namentlich zur Zeit der Schwangerschaft. — Die Gelegenheitsursachen sind sehr mannigfaltig, z. B. heftige Gemüthsbewegungen, widrige Eindrücke auf das Gemeingefühl, Hunger, Durst, Kälte, gewisse Arten von Giften, überhaupt Alles, was in besonderem Grade störend auf die Nerven einwirkt, geben in der Regel Anlaß zu D., welche auch oft im Verlauf von Krankheiten stattfinden, oder sie andeuten. Frische Luft, Besprengung des Gesichtes und der Brust mit kaltem Wasser, starke Gerüche, leisten die besten Dienste. Neigt sich die D. zu dem apoplektischen Zustande hin, oder droht sie in denselben überzugehen, so sind Blutentleerungen anzurathen, die aber bei der D. keineswegs eine so allgemeine und empirische Anwendung finden dürfen, als häufig angegeben wird.

Ohr nennt man das Organ des Gehörns, welches paarig vorhanden, zu beiden Seiten des Kopfes sich befindet und in dem Felsentheile des Schläfenknochens fast horizontal von Außen schräg ein- und vorwärts bis gegen die Mitte der Hirnschale sich erstreckt. Das O. besteht aus mehreren an einander liegenden Gebilden, welche knorpelig und knöchern sind, oder doch diese Gewebe zur Grundlage haben und theils zur Leitung des Schalls bis zu dem Gehörnerven dienen, theils für die Ausbreitung dieses Nerven eine ansehnliche Fläche in kleinem Raume darbieten. Man theilt das O. gewöhnlich in das äußere und in das innere. Zum äußern O. rechnet man die mit den allgemeinen Bedeckungen überzogenen Ohrknorpel und ihre Muskeln, den knorpeligen und knöchernen Gehörgang, und das Trommelfell; zum innern O. aber werden gezählt die Trommelhöhle, die eustachische Röhre und das Labyrinth. — Der D.-Knorpel und der knorpelige Gehörgang bilden eine in verschiedenen Richtungen gewundene Knorpelplatte, welche im Ganzen die Gestalt eines Trichters hat, der von einem unebenen Rande umgeben ist. Der D.-Knorpel hat verschiedene Erhabenheiten und Vertiefungen; eine sehr starke Vertiefung bildet sein mittlerer Theil, die D.-Muschel, welche in den Gehörgang übergeht. Der knöcherne Gehörgang, die Fortsetzung des knorpeligen, liegt in dem untern Theile des Felsenkeins, ist ungefähr einen halben Zoll lang, von elliptischer Gestalt und in der Mitte enger als im Anfang und am Ende; begränzt wird er durch das Trommelfell. Der Ohrknorpel, die innere Fläche des äußern Gehörgangs und die äußere Fläche des Trommelfells sind von einer Fortsetzung der allgemeinen Bedeckung überzogen, welche überall dicht an dem Knorpel anliegt, fettleer und am Eingang in den äußern Gehörgang mit vielen kurzen, feinen Härchen besetzt ist, immer feiner wird und viele kleine Höhlen zeigt, welche zur Absonderung des D.-Schmalzes dienen. Am untern Ende des D.-Knorpels bildet die Haut einen weichen, mit etwas Fett versehenen Anhang,

das O. = Lappchen. Das Trommelfell ist eine dünne, aus drei Schichten bestehende Haut, welche die Gränze zwischen dem äußern und innern O. bildet u. schräg von oben nach unten und innen liegt. Die Muskeln des äußern O.s sind alle dünn und klein und können selten von einem Individuum der cultivirten Nationen bewegt werden. Die Trommelhöhle macht den mittlern Theil des Gehörwerkzeugs aus; sie ist uneben und länglich, liegt hinter dem Trommelfelle, gränzt nach hinten und innen an das Labyrinth und hängt durch die Eustachische Röhre mit der Mund- und Nasenhöhle zusammen. In der Trommelhöhle liegen die Gehörknöchelchen: drei kleine Knochen, welche, nach ihrer Gestalt, Hammer, Amboss u. Steigbügel genannt werden, durch Gelenke mit einander verbunden sind und durch verschiedene kleine Muskeln in Bewegung gesetzt werden. Die Eustachische Röhre ist eine theils knorpelige, theils knöcherne, ungefähr 2 Zoll lange Röhre, welche von der hintern Nasenöffnung und dem Rachen aus schräg nach Außen und rückwärts geht und in der Trommelhöhle sich endet. Das Labyrinth, der innerste Theil des O.s, besteht aus mehrern Knochenhöhlen u. Windungen, die als Vorhof, Bogengänge und Schnecke von einander unterschieden werden. In ihnen verbreitet sich der Gehörnerv zur Auffassung des durch den Schall bewirkten Eindrucks; die außerhalb des Labyrinths gelegenen Theile des O.s dienen nur dazu, den Schall bis zu dieser Ausbreitung des Gehörnerven zu leiten. — Die Entwicklung des O.s, besonders seiner innern Theile, beginnt beim Fötus schon ziemlich früh; beim neugeborenen Kinde haben die O.en schon fast dieselbe Größe, wie beim Erwachsenen. — Im Thierreiche scheint die Fähigkeit zu hören schon bei den Thieren der niedersten Stufen vorhanden zu seyn, ohne daß jedoch ein eigentliches Gehörwerkzeug unterschieden werden könnte. Bei vielen Insekten ist es außer allem Zweifel, daß sie für den Schall Empfänglichkeit besitzen, doch findet sich bei ihnen noch kein eigentliches O.; bei den Fischen dagegen zeigen sich in den Schädelknochen schon bestimmte einzelne Theile des innern O.s; sehr mannigfaltig sind diese bei den Amphibien. Bei den Vögeln, die doch ein sehr scharfes Gehör besitzen, fehlt das äußere O.; doch sind bei ihnen, besonders bei den Raubvögeln, um die Mündung des äußeren Gehörganges die Federn meistens excentrisch gestellt; am vollkommensten ist das O. bei den Säugethiere u. stimmt bei diesen mit dem des Menschen größtentheils überein. — Das O. ist mancherlei Krankheiten unterworfen, deren häufige Folge Beschränkung der Hörfähigkeit, Taubheit in höherem oder geringerem Grade ist. Die äußeren oder inneren Gebilde des O.s können entzündet seyn, und diese O.-Entzündung kann verstärkte Absonderung hervorrufen u. dadurch einen Ausfluß aus dem O., O.-Fluß, bewirken, welcher, wenn nicht beachtet, häufig eiterig wird und völlige Zerstörung der inneren Theile und damit Taubheit herbeiführt. Ferner können die verschiedenen Kanäle verstopft seyn, und zwar durch fremde Körper, oder durch ihre eigenen angehäuften Absonderungsprodukte. Endlich kann der Gehörnerv auch auf anatomisch nicht nachweisbare Weise verändert seyn und dadurch Taubheit und O.n-Schmerz, O.n-Zwang, veranlaßt werden. — In neuerer Zeit hat man angefangen, die Lehre von den O.n-Krankheiten u. ihrer Behandlung von dem Gebiete der Heilkunde im Allgemeinen oder insbesondere von dem der Chirurgie, zu welchem sie bisher gerechnet wurde, auszuschneiden u. sie als spezielles Fach, als O.n-Heilkunde, zu bezeichnen, die sich aber damit besonders beschäftigenden Aerzte aber O.n-Aerzte zu nennen. E. Buchner.

Ohrenbeichte, s. Buße, Sakrament der.

Difles, ein Freund des Herakles, mit welchem er nach Troja gegangen, doch auch dort geblieben seyn soll. Andere Mythographen lassen ihn zurückkehren u. um Vieles länger leben, als seinen Sohn Amphiaraoß, dessen Sohn Alkmaeon nach dem, von dem Orakel gut geheißenen, Muttermorde zu ihm flüchtete. Er hatte noch zwei Töchter, Iphianira u. Poliboea.

Dileus, Vater des bekannten Helden Ikar, der, zum Unterschiede von dem Namensvetter, sich nach seinem Vater nannte. Auch Medon, Anführer der

Phthier, war des O. Sohn von seiner Geliebten, der Rhene. In seiner Jugend machte er den Argonautenzug mit.

Dise, (bei den Alten Esia oder Isaria) ein Fluß in Frankreich, Nebenfluß der Seine, auf deren rechter Seite, entspringt in Belgien, Provinz Hemegau, südwestlich bei Chimay, im Forst von Thierache, dringt bald in Frankreich ein u. mündet bei Conflans=St=Honorine. In ihrem südwestlichen Laufe (90 L.) fließt die O. an Guise, la=Jère, Chauny, Royon, Compiègne, Verberie, Pont=Ette=Marence, Creil, Beaumont, Pontoise vorüber u. ist von Chauny bis zur Seine schiffbar u. mit dem St=Quentin=Kanal verbunden. Bedeutende Nebenflüsse sind: links der Ton, die Serre, Lette, Aisne, Autone, Nonette; rechts der Noircieu, die Brèche u. der Thérain. — Das gleichnamige Departement, im Norden Frankreichs, gränzt nördlich an das Departement Somme, im Osten an das Departement Aisne, im Süden an die Departements Seine u. Marne u. Seine u. O. u. im Westen an die Departements Eure u. Nieder=Seine u. hat einen Flächenraum von 110 □ Meilen mit 400,000 Einwohnern. Die Oberfläche ist im Ganzen eben, nur im nördlichen Theile zieht sich ein niedriger Höhenzug von Osten nach Westen; der höchste Berg ist der Mont=César, östlich von Beauvais. Hauptfluß ist die hier schiffbare O., in welche die meisten Gewässer des Departements sich ergießen; nur im nördlichen Theile erhält die Somme u. im südwestlichen die Opte einige unbedeutende Zuflüsse; erwähnenswerth ist noch der Durcq, ein Nebenfluß der Aisne, im südöstlichen Theile des Departements. Der Boden ist im Allgemeinen fruchtbar, das Klima gemäßigt u. im Ganzen gesund, außer in den morastigen Gegenden im nordwestlichen u. südöstlichen Theile des Departements. Hauptprodukte sind: Getreide, Bohnen, viel Obst, Hanf, Luzernerflee, die gewöhnlichen Hausthiere, besonders gutes Rindvieh u. veredelte Schafe, viel Geflügel, Bienen &c. Die Industrie beutet Sandsteinbrüche, Kalkbrüche u. Kohlengruben aus, beschäftigt Runkelrübenzuckerfabriken, Bierbrauereien, Eiderpressen, Töpfereien, Fayence= u. Porzellain=, Leder= u. Handschuhfabriken, Baumwollenspinnereien, Fabrikwebereien, Tüll=, Strümpfe=, Mützen=, Tuch=, Tapiserie= u. Teppichwebereien &c. u. liefert Hanfleinwand, Zink, Kupfer, Eisen u. Weißblech, Draht, Krämpel, Schwefeleisen, Alaun, Battist, Spitzen, Blondes &c. Der ziemlich lebhaftes Handel mit den Produkten des Ackerbaues u. der Viehzucht, mit Holz u. den Erzeugnissen der Industrie wird durch die Flüsse O. u. Aisne, sowie durch einen Seitenkanal der O. unterstützt. Eintheilung in vier Arrondissements, Hauptstadt Beauvais (s. d.).

Oceanos war in der griechischen Mythologie die Personifikation des, alle Welttheile umströmenden, großen Meeres, unterschieden von den Binnenmeeren: Pontos, Thalassa u. Pelagos. O. war der älteste Sohn des Uranos u. der Gaia, also ein Titan; er vermählte sich mit seiner Schwester Tethys, aus welcher Ehe fast alle Meere, Flüsse, Ströme, Bäche u. Quellen oder deren Götter u. Göttinnen entsprangen, sowie vornehmlich die 3000 Oceaniden. Seine Nachkommenschaft ist sehr zahlreich, u. weit in die mythische Geschichte Griechenlands verzweigt.

Osen, Lorenz, Professor der Naturgeschichte an der Universität Zürich, geboren den 2. Aug. 1779 zu Offenburg im badischen Kinzigkreise, studierte in Göttingen, wurde daselbst 1806 Privatdocent, 1807 in Jena außerordentlicher Professor der Medizin, 1812 aber ordentlicher Professor der Naturgeschichte; mußte 1819 seine Entlassung nehmen in Folge der Untersuchung über das Wartburgfest (bei welchem er aber unbethelligt erschien) u. weil er die Herausgabe der Isis, eines encyclopädischen Blattes, in welchem, außer naturwissenschaftlichen Aufsätzen, auch politische Artikel erschienen, nicht aufgeben wollte. O. lebte nun als Privatgelehrter theils in Jena, theils in Basel; 1827 wurde er zum Professor der Physiologie u. Naturphilosophie in München ernannt u. 1830 als Professor der Zoologie nach Erlangen versetzt, welche Professur er aber nicht annahm, sondern nach Zürich ging u. daselbst 1833 Professor an der neu errichteten Universität wurde, deren erster Rektor er zugleich war. — O. ist einer der tüchtigsten Natur=

forscher aller Zeiten; er hat sich namentlich um die Ausbildung der Naturphilosophie (s. d.) die gewichtigsten Verdienste erworben u. geht bei seinen Untersuchungen hauptsächlich von dem Gesetze der Entwicklung des Höheren aus dem Niederen aus. D. war auch mit unter den Ersten, die zur Wiedereinführung des Mikroskops, als Grundlage der physiologischen Beobachtung, wesentlich beigetragen haben. Ein weiteres großes Verdienst erwarb sich D. durch die Gründung der alljährlichen Versammlungen der deutschen Naturforscher u. Aerzte (s. Naturforscherversammlungen). — Das wichtigste Schriften sind: „Die Zeugung“ Bamberg 1805. Lehrbuch der Naturphilosophie“ 3 Bde. Jena 1809 — 1811. 3te umgearbeitete Auflage. Zürich 1843. — „Preischrift über die Entsehung u. Heilung der Nabelbrüche“ Landshut 1810. „Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände“ 13 Bde., Stuttgart 1833 — 1841, dazu Abbildungen in 15 Lieferungen. Stuttgart 1834 — 1840. — Die Isis erscheint seit 1816 fortwährend. E. Buchner.

Dkounef, Nikolaus Alexandrowitsch, russischer militärischer Schriftsteller, 1792 in Petersburg geboren, trat, 15 Jahre alt, im Ministerium des Auswärtigen in den Staatsdienst, ging 1811 zum Militär über und machte im Corps des Grafen Wittgenstein den Feldzug von 1812 mit. Von 1813 bis zu Ende des Krieges war er dem 4. preussischen Armee-Corps als Generalstabsoffizier attachirt. Dann widmete er sich ganz den militärischen Studien. 1829 nahm er im Generalstabe der Armee am türkischen Feldzuge unter Diebitsch Theil, und 1831 begleitete er, mit der Ausarbeitung der Operationen, die zuletzt Warschau's Einnahme herbeiführten, beschäftigt, den Grafen Paskewitsch nach Polen, ward Adjutant des Kaisers, bald darauf Generalmajor und kam 1833 in die Suite des Kaisers, wobei er seinen Aufenthalt im Hauptquartier des Fürsten von Warschau erhielt. Seine anhaltenden Studien hatten ihn 1832 der Erblindung nahe geführt, doch besserte sich später durch den öftern Gebrauch der Karlsbader Bäder sein Augenleiden merklich. 1832 ward er Mitglied des Edukationsrathes, 1837 des Ministeriums des Innern, 1839 des Staatsrathes im Königreiche Polen. Als Curator des Arrondissements von Warschau ist er die Stütze des gesammten öffentlichen Unterrichts im Königreiche, und um diesen hat er sich in hohem Grade verdient gemacht; vorzüglich zeigte sich seine Thätigkeit bei Errichtung eines höhern pädagogischen Instituts, einer katholisch-theologischen Academie, bei der Leitung der Sternwarte, bei Verschönerung des botanischen Gartens und Wiederergänzung der nach Warschau's Eroberung sehr verringerten Bibliothek. Diese Verdienste hatten seine Beförderung zum Generalleutnant zur Folge. Schriften: *Réflexions sur le système de guerre moderne*, Petersb. 1823; — *Histoire de la campagne de 1800 en Italie, augmentée de considérations sur les mouvements des deux armées belligérantes*, das. 1825; — *Examen raisonné des propriétés des trois armées*, Paris 1827, 2. Aufl. 1832; *Considérations sur les grandes opérations, les batailles et les combats de la campagne de 1812 en Russie*, das. 1829; — *Mémoires sur les principes de la stratégie et sur les rapports intimes sur le terrain*, das. 1830. — Aus der Zeit nach dem poln. Kriege stammt namentlich die mit großer Unparteilichkeit geschriebene: *Histoire de la seconde époque de la campagne de 1831 en Pologne*, Petersb. 1835, — und das taktische Werk: *Mémoire sur le changement qu'une artillerie bien instruite et bien employée peut produire dans le système de la tactique moderne*, Par. 1835.

Dbers, Heinrich Wilhelm Matthias, Arzt und berühmter Astronom, geboren den 11. Oktober 1758 zu Arbergen bei Bremen, Sohn des nachmaligen Dompredigers in Bremen, besuchte daselbst die Domschule, kam 1777 nach Göttingen und widmete sich dem Studium der Heilkunde, trieb aber nebenbei mit vollem Eifer die Sternkunde, zu der er die Neigung von seinem 1772 gestorbenen Vater ererbt hatte. 1780 wurde D. zum Med. Dr. promovirt, begab sich 1781 nach Wien und kehrte über Prag und Dresden nach Bremen zurück, woselbst er sich als praktischer Arzt niederließ, bald großes Zutrauen erwarb, in den Ruße-

stunden aber mit gewohntem Eifer der Sternkunde oblag. Schon 1779 hatte er den ersten Kometen beobachtet und die Bahn desselben berechnet; er blieb fortan der Erforschung der Kometen vorzugsweise zugewendet, und veröffentlichte 1797 eine neue und bequeme Methode, die Bahn eines Kometen aus drei Beobachtungen zu berechnen. D. setzte uns in den Stand, wissenschaftlich bestimmt zu wissen, daß in beiläufig 8800 Jahren ein Komet der Erde so nahe kommen wird, als jetzt der Mond von ihr entfernt ist; daß in vier Millionen Jahren ein anderer erscheinen muß, der sich ihr bis auf drei oder vier Meilen nähert; daß aber endlich in einhundert und zwanzig Millionen Jahren ein solcher abentheuernder Stern mit unserem Planeten zusammenstößt und dann wahrscheinlich dessen Zerstörung bewirkt. D. entdeckte auch die Pallas und Vesta und schloß aus dem nahen Zusammentreffen der Durchschnittspunkte ihrer Bahnen mit denen der Ceres und Juno, daß alle vier die Trümmer eines großen Planeten seien, welcher ehemals den Abstand zwischen Mars und Jupiter ausgefüllt und zugleich durch angemessenen Umfang dem ordnungsgemäßen Verhältniß fortschreitender Größe entsprochen habe; wie denn bereits Kepler hier einen Planeten vermist hatte. — 1820 zog sich D. von der ärztlichen Praxis gänzlich zurück und lebte nur mehr seinen Sternen; 1830 feierte er sein Doktorjubiläum unter Ehrenbezeugungen von allen Seiten; seine Vaterstadt beschloß seine Büste öffentlich aufzustellen, was auch 1833 geschah. 1840 den 2. März starb er. D. war als Repräsentant seiner Vaterstadt bei dem Lauffeste des Königs von Rom gewesen und von Napoleon als Mitglied in den gesetzgebenden Körper berufen worden. Seine astronomischen, wie auch einige ärztliche Abhandlungen finden sich in verschiedenen Zeitschriften. E. Buchner.

Oldenbarneveld (Jan van), Grosspensionär von Holland, geboren um 1549, hatte sich schon durch vieljährige Dienste und Arbeiten um sein Vaterland verdient gemacht, als die junge Republik Holland England die Souveränität anbot. Mit Aufmerksamkeit beobachtete D. die Schritte des übermüthigen Grafen von Leicester, des Stellvertreters der Königin Elisabeth, der die Angelegenheiten des Staatsraths nach ihren Absichten führte, arbeitete ihm mit reinem Nationalinteresse entgegen und bewirkte dadurch dessen Zurückberufung (1588). Als endlich die befreiten Niederländer eifrig Hand an die Erbauung ihres politischen Gemeinwesens legten, war es D., welcher, Anfangs in Gemeinschaft mit dem jungen Moriz von Oranien, dann aber, als Moriz selbst der Freiheit gefährlich war, demselben muthig entgegenwirkend, das vaterländische Werk beförderte. Auf seine Veranlassung trat dem seit 1584 errichteten Staatsrathe ein Congress von Deputirten der einzeln vereinigten Staaten (die Generalstaaten) entgegen, der sich allmählig der obersten Geschäftsleitung bemächtigte. Nachdem aber seit 1588 mehre Provinzen Moriz zum Statthalter gewählt hatten, übte dieser eine größere politische Gewalt aus, als sein Gegner, so daß, als endlich Spanien unter Philipp III. von der Republik Frieden begehrte, D. gegen Moriz nur einen Waffenstillstand (9. April 1609) auf 12 Jahre durchsetzen konnte, in welchem die Unabhängigkeit Hollands anerkannt wurde und Spanien selbst freie Schifffahrt nach Ostindien gewährte. D.s Ansehen stieg jedoch durch die glückliche Beendigung dieser Angelegenheit nicht minder. Der ehrgeizige Moriz aber haßte jetzt D. und die Partei der Patrioten; daher benützte er einen eben damals rege gewordenen kirchlichen Streit (s. d. Art. Arminianer), um D., seinen ehemaligen Wohlthäter u. Freund, nun den Gegner seiner Herrscherplane, zu verderben. Nachdem D. nämlich, der Lehre des Arminius zugethan, auf Veranlassung des Statthalters von der Gegenpartei, den Gomaristen (s. d.), in Schmähschriften heftig angegriffen worden war, schrieb er jene berühmte Denkschrift, worin er den vereinigten Provinzen alle Kränke der nassauischen Partei vor Augen legte und sie aufmerksam auf die Gefahr machte, welche ihrer Freiheit von dort her drohte. Nebst mehreren anderen edelgesinnten u. geistreichen Männern ließ ihn Moriz hierauf verhaften, unter allerlei Beschuldigungen durch 26 Richter zum Tode verurtheilen und, trotz der Vor-

stellungen des französischen Gesandten, der Prinzessin von Oranien u. A., am 13. März 1619 in seinem 72. Lebensjahre hinrichten.

Oldenburg, ein deutsches Großherzogthum, besteht aus 3 von einander getrennten Provinzen: Herzogthum Oldenburg, Fürstenthum Lübeck oder Gutin und Fürstenthum Birkenfeld. Der ganze Staat hat einen Flächeninhalt von 114 deutschen □ Meilen und eine Bevölkerung von 280,000 Seelen. Das Herzogthum O. ist von der Nordsee und von Hannover begränzt; Lübeck von der Ostsee und von Holstein, Birkenfeld von der preussischen Rheinprovinz umschlossen. O. hat fast durchaus ebenes Land und enthält an der See und Weser fruchtbares Marschland, welches durch Deiche, deren Gesamtlänge 33 bis 34 Meilen beträgt, gegen das Meer geschützt ist. Der übrige Theil ist Haide und Morast und nur theilweise bebaut. Die weite Ebene wird von Sandhügeln u. Sandflächen durchzogen. Durch die Nordsee werden zwei beträchtliche Bufen: der Jathe- u. der Weserbusen gebildet, von denen der erstere breit und tief in das Land einbringt, während der andere, schmaler, eigentlich nur die Mündung der Weser ausmacht. Die Küste ist flach und durch keine Felsen gesichert; die niedrigsten Ränder, welche von der Fluth überdeckt und von der Ebbe bloßgelegt werden, heißen Watten. Das Steigen des Meeres während der Fluth ist beträchtlich, denn an der Jathemündung (bei Barel) ist der Unterschied zwischen hoher und tiefer See 14 Fuß, und in die Weser bringt die Fluth so weit, daß sie noch in die Hunte tritt und größere Seefahrzeuge bis Braake aufwärts trägt. Die Nordsee hat seit Jahrhunderten das Land stark angegriffen; so weiß man, daß im 13. Jahrhundert, bei Entstehung des Jathebusens, 7 Kirchspiele zu Grunde gingen. Sie setzt aber auch, wie bereits gesagt, neues schlammiges Land (Marschland) an, welches mit dem Namen Groden bezeichnet wird. Die Flüsse gehören alle zum Gebiete der Nordsee. Als Hauptfluß tritt die Weser (i. d.) auf, welche eine lange Strecke weit die natürliche Gränze gegen Hannover bildet; in sie ergießen sich die Ochte (Ochtum) mit der Delme, sowie auch die Hunte. Im Norden fließt die Jathe, ein unbedeutendes Küstenflüßchen. Der Ems eilen im Süden die Hase, verstärkt durch die Bechte, im Westen die Sater- u. Ems oder Leba, verstärkt durch die Soeste, zu. Die genannten Gewässer sind jedoch, mit Ausnahme der Weser und Hunte, nur für Kähne schiffbar. Landseen finden sich in ziemlicher Anzahl, jedoch sind sie größtentheils nicht sehr bedeutend; nennenswerth sind: das Zwischenahner-, Elmendorfer-, Bullenmeer u. — Lübeck bildet eine wellenförmige, ihrer Hauptmasse nach fruchtbare Ebene, auf der Wälder, mäßige Hügelketten und Seen in anmuthiger Weise wechseln. Marschland und Haide fehlen hier. Von den Flüssen sind nur die Trave mit der Schwartau und der Schwentine, die dem Gebiete der Ostsee gehören, wichtig; außer ihnen finden sich fast nur Bäche. Die beträchtlichsten Landseen heißen Plöner-, Gutiner-, Keller- und Dobrauersee. Das Fürstenthum Birkenfeld, weniger fruchtbar, wird von Zweigen des Hunsrückgebirges (Idarwald, Hochwald) durchzogen, die eine Höhe von 2000 Fuß erreichen. Der Waldbreichthum tritt hier besonders hervor; man nimmt die Waldungen auf ungefähr 51,000 Morgen an. Die Nahe gehört dem Gebiete des Rheins; sie entspringt an der Süd- u. West-Gränze und nimmt alle kleineren Gebirgswässer auf. — Die Verschiedenheit der Naturprodukte in den drei Provinzen ist ziemlich groß. O. erzeugt viel Getreide, Rübsamen, Hanf und Flachs, weniger an Obst, Hopfen und Tabak; Holz in ziemlicher Menge. Die Viehzucht ist sehr blühend, besonders werden herrliches Rindvieh in den Marschgegenden und vorzügliche Pferde gezogen. Aehnlich verhält es sich mit diesen beiden Hauptzweigen der Landwirthschaft in Lübeck. Beiden Provinzen fehlen nuzbare Mineralien fast gänzlich; der Torfvorrath ist in Lübeck von Wichtigkeit. Birkenfeld hat wenig Getreide, dagegen mehr an Flachs und Obst, vortreffliche Rinder und Schafe und einen nicht unbedeutenden Reichthum an Kupfer, Eisen, Blei und Steinkohlen. Die Flächengröße des land- und forstwirthschaftlich benützten Bodens kann im ganzen Großherzogthume auf $1\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{2}$ Millionen Morgen, und die Quantität des producir-

ten Getreides auf 2 — 2½ Millionen Scheffel geschätzt werden. Die industrielle Thätigkeit ist im Ganzen unbedeutend; die Garnspinnerei und Leinweberei erhoben sich zu den wichtigsten Zweigen der Industrie; Kalk-, Ziegel- und Theerbrennereien, Zucker- u. einige Tabaksfabriken u. Gerbereien dürften noch zu erwähnen seyn. Auch der Handel, besonders im Innern, ist unerheblich. Der Seehandel ist etwas wichtiger; im Anfange des Jahres 1847 besaß D. auf der Weser 97 Schiffe von 6833 Last, darunter 8 Grönlandsfahrer; kleinere Fahrzeuge zählte man 104 mit 1981 Last Tragfähigkeit. D. zerfällt in die genannten drei Haupttheile; das Herzogthum D. wird wieder in 7 Kreise eingetheilt, wozu noch die Herrschaften Jever und Kniphausen (s. d.) kommen, und die Fürstenthümer Lübeck u. Birkenfeld zerfallen in Aemter. Die Kreise vom Herzogthum D. heißen: 1) D.-Kreis = 14,37 □ Meilen, 36,600 Einwohner; 2) Neuenburger-Kreis = 14,07 M., 32,640 Einw., 3) Ovelgönner-Kreis = 8,64 □ M., 28,650 Einw., 4) Delmenhorster-Kreis = 14,46 □ M., 33,800 Einw., 5) Wechtaër Kreis = 14 □ M., 36,800 Einw., 6) Cloppenburger-Kreis = 26,24 □ M., 33,000 Einw., 7) Jeverer-Kreis = 6,47 □ M., 20,300 Einw. Am 1. Juli 1846 hatte das Herzogthum D. 222,811, die Herrschaft Kniphausen 3106, das Fürstenthum Lübeck (am 1. Febr. 1845) 21,517, das Fürstenthum Birkenfeld 30,068 Einwohner, also eine Gesamtbevölkerung von 278,909 Seelen. Außer 1404 Juden sind alle übrigen Bewohner D.s deutscher Abstammung u. deutscher Zunge; nur im Saterlande (an der Gränze von Ostfriesland) wird noch die friesische Sprache gesprochen. Vorherrschende Religion ist die protestantische; es finden sich 201,107 Protestanten, darunter 370 Reformirte u. einige Mennoniten, und 74,548 Katholiken. Die Staatsform war bisher rein autokratisch; für die Folge wird aber die Vertretung des Landes mit beschließendem Stimmrechte in einer Kammer stattfinden. Das Recht der Erstgeburt ist Hausgesetz und die Erbfolge im Mannesstamme gesetzlich; D. nimmt mit Anhalt und Schwarzburg (s. dd.) die 15. Stelle im engeren Rathe der Bundesversammlung ein, im Plenum hat es eine Stimme. Die Staatseinkünfte werden auf 900,000 Thlr. berechnet, von denen 200,000 Thlr. auf das Militär verwendet werden. Außer einer Landesschuld von 600,000 Thlr., welche für Chausseebauten aufgenommen wurde, ist keine Staatsschuld vorhanden. Die höchste Behörde ist das Cabinets-Ministerium; unter diesem stehen die Regierungen, Kammern, Consistorien, die Generaldirektionen des Armenwesens, die Militärkommission. Als Justizbehörden finden sich: das Oberappellationsgericht, die Justizkanzleien, die Land-, Stadt- u. Patrimonialgerichte und Aemter. Für den Unterricht wird gesorgt durch vier Gymnasien (in D., Wechta, Gutin und Birkenfeld), eine Normalschule (in Wechta), drei höhere Bürgerschulen, zwei Schullehrer-Seminarien (in D. und Wechta), ein Taubstummen-Institut (in Wischhausen), eine Militärschule (zu Oldenburg), mit den Hansestädten gemeinschaftlich. Das Oldenburger Bundescontingent beträgt 2851 Mann Infanterie, 157 Mann Artillerie mit 4 Geschützen, 22 Pioniere, zusammen 3030 Mann. Für die Hansestädte stellt D. außerdem die betreffende Artillerie mit 175 Mann Contingent u. zugehöriger Reserve und Ersatzdepot. Für die Uebernahme dieser Artillerie-Quote und für die Führung des gemeinschaftlichen Brigadestabes und der obengenannten Militärschule wird von den freien Städten in Friedenszeiten an D. die Summe von 25,000 Thlr. Gold entrichtet. Der Etat des D. Militärs beträgt: Brigadestab 63 Mann, 2 Infanterie-Rgtr. 2986 Mann, Artillerie-Corps 314 Mann mit 12 Geschützen; Reserve: a) Infanterie 1494 Mann, b) Artillerie 180 Mann. Zusammen 5037 Mann. Im gewöhnlichen Dienste befinden sich nur 1036 Mann. Der Haus- und Verdienstorden, von Herzog Peter Friedrich Ludwig gestiftet den 27. Nov. 1838, wird als Belohnung treuer Dienste, wissenschaftlicher und sonst gemeinnütziger Bestrebungen ertheilt; er besteht aus Großkreuzen, Großkomturen, Comturen und Kleinkreuzen. Haupt- und Residenzstadt ist die wohlgebaute Stadt Oldenburg am Einflusse der Haaren in die Hunte, mit 8100 Einwohnern,

einem Schloß mit schönem Garten, dem Prinzenpalais, den bereits angeführten Instituten, einer Bibliothek (40 — 50,000 Bände), Gemäldesammlung, Sammlung deutscher Alterthümer, Hasen, bedeutende Pferdemäcke. — Die frühesten geschichtlich bekannten Bewohner D.s sind die Chauzen, welche sich später in den Friesen und Sachsen, welche hier herrschend wurden, verloren. Im 11. Jahrhundert erscheint das Land im Besitz mächtiger Grafen, deren Ursprung man gewöhnlich, doch ohne hinlängliche Belege, von Wittekind dem Großen ableitet. Der erste derselben, welcher urkundlich genannt wird, Egilmar (um 1080), hatte Besitzungen im Ammerlande und gilt als der Stammvater der folgenden oldenburgischen Grafen. Den Namen eines Grafen von D. nahm indeß erst Christian I., der tapfere Mittkämpfer Heinrichs des Löwen gegen die Slaven, an. Nach Heinrichs des Löwen Falle wurden die D.r unabhängig und im Jahre 1332 reichs unmittelbar, vergrößerten auch ihre Besitzungen durch einen Theil Rüstringens (das Land zwischen Ostfriesland und der Weser längs der Nordsee) und stifteten die Grafschaft Delmenhorst, welche später zwar von D. getrennt, im Jahre 1436 aber an den Grafen Dietrich den Glücklichen durch Heirath wieder zurückfiel. — Des genannten Sohn, Christian I., ward König von Dänemark (1448) und erhielt später auch Schleswig u. Holstein (s. d. Artikel Dänemark und Schleswig); der zweite Sohn, Gerhard der Krieger, folgte in D. Unter dessen Nachkommen ward das oldenburgische Gebiet durch das Stabler- und Budjatingerland (1523) und Jever (1573) vergrößert. Mit Anton Günther I. erlosch der Mannstamm dieser Linie der Grafen von D. (1667), worauf nach langem Zwiste D. und Delmenhorst an die königlich dänische Linie, Jever aber an den Fürsten von Anhalt-Zerbst, den Schwager Anton Günther's, gelangte. So blieb der Stand der Dinge bis zum Jahre 1773, wo Paul Petrowitsch, Großfürst von Rußland (nachmaliger Kaiser) und Herzog von Holstein-Gottorp, gegen Abtretung seines holstein-gottorpschen Antheils an Holstein und Verzichtleistung auf Schleswig D. und Delmenhorst erhielt, diese beiden Grafschaften aber seinem Vetter, Friedrich August, aus der jüngern Linie von Holstein-Gottorp, damals Fürstbischof von Lübeck, erblich überließ. Kaiser Joseph II. erhob hierauf D. und Delmenhorst zu einem Herzogthume und gab dem Herzoge im Reichsfürstenrathe Sitz und Stimme. Nach dem Tode Friedrich August's 1785 übernahm Peter Friedrich Ludwig, Bischof von Lübeck, anstatt des unfähigen Erben, die Administration, erwarb 1803 das Bisthum Lübeck, das hannoversche Amt Wilbeshausen und die münsterschen Aemter Bechta und Kloppenburg und trat im Jahre 1808 dem rheinischen Bunde bei, konnte aber nicht hindern, daß Napoleon D. im Jahre 1810 mit Frankreich vereinigte. Nachdem er im Jahre 1813 die Regierung als wirklicher Herzog wieder übernommen und an Jever einen Zuwachs seines Gebietes erhalten hatte, regierte er mit löblicher Umsicht und Milde bis zu seinem Tode, der im Jahre 1829 zu Wiesbaden erfolgte. Sein Sohn, August Paul Friedrich, (geb. 1783) nahm den schon vom Wiener Congresse seinem Hause bestimmten großherzoglichen Titel an. Er schloß 1830 mit Hannover, Kurhessen und Braunschweig einen Handelsvertrag. 1831 vermählte er sich in dritter Ehe mit der Prinzessin Cäcilie von Schweden (Wasa), die sich um die Bildungsanstalten des Landes sehr verdient machte (Cäcilienhule). Statt der landständischen Verfassung erhielt das Land eine tüchtige Communalverfassung. Im Jahre 1836 gab D. dem jungen Griechenland eine Königin. Im Jahre 1844 starb die Großherzogin Cäcilie, allgemein betrauert. In Folge der neuesten Zeitercignisse hat D. nun endlich auch eine landständische Verfassung, welche den Staatsbürgern alle in den übrigen deutschen Verfassungen ausgesprochenen Rechte garantirt, erhalten. — Vgl. Hammelmann, D.er. Chronicon D. 1590; — Halem, Geschichte des Herzogthums D., bas. 1794 — 96, 3 Bde.; Runde, D.er Chronik, das. 1824.

Oleander (Nerium Oleander L.), ein aus Südeuropa und Nordafrika stammender und bei uns in Gewächshäusern als Zierpflanze gezogener baumartiger Strauch, mit ausdauernden, lederartigen, lanzettförmigen, feinzugespizten,

am Rande etwas umgebogenen, oben dunkel, unter heller grünen Blättern und hell-scharlachrothen, selten blasrothen oder weißen Blüthen, welche einen betäubenden Geruch verbreiten. Die Blätter, *Folia nerii* oder *Folia oleandri*, sowie der Milchsaft des Baumes, haben einen bitteren Geschmack und wirken narotisch giftig; gekaut bringen sie Entzündung des Mundes und der Zunge hervor. Die gepulverten Blätter, sowie ein Extrakt und eine Tinktur derselben, werden zuweilen in der Medizin gebraucht.

Nlearius 1) Adam (eigentlich Delschläger), fürstlich Holstein-Gottorpischer Rath, geboren zu Aschersleben 1600, studirte zu Leipzig, hielt daselbst Vorlesungen und wurde dann Bibliothekar bei dem Herzoge von Holstein zu Schleswig. Als dieser 1633 einen Gesandten nach Moskau und Persien schickte, begleitete ihn N. als Sekretär, kam 1639 zurück und starb den 22. Februar 1671. Unter seinen Schriften verdienen seine moskowitzische und persische Reisebeschreibung (Schlesw. 1647 und öfter, Hamb. 1696 Fol. m. Kpf. auch franz.), seine hin und wieder zerstreuten Sinngedichte und die Uebersetzungen von des pers. Dichters Sadi, Rosenthale u. Lokmans arab. Fabeln die Aufmerksamkeit deutscher Literatoren. Durch letztere besonders hat N. die deutsche Sprache mit neuen morgenländischen Bildern und Ausdrücken bereichert. Seine Sinngedichte (siehe Bernickens Ueberschriften, nebst Opizens, Ischernings Gryphius und D. epigr. Gedichte herausg. von Ramler, Leipz. 1780, sind mehr moral. Sittensprüche oder glücklich eingekleidete Sprüchwörter, als scharfsinnige Einfälle. Sein Styl ist überhaupt männlich und rein. Handschriftlich hinterließ er eine persische Geschichte u. Wörterbuch. — 2) Johann Christoph, geboren zu Halle 1668, Superintendent zu Arnstadt, gestorben 1747, war ein Mann von vielumfassender Gelehrsamkeit und hat sich besonders um die Geschichte und Literatur verdient gemacht.

Oléron, s. Klein.

Oléron, eine kleine Insel von $4\frac{1}{2}$ □ Meilen mit 16,000 meist protestantischen Einwohnern, an der Westküste von Frankreich, im Departement Nieder-Charente, im Meerbusen von Biscaya, am Ausflusse der Charente und Seudre, von der Insel Ré durch die Meerenge Pertuis de Antioche und vom Festlande durch die Pertuis de Maumason getrennt, Marennes gegenüber, welcher Stadt die Insel ihre Südspitze zuehrt, ist westlich felsig, östlich von Sandbänken umgeben. Der gut bewässerte Boden bringt eine Menge von Bohnen, Erbsen, Rüben, Mais, Gemüse und Kohlgerattungen hervor, und die vielen Salzseen liefern ein feinförniges, wegen seiner Leichtigkeit gesuchtes Salz. Von einem Ende der Insel bis zum andern führt eine gut unterhaltene Heerstrasse, und auf der nordwestlichen Küste steht ein Leuchthurm. — Die Insel O., welche im Alterthum Uliarus hieß, gehörte später zu Aquitanien und kam dann an England. Auf ihr wurde 1287 der Friede zwischen König Jakob von Sicilien und Karl II. von Neapel unter englischer Vermittelung geschlossen. Im 16. Jahrhundert wurde die Insel von den Rochellern genommen, denen sie jedoch Ludwig XIII. im Jahre 1623 wieder abnahm. Bei der Befestigung O's. und der Insel Ré als Punkt und zur Deckung des Ausflusses der Charente zu Ende des 18. Jahrhunderts brachte Montalembert zuerst seine fortifikatorischen Ideen in Ausführung. In der französischen Revolution wurde die Insel durch Decret vom 9. Oktober 1791 zum Verbannungsort bestimmt. — Chateau d'O., die besetzte Hauptstadt der Insel, auf der südöstlichen Küste, hat ein Schloß, Hafen, Handel mit Wein, Branntwein, Salz, Schiffbau und 3200 Einw. — Das Oléronische Recht (*roles, jugemens oder lois d'Oléron*), ist eine uralte, nach der Insel O. benannte Sammlung von seerechtlichen Bestimmungen, enthält Rechtsgewohnheiten und Urtheilsprüche über Schifffahrt und Seehandlung, außerdem nur die eine Criminalverordnung, daß der Steuermann das Leben verliert, wenn er das Fahrzeug vorsätzlich untergehen läßt. Der aus 25 Artikeln bestehende älteste Theil stammt wahrscheinlich aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, wo er unter der Autorität

der alten Herzoge von Guienne zu Stande kam. Die älteste Urkunde über die Bestätigung der Geltung der Rôles d'Oleron in Frankreich ist vom Jahre 1364. Auch in anderen Staaten, z. B. in Spanien und den Niederlanden, wurde dieses Seerecht Jahrhunderte in Anwendung gebracht, und durch eine Vermählung Heinrichs II. von England mit Eleonore, der Erbin von Guienne, erhielt dasselbe sogar auf den britischen Inseln großes Ansehen und wurde subsidiarisch gebraucht. Die beste Ausgabe des D.n Rechts ist die von Pardessus in seiner Collection des lois maritimes au 18me siècle, Paris 1828.

Oligarchie, (Aussschuß-Regierung) heist jene Regierungs-Verfassung, wo die oberste Staatsgewalt sich nur in den Händen weniger bevorrechteter Familien befindet. So war z. B. der Kanton Bern früher ein obligarisch-aristokratischer Freistaat; dergleichen die meisten freien deutschen Reichsstädte im Mittelalter; der Freistaat Ragusa u. m. a.

Oliwa, Flecken mit 1300 Einwohnern in der Provinz Westpreußen, eine Meile nordwestlich von Danzig. Prachtige Kirche mit 40 Altären, einer der größten u. schönsten Orgeln der Welt u. merkwürdigen Grabmälern. Herrlicher Schlossgarten. Von dem 350' hohen Karlsberge bei D., dessen Gipfel ein chinesisches Lusthäuschen schmückt, überschaut man eines der reichsten u. großartigsten Panoramen Norddeutschlands. — In der Nähe von D. 7 Stahl- u. Eisenhämmer, ein Kupferhammer u. eine große Papiermühle. — Die ehemalige Cisterzienserabtei D. ist als Pflanzstätte des Christenthums für ganz Ostpommern u. als eine der ältesten geistlichen Stiftungen an der Ostsee von besonderer historischer Wichtigkeit. Die Angaben über das Jahr der Gründung schwanken zwischen 1170 u. 1178. Subislaw, Herzog von Pomerellen, wird als Stifter genannt. Von den Schicksalen des Klosters sei hier erwähnt, daß es 1433 von den hussitischen Hilfstruppen des polnischen Königs Jagello eingesehert u. 1577 von den Danzigern gänzlich zerstört ward, welche es aber, vom Könige von Polen dazu genöthigt, nach der Hand wieder herstellen mußten. Im Jahre 1772, nach der ersten Theilung von Polen, fiel D. an Preußen, u. König Friedrich II. zog alsbald den größten Theil der reichen Besitzungen des Klosters an sich, so daß es fortan nur mühsam noch bestehen konnte u. nicht selten Mangel an den ersten Lebensbedürfnissen litt. Am 1. Oktober 1831 wurde es durch Friedrich Wilhelm III. ganz aufgehoben. Von den 53 Aebten, die dem Stifte vorgestanden haben, wurde der erste Dithard genannt u. die beiden letzten waren Prinzen von Hohenzollern. — Am 3. Mai 1660 wurde zu D. ein wichtiger Frieden zwischen Schweden u. Polen geschlossen, welcher die gegenseitigen Verhältnisse der nördlichen Staaten Europa's ordnete, u. 1697 mußte der Prinz Conty mit seinen Franzosen sich eilig von D. wegmachen u. sein Heil auf der See suchen, woher in Preußen das Sprichwort entstand: „Es wird dir gehen, wie den Franzosen zu D.“ — J. C. Kressschmer, Geschichte u. Beschreibung der Cisterzienserabtei D., Danzig 1847. md.

Olivarez, Don Gasparo de Guzman, Herzog von, berühmter spanischer Minister, insgesamt Comte Duc genannt, geboren 1587, regierte einige 20 Jahre die Angelegenheiten Spaniens unter König Philipp IV., der den Thron 1621 bestieg. Er unternahm gleich Anfangs die nützlichsten Reformen, und der junge König, für dessen Vergnügen hinlänglich gesorgt war, hinderte sie nicht. Allein bei dem aufrichtigsten Entschlusse, ein guter Minister zu werden, konnte D. dem Flitterruhme auswärtiger Angelegenheiten nicht widerstehen u. brachte dadurch Unglück über das Reich. Gleich Anfangs 1621 fing der Krieg mit den Niederländern wieder an u. der Verlust war unerseßlich, den Spanien in Amerika u. zur See litt. D. mischte sich 1629 in den Erbfolgestreit über Mantua, um dieses Herzogthum unter kaiserlichem Beistande mit Savoyen zu theilen, fand aber dabei so vielen Widerstand von Frankreich, daß Spanien durch u. seit dem Frieden zu Ghierasco 1631 das Uebergewicht größtentheils einbüßte, das es seit Karls I. Zeiten in Italien behauptet hatte. Frankreich

brach 1635 wegen des deutschen 30jährigen Krieges mit dem ohnehin schon sehr geschwächten Spanien. 1640 riß sich Katalonien los u. unterwarf sich der Krone Frankreich u. unmittelbar darauf entzog sich Portugal mit seinen Nebenländern dem spanischen Joche, wodurch Spanien in einen neuen vieljährigen Krieg verwickelt wurde. Diese u. andere Umstände nöthigten endlich den König, dem allgemeinen Geschrei nachzugeben, das gegen O. entstand. Einem härteren Schicksale, als dem der Verbannung vom Hofe, kam der Minister durch seinen Tod zuvor, der 1645 erfolgte.

Olive ist die, das bekannte fette Del enthaltende, länglich runde, pflaumenartige, $\frac{3}{4}$ " lange u. $\frac{1}{4}$ " dicke, Anfangs hellgrüne, später dunkelgrüne oder schwarzbraune, manchmal auch weißliche oder rothbraune Frucht des Delbaums, (s. d.). Die O.n enthalten außer dem steinigen Kern ein weißliches, schwammiges, mit einem milden Del durchdrungenes Fleisch, von bitterlichem u. eckelerregendem Geschmack. Die halbreifen O.n werden eingesalzen oder in stark gewürzten Saucen eingemacht, welche ihnen die Bitterkeit benehmen, u. so als eine pikante Zuthat an Speisen in den großen Handel gebracht. Man schätzt sie um so mehr, je grüner u. fester sie sind. Die besten liefern Toscana u. Lucca unter dem Namen Piccioline. Dann folgen die etwas bitteren spanischen u. portugiesischen u. die französischen. — Das aus den O.n gewonnene fette Del, von blasser, grünlicher Farbe u. süßlichem Geschmack, ist etwas dickflüssig u. spezifisch leichter, als alle anderen fetten Oele (0,915), gerinnt schon bei geringem Kältegrad, wird aber nie ganz fest. Die Bereitung geschieht durch Zerquetschen der Früchte zwischen Mühlsteinen und nachmaliges kaltes oder warmes Pressen. Das feinste O.n-Del ist dasjenige, welches ohne Pressen von selbst abfließt und Jungfernoöl heißt; ebenso fein ist das, welches sich in Löchern sammelt, die man in den Teig von zerquetschtem Oele drückt, u. das in Frankreich *mère goutte* genannt wird. Dann gibt die erste kalte Pressung der reifsten Früchte ebenfalls ein feines Speiseöl von beinahe weißer Farbe, durchsichtig u. hell, von dem reinsten, dem frischen Nussöle ähnlichen Delgeschmack u. fast gar keinem Geruch. Das von der zweiten Pressung ist gelbgrünlich, hat einen stärkern Geruch u. Geschmack, ist aber zum gewöhnlichen Gebrauche noch sehr gut, wenn es nicht durchs Alter verdorben, ranzig u. übelriechend geworden ist. Eine dritte Sorte ist dunkler u. grünlicher, dicker, trübe, hat gewöhnlich einen unangenehmen, thranigen oder ranzigen Geruch u. scharfen bitteren Geschmack, u. kann nur zum Brennen, zum Einschmieren u. dergl. gebraucht werden. Dem Vaterlande nach ist das Provençer, aus dem südlichen Frankreich, das beste, indem es ganz besonders sorgfältig behandelt wird; das vorzüglichste davon ist das von Aix. Das Riveira oder Küstenöl geht meist nach Marseille. Das Nizzaer kommt dem Provençeröle gleich u. ist besonders sehr haltbar; Gardaseer oder Garzer ist ebenfalls eine der feinsten Sorten; es kommt meist über Vogen in den Handel. Luccheseer ist sehr fein u. fett; Toscanisches, dem vorigen an Güte gleich, kommt meist über Livorno, welches überhaupt der Stapelplatz für alles italienische Del ist. Unter den neapolitanischen Oelen ist das Lecce, in Deutschland auch häufig Lekkeröl genannt, das beste. Das Puglieser oder Gallipoliöl ist gelb von Farbe u. hell, aber gewöhnlich etwas scharf schmeckend, u. da es sehr fett ist, wird es besonders in den Wollfabriken benützt; ebenso auch das Calabrese. Das sardinische kommt den besten italienischen Sorten gleich; das sicilische dagegen ist meist grün u. trübe. Die Oele aus Dalmatien, Ragusa und Istrien, welche meist unter dem Namen Triester in den Handel kommen, haben einen etwas pikanten Geschmack. Aus der Levante, Griechenland, den griechischen u. jonischen Inseln u. dem nördlichen Afrika kommt ebenfalls Baumöl nach den europäischen Häfen. — Die Verfälschung des O.n-Dels mit anderen Oelen, namentlich mit gereinigtem Mohnöl, ist sehr häufig. Man erkennt dieselbe auf verschiedene Weise, theils durch Schütteln in einer zur Hälfte angefüllten Flasche, wo das reine O.n-Del, wenn es wieder in Ruhe gekom-

men ist, eine glatte Oberfläche zeigt, mit Samenöl, vermischt aber von Basen bedeckt erscheint. Erfaltet man das O.n=Del zwischen Eis, so wird es fast ganz, ist es mit Mohnöl verfälscht, nur zum kleinern Theil, hat es $\frac{2}{3}$ davon beigemischt, gar nicht erstarren. — Wenn man etwas salpetrige Salzsäure (Königswasser) mit dem Del schüttelt, so wird das O.n=Del rothbraun, das Samenöl dick, was schon merklich ist, wenn auch nur 5 Procent davon beigemischt sind. Rauchende Salpetersäure färbt das O.n=Del weiß, in Menge angewendet gelblich, das Samenöl aber roth u. braun.

Olivier, 1) Ludwig Heinrich Ferdinand, geboren 1759 zu La Sarraz in der französischen Schweiz, trat 1781 als Lehrer an dem Philanthropin zu Dessau ein, das damals in höchster Blüthe stand. Nach dem schon Fackhammer (1534) eine Leselehrtart ohne Buchstabiren angegeben, Benzky (1721) ebenfalls und Nachsinner (pseudonym) gegen das „zornerweckende Buchstabiren“ geschrieben hatte, trug O. zuerst die sogenannte Lautirmethode mit solchem Nachdrucke vor, daß er mit Recht der erste Verbreiter dieser zweckmäßigen Lehrart genannt werden kann. Wenn gleich erst Stephanii die Lautirmethode vereinfacht u. schulgerecht gemacht hat, so darf man doch O. nicht den Dank entziehen dafür, daß er die Aussprache zu reineren Lauten gewöhnt u. die Thätigkeit vieler Pädagogen auf die vernachlässigte Methode des Leselehrens gelenkt hat. O. wendete sich vom Philanthropin zu Dessau nach Wien u. lebte hier bis zu seinem Ende (31. März 1815) mit jugendlichem Enthusiasmus seinem Lehrerberufe. Sein Hauptwerk führt den Titel: Ortho-epo-graphisches Elementarwerk, oder Lehrbuch über die in jeder Sprache anwendbare Kunst, recht sprechen, lesen u. recht schreiben zu lehren in einem theoretischen und praktischen Theile, Dessau 1804—1806. Ferner schrieb er: Die Kunst, Lesen u. Rechtschreiben zu lehren, auf ihr Grundprinzip zurückgeführt; 1) theoretischer Theil: Darstellung des neuen Systems; 2) praktischer Theil: eines neuen Elementar-Werkes I. Band, Leipzig 1801, 2te Auflage 1803; — Nachtrag einiger wichtigen Zeugnisse u. Urtheile über meine neue Methode, Lesen und Rechtschreiben zu lehren, Leipzig 1802; — Ueber den Charakter und Werth guter natürlicher Unterrichtsmethoden, ein Wort zu seiner Zeit gesprochen, bei Gelegenheit einer öffentlichen Prüfung einiger von ihm, theils wirklich auf ganz neue, theils auf einfachere u. zweckmäßigere Grundsätze zurückgeführten Lehrmethoden, Leipzig 1802. — Versuch der Charakteristik einer vollkommen naturgemäßen Leseart, Dessau 1804. An Lehrmitteln gab er heraus: 3 große Kupfertafeln, 6 große Buchstabentabellen, Elementarlesebuch mit großen u. kleinen Lettern. — 2) O., Wilhelm Anton, Entomolog, geboren den 16. Januar 1756 bei Fréjus in der Provence im Departement Var, begann seine Studien sehr früh u. wurde bereits 1773 in Montpellier zum Med. Dr. promovirt. Er widmete sich nun den Naturwissenschaften u. vorzugsweise dem Studium der Pflanzen u. Insekten. 1779 kam er nach Paris, um im Auftrage des damaligen Intendanten der Stadt, Behufs einer statistischen Beschreibung, die natürlichen Produkte der Stadt u. ihrer Umgegend zu untersuchen; das Ergebniß seiner Forschungen legte er in mehreren Denkschriften nieder, die verloren gegangen sind. Eine Reise nach England u. Holland unternahm er, um die Insektensammlung eines reichen Liebhabers zu vervollständigen; auch wurde er um diese Zeit Mitarbeiter der Encyclopédie méthodique für den entomologischen Theil. Der Ausbruch der Revolution setzte diesen Beschäftigungen ein Ziel u. beraubte O. auch seiner Stelle bei der Intendanz. Unter dem Ministerium Roland wurden O. u. Bruguière als Gesandtschaft nach Persien geschickt; der Sturz des Ministeriums, bevor sie noch Konstantinopel erreichten, beraubte sie aller Unterstützung; doch verfolgten sie ihr Ziel, begaben sich nach Alexandrien, durchzogen Arabien u. Mesopotamien u. kamen endlich nach Teheran; von da kehrten sie unter den größten Gefahren nach Konstantinopel zurück u. landeten den 10. September 1798 in Ancona. Bruguière starb hier u. O. kehrte allein in sein Vaterland zurück mit reichlichen naturgeschichtlichen Sammlungen. 1800

wurde er Mitglied des Instituts, später Professor der Zoologie an der Veterinär-
 narschule in Alfort; anhaltende Kränklichkeit störte seine Arbeiten u. er sah sich
 gezwungen, das mildere heimatische Klima aufzusuchen; er starb den 1. Oktober
 1814 zu Lyon. — Ds wichtigere Schriften sind: „Histoire naturelle des
 coléoptères,“ Paris 1789 — 1808, 6 Bände. — Voyage dans l’empire ottoman,
 l’Egypte et la Perse,“ 6 Bände, Paris 1802 — 1807. Beide Werke wurden
 auch in’s Deutsche übersetzt. E. Buchner.

Olivin, s. Chrysolith.

Olla potrida, eine Nationalliebesspeise der Spanier, bestehend in einer,
 beinahe in Gährungs übergegangenenen, Mischung von Knoblauch, Zwiebeln, Gurken,
 Safran, Schmeine- u. Hammelfleisch u.; dann ein deutsches Gericht, von ver-
 schiedenen Arten Fleisch, jedes für sich gar gekocht, in Scheiben geschnitten u.
 mit kräftiger Bouillon übergossen, bekannt unter dem Namen spanische Suppe. —
 Daher bildlicher Ausdruck für Untereinander, Miscellen, Potpourri (s. d.).

Olmütz, slavisch Holomance, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises der öster-
 reichischen Markgrafschaft Mähren und eine der stärksten Festungen des Kaiser-
 staates, liegt in einer sehr fruchtbaren Ebene, am rechten Ufer der March, aus
 welchem Flusse die Festungsgräben unter Wasser gesetzt werden können. Es be-
 steht eigentlich aus zwei Theilen, der innern Stadt und der sogenannten Vor-
 burg, zu welchen vier Hauptthore führen. Die fünf nicht sehr bedeutenden Vor-
 städte sind: Neugasse, Greinergasse, Neustift, Salzergut u. Ostrau. In allem hat O. drei Pfarren, sechs Kirchen u. 10,600 Einwohner. Den Ober-
 ring, den ansehnlichsten Platz der Stadt, zieren eine schöne Dreifaltigkeitssäule u.
 zwei Springbrunnen von Raphael Donner. Die Domkirche zum heiligen Wen-
 zeslaus, 1130 eingeweiht, aber seitdem mehrfach erneuert und vergrößert, ist ein
 ansehnlicher Bau. In der St. Moritzkirche bewundert man die große Orgel
 mit 48 Registern und 2332 Pfeifen, und an der Kirche St. Michael die kühne
 Kuppel. Unter den weltlichen Gebäuden verdient das alte Rathhaus mit dem
 41 Klafter hohen Thurm bemerkt zu werden, der eine kunstvolle mathematische
 Uhr, 1422 verfertigt aber jetzt nicht mehr im Gange, trägt, ferner die erzbischöfliche
 Residenz und das herrliche Militär-Zeughaus. — O. ist der Sitz eines Erzbi-
 schofes mit Domkapitel und eines Kreisamts; auch hat es eine Universität, welche
 1567 von dem Bischofe Wilhelm Brukmansky gestiftet wurde, und eine Bibliothek
 von 50,000 Bänden, ein Naturalienkabinet und einen beträchtlichen physikalischen
 Apparat besitzt. Weiter findet man hier ein Gymnasium, ein erzbischöfliches Se-
 minar, eine ständische Akademie, eine Militär-Kadeten-Kompagnie, eine Haupt-
 schule, zwei Trivialschulen, eine Mädchenschule der Ursulinernonnen, ein neuge-
 bautes Theater, ein Versorgungshaus mit Kranken- und Gebäranstalt und das
 mährische Wittwen- und Waisen-Versorgungsinstitut, mit welchem ein Pensions-
 Institut für Staats- u. Privat-Civilbeamte verbunden ist. Außer dem Festungs-
 commando besteht in O. auch eine Fortifikations-Lokal-Direktion und ein Garni-
 sons-Artillerie-Distrikts-Commando. Fabrikation und Handel sind nicht sehr
 bedeutend; doch gibt es große Viehmärkte, und die seit 1840 von Wien her
 führende Eisenbahn belebt den Fremdenzug. An Vergnügungsorten ist Mangel,
 da selbst die Gärten 1000 Klafter von den Festungswerken entfernt seyn müssen.
 In neuerer Zeit wurden innerhalb des Rayons Alleen und Spaziergänge angelegt.
 Außer der Stadt, auf einem Hügel, liegt das vormalige Prämonstratenserkloster
 Hradisch, 1074 gegründet, dessen große, prachtvolle Gebäude seit der Aufhebung
 (1784) als Militärspital verwendet werden. — O. war schon als Juliomontium zu
 den Zeiten der Römer bekannt und bis 1640, wo der Sitz der Landesbehörden
 nach Brünn verlegt wurde, die Hauptstadt Mährens. Das Bisthum kam 1092
 nach O., wurde aber erst 1777 zum Erzbisthume erhoben. 1241 hatte der ewig
 denkwürdige Einfall der Mongolen in Mähren statt. Eine ungeheure Schaar
 derselben unter dem Heerführer Beta erschien plötzlich vor O., in welches sich der
 ausgezeichnete Kriegsheld Jaroslaw von Sternberg mit 8000 Mann geworfen

hatte. Der Sturm der wilden Horden auf die Stadt wurde mit großer Tapferkeit zu wiederholten Malen abgeschlagen. Den 25. Juni, nachdem die Besatzung einige Verstärkung erhalten hatte, machte Jaroslaw einen kühnen Ausfall, der mit der vollständigen Niederlage der Barbaren endete. Die Trümmer ihres Heeres retteten sich nach Ungarn. Der Anführer Beta fiel durch Sternbergs eigene Hand, welcher zum Danke für seine großen Verdienste Landeshauptmann von Mähren wurde. 1393 verzehrte eine furchtbare Feuersbrunst die ganze Stadt, so daß kein einziges Haus unbeschädigt blieb. 1479 wurde in D. der Friede zwischen den Königen Mathias Corvinus von Ungarn und Wladislaw von Böhmen geschlossen. Im 30 jährigen Kriege war D. oft der Schauplatz wichtiger Ereignisse. Schon den 11. Mai 1619 ergab sich die Stadt, deren Einwohner größtentheils protestantisch waren, den rebellischen Ständen Mährens, worauf der katholische Gottesdienst fast gänzlich abgestellt wurde. Nach der Schlacht am weißen Berge leisteten die Bürger von D. am 13. Jänner 1621 dem Kaiser aufs Neue den Eid der Treue, und am 22. desselben Monats wurde die letzte evangelische Kommunion in der St. Moritzkirche vorgenommen. Im Juni 1642 ergab sich die Stadt nach viertägiger Belagerung an die Schweden unter Torstensohn und blieb fortan im Besitze derselben bis 1650, zwei Jahre nach dem Abschlusse des westphälischen Friedens. Nach dem Abzuge des Feindes fand man von 600 Häusern, welche die Stadt vorher enthielt, nur noch 168 bewohnt, alle übrigen lagen in Ruinen oder waren bis auf den Grund niedergefallen. Den 27. Dezember 1741 nahm Schwerin Olmütz ein, und es blieb bis zum 23. April 1742 in der Gewalt der Preußen. 1750 wurde der Anfang zu der jetzigen Befestigung der Stadt gemacht. Kaum war dieselbe zu Stande gekommen, so brach ein neuer Krieg mit Preußen aus, und 1758 kam König Friedrich II. selbst mit seinem Heere vor D. an. Die Belagerung dauerte vom 17. Mai bis 2. Juli, an welchem Tage das preussische Heer nach Böhmen abzog, ohne die von der Besatzung und der Bürgerschaft unter den Befehlen des Festungskommandanten E. D. Marschall von Biberstein tapfer vertheidigte Stadt in seine Gewalt bekommen zu haben. Für die bei dieser Gelegenheit bewiesene Treue ist der Stadtrath von der Kaiserin Maria Theresia geabelt worden. 1793 wurde der berühmte Lafayette, den man zu Rochefort gefangen genommen hatte, nach D. gebracht. Ein Versuch, ihn zu befreien, schlug fehl, und er erlangte erst in Folge der Unterhandlungen von Leoben 1797 die Freiheit wieder. — J. W. Fischer, Geschichte der kais. Haupt- und Gränzfestung Olmütz, 2 Bde. 1808—11. L. u. J. Lange Originalansichten der histor. merkwürdigsten Städte Deutschlands, Heft 102 u. 3. mD.

Dlonez, ein Gouvernement im europäischen Rußland, gränzt im Norden und Nordosten an das Gouvernement Archangelsk, im Südosten an das Gouvernement Wologda, im Süden an das Gouvernement Nowgorod, im Südwesten an das Gouvernement St. Petersburg und im Westen an den Ladoga-See und das Großfürstenthum Finnland, und hat einen Flächenraum von 2409 □ Meilen mit 240,000 Einwohnern. Das Land ist sumptig, voll Wald und eben, außer im Nordwesten, wo die nicht sehr hohe Dlonez-Bergkette streicht, auf der Gränze gegen Finnland. Durch sehr viele Seen ist es wasserreich. Die bedeutenden derselben sind: der Latcha, woraus der Onega entsteht; der Sego, Wigo, Onega, durch den Swir mit dem Ladoga verbunden. In den Onegasee fließen der Wobla und Wytegra, und diesen verbindet der Marienskoj-Kanal mit dem Kowja. Das Klima ist feucht und kalt, besonders aber der Winter sehr streng, während der kurze und heiße Sommer an starken Nebeln leidet. Die Produkte sind: Getreide, viel Wurzelkräuter (Rüben, Karotten u. u.), Hanf, Flachs, Glenthier, Varen, Wölfe, Fische; das Mineralreich gewährt Gold und Silber (in 2 Minen), Kupfer (in 5 Minen), Eisen (in 10 Minen), Marmor, Porphy, Serpentin, Alabaster, Amianth, vorzüglich Thon, Salz. Die Haupterwerbszweige der Bewohner, theils Russen, theils Karelier, sind Jagd und Fischfang. Die Industrie unterhält mehre Fabriken, besonders für Lederbereitung, wodurch ein wichtiger Handelsartikel

geschaffen wurde. Andere Handelsprodukte sind: Eisen, Holz, Hanf, Flachs. Für die geistige Bildung gibt es nur wenige Hülfsmittel in einigen sehr schwach besuchten Schulen. Eingetheilt ist das Gouvernement in die 7 Kreise: Kargopol, Ladeinon-Pole, Olonez, Petrozawodsk, Pudoje, Porianez und Wytegra. — Die gleichnamige frühere Hauptstadt des Kreises (die jetzige ist Petrozawodsk mit 7000 Einwohnern), in einer großen waldbleeren Ebene, am Einflusse der Megrega in die Ononka, scheint mit den vielen sie umgebenden Dörfern ein Ganzes auszumachen und hat mit diesen 8 Kirchen, 4 Bethäuser, 6 Magazine, Gefängniß, Marmorbrüche, Eisen- und Kupferminen und ansehnlichen Handel mit St. Petersburg.

Dlozaga, Don Salustiano, spanischer Premierminister im Jahre 1843, vorher Advokat zu Logrono, wurde 1831 als Mitverschworener gegen Ferdinand VII. gefangen gesetzt, floh aber 1832 nach Frankreich. Nach Ferdinands Tode zurückgekehrt, wählte ihn Logrono in die Cortes, unter denen er das Ministerium Justiz bekämpfte. 1836 vereinigte er sich mit Mendizabal; nach der Revolution von la Granja war er thätig für das Interesse der Königin Marie Christine u. erhielt dieser die Regentschaft. 1838 weigerte er sich, in seiner Eigenschaft als Generalfiskal, den General Cordova in Anklagestand zu versetzen; trotzdem wurde er von Espartero 1840 zum Gesandten in Paris ernannt. Nach der Mündigkeitserklärung der Königin Isabella 1843 wurde er zurückgerufen, um nach der Abbanlung des Ministeriums Lopez ein neues zu bilden und an dessen Spitze zu treten. Bald aber zerfiel er mit den Moderados, an die er sich Anfangs angeschlossen hatte; namentlich hatte er die Hofpartei unter dem Generalkapitain Narvaez und dem Kriegsminister Serrano gegen sich. Da nun wegen seines schwankenden Benchmens auch seine eigentlichen politischen Anhänger, die Progressisten, ihm nicht mehr Zutrauen schenkten, so schwankte sein Ministerium und, um dieses zu halten, schritt er zu einer Auflösung der Cortes, wozu er die Königin in der Nacht vom 28. — 29. November 1843 das Dekret unterzeichnen ließ. Die Hofpartei behauptete, er habe der jungen Königin mit Gewalt die Feder in die Hand gedrückt, und da er sich vor den Cortes nicht genügend vertheidigen konnte, so mußte er abtreten. Er floh erst nach Portugal, dann von hier, sich nicht sicher glaubend, nach London.

Dlshausen, 1) Hermann, geist- und gefühlvoller Schriftausleger des neuen Testaments, geboren am 21. August 1796 zu Dlesloe im Herzogthume Holstein, wo sein Vater, der nachmalige Lübeck'sche Generalsuperintendent, Prediger war. Auf dem Gymnasium zu Glückstadt bereitete er sich zur Universität Kiel vor, die er 1814 bezog, um Theologie zu studiren; 1816 vollendete er in Berlin seine wissenschaftliche Bildung und erhielt hier den für die Feier des 300jährigen Reformations-Festes ausgesetzten Preis. Diese gelehrte Arbeit zog ihm die Aufmerksamkeit des preussischen Ministeriums zu: er ward bei der Universität als Repetent angestellt und dann 1821 als Professor der neutestamentlichen Exegese nach Königsberg berufen. Das religiöse Leben bot hier viel Eigenthümliches u. die glänzende und ahnungsreiche Seite des Pietismus, wozu D. schon in Berlin manche Anklänge gefunden, machte Anfangs auf sein empfängliches Gemüth einen tiefen Eindruck. Allein sein klarer und von lebendigem Glauben an Christus bezeugter Blick erschaute im Verlaufe der Zeit die gefährlichen Klippen des Ackerthumes, und von dem Augenblicke an, wo er dies erkannte, lag es ihm sehr am Herzen, die Seelen von diesem Irrwege auf den Weg des kirchlichen Gemeindelebens zurückzuführen. Die Zahl derer war beträchtlich, denen er durch sein Wort und seinen Umgang zum Heile geworden ist. 1834 folgte er dem Rufe als Professor nach Erlangen, um durch den klimatischen Wechsel seine angearbeitete Brust mehr zu schonen. Auch merkte er sichtbare Milde rung von dem milderen Klima, und die alljährlichen Herbstferien in der Umgegend schienen seine schwankende Gesundheit zu kräftigen. Allein im Anfange des Jahres 1836 befiel ihn eine Lungenentzündung, und nach Beseitigung derselben gebrauchte er das Bad Ems. Die Herausgabe seines vortrefflichen Commentars über die

Evangelien verschaffte ihm den Ruf eines der geistreichsten protestantischen Schrift-
Erklärer, u. mehre Universitäten, besonders Gießen u. Kiel, bewarben sich weiteisernd,
ihn für die theologische Fakultät zu gewinnen. Er ward deshalb von Bayern
zum geheimen Kirchenrathe ernannt. Wiederholte Brustleiden nöthigten ihn 1839
zum abermaligen Gebrauche des Enser Heilbades. Aber ein kaum wöchentlicher
Aufenthalt verschlimmerte seine Kränklichkeit so bedeutend, daß er wegen Herz-
klopfens und gesteigerter nervöser Reizbarkeit die Kur abbrechen mußte, und er-
schöpft am 17. August wieder in Erlangen eintraf. Im August schien sich ein
Schleimfieber entwickeln zu wollen; die schon sehr stark angegriffene Lunge be-
schleimigte die gefährliche Krisis, die am 4. September 1839 tödtlich endete. Der
lebenbige, ächt christliche Glaube, die klare, gemüthreiche Darstellungsgabe, der
positiv-historische Standpunkt, im Gegensatz der weit um sich greifenden rationa-
listischen Schrifterklärung — sichern seinen Werken einen bleibenden Werth.

Historiae ecclesiasticae veteris monumenta praecipua. Berlin 1820. 2 Thle.
Die Aechtheit der 4 kanonischen Evangelien. 1823. Ein Wort über tieferen Schrift-
sinn. 1824. Die biblische Schriftauslegung, ein Sendschreiben an Steudels, 1825.
Christus der einzige Meister, 1826. Nachweis über die Aechtheit sämtlicher
Schriften des Neuen Testaments. 1832. *Opuscula theologica ad crisin et in-
terpretationem N. T. pertinentia*, 1833. Die 2 neuesten Schriften des Predigers
Diesel beurtheilt, 1834. Was ist von den neuesten kirchlichen Ereignissen in
Schlesien und von der Anwendung militärischer Gewalt wider die strengen Lutheraner
baselbst zu halten? 1835. *Apostol. evang. Matthaei origo defenditur*, 2 Part. 1835.
Ein Hauptwerk ist: *Biblischer Commentar über die sämtlichen Schriften des
Neuen Testaments.* 1833—1840. 4 Bde. I. Band die drei Synoptiker. II. Band
Joh. Ev. und die synopt. Leidensgeschichte des Herrn, und Apostelgeschichte. III.
Band Römer- und Korintherbriefe. IV. Band Gal., Eph., Kol. und Thessal., welcher
letztere Band bereits vollständig ausgearbeitet bei seinem Tode vorlag und daher
zum Abdrucke gelangen konnte. Allein die versprochene Fortsetzung des Werkes
durch Professor Lehnerdt in Königsberg ist noch nicht erschienen u. so wird das
schön begonnene und weit verbreitete Werk leider unvollendet bleiben. 2) Der
jüngere Bruder des Vorigen, Justus, als gelehrter Orientalist bekannt, und
Stats-Rath und Professor in Kiel, war am 9. Mai 1800 zu Hohenfelde in
Holstein geboren. Auf den Schulen zu Glückstadt und Gutin erhielt er seine
Vorbildung u. bezog 1816 die Hochschule Kiel, wo er unter Rinker sich vorzugs-
weise den orientalischen Sprachstudien widmete. Zu seiner weiteren Ausbildung
besuchte er 1819 Berlin und 1820, auf Kosten der dänischen Regierung, auch
Paris. Silvester de Sacy und Kieffer wurden seine Freunde, und gemeinsam
mit ihnen übte er sich im Arabischen, Persischen und Türkischen. Die reichhaltige
Bibliothek bot ihm auf die liberalste Weise die seltensten Handschriften zur Unter-
suchung an. Nach seiner Rückkehr ward er 1823 zum außerordentlichen Professor
in Kiel ernannt. Ein wiederholter Aufenthalt in Paris im Jahre 1826 richtete
seinen kritischen Scharfsinn auf altpersische Handschriften; auch beabsichtigte er,
für Zendvesta, welches Gesetzbuch seit Antequil keine beträchtliche Untersuchung
weiter erfahren hatte, eine tiefer eingehende Fortsetzung anzustellen. Zu diesem
Behufe begann er mit der Herausgabe eines dieser Bücher, des Vendidad, „*Ven-
didad Zendavestae pars vicesima adhuc superstes.*“ 1829. Der Text ist litho-
graphirt, unten am Rande stehen die Varianten. Zur Erklärung des Textes
wurde von ihm die Bearbeitung eines kritisch-grammatischen Apparates ver-
sprochen, ist aber bis jetzt noch nicht erschienen. Seine akademischen Vorlesungen
beziehen sich auch auf das alte Testament und als scharfsinnige Probe veröffent-
lichte er 1827 „*Emendationen zum Alten Testamente.*“ Drei Jahre darauf wurde
er zum ordentlichen Professor befördert. Schätzbar sind auch seine Untersuchungen
„zur ältern Topographie des alten Jerusalem.“ 1833. Für Aufklärung der älteren
persischen Münzkunde dient: die Peshewi-Legenden auf den Münzen der letzten
Säsaniden 1843. Seit 1845 ist er Statsrath und Mitglied der Akademie der

Wissenschaften in Kopenhagen. An der genannten Bibliothek beschäftigt ihn eine kritische Katalogisirung der werthvollsten orientalischen Handschriften. Bei dem Ableben des Königs Christian VIII. hielt er kürzlich für die akademische Trauerfeierlichkeit eine ausgezeichnete Gedächtnisrede. Cm.

Olympia, Olympiade, olympische Spiele. Der weltberühmte Kampfplatz O. lag in der griechischen Landschaft Elis, der Stadt Pisa gegenüber, am nördlichen Ufer des Alpheus (jetzt Ruphia), unseren Badeanstalten vergleichbar, mit einem prachtvollen Tempel des Zeus, dem hier eine Bildsäule von Gold und Elfenbein errichtet war. Sie soll der berühmte Künstler Phidias nach dem bekannten homerischen Verse (vergl. Hom. II. I., 528) verfertigt haben. Der Olympier erhob sich, obgleich in sitzender Stellung, bis zur Decke des Tempels und hielt in der Rechten eine Victoria, gleichfalls aus Gold und Elfenbein, in der Linken einen geschmackvoll gearbeiteten, mit einem Adler gekrönten Scepter. Um den Tempel herum breitete sich ein heiliger Hain aus, in dem viele öffentliche Gebäude und Plätze zur Feier der olympischen Spiele eingerichtet waren. Die Spiele waren unter den vier griechischen Nationalspielen die berühmtesten und die Sage nennt den Herakles als Stifter derselben. Durch den Einfall der Dorer in die Peloponnesos wurden sie unterbrochen, durch Iphitus aber wieder hergestellt. Nach dem Siege des Koröbos (776 vor Chr.) fing man an, nach diesen Spielen, die allemal nach Verlauf von vier Jahren im Anfange des fünften, mitten im Sommer, fünf Tage lange gefeiert wurden, die Zeitrechnung zu bestimmen. Je vier Jahre machten eine Olympiade aus, und das fünfte Jahr war das erste Jahr der folgenden Olympiade. Um aus dem Olympiadenjahre das Jahr vor Christus zu finden, vermindert man die Zahl der Olympiaden um 1, multiplicirt diese um 1 verminderte Olympiadenzahl mit 4, addirt zu dem Produkte das bestimmte Jahr der Olympiade: 1, 2, 3 oder 4 u. zieht diese Summe von 777, dem Anfangsolympiadenjahre, ab. Durch das umgekehrte Verfahren findet man eben so leicht aus dem Jahre vor Christi Geburt das Olympiadenjahr. $3. B. \text{ die Schlacht bei Salamis war D. } 751. - 751 = 74. 74 \times 4 = 296. 296 + 1 = 297. 777 - 297 = 480.$ Mithin war die Schlacht bei Salamis 480 vor Christo. — Die Zeit der Feier wurde durch Herolde in ganz Griechenland angekündigt und das Fest selbst nahm mit heiligen Opfern u. feierlichen Umgängen seinen Anfang. Dann begannen die Spiele, die in mannigfaltigen gymnastischen Uebungen bestanden. Ursprünglich kannte man nur den einfachen Lauf (*Δρόμος*), indem man eine Bahn (*Στάδιον*) von 600 Fuß Länge, um welche sich die Plätze der Zuschauer erhoben, zurücklegte. Aber bald vermehrte man die Zahl der Umläufe, und verband mit ihnen mehre andere Leibesübungen, wie das Laufen in der Rüstung eines Hopliten (*Οπλιτοδρόμος*), das Ringen (*Αλυσίς*). Der einfache Faustkampf (*Πυγμή*) kam erst später auf, und der Gesamtkampf (*Παγκράτιον*) war eine aus Faustkampf und Ringen zusammengesetzte Leibesübung. Beim Springen (*Αλυσίς*) setzte man bald in die Weite über, bald sprang man von Anhöhen. Der Diskus (*Δίσκος*) war häufig nur ein Stein, oft eine metallene Scheibe, stets aber von bedeutender Schwere; selten schleuderte man den Diskus nach einem Ziele, gewöhnlich nur möglichst weit u. hoch, und zwar entweder mit bloßen Händen, oder mit einem durch ein Loch gesteckten Riemen. Nachher kam noch das Wettrennen mit Biergespannen, und mit Reitpferden hiezu. Nur Hellenen durften den Spielen beiwohnen, und jeder Kämpfer mußte seine hellenische Abkunft und die Bekanntschaft mit den verschiedenen Kämpfen nachweisen. Diese Spiele entsprachen ganz den hellenischen Religionsbegriffen. Selbst die heiligsten Religionsfeste glaubte der Helle durch öffentliche Waffenspiele, festliche Aufzüge, frohe Tänze und heitere Festgelage, an denen nach seinem Glauben die Götter selbst Theil nahmen, zu verherlichen. Die olympischen Spiele überstrahlten bald alle anderen, und erlangten eine Celebrität, daß alle Griechen, so weit sie auch entfernt seyn mochten, zur Feier derselben herbeieilten. Die Feste waren mit religiösen Gebräuchen verbunden und

mußten auf das Leben des griechischen Volkes einen unendlichen Einfluß haben. Mit gespannter Erwartung sah man ihnen entgegen und strömte, von der heitersten Fröhlichkeit durchdrungen, schaarenweise nach dem bestimmten Kampfplatze, um den Kämpfern zuzusehen, oder aber, um in den Reihen der Mitkämpfenden den Lorbeerkranz zu erringen. So erzeugten diese Spiele die Heiterkeit des Geistes, erhöhten das Ehrgefühl und schlangen das Band, welches die Griechen durch die Eigenthümlichkeit des Landes, der Sprache und Sitten, so wie durch die gemeinsamen Interessen schon vereinigte, fester und inniger. Durch die körperlichen Übungen und gymnastischen Wettstreite wurde der Hellene scherzend und tadelnd zum Krieger gebildet und erkämpfte sich nachmals in den unsterblichen Schlachten bei Marathon und Salamis den schönsten Preis, den je ein Volk errungen hat. Da aber auch die Götter, nach dem Glauben der Hellenen, mit Theilnahme und Wohlgefallen nicht bloß auf die schönen Bewegungen des Körpers und die wohlgebildeten Glieder der Kämpfer blickten, sondern mit gleicher Theilnahme und Freude dem Liede und dem begleitenden Schalle der Saiten zulauschten; so genoß, neben dem edlen Kämpfer, auch der Sänger nicht minder große Ehre. Es wurden Wettkämpfe in den Musen eröffnet, so daß Dichter, Redner und Geschichtschreiber hier Gelegenheit fanden, das Große und Schöne, was sie in stiller Zurückgezogenheit und Einsamkeit geschaffen hatten, in die lebendige Mitte des Volkes zu bringen. So soll Herodotos einzelne Theile seines berühmten Geschichtswerkes öffentlich vorgelesen haben, wodurch Thukydides veranlaßt wurde, seine unsterbliche Geschichte des peloponnesischen Krieges zu schreiben. Die olympischen Spiele wurden von den Eleern, früher von den Pisäern, besorgt und der Kampfpreis, der in einem Delzweige vom wilden Delbaume bestand, von den dazu bestellten Kampfrichtern zuerkannt. Dem Sieger wiederfuhr eine übergroße Ehre; seine Vaterstadt pries sich glücklich, Dichter besangen sein Lob u. eherner Statuen verkündeten noch den späten Nachkommen die ihm zu Theil gewordene Ehre.

C. K.

Olympias, die Heilige, eine Zierde der Wittwen und der morgenländischen Kirche, ums Jahr 368 aus einer erlauchten und reichen Familie geboren, kam durch den frühzeitigen Tod ihrer Eltern unter die Vormundschaft ihres Oheims Prokopios. Die tugendhafte Theodosia, Schwester des heil. Amphilochos, sorgte für eine, ihrer Geburt angemessene, Erziehung und bildete sie durch ihre Lehren und Beispiele zu den erhabensten Tugenden. Noch sehr jung, ward sie mit Nebridios, Verwalter der Besitzungen des Kaisers Theodosius des Großen und späterhin Präsekt von Konstantinopel, vermählt. Diese Ehe war aber von kurzer Dauer, indem D. schon 20 Monate nach ihrer Vermählung Wittwe wurde. Mehrere Große warben um ihre Hand, und Theodosius selber wünschte, wiederholt sie mit seinem nahen Verwandten Eupidius, einem vornehmen jungen Spanier, zu vermählen, D. wies aber alle diese Anträge ab, mit der Erklärung, sie sei entschlossen, ihr ganzes Leben im Wittwenstand zuzubringen. Ungehalten darob, übertrug Theodosius dem Präsekt von Konstantinopel die Verwaltung ihres ganzen Vermögens, bis sie ihr dreißigstes Jahr erreicht habe. Dieser ließ sie auch oft seine Obergewalt empfinden, um sie endlich zur zweiten Verheirathung zu vermögen. D., weit entfernt, sich hierüber zu beklagen, dankte vielmehr dem Kaiser in einem rührenden Briefe, daß er sie durch die Verwaltung ihrer Güter vielen Sorgen überhoben habe und bat ihn zugleich, er wolle, um ihre Freude vollkommen zu machen, befehlen, daß sie den Kirchen und Armen zugetheilt würden. — Mittlerweile ging Theodosius ins Abendland, und da er noch bei seiner Rückkehr, nach dreijähriger Abwesenheit, von ihrem Tugendwandel hörte, setzte er D. 391 wieder in den ungehinderten Genuß ihres Vermögens. Dieses verwendete sie nun zu milden Gaben, wie die Frömmigkeit es ihr eingab. Als Wittve wollte sie vollkommen die ihrem Stande angemessenen und von dem heil. Paulus so nachdrücklich empfohlenen Tugenden ausüben. Sie schätzte sich glücklich, daß es ihr vergönnt ward, in jener, selbst in den Augen der Welt ehr-

würdigen Einfachheit zu leben, die gleich entfernt von Wegwerfung, wie von Aufwand ist. Sie floß allen eiteln Schmuck, ihr Hausgeräthe trug das Gepräge der Armuth, ihr Gebet war wahrhaft glühend und unausgesetzt, und ihre Liebe gegen Gott und die Menschen unbegrenzt. Die entferntesten Städte, Inseln und Wüsten hatten sich ihrer Freigebigkeit zu erfreuen; verlassene Kirchen, an welchem Orte sie sich auch befinden mochten, genossen ihre Mildthätigkeit. Ihr abgetödtetes Leben machte es ihr möglich, ihre beinahe unerschöpflichen Reichtümer fast ganz zur Ehre Gottes zu verwenden. Bei diesen Expenden berücksichtigte aber die Heilige besonders, was dem Menschen vor Allem Noth thut; sie nützte jede Gelegenheit, bei Austheilung ihrer milden Gaben den Hülfsbedürftigen zugleich mütterlich warnend an das Herz zu reden. Sie weinte mit den Büßern; die Verirrten brachte sie zurück auf die Bahn der Tugend und vorzüglich ließ sie sich angelegen seyn, christlichen Frauen, die mit Heiden verehelicht waren, heilsame Vorschriften zu geben. Um indeß ihre Tugend zu läutern und zu vervollkommen, ließ Gott mehre Prüfungen über sie kommen. Sie hatte nacheinander schmerzliche Krankheiten, schwarze Verläumdung und ungerechte Verfolgung zu erdulden. Deshalb war auch die heil. D. für die ganze Kirche ein Gegenstand hoher Bewunderung. Die berühmtesten Bischöfe ihres Jahrhunderts redeten mit tieffter Ehrerbietung von ihr und mehre standen mit ihr im Briefwechsel, um sie zu ermuntern, zu trösten und so Gottes Ehre und das Heil der Seelen mit ihr zu befördern. Der Erzbischof Nectarius von Constantinopel schätzte sie ungemein, und erhob sie zur Würde einer Diakonissin an seiner Kirche. Der heil. Chrysostomus, sein Nachfolger, bezeugte gegen die Heilige gleiche Verehrung. Er war alle Zeit ihr geistlicher Führer, D. war auch allezeit in kindlicher Liebe dem heiligen Kirchenlehrer zugethan, und nur mit Gewalt konnte man sie von dessen Füßen wegreißen, als er nach dem Orte seiner Verbannung abgeführt wurde. Nach der Entfernung des heil. Chrysostomus verfolgte man mit grimmiger Wuth dessen Freunde, wobei auch D. viel zu erdulden hatte. Besonders hart verfuhr man gegen die Heilige, als eine unter dem bischöflichen Sitze hervorgebrochene Flamme die ganze Kirche, mit Ausnahme der Sakristei, worin die kostbaren Gefäße bewahrt wurden, und, die Zwischenhäuser verschonend, den Palast des Senats in Asche legte. Von da an ließ man die Dienerin Gottes eine Zeit lange ungestört, während welcher sie von einer Krankheit heimgesucht wurde, die den ganzen Winter andauerte. Zu Anfang des Frühjahres erhielt sie den Befehl, die Stadt zu verlassen. Lange irrte sie umher, ohne sichern Wohnort, bis sie, in der Mitte des Sommers 405 wieder zurückkehrend, von dem Präsekten zu einer bedeutenden Geldbuße verurtheilt wurde, weil sie standhaft sich weigerte, den Arsacius anzuerkennen. Mehrermale mußte sie vor dem Richterstuhle noch Mißhandlungen erdulden. Man verkaufte öffentlich ihre Güter; ihre Landhäuser wurden von dem Pöbel geplündert; ihre eigenen Diener und mit Wohlthaten Ueberhäufte, schmähten sie. Atticus, des Arsacius Nachfolger, zerstreute und verbannte die Genossenschaft der Jungfrauen, welche unter ihrer Leitung standen. In diesen Verfolgungen erhielt D. oft Trostbriefe von dem heil. Chrysostomus, den sie hingegen mit ihren Gütern unterstützte, daß er nicht nur selbst des Nöthigen nicht ermangelte, sondern auch noch Gefangene loskaufen und die Armen der von ihm bewohnten öden Gegenden unterhalten konnte. Die heilige D. starb um das Jahr 410 und wird von den Griechen unterm 24. Juli, von den Lateinern am 17. Dezember verehrt. —

Olympiodorus. 1) D. aus Thoben, ein Geschichtschreiber, der am Hofe des Kaisers Honorius lebte und eine Geschichte des abendländischen römischen Reiches in 22 Büchern verfaßte, die von 407 — 425 nach Chr. reicht. — 2) Name zweier griechischen Philosophen aus dem 5. u. 6. Jahrhundert nach Chr., von denen sich der jüngere mit der Erklärung des Plato beschäftigte und Commentare über einzelne Dialogen desselben schrieb, von welchen jedoch noch nicht alle vollständig im Drucke erschienen sind. — 3) D. Diakonus zu Alexandrien im 6.

Jahrhunderte, ein alttestamentlicher Commentator. Von seinen griechisch geschriebenen, meist aus älteren Werken compilirten Commentaren findet sich der zum Presbiter Salom. in „Ducaei auctarium bibl. patr.“, Bar. 1624, T. II. S. 602; der zum Hiob in „Junii catena in Job.“; der zum Jeremias, so viel davon noch übrig, in „Ghislerii cat. patrum“ über diesen Propheten.

Olympische Spiele, s. Olympia.

Olympos hieß im Alterthume der südöstliche Zweig des Hauptgebirges im nördlichen Griechenland, der sich vom kambunischen Gebirge bis nach dem Meere hinzog und Macedonien von Thessalien schied. Der O. wird als ein waldiger, bis in die Wolken reichender, mit ewigem Schnee bedeckter Berg geschildert, dessen charakteristische und stolze Umrisse ihm ein sehr imposantes Ansehen gaben. Die Alten hielten den O. für den Sitz der Götter: ein Glaube, der sich sehr frühzeitig über ganz Griechenland verbreitet hat. Auf dem höchsten Gipfel wohnen die Götter; hier ist die Götterstadt und der Palast des Zeus, in dem auch Here wohnt; die anderen Götter haben ihre eigenen Wohnungen, versammeln sich aber zur Berathung und zum Schmause in dem Palast des Zeus u. s. w. Die Götterstadt hat kein Sterblicher je gesehen; die Thore derselben sind Wolken, die Horen öffnen und schließen dieselben. Diese Vorstellungen erhielten sich lange unter dem Volke und in den Gesängen der Dichter, bis man später die Götter in den klaren Aether hinein versetzte und den Wohnsitz mehr ideell auffasste. — Außerdem führten diesen Namen noch: ein Berg in Mysien, an der Gränze von Mysien, Phrygien und Bithynien, die Fortsetzung des Taurus und der höchste Bergrücken in Westasien, berühmtester Räuberstz; — ein Berg im Norden von Galatia, an der Gränze von Bithynien; ein Vulkan nahe an der Ostküste von Lydien; — ein Hügel in Lakonien am Flusse Olenus; — der Berg Olykaon in Arabien; — ein Berg in Pieria in Macedonien, i. Lacha; — eine Bergkette auf der Ostseite von Cypern, besonders dessen höchster Gipfel; — ein Vorgebirg auf Cyprus, mit einem Venustempel, i. Santa Croce; — ein Berg auf Labus; — ein Berg auf Boeckaa an der Küste des glücklichen Arabiens; — eine Stadt an der Gränze von Ramphosien, von Cervilius zerstört, i. Leville.

Olynthus, eine schon im Alterthume sehr bedeutende Stadt, am nördlichen Anfange der Landspitze Pallene, wahrscheinlich eine Colonie der Athener, die den größten Theil der macedonischen Landschaft Chalcidike besaß und einen eigenen Staat bildete. Nach der Mythe soll sie der Thraker Brangas zu Ehren seines von einem Löwen zerrissenen Bruders Olynthos gebaut haben. Nach Perses Flucht, der sie besetzt hatte, belagerte und eroberte sie, da sie Miene zum Abfall machte, der Perser Arbazalos u. besetzte sie mit Chalcidensern. Aber bald wurde die Stadt frei und erhob sich zu ansehnlicher Macht, besonders vor dem Anfange des peloponnesischen Kriegs, als die Korinther die kleinen Seestädte in Chalcidike zum Abfall von Athen und zur Wanderung nach O., um diese Stadt zum Wiederstande gegen jene mächtiger zu machen, beredeten. Die Hülfe der Olynthier gegen die Aukrier erkaufte König Amyntas von Macedonien durch Abtretung eines Stückes Land und, als er es ihnen später wieder vergebens zu entreißen suchte, wendete er sich 381 an Sparta um Hülfe gegen dieselben, aber die Spartaner mußten sie, nach mehreren Wechselfällen des Kriegs, als unabhängige Bundesgenossen anerkennen. Als O. später sich zu einem Bunde mit Athen neigte, erkaufte sich Philippos eine mächtige Partei daselbst und schenkte sogar das eroberte Potidäa nebst Bezirk der Stadt. Als er aber seine Macht befestigt glaubte, nahm er die einzelnen Städte Chalcidike's weg und gewann 2 Schlachten gegen die Olynthier, zu denen 2 Stiefbrüder Philipps, die Ansprüche auf den Thron machten, geflüchtet waren. Die Olynthier baten Athen um Hülfe; Demosthenes sprach eifrig dafür (die olynth. Reden), aber die Hülfe war zu gering, die Feldhern Chares und Charidemos ungeschickt und O. fiel 348 durch Verrath an Philippos. Die Stadt ward geschleift und die Einwohner als Sklaven verkauft. O. wurde nie wieder erbaut.

Om, eigentlich **Num**, ist in der Religion der Indier „das einsilbige Wort mit drei Buchstaben“, das sprachliche Zeichen und Symbol der brahmanischen Dreieinigkeit, d. h. Wischnu's (N), Schiwa's (U) u. Brahma's (M) in ihrer Vereinigung zu dem einen höchsten, uranfänglichen u. unvergänglichen Wesen (Parabrahma); das erste vom Urheber der Schöpfung gesprochene Wort u. darum vor allen Wesen vorhanden u. ewig. Als Sinnbild des höchsten Gottes selbst heißt es **Akschara**; als Anfang des heil. Gebetspruchs **Gayatri** **Braun** oder **Pranava** (Geist, Hauch). Es darf nur gedacht, nie ausgesprochen werden; aber dieses Denken hat nach den Brahminen außerordentliche Kraft und muß daher alle Gebete, Ceremonien, Weihungen und besonders das Lesen der Beda's einleiten, wie schließen. Ebendeshalb steht das Wort auch häufig in den heiligen Büchern zu Anfange einzelner Abschnitte und vor dem Ganzen, ja, selbst vor profanen Schriften, sowie vor Vertrags-, Schenkungs-Urkunden u. s. w. Seine Aufnahme in die Zauberformeln lag hievon nicht fern und wurde selbst im Abendlande gemein. Bei den **Buddha** verehrern ist **O**. ebenfalls das Emblem der Dreieinigkeit und in gleicher Weise heilig. Im **Lamaismus** ist **O**. die erste der 6 Gebets-Sylben (die übrigen sind **Mah**, **Nih**, **Bat**, **Mä**, **Chung**), welche **Buddha** erfand, um den 6 Reichen der Schöpfung den Weg zur Glückseligkeit zu bahnen. Sie werden im Stillen hergebetet, sind das einzige Gebet der Laien und werden bei jeder Gelegenheit, auf Leinwand, Holz, Papier und Stein geschrieben, zur Andacht gebraucht.

Omajaden, s. **Khalkifat**.

O'Meara, **Barry Edward**, Arzt Napoleons auf **St. Helena**, geboren in Irland, hatte als englischer Schiffschirurg mehrere weite Züge mitgemacht und namentlich 1801 den nach Aegypten, u. hatte sich das Zutrauen des Kapitäns **Friedrich Waißland** in solchem Grade erworben, daß dieser ihn auf jedes Schiff mitnahm, dessen Befehl er erhielt. So war **O**. auf dem **Bellerophon**, als **Napoleon** am 7. August 1815 sich auf denselben begab. Bald erwarb sich **O**. durch die Sorgfalt, die er den französischen Offizieren erwies, die Aufmerksamkeit und in mehren Unterredungen, die italienisch geführt wurden, das Vertrauen Napoleons in solchem Grade, daß ihm der Antrag gemacht wurde, denselben als Arzt in sein Exil zu begleiten. **O**. nahm dieses Amt mit Bewilligung der britischen Regierung u. mit ausdrücklichem Vorbehalt seines Ranges und seiner Stelle als britischer Marinearzt an. **Napoleon** unterhielt sich gerne mit **O**. über die verschiedensten Punkte seiner früheren Laufbahn, wohl nicht ohne die Absicht, daß **O**. sein Vertheidiger werden möchte. **O**. zeichnete auch fleißig die Unterredungen auf und sandte sie insgeheim einzeln an einen befreundeten Arzt auf den Schiffen vor **St. Helena**, der sie nach London an Napoleons Agenten übermittelte, da Veröffentlichungen von Seiten der britischen Angestellten in **St. Helena** strenge untersagt waren. 1818 den 25. Juli wurde **O**. von **St. Helena** abberufen, weil er den Anforderungen des neuen Gouverneurs **Sir Hudson Lowe**, (s. d.), welcher Mittheilungen aller Privatunterhaltungen Napoleons verlangte, nicht entsprach. Nach dem Tode Napoleons veröffentlichte **O**. mit Bewilligung der Testamentsercutores, sein Werk: „**Napoleon in exile or a voice from St. Helena. The opinions and reflexions of Napoleon on the most important events of his life and government in his own words**,“ 2 Bde., London 1822; übersetzt ins Deutsche und ins Französische. Diese Schrift erregte großes Aufsehen und ist, ungeachtet der Verfasser, im höchsten Maasse eingenommen für **Napoleon**, zu sehr durch dessen Brille sah, von großem Werthe für die Geschichte. Nach dem Erscheinen dieses Buches wurde **O**. aus dem Marinedienste entlassen; er zog sich in die Nähe von London zurück, woselbst er am 3. Juni 1836 starb.

E. Buchner.

Omen (lat.) auch **Prodigium**, nannten die alten Römer gewisse, von ungefähre sich ereignende Umstände, welche man für Vorbedeutungen eines Glücks oder Unglücks hielt. Vergleichen Anzeigen künftiger Dinge fand man entweder in plötz-

lich eintretenden körperlichen und geistigen Zuständen, oder man nahm sie aus äußeren Erscheinungen ab, oder endlich aus gewissen Worten, Stimmen (z. B. einer Gule) und Namen (daher die Redensart: „Nomen et omen.“ Unter den äußeren Erscheinungen, woraus man Vorbedeutungen annahm, war es z. B. ein glückliches Zeichen, wenn in einem Hause oder sonst an einem Orte ein ungewöhnlich heller Schein sich zeigte, indem man dies für die Erscheinung irgend einer Gottheit hielt. Ein Unglück prophezeiendes O. dagegen war es, wenn man sah, daß den Bildsäulen der Götter etwas Ungewöhnliches widerfuhr. Aus den Reden schloß man auf Glück oder Unglück, wenn Jemanden ein Wort entfiel, das einer Prophezeiung ähnlich sah und zufällig auf Etwas bezogen werden konnte, worüber man in Ungewissheit war. Dergleichen ominöse Worte suchte man mit aller Sorgfalt zu vermeiden und substituirte dafür andere minder bedenkliche, namentlich bei den Griechen. Um die üble Vorbedeutung eines O. abzuwenden, bediente man sich verschiedener Mittel. Man warf z. B. einen Stein auf den Unheil verkündenden Gegenstand, oder tödtete das ominöse Thier, damit die Unglücksbedeutung selbst darauf zurückfallen und so vernichtet werden möchte; ja, man hatte selbst einen besondern Zauberapparat zur Abwendung böser Omina. Erhielt man ein solches, so verbrannte man dorniges und sonst unfruchtbares Holz zu Asche und streute dieselbe in fließendes Wasser oder ins Meer. Ueberhaupt aber stellte man beim Eintritte unheilvoller Anzeichen in der Regel das begonnene Geschäft ein und nahm es zu einer andern Zeit wieder auf.

Omnibus (Wagen für Alle) heißen Miethsfuhrwerke, die eine größere Anzahl Personen aufnehmen. Schon Pascal gab sie an; doch kamen sie in Paris erst 1825 auf und vermehrten sich so schnell, daß 1829 schon 125 vorhanden waren, die jährlich 11 Millionen Menschen fuhren. Noch mehr sind sie in den größeren Städten Nordamerika's im Gebrauch. In Philadelphia hat man solche, die 60 Personen fassen.

Omphale, s. Herakles.

Dnega 1) ein in dem russischen Gouvernement Olonez, östlich vom Ladogasee gelegener und nach diesem der größte See in Europa, vom finnischen Gebirge umgeben, ist 180—200 Werste lang und 60—80 Werste breit, bildet viele, mitunter große, tief einschneidende Bufen, hat viele, zum Theil bewohnte Inseln, ist fischreich, hat auf der Höhe einen reinen Wasserspiegel und ergießt sich südwestlich mittelst des Swirflusses in den Ladogasee. Er empfängt durch die Wobla die Wasser des Wobla-Sees, wird durch unzählige andere kleinere und größere Flüsse (die Wytegra [Wütegra]) von der Südostseite, die Megra von der Südseite, die Schuja u. Loscha von der Westseite, die Abflüsse des Lisch und Suma u. c.) bereichert und steht durch das System des Marienkanals, der von der Kaiserin Maria Feodorowna, Gemahlin Pauls I., seinen Namen hat, sowohl mit der Wolga und dem kaspischen Meere, als auch mit der Dwina und dem weißen Meer in Verbindung. Einige seiner nördlichen Inseln, sowie die Ufer und deren Klippen, bestehen aus Marmor und wahrscheinlich ist das ganze Seebett Flußsand. — 2) Der Dnegakanal, an der Südseite des Sees, führt von Wytegra, oberhalb der Mündung des Wytegra-Flusses, nach Wosnesenskoe am Swirflusse und dient zur Umgehung der Schiffahrt auf dem gefährlichen D.-See. Er liegt mitten im System des Marienkanals, von dem er eine Fortsetzung ist, und hat eine Länge von 19½ Werst, eine Breite von 12½ Faden und eine Tiefe von 7 Fuß. — 3) Der Fluß D. steht nicht mit dem D.-See in Verbindung, sondern kommt unter dem Namen Wib oder Swib aus dem wosher See, fließt durch den Latschasee, nimmt nach dem Austritt aus demselben den Namen D. an, ist bis gegen 20 Werst unterhalb Kargopol schiffbar, hat mehrere bedeutende Fälle, besonders nicht weit von der markonusschen Landenge, und mündet im Gouv. Archangel nach einem Laufe von etwa 60 Meilen bei der Stadt D. in den D.-Golf des weißen Meeres, dessen bedeutendster Zufluß nächst der Dwina er ist.

Dnolzbach, früherer Name für **Ansbach** (s. d.)

Dnomakritos, ein griechischer Wahrsager und Dichter, der zwar Vieles unter seinem Namen verfaßte, hauptsächlich aber dadurch bekannt wurde, daß er seine Gedichte dem **Oryheus** und **Musäus** (s. dd.) unterschob, daher ihn **Hipparchos**, der Sohn des **Pisistratos**, 516 v. Chr. aus Athen verjagte.

Dnomastikon (δνομαστικόν, scil. βιβλίον) heißt eine Gattung lexikographischer Schriften, am nächsten verwandt den Glossen oder Glossarien (s. d.), wie den **Lexis** und **Lexica**. Man versteht darunter ein Verzeichniß von Wörtern, um die richtige Bedeutung und den richtigen Gebrauch eines jeden Wortes zu erkennen, zumal im Unterschied von anderen, verwandte und analoge Gegenstände bezeichnenden Wörtern. Somit bildete bei dem D. die Synonymik eigentlich die Hauptsache (s. **Dnomatik**), doch so, daß dabei auch der Sprachgebrauch seine Berücksichtigung fand. An die Stelle der sonst bei Wörterbüchern üblichen alphabetischen Ordnung trat eine sachliche, indem in einzelnen Rubriken, die einen bestimmten Kreis von Gegenständen umfaßten, die einzelnen dahin fallenden Wörter und Ausdrücke zusammengestellt und durch kurze Erklärungen von einander unterschieden wurden. Das griechische Alterthum hatte verschiedene **Dnomastika** (δνομαστικά genannt), z. B. von **Kallimachus**, **Hellanius**, **Tryphon**, **Democritus**, **Gorgias** u. A. Das berühmteste, noch erhaltene D. aus der griechischen Zeit ist von **J. Pollux** (s. d.), das in 10 Büchern verschiedene Gegenstände des religiösen, bürgerlichen, häuslichen und künstlerischen Lebens abhandelt. Neuere Werke unter diesem Namen sind **J. Glandorp** „on. historiae romanae,“ Frankfurt 1589; **Fol. u. Chr. Sareen** „on. literarium,“ Utrecht 1775—1803, 8 Bde. κ.

Dnomatik (δνομαστικόν, scil. βιβλίον), war der Name griech. lexikographischer Werke, die zunächst das ὄνομα als einen Redetheil, zum Gegenstande hatten und in das Gebiet der grammatisch-etymologischen Forschungen gehörten, während die **Dnomastika** (s. d.) stets den lexikographisch-ergetischen Charakter festhielten. Dahin gehört z. B. die Schrift des **Gerodian** (**Beffer's Anecd. pag. 1181. 1193. 1272**) und andere zahlreiche Schriften der spätern Zeit. Vgl. **Lersch**: **Sprachphilosophie** 3, 66 f. In neuerer Zeit hat **Dr. Mager** (deutsches Sprachbuch, Stuttgart, 1842) den Namen wieder eingeführt und die Aufgabe der D. in folgenden Worten näher bestimmt: „die D. setzt die Gesetze der Wortbildung voraus, beschäftigt sich nicht mit der Betrachtung dieser Gesetze, sondern mit der Anwendung derselben auf die in der Sprache vorhandenen Wurzeln, Stämme, Ableitungen und Zusammensetzungen; Summa, auf den ganzen Wortschatz. Die deutsche D. weist erstens die Wurzeln der deutschen Sprache nach und gibt ihre Bedeutungen an. Sie zählt zweitens alle die Stämme auf, welche durch Ab- u. Zulauf aus den vorhandenen Wurzeln erwachsen sind, und gibt wieder ihre Bedeutungen an. Sie zählt dann, drittens, alle die Ableitungen auf, welche durch Vor- und Nachlaut von den Stämmen herkommen und gibt endlich die vorhandenen Zusammensetzungen an. Die D. begnügt sich aber nicht damit, daß sie den ganzen Wortschatz, systematisch geordnet, verzeichnet und von jedem Worte die verschiedenen Bedeutungen (ursprüngliche, weitere, metaphorische) angibt; sie gibt auch die sinnverwandten Wörter (Synonymen) an und zeigt, inwiefern dieselben einestheils übereinstimmen, andernteils sich unterscheiden.“ Was **Dr. Mager** in seinem bezeichnenden Buche kurz angedeutet, ist weiter ausgeführt in: „**Dnomatisches Wörterbuch**, zugleich ein Beitrag zu einem auf die Sprache der classischen Schriftsteller gegründeten Wörterbuch der neuhochdeutschen Sprache“, von **J. Kehrlein**. Wiesbaden, 1847. Darin wird die Bedeutung der deutschen Wörter naturhistorisch von ihren ersten bekannten Quellen bis zu ihrem heutigem Gebrauche in Schriften und im Volksmunde verfolgt; zugleich sind die einzelnen Wortbildungen nach Bedeutung und Form durch zahlreiche Beispiele aus unseren classischen Schriftstellern erhärtet. κ.

Dnomatopöle (griech.), Namen- oder Wortbildung; bezeichnet namentlich die Nachbildung der Naturlaute in Worten; sie gehört zu den Wort-

spielen und ist die griechische Benennung des Klangspiels und der Alliteration (s. d.).

Dnosander oder **Dnesander**, ein platonischer Philosoph, der wahrscheinlich um die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Ch. zu Rom unter Nero lebte, schrieb ein schätzbares, ganz von den Erfahrungen der Römer ausgehendes, Werk über das römische Kriegsweisen unter dem Titel: *Στρατηγικός λόγος*. Ausgabe: von Rigaltius, Par. 1599, 4.; und von Baumgärtner, Mannh. 1779; die neueste von Kora i in Bd. V. seiner *Πάρεργα*, Par. 1822.

Dnoslow, George, ein sehr geschätzter Componist der neueren Zeit, 1796 in England aus einer angesehenen Familie geboren, die theilweise nach Nordamerika übersiedelte und die Grafschaft gl. N. in Nord-Carolina gründete, ging 1814 nach Wien, um sich hier in der Musik weiter auszubilden, wo er sich besonders an Beethoven angeschlossen. Von da begab er sich nach Frankreich, wo er abwechselungsweise auf seinem Gute Clermont und in Paris lebte, Professor am Conservatorium der Musik daselbst und 1836 Mitglied des Instituts wurde. Man hat von ihm viele instrumentalistische Compositionen, geschätzte Symphonien und einige Opern, darunter *Le colporteur* und *L'alcade de la Vega* die werthvollsten sind.

Ontologie (griech.), die Lehre vom Sein und dem Seienden, bezeichnet denjenigen Theil der Philosophie, welcher sich mit der begrifflichen Entwicklung Dessen, was den Erscheinungen zu Grunde liegt, beschäftigt. Bei den Griechen bildeten schon die Eleaten den Gedanken, daß man zu den veränderlichen Erscheinungen das Bleibende und Beharrliche, das Seiende, suchen und seinem Begriffe nach bestimmen müsse, im Gegensatz zu Heraklit, mit größter Schärfe und Sicherheit aus; Plato fragte nach dem wahrhaft Seienden (*Τὸ ὄν*), im Gegensatz zu den wechselnden Erscheinungen, und fand dasselbe in den ewigen Ideen; dem Aristoteles galt als der Gegenstand der wahren Wissenschaft das Seiende und die auf dasselbe sich beziehenden Bestimmungen. So wurde allmählig die O. ein Theil der Metaphysik (s. d.) und in der Wolffschen Schule der Haupttheil derselben. Durch Kant traten nun zwar die Fragen nach dem Realen einigermaßen in den Hintergrund, indem die Forschung sich mehr dem philosophirenden Subjekte und besonders dem Erkenntnißvermögen zuwandte; doch, da in Kants System die Ausgangspunkte für die idealistische wie für die realistische Richtung liegen, so war die Möglichkeit zur Anknüpfung ontolog. Untersuchungen nicht genommen, und so bildet namentlich bei Herbart (s. d.) die O., als die Lehre vom Sein und dem wirklichen Geschehen, von der Substanz, dem Accidens, der Veränderung, der Causalität, den ersten Theil seiner Metaphysik. — Ueber den sogenannten ontologischen Beweis für das Dasein Gottes vgl. den Art. Gott.

Dnymus, Adam Joseph, geb. 29. März 1754 zu Würzburg; 1777 Priester, 1782 Subregens daselbst, 1783 Prof. und geistlicher Rath, 1786 Kanonikus, 1789 Regens des Seminars und Direktor des Gymnasiums, 1803 Landdirektionsrath, 1807 Mitglied der Schulcommission, gest. als Domdekan und Generalvicar in Würzburg. Wir haben von ihm nahe an 200 Homilien und Betrachtungen über Leben, Leiden und Lehren Jesu, worin der Verfasser, nach der Methode der Kirchenväter, eine fortlaufende paraphrasirende und erklärende Wiedererzählung der biblischen Abschnitte gibt und dieser dann erbauliche Nutzenwendungen beifügt. In den Worten und Gedanken, wie in den gewöhnlich kurzgefaßten, sittlichen Nutzenwendungen athmet jener Geist Gottes, der das reinere Gemüth beim Lesen des göttlichen Wortes so innig und kräftig ergreift. Jesus Christus ist der Anfang und das Ende aller Heilswissenschaft; von ihm allein geht die Heiligung und Beseeligung des Menschengeschlechtes aus. Die sprachliche Darstellung ist einfach, rein und verständlich. Homilien und Betrachtungen 2c. Würzburg 1827. Das Leben und die Lehre Jesu in Homilien nach dem evang. Texte. Sulzbach 1831.

Dnyr, eine Varietät des Chalcedon (s. d.), welcher verschiedene Farben, gewöhnlich schwarz, schwarzblau, braun, grün, röthlich, milchweiß 2c. 2c. zeigt, die

wie Schichten oder Streifen übereinander liegen. Nach diesen verschiedenen Farben oder Lagen erhält er verschiedene Namen; wechseln sie mit Carneol, so heißt er Carneol=D.; mit Jaspis, Jasp.=D.; mit Achat, Achat=D.; ist er dunkelbraun und schwarzblau mit weißen Streifen, Camahuya; wenn die verschiedenen Schichten regelmäßig übereinander liegen und sich mit der milchweißen regelmäßig verbinden, oder wenn er baumartige Zeichnungen auf milchweißem Grunde hat, Sardonyx. — Er wird am meisten geschätzt, wenn die Lagen mit grün und weiß, oder mit roth und weiß wechseln und regelmäßig geordnet sind, so daß sie eine gute Wirkung hervorbringen. Der orientalische ist meist undurchsichtig und sehr fest und hat 2 bis 3, regelmäßig im Kreise geordnete Farben, von denen die eine fahlbraun, braun oder blau, die andere weiß und die dritte schwarz ist, und diese Farben müssen sich ohne die geringste Vermischung von einander absondern. — Der D. findet sich in Indien, Arabien, Italien, Oesterreich, Böhmen, Sachsen u. u. in Stücken von verschiedener Größe, welche zuweilen zu Dosen und kleinen Gefäßen, meist aber zu Cameen verarbeitet werden. Berühmt war das D.-Gefäß auf dem braunschweigischen Museum (von Herzog Karl bei seiner Entfernung mitgenommen), welches einen bedeutenden Werth hat.

Dost, Jakob van, ein berühmter niederländischer Maler aus Brügge, geboren um 1600, studirte zu Rom nach Hannibal Carraccio mit so gutem Erfolge, daß seine Compositionen von den Künstlern bewundert wurden. Er malte nur große Geschichtsstücke, mit wenigen, aber verständig angebrachten und wohlgeordneten Figuren und einer guten Zeichnung, die nicht so stark ausgedrückt ist, als die seines Meisters. Seine Farben sind schön ineinander geschmolzen, und sein Pinsel leicht. Seine Verzierungen besitzen eine edle Einfalt, wie auch seine wohlgefalteten Gewänder. Das Colorit seiner Nackten ist frisch und natürlich und seine Gründe sind mit schönen Architekturen geziert, die er, sowie die Perspektive, vollkommen verstand. Er starb 1671.

Dpal, ein Halbedelstein von verschiedener Färbung, härter als Bergkry stall u. von 1,9 bis 2,11 spezifischem Gewichte; im Bruche muschelig u. auf der fein geritzten Oberfläche, besonders gegen das Licht gehalten, ein lebhaftes Farbenspiel zeigend. Am meisten geschätzt sind die milchweißen, stark glänzenden, roth u. grün spielenden, edlen D.e, auch Firmament= oder Elementstein genannt, u. um so mehr, je größer u. rissfreier sie sind. Diese werden vorzugsweise in Ungarn bei dem Dorfe Czernweniza gefunden, wo sie in Porphyr u. Trachit eingewachsen vorkommen. Man faßt sie geschliffen zu Schmuckgegenständen aller Art. Das Gestein, in welchem der edle D. nur in kleinen Punkten eingeprengt ist, wird unter dem Namen D.mutter häufig zu Dosen u. verarbeitet. Fernere Spielarten sind: der Feuer=D., hyacinthroth, honiggelb, mit schönem Farbensplanz, in Mexico u. auf den Faröer= Inseln; der gemeine D., milchweiß, glas= oder wachsglänzend u. ohne Farbenspiel, in Ungarn, Sachsen, Schlessien, Island u.; der Hydrophan, Weltauge, sehr porös, wird durchscheinender u. opalisirend, wenn man ihn ins Wasser legt, verliert aber beide Eigenschaften nach dem Austrocknen wieder, in Sachsen, Ungarn u. auf den Faröern zu finden; der Halb=D., grau, braun in verschiedenen Abstufungen u. durchscheinend bis undurchsichtig, auch zuweilen bandartig gestreift, wird in Ungarn, Böhmen, Mähren, Sachsen, Schlessien, Island u. gefunden u. zu Bijouterien, Dosen, Cameen verarbeitet; der Cacholong, undurchsichtig, perlmutterglänzend, milchweis, aber ins Gelbe u. Rothe spielend, auch Perlmutter=D., Perlmutter=achat, Kalmuckenachat genannt. Man findet ihn in der Bucharei, in Kärnthen, Island u.; große Stücke sind selten u. hoch im Preise; der Jasp=D. oder D.=Jaspis, bräunlichroth, blutroth u. ockergelb, ins Graue spielend, von geringem Werthe, wird in Sachsen, Ungarn, Sibirien u. gefunden. — Die wesentlichen Bestandtheile des D.s sind Kiesel Erde u. Wasser. — Es werden häufig Glasstücke, selbst Glasclacken, welche zufällig das Farbenspiel des D.s zeigen, als solcher verkauft. Auch der Knorpel aus dem Gelenke einer großen

Muschel, von Kirschen- bis Mandel-Größe, ist zuweilen für schwarzen oder grünen O. untergeschoben worden.

Oper, (italienisch opera), ist ein musikalisches Schauspiel, welchem die Musik wesentlich, nicht zufällig ist, weshalb hier die Poesie u. Musik in die innigste Verbindung treten sollen. Ueber dieses Verhältniß der Musik zur Poesie u. umgekehrt waren u. sind noch die Ansichten verschieden. Gluck (s. b.) sagt, „es sei die wahre Aufgabe der Musik, der Poesie zum Behufe des Ausdrucks der Worte u. der Situation des Gedichts zu dienen, ohne die Handlung zu unterbrechen, oder diese durch unnütze, überflüssige Zierathen zu erkälten. Die Musik soll nämlich dasselbe leisten, was bei einer richtigen, wohl angelegten Zeichnung die Lebhaftigkeit der Farben leistet, u. der wohlgewählte Gegensatz von Licht u. Schatten zur Belebung der Figuren, ohne deren Umrisse zu verunstalten.“ Hierbei opferte Gluck von seinem Standpunkte aus dennoch nicht der Situation jede Rücksicht auf die Forderung der Musik, wußte letztere vielmehr in ihrer Selbstständigkeit u. Schönheit zu bewahren u. sie als eine Schwester zu behandeln, weshalb man seine Melodien noch immer für schön und bedeutsam erklären wird, wenn sie auch der Worte entkleidet würden. — Unbezweifelst liegt hierin eine große Wahrheit, immer aber ist die Schwierigkeit, beide Künste in ihrer Selbstständigkeit zu verbinden, nicht zu verkennen. Eine treffende Erklärung darüber gab Lessing. „Die Musik, sagt er, bedient sich natürlicher Zeichen (Töne); die Poesie willkürlicher Zeichen (Buchstaben). Beide Zeichen wirken allerdings in der Folge der Zeit, doch ist das Zeitmaß verschieden. Ein einziger Laut der Sprache als willkürliches Zeichen, kann in einem flüchtigen Augenblicke so viele Gedanken u. Empfindungen ausdrücken, als die Musik nur in einer langen Reihe von Tönen nach u. nach hörbar u. fühlbar machen kann. Daher gehen Dichter der Operntheater darauf aus, den Gedanken so wortreich wie möglich auszuspinnen u. die längsten u. geschmeibigsten Worte den energisch kurzen vorzuziehen.“ Die Schwierigkeit einer innigen Verbindung der Poesie u. Musik läge hiernach in der Verschiedenheit ihrer Ausdrucksmittel, u. dieß ist in neuester Zeit die Veranlassung geworden, daß die O. gleichsam aus dem Gebiete der dramatischen Dichtkunst verwiesen, oder doch die Poesie durchaus zur Nebensache gemacht ist und der musikalische Effect vorzugsweise beabsichtigt wird. Wenn indeß gegenwärtig auch die O. diese Gestalt gewonnen hat u., besonders in der ersten Form, größtentheils als Concertgesang im Costume auftritt, so ist daraus keineswegs ihre Eigenthümlichkeit abzuleiten. Der Dichter wird vielmehr immer zu einer sorgfältigen Charakteristik die Grundzüge liefern u. dem Componisten nur die Ausführung überlassen müssen. Denn das Haupterforderniß der O. ist stets die Charakterzeichnung; ihr Sujet steht auf der lyrischen Höhe u. ihre dramatische Form kommt (in der ersten Gattung) der Tragödie am nächsten. Doch muß das Meiste aus dem Gebiete der Gemüthsstimmungen der Gefühle, Affekte u. Leidenschaften genommen seyn u. in dem Wechsel dieser Empfindungen die Handlung selbst, ihr Fortschreiten, ihre Entwicklung u. Lösung zur Anschauung gebracht werden. Die Musik ist daher im Grunde nur die Bekleidung, u. kann keinen charakteristischen Grundcharakter haben, wenn die dichterische Charakteristik nicht vorhanden ist. Ohne diese würde die Musik ein bloßer Sinnenreiz seyn u., als solcher allein, nicht jene große Wirkung hervorbringen, welche aus der Vereinigung beider Künste entsteht. Die Schwierigkeiten müssen daher durch ein Zusammenwirken des Dichters u. Componisten gehoben werden, u. wenn hiernach vom Dichter ein vollkommenes Vertrautseyn mit der Natur der Musik gefordert wird, so kann in Beziehung auf die Dichtkunst eine gleiche Forderung an den Componisten gestellt werden, wodurch sich die Verschiedenheit der Ansicht über ein Dienen der Poesie oder der Musik ungezwungen ausgleicht. — Die O. im eigentlichen Sinne heißt die große oder ernste O., opera seria. Ihre Sprache ist durchgängig musikalisch u. Gesang. Das Recitativ vertritt die Stelle der gemeinen Rede, des Dialogs. Es wird mit Recht ein Nebelstand genannt, wenn deutsche ernste O.n

ohne Recitativ gegeben werden, und die öftere Unfähigkeit deutscher Sänger, solche vorzutragen, oder sonstige Gründe zur Entschuldigung dienen sollen. Die durchgängige musikalische Ausführung der O. hebt uns aus der Prosa in eine höhere Kunstwelt u. das ganze Werk erhält sich im Charakter derselben, wenn die Musik die innere Seite der Empfindung, die einzelnen u. allgemeinen Stimmungen in den verschiedenen Situationen, die Konflikte u. Kämpfe der Leidenschaften zu ihrem Hauptinhalt nimmt, um dieselben durch den vollständigsten Ausdruck der Affekte herauszuheben. — Der Stoff der ersten O. ist gewöhnlich dem Helden- oder großen Geschichtskreise entnommen. Ihr entgegen steht die komische oder scherzhafte O., *opera buffa*, welche eine Intrigue ohne große Verwicklung zum Gegenstande hat. Die Franzosen aber nennen jede O. komisch, worin der Dialog, ohne Musik, gesprochen wird. — Zwischen beiden steht die s. g. gemischte O., *opera semiseria*, die halbernte, zu welcher füglich die romantischen Stoffe zu zählen sind. Biblische Stoffe, zu O.n verwendet, gaben die *opera sacra*. Als Unterarten der O. nennt man die *Operette*, das ital. *Intermezzo* u. das *Liederspiel* (s. dd.). Das *Melodram* (s. d.), in so ferne darin nicht gesungen wird, gehört nicht zur O., u. mit Gesang nur uneigentlich. — Fink (Wesen u. Geschichte der O., Leipzig, 1838) knüpft den Anfang der O. an die Verbindung des Gesanges mit der Musik, an Umgänge u. Auführungen, verbunden mit Gesang und Musik, welche, nach dem Vorbilde der heidnischen, sehr früh schon in christlicher Zeit Statt fanden. Nicht unbekannt ist auch der Wechselgesang zwischen Maria u. den Magiern, von dem Syrer Ephrem gegen Ende des vierten Jahrhunderts, ein förmlicher, mit Aktion und allem dramatischen Zugehör aufzuführender Dialog. Zur weiteren Ausbildung trugen bei: die Lieder der Troubadours, Menestrels, die Liebeshöfe, die Feste der Reichen u. Großen, vor allen die Spiele (*Jeux*) des Troubadour Adam de la Hale, welcher eine Art komischer O. unter dem Titel *Jeu de Robin et de Marion*, das älteste Muster dieser Gattung, gedichtet hat, die am Hofe des Herzogs von Anjou, Königs von Neapel, im Jahre 1285 aufgeführt wurde. Das vom Cardinal Raphael (sic) Riario gedichtete, irrig dem Sulpitius zugeschriebene *Mysterium* (fälschlich von Mattheson ein Operctichen, u. ebenso von Castil Blaze eine O. genannt) *La conversione di San Paolo*, in Musik gesetzt von Francesco Baverini (Beverini) wurde in Rom 1400, u. eine Posse am Hofe des Herzogs Alfonso von Calabrien 1492 aufgeführt. Gegen 1450 hatte Pulci sein episches Gedicht *Morgante maggiore* schon an der Tafel des Lorenzo von Medici abgesungen u. Politiano 1470 ein musikalisches Drama in fünf Akten, *Orfeo*, gedichtet. Der Graf Giovanni Barbi, Pietro Strozzi u. Jacopo Corsi versuchten sich in Compositionen nach altgriechischer Weise, u. unter dem Vorstande des letzteren dichtete Ottavio Rinuccini 1594 oder 1596 sein Hirtengedicht *Dafne*, welches Peri (und Caccini) in Musik setzte u. 1595 oder 1597 in Corsi's Hause zur Aufführung kam. Größeren Beifall erwarb sich *Euridice* von Rinuccini u. Peri, mit einigen Zusätzen von Caccini, ausgeführt 1600. Doch hieß sie nur *tragedia per musica*, nicht *opera*, denn *tragedia* bedeutete damals ein feierliches, *comedia* ein possenhaftes Schauspiel. — Die Einführung der komischen O. gebührt, nach Fink, dem *Antiparnasso* des Drazio Vecchi, welcher 1597 in Modena eine bunte Reihe komischer Scenen, worin sogar hebräisch gesungen wurde, dichtete. Man könnte selbst das komische Ballet, welches Baltazarini 1581 zur Vermählung des Herzogs von Joyeuse schrieb, dazu rechnen. Fetis nennt dasselbe in der That auch eine wirkliche komische O. u. ihm zufolge gab eine, aus Italien in Frankreich emigrierte, Schauspielergesellschaft schon 1577 Vorstellungen mit Gesangstücken, u. andere folgten 1584, 1588, 1600, 1623, woraus er auf ein höheres Alter, als gewöhnlich angenommen wird, schließt, welches in Italien die O. haben müsse. Claudio Monteverde componirte 1607 den *Orfeo*, u. später noch *Manches* für Venedig, wofür bereits vor 1600 ein Theater u. die erste ordentliche O.n-Bühne bestanden haben soll. Vom Jahre 1637 bis 1700 wurden auf sieben Theatern

dasselbst von etwa 40 Tonsechern 357 D.n zur Aufführung gebracht. Die Benennung D. aber erschien selbst zu Lully's Zeit, 1673 — 1686, immer noch nicht auf dem Titelblatte, sondern es wurde jene „eine in Musik gesetzte Tragödie“ beibehalten. Nur im gedruckten Avis der Buchhändler u. in den Vorreden der Componisten Lully u. Colasse liest man l'opera, les opera (ohne s am Ende), zum Beweise, daß in Frankreich dieses Wort als ein italienisches behandelt wurde. In Italien war es im Munde des Volks entstanden und allmählig erst kam es in die Schriftsprache. — Als Begründer der deutschen D. sind der Kapellmeister Heinrich Schütz u. der Dichter Martin Opitz zu betrachten. Es war die Dafne des Italieners Rinuccini, die Opitz übersezte u. Schütz componirte. Den über den Compositeur obwaltenden Streit hebt der Dichter selbst (deutsche Gedichte, 4 Bde., Frankfurt a. M., 1796. Band. I. S. 60) in der Ueberschrift der Dedication: „An die hochfürstliche Braut u. Bräutigam bei deren Beilager „Dafne“ durch Heinrich Schützen im 1627 Jahre, musikalisch auf den Schauplatz gebracht ist worden (in Dresden nämlich).“ In diesem Jahre erfolgte die Vermählung der Schwester des Kurfürsten Johann Georg II. von Sachsen, Sophia Eleonora, mit dem Landgrafen von Hessen. Wir besitzen aber von dieser D. keine Proben. Die erste deutsche Original-D. soll „Adam u. Eva“ 1678 in Hamburg aufgeführt, u. die erste deutsche komische D. „der Teufel ist los“ gewesen seyn. Andererseits aber wird die deutsche komische D. in eine weit ältere Zeit u. der ernsten vorgezogen (vergl. Müller, Aesthet. d. Tonst. I. 193; Riesewetter, Geschichte der Musik., Epoche Monteverde, S. 72 ff.). In England versuchte zuerst der Dramatiker William Davenant, geb. 1605, durch Verbindung der Deklamation mit Musik, eine der D. sich annähernde Darstellung; doch war es der Italiener Cambert, der in London eines seiner Hirtenspiele aufführen ließ und dafür 1674 vom Könige Karl II. zum Vorsteher einer Abtheilung seiner Musiker ernannt wurde. Nach Rußland kam die D. durch Italiener erst 1750 unter Anna Iwanowna. Das aufgeführte Stück hieß Abiazar.

Opera supererogationis, (überflüssige Werke), ein Ausdruck, der den Scholastikern mit Beziehung auf Luk. 10, 35. als Bezeichnung der Verdienste Christi u. der Heiligen diente, welche sie sich dadurch erwarben, daß Jener in u. mit seiner Aufopferung mehr leistete, als zur Erlösung des Menschengeschlechtes nothwendig war, diese aber nicht nur das von Gott Gebotene (praecepta), sondern auch das Gerathene (consilia) hienieden treu befolaten (meritum superabundans, m. superabundans, m. supererogatorium). Clemens VI. bestätigte durch die 1343 erlassene Bulle Unigenitus die Ansicht, daß jene Verdienste als ein Gnadenschatz der Kirche anheimfielen. Vgl. den Art. Ablass.

Operation, 1) im chirurgischen Sinne, bedeutet die mit der bloßen Hand u. den geeigneten Instrumenten an einem lebendigen Individuum vorgenommenen Verrichtungen, zur Erhaltung oder Wiederherstellung der Gesundheit desselben. 2) In der Chemie bedeutet D. jeden Versuch, die Körper nicht nur allein nach ihren Bestandtheilen kennen zu lernen, sondern auch Stoffe mit einander zu verbinden. — 3) Militärische D.n nennt man alle Unternehmungen, welche von einem Corps oder einer Armee im Kriege ausgeführt werden. Diese D.n sind an u. für sich entweder offensiv oder defensiv. Im ersten Falle liegt ihr besonderer Zweck im Angriffe, im letzteren in der Vertheidigung. Selbst in einem offenen Kriege sind nicht alle D.n offensiv; denn eine die Offensive verfolgende Armee kann für Momente defensive D.n vornehmen. Dasselbe gilt umgekehrt vom Defensivkriege.

Operationslinien heißen die Strassenzüge, auf welchen die zur Ausführung einer Operation bestimmten Truppencorps von der Operationsbasis nach dem Operationsobjekte gelangen. Man unterscheidet einfache D., wenn die Truppen in einer concentrirten Masse nach dem Object vordringen, u. doppelte, wenn das Vordringen in zwei parallelen Zügen geschieht. Innere und äußere D. entstehen, wenn die Armee auf mehr als zwei Strassen von der Basis aus vor-

geht; im letzteren Falle spricht man von concentrischen D., wenn dieselben im Objecte oder dessen Nähe sich schneiden; dagegen von excentrischen, wenn die Truppen von einem Hauptpunkte nach mehreren Objecten auf divergirenden Strassen vorrücken; gewöhnlich ist dann eines davon Hauptobject, und man unterscheidet daher hier wieder Haupt- und Neben-D. Derjenige Theil der D., der von den Truppen bereits zurückgelegt ist, heißt Communicationslinie, weil er die Verbindung der Corps mit seinem Stützpunkte in der Basis bildet; derselbe ist meist zu gleicher Zeit im Falle der Noth Rückzugslinie. Der Winkel, unter welchem sich concentrische D. schneiden, heißt Operations- oder Objectivwinkel.

Dperette, ursprünglich: eine komische Oper mit Dialog; dann eine kleine, weniger ausgeführte, leicht gehaltene Oper, Oper von einem Akt; bei den Franzosen eine Komödie mit eingelegten Gesängen; ein Singspiel, worin Gesang mit gesprochenem Dialog wechselt, je nachdem das Gefühl bewegter oder ruhiger ist. In dieser Gattung haben gegen 1740 sich Monfigny, Philidor, später Gretry; unter den Deutschen Christian Weiße u. Johann Adam Hiller, jener als Dichter, dieser als Compositeur (beide starben 1804) ausgezeichnet.

Dperment oder Auripigment, ein Gemisch von Arsenik und Schwefel, kommt gebiegen aus Ungarn, Bosnien, Serbien, Indien, Persien, China; wird auch künstlich, wiewohl in der Farbe minder schön, durch 7 Theile weißen Arsens und 1 Theil Schwefel, sowie durch Sublimiren gewonnen. Man erhält Königs-gelb und andere Pigmente, besonders auch zur Delmalerei, daraus; erzeugt durch Zumischung von Berlinerblau (auch Gummitgutt) grüne Wasserfarben; die weißen Holzarten bekommen dadurch eine Buchsbaumfarbe; in Kattunfabriken kommt es zur schwarzen Applicationsfarbe oder Tafeldruckfarbe, zum Indigoblau, als Aufhellungsmittel des Indigo, und in die kalte Indigofärbung als Zusatz; die Türken benützen es zu ihrem Kufma; mit Wasser und ungelöschtem Kalk gibt es die gewöhnliche Weinprobe; auch wird sympathetische Tinte daraus bereitet.

Dpfer sind ursprünglich Geschenke, welche man der Gottheit unmittelbar darbrachte, indem man die Gabe auf irgend eine Weise zerstörte (schlachtete, verbrannte, ausgoß), um dadurch seine Abhängigkeit von ihr und seine dankbare Verehrung zu bezeugen. Diese D. wurden aus dem Thier- und Pflanzenreiche gewählt, und sowie einmal der Glaube bei den Menschen feststand, daß der Gottheit durch ein D. ein Dienst erwiesen werde, fanden sich stets Veranlassungen genug, wo die Darbringung eines D.s nothwendig schien. Die D. machten daher schon vom Anbeginne des Menschengeschlechtes den Haupttheil des äußerlichen Gottesdienstes aus. Schon Kain und Abel, die Söhne unserer Stammeltern, brachten dem „Herrn“ ein D. dar. Schon hierbei zeigte es sich aber auch, daß die guten Gesinnungen den Werth des D.s ausmachen; denn Gott sah wohlgefällig auf das D. Abels, vorzüglich seines Glaubens wegen; dagegen hatte Er kein Wohlgefallen an dem D. Kains, dessen Herz fehlerhaft war. Im Sinne Abels opferten ferner: Noe, Abraham, der sogar aus gläubigem Gehorsam Gott seinen eigenen Sohn darzubringen bereit war; Isaak und Jakob, der Priester Melchisedech und Andere. Auch im levitischen Gesetze des alten Testaments bildeten die D. den Haupttheil des äußeren Gottesdienstes; sie wurden von Moses in eine bestimmte Ordnung gebracht und durch manches Eigenthümliche von den götzendienstlichen Gebräuchen unterschieden. Sie mußten alle auf dem nämlichen Altar im Vorhofe der Stiftshütte, später des Tempels, dargebracht werden, unter Strafe der Ausrottung für die Uebertreter; nur gewisse Gelegenheiten, die D. gewisser Personen oder die der Propheten, waren ausgenommen. Die D.-Gegenstände mußten rein und ohne Tadel seyn. Unreine Thiere und die Erstgeburt des Menschen wurden gelöst, die des reinen Viehes geopfert. Allen D.n lag unlängbar ursprünglich die Vorstellung zu Grunde, sich die Gottheit mit menschlichen Ansichten und Empfindungen zu denken; aus denselben Gründen, aus welchen man den Menschen Geschenke und Gaben gibt, gibt man sie den Göttern. Jeder will ihnen seinen Dank ausdrücken (Dank=D.), oder sie versöhnen

(Sühn=D.), oder sie für die Erlangung von Wünschen geneigt machen, oder sie endlich zur Abwendung von Bösem bewegen. Die Gaben, welche man den Göttern darbrachte, waren natürlich verschieden und hingen ab von den Ursachen, aus denen man sie darbot; von den Vorstellungen, die man von den Göttern hatte; von der Bildungsstufe, auf welcher die Völker standen; von der Beschäftigung und der Lebensweise, die ihnen eigen war, endlich von der Beschaffenheit der Produkte, welche ihr Boden hervorbrachte. — Auch die Bedeutung, welche man dem D. beilegte, wechselte nach den verschiedenen Bildungsgraden der Opfernden. Auf der untersten Stufe, wo man wähte, die Götter bedürften und genössen wirklich leiblich die Gaben, ist das Verhältniß ein noch ganz sinnliches; nahm man aber das D. als einen symbolischen Ausdruck der Dankbarkeit, Liebe, Reue u. s. w., so gestaltete sich das Verhältniß tiefer u. reiner. — Die Eintheilung der D. ist eine verschiedene, je nachdem man verschiedene Eintheilungsgründe nimmt. Ihrem Zwecke nach zerfallen sie, wie schon oben bemerkt, in Dank=D. u. s. w.; hinsichtlich der geopfertem Gegenstände sind sie blutige und unblutige, und zwar theilen sich jene wieder in Menschen=u. Thier=D.; in Bezug endlich auf die Art und Weise, in der sie verrichtet wurden, gibt es Rauch= oder Brand=D., bei denen man das Geopferte verbrannte, und Trank=D., bei welchen Flüssigkeiten auf die Altäre gestellt, oder auch ausgegossen wurden (Libationen, s. d.). Welche Art der D. die älteste gewesen sei, ob blutige oder unblutige, läßt sich kaum mit Bestimmtheit entscheiden; vielleicht haben beide gleiches Alter, da die Mittel und Veranlassungen zu ihnen gleich alt sind. Die Griechen hatten als älteste D. nur Speise=D. und bei den ackerbautreibenden Völkern mögen diese auch die ursprünglichen D. gewesen seyn, während Jäger= und Fischer=Nationen sicherlich aus ihrem Erwerbe die Mittel hernahmen, sich der Götter Gunst zu verschaffen. Wohl brachte man ihnen das Beste dar, wenn auch bald durch Mangel an religiösem Gefühle die Größe der Gaben beschränkt wurde. Mit der steigenden Kultur und dem zunehmenden Reichthume nahmen auch die D. an Zahl und Kostbarkeit zu. So schlachteten Griechen und Römer oft Tausende von D.=Thieren (s. Hekatombe). Eine eigenthümliche Art der D. bildeten die Weihgeschenke und die Keuschheits=D. Jene bestanden in Waffen, in einem Theile der Kriegsbeute, in Kleidern, in Werkzeugen, wie man sie zu seiner Beschäftigung brauchte; Jünglinge und Jungfrauen gaben ihre Haare, Dichter und Philosophen die Werke ihres Geistes u. s. w. Dadurch wurden einzelne Tempel unermesslich reich. Die Keuschheits=D. bestanden darin, daß das weibliche Geschlecht, besonders die Jungfrauen, durch Aufopferung ihrer Keuschheit eine wohlgefällige Handlung zu verrichten u. besonders sich in der Ehe Kindersegen und Glück zu erwerben glaubten. Dieß geschah in Babylon im Dienste der Nyslitta, in Persien in dem der Anaitis, auf Cyprus in den Tempeln der Venus, in Phönicien im Dienste der Astarte u. s. w. — Nach diesen allgemeinen Andeutungen geben wir nun einen kurzen Abriß der D.=Gebrauche der vornehmsten Völker. — Die Griechen hatten ursprünglich Speise=D.; Brand=D. waren auch in späterer Zeit wenig üblich. Die Wahl der Thiere richtete sich entweder nach dem Gewerbe des Opfernden, oder nach den Eigenschaften der Götter, oder nach den Verhältnissen und besonderen Lagen. Thiere des Ackerbaues wurden im Allgemeinen geschont; die Größe des D.s hing von dem Vermögen und Willen des Gebers und von der Anzahl der D.=Gäste ab. In der Homerischen Zeit erhielten vor jeder Mahlzeit die Götter einen Theil. Ehe man das Thier, welches nicht gern mit Gewalt zum Altar gezogen wurde, schlachtete, bestreute man es mit Gerstenschrot, nachdem man die Stirnhaare abgeschnitten und als Erstlinge in das Feuer geworfen hatte; verbrannt wurden die Knochen und fleischigen Theile des Schenkels, denn den Göttern gebührte das Beste. Wohlgerüche und Wein wurden zugegossen und während der Handlung Leber, Herz und Lunge geröstet und verzehrt. Die D.=Mahlzeit begann später. Zuletzt wurde die Zunge des Thieres mit einer Libation

verbrannt. Außer bei eigentlichen Festen opferte man privatim, und öffentlich bei jeder wichtigen Gelegenheit; vor Volksversammlungen, Gerichtssitzungen, im Kriege, vor und nach den Siegen, bei allgemeinen Entführungen, bei Eingehung von Ehen, bei der Geburt, vor einer Reise und nach der Zurückkunft. — Mit D.n, die man vor Unternehmungen vollbrachte, war in der Regel Weissagung oder Opfermantel verbunden. Menschen=D. kamen bei den Griechen ebenfalls vor; die Sagen von den Töchtern des Erechtheus, des Leen, von der Iphigenia, führen darauf, und in historischer Zeit wurden bei dem Heiligthume des Zeus Laphystius zu Halos und zu Lycäa in Arkadien Menschen geopfert. Ließ doch noch Themistocles vor der Schlacht bei Salamis dem Dionysos drei Perser opfern. — Aehnlich denen der Griechen waren die D. der Römer. Sie nahmen dazu ein makelloses, nicht zu menschlichen Zwecken benütztes Thier; die Beobachtung des Ganges, das Schmücken durch Bänder u. s. w. fand ganz in derselben Art Statt. Bei dem Beginne der Handlung ward Stillschweigen geboten; Wein, Weihrauch, Opfermehl (aus gemahlenem Dinkel) mit Salz (*mola salsa*) zwischen die Hörner des Thieres gestreut. Die Götter erhielten — und hierin findet ein Unterschied Statt — Theile der inneren edlen Eingeweide, Stückchen von der Hüfte, vom Schwanz und vom Güter (*prosciaae* oder *prosecta* genannt); dieß, mit Weihrauch, Wein und *Mola salsa* vermischt, wurde verbrannt. Gebete, Libationen u. Händewaschungen waren ebenfalls erforderlich; zuletzt kam auch eine D.=Mahlzeit. Eigenthümlich den Römern waren die Göttermahlzeiten (*Vectisternien*), nach einem Siege auf Befehl des Senats in der Weise veranstaltet, daß die Altäre mit Speisen besetzt und die Bildnisse der Götter um den Altar herumgelegt wurden; ferner die *Suovetaurilia*, welche darin bestanden, daß am Ende eines jeden fünften Jahres, nach vollendetem Censur, ein Schwein, Schaf und Stier (*sus-ovis-laurus*, daher der Name) um die Volksversammlung geführt und dann geopfert wurden. — Menschen=D. kamen in den ersten Zeiten der Republik jährlich vor; später wurden sie zwar vom Senate verboten, allein noch zu Cäsars Zeiten werden dergleichen erwähnt. Die D. der Indier waren im Ganzen milden Charakters, mit viel Ceremoniel verbunden, und theils Oblationen, theils blutige oder blutlose D. Menschen=D. fanden nur in den frühesten und rohesten Zeiten Statt; der freiwillige Tod durch's Feuer oder in den heiligen Fluthen des Ganges hat sich jedoch erhalten. Die Sekte der Buddhisten opfert nur Erstlinge der Früchte, besonders Blumen; statt der wirklichen Thiere weihen sie den Göttern Abbildungen derselben aus Leig. Die Baktrer, Neger, Perser opfern in gleicher Weise, wie die Indier. Thiere werden von dem Priester geweiht, unter Gebeten getödtet, das Fleisch aber bleibt dem Eigenthümer. Feierliche Gebete, die dabei gebrauchten Geräthe, das Weihwasser, der Kelch, der geweihte Baumzweig heißen D. Bei der Darunsfeier, zum Andenken an die Stiftung der Druzdreligion, ist der Priester kleine, gesegnete, ungesäuerte heilige Brode und trinkt von dem Homsaft, welcher das Blut des Propheten bedeutet. Außerdem gibt es Sühn=D. für Verbrechen und Seelen=D. für die Verstorbenen. Die Phönizier und Karthager, düster in ihrem ganzen Kultus, waren auch grausam in ihren D.n. Dem Baal (s. d.) wurden Menschen auf seine ausgestreckten Hände gelegt u. in die glühende Höhle desselben hinabgerollt. Männer, Weiber, besonders aber Kinder, und zwar einheimische, galten ihm für weit angenehmer, als Thiere. Der Altar aber durften nur Trank- und Rauch=D. auf ihren Altar gebracht werden, wenn ihr auch männliche Ziegenböcke geschlachtet wurden. Diesem Kultus verwandt waren die heiligen Handlungen der Moabiter, Ammoniter, Kanaaniter, Amalekiter, welche ebenfalls den Baal auf ähnliche Weise verehrten. In Babylon war der Hauptgott der Belus oder Sonnen-Gott; er erhielt Thiere und Weihrauch; der Mylitta oder Aphrodite weihen die Jungfrauen des Landes ihre Keuschheit. Menschen=D. gab es ebenfalls. Auch die D. der Aegyptier waren düstern Charakters; sie waren sämmtliche zugleich Sühn=D.; Menschen, besonders Fremdlinge, reine untadelige Stiere, die beson-

ders kein schwarzes Haar haben durften, Kälber, wurden geschlachtet, der Leib des O.-Thieres mit Brod, Honig, Rosinen und Räucherwerk angefüllt und unter Zugießung von Del verbrannt, nachdem vor der Tödtung Libationen von Wein oder Milchwasser auf den Kopf des Thieres gegossen worden. Schweine, Ziegen, Schafe, je nach dem verschiedenen Dienst der einzelnen Gottheiten, dann Weizen- und Gerstenähren wurden ebenfalls geweiht. Glänzend besonders war der O.-Dienst der Äthene zu Saïs; in einer Nacht wurde ganz Aegypten durch Lampen erleuchtet. — Die O. der Hebräer, schon durch den Mosaismus u. noch mehr durch das Prophetenthum aller Roheit entkleidet und zu einem Gott wohlgefälligen Dienste umgestaltet, erhielten ihre höchste Vollendung in der göttlichen Religion Jesu, der Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit lehrte. Der Erlöser erklärte sich selbst für das O., dargebracht für die Sünden der Welt, aber auch zugleich für den Vollender des ganzen bisherigen O.-Dienstes. Diese Ansicht von Jesu Tode, verbunden mit dem Umstande, daß belehrte Juden und Heiden noch Ideen von ihrem Kultus mit herüber brachten, führte zu dem O. der heiligen Messe (s. d.), dem unblutigen O., in welchem der Priester durch Weihung des Brodes u. Weines den Leib u. das Blut Christi im Sinne der jüdischen Sühn-O. gleichsam auf's Neue opfert. Ferner sind die Oblationen (s. d.) u. Offertorien der Christen, das Räuchern in der katholischen Kirche, die Vermächtnisse an Kirchen, Klöster, Wallfahrtsorte, überhaupt fromme Gaben für den religiösen Dienst Nachklänge u. Uebergänge aus den früheren O.n.

Ophiten oder Schlangengebärer (vom griechischen *ὄφis*, Schlange), hieß eine gnostische Sekte des zweiten Jahrhunderts, deren Anhänger glaubten, daß die unerschaffene Weisheit sich in Gestalt einer Schlange den Menschen geoffenbaret habe, und verehrten sie in diesem Thiere. — Die Gnostiker nahmen bekanntlich eine Menge Aeonen an, welche Alles in der Welt hervorbrachten. Unter diesen erwiesen sie jenen, von denen sie glaubten, daß sie dem menschlichen Geschlechte die größten Dienste geleistet hätten, besondere Verehrung. Zu dem Ende hielten sie den Leon, welcher die Menschen die Frucht des Baumes der Erkenntniß kennen gelehrt habe, für eine himmlische Macht, die dem ganzen Menschengeschlechte den ausgezeichnetsten Dienst erwiesen habe, und verehrten ihn unter jener Gestalt, die er zur Belehrung der Menschen angenommen hatte. Sie unterhielten daher in einem Käfige eine Schlange, und wenn die Zeit der Erneuerung des Andenkens an jenen Dienst erschienen war, wurde der Käfig geöffnet und die Schlange hervorgerufen, welche, dem Rufe folgend, auf einen Tisch hinlegte Brode umschlang. Diese Brode theilten die O., nachdem sie die Schlange ehrerbietig geküßt hatten, unter sich aus. Dieß nannten sie ihre Eucharistie und ein vollkommenes Opfer. Nach Anbetung der Schlange brachten sie, durch sie, dem himmlischen Vater eine Lobeshymne dar und vollendeten damit die Feier ihrer Mysterien. Origenes hat uns ihr Gebet überliefert. Es war ein unverständlicher Wischmasch, ähnlich dem Gerede der Alchymisten. Die O. haßten Christum, weil er hernieder gekommen sei, der Schlange den Kopf zu zertreten, ihr Reich zu zerstören, und die Menschen wieder in Unwissenheit zu versenken. Dieser Vorstellung zufolge nahmen sie Keinen in ihre Gesellschaft auf, der nicht zuvor Christo abgeschwor. Nach den von einander abweichenden Angaben der Kirchenschriftsteller über diese Sekte scheint es zu verschiedenen Zeiten eine zweifache Art derselben, eine jüdische und eine christliche, gegeben zu haben. Mit dem 6ten Jahrhundert verschwinden die O. ganz.

Ophthalmiatrik, s. Augenheilkunde.

Opiat, s. Opium.

Opimius, Lucius, römischer Consul, aus dem angesehenen opimischen Plebejergeschlechte, ein heftiger Gegner des Volkstribun C. Gracchus, dessen Mörder er belohnte. Er stand auch an der Spitze der Gesandtschaft, die nach Afrika ging, um die Länder des Micipsa zwischen Jugurtha und Adherbal zu theilen.

Da er sich aber von dem ersteren bestechen ließ, so wurde er nach einer gerichtlichen Untersuchung zum Tode verurtheilt, in welchem er starb.

Opiz, Martin (pseudon. Val. Theofritus), geb. 23. Dec. 1597 zu Bunzlau in Schlesien, besuchte 1605 u. f. die Stadtschule in seiner Vaterstadt, studierte 1614 — 16 auf dem Gymnasium zu Breslau, 1617 auf dem Gymnasium zu Leuthen an der Oder, bezog 1618 die Universität zu Frankfurt a. d. O., 1619 die Universität zu Heidelberg, wo er Janus Gruter, R. v. Barth, H. A. Hamilton, B. Venator, Zinkgraf u. A. kennen lernte und mit ihnen in freundschaftliche Verhältnisse trat. Im J. 1620 machte er einen Ausflug nach Straßburg zu dem berühmten Historiker, Mathematiker und Sprachgelehrten M. Bernegger, und kehrte über Tübingen, wo er den berühmten Rechtsgelehrten Hr. Besold kennen lernte, nach Heidelberg zurück. Nachdem er mit seinem Freunde Hamilton 1620 — 21 in den Niederlanden (wo er Scriver, Bossius, Rutgers, Heinssius u. A. kennen lernte) und im Holsteinischen gelebt, ward er 1622 Prof. am Gymnasium zu Weissenburg in Siebenbürgen, 1624 Rath bei dem Fürsten von Piegritz und Brieg, 1625 von K. Ferdinand II. mit dem poetischen Lorbeer gekrönt, 1628 geadelt (D. v. Boberfeld), 1636 Historiograph des Königs von Polen und starb zu Danzig an der Pest 2. August 1639. D., dessen erste liter. Erzeugnisse in latein. Sprache erschienen, ist Hauptdichter der ersten schlesischen Dichterschule, in gewissem Sinne der Vater der neuern Dichtkunst, der inhaltslosen Gelegenheitspoesie seiner Zeit gegenüber. Ihm, dem es an schöpferischer Phantasie durchaus fehlt, ist moralische Gesinnung und moralische Wirksamkeit des Dichters Grundbedingung und er brachte dadurch die gesunkene Würde der Poesie und der Poeten wieder in Aufnahme. Er bringt auf Gelehrsamkeit und Benützung der Alten und knüpft so die neue Dichtung an die altclassische, die er jedoch weniger mit der neuen zu einer harmonischen Einheit verbinden, als mehr für sich bestehend ganz herübernehmen wollte. Größeres Verdienst erwarb sich D. indessen in Bezug auf die vor ihm sehr vernachlässigte Metrik. Er stellte die Lehre auf, daß im deutschen Verse gerade so regelmäßig abgewechselt werden müsse zwischen Hebung und Senkung, wie im antiken Verse mit Länge und Kürze im trochäischen und jambischen Metrum, und seit dieser Zeit reden wir auch in der deutschen Verslehre, wenn gleich in sehr uneigentlichem Sinne, von Jamben und Trochäen. Der durch D. eingeführte „Alexandrin“ herrschte, nicht zum Glück der deutschen Metrik, bis auf Lessing und wurde in neuester Zeit besonders von Rückert und Freiligrath wieder versucht. Seine Werke erschienen zu Straßburg 1624. 4. (Von Zinkgraf ohne Vorwissen D.s herausgegeben.) Breslau 1625. 4. (Ein Nachdruck davon erschien zu Frankfurt am Main 1628. 8.) Breslau 1629. 8.; das. 1637. 2 Thle. 8. (Dazu die geistlichen Poëmata 1638. 8.), Danzig 1641. 2 Thle. 8., Frankf. am M. 1644. 2 Thle. 8., Amsterdam 1646. 3 Thle. 12., Frankf. a. M. 1648. 2 Thle. 8., Breslau 1690. 3 Thle. 8. (mit neuem Titel. Frankf. u. Lpzg. 1724.), die vollständigste. Unvollständig ist die Ausg. von Bodmer u. Breitingen, Zürich 1745. 8.; willkürlich verändert die Ausg. von Triller, Frankfurt am Main 1746. 4 Bände. 8.

Opium ist der eingetrocknete Milchsaft der Samenkapseln des bekannten *Mohns*, *papaver somnifer*. Lin., welcher in der Türkei, Aegypten und Ostindien besonders wegen der Opiumgewinnung, in den übrigen Gegenden zur Delbereitung angebaut wird. Man gewinnt das O. theils durch Rizen der Mohnköpfe und Stengel mit stählernen Werkzeugen, wo es dann ausfließt und an der Luft erhärtet, theils durch Zerquetschen und Auspressen der ganzen Pflanze und Eindecken des erhaltenen Saftes über Feuer. Das auf die erst angegebene Art gewonnene ist das beste, kommt aber nicht rein zu uns, sondern stets beide Sorten vermischt. Es ist in Kuchen geformt, welche mit Ampfersamen bestreut und in Tabak und Ampferblätter gewickelt sind, um das Zusammenbacken zu verhindern. Doch kommen die Samenkörner auch in der Masse selbst vor, da dieselbe in den europäischen Häfen gewöhnlich umgeformt und häufig verfälscht wird. Die vor-

zöglichsten Bestandtheile des O. sind: das Morprium, die Meconsäure oder das Meconin, das Narcotin oder Opian und das Codein, nebst Rautschuck, fettem Oele, Extractivstoff, Harz, Gummi &c. Gutes O. soll sich beim Reiben mit kaltem Wasser vollkommen zertheilen und das harzartige ungelöst zurücklassen. Filtrirt müssen die Flüssigkeiten folgende Reaktionen zeigen: mit Eisensydrisalzen Färbung weinroth; mit Chlorkalcium schmutzigweißen Niederschlag von Meconsäure und schwefelsaurem Kalk; die abfiltrirte und zur Sirupsconsistenz eingedickte Flüssigkeit muß beim Erkalten eine körnige, meist aus salzsaurem Morprium bestehende Masse geben. Ammoniakflüssigkeit, in die kochende Flüssigkeit getropfelt, muß einen Niederschlag von gefärbtem, mit Harz, Narcotin und meconsaurem Kalk gemengten Morprium geben; dieses Morprium muß sich in kochendem Alkohol lösen, verdünnte Schwefel- und Salpetersäure neutralisiren, durch starke Salpetersäure roth gefärbt und durch verdünnte Nesslerlauge vollständig gelöst werden. — Das O. ist ein sehr wichtiges Heilmittel. In geringen Gaben wirkt es beruhigend, schlafmachend, krampfstillend; in größeren Gaben erregend, erhitzend, betäubend, geistverwirrend und tödtend. Es wird bei nervösen Krankheiten, bei Ruhren und bei vielen anderen langwierigen Uebeln angewendet. Die Orientalen benützen es als Berausungsmittel, obgleich es die Gesundheit untergräbt und endlich Stumpfsinn und Tod herbeiführt. Sie verschlucken es anfänglich in sehr kleinen Portionen; ein tüchtiger D.esser soll es aber nach und nach bis zu einem Loth täglich bringen. Auch in England ist das D.essen nicht ungewöhnlich. In China wird das O. aus besonders dazu gefertigten Pfeifen geraucht und dort wird es in sehr großen Quantitäten verbraucht, so daß es einen der wichtigsten Einfuhrartikel aus dem englischen Ostindien bildet. In den Apotheken werden mehre aus O. bereitete oder O. enthaltende Arzneimittel vorrätzig gehalten, als: O.-Extract, O.-Pflaster, O.-Wasser, benzoehaltige O.-Tinctur, dergleichen safranhaltige, bekannter unter dem Namen Laudanum oder Laudanum liquidum Sydenhami. — Man unterscheidet folgende Sorten: 1) smyrnaisches, in Broten verschiedener Größe, bis 2 Pfund schwer, röthlichbraun, oft noch weich, wenigstens innen, dann aber im Innern gelblicher und auf der Bruchfläche mit einem Fettglanze, der an der Luft noch stärker wird. Dieß ist die geschätzteste Sorte, weil dieselbe den meisten Morphin enthält. — 2) Konstantinopolitaisches, in kleinen, flachen, fast kreisrunden Broten, bräunlich, im Bruche eben, wenig splitterig, matt, wird an der Luft nur wenig fettglänzend, aber im Innern gewöhnlich schwarz und trocken und nicht so nachhaltig scharf im Geschmacke, wie das smyrnaische. — 3) Agyptisches, ist ebenfalls in kreisrunde, flache, aber breite Brote geformt, fühlt sich fett an, wird an der Luft weich, riecht jedoch nicht so stark, wie die beiden vorigen Sorten. Diese drei Sorten nennt man insgesammt türkisches O., im Gegensatz zu dem ostindischen, von dem man drei Sorten unterscheidet: das von Patna, das beste; das von Benares, bräunlich, durchschnitten glänzend mit weißen Punkten; das von Malwa, in längliche, flache und nicht 1 Unze schwere Brote geformt, die innen schwärzlichbraun sind. — Viele Jahre war der Handel mit O. nach China für England eine sehr ergiebige Quelle, obschon derselbe wegen des strengen Verbotes der Einfuhr nur durch Schmuggel betrieben wurde. 1839 erfolgte die Confiscation des eingeführten O.s, weshalb es zu dem bekannten Kriege zwischen England und China kam.

Opodeldoc ist eine salbenartige Masse, die als äußerliches Arzneimittel bei rheumatischen Schmerzen, Verrenkungen u. d. gl. häufige Anwendung findet. Um denselben darzustellen, werden drei Quentchen gewöhnliche Talgseife und $\frac{1}{2}$ Quentchen Kampher in 13 Quentchen siedendem Alkohol, der über Majoran abgezogen ist, in einem Glascolben aufgelöst, schnell filtrirt und mit 4 Tropfen Thymianöl vermischt. Oder es werden $1\frac{1}{2}$ Unze getrocknete, reine, weiße Hausseife, eben so viel spanische Seife und 3 Drachmen Kampher in einem gläsernen Kolben bei gelinder Wärme in 20 Unzen höchst rectificirtem Weingeist gelöst, noch warm fil-

trirt, mit $\frac{1}{2}$ Drachme Thymianöl, 1 Drachme Rosmarinöl und 3 Drachmen Nephthammonial versetzt und in gut verschlossenen Gefäßen, um die Bildung von sternförmigen Kristallen zu vermeiden, rasch in kaltem Wasser abkühlt. Man bewahrt ihn an einem kühlen Orte auf, wodurch man verhindert, daß er seine Durchsichtigkeit verliert. Früher wurde der D. als Geheimmittel nur aus England bezogen, bald aber auch in Deutschland bereitet.

Dporin (Johann), eigentlich Herbst, geboren 25. Januar 1507 zu Basel, wo sein Vater Maler war, studirte zu Straßburg, legte sich hernach unter Theophrastus Paracelsus (s. d.) auf die Medizin und wurde Anfangs Schulmeister auf dem Lande und zu Basel, hernach Professor der griechischen Sprache. Weil er aber keinen Grad annehmen wollte, so legte er dieses Amt wieder nieder und errichtete eine Druckerei, wobei ihn seine gelehrten Freunde unterstützten. Sein Tod erfolgte 6. Juli 1568. Er druckte schön und richtig, corrigirte selbst und schrieb: Not. in Solinum; Onomasticon nominum propriorum; Not. in Cic. opera; Not. in Hesiodi opera, Epist. etc. Sein Zeichen ist: Arion auf einem schwimmenden Delphin, bisweilen mit der Beschrift: *In via virtuti nulla est via*; oder *Fata viam inuenient*. — Er hatte eine solche Menge von Geschäften, daß er über seine Stube die Aufschrift machte: *Quisquis es, rogat te Oporinus etiam atque etiam, ut, si quid est, quod a se velis, perpauca agas, deinde actutum abeas, nisi tanquam Hercules, de fesso Atlante, veneris suppositurus humeros. Semper enim erit, quod et tu agas*.

Dporto oder **Porto**, Stadt in der portugiesischen Provinz Minho, zu beiden Seiten des Duero, eine halbe Stunde von dessen Mündung in den atlantischen Ocean, in einem engen Thale zwischen hohen Bergen gelegen, mit 80,000 Einwohnern, ist nächst Lissabon die größte, reichste und wichtigste Stadt des Königreichs. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut, hat aber lauter massive Häuser im maurischen Style und ist in 5 *Bairros* (Stadtviertel) eingetheilt, wovon 2, welche die obere eigentliche Stadt bilden, auf 2 Bergrücken liegen, an denen sie sich bis an das Ufer des Flusses hinabziehen, und mit Mauern umgeben sind; 2 sind offen u. das fünfte liegt am linken Dueroufer. Das befestigte Kloster la Serra beherrscht die Stadt und 2 Forts decken die Einfahrt in den Duero; eine neu errichtete Vertheidigungslinie umgibt die Stadt. Der am Flusse hinlaufende Theil der alten Mauern ist vollkommen erhalten u. am westlichen Ende von einem niedrigen Thurme flankirt. Mit einer zugespitzten Brustwehr versehen u. auf der Außenseite von einem steilen Abhange gedeckt, steigen diese Mauern an jedem Ende der Stadt unmittelbar vom Flusse zu den Bergen empor. Die Vorstädte erstrecken sich in nördlicher und östlicher Richtung, weit hinaus auf beiden Seiten der bedeutendsten Landstraßen. D. hat 11 freie Plätze (*Pracas*), von denen der größte die *Praca de St. Ovidio*, einer der höchsten Punkte der Stadt, mit sehr reiner und gesunder Luft. Die Stadt ist reich an Kirchen (man zählt deren 90), die meist in dem eigenthümlichen portugiesischen Baustyl erbaut sind, welcher zwischen dem altdeutschen und toskanischen steht. Die Kathedrale ist von hohem Alter und wurde vom Grafen Heinrich, Alfonso's I., Vater, wieder hergestellt. Sie steht auf dem Gipfel eines Berges, zu welchem Stufen und ein gewundener Pfad hinaufführen. Die älteste Kirche in D. ist ein kleines, gothisches Gebäude auf der Nordseite der Stadt, die *Gedoseita* genannt. Sie wurde im Jahre 559 von Theodorich, König der Sueven, gegründet, der mit seinem Sohne Ariamir zum Christenthume (der arianischen Sekte) überging und hier getauft wurde. Die 1748 erbaute Kirche des *Clerigos* hat den höchsten Thurm in Portugal. Vor der Belagerung D.s durch die Miguelisten gab es hier 24 Klöster, jetzt sind die meisten entweder niedergerissen, oder zu anderer Bestimmung verwendet. Die größten und reichsten waren das Kloster der Serra, St. Domingo, St. Francisco (jetzt Börse), St. Bento (jetzt Kaserne) u. a. — D. hat ferner 4 Hospitäler, zahlreiche milde Bruderschaften, verschiedene vortrefflich geleitete Schulen (Marineschule, Handelsschule, medicinisches Collegium, Lehranstalt für Chirurgie und Anatomie etc.), Asyle

für das schwache Alter und die hülflose Kindheit, eine treffliche öffentliche Bibliothek mit sämmtlichen Werken der portugiesischen Schriftsteller, vielen 1000 aus den unterdrückten Klöstern des nördlichen Portugal's, zahlreichen französischen und italienischen Werken zc. im Ganzen mit etwa 65,000 Bänden), eine Galerie von Gemälden und Kupferstichen, ein großes italienisches Opernhaus, 2 kleinere Theater, mehrere Kasernen, ein Gefängniß, ein See- und Militair-Arsenal, zahlreiche Buchhandlungen, eine Handelsgesellschaft, die in der neuen Börse ein schönes Versammlungslokal besitzt, 4 Clubhäuser, eine britische Faktorei, 2 öffentliche Banken von bedeutendem Credit, Versicherung=Comptoirs für Schiffe und Häuser, eine Dampfschiffahrts=Gesellschaft, 3 verschiedene Gesellschaften für Anlage von Wegen von der Stadt aus, andere Gesellschaften für verschiedene Zwecke, mit allen Lebensbedürfnissen reichlich versehene Märkte, mehrere gut angelegte Begräbnißplätze in den äußern Stadttheilen zc. Die meisten dieser Anstalten sind in den letzten 10 — 12 Jahren constitutioneller Freiheit entstanden. Viele Wohlthätigkeitsanstalten stehen unter der Obhut der Santa Casa da Misericordia. Die Stadt ist Sitz eines Civil-Gouverneurs, Militair-Gouverneurs (beide wohnen in einem Gebäude der Batalhadin, Casa Pia genannt), eines Bischofs, eines Appellations- und Zollgerichts zc. — Die sehr rege Industrie erzeugt Leinwand, namentlich gröbere Gewebe in Flachs und Hanf, Woll- Baumwoll- und Seidenzeuge, Hüte, Gold- und Silber- und Eisenwaren, Porzellan, Fayence, Glas, Leder, Seife, Papier, Zucker, Branntwein. Dabei ist O. Stapelplatz eines beträchtlichen Theils von Portugal und betreibt in Folge dessen einen sehr ansehnlichen Handel nach dem Auslande. Der bekannte rothe Wein, Portwein genannt, weil er meist aus dieser Stadt versendet wird, ist bei weitem der beträchtlichste Ausfuhrartikel. Der bedeutendste Consument davon ist England; außerdem brauchen den meisten: Rußland, der Norden von Europa überhaupt und Brasilien. Die übrigen Ausfuhrartikel sind: Del, Südfrüchte, Wolle, Sumach, Leder, Korholz u. s. w.; die Einfuhr umfaßt Getreide, Reis, Pöckelfleisch, gesalzene Fische und andere Lebensmittel; Zucker, Kaffee u. s. w. aus Brasilien; Baumwolle, u. Baumwollzeuge, kurze Waaren, Zinngeschirre u. s. w. aus England; Hanf, Flachs, und Vielen aus der Däsee u. s. w. Der Werth der Einfuhr betrug im Jahre 1843 10,502,000, die Ausfuhr 6,583,000 fl. C. M. Ds Ausfuhrhandel steht zwar hinsichtlich der Mannigfaltigkeit der Gegenstände, nicht aber in Beziehung auf den Werth dem von Lissabon nach, übertrifft vielmehr den letzteren in bedeutendem Maße, während Lissabon eine viel größere Einfuhr besitzt. — Seine Entstehung verdankt O. einem Orte Gale, das im Alterthume auf der linken Seite des Stromes auf einem Berge lag, von wo aus sich ein Theil der Einwohner an diesem, für die Landung der Schiffe günstiger gelegenen, Plage auf dem rechten Flußufer ansiedelte, welcher den Namen Portus (Hafen) erhielt, daher der Name O., d. h. der Hafen. Das Ganze hieß nun Portus Gale (Portocale, der Hafen von Gale), woraus der Name Portugal entstanden seyn soll. O. wuchs besonders im 17. Jahrhundert, vereinigte sich mit der Villa Gaya und Villa Nova, verlor aber bei einem Aufstande von 1757 viele Freiheiten. 1808 erklärte sich O. zuerst gegen die Franzosen und hier bildete sich die portugiesische Junta zur Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten. Im März 1809 rückten die Franzosen unter Soult in O. ein. Im Jahre 1820 wurde O. durch die am 24. August hier ausgebrochene Revolution merkwürdig, und durch seine tapfere Vertheidigung gegen das miguelistische Heer in den Jahren 1832 und 1833 erwarb es sich den Beinamen des „heldenmüthigen“.

Oppeln, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirkes im preussischen Schlesien, auf einer Anhöhe am rechten Ufer der Oder, über welche 2 Brücken führen, hat 8000 Einwohner, ein königliches Schloß auf einer Oder-Insel, mehrere Kirchen, worunter die im gothischen Style erbaute Domkirche; Zeughaus, katholisches Gymnasium, ansehnliches Rathhaus, 3 Hospitäler, Hebammenschule u. s. w. Die Industrie beschäftigt vorzüglich Tabak-, Leder-, Leinwand und Töpfer-Waaren-

Fabrikation. Auch ist der Expeditions-Handel und die Ober-Schiffahrt nicht unbedeutend. — Die Stadt erhielt schon 995 eine Kirche, 1020 ein Collegiatstift und wurde 1200 Sitz der oberschlesischen Herzoge, nach deren Aussterben 1532 der Kaiser das gleichnamige Fürstenthum (137 □ Meilen mit 300,000 Einwohnern) einzog. Auch mußte die Stadt mehrmalige Eroberungen und Brandfälle bestehen.

Oppenheim, Stadt und Sitz eines Friedensgerichts im Kreise Mainz der großherzoglich hessischen Provinz Rheinhessen, in reizender Lage am Rhein. Die Hauptzierde des Ortes ist die prächtige Katharinenkirche mit ihren drei Thürmen, herrlichen Skulpturen, ausgezeichneten Malereien und merkwürdigen Grabmälern, von 1262 — 1317 erbaut. 2600 Einw. In der Nähe das durch seine vortreflichen Weine berühmte Dorf Nierstein mit dem Sironabade, einer Schwefelquelle, welche schon den Römern unter dem Namen *Aquae Neri* bekannt war. — Auf der Anhöhe, an deren Fuße O. erbaut ist, hatte Drusus eines seiner bekannten Rheinkastelle aufgeführt. Kaiser Karl der Große übergab den Ort, damals noch ein Dorf, im Jahre 774 dem Kloster Lorsch. Kaiser Lothar II. ließ auf der Stelle der alten Römerburg einen Königspalast, die herrliche Landeskronen, errichten, welcher Zeitenweise den Kaisern zum Aufenthalt diente. König Ruprecht beschloß hier 1410 seinen Lebenslauf. Durch die Gunst der Kaiser hob sich O.s Wohlstand u. Ansehen bedeutend, so daß es im Anfange des 13. Jahrhunderts zu dem Range einer unmittelbaren Reichsstadt gelangte, den sie aber nur bis 1402, in welchem Jahre sie durch Verfall an die Pfalz kam, behauptete. Luther dichtete in O., ehe er zu dem Reichstage nach Worms ging, das Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott.“ Die Kriegsstürme des 17. Jahrhunderts brachten über die Stadt harte Schläge. Am 14. September 1620 wurde sie von dem spanischen General Spinola, 1631 von den Schweden genommen. Zur Erinnerung an den Ort, wo Gustav Adolf den Rhein überschritten hatte, ließ er ein Denkmal setzen, die noch jetzt stehende Schwedensäule. Drei Jahre später kam O. wieder in die Gewalt der Kaiserlichen. Diese wurden 1639 von den Franzosen daraus vertrieben, welche die Stadt im Jahre 1644 abermals in Besitz nehmen und erst am 25. September 1649 ihrem rechtmäßigen Herrn zurückgaben. Nachdem O. von diesen furchtbaren Bedrängnissen sich einigermaßen erholt hatte, erlitt es am 31. Mai 1689 durch die französischen Mordbrenner unter Melac das härteste Schicksal. An sechs Orten wurde es zugleich angezündet, die Burg Landeskronen in die Luft gesprengt. Die aus dem Trümmerhaufen entstandene neue Stadt ist nur ein Schattenbild der früheren Herrlichkeit. mD.

Oppianus, ein griechischer Dichter aus Kornikos in Cilicien, lebte in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Chr. Geb. Unter seinem Namen sind uns noch zwei Lehrgedichte übrig, eines vom Fischfange, *Halieutika*, in fünf Büchern, und ein zweites von der Jagd, *Kynegetika*, in vier Büchern. Das erstere hat mehr Poesie und eine schönere Schreibart, als das letztere; sie werden daher nicht ohne Grund zwei verschiedenen Verfassern gleiches Namens beigelegt; das letztere einem Oppian aus Apamea in Syrien, der unter Caracalla, im Anfange des 3. Jahrhunderts, lebte. Dieser Meinung ist J. G. Schneider, dem man eine sehr brauchbare und vollständige Ausgabe beider Gedichte zu verdanken hat, mit des Euteknius griechischer Umschreibung der verlorenen drei Bücher vom Vogelfange, Straßb. 1776 und, wieder verbessert, Leipz. 1813.

Opposition, d. i. Gegensatz, Widerspruch, Widerstand, zeigt sich, wie im Leben der Natur, so in dem des Geistes überall, wo der Mensch sich als denkend, fühlend, wollend oder handelnd bewegt. Es kann hierbei ein zweifaches Verhältniß statifinden; entweder finden wir uns zu anderen Ansichten und Personen in einem Gegensatz unmittelbar vermöge der Verschiedenheit unserer Denkweise, ohne daß wir auch nur ein Bewußtseyn dieses Gegensatzes oder die Absicht eines Widerstreites haben, oder wir sind uns desselben klar bewußt und suchen ihn nun entweder auszugleichen, oder wir handeln in bewußter Absicht, mit consequenter

Festhaltung unserer Meinung, mit dem ausdrücklichen Willen, zu widerstreiten, und lassen so die Gegensätze unvermittelt stehen. In dem ersten Falle spricht man nun wohl von einer Verschiedenheit der menschlichen Ansichten, durchaus aber nicht von einer *O.*, sondern diese findet überall nur Statt, wo der 2. Fall eintritt, d. h. Einer oder Viele gegenüber Anderen ihre abweichende Meinung absichtlich hervortreten lassen und geltend zu machen suchen. Das geschieht mit Nothwendigkeit da, wo die zu behandelnden Fragen ihrer Natur nach streitig sind und also eine verschiedene Beurtheilung zulassen; oder auch, wo die Beurtheiler auf verschiedene Standpunkte der Intelligenz, der Wünsche, der Erwartungen zc. stehen und von diesem aus die fraglichen Angelegenheiten ansehen. Im gesellschaftlichen Leben, sowohl auf dem großen Gebiete des Staates, als auch in den kleineren Kreisen, zu denen sich im Staate Einzelne, durch gleiche Interessen bewogen, zu gemeinsamen Zwecken und gemeinsamem Handeln verbunden haben, ist *O.* eine Thatfache, welche viel älter ist, als der Name. In der Staatswissenschaft versteht man jetzt unter *O.* den Kampf Derjenigen, welche nicht im Besitze der Gewalt sind, gegen die herrschende Partei, in der Absicht, ihrer Meinung Geltung verschaffen, u. dieselbe realisiren zu können. Namentlich heist in repräsentativen Staatsverfassungen *O.* derjenige Theil der Ständerversammlung, dessen Tendenz es ist, die von Seiten der Regierung durch die Minister gemachten Vorschläge zu controlliren und die entgegengesetzten Gründe vorzubringen. Am ausgezeichnetsten, ja, einzig in ihrer Art, gibt sich diese *O.* in den britischen Parlamenten kund. Jeder Britte ist entweder der einen oder der andern von den beiden Hauptfarben, nämlich der der Tory's oder der Whig's, zugethan; es ist daher die *O.*, so wie die Ministerial-Partei, allemal diesen Grundzügen untergeordnet und kann nie zur eigentlichen Parteisache gegen die Minister, als solche, ausarten, sondern nur ihre Grundsätze betreffen. Da aber nur durch gewissenhafte Erörterung der Gründe und Gegengründe die in der Mitte liegende Wahrheit am sichersten zu Tage gefördert werden kann, so gehört eine von Eigensucht reine, nur das Wohl des Vaterlandes im Auge behaltende, *O.* zu den Hauptbestandtheilen und Vorzügen einer jeden repräsentativen Verfassung, ohne welche es nur Assentatoren geben würde, deren Rolle gerade nicht zu den ehrenvollsten zu rechnen ist. Eine solche *O.* scheint sich jedoch nur unter einem hochherzigen Volke behaupten zu können, dessen Vertreter zugleich aufrichtige Stützen der Verfassung sind und sich unter keiner Bedingung erlauben, den Gebrauch einer bestehenden, von ihnen beschworenen Einrichtung wegen zeitigen Mißbrauches zu beschränken. Sobald dagegen die Vertreter des Volkes Egoismus mit in die Sitzungen bringen, oder, wo man sich, wie dieß in dem größtentheils politisch noch unmündigen Deutschland nur gar zu oft der Fall ist, sich erlaubt, die Gründe für oder wider eine Sache persönlich aufzufassen: da kann es nicht anders kommen, als daß man, statt einer vernünftigen *O.*, welche den Ministern das Eindringen in die Gegenstände sogar erleichtert, einseitige Parteien, wo nicht gar Faktionen auftreten sieht, deren Zwecke dem wahren Wohle des Vaterlandes fremd sind und die einander bloß ihre eigenen persönlichen Schwächen gegenseitig vorwerfen.

Optativus heist in der Grammatik diejenige Redeweise, wodurch das ausgedrückt wird, was sich Jemand als möglich denkt, ganz abgesehen davon, ob es nach den Verhältnissen (objektiv) möglich ist; oder dessen Verwirklichung Jemand wünscht. Nur die griechische Sprache hat den *O.* als eigenen Modus, in anderen fällt er mit dem *Conjunctiv* (s. d.) zusammen.

Optatus, der Heilige, gebürtig aus Afrika, war Oberhirt von Milevis in Numidien und der erste rechtgläubige Bischof, der gegen die Spaltung der Donatisten (s. d.) schrieb, aufgefordert durch ein von dem donatistischen Bischofe Karthago's, Parmenian, zur Vertheidigung seiner Sekte verfaßtes Werk in fünf Büchern. Der h. *O.* legte in seiner Gegenschrift die Kennzeichen und Vorzüge der katholischen Kirche mit eben so viel Gründlichkeit, als Klarheit dar u. entkräftet die lichtvollen Gründe, wodurch alle Irrlehrer, die bis an das Ende der

Zeiten auftreten mögen, siegreich widerlegt werden können. Uebrigens sind in dem Werke dieses h. Lehrers noch viele andere Wahrheiten dargethan, die auch in unseren Tagen öftere Beherzigung verdienen, theils weil sie angefochten, theils nicht genug beachtet werden. — Es ist unbekannt, in welchem Jahre der h. D. starb; doch weiß man, daß er im Jahre 384 noch lebte. Sein Name steht unter dem 4. Juni in dem römischen Martyrologium.

Optik ist im weitesten Sinne des Wortes die Wissenschaft, welche die Gesetze von den Erscheinungen der Größe, der Bewegung und Gestalt der Körper, insofern sie vom Lichte abhängen, erklärt. In dieser Bedeutung begreift sie mehre Zweige von Wissenschaften in sich, nämlich 1) die O. in engerem Verstande, oder die Lehre von den Hauptgesetzen, nach welchen sich das Licht ausbreitet; 2) die Dioptrik (s. d.); 3) die Katoptrik oder Anakamptik (s. Katoptrik); 4) die Perspektive (s. d.), wo auch die Lehre von den Gränzen der Schatten vorkommt, und 5) die Photometrie (s. d.). Eines der neuesten und vorzüglichsten Werke ist: F. W. Herschel, vom Lichte, übersetzt von Ed. Schmidt, Stuttgart 1831. — Optische Instrumente. Zu denselben rechnet man die dioptrischen und katoptrischen Fernröhre (Achromate und Spiegelteleskope), die Brillen, Mikroskope, Loupen, die Camera lucida, clara und obscura, das Kalleidoskop, das Dipleidoskop, die Oerengucker und optischen Spiegel, so wie alle Arten von Spiegeln, ferner Apparate, welche zur Anstellung optischer Experimente (wie das Prisma und Brennglas), und zur Erläuterung optischer Lehrrsätze dienen u. s. w. — Ein Vorfertiger guter o. I. heißt Opticus.

Optimaten (wörtlich Gutgefinnte) hießen bei den alten Römern Diejenigen, welche das Wohl des Staates und der Einzelnen in kräftiger Aufrechterhaltung der bestehenden Verhältnisse, oder wenigstens in einer, auf Grund des Bestehenden, mit umsichtiger Mäßigung und allmählig eingeführten, Veränderung und Verbesserung suchten, entgegen den Popularen, deren Princip es ist, bloß das zu thun, was der Menge schmeichelt. Der Senat, die Nobilität, der Stand der Ritter u. aus den niederen Ständen Alle, welche Gleichartigkeit der Interessen oder der politischen Gesinnung und persönliche Anhänglichkeit dahin zog, bildeten diese Partei, welche in Zeiten maßloser Bewegung, der ultraliberalen Partei gegenüber, ein nothwendiges und oft heilsames Gegengewicht bildete. — Hieraus entstand auch der noch jetzt geltende Begriff, wornach O. alle Diejenigen heißen, welche im Staate die Vornehmeren, Mächtigeren und eben deshalb die Conservativen sind.

Optimismus wird diejenige philosophische Lehransicht genannt, daß Alles in der Welt auf's Beste eingerichtet, oder vielmehr, daß jedes Uebel unter den gegebenen Umständen nicht nur nothwendig, sondern auch höchst wohlthätig sei. Diese Lehre ist schon uralte, wenn gleich der menschliche Verstand kaum im Stande ist, die Thatfachen mit ihr zusammen zu reimen. Die meisten von Sokrates Schülern hatten diese glänzende Chimäre angenommen. Plato entwarf, um das Menschengeschlecht zu verbessern, den Plan einer vollkommenen Republik. Xenophon schuf Könige von erhabenerer Natur, als andere Menschen. Alle diese prächtigen Träume kündigten eine tugendhafte Seele, aber eine überspannte Einbildungskraft an. — In's Lächerliche trieb sie ein neuer Berliner Philosoph, der den Satz aufstellte: „Alles Gute besteht und alles Bestehende ist gut,“ und durch denselben zu dem Schlusse kam, daß die preussischen Zustände von 1816—1836 die besten seien! Leibniz stellte die Lehre auf: „Gott habe unter den möglichen Welten, die sein Verstand gedacht, nach seiner Vollkommenheit die beste gewählt und hervorgebracht,“ und machte darauf aufmerksam, daß das, was im Einzelnen unvollkommen erscheine, (körperliche und sichtliche Uebel) nicht Unvollkommenheit des Ganzen sei und in dem Zusammenhange, in dem es sich befinde, das Beste sei. Andere sagten: „Wenn diese Welt nicht die beste wäre, so hätte Gott eine vollkommene entweder nicht erkannt, oder nicht schaffen können, oder nicht schaffen wollen, was mit Gottes Vollkommenheit streiten würde.“

Optometer, auch Opsiometer genannt, ist ein Apparat zur Bestimmung

der Sehweite eines kurz- oder weitsichtigen Auges. Er besteht aus einer, auf einem Stativ angebrachten, in Zölle eingetheilten Stange, an deren einem Ende eine Diopter fest gemacht ist. Längs der Stange läßt sich ein Blatt, worauf eine mittelmäßig große Druckschrift gelehrt, hin- und herschieben. Will nun eine Person sich der für ihre Augen passendsten Brillengläser bedienen, so sieht sie durch die Diopter nach der Druckschrift, welche der Optiker so lange verschiebt, bis jene Person sie deutlich und ohne Anstrengung lesen kann. Aus der gefundenen Distanz kann nun der Optikus sicher beurtheilen, welche Brillengläser er für die gedachte Person zu wählen hat. — Stampfer hat ein anderes Verfahren vorgeschlagen: Man mache in einem Kartenblatte 2 parallele kleine Spalten, welche durch einen $\frac{1}{2}$ Linien breiten Streifen des Kartenblattes getrennt sind u. halte diese Oeffnungen dicht vor das Auge; sieht dasselbe nun eine vorgehaltene Schrift vollkommen deutlich, so gibt deren Entfernung die Sehweite, indem alsdann nur ein Bild auf der Netzhaut entsteht.

Opus operatum (wörtlich: die geschene, vollzogene Handlung) wird im Allgemeinen jede Handlung ohne moralischen Gehalt genannt, bei der es nur auf die äußere Form, nur darauf, daß sie gethan wird, ankommt, ohne Rücksicht darauf, mit welcher Gesinnung und in welcher Absicht sie gethan wird. — Dann aber wendet man diesen Ausdruck auch in besonderem Sinne an auf die so vielfach und grob, namentlich auch von den sogenannten Reformatoren, mißverständene Lehre der katholischen Kirche von der Wirkung der Sakramente *ex opere operato*, während doch hierüber die Kirche unzweideutig lehrt, daß die äußere sakramentale Handlung zwar stets auf den Menschen einwirke, nicht aber, daß dieselbe zur vollkommenen Rechtfertigung hinreiche, indem hiezu die innere gute Reigung stets unerläßlich ist.

Drakel sind eine merkwürdige Erscheinung des Alterthums, deren Entstehung sich auf folgende Weise erklären läßt. Jeder Mensch fühlt unaufhörlich einen Drang in sich, den Schleier der Zukunft, die ihm die Gottheit weislich verborgen hat, zu lüften und die unerklärbaren Gefühle und Ahnungen, die in seinem Gemüthe oft aufsteigen, zu enträthseln. Je natürlicher und unbefangener der Mensch ist, desto mehr ist er geneigt, die wunderbaren Erscheinungen der Natur als geheimnißvolle Andeutungen der Gottheit anzusehen, von der er sich in allen Verhältnissen des Lebens abhängig fühlt. Von selbst schließt sich dann ein solcher an den, dem er weisere Erfahrungen u. höhere Kenntniß zuschreibt, an, um sich Rath oder Belehrung zu holen. Auf diesem einfachen und natürlichen Wege sind die ersten Seher, Zeichendeuter und Traumausleger entstanden, und nicht, wie Voltaire meint, durch den ersten Schalk, der aus dem ersten Dummkopf traf. Der Grieche, der mit der größten Aufmerksamkeit die Natur belauschte, hatte, durch seine rege Einbildungskraft getrieben, Himmel und Erde mit Göttern bevölkert. In der sanft rieselnden Quelle schuf er die Nymphen; aus der von Wolken eingehüllten Kuppe des Berges die Musen, und in der Alles erleuchtenden und erwärmenden Sonne den Apollon. Das Säuseln der Blätter, das Geschwäg der Vögel, kurz Alles hatte für ihn eine höhere Bedeutung und überall erspürte er den bedeutungsvollen Sinn. Der fromme Glaube baute dann der Gottheit an dem Orte, an dem sie sich vorzugsweise zu offenbaren schien, Tempel und suchte durch Opfer und Geschenke die Gunst des nahen Gottes zu erlangen. Bald wallfahrte man in allen wichtigen und entscheidenden Augenblicken des Lebens, wo menschliche Klugheit sich nicht mehr aus den Irrgängen desselben herauszufinden wußte, zu den heiligen Stätten, um in kindlicher Einfalt das unabänderliche Schicksal aus dem Munde der weisen und gottvertrauten Männer zu vernehmen. Späterhin wurde der herrschende Glaube an die D. zu ehrgeizigen Zwecken benützt. Gesetzgeber, Feldherrn und Könige buhlten um die Gunst des D.s. Sobald aber die Machthaber in Griechenland den Beifall Gottes nicht mehr nöthig zu haben glaubten, beschränkte sich der Gott auf Privatangelegenheiten und verstummte dann endlich ganz. — Das älteste unter den D.n Griechen-

lands ist das des Zeus zu Dodona (s. d.). Nicht so alt, jedoch bei weitem berühmter, war das D. des Apollon zu Delphi (s. d.). Vergleiche F. A. Wolf, „Beitrag zur Geschichte des Somnambulismus aus dem Alterthume“ in dessen „vermischten Schriften und Aufgaben,“ (Halle 1802); Clavier „Mémoire sur le oracles des anciens“ (Paris 1819); Wiskemann, „De variis oraculorum generibus“ (Marburg 1838); und Pabst, „De diis Graecorum oracula nituntur“ (Bonn 1840).

Dran, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz im Westen von Algier, im Hintergrunde des gleichnamigen Meerbusens, am Ausflusse des kleinen Flusses el Rahhi, in das mittelländische Meer, am östlichen Flusse des Dschebel-Santo oder Mergiasis, 15 Meilen westlich von Algier, ist Sitz des Direktors der Provinz, eines Tribunals 1. Instanz und mehrerer fremden Consuls. Als Sitz des Militärgouvernements ist es vor Allem mit vielen Gebäuden für die Militärverwaltung versehen. D. ist eine von schönen Wällen und Gräben und alten Mauern umgebene, wichtige Festung, deren Werke die Spanier mit großem Kostenaufwand anlegten. Auf der Ostseite ist die Angriffs-Fronte durch die Citadelle oder das neue Schloß (die neue Kasbah), durch die Forts St. André und St. Philippe geschützt. Auf der Südseite wird das Thal durch 5 starke Thürme und durch das Fort St. Philippe gedeckt. Im Westen liegt seine Stärke in dem Berge Santa-Cruz, auf welchem das Fort Santa-Cruz oder die alte Kasbah liegt; die Lunette St. Louis und das Fort St. Gregor, auf den Flanken des Berges erbaut, tragen durch ihre hohe Lage zur Vertheidigung der Stadt bei. Im Norden sind es die Forts Santa Theresia, La Murna und einige verfallene Batterien, die unter dem Schutze der neuen Kasbah und der Forts St. Gregor und Santa-Cruz liegen, welche die Stadt von der Seeseite decken. Die Stadt wird in 3 Quartiere getheilt, hat 3 Thore, schöne Plätze, geräumige Straßen und seit der Eroberung durch die Franzosen viele ansehnliche, auf europäische Art erbaute Häuser. Die Magazine von Santa Maria, welche auf dem Quai liegen, wurden von den Spaniern mit großem Aufwande erbaut und vermögen unermessliche Vorräthe aufzunehmen. Auch besitzt D. 2 Häfen, von denen der eine unmittelbar bei der Stadt liegt u. minder gut ist, in dem Kauffahrer nur bei Windstille oder bei Südwind in denselben vor Anker gehen können. Der andere, zu Mers-el-Kebir, etwa 2 Stunden nördlich von D. und durch eine Straße mit demselben verbunden, ist einer von der größten und von der Natur am meisten begünstigten Häfen der ganzen nordafrikanischen Küste; rund herum mit ansehnlichen Häfen umgeben u. von beträchtlicher Tiefe, ist er im Stande, die größten Schiffe aufzunehmen und einem zahlreichen Geschwader hinlänglichen Schutz zu gewähren. Die Zahl der Einwohner von D. betrug vor der Ankunft der Franzosen etwa 25,000. Durch den Abzug der Mauren u. Araber, unmittelbar nach der französischen Besetzung, sank die Einwohnerzahl auf 3500 Juden, 200 Mauren und 200 Neger herab. Jetzt zählt D. etwa 13,000 Einwohner. — D. gehörte zur Römerzeit zu Mauritania caesariensis; unter arabischer Herrschaft, zu 40,000 Einw. gestiegen, immer zu Tlemsan; es wurde durch die Spanier unter Cardinal Ximenes 1509 erobert; 1708 ging es wieder an Algier verloren; 30. Juni 1732 nahmen es die Spanier wieder; 1791 traten sie es an den Dey von Algier ab, nachdem sie das Schloß S.-Cruz mit einem Aufwande von mehreren Millionen uneinnehmbar zu machen versucht hatten und ein Erdbeben Stadt u. Befestigung heftig erschüttelt hatte. 1830 ward D. von den Franzosen, als sie Algerien weiter occupirten, sogleich besetzt; man fand aber fast Nichts, als einen Haufen Trümmer vor, restaurirte jedoch die alten spanischen Forts sogleich u. legte neue Blockhäuser, Redouten zc. zc. an. Seitdem ist es von ihnen immer festgehalten und zum Mittelpunkt ihrer Operationen gegen Abdel Kader und 1844 gegen Marokko gemacht worden.

Drange, sehr alte Arrondissements-Hauptstadt im französischen Departement Vaucluse, in einer vom Aiguës, der Meyne u. anderen kleinen Flüssen bewässerten,

sehr schönen Ebene, ist Sitz der Bezirksbehörden, hat ein Civil-Tribunal, General-Conseil der Manufakturen, Conseil de Prud'hommes, College, Gesellschaft für den Ackerbau, Kathedrale, reformirte Kirche, Hospital, Krankenhaus, Wein-, Del- und Krapp-Bau, Fabriken für Taschentücher, bunte Leinwand, Serge, Kattun, Leber, Cadis, Del, Färberroth, Färbereien, Seidenmühlen, Seidenspinnereien, Handel mit Wein, Brantwein, Safran, Honig, Trüffeln 2c. 2c. und 9000 Einw., darunter viele Reformirte. D. ist wegen seiner bedeutenden römischen Alterthümer berühmt; die merkwürdigsten sind: ein Amphitheater (das einzige, das noch in Europa ganz ist) am Fuße des Berges, auf welchem das alte Schloß steht und in welchen die Eise des Theaters hinein gebaut waren. Ferner ein Triumphthor mit 3 Bogengängen, zum Andenken des Sieges des Marius über die Cimbern, ebenfalls eines der am vollständigsten erhaltenen; außerdem ein Cirkus, eine Wasserleitung, Bäder, alte Mauern, Mosaiken, Stücke alter Statuen, Münzen 2c. — D., das Arausio der Alten, später auch Colonia Secundanorum genannt, war eine der römischen Colonien, welche Julius Cäsar zur Sicherung der römischen Eroberungen gegen die Gallier im südlichen Frankreich anlegte. D. blieb Jahrhunderte hindurch eine römische Colonie. Nach dem Untergange des römischen Reiches, während der Völkerwanderung und in den nächstfolgenden Zeiten ward es mehrmals von verschiedenen Völkerstämmen eingenommen. Im Mittelalter litt es viel durch die Saracenen, die es besetzt hielten. 1130 erhielt es Mauern und 1365 errichtete Kaiser Karl IV. daselbst eine Universität, die in der französischen Revolution aufgehoben wurde. Auch in den französischen Bürgerkriegen im 16. Jahrhundert hatte die Stadt, als einer der Eise der Hugenotten, viel zu leiden. 1562 schafften die Katholiken das Archiv der oranischen Prinzen weg; 1622 wurde D. vom Prinzen Moriz von Oranien besetzt; 1660 ließ Ludwig XIV. die Festungswerke demoliren und 1682 wurden die Stadtmauern niedergerissen. D. war bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts Hauptstadt des ehemaligen Fürstenthums D. oder Oranien (s. d.).

Drangelogen und Drangemen (Oranienmänner). Nach der letzten Befiegung Irlands durch Wilhelm III. von Oranien im Jahre 1690 wurde den protestantischen Anhängern dieses Königs von den katholischen Irländern der Name Drangemen zuerst als Spottname gegeben, nachher aber von jenen, je mehr sie sich als kirchlich-politische Partei in Irland ausbildeten, selbst als unterscheidender Parteiname angenommen und beibehalten und von ihnen, seit dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, förmlich organisirte Gesellschaften, Drangelogen genannt, constituirt. Als nämlich die Irländer, seufzend unter dem drückenden Joche Englands, durch mehre unglücklich ausgegangene Aufstände zu der Einsicht gekommen waren, daß sie durch offene Gewalt sich von der ihnen verhassten Herrschaft nicht sogleich würden befreien können, so vereinigten sie sich zu kirchlich-politischen Associationen, um die englisch-protestantischen Anmaßungen abzuwehren und auf diesem Wege vielleicht eine spätere Selbstständigkeit vorzubereiten. So entstand 1761 die Verbindung der Weißburschen (white-boys) und bald darauf die der Eichenherzen (hearts of oak), welche in ihrem Bestreben, einen Vertilgungskampf gegen die Protestanten zu führen, durch die nordamerikanische Revolution, die Englands Kräfte auf anderer Seite in Anspruch nahm, sehr unterstützt wurden. Nach dem Ausbruche der französischen Revolution nahmen diese Vereine zu; es bildete sich die Gesellschaft der Rechtsburschen (right-boys), während im Norden der Bund der vereinigten Irländer (Defenders) entstand, welcher bürgerliche und politische Freiheit überhaupt forderte. Gegen diese Verbrüderungen nun errichteten die Protestanten den Orangebund, in dessen Schooße sich bald vier Parteien bildeten, welche verschiedene Tendenzen verfolgten und danach auch verschiedene Abzeichen trugen. Die erste Drangeloge entstand 21. September 1795 im Dorfe Longhall; bald aber vermehrten sich dieselben. Ihr ausgesprochener Zweck war: das Uebergewicht des Protestantismus in Irland aufrecht zu erhalten und das Haus Hannover in dem Besitze der großbritannischen Krone zu schützen,

mit anderen Worten: den Zustand grausamer Knechtung, in welchen Irland durch England versetzt war, zu vertheidigen, wobei sie von dem Wahne geleitet wurden, Englands politisches Uebergewicht in der eroberten Insel beruhe hauptsächlich auf dem Uebergewichte des Protestantismus daselbst. Da in England dieselbe Ansicht herrschte, so erschien hier die D. vollkommen gesetzmäßig; Prinzen des königlichen Hauses, die Herzoge von Clarence, von Cumberland, von York &c. &c. traten in dieselben ein und 1798 wurde die große Loge von Irland organisirt. Von nun an wurden die angegebenen Zwecke ganz offen und mit großer Energie verfolgt. Durch öffentliche Aufzüge, wobei die Bundesglieder mit ihren orangistischen Bändern und Fahnen erschienen; durch die jährliche Erinnerungsfeier an die Schlacht am Boyneflusse (in welcher die Irländer am 12. Juni 1690 besiegt worden waren), durch offene Nichtachtung der irischen Kirche und Nationalität machten sich die D. allenthalben bemerkbar. Dieß erregte natürlich bei dem unterdrückten irischen Volke den höchsten Grad der Erbitterung. Ueber die ganze Insel verbreitete sich vom Norden aus eine geheime nationale, sehr zahlreiche Verbindung, deren Anschluß an das revolutionäre Frankreich zwar noch gehindert wurde, die aber durch immer wiederholte Aufstände der Regierung zeigte, daß man das Aeußerste zu wagen gesonnen sei. England behielt durch Waffengewalt die Oberhand und, um Irland den letzten Rest von Selbstständigkeit zu rauben, war es vor allen die Partei der D., welche im irischen Parlamente die Vereinigung des irischen und englischen Parlaments durchsetzte. Jetzt bereitete sich der Orange-Bund auch nach dem Westen und Süden Irlands aus; seine Mitglieder setzten sich in den wichtigsten Staatsämtern fest u. verflanzten ihre Grundsätze auch nach England, wo 1808 die erste große Loge in Manchester errichtet, 1821 aber nach London verlegt wurde. Auch den „katholischen Verein“ in Irland wollte man unterdrücken; doch, da dieser sich innerhalb der gesetzlichen Schranken des Petitionsrechts hielt, mußte man ihn unangefochten lassen. Indes schlossen sich, als der Ruf nach Emancipation der Katholiken immer lauter ertönte, die D. immer fester aneinander und begannen höher gestellte Militärpersonen für sich zu gewinnen. Bereits 1811 hatten sich jedoch schon Zweifel über die Rechtmäßigkeit eines Vereins erhoben, welcher die Befenner einer andern Religion, bloß um dieses Bekenntnisses willen, als Feinde behandelte. So trat 1821 der Herzog von York aus, weil der Verein nicht gesetzlich sei, und von 1822—1829 untersagte das Ministerium mehrmals den Militärs die Theilnahme an den Logen. Die Durchsetzung der Emancipationsbill brach die Herrschaft des Protestantismus; die liberale Partei in England verstärkte sich natürlich durch den Zutritt der katholischen Irländer; unter den Tory's selbst war in Folge der Katholikenemancipation eine Spaltung eingetreten und so sah sich denn auch der Bund der D. in seinen Interessen bedroht, wenn auch seine Ansichten noch in manchen Punkten mit denen der Regierung übereinstimmten. Eine neue Aufforderung zu gesteigerter Thätigkeit erhielt die Verbindung, als der Kampf um die Parlamentsreform begann (s. O'Connel) u. das Ministerium Grey einen Antrag auf Revision des Zehentwesens in Irland beantragte, ohne jedoch die Reformbill hindern zu können (1823). In Irland dauerte die Aufregung der Gemüther fort; die Entrichtung der Zehentsteuer wurde verweigert, bewaffnete Weißburschenbanden durchzogen das Land, O'Connel erhob seine Stimme für Aufhebung der Union immer lauter, und wenn er auch unter dem Ministerium Grey nicht viel erreichte, so war doch mehr von der entschieden liberaleren und in Bezug auf Irland zu Concessionen geneigten Verwaltung des Lord Melbourne zu erwarten. Dieß fürchteten aber eben die Drangemen; große Versammlungen wurden gehalten und der Regierung alle nur möglichen Schwierigkeiten bereitet. Wellington und Peel traten wieder an die Spitze eines Tory-ministeriums, welches durch seine Schritte in ganz Irland und bei der freisinnigen Partei Englands neue Erbitterung erregte. 1835, gleich beim Zusammentritt des Parlaments, wurden die Minister wegen ihres Schutzes der Drangemen angegriffen und ein Antrag auf Untersuchung des Zustandes ihrer Logen kräftigst

unterstützt. Dieß steigerte auf's Neue die Thätigkeit der letzteren, an deren Spitze der Herzog von Cumberland als Haupt der Tory's stand, zur höchsten Thätigkeit; jedes Mitglied des großen Bundes, der aus mindestens 300,000 bewaffneten oder waffenfähigen Männern bestand, machte sich eidlich verbindlich, nach allen Kräften zur Erhaltung des Protestantismus und zur Verdrängung der katholischen Kirche beizutragen zu wollen; alle waren verbunden, sich auf den Ruf des Großmeisters auf irgend einem Punkte Englands zu einer bestimmten Zeit bewaffnet einzufinden. Diese Aufschlüsse erhielt das Parlament allmählig, als die Sache des Drangistenbundes durch O'Connel im Unterhause zur Sprache kam, vor Allem durch die Bemühungen des unermüdblichen Hume. Ja, die Anklagen gingen noch weiter, selbst bis zu der Beschuldigung, daß die Drangemen auf gewaltsame Weise einen Thronwechsel hätten herbeiführen wollen. Wenn auch nicht erwiesen ist, daß alle Mitglieder um diesen Plan gewußt haben mögen, so steht jedenfalls als Thatsache fest, daß Obrist Fairman sich der Untersuchung durch die Flucht entzog, nachdem er dem Unterhause die Vorlegung gewisser Papiere verweigert und dadurch den Verdacht vermehrt hatte. Durch eine Adresse an den König erreichte das Unterhaus, daß den Militär-Personen alle Theilnahme an dem Drangebunde untersagt wurde, und in einem neuen Antrage desselben wurde der König gebeten, „die ihm rathsam scheinenden Maßregeln zu ergreifen, um die D. und überhaupt alle politischen Gesellschaften wirksam zu entmuthigen, welche Personen eines andern religiösen Glaubens ausschließen, sich geheimer Zeichen und Symbole bedienen und mittelst geheimer Verzweigungen zu wirken suchen.“ Durch dieses kräftige Auftreten des Unterhauses veranlaßt, empfahl der Herzog von Cumberland sämtlichen Fogen, sich aufzulösen, was binnen Kurzem auch geschah. Damit sind jedoch die D. und deren Grundsätze, Irland und dem Katholicismus gegenüber, noch keineswegs verschwunden; sie traten, als die Repealsache 1842 und 1843 Irland in Bewegung setzte, wieder hervor, und bei O'Connel's Prozesse (1844) sind dieselben wahrscheinlich nicht ganz ohne Einfluß gewesen.

Drangerie ist 1) der gemeinschaftliche Name sämtlicher, bei uns in Kübeln gezogener Pomeranzen-, Citronen- u. Limonien-Bäume, die im Winter in Gewächshäusern aufbewahrt werden; 2) heißt so das Gewächshaus selbst.

Drang-Utang (*Simia satyrus*, *Pithecus sat.*), malaiisch s. v. a. Vernunftwesen, auch Waldmensch, Jocko genannt, kommt nächst dem afrikanischen D. oder Schimpanse (*Simia* oder *Pithecus troglodytes*) in Guinea zc. zc. der Figur des Menschen am nächsten. Er hat einen runden Kopf, gewölbte Stirn, kurze Schnauze und weder Schwanz, noch Backentaschen, noch Gefäßschwienel; die Arme aber reichen bis unter die Kniee hinab, die Füße oder Hinterhände haben kurze Daumzehen und die gekrümmten Kniee erlauben keine ganz aufrechte Stellung. Der D. lebt nur auf Borneo, wird 4—5 Fuß hoch, ist mit rothbraunen, kurzen Haaren bedeckt und nährt sich in den Wäldern von Baumfrüchten. Er lebt gesellig und soll sich Laubhütten zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen bauen, auch Baumäste gut als Waffe zu gebrauchen wissen. In der Jugend gefangen, wird er sehr zahm und läßt sich leicht zu allerlei Verrichtungen abrichten; doch bleibt er stets tückisch und boshaft.

Dranien (Orange), ein ehemaliges, kleines Fürstenthum in Frankreich, von etwas über 5 □ Meilen mit 19,000 E. Dasselbe lag, nach der früheren Einteilung des Reiches, zwischen den Provinzen Languedoc, Provence, Dauphiné und der Grafschaft Avignon; nach der jetzigen Einteilung umfaßt es einen großen Theil des heutigen Bezirks D. und einen kleineren des Bezirks Avignon. In demselben befinden sich die Ortschaften Courtheson, Jonquières, Causans, Gigondas, Violéz, Suzette u. 23 andere Dörfer u. Etablissements. — Anfangs im Besitze eigener Fürsten, deren beglaubigte Reihenfolge mit Gerald Abhemar 1086 beginnt, fiel D., nach dem Tode des letzten, Philibert, der 1530 kinderlos starb, an den Grafen Renatus von Nassau, den Sohn seiner Schwester, aus der Dillenburgerischen Linie dieses Hauses, die indessen erst 1570 in den unge-

störten Besitz des Fürstenthums gelangte u. im Ryswicker Frieden die Bestätigung der Souveränität über dasselbe erhielt. Als 1702 Wilhelm III. kinderlos starb u. den Erbstatthalter von Friesland, Johann Wilhelm Friso, zu seinem Erben in D. einsetzte, remonstrirte König Friedrich I. von Preußen als näherer Verwandter dagegen, während zugleich Ludwig XIV. das Fürstenthum für ein an Frankreich heimgefallenes Lehen erklärte und den Prinzen von Conti, der, als Erbe des Hauses Longueville, mit dem Hause Chalons entfernt verwandt war, als Präbendenten auftreten ließ. Der hiedurch entstandene oranische Erbfolgestreit ward vom Pariser Parlament dahin geschlichtet, daß D. dem Prinzen von Conti als *Dominium utile* unter Frankreichs Oberhoheit zugesprochen ward. Durch den Frieden von Utrecht ward dieser Spruch bestätigt u. somit D. mit Frankreich gänzlich vereinigt; dagegen wurden die Ansprüche des Hauses Longueville und Frankreichs auf Neufschâtel an Preußen abgetreten u. überdies Titel u. Wappen von D. der Krone Preußen zugestanden. Johann Wilhelm Friso gab aber seine Ansprüche nicht auf, sondern nahm zur Wahrung derselben den Titel von Nassau-D. an, welchen die von ihm abstammende Linie der Könige von Holland noch jetzt führt.

Dranienbaum, Kreisstadt im russischen Gouvernement St. Petersburg, 5 Meilen von dieser Stadt, in überaus malerischer Lage, am finnischen Meerbusen, der Festung Kronstadt gegenüber, auf einem hohen, terrassenförmigen Uferabhange, der eine weite Aussicht über Land u. Meer gewährt, wurde 1783 von Katharina II. zur Kreishauptstadt erhoben, hat eine griechische Kirche, protestantisches Bethaus, Marine-Cadetterschule mit gegen 700 Zöglingen, Marinehospital u. 3000 Einwohner in meist hölzernen Häusern. — Besonders berühmt aber ist D. wegen seines herrlichen Parks u. schönen kaiserlichen Lustschlosses. Letzteres, das vom Fürsten Menzikoff, dem Günstlinge Peters des Großen, im Jahre 1727 erbaut wurde, später an die Krone gelangte u. gegenwärtig im Besitze des Großfürsten Michael ist, liegt auf dem hohen Abhange des Gestades u. gewährt eine vortreffliche Aussicht über die Stadt, den Golf und die Insel und Festung Kronstadt. Es besteht aus 3 durch Colonnaden mit einander verbundenen, herrlichen Gebäuden u. ist auf allen Seiten von Gärten u. Drangerien umgeben, durch welche ein schnurgerader Kanal bis in den Golf geleitet ist. Das Merkwürdigste in dem Schlosse selbst ist der japanische Saal mit Seltenheiten u. Kostbarkeiten aus Japan. An den Garten stößt ein kleiner See von etwa 200 □ Klaftern mit einigen kleinen Luftfahrzeugen, welche Kriegsschiffe, Yachten u. Galeeren vorstellen. In einem nahen Fichtenhain die Solitude oder das, nach dem Laute der Ueberraschung benannte, Schloßchen Ha, wohin sich Katharina II. häufig in die Einsamkeit zurückzog.

Dratorium, (lateinisch) Redestück; eigentlich eine dramatisirte größere Cantate (s. d.), deren Stoff gewöhnlich religiöser Art ist, mithin zur Erbauung dienen soll. Das D. hat keine abgeschlossene Handlung u. die Charakteristik ist gleichsam nur Nebensache. Des erzählenden Tones wegen nähert es sich dem Epischen u. bildet in Italien, England u. in Deutschland einen Theil der Kirchenmusik. Die Composition ist daher im Kirchenstyl gehalten, ungeachtet Arien, Duette, Recitative, Chöre darin vorkommen. Größere D.n werden in neuerer Zeit als Concertstücke ausgeführt; in Frankreich aber sind sie durchaus nur Concertmusik u. von französischen Componisten ausschließlich für *concerts spirituels* bestimmt. Ihren Ursprung setzt man in die Zeit der Kreuzzüge, doch waren sie damals wohl nur abgesungene Geschichten des Erlösers, der Heiligen ic. Ihre formelle Ausbildung, nach welcher die Sänger als Darsteller gewisser oder benannter Personen auftraten, sollen sie zuerst durch Philipp von Neri (s. d.), dem Stifter der Congregation des D.s, um 1540, in Rom empfangen haben. Daher soll auch die Benennung D. stammen, was allerdings wahrscheinlich ist. Müller, welcher diese Stiftung in das Jahr 1558 setzt, ist mit sich in Widerspruch, wenn er Stradella, gestorben 1678, u. Scarlatta, gestorben 1650, als Erfinder des D.s nennt. Der

Gang der Ausbildung ist hier jedoch wohl kaum zu ermitteln; indeß können Stradella, Scarlatta u. A. als Verbesserer der Form gelten, zumal jene D.n zu Neri's Zeit nur biblische Geschichten oder Hymnen unter Musikbegleitung gewesen seyn sollen. Die Recitativform hat angeblich zuerst Emilio del Cavaliere (1590—1607) in seinem D. *Anima e corpo* angewendet. — Classische Werke dieser Art lieferten: Carlssimi, Händel, der eigentliche Schöpfer des wahren geistlichen D.s, Haffe, Rolle, Haydn, Cimarosa u. A. —

Dratorium, Priester vom, heißt eine, vom h. Philippus von Neri 1548 in Rom gestiftete, religiöse Bruderschaft, ohne klösterliches Gelübde, die ihre Zeit zwischen Andachtsübungen u. Werken der Barmherzigkeit theilte, wozu später auch noch wissenschaftliche Studien kamen. Ihren Namen erhielt die Gesellschaft von dem Bettsale (D.) des Hospitals, das sie sich 1574 mit Erlaubniß Papsts Gregor XIII. erbauten. — Zu gleichem Zwecke stiftete Peter de Verulle 1611 zu Paris eine Congregation von Vätern des D.s, welche 1613 die päpstliche Bestätigung erhielt u. theils aus Gliedern mit, theils ohne Gelübde bestand. Beide Vereine, von denen der erste nur noch in Italien besteht, der zweite ganz eingegangen ist, folgten der Regel des heil. Augustinus u. haben sich, nächst der Benediktiner-Congregation von St. Maur, große Verdienste um die Wissenschaften erworben. Die Pariser Dratorianer zählten unter ihren Mitgliedern Männer wie Malebranche, Morin, Richard, Simon u. A.

Drbilus Pupillus, ein Grammatiker aus Benevent, that Anfangs Kriegsdienste in Macedonien, unterwies dann einige Zeit in seinem Vaterlande die Jugend, kam unter Cicero's Consulat nach Rom u. lehrte mit großem Beifalle, ob ihm gleich Horaz wegen seiner strengen Zucht den Beinamen „plagosus“ gab, daher noch jetzt strenge Zuchtmeister der Jugend sprichwörtlich Drbile heißen. Er wurde fast 100 Jahre alt, und hinterließ einen Sohn, der ebenfalls die Jugend unterwies.

Dragna, Andrea, berühmter Maler aus Florenz, angeblich 1329 geboren, der sich namentlich auch als Architekt u. Bildhauer auszeichnete u. 1398 starb. Er schaffte die spitzigen Winkel an den Gewölben ab, u. baute zuerst wieder zirkelförmige Schwibbogen. In dem Campo Santo zu Pisa malte er das jüngste Gericht, wobei er seine Freunde in der himmlischen Glorie, seine Feinde aber in den Flammen der Hölle vorstellte. Andere Arbeiten, sowohl von ihm, als von seinem Bruder Bernardo, sieht man zu Florenz in den Kirchen St. Mario Borella u. St. Croce.

Drcheſter hieß der Theil des griechischen Theaters, wo der Chor sang u. tanzte des römischen, wo die Senatoren ihre Sitze hatten, des heutigen, d. i. eines jeden andern Schauplazes, wo von den versammelten Musikern die Musikstücke ausgeführt werden; dann die Gesellschaft dieser Musiker selbst u. auch der Instrumente überhaupt, welche jetzt in der Kirchen-Kammer- u. Concertmusik üblich sind. Soll ein D. den höchstmöglichen Effect hervorbringen, so müssen alle Ausführenden nicht bloß gleiche Geschicklichkeit, sondern auch gleiches Gefühl für das Werk besitzen u. kund geben. Die erste ordentliche Zusammensetzung eines D.s findet Petis in der von Monteverde für den Hof zu Mantua 1607 componirten Oper Orfeo; denn als Caccini etwa sieben Jahre früher die Oper Euridice am Vermählungsfeste der Maria von Medicis mit Heinrich IV. auführte (die Composition war von Rinuccini u. Peri, einige Zusätze von Caccini) befand sich noch keine D. vor der Bühne, sondern 75 Sänger u. Instrumentisten standen im Kreise auf dem Theater herum.

Drcheſtik, s. Tanzkunst.

Drchomenos, Stadt im alten Böotien, an der Mündung des Keaphissus in den See Kopais, hieß anfänglich Andrcis, nach ihrem Gründer, dem Theſſalier Andreus. Nach D., des Minyas Sohn, wurde die Stadt D. benannt. Schon in den frühesten Zeiten dehnte sich D. Herrschaft bis nach dem Meere hin aus u. am Kampfe gegen Troja nahm es mit 30 Schiffen Theil. Als nach dem trojan-

schen Kriege die Bötier aus Theffalien zurückkehrten, eroberten sie D., welches dann nach Theben die bedeutendste Stadt des Landes wurde. Nach der Schlacht bei Leuktra aber (371 v. Chr.) zerstörten die Thebaner D. aus Eifersucht, unter dem Vorwande, es habe eine Verschwörung der Aristokraten unterstützt, u. verkauften seine Einwohner als Sklaven. Philipp von Macedonien sammelte die Zerstreuten wieder u. ließ sie zurückkehren. In der römischen Geschichte ist D. merkwürdig durch den Sieg, welchen hier Sulla über den Feldherrn des Mithridates (87 v. Chr.) erfocht. Der Name der Akropolis war Phlegya, so genannt nach ihrem Erbauer Phlegyas, von der noch Ruinen übrig sind. Außer dem Schachhause des Minyas sind noch zu merken: der Tempel des Bacchus u. der Grazien, aus deren Ueberresten die Kirche des Klosters Panagia gebaut ist. In der Nähe des jetzigen Dorfs Skripu finden sich noch Ruinen. Ueber die geschichtliche Entwicklung u. politische Bedeutsamkeit von D. vergl. K. D. Müller, D. und die Minyer, 2te Aufl., Breslau 1844.

Drchomenos. 1) Einer von den 50 Söhnen des arkadischen Königs Lykaon. 2) Ein Sohn des Athamas, von dessen dritter Gattin Themisto. — 3) Ein Sohn des Zeus, von einer der 50 Töchter des Danaos, von der Hesione. Er verband sich mit Hermippe der Tochter des Königs Böotos, u. ward Vater des Minyas. Dieser Drchomenos, oder ein Vierter, war Erbauer einer Stadt, die seinen Namen trug. S. d. v. Art.

Drcus, hieß bei den Alten der Aufenthalt der zu einer Strafe verdamnten Seelen in der Unterwelt, das Reich des Pluto (s. d.), woselbst Sisyphos, Ixion, die Danaiden u. durch ausgesuchte Martern gequält wurden; dort wohnten die Furien, die Eumeniden, der Tod; dort wohnte Charon; dorthin kamen überhaupt alle Todten, bevor sie nach Elisum einzogen. Vergleiche den Artikel Tartarus.

Drdalien, Gottesgerichte. Die öffentlichen Gerichte (Sondgerichte) des Mittelalters waren nicht bloß berufen, über offenbare u. vollkommen erwiesene Anklagen u. Verbrechen zu verhandeln, sondern die Richter (Schendschöffen) waren zugleich auch vereidet, selbst über nicht streng erwiesene Anschuldigungen u. bei begründetem Verdachte Nachforschungen anzustellen. Um nun in derlei Fällen Schuld oder Unschuld zu ermitteln, überhaupt, um in jenen Zeiten des allgemeinen Verfalls von Sitten u. Recht dem Verderbnisse mit allen Kräften entgegen zu wirken, wurden bei Hauptverbrechen (gegen geringere waren sie nicht erlaubt), die durch Zeugen, oder andere entscheidende Umstände nicht erwiesen werden konnten, oder bei Anschuldigungen, von denen der Beklagte sich auch durch „Eid u. Eidhelfer“ nicht hinlänglich zu reinigen vermochte, noch außerordentliche Reinigungsmittel, die durch National-Herkommen geschliche Kraft erlangt hatten, in Anwendung gebracht u. die Angeeschuldigten dazu entweder angehalten, oder bloß zugelassen. Diese Schuld- oder Unschuldsproben, von denen sich übrigens auch schon bei den Heiden Spuren finden, scheinen in der christlichen Zeit eine Nachahmung jener Reinigung zu seyn, welche das mosaische Gesetz (4. Mos. 5.) für den Fall des Verdachtes eines Ehebruchs vorschreibt, u. waren vorzüglich auf die Macht der Religion u. des bösen Gewissens berechnet. Man gründete sie ursprünglich auf den Glauben, daß Gott den Unschuldigen durch Wunder zu Hilfe kommen und die Wahrheit an's Licht bringen werde. — Konnten nun diese Prüfungen gleichwohl keine völlig sicheren u. untrüglichen Entscheidungsmittel seyn, so waren sie dennoch, theils durch ihre Strenge an sich, theils vermöge ihrer Vorbereitungen, dann der sie begleitenden religiösen Ceremonien u. anderer Umstände, sehr geeignet, auf die Gemüther zu wirken u. den Schuldigen zum Selbstgeständnisse zu bewegen, dagegen die Betheuerungen der Unschuld zu bekräftigen. Die Kirche mußte, obwohl ungern, im Drange der Zeitverhältnisse diese Gerichte, die allerdings dem Wesen des Christenthums in Vielem widersprachen, Jahrhunderte lange dulden, suchte dieselben aber nach Möglichkeit unter ihren Einfluß zu stellen u. umgab sie mit sühnenden liturgischen Gebräuchen u. Segnungen. — Diese Gerichte, Proben,

nun hießen: *Ordalia*, *Orbalien*, *Ordelien* (wahrscheinlich von dem alt-deutschen Worte *Orthel*, Urtheil) auch *Gottesurtheile*, u. waren als *Purgatio vulgaris*, von der *Purgatio canonica* verschieden. — Die vorzüglichsten dieser Ordalien waren: a) Die Kreuzprobe, *judicium ad Crucem*. Diese Probe bestand in verschiedenen Weisen, je nach der Sitte des Landes, oder der Vorschrift des Sittengerichtes. Die bekanntesten sind: Der Reinigungseid vor dem Kreuze, wobei dem Schwörenden bisweilen ein Kreuz auf das Haupt gelegt wurde. Ferner, das Stehen vor dem Kreuze, wie scheint, in einer Art, die den natürlichen Kräften des Menschen nicht lange erträglich war. Hielt der Stehende die bestimmte Zeit, z. B. zwei u. vierzig Nächte, aus, so erschien er als unschuldig, wo nicht, als schuldig. Oder es mußten zwei Widersacher beim Kreuze sich gegenüberstehen; in diesem Falle wurde der zuerst Unterliegende für den Schuldigen gehalten. Ein anderes Stehen vor dem Kreuze fand sodann auch während einer eigenen heiligen Messe statt. Wer da von den Parteien am längsten aushielt, siegte. Noch soll bisweilen ein hölzernes Kreuz in das Feuer gelegt worden seyn und, je nachdem es verbrannte, oder nicht, für Schuld oder Unschuld gezeugt haben. — b) Die Feuerprobe, *judicium per candens ferrum*. Bei dieser Probe mußte der Angeklagte, je nach seinem Stande und Range, entweder glühendes Eisen nur berühren, oder über glühendes Eisen, gewöhnlich zwölfnach einander gelegte Pflugschaaren, mit bloßen Füßen gehen, oder ein Stück glühendes Eisen, in Form eines bis an den Ellbogen reichenden Handschuhes, neun Schritte weit tragen. Alles dieses geschah unter eigenen religiösen Ceremonien, in Gegenwart von Priestern, entweder in der Kirche, oder auf den Kirchengängen. Das Feuer wurde geweiht und vor der Probe eine besondere heilige Messe gelesen. Hände und Füße wurden untersucht und mit Weihwasser gewaschen, um jedem Zauber vorzubeugen, aber nach vollzogener Probe sogleich wieder in Lächer gewickelt, verstegelt und erst nach drei Tagen untersucht. Erschienen sie da unverletzt, so galt der Geprüfte für unschuldig, im Gegentheile für schuldig. — c) Die Wasserprobe, *Probatio per aquam calidam, vel frigidam*. Diese Probe war zweifach, entweder die kalte, oder die heiße. Die Reinigung in kaltem Wasser bestand darin, daß der Prüfling nach geendeter heil. Messe, entkleidet, an Händen und Füßen gebunden, an einem Stricke um den Leib, in ein großes Gefäß mit vorher geweihtem Wasser hinabgelassen wurde. Sank er da unter, war er unschuldig, blieb er oben, schuldig. In der Probe mit heißem Wasser mußte der Angeklagte aus einem Kessel voll kochenden Wassers einen Ring oder Stein mit bloßer Hand herausholen. Um jeden Betrug zu vereiteln, war der Ring oder Stein an einen Faden befestigt, den der Richter in der Hand hielt. Die Hand wurde dann gleichfalls eingebunden, versiegelt u. am dritten Tage enthüllt. Je nachdem sie gesund, oder beschädigt gefunden wurde, wurde auf Unschuld oder Schuld erkannt. — d) Die Abendmahlsprobe, *judicium Spiritus, vel per sanctam eucharistiam*. Sie war vornehmlich für Bischöfe, Priester u. Mönche bestimmt, nur selten auch Laien anverleget, oder gestattet, u. bestand, ohne besondere Vorbereitungen, im feierlichen Empfange des allerheiligsten Altars sacramentes während der heiligen Probemesse. Weigerte der Angeschuldigte sich dieser Communion, oder erkrankte er sogleich nach derselben, so wurde er für schuldig angesehen. — e) Die Probe des Zweikampfes, *judicium duelli*. Man glaubte bei dieser Prüfung in jenen Zeiten, daß Gott den Unschuldigen nicht unterliegen lasse. Die Art u. Weise des Kampfes wurde sorgfältig geordnet, die Waffen gesegnet. Gegen diese Kampfgerichte eiferten indessen Päpste, Bischöfe u. Concilien, obwohl lange vergebens. — In allen diesen Reinigungsproben konnten die Betheiligten, namentlich Corporationen u. Priester, sich auch durch einen Ersatzmann, (*campio*) vertreten lassen. — Zu gewissen Zeiten des Kirchenjahres waren diese Gottesurtheile verboten. — Schon frühzeitig entstanden, dauerten die O. bis in das 12. u. 13. Jahrhundert fort. Da gelang es endlich der Kirche, sie aus dem öffentlichen Leben zu verdrängen.

Orden, weltliche oder Ritterorden, sind äußerliche Zeichen oder Merkmale der öffentlichen Auszeichnung, womit Männer, welche durch Klugheit, Tapferkeit, Aufopferungen, überhaupt durch ausgezeichnete Thaten, sei es im Kriege, oder im Frieden, der öffentlichen Anerkennung sich würdig gemacht haben, von den Regenten belohnt werden. Diese D., wie sie jetzt eingerichtet sind, bestehen in D.s-Kreuzen, welche verschieden gestaltet und verziert, nach ihren verschiedenen Classen größer oder kleiner, an breiteren oder schmäleren, selten einfärbigen, gewöhnlich verschiedenfärbigen Bändern, entweder über der Schulter, oder um den Hals, oder auf der Brust getragen werden, und in goldenen und silbernen Medaillen, welche an denselben Bändern, wie die Kreuze, auf der Brust getragen werden. Diese weltlichen Ritter bilden demnach, wie die früheren, größtentheils geistlichen Ritter, an deren Stelle sie getreten sind, gewisse politische Körperschaften, unterscheiden sich aber von den älteren darin wesentlich, daß jetzt eine adelige Geburt allein nicht mehr zu solchen Auszeichnungen berechtigt, sondern daß der Nachweis wirklicher Verdienste vor der Aufnahme in einen D. den Weg in denselben bahnt, wenige Fälle ausgenommen, in welchen entweder eine durch die Ahnenprobe nachgewiesene, adelige und untadelige Geburt, oder die Gnade des Regenten entscheidet. Diesem gemäß zerfallen die D. a) in Verdienst-D. und diese wieder in D. für Militär- oder Civilverdienst, beide von einander getrennt, oder in D., mit welchen Militär- oder Civilverdienst zugleich belohnt wird, und b) in adelige Ritterorden, welche ein Bürgerlicher nicht erhalten kann, an welche sich jene D. anschließen, welche nur fürstlichen Personen oder Ministern u. hohen Generalen verliehen werden. Die Verleihung mancher D. (in Rußland aller) zieht entweder den Erbadel, oder bloß den persönlichen Adel nach sich, bei anderen tritt dieser Fall nicht ein. In manchen Staaten, wie in Rußland, zahlten die mit einem D. Begnadigten eine Abgabe nach der Classe des D.s, in anderen Staaten geschieht die D.s-Verleihung unentgeltlich. In manchen Ländern besteht für alle D. ein D.s-Fest; in anderen Ländern bestehen solche Feste für einzelne D.n. — Die Idee, das Verdienst durch öffentliche Auszeichnungen anzuerkennen, ist so alt, als die geregelten Staatenverbindungen; nur richteten sich diese Auszeichnungen, wie schon Cornelius Nepos (Miltiades) sehr schön sagt, nach dem Zeitgeiste, waren früher einfach, wurden sparsam verliehen und gereichten, dieser Einfachheit wegen, zum höchsten Ruhme. Beispiele liefern uns die einfache Auszeichnung des Miltiades nach der Schlacht bei Marathon, und der einfache Zweig der Sieger bei den olympischen Spielen. Früher finden wir (1. Mos. 41, 42.) den goldenen Ring als eine Belohnung und Auszeichnung, denn Pharao zeichnete Joseph durch ein solches Geschenk aus. Bei den Römern dagegen erscheint dieser goldene Ring der Ritter mehr als ein Attribut der Würde, denn als eigentliche Belohnung. Als aber die Griechen den Weg der Einfachheit verlassen hatten, da finden wir in der Geschichte goldene Kronen und pomphaste Auszeichnungen als Belohnungen, welche wir in noch größerem Maße in den großen Triumphzügen, den Triumphbögen u. jenem Gepränge in Rom wieder finden, als diese Beherrscherin der Welt der Väter einfache Sitten vergessen hatte u., durch Prunk und Glanz den Ehrgeiz kitzelnd, dem Verdienste oder Unverdienste ungewöhnliche Auszeichnungen verlieh. Bis in das 11. Jahrhundert gab es keine D., da entstanden mehre geistliche Ritter-D., von denen mehre wieder im Strome der Zeiten untergingen, andere dagegen in weltliche Ritter-D. verwandelt wurden. Neben diesen bestanden einige weltliche Ritter-D.; allein diese waren bloß für Abelige gestiftet und wurden nach den Statuten der Stifter auch nur an solche vergeben. Mit dem Beginne des 18. Jahrhunderts erblickten wir die ersten Verdienst-D., oder die Erneuerung alter D. zu diesem Zwecke. Als aber die erste französische Revolution und deren Folgen die Staatenverhältnisse Europa's ganz verändert hatten; als die Souveränität der meisten Fürsten garantirt war, die fortwährenden Kriege u. die außerordentlichen Ereignisse neue Belohnungen, neue Auszeichnungen nothwendig gemacht hatten; als kein Staat in Belohnung der Verdienste

seiner Angehörigen und Fremden hinter den anderen zurückbleiben wollte: da wurde ein Verdienst-D. nach dem andern gestiftet, und so kam es, daß die Anzahl der verschiedenen D. gegenwärtig nahezu an 100 beträgt, und daß in den 32 Friedensjahren dreimal so viel D. verliehen wurden, als dieses in 20 Kriegsjahren der Fall war. Forscht man der Ursache dieser Erscheinungen nach, so kann man sie nur in der Liberalität des heutigen Zeitgeistes finden, welcher vorzieht, in Auszeichnungen verschwenderisch, als im Belohnen sparg zu seyn. Die D. bestehen entweder nur aus einer Classe Ritter, oder sie werden in mehre Classen eingetheilt. Diese Classen sind, selbst in dem Falle, als sie mit Nummern bezeichnet werden, Großkreuze, Großkomthure, Komthure, Ritter, manchmal wieder in mehreren Abstufungen, und Inhaber von goldenen oder silbernen Medaillen. Die D. werden entweder an D.-Ketten, oder D.-Bändern getragen. — Von den einzelnen D. sehe man die bedeutendsten unter den betreffenden Artikeln.

Orden, geistliche. Das Wort D. (vom lateinischen ordo) bezeichnet die geordnete, geregelte Lebensweise Derer, welche sich ganz dem Dienste Gottes und dem Höheren gewidmet haben, im Gegensatz zu dem viel bewegten Geschäftsleben der Welt. Die Idee, durch freiwillige Enthaltung von den erlaubten Genüssen des Lebens eine höhere Vollkommenheit anzustreben, hat ihren Grund und ihre Berechtigung in den evangelischen Rätthen (s. d.); sie führt aber erst dann zu dem D.-Leben, wenn sich mehre durch lebenslängliche Gelübde zu einem gemeinsamen Leben nach derselben Regel verbinden. Ein solches Gelübde thun und sich mittelst desselben zu einem gemeinsamen Leben verbinden zu können, ist ein wesentliches, unveräußerliches Recht der persönlichen Freiheit; die Kirche hat ein solches Streben der Einzelnen zu allen Zeiten anerkannt; sie hat das D.-Leben mit Vorliebe gepflegt, ohne jedoch je der höchsten, von Christus selbst gesetzten, Auctorität in ihr Etwas zu vergeben; dieser steht allein das Recht zu, die D. sowohl zu bestätigen, als sie auch wieder aufzuheben, wenn sie nicht mehr ihren Beruf erfüllen. Ebenso wenig ist von der Kirche je das rechte Verhältniß des D.-Lebens zu dem gewöhnlichen Leben in der Welt verkannt, indem sie zwar immer das erstere als eine an sich höhere Stufe der Vollkommenheit gepriesen, daneben aber immer anerkannt, daß die wahre Heiligkeit und Vollkommenheit des Lebens nicht an den äußeren Stand gebunden ist, wie sie denn die Schaar ihrer Heiligen so gut aus dem D.-Stande, wie aus dem Stande der Welileute bevölkert hat. Als ein besonderer Zug des christlichen D.-Lebens in seiner wahren Gestalt ist noch dieses hervorzuheben, daß demselben durchaus nicht ein menschenfeindliches Streben nach Isolirung zu Grunde liegt u. das Zurückziehen von dem Gewöhnlichen nur eine Bedingung ist, um desto mehr für das eigene und fremde Heil wirken zu können. Ja, eben die wahren D.-Leute haben entschieden am meisten für das Ganze gewirkt, und selbst diejenigen D., welche die strengste Absonderung von dem gemeinen Leben erzielten, sind doch mit der Gesamtheit durch das, bei ihnen eben dadurch besonders hervortretende, innere Band des Gebetes und der Fürbitte in wahrhafter Verbindung geblieben. So wie aber ein wahrer D., als ein Verein von Menschen, die, sich aller Selbstsucht und alles Genusses entschlagend, nur für das ewige, und nach Kräften auch für das zeitliche Wohl der Mitmenschen thätig sind, das Bild der höchsten Vollkommenheit uns darstellt, eine ebenso traurige und widerwärtige Erscheinung ist ein verkommenes D. Daß wir beiden Erscheinungen in der Geschichte der D. begegnen werden, können wir von vorn herein nicht anders vermuthen. Ungeheuer ist der Einfluß, den daher die D. im Guten, wie im Bösen, auf die Geschichte des Christenthums ausgeübt haben. Wir können hier nur die allgemeinsten Umrisse geben, indem wir wegen des Einzelnen auf die betreffenden Artikel verweisen. — Einige Spuren des D.-Wesens finden sich vor und außer dem Christenthume; dahin könnte man nicht ohne Grund die Schule des Pythagoras rechnen; mit größerem Rechte die Essener und Therapeuten bei den Juden; ein sehr einseitig ausgebildetes D.-Leben findet

sich ferner bei den Budhaisiten, besonders in Tibet. Die wahre Ausbildung des D.s-Wesens aber gehört dem Christenthume an; die ernste Richtung des Lebens auf das Innere und Ewige, die Idee des vollkommen christlichen Lebens, im Gegensatz zu dem durch die Sünde schon an sich mehr oder wenigstens leichter infizirten Weltlebens, war es, die das D.s-Leben sehr früh aus dem inneren Geiste der Kirche hervorgehen ließ. Nachdem die h. h. Paulus und Antonius mit dem Beispiele des Einsiedlerlebens vorangegangen waren, war es Pachomius, ebenfalls in Aegypten, der durch Sammlung der zerstreut lebenden Mönche den Grund des eigentlichen D.s-Lebens legte. Etwas später entwarf der h. Basilius seine Regel des gemeinsamen Lebens, welche im ganzen Morgenlande und in der griechischen Kirche bis auf den heutigen Tag dem ganzen D.s-Leben zu Grunde gelegt ward. Was Basilius für den Orient, das wurde, u. noch mehr, der h. Benedictus von Nursia für das Abendland. Nach seiner Regel, die ein Quell wahrer Lebensweisheit ist, gründeten sich von dem Mutterkloster Montecassino seit dem sechsten Jahrhundert Klöster über ganz Europa, die überaus segensreich für die Verbreitung des Christenthums und der Cultur wirkten, besonders in England, Deutschland und Frankreich. Als der D. im neunten und zehnten Jahrhunderte anfang in Verfall zu gerathen, erfolgte eine erste Reformation desselben in Frankreich durch den heil. Benedictus von Aniane (+ 821) und durch die Aebte Berno und Odo in Clugny, in Italien durch d. h. Romualdus (Camaldulenser) und Gualbert (Ord. v. Vallombrosa). Eine zweite und viel durchgreisendere Reformation der Benediktinercongregation erfolgte im zwölften Jahrhunderte; dahin gehören mehr oder weniger der Cisterzienser-D., gestiftet durch den heil. Bernhard von Clairvaux; der D. von Grammont durch Stephan von Tizerno; die Carthäuser durch den heil. Bruno von Köln; die Prämonstratenser oder Norbertiner durch den heil. Norbertus; die Carmeliter und der D. von Fontevraud. Daneben bestanden die eigentlichen Benedictiner, in Frankreich nachher Mauriner genannt, fort. Diese D. haben einen ungemein wohlthätigen Einfluß, nicht bloß auf Religion und Sittlichkeit, sondern auf alle Verhältnisse des Lebens, auf Wissenschaften, Künste, selbst die Beförderung des Ackerbaues und der Handwerke gehabt; Alles ging in dieser Zeit von ihnen aus. — Eine ganz neue Richtung und Bedeutung gewann das Ordensleben in der durch die Kreuzzüge herbeigeführten Blüthezeit des Mittelalters, gegenüber dem äußern Glanze, worin jetzt die Kirche das Ritterthum selbst durch die Ritterorden (Johanniter, Tempel und deutsche Orden oder Marianer) in den Kreis des geistlichen Lebens gezogen, anderseits entstanden, dem weltlichen Ritterthume u. dem äußern Glanze der Kirche gegenüber, die Bettelorden, die Franciscaner mit ihren Verzweigungen und die Dominikaner. Kampf gegen die Irrlehren durch Belehrung des Volkes und großartig wissenschaftliche Thätigkeit waren ihre besondere Aufgabe. Der Unterschied dieser Orden von den früheren tritt auch noch besonders darin hervor, daß sie, der damals vorwaltenden Centralisation der Kirche entsprechend, viel mehr, wie die früheren, ein großes, über die ganze Kirche ausgebreitetes, gegliedertes und von einem Oberhaupte (Ordensgeneral) regiertes Ganze bildeten, wozu noch besonders ihre Exemption und Privilegien beitrugen. — Ein von den bisher genannten unabhängiger Stamm waren die Augustinercongregationen, nach der Regel, die d. h. Augustinus für das gemeinsame Leben der Geistlichen entworfen hatte; wichtig wurden sie insbesondere durch Brüder vom gemeinsamen Leben, im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte. Auch die Orden thätiger Nächstenliebe entstanden schon im Mittelalter; dahin gehören die Antoniter zur Pflege der Pestkranken und die Trinitarier zur Auslösung der Gefangenen. — Bei vielen Orden waren auch weibliche Congregationen entstanden, namentlich bei den Benediktinern, Franziskanern und Carmelitern. — Es bildeten sich auch Mittelstufen zwischen dem Ordens- und Volksleben; hieher gehören die Humiliaten, Tertiärer, Beghinen und Begharden auch Alerianer oder Vollsarden genannt; weiterhin die Bruderschaften; ja, das

ganze Leben im Mittelalter nahm Etwas von dem Geiste des Ordenswesens in sich auf, z. B. in dem Ritterthume, im Zunftwesen. — Gegen das Ende des Mittelalters sanken die Orden im Allgemeinen, u. wenn auch das Verderben derselben, besonders von protestantischen Schriftstellern, über die Maassen übertrieben geschildert wird, so ist doch durchaus nicht zu läugnen, daß das von ihnen ausgegangene Aergerniß sehr groß gewesen ist; Ausnahmen gab es natürlich auch jetzt, namentlich im Franciscanorden. Diese, so wie einzelne neu entstandene Orden, wie die Olivetaner von Johannes Tolomei von Siena, die Jesuiten von Johannes Colombino, die Hieronymiten, der Orden der heil. Brigitta, die Minimi vom heil. Franz von Paula, konnten im Einzelnen Gutes wirken, aber nicht im Ganzen den gesunkenen Ordensgeist wieder heben. Die Art und Weise, wie dieses gesunkene Ordenswesen namentlich in Deutschland zur sogenannten Reformation beigetragen hat, ist bekannt genug, aber es war auch wieder ein Orden, der, dem neuen Bedürfnisse angemessen, aus dem Geiste der Kirche hervorging, um der reisend um sich greifenden Irrlehre einen mächtigen Damm entgegenzusetzen: der große, für die katholische Kirche so erfolgreich thätige und deshalb so geschmähte Orden der Jesuiten. Neben ihnen wirkten theils die nun auch, wenigstens theilweise, kräftig umgestalteten älteren Orden, theils andere, aus dem Bedürfnisse der Zeit neuentstandene. Zu den ersten gehören insbesondere die Kapuziner, eine Umgestaltung der Franciscaner, welche sehr segensreich in volksthümlicher Weise gewirkt haben; ferner die Mauriner, (s. d.) und die Carmeliter durch die heilige Theresia; zu den anderen die Theatiner durch Gaetano von Thiene, die Somascher durch Hieronymus Emilianus, die Barnabiten; die Priester des Oratoriums durch d. h. Philipp von Neri; der Orden von der Heimsuchung unserer lieben Frauen oder d. Salesianerinnen durch d. h. Franz von Sales; die Ursulinerinnen durch d. h. Angela von Brescia; die Piaristen durch d. h. Joseph Calasanz; die Brüder der christlichen Liebe durch Johannes von Gott; die Priester der Missionen und die barmherzigen Schwestern (siles de charité, *soeurs crises*) durch Vincentius von Paula; endlich im vorigen Jahrhunderte die Liguorianer durch den heil. Alphonsus von Liguori. Alle diese Orden verfolgten und verfolgen praktische Zwecke: Verbesserung des Klerus, Unterricht des Volkes, Förderung der Wissenschaften, Pflege der Kranken. So hat zu allen Zeiten die Kirche die Kraft gehabt, das dem Bedürfnisse der Zeit Entsprechende hervorzubringen; durch die ganz veränderte Stellung, welche in neuester Zeit der Staat und die Schule, der Kirche gegenüber, angenommen haben, wird vielleicht ein ganz neuer Aufschwung des Ordenswesens nothwendig herbeigeführt werden. Eine Geschichte der Orden im Allgemeinen haben unter anderen geschrieben: Helyot, *ordres monastiques et militaires*, Par. 1714—19; Deutsch, Leipz. 1753—56. Schmidt, *die Mönchs-Nonnen- u. geistlichen Ritterorden*, mit Abbild., Augsb. 1838; v. Viebenfeld, *Ursprung, Aufleben, Größe, Herrschaft, Verfall u. jetzige Zustände sämmtlicher Mönchs- u. Klosterfrauenorden*, 2 Bde. mit Suppl. u. Abbild., Weimar 1837; Fehr, *Geschichte der Mönchsorden*, 2 Bde., Tüb. 1845; Protestantische Bearbeitungen, denen von vornherein eine schiefe Auffassung des Ordenslebens zu Grunde liegt, von Crome (Leipz. 1774 bis 1783) u. Döring 1828.

Ordinariat (von *Ordinarius*, wie der Bischof, als ordentlicher Seelsorger seines Sprengels, genannt wird) ist diejenige Behörde, welche vom Bischofe eingesetzt ist, die zur Verwaltung gehörenden Geschäfte zu besorgen. Wie der Bischof zum Beistande in der Spendung der heil. Sacramente und der Verkündigung der Lehre seine Gehilfen hat, so auch in der Leitung und Regierung seines Sprengels. In der ältern Zeit besaß er hierzu die Archidiaconen, welche die Kirchenzucht handhaben, das Vermögen der Kirchen beaufsichtigen, Visitationen anstellen, auch kirchliche Aemter besetzen mußten. Nachher erhielten regelmäßig die Präpöste der Stifter die Pflichten und Rechte der Archidiaconen. Weil diese aber ihre Befugnisse zu selbstständig ausübten und so der bischöflichen Vollgewalt entgegen traten, suchten die Bischöfe dieselben einzuschränken und nach und nach ganz zu verdrängen, indem sie einzelnen Geistlichen Vollmachten ertheilten, ihrer Stelle die

Verwaltung zu leiten (Generalvikare). In größeren Diözesen bildete man zu diesem Zwecke, wegen der Ausdehnung der Geschäfte oder zur Erwirkung einer vollkommenern Behandlung derselben, eine Zusammensetzung von mehreren Personen, Generalvikariate, D.e, die oft wieder in kleinere Kreise zerfielen und einzelne Zweige der Verwaltung zugetheilt erhalten haben (Officialat). Das D. hat seine Kanzlei oder Expeditur, in der die Beschlüsse ausgefertigt und alles Ein- und Ausgehende aufgezeichnet und zur Erledigung überwiesen wird. Das D. hat nur insoweit Gewalt in der Regierung der Diözese, als sie ihm vom Bischof verliehen, und über die Fälle, die er sich nicht selbst etwa vorbehalten hat, und auch nur so lange als er im Amte ist. Das D. ist darum nicht bloß an die kanonischen Gesetze und die Diözesanordnungen, sondern auch an den Willen des Bischofs gebunden. Die Mitglieder desselben heißen in der Regel geistliche Räte. Die Domkapitel sind vom D. wesentlich verschieden, wenn auch die Glieder vielfach dieselben Personen seyn mögen. Die ersteren bestehen kraft der kanonischen Gesetze u. nicht durch den Willen des Bischofs, die D.e aber nur durch diesen allein. Die ersteren haben dem Bischofe gegenüber gewisse Rechte, die letzteren aber nicht; die D.e sind nur Stellvertreter der Bischöfe. Die Domkapitel müssen in allen wichtigen Angelegenheiten um ihren Rath befragt werden, die D. aber nicht, sie befragt der B. nur, wann und wie er will. Die Domkapitel sind eigene, kanonisch instituirte Körperschaften, dem Bischofe gegenüber, die D. aber nicht: diese sind nur Gehilfen des B.s; die Domkapitel haben eigenes Vermögen, bedeutende Rechte, insbesondere die Verwaltung während der Erledigung des bischöflichen Stuhles und in vielen Ländern die Wahl des Bischofs aus ihrer Mitte, während alles dieses dem D. nicht zusteht, indem es nur eine vom Bischofe selbst zu seiner Unterstützung bestellte Verwaltungsbehörde ist. hh.

Ordinate nennt man eine von einem Punkte der Circumferenz einer krummen Linie auf eine gerade gezogene Linie. Eine, durch den Anfangspunkt der Abscissen mit den gehörigen D.n parallel gezogene, gerade Linie wird die Achse der D.n genannt.

Ordination (ordo, griechisch χειροτονία, Handauslegung), Priesterweihe, ist der katholischen Lehre gemäß dasjenige Sakrament, durch welches der Bischof vermittelt Handauslegung und Gebet (in Verbindung mit anderen symbolischen Handlungen) die durch die Apostel von Christus dem Herrn überkommene geistliche Gewalt, zugleich mit der zur Ausübung derselben befähigenden besonderen Gnade mittheilt und dem Geweihten den unverlierbaren Charakter (*Character indelebilis*) der Weihe ausdrückt. Die D. ist mithin eines der sieben Sakramente des neuen Bundes, und die allgemeine Kirchenversammlung von Trient hat, gegenüber den Protestanten, welche die Sakramentalität der D. läugneten, in ihrer 14. Sitzung S. II. erklärt, daß Jeder von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen sei, der da behauptet, „die D. sei nicht wahrhaft und eigentlich ein von Christo dem Herrn eingesetztes Sakrament, sondern eine Menschenerfindung, oder bloß ein gewisser Ritus der Wahl zu einem Kirchenamt“. Daß dieses auch von Anfang der allgemeine Glaube der Kirche war, erhellt aus der Geschichte aller christlichen Jahrhunderte, aus den Beschlüssen der alten Kirchenversammlungen, wie z. B. des allgemeinen Concils von Chalcedon (can. II. ap. Hard.), des zweiten von Nicäa und des zweiten von Lyon: aus dem einhelligen Zeugnisse der Kirchenväter und ältesten kirchlichen Dokumente, wie der apostolischen Constitutionen, Dionys des Areopagiten, Augustin's, Leo's des Großen u., aus der beständigen Uebung der Kirche und endlich aus dem Zeugnisse der ältesten Häresen, (z. B. der Nestorianer, Jakobiten u.), die bereits im 4. u. 5. Jahrhundert sich von der Kirche getrennt und bis auf diese Stunde, wie die übrigen Sakramente der katholischen Kirche, auch die Priesterweihe bewahrt haben. Dasselbe gilt auch von den Griechen. Daß die Kirche sich hierin in Uebereinstimmung mit den Aposteln befindet, erhellt aus den Briefen des heil. Paulus an Timotheus, den er ermahnt, die Gnade nicht zu vernachlässigen, sie vielmehr in sich neu zu erwecken, die in ihm sei kraft des Gebetes und der Handauslegung des Priesterthums (I. Tim. 4,

14) oder wie es in II. Tim. 1, 6 heißt, „durch die Auflegung meiner Hände.“ Das- selbe bezeugt die Apostelgeschichte (Ap.-Geschichte 6, 6. 13, 3. 14, 20). Aus den Evangelien aber sehen wir, wie Christus der Herr seinen Aposteln die Fülle der geistlichen Macht, zugleich mit dem zu ihrer Ausübung kräftigenden und befähigenden Beistand des heil. Geistes, in einer Reihe von Akten verliehen hat, indem er zu ihnen sprach: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden, wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich euch und“ (sie anhauchend) „empfanget den heil. Geist; wem ihr die Sünden nachlasset, dem sind sie nachgelassen u. s. w.“ indem er ihnen zu diesem Ende noch besondere übernatürliche Kräfte verlieh; beim letzten Abendmahle die beständige Feier der Eucharistie ihnen auftrug: „thut das zu meinem Andenken;“ sie zuletzt aussendete in die ganze Welt mit dem Auftrage: „lehret und taufet alle Völker und weiset sie an Alles zu halten, was ich befohlen habe“, Joh. 20. Matth. 28, 10 u. in der That ist durch das Wesen Christi u. seines Werkes (s. d. Art. Jesus Christus) ein solches Sakrament mit Nothwendigkeit erfordert. Das Werk Christi, welches da ist die Erleuchtung, Erlösung und Heiligung der Menschheit, ist nämlich kein vorübergehendes, mit seinem irdischen Leben abgeschlossenes, sondern ein lebendig bis an das Ende der Welt fortdauerndes, d. h., fort und fort soll die Wahrheit Christi verkündet, die Sündenvergebung und Gnade, die der Heiland Allen erworben hat, Allen gespendet werden. Dazu sind aber, da die Empfänger der Wahrheit und Gnade Menschen sind, auch menschliche Organe nöthig. Wie daher der Sohn Gottes, der Unsichtbare, selbst Mensch geworden, so hat er auch gewollt, daß sein Werk auf Erden durch menschliche Stellvertreter seiner Person, aber unter dem Beistande des heil. Geistes, fortgesetzt werde (s. d. Art. Kirche). Diese Stellvertreter Christi können aber das Amt Christi natürlich nur ausüben im Auftrage Christi. Eben so gewiß ist, daß Christus nimmermehr ein Amt, u. zwar ein solches Amt, einem Menschen überträgt, ohne ihn zugleich mit der hiezu erforderlichen besonderen Gnade auszurüsten. Und das hat Christus wirklich gethan. Er hat seinen Aposteln die Fülle der geistlichen Macht, damit zugleich aber den heil. Geist, der am Pfingsttage in seiner Fülle über sie herab kam, mitgetheilt und angeordnet, daß die Apostel diese Gewalt u. Gnade durch Uebertragung, deren äußeres Zeichen mit Gebet verbundene weihende und verleihende Handauslegung ist, fortpflanzen sollen, wie denn auch nach dem Willen des Herrn durch sie und ihre Nachfolger in ununterbrochener Succession geschehen ist und bis zum Ende der Welt geschehen wird. Die heilige und wirksame Handlung, wodurch das geschieht, ist aber die D. oder das Sakrament der Weihe. Hieraus erhellt zugleich, daß die Weihe des Bischofs, als des Nachfolgers der Apostel, das Sakrament der Weihe in seiner höchsten Potenz ist: denn allein durch die Bischofsweihe wird die apostolische Gnade und die apostolische Gewalt in ihrer ganzen Fülle mitgetheilt, d. h. die Gewalt a) der Lehre (prophetisches Amt, b) der Verwaltung der Heilsgeheimnisse (Sakramente s. d. Art.), deren Centrum das eucharistische Opfer (s. Altarssakrament) ist, in Verbindung mit den Weihungen und Segnungen (hohes priesterliches Amt) und c) der Regierung der Kirche und die Handhabung der Kirchenzucht (s. d. Art.) (königliches Amt). — S. d. Artikel Bischof. Wie aber den Aposteln die Jünger als Gehilfen mit untergeordneter Gewalt zur Seite standen, so stehen den Bischöfen, als Nachfolgern der Apostel, die Priester zur Seite, und zwar in der Weise, daß sie, in Unterordnung unter und in Abhängigkeit von dem Bischöfe, alle geistlichen Funktionen, mit Ausnahme der dem Bischöfe ausschließlich vorbehaltenen, welches namentlich die Verwaltung des Sakramentes der Weihe und der Firmung ist, auszuüben, insbesondere das heil. Messopfer darzubringen Gewalt haben. Dieses letztere haben namentlich die großen Theologen des Mittelalters (die Scholastiker) so sehr als die Hauptsache angesehen, daß sie die Weihe des Priesters als das eigentliche Sakrament der Weihe, wovon sie sagten, daß es die Gewalt über den realen Leib Christi (in der Eucharistie) und über den mystischen Leib Christi (die Kirche) verleihe, die Weihe des Bischofs aber

nur als eine Erweiterung der Priesterweihe bezeichnet haben. Während aber fest steht, daß sowohl die Weihe des Bischofs, wie die Weihe des Priesters, ein wahres Sacrament sei, so jedoch, daß beide Weihen nur dem Grade, aber nicht dem Wesen nach verschieden sind, — ist es gewiß richtiger, wie auch die Kirchenväter die Sache auffassen, die Bischofsweihe als das Sacrament in seiner Fülle anzusehen und aus ihr die Priesterweihe abzuleiten, wie hinwiederum die folgenden Stufen der Weihe als Emanationen aus der Priesterweihe erscheinen. Denn, sagt das Concil von Trient, da der Dienst eines so heil. Priesterthums eine wahrhaft göttliche Sache ist, so war es ziemlich — damit es mit um so größerer Würde und Ehre ausgeübt werde — daß in der wohlgegliederten Ordnung der Kirche mehrere und verschiedene Ordnungen der Diener^{*)} seien.“ So finden wir denn auch, daß bereits die Apostel sich die Diakonen (s. d.) beigeßelten, Ap. Gesch. 6, 5. und 21, 8. 1. Tim. 3, 8—10., um sie nicht bloß in der Armenpflege, sondern auch im Dienste des Altars zu unterstützen. Den Diakonen finden wir bald die Subdiakonen (Hypodiakonen) und die vier minderen Kirchenämter der Acoluthen, Exorcisten, Lektoren und Ostiarier untergeordnet — Alles nach uralter kirchlicher Einrichtung, wie wir das aus den ältesten Vätern sehen. So schreibt z. B. der Apostelschüler Ignatius von Antiochien (ad Smyrn. 8.): „Alle sollen dem Bischof folgen, wie Jesus Christus dem Vater, und dem Presbyterium wie den Aposteln; die Diakonen aber sollen sie ehren als eine Einsetzung Gottes.“ Sämmtliche sieben Stufen der Weihe, vom Ostiariat bis zum Presbyterat, zählt schon um 252 Papst Cornelius (epist. ad Fabium Antiochen.) auf. Uebrigens ist es unter den Theologen bestritten, ob diese niederen Stufen, vom Subdiakonat inclus. abwärts, wahre Sacramente, oder nur einfache Weihungen seien. Die Kirche hat darüber nicht entschieden; es hat jedoch die verneinende Ansicht das meiste für sich, namentlich, weil diese niederen Weihen nicht, wie Episkopat, Presbyterat u. Diakonat, göttlicher, sondern nur kirchlicher Einsetzung sind und bei deren Ausspendung weder die Händeauflegung stattfindet, noch die Worte: „Empfange den heiligen Geist,“ wie bei jenen Weihen gebraucht werden. Allerdings wird auch das Subdiakonat, jedoch nur in der abendländischen Kirche und allgemein erst seit dem 13. Jahrhundert, seit Innocenz III., zu den so genannten höheren Weihen (ordines majores) gezählt, wohl darum, weil auch der Subdiakon am Altare dient, und mit dem heiligen Opfer in nähere Berührung kommt, und darum auch bei ihm (schon seit dem 5. Jahrhundert) die Verpflichtung zur Celibatsigkeit (s. d. Art.) wie auch zum Breviergebet (s. d. Art.) stattfindet. Den niederen Weihen geht seit uralter Zeit noch die Tonsur (s. d. Art.), als eine Ausscheidung aus dem weltlichen und Aufnahme in den geistlichen Stand, voraus; dieselbe ist jedoch nur eine kirchliche Ceremonie, nicht aber, wofür sie Manche gehalten haben, eine Weihe. Die Ablegung des Haarschmuckes ist eben ein altes und sehr allgemeines Sinnbild der Verzichtung auf die Welt und ihre Lust und Pracht, und die Haarfrone eine Erinnerung an die Dornenkrone Christi. Sehr wichtig ist die Tonsur in kirchenrechtlicher Beziehung, indem die Vorrechte des geistlichen Standes (insbesondere das sogenannte privilegium canonis) an sie geknüpft sind. Was nun die niederen Weihen betrifft, so hat der Ostiarier das Amt, die Thüren der Kirche zu öffnen und zu schließen, die heiligen Orte und Gegenstände zu bewahren und zu bewachen, in der Kirche die Ordnung zu handhaben; das Symbol seiner Amtsübertragung ist die Uebergabe der Kirchenschlüssel. Der Lektor empfängt durch Uebergabe der heiligen Bücher die Gewalt, die heiligen Bücher des alten und neuen Testaments und die Schriften der heiligen Väter in der Kirche vorzulesen. Durch Uebergabe des Buches, worin die Exorcismen enthalten sind, empfängt der Exorcist die Gewalt, über die Besessenen (Energhumenen) zu beten und ihnen die Hände aufzulegen, um sie von den bösen Geistern zu befreien. In der alten

*) Ministri, daher spricht man von dem ministerium, im Gegensatz zum sacerdotium.

Kirche, wo, wie die Obsequenzen, auch die Exorcitationen häufig waren, war das Amt des Exorcisten ein sehr wichtiges Amt und wurden dazu Männer von dem festesten Glauben und der bewährtesten Tugend gewählt. Dem Acoluthen wird durch Uebergabe des Leuchters und der leeren Messkännchen die Gewalt, dem Subdiakon und Diakon bei dem Messopfer zu dienen, übertragen. Diese niederen Weihen bestanden in der alten Zeit als besondere Kirchenämter, schon seit lange aber kommen sie nur noch als Vorbereitungsstufen zu den höheren Weihen vor; die niederen Kirchendienste, wie sie den Acoluthen und Oltariern oblagen, werden jetzt meist von Laien (Sakristan, Messdiener) versehen. Das Concil von Trident hat jedoch den Wunsch der Wiederherstellung des alten Zustandes ausgesprochen. Der Subdiakon aber empfängt die Gewalt, dem Diakon und Priester beim heiligen Messopfer am Altare zu dienen, durch Uebergabe des leeren Kelches mit der Patene, verbunden mit längeren Gebeten u. feierlicheren Ceremonien, als dieses bei den bisher genannten niederen Weihen der Fall ist. Von den bisher genannten Weihen kann ausnahmsweise die vier niederen schon ein consecrirtir Abt seinen Untergebenen und, mit des Papstes Genehmigung, selbst ein einfacher Priester das Subdiakonat ertheilen, während zur Ertheilung der höheren Weihen: des Diakonats, Presbyterats und Episcopats, ausschließlich der Bischof die Fähigkeit hat, wobei er bei der Bischofsweihe von wenigstens zwei anderen Prälaten, bei der Priesterweihe von seinem Presbyterium assistirt ist. Die Weihung der Diakonen, Priester und Bischöfe geschieht immer öffentlich in der Kirche, unter der Feier der heiligen Messe, unter alten und äußerst erhabenen und geistvollen Gebräuchen. Nachdem der consecrrende Bischof in der heiligen Messe bis zum Evangelium gelangt, beginnt die Weihe der Diakonen; Klerus und Volk wird aufgefordert, wenn es gegen die Weihe Einwände habe, solche vorzubringen. Wird kein Einwand erhoben, so erklärt er den zu Weihenden in einer Anrede die Pflichten u. Erhabenheit ihres Amtes, welches darin besteht, dem Priester am Altare bei der Darbringung des heiligen Messopfers unmittelbar zu dienen, zu taufen und das Wort Gottes zu predigen. Hierauf betet der Bischof mit der anwesenden Geistlichkeit für sie, die tief verdemüthigt mit dem Angesichte zur Erde vor dem Altar liegen, indem er durch Abbetung der Litanei von allen Heiligen für sie die Fürbitte auch der ganzen triumphirenden Kirche ansieht, und segnet sie mit dem Zeichen des Kreuzes. Nach erneuten Gebeten folgt nun die Ertheilung der Weihe und der Amtsgewalt. Der Bischof (allein) legt dem zu Weihenden die rechte Hand auf das Haupt, sprechend: „Empfange den heiligen Geist zur Kräftigung und um dem Teufel und seinen Versuchungen zu widerstehen, im Namen des Herrn.“ Hierauf legt er ihm die Stola (das Zeichen der geistlichen Amtsgewalt) über die linke Schulter an, und bekleidet ihn mit dem Levitengewand unter entsprechenden Worten u. reicht ihm zuletzt das Evangeliumbuch mit den Worten: „Empfange die Vollmacht, das Evangelium in der Kirche Gottes zu lesen . . .“ Wiederholte Gebete und Segnungen beschließen die Weihe. Bei der Weihe des Priesters findet Aufforderung an Klerus und Volk, (Ermahnung*) an den zu Weihenden, Gebet und Segen über ihn, ähnlich wie bei der Diakonatsweihe, statt. Hierauf legt zuerst der Bischof dem zu Weihenden schweigend beide Hände auf das Haupt; dasselbe thun nach ihm alle gegenwärtigen Priester. Der Bischof und sämtliche Priester halten hierauf die rechte Hand über den oder die zu Weihenden ausgestreckt, während der Bischof fleht, daß Gott über dieselben die Fülle der himmlischen Gaben, die Segnung des heiligen Geistes und die Gnade der priesterlichen Gewalt ausgießen möge. Hierauf folgt die Bekleidung mit der Stola und dem Priestergewande (Messgewand), und während der Chor den Hymnus *Veni creator spiritus* singt, salbt und segnet der Bischof die Hände des neuen Priesters mit heiligem Oele (sogenanntes Katechumenenöl), auf daß, wie das Pontifical

*) In dieser wird als das Amt des Priesters bezeichnet: Opfern, Weihen, Vorstehen, Predigen, Taufen.

sagt: „Alles, was diese Hände segnen werden, gesegnet, und was sie weihen, ge-
weihet und geheiligt sei.“ Hierauf reicht ihm der Bischof den Kelch mit Wein und
Wasser u. die Patene mit der Hostie dar, mit den Worten: „Empfange die Gewalt,
das Opfer Gott dem Herrn zu opfern und Messe zu lesen, sowohl für die Lebendigen
als für die Verstorbenen.“ Nun wird die heilige Messe, die der Bischof vor Be-
ginn der Priesterweihe bis zum Evangelium gelesen, fortgesetzt und der neuge-
weihete Priester, vor dem Altare knieend, liest sie gemeinschaftlich mit dem Bischof,
indem er gleichzeitig mit ihm alle Worte derselben ausspricht. Hierauf empfängt
er von ihm zuerst den Friedenskuß und dann die heilige Communion. Dann
legt er das apostolische Glaubensbekenntniß ab; empfängt hierauf von dem Bischof
unter Handauslegung die Binde- und Lösegewalt mit den Worten: „Empfange
den heiligen Geist, deren Sünden du nachlassen wirst, denen sind sie nachgelassen;
deren Sünden du behalten wirst, denen sind sie behalten.“ Endlich gelobt der
neue Priester seinem Bischof in die Hände Gehorsam und Ehrerbietung. Fernere
Gebete, Segnungen und Ermahnungen schließen zugleich mit der Messe die heilige
Handlung. Die Bischofsweihe (s. d. Art. Bischof) geschieht, wie bereits ge-
sagt, unter Assistenz zweier anderer Bischöfe oder höheren Prälaten, unter noch
erhabeneren Feierlichkeiten, und ebenfalls während der Feier der heiligen Messe.
Es geht ihr voran die Verlesung des päpstlichen Dekretes, das den Gewählten
bestätigt und seine Weihe zum Bischof verordnet; die Leistung des Eides der
Treue gegen die Kirche und ihr Oberhaupt, eine kurze Prüfung über die Rechts-
gläubigkeit und Sittenreinheit des Gewählten, verbunden mit entsprechenden An-
gelobungen desselben. Dann folgen Ermahnungen, Gebete und Segnungen, ähnlich
wie bei der Priesterweihe. (In ersteren wird als Amt des Bischofs bezeichnet: zu
richten, ausulegen, zu konsekriren, zu weihen, zu opfern, zu taufen, zu firmen.)
Die Handauslegung geschieht durch den Consekurator und seine Assistenten unter den
Worten: „Nimm hin den heiligen Geist.“ Dann salbt der erstere dem neuen
Bischofe das Haupt und die Hände mit Chrisma, unter Anrufung des heiligen
Geistes, und überreicht ihm nach und nach unter entsprechenden Worten und Ge-
beten den Hirtenstab, als Symbol des Kirchenregiments; den Ring, als Symbol
der Treue gegen die Kirche; das Evangelienbuch, als Symbol des Lehramtes.
Nachdem dann der Consekurator und der Neugeweihte die heilige Messe beendet,
wird letzterer mit der Inful (Bischofsmütze) und den Handschuhen bekleidet; pro-
cessionaliter durch die Kirche schreitend, segnet er das Volk; Gebete, Glückwünsche
und Segen beschließen die Feierlichkeit. Die Weihe des Papstes ist kein Sakra-
ment — denn der Bischof von Rom ist, als Nachfolger Petri, wesentlich Bischof
der Bischöfe und des Erdbereiches — sondern nur eine feierliche Einführung in sein
Amt. Dasselbe gilt von der feierlichen Amtseinführung der Erzbischöfe als solcher,
Primates und Patriarchen (s. d. Art.). Die Wirkung des Sakramentes der
Weihe besteht 1) in der Uebertragung der, der fraglichen Weifestufe entsprechenden,
geistlichen Gewalt, und zwar geschieht dieses auf immer und unwiderruflich, so
daß die Weihe dem Geweihten den unauslöschlichen Charakter (*Character inde-
lebilis*) eines Bischofs, eines Priesters, eines Diakons u. verleiht, u. in der Folge
kann weder dieselbe Weihe jemals wiederholt, noch der Geweihte je wieder ein
bloßer Laie werden. Fällt daher ein Priester selbst vom Glauben und von der
Kirche ab, so behält er doch — freilich nur sich selbst zur Verdammniß u. ohne
daß er ihn rechtmäßig ausüben kann — seinen priesterlichen Charakter — er ist
eben ein abgefallener Priester, wie auch der Getaufte, der vom Christenthum ab-
fällt, nie wieder ein Ungetaufter wird, sondern ein abtrünniger Christ ist und
bleibt. 2) Empfängt der Geweihte durch die Weihe die geistige Befähigung zur
Ausübung seines Amtes (*gratia gratis data*) und zugleich, falls er dazu würdig
vorbereitet ist, eine Vermehrung der heiligmachenden Gnade zu seiner größeren
persönlichen Heiligung. Wir haben bereits gesehen, daß (einige Ausnahmen bezüglich
der niederen Weihen abgerechnet) nur die Bischöfe die Fähigkeit haben, durch die D.
die geistliche Gewalt zu übertragen. Diese Fähigkeit hat aber auch jeder, der selbst gültig

zum Bischof geweiht ist, ohne Ausnahme. Dagegen ist er zur Ausübung der D. Gewalt nur dann befugt, vor Allem, wenn er selbst von der Kirche und ihrem Oberhaupt, dem Papste, als rechtmäßiger katholischer Bischof anerkannt ist. Die D. en also, welche von häretischen oder schismatischen, mithin von der Einheit der katholischen Kirche ausgeschlossenen, wenn auch gültig geweihten, Bischöfen vorgenommen werden, sind durchaus unrechtmäßig, dagegen die Gültigkeit kann ihnen nicht abgesprochen werden, wenn anders a) der Weihende selbst gültig, wenn auch unrechtmäßig, zum Bischofe geweiht war und b) bei der Weihe selbst die zum Wesen des Sakramentes erforderlichen Formen beobachtet hat. Daher erkennt die katholische Kirche alle Weihen der schismatischen griechischen Kirche als gültig an, wenn sie dieselben auch als unrechtmäßig betrachtet. Daraus folgt, daß, wenn ein griechischer Priester oder Bischof zur katholischen Kirche zurücktritt, eine wiederholte Weihe desselben nicht erforderlich und nicht statthaft ist. Hingegen die Weihen der schwedischen und dänischen sogenannten Bischöfe sind ganz ungültig, weil weder diese selbst durch gültige Weihe und ununterbrochene Succession von katholischen Bischöfen abstammen; noch die rechte Form der von ihnen gar nicht als Sakrament anerkannten Weihe beobachten. Aus demselben Grunde sind auch — wie jetzt allgemein anerkannt wird — die Ordinationen der Bischöfe der anglikanischen Kirche, wenigstens seit den Zeiten Eduards VI. und der Königin Elisabeth, ungültig. Aber auch der rechtmäßige katholische Bischof soll nur in seiner Diözese und nur Solche weihen, die seiner Diözese angehören; Angehörige fremder Diözesen darf er nur mit durch besondere Schreiben (Dimissorialen) ertheilter Erlaubniß ihres eigenen Bischofs, oder (nach Gewohnheitsrecht) wenn er durch dreijährigen beständigen Umgang den zu ordinirenden fremden Diözesanen persönlich kennen gelernt hat, weihen. Auf Uebertretung dieser Vorschriften hat das Concil von Trident Strafen für den Bischof und den Geweihten gesetzt. Was die Person des zu Weihenden betrifft, so sind gänzlich unfähig ordinirt zu werden, aus begreiflichen Gründen, Weiber und Ungetaufte. Damit aber ein Getaufter männlichen Geschlechtes die Ordination nicht blos gültig (valide), sondern auch rechtmäßig (licite) empfangen, muß er auch allen den Forderungen genügen, welche die Kirchengesetze vorschreiben. Diese Gesetze bezwecken aber nichts Anderes, als: zu bewirken, daß nur Würdige und zur Ausübung ihres heiligen Amtes Taugliche zu den Weihen gelangen. Daher verlangen die Kirchengesetze von den zu Ordinirenden das gehörige Alter (für das Subdiaconat 21, das Diaconat 23, das Presbyterat 24, das Episcopat 30 Jahre) die Bürgschaft einer genügenden Glaubensfestigkeit, hinreichende Kenntnisse, untadelhafte Sitten (darum schließen eine Reihe von Vergehen von der Weihe aus), unbescholtenen Ruf (deshalb will die Kirche auch solche nicht zu Priestern, denen nach dem weltlichen Gesetze und der öffentlichen Meinung ein Makel anhebt, z. B. uneheliche Kinder), und völlige Freiheit von weltlichen Banden (daher können z. B. Ehemänner bei Lebzeiten ihrer Frauen nur Priester werden, wenn diese einwilligen und selbst das Gelübde der Keuschheit ablegen. Alle einzelnen, aus diesen Gründen hervorgehenden u. von den kirchlichen Gesetzen bezeichneten, Hindernisse der Weihe nennt man Irregularitäten (s. d.). Da jedoch, was im Allgemeinen wohl begründet, in einem einzelnen Falle drückend und unzweckmäßig seyn kann, so steht der kirchlichen Obrigkeit, dem Papste und in manchen Fällen auch dem Bischofe das Recht zu, zu dispensiren. Die Kirchengesetze haben nie aufgehört, die Mahnung des heiligen Paulus, Niemanden leichtsinnig die Hände aufzulegen, einzuschärfen und die größtmöglichen Garantien gegen den Eintritt von Unwürdigen in das Heiligthum anzuerkennen. Darum soll der Weihe eine dreifache Prüfung vorausgehen, und es ist eine der wichtigsten Pflichten des Bischofs, sowohl durch eine sorgfältige Erziehung zum geistlichen Stande (s. d. Art. Seminarien) vorzubereiten, als auch, mit der größten Sorgfalt über die Würdigkeit und Tüchtigkeit der zu Weihenden sich zu vergewissern — und es ist dieß so sehr Gewissenssache des Bischofs, und es hat so wenig irgend Jemand

ein Recht auf D., daß der Bischof dieselbe Jedem — ohne alle Angabe von Gründen — verweigern kann, so daß dem Zurückgewiesenen Nichts übrig bleibt, als Refurs an den Papst. Außerdem wird zu einer rechtmäßigen D. das Daseyn eines sogenannten D.-Titels erfordert. In den älteren Zeiten pflegte nur der geweiht zu werden, welcher mit der Weihe auch ein bestimmtes Kirchenamt, wodurch auch sein standesmäßiger Lebensunterhalt gesichert war, erhielt. Dieß blieb Regel. Nur der soll geweiht werden, der ein kirchliches Benefizium erhält (*titulus beneficii*). Da jedoch in späteren Zeiten Viele, ohne ein solches zu erhalten, bloß um der Vorzüge des geistlichen Standes zu genießen, sich weihen ließen und daraus mancherlei Mißstände hervorgingen, verordneten die Kirchengesetze, daß, wenn ein Bischof Jemanden ohne standesmäßiges Auskommen weihe, er selbst dafür zu sorgen verpflichtet sei. Wer demnach genügendes eigenes Vermögen besaß (*tit. patrimonii*), oder als Mönch in einem Kloster seine Stätte fand (*tit. professionis religiosae*), konnte und kann noch darauf hin geweiht werden. In der neueren Zeit kommt der sogenannte Tischtitel (*titulus mensae*) vielfach vor, der darin besteht, daß der Staat im Nothfalle für den Unterhalt der Geistlichen zu sorgen verspricht, ein Titel übrigens, dessen kanonische Gültigkeit gar manchem Zweifel unterliegt. — Endlich ist noch zu erwähnen, daß zu einer rechtmäßigen D. gehört, daß dieselbe in der rechten Weise geschehe, insbesondere, daß Niemand eine höhere Stufe der Weihe erlange, ohne die vorhergehende niedere Stufe bereits erlangt zu haben — so also, daß man von der Tonsur an durch die sieben Stufen der Weihe allmählig zur Würde des Priesterthums emporsteigt. Die Ueberspringung einer Stufe (*ordinatio per saltum*) ist streng verpönt. Ebenso sollen zwischen den einzelnen Weifestufen gewisse Zwischenräume (*Interstitien*, namentlich zwischen allen höheren Weihen von je einem Jahre) beobachtet werden, welche jedoch durch Dispens aus Gründen abgefürzt werden können. Auch über den Ort (die bischöfliche Kirche) u. Zeit (Quatember s. d.) namentlich der höheren Weihen bestehen Vorschriften. — Jeder Geweihte übernimmt mit der Weihe, abgesehen von den besonderen Pflichten seines heiligen Amtes, die ganz allgemeine Pflicht zu einem klerikalischen Wandel, das heißt, zur Reinheit, Frömmigkeit und Würde des äußern und innern Lebens; und da letzteres von ersterem untrennbar ist, enthalten die Kirchengesetze viele weise Vorschriften, wie die Priester sich von allen Beschäftigungen, Vergnügungen und Verbindungen, welche irgendwie der Heiligkeit ihres Wandels zu nahe treten könnten, enthalten sollen; so vom Besuche der Schauspiele, Wirthshäuser, üppiger Mahlzeiten, von der Jagd, vom Umgange mit Personen anderen Geschlechtes, von Kaufmannschaft, Geldgeschäften, Handwerken, von Waffendienst, Ausübung der Arzneiwissenschaft, der weltlichen Jurisprudenz &c. Eine ganz besondere Pflicht des Klerikers, vom Subdiaconat an, besteht in der Verpflichtung zur Ehelosigkeit (s. d.) und zum Breviergebet (s. d.). Bezüglich der Lehre von der D. stimmt die schismatische griechische Kirche (s. d.) mit der katholischen Kirche überein, nur daß erstere bloß vier D.s-Stufen anerkennt. Die sogenannten Reformatoren hingegen verwurfsen gleich vom Anfang das besondere Priesterthum und das Sakrament der D. Später, schon in der Augsburger Confession (Art. 14), noch mehr in der Apologie (Art. 7), waren die Protestanten nicht abgeneigt, der D. selbst sakramentale Bedeutung zuzuschreiben; diese Ansicht konnte jedoch nicht durchdringen, so daß bei den Protestanten die D. nichts anderes ist, als eine feierliche Einführung in das Amt. Höher steht die D. in der anglikanischen Kirche, die sich, obwohl mit Ungrund, der apostolischen Succession rühmt. Da aber auch hier der wesentliche Charakter eines Sakramentes fehlt, so ist auch die anglikanische D. in Wahrheit nur eine Form ohne Wesen (s. d. Art. anglikanische Kirche). — Ueber das Ganze vergl. den Artikel Priesterthum.

H.

Ordnung heißt im Allgemeinen die Gesetzmäßigkeit in der Zusammenstellung oder Aufeinanderfolge gewisser Dinge. So versteht man darunter z. B. 1) in wissenschaftlichen Systemen eine der Hauptabtheilungen, die gewöhnlich

unter eine Classe gestellt ist und Gattungen unter sich hat; in den naturhistorischen Systemen z. B. ist sie die oberste Unterabtheilung der Classen. 2) In der schönen Kunst entspricht D. der Deutlichkeit und Korrektheit, darf aber weder in Eönsörmigkeit, noch in leere Regelmäßigkeit ausarten. In der Baukunst insbesondere ist D. die Stellung aller Theile an der Außenseite nach gewissen Regeln, neben und über einander, wodurch die Uebersicht des Ganzen erleichtert und ein angenehmer Eindruck hervorgebracht wird, mithin so viel wie Regelmäßigkeit. D. in einen architektonischen Theilverband bringen, bezieht sich auf Wahl und Folge dieser Theile. Die Theilfolge muß natürlich seyn und sich nach ihrer gegenseitigen Abhängigkeit selbst verantworten, mithin muß jeder Theil vollendet seyn, mag er vereinzelt, oder im Zusammenhange vorgetragen werden. Ein solcher vollendeter Theilverband begründet die Formensöönheit des Bauwerks und wird konstruktionsmäßig genannt. (Vergl. in besonderer Beziehung den Art. Säulen-D.) — 3) In der Rechtswissenschaft heißt D. (ordinatio) ein umfassendes Gesetz über die Organisation einer Behörde und der bei ihren Geschäften zu beobachtenden Formen. So gibt es Gerichts-, Prozeß-, Appellations-, Gemeinde-, Kirchen- und Polizei-Den. — 4) In der militärischen Taktik die Aufstellung aller einzelnen Theile der Streitmacht so neben und hinter einander, wie solche nach den Gesetzen der Stellung stattfinden muß. Ist dieß der Fall, so sagt man, die Truppen stehen in geschlossenem D.; ist diese D. im Sinne des Tirailleursystems aufgelöst, so daß sie den darüber bestehenden Regeln folget, dann nennt man diese Aufstellung die zerstreute oder aufgelöste D.

Ordnungsstrafen s. Disciplinarstrafen.

Ordonanz, im Allgemeinen eine militärische Vorschrift, oder eine solche in Beziehung auf einzelne Zweige des Dienstes. — Dann heißt D. auch ein gemeiner Soldat, Unteroffizier oder Offizier, der einer Militärcharge entweder zur Besorgung dienstlicher Geschäfte, namentlich zur Verschickung, oder zur Ehrenbezeugung beigegeben ist. Diese Den begleiten denjenigen, welchem sie zugetheilt sind, während der Dauer ihres Dienstes und werden theils mit schriftlichen, theils mit mündlichen Befehlen versendet, welche letzte Bestimmung vorzüglich für Offiziere gilt, welche commandirenden Generalen zugetheilt sind (D.-Offiziere). — In Beziehung auf den militärischen Anzug bedeutet D. die Beobachtung jener Vorschriften, welche über Stoff, Form, Schnitt, Farbe und etwaige Abzeichen bestehen. Sind diese Vorschriften in allen ihren Einzelheiten pünktlich eingehalten, so wird ein solcher Anzug ordonanzmäßig, im entgegengesetzten Falle ordonanzwidrig genannt.

Ordonanzen heißen in der französischen Rechtssprache öffentlich bekanntgemachte Willenserklärungen des Regenten, die sich auf die Ausübung der ihm zustehenden Hoheitsrechte beziehen. In der früheren Zeit wurden durch D. von den Königen Rechte und Privilegien ertheilt, die Verfassungen der Städte u. anderer Corporationen befestigt. Durch D. verfügte der König über die Staatsämter u. Würden, sanctionirte und publizirte die verfassungsmäßig zu Stande gekommenen Gesetze, und durch D. traf er die erforderlichen Anstalten zu deren Ausübung, sowie zur Aufrechthaltung der Staatsverfassung. Man unterscheidet überhaupt die D. im weitern Sinne als eigentliche D., welche alle Gegenstände des öffentlichen Rechts, u. als Edikte, welche das Finanzwesen, als Deklarationen, offene Briefe (*lettres patentes*) u. Reglements, welche die Erläuterung, Bestätigung u. Anwendung der Gesetze zum Gegenstande hatten; doch es besaßen diese sammtlichen Erlassse oder D. die Eigenschaft von Gesetzen, weil die Könige nach dem Prinzip „*Si veut le roi, si veut la loi*“ faktisch doch das Recht der Gesetzgebung ausschließlich übten. Verweigerte das Parlament die Einregistrierung und somit die Publikation eines Erlasses, so erschien gewöhnlich ein offener Brief, welcher den Provinzialbeamten die Publikation und den Staats-Angehörigen die Beobachtung der D. befahl und also der Sache Rechtskraft verlieh. Die D. im engern Sinne waren, wie die Edikte und Deklarationen, vom Könige unterzeichnet, von einem

Staatssekretär contrasignirt, mit dem großen Siegel beurkundet und vom Siegelbewahrer visirt. Wie die Edikte, waren die D. gewöhnlich nur vom Monate des laufenden Jahres datirt und schlossen mit den Worten „Car tel est notre plaisir“. — Die Bücher, in welchen die D. bei dem Parlamente von Paris registrirt wurden, *Registres*, haben sich vom J. 1252 an erhalten. Unter den Sammlungen derselben ist die von Guill. du Brueil 1830 verfaßte und von Dumoulin herausgegebene die älteste. Auf Befehl Ludwigs XIV. wurde eine Sammlung aller D., welche die Könige der dritten Dynastie erlassen, veranstaltet. Der erste Band dieser wichtigen Sammlung kam 1723 zu Stande; sie zählt gegenwärtig 20 Folianten, welche die D. von 1051—1497 enthalten, und ist unter dem Titel bekannt: *Collection du Louvre*. Eine sehr vorzügliche Arbeit ist die unter dem Namen *Recueil général des O. anciennes, depuis l'an 1420 jusqu'à la révolution de 1789*, Paris 1822—29, v. Jourdan, Decrussy u. Isambert veranstaltete Sammlung. — Seit Einführung der constitutionellen Charte haben die D. in Frankreich, wie in allen constitutionellen Staaten, einen wesentlich andern Charakter erhalten. Während die Gesetze selbst nur unter Mitwirkung der Kammern gegeben werden, erläßt der König nach dem 13. Art. der Charte zwar auch D., die jedoch als die Ausflüsse der Regierungsgewalt nur die Ausführung und Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung bezwecken und die Gesetze selbst weder verändern, noch aufheben dürfen. Die eigenmächtige Auslegung jenes 13. Art. durch die Minister Karls X. führte den Sturz der alten Dynastie u. die Julirevolution von 1830 herbei. In bestimmten Streitfällen erläßt auch der franz. Staatsrath D.; sie haben ebenfalls nicht den Charakter von Gesetzen, sind vielmehr Entscheidungen und Urtheile (*jugements, arrêts*). Den Namen von D. führen endlich die Entscheidungen, welche die französischen Criminal-Gerichte auf den Vortrag des Instruktionsrichters abgeben. „*Ordonnances de nonlieu à suivre*“ heißen sie, wenn die gerichtliche Verfolgung des Angeschuldigten nicht fortgesetzt wird; „*Ordonnances de mise en prévention*“, wenn der Angeschuldigte vor ein einfaches Polizeigericht; „*Ordonnances de prise de corps*“, wenn er vor die Anklagekammer selbst gestellt werden soll. Außerdem nennt man „*Ordonnance du juge*“ jeden Erlaß oder Bescheid, welchen der Richter im Namen des Gesetzes gibt, und „*Ordonnance d'acquiescement*“ ist der Befehl, den der Präsident einer Assise, ohne vorherige Berathschlagung mit den übrigen Richtern, erläßt, wenn die Geschworenen einen, dem Angeklagten günstigen, Ausspruch gethan haben, wodurch die Freisprechung verkündet und die augenblickliche Freisprechung des Angeklagten befohlen wird.

Dreaden, s. Nymphen.

Dregon- oder **Dregan-**Gebiet ist das große Landgebiet in Nordamerika, westlich von dem Rocky- oder Felsengebirge, bis zum großen Ocean. Es umfaßt das Flußgebiet des Columbia- oder D.-Flusses. Dasselbe hatten früher theils die Spanier, theils die Franzosen. Diesen kauften die nordamerikanischen Freistaaten das ihnen gehörige Gebiet Astoria ab, und 1819 trat Spanien durch Vertrag (Florida-Traktat) alles Land an die Vereinigten Staaten ab, worüber es an der Nordwestküste, nördlich vom 42. Breitengrade, verfügen konnte. Die nördliche Gränze dieses Gebiets wird jetzt den Vereinigten Staaten von den Engländern bestritten, und von diesen das Anerbieten der Nordamerikaner, die dortige Gränze auf dem 49. Breitengrade festzustellen, zurückgewiesen. Im Jahre 1811 gründeten nordamerikanische Bürger südlich vom Columbia- oder D.-Flusse, in der Nähe der Mündung desselben, die Niederlassung Astoria. Diese nahmen die Engländer im Kriege mit den nordamerikanischen Freistaaten 1812 (1813, 1. Dezember) weg, gaben sie jedoch durch den Vertrag zu Gent 1814 und durch eine besondere Zurückgabe-Akte 1818, 6. October, wieder zurück. Die Spanier gaben 1795 den Besitz des Kootka-Sundes freiwillig auf. — Südlich stößt dieses große Landgebiet an den mexikanischen Freistaat und gegen Osten an Missouri und die Distrikte Osage, Osark, Siour und Mandan. Es wird nur von Indianern, z. B. den Flachköpfen u. den Schlangen-Indianern, bewohnt und von Pelzhändlern durchzogen. Entdeckungen

machten an dieser Küste Perez (1774 den Nootta-Sund), Quabra (1775), Coot (1778 ebd.), Vancouver (1792). Im Jahre 1789 erforschte der nordamerikanische Capitän Robert Gray zuerst die Ostküste der Königin-Charlotte-Insel, 1791 viele der Eingänge und Durchgänge zwischen dem 54. u. 56. Grade der Breite; 1792 entdeckte er den Bulsnichs-Hafen; 1792, 11. Mai, fand er die Mündung des Columbia-Flusses, dessen Quellen im Norden des Gebiets auf den Felsengebirgen liegen und dessen Nebenflüsse sich vom 42. bis 53. Breitengrade erstrecken. Im Jahre 1804 sendete die nordamerikanische Regierung zwei Männer, Meriwether Lewis und William Clarke zur Erforschung des Missouri und dessen Haupt-Arme aus, u. um dann einen Fluß, „entweder den Columbia, Oregon oder Colorado, oder irgend einen andern, der die direkteste und fahrbarste Wasser-Communication quer über den Continent zum Behufe des Handels darbieten möge,“ zu suchen. Diese Männer überschritten das Felsengebirge, und 1805 im Sommer erreichten sie die oberen Gewässer des Columbia. Nachdem sie viele der Ströme, welche sich in denselben ergießen, überschritten hatten, erreichten sie in der Breite von 43° 34' den Kooskooskee, fuhren denselben bis zum hauptsächlichsten südlichen Arm, welchen sie Lewis's-Fluß nannten, hinab, folgten demselben bis zu seinem Zusammenflusse mit dem großen nördlichen Arm, den sie Clarke's-River nannten, und fuhren dann bis an die Mündung des Flusses hinab, wo sie landeten und an der Nordseite vom Cap Disappointment ein Lager aufschlugen, in dem sie überwinterten. Im folgenden Frühjahr traten sie die Rückreise an und setzten ihre Erforschungen stromaufwärts fort, indem sie seine verschiedenen Arme sich bemerkten und einige der vorzüglichsten weiter verfolgten, und kamen endlich im September 1806, nach einer Abwesenheit von zwei Jahren und vier Monaten, in St. Louis an. Dadurch war einer der größten Flüsse dieser Küste entdeckt. Darauf gründeten nordamerikanische Bürger 1809 u. 1810 am Columbia-Flusse Niederlassungen, nachdem sie zu einer Gesellschaft sich vereinigt hatten. An der Spitze stand der Kaufmann John Jakob Astor aus New-York. Im Beginne des Jahres 1811 gründeten sie die erste Niederlassung an der Südseite des Flusses, einige Meilen oberhalb des Point-George, wo sie im Juni von Herrn Thompson, einem Landmesser und Astronom der britischen Nordwest-Company, und dessen Begleitern besucht wurden. Von hier aus gründete die nordamerikanische Compagnie zwei Niederlassungen den Fluß aufwärts: eine am Zusammenflusse des Okenega mit dem nördlichen Arme des Columbia, ungefähr 600 (engl.) Meilen oberhalb seiner Mündung; die andere am Spokan, einem Strome, der einige 50 (engl.) Meilen weiter aufwärts noch in den nördlichen Columbia-Arm mündet. In dem bald ausbrechenden Kriege der Engländer mit den Nordamerikanern gingen diese Niederlassungen in den Besitz Großbritanniens über, wurden aber durch den erwähnten Vertrag 1818 wieder zurückgegeben. Im Jahre 1811 besuchte auch der erwähnte Astronom Thompson die nördlichen oberen Gewässer, bis zu ihrer Vereinigung mit den früher durch Lewis u. Clarke entdeckten Flüssen folgend. Von jener Zeit an breitete sich die britische Nordwestcompagnie im ganzen Oregon-Gebiete in ihrem Pelzhandel mit den Indiern aus. Uebrigens ist dieses Landgebiet noch sehr wenig bekannt. Das Besitzrecht der Nordamerikaner gründet sich auf das frühere der Spanier, und deshalb behaupten jene das ganze Land zwischen dem 42° u. 54° 40' n. Br. Die Verhandlungen in diesem Streit gibt die Schrift: das Oregon-Gebiet; „der Rechtstitel der Vereinigten Staaten klar und unbestreitbar.“ Offizielle Correspondenz des brit. bevollmächtigten Ministers in Washington u. des Staats-Sekretärs der Vereinigten Staaten. Uebersetzung: Bremen 1846. „Das Gebiet O.“, in Sommers Taschenbuch zur Verdeutschung geogr. Kenntnisse (nach Duflot de Mofra's Exploration du territoire de l'O. etc.), Prag 1846; Dünn, History of the O. territory, 2. Aufl., Lond. 1846.

Drel, 1) ein Gouvernement im europäischen Rußland, zwischen den Gouv. Kaluga u. Tula nördlich, Tambow nordöstlich, Woroneß östlich, Kursk südlich, Tschernigow u. Smolensk westlich, mit 812 □ M. u. 1,450,000 Einw. Das

Land ist eben u. fruchtbar; besonders ist es im Osten, u. insbesondere die Kreise Briansk, Karatschew u. Trubtschewsk, sehr holzreich. Die bedeut. Flüsse sind: der Desna, Nebenfluß des Dnipr, mit den Zuflüssen Botra, Rawlia, Nerusa; im Innern fließt die Oka, Nebenfluß der Wolga, mit den Zuflüssen Drlik u. Nerutscha, im Osten der Don, der die Sosna aufnimmt. Vieh- u. Pferdezuucht u. Ackerbau sind Haupterwerbszweige, und die Produkte: Getreide, Hafer, Gerste, Hanf, Honig, Wachs, Holz, Rindvieh, Pferde. Die gewerbliche Thätigkeit betreibt Eisenwerke, Branntweinbrennereien, Gerbereien, Pichtzlehereien, Seifensiedereien, Theerbrennereien. Ingetheilt ist das Gouvernement in die 12 Kreise: Volkhow, Briansk, Dmitrowsk, Selez, Karatschew, Kromy, Livny, Malo-Arthangel'sk, Mzensk, Drel, Siemsk u. Trubtschewsk. — 2) D., Hauptstadt des Gouvernements, an der Oka, in welche hier die Drlika mündet, mit 33,000 Einw., ist Sitz eines Bischofs, hat ein Priester-Seminar, Gymnasium, Cadetten-Schule, Gerbereien, Leinwebereien, Hansbau, Handel mit Getreide, Hanf, Seife, Butter, Vieh, Leder, Wachs u. Honig.

Drenburg, 1) ein, theils im europäischen, theils im asiatischen Rußland gelegenes Gouvernement, mit 5,595 □ M. u. 1,750,000 Einw., gränzt nördlich an die Gouvernements Wiäika u. Perm, nordöstlich an Tobolsk, östlich an das Kirgisienland, südlich an die Gouvernements Astrachan, Saratow, Simbirsk u. Kasan und an das schwarze Meer. Das Land ist durch den Ural gebirgig, im Süden eine baumlose Steppe, jenseits des Gebirges eben, mit vielen Sümpfen u. Seen. Die bedeutendsten Flüsse sind: der Tobel u. Ubuga, der Uj u. Mijas, die Nebenflüsse des Ural; die Zuflüsse der Wolga: die Samara, Kama mit der Belaja, Ufa, Diorna u. Tanip, Ik u. Zai. Der Ural entspringt im Süden des gleichnamigen Gebirges und nimmt in seinem Laufe den Ur, Sakmara u. Ilek auf. Das Land ist sehr fruchtbar, voll Wald u. weidereich. Das Gebirge hat reichhaltige Goldminen, Kupfer, Eisen, Salz; andere Produkte sind: Getreide, Mais, Buchweizen, Tabak, Honig, Wachs u. c. c. Beträchtlich ist die Vieh- und Pferdezuucht. Die bedeutende Fischerei gewährt Fische, Caviar, Hausenblase. Zum Schutze gegen die Kirghisen ist seit 1734 die sogenannte Drenburger-Linie von kleinen Forts, in einer Entfernung von je drei Meilen, errichtet. Dieselbe beginnt von Jlekkaia-Krepost bis an den Tobol, und von Jlekkaia-Krepost bis Gurjew erstreckt sich die Linie der Ural-Kosaken. Die Einwohner sind Groß- und Klein-Russen, Kosaken, Tataren, Baschkiren, Leptiari, Metcheriaten, Tschumachen, Tscheremissen, Morbuinen, Armenier. Der Handelsverkehr mit den inneren asiatischen Ländern ist besonders von Drenburg und Troitsk durch Karavane lebhaft. 2) Gleichnamige Hauptstadt des Gouv., in einer weiten Ebene am Ural, mit 10,000 Einw., hat mehre Kirchen, darunter eine schöne Kathedrale, Hospital, großen Kaufhof für den Handel mit den inneren asiatischen Karavane und eine muhamedanische Schule.

Drenoco, s. Drinoco.

Drestes, Sohn des Agamemnon und der Klytämnestra (vgl. diesen letzteren Artikel).

Drestheus, 1) Sohn des Lykaon, war nach Pausanias Erbauer der Stadt Dresthasion. — 2) D., ein Sohn des Deukalion, von dem Pausanias erzählt, daß sein Hund, anstatt eines Jungen, ein Stück Holz zur Welt gebracht habe, das nun vergraben wurde, woraus sofort ein Weinstock erwuchs, dessen Schößlinge (ὄζοι) den ozolischen Lokern den Beinamen gaben.

Drfila, Matthias Joseph Bonaventura, Professor der medizinischen Chemie und der gerichtlichen Medizin in Paris, geboren den 24. April 1787 zu Mahon auf Minorca, Sohn eines Kaufmanns, besuchte die Schulen seiner Vaterstadt, machte 1801 eine Reise nach Aegypten und Italien, studirte seit 1804 die Heilkunde in Valencia und später in Barcelona, ging 1807 nach Madrid, im selben Jahre aber noch nach Paris, woselbst er seine Studien fortsetzte und 1811 zum Med. Dr. promovirt wurde. Er hielt nun Vorlesungen über Chemie, Physik,

Botanik und gerichtliche Medicin, wurde 1818 als Franzose naturalisirt u. 1819 zum Professor der gerichtlichen Arzneikunde und Toxicologie ernannt; 1822 dispensirt, wurde er 1823 wieder angestellt als Professor der medizinischen Chemie und der gerichtlichen Arzneikunde; seit 1831 ist er beständiger Dekan der medizinischen Fakultät. D. hat sich ausgebreiteten Ruhm erworben durch seine Leistungen im Bereiche der gerichtlichen Arzneikunde und insbesondere der Toxicologie. Seine wichtigsten Schriften sind: „*Traité des poisons*“ 4 Bde. Paris 1814. 3. Aufl. 1829, wurde wiederholt ins Deutsche, Englische u. Italienische übersetzt. — „*Elémens de Chimie médicale*.“ 2 Bde. Paris 1817. 6. Aufl. 1835. Nachgedruckt wiederholt in Brüssel, übersetzt ins Deutsche, Englische, Italienische und Holländische. — „*Leçons de médecine légale*“ 3 Bde. Paris 1823. 3. Aufl. 1836 übersetzt ins Deutsche u. Italienische. — „*Secours à donner aux personnes empoisonnées ou asphyxiées*.“ Paris 1818. 5. Aufl. 1830, erschien auch in Brüssel als Nachdruck und in Uebersetzung: 4 mal deutsch, 3 mal italienisch, 2 mal englisch, auch dänisch, portugiesisch, arabisch und spanisch. E. Buchner.

Organ bezeichnet soviel als Werkzeug; besonders ein, künstlich für einen Zweck und diesem angemessen zusammengesetztes, und ist daher vorzugsweise von lebenden Körpern im Gebrauche. So spricht man von Sinnes=D., Verdauungs=D., dem D. der Seele u. c. u. Als Organe des Gehirns bezeichnete Gall einzelne Unterschiede der Gehirnbildung, die wesentlich jedoch nur in einer relativ stärkeren Entwicklung, oder einem relativ stärkeren räumlichen Hervortreten einzelner Gehirnthteile auf der Gehirnoberfläche bestehen und nach Gall der Sitz (die Organe) der verschiedenen Seelenvermögen sind. — **Organismus** nennt man im Allgemeinen ein in sich geschlossenes Ganzes, das aus eigener innerer Kraft sich bewegt und dessen einzelne Theile alle zum Zwecke des Ganzen in Uebereinstimmung stehen. So nennt man Welt=Organismus das Ganze eines Sonnensystems, das man als zusammengesetzt aus einem Centralkörper und aus mehreren peripherischen Körpern betrachtet; man spricht von einem Erd=D., insofern man den Erd=Planeten als ein Ganzes für sich, relativ unabhängig von der Sonne, ein Besonderleben in sich tragend und als solches durchführend ansieht. Im übertragenen Sinne nennt man dann auch die Vereinigung eines Volkes zu einem zweckmäßigen Beisammenleben einen Staats=D.; insofern die Theile desselben sich zu einem Ganzen vereinigen, das seine eigene innere Kraft zu einem bestimmten Zwecke anwendet. — Im engern und eigentlichen Sinne versteht man aber unter D. bloß ein auf der Erde sich darstellendes Einzelwesen, das von dem allgemeinen Erdenleben sich trennt, in einer eigenthümlichen Form und mit eigenthümlichen Lebensäußerungen oder Funktionen sich darstellt u. sonach sein besonderes Leben als ein in sich geschlossenes Ganzes zeitlich und räumlich offenbart. Der Urbestandtheil aller D.e ist die Zelle, welche daher als Urorganismus, als einfacher D. erscheint. Durch die Vermehrung der Zellen wird die Masse vermehrt und entstehen die zusammengesetzten D.e, in denen erst eigentlich Organisation stattfindet. Alle zusammengesetzten D.e zerfallen in zwei Classen: Pflanzenorganismen u. Thierorganismen, welche als belebt erscheinen und zusammen das organische Naturreich bilden, welchem das leblose, unorganische Naturreich, das Steinreich, gegenübersteht. E. Buchner.

Organische Ueberreste, s. Urwelt.

Orgel ist ein musikalisches Instrument, dessen Töne durch Tasten=Anschlag und Pfeifen entstehen, in welche der Wind durch Blasbälge vermittelt der Windlade einbringt. Die D. ist zusammengesetzt aus den Pfeifen, deren Länge durch die Höhe und Tiefe des Tones bestimmt wird; aus den Registern oder Zügen, dem Manual, Pedal, Blasbälgen und dem Windbehältniß (Windlade). Ihr größter Umfang der Töne beträgt $8\frac{1}{2}$ Octaven und sie ist das größte, kunstreichste, ergreifendste aller Wind=Instrumente, in der Wirkung das großartigste, gleichsam der Inbegriff aller Instrumente. Auf der D. hat der Contrapunkt (s. b.) seine eigentliche Heimath, und die poetisch=musikalische Dithyrambe findet hier

ihr Gebiet zur Darstellung. Anfangs begnügte indeß die *D.* sich, die Stimme, wie solche geschrieben war, zu unterstützen, ohne in harmonischer Hinsicht Etwas beizufügen; sie schwieg beim Pausiren des Basses u. beallete alsdann nur den Tenor u. den Alt mit der linken Hand. In ihrer vollen Wirksamkeit aber erdrückt sie gleichsam die Menschenstimme und alle Harmonie derselben. Daher ist für sie am besten eine unisone Masse geeignet, um, wie man sagt, von ihr aufgenommen, mit ihrer gewaltigen Harmoniefülle emporzusteigen. — Der Ursprung der *D.* ist füglich von der Wasser-*D.* der Alten (griech. *hydraulos*) abzuleiten. In England soll schon eine *D.* 640 beim Gottesdienste gebraucht seyn; nach Anderen hat sie Papst Vitalianus, gestorben 669 oder 671, in Italien eingeführt, und der gewöhnlichsten Angabe zufolge ist die älteste *D.* diejenige, welche Kaiser Konstantin 742 oder 757 dem Könige Pipin, Vater Karls des Großen, sandte, oder nach einer andern Version, die Karl der Große aus Bagdad, woselbst ein christlicher Ritter unter der Regierung Harun al Raschid's sie verfertigt hatte, erhielt u. die in der Kirche Sainte Corneille zu Compiègne aufgestellt wurde. Die Einführung der *D.* durch Vitalianus wird mit Grund bezweifelt, indem, wenn Platina in der Lebensbeschreibung der römischen Päpste von ihm sagt: „*cantum ordinavit adhibitis ad consonantiam, ut quidem volunt, organis*“ unter *organa* — im Fall die Thatsache, daß er sich derselben zur Consonanz des Gesanges bedient habe, überhaupt wahr wäre, nur Instrumente, nicht *D.*n zu verstehen seien, welche den Gesang consonirend, d. i. im Unisono oder in der Octave, begleiteten. Dagegen soll Gregorius, ein venetianischer Priester, die erste *D.* in Europa 822 verfertigt haben und ihm vom Ludwig dem Frommen 826 der Auftrag ertheilt seyn, eine dergleichen für die Kirche in Aachen zu bauen. Doch ist es wahrscheinlicher, daß die erste, der unsrigen ähnliche, *D.* auf Veranlassung des venetianischen Nobile Marino Sanuto, genannt Torcellus, von einem deutschen Künstler 1312 verfertigt sei. Den Beinamen Torcellus erhielt Jener, weil die Wind-*D.*n im Italienischen *torcelli* genannt wurden. Der Bau war aber äußerst plump, und die einen halben Schuh breiten, merkllich von einander gesonderten Tasten mußten mit den Fäusten oder mit den Ellenbogen niedergedrückt (die *D.* geschlagen) werden. Als ältester *D.*-Virtuose wird Antonio Squarcialupo um das Jahr 1430 genannt, denn an die Virtuosität des Franc. Landino 1360 ist kaum zu glauben. Bernhard, mit dem Zunamen der Deutsche, in Venedig, ein Zeitgenosse des ersteren, erhöhte das Manual um eine Octave, und begleitete den Gesang der Stimmen mit verdoppelten Bässen. Das Pedal erfand er 1470. Die Verbesserungen häuften sich und die *D.* ging ihrer Vollkommenheit entgegen, als Christian Förner, *D.*-Bauer in Wettin bei Halle, 1677 die Windwage oder Windprobe erfand, wodurch ein völlig gleicher Winddruck bei allen Bässen erwirkt wurde. Das Schwellen des Tons suchte der Franzose Grenié 1811 durch eine besondere Vorrichtung bei der von ihm erfundenen *orgue expressivo* hervorzubringen, welche ihm aber bestritten wurde, indem Friedr. Kaufmann um 1808 — 1810 seine Erfindung dieserhalb bereits eingeführt hatte. Allein schon früher war zu gleichem Zwecke vom Abbé Vogler, gestorben 1814, der Wind- und Progressions-Schweller erfunden. Zur Vermehrung des Umfangs der *D.* in den höheren Tönen trug endlich und besonders die Anwendung der, aus einer Mischung von Blei und Zink verfertigten, von Piantanida erfundenen, Pfeifen bei, indem auf diese Weise die Quarte über der achten vollständigen Octave erreicht und die Musik um fünf Töne bereichert wurde. Die größte *D.* der Welt soll die in Harlem seyn; sie hat 60 Register mit 8000 Pfeifen, deren einige 38 Fuß Höhe und 60 Zoll im Durchmesser haben. Sonst ist die *D.* in der Peterskirche zu Rom, mit 100 Stimmen, für die größte gehalten worden. Vgl. Sponfel, *D.*-Historie, Nürnberg, 1771; W. Schneider, Beschreibung der musik. Instrumente u. s. w.

Orgelgeschütz, eine Erfindung des Jahres 1500, nannte man ehemals mehre mit einander verbundene und auf einem, auf einem Fuße liegenden beweglichen Breite befestigte Flintenläufe, deren Zündlöcher so gestellt waren, daß

ein und dasselbe Zeitfeuer alle zugleich anfeuerte. Solche Geschütze sind längst aufgegeben.

Orgien (griech. *ὄργια*) waren ursprünglich Verrichtungen beim heidnischen Gottesdienste, die bei dem Cultus der einzelnen Götter verschieden waren u. von diesen gewissen Auserwählten als Geheimnisse mitgetheilt wurden. Im späteren Sprachgebrauche wurde das Wort vorzüglich auf solche heilige Verrichtungen angewendet, bei denen Weihen Statt finden, die den Menschen reinigen und ihm, bald hier, bald nach dem Tode, ein besseres Loos zusichern, als den nicht auf diese Weise Geweihten. Die berühmtesten dieser Weihen waren die der Demeter u. Persephone. In dieser Hinsicht fallen mit den O. die Mysterien zusammen. Die Dionysischen O. wurden an vielen Orten gefeiert, wobei besondere, durch Genuß des Weins und durch Tanz hervorgerufene, Fröhlichkeit herrschte. Diese wurde oft zur Ausgelassenheit, und deshalb heißen O. in übertragener Bedeutung: wilde Trinkgelage, bei denen es auch an anderen Ausschweifungen nicht fehlt.

Driani, Barnabé, einer der ausgezeichnetsten Astronomen Italiens, geb. 1752 zu Garignano bei Mailand, machte sich schon frühe durch die Gründlichkeit seiner Forschungen und die Genauigkeit seiner Beobachtungen einen bedeutenden Namen. Im Jahre 1786 sandte ihn die Regierung nach London, um für die Sternwarte in Mailand einige astronomische Instrumente, namentlich einen Mauer-Quadranten von Ramsden, fertigen zu lassen, u. diese Sendung gab Veranlassung zu seiner Bekanntschaft mit Herschel (s. d.), mit dem er in fortgesetztem Briefwechsel blieb. Nach Italien zurückgekehrt, nahm er an der Messung eines Meridianbogens, sowie, nebst Reggio und de Cesaris, an der Vermessung der Lombardei zur Verfertigung einer Karte Theil. Zu seinen astronomischen Verdiensten gehört vorzüglich, daß er als einer der Ersten die Bahn des Uranus bestimmte und die von Piazzi 1801 entdeckte Ceres, die dieser für einen Kometen hielt, durch Berechnung der Elemente ihrer Bahn als Planeten nachwies. Er starb 1832 zu Mailand, indem er sein nicht unbedeutendes Vermögen zu wissenschaftlichen Zwecken hinterließ. Schriften: *Tafeln des Uranus*, 1783; *Theoria planetarum Mercurii*, 1798; — *Trigonometria sphaerica*, Bologna 1806 (ein classisches Werk); — verschiedene Abhandlungen, die einen Schatz trefflicher Regeln, Bemerkungen und Beispiele für die praktische Astronomie enthalten.

Dribasius, berühmter Arzt, geboren 326 n. Chr. zu Pergamus, von vornehmen Eltern, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung und erlernte die Heilkunde in Alexandrien. Von Julian dem Abtrünnigen wurde er als Leibarzt mit nach Gallien genommen und vorbereitete hier die große Sammlung medizinischer Schriften, welche er auf Julians Befehl verfertigte und während der Regierung desselben vollendete. Nach Julians Tode wurde D. in die Verbannung zu den Barbaren geschickt, bei denen er sich großen Ruhm erwarb, von Valens und Valentinian aber an den Hof zurückgerufen, wo er in ehrenvollem Wirkungskreise 403 n. Chr. starb. — D. hat sich das größte Verdienst erworben durch sein aus 72 Büchern bestehendes Werk: „*συναγωγαι*,“ in welchem er das Werthvollste aus den Schriften Galen's und mehrerer anderer griechischen Aerzte zusammenstellte und hiedurch einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß des damaligen und früheren Zustandes der Medizin gab. Eine vollständige Handschrift befindet sich in Pesth; ein großer Theil des Werkes ist auch in verschiedenen einzelnen Abtheilungen gedruckt. D. selbst fertigte einen Auszug in 9 Büchern für seinen Sohn Eustathius. Drei eigene Schriften des D. sind verloren gegangen. E. Buchner.

Orient bedeutet eigentlich jene Himmelsgegend, wo die Sonne aufzugehen scheint. Ferner bezeichnet man mit diesem Namen die, den Europäern gegen Morgen gelegenen Länder (im Gegensatz zum Occident oder Abendland), wohin namentlich die Türkei u. die noch weiter östlich gelegenen Länder gerechnet werden. Großer O. (*grand orient*) nennen die Franzosen die ostasiatischen Länder, während die westasiatischen bei ihnen Levante (s. d.) heißen.

Orientalische Frage heißt in der gegenwärtigen Politik das Problem über die Verhältnisse, die Entwicklung der Krisis, die inneren Zerrwürfnisse und besonders das Fortbestehen des osmanischen Reiches (s. d.) und der damit verbundenen oder verbunden gewesenenen Länder, namentlich also: der Moldau und Walachei, Serbiens, Griechenlands, Montenegro's, der Kaukasusländer, Aegyptens und der Barbarenstaaten, in soweit die europäischen Großmächte dabei theilhaftig sind. Im Jahre 1840 hätte die o. F. beinahe einen europäischen Krieg hervorgerufen.

Orientalisches Kaiserthum. Bei der Theilung des Reiches durch Theodosius umfaßte das orientalische oder oströmische Kaiserreich, neben dem ganzen Orient, in Afrika: Aegypten und Cyrene, in Europa den größten Theil der jetztigen Türkei nebst Griechenland, daher auch griechisches Kaiserreich genannt; die Hauptstadt war Konstantinopel, auch Neu-Rom genannt. — Arkadius, der ältere Sohn des Theodosius, dem das orientalische Kaiserthum zugefallen war, wurde Anfangs von seinem Minister Rufinus und, nachdem dieser auf Stilicho's Anstiften durch den Gothen Gainas ermordet war, durch seine Gemahlin Eudoria und den Eunuchen Eutropius beherrscht. Nach seinem Tode (408) führte für seinen minderjährigen Sohn Theodosius II. dessen Schwester Pulcheria die Regierung. Herrschaft der Weiber und der Verschnittenen, die man aus dem Oriente übernommen hatte; unbefugte Einmischung in die religiösen Streitigkeiten; Verfolgungen bald der Sekten, bald der rechtgläubigen Kirche, während den äußeren Feinden meist nur ein schwacher Widerstand entgegengesetzt wurde (schon Theodosius verstand sich zu einem Tribute an Attila): alle diese Grundübel des byzantinischen Reiches, welche in immer gesteigertem Maße den traurigen Inhalt der langen Geschichte desselben ausmachen, sehen wir schon unter Theodosius hervortreten. Er starb 450, ohne zu einer selbstständigen Regierung gelangt zu seyn. Pulcheria, die jetzt als regierende Kaiserin anerkannt wurde, heirathete den Feldherrn Marcian, unter dem das wichtige Concilium zu Chalcedon, das vierte allgemeine, abgehalten wurde. Nach Marcians Tode wurde Leo I. zum Kaiser gewählt und feierlich vom Patriarchen gesalbt und gekrönt. Seine große Unternehmung gegen die Vandalen in Afrika, in Verbindung mit dem weströmischen Kaiser Anthemius, verunglückte. Ihm folgte Leo II., sein Enkel und nach dessen bald erfolgtem Tode Zeno, der Vater und Mitregent des vorigen, der, durch eine Empörung aus Konstantinopel vertrieben, mit Waffengewalt zurückkehrte und durch Grausamkeit und Strenge seine Herrschaft befestigte. Sein Wille erhob den Anastasius auf den Thron; diesem folgte der tapfere Präsektus Prätorio Justinus, der sich vom Schweinhirten zur ersten Stelle des Reiches emporgeschwungen hatte. Justinus nahm den Justinian I. zu seinem Mitregenten an, unter dessen langer Regierung (527—565) das Reich seine glänzendste Periode erlebte, jedoch nicht so sehr durch das Verdienst des Kaisers, als der ausgezeichneten Männer, die ihm dienten. Nachdem er, mit den Persern wegen Gränzstreitigkeiten fast beständig bestehende, Krieg vorläufig beendet, die europäische Nordgränze gegen die Bulgaren und anderen Barbaren durch eine Reihe von Festungen gesichert war, wurde zuerst das vandalische Reich in Afrika durch Belisar, dann das ostgothische in Italien in einem 20jährigen, von Belisar begonnenen und von Narzes beendigten, Kriege zerstört und der größte Theil von Italien unter dem Namen des Exarchats zur Provinz des Reiches gemacht. Weniger glücklich endete der erneute Krieg gegen die Perser. Im Innern wurde das große Werk der Verbesserung des römischen Rechts und Sammlung der Rechtsquellen (s. corpus juris Rom.) durch Trebonian ausgeführt. Die Stadt Konstantinopel wurde mit den herrlichsten Bauwerken (Sophientirche) geschmückt; dem Heidenthume wurde sein letzter Anhaltspunkt durch Schließung der neuplatonischen Schule zu Athen genommen; die rechtgläubige Kirche gegen die Sekten kräftig geschützt, obwohl weder die Einmischung selbst, noch die von Justinian angewandten Mittel der Strenge zu loben sind. Auch sonst war die Regierung dieses Kaisers mehr glänzend, als wohlthuernd für das Innere; die Verwaltung

war drückend und schlecht; ein Aufstand unter den Parteien in der Hauptstadt konnte nur mit ungeheurem Blutvergießen unterdrückt werden. Unter seinem schwachen Nachfolger Justinus II. ging Oberitalien an die Longobarden verloren; die Avaren von Norden und die Perser von Osten drangen tiefer in die Gränzen des Reiches ein. Die beiden folgenden Kaiser, Tiberius (578 — 582) und Mauritius (593 — 602), gaben durch gute Verwaltung im Innern und kräftige Vertheidigung der Gränzen dem Reich wieder mehr Halt, bis eine Soldatenrevolution den Phokas auf den Thron brachte, den er durch unsinnige Grausamkeit entehrte. Den Thronwechsel benutzte Cosroes der Perserkönig zu einem Kriege, indem er sich zum Rächer des hingerichteten Mauritius aufwarf. Während dieser Feind das Land überzog, brach in den afrikanischen Legionen eine neue Empörung aus, die den Heraclius (610 — 642) auf den Thron brachte. Unthätig sah dieser Anfangs, vertieft in theologische Streitigkeiten, zu, wie die Perser eine Provinz nach der andern eroberten, Jerusalem plünderten, und ihre Fahnen Konstantinopel gegenüber aufpflanzten; dann erhob er sich, wie durch ein Wunder, erfocht eine glänzende Reihe von Siegen und zwang endlich den Feind zu einem ehrenvollen Frieden, zu dessen Bedingung auch die Zurückgabe des in Jerusalem geraubten heil. Kreuzes gehörte. Dann fiel er in seine alte Unthätigkeit zurück und sah ruhig den Eroberungen zu, welche gegen das Ende seiner Regierung die, für ihre neue Religion entflammten, Araber an der Südgränze des Reiches zu machen anfangen. Nach der kurzen Regierung seines Sohnes Konstantin III. folgte dessen Sohn Konstantin II. (642 — 668). Unter ihm eroberten die Araber Cypern, Rhodus und den größten Theil von Afrika. Er machte sich durch Grausamkeit allgemein verhaßt, verfolgte die Rechtgläubigen und wurde von einem Diener im Bade zu Syrakus ermordet. Unter seinem Sohne Konstantin III. (Pogonatus, der Bärtige 668 — 685) wurde sogar Konstantinopel sieben Jahre lange von den Arabern bedrängt und nur mit Hülfe des griechischen Feuers, welches, unter dem Wasser brennend, die Flotte der Araber zerstörte, gerettet. Sein Sohn und Nachfolger Justinian II. (685 — 694) wurde durch den Leontius; dieser nach vierjähriger Regierung durch den Tiberius Aspimar (698 — 703) entthront und verstümmelt. Dieser wurde wieder von dem, aus der Verbannung zurückkehrenden und mit Hülfe der Bulgaren in Konstantinopel eindringenden, Justinian gestürzt, der nach einigen Jahren (713) von seinem eigenen Sohne Philippikus Bardanes hingerichtet wurde. Es folgten nun von 713 — 716 schnell auf einander: Philippikus, Anastasius, Theodosius III., welche alle bald wieder gestürzt, verstümmelt oder ins Kloster geschickt wurden. Alle diese Kaiser waren mehr oder weniger an den religiösen Streitigkeiten theilhaftig, welche den Untergang der christlichen Kirche im Oriente vorbereiteten; das Genauere darüber ist in den einzelnen Regereien zu finden. Mit Leo dem Isaurier (716 — 741) beginnt die Reihe der bilderstürmenden Kaiser, welche noch empörender in das religiöse Gebiet eingriffen, indem sie die, als Götzendienst erklärte, Bilderverehrung mit Gewalt und furchtbarer Grausamkeit bedrängten. Der Verlust des Exarchats in Italien und der Oberherrlichkeit über Rom war eine mittelbare Folge dieses unsinnigen und frevelhaften Unternehmens. Konstantin V., Kopronymus von seinen Gegnern genannt, verfolgte die Pläne seines Vaters; ebenso, jedoch mit milderer Grausamkeit, sein schwächerer Sohn Leo IV., der Chazare zubenannt. Nach seinem Tode regierte seine Gemahlin, die ränkevolle Irene, zuerst im Namen ihres minderjährigen Sohnes Konstantin IV. Porphyrogenitus; dann, nachdem dieser, als er sich selbstständig zu machen suchte, von der eigenen Mutter geblendet und an den Folgen davon gestorben war, in ihrem eigenen Namen. Sie wußte die große Abneigung, welche die vorigen Kaiser durch die Verfolgung der Bilder sich zugezogen hatten, staatsklug zu benutzen, indem sie auf der zweiten Kirchenversammlung von Nicäa den kirchlichen Gebrauch der Bilder wieder herstellte. Ihr Plan, sich mit Karl dem Großen zu vermählen, wurde durch eine Revolution in Konstantinopel vereitelt, die sie in die Verbannung und den Nicephorus (802 — 811) auf den Thron brachte.

Dieser mußte von Harun al Raschid den Frieden durch einen Tribut von 30,000 Goldstücken erkaufen und fiel im Kampfe gegen die Bulgaren. Sein vom Heere zum Kaiser ausgerufenen Sohn Stauracius wich dem vom Senate ernannten Michael und ging in ein Kloster, wohin ihm bald Michael folgte, nachdem er eine Niederlage von den Bulgaren erlitten hatte. Sein Nachfolger, Leo V., der Armenier, war ein tapferer Feldherr und kräftiger Regent, nahm aber die Grundsätze der Bilderverfolger wieder auf, was, jedoch in gelinderer Weise, unter seinem Nachfolger Michael II. (820—829) u. Theophilus (829—842) auch der Fall war. Constantinopel litt in dieser Zeit sehr durch den Verlust Kreta's an die Araber und vergebens waren die Anstrengungen, es wieder zu erobern; während welcher die Araber auch des blosgestellten Siciliens, bis auf Syracus, sich bemächtigten. Unter der nichtswürdigen Regierung seines Sohnes Michael (842—867), der Anfangs unter Vormundschaft seiner Mutter Theodora stand, wurde durch die Gewaltthätigkeit des willkürlich schaltenden Bardas gegen den Patriarchen Ignatius u. die unrechtmäßige Erhebung des Photius der Grund zur förmlichen Klostrennung der griechischen Kirche gelegt. Mit seinem Nachfolger, Basilus dem Macedonier, beginnt das macedonische Kaiserhaus, welches sich bis 1057 auf dem Thron erhielt und eine Anzahl tüchtiger Kaiser geliefert hat. Basilus (867—886) regierte mild und kräftig, lebte einfach und kämpfte tapfer gegen die Sarazenen in Kleinasien. Sein Sohn, Leo VI., der Philosoph (886—912), war mehr gelehrt, als tüchtig zum Regieren. Nach der kurzen Regierung des Alexander folgte Konstantin VII. (913—959), der den Gelehrten auf den Thron spielte, aber unterdeß erst seinen Schwiegervater Romanus I. als Mitkaiser und dann seine Gemahlin Helena und seinen Sohn Romanus willkürlich schalten ließ. Romanus II. (959—963), dessen tapferer Feldherr Nicephorus Phokas mit Hülfe des griechischen Feuers Kreta wieder eroberte, war ein grausamer Wütherich. Er starb vergiftet, wahrscheinlich von seiner Gemahlin Theophano, die, um sich auf dem Throne zu behaupten, ihre Hand dem tapfern Nicephorus Phokas (963—969) gab, der den Sarazenen Syrien wieder entriß, aber von dem Johann Tzimiskes, im Vereine mit der Theophano, der des Phokas selbstständiges, nüchternes und strenges Regiment nicht gefiel, ermordet ward. Johann Tzimiskes (969—976) verwies die Theophano und nahm ihre beiden, von ihr zurückgesetzten, Söhne Basilus und Konstantin zu Mitregenten an. Tzimiskes focht siegreich gegen die Bulgaren und die Araber, ward aber von einem Hofmanne aus Privatrache vergiftet. Nun kam Basilus (976—1025) und Konstantin IX. zur Regierung. Die Theophano wurde zurückgerufen. Die Bulgaren, deren Kraft schon Tzimiskes gebrochen hatte, wurden durch eine That unerhörter Grausamkeit fast vernichtet, indem Basilus 15,000 Gefangene geblendet in ihr Vaterland zurückschickte, worüber ihr König Samuel vor Schrecken starb. Mit Konstantin IX., der nach dem Tode seines Bruders noch drei Jahre allein regierte, erlosch der Mannsstamm des macedonischen Hauses. Seine Tochter Zoë heirathete nach einander erst den Romanus III., dann den Michael IV. und, nach einer kurzen Zwischenherrschaft Michaels V., den Konstantin X. Monomachus, nach dessen Tode sich ihre Schwester Theodora der Herrschaft bemächtigte u. den bejahrten Michael Stratiotus zu ihrem Nachfolger ernannte, der aber bald dem vom Heere erwählten Isaak Komnenus weichen mußte, der selbst bald in ein Kloster ging u. den Konstantin X., Ducas, zu seinem Nachfolger ernannte (1059—1067). Dessen Wittve Eudoria erhob den Romanus IV. auf den Thron, der in Gefangenschaft des Sultans Alp-Arslan gefallen und, von diesem freigelassen, gegen seinen unterdeß auf den Thron erhobenen Stieffsohn Michael VII., Parapinaces (1071—1078), die Waffen ergriff, aber gefangen wurde und in Folge einer grausamen Blendung eines gräßlichen Todes starb. Michael wurde durch Nicephorus II., Botoniates, und dieser durch Alexius Komnenus gestürzt, mit dem wieder eine Reihe tüchtiger Regenten aus dem Hause der Komnenen beginnt. Alexius (1081—1118) führte ein kräftiges Regiment und würde mehr für das Reich haben thun können, wenn nicht in seine

Regierung der Anfang der Kreuzzüge gefallen wäre, die er jedoch mit Klugheit und treuloſer Liſt zu ſeinem Vortheile zu benützen wußte. Sein Sohn, Johannes II. (1118—1143), führte eine eben ſo ſehr durch Milde, als durch Kraft nach Innen und Außen ausgezeichnete Regierung. Manuel I. (1143 — 1180), der jüngere Sohn des Vorigen und Schwager Königs Konrad III., war gleichwohl die Hauptſchuld an dem Mißlingen des von dieſem unternommenen zweiten Kreuzzuges. Sein ſchwacher Nachfolger, Alexius II., wurde von Andronikus und dieſer von Iſaak Angelus unter fürchtbaren Gräueltaten geſtürzt. Iſaak (1185 — 1195), der für ſeine Treuloſigkeit ſchwer den Arm Friedrich Barbaroffa's fühlen mußte, wurde von ſeinem eigenen Bruder Alexius III. entthront und geblendet. Aber Iſaaks Sohn, Alexius, ſuchte Hülfe in Europa und fand ſie bei dem in Venedig verſammelten Kreuzheere, was die Eroberung und den Brand von Konſtantinopel und die Stiftung des lateiniſchen Kaiſerthums daſelbſt zur Folge hatte. Alexius IV. kam bald in einem Aufſtande um; Iſaak ſtarb vor Schreck, u. während nun die Kreuzfahrer Konſtantinopel erſtürmten und das lateiniſche Kaiſerthum dort gründeten, ſetzten Alexius Komnenus in Trapezunt und Theodor Laſkariſ in Nicäa das griechiſche Kaiſerthum fort. Dieſes hob ſich unter Theodor und ſeinen Nachfolgern, Johann Batages, Theodor II. und Michael Paläologus bald wieder ſo, daß letzterer mit Hülfe der Genueſer Konſtantinopel wieder eroberte und es wieder zum Sitze des Kaiſerthums machte. Die Beſigungen in Kleinaſien hatte er dabei den Türken Preis geben müſſen. Sein Sohn, Andronikus I. (1283 — 1326), hatte von der einen Seite mit den Serviern, die jetzt die Stelle der früheren Bulgaren vertraten, von der andern mit den Osmanen zu kämpfen und konnte nur ſchwachen Widerſtand leiſten; ebenſo Andronikus II. u. Andronikus III. (1328 — 1341), wozu unter Johann V. und ſeinem Vormunde und Uſurpator Johann VI. noch innere Streitigkeiten kamen (— 1390). Unter dem Nachfolger Johanns V., der nach dem Sturze Johanns VI. die Regierung wieder übernahm, Manuel II. (— 1425), wurde das Reich, welches faſt ganz auf die Hauptſtadt beſchränkt war, die ſelbſt ſchon 6 Jahre lange von dem fürchtbaren Sultan Bajeffid eingeſchloſſen gehalten war, nur dadurch gerettet, daß Bajeffid ſelbſt dem Timur unterlag. Manuel, wie ſchon Johann V., hatten vergebens das letzte Mittel verſucht, durch Wiedervereinigung mit der lateiniſchen Kirche Hülfe vom Abendlande zu erlangen; die zu Ferrara zu Stande gekommene Vereinigung ſcheiterte an dem hartnäckigen Widerſtande der griechiſchen Geiſtlichkeit. Vergebens kämpften unter Johann VII. (— 1448) die abendländiſchen Heere unter dem tapferen Hunvades gegen Murad. Endlich gelangte Konſtantin XI. zur Regierung, unter dem das o. R. ſein Ende erreichte. Am 29. Mai 1453 fiel Konſtantinopel nach hartnäckiger Vertheidigung durch den Genueſer Giuſtiniani in die Hände Muhameds II. Der Kaiſer fand im Kampfe ſeinen Tod; die Stadt ward fürchtbar geplündert und entvölkert und dann, wiederhergeſtellt, zur Hauptſtadt des oſmanischen Reiches erhoben. — Die Geſchichte des o. R. bietet wenig Erfreuliches; eine Fortentwicklung tritt in derſelben nirgends hervor; die ganze Geſchichte dreht ſich um den Hof; vom Volke iſt kaum die Rede; von den Künſten blühten faſt nur die Kuruſkünſte der Hauptſtadt; jedoch ward in dem Kirchenbau ein eigener (byzantinischer) Styl ausgebildet; auch wurden die Wiſſenſchaften fortwährend gepflegt, jedoch auch hier ohne Geiſt und Originalität. Demnach liegt die größte Bedeutung der Geſchichte des griechiſchen Kaiſerthums für die Weltgeſchichte darin, daß hier die alte griechiſche Literatur erhalten und von hier aus durch die, in den letzten unglücklichen Zeiten des Reiches immer zahlreicher überſtudelnden, Gelehrten im Abendlande wieder aufgeweckt wurde. — Die Quellen der Geſchichte des o. R.s bilden die lange Reihe der ſogenannten byzantinischen Geſchichtſchreiber (ſ. d.).

F. M.

Orientaliſche Literatur begreift das Schriftthum der orientaliſchen Sprachen, d. h. im engeren (früheren) Sinne der ſemitiſchen, im weitem (jezt üblichen) aller Sprachen der großen Oſtfeſte, alſo der aſiaſtiſchen Sprachen. Das Studium

bieser Sprachen spielte in Europa lange Zeit nur eine untergeordnete, subsidiäre Rolle; seit der erweiterten Berührung aber, in welche in der neueren Zeit die Europäer mit fast allen Völkern Asiens gekommen sind, hat sich dasselbe eine vollkommene Selbstständigkeit errungen und ist seit einigen Jahrzehnten als nicht mehr abweisbares Moment in den modernen Bildungsgang eingetreten. Je mehr unsere Zeit es sich angelegen seyn läßt, die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes bis in ihre Ursprünge zu verfolgen; je deutlicher überall die Spuren eines Fortrückens aller Bildung in der Richtung von Osten nach Westen sich ausdrücken; je mehr man also bei dem Suchen nach den Keimen unseres modernen Seyns nach dem Oriente geführt wurde: mit desto größerem Drange mußte man das Studium von Sprachen erfassen, deren noch vorhandene reiche Literaturen weit über die Anfänge aller abendländischen Bildung hinausreichen und demnach nicht nur in sprachlicher, sondern auch in religiöser und kulturgeschichtlicher Beziehung eine reiche Ausbeute für die Speculation darbieten. — Den ersten Anlaß zum Studium der orientalischen Sprachen, namentlich des Arabischen, gab die Berührung, durch welche man zuerst in Spanien, dann in den Kreuzzügen, mit den Arabern gekommen war. Vor Allem wirkte hier der gegen die Mahomedaner gerichtete Bekehrungseifer und der Wunsch, die Polemik gegen dieselben siegreicher führen zu können. Schon Papst Innocenz IV. befahl zur Zeit des Kreuzzuges Ludwigs des Heiligen, Lehrstühle für das Arabische in Paris zu eröffnen und zugleich junge Araber daselbst zu unterrichten, damit sie in ihrer Heimath die christliche Wahrheit verkünden möchten; Papst Alexander und Clemens IV. ließen diese Institute mehrfach erneuern, vor Allen aber arbeitete der bekehrungseifrige Papst Honorius IV. durch seinen Legaten in Paris darauf hin, daß, neben dem Arabischen, auch andere orientalische Lehrstühle daselbst errichtet wurden. Noch weiter ging Clemens V., der auf der Synode zu Vienne den Beschluß zu Stande brachte, daß zu Rom, Paris, Oxford, Bologna und Salamanca, neben dem Hebräischen, auch das Arabische und Chaldäische vertreten werden solle, damit es nie an Männern fehle, welche die Juden und Mahomedaner belehren könnten. Auch Johann XXII. ließ durch den Bischof von Paris die Betreibung der genannten Sprachen in der Sorbonne nachdrücklich einschärfen. Als zweites Moment wirkte auf das Studium der orientalischen Sprachen der große Reichthum der arabischen Literatur an medicinischen, mathematischen, astronomischen und philosophischen Schriften, so wie die, in arabischen Uebersetzungen vorhandenen, Schriften des Aristoteles, welche man sämmtliche in lateinischen Uebersetzungen, zur Bereicherung der Wissenschaft, dem Abendlande zugänglich zu machen bemüht war. Es darf hier nicht unbemerkt gelassen werden, daß das Hebräische bei weitem mehr darnieder lag, als das Arabische, insofern das Interesse für jenes nicht so groß seyn konnte, da nicht der hebräische Urtext des alten Testaments, sondern die griechische Uebersetzung (die Septuaginta), ebenso, wie für das neue Testament nicht der griechische Urtext, sondern die lateinische Uebersetzung (die Vulgata) den biblischen Studien nach der Bestimmung der Kirche zu Grunde gelegt wurden. Anders wurde dieß mit der Reformation, welche überhaupt, und zwar zunächst zum Zweck der biblischen Gregese, ein neues Leben in das gesammte Studium der orientalischen Sprachen brachte. Das Hebräische, Rabbinische, Arabische, Syrische, Chaldäische und Aethiopische wurden jetzt Gegenstände gleiches Eifers bei den Protestanten, wie bei den Katholiken, welche natürlich nicht zurückbleiben durften, um gegen ihre Gegner sich halten zu können. Bei den Katholiken weckte aber noch insbesondere das Interesse für ihre Missionen eifrige Beförderer der orientalischen Studien; so stiftete Papst Urban VIII. 1627 zu Rom das Collegium pro propaganda fide, in welchem Missionäre gebildet und in den Sprachen des Morgenlandes unterrichtet wurden. Zwar standen diese Studien immer noch im Dienste der Kirche, da sie von den Katholiken als Mittel zur Verbreitung des Christenthums, von den Protestanten als Weg zu einem richtigen Verständniß der heiligen Schrift unternommen wurden; allein allmählig fingen sie doch schon in jener Zeit an, sich zu erimiren,

als die neuentdeckten Seewege die Reiselust mächtig nährten, als den Augen der staunenden Europäer eine neue Wunderwelt sich aufschloß und den wissenschaftlichen Forschergeist zu einem tieferen Eindringen unabweisbar einlud. Freilich bildete noch lange bei den hierdurch hervorgerufenen harmonischen Studien der Sprachen des Orients das Hebräische den Ausgangspunkt und das Endziel, und die jetzt in Menge herausgegebenen grammatischen und lexikalischen Werke, besonders die Polyglotten, waren noch immer auf die semitischen Sprachstämme beschränkt. Jedoch ist nicht zu verkennen, daß einige der gelehrten Forscher schon damals weiter zu sehen anfangen und, aus rein sprachwissenschaftlichem Interesse, an ihre Arbeiten gingen; daher finden wir auch schon früher das Armenische mit in den Kreis jener harmonischen Studien gezogen, und selbst das Japanische fand im 16. Jahrhundert seinen Bearbeiter an Ambrosius Capetinus, einem 1510 verstorbenen Augustinermönche, aus dessen Nachlasse zu Amacusa 1595 in 4. ein „*Dictionarium latino-lusitanicum ac japonicum*“ herausgegeben wurde. Aus dem 17. Jahrhundert nennen wir als die vorzüglichsten Früchte jener Bestrebungen: Schindlers „*Lexicon pentaglotton*“, 1612; Hottingers „*Etymologicum orientale sive Lexicon harmonicum heptaglotton*“, Frankfurt 1661, (s. d. Hebräische, Chaldäische, Syrische, Arabische, Samaritanische, Aethiopische und Talmudisch-Rabbinische); vor Allen aber des Engländers Edmund Castle vortreffliches „*Lexicon heptaglotton*“ (1669), welches auch das Persische, und zwar ganz vortrefflich, behandelt, u. Johann Friedrich Nicolaï's (Generalsuperintendenten zu Lauenburg) „*Hodegeticum orientale harmonicum*“, Jena, 1670, 4., worin, sowie in der beigelegten „*Grammatica linguarum earundem harmonica*“, ebenfalls das Persische mit behandelt ist. Die Studien, welche außerdem im Laufe dieses Jahrhunderts für die einzelnen Sprachen gemacht wurden, übergehen wir hier, indem wir auf die besonderen betreffenden Artikel verweisen, und bemerken nur, daß auch die Anfänge einer wissenschaftlichen Behandlung der verschiedenen ostasiatischen Sprachen bis in dieses Jahrhundert zurückgehen. — Einen eigentlichen Aufschwung zu größerer Selbstständigkeit nahm aber das orientalische Sprachstudium erst seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, und bis in die letzten Decennien ist dasselbe immer kräftiger und unabhängiger geworden. Nicht genug, daß eine Menge bisher ganz unberücksichtigt gebliebener, ja, ganz ungekannter Sprachen in den sich immer mehr erweiternden Kreis eintraten; auch die Anzahl derer, welche für diese Studien sich interessirten, wurde immer größer und viele europäische Länder, welche an denselben bisher sich fast gar nicht betheiligt hatten, wie Rußland, Schweden, Dänemark, konnten bei der immer höheren Würdigung, welche das orientalische Leben fand, nicht mehr zurückbleiben, und selbst die Regierungen beiferten sich, durch Errichtung von Lehrstühlen und wissenschaftlichen Instituten fördernd und belebend einzugreifen. Frankreich und England wetteiferten jetzt mit Deutschland und Rußland rücksichtlich des Studiums der o. L., und auch der Orient selbst theilte sich immer mehr an der Ergründung seines eigenen geistigen Entwickelungsganges. Während gegenwärtig alle Universitäten mit einzelnen Lehrstühlen für orientalische Sprachen versehen sind, gibt es dafür besondere Lehranstalten, wie: zu Hayleburg in England, zu Rom, Paris, Wien u. Petersburg. Den meisten Antheil aber an der Verbreitung einer genaueren Kenntniß des Orients haben die asiatischen Gesellschaften (s. d.). Vorzüglich durch diese Gesellschaften sind die reichen Schätze der verschiedenen o. L. en zu Tage gefördert und nicht bloß durch Originaldrucke dem Studium der Gelehrten, sondern auch durch mannigfache Uebersetzungen selbst dem größern Publicum zugänglich gemacht worden; durch sie sind, unmittelbar und mittelbar, im Morgenlande sowohl, wie in Europa, orientalische Druckereien entstanden, welche alljährlich eine große Anzahl Werke in den verschiedensten Sprachen an's Licht fördern; so in Constantinopel, Kairo, Teheran, Ispahan, Tebriz in Persien, Lufnan in Ostindien, Kalkutta, Bombay, Madras, Malakka, Makao, Serampore, Singapore, Batavia und Colombo, in Paris, London, Petersburg, Berlin, Leipzig (Tauchnitz'sche Offizin) u.

a. Vor Allem förderlich sind auch die von den asiatischen Gesellschaften herausgegebenen Journale, denen sich in Deutschland die seit 1837 von Ewald, von der Gabelenz, Kosegarten, Lassen, Neumann, Rödiger und Rüdert unternommene „Zeitschrift zur Kunde des Morgenlandes“ rühmlich anschließt; ferner die bedeutenden Handschriftensammlungen, welche sich in den verschiedenen Bibliotheken aufgespeichert finden und durch den lebendigen Verkehr, welcher jetzt den Orient mit Europa verbindet, immer mehr bereichert werden. Wir nennen hier unter den deutschen Bibliotheken: Gotha, besonders reich an vorderasiatischen Handschriften; Wien, ebenfalls vorzüglich durch arabische, türkische und persische Manuscripte ausgezeichnet; Berlin, Dresden, München; unter den übrigen vor allen Paris, wo die königliche Bibliothek allein 4000 chinesische Werke zählt; dann die englischen, in welchen besonders die hinterasiatischen Literaturen reich vertreten sind, vorzüglich die des britischen Museums, welche bereits 1821, außer den nicht mitgerechneten 16,423 Urkunden, 17,937 Handschriften zählte, und die zu Oxford u. Cambridge; ferner Leyden, namentlich von früheren Zeiten her mit trefflichen Codices reich versehen; Kopenhagen, Petersburg. Auch die an die Missionsvereine sich anschließenden Bibelgesellschaften haben durch die Uebersetzungen, welche sie von der heiligen Schrift in den verschiedensten Sprachen anfertigen ließen, außerordentlich fördernd auf die Verbreitung der o. L. gewirkt; denn es ist natürlich, daß dergleichen Arbeiten schätzbare Hülfsmittel für die morgenländische Linguistik darbieten und nebenbei die mannigfachen Untersuchungen und Entdeckungen veranlassen mußten. Wir erwähnen hier den an der Spitze aller jener Missionäre und Uebersetzer stehenden Dr. William Carey (s. b.) als vorzüglich verdienstvoll. Soviel im Allgemeinen über o. L. Ueber Einzelnes vergleiche die hauptsächlichsten dieser Sprache betreffenden, besonderen Artikel. Es läßt sich übrigens leicht begreifen, daß diese Studien nicht außer dem Zusammenhange mit den übrigen Wissenschaften bleiben konnten; daß sie vielmehr als organisches Glied in die ganze Kette derselben eintreten, ja, auf einigen Gebieten eine totale Umwälzung hervorbringen mußten. Durch sie wurde den gesammten Sprachstudien ein ganz anderes Leben eingehaucht; Sprachphilosophie und Sprachvergleichung, welche früher eigentlich nur vereinzelte Erscheinungen dargeboten hatten, gewannen durch das Heranziehen der orientalischen Sprachen erst einen Halt und eine innere Nothwendigkeit, und es ist nicht zu läugnen, daß das in der neuesten Zeit mit so vielem Eifer angebaute Gebiet der vergleichenden Sprachforschung bereits Resultate ergeben hat, welche als Triumph des menschlichen Geistes in der Erforschung seines eigenen Entwicklungsganges angesehen werden können.

Orientiren sich, heißt die Fähigkeit, ohne fremde Unterstützung und Beihülfe, und ohne vorher eingezogene Erkundigungen, sich in einer Gegend erkennen. Die Mittel, sich orientiren zu können, sind: 1) Gewöhnliche, mittelst verschiedener Merkmale. Dahin gehören: die Beobachtung verschiedener, die Gegend charakterisirender Gegenstände, wie Hügel, Höhen, Dörfer, Gehölze, Wälder, Stege, Brücken, Feldsteine, Kreuze, Kirchen, Kapellen u. s. w.; das Bezeichnen der Wege in Gehölzen und in nicht zu dichten Wäldungen mit abgehauenen Zweigen und Aesten, oder durch Zeichen an der Rinde der Bäume, das Aufstellen von Stangen, das Anbinden von Strohwischen, das Belegen der Kreuzwege mit Zweigen, Steinen oder derlei, zur Andeutung des einzuschlagenden Weges — die Anhäufung von Steinen im Gebirge. 2) Die Kenntniß der Wetterseite bei verschiedenen Gegenständen, welche gewöhnlich gegen Nordwest gekehrt ist. Bei Bäumen erkennt man die Wetterseite daran, daß die Rinde an derselben dicker, rauher und mehr mit Moos bedeckt ist; daß diese Seite bei mäßigem Regen feucht wird, während die anderen trocken bleiben; daß die dicken und stärksten Aeste und Wurzeln der Bäume nach Mittag gerichtet sind. An Häusern von Holz, an Zäunen und Staketen hat das Holz an dieser Seite eine matte, hellere Farbe und ist mürbe. An Mauern mit einem Kalkanwurf fällt dieser ab; der Anstrich von Farben an massiven Steinmauern

erbleicht, die Mauern selbst sind abgewaschen, und bei nicht sehr guten Steinen zeigt sich an dieser Seite der Steinraß. Sind Weinreben an Häusern gepflanzt, so sind sie es an der Süd- oder Südostseite. Feldsteine und Kreuze sind an der Wetterseite mit dünnem Moos bewachsen und etwas feucht. Bei Kirchen schaut der Hochaltar gewöhnlich nach Morgen, und der Thurm oder die Thürme liegen gegen Abend. Bei Ameisenhausen wächst an der Südseite kein Gras. 3) Zu den astronomischen D.=Mitteln gehören: der Polarstern, der Stand der Sonne, besonders deren Auf- und Untergang und deren höchster Stand; ein Kompaß oder eine Boussole, deren Nadel (die Abweichung gegen Westen abgerechnet), immer nach Norden gefehrt, dadurch die übrigen Himmelsgegenstände leicht erkennen läßt.

Driflamme (aurea flammula) hieß das alte Reichspanner Frankreichs, eine Fahne mit rothem, 5zipfeligem Blatte, das, ähnlich den Kirchenfahnen, an einem Querstabe befestigt und so an den Fahnenstock aufgehängt war; sie soll ursprünglich das Leichenstück des heiligen Dionysius, worin dessen Reliquien eingeschlagen waren, gewesen seyn u. wurde in dem Kloster St. Denys bei Paris aufbewahrt. Die Grafen von Pontoise oder von Verin waren die eigentlichen Fahnenträger oder Vidames jener Abtei und daher Vasallen derselben und führten die D. in den Kriegen für das Kloster; Anfangs am Halse, später an einer Stange. Als König von Frankreich führte sie Ludwig VI. (nach Andern dessen Sohn Ludwig VII.), da er zugleich Graf von Verin war, zuerst. Als aber unter Karl VII. Paris von den Engländern erobert ward, ward die weiße Fahne, als die Farbe der Karl VII. treuen Häuser, Orleans, Vescure u. Conninges, für das französische Heer bestimmt. Wilhelm Martel, welcher 1514 bei Azincourt blieb, soll der Letzte gewesen seyn, welcher die D. trug, welche noch 1594 bei einem von dem Schatze der Abtei gemachten Inventarium vorhanden war. Die Geschichte der Kreuzzüge gibt zur Erwähnung derselben viele Gelegenheit.

Origenes, geboren zu Alexandria, 185 n. Chr., einer der ausgezeichnetsten Kirchenschriftsteller der ersten u. aller Jahrhunderte, obwohl er, wie er nicht zu den Heiligen gehört, so auch nicht eigentlich zu den Kirchenvätern gerechnet wird. Der Grundzug im Charakter des O. ist eine glühende Liebe u. ein Alles überwindender Eifer für die christliche Religion, welcher ihm schon in zarter Jugend durch seinen frommen Vater Leonidas, der selbst unter dem stiftenden Zurufe seines Sohnes den Märtyrertod erlitt, eingepflanzt worden war. Zu diesem Eifer gesellte sich als zweiter Grundzug seines Charakters ein nie ermüdlisches wissenschaftliches Streben, welches ihn zu allen Quellen griechischer Gelehrsamkeit eingeführt hatte, aber erst in der eben damals durch Pontianus gestifteten u. unter Clemens Alexandrinus blühenden christlichen Schule zu Alexandria, namentlich im Studium der h. Schrift, seine rechte Befriedigung fand. Neben diesen hörte er auch noch in späterer Zeit den Ammonius Saccas, den Stifter des Neuplatonismus (s. d.), wodurch wohl hauptsächlich seine Wissenschaft jene mächtige Beimischung bekommen hat, die später zu so vielem Streite Veranlassung ward. — Nach dem Tode seines Vaters ernährte O. seine Mutter u. Geschwister durch Unterrichtgeben, bis er, erst 18 Jahre alt, im Jahre 203 von dem Bischofe Demetrius als Nachfolger des Clemens Alexandrinus der Katechetenschule vorgelegt wurde. Hier hatte er nun volle Gelegenheit, seine außerordentliche Gelehrsamkeit, seine Lehrgabe u. seinen Feuereifer für das Christenthum zu entfalten; die Alexandrinische Schule gelangte zu einer solchen Blüthe, daß sie weithin unter den Heiden berühmt war; viele Heiden bekehrte O. hierdurch zum Christenthum, indem er sie zuerst durch seine Belesenheit in der griechischen Literatur erzog; seinen Schülern pflanzte er eine solche Liebe zur christlichen Religion ein, daß viele von ihnen Märtyrer, viele ausgezeichnete Bischöfe wurden. Er stand der Schule vor bis zum Jahre 231 mit geringen Unterbrechungen, die durch Reisen nach Rom, Achaia, Syrien herbeigeführt wurden. Auf einer derselben, im Jahre 228, wurde er ohne Vorwissen seines Bischofs zu Casarea in Palästina zum Priester geweiht.

Dieser, allerdings nicht ganz kanonische, Schritt zog ihm die Feindschaft seines Bischofes Demetrius zu; derselbe suchte jetzt noch andere Gründe herbei, nämlich die Selbstentmannung, welche D. früher, auf Grund eines mißverstandenen Ausspruches Christi (Matth. 19, 12) an sich vorgenommen, u. Irrthümer in den dogmatischen Ansichten des D.; entsetzte ihn von seinem Amte u. excommunicirte ihn sogar. Diese Excommunication wurde zwar von dem nicht gut unterrichteten Papste, nicht aber von denjenigen Bischöfen anerkannt, welche durch seine persönliche Bekanntschaft von der Unzulänglichkeit der Gründe überzeugt waren. Er fand Aufnahme und wirkte zu Cäsarea mit eben so großem und fast noch größerem Erfolge, als zu Alexandria. Er arbeitete unermüdet, indem er bis ins Greisenalter seine volle jugendliche Begeisterung bewahrte und starb 254 zu Tyrus den Tod eines standhaften Bekenners, in Folge der Mißhandlungen, die er in der Verfolgung des Decius erlitten hatte. Schon seine Zeitgenossen gaben ihm, seines unermüdeten Fleißes wegen, den Beinamen Adamantinus, der Eherne. — In D. hat die Grundrichtung der alexandrinischen Schule, die klassische Literatur für das Christenthum zu benützen, indem sie die Philosophie der Hellenen als eine Vorschule für das Christenthum ansah, welches dabei seinen Charakter als übernatürliche göttliche Offenbarung unverletzt behauptete, ihren Höhepunkt erreicht. Sein Werk *Περὶ ἀρχῶν* oder *De principiis* (Grundlehren) ist als der erste großartige, freilich keineswegs ganz gelungene, Versuch anzusehen, das christliche Dogma philosophisch u. wissenschaftlich zu durchdringen (herausg. v. Rebenning, Leipzig, 1836); es enthielt Irrthümer u. schiefe Ansichten, so über die Auferstehung, über die Präexistenz der Seelen, die Zeitlichkeit der Höllestrafen u. a., welche zum großen Theil dem Einflusse des Neuplatonismus zuzuschreiben sind. Diese Irrthümer haben in den folgenden Jahrhunderten zu großen Streitigkeiten Veranlassung gegeben (s. Chrysostomus u. Hieronymus); sie genau zu beurtheilen, sind wir jedoch nicht im Stande, weil uns das Werk des D. nur fragmentarisch, zum größten Theile in einer nicht getreuen, lateinischen Uebersetzung erhalten ist. Außerordentlich groß war das Verdienst des D. um die Gregese, u. zwar zunächst um das kritische Bibelstudium, indem er durch seine *Hexapla* und *Tetrapla*, worin die bedeutendsten Uebersetzungen mit dem Urtexte der Bibel zusammengestellt waren, eine leider für uns verlorene Arbeit, eine philologisch-grammatische Interpretation zuerst angebahnt hat. Er selbst blieb freilich in seinen außerordentlich zahlreichen Bibelklärungen ganz in der allegorischen Weise befangen. Eines der vollendetsten Werke des D. ist endlich die in den letzten Jahren verfaßte, vortreffliche Vertheidigung des Christenthums gegen den heidnischen Philosophen Celsus, unter allen aus dem Alterthum überkommenen Apologien des Christenthums ohne Zweifel die vorzüglichste. — Das Leben des D. wurde beschrieben von seinem begeisterten Schüler Gregorius Thaumaturgus, besonders herausg. v. Bengel, Stuttgart 1722. Dann von Eusebius, Hieronymus, Photius. Seine Werke wurden zuletzt herausg. von Lommajsch, Berlin 1832. F. M.

Original (lat. *originalis*), das Ursprüngliche, welches ein Gegenstand der Nachbildung seyn kann, das Vorbild, Musterbild, entgegenstehend dem Nachgebildeten oder Nachgeahmten, der Copie, wobei es jedoch auf die innere Würdigkeit nicht ankommt. — In Beziehung auf Kunst u. Wissenschaft heißt D. auch ein Ungewöhnliches, in seiner Art Einziges, u. ist als Beiwort mit *original* gleichbedeutend.

Originalität, Eigenthümlichkeit, Aneignenheit eines Menschen oder Kunstwerkes (s. *Original*). Die D. ist bedingt durch eine innere, selbstwirkende Kraft, durch eine freischaffende Eigenthümlichkeit, daher ein wesentliches Merkmal des Genies (s. d.). Bei der Ausföhrung eines Kunstwerkes muß sie das in der Idee frei u. natürlich befindliche Leben auf das Kunstwerk übertragen, d. i. den an u. für sich vernünftigen Stoff sowohl im Wesen u. Begriff einer bestimmten Kunstgattung, als gemäß dem allgemeinen Begriffe des Ideals, aus der künstlerischen Subjektivität herausgestalten. So erscheint die D. eines Kunstwerkes wahrhaft darin,

daß dieses als die Eine eigene Schöpfung Eines Geistes sich kund gibt, welches aus Einem Gusse, aus Einem vollendet Nichts enthält, als was seinen eigentlichen Gehalt bezeichnet. Daher nimmt Hegel auch D. mit Objektivität für gleichbedeutend, denn jene macht einerseits die eigenste Innerlichkeit des Künstlers aus, u. von der andern Seite gibt sie Nichts als die Natur des Gegenstandes, so daß die künstlerische Eigenthümlichkeit als die Eigenthümlichkeit der Sache selbst erscheint u. gleichmäßig aus dieser, wie die Sache aus der produktiven Subjektivität, hervorgeht (Aesth. I. 379 ff.). Es ergibt sich hieraus, daß jedes fremdartige, affectirte Streben, das sogenannte Originell-Scheinen, wegfallen muß, u. keine aus Willkür u. Subjektivität des Künstlers hervorgehende Einfälle zu gestatten sind. Deshalb wird auch nur sehr uneigentlich mit D. der Begriff des Auffallenden, Eeltamen, Wunderlichen verbunden, u. es ist eine richtige Bemerkung, daß Absonderlichkeiten, die nur Einem Subjekte eigen sind, u. keinem andern in den Sinn kommen, gewöhnlich zur Narrheit gehören. Die D. kennt überhaupt keine Manier, aus solche, weil die Innerlichkeit des Künstlers und die innere Natur, der wahre Gehalt des Gegenstandes, sich gegenseitig auf's Engste bedingen.

Drillon, im taktischen Sinne, nennt man jene halbmondförmige, geschlossene Aufstellung der Tirailleure vor den todten Winkeln der Bierecke der Infanterie, um diese gegen das Einbrechen der feindlichen Reiterei zu sichern. Feuert ein Biereck, dann benimmt sich ein solches D. gleich einem Klumpen oder geschlossenen Kreise, d. h. das Vorderglied fällt mit dem rechten Knie auf die Erde nieder, das Bajonnet auswärts fallend; das zweite Glied fällt die Gewehre über dieses weg, das dritte Glied dagegen feuert u. ersetzt das Feuer jener Rotten des Bierecks, welche, durch das D. maskirt, nicht feuern können. Daß in einem solchen Falle nur jene Rotten des D.s, welche an jener Seite, gegen welche der Angriff gerichtet ist, stehen, feuern werden, versteht sich von selbst; ebenso, daß jene Rotten des Bierecks, vor welchen Tirailleure stehen, nicht feuern.

Drinoco oder **Drenoco**, früher auch **Parima** genannt, einer der größten Ströme Südamerika's, durchfließt einen großen Theil der columbischen Republik Venezuela, wo er seine Quelle u. seine Mündung hat, u. berührt zugleich die Ostgränze der Republik Neugranada. Die Quellen dieses mächtigen Stromes hat noch kein Europäer gesehen, doch weiß man durch Erkundigungen bei den an ihm wohnenden Indianern, daß sie sich auf der Sierra Parime oder den Gebirgen von Guyana befinden, wo der Strom aus dem See Ipava hervorgehen soll. Alexander v. Humboldt fuhr den D. bis über Esmeralda hinaus, wo jedoch die Wildheit der Guaharibos-Indianer das Vordringen bis zu den Quellen unmöglich machte. In seinem obern Laufe durchströmt er das Hochland, das er nach seinem Austritte aus demselben umsäumt. Bald nach seinem Entstehen fließt er südlich, hierauf westlich, dann nördlich u. zuletzt östlich, so daß seine Mündung in gerader Linie nur etwa 100 Meilen von seiner Quelle entfernt ist, während seine ganze Stromentwicklung, einschließlich der großen Krümmungen, 300—330 Meilen beträgt. Sobald der Strom bei Esmeralda sein Quellenland verlassen, tritt er in seinen mittlern Lauf, nimmt eine westliche Richtung, strömt in denselben Ebenen, wie der Marañon, aber in völlig entgegengesetzter Richtung, nimmt hier einen ruhigen Lauf an u. erhält eine Breite von 3—4000 Fuß. Auf dieser Strecke entsendet er in einer Gabeltheilung einen Theil seiner Gewässer in einen Arm oder natürlichen Kanal mit dem Namen Cassiquiare, der in den Rio Negro mündet u. so eine ununterbrochene Wasserverbindung zwischen den beiden größten Strömen Südamerika's (dem Marañon oder Amazonenstrom, in welchen der Rio Negro mündet, und dem D.) vermittelt, eine Thatsache, die eine Zeit lange in Zweifel gezogen, aber durch Humboldt vollkommen bestätigt worden ist. Bald darauf, unterhalb San Fernando de Atabapo, wendet sich der schon eine Strecke weit nordwestlich gelaufene Strom völlig gegen Norden, u. betritt das Gebiet der Katarakten (Kaudales). Zahlreiche Granitketten durchziehen hier das Bett des

riesenhaften, nun schon 9000—18,000 Fuß breiten Stromes und besäen dasselbe mit Granitblöcken u. Inseln, an denen die Gewässer sich mit Wuth brechen. Hin u. wieder wird der Strom in seinem Laufe durch mächtige Felsmassen so verengt u. sind seine Gewässer so zusammengepreßt, daß er beim Hindurchbringen zu sieben scheint. Die beiden berühmtesten dieser Katarakten sind die Maypures u. Atures. Eine unzählbare Menge von Nebenflüssen strömt von den Gebirgen Guyana's, von den Anden u. von den Gebirgen Venezuela's zu diesem Riesenflusse hinab. Mehrere derselben sind mächtiger, als mancher europäische Hauptfluß, indem die Länge ihres Laufes 100 u. mehr Meilen beträgt. Bei der Mündung des Apure beginnt der untere Lauf des O., in welchem er sich ostwärts wendet u. nun in einer Breite von 18—24,000 Fuß zwischen dichten Waldungen langsam die Ebenen (Planos) durchfließt, welche hier an seinen Ufern beginnen u. zwischen der Sierra Parime u. dem Küstengebiete von Venezuela bis zur Mündung des O. sich erstrecken. Ueberhaupt gehen die Mündungsarme des O. entweder unmittelbar, oder mittelbar durch den eben genannten, an der westlichen Seite der westindischen Insel Trinidad sich ausbreitenden Meerbusen von Baria in den atlantischen Ocean. Der O. erscheint bei seiner Ausströmung wie ein userloser See, u. seine mit Heftigkeit ausströmenden, süßen Gewässer bedecken auf eine weite Strecke den Ocean. — Nach dem O. führt auch ein Departement der südamerikanischen Republik Venezuela (s. d.) den Namen, welche im Norden an die Departemens Venezuela u. Maturin, im Osten an den atlantischen Ocean u. an Britisch-Guyana, im Süden an Brasilien u. im Westen an Ecuador, Cundinamarca, Boyaca u. Julia gränzt, mit einem Flächenraum von 16,000 □ Meilen, der aber bis jetzt beinahe nur eine große Wildniß bildet, deren Inneres noch sehr wenig bekannt ist.

Orion, Sohn des Poseidon und der Euryale, nach Anderen auf eine wunderbare Weise durch Jupiter, Neptun u. Merkur erzeugt. Die drei Götter waren bei Hyrieus zu Tanagra in Böotien, welcher — kinderlos — die Olympier um einen Sohn bat; die Bitte ward ihm gewährt, indem jene eine gewisse Flüssigkeit in eine zusammengenähte Kuhhaut ließen, aus welcher, nach der gewöhnlichen Zeit zur Reifung eines Kindes, ein Knabe entstand, der, zum Andenken an diese Begebenheit, nach der Flüssigkeit O. genannt wurde. Apollodor sagt, er sei ein Riese u. gewaltiger Jäger gewesen u. habe von Neptun die Eigenschaft erhalten, über das Meer hinzuschreiten. Er vermählte sich mit der schönen Eide; diese jedoch verlor er halb, denn Here, welche kein schönes Weib ohne Neid betrachten konnte, verließ die Unglückliche in den Hades. Nach einiger Zeit bewarb er sich um die Tochter des Beherrschers von Chios, Denopion, eines Sohnes des Bakchos u. der Ariadne; dieser sagte halb zu, verzögerte aber die Erfüllung seines Versprechens so sehr, daß O. die Geduld verlor u. sich seiner Braut gewaltsam bemächtigte; da Denopion dies erfuhr, machte er D. trunken u. blendete ihn. Der blinde Jägersmann suchte sich nach Lemnos zu finden, woselbst Hephästos ihm den Rath gab, zum Helios zu wandern, welcher ihn heilen könne. Zu dieser Reise gab er ihm den Kedalion als Führer mit, den O. auf seine Schultern nahm und den Weg verfolgend, welchen jener angab, gelangte er zu dem Sonnengotte, von dem er auch glücklich geheilt ward. Nun kehrte er nach Chios zurück, um sich an Denopion zu rächen, allein dieser hatte sich in eine sehr künstliche unterirdische Wohnung verborgen u. der Riese suchte vergeblich nach ihm. Da sah ihn Eos, verliebte sich in den herrlichen Jüngling u. entführte ihn nach Delos. Seine Jagdlust verleitete ihn zu den thörichtesten Aussprüche, er wolle kein wildes Thier mehr auf der Erde leben lassen, darum sandte die Erde einen ungeheuren Skorpion ab, welcher ihn tödten mußte. Nach Andern erschoss ihn Diana, weil er der Opis, einer von ihren Nymphen, nachgestellt. O. ward unter die Sterne versetzt; dort bildet er das prachtvollste Sternbild am ganzen Himmel, in welchem durch Fernröhre über zweitausend Sterne sichtbar sind, mehr, als die sorgfältigsten Sternverzeichnisse älterer Zeit (wo man noch keine Fernröhre hatte) am ganzen Himmel, den beiden Hemisphären, aufzählen.

Mit bloßen Augen sichtbar sind 2 Sterne erster Größe, 4 der zweiten, 4 der dritten, 9 der vierten, 24 der fünften u. 18 der sechsten Größe, überhaupt 61 oder nach Flamsteed 78.

Driffa, eine britische Provinz in Ostindien, mit einem Flächengehalte von gegen 700 □ Meilen, südlich von Bahar, am bengalischen Meerbusen, ist im Süden durch die Gahls gebirgig, flacht sich nach der sumpfigen Küste ab; Waldungen, Reis, Weizen, Hirse, Eisen, Salz, ungesundes Klima. Die Mehrzahl der Bevölkerung, bei 1½ Millionen, bilden Hindus.

Orkadische Inseln oder **Orkney-Inseln** heißt eine Gruppe von 67 Eilanden an der nördlichen Spitze von Schottland, die zusammen einen Flächeninhalt von 28 □ Meilen haben, von denen aber nur 29 bewohnt sind. Das Klima ist feucht u. stürmisch, läßt aber noch Gersten- Roggen- Hafer- u. Kartoffelbau zu. Die Inseln sind baumlos, aber reich an Kaninchen, Seehunden u. Seevögeln (Eiderdunen). Die Einwohner, etwa 32,000, ursprünglich Norweger, wie die o. J. denn bis 1474 Norwegen gehörten, beschäftigen sich mit Fischfang, Viehzucht, Weberei. Auf der größten, Mainland, ist der Hafen Kirkwall mit 3000 Einwohnern. — Die erste Erwähnung der o. J. geschieht schon bei Plinius, Tacitus u. Pomponius Mela unter dem Namen Orcades; von Julius Agricola wurden sie der römischen Herrschaft unterworfen. Später scheinen die Picten sich daselbst niedergelassen zu haben. Die o. J. wurden dann von Scoten u. Sachsen verheert u. darauf 1099 von den Normannen in Besitz genommen. Diese behielten dieselben bis 1263, wo König Magnus von Norwegen sie an Alexander, König von Schottland, verkaufte, der einen Edelmann damit belehnte. Die neuen Grafen der o. J. unternahmen nun mit den kühnen u. freien Inselbewohnern Seeräuberzüge in der Umgegend u. unterwarfen sich selbst Caithness u. a. Distrikte in Nord-Schottland. Durch Heirath kamen die o. J. an die Sinclairs, von denen einer sich einen Fürsten der o. J. nannte u. mit einer dänischen Prinzessin vermählt war. Später behaupteten die Könige von Dänemark u. Norwegen die Oberherrschaft. 1468 kamen die o. J. u. die Shetlandsinseln als Verpfändung eines Theils der Mitgabe Margarethens, Tochter Königs Christian I. von Dänemark, die Jakob III., König von Schottland, heirathete, an Schottland u. der letzte Graf, William Sinclair, vertauschte schon 2 Jahre später seine Rechte auf sie gegen Besitzungen in Schottland. 1590 wurden sie durch die Vermählung der Prinzessin Anna, einer Tochter Friedrichs II. von Dänemark, mit Jakob VI. von Schottland an Schottland gänzlich abgetreten. Seitdem sind sie integrierender Theil von Schottland u. von Großbritannien; doch befolgte man lange Zeit mit ihnen durchaus kein festes System, sondern verpachtete sie bald auf kurze Termine, ließ sie bald durch Beamtete auf eigene Rechnung verwalten, bald überließen sie die Könige einem Günstlinge auf einige Zeit zur Benützung. Die Abgaben mußten stets in Naturalien bezahlt werden u. in ihnen u. im Gewichte herrschte große Unordnung. Erst in der letzten Zeit, als die Lehensherrlichkeit der Familie Dundas zusiel, fingen sie an, sich zu heben.

Drlamünde, Städtchen mit 1100 Einwohnern im Amte Rathla des Herzogthums Altenburg, an der Saale, dem Einflusse der Orla gegenüber, auf schroffem Felsbühl erbaut. Unten die kleine Vorstadt Raschau sen. Die Reste des ehemaligen Grafenschlosses bieten kein besonderes Interesse mehr dar. — Drlamünde hatte ehemals seine eigenen Grafen, welche die Sage von Wittekind ableitet u. die in Thüringen u. Franken reich begütert waren. Der erste urkundlich bekannte Graf von D. ist Friedrich, welcher 968 auf dem Turnier zu Merseburg erschien. Die Burg zu D. wurde 1344 in einer Fehde der Grafen mit dem Landgrafen Friedrich dem Ernsthaften von Thüringen zerstört. Das Geschlecht erlosch 1447 mit dem Grafen Sigismund von Drlamünde. In der Reformationszeit erlangte D. Bedeutung, weil sich hier der Bilderstürmer Carlstadt als Pfarrer eingebrängt hatte. Luther, der ihn entfernt haben wollte, fand bei Rath und

Bürgerschaft den heftigsten Widerstand, u. Carlstadt wich erst den strengen Befehlen des Kurfürsten von Sachsen.

Orlando Furioso, s. Ariosto.

Orlando Lasso, s. Lasso.

Orlean, (terra orleana, roucu, annotto) ist ein hochrothgelber Farbenteig aus dem Mark der Saamenkapseln des Orleanbaumes, *Bixa orellana*, durch Zerstampfen der Früchte bereitet, indem diese Masse mit Wasser übergossen und dann mehre Wochen, bis sie gegohren, stehen gelassen, dann weiter durch Abgießen u. Kochen eingedickt und nach dem Erkalten in Klumpen von 2 bis 3 Pfund geknetet und so, in Blätter gewickelt, in den Handel gebracht wird. Dieser Farbstoff kommt aus Ostindien, Westindien und dem mittleren Amerika zu uns, am stärksten geht er von Cayenne nach Havre, Nantes und Bordeaux. Auch hat man in neuerer Zeit portugiesischen, welcher sehr rein ist und aus einer kalischen Auflösung niedergeschlagen zu seyn scheint. Der O. verliert durch Eintrocknen unheimlich an Gewicht und auch an Güte; er muß daher fortwährend mit Wasser befeuchtet und vor der Einwirkung der Luft geschützt werden. Der hauptsächlichste Gebrauch ist zur Seidenfärberei, dann zum Morgenroth auf Baumwolle, der Firnisse und Oele, von Käse (Gloucestershire und Cheshire) u. Butter, Talg und selbst der Schokolade. Die Farben auf Zeuge können nur mittelst Zinnsolution einigermaßen dauernd befestigt werden; überhaupt erfordert die O.-Färberei zuvor eine gute Auflösung des Farbestoffes und dann eine sorgfältige Behandlung, um den rechten Farbenton zu erzeugen.

Orleans, Hauptstadt des französischen Departements Loiret, am rechten Ufer der Loire, die hier sehr breit und durch Inseln zertheilt, aber durch eine schöne Brücke von 16 Bogen mit dem gegenüber liegenden Städtchen Olivet verbunden ist, ist von alter Bauart, hat meist enge und krumme Strassen, 6 Thore und ist mit Mauern u. einem mit Bäumen bezeugten Walle umgeben. Die 4 öffentlichen Plätze sind nicht unansehnlich, und auf den ehemaligen Festungswällen sind zwei schöne Bouvelards angebracht. Eine Straße in der Pariser Vorstadt macht durch ihre Breite und Länge, sowie durch ihre schönen Gebäude eine Ausnahme von der Bauart. Schön ist auch die lange, geräumige Mailbahn, ein durch ungeheure antike Mauern getragener, schattiger Spaziergang in einer Höhe von 25 Fuß. Das einst der Jungfrau von Orleans zum Andenken an die am 8. Mai 1429 durch sie bewirkte Befreiung der Stadt auf der Loirebrücke errichtete metallene Monument, welches die Jeanne d'Arc und König Karl VII., vor dem Kreuze Christi knieend darstellte, wurde in der Revolution 1793 zerstört; doch ist in neuerer Zeit (im Jahre 1804) auf der Place du Martroy deren Broncestatue auf einem Piedestal mit Basreliefs (von besserer Ausführung, als die Statue selbst) auf Kosten der Einwohner wieder aufgestellt worden. Unter den 25 Kirchen der Stadt zeichnet sich vor allen die im gothischen Style gebaute Kathedrale zum heil. Kreuz, eine der prächtigsten Kirchen in ganz Frankreich, aus, deren Gründung in das graue Alterthum hinauf reicht. Schöne Gebäude sind auch mehre andere Kirchen (z. B. die alte Kirche Saint-Nignan mit unterirdischer Kapelle), das Haus der Agnes Sorel, das Haus Franz I., der Justizpalast, das Schauspielhaus, das Schlachthaus, die 1826 erbaute Getreidehalle, der bischöfliche Palast, das Rathhaus mit Naturalienkabinet und reicher Sammlung von Alterthümern, die 30,000 Bände enthaltende öffentliche Bibliothek, das Chatelet, ein Schloß, worin ehemals die Herzoge von O. residirten, die Münze u. O. ist Sitz der Präfektur, eines Bischofs, eines Civil- und Handels-Tribunals und eines Appellations-Gerichtshofes. Außerdem findet man eine Handelskammer, Generalhandelsrecht, Conseil de prud' hommes, eine Gesellschaft der Wissenschaften und schönen Künste, See-, Brand- u. Lebens-Assurance, geistliches Ober-Seminarium, Akademie, medizinische u. pharmazeutische Vorbereitungsschule, National-College, Normalschule, Primärschule, Zeichen- und Bauerschule, musikalisches Institut, Gemälde- und naturhistorisches Museum, botanischer Garten, Sparcasse, Börse,

Bank. Die 43,000 Einwohner zeichnen sich nicht nur durch großen Gewerbefleiß, sondern auch durch ansehnlichen Handel aus, so daß O. auch in dieser Beziehung unter die wichtigsten Städte Frankreichs gehört. Spinnereien in Wolle u. Baumwolle, Färbereien, Zuckerraffinerien, Wachsbleichen, viele Weinessigfabriken, Salzwerke, Fabriken in feinen Luchern, Wollen- und Baumwollentstoffen, Flanell, Tapischen, Strumpfwaren, Leder, Stednadeln, Fayence, Epizen, Hüten, Tapeten u. besonders Turbanen für die Levante, sind die hauptsächlichsten industriellen Etablissements, während der Handel, außer den genannten Fabrikaten, besonders Wein, Weinessig, Spiritus, Cognac u. Branntwein, Mehl, Getreide, Safran u. s. w. zu Gegenständen des Vertriebes hat. — Von O., das mit seinem Gebiete seit 1343 ein Herzogthum bildete, führt ein Zweig des französischen Königshauses (Vergl. den folgenden Art.) den Titel.

Orleans, Jungfrau von, s. Arc, Jeanne d'.

Orleans, Herzöge von, ein Nebenweig aus dem französischen Königshaufe der Stämme Valois und Bourbon, der die Stadt Orleans mit ihrem Gebiete als Lehen der Krone Frankreichs erhielt, wozu später noch Chartres kam, das gewöhnlich dem Erstgeborenen des Herzogs von Orleans als Apanage zusiel. Wir führen hier namentlich an 1) Philipp, fünfter Sohn Königs Philipp VI. aus dem Hause Valois und der Johanna von Burgund, Bruder des Königs Johann, geboren 1336, erhielt im J. 1343 O. als Apanagegut, zu dem noch die Grafschaft Beaugency nebst anderen Herrschaften hinzugefügt wurden. 1344 vermählte sich Philipp mit Blanche, Tochter Philipps des Schönen, starb aber kinderlos 1375. Nach dem Tode seiner Wittve gab Karl VI. das Lehen 1392 an seinen jüngern Bruder — 2) Louis I., aus dem Hause Valois-O., geboren 1371, Bruder Königs Karl VI., vermählt durch Precuration mit Maria Königin von Ungarn, wurde bald genöthiget, dieser Ehe und den Ansprüchen auf den Thron von Ungarn zu entsagen. Im geheimen Einverständnisse mit der Königin Isabeau gelang es ihm, nach Beseitigung des Herzogs von Burgund, Philipp des Guten, während der Unfähigkeit des Königs eine Zeitlang die Regentschaft zu verwalten, bis der allgemeine Unwille über seine Verschwendung ihn abzutreten zwang. Politischer Gegner Johanns, Herzogs von Burgund, u. in Privatwist mit diesem verwickelt, wurde er auf dessen Anstiften Nachts in Paris ermordet. 1407. — 3) Karl, Graf v. Angoulême, Sohn des Vorigen, geboren 1391, vermählt in 2. Ehe mit Bora von Armagnac (daher seine Partei Armagnacs heißt), suchte durch offenen Krieg gegen Burgund seinen Vater zu rächen, belagerte und eroberte Paris, gerieth 1415 in der Schlacht von Azincourt in englische Gefangenschaft, aus der er erst 1439 entlassen wurde, versöhnte u. verschwägte sich hierauf mit Burgund, zog sich die Ungnade Königs Ludwig XI. zu und starb, aus Verdruß über ungerechte Beschuldigungen, 1465. — 4) Johann Baptist Gaston, der dritte Sohn Heinrichs IV. und der Maria v. Medici, Bruder Ludwigs XIII., war am 25. April 1608 zu Fontainebleau geboren. Nicht ohne Talent, machte er unter der Leitung seines Gouverneurs Savary von Brèves mehr Fortschritte und erwarb sich größere Kenntnisse, als sein Bruder. Der König wurde neidisch, der redliche Gouverneur entfernt und Gaston durch schlechte, ihm absichtlich gegebene, Erzieher u. Diener vernachlässiget und an Lieberlichkeit und Unfittlichkeit gewöhnt. Als aber 1619 der Korsikaner Ornano die Leitung seiner Erziehung übernahm, heilte ihn dieser durch Strenge von mancher bösen Gewohnheit, regte aber auch zugleich den Prinzen durch seine Aussichten auf die Krone auf. Dieß mißfiel dem Könige, der noch keine Kinder hatte und so auf den Einfluß seines Bruders, als des mutmaßlichen Thronerben, eifersüchtig war. Daraus entstand fortwährende Veranlassung zu Streit und Feindseligkeit zwischen beiden. Auch Richelieu, dessen Einfluß schon zu wachsen begann, sah mit mißtrauischen Augen des Prinzen Streben an, sich Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu verschaffen. Unterdeß starb die Gemahlin des Herzogs, die ihm eine Tochter, Mademoiselle de Montpensier, geboren hatte, und nun stürzte sich derselbe in Ausschweifungen und suchte Zerstreuung, indem er

seine Leidenschaft für die Sammlung von Alterthümern und Kunstschätzen befriedigte; außerdem ergab er sich mit besonderer Vorliebe dem Spiele, was der Hof auf alle Weise begünstigte. Als die Briten, um Rochelle zu entsetzen, auf der Insel Rê landeten, erhielt er Anfangs gegen sie das Commando, das er aber bald durch die Eifersucht Ludwigs XIII. wieder verlor, und der Cardinal Richelieu leitete nun die Belagerung von Rochelle selbst. Beleidigt, zog er sich nach Paris zurück und nahm 1631 für die Königin Mutter gegen den Cardinal Richelieu Partei. Während dieser Händel vollzog er insgeheim seine Heirath mit Margaretha, Schwester des Herzogs von Lothringen. Er fiel im Mai 1632 in Frankreich ein, sein Heer ward aber bei Castelnaudary geschlagen u. D. mußte sich zum Frieden von Beziers am 29. September verstehen, durch den er sich unterwarf und seine Güter wieder erhielt. Als aber Montmorency, der an seiner Schilberhebung Theil genommen hatte und selbst Führer gewesen war, hingerichtet wurde, brach D. den Vertrag und entfloh im November 1632 wieder nach den Niederlanden. Hier erklärte er 1634 seine bisher geheim gehaltene Heirath; aber Ludwig XIII. erklärte nicht nur diese Ehe für null und nichtig, den Herzog von Lothringen und seine Schwester, als französische Vasallen, des Treubruchs schuldig und sämmtlicher Güter, sowie des Herzogthums Bar, für beraubt, sondern überzog auch Lothringen mit Krieg und belagerte Nancy. In Männerkleidern entfloh Margaretha zu ihrem Gatten nach Brüssel, wo sie von einer spanischen Pension lebte. Mit Maria von Medicis jedoch in Streit gerathen, kehrte D. 1635, seine Gemahlin in Brüssel lassend, nach Frankreich zurück und erhielt dort von Richelieu Blois zum Aufenthalte angewiesen. Vergebens hoffte er aber, daß seine Heirath anerkannt werden würde, und aus Rache hierüber ließ er sich in mehre Verschwörungen mit Spanien gegen Richelieu ein; allein alle wurden entdeckt, u. meist war es eben D., der, wie in der des Eing Mars, die Verschwörer verrieth. In seinem Testamente 1643 erkannte Ludwig XIII. D.s Heirath für gültig an und setzte ihn mit der Königin Anna zugleich zum Regenten ein, aber bald erklärte das Parlament Anna für alleinige Regentin u. D. nur zum Reichsstathalter. Er befehligte nun 1634 — 47 gegen die Spanier in Flandern. 1648 brach der bürgerliche Krieg aus; schwankend, hielt D. es 1648 mit dem Prinzen Condé, gab 1350 dessen Verhaftung zu, unterhandelte 1651 mit den Spaniern, schlug sich dann zur Fronde, 1652 wieder zu Condé und ward zum Lieutenant des Königs in Paris ernannt. Als jedoch Ludwig XIV. im October in Paris einzog, ward D. aus Paris verbannt, zog sich nach Blois zurück u. starb dort 1660. Man schreibt ihm Memoiren zu, Amsterdam 1683, Paris 1685. — 5) Philipp von D., der berühmte Regent von Frankreich, geboren 1674 zu St. Cloud, schien, von der Natur mit körperlichen und geistigen Vorzügen reichlich ausgestattet, zur Ausführung großer Unternehmungen geeignet. Allein da ihm hiezu die Gelegenheit fehlte, so widmete er sich mit all dem ihm eigenen Eifer dem Studium der Mathematik und Chemie und der Beschäftigung mit den schönen Künsten. Unter seiner Umgebung gewann Dubois (s. d.) einen bedeutenden, aber leider traurigen Einfluß auf ihn; er erregte nicht bloß schlummernde Leidenschaften bei dem Prinzen, sondern verschaffte diesem auch Gelegenheit, sie zu befriedigen. Dazu kam, daß sein Oheim, der König, ihm abthätigste ernste Thätigkeit nicht gestattete. Als Philipp, 17 Jahre alt, bei der Belagerung von Mons, dann unter den Augen des Marschalls von Luxemburg in den Schlachten von Stenkerken u. Neerwinden häufige Proben hohen persönlichen Muthes gab, und dadurch die Aufmerksamkeit der ganzen Armee erregte, wurde Ludwig XIV. unruhig und untersagte ihm, den Feldzug von 1694 mitzumachen. Aus Aerger und Langeweile überließ sich nun der Herzog, von Dubois aufgemuntert, den dissolutesten Ausschweifungen. Schamlose Weiber und Wüstlinge bildeten seinen regelmäßigen Umgang. Der König ließ seinen Neffen nicht nur gewähren, sondern bestimmte ihm sogar eine natürliche, aber legitimirte, mit der Frau von Montespan erzeugte Tochter von sich, Mademoiselle de Blois, zur Gemahlin. Anfangs sträubte sich

Philipp; aber Dubois gelang es, ihn zu dieser Heirath unter der Bedingung zu bewegen, daß er eine reiche Mitgift und für die Zukunft alle Rechte eines Prinzen von Geblüt zugestanden erhielt. Von seinem wüsten Leben ließ er aber trotz dem nicht, wenn er auch seine ungemein stolze Gemahlin äußerlich sehr rücksichtsvoll behandelte. 1701 durch den Tod seines Vaters Herzog von O. geworden, riß er sich in Folge des Testaments seines Schwagers Karl II. von Spanien, das ihn von der spanischen Thronfolge ausschloß und wogegen er protestirte, von seinem lieberlichen Leben los, beschäftigte sich mit dem Kriegswesen und erregte durch seine scharfsinnigen Urtheile und umfassenden Kenntnisse Erstaunen und die Aufmerksamkeit des Hofes. In Folge davon erhielt er im spanischen Erbfolgekriege 1706 den Oberbefehl in Italien; da aber der Marschall Marsin mit geheimen Instruktionen ihm beigegeben war, so konnte er nicht selbstständig handeln und es ging ohne seine Schuld die Schlacht bei Turin für die Franzosen verloren. Im folgenden Jahre erhielt er das Commando in Spanien und befehligte hier mit eben so viel Geschick, als günstigem Erfolg; ja, er faßte sogar den Entschluß, im Falle Ludwig XIV. seine Ansprüche auf Spanien würde fallen lassen, den spanischen Thron für sich zu gewinnen. Als dieß in Versailles bekannt wurde u. dazu noch Gerüchte auftauchten, als beabsichtige der Herzog, um seine Gemahlin los zu werden, dieselbe zu vergiften; da war Ludwig geneigt ihm den Prozeß machen zu lassen, u. nur der Widerstand, den der Herzog von Burgund im Cabinet dagegen leistete, brachte den König von seinem Vorhaben zurück. Kaum war aber diese Gefahr beseitigt, so erhoben sich wieder andere Gerüchte gegen den Herzog. Es starben schnell nacheinander der Dauphin, der Herzog und die Herzogin von Burgund, deren ältester Sohn, der Herzog von Bretagne; es erkrankte plötzlich der nunmehrige Thronfolger, Ludwigs Urenkel, der erst 2 Jahre alte Ludwig XV. Da nun Philipp von O. in seiner Zurückgezogenheit vom Hofe die Zeit, welche er nicht in Ausschweifungen hindrachte, der Beschäftigung mit der Chemie widmete; da sein unsittlicher Lebenswandel den Verdacht von geübten Verbrechen, wenn nicht hervorrief, doch begünstigte; da man endlich seinen Haß gegen den königlichen Hof kannte, so gab man ihm Schuld, die so schnell gestorbenen Glieder der königlichen Familie vergiftet zu haben. Das Volk war auf das Aeußerste gegen den Herzog erbittert, kaum war er seines Lebens sicher. Lange ertrug er in stumpfer Gleichgültigkeit die Schmach, die man überall ihm anthat, endlich aber erwachte das Gefühl seiner Ehre; er bat den König um die strengste Untersuchung, nicht bloß so weit er, sondern auch so weit seine Diener, besonders sein Chemiker Homberg, theilhaftig seyn könnten. Der König aber schlug ihm sein Verlangen ab, weil ein solches Verfahren der Ehre des fürstlichen Standes unwürdig seyn würde. Die Gerüchte verstummten allmählig, je mehr sich die Unwahrscheinlichkeit einer Vergiftung herausstellte, u. als Ludwig XIV. 1. September 1715 starb, waren die Klagen u. aller Verdacht gegen seinen Neffen so weit verstummt, daß er statt des im Testamente des Königs dazu bestimmten Herzogs v. Maine vom Parlament als Regent während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. anerkannt wurde. In dieser Stellung (vgl. den Art. Frankreich Geschichte) befolgte er, größtentheils durch sein eigenes Interesse bestimmt, eine ganz andere Richtung, als sein Vorgänger, Ludwig XIV. Er vereinigte sich mit England und ließ 1719 eine Armee über die Pyrenäen gehen, um die spanischen Eroberungen in Italien zu hinterreiben. Im Innern des Reichs richtete er durch betrügerische Finanzspeculationen die schrecklichsten Zerrüttungen an und seine Schamlosigkeit in allen Arten von Ausschweifungen beförderte das Sittenverderbniß. Er begünstigte vorzüglich die Projekte Law's (s. d.) und ruinirte durch den verderblichsten Actienhandel den größten Theil der Staatsbürger. Dubois war fortwährend sein Vertrauter, weil er an ihm einen treuen Gefährten in sinnlichen Ausschweifungen hatte, worin er selbst kaum von dem größten Wollüstling übertroffen wurde. Er suchte in dieser Art Laster einen eigenen Ruhm und war verwegen genug, sogar die blutschänderische Liebe zu seiner eigenen Tochter der Welt nicht zu verhehlen.

1723, als Ludwig XV. mündig wurde, legte er die Regentschaft nieder, trat aber nach Dubois Tode als erster Minister ein. Aber schon am 21. December 1723 starb er an einem Blutschlage, der ihn in den Armen seiner Maitresse, der Herzogin von Phalaris, traf. Vergl. Saint-Simon, *Mémoires* (15 Bde. Par. 1829); Bioffen, *Mémoires de la régence* (5 Bde., Paris 1749); — Vie de duc d'O., Paris. (2 Bde., Paris 1737); Lemontey, *Histoire de la régence* (2 Bde. Paris 1832). — 6) Ludwig Philipp Joseph, Urenkel des Vorigen, auch unter dem Namen Egalité bekannt, geboren zu Saint-Cloud 13. April 1747, erhielt zuerst den Titel eines Herzogs von Montpensier, dann den eines Herzogs von Chartres. Mit körperlichen und geistigen Vorzügen glücklich ausgestattet, wuchs er durch die Schuld gewisserloser Erzieher in Unwissenheit unter sinnlichen Freuden auf, in deren Genuß er so unmäßig war, daß er bald die üblen Wirkungen davon in vollem Maaße empfand. Spielsucht verleitete ihn zu den schändlichsten Betrügereien, u. zu seinen Lasten gesellte sich ein unbegrenzter Ehrgeiz u. eine sträfliche Lüsterheit nach dem Throne. Früher hatte er sich gar nicht um Regierungsgeschäfte bekümmert, sobald aber die Revolution ausbrach, wendete er Alles an, um sie zu nähren und für sich den möglichsten Vortheil daraus zu ziehen. Beschuldigt, den Aufstand der Pariser Weiber am 5. und 6. October hervorgerufen zu haben, begab er sich auf 8 Monate nach England; im Juli 1790 aber zurückgekehrt, begann er seine Umtriebe von Neuem und das Geld, das er mit vollen Händen unter den Böbel austheilen ließ, verschaffte ihm einen zahlreichen Anhang aus den verworfensten Volks-Classen, ja, der reine Patriotismus, den er heuchelte, gewann ihm selbst die Ergebenheit einiger klugen und einsichtsvollen Männer. Mit Hülfe des ersteren ließ er die Plane der letzteren ausführen, welche diese meistens theils entworfen hatten, um der Sache des Volks zu nützen, nicht aber, um die ehrgeizigen Absichten des Herzogs zu begünstigen. Sobald Mirabeau und andere Häupter der Revolution gewahr wurden, daß D. nach der Krone strebe, verließen sie sein Interesse, und nun warf er sich den niedrigsten Volksführern in die Arme. Er ließ sich nach dem Sturze des Königthums den Namen Egalité (Gleichheit) geben und nahm mit Vergnügen die Stelle im Convent an, die ihm das Pariser Departement antrug. Als er im Convente über Ludwig XVI. mit das Todesurtheil aussprach, konnte sein gleisnerischer Beisatz: „indem ich nur meiner Pflicht folge und überzeugt bin, daß Alle, welche die Souveränität des Volkes verletzen, des Todes schuldig sind,“ Niemanden mehr über die Abscheulichkeit seines Charakters in Zweifel lassen, und ein Schrei des Unwillens durchtönte die Reihen sogar seiner eigenen Anhänger; er selbst hatte sich damit seine Sicherheit nicht erkaufte. Nicht Willens, sein ganzes Vermögen den Jakobinern zu opfern; von den Girondisten des Strebens nach der Königskrone verdächtigt, mußte er endlich, zumal sein Sohn zu den Oesterreichern geflüchtet war, nebst seiner ganzen Familie auf Veranlassung der Bergpartei in's Gefängniß nach Marseille wandern, wo er sich ganz der Völlerei ergab. Nach dem Sturze der Gironde wurde er vor das Revolutionstribunal des Departements der Rhonemündungen gestellt u. hier freigesprochen, von dem Wohlfahrtsausschusse aber dem Tribunal zu Paris übergeben, u. am 16. November 1793 verurtheilt u. guillotiniert. Vergl. Montjoie, *Conjuration d'O.*, Par. 1793, 3 Bde.; — Tournois, *Histoire de Louis Philippe Jos. d'O. et du parti d'O. dans ses rapports avec la revolut. franç.*, Par. 1842 — 43, 2 Bde. — 7) Ludwig Philipp, Sohn des Vorigen, s. Ludwig Philipp, König der Franzosen. — 8) Ferdinand Philipp Louis Charles Henri Joseph, ältester Sohn des Vorigen, vor der Thronbesteigung seines Vaters Herzog von Chartres, geboren zu Palermo 1810, wurde, nach der Restauration mit seinen Eltern nach Paris zurückgekehrt, in den dortigen öffentlichen Bildungsanstalten unterrichtet u. 1819 in das Collège Henri IV. aufgenommen; dann trat er in die polytechnische Schule ein, wo er den Kursus sammt den Prüfungen der Schule durchmachte. 1824 zum Oberst des ersten Husarenregiments ernannt, setzte er seine militärischen Studien mit Eifer fort und unternahm 1829 mit seinem Vater eine Reise nach England

und Schottland; 1830 wurde er, nach seines Vaters Thronbesteigung, Herzog von D. und Kronprinz von Frankreich; 1831 erhielt er eine Brigade und marschirte mit dem französischen Armee Corps unter Gérard in Belgien ein. Eine im November zu Lyon ausgebrochene Revolte der Arbeiterbevölkerung stillte er durch kluges und mildes Benehmen; er vermittelte und linderte, wo er nur konnte. Dieselbe hülfreiche Thätigkeit zeigte er, als 1832 die Cholera in Paris wüthete; er besuchte selbst die Kranken im Hotel-Dieu. Im November 1832 zeigte er sich als tapferer und geschickter Führer seiner Division bei der Belagerung von Antwerpen; 1835 zog er nach Algier und nahm Theil an der Einnahme von Mascara. 1836 unternahm er mit seinem Bruder, dem Herzoge von Nemours, eine Reise nach Wien und Berlin, wo er durch sein Benehmen einen ungemein günstigen Eindruck zurückließ. Eine Folge dieser Reise war, daß er sich, durch die Vermittelung des Königs von Preußen, den 30. Mai 1837 mit der Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin, Helene Louise Elisabeth, geboren 1814, vermählte. Aus seinem glücklichen Familienleben rief er sich 1839 los, um, gegen den Willen der Minister, an einer Expedition in Algier Theil zu nehmen. Im Jahre 1840 begab er sich in Begleitung des Herzogs von Nemours, seines Bruders, abermals dahin und war bei mehreren Unternehmungen thätig. Zurückgekehrt, beschäftigte er sich am liebsten mit der Organisation und Musterung der Truppen. Die Einrichtung der Jäger von Vincennes (Chasseurs d'Orleans) ist sein Werk. Wieder wollte er 1842 eine Truppenmusterung vornehmen und deshalb nach St. Omer reisen. Um zuvor von seiner Familie Abschied zu nehmen, wollte er am 13. Juli 1842 nach Neuilly fahren. Unterwegs aber gingen die Pferde durch: der Prinz wollte aus dem Wagen springen, stürzte jedoch, mit Hestigkeit hinweg geschleudert, zu Boden, zerschmetterte sich den Hinterkopf und gab nach wenigen Stunden seinen Geist auf. Je mehr er wegen seines edlen und ritterlichen Benehmens, wegen seiner Tapferkeit, seiner Liebe für Künste und Wissenschaften, sowie wegen seines Rednertalents, geschätzt war, desto tiefer war der Schmerz, welcher seine Familie und Frankreich erfüllte. Eine Kapelle bezeichnet gegenwärtig die Stelle, wo der hoffnungsvolle Thronerbe Frankreichs ein frühes Ende fand. In den Juliusfesten 1845 wurde zu Paris sein Denkmal aufgestellt.

Orloff, eine der angesehensten russischen Familien, die sich unter Katharina II. erhob u. wovon wir anführen, 1) Grigori Grigorjewitsch, Fürst von, geboren 1734, ein Mann voll Muth u. männlicher Schönheit, aber dabei stolz, rauh und ungebildet, war Adjutant bei dem General-Feldzeugmeister Peter Schuwaloff, u. hatte sich mit diesem wegen dessen Gemahlin entweit, als er Katharinen, welche damals noch Großfürstin war, bekannt u. bald deren Liebling wurde. Er war eine Hauptperson bei der Verschwörung wider Peter III. u. der darauf folgenden Revolution; aber unwahr ist, daß er diesen unglücklichen Monarchen umgebracht haben soll. Lange beherrschte er die Kaiserin unumschränkt, und beinahe hätte sich letztere mit ihm vermählt. 1772 wünschte die, theils durch seine zahlreichen Feinde, theils durch D.s eigenes ungestümmes Benehmen wider ihn aufgebrachte, Katharina seine Entfernung; sie wollte jedoch den kühnen, unternehmenden Mann, welcher den ersten Antrag der Kaiserin, „er möge um seine Entlassung anhalten,“ mit Verachtung verwarf, lieber dazu bewegen, als zwingen. D. entschloß sich endlich, Petersburg zu verlassen, um eine Zeit lange Europa zu durchreisen, für welche Gefälligkeit er mit kaiserlichen Geschenken überhäuft wurde. 1774 erschien er jedoch abermals am Hofe, und wurde wieder in seine früheren Aemter eingesetzt. Hier erregte Potemkin's Einfluß bald seine Eifersucht; jetzt suchte er selbst um seine Entlassung an, ohne sie jedoch von Katharinen, welche durch ihn den nicht weniger kühnen Potemkin im Zaume zu halten suchte, zu erhalten. Die Eifersucht auf die neuen Günstlinge der Kaiserin verbitterte ihm jedoch das Leben; im Besitze großer Glücksgüter und mit einer jungen schönen Dame vermählt, lebte er dennoch unzufrieden u. brachte die letzten Jahre seines Lebens fast ganz mit Reisen zu. Der Verlust seiner Gemahlin, welche 1782 in

Lausanne starb, stürzte ihn in eine Art von Wahnsinn, wegen dessen auffallenden Aeußerungen bei seiner Rückkehr nach Petersburg man ihn den Hof zu verlassen u. nach Moskau zu gehen nöthigte, an welch' letzterem Orte er auch, noch von inneren Vorwürfen gefoltert, im April 1783 starb. Die Kaiserin hatte ihn schon vor seiner ersten Reise in den Fürstenstand erhoben. 2) Alexei D., Bruder des Vorigen, muthig wie dieser, ausgezeichnet durch gewaltige Gestalt u. riesige Kraft, spielte bei der Revolution (1762) von allen seinen Brüdern die kühnste Rolle. Er holte Katharina in einem Wagen aus Peterhof ab und rief dieselbe zuerst zur Kaiserin aus, u. ihm wurde der Antrag, den entthronten Peter III. in Nopsha zu bewachen. Hier eines Tages nach der Tafel allein bei dem Kaiser sitzend, gerieth er mit diesem in Streit. Von Wein erhit, vergriff sich D. thätlich an Peter; dieser vertheidigte sich; der Angreifer, einmal so weit gegangen, faßte rasch den Entschluß, seinen Gegner unschädlich zu machen u. suchte ihn zu erdrosseln. Da ihm aber dieß nicht gelang, so rief er seine Gefellen zu Hülfe u. Peter ward unter aufgethürmten Betten erstickt. Katharina belohnte diese Handlung, die vielleicht ohne ihren Willen geschehen war; D. wurde befördert, rückte bald zum Range eines Generalleutenants auf u. wurde 1764 Kammerherr u. Präsident der Tultkanzlei. Bei dem Ausbruche des türkischen Krieges übergab er der Kaiserin einen Plan zu einer Expedition nach dem Archipelagus; er wurde deshalb 1768 zum Admiral der ganzen russischen Flotte im Archipelagus ernannt. Nach einigen, nicht sonderlich günstig abgelaufenen, Unternehmungen erfocht er bei Tschesme einen glänzenden Sieg über die türkische Flotte. Als Belohnung erhielt er den Beinamen Tschesmenskoj, das Großkreuz des St. Georgenordens u. 100,000 Rubel, während überdieß eine Medaille zu seinen Ehren geprägt wurde. Zugleich aber wurde ihm auch befohlen, die Flotte nicht ohne ausdrücklichen Befehl zu verlassen, weil die Kaiserin seinen Unternehmungsgeist fürchtete. Nach einigen Blockaden und kleineren Gefechten segelte er nach Italien; in Livorno gewann er sich das Vertrauen der jungen Tarakanoff, der unglücklichen Tochter der Kaiserin Elisabeth, u. sendete dieselbe nach Petersburg. Mit dem Frieden kehrte auch D. dahin zurück u. der glänzendste Empfang ward ihm bereitet. Er wurde General en Chef u. erhielt bedeutende Schenkungen. Trotzdem gefiel es ihm in der Nähe des Hofes nicht; er begab sich nach Moskau, wo ihm nach seines Bruders Tode die Erlaubniß gegeben wurde, das Porträt der Kaiserin im Knopsloch zu tragen. Als Paul I. den Thron bestieg, rief er ihn nach Petersburg, um an den Mördern seines Vaters Rache zu üben. D. u. der von den Nordgenossen noch lebende Baratinsky mußten bei der feierlichen Abholung der Leiche Peters III. aus dem Alexander-Newsky-Kloster bis an den Winterpalast, u. von da bis in die Festung das Bahrtuch tragen. Als D. nach Hause kam, fand er den Befehl, sich auf Reisen zu begeben; er ging nach Deutschland u. kehrte erst nach Pauls Tode zurück; er starb 1808. — 3) Grigorij Fedorowitsch, geboren 1777, seit 1812 Senator, ist als Schriftsteller bekannt. Er beschäftigte sich mit Geschichte, Staatskunde u. Literatur u. war Mitglied der Akademien zu Petersburg u. Neapel. Seiner Gesundheit wegen lebte er größtentheils im Auslande, namentlich in Paris; er starb 1826 zu Petersburg. Schrieb: *Mémoires historiques, politiques et littéraires de Naples*, mit Anmerkungen von Duval. 2. Aufl. Paris 1825, 5 Bde., auch in's Deutsche, Englische und Französische übersetzt, behandelt die Geschichte Unteritaliens von der frühesten Zeit an; — *Histoire des arts en Italie*. Paris 1822, 4 Bde.; — *Voyage dans une partie de la France*, Paris 1824, 3 Bde.

Drmond, der älteste u. wichtigste Titel des Hauptzweiges der weit verbreiteten irischen Familie Butler, deren nahe Verwandtschaft mit dem heiligen Thomas von Becket (s. d.) kaum zu bezweifeln ist; wenigstens scheint es, als habe Heinrich II. zur Sühnung des, an jenem standhaften Vertheidiger der Kirche verübten, Mordes die Familie nach Irland verpflanzt u. mit Gütern u. Würden reichlich beschenkt. Wir führen hier an: 1) James Butler, Herzog von D., geboren 1610, folgte seinem Vater als Viscount Thurles, kaufte 1630 eine Cavalerie-

Compagnie u. lebte in England, bis er nach seines Großvaters Tode 1632 als Graf von D. Besitzer der sämmtlichen Familiengüter u. dadurch zur Rückkehr nach Irland genöthigt wurde. Bei seinem Eintritte in das irische Parlament zog er die Aufmerksamkeit des Vicekönigs Thomas Wentworth, nachmaligen Grafen Strafford, auf sich u. wurde durch diesen dem Könige Karl I. empfohlen. Als daher Strafford 1640 Irland verließ, empfing D. das Commando der gegen Schottland neu ausgehobenen Armee u. ward bei dem Ausbruche der Revolution 1641 zum Generallieutenant aller Streitkräfte der Insel ernannt, die freilich der schwierigen Verhältnisse wegen sehr unbedeutend waren. Dort hielt er die Revolution bis 1643 in Schranken u. wurde das Jahr darauf (1644) zum Vicekönige von Irland ernannt. Auch in dieser Stellung behauptete er sich sowohl den irischen Insurgenten, als dem Parlament gegenüber bis 1647, wo er endlich einsah, daß die königliche Sache nicht mehr zu halten sei. Er ging nach England, besuchte den gefangenen König im Kerker u. begab sich darauf nach Frankreich, um für die Befreiung u. Restitution des Königs thätig zu seyn. Mit neuen Hoffnungen u. von den Royalisten freudig empfangen, landete er 1648 in Cork, suchte die Parteien zu vereinigen, vermochte aber nicht, die Hauptstadt in seine Gewalt zu bringen. Als im folgenden Jahre Karl I. enthauptet worden war u. 1650 Cromwell selbst nach Irland kam, sah sich D. genöthigt, wieder nach Frankreich zurückzukehren. Während er in der Heimath zum Tode verurtheilt ward u. seine Güter der Confiscation verfielen, ertrug er am Hofe des Brätendenten Karls II. zu Paris, dann zu Köln u. Brüssel mit seinem Gebieter die äußersten Entbehrungen, gewann aber dagegen auf diesen den bedeutendsten Einfluß, den er 1658 durch eine Rundschafterreise nach England, im Interesse der Restauration des Königs, erhöhte. Als letztere erfolgt war, erhielt D. seine confiscirten Güter zurück, ward 1660 zum Großhofmeister des königlichen Hauses u. Pair von England, mit dem Titel eines Grafen von Brecknock u. Barons von Planthony in Monmouthshire, u. 1661 zum Herzog von D. in Irland ernannt. Im Jahre 1662 ging er wieder als Vicekönig nach Irland, welches er vollkommen beruhigte und dessen Wohlstand er durch Unterstützung von Handel u. Gewerbe zu heben suchte. Unterdessen aber waren seine Feinde thätig, ihn zu stürzen; der Herzog von Buckingham, dessen Rathschläge der König verfallen war, brachte 12 Anklagepunkte gegen ihn vor u. D. eilte, seinen Sohn Offory als Stellvertreter zurücklassend, selbst nach London, um sich zu vertheidigen. Der König schwankte lange, erlag aber doch endlich Buckingham's Einfluß u. entsetzte D. 1669, indem er Lord Roberts zum Vicekönige mit dem besondern Auftrage ernannte, D.'s Amtsführung streng zu prüfen. Roberts erklärte dieselbe für völlig untadelhaft u. D. ward in demselben Jahre zum Kanzler der Universität Oxford ernannt. Im Jahre 1670 wäre er fast dem Attentate eines gewissen Blood von Carney erlegen; der König aber, der selbst dem Verhöre beiwohnte, verzieh diesem Menschen aus geheimnißvollen Rücksichten nicht nur, sondern behielt ihn auch am Hofe. D. hatte zwar sein Leben gerettet, aber sein Ruf unterlag nach wiederholten Angriffen; neue Untersuchungen wegen Veruntreuung des Staatseinkommens ergaben seine Unschuld; dennoch blieb er in Ungnade bei dem schwachen Könige, der den offenen geraden Sinn D.'s scheute; denn D. zog sich nicht vom Hofe zurück, sondern erschien bei allen Levers u. äußerte unverholen seine Meinung über die Verwaltung des Landes. Endlich 1677 ernannte ihn Karl II. nochmals zum Vicekönig von Irland, wo D. mit dem größten Jubel empfangen wurde; 1682 kehrte er nach England zurück indem er seinen Sohn, den Grafen von Arran, als Stellvertreter zurückließ u. erhielt hier die Würde eines englischen Herzogs. Erst 1684 ging er wieder nach Irland, ward aber, nachdem bereits noch unter Karl II. seine Abberufung vorbereitet worden, von Jakob II. sofort unter dem Vorwande des Alters entlassen; er hatte noch den Schmerz dabei, nicht nur in der Würde des Vicekönigs, sondern auch in dem Regiment, dem er 50 Jahre als Oberster vorgestanden, seinen Todfeind Talbot als Nachfolger zu sehen. Er zog sich auf sein

Schloß Kingstonhall in Dorsetshire zurück u. starb daselbst 1688. — 2) James Buttler, Herzog von D., Enkel des Vorigen, geboren zu Dublin 1665, erklärte sich 1690 für Wilhelm III., siegte am Boyneflusse, nahm Dublin u. folgte dem König dann nach Flandern, wurde 1693 bei Neerwinden verwundet und gefangen, commandirte 1702 die vergebliche Belagerung von Cadix, nahm aber Vigo mit Sturm u. trug viel zur Vernichtung der französisch-spanischen Flotte bei, wodurch die ganze Marine dieser beiden Staaten zerstört wurde. 1703 wurde er Lordlieutenant von Irland; 1712 erhielt er den Oberbefehl über alle britischen Truppen in den Niederlanden, aber mit dem Befehle, keine Schlacht zu liefern, u. schloß im Juni dieses Jahres die Convention mit Villars, der der Friedensschluß folgte. D. war bei dem Tode der Königin Anna 1774 der mächtigste Mann in England u. er hätte eine Thronbesteigung des Hauses Hannover hindern können. Er floh 1715 mit Bolingbroke nach Frankreich und huldigte dem Prinzen Stuart. 1718 wurde er spanischer Generalcapitain und leitete als Staatsminister der Stuarts deren Unterhandlungen mit Alberoni, nach dessen Sturze aber zog er sich nach Avignon zurück u. starb dort 1747. Vergleiche *Mémoires de la vie de Milord Duc d'Ormond*, Haag 1737, 2 Bde.

Ormuzd ist in der Religion Zoroasters (s. d.) das höchste Licht, der Inbegriff alles Guten, Reinen, Edlen, geschaffen durch den allgemeinen Weltgeist Zeruane Akherene, zugleich mit seinem Gegensatz, Ahriman, der tiefsten Finsterniß, dem Inbegriffe alles Bösen u. Unreinen. Von D.'s Schöpfung an tritt Zeruane Akherene zurück u. überläßt dem nach ihm höchsten Wesen, dem D., die Erschaffung u. die Regierung der Erde. D., im höchsten Lichte, seinem eigentlichen Reiche wohnend, gibt nun der Welt die Feruers, die geistigen Vorbilder, u. dann der Welt selbst ihr Daseyn, welcher Zeruane eine zwölftausendjährige Dauer setzt; während dieser befindet sich D. in einem steten Kampfe mit Ahriman, welcher alle seine schöpferischen u. seine eigenen Kräfte anstrengt, um die Welt zu vernichten. — Nachdem das zwölftausendjährige Reich u. der eben so lange dauernde Kampf zwischen dem Guten u. Bösen beendet ist, entsteht die Erde aus ihrer Vernichtung u. D., auf dem Urberge Albordji thronend, ist alleiniger Regierer dieser reinen Lichtschöpfung, doch immer nur als Diener des unendlichen Urwesens, nicht Selbstherrscher, sondern Vizekönig, wenn man so sagen darf, verantwortlich dem großen Geist Zeruane Akherene, dessen Ausfluß er ist. Doch zu hoch erhaben steht dieses letztere Wesen, als daß es den Menschen faßlich wäre, darum wird es auch von denelben nicht angebetet; dieses findet nur mit D. statt, der hier der Erde der höchste Gott bleibt. In Zoroaster hat derselbe seinen Verkündiger gesandt u. in dem Sefiosch, einem künftig zu erwartenden Enkel des Zoroaster, der von einer Jungfrau geboren werden wird, sendet D. den Erlöser der Erde, welcher sie nach dem Kampfe aus ihrer Verriethung erheben und zum Lichte tragen wird.

Ornamente sind Verzierungen, Simswerke, Bildhauerarbeiten u. dgl. an Gebäuden (s. Verzierungskunst).

Ornat, wörtlich Schmuck, heißt vorzugsweise die Kleidung, welche die Geistlichen bei Amtsverrichtungen tragen. Der D. der katholischen Geistlichen ist nach den verschiedenen Graden verschieden. Gemein mit den Bischöfen haben die Priester (s. d.) das Armtuch (amictus), das weiße leinene Hemd (alba), den Gürtel, die Rochette (alba decustata), das Handtuch, die Stola (welche die Diakonen auf der linken Achsel, die Priester um den Hals in ein Kreuz geschlagen tragen) und das Messgewand. — Der D. der reformirten Geistlichen besteht in einem schwarzen Mantel u. in den Bässen (Ueberschlägeln) um den Hals. Bei den lutherischen Geistlichen gehören dazu Cherrock (Priesterrock) und Bässen, oder statt dieser ein weißer Kragen (Ringtragen, Halskrause). In manchen Ländern tragen die höheren und höchsten protestantischen Geistlichen als besondere Auszeichnung ein goldenes Kreuz um den Hals. Die Kleidung, welche die Geistlichen aller Kirchen unter den D.n tragen, ist von schwarzer Farbe.

Ormithologie heißt die naturgeschichtliche Kenntniß der Vögel (s. d.).

Drographie (griech.) der wissenschaftliche Ausdruck für Gebirgskunde; daher nennt man orographische Karten solche, welche den Zug und die Darstellung der Gebirge enthalten.

Drontes (jetzt Nahr el Nsi, d. h. der Stürmische) hieß im Alterthume der Hauptfluß Syriens; er entsprang in Cölesyrien auf dem östlichen Libanon, verschwand unter der Erde, floß, wieder erscheinend, nach Norden fort, berührte Antiochia und ging von da westlich ins Mittelmeer. In diesem letzten Abstände von 3 Meilen war er schiffbar.

Dropus hieß im Alterthume eine feste Hafenstadt an der Gränze von Attika und Böotien, die von den Athenern genommen und gegen Böotien benützt wurde. Antigonus eroberte D. und gab es den Böotiern wieder zurück. Es befand sich daselbst ein berühmter Tempel nebst Orakel des Amphiaros (s. d.). Jetzt heißt der Ort Drovo oder Ropo.

Drosius, Paulus, ein christlicher Presbyter aus Spanien, der zu Anfang des 5. Jahrhunderts lebte, schrieb ein Geschichtswerk in 7 Büchern unter dem Titel *Hormesta oder Historiarum libri VII. adversus paganos*, durch welches er den Vorwurf der Gegner der Christen, als ob das Christenthum an dem Unglücke des römischen Reichs schuld sei, geschichtlich zu widerlegen die Absicht hatte. Das Werk ist bündig, in vielen Theilen recht brauchbar, dabei aber nicht genau genug in der Zeitrechnung. Im Mittelalter diente es als gewöhnliches Compendium beim Studium der Universalgeschichte. Die erste Ausgabe erschien von Schüssler, Augsburg 1471; nach ihr besorgte Haverkamp eine sehr brauchbare, Leyden 1738, 2. Aufl. 1767. Die neueste ist von Mörner, Berlin 1844.

Orpheus, ein dem mythischen Zeitalter Griechenlands angehöriger Dichter, ein Thrakier, nach der Sage ein Sohn der Muse Kalliope und des Deager, Bruder des gleich berühmten Linos, des Lehrers von Herakles, vermochte Steine und Bäume durch seine Lieder in Bewegung zu setzen und durch deren Melodie die wildesten, reißendsten Thiere des Waldes zu zähmen. Er war vermählt mit Eurydike; doch nicht lange währte sein Glück: die geliebte Gattin ward von einer Schlange gestochen und starb, worauf Merkur sie in die Unterwelt abholte. Voll Verzweiflung hierüber, beschloß D., in die Unterwelt hinaufzusteigen und Pluto zu bitten, ihm die Gattin zurückzugeben. Seine zauberischen Töne bewirkten auch wirklich den Beherrscher des Schattenreichs, ihm zu gestatten, daß er Eurydike mit sich nehme; doch fügte er die Bedingung hinzu, daß D. sich nicht umsehen solle, bevor er auf die Oberwelt gelangt. Dies war zwar dem liebenden Gatten schwer, doch hielt er es aus, bis des Tages Schimmer schon in Grotte fiel, durch welche er zur Erde hinaufstieg; da sah er sich um, erblickte Eurydike, aber in diesem Augenblicke verschwand sie ihm für immer. — In seinen älteren Jahren nahm D. noch Theil an dem Argonautenzuge und war durch seinen Rath, sowie durch sein Cithar-Spiel den Abenteurern von großem Nutzen; doch konnte ihn seine seltene Kunst nicht vor dem schrecklichsten Tode schützen, indem er nach Apollodor in der Gegend von Pieria durch rasende Maenaden (Bachantinnen) zerrissen wurde. — D. wird der Stifter der Mysterien in Griechenland genannt; als Sänger weit umherziehend, Asien und Afrika durchwandernd, hatte er Kunst und Wissenschaft in das rohe Vaterland zurückgebracht und durch dieses die Menschen entwildert. Er gab den Thrakern Geseze, Religion, Poesie u. Musik; er schaffte die blutigen Menschenopfer, die Selbst- oder Blutrache ab; er führte die Entsündigten reuiger Missethäter ein, verband die Edleren unter den Griechen zu einem Bunde, dessen Geheimnisse die erste Grundlage zu allen folgenden Mysterien und religiösen Verbindungen wurden und die jedes folgenden Jahrhundert immer mehr veredelte und verfeinerte, und so wird sein Name als der eines der edelsten Menschen und der höchsten Wohlthäter der Menschheit gepriesen. Die ihm in früheren Zeiten beigelegten größeren Gedichte (der Argonautenzug und von der Natur der Steine) gehören späteren Jahrhunderten n. Chr. an; dagegen sind gewisse Fragmente von Hymnen und Orakelsprüchen dem mystischen Charakter des

D. weit entsprechender und gehören erweislich in eine sehr alte Zeit; schon die Pisistratiden ließen in Athen dergleichen Fragmente sammeln, aber freilich fielen auch schon damals Betrügereien damit vor. Wir haben noch 86 Hymnen, die aber in ihrer jetzigen Gestalt auch nicht von jenem alten D. oder seinen Zeitgenossen seyn können. Eine besondere Ausgabe, nebst deutscher Uebersetzung dieser Hymnen gibt es von Dietsch, Erl. 1822; Ausgaben der Orphischen Werke von Hermann, Leipz. 1805, 2 Bde.; Die Argonautica besonders von J. G. Schneider, Jena 1803, und das Gedicht von den Steinen von Tyrwhitt, Lond. 1781; Eine deutsche Uebersetzung des Argonautenzuges, zusammen mit Hesiod's Werken, von Voss, Heidelb. 1806.

Drrerium, s. Planetarium.

Drfini, s. Ursini.

Drfowa (Alt-) oder Ruschawa, Marktflecken im Bezirke des walachisch-illyrischen Gränzregiments, liegt in einer fruchtbaren und lieblichen Erweiterung des Donauthales. Die Einwohner, etwas über 1000 an der Zahl, sind meist Griechen u. Serben. Außerdem leben mehrere deutsche Familien u. viele Beamten im Orte. Es ist hier eine katholische und eine griechische Kirche, ein Cordonskommando, ein Dreißigstamt und eine Nationalschule, ferner eine Hauptstation der Donaubampfschiffahrt. Die Flur um Alt-Drfowa ist vorzüglich reich an Wein und Maisbau. In der Donau viele Fische, darunter große Haufen, die man bisweilen gleich spielenden Delpänen über die Wassersfläche emporspringen sieht. Nahe unter D. ergießt sich die Czerna in die Donau; am rechten Ufer des genannten Flusses liegt das Dorf Schupanek mit einer Kontumazanstalt. — Drfowa, glaublich das Belioconum der Römer, war unter den Türken und Oesterreichern eine Festung; in Folge des Friedensvertrags von 1739 aber mußten die Werke geschleift werden. Bei dem großen Erdbeben vom 23. Januar 1838 stürzten hier 50 Häuser ein. mD.

Drfowa (Neu-, türk. Uda-Kaleffi, d. i. Inselfestung) liegt im serbischen Distrikte Passarowiz, nahe unter Alt-Drfowa, auf einer länglichen Donauinsel, am Eingange zu dem berühmten Strompasse des eisernen Thores. Es ist befestigt und von türkischen Truppen unter dem Befehle eines Pascha besetzt. Seine weißen Minarete, die aus einem Walde von Pappeln und Cypressen malerisch sich erheben, versprechen von Ferne eine wohlgebaute Ortschaft; bei näherer Betrachtung aber findet man seine Erwartung sehr getäuscht. Der Platz ist öde und hat außer seinem mit türkischen Grabmalern geschmückten Friedhofe wenig Interessantes aufzuweisen. Der Palast des Pascha ist ein Bretterschuppen, an eine betaschirte Bastion angelehnt. Als Vorwerk der Festung ist am serbischen Ufer das Fort Elisabeth (türk. Schistab) erbaut, welches wieder durch einen an der Höhe des Berges stehenden, mit Schießscharten versehenen Thurm gedeckt wird. Die Landstraße geht durch dieses Fort. — Neu-Drfowa wurde 1718 von den Oesterreichern als Festung angelegt und zum Schutze gegen die von den umliegenden Bergen einfallenden Schüsse mit starken Kasematten versehen. 1738 ging es durch Altkord an die Türken über, welchen es durch den Friedensschluß von 1739 auch verblieb. Ihre Indolenz läßt aber die Werke immer mehr verfallen. mD.

Ort. 1) In der Astronomie s. d. Art. geocentrischer u. heliocentrischer D. der Planeten. — 2) In der Geometrie heißt D. die Linie oder Fläche, worin alle Punkte liegen, welchen, in Beziehung auf andere unveränderliche Größen, einerlei Eigenschaft zukommt. Der Kreisumfang z. B. ist der geometrische D. aller in einer Ebene liegenden Punkte, deren Abstand von einem festen Punkte unveränderlich und dem Halbmesser jenes Kreises gleich ist. Beschränkt man diesen Abstand nicht auf die Ebene, so ist die Kugelfläche der geometrische D. — 3) In der Marktscheidekunst die Stelle in einem Grubengebäude, an welcher man aufhört fortzumessen. Gebietet die Natur, nicht weiter fortzumessen zu können, so sagt man von der Stelle, wo man aufhören muß fortzumessen, daß sie der G a n z = D. sei. — 4) D. oder Reichs=D. hießen die, früher in einigen deutschen

Ländern, namentlich in Kurhessen, geprägten Viertelthaler; halbe D. oder Dertzen dagegen die Achtelthaler, und Viertelort die zwei Albusstücke. Ferner führen diesen Namen: eine Silbermünze in Norwegen, so wie eine frühere Münze in den Provinzen Lüttich, Brabant u. Flandern, endlich ein Gewicht in Dänemark.

Orteler-Spize heißt der höchste Punkt in den Rhätischen Alpen, nahe an der Gränze der Schweiz u. an den Quellen der Adda, Etsch u. des Inn, dessen Höhe auf 12,059 Fuß berechnet wird. Er ist 1804 zum ersten Male von einem Tyroler aus Passau, Namens Pichler, seither aber mehrmals erstiegen worden. Man kann die Spize desselben sogar am südlichen Ufer des Garda-Sees, zwischen Peschiera und Desenzano, sehen. Herrlich ist der Anblick des Berges von der Malser-Heide aus.

Ortenburg, Marktflecken in Niederbayern, Landgericht Vilshofen, an der Wolfach, umgeben von einer anmuthigen, fruchtbaren Landschaft. Die Gemeinde ist protestantisch und zählt mit den eingepfarrten Dörfern Steinkirchen, Würding und Königbach 1480 Seelen. Zeug- und Leinwandhandel, guter Getreidebau und Viehstand. In der Kirche Grabmäler der Grafen von Ortenburg, zu deren auf hohem Berge thronenden Stammburg eine Allee uralter Linden hinanführt. Das Schloß, ernst und ehrwürdig als Denkmal der grauesten Vorzeit, steht noch fest und wohl erhalten. Man zeigt dort den tiefen Brunnen, den Rittersaal und die Schloßkapelle, deren Decke von kunstreicher Holzschnitzarbeit als das eigenhändige Werk eines Grafen angegeben wird, und führt den Besucher endlich zu einem Fenster des Thurmes, aus welchem sich eine herrliche Uebersicht der Umgegend eröffnet. — Die Grafen von Ortenburg sind von den mächtigen Dynastengeschlechtern, die sich einst in den Besitz Niederbayerns theilten, das einzige, welches sich bis auf unsere Tage fortgepflanzt hat. Sie stammen von den rheinischen Grafen von Sponheim ab und begründeten ihre Macht in Kärnthen, wohin Friedrich von Sponheim, des Hauses Stammvater, dem zum Herzoge dieses Landes berufenen Grafen Adalbert von Eppenstein gefolgt war. Dort erbaute Friedrich die Stadt Spital und die Feste Ortenburg oder Artenburg, die seiner Familie den Namen gab. Seine Nachkommen werden bald als Markgrafen von Istrien und Herzoge von Kärnthen, bald als Bischöfe und Erzbischöfe in der Geschichte ehrenvoll genannt. Die kärnthische Linie starb mit dem Grafen Friedrich, kais. Statthalter zu Aquileja, 1421 aus. Nach Bayern kamen die D. e. mit Rapoto I. (1190), der mit seiner Gemahlin Elisabeth, der Erbtöchter eines gräflichen Geschlechtes, genannt von Sulzbach, große Besitzungen im Rotachgau und Isengau erwarb. Er erbaute im Rotachgau eine neue Burg, welche er nach dem kärnth'schen Grafenschlosse D. nannte. Der Glanz der bayer'schen Linie wurde am meisten erhöht, als Rapoto II. durch Herzog Ludwig den Kelheimer die Hand seiner Schwester, der Prinzessin Mechtilde, erhielt und 1209 zu der eben erledigten Würde des Pfalzgrafen in Bayern erhoben wurde. Rapoto's II. Bruder, Heinrich, bekam durch seine Verheirathung mit Richza von Reg die Grafschaft Murach zugebracht, womit die D. e. auch in der Oberpfalz reich begütert wurden. Außerdem erwarben sie durch Erbschaft und Kauf eine Menge Herrschaften. Die pfalzgräfliche Linie hatte ihren Sitz besonders zu Griesbach, die gräfliche zu D. und Murach. Aber die Vertheilung des Besitzthums in so verschiedenen Landen und Gauen, der wenige Zusammenhang der Familie unter sich selbst, der Verlust des Herzogthums Krain und der Markgrafschaft Istrien, das allzubereite Hingeben in verderbliche Fehden, wie z. B. mit den mächtigen Grafen von Bogen und den Bischöfen von Passau, zerstörten des Hauses D. hohe Blüthe, u. im 16. Jahrhunderte bereits hatte es fast nichts mehr inne, als die kleine Reichsgrafschaft D. in Bayern, mit einem Flächenraume von 1¹ □ Meilen und einer Bevölkerung von 3100 Seelen. Die Feste D. wurde 1504 in der Abwesenheit des Grafen Wolf von einer Schaar Raubgejellen überfallen, ausgeplündert und in Brand gesteckt. Graf Joachim, welcher 1551 die Regierung übernahm, führte die evangelische Lehre ein, was zu mancherlei Verwicklungen mit Bayern

Anlaß gab. Graf Karl Joseph verlor 1806 die Reichsunmittelbarkeit und vertauschte noch im selben Jahre die Grafschaft D. an die Krone Bayern gegen die ehemals Kloster Langheim'sche Herrschaft Lambach in Franken und einen Theil des Bamberger Amtes Seßlach. Das Schloß D. brachte er aber 1822 durch Kauf wieder an sich, um das Stammhaus seiner Ahnen vor dem drohenden Verfall zu schützen. — Hirschberg, Geschichte des herzoglichen und gräflichen Gesammthauses D., Sulzbach 1828. mD.

Orthodoxie, Rechtgläubigkeit. Die unabänderlichen Grundsätze der katholischen Kirche in Beziehung auf den Glauben und das Bekenntniß, welches sie von ihren Gliedern fordert, beruhen darauf, daß der Inhalt des Glaubens nicht ein Erzeugniß menschlicher Thätigkeit, sondern ein Geschenk, eine Offenbarung Gottes ist, woran durch menschliche Willkür nie Etwas geändert, weder hinzugefügt, noch abgenommen werden kann, und daß sie, die kathol. Kirche, berufen u. dazu mit dem Beistande des h. Geistes und der Gabe der Unfehlbarkeit ausgerüstet ist, dieses höchste Gut des wahren Glaubens der ganzen Menschheit in seiner Reinheit und Ganzheit zu bewahren. Daher muß die Kirche nothwendig alle Diejenigen von der Theilnahme an den heil. Sakramenten ausschließen, welche sich durch Irrlehre hartnäckig innerlich von ihrer Gemeinschaft geschieden haben, und trotz aller Schmähungen und Verläumdungen hat sie immer ihrem Grundsatze getreu gehandelt; sie würde ohne diesen sich selbst u. ihren Beruf aufgegeben haben. Dieses Verfahren der Kirche beruhet also auf einer inneren Nothwendigkeit der Sache und ist weit entfernt von Intoleranz, indem die Pflichten der christlichen Liebe, welche wir ohne Unterschied allen Menschen schuldig sind, dadurch nicht im mindesten aufgehoben werden. Die Glaubensneuerer aber, welche die einzige, von Gott gesetzte, Auctorität in Glaubenssachen verwerfen, begaben sich dadurch offenbar des Rechtes, eine bindende Glaubensnorm aufzustellen und, wenn sie es thun, so üben sie eine Usurpation und sind im inneren Widerspruche mit sich selbst. Daher ist es auf außerkirchlichen Boden eine mißliche Sache um die D. und ist schwer abzusehen, mit welchem Zuge sich die sogenannten orthodoxen Protestanten, als solche, den Rationalisten und Reologen gegenüber behaupten können, da diese ihnen gegenüber nur eben dieselbe Willkür in Anspruch nehmen, auf welcher jene, der katholischen Kirche gegenüber, ihre Existenz gründen. Dabei ist jedoch nicht zu verkennen, daß auch für den Protestanten die D. noch einen Werth hat, insofern sie nämlich auf einem aufrichtigen Festhalten an dem überkommenen Glauben, als dem nach seiner Ueberzeugung richtigen, beruht. Ueberhaupt aber ist auch für den Katholiken alles Pochen auf D. etwas Verkehrtes, insofern es die Voraussetzung einschließt, als ob der Beruf zu dem rechten Glauben ein Verdienst, und nicht eine Gnade wäre.

F. M.

Orthoëpie (griech.), die gute und richtige Sprache und Ausdrucksweise; **Orthoëpik**, die Lehre davon, welche einen Theil der Formenlehre bildet.

Orthographik (griech.), deutsch Rechtschreibung, ist der Inbegriff der Regeln über den richtigen Gebrauch der Buchstaben zur Schrift (**Orthographie**). Da die D. durch die Aussprache bedingt ist, so ist es natürlich, daß sie in derselben Sprache zu verschiedenen Zeiten der Sprachbildung verschieden war. Ein Hauptgrund dieser Verschiedenheit ist der, daß man überhaupt nicht so viele Zeichen, als Laute, hat und besonders in den alten Sprachen solcher Zeichen weniger waren, als später; dann, daß dieselben Sprachen verschiedene Dialekte hatten, deren Eigentümlichkeiten sich besonders in der D. zeigten und auf sie einwirkten. Auch steht die Bemerkung fest, daß eine Sprache desto laxer in ihrer D. ist, je weniger sie eine wirkliche Bildung erfuhr, oder von solchen, die kein richtiges Sprachbewußtsein hatten, gehandhabt wurde. In Ländern, wo es Akademien gibt, die die Sprache bilden, wie Frankreich, Spanien, Italien, wird auch die D. von diesen Akademien bestimmt. Hülfsmittel zur Erlernung und Übung der D. hat man von Kruse, Baumgarten, Böllz, Dolz, Petri, Hartung, Desaga, Müller u. m. A.

Orthopädie, wörtlich Geraderziehung, nennt man die Kunst, die krankhaften Formveränderungen des menschlichen Gliedersystems richtig zu erkennen u. in ihre normale Form und Richtung zurückzuführen. Das Wort O. wurde zuerst angewendet von Dr. Andry in seiner Schrift: *L'orthopédie ou l'art de prévenir et de corriger dans les enfans les difformités du corps.* Paris 1741. 2 Bde. Dieß gab Veranlassung, die O. für französischen Ursprungs zu halten, während sie doch auf deutschem Boden zuerst wissenschaftlich bearbeitet, und als ein in sich abgeschlossener Zweig der Heilkunde theoretisch und praktisch begründet ward. Andry behandelt in seiner O. auch die Heilung der Frostbeulen, der Häsenscharte, der Fehler des Zahnfleisches u., Dinge, die der wahren O. ganz fremd sind. Dagegen ist Feiler in Altorf, später Professor in Landshut, als Gründer der eigentlichen O. zu betrachten durch seine rein wissenschaftliche und von jeder fremdartigen Einmischung freie orthopädische Schrift: *„De spinae dorsi incurvationibus earumque curatione.“* Nürnberg 1807. Mit dem Erscheinen dieser Schrift wurde die O. den Händen der ärztlichen Pflücker entrissen und zu einer selbstständigen Doctrin erhoben, die Anfangs nur die Verkrümmungen des Rückgrats in sich begriff, allmählig aber auch über die übrigen Formgebrechen des menschlichen Körpers sich ausbreitete. Seit Feiler's Schrift sind zahlreiche literarische Arbeiten in diesem Zweige der Heilkunde erschienen, und die O. fand rasche Verbreitung in Deutschland und England, in neuester Zeit aber vorzüglich in Frankreich. Unter die thätigsten Ausbilder der O., sowohl in theoretischer als praktischer Beziehung, gehören außer den Genannten: Portal, Schelbrake, Jörg, Heidenreich, Delpsch, Dupuytren, Maissonabe, Bampffield, Guérin, Bouvier, Stromeyer, Dieffenbach u. Durch die Bemühungen dieser Männer erlangte die O. solchen Umfang und solche Bedeutung, daß sie als spezieller Theil der Heilkunde sich mitten zwischen Medizin und Chirurgie zu stellen vermochte; noch aber erfordert ihre weitere Vervollendung die fortbauernde rege Theilnahme der Aerzte, die ihr auch in immer reichlicherem Maasse zugewendet zu werden scheint. Einen großen Aufschwung erfuhr die O. durch die Einführung der Muskel- u. Sehnen-Durchschneidung. Durch diese Operation werden in wenigen Wochen Verkrümmungen geheilt, welche früher Jahre lange Kuren erforderten. Leider aber ist ein großer Theil der Glieder-Verkrümmungen dieser operativen Behandlungsweise nicht zugänglich und läßt sich nur durch mechanische Heilmittel, verbunden mit einer zweckmäßigen, alle ursächlichen Momente berücksichtigenden innern Kur beseitigen. Daher denn die O. jener Zweig der Heilkunde ist, der mehr, als jeder andere, eine unbegrenzte Ausdauer von Seiten des Kranken und des Arztes erfordert. Die Aufgabe der O. ist aber um so wichtiger, als es sich bei derselben nicht bloß um Beseitigung der Verkrümmungen, sondern auch darum handelt, den, durch die Mißbildungen in seiner Form und Lage, sowie in seinen Lebensverrichtungen gewöhnlich veränderten, Organismus zu seinem Normalleben zurückzuführen. Diese Veränderungen der Lebensverrichtungen sind aber in bald höherem, bald geringerem Maasse mit den Knochen-Verkrümmungen verbunden, je nachdem diese an Stellen des Knochengerüsts sich finden, welche mit mehr oder minder wichtigen Organen in Verbindung stehen; so sind Verkrümmungen der Fußknochen, abgesehen von der Beschränkung des Gehens, gewöhnlich ohne Einfluß auf den Gesamtorganismus, während Verkrümmungen der Wirbelsäule in der Brustgegend, indem sie die Lage der Eingeweide in der Brusthöhle verändern und diese Organe: Herz, Lunge u. zum Theil in ihren Verrichtungen hemmen, bei der Wichtigkeit dieser Verrichtungen vom größten Einflusse auf die Erhaltung des normalen Zustandes des Organismus seyn müssen. Gegenstand der O. sind vorzugsweise die Krümmungen der Rumpfknochen, also der Wirbelsäule, und zwar am Halse und am Rückgrat nach vorn, hinten und nach den Seiten; ferner die Verkrümmungen des Brustkastens, die selten für sich allein bestehen, und die Verkrümmungen des Beckens. Ihnen reihen sich an die Verkrümmungen der Extremitäten und zwar der oberen: Verkrümmungen der Schulter, des Ober- und

Unterarms, des Unterarms und der Hand (Klumpband) und Verkümmungen der Finger; — dann der unteren Extremitäten: Angezogenseyn des Oberschenkels an den Unterleib, Verkümmung des Knies (Ziegenbein, Säkelbein), des Fußes (Pferdefuß, Plattfuß, Klumpfuß) und Verkümmungen der Zehen. Die Verkümmungen der Hirnschale und der Gesichtsknochen sind bisher nicht in den Bereich der D. gezogen worden. Die Verkümmungen sind entweder angeboren, oder erworben; in ersterem Falle haben die Ursachen schon bei der ersten Bildung auf den Fötus eingewirkt (s. Mißgeburt); in letzterem dagegen sind die Verkümmungen Folge äußerer Einflüsse; sie entstehen durch Verletzungen, übermäßige Anstrengung einzelner Gliedertheile, durch Krankheiten der Haut und der Muskeln zc. oder die Verkümmungen sind Folge innerer allgemeiner Krankheitszustände, wie: der englischen Krankheit, der Skrophelsucht, Gicht, mancher Gehirn- und Rückenmarks-Krankheiten zc. (s. Deformitäten). Die Berücksichtigung dieser Ursachen ist in der D. Behufs der Auswahl der einzuschlagenden Behandlung von größter Wichtigkeit. Die Behandlung der Verkümmungen ist dynamisch, mechanisch oder operativ. Keine dieser Grundmethoden ist aber für sich allein hinreichend, ein Formgebrechen des menschlichen Körpers vollständig zu beseitigen, sondern es sind hiezu wenigstens immer zwei erforderlich, von deren richtiger Auswahl und Verbindung der Erfolg der Kur abhängt. Das dynamische Heilverfahren sucht zunächst die zum Grunde liegenden und etwa noch fortwirkenden allgemeinen Krankheitsursachen zu heben, dann örtlich zu erschaffen oder zu reizen durch Bäder, Einreibungen und Pflaster. Das mechanische Heilverfahren bestrebt sich, die Verkümmungen durch äußere Kraft zu heben und bedient sich hiezu der Anwendung der Gymnastik und zwar der aktiven, wie passiven Bewegung, ferner der Manipulationen, endlich der Bandagen, Binden u. Maschinen, welche sämmtlich durch Zug, Druck oder Stützung wirken. Das operative Heilverfahren besteht in der Durchschneidung der Sehnen, Muskeln und Aponeurosen, deren Verkürzung die Verkümmung des Glieds bedingt, sowie in der nachfolgenden Anwendung mechanischer Ausdehnungs-Vorrichtungen, wodurch das Glied vollends in seine natürliche Form zurückgeführt wird (s. Sehnen durchschneidung). — Bei der oft bestehenden Schwierigkeit, diese verschiedenen Heilmethoden in den gewöhnlichen Verhältnissen des Privatlebens in Ausführung zu bringen, hat man eigene orthopädische Institute errichtet, in denen nur Verkümmte aufgenommen, und nach Maßgabe ihres Leidens behandelt werden. Das erste solche o. Institut wurde in Lübeck von Leithof gegründet; das erste bedeutendere aber war das von Heine in Würzburg errichtete, dem in neuer Zeit viele andere nachfolgten.

E. Buchner.

Orthopteren, s. Insekten u. Heuschrecken.

Ortolan, **Hortolan**, **Gartenammer** oder **Fettammer**, *Emberiza hortulanus* L., ist ein kleiner Zugvogel, welcher im mittleren u. südlichen Europa (in Deutschland besonders in Thüringen), in Rußland u. dem mittlern Asien einheimisch ist u. den Winter in Italien, Sicilien, Griechenland, den süßfranzösischen Küsten zc. zubringt. Er nährt sich besonders von Hafer u. Hirse u. wird davon im Herbst ganz außerordentlich fett u. sehr wohlschmeckend, weshalb er besonders auf der Insel Cypren, sowie in Italien und Frankreich häufig verschickt wird u. einen Handelsartikel bildet. In Cypren geschieht dieß besonders bei dem Dorfe St. Stoppa, wo man die D. ohne Kopf u. Füße aufwallen läßt, dann mit Gewürz u. Essig, zugleich mit anderen, in Farbe, Fettigkeit und Wohlgeschmack ähnlichen, Vögeln in Fätschen einlegt u. so unter dem gemeinschaftlichen Namen D. nach den großen Städten von Europa verschickt. In Italien u. Frankreich werden sie da, wo sie häufig sind, gerupft, in Schachteln gepackt, mit Mehl u. Hirse bestreut u. so versendet.

Ortsbestimmung, die Bestimmung der geographischen Länge u. Breite eines Ortes, s. die Art. Breite u. Länge (geographische).

Ortus cosmicus, s. Aufgang.

Drvieto, Stadt im Kirchenstaate, auf einem steilen Felsen, an der Baglia, seitwärts der Straße von Florenz nach Rom, unweit des Sees von Bolsena gelegen, hat 7000 Einwohner, ist Sitz eines Bischofs u. besonders merkwürdig wegen seines Domes, eines der wichtigsten Denkmale der wieder belebten Kunst in Italien u. ein Zeugnis des edlen Sinnes einer kleinen Bevölkerung, die aus eigenen Mitteln mit Geduld u. Ausdauer so Herrliches zu Stande gebracht. Der erste Baumeister ist Lorenzo Maitani von Siena, u. 1290 wurde der Grund gelegt. Für den Styl ist er dem Impuls der germanischen Baukunst gefolgt, hat aber diese wesentlich nach den Kenntnissen, Bedürfnissen u. Gewohnheiten seines Landes abgeändert. Drei Jahrhunderte hat man fortgebaut und geschmückt, so daß der Bau gegenwärtig mit seiner Architektur, mit seinen Sculpturen u. Ornamenten, seinen Fresken, Mosaiken, Glasgemälden u. Altarbildern als ein lebendiges Buch der neuern Kunstgeschichte dasthet. Von 1290 — 1580 waren 31 Architekten, von 1290 — 1400 104 Bildhauer, bis 1600 150, von 13 — 1500 54 Maler am Dom beschäftigt. Die Facade ist außen mit den Statuen der Apostel und der heil. Jungfrau, mit Geschichten des alten u. neuen Testaments in Sculptur u. Mosaik ausgestattet. Im Innern der Kirche befinden sich eine Menge werthvoller Gemälde der größten Meister. Außerdem ist sehenswerth: die Kirche St. Domenico, mit dem Grabmal des Cardinals Guglielmo de Brago von Arnolfo 1282. In der Bibliothek verschiedene Handschriften aus dem 14. Jahrhundert, Legenden von Heiligen etc. — Der „tiefe Brunnen,“ auf Befehl des Papstes Clemens VII. während der Belagerung Roms gegraben u. gebaut von San Gallo. Auch der Wein von D. ist berühmt.

Drville, Jacques Philippe d', ein gelehrter Philolog, geboren 1696 zu Amsterdam, Schüler von Burman u. Jakob Gronov, erweiterte seine Kenntnisse auf Reisen u. lehrte seit 1730 zu Amsterdam, wo er 1751 starb. Einen Schatz von Gelehrsamkeit birgt seine Ausgabe des „Chariton“ (2. A. Leipz. 1783). Nach seinem Tode erschien von ihm eine Reisebeschreibung unter dem Titel „Sicula“ (2 Bde. 1764).

Dryktognose (griech.), Kenntniß der Mineralien. — Dryktologie, Lehre von den einzelnen Mineralarten, s. Mineralogie.

Dagen, ein indianischer Völkervolk, der vorzüglich in den nordamerikanischen Staatsgebieten Arkansas und Missouri lebt und, gleich den verwandten Abkömmlingen, Jagd u. Fischfang treibt. Der Ackerbau hat nur geringe Fortschritte unter ihnen gemacht und das Christenthum erst bei Einigen Eingang gefunden. Sie zählen über 12,000 Köpfe, wohnen in Dörfern, theils unter oligarchischer, theils unter republikanischer Verfassung.

Dsann, 1) Emil, Arzt u. medizinischer Schriftsteller, geboren den 25. Mai 1787 zu Weimar, wo sein Vater Staatsrath war, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt u. widmete sich dann auf den Rath seines Oheims Hufeland (s. d.), dessen Schwiegersohn er später wurde, dem Studium der Heilkunde in Jena und Göttingen. 1809 wurde er an ersterer Universität zum Med. Dr. promovirt und ließ sich nun als praktischer Arzt in Berlin nieder, woselbst er 1810 Assistent der Hufeland'schen Poliklinik wurde; 1814 wurde er außerordentlicher Professor an der Militärakademie, 1816 Privatdozent, 1818 außerordentlicher Professor an der Universität, 1821 ordentlicher Professor an der Militärakademie und 1826 ebenso an der Universität; 1834 wurde er Direktor der Poliklinik und 1838 Geheimer Medizinal-Rath. Er starb den 11. Januar 1842. — D. hat sich namentlich im Gebiete der Heilquellenlehre verdient gemacht; sein Hauptwerk ist, abgesehen von einigen Monographien: „Phyikalisch-medizinische Darstellung der bekannten Heilquellen der vorzüglichsten Länder Europa's“, 2 Thle., Berlin 1829, 2. Aufl. 1839. — Er war auch Redakteur des „Hufeland'schen Journals“ u. der Hufeland'schen „Bibliothek der Heilkunde“. — 2) D., Gottfried Wilhelm, Prof. der Chemie an der Universität Würzburg, geboren den 28. Oktober 1797 zu Weimar, Bruder des vorigen, kam 1816 auf die Universität Berlin, später

nach Jena, Erfurt u. Erlangen, wurde 1819 in Jena zum Med. Dr. promovirt und ließ sich nun als Privatdocent in Erlangen nieder; 1821 ging er als Privatdocent nach Jena, 1823 wurde er ordentlicher Professor der Chemie u. Pharmacie an der Universität Dorpat, 1824 russischer Hofrath, 1828 aber wurde er Professor der Chemie in Würzburg. Er schrieb unter anderen: „Kunst der chemischen Elemente“. Dorpat 1825. 2. Aufl., Jena 1830. — 3) D., Friedrich Gotthilf, geboren 22. August 1794 in Weimar, studirte daselbst, dann in Jena u. Berlin Philologie, war zuerst Privatdocent in Berlin, eröffnete jedoch keine Vorlesungen, kehrte nach Weimar zurück u. begab sich dann nach Dresden, widmete daselbst seine ganze Thätigkeit dem Studium der Archäologie, machte 1817—19 eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland, Frankreich, England u. Italien, hielt 1819—21 Vorlesungen in Berlin, ward dann außerordentl. Professor in Jena, 1825 ordentl. Prof. der Beredsamkeit u. Dichtkunst in Gießen, 1827 auch Direktor des philologischen Seminars daselbst, wo er noch thätig u. segensreich wirkt. D., als Mann bieder, bescheiden, gesellig, offen; als Lehrer anregend, unterstützend, als Gelehrter tüchtig, vielseitig, am höchsten wohl in der Archäologie u. Literaturgeschichte stehend, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, hat bereits, außer vielen Abhandlungen u. Recensionen in verschiedenen Zeitschriften, an 40 verschiedene Schriften herausgegeben, von denen besonders genannt werden mögen: *Analecta critica scenicae romanae poeseos reliquias illustr.* Berlin 1816; über des Sophokles *Ajax*, das. 1820; *Sylloge inscriptionum etc.* Darmstadt 1836 f.; *Auctuarium Lexicorum graec. etc.*, das. 1824; *C. Corn. Tacit. de oratoribus dialogus, recens.*, Gießen 1829; *Die Alterthümer von Athen*, Dresden 1831; *Beiträge zur griech. u. röm. Literaturgeschichte*, 1. Bd., das. 1835, 2. Bd., Kassel 1839; *Triadne*, ein Drama, Braunschweig 1840; *Cic. de republ. libr. fragm. rec. et adnot. crit. illustr.*, Göttingen 1847. n.

Oscillation, f. Schwingung.

Osiander, 1) Andreas, geboren zu Gunzenhausen 1498, hieß mit seinem eigentlichen Namen Hofmann u. war der Sohn eines dortigen Schmidts. Er studirte Theologie zu Ingolstadt und Wittenberg und schloß sich in letzterer Stadt an Luther an, mit dem er zuerst die Impanation behauptete; dabei besaß er auch schöne Kenntnisse in den Sprachen, der Philosophie, Mathematik und Medizin. Bald aber wich O. von der durch Luther aufgestellten Lehre von der Buße und Rechtfertigung ab, welche er nicht, wie die anderen Lutherischen, in der Zurechnung der Gerechtigkeit Jesu Christi, sondern in der innigsten Vereinigung der substantiellen Gerechtigkeit Gottes mit unseren Seelen bestehen ließ. — Bei Abfassung der Augsburger Confession gab er sich alle Mühe, diese sonderbare Meinung der ganzen protestantischen Partei aufzubringen und behauptete sie im Angesichte Luthers mit frecher Stirne; auch bei der Zusammenkunft zu Schmalkalden erregte sein dreister Ton allgemeines Erstaunen. Da man aber unter der Partei, wo er seiner Gelehrsamkeit wegen ziemliches Gewicht hatte, neue Spaltungen verhüten wollte, sah man darüber hinweg. — O. besaß eine besondere Gabe, Luthern zu unterhalten. Bei der Rückkunft von der Conferenz zu Marburg mit den Sacramentsgegnern schrieb Melancthon an Camerarius: „O. hat Luther und uns alle sehr belustigt.“ Er spielte, besonders bei Tische, gerne den Lustigmacher; seine Possen waren aber so unskätig, daß man sie nicht nacherzählen kann. Calvin sagt in einem Schreiben an Melancthon von ihm: „So oft O. bei Tische den Wein gut fand, lobte er ihn mit dem Ausdrucke, den Gott von sich selbst gebraucht: „Ich bin, der ich bin,“ oder auch: „Seht hier den Sohn des lebendigen Gottes!“ Weiter nennt er ihn einen brutalen Menschen, eine Bestie, die nicht zu zähmen sei und einen Auswurf der protestantischen Partei. Und dennoch war O. eine von ihren Grundpfeilern. Die Kirche von Nürnberg, eine der ersten der Sekte, hatte ihn seit 1522 als ihren Hauptprediger aufgestellt, und bei allen Conferenzen findet man ihn in der Reihe der Vorseher. — Vielleicht sprach Calvin aus persönlicher Abneigung über O. ein so ungünstiges Urtheil, weil er ein Haupt-

gegner der Sacramentirer war und die Behauptung der wirklichen Gegenwart so übertrieb, daß er den Satz aufstellte: „Dieses Brod ist Gott.“ Aber auch die Lutherischen hegten von ihm keine bessere Meinung, und Melancthon, der so viel wie möglich seine Partei nahm, rügt in vertrauten Briefen an seine Freunde sein anmassendes Wesen, seine Träumereien, seine anderen Tollheiten und abentheuerlichen Meinungen. — Da D. seine Schwester 1530 an Cranmer, der damals schon Priester war und nachher 1533 Erzbischof von Canterbury wurde, verheirathet hatte, so wäre er gern nach England gegangen und es lag nicht an ihm, daß er nicht durch seine Brautereien Unruhen in diesem Lande austreute, wo er durch den bedeutenden Einfluß seines Schwagers Credit zu erhalten hoffte. Allein Männer von Kenntnissen und Ansehen machten diesen auf die Gefahr aufmerksam, einen Mann, der schon ein so großes Gewirre neuer Meinungen in der Kirche verbreitet habe, in's Land zu ziehen. Cranmern ging dieses selbst ein und er gab Calvin Gehör, der ihn vor den Blendwerken warnte, mit denen D. sich selbst und Andere bethörte. — Während der Unruhen des Interim verließ D. plötzlich Nürnberg, dessen Kirche 25 Jahre unter seiner Oberleitung gestanden war, und emigrierte nach Preußen, wie denn keines der Häupter der Reformation bei seiner Gemeinde Stand hielt, wenn persönliche Gefahr sich zeigte, oder Lust zeigte, um der Reform willen sich dem Märtyrertode Preis zu geben. — Preußen war vorher eine Provinz des deutschen Ordens gewesen; allein Markgraf Albrecht von Brandenburg, Hochmeister des Ordens, bekam 1525 Lust, zu heirathen, zu reformiren, und ein Erbfürstenthum zu erwerben. Auf solche Weise ging diese Provinz zur neuen Lehre über und ward dem Lutherthum auf das Eifrigste zugehan. Sobald D. in Königsberg angekommen war, setzte seine Neuerung über die Rechtfertigung die dasige Universität sogleich in Flammen. So groß sein Eifer immer war, seine Meinung geltend zu machen, so hielt ihn die Scheue vor Luther, dessen hochfahrendes Wesen er fürchtete, in Schranken, daß er zu dessen Lebzeiten Nichts über diese Materie schrieb. Kaum aber sah er sich in Preußen gegen den Parteidruck gesichert, so suchte die Gunst des Fürsten, der ihm den ersten Lehrstuhl an seiner Universität gegeben hatte, seinen Muth an, der mit aller Gewalt losbrach, und das ganze Land entzweite. Er starb 1552. — Von seinen meist polemischen Schriften ist als sehr selten zu bemerken: *Harmonia evangelica libri IV.*, Basel, 1537. Vgl. Wilken, *Das Leben, Lehre u. Schriften*, Strals., 1844. — 2) D. Friedrich Benjamin, berühmter Geburtshelfer, geboren zu Zell in Württemberg den 9. Februar 1759, Sohn eines Predigers, widmete sich dem Studium der Heilkunde auf der Universität Tübingen und wurde daselbst zum Med. Dr. promovirt; er ließ sich nun als praktischer Arzt in Kirchheim unter Teck nieder und erwarb sich alsbald als praktischer Geburtshelfer und durch seine Schrift: „Beobachtungen, Abhandlungen und Nachrichten, welche vorzüglich Krankheiten der Frauenzimmer und Kinder betreffen,“ Tübingen 1787, solchen Ruf, daß er 1792 als Professor der Entbindungskunst und Direktor der Entbindungsanstalt an die Universität Göttingen berufen ward, an welcher er bis an sein Lebensende, den 25. März 1822, mit großem Ruhme thätig war. — D. war in Deutschland der hauptsächlichste Vertreter jener Richtung in der Geburtshülfe (s. d.), welche den größten Werth auf möglichst vieles Operiren legt; daher er denn in dieser Beziehung um die naturgemäße Entwicklung dieser Kunst sich nicht sonderlich verdient gemacht hat. Unbestrittener ist das Verdienst, das er sich durch seine werthvollen Schriften erworben hat. Die wichtigeren derselben sind: „Denkwürdigkeiten für die Heilkunde und Geburtshülfe,“ 3 Bde., Göttingen 1794 — 1799. — „Handbuch der Entbindungskunst,“ 3 Bde., Tübingen, 1818—1825, 2. Aufl., 1829—1832, besorgt von seinem Sohne Johann Friedrich (s. d.), der überhaupt den 3. Bd. verfaßt hat. — „Lehrbuch der Entbindungskunst“ (Geschichte), Göttingen 1799. — „Ueber die Entwicklungskrankheiten in den Blüthejahren des weiblichen Geschlechts,“ 2 Theile, Tübingen 1817, 2te Aufl. 1820. — „Ueber den Selbstmord,“ Hannover 1813. — 3) Johann Friedrich, Sohn des Do-

rigen, geboren den 2. Februar 1787 zu Kirchheim unter Teck, studirte in Göttingen und wurde daselbst 1808 zum Med. Dr. promovirt, machte größere wissenschaftliche Reisen nach Paris und Wien, habilitirte sich 1817 in Göttingen und wurde daselbst später außerordentlicher und 1832 ordentlicher Professor der Entbindungskunst. — D. schrieb, außer oben erwähntem 3. Theil von seines Vaters Handbuch der Entbindungskunst: „Volksarzneimittel,“ Tübingen 1826, 3te Aufl., 1844. — „Hebammenbuch,“ Tübingen 1839, 2. Aufl. 1844. E. Buchner.

Dziński, Ludwig, ausgezeichnete polnischer Dichter und Redner, geboren 1775 in Pechlachen, war nacheinander Generalsekretär in der Justizcommission zu Warschau, dann Direktor des Warschauer Theaters, Sekretär der philomatischen Societät, 1818 Professor der polnischen Literatur an der Universität, privatisirte seit 1831 und starb 1838. D. war einer der Vorkämpfer der klassischen Dichterschule. Man hat von ihm Gedichte, 1787; auch übersezte er Corneille's Tragödien, 1801 — 4 und gab 4 Bde. des Pamietnik Warszawski heraus.

Dziński, die oberste Gottheit Aegyptens, der Wohltäter der Welt, der Erlöser des Menschengeschlechts; eine mythologische Figur, deren Kenntniß uns von der höchsten Wichtigkeit für das Studium der Götterlehre des Nillandes wäre, die wir jedoch nur aus den Berichten der Griechen und Römer kennen, welche auf Alles ihre ihnen eigenthümliche Ideen übertrugen. Aus diesem Gesichtspunkte sind auch die Berichte des Diodor von Sicilien und des Plutarch zu beurtheilen. Diesen zufolge vermählte sich Kronos mit seiner Schwester Rhea und zeugte nach einigen Mythologen den D. und die Isis, oder, wie die Meisten behaupten, den Zeus und die Here; diese wurden wegen ihrer Verdienste die Beherrscher der ganzen Welt. Ihre Kinder waren fünf Gottheiten, von welchen jede an einem der fünf Schalttage der Aegyptier geboren ward. Die Namen derselben sind: D. und Isis, dann Typhon, Apollon und Aphrodite. — D. bedeutet so viel als Dionysos und Isis, beinahe dasselbe wie Demeter. D. vermählte sich mit Isis, er wurde Thronfolger und machte viele wohlthätige Einrichtungen für das gesellschaftliche Leben. — D. ward der mächtige Beförderer aller Gerechtigkeit; was das menschliche Leben angenehm macht, was demselben irgend nützlich seyn konnte, dankt ihm die Erfindung. Um seine Wohlthaten auch anderen Völkern zu spenden, stellte er sich an die Spitze eines mächtigen Heeres, und nachdem er seine Gattin und Schwester als Königin eingesetzt, stellte er ihr den Hermes als Rathgeber zur Seite, gab ihr den Hercules zum Oberfeldherrn (ein Verwandter, der wegen seiner Tapferkeit und Körperstärke bewundert war), und bestellte Busiris u. Antaeos zu Statthaltern — nun brach er mit seinem Heere in Begleitung seines Bruders Apollo auf und ging durch Aethiopien, Arabien, Indien, Vorderasien, über den Hellespont, nach Thrake, Macedonien (woselbst er den Makedon als Herrscher —), Attika (wo er den Triptolemos zurückließ), und von dort nach Aegypten zurück. Ueberall hatte er gesiegt, nicht durch Waffen, sondern durch Wohlthaten — nur einen Feind konnte er nicht besiegen: seinen Bruder Typhon. Dieser tödtete den D. und zerstückelte seinen Körper in so viele Theile, als er Gehülfen gehabt, um einem jeden derselben ein Stück zu geben, damit ein jeder gleich theilhaftig des Mordes sei; D. aber kam noch nach seinem Tode zu seiner Gemahlin, worauf sie den Harpokrates gebar. Horos und Isis bekriegten und besiegten den Typhon; die Theile des Körpers ihres Gatten brachte Isis zusammen aus jedem formte sie ein Bild des D., gab jedem Nomos eines derselben, baute Tempel dafür, theilte jedem ein heiliges Thier zu (Apis, Mnevis u. c.), welches man gleich D. verehrte und nach seinem Tode betrauerte; kurz, suchte das Andenken des geliebten Gatten auf jede mögliche Art rege zu erhalten. — Man hat verschiedene Abbildungen von D., so z. B. auf dem heiligen Stiere reitend, zwischen den Hörnern desselben, mit einem Thiergefichte. Dann erscheint er wieder doppelt, als Priester und als Stier, mit dem Halbmonde statt der Hörner auf dem Kopfe. Auf den alten Intaglio's kommt er mit einem Habichtkopfe vor, auch

war ihm der Habicht geheiligt. D. soll das Symbol der mächtigen wohlthätigen Sonne, des befruchtenden, zeugenden Prinzipes seyn.

Oskar, Johann Franz, König von Schweden und Norwegen, geboren 4. Juli 1799 zu Paris, Sohn des Königs Karl Johann XIV. (s. d.), ward 1824 Vizekönig von Norwegen und 1828, während der Krankheit seines Vaters, Regent. Seine Studien unterbrach er durch Reisen, so 1822 nach Deutschland u. Italien, 1830 nach Rußland. Wie ernstlich er sich auf seinen hohen Beruf vorbereitete, beweisen seine Schriften über „Völkerziehung“ (1839) u. über „Strafverfahren u. Gefängnißwesen“ (1841). Den Thron bestieg er 1844. Ueber seine Regierung s. Schweden Geschichte. Seine Gemahlin, Josephine, Prinzessin von Leuchtenberg, geboren 1807, mit der er sich 1823 vermählte, gebär ihm den Kronprinzen Karl (1826), die Prinzen Gustav (1827), Oskar (1829), August (1831) und die Prinzessin Charlotte (1830).

Osker, ein altes Volk in Campanien, am Liris, zwischen Latium u. Samnium u. in Ausonien. Das Volk selbst verlor sich bald aus der Geschichte, indessen erhielt sich die ostische Sprache noch lange in den ostischen Schauspielen oder sogenannten Atellanen (s. d.). Auch die ostische Schrift, verwandt mit der tuskischen, findet sich noch auf Denkmälern von Atella, Pompeji und Herculaneum, sowie auf alten Münzen.

Osmanisches Reich. Betrachten wir die geographische Lage dieses über drei Welttheile sich verbreitenden, durch Eroberung zusammengebrachten Länder-Aggregats, so finden wir, daß es, Aegypten mit Nubien ausgenommen, welches in die heiße Sonne eintaucht, unter dem gemäßigten Erdgürtel befangen ist. Begrenzt wird es im Norden von Oesterreich u. Rußland, im Osten von Persien, im Süden von Arabien, Abyssinien u. dem innern Afrika, im Westen von dem jetzt Frankreich unterworfenen Alger. Die Bestandtheile des weitläufigen Reiches sind: Die illyrische Halbinsel, bekannter unter dem Namen europäische Türkei, in Asien die Halbinsel Anatolien oder Kleinasien, Armenien, Kurdistan, Mesopotamien, Irak-Arabi, Syrien u. die heiligen Städte in Arabien, in Afrika Aegypten, Nubien, Tripolis u. Tunis. Ueber den Flächeninhalt des Ganzen, wie über seine Bevölkerung ist man noch nicht im Klaren; die Angaben der Geographen schwanken zwischen 50- und 60,000 □ Meilen und 24 bis 30 Millionen Seelen. — Kein Reich der Erde hat so viele und große Küstenstrecken, indem das adriatische, mittelländische u. schwarze Meer, das Meer von Marmora u. der arabischen Meerbusen dasselbe von den verschiedensten Seiten umspülen. Donau, Sau u. Dniester in Europa, Euphrat u. Tigris in Asien, u. der Nil in Afrika sind die gewaltigen Wasseradern des osmanischen Festlandes. Der bedeutendste Gebirgszug ist in der europäischen Türkei der Balkan (Haemus), welcher ziemlich parallel mit der Donau vom schwarzen bis zum adriatischen Meere fortstreicht, nord- u. südwärts Ausläufer versendend; in der asiatischen Türkei ist es der Taurus, von den Türken Kurun genannt, die Wiege der osmanischen Macht. Das Klima ist mild in den nördlichen, paradiesisch in den mittleren, u. heiß in den südlichen Landstrichen. Hier nur im Auge haltend, was das o. R. als Ganzes betrifft, verweisen wir hinsichtlich der näheren geographischen Beschreibung der Länder, aus welchen es gebildet ist, und der Spezial-Geschichte derselben auf die ihnen in vorliegendem Werke gewidmeten besondern Artikel. — Ein buntes Gemische der verschiedensten Völkerstämme hat sich in dem o. R. neben u. über einander gelagert. Wir nennen zuerst die Türken oder Osmanen das herrschende Volk, obgleich sie kaum 3 Millionen Köpfe zählen. Sie sind ohne Zweifel Nachkommen der aus mehreren Völkerstämmen und Volkstrümmern zusammen gesetzten Horden, welche unter Osman u. Orchan das o. R. in Kleinasien stifteten u. mit Ausbreitung ihrer Eroberungen in Asien und Europa durch Beimischung der aus den überwundenen Nationen zum Islam übertretenden Familien ansehnlich vermehrt wurden. Obwohl Jahrhunderte lang ange siedelt u. eingebürgert, halten sie dennoch das ganze Reich des Halbmondes so

zu sagen militärisch besetzt, u. sind als Eroberer die Besitzer des größten Theiles des Grundeigenthums, u. die Inhaber aller Civil- u. Militärstellen. Man findet sie weniger auf dem Lande als in den Städten, wo sie mancherlei Gewerbe betreiben. Den Acker bestellen sie mit eigenen Händen nur, wo sie am Dichtesten beisammen wohnen, wie z. B. in Armenien u. Kleinasien. Ein parteiloses Urtheil über ihren Nationalcharakter bekommt man selten zu hören; v. Hammer sagt wohl triftig von ihnen: „Nicht tatarischer Abkunft tragen sie noch die Spuren des Steppenlebens an sich, welche durch ein halbes Jahrtausend von Kultur nicht ganz verwischt worden sind. Weder an Verstand noch an Herz von der Natur verwahrlost, sind sie es gänzlich von Seite des Geschmacks, so daß selbst die schönsten Blüthen persischer u. arabischer Dichtkunst, von ihnen berührt und verpflanzt, verwelken oder in abenteuerliche Schöflinge ausarten. Uebrigens einfach, gerade, mäßig, dankbar, aber auch roh, ungeschliffen, habüchtig und träge, vereinen sie die guten Eigenschaften der Nomaden mit den zweifelhaften Vorzügen halber Kultur, sind im Ganzen gut, u. nur in so fern schlecht, als sie selbst zur Regierung gehören, oder von derselben verdrängt worden sind.“ Gleicher Abstammung mit den Türken, hochasiatischer nämlich, sind die Turkomanen oder Truchmanen, theils sesshaft in Armenien, theils als Nomaden in Natolien in großen Horden verbreitet. Tataren hat die Türkei seit dem Verluste der Krim u. Bessarabiens nur noch die wenigen, welche sich aus jenen Ländern hinter die Donau zurückgezogen haben. Sie dienen im Kriege als leichte Reiterei; auch nimmt man aus ihnen gewöhnlich die Staatsboten u. Feldjäger. Von den zahlreichen Völkern semitischen Stammes, die das o. R. bewohnen, sind vor allen die Araber anzuführen, bei welchen übrigens große Unterschiede obwalten, je nachdem von den wahren Söhnen der Wüste, den Beduinen, oder von den ackerbautreibenden Fellah in Aegypten, oder von den in allen großen Städten u. Handelsplätzen als Kaufleute, Stallknechte, Lastträger u. dgl. sich herumtreibenden Angehörigen dieses Volkes die Rede ist. Nächst den Arabern sind die Drusen u. Maroniten, die Ansarieh, die Nestorianer oder Chaldäer u. die Motualis zu erwähnen, welche Völkerschaften die verschiedenen Landstriche Syriens bewohnen, endlich noch die Juden, ungefähr 1 Million, meistens Coraiten, wie anderwärts zerstreut u. verkehrend, doch nirgends schwerer vom Fluche der Verworfenheit gedrückt, als unter den Osmanen, welche sie selbst dem Hohne der Christen preisgeben, u. im Religionshass sie so tief stellen, daß kein Jude, der Moslemin werden will, vom Judenthum zum Islam unmittelbar übertreten darf, sondern erst zum Scheine als Christ getauft werden muß. Von Völkern kaukasischer Herkunft findet man im o. R. die Armenier, als Kaufleute u. Handwerker fast über alle Provinzen verbreitet, so daß sie beinahe den ganzen Handel in Händen haben, u. die Pässe am schwarzen Meere. Aus Persien entstammen die Kurden in Kurdistan u. die Jesids im nördlichen Mesopotamien. Gegen 8 Millionen der Gesamtseelenzahl des Reiches gehören der griechisch-lateinischen Völkerfamilie an, darunter die Griechen, von deren ursprünglichem Volksthum indes wenig mehr vorhanden ist, indem der Geist des Hellenismus, schon von den Byzantinern verunstaltet, noch weniger unter der Zwingherrschaft der Türken sich in seiner Reinheit erhalten konnte, — ferner die Albaner, von den Türken Arnauten genannt, ein Mischlingsvolk aus ältern u. neuern Bewohnern des östlichen Illyricums u. Epirus, wo sie am zahlreichsten hausen, der Pforte die besten Truppen liefernd, endlich die Walachen in der Moldau u. Walachei, Ueberreste der nach Dacien versetzten römischen Kolonien. Bedeutender noch an Zahl, als die genannten Völkerschaften alle, sind die Einwohner slavischen Stammes, welche fast die ausschließliche Bevölkerung der Provinzen der europäischen Türkei zwischen dem Hämus u. der Donau bilden. Hieher gehören die Serben oder Raizen in Serbien, die Bosniaken in Bosnien, die Bulgaren in der Bulgarei, die Usaken, Morlachen, Montenegriner in den zwischen der Sau, Anna u. der dalmatischen Küste sich hingiehenden Bergländern. In der Moldau u. Walachei findet man

nebstem sehr viele Zigeuner, die sich auch in der übrigen Türkei, namentlich an der Donau u. der Küste des schwarzen Meeres, wie in und um Konstantinopel häufig herumtreiben, ihren räthselhaften u. verworrenen Charakter hier wie nirgends verläugnend. Völker afrikanischen Stammes, die das o. R. beherbergt, sind die Berbern in Tripolis, Tunis u. Nubien, die Kopten in Aegypten u. Nubien, u. die Negerstämme in Kordofan, Sennaar u. Darfur. Die zahlreichen Europäer aus allen christlichen Abendländern, welche, unter dem Namen Franken begriffen, sich in den verschiedenen Handelsplätzen des Reiches, besonders in Konstantinopel, aus politischen oder merkantilischen Zwecken aufhalten, bilden keine zusammenhängende Masse, sondern sind als Fremde u. temporelle Einwohner anzusehen. Bemerkenswerth ist, daß die muhamedanische Bevölkerung des Staates, vorzüglich die Türken, beständig im Abnehmen, die der Christen dagegen im Zunehmen ist. Es ist dies die natürliche Folge der Vielweiberei u. der unnatürlichen Kaster, die unter den Muhamedanern vorzugsweise im Schwange sind, wie auch des Umstandes, daß der Kriegsdienst allein auf ihnen lastet. Im Ganzen steht die Bevölkerung des o. R.s, Christen wie Moslemis's, den abendländischen Nationen an Kultur weit nach. Der Ackerbau ist vernachlässiget, der Gewerbsleiß erreicht kaum die Stufe der Mittelmäßigkeit, u. auch der Handel, obwohl ihn die glückliche Lage des Landes so sehr begünstiget, ist lange nicht das, was er seyn könnte. Künste u. Wissenschaften finden noch viel geringere Pflege, u. wie in politischer, so ist auch in sittlicher, sozialer u. industrieller Hinsicht das ganze o. R. im Zustande des Verfalles. — Staatsverfassung. Das o. R. ist eine Despotie, welche der Sultan oder Padiſchah, die weltliche u. geistliche Obermacht in seiner Person vereinigend, als unbeschränkter Herr über Leib u. Leben, Gut u. Blut seiner Untertanen beherrscht. Seine Würde ist erblich in der Familie Osman's, u. jezt nach dem Rechte der Erstgeburt geordnet. Bis nahe an unsere Tage heran herrschte die grausame Sitte, nach welcher man alle verwandten Prinzen auf Lebenszeit in die Kasis sperrte, u. alle Kinder beiderlei Geschlechts, die ihnen während dieser Zeit geboren wurden, tödtete. Die früheren osmanischen Sultane waren häufig mit christlichen oder muhamedanischen Prinzessinen verheirathet, nach der Hand nahmen sie, um mit Keinem ihrer Unterthanen in irgend eine nähere Verbindung zu treten, nicht mehr ordentliche Gemahlinen, sondern die kaiserlichen Harems bestanden aus lauter Sklavinen, von denen die meisten für Rechnung des Großherrn gekauft, viele aber auch Geschenke der Prinzessinen, der Großwürdenträger des Reiches u. der Pascha's der Provinzen waren, u. so ist es jezt noch. Nach ihrem Dienste im Harem theilen sich diese Sklavinen in fünf Klassen, nämlich: Cadinen, vier bis sieben an der Zahl, welche die eigentlichen Geliebten oder regelmäßigen Beischläferinnen des Sultans sind, Gebekli's, die um die Person des Sultans im Harem beschäftigten Sklavinen, Usta's, welche zur Bedienung der Sultinin Mutter, der Cadinen u. deren Kinder bestimmt sind, Schahgirden, aus welchen die unter den Gebekli's u. Usta's erledigten Stellen ergänzt werden, u. Djarje, denen die niedrigsten Mägdarbeiten obliegen. In dieser Art besteht den der Harem des Großtürken aus 5 bis 600 Sklavinen, über welche eine Oberhofmeisterin, die Kehaga-Cadine, die Aufsicht führt. Die Hauptperson des Harems ist jedoch die Sultane-Walideh, die Kaiserin Mutter; Herkommen und Pietät sichern ihr am Hofe ihres Sohnes eine solche Stellung, daß sie nicht selten in den wichtigsten Staatsangelegenheiten die erste Rolle spielt. Der gesammte Hofstaat macht wenigstens eine Zahl von 10,000 Menschen aus, welche mit dem Sultan das den Umkreis einer Stunde umfassende großherrliche Residenzschloß zu Konstantinopel, das Serai, bewohnen. — Die Staatsverwaltung des o. R. beruht noch immer auf den alten Prinzipien der Gefeslosigkeit und Willkür, und trotz vielfacher Neuerungen, die der Einfluß der europäischen Civilisation hervorgerufen hat, erlauben sich die Beamten, besonders nach unten hin, noch immer der alttürkischen Barbareien und Greuel genug. Das Haupt der gesammten Staatsverwaltung in allen ihren Zweigen der innern

und äußern Posttitel ist der Groß=Westir (Westir azem, d. i. oberster Lastträger). Der Palast, den er in Konstantinopel bewohnt, liegt hart am Serai und heißt die hohe Pforte. Hier versammelt sich wochentlich fünfmal der Staatsrath, Divan. In Kriegszeiten ist der Großwestir der Generalissimus der Armeen, und sein Auszug ins Feld geschieht im feierlichsten Pompe, indeß er zu Konstantinopel durch seinen Stellvertreter, den Kaimakan, ersetzt wird. Das dem Wächter der hohen Pforte unmittelbar untergeordnete Ministerium besteht aus drei Ministern, nämlich dem Kiaja=Beg oder Minister des Innern, dem Reis=Efen di oder Minister der auswärtigen Geschäfte, zugleich das Haupt der großherrlichen Staatskanzlei, und dem Tschausch=Baschi oder Minister der ausübenden Gewalt und Hof= und Reichsmarschall. Der Kanzleidienst bei der hohen Pforte ist äußerst streng. Die Minister nebst dem Staatssekretär und allen ihren Untergebenen haben im Palaste des Großwestirs ihre eigenen Kanzleien und Kabinete, wo sie sich täglich eine Stunde nach Sonnenaufgang einfinden müssen und bis eine Stunde vor Sonnenuntergang zu bleiben haben. Das Finanzwesen leitet der Desterdar, jetzt Malié=nasiri genannt. Er residirt nicht an der hohen Pforte, sondern in einem eigenen Gebäude zwischen dieser und dem Serai. Die Jahreseinkünfte des Reiches werden auf 15 Millionen Thaler angegeben, welche in den Miri oder Staatschatz fließen. Gesondert von diesem besteht die Privatkasse des Sultans, welche aus den Tributen der Vasallen, den Geschenken der Pascha's, den Konfiskationen und verschiedenen andern Einkünften sich füllt. Die Kriegsmacht der Osmanen, vor welcher unsere Vorfahren mit Recht gezittert haben, — eine Furcht, deren Spur sich im vorigen Jahrhunderte erst aus Litaneien und Kirchengebeten verloren hat — ist jetzt kaum noch der Schatten ihrer früheren Bedeutsamkeit, seitdem die europäischen Heere das türkische so weit an äußerer und innerer Disciplin, zweckmäßiger Organisation und strategischer Kenntniß überholt haben. Das Landheer zählt seit der Aufhebung der Janitscharen etwas über 100,000 Mann regelmäßige Truppen und ungefähr ebenso viele unregelmäßige, die Marine, nach beiläufigen Angaben, 15 Linienfahrzeuge, 16 Fregatten, 30 Korvetten, Briggs und Schooner und 50 kleinere Fahrzeuge. Großadmiral des Reiches ist der Kapudan=Pascha, zugleich unumschränkter Gebieter des Arsenal's, so zwar, daß ihm hierin selbst der Großwestir seinen Eintrag thun darf, und Herrscher über alle Inseln des schwarzen und weißen Meeres und des Archipels. Er vergibt alle und jede Aemter bei der Marine und ist blos dem Sultan unmittelbar verantwortlich. Eine wichtige Stellung nehmen im o. R. die Ulema's ein, d. h. die Rechts= und Gottesgelehrten. Hieher gehören die Kadi oder Richter, die Mufti oder beratenden Gesehgelehrten, die Imame, die Diener der Religion, die Emire oder Blutsverwandten des Propheten und die Dervische. Diese zusammen bilden eine um so mächtigere Hierarchie, als nicht allein Religion und Fanatismus, sondern auch Rechtsgelehrtheit und Rechtspflege und überhaupt alle bei den Türken gangbaren Wissenschaften die Körperlichkeit beseelen und verknüpfen, also, daß selbst der Padischah sammt seinem Westir und seinen Kriegsfürsten viel wagen, wenn sie sich dagegen in Opposition setzen. An der Spitze der Ulema's steht der Großmufti. Obgleich der erste aller Religionsdiener, übt er doch nur zunächst der Person des Sultans priesterliche Verrichtungen aus, z. B. bei der Thronbesteigung, wo er dem Großherrscher in der Moschee von Cub den Säbel umgürtet, sowie er auch das unmittelbar nach dem Hinscheiden des Sultans zu verrichtende Sterbgebet in der Totenkapelle des Serai spricht. Er ist Organ und Drakel der Geseze, sie mögen Religions=, Staats=, oder Kriegswesen, Rechtsverhältnisse oder irgend etwas betreffen, und sein Einfluß auf die Staatsverwaltung ist daher so groß, wie sein Ansehen. Die Rechte der Staatsangehörigen des o. R.s betreffend, macht die Religion hierin einen großen Unterschied. Zwar ist durch den Hattischerif von Gülhane der Unterschied zwischen dem Muhamedaner und den sogenannten Ungläubigen oder Raja's (Christen, Juden u. Heiden) vor dem Gesez aufgehoben, aber in der Praxis besteht er noch

immer fort, und der Druck und die tyrannische Willkür der Beamten sind gegenwärtig nicht viel weniger fühlbar, als sie es vordem waren. Namentlich ist dies in den Provinzen der Fall, deren Verwaltung ganz in den Händen der Statthalter liegt, welche innerhalb ihres Bezirkes fast als unbeschränkte Despoten walten, nicht selten sogar der Regierung die Botmäßigkeit auftragen und mit den Waffen in der Hand sich ihren Befehlen widersetzen. Solcher Statthaltereien, Ejar's oder gewöhnlicher Paschalik's genannt, zählt das ganze Reich 27. Die Moldau, Walachei, Serbien, Aegypten, dann die Barbarenstaaten Tripolis u. Tunis sind mittelbare Vasallenfürstenthümer. — In der Türkei besteht auch noch das Sklaventhum, dem jedoch kein Moslem, sondern nur die Raja's unterworfen werden können. Uebrigens werden die Sklaven von ihren Herren mit Milde behandelt. — Geschichte. Die Türken waren ursprünglich in den östlichen Gegenden jenseits des kaspischen Meeres einheimisch. Schon zu Anfang des 8. Jahrhunderts hatten sich die Araber Turkestan und andere türkische Länder unterworfen, und den Islam dahin gebracht. Erst Sklaven und Leibwächter der Eroberer, trotzten die Türken ihren Herren bald Statthalterschaften ab, in welchen sie sich unabhängig zu machen wußten. Durch dieses Glück ihrer Landleute aufgemunter, rückten im Verlaufe der Zeit Anführer großer türkischer Horden in die Provinzen des Chalifats ein. Unter diesen Horden ward im 11. Jahrhundert besonders der türkische Stamm der Seltschuken äußerst mächtig. Der Einbruch der Mongolen im 13. Jahrhunderte zerstörte das Reich der Seltschuken, deren Häuptlinge nun aus den Bergthälern des Taurus in Kleinasien vordrangen, und dort sich neue Fürstentümer erkämpften. Osman, vom Stamme der oghussischen Turkomannen, welcher im Solde des seltschukischen Sultans von Konieh (Iconium) war, erhielt von diesem wegen seiner trefflichen Kriegsdienste gegen die Mongolen sowohl als auch gegen die Byzantiner die letzten abgenommenen Landstriche Phrygiens zum erblichen Lebensbesitze und setzte sich 1289 auch in Bithynien fest. Als 1299 Sultan Aladdin starb und mit ihm das Reich der Seltschuken in Konieh zerfiel, erhob sich Osman zum unabhängigen Fürsten, vergrößerte sein Gebiet durch Eroberungen in Kleinasien und wurde so der Stifter des o. R.s und Abnherr seiner Beherrscher bis auf diesen Tag. Er starb 1326, kurz nachdem sein Sohn und Nachfolger Orchan Brussa erobert hatte. Dieser, als Feldherr und Krieger groß, aber auch staatsklug, unterwarf sich Kleinasien völlig, organisirte das Heer, indem er der erste Begrunder der Janitscharen wurde, nahm den Titel Padschah an und nannte das Thor seines Palastes in Brussa die „hohe Pforte.“ Er erkannte durch seine Verbindung mit den Genuesern, welche als kaufmännische Nation ihre Christenpflicht hintansetzten, und als, obwohl aufgedrungener Eidam des byzantinischen Kaisers die Schwäche der christlichen Staatenverbindungen überhaupt und den erbärmlichen Zustand des oströmischen Reiches insbesondere, und die natürliche Folge davon war, daß der Plan, jenes Reich, ja das ganze westliche Europa dem von ihm mit Begeisterung gepflegten Islam zu unterwerfen, in seiner Heldenseele Wurzel fassen und auch seine Nachfolger längere Zeit zu großartigen Unternehmungen veranlassen konnte. Noch bei seinem Leben (1355) schiffte sein Sohn Suleiman I., ein feuriger Krieger und zuerst Pascha genannt, bei den alten Dardanellen über und nahm Gallipoli und Sestos weg, hiedurch den Osmanen festen Fuß in Europa gewinnend. Orchan's zweiter Sohn und Nachfolger Murad I. — Suleiman war vor dem Vater gestorben — eroberte 1360 Adrianopel und fast ganz Thrazien, und breitete seine Waffen in Mazedonien, Albanien und Serbien aus. Er starb 1389 auf dem Schlachtfelde von Kossowa durch den Dolch des Serbiens Milo, der, schwer verwundet am Boden liegend, seine letzte Lebenskraft zusammenraffte, das Vaterland an dem Eroberer zu rächen. Ihm folgte der wilde Bajazet I., der Blüth genannt. Mit reißender Schnelligkeit setzte dieser die Eroberung der byzantinischen Provinzen fort, schlug 1396 das Heer der abendländischen Christen, welches unter K. Sigismund zur Rettung des griechischen Reiches herangezogen war, bei Nikopoli

auf's Haupt, vollendete die Bezwingung Serbiens, wurde durch sein Waffenglück auch Herr der Bulgarei, und legte dem griech. Kaiser einen Tribut auf. Konstantinopel zitterte bereits vor seinem siegreichen Schwerte, als die Mongolen in Asien unter Timur ihren Weltsturm erneuerten. In der Riesenschlacht bei Angora (1402), wo mehr als eine Million Türken und Mongolen stritten, wurde Bajazet überwunden, gefangen und starb in den Ketten des Siegers. Nach der Zersplitterung der mongolischen Macht vereinte Bajazet's Sohn, der staatskluge und gerechte Mohamed I. 1413 wieder sämtliche Kräfte der Osmanen, machte die Walachei zinsbar, nahm 1420 den Venetianern das wichtige Thessalonich, und sein berühmter Großwesir Ibrahim schuf die türkische Seemacht. Murad II. (1421—1451) führte den osmanischen Zepter mit der Geschicklichkeit eines großen Selbstherrschers und legte ihn zweimal mit der Mäßigung eines Weisen nieder. Bei Varna schlug er 1444 das unter Ladislaus, König von Ungarn und Polen, vereinigte christliche Heer, welches den furchtbaren Fortschritten der osmanischen Waffen Einhalt thun sollte. In seinen Kriegen hatte Murad fortwährend zwei der tapfersten Helden jener Zeit als Gegner wider sich, den Feldherrn der Ungarn Johann Hunyad und den Albaneser Fürsten Georg Kastriot, von den Türken Skanderbeg geheißen, der sein Vaterland vom osmanischen Joche frei machte und in 22 Schlachten siegend ohne Wunde blieb. Den Todesstreich auf das byzantinische Reich, obwohl er es vom Abendlande bereits gänzlich abgeschnitten hatte, konnte Murad nicht führen; dies war seinem Sohne und Nachfolger Mohamed II. Bujuk, d. h. der Große, vorbehalten, welcher das Werk der Unterwerfung der Griechen vollendete, indem er am 29. Mai 1453 nach 53tägiger Belagerung Konstantinopel mit Sturm eroberte und es zu seinem Herrscherstige erhob. Hiemit befestigte er die Macht der Osmanen und des Islams in Europa also, daß das türkische Reich fortan gegen zwei Jahrhunderte lang mit Uebergewicht die Gesamtheit der europäischen Staaten bedrohte, dann durch Oesterreich und später durch Rußland gezähmt, bedrängt und beengt, doch so viel in der Bedeutung in der politischen Waagschale behalten hat, daß über dessen Erhaltung in statu quo alle zum Gleichgewichtssysteme sich bekennenden Diplomaten einverstanden zu seyn scheinen. Noch aber ließ Mohamed sein Schwert nicht ruhen, und der Eroberung Konstantinopel's folgte die Morea's, des Kaiserthums Trapezunt, des Epirus und der verschiedenen Inseln des griechischen Archipelagus. Außerdem unterwarf er sich den Rest von Bosnien, u. machte den Khan der krimischen Tataren zu seinem Vasallen. Sogar nach Italien hinüber trug er seine siegreichen Waffen und nahm dort zum Entsetzen des Abendlandes Otranto in Apulien weg. In den 30 Jahren seiner Regierung hat dieser große Kriegsfürst 12 Reiche und mehr als 200 Städte erobert. Vergebens aber kämpfte er gegen den tapfern Skanderbeg, den erst der Tod besiegte (1467), und eben so vergeblich stürmte er gegen das von Hunyad vertheidigte Belgrad. Bajazet II. (1481—1512) hatte nicht das Waffenglück seiner Vorfahren, aber sein Sohn Selim I. (1512—1519) drängte die Macht der Perser bis an den Tigris zurück und unterwarf sich Syrien, Palästina, Aegypten u. Mekka. Ihm folgte Suleiman II. der Prachtige (1519—1566), unstreitig der größte der osmanischen Sultane und der furchtbarste Kriegsfürst des Islams — 46 Jahre lang der Schrecken des Orients und des christlichen Abendlandes. Er begann seine Kriegsthaten mit der Eroberung Belgrad's (1521), welcher bald die Gewinnung von Rhodus folgte (1522), vernichtete durch die Moroschlacht bei Mohacs (1526) die Selbstständigkeit Ungarns und drang 1529 bis nach Wien vor, das er in 30 Tagen zwanzigmal stürmte, jedoch vergebens. Mit einem Verluste von 80,000 Mann zurückweichend, erhielt er sich gleichwohl Ungarn zinsbar und über die Hälfte dieses Landes blieb von den Türken militärisch besetzt. Durch seine Seehelden Chaireddin Barbarossa und Dragut beherrschte er das mittelländische Meer und unterwarf sich die christlichen Inseln und Küsten desselben und einen Theil Nordafrika's. Die Moldau und Walachei zahlte ihm Tribut und im

Oriente wurde ihm Laurien, Georgien, Bagdad und Mesopotamien unterthan. Hätte nicht Karl V. mit seinen Helben u. Staatsmännern ihm kräftig die Spitze geboten, die Tapferkeit der Venetianer, Genueser u. Malteserritter seine weitausschweifenden Pläne durchkreuzt, sowie Triny durch die todesmuthige Vertheidigung der Mauern von Sigeth, — Italien u. Deutschland u. dann wahrscheinlich auch ganz Europa wären die Beute des osmanischen Eroberers geworden. Suleiman war übrigens gleich groß im Frieden u. bekundete seine Staatsklugheit durch Vollendung der von Mohamed II. begonnenen Gesetzbücher, durch die Vereinigung der geistlichen Würde des Khalifats mit den weltlichen Würden seiner Dynastie (1538) und durch seine diplomatische Verbindung mit Frankreich, dessen Herrscher seitdem Freundschaft mit der Pforte hielten, bis Napoleon's Einfall in Aegypten den ersten Bruch herbeiführte. Aber er that dem Islam dadurch großen Schaden, daß er das Verschließen der Thronfolger ins Serai als Hausgesetz einführte, wo sie eine verweichlichende, ihrem Verufe nicht angemessene Erziehung erhielten. Von dieser Zeit an artete das osmanische Herrschergegeschlecht aus, und die Macht der Pforte, die ganz auf die Persönlichkeit des Sultans begründet war, sank mehr und mehr. Unter den Pabischah's, welche von Suleiman bis auf unsere Zeiten regierten, war keiner siegreich gegen alle Feinde, keiner ein Eroberer, u. wenn auch einmal das Kriegsglück den osmanischen Waffen lächelte, so war dieß in der Regel nur ein Vorzeichen der schmachvollsten Niederlagen. Lediglich die Heldengröße und Staatsklugheit einiger Großwesire hielten den Fall des Staates auf. Aus dem Volke selbst konnte keine Rettung kommen, denn dieses war dem kleineren Theile nach osmanisch u. kriegerisch und erschlaffte mit den Sultanen, dem größten Theile nach aber bestand es aus längst entwürdigten Völkern, welche um so tiefer sinken mußten, je schwerer die Herrschaft der Sieger auf ihnen lastete. Aus den häufigen Empörungen der Janitscharen und der Pascha's im Innern entwickelte sich ein System feigen Argwohn's u. despotischer Intrigue, welches nichts schonend gegen eignes Fleisch u. Blut wüthete (man gedenke der schändlichen Brudermorde der Sultane dieser Periode) u. die tüchtigsten Männer der Nation hinopferte. Doch wirkte der alte Schrecken vor den türkischen Waffen bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts fort. Schon Selim II. des großen Suleiman Sohn (1566 — 1574) fing an, sich in den Harem zurückzuziehen u. den entkräftenden Genüssen desselben sich hinzugeben. Zwar nahm er 1571 den Venetianern Cypren ab, verlor aber dafür das furchtbare Seetreffen bei Lepanto. Murad III. (1574 — 1595) kriegte glücklich mit Persien, aber in Ungarn mit wechselndem Erfolge; so auch sein Sohn Mohamed III., welchen 1603 die Pest hinraffte. Ahmed I. (1603 — 1617) kämpfte unglücklich mit den Persern, Mustapha I. (1617 — 1618) wurde entthront und Osman II. (1618 — 1622) von den Janitscharen im Serai erdrosselt. Nach ihm regierte zum andern Male Mustapha I., um nach fünf Monaten ebenfalls erdrosselt zu werden. Unter dem tapfern aber grausamen Murad IV. (1623 — 1640), welcher sogar den Musti hinrichten ließ, schien das alte Waffenglück der Osmanen rückkehren zu wollen, indem sie den Persern das von diesen eroberte Erzerum u. Bagdad wieder abnahmen, aber den thatkräftigen Herrscher stürzte die Trunkliebe vor der Zeit in's Grab, u. sein Nachfolger Ibrahim (1640 — 1648) überließ sich wieder allen Arten sinnlicher Ausschweifung. Er wurde im 31. Jahre seines Lebens auf Anstiften des beleidigten Musti erdrosselt. Mohamed IV. (1648 — 1687) endigte 1669 den 24jährigen Krieg mit Venedig durch die Eroberung von Candia, nahm den Polen 1672 Kaminiee weg u. brachte das Abendland neuerdings zum Erzittern, indem er seine Heereßmacht 1683 unter dem Westir Kara Mustapha bis Wien vorschob. Aber dieß war auch die letzte drohende Operation des Islams gegen die Christenheit, und ihr gänzliches Mißlingen führte nach der Hand den Verlust von Ofen (1686) u. die furchtbare Niederlage bei Mohacs (1687) herbei, welche der Herrschaft der Türken in Ungarn ihr Ende bereitete. Das Volk, in Verzweiflung über diese Unglücksfälle, stieß den Sultan vom Throne in's Gefängniß u. berief seinen Bru-

der Suleiman III. (1687 — 1691) zur Regierung. Unter diesem u. Ahmed II. (1691 — 1695) ermannte der berühmte Wesir Mustapha Kiuprili die osmanische Herrschaft wieder zur drohenden Offensive in Ungarn, eroberte Belgrad, verlor aber bald darauf in der Schlacht bei Salankamen (1691) das Leben, u. sein Tod entschied den Sieg der Kaiserlichen. Mustapha II. (1695 — 1702) zeigte sich als Krieger und Regent seiner Ahnen würdig, aber der Glücksstern des Islams war schon untergegangen. Besonders durch Eugen von Savoyen ward die Pforte auf's Tiefste gedemüthiget. Am 11. September 1697 griff dieser bei Zentha an der Theiß den Sultan in Person an u. gewann den vollkommensten Sieg über ihn. Gleichzeitig eroberten die Russen unter Peter dem Großen Asow. Folge dieser Unfälle war der für die Türken so nachtheilige Karlowitzer Frieden (1699). Sie mußten an den Kaiser Siebenbürgen abtreten u. das ganze Land zwischen der Donau und Theiß; Venedig erhielt Morea, Polen gewann wieder, was ihm Murad IV. in Podolien entrißen hatte, u. Rußland behielt Asow. Ein Aufbruch der Janitscharen zwang 1702 Mustapha die Regierung an seinen Bruder, den trägen u. üppigen Ahmed III. (1702 — 1730) abzutreten. Dieser sah gleichgültig den ungarischen Unruhen, den nordischen Kriegen u. dem spanischen Erbfolgestreite zu, bis es seinem Schützlinge, dem bei Kuttawa durch die Russen besiegten Karl XII. von Schweden gelang, ihn gegen Peter den Großen aufzuregen. Der Czar wurde mit seinem Heere am Pruth eingeschlossen (1711), erkaufte aber den Frieden durch die Rückgabe von Asow. Wieder kam es im Jahre 1715 zum Kriege mit den Venetianern, welche in einem Monate ganz Morea verloren. Desterreich, welchem die Aufrechthaltung des Karlowitzer Friedens zukam, griff nun seinerseits zu den Waffen, u. Prinz Eugen nöthigte durch mehre glorreiche Siege zu dem Passarowitzer Frieden (1718), durch welchen der letzte Rest des osmanischen Besitzes in Ungarn, das Banat nebst Belgrad, ein Theil von Serbien und die Walachei bis an die Aluta verloren gingen. Doch wurde Morea behalten. Glücklicher gegen seine Gegner war Mahmud I. (1730 — 1754). Im Jahre 1735 hatte Rußland einen Krieg mit der Pforte begonnen, angeblich geneckt durch Streifereien der Tataren, eigentlich aber weil Graf Münnich durch einen Krieg vom Hofe entfernt werden sollte. Desterreich trat als Bundesgenosse Rußlands ebenfalls auf den Schauplatz, war aber, weil es keinen Eugen mehr hatte, sehr unglücklich in diesem Kriege. Dieß, in Verbindung mit andern politischen Verhältnissen, führte den Frieden von Belgrad herbei (1739), vermöge dessen Desterreich diese Festung nebst Serbien u. der Walachei an die Pforte zurückgeben mußte. Auch Rußland, verlassen von Desterreich, opferte durch einen Friedensschluß fast alle Vortheile wieder auf, welche es in diesem Kriege, nicht ohne großen Menschenverlust, durch sein Waffenglück errungen hatte. Dem unbedeutenden Osman III. (1744 — 1757) folgte Mustapha III. (1757 — 1774), unter welchem 1768 die polnischen Handel (der Sultan hatte von der Kaiserin Katharina II. verlangt, daß sie Polen räumen sollte) einen zu Wasser u. zu Lande gleich unglücklichen Krieg mit Rußland herbeiführten, durch den die Türken ihren furchtbaren Feind recht kennen lernten. Romanzow's Triumphe führten die Russen über die Donau und bis an den Balkan, die russische Flotte vernichtete die türkische bei Tschesme, u. Alexis Orlov rief die Griechen in Morea zur Freiheit auf. In dieser Krise starb Mustapha u. dessen Nachfolger Abdul Hamid (1774 — 1789) sah sich durch das fortwährende Unglück seiner Feldherrn gezwungen, 1774 den Frieden von Kutschuk Kainardschî zu schließen. Durch diesen gingen die Schutzherrschaft über die Krimm, die Länder zwischen dem Bog u. Dniepr mit Kieburn, so wie Asow, kurz die Herrschaft über das schwarze Meer, verloren. Bei der Pforte blieb nach dieser Demüthigung eine gereizte Stimmung gegen Rußland und als dieses fortfuhr, im gebieterischen Tone zu reden, erklärte der Diwan 1787 den Krieg, der bald eine für die Existenz der Türkei bedrohliche Wendung nahm; denn beide Kaisermächte, Rußland u. Desterreich, traten verbündet in die Schranken. Bedeutende Schlachten gingen verloren, Choczim u. Belgrad fielen, Galacz, Akjer-

man, Bender, Kiliauova und Ismail wurden von den Russen erklümt. Selim III. (1789 — 1807) mußte sich 1792 bequemen, mit diesen den Frieden von Jassy abzuschließen, durch welchen sie Ozaſow und den Diſtrikt zwischen Bog und Dnieſter erhielten, ſo daß der letztgenannte Fluß nun die Gränze gegen Rußland bildete. Oeſterreich, von Preußen bedroht, war ſchon früher vom Kampfplat abgetreten u. 1791 den Frieden von Siſtow eingegangen, in welchem es das eroberte Belgrad zurückgab. Im Innern hatte Selim mit dem rebellischen Paſwan Oglou zu kämpfen. Der Zug Bonaparte's nach Aegypten im J. 1798 rief den Unwillen der Pforte in dem Maße hervor, daß ſie Frankreich den Krieg erklärte und der Koalition beitrug, ein folgenſchwerer Schritt, welcher den Diwan unter die Leitung der Gabinete von St. Petersburg u. St. James brachte. Zwar beſetzte England Aegypten und ſtellte es 1801 an die Türken zurück, aber der neue Statthalter Mehemed Ali, nachdem er die Mameluken vertilgt, ſchuf ſich dort ein ſelbſt unabhängiges Königreich. Rußlands Uebergewicht drängte 1806 die Pforte wieder an Frankreich hin, u. zum Kriege mit dem habgierigen Nachbar, welcher die Moldau u. Walachei beſetzt hatte. Aber nun kam die Ohnmacht des osmanischen Reiches recht an den Tag. Eine engliſche Flotte drang durch die Dardanellen und erſchien am 20. Februar 1807 vor Konſtantinopel, während die Rußen ſiegreich die Donau überſchritten. Dazu kam noch der Aufſtand Czerny Georg's in Serbien u. die Unzufriedenheit des Volkes mit den neuen militairiſchen Einrichtungen, welche der Sultan unter dem Namen Mehmed Iſchmed in's Werk geſetzt hatte. Selim mußte 1807 abdanken u. der ihm gegebene Nachfolger Muſtapha IV. die verhaßte Neuierung aufheben. Inzwiſchen erfocht die ruſſiſche Flotte am 1. Juli bei Lemnos einen glänzenden Sieg über die türkiſche u. ſetzte die Hauptſtadt in Schrecken. Dieſen Umſtand benützte der kühne Paſcha von Ruſſichuk, Muſtapha Bairaktar, ein treuer Anhänger Selim's, ſich Konſtantinopels zu bemächtigen, allein Selim verlor darüber das Leben, u. Bairaktar erhob nun an der Stelle des abgeſetzten u. ſpäter ſogar hingerichteten Muſtapha IV. den einzigen noch vorhandenen Sprößling aus Osman's Geſchlecht, Mahmud II. (1808 — 1839) auf den Thron. Als Großweſir des neuen Sultans ſchloß er mit Rußland Waffenſtillſtand und ſtellte das von Selim angenommene System des Herrweſens wieder her. Dadurch reizte er die Wuth der Janiſcharen gegen ſich, die in offene Empörung ausbrachen und Bairaktar's Werk vernichteten, welcher ſich in die Luſt ſprengte (16. Nov. 1808). Mahmud behauptete ſich auf dem Throne, regierte mit Kraft u. Einſicht u. verſöhnte ſich 1809 mit England, um dem Vordringen Rußlands kräftiger wehren zu können, aber gerade in dem Augenblicke, da dieſes von dem großen Heereszuge Napoleons bedroht war, gelang es der gewandten Diplomatie des Petersburger Kabinetes, der Pforte den Frieden von Bukareſt abzuliſten (28. Mai 1812), durch welchen jene die Moldau jenseits des Pruth nebst Bessarabien u. die ſüdlichen Pässe des Kaukaſus aufopferte. Der Aufſtand der Griechen im Jahre 1821 führte neue Verwicklungen mit Rußland herbei, welches von der Pforte verdächtigt wurde, ſeine Hand dabei im Spiele zu haben. Doch kam es dieſmal nicht zum Kriege, wohl aber zu dem Vertrage von Akjerman (6. Oktober 1826), der Serbien, die Moldau u. Walachei faſt ganz unter die Gewalt Rußlands legte u. der Pforte nur noch einen Schein von Oberhoheit über dieſe Länder ließ. Im Innern hatte inzwiſchen Mahmud wichtige Reformen begonnen u. inſbeſondere das Korps der Janiſcharen nach einer furchtbaren Schlächtereſei aufgelöst (1826). Etwaſ zu viel poſtend auf ſein neues, nach europäiſchem Zuſſe organiſirtes Heer wies der Sultan die von den Großmächten angebotene Vermittelung des Krieges mit den Griechen ſtolz zurück, nahm aber, als Diebſtahl-ſabalkaſti an der Spitze des ruſſiſchen Heeres nur noch 20 Meilen von Konſtantinopel ſtand und Erzerum in Aſien von Paſkewiſch erobert war, den Londoner Pacifikationsvertrag Griechenlands vom 6. Juli 1827 u. das Protokoll von 22. März 1829 an, u. ratiſizierte am 14. Sept. des letztgenannten Jahres den Frieden von Adrianopel, der für Deutschland darum ſo verhängnißvoll iſt, weil er die Donaumündungen gänz-

lich unter die Macht Rußlands brachte. Griechenland war von da für die Pforte verloren, indem es seine völlige Unabhängigkeit als souveraine Erbmonarchie erlangt hatte. 1831 gerieth der Sultan in Kampf mit seinem übermächtigen Vasallen, dem Vicekönige von Aegypten, der für ihn so drohend sich zu gestalten anfang, daß er Rettung bei den Erbfeinden seines Reiches, den Russen, suchen mußte, welche 1833 ein Heer in Kleinasien vorrücken ließen u. Mehemed Ali zu mildern Bedingungen zwangen. Bald nach Beendigung des ägyptischen Krieges machten die Aufstände in Albanien u. Bosnien der Pforte viel zu schaffen. Mahmud II. starb am 1. Juli 1839 ohne seine reformatorischen Bestrebungen mit dem gehofften Erfolge gekrönt zu sehen, noch weniger die Demüthigung des von ihm bitter gehaßten Mehemed Ali erreicht zu haben. Sein Sohn, der 16jährige Abdul Meschid, hatte kaum den Thron bestiegen, so begann dieser schon unter ihm zu wanken, erschüttert durch die siegreichen Fortschritte des ägyptischen Heeres in Asien. Abermals erlebte die Pforte die Beschämung, ihre Rettung den christlichen Mächten verdanken zu müssen, indem England u. Oesterreich den Seekrieg gegen Mehemed Ali begannen, worauf durch den Vertrag vom 12. Januar 1841 das richtige Verhältniß zwischen Herrn u. Vasallen wieder hergestellt wurde. Zur Zeit ist dem osmanischen Reiche weniger die Uebermacht der europäischen Kabinete gefährlich, die jetzt alle mit ihren mehr oder weniger in revolutionärem Zustande befindlichen Völkern zu thun haben, als der national-religiöse Geist, der bei den Raja's immer lebendiger sich regt u. über kurz oder lang der aufgedrungenen Herrschaft der Türken den Untergang bringen wird. — Die Schriftsteller, welchen wir die reichhaltigsten und besten Nachrichten über das osmanische Reich verdanken, sind von Hammer, Marfigli, Muradja d'Osson, Reale, Bertusier, Forbin, Ballas, Boué, Stürmer, Melling, Arquhart, von Moltke, Profesch, Hamilton, Hagemeister, Fallmerayer.

Ösmazom, auch Fleischextrakt genannt, ist ein thierischer Extraktivstoff, der in dem Rindfleisch vorzugsweise u. überhaupt in dem braunen u. schmackhaften Fleische erwachsener Thiere vorhanden ist u. den man, nach mehrmaliger Maceration des Fleisches im kalten Wasser u. darauf vorgenommener Abdampfung u. Eindichtung zur Syrupconsistenz u. deren Auszug mit Weingeist, nach dessen endlicher Abdampfung erhält. Dasselbe ist braunröthlich von Farbe, aromatisch u. wie Fleischbrühe riechend (όσμη), Geruch, u. ζωμος, Fleischbrühe), pikant schmeckend, in Wasser u. Weingeist löslich u. besteht aus Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff u. Stickstoff. Es ist eine leicht verdauliche, nährende u. appetitregende Substanz, die bei saurer und fauliger Gährung sehr schädlich wird und faulige, selbst brandige Krankheiten erzeugt. Man bedient sich des Ö., mit 7 Theilen Gallerte verbunden u. etwas Gewürze versetzt und in kochendem Wasser aufgelöst, als Bouillon u., unter dem Beisatze von Cacao, als Chocolade.

Ösmium, ein Schwermetall (s. Metalle), welches sich in der Natur, jedoch in geringer Menge, dem Platin beigemengt, häufiger mit Iridium (s. d.) verbunden vorfindet. Das Ö. ist von bläulichgrauer Farbe, sehr spröde u. oxydirt sich, an der Luft geglüht, zu flüchtiger Ösmine = Säure, wobei eine Spiritusflamme leuchtend weiß wird. Im ungeglühten Zustande löst sich das Ö. in Salpetersäure, leichter aber in Königswasser, als Ösmine = Säure auf; im stark geglühten Zustande wird es auf nassem Wege nicht mehr oxydirt. Es geht mit dem Sauerstoffe fünf Drydationsstufen ein, nämlich als: Drydul (Ös), Sesquiodrydul (Ös), Dryd (Ös), ösmine = Säure (Ös) u. Ösmine = Säure (Ös). Sein Name kommt von όσμη, Geruch, in Beziehung auf den heftigen, chlorähnlichen Geruch, den die Ösmine = Säure besitzt.

Ösnabrück, ein Fürstenthum im Königreiche Hannover, mit 43 □ Meilen u. 160,000 Einwohnern, das, in Verbindung mit dem Herzogthume Bremen-Meppen, der niederen Grafschaft Lingen u. der Grafschaft Bentheim, jetzt den Landdrostei-Bezirk Ö. in dem genannten Königreiche, mit 105 □ Meilen u. 270,000 Ein-

wohnern bildet. Darin die gleichnamige, ehemals befestigte Hauptstadt in einem freundlichen Thale, am linken Ufer der Hase, mit 12,500 Einwohnern, Sitz des Landdrosten, eines katholischen Bisthums (vormalen mit Hildesheim vereinigt), einer Justizkanzlei, Steuerdirektion u. protestantischen Consistoriums, hat 4 Kirchen, 2 Gymnasien (ein katholisches und ein protestantisches), eine Handelsschule, die sich vorzüglich in neuester Zeit auszeichnet, ferner 3 Hospitäler und ein Schullehrerseminar. Lebhaft ist die Industrie in Wollen = Leinwand = u. Damastweberei, Gerberei, Zuckersiederei, Tabak, Farben, Eisenwaaren, Steingut, Eichorien, Papier, Gemischen Produkten, Wachseleinwand u., außer mit den genannten Fabrikaten, bedeutend der Handel mit Getreide, Leinwand, Schinken u. andern Erzeugnissen der Umgegend nach Bremen, Hamburg, Holland, England u. s. w. Sehr geschätzt ist der D. Giesfluchen. Den Leinwandhandel unterstützt eine Linnenlege. Sehenswerth sind: der Dom, dessen Grundmauern dem 8. Jahrhunderte angehören sollen, mit Denkmälern, Reliquien u. Auf der Domsfreiheit das eiserne Denkmal Fußt. Möjers von Drake. Die Marienkirche, mit einem Altarwerke westphälischer Schule aus dem 15. u. 16. Jahrhunderte. — Das Schloß, von Bischof Ernst August 1565. Das Rathhaus mit dem Saale, in welchem der westphälische Friede unterzeichnet ward, mit dem Bildnisse der dabei theilgenommenen Gesandten. Die alten Wälle sind in Spaziergänge umgeschaffen. In der Nähe das Kloster Gertrudenburg mit einer berühmten Grotte u. der Gertrudenhöhe. Das Schloß Iburg mit Anlagen, wo Georg II. von England geboren ist. — D. war in den ältesten Zeiten Hauptsitz der alten Sachsen. Das Licht des Glaubens kam zuerst in diese Gegend durch den Apostel Bernhard um das Jahr 700, dieser gründete daselbst die erste Kirche. Nachher wurde es die Hauptstadt des unter Karl dem Großen gestifteten Bisthums, dessen erster Bischof der Frieze Wiho (gestorben 809) war, den Bischof Egilfried von Lüttich nach dem Siege Karls an der Hase 783 weihte, und von dem auch die älteste Schule der Stadt, das Carolinum, herrührt. Damals war D. nur ein Flecken mit einem Königshofe, 1082 aber schon freie Reichsstadt u. Mitglied der Hanse. Während der Einführung der Reformation verlor es in den Streitigkeiten mit dem Bisthume an Freiheiten 1523, u. erhielt im westphälischen Frieden, der 1648 hier unterzeichnet ward, abwechselnd einen katholischen u. protestantischen Bischof, letzteren stets aus dem Hause Braunschweig = Lüneburg. Der letzte Fürst = Bischof war Herzog Friedrich von York (gestorben 1827). 1803 kam D. an Preußen, 1807 zum Königreiche Westphalen, 1810 an Frankreich u. 1815 an Hannover. D. ist die Geburtsstadt von Jerusalem u. Justus Möser (s. dd.). Vergl. Möser, osnabrückische Geschichte, 2 Bde., 3. Aufl., Berlin 1820.

Ossa, setzt Kissa, ein Gebirge im östlichen Thessalien, unweit dem thessalischen Busen, durch den Peneus vom Olymp getrennt; zwischen beiden lag an der Küste das Thal Tempe (s. d.); der D. war Sitz der Centauren u. Giganten.

Ossenbeek, Jan, berühmter niederländischer Maler aus Rotterdam, geboren 1627, stellte besonders Landschaften mit Figuren, Thierstücke, Jahrmärkte, Volksfeste, u. s. w. im Geschmacke des Peter de Laar dar. Seine Färbung ist trefflich; er verband die italienische Stärke mit der holländischen Ausföhrung. Er arbeitete lange in Deutschland, vorzüglich aber in Wien, wo sich in der Liechtenstein'schen Galerie viele von seinen Gemälden befinden. Er radirte auch einige Blätter nach S. Rosa, Tintoret, Bassano, Feti, Polidor von Venedig u. A., worunter Christus im Sturme schlafend, nach ihm selbst, besonders gelungen ist.

Oseten, ein kaukasischer Volksstamm im russischen Asien, deren Land, diesseits u. jenseits des Kaukasus in Ischereffien liegend, zu 3500 □ Werst angegeben, von den Flüssen Kessen, Urup und Aradon bewässert wird und besonders in den Thälern sehr fruchtbar ist. Die O. haben eine eigene Sprache, sind wohlgebildet, mittelgroß, kräftig, blauäugig, meist blondhaarig, gastfrei, das Alter ehrend, tragen Dolche, lieben Plünderung u. Räuberei, treiben aber dabei Ackerbau u. Viehzucht (Schafe), und verfertigen Metallwaaren, Pulver, Tuch u. a., sind der Angabe

nach Christen (ohne Taufe), haben jedoch viel Aberglauben. Die Wohnungen sind theils einzelne Häuser, theils Dörfer, letztere mit einer Art Festung. Die O. leben unabhängig unter eigenen Fürsten u. Aeltesten, haben außerdem Adel, Bauern und Leibeigene und theilen sich, 16,000 Mann stark, in verschiedene Stämme: eigentliche O. (Unterstämme: Tscheni, Walagiri u. a.) u. Dwaletli. Als Stämme der O. werden noch angegeben: Dugoren (Dugor), im Distrikt Dugor, mächtig, theils frei, wie die Donisars, die republikanische Verfassung haben, den heiligen Nikolaus verehren, der in einer Höhle als Abder erscheinen soll; andere sollen von den Babil (Babilleri) abhängig seyn; zu ihnen gehören noch die Tscherkessaten an der Urupquelle. Die Dugoren haben Tempel.

Ossian, der berühmte Barde, der Homer der altschottischen Gälten, von dem man eben so wenig, als vom griechischen Homer, sichere Nachrichten hat. Er soll im 3. Jahrhunderte, nach Anderen weit später gelebt haben. Sein Vater hieß Fingal (s. d.), u. war Fürst von Morven, dem er in seinem heldenmüthigen Kampfe gegen die Angriffe der Römer zur Seite stand, u. zuletzt ihm als Anführer der Seinigen nachfolgte. Erst in seinem Greisenalter, wo seine Hand für Waffenführung zu schwach wurde, griff dieselbe in die Saiten der Harfe u. feierte in Heldengesängen die Thaten seines Vaters, u. in rührenden Klagliedern den Tod seiner Freunde, die alle vor ihm bereits hingestorben, — u. wie Er nun, altersschwach, ohne Schutz u. ohne Hülfe, einsam die letzten Lebenstage vertrauern müsse. Gleich wie bei Homer, erhielt sich auch bei ihm die Sage: er sei blind gewesen u. sein Lebensende sei durch beigebrachtes Gift erfolgt, das ihm die Gulbäer, die christlichen Befehrer in Kaledonien, gereicht hatten, weil sich der Sänger von dem Glauben seiner Väter nicht abwendig machen ließ. Daß alle diese einzelnen Märchen höchst unverbürgt u. fabelhaft erscheinen, bedarf wohl kaum weiterer Erörterung. Schon die Analogie mit anderen Völkern ließ vermuthen, daß auch in den hochschottländischen Gebirgsgegenden u. in den Buchten u. Inseln der Umgebung heimatliche Lieder der Gälten vorhanden seyn mußten: allein die unverstandene Sprache blieb lange Zeit ein unübersteigliches Hinderniß, über Anlage u. Inhalt dieser Bardengesänge etwas Näheres zu erforschen. Lange Zeit mochten sie in ihrer Verborgenheit geheimnißvollen Lüften zu vergleichen seyn, die in jenen einsamen westlichen Gebirgen, wie auf einer Geisterinsel, tönten. Dem Forscher Macpherson (s. d.) gebührt die Ehre, seit 1750 die traurig-süße Harfe, die wehmüthig-ergreifende Stimme vergangener Zeiten, der Literatur wiedergegeben zu haben. Der lange Zeit geführte kritische Streit über Aechtheit oder Unächtheit wurde bereits in dem Artikel Macpherson näher erörtert, worauf hiemit, um Wiederholungen zu vermeiden, verwiesen werden muß. Indesß wurden diese Lieder bei ihrem ersten Erscheinen mit Freude u. Entzücken u. wahrhaft seltener Begeisterung aufgenommen. Unmittelbar nach ihrem Bekanntwerden wurden sie fast in alle europäische Sprachen überetzt. Die erste deutsche Uebersetzung erschien 1764 zu Hamburg in Prosa. Denis, um das Epos auch in der Form dem Homerischen ähnlicher zu machen, versuchte die Lieder in Hexameter, mit lyrischen Silbenmaße untermischt, zu übersetzen u. bereicherte seine mühsame Arbeit mit Macpherson's Anmerkungen u. Hugh Blair's kritischen Abhandlungen. Rasch folgten andere deutsche Uebersetzungen: 1775 von Harold in Prosa; 1782 v. Petersen; 1800 von Rhode; von Schubart; 1806 von Graf von Stollberg; 1808 von Jung; einzelne Fragmente: wie die Lieder von Selma in Goethes Werther; in der Iris, in dem deutschen Museum. Französische Uebersetzung versuchten: 1777 le Tourneur; 1789 Lombard; 1801 Jangurs. Italienisch 1773—74 von Cesariotti; spanisch 1788 von Ortine; holländisch 1806 von Bilderdyk; polnisch von Krasicki. Durch eine besonders achtbare Bearbeitung, welche das Verständniß dieser rührenden Bardengesänge fördern sollte, hat sich die holländisch-schottische Gesellschaft 1807 großes Verdienst erworben. Sie besorgte eine Sammlung von 14 o.schen Gesängen in ihrer ursprünglichen Gestalt u. fügte zu ihrer Erklärung hinzu

ein Wörterbuch, bearbeitet von Le Brien u. Shaw u. eine Grammatik des gälischen Dialectes von Stewart; eine wörtliche lateinische Uebersetzung hinzu lieferte Macfartan. — Als Inhalt dieser Epopöe tritt hervor: Ruhm der Heldenthaten, Preis vergangener besserer Tage, hell dunkle Gemälde hochländischer Natur, Klagen über erlittene Leiden, Schicksale Liebender, wehmuthsvolle Klagen lieblicher Jungfrauen am Grabhügel ihrer gefallenen Heldenjünglinge, Heldenfeste u. dgl. mehr. Die Form ist stets kurz abgebrochen, aber voll concreter Ausdrücke. Die Vorzüge der Dichtung bestehen in der wahrheitsgetreuen Darstellung der Leidenschaften in trefflich-rührenden Schilderungen, malerischem Ausdrucke, in kühnen Bildern u. Gleichnissen, tiefer Empfindung, lieblicher Ausschmückung sanfter Wehmuth u. Einsalt. Mängel dagegen sind: Eintönigkeit in Schilderung der Charaktere, Wiederholung der nämlichen Gleichnisse, welche sich auf die an Rohr, Schilf, Nebel u. Seen reiche Natur beziehen u. allzu zarte Empfindlichkeit im Munde von Helden. Eine treffende Vergleichung von D.s Liedern mit Homers Gesängen findet sich in Herders *Abrafata* St. 10.

Cm.

Dffolinský, eine angesehene polnische Adelsfamilie, als deren erster Ahnherr Topor Starza aus den Zeiten der ersten polnischen Könige genannt wird. Unter den späteren Nachkommen des Geschlechts sind vorzüglich 2 berühmt geworden: 1) Georg (Jerzy) D., dritter Sohn des Woiwoden Zbigniew von Sandomir, Oberstkammerherr Heinrichs von Anjou, geboren 1595, studirte zu Grätz, bereiste dann die Niederlande, England, Frankreich u. Italien, machte hierauf die Feldzüge gegen Rußland bis zum Waffenstillstande von Deulina mit u. ging 1621 als Gesandter des Königs Sigismund nach England, um Jakobs Vermittelung zwischen Schweden u. Polen u. zugleich die Erlaubniß zur Anwerbung von 5000 Engländern zu erhalten, welche gegen die Türken gebraucht werden sollten. 1629 nahm er wesentlichen Antheil an den Conferenzen von Altmark, durch welche Polen einen 6jährigen Waffenstillstand erlangte; 1630 ward er Großschatzmeister der Krone. In dieser Stellung setzte er die Wahl des Prinzen Wladislaw zum Könige von Polen durch u. leitete von nun an die Geschicke des Reiches nach Außen u. Innen. 1633 sehen wir ihn in diplomatischen Verhandlungen mit den italienischen Höfen. Er besuchte Rom, Florenz u. Venedig, auf dem Rückwege auch Wien, wo Erzherzog Ferdinand ihn mit demselben Wohlwollen aufnahm, mit welchem er früher den Gräzer Studenten ausgezeichnet hatte. 1634 führte ihn eine neue Sendung nach Wien; er wurde hier in den Reichsfürstenstand erhoben, nachdem schon Papst Urban VIII. ihn zum Fürsten von Lffolin ernannt hatte. In Wien scheint er bereits die Idee zur Stiftung des Ordens der unbefleckten Empfängniß gefaßt zu haben; die Statuten desselben, welche Wladislaw sanctionirte, arbeitete er jedoch erst in Polen aus. Auf dem Reichstage 1635, auf welchem auch der 1634 mit Rußland von ihm abgeschlossene Friede von Wiasma genehmigt wurde, fungirte D. als Marschall. Noch in demselben Jahre begab er sich, da der Waffenstillstand mit Schweden zu Ende ging, als Kriegsgouverneur nach Preußen, wo er im September durch den Vertrag von Stumsdorf die Verlängerung des Waffenstillstandes auf 26 Jahre zu Stande brachte; 1636 erschien er als Gesandter auf dem Reichstage zu Regensburg, um Ferdinands Wahl zum römischen Kaiser zu unterstützen u. zu gleicher Zeit den Ehevertrag zwischen seinem Könige u. der Erzherzogin Cäcilia Renata in's Reine zu bringen. Nach seiner Rückkehr legte er sein Krongroßschatzmeisteramt nieder, um Woiwode von Krakau zu werden, in welcher Eigenschaft er 1637 die königliche Braut nach Warschau begleitete. Dem mächtigen Manne schloß es nicht an Segnern, die Alles versuchten, um ihn zu stürzen. Auf dem Reichstage 1638 wurde der von ihm gestiftete Orden wieder aufgehoben, „weil eine solche Stiftung die Grundsätze der republikanischen Freiheit verlege;“ auch ward der Beschluß gefaßt, daß kein Pole von fremden Mächten Titel annehme, u. folglich auch kein, vom Papste u. Kaiser herrührender, Fürstentitel nicht anerkannt werden sollte. Einen Ersatz für diese Anfechtungen fand D. in der fortbauernenden Gunst des Königs, der ihn

1639 zum Vicekanzler, 1643 zum Krongroßkanzler u. nach Koniecpolsky's Tode, wenn auch nur für kurze Zeit, zum Krongroßfeldherrn ernannte. 1645 präsidirte er dem bekannten Colloquium charitativum zu Thorn, durch welches Wladislaw eine Vereinigung zwischen Katholiken u. Protestanten versuchte; 1647 ward auf D.s Antrieb die erste Post in Polen eingerichtet; 1648 setzte er die Wahl des Prinzen Johann Kasimir durch. Zu derselben Zeit wandte er die Folgen, mit welchen die Siege der empörten Kosaken und Tataren das Reich bedrohten, durch geschickte Unterhandlungen ab, u. erlangte den vortheilhaften Frieden vom 17. August 1649. Nochmals sollte er als außerordentlicher Gesandter nach Wien u. Rom gehen u. hatte sich deshalb bereits beim Könige beurlaubt, als er 1650 am Schlagflusse starb. — 2) Joseph Maximilian von Tenczyn, Graf von D., geboren zu Mola Mielecka in der Woiwodschaft Sendomir, wahrscheinlich 1748. Im Jesuitenconvikte zu Warschau erzogen, wurde er durch den berühmten Geschichtsforscher Stanislaus Naruszewicz schon früh dem Studium der vaterländischen Geschichte und Literatur zugeführt und bald in die literarischen Kreise gezogen, die Stanislaus August in Warschau um sich versammelte. Von öffentlichen Geschäften hielt er sich fern; nur 1789 war er Mitglied der galizischen Ständedeputation, welche nach Josephs II. Tode nach Wien ging. Sein Eifer für die Erziehung adeliger polnischer Jünglinge in den österreichischen Instituten fand an Leopolds II. Hofe vielen Beifall. D. wählte deshalb Wien zu seinem bleibenden Aufenthalte, widmete sich fast ausschließlich nationalliterarischen Bestrebungen, und machte sein Haus zu einem Sammelplatze aller Gelehrten, welche sich der slavischen Literatur widmeten. Unter anderen unterstützte er die Ausarbeitung des großen vergleichenden und kritischen Wörterbuchs der polnisch-slavischen Mundart, welches unter dem Titel *Slownik Języka Polskiego* in 6 Theilen in 4. zu Warschau 1807—1814 in der Druckerei der Piaristen erschien. Zur Anerkennung seiner Verdienste erhielt D. von Franz I. 1808 die Würde eines Geheimraths u. 1809 die, seinen Neigungen ganz entsprechende, Stelle eines Präfecten der k. k. Hofbibliothek; 1817 ertheilte ihm der Kaiser die ständische Würde eines Oberflandmarschalls u. 1825 die eines Oberstlandhofmeisters für Galizien u. Lodomerien, nachdem ihm bereits von 1805—1823 die Kuratel des galizischen Landwirthschafts-Instituts zu Wien übertragen worden war. D.s Eifer für das Wohl seiner Landsleute u. die Ueberzeugung, daß dieses nur auf dem langsamen, aber sichern Wege allmäliger Civilisation angestrebt werden könne, hatte ihn bereits 1804 zu dem Entschlusse gebracht, in Gemeinschaft mit dem Grafen Stanislaus Zamoysty zu Zamosc eine öffentliche Bildungsanstalt zu gründen. Die durch die politischen Ereignisse von 1809 veränderten Territorial-Verhältnisse gaben jedoch diesem Plane eine andere Richtung. D. entschied sich für Lemberg; hier sollte ein Nationalinstitut für Galizien entstehen, zu dessen Begründung D. seine Bibliothek, nebst seinen werthvollen Sammlungen an slavischen Alterthümern, einen bedeutenden Beitrag zum Ankaufe eines geeigneten Lokals u. zur ersten Bauführung, sowie eine auf seine galizischen Besitzungen versicherte Rente von 7000 Gulden bestimmte. Kaiser Franz vollzog 1817 die Stiftungs-Urkunde u. übernahm das Protektorat. Unter D.s vielfachen literarischen Arbeiten erwähnen wir: Die polnische Uebersetzung von Seneca's *Consolationes ad Helviam, ad Marciam u. ad Polybium*; — die polnische Uebersetzung der lateinischen Gesandtschaftsreden seines Urgroßvaters Georg D. (s. oben), Warschau 1784; — *Wiadomosci historyczne krytyczne do dziejów Literatury polskiej etc.* (Historisch-kritische Nachrichten zur Literaturgeschichte Polens), Krakau 1815—1822, in 4 Bden. Unter seinem literarischen Nachlasse befindet sich auch ein 3. Band des eben angeführten, für die polnische Literatur äußerst wichtigen Werkes. Seit 1822 gänzlich erblindet, hörte D. doch nicht auf, sich seinen Lieblingsstudien zu widmen u. erst sein 1826 erfolgter Tod konnte dieselben unterbrechen. Einen gut geschriebenen Nekrolog über ihn lieferte Kopitar im österreichischen Beobachter vom Jahre 1826.

Ossuna, Don Pedro Tellez y Giron, Herzog von, geboren zu Valladolid 1579, kam als zweijähriges Kind mit seinem Großvater, der 1581 Vizekönig von Neapel wurde, dahin, begleitete später den Connetable von Castilien auf seiner Gesandtschaft nach Paris, wo er durch seinen Witz besonders bei Heinrich IV. sehr beliebt wurde, führte dann auf eigene Hand mit 4000 Mann Krieg in den Niederlanden, hob siegreich die Belagerung von Groll auf und verschwand so plötzlich, als er gekommen, reiste nach London und kehrte erst 1607 nach Spanien als geheimer Rath und Kammerherr des Königs zurück. Sein Werk war 1609 die Anerkennung der Republik, und in 2 Denkschriften widerrieth er die Vertreibung der Morisken. 1611 wurde er Vizekönig von Sicilien mit monatlichen 4000 Dukaten. Wie er dort einen Staat aus der entsetzlichsten Anarchie herstellte, s. u. Sicilien (Geschichte). 1616 wurde er Vizekönig von Neapel; hier vermochte er sich nicht dieselbe Liebe zu erwerben, wie in Sicilien. Im Krieg mit Venedig schädete er diesem durch kühne Seezüge, die unter d. s. eigener Flagge (die spanische sollte neutral bleiben) von Ribera geführt wurden, und durch diese Züge wurde der Friede von 1617 bewirkt; D. aber setzte für seine Person unter allerlei Vorwänden den Krieg fort. Seine Stellung wurde bald sehr schwierig: in Madrid rebellirte und in Neapel empörte man sich gegen ihn; er erhöhte die Abgaben um 1 Million Dukaten, aber man fürchtete ihn in Spanien so, daß man sich nicht getraute, ihn abzurufen. 1620 wurde Cardinal Borgia sein Nachfolger u. D., welchem man Schuld gab, er habe sich zum souveränen Könige von Neapel machen wollen, rechtfertigte sich vollständig. 1621, gleich nach Philipps III. Tode, wurde D. verhaftet, Untersuchungen wurden eingeleitet, die indeß Olivarez niederschlug. Er starb 1624 zu Almeida und wurde nach seinem Tode feierlich für des Königs treuesten Diener erklärt.

Ost oder **Osten**, s. **Morgen** und **Orient**.

Ostade (Adrian von), ein berühmter Maler aus Lübeck, geboren 1610, lernte die Kunst in Harlem u. bildete sich früh nach dem Geschmacke der Niederländer, daher die Scenen des gemeinen Lebens sein hauptsächlichstes Studium waren. Ein besonderes Vergnügen fand er daran, die Geberden der Betrunkenen zu beobachten, auch malte er vorzüglich das Innere von Schenken u. Ställen. Sein Farbenschmuck ist vortrefflich und im Hellbunkel ist er bewunderungswürdig. Zu Paris befinden sich viele Gemälde von ihm. Er selbst hat 54 Blätter eigenhändig geätzt. Sein Tod erfolgte zu Amsterdam 1685.

Ostende, Stadt in der belgischen Provinz Westflandern, an der Nordsee, mit 12,000 Einwohnern, durch Kanäle mit Brügge, Nieuport, Gent und Dünkirchen u. durch die hier ausmündende Eisenbahn mit den meisten Hauptstädten Belgiens verbunden, ist eine Festung zweiten Ranges, die auf der Landseite unter Wasser gesetzt werden kan. Merkwürdig sind der Schleusenbau und die Forts imperial und royal an beiden Seiten der Küste. Der Seehafen d. s. (mit 2 Bassins) ist zwar geräumig, aber der Eingang desselben wegen einer Barre davor ziemlich eng und seicht, so daß größere Schiffe nur zur Fluthzeit und mit Hülfe von Boatsen einlaufen können. Die Stadt ist gut gebaut, hat gerade, regelmäßige Straßen, 2 Kirchen, 2 Hospitäler, schönes Stadthaus (das ansehnlichste Gebäude, 1711 erbaut), Handelsgericht, Handelskammer, Börse, Leuchthurm, Schiffswerfte, Eisenbahnstation, sehr besuchtes und gut eingerichtetes Seebad, wo jedoch das ungewöhnliche gemeinsame Baden beider Geschlechter sehr auffallend ist. Als Hafenplatz besitzt D. Schiffswerfte und die zum Schiffbau nöthigen industriellen Anstalten, als Segeltuchfabriken, Seilereien u. c.; doch blühen auch andere Gewerbszweige, namentlich Fabriken in Baumwolle, Seife, Lichtern, Tabak, Spizen, Leinwand, auch sind Del- u. Zuckerraffinerien, Salzfiedereien, Branntweinbrennereien, Bierbrauereien, Repsschlagereien, Sägemühlen vorhanden. Einen Hauptnahrungszweig bildet die Seefischerei, welche 1845 12,200 Tonnen Stodfisch, 6000 Tonnen Häringe und ein nicht unansehnliches Quantum Austern lieferte. Der Handel betreibt besonders landwirthschaftliche Produkte, als Getreide, Rüb-

Lein- und Kleesaamen, Vieh, Butter, Wolle u. s. w.; seit der Vollendung der belgischen Eisenbahnen und deren Anschluß an die rheinischen hat sich der Transithandel nach Deutschland in einem Grade gehoben, der nicht ohne Grund die Aufmerksamkeit und die Bedenken der holländischen Regierung erregt hat. — D., früher ein Dorf, wurde 1072 von Robert von Friesland zum Flecken erhoben, 1372 mit Wallisaben und 1445 von Philipp dem Guten von Burgund mit Mauern umgeben. 1583 besetzte der Prinz von Oranien D. regelmäßig, und der Herzog von Parma griff es vergebens an. Die Spanier belagerten es drei Jahre lange, von 1601—1604, wo es Spinola endlich durch Capitulation bekam. 1658 wollten die Franzosen D. überrumpeln, der Marschall d'Alumont wurde aber dabei gefangen. 1706 wurde es von den Allirten belagert und den 6. Juli erobert. 1718 wurde hier eine ostindische Handelscompagnie gegründet, 1723 von Karl VI. bestätigt, jedoch mußte dieser Kaiser sie auf das Anbringen der Engländer und Holländer 1731 wieder aufheben. 1745 wurde D. von den Franzosen unter Löwenbahl 3 Wochen lange beschossen und zuletzt eingenommen. Im Nachener Frieden kam es wieder an die Oesterreicher. 1757 vertraute Maria Theresia D. einer französischen Besatzung an. Joseph II. erklärte D. für einen Freihafen, wodurch seine Handelsthätigkeit sehr wuchs. Im Revolutionskriege fiel es durch die Schlacht von Fleurus mit dem übrigen Belgien in die Hände der Franzosen, verlor aber seinen Handel, indem es die Engländer blokirten; durch den 1. Frieden von Paris 1814 kam es an die Niederlande, und durch die belgische Revolution 1830 an Belgien.

Osteologie, Knochenlehre, ist ein Theil und zwar der erste Theil der gesammten speziellen Anatomie (s. d.). Der Wortbedeutung nach könnte D. auch die Lehre von der Entstehung, dem chemischen Verhalten, den verschiedenen Formen der Knochen in den verschiedenen Menschenrassen und Thierclassen, den pathologischen Veränderungen, der Anwendung der Knochen zc. in sich fassen, doch werden diese Materien meist unter besondere Abtheilungen der Physiologie, vergleichenden und pathologischen Anatomie, der Technologie zc. zc. gebracht und man versteht unter D. bloß die Lehre von den Knochen in Bezug auf ihre Einteilung, ihre Gestalt, Struktur, Funktion, auf das Verhältniß, in dem sie zu den übrigen Theilen des Körpers und in den verschiedenen Entwicklungsperioden und Geschlechtern unter sich stehen, überhaupt ihre reine anatomische Bedeutung, sowohl im Einzelnen, als in ihrem Zusammenhange. Da letzterer hauptsächlich erst durch die verschiedenen Knochenbänder bedingt ist, so hat man die Bänderlehre (Syndesmologie) gewöhnlich mit in die D. gezogen u. sie im Zusammenhange abgehandelt. Ueberhaupt wurden die Theile, welche in innigerem Zusammenhange mit den Knochen stehen, wie die Knorpel, Knochenhaut, Mark, Bänder schon von J. Riolan mit zur D. gerechnet, welcher dieselbe, im Gegensatz zu der D. im engern Sinne, oder der Lehre bloß von den trockenen Knochen, selbst mit Berücksichtigung der Muskeln, Gefäße und Nerven, welche sich an die Knochen festsetzen, oder sich einen Durchgang durch dieselben bahnen, aus dieser Trockenheit herausgerissen u. sie in dieser Ausdehnung, welche jetzt auch allgemein bei den Lehrvorträgen über D. beobachtet wird, zur Osteologia nova umgeschaffen hat. Andere, wie Winslow, trennten diese D. wieder in 2 Abtheilungen und handelten in der einen die Lehre von den trockenen, in der andern die Lehre von den frischen Knochen besonders ab. Die Kunst, die Knochen entweder von allen übrigen Theilen des Körpers frei zu machen, sie nach besonderer Zubereitung auf künstliche Weise, sei es durch Draht oder elastische Bänder zc. zc. wieder in eine ähnliche Form ihres früheren Zusammenhanges zu dem sogenannten künstlichen Skelet (*skeleton artificiale*) zu vereinigen, oder sie gleich in Verbindung mit den natürlichen Knochenbändern zu dem sogenannten natürlichen Skelet (*skeleton naturale*) heraus zu präpariren, gehört zu dem technischen Theile der D., der sogenannten Knochenpräparation.

Osteocyclus nennt man diejenige Periode von Jahren, nach welcher die

Julianischen oder die Gregorianischen Ostersonntage in derselben Reihenfolge wiederkehren. Im Julianischen Kalender beträgt der D. 532, im Gregorianischen dagegen 9090090 Jahre. — Ostergränzen ist die Benennung der beiden Tage: 21. März und 26. April, im Julianischen und Gregorianischen Kalender, weil innerhalb dieser beiden Tage stets das Osterfest eintritt.

Osterland, (eigentlich so viel als Ostland) heißt jedes nach Osten gelegene Land, in Beziehung auf ein anderes, westlich davon gelegenes Hauptland. — Als das fränkisch-deutsche Reich sich von West- u. Mitteldeutschland aus durch Zurückdrängung der Slaven, namentlich der Wilzen und Sorben, immer mehr nach Osten hin erweiterte, erhielten die Theile desselben, welche östlich von der Saale und unteren Elbe sich ausbreiteten, ebenfalls den Namen D. oder Ostmark. In diesen Landestheilen gab es mehrere Herzöge u. Markgrafen, unter denen auch der mächtige Gero der Große, als Markgraf in D. (*orientalium marchio*), aufgeführt wird. Der erste Bischof von Merseburg, Boso, welchen Otto der Große einsetzte, wird als glücklicher Heidenbefreier im D. gerühmt. In diesem Theile des deutschen Reichs entstand um die Mitte des 10. Jahrhunderts auch die Mark Meissen, welche nachmals in ihren Markgrafen aus dem Hause Wettin ein so mächtiges Fürstengeschlecht groß zog, das nicht nur einen großen Theil des östlich von der Saale gelegenen Landes beherrschte, sondern 1264 auch Thüringen acquirirte. Die Mark Meissen selbst wird nun der Ausgangspunkt, von welchem aus der Name D. einem östlich davon gelegenen und mit Meissen politisch vielfach verbundenen Landstriche, der Lausitz, beigelegt wurde. Die Lausitz (Ober- u. Nieder-Lausitz) führt daher im 12. u. 13. Jahrhundert den Namen D. oder, weil sie von Markgrafen aus dem Hause Wettin-Meissen, beherrscht wurde, Ostmark, ohne jedoch ihren ursprünglichen wendischen Namen ganz aufzugeben; vielmehr kamen die Namen D. und Lausitz abwechselnd vor.

Ostermann, 1) Heinrich Johann Friedrich, Graf von, nach seinem Uebertritte zur griechischen Kirche Andrej Zwanoiwitsch, kaiserl.-russif. Staatsminister, geboren 1686 in dem Städtchen Bodum in Westphalen, wo sein Vater evangelisch-lutherischer Prediger war und ihm eine sorgfältige Erziehung gab, kam als Jüngling nach Jena, hatte aber in einem Duell das Unglück, einen Studenten zu erstechen, worauf er nach Holland floh. In Amsterdam lernte ihn 1704 der russische Admiral Gruys kennen, machte ihn zu seinem Sekretär und nahm ihn mit sich nach Rußland. Als ein Mann von Genie wurde D. dem Czar Peter I. bald bekannt; dieser nahm ihn in seine Kanzlei und wegen seiner Treue u. Geschicklichkeit erhob er ihn immer mehr und vertraute ihm wichtige Geheimnisse. Aber D. leistete auch dem Czar im Krieg u. Frieden wichtige Dienste. Als sich das russische Heer 1711 am Pruth von der zahlreichen türkischen Armee umringt sah, schloß er und der Vicekanzler Schaffirof mit dem Großvezier Frieden. Die Friedensunterhandlungen, welche der Czar von 1718 bis 1721 mit Schweden pflog, gingen hauptsächlich durch D.s Hände und waren sein Werk, ungeachtet der General-Feldzeugmeister von Bruce der erste Czarische Bevollmächtigte war. Bei dem Nistädter Friedensschlusse 1721 war D. wirklicher geheimer Kanzleirath. Der nunmehrige Kaiser Peter machte D. zum Baron und schenkte ihm auch ein ansehnliches Gut. Jetzt stieg er immer höher u. besorgte die auswärtigen Angelegenheiten mit solcher Einsicht u. so gutem Erfolge, daß ihn Peter vor seinem Tode seiner Gemahlin Katharina I. empfahl. Sie machte ihn 1725 zum Reichsvicekanzler und wirklichen geheimen Rathe. Weil Katharina nicht schreiben konnte, so schrieb gewöhnlich er ihren Namen unter die öffentlichen Dekrete und Depeschen. Aber Menzikoff verringerte sein Ansehen. Doch wußte er sich zu erhalten und nach Katharinens Tod und Menzikoffs Sturze wurde er geheimer Cabinetsminister. Die meisten auswärtigen Angelegenheiten standen unter seiner Leitung; er wurde mit seinen Nachkommen in den russischen Grafenstand erhoben u. 1740 zum Großadmiral von Rußland ernannt. Als sich aber die Prinzessin Elisabeth 1741 des Thrones bemächtigte, so wurde D. nach Sibirien verbannt,

wo er auch 1745 starb. — 2) Alexander Iwanowitsch, Graf D. Tolstoy, geboren 1775, zeichnete sich in den Kriegen gegen die Türken u. Polen aus und bekam 1805 als Generalleutenant den Oberbefehl über das 10—15,000 Mann starke russische Corps, welches im Verein mit schwedischen und englischen Hülfstruppen die Diversion nach dem nördlichen Deutschland zu machen bestimmt war. D. landete am 8. Oktober glücklich an der pommerschen Küste, ging über die Elbe und blokirte Hameln. Die Schlacht bei Musterlitz aber nöthigte ihn, das Land wieder zu räumen, ohne etwas Entscheidendes weiter gethan zu haben. Nach seiner Rückkehr ward er Gouverneur von Petersburg, führte 1806 eine Division bei Benningsens Heere, ward den 20. Dezember bei Czarnowo geschlagen, erhielt 1812 an der Stelle des erkrankten Generals Schuwaloff das Commando des 4. Armeecorps und nahm mit diesem, zur 1. Westarmee unter Barclay de Tolly gehörigen, Corps am 25. u. 26. Juli am Gefecht bei Ostrowno gegen Ney und Murat Theil. Bedeutenden Antheil nahm er auch am 7. September an der Schlacht von Borodino und zeichnete sich überhaupt in dem ganzen Feldzuge von 1812 rühmlich aus. Im Feldzuge des folgenden Jahres ward er bei Baugen verwundet, focht bei Dresden und hielt an der Spitze des russischen Gardecorps am 29. August bei Kulm mit 8000 Mann das 30,000 Mann starke Corps Bannamme's auf, so daß der glänzende Erfolg des folgenden Tages wenigstens mittheilbar seiner heldenmüthigen Ausdauer zugeschrieben werden muß. D. büßte in dieser Schlacht einen Arm ein und begab sich nach seiner Genesung nach Petersburg, wo er noch lebt. Ihm und den bei Kulm gefallenen Russen wurde 1835 ein Obelisk auf der Straße nach Kulm bei dem Dorfe Priesten errichtet, und von Kaiser Nikolaus erhielt er einen der höchsten russischen Orden.

Ostern. Der Name dieses hochheiligen Festes der Christenheit wird in seiner sprachlichen Bildung auf verschiedene Weise erklärt. Bald dachte man an das lateinische Wort *Hostia*, *Ostia* (Opfer), welches als die Uebersetzung von Pascha (1. Kor. 5, 7) zu betrachten sei; bald an *Ostium* (Thüre, Eingang), weil man in den ältesten Zeiten das Jahr mit diesem Feste anfangen habe, oder weil bei Einsetzung des Pascha der Würengel vor der mit Blut gefärbten Thüre vorübergegangen sei; bald an ein altdeutsches oder gothisches Wort *Urrist* oder *Urstend* (Auferstehung); bald an *Oriens* (Aufgang), weil Christus am Morgen auferstand und weil er die Morgenröthe und die Sonne unseres Lebens genannt wurde; bald an das deutsche Wort *Osten* oder *Oester* in der Bedeutung von *Oriens*. Alle diese Erklärungen müssen vor der Kritik der Sprachforschung mehr oder minder fallen. Das althochdeutsche Wort *öst*, angelsächsisch *east* heißt *Osten*, d. i. jene Himmelsgegend, wo die Sonne über unsern Gesichtskreis kommt. Das althochdeutsche Adverb ist *ostar*, altnord. *austr*, vermuthlich angelsächsisch *eastor*. Althochdeutsch *ostara*, angelsächsisch *eastro* ist die heidnische Göttin des neuen Frühlingslichtes, und dieser Dienst hatte so feste Wurzeln geschlagen, daß die Befehrer den Namen duldeten und ihn auf eines der höchsten christlichen Jahresfeste anwandten. D. erscheint im Althochdeutschen in verschiedenen Formen, meist in der Mehrheit, die alle an jenes *öst* sich anlehnen: *ostarun*, *ostrun*, *ostoron*, *ostra*, *oster*, *ostir*, *ostirn*. Alle uns benachbarten Völker haben die Benennung Pascha beibehalten, selbst Uslas setzt Paska. — Das Osterfest, dem Andenken an die glorreiche Auferstehung Jesu Christi gewidmet, ist gleichzeitig mit dem christlichen Sonntage entstanden, von den Aposteln selbst angeordnet worden. Dasselbe kommt daher auch schon bei den ersten Christen als die vorzüglichste christliche Festfeier vor. Die heiligen Väter nennen es die Krone — das größte aller Feste — *festum maximum* (Leo I. serm. IX. de resurrectione Domini), u. bezeichnen es als den größten Tag — *festivitas festivitatum*. Das Osterfest ist das erste unter den drei christlichen Hauptfesten, d. h. unter denen, nach welchen eine Reihe darauf folgender Sonntage bekannt wird. Die kirchlichen Feierlichkeiten, welche schon in den ersten christlichen Zeiten an D. vorkommen, sind: 1) der Friedensfuß, welchen sich die ersten Christen gleich beim Eintritte in die

Kirche an diesem Festtage gaben, indem sie zu einander sprachen: Der Herr ist aus dem Grabe entstanden; 2) das Segnen von Speisen, besonders von Milch, Honig und Eier, woher der Gebrauch der Ostercier sein Entstehen haben mag; 3) der feierliche Umgang und die feierliche Messe, 4) der Gesang des Alleluja. Vom 8. bis zum 13. Jahrhunderte feierte man die drei ersten Tage, von da an aber wurde der dritte ein sogenannter abgesetzter Feiertag, und namentlich den Landleuten das Arbeiten gestattet, weil um diese Jahreszeit die Feldarbeiten nicht wohl einen Aufschub erleiden. In jeder Pfarrkirche wurde, schon von den frühesten Zeiten an, die Osterwoche hindurch die heil. Communion ausgetheilt, weshwegen dieß auch die Concilien als pfarrliche Jurisdictionalhandlung erklärten, und verordneten, daß die Gläubigen zur österlichen Zeit in ihren Pfarrkirchen communiciren sollen. Die Octave des Osterfestes bietet für jeden Tag eine eigene Messe dar; außerdem hat sie das Eigenthümliche, daß sie am Charlamstage beginnt und mit dem folgenden Sonnabende endet; der Sonntag „Quasi modo“ ist mithin nicht der Tag der Octave. Auch nimmt man in der Messe dieses Sonntags weder die Segnung, noch das „Communicantes“, noch auch das „Hanc igitur“ vom Tage des Festes selbst, und die Präfation enthält nicht mehr das Wort die, sondern nur „in hoc potissimum“ scil. tempore. In alten Schriften führt der Zeitraum von einem Sonntag zum andern nicht den Namen „Octave“, sondern heißt „Woche“ — „intra hebdomadam Paschae“; nichts destoweniger findet sich im nämlichen Missale der Sonntag in albis unter „Octava Paschae“ verzeichnet. Durand von Mende gebraucht das Wort Septimana, welche mit dem Sonnabende nach dem Ostersonntage endigt, und nennt den darauf folgenden Tag prima dominica post Pascha. Die kanonischen Horen sind die ganze Woche hindurch kurz und die Matutin hat nur eine Nocturn. — Schon in den ersten christlichen Zeiten entstand über die Feier des Osterfestes ein merkwürdiger Streit. Die abendländischen Christen feierten nämlich dieses Fest an dem auf den vierzehnten Tag des Monats Nisan folgenden Sonntage; die asiatischen Christen hingegen, sich auf eine Tradition des heil. Apostels Johannes und Anderer gründend, begingen dasselbe an dem vierzehnten Tage dieses Monats selbst, unterbrachen sonach die große Fasten, setzten aber nach abgehaltenem Osterfeste dieselbe wieder fort. Polykarp, Bischof von Smyrna, begab sich zur Beilegung des bereits über die Osterfeier entstandenen Streites nach Rom u. trat mit Papst Uniceus in Unterhandlung. Allein, da jeder auf seiner Meinung beharrte, so verließ Ersterer Rom, ohne etwas hierin ausgerichtet zu haben. Gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts ward der Streit zwischen P. Viktor und Polykrates, Bischof von Ephesus, erneuert. Die Gewohnheit der römischen Kirche ward aber von mehreren Synoden gut geheißen und auf dem ersten Concil von Nicäa 325 entschieden: „daß O. stets nach dem ersten Vollmonde im Frühlinge gefeiert werden, wenn jedoch dieser Vollmond selbst auf einen Sonntag fällt, auf den darauf folgenden Sonntag angesetzt werden solle.“ Zugleich mit Ertheilung dieser Vorschrift nahm man an, daß unter dem ersten Vollmonde im Frühlinge derjenige verstanden werden soll, welcher entweder den 21. März, auf welchen Tag man den Anfang des kirchlichen Frühlings setzte, oder zunächst nach dem 21. März eintritt; daß ferner dieser Vollmond mittelst der Epakten (also nicht astronomisch) zu bestimmen sei und daß endlich für diesen Vollmond stets 14 Tage vom Neumonde an gerechnet werden, hierbei den Tag des Neumondes selbst immer für den ersten Tag gezählt. Die Epakten, Sonntagsbuchstaben (s. d.), sind größtentheils zur Bestimmung des Ostersonntags erdacht, oder doch wenigstens wegen dieser ihrer Anwendung bis auf die jetzigen Zeiten beibehalten worden. Man kann jedoch nun alle diese Hülfsmittel entbehren, seitdem Gauß das folgende einfache arithmetische Verfahren, das Osterfest beider Kalender zu finden, mitgetheilt hat. — Für ein gegebenes Jahr dividire man deren Jahreszahl zuerst durch 19 u. nenne den gebliebenen Rest den ersten Rest; dividire dann die Jahreszahl durch 4, der gebliebene Rest heiße der zweite Rest; endlich dividire man die Jahreszahl

durch 7 und nenne den Rest dieser Division den dritten Rest. Hierauf nehme man den ersten Rest 19 Mal, addire zu dem gefundenen Producte die Zahl (15), dividire die entstandene Summe durch 30 und nenne den, bei dieser Division gebliebenen Rest den vierten Rest. Ferner addire man den zweifachen zweiten, den vierfachen dritten, den sechsfachen vierten Rest und die Zahl (6) zusammen, dividire die gefundene Summe durch 7, und nenne den Rest dieser Division den fünften Rest. Addirt man jetzt die Summe des vierten u. fünften Restes zur Zahl 22, so gibt endlich die neue Summe das Märzdatum des gesuchten Ostersonntages für das gegebene Jahr. Sollte aber das gefundene Märzdatum größer als 31 seyn, so ziehe man von ihm die Zahl 31 ab; dann gibt der Rest das Aprildatum des gesuchten Ostersonntages. — Dieses Bestimmungsverfahren gilt im Julianischen Kalender ohne Ausnahme für jedes Jahrhundert, so auch für den Gregorianischen Kalender, nur daß für diesen letzteren drei Fälle zu beachten sind: 1) Wird der 26. April als Ostersonntag gefunden, so muß stets der 19. April statt jenem angenommen werden; 2) ist der 25. April das Resultat, zugleich der erste Rest größer als 10, u. 18 der vierte Rest, so wird jedes Mal der 18. April als Ostersonntag gefeiert; 3) statt der obigen eingeklammerten Zahlen (15) u. (6) werden bei der Bestimmung des Gregorianischen Oster- sonntags folgende beziehungsweise Zahlen genommen:

von 1582 bis 1699 . . .	22 und 2
„ 1700 „ 1799 . . .	23 „ 3
„ 1800 „ 1899 . . .	23 „ 4
„ 1900 „ 1999 . . .	24 „ 5
„ 2000 „ 2099 . . .	24 „ 5
„ 2100 „ 2199 . . .	24 „ 6
„ 2200 „ 2299 . . .	25 „ 0
„ 2300 „ 2399 . . .	26 „ 1
„ 2400 „ 2499 . . .	25 „ 1.

Obige allgemeine Regel für die Ansetzung des Osterfestes soll, wie man behauptet, deshalb gegeben worden seyn, damit man ein Zusammentreffen der christlichen O. mit dem Pascha der Juden vermeide. Allein dessen ungeachtet ereignet sich dieß in jedem Jahrhunderte etliche Male.

Osterode, Stadt im hannoveranischen Fürstenthume Grubenhagen, an der Eöse und am Fuße des Harzes, mit 6000 Einwohnern, hat eine gelehrte Schule, ein Siedenhaus, bedeutende Industrie, namentlich Zeugfabriken, eine Maschinenfabrik, starke Wollweberei, Kattun-, Leinen- und Drellfabriken, Spinnereien, Bleiweiß-, Walzblei- und Schrotfabrik, Büttnerie, viele Nagelschmieden, Gerbereien, Seifensiedereien, Tabakfabriken, Ziegelfbrennereien u. c. Bei der Stadt befindet sich eine große Kupferhütte und eine Fabrik chemischer Producte; in der Nähe die bekannte Höhle der Klauferbrunnen; die ganze Umgegend hat bedeutende Pferde- und Rindviehzucht.

Ostflandern, s. Flandern.

Ostfranken, s. Franken.

Ostfriesland, ein ehemaliges Fürstenthum, das die nordwestliche Ecke von Deutschland bildet, natürlich begrenzt durch das deutsche Meer im Norden und Westen und übrigens durch Oldenburg, Meppen und Holland, begreift mit den benachbarten kleinen Nordsee-Inseln die hannoverische Landdrostei Aurich, mit einem Flächenraume von 54½ □ Meilen u. 175,000 Einwohnern. Dieselben reden die niedersächsisch-plattdeutsche Sprache, welche die friesisch-sassische (im 13. Jahrhunderte) verdrängte u. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts noch allgemein die Sprache des Umgangs und der Schrift war. Erst von dieser Zeit an bedienten sich die ostfriesischen Gelehrten, neben der lateinischen u. der holländischen Sprache, auch der hochdeutschen, die jetzt auch die Sprache der Kanzel wurde. Doch wird in einigen reformirten Kirchen noch jetzt holländisch gepredigt. In gebildeten Kreisen wird allgemein hochdeutsch gesprochen. Zu der allgemeinen Ständerversammlung sendet

es zwei Deputirte aus der Ritterschaft, vier aus den Städten, fünf vom dritten Stande. Ein engerer Ausschuss der Stände bildet das landwirthschaftliche Administrationscollegium, dessen Wirksamkeit in Verwaltung des Privatvermögens der Provinz (der Einkünfte von den landschaftlichen Voldern), in der Ausführung der demselben von den Ständen ertheilten Aufträge und in Abfassung von Gutachten und Berichten an die höheren u. höchsten Behörden besteht. Die Landtage werden, wenigstens alle drei Jahre einmal, im landschaftlichen Hause zu Aurich gehalten. — D. zerfiel im Mittelalter in eine Menge kleiner Herrschaften oder Herrlichkeiten, die von einzelnen Häuptlingen beherrscht wurden. Unter diesen Häuptlingen zeichneten sich besonders die Sirkenas zu Greetfiel aus. Edzard Sirkiena unterwarf sich 1430 den größten Theil von D., worauf sein Bruder und Nachfolger in der Herrschaft, Alberich, von Kaiser Friedrich III. 1454 zum Reichsgrafen von D. erhoben wurde. Graf Enno Ludwig oder Enno IV. erhielt 1654 von Kaiser Ferdinand III. die Reichsfürstenwürde. Mit dem Fürsten Karl Edzard erlosch 1744 das fürstliche Haus. Ansprüche auf die Erbschaft machten die Grafen von Wied-Runkel, wegen der Vermählung Christinens Louisens, der Tochter des Grafen Friedrich Ulrich und also Enkelin Ulrichs II., mit dem Grafen Johann Ludwig Adolph von Wied-Runkel 1726, und weil D. ein Weiberlehen wäre (was wiederlegt wurde); ferner Braunschweig-Lüneburg, wegen der Erbverbrüderung von 1691, aber dieser Vertrag war ohne Zustimmung des Kaisers gemacht; dagegen hatte der Kaiser Leopold den 10. Dezember 1694 dem Kurhause Brandenburg die Succession in D. versprochen und der Kaiser Joseph 1706 und Karl VI. 1715 dieselben bestätigt. Daher wurde am 1. Juni 1744 Aurich von einem preussischen Corps unter dem Grafen Franz Karl Ludwig von Neuwied im Namen des Königs von Preussen, Friedrich II., besetzt und den 23. Juni huldigte das Land dem Könige. Nach dem Frieden zu Tilsit schlug Napoleon D. zu dem neuen Königreiche Holland, wo es mit Zeven und Knipphausen, jedoch mit Ausnahme eines Theils, der zu Grönningen geschlagen ward, ein eigenes holländisches Departement bildete, und 1810 kam es mit diesem zu Frankreich. 1813 nahm Preussen wieder Besitz davon, trat es jedoch 1815 an Hannover ab.

Ostgothen, s. Gothen.

Ostia (*Ostia Tiberina*), eine alte und neue Stadt im Kirchenstaat, 16 Meilen von Rom, von wo aus eine gute, an malerischen Ansichten reiche Strasse dahinführt. Das alte D., von Ancus Martius gegründet, lag anmuthig an der südlichen Uebermündung, und scheint groß und bevölkert gewesen zu seyn. Indes ist außer den Resten eines Theaters und der Zelle eines (sogenannten) Jupiter-Tempels (vielleicht aus der Zeit Trajans) wenig mehr davon übrig. Die *Arca di Mercurio* ist eine Rotonda, an deren Wänden man noch Gemälde wahrnimmt. An Piedestalen findet man Inschriften, die sich auf des Septimius Severus Gemahlin Julia beziehen. Nach der Tiber zu steht ein Thurm, *Tor Bovacciana*, der uns die Stelle des alten, nun ganz versandeten Hafens bezeichnet. — Von dem von Claudius angelegten Hafen am nördlichen Liberausflusse u. der von Trajan erbauten Stadt *Portus* ist nur noch ein Steinhaufen übrig. — Das *Casino Ghigi* und die Villa des jüngern Plinius sind des Besuchs werth. — Das neue D. ist sehr wenig einladend, auch findet man von seinen 250 Einwohnern kaum 20 zur Sommerzeit daselbst. Büffel und Bestien aller Art machen die Gegend unsicher. Die Insel zwischen beiden Uebermündungen heist *Isola sacra*, von dem ehemals darauf gefeierten Dioskurendienst. Cf. *Fea Viaggio ad O. ed alla Villa di Plinio detta Laurentinum*. Rom 1802.

Ostiarat ist in der Hierarchie der katholischen Kirche eine der niederen Weihen, in welcher der Bischof oder ein anderer rechtmäßiger Minister, z. B. ein infulirter Abt, einem Candidaten des geistlichen Standes die Vollmacht ertheilt, die Kirche zu öffnen und zu verschließen, die Glocken zu läuten und die Kirchengeräthschaften zu verwahren. Vgl. den Artikel *Ordination*.

Ostindien, s. Indien.

Ostindienfahrer werden die, von den verschiedenen ostindischen Compagnien (s. d.) ausgerüsteten, großen Kauffarthenschiffe von 4 — 700 Tonnen = Lasten genannt, die gewöhnlich mit 20, in Kriegszeiten bis zu 40 Kanonen besetzt sind. — Auf gleiche Weise gibt es auch Westindienfahrer.

Ostindische Compagnien. Die beharrlichen Anstrengungen der Portugiesen, einen neuen Weg nach Indien durch Umschiffung der Südspitze von Afrika aufzufinden, waren im Jahre 1497 mit glücklichem Erfolge gekrönt worden. Diese kühnen Entdecker landeten an der malabarischen Küste, unterwarfen in kurzer Zeit mehre Inseln und Küstenstriche, machten Goa zum Mittelpunkt ihrer Besitzungen und führten eine Zeit lange den Alleinhandel mit den indischen Erzeugnissen. Aber nachdem in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts der Helden- und Unternehmungsgeist der ersten portugiesischen Entdecker und Eroberer erstarben, Portugal selbst seine Selbstständigkeit verloren und an Spanien gefallen war, welche Vereinigung das Land zugleich auch in den Krieg Spaniens gegen die Niederlande verwickelte: da begann mit dem Verluste der meisten portugiesischen Besitzungen in Ostindien, von denen nur Goa übrig blieb, auch der portugiesische Handel dahin zu sinken, der sich nun anderen Nationen eröffnete. Namentlich haben seitdem Holländer, Engländer und Franzosen abwechselnd eine längere oder kürzere Zeit im Besitze von Niederlassungen wetteifernd die Vortheile des Handels mit Ostindien genossen, bis es endlich den Engländern und Holländern gelang, alle anderen zu überflügeln und, im Besitze der reichsten Gegenden und wichtigsten Handelspunkte dieses Landes, ihrem Handel daselbst eine immer größere Ausdehnung zu geben. Viel trugen zu den Erfolgen der einzelnen Nationen besondere Handelscompagnien bei. Die glänzendste Vereinigung dieser Art ist die seit dem Jahre 1600 bestehende englisch-ostindische Compagnie. Kapitän Stephans hat den Ruhm, der erste englische Ostindienfahrer gewesen zu seyn, 1582. Ihm folgten Mehre, und einige den Portugiesen abgenommene reiche Prisen, sowie die nun gewonnene nähere Kenntniß jener Länder veranlaßten 1599 mehre Londoner Kaufleute zu dem Entschlus, sich ausschließlich dem ostindischen Handel zu widmen und, da die Unsicherheit u. Kostspieligkeit der Unternehmungen dem Einzelnen die Sache zu gefährlich, wo nicht unmöglich machten, in eine Corporation zusammen zu treten. Um nun aber auch vor dem nachtheiligen Einfluß der Concurrenz mit Andern gesichert zu seyn, hielten sie bei der Königin Elisabeth um ein Privilegium an, nach welchem es keinen anderen englischen Kaufleuten gestattet seyn sollte, östlich vom Cap der guten Hoffnung u. westlich von der Magelhaensstraße ohne Erlaubniß der Gesellschaft Handel zu treiben. Sie erhielten dieses Privilegium am 31. Dezember 1600 auf 15 Jahre, und so entstand die erste englisch-o. C., mit einem Capital von nicht mehr als 72,000 Pfund Sterling, denn der Zubrang zu dem Unternehmen war bei Weitem nicht so groß, als man hätte erwarten sollen. Auch bildeten die Theilnehmer keinen Verein auf gemeinschaftliche Rechnung, sondern jeder verwaltete seinen Antheil selbst und hatte sich nur an die allgemein angenommenen Vorschriften zu binden; dennoch ergaben die ersten acht unternommenen Reisen bis 1613 einen Gewinn von 171 Procent. Jetzt wurden die Capitale zusammengeschossen u. die reichsten Actionärs übernahmen die Hauptverwaltung. Dieß Privilegium wurde später erneuert, erweitert, u. unter Begünstigung der Regierung breitete die Gesellschaft ihren Einfluß und ihre Operationen mit jedem Jahre weiter aus; auch war das frühere Capital um 1,629,040 Pfund Sterling vermehrt worden. Dieses Aufblühen des Instituts konnte natürlich nicht ohne Neider bleiben, und die Feinde desselben brachten es allmählig dahin, daß 1698 vom Parlament eine zweite, die neue o. C., patentirt wurde, vorzüglich für den Handel mit den Ländern, wo die alte Compagnie bis dahin noch keine Faktoreien angelegt hatte. Dieses Privilegium wurde mit einem, zu acht Procent verzinslichen, Anlehen an die Regierung von 2,000,000 Pfund Sterling erkaufte. Schnell bildeten sich die heftigsten Reibungen zwischen diesen beiden Rivalen, welche nicht anders, als durch ihre Vereinigung vermieden werden konnten. Diese erfolgte

schon 1708, unter dem Namen Vereinigte o. E. Eine Actie von 500 Pfund Sterling gab dem Inhaber Stimmrecht, u. vier solcher Actien verliehen die Anwartschaft, zu einem der 24 Direktoren gewählt werden zu können, in deren Hände die Führung aller Geschäfte niedergelegt war. Daß von diesem Direktorium viele Eigenmächtigkeiten und selbst Ungerechtigkeiten verübt worden seyn mögen, kann man sich denken, u. die Compagnie hatte auch nicht wenig Mühe, 1732 die Erneuerung ihres Freibriefes zu erlangen, welche nur aus der Verlegenheit der Regierung hervorging, denn sie wurde 1744 mit einer neuen Anleihe von 1,000,000 Pfund Sterling an dieselbe erkauft. Bis dahin war die Gesellschaft nicht aus den Gränzen eines reinen Handelsunternehmens gewichen; sie hatte sich begnügt, allenthalben, wo es ihr Vortheil erheischte, Faktoreien anzulegen, diese durch Befestigung gegen Gewalt zu sichern, Handelsbündnisse mit den verschiedenen indischen Fürsten abzuschließen u. sich in den, bis dahin ohne offenbaren Krieg erlangten, Besitzungen zu erhalten. — Neben ihnen hatten aber auch die Franzosen, namentlich in Pondichery, Fuß gefaßt und trachteten, von Eifersucht u. Nationalhaß getrieben, sie wo möglich wieder aus Indien zu verdrängen. Duplair, französischer Gouverneur in Pondichery, faßte zuerst den Plan und glaubte seinen Zweck dadurch zu erreichen, wenn er sich Einfluß auf die Regierungen der verschiedenen indischen Staaten verschaffte. Die Compagnie sah sich gezwungen, ein Gleiches zu thun, und so entspann sich ein Kampf der Interessen, aus welchem diese nach mancher Anstrengung als Siegerin hervorging und gegen ihren Willen zu einer wirklichen Territorialherrschaft in Indien gelangte, welche eine solche Ausdehnung erhielt, daß selbst das Reich des Großmoguls zusammenbrach und seine Nachfolger, Hyder Ali u. Tippe Saib, vergebliche Anstrengungen machten, den Strom des englischen Einflusses, der sich nach allen Seiten hin ausbreitete, in seine früheren Ufer zurückzuweisen. Diese Erfolge hatten denn die indische Regierung von dem Direktorium in London fast ganz unabhängig gemacht, zugleich war aber auch die Dekonomie derselben durch die geführten kostspieligen Kriege in Unordnung gerathen und es waren verschiedene Anleihen nöthig geworden. Alles dieß führte auf die Idee, daß die Verwaltung der o. E. einer Umgestaltung bedürfe. Die Sache kam im Parlament zur Sprache; aber erst Pitt gelang es, 1784 die Errichtung eines Amtes (Bureau's) der ostindischen Angelegenheiten (Board of Controul), welches von der Krone abhängig seyn u. dem Ministerium einverleibt werden sollte, durchzusetzen. Seitdem gehen sämtliche Geschäfte durch dieses Collegium. Die Befehlungen des Generalgouverneurs, der Präsidenten u. Räte bestimmt der König. Ein geheimes Comité, aus drei Direktoren bestehend, verhandelt und beschließt mit dem Board, ohne Mitwissen der Uebrigen. Die Actieninhaber, welche schon seit längerer Zeit nicht mehr den ganzen Gewinn, sondern nur 8 Procent Dividende erhielten, sind jetzt ohne allen Einfluß. Die Minister werden seit dieser Zeit über die ostindischen Angelegenheiten zur Verantwortung gezogen und die Verwaltung selbst bleibt britisches Ministerialgeheimniß. Die spätere Zeit zwang die Compagnie aufs Neue, die Waffen zu ergreifen, da es fortwährend Angriffe abzuwehren galt, welche aber fast stets neue Gebietsvergrößerungen zur Folge gehabt haben, so daß das englische Ostindien jetzt eine ungeheuerere Ausdehnung erlangt hat und zugleich ein ansehnliches Uebergewicht über alle die einzelnen indischen Fürsten u. Völkerschaften, welches der Compagnie die Dauer ihrer Herrschaft vollkommen sichert. Sie ist so aus einer Handelsgesellschaft, durch den Strom der Verhältnisse fortgerissen, eine gewaltige politische Macht geworden, die jetzt ganz unter der Leitung der britischen Krone steht. — 1814 wurde die Charte der Compagnie auf 20 Jahre verlängert, ihr Handelsmonopol aber auf China beschränkt, während der Handel mit allen anderen Ländern freigegeben ward. Bei der abermaligen Verlängerung 1834 auf 20 Jahre (bis 1854) ist der ostindische Handel völlig freigegeben worden. Die Besitz-Acte von 1833 überließ der Krone, mit Zuziehung des geheimen Rathes, die Angelegenheiten des Zolles und Handels für die Besitzungen innerhalb der Gränzen der o.

C., Ostindien selbst jedoch ausgenommen, sowie für die Besitzungen in Europa u. Afrika. Die Zollverordnungen jener Akte hob die neue Akte über den Handel der britischen Besitzungen vom 16. Juli 1842 auf. Nach Ablauf jener Frist (bis 1854) können die Actionäre ihr Kapital zurückfordern, welches bis dahin, ober, geschieht die Kündigung nicht, von da an noch weitere 40 Jahre aus den Territorialeinkünften mit 8 Procent verzinst wird. Nach Ablauf dieser 60 Jahre aber steht es dem Parlamente frei, diese Rente mit 100 Pfund für 5 Pfund 5 Schillinge einzulösen. Die Zahl der Actionäre ist 2163. Aus ihnen werden jährlich ein Viertel der 24 Direktoren erneuert, welche das unter dem Namen „ostindisches Haus“ in London bestehende Collegium bilden, den Generalgouverneur, die Präsidenten u. Heerführer wählen, aber, wie zu allen anderen Verfügungen, die Bestätigung der Regierung dazu einholen müssen. — Die holländisch-o. C. wurde bald nach Errichtung der englischen gegründet, nachdem bereits seit 1593 die meisten holländischen Städte Schiffe nach Ostindien gesendet hatten. Die erste Privatgesellschaft gründete Cornelius Houtmann in Amsterdam 1595; am 20. März 1602 aber traten sämtliche kleine Gesellschaften in eine allgemeine o. C. zusammen, an welcher jeder Bürger der Republik Theil nehmen konnte. Ihr Fonds betrug 6,500,000 Gulden und von der Regierung erhielt sie gegen einen Antheil von 25,000 Gulden Kapital u. 3 Procent Ausfuhrzoll das Monopol des Handels jenseits des Caps u. der Nagelhaensstraße, so wie das Recht, im Namen der Generalstaaten Handelsverbindungen einzugehen und Niederlassungen zu gründen. Jede Actie betrug mindestens 6000 Gulden. Die Verhältnisse der Compagnie gestalteten sich sehr schnell zu ihren Gunsten. Sie entriß den Portugiesen 1621 die Molukken, 1641 Malakka, 1653 Ceylon, 1660 Celebes u. 1663 auch die wichtigsten Punkte der Küste von Malabar. Die Compagnie wählte aus ihrer Mitte einen Rath von 60 Gliedern, von welchen wiederum 17 Direktoren oder Bewinthebber die oberste Behörde bildeten und die Gesamtleitung hatten. Seit 1610 gab es einen Generalgouverneur von Indien, welcher an der Spitze des Rathes von Indien die Militär- u. Civil-Gewalt in sich vereinigte. Der Central-Punkt der Macht war Batavia. Nach Vertreibung der Portugiesen von Java erlangte die Compagnie auch den Alleinhandel mit Japan u. durch die Niederlassung von 30,000 Chinesen auf Formosa einen Ersatz für den Handel mit China. Von diesem Glanzpunkte ihrer Herrschaft sank die holländisch-o. C. im 18. Jahrhundert durch den Einfluß der englischen wieder herunter u. der Krieg mit England 1780 führte ihren Sturz vollends herbei. 1792 war ihre Schuldenlast auf 107 Millionen Gulden gestiegen, die Ausgaben überstiegen die Einnahmen bedeutend u. so wurden 1795 ihre Besitzungen u. ihre Schulden vom Staat übernommen, der Handel nach Ostindien aber freigegeben. Bei dem Abschlusse am 31. Mai 1794 ergab sich als Vermögen der Compagnie nicht mehr als 15,287,832 Gulden, aber 127,553,280 Gulden Passiva. So löste sich diese Actien-Gesellschaft auf. — Seit 1815 besteht wieder eine Gesellschaft für den Theehandel mit China. Ueber die niederländische Handels-Maatschappi vgl. den betreffenden Artikel unseres Werkes. — Bemerkenswerth ist hier noch die in Ostende, in den damals österreichischen Niederlanden, im Jahre 1718 gegründete ostindische Handels-Compagnie, die jedoch auf Andringen der Engländer u. Holländer 1731 wieder aufgelöst wurde. — Die französisch-o. C., 1664 von Colbert nach dem Muster der holländischen gegründet, hat nie zu einer rechten Bedeutsamkeit gelangen können. Sie löste sich nach mancherlei Schicksalen, und nachdem ihr von den Engländern 1761 ihre Hauptniederlassung Pondichery entziffen worden war, am 13. August 1769 auf. Der König übernahm ihre Besitzungen für 30 Millionen Franken und gab den Handel frei. Pondichery befindet sich noch in Frankreichs Besitz. — Die dänisch-o. C. bildete sich 1618 mit einem Fond von 250,000 Thalern in 250 Actien, erwarb schon 1620 Tranquebar u. machte im Anfang gute Geschäfte, bis sie durch das Uebergewicht der Holländer in Ostindien und, vom Mutterlande ohne Unterstützung gelassen, genöthigt wurde, demselben 1634 ihre

Besitzungen abzutreten. 1670 erhob sie sich neuerdings und existirte bis 1730. Zwei Jahre später entstand sie als dänisch-asiatische Compagnie, mit dem Monopol des Handels vom Cap der guten Hoffnung bis nach China, auf 40 Jahre, und machte lange Zeit recht gute Geschäfte, namentlich um 1783, wo in einem Jahre 17 Schiffe mit einer Ladung von 10,000,000 Gulden an Werth zurückkamen u. die Actien auf 1800 bis 1900 Thaler stiegen. Seitdem ist er aber wieder ganz herabgesunken, so daß 1826 nur noch ein Schiff nach Tranquebar abging. Die Angelegenheiten der Gesellschaft stehen unter der Leitung von 7 Direktoren. Sie hat das Monopol des Theehandels in Dänemark. — Die schwedisch-o. C. wurde 1731 gestiftet, 1766 u. 1786 erneuert, bestand unter wechselnder Einrichtung, aber größtentheils mit glücklichem Erfolg, besonders durch die Theilnahme vieler Ausländer, u. lieferte in ihrer günstigsten Periode 26 Procent Dividende. Seit 1806 ist sie neu fundirt, hat ihren Sitz in Gothenburg u. sendet jährlich einige Schiffe nach Ostindien u. China.

Ostjaken, Ostiaken ist der Name zweier asiatisch-russischen Völkerstämme, von denen man unterscheidet: 1) Jeniseiskische O., welche die Mitte Sibiriens um den Jenisei u. seine Zuflüsse, ja selbst bis zum Ob, bewohnen. Sie sind Nomaden, sprechen eine eigene, der samojedischen einigermaßen verwandte Sprache, gleichen den Samojeden sehr in Körperbau und Gestalt, sind aber geistig stumper u. träger, bekennen sich zum schamanischen Heidenthum, wohnen in Hütten von Birkenrinde, halten wenige Rennthiere, treiben Fischfang u. Jagd, beschäftigen sich dabei auch mit Eisenarbeiten u. werden zu etwa 19,000 Köpfen angegeben; sie zerfallen in mehre Völkerstämme, nämlich in baskische O., Arinzi, Affsanen, Kobowzi, Dedh-O. — 2) Obische O., (Asjach, Asjachen, d. i. Obeute), eine finnische Völkerstamm, von den jeniseiskischen O. durchaus verschieden, theilen sich in mancherlei Stämme, die sich gewöhnlich nach dem Flusse nennen, dessen Ufer sie bewohnen, wohnen besonders in den Gouvernements Tobolsk und Tomsk, von der Enwa im Norden, wo sie an die Samojeden stoßen, an beiden Gestaden des Ob aufwärts bis zum Tym und dann den Irtsisch hinauf bis an die Demianka. Klein, schwächlich, dünnbeinig, mit röthlichgelbem Haar, nicht selten tätowirt, in Pelz u. Rennthierfelle gekleidet, weidet der obische O. seine Rennthierherde, zieht seine Hunde auf, jagt, fischt und wohnt in einer ekelhaft schmutzigen, pyramidalischen Sommerhütte, im Winter in einer Holzjurte. Diese O. sind meist Christen mit viel Aberglauben (Bären sind besonders geehrt), nur etwa $\frac{1}{4}$ blieb bisher schamanisch. Ihre Zahl wurde schon im vorigen Jahrhundert auf 30 — 40,000 steuerbare Männer geschätzt. Ihre Sprache spaltete sich in mehre Dialekte. — Die Njoramjah (Sumpfleute), am Narym, den Samojeden benachbart und zum Theile unter sie gemischt, werden gewöhnlich narymsche O. genannt.

Ostphalen hieß ein deutscher Gau, in welchem Hildesheim liegt u. der bis Hannover reichte, eine Bezeichnung, die als Ueberbleibsel jener alten Eintheilung sich in späteren Urkunden erhalten hat. Der Name ist jedenfalls abzuleiten von einem alten Stamme, der dem nordischen Fial (Berg) entspricht u. folglich östliche Bergbewohner bedeutet, im Gegensatz zu den Westphalen, westlichen Bergbewohnern, u. Angariern (von Angar, Feld, Wiese), Feldbewohnern. — Im Mittelalter führte diesen Namen auch eine der 3 Hauptvölkerstammen (O., Engern, Westphalen), in welche nach der Lex Saxonum die alten Sachsen zerfielen, zwischen Weser, Elbe, Saale u. Unstrut sesshaft. Die O. ließen sich sämmtlich zu Ohrum an der Oker 780 taufen, s. Sachsen, Geschichte.

Ostpreußen heißt 1) der am östlichsten gelegene Theil der preussischen Monarchie; seit dem Jahre 1772, wo das bisherige polnische Preußen oder Herzogthum Preußen unter preussische Herrschaft kam u. unter dem Namen Westpreußen zum eigentlichen Königreiche Preußen geschlagen wurde, einer von den 2 Haupttheilen dieses Königreichs; er umfaßte die alten Landschaften Samland, Ratangen, Oberland u. preussisch Litthauen u. bildete die 2 Kammerdepartements

Königsberg u. Gumbinnen; doch wurde ein Theil des Oberlandes, nämlich der Kreis Marienwerder, zu Westpreußen u. dagegen das früher zu Westpreußen gehörige Ermeland zu O. geschlagen; — 2) eine Unterabtheilung der preussischen Provinz Preußen, begreift das ganze vormalige O., breitet sich im Osten von Westpreußen aus u. reicht von Polens Gränze hinab bis jenseits der Memel. Ein geschlossenes, zusammenhängendes Ganzes bildend, gränzt es im Nordosten an Rußland, im Osten u. Süden an das Königreich Polen, im Westen an Westpreußen und im Nordwesten an die Ostsee, und enthält einen Flächenraum von 706 □ Meilen, wovon 408 auf den Regierungsbezirk Königsberg u. 298 auf den Regierungsbezirk Gumbinnen kommen. Bei der neuesten Zählung zu Ende 1846 betrug die Gesamtzahl der Einwohner 1,480,318, wovon 847,952 auf den Regierungsbezirk Königsberg und 632,366 auf den Regierungsbezirk Gumbinnen kamen. Die Bevölkerung ist aus eingewanderten Deutschen, Abkömmlingen der alten Litthauer u. Masuren gemischt. Ihrer physischen Beschaffenheit nach bildet die Landschaft einen Theil des von Westen nach Osten sich ziehenden großen südbaltischen Küstenplateau's, ein Flachland, welches, von einzelnen Sandbergen, Anhöhen und Hügeln überragt und von zahlreichen, größeren u. kleineren Seen bedeckt, neben vielen umfangreichen Flächen sterilen Sand- u. Felsbodens, auch große Strecken Weideland, Getreide u. Holzboden enthält. Außer den hieher gehörigen großen Strandseen, dem frischen u. kurischen Haff, welche durch die schmalen Halbinseln, die frische u. kurische Nehrung, von der Ostsee geschieden sind, bewässern die Dange, Minge u. die durch die Jura u. Scheschuppe verstärkte Memel (vorher Niemen), welche in 2 Armen, Gilge u. Ruß, sich in das kurische Haff ergießt, der Memmin, der Pregel mit der Angerap u. Inster, die Deime, Alle u. Pasarge O. Auch die Drewenz hat ihre Quelle in dieser Landschaft u. vereinigt sich oberhalb Thorn mit der Weichsel. An Landseen, deren man über 115 zählt, ist besonders der südliche Theil der Landschaft außerordentlich reich. Der ansehnlichste unter allen u. überhaupt der größte der ganzen Monarchie ist der Spirdingsee, der 12 — 14 Meilen im Umfange hat. Auch der Mauer- u. Lewentinersee, im Norden des vorigen, sowie der Drewenzsee an der westlichen Gränze haben eine ansehnliche Ausdehnung. Auch gibt es mehrere bedeutende Kanäle, die meist zur Verbindung der größeren Seen unter einander dienen, z. B. der große u. kleine Friedrichsgraben, die neue Gilge, westlich von Tilsit, die neue Deime, die bei Tapiau aus dem Pregel nach Norden geht, der johannisburg'sche Kanal, der im Südosten eine Reihe von Landseen zu einer zusammenhängenden 12 Meilen langen Wasserstrasse verbindet, der Kanal von Lögen (verbindet den Mauersee mit dem Lewentinersee) u. — Die Einwohner beschäftigen sich weniger mit Fabricindustrie, als mit Production der Urstoffe des Pflanzens u. Thierreichs. Am ergiebigsten ist der Boden in der Tilsiter Niederung, welche überhaupt zu den fruchtbarsten Distrikten der Monarchie gehört. Neben ergiebigem Flachs- u. Getreide-, namentlich Weizenbau, liefert das Land Hülsenfrüchte, etwas Tabak und Obst (letzteres namentlich in den Niederungen), besonders aber in reichlicher Menge Holz. Neben der Fischerei ist vorzüglich die Gänse-, Bienen- u. Rindviehzucht sehr bedeutend, weniger die Schaf- u. Schweinezucht. Die Pferdezucht wird mit besonderer Vorliebe in dem litthauischen Theile von O. betrieben und durch das Hauptgestüt zu Trafehnen und die Markställe zu Insterburg u. Gudwallen wesentlich gefördert. An Erzeugnissen des Mineralreiches ist das Land ziemlich arm; doch findet man Rasen- oder Sumpfeisenerz, viel Torf, u. in der Nähe der Ostsee, besonders am kurischen Haff, auf einer 6 Meilen langen Küstenstrecke Bernstein. Die Industrie ist nicht von großer Bedeutung u. nur wenige Städte zeichnen sich durch ansehnliche Fabriken aus. Sehr verbreitet ist die Garnspinnerei u. Leinwandweberei, sowie die Verfertigung grober Wolllenzeuge: Beschäftigungen, die von vielen Landleuten, besonders in den Wintermonaten, getrieben werden. Die hauptsächlichsten Industrie-Erzeugnisse der Städte sind Tuch, Leder, Papier u. Töpferwaaren; außerdem gibt es Bierbrauereien, Branntwein-

brennereien, Potaschefeblereien 2c. In der Gewerbsthätigkeit zeichnet sich Königsberg (s. d.) am meisten aus. Wichtiger ist der Handelsverkehr, der nach Außen zu durch die Lage an der Ostsee u. mehre gute Häfen und Neben, im Innern aber durch die schiffbaren Flüsse Memel u. Pregel, sowie durch die Kanäle begünstigt wird. Die bedeutendsten Seehandelsplätze sind Königsberg, Pillau u. Memel, die ansehnlichsten Handelsplätze im Innern aber Braunsberg, Tilsit, Insterburg 2c. Die wichtigsten Ausfuhrartikel der Landschaft bilden Getreide, Vieh, Häute, Wolle, Holz, Theer, Potasche, Leinengarn u. Leinwand. — In politischer Hinsicht ist D., in die 2 Regierungsbezirke Königsberg u. Gumbinnen eingetheilt, deren Regierungen unter dem zu Königsberg für die aus Ost- u. Westpreußen bestehende Provinz Preußen errichteten Oberpräsidium stehen. Für die katholische Kirche besteht das Bisthum Ermeland (s. d.), dessen Sprengel sich zugleich über Westpreußen erstreckt u. dessen Bischof zu Frauenburg seinen Sitz hat. An wissenschaftlichen und Unterrichtsanstalten besitzt D. die Universität zu Königsberg, das akademische Lyceum Hosianum für katholische Theologen u. das bischöfliche Seminar zu Braunsberg, die Gymnasien zu Königsberg, Braunsberg, Rastenburg, Gumbinnen, Lyck u. Tilsit, die Kunst- u. Baugewerkschulen zu Königsberg u. Gumbinnen, die Schullehrerseminare in Königsberg, Angerburg, Eylau, Karalene und Braunsberg, die Schiffsfahrtschule zu Pillau, das Taubstummen- u. Blinden-Institut zu Königsberg, die Hebammenlehrinstitute in Königsberg u. Gumbinnen, die königlich deutsche Gesellschaft zu Königsberg 2c. Die Hauptstadt D.s u. der ganzen Provinz Preußen ist Königsberg (s. d.).

Ostracismus, Scherbengericht, (von griech. *ὄστρακον* Scherbe) hieß ein Volksgericht bei den alten Griechen, welches hauptsächlich zu Athen, aber auch in Argos, Megara, Milet, Syrakus heimisch war u. nicht sowohl als Strafe für Verbrechen gegen das Wohl des Staates galt, als vielmehr darauf berechnet war, daß die in einer Demokratie notwendige Gleichheit der Rechte nicht gestört wurde; daß der Einzelne sich nicht zu hoch über die Gesamtheit erhebe u. vermöge seines persönlichen Einflusses eine zu hervorragende Stellung einnehme, wodurch die Freiheit u. Sicherheit des Staates gefährdet würde. In Athen wurde der O. durch Klisthenes eingeführt; das Verfahren dabei war folgendes. Alljährlich ward das Volk zu einer Abstimmung aufgefordert, ob der O. vorzunehmen sei, oder nicht. Wurde die Frage bejaht, so wurde an dem bestimmten Tage der Markt in 10 Abtheilungen mit eben so vielen Eingängen abgetheilt u. von dem versammelten Volke nach den Phylen durch Scherben, worauf jeder den Namen dessen, den er erlirt wissen wollte, schrieb, abgestimmt. Die 9 Archonten u. der Rath der 500 leiteten die Abstimmung. Wer die meisten Stimmen (jedoch nicht unter 6000) hatte, mußte innerhalb 10 Tagen auf 10, später auf 5 Jahre das Land verlassen. Der Erste, welcher so verbannt wurde, soll Klisthenes selbst gewesen seyn; später traf dieß Loos, der Reihe nach, die ausgezeichnetsten Männer Athens — einen Themistokles, Aristides, Simon, Alcibiades, Thukydides, Kallias 2c., denn es konnte nicht fehlen, daß Parteihass dieser Einrichtung zur Unterdrückung der hervorragenden Talente sich bediente. Die durch den O. ausgesprochene Verbannung war übrigens mit keinerlei rechtlichem Nachtheile verbunden u. konnte noch vor Ablauf der gesetzlichen Frist durch Volksbeschluß wieder aufgehoben werden. Der O. selbst wurde in Athen aufgehoben, als im peloponnesischen Kriege Alcibiades u. Nicias den nichtswürdigen Demagogen Hyberbolus auf diesem Weg unschädlich gemacht hatten. Vgl. Henmann, *De ostracismo Atheniensium*, 1839.

Ostrolenka, Kreisstadt im russischen Gouvernement Plock, am linken Ufer der Narew, fast ganz von Wasser umflossen, hat ein Schloß, hübsche Kirche, Friedensgericht, Tuchfabrik, etwas Schifffahrt u. gegen 2000 Einwohner. 1705 sammelte hier die Weibin von Chelm an 6000 Schützen aus den Bauern der Umgegend (die hier Kurpie genannt werden), u. verteidigte sich mit dieser Mannschaft gegen die Angriffe der Schweden. In der neuern Zeit wurde O. durch zwei Schlachten denkwürdig, die erste am 16. Februar 1807 zwischen dem fran-

zöfischen General Savary u. den Russen unter Essen; besonders aber durch die am 26. Mai 1831, wo der russische Feldmarschall Diebitsch (s. d.) einen vollständigen Sieg über den polnischen General Skrzynski davon trug.

Ost römisches Reich. s. Orientalisches Kaiserthum.

Ostrowsky, ein berühmtes polnisches Geschlecht, dessen schon im 14. Jahrhundert Erwähnung geschieht u. wovon wir als merkwürdig anführen 1) Thomaß, Graf „einer der einflußreichsten Staatsmänner in den letzten Zeiten der Republik, 1735 geboren, war zuerst Landbote unter August III. u. trat dann unter Stanislaus August in den Senat. Da er sich weigerte, der Targowitzer Confederation beizutreten, verlor er seine Würden u. wurde auf seine Güter in der Ukraine verbannt. Erst 1809 trat er wieder hervor, ward Landtagsmarschall und nachher Präsident des Senats, welche Würde er auch nach Errichtung des Königreichs Polen bekleidete. Aus seinen Händen empfingen die Polen ihre Konstitution, bei welcher Gelegenheit er über Den ein Wehe ausrief, der sie zuerst verletzen würde. Er starb 1817. — 2) Anton Johann, Sohn des Vorigen, geboren zu Warschau 1782, übernahm, nachdem er 1800 zu Leipzig studirt hatte, die Güter seines Vaters, ließ sich aber schon 1805, als die Franzosen in Warschau einzogen, in die Ehrengarde aufnehmen. Während des Reichstags von 1809 betrat er als Landbote von Brzeziny seine legislative Laufbahn, auf welcher er sich gleich von Anfang an zur Opposition hielt. Nach dem Ausbruche des Kriegs mit Oesterreich wurde er Mitglied der provisorischen Regierung. Als Napoleon 1812 die Wiederherstellung des Königreichs Polen versprach, eilte D. in dessen Hauptquartier, mußte sich aber bald enttäuscht sehen. Er wiederlegte sich der Erklärung der Mitglieder des Bundesrathes zu Gunsten Rußlands, folgte Napoleon nach Dresden, wohnte der Schlacht bei Leipzig bei, war Zeuge von Poniatowsky's Tode u. wurde gefangen, durfte aber nach Warschau zurückkehren. Nachdem Polen eine Constitution erhalten hatte, überbrachte er als Abgeordneter dem Kaiser Alexander, der damals in Paris sich befand, den Dank der polnischen Nation u. wurde dann bei der Auseinandersetzung zwischen den Höfen von Berlin, Petersburg und Wien zum polnischen Geschäftsführer ernannt. Nach seines Vaters Tode 1817 zum Senator-Kastellan erwählt, ward er als solcher vom Kaiser bestätigt, blieb aber seinen früheren Grundsätzen treu, bildete eine eben so nachdrückliche, als umsichtige Opposition u. bot der Willkür des Großfürsten Konstantin, der sein persönlicher Feind war, wiederholt die Stirn. Er kehrte eben von einer Reise durch die Schweiz, Frankreich u. Deutschland zurück, als ihn in Leipzig die Nachricht von der polnischen Revolution traf. Sogleich eilte er nach seinem Vaterlande, ward aber durch die preussischen Behörden in Breslau aufgehalten und traf erst am 24. Dezember in Warschau ein. Obgleich vom Diktator zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde ernannt, tadelte er doch laut und entschieden dessen Zaudern. In der Sitzung vom 25. Januar 1831 stimmte er für die Entthronung des Kaisers Nikolaus, u. durch seine Entschiedenheit sowohl, als durch seine Leutseligkeit, hatte er sich bald überwiegenden Einfluß erworben. Er wurde zum Woiwoden ernannt u. in den ersten Tagen des Augusts nach Volienow gesandt, um den General Skrzynski zu einer Schlacht zu bewegen und, im Falle dieser sich weigere, ihn im Namen des Reichstags zu entsetzen, welchen schwierigen Auftrag er mit Kraft u. Würde vollzog. Als Krudowicki fast diktatorische Gewalt erhalten, nahm D. seine Entlassung, doch entzog er sich dem Dienste seines Vaterlandes nicht. Am 6. u. 7. September focht er als Freiwilliger auf Warschau's Wällen und verließ sie nur, um in der Reichstagsversammlung für Kampf auf Tod u. Leben zu stimmen. Doch hatte Krudowicki schon mit den Russen unterhandelt, u. dem Reichstage blieb nur noch Zeit, Krudowicki abzusetzen u. Niemojowski zum Präsidenten der Regierung zu ernennen. Nachdem D. als Vorsitzender des Senats u. sein Bruder Labislaus als Marschall die Urkunde darüber unterzeichnet, folgten beide der Armee. Noch einmal, als Vorsitzender bei dem Reichstage zu Jazkowyn, sprach D. für Fortsetzung des Kriegs und eröffnete den Plan, über die

Weichsel zu gehen u. sich in die Woiwodschaft Krakau zu werfen; doch vereitelte ein Gegenbefehl des Oberbefehlshabers Arbinski diesen zweckmäßigen Vorschlag u., von den Russen eingeengt, wurde auch der entschlossene Theil des Heeres, bei dem sich D. befand, zum Uebertritt auf das preussische Gebiet genöthigt. Im Hauptquartier zu Swiedziebno, am 4. October 1831, entwarf D. noch das Manifest an alle Könige u. Nationen Europa's und suchte dann ein Asyl in Frankreich, wo er sich seiner unglücklichen Landseute mit warmer Theilnahme annahm. Eine Gattin u. 10 Kinder folgten ihm dahin. Sein Vermögen wurde von der russischen Regierung confiszirt. — 3) D., Ladislaus Thomas, Bruder des Vorigen, geboren zu Warschau 1790, trat 1808 als Unterlieutenant in die Artillerie ein u. kämpfte 1809 als Hauptmann mit seiner Compagnie in der Schlacht von Raszyn. In der Folge erhielt er den wichtigen Auftrag, die Mündung des Bug zu bewachen u. das Fort Sierock zu decken, wo er bis ans Ende dieses Feldzuges blieb, worauf er wieder in das Regiment reitender Artillerie Potocki zurückkehrte. Im Juni 1811 ward seine Batterie in die Garnison nach Danzig zurückversetzt; im Feldzug 1812 gegen Rußland befand er sich bei dem 10. Armee-corps unter den Befehlen des Marschalls Mordonald, wo er sich bei Pstuben, Schublau, Labiau, Rosenberg u. Praust rühmlichst auszeichnete. Auf dem Rückzuge bildete seine Batterie immer die äußerste Nachhut, bis zu ihrer Rückkehr nach Danzig. Für seine Thaten u. n. glanzvollen Handlungen während der Belagerung dieser Stadt erhielt D. das Ehrenlegionskreuz u. den Rang eines Escadrons-Chefs. Nach der Organisirung des neuen Königreichs Polen bestimmte ihn das Benehmen des Kaiser-Königs, Großfürsten Konstantin, zum Verlassen des Militärdienstes; eben so lehnte er aber auch alle übrigen ihm angetragenen Stellen ab u. widmete sich in Zurückgezogenheit ganz den Musen. Resultate seiner wissenschaftlichen Beschäftigung waren: verschiedene poetische Versuche, namentlich Uebersetzungen mehrerer Gedichte Ossians, Lord Byrons, Schillers, Göthe's, Matthiäns u. A. Er ward Mitglied u. Vorsteher vieler in- u. ausländischen Gesellschaften, erschien aber 1830 auf dem Landtage als Landbote von Petrikau u. war einer von der Partei, welche der Regierung die Spitze zu bieten den Vorschlag faßten. Er setzte die Minister der Justiz u. des Krieges in Anklagestand und wollte sogar einen Gesetzentwurf über die Verantwortlichkeit der Prinzen von Geblüt vorlegen, den er aber nur auf die Vorstellung seiner Collegen nicht vortrug. Beim Ausbruche der Revolution von 1830 beeilte man sich, ihn in den Ministerrath aufzunehmen; er schloß, nebst drei anderen Abgeordneten, mit dem Großfürsten den Vertrag wegen der Räumung Polens von Seiten der Russen (2. Dez.) und ward, nachdem sich die gesetzgebende Versammlung zu Warschau eingefunden hatte (18. Dez.), sogleich zum Marschall der Landbotenkammer einstimmig ernannt. Als Chlopicki Diktator wurde, trat D. als Mitglied in den obersten Nationalrath u. erhielt das Departement des öffentlichen Unterrichts, nahm aber, als jener 19. Januar 1831 seine Macht wieder niederlegte, den Marschallstab wieder an u. übte den entschiedensten Einfluß auf alle Parteien. Nach der Erstürmung Warschau's folgte er dem Heere zu Fuß nach Modlin u. leitete bis auf den letzten Tag die Arbeiten des Landtages. Als er im Sept., um sich nach Moskau zu begeben, die österreichische Gränze überschritt, wurde er arretirt u. nach Grätz abgeführt.

Ostsee, f. baltisches Meer.

Ostseeprovinzen, russische, heißen im weitern Sinne die 5, längs der Ostsee gelegenen Gouvernements Kurland, Liefland, Esthland, Ingermanland oder St. Petersburg und Finnland (f. d.); im engern Sinne nur die 3 erstgenannten. Der Flächenraum der gesammten O. beträgt über 9000 □ Meilen, wovon nach den neuesten Vermessungen auf Kurland 480, auf Liefland 965, auf Esthland 328, auf St. Petersburg 780 und auf Finnland 6873 □ Meilen kommen; auf diesem großen Flächenraume leben jedoch, ungeachtet er die Haupt- und Residenzstadt des Kaiserthums, mit beinahe $\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern umfaßt, nur etwa 3 Millionen Seelen, nämlich 512,000 in Kurland, 783,000 in Liefland,

283,000 in Esthland, 934,000 in St. Petersburg und 1,394,000 in Finnland. Bis auf Kurland, das ehemals seine eigenen, jedoch von Polen abhängigen Herzoge hatte, waren die D. einst Besitzungen Schwedens, die zum Theil seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts durch die Kämpfe Peters des Großen, zum Theil aber erst im Jahre 1809 unter Kaiser Alexander I. mit Rußland vereinigt wurden. Sie haben noch gegenwärtig sehr verschiedene Verfassungen; die größten Vorrechte und Privilegien genießt Finnland (s. d.), das eine ganz abgesonderte Verwaltung hat. Auch die 3 Provinzen Kurland, Liefland und Esthland haben noch einige Reste ihrer früheren Verwaltungsform und gewisse Privilegien; im Allgemeinen ist jedoch die gewöhnliche Gouvernementsverfassung eingeführt, und das Streben der russischen Regierung geht mit großer Entschiedenheit darauf hin, die D. allmählig ganz und gar zu russificiren, und zwar sowohl in religiöser, als in politischer Beziehung.

Osymandyas, ein ägyptischer König, dem Diodorus von Sicilien die Erbauung eines überaus prächtigen Grakpalastes, des Osymandyeum's, zuschreibt und erwähnt, daß er ungemeinen Reichthum im Innern und gewaltige Herrschermacht nach außen hin geschaffen habe, wie es weder dem Sesostris, noch irgend einem andern Könige Aegyptens gelungen sei. Die Nachricht ist aber so zweifelhaft u. wird durch andere Nachrichten so wenig bestätigt, daß sie eher eine Erdichtung ägyptischer Priester zu seyn scheint.

Otaheiti (Otaheite, Tahiti, Taiti), die größte, wichtigste u. südlichste der Gesellschaftsinseln (s. d.). Von Nordosten aus gesehen, erscheint die aus 2 großen, durch eine kaum eine Seemeile breite Landenge (Terrauu) zusammenhängenden Halbinseln (s. unten), bestehende Insel als Hochland, mit einem regelmäßig nach Osten und Westen sich abdachenden Gipfel. Die Abfälle sind sanft, ohne bemerkenswerthe Klüfte oder steile Abstürze, während im Mittelpunkt der größeren Halbinsel der ansehnliche, stark eingeschnittene Gipfelpunkt emporsteigt. Nach Osten hin verliert die südliche der beiden Halbinseln in ihrer Verlängerung allmählig die Unebenheiten des Bodens, und ihre Gebirge haben weder ein so auffallendes Ansehen, noch eine so grüne Pflanzenbedeckung, wie der Boden der größern Halbinsel oder des eigentlichen O. An den hohen Gebirgen des Innern erscheinen zwar hier und da kahle Stellen von röthlicher Färbung; aber mit ungetrübtem Wohlgefallen ruht das Auge auf dem Küstenlande, längs dessen sich ein mehr oder weniger breiter Gürtel herrlicher Ebenen, schattenreicher Thäler u. lieblicher Buchten hinzieht, in welchen die mit graulichten Dächern bedeckten Wohnungen der Eingeborenen zerstreut liegen. Dieser Küstensaum erstreckt sich bis zur Venusspitze, dem nördlichen Vorgebirge der Insel, wo die Schönheiten des Ufers noch durch die schäumenden Wogen der Brandung erhöht werden. Das Panorama, welches sich, nachdem man die Venusspitze umschifft hat, dem Auge darbietet, ist eines der reizendsten, das man sich denken kann. Nicht weniger anziehend ist der Charakter des Innern der Insel. — Schon Cook hat nach den von Eingeborenen erhaltenen Mittheilungen die beiden Halbinseln von O. mit verschiedenen Namen bezeichnet. Die kleinere südliche, ziemlich birnförmig gestaltete, heißt: Tairabu (Tiarrabu) oder auch Taiti-iti (Tahiti-été, Klein-Tahiti); die größere nördliche u. kreisförmige Opureonu oder Taiti-nui (Tahiti-noue, Groß-Tahiti). Die Gesamtlänge beider Halbinseln, von Nordwesten mitten durch die sie verbindende Landenge nach Südosten, ist 36 Seemeilen, der Umfang von Opureonu 68, der von Tairabu etwa 40 Seemeilen. Der Flächenraum von Opureonu beträgt etwa $19\frac{3}{4}$, der von Tairabu $6\frac{1}{2}$ u. der der ganzen Insel demnach etwa 26 (nach Andern $20\frac{1}{2}$) geographische □ Meilen. O. ist mit einem ziemlich breiten Korallenriff umgeben, mit mehreren Oeffnungen zum Einlaufen der Schiffe, mehren Baien und Buchten, mit guten Ankerplätzen. Das Land ist vulkanisch und steigt von der Küste gegen die Mitte empor, wo sich hohe Berge befinden u. weitere oder schmalere Thäler Einschnitte in die Gebirgsmasse machen, die in den meisten Gegenden bis auf die höchsten

Gipfel mit Bäumen und nugharen Gewächsen bedeckt ist. Die Gebirge auf Tairabu sind schroffer und steiler, wenn gleich niedriger, als die auf Oureonu; sie enthalten viele vulkanische Produkte. Die zahlreichen Bäche, die sich von den Bergen ergießen und durch grüne Auen sich zur See schlängeln, bilden in ihrem obern Laufe schöne Cascaden u. führen klares Wasser, werden aber in der Regenzeit oft sehr reißend, dagegen in der trockenen Jahreszeit sehr feucht. In Kratern erloschener Vulkane befinden sich einige Seen. Klima u. Produkte sind die der Gesellschaftsinseln (s. d.) überhaupt. — In dem nördlichsten Bezirke der großen Halbinsel, dem von Matavai, breitet sich ein schönes, 7 Seemeilen langes Thal aus, das bei der Venusspitze endigt. Letztere, welcher Cook diesen Namen gab, weil er hier auf seiner ersten Reise den Durchgang der Venus durch die Sonne beobachtete, wird durch ein flaches, mit herrlichen Kokospalmen bedecktes Stück Land gebildet. Durch das Thal und dieses Stück Land strömt der Fluß Haa-unu bis ins Meer. An der Küste dieses Bezirks landeten die meisten Seefahrer; hier machten sie zuerst Bekanntschaft mit den Eingeborenen, und hier wurden die ersten Missionen der Engländer gegründet. Den südlichsten Theil der großen Halbinsel bildet der Bezirk Wairibi, in welchem sich der weit landeinwärts liegende See Wai-Hiria befindet, den Kapitän Beechey (1826) zuerst beschrieb und der für zahlreiche, ringsum von den Bergen strömende, kleine Bäche ein großes Sammelbecken bildet. Geht man von Wairibi nach Westen fort, so kommt man durch den kleinen Bezirk Atimoni in den Bezirk Papara, wo zu der Zeit, als Wallis hier landete, der Häuptling Amo residierte. Am südlichsten Punkte dieses Bezirks, der Spitze Popoti, sah Wilson noch 1797 das große Morai (das heißt, das Heiligthum und die Grabstätte) dieses Häuptlings. Es war eine große Pyramide von Mauerwerk, dessen Grundfläche ein längliches Viereck bildete. Sie erhob sich in einer Anzahl Stufen, deren unterste 6, die übrigen 5 englische Fuß hoch waren. Die Länge der Grundfläche betrug 270, die Breite 94 Fuß; die oberste Fläche war 180 Fuß lang und 6 Fuß breit. Cooks Begleiter, Sir Joseph Banks, sah auf dem Gipfel dieses Monumentes ein hölzernes Bild, das einen Vogel darstellte, und dicht daneben das aus Stein gemeißelte Bild eines Fisches; Wilson fand diese Bilder nicht mehr u. Beechney das Ganze sehr in Verfall. Das ganze westliche Ende der großen Halbinsel, unstreitig den fruchtbarsten und schönsten Theil von O., mit einer Küstenlänge von 12 Seemeilen, bildet der Bezirk Attahuru, der 2 gute Ankerplätze, Panavia (Bunatia) u. Paioni, hat. Auch hier stand zur Zeit des Heidenthumes weiter landeinwärts ein großes Morai, das für das wichtigste der ganzen Insel galt. Wilson fand es unweit Panavia, an dem Bache Tara-rua-moa. Im Jahre 1822 war das Monument schon verfallen, u. die zum Christenthume bekehrten Tahitier veranstalteten an der Stätte desselben den damals die Insel besuchenden Missions-Inspektoren ein großes Festmahl. An den Bezirk Attahuru schließt sich nördlich der, die nordwestliche Küste umfassende, Bezirk Lettaha an, welcher, obchon sehr bergig u. nur wenig Flachland zunächst am Meere enthaltend, doch sehr volkreich u. besonders durch den Hafen Papeiti, den sichersten u. am häufigsten besuchten der ganzen Insel, u. jetzt Sitz der Regierung, merkwürdig ist. — Die Zahl der Einwohner wird sehr verschieden angegeben. Die älteste, von Cook aufgestellte Zahl, 200,000, war unstreitig zu groß. Forster, Cooks Begleiter, brachte durch eine ähnliche Schätzung nur 120,000 Seelen für beide Halbinseln heraus. Am glaubwürdigsten scheint die von Wilson 1797 vorgenommene Berechnung zu seyn, nach welcher derselbe für die größere Halbinsel 12,050, für die kleinere 4000, zusammen 16,050 Seelen annahm. 1818 ergab eine Zählung die Summe von 8000 Seelen, die auch gegenwärtig noch die der Wahrheit am nächsten kommende zu seyn scheint. Die jetzige Verfassung ist eine vom Könige Pomare III. gegebene, der englischen nachgebildete, Constitution für die beiden Inseln O. u. Timeo. Darnach ist O. in 19 u. Timeo in 8 Bezirke oder Distrikte eingetheilt. Jeder Bezirk sendet 2 auf 3 Jahre

gewählte Repräsentanten in die jährlich zu haltende Ständerversammlung (Parlament), welche die gesetzgebende Gewalt besitzt u. die aus einer Quantität Kokosnüssen, Kokosöl, Schweinen u. Baumwolle bestehenden Steuern für den König (jetzt eine Königin, Pomare) und die Missionäre bewilligt, u. deren Beschlüsse erst durch die Bestätigung des Königs, (welcher die vollziehende Gewalt besitzt) Gesetzkraft erhalten. Auch ein ordentliches gerichtliches Verfahren ist gegenwärtig eingeführt. Die Rechtspflege wird von Geschworenengerichten verwaltet. Militär gibt es nicht, nur die königliche Leibwache besteht aus 50 bewaffneten und mit Flinten bewaffneten Insulanern; doch hat die Insel jetzt eine kleine Marine. — D. wurde zuerst 1606 von Europäern gesehen und besucht von Quiros, der sie Sagittaria nannte; 1767 von Wallis, dessen Landung sich die Eingeborenen Anfangs widersetzen und der sie Insel Georgs III. nannte. 1769 kam Cook u. nannte die Insel O., nach der Antwort der Indianer auf die Frage nach dem Namen ihrer Insel. O Taïti! (das ist Taïti!). Also ist der Name eigentlich Taïti. Nachher wurde O. von Bougainville näher untersucht, der sie wegen der Sittenlosigkeit der Weiber Neu-Cytherea nannte. 1797 schickte die Londoner Gesellschaft für Ausbreitung des Christenthums 30 britische Missionäre mit Kapitän Wilson nach O. Damals war König Pomare I., der vor Kurzem erst aus dem Häuptling eines Bezirks Herrscher der ganzen Insel geworden war. Dieser ließ die Missionäre, welche das Land um die Bai Matavaï erhielten, gewähren, blieb aber selbst unbekehrt. Als er 1803 starb, folgte ihm sein Sohn Otū als Pomare III., der sich den Missionären noch freundlicher bewies, aber durch eine Revolution 1808 mit ihnen nach Eimeo vertrieben ward. 1812 kehrte er zurück u., in der Verbannung Christ geworden, erklärte er sich gegen das Heidenthum der Seinen. 1814 mußte der König noch einmal fliehen, kehrte aber bald wieder. Die Insulaner wollten König und Missionäre in der Nacht des 15. November 1815 sämmtliche ermorden, aber König u. Christen siegten u. das Heidenthum wurde abgeschafft. 1817 kamen neue Missionäre u. der Missionär Rott übersetzte mit dem Könige das Evangelium des Lukas. Der König wurde 16. Juli 1819 getauft u. starb im Oktober 1821. Ihm folgte sein Sohn Pomare III., der das Christenthum beibehielt u. die Verfassung einführte, wodurch der Zustand des Volks gemildert wurde. Schon 1824, als der Franzose Duperry nach O. kam, fand er einen christlichen Staat, der seine Segnungen auch über die benachbarten Inseln verbreitete. Dem Etablissement des belgischen Kaufmanns Moerenhout, des französischen Consuls auf O., 1829, welches entsittlichend auf die Insulaner wirken sollte, wirkten die Missionäre eifrigst entgegen und dieser, darüber erzürnt, bewirkte in Paris die Sendung katholischer Missionäre nach O. Der Papst Gregor XVI. übergab das Werk 1833 der Pariser Gesellschaft der Picpus u. 1835 ging Etienne Bochouse nach Gambier, um von dort zu wirken. Moerenhout unterstützte sie; aber die Königin Pomare, die ihrem Bruder 1832 gefolgt war u. wohl dem Christenthume nicht sehr hold war, ja, wie man sagt, ohne den Widerstand der Häuptlinge alle guten Einrichtungen ihres Vorfahren aufgehoben hätte, vertrieb 1836 die katholische Mission von O. Der katholische Missionär Caret kehrte 1838 zurück, nachdem der Befehlshaber des französischen Schiffs Venus, Dupetit Thouars, der Königin die Erlaubniß zu Errichtung katholischer Kirchen abgenöthigt hatte. Im September 1842 versammelte Moerenhout die 5 Häuptlinge Pitter, Hatotar, Piati, Mamoi u. Tate u. legte ihnen eine Urkunde zur Unterschrift vor, deren zweideutiger Sinn war, daß sich O. unter den Schutz Frankreichs begäbe. Sogleich wurde dieser Vertrag nach Paris zur Ratifikation geschickt. Die Königin, die damals auf Eimeo residirte, protestirte gegen jene Urkunde, als ohne ihre Zustimmung abgefaßt, und als 1843 die bestätigende Erklärung des Königs der Franzosen ankam, so erklärte die Königin das Protektorat der Franzosen für erzwungen und ließ die französische Flagge abnehmen. Sie wurde daher von Dupetit Thouars der Regierung für verlustig erklärt, und

6. (7.) November die Inſel Frankreich unterworfen. England, deſſen Schutz inzwischen die Königin Pomare angerufen hatte, widerſprach der Unterwerfung, aber beim Protektorat Frankreichs ſollte es bleiben. In den franzöſiſchen Kammern, die damals gerade verſammelt waren, machte es große Senſation, als wenn die Regierung, durch engliſchen Einfluß genöthigt, D. aufgegeben hätte. Die beiderſeitigen Regierungen riefen 1844, die franzöſiſche den Admiral Dupetit Thouars u. die engliſche den Conſul Britchard, von ihren Poſten ab, ohne jedoch deren Handlungen zu mißbilligen. Die ganze Proceedur Frankreichs gegen D. hat übrigens ihren Grund in einer von Rom aus erregten Entgegenwirken gegen das Umſichgreifen einer proteſtantiſchen Miſſion, welche die Bemühungen der katholiſchen Miſſion nieder zu halten ſuchte Vgl. H. Lutteroth, *Hist. et enquête de O.-Taiti*, Paris 1843, deutsch von Theodor Bruns, Berlin 1843.

Dtfried, Schüler des Rabanus Maurus (ſ. d.), Mönch im Kloſter Weißenburg im Elſaß, bearbeitete in der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts die Evangelien poetiſch in 5 Büchern: 1) Geſchichte Jeſu von der Geburt bis zur Täuſe; 2) u. 3) Gleichnißreden, Lehren und Wunder; 4) Tod u. Begräbniß; 5) Auferſtehung u. Himmelfahrt. Dieſe „Evangelienharmonie“ iſt das Hauptwerk der althochdeutſchen Sprache, das älteſte Denkmal deutſcher Reimpoeſie. Nicht nur hatte D. (wie Koberſtein richtig bemerkt) den allgemeinen Zweck im Auge, damit der Volkſpoeſie entgegenzuwirken, ſeine Landsleute für fromme u. erbauliche Geſänge zu gewinnen und dadurch dem Verſtändniß des Evangeliums näher zu bringen; er wollte auch inſbeſondere den Franken ein chriſtliches Heldengeſicht ſchreiben, bei welchem ihm Vorbilder aus der claſſiſchen u. chriſtlichen Zeit (Virgil, Lucan, Ovid, Juvenius, Avaror, Prudentius) vorſchwebten. Der Stoff iſt nach feſten Geſichtspunkten geordnet, eine Wahl in den darzuſtellenden Begebenheiten getroffen, Manches aus der evangelischen Geſchichte nur angedeutet, Anderes ganz zurückgeſchoben. Ueberall hat der Dichter ſein perſönliches Gefühl mit eingemiſcht, ſeine Gelehrſamkeit durchblicken laſſen u. die Erzählung mit myſtiſchen, geiſtlichen u. moralischen Deutungen unterbrochen, wodurch der Ton, der ſich bisweilen, beſonders in den Gebeten, ächt lyriſch ſteigert, hier u. da trocken wird. Nach den mehr oder minder ungenügenden Ausgaben von Flacius (Baſel 1571), Scherz (in Schilters *Thes. ant. teut.*), G. Hoffmann (Bonn 1821) beſorgte die beſte Ausgabe E. G. Graff (Kriſt, das älteſte von D. im 9. Jahrh. verfaßte hochdeutſche Gedicht, Königsb. 1831. 4.).

Dtho, Marcus Salviuſ, römischer Kaiſer, geboren zu Rom 32 n. Ch., ſchwang ſich im Jahre 69, nach Galba's Ermordung, auf den Thron. Obgleich von früher Jugend an ein luxuriöſes u. wollüſtiges Leben gewöhnt, weiblich für ſeinen Buß (er trug zuerſt falſches Haar) und für ſein Geſicht beſorgt, hatte D. doch einen männlichen Geiſt, und ſeine Fehler wußte er zu verbergen. Die erkaufte Soldaten konnte er nicht von Ausſchweifungen abhalten; mit Mühe verhinderte er ihren Entſchluß, den Senat zu ermorden, und um Allen gefällig zu werden, beſthätigte er die größte Mäßigung u. Billigkeit. Von dem Gegenkaiſer Vitellius beſiegt, ermordete er ſich ſelbſt, nachdem er nur etwas über 3 Monate regiert hatte.

Dranto, das Hydruntum der Alten, ſchlecht gebaute Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Lecce, auf einem in's adriatiſche Meer vorſpringenden Felſen, mit verfallenen alten Feſtungswerken, einem kleinen Hafen, einem Caſtell aus dem 16. Jahrhundert und einer ſehenswerthen Kathedrale, iſt Sitz eines Erzbischofs und hat 4000 Einw., welche Handel mit Del u. Feigen treiben. Von einer nahen Anhöhe ſieht man bei heiterem Horizonte die griechiſche Küſte, und an dieſer Stelle projektierte Pyrrhus ſeine coloffale Brücke zur Verbindung Griechenlands mit Italien.

Ottenſen, ein anmuthiges Dorf in Holſtein, in der Nähe von Altona, mit hübschen Landhäuſern und über 2000 Einw., iſt beſonders ſeines Kirchhofs wegen berühmt, denn hier befinden ſich die Gräber Klopſtocks, ſeiner Meta und ſeiner

1821 verstorbenen Wittwe; hier ruht auch Herzog Karl von Braunschweig, der bei Auerstädt verwundet wurde, und ein Denkmal erinnert an die im Jahre 1813 von Davoust vertriebenen, hier verstorbenen 1,100 Hamburger.

Otter, s. Fischotter u. Schlangen.

Ottilia, die Heilige, Jungfrau u. Aebtissin, eine Tochter Abalrichs, Herzogs von Elsaß, wurde geboren 662 zu Oberehenheim, einer etwa fünf Stunden von Straßburg gelegenen, ehemaligen freien Reichsstadt, wo der Herzog seinen Wohnsitz hatte. Ihre Mutter, Berswinda, war eine Schwestertochter des heiligen Leobegar u. der Bilibilde, Gemahlin des Königs Hilberich II. O. kam blind zur Welt, was Abalrich, der, obgleich im Christenthume geboren u. erzogen, von roher Gemüthsart war, für sein Haus als entehrend hielt und darum seine eigene Tochter nicht einmal in seinem Hause dulden wollte, ja sogar dieselbe tödten zu lassen den Entschluß gefaßt haben soll. Die fromme Berswinda, voll Angst u. Besorgniß und wohl einsehend, daß ihres Gemahls unmenschliche Gesinnungen nicht zu besiegen wären, entfernte im Stillen ihr Kind durch eine treue Dienerin nach Scherweiler bei Schlettstadt, und ein Jahr darauf, aus Besorgniß der Entdeckung, in das Kloster Palm, später Baume-les-Nonnes, sechs Stunden von Besançon, dessen Aebtissin ihre Verwandte oder Freundin war. — Als die heil. O. später die heil. Taufe empfing, erhielt sie mit der Erleuchtung der Seele zugleich auch das leibliche Augenlicht. Obgleich aber diese frohe Botschaft dem Herzoge überbracht worden, wollte er dennoch seine Tochter von sich entfernt wissen. O. blieb daher in dem Kloster Baume, wo alle Tugenden geübt wurden, und nahm immer mehr zu an Gnade u. Weisheit. Mit schnellen Schritten auf den Wegen der Vollkommenheit voraneilend, benützte sie die ihr aufstossenden Widerwärtigkeiten zur innern festern Begründung in der Gottseligkeit u. christlichen Geduld. Sie befolgte mit großem Eifer die Ordensregeln, und konnte sogar in diesem Betreffe den Klosterfrauen als Muster aufgestellt werden. In ihr war vorzüglich jenes Glaubenslicht aufgegangen, das in Allem Gottes Fügung und den Zweck der Tugend zeigt; in ihr flammte jenes Feuer des himmlischen Sinnes und der Nächstenliebe, das zu Gebet u. Betrachtung begeistert und zum Wohlthun u. zur Aufopferung für die Menschen. Keine Noth blieb ihr unbekannt, und kein Bedrängter schied von ihr ohne Trost u. Labung. Alles, was ihr zu Gebot stand, goß sie mit fröhlicher Milbherzigkeit in den Schooß der Armen, und verdoppelte dadurch ihre Werke der Barmherzigkeit, daß sie zugleich Frömmigkeit und Gottesfurcht damit zu verbreiten sich bemühte. — Diese allumfassende Liebe drängte sie auch unaufhörlich, mit Dem sich auszusöhnen, dem sie ihr Leben verdankte, obgleich er sie nie als Kind behandelte. Ohne Zweifel stand sie ununterbrochen in Verbindung mit ihrer gottseligen Mutter, die ihr auch die vielen Almosen Spenden mochte gegeben haben, welche sie in den Schooß der Armen goß. Sie begann nun auch einen Briefwechsel mit einem ihrer Brüder, den einige Schriftsteller Hugo nennen, und der einen überaus milden u. friedfertigen Sinn hatte. Als sie dessen Zutrauen sich erworben, eröffnete sie ihm ihr glühendes Verlangen, ihren Vater zu sehen, seine Abneigung gegen sie zu besiegen, und ihn, sei es auch mit der schwersten Demüthigung, zu bewegen, daß er sein Herz den sanften Eindrücken der Vaterliebe und zugleich, durch diese, mehr den Gesinnungen des Glaubens öffnen möchte. Der wohlmeinende Bruder versuchte vergeblich, den hartherzigen Vater zu milderen Gesinnungen zu stimmen. Da er zuletzt die gewünschte Umänderung allein von dem Einflusse der sanften u. liebenswürdigen Schwester hoffen zu können glaubte, lud er O. nach Hohenburg ein, mit dem Versprechen, alle nöthigen Einleitungen zu treffen. Schon bestieg sie mit ihrem Gefolge den Berg, als der Herzog, vernehmend, daß O. komme, von Wuth entbrannt, seinem Sohne, der sie eingeladen zu haben eingestand, einen tödtlichen Streich versetzte. Diese verabscheuungswürdige That erfüllte ihn jedoch bald mit Reue und er gab sich den Gefühlen der Natur u. Religion zurück. O., die indeß den Berg erstiegen hatte, wirft sich zu den Füßen ihres Vaters, der sie mit einiger Zärtlichkeit auf-

richtet, in seine Arme schließt, und ihr mit der unglücklich beglückten Mutter Berswinda und der ganzen Familie den Kuß des Friedens und der Liebe gibt. — D. übte von nun an einen großen Einfluß auf das Herz ihres Vaters; sie theilte ihm heilsamen Rath, sowohl in Betreff seines Seelenheiles, als hinsichtlich der Verwaltung des Herzogthums, dessen Bewohner sie durch seine Mitwirkung zu eifrigen Christen zu bilden wünschte. Adalrich, der sie Anfangs an einen Edelmann vermählen wollte, ließ ihr endlich freie Wahl, dem Herrn ungetheilt zu dienen. Sie hatte sich vorgenommen, eine fromme Genossenschaft gottseliger Jungfrauen zu gründen, die, ihre eigene Heiligung wirkend, zugleich durch ununterbrochene Aufopferung und Dienstwilligkeit gegen Andere den Menschen nahe und ferne nützlich werden sollte. Nun gab ihr der Herzog zu diesem Behufe im Jahre 680 das feste Schloß Hohenburg, später St. Ottilienberg genannt, mit allen seinen Einkünften. Zehn Jahre gingen mit der Aufführung der weitstehenden Klostergebäude dahin, während welcher Zeit sich schon bei 130 Töchter von vornehmer Geburt um D. versammelten, die sich Alle nach ihrem leuchtenden Beispiele zur Gottseligkeit heranbildeten. Anfangs dachte man an keine bestimmte Regel, denn Alle folgten wie gelehrige Kinder ihrer Führerin. Ihr stilles, abgezogenes, dem Gebete geweihtes Leben vereinigte sie allezeit inniger mit Gott und die Handarbeit, mit dem Psalm-Gesange wechselnd, schützte vor Eintönigkeit und beugte der Gefahr des Ermüdens u. Ueberdrußes vor. Bestimmte Priester besorgten auf dem Berge den Gottesdienst. Indessen sah D. wohl ein, daß eine Genossenschaft, um dauernden Bestand zu erhalten, bestimmter Satzungen bedürfe, wodurch dem Wankelmuthen sowohl, als dem übertriebenen Eifer vorgebeugt werden müsse. Sie versammelte daher in dieser Absicht ihre Mitschwester, und nach Anrufung des heiligen Geistes entwarfen sie eine Lebensvorschrift, die sie Alle zu befolgen angelobten. Die Heilige ermahnte selbst zur Vermeidung allzu großer Strenge, die den Körper ertödtet würde, ohne die Seele zu trösten, ermahnte zugleich aber zu jenen Uebungen, welche das Herz läutern u. heiligen. Sie selbst lebte indeß sehr abgetödtet; die Nacht brachte sie im Gebete zu, bis der Schlaf sie zur Ruhe nöthigte, die sie dann auf einer rauhen Lagerstätte genoß. — Der Eifer der heiligen Aebtissin wuchs mit jedem Tage. Ihre heilige Gesinnung war fruchtbar an heiligen Thaten. An wenigen Menschen erschien die Heiligkeit lebenswürdiger, als an D. Ihre Andacht war nicht beschränkt auf die Stunden des Gebets. Sie verstand vollkommen, ein arbeitsames Leben mit der Süße der Beschaulichkeit zu vereinen. Und wenn sie die Mängel u. Seelenkrankheiten Anderer in's Auge faßte, um in Liebe dieselben zu heilen, so entgingen keineswegs ihrem Blicke die körperlichen Leiden der Armuth u. Verlassenheit. Da Hohenburg sehr mühsam zu besteigen war, besonders für die Armen u. Kranken, so ließ sie am Fuß des Berges gegen Mittag hin ein Spital erbauen, um alle Gebrechlichen u. Nothleidenden darin aufzunehmen. Jeden Tag besuchte nun D., des mühsamen Weges ungeachtet, das von ihr gestiftete Spital, und spendete den Armen und Kranken häufige Almosen. — Die Heilige, die ihren Vater zu milden u. christlichen Gesinnungen zurückgebracht und gleichsam sein ganzes Gemüth umgewandelt hatte, bewog ihn auch noch in seinem Alter, daß er sogar seine Wohnung neben dem neuen Kloster nahm, um da seine Tage in Buße u. Gottergebenheit zu beschließen. Die fromme Mutter begleitete ihn dahin und beide dienten dem Herrn in einmüthiger Liebe. Der Herzog ward noch vor seinem Ende mit einer schmerzlichen Krankheit heimgesucht, in welcher ihm seine heilige Tochter stets zur Seite blieb, um ihn mit kindlicher Liebe zu versorgen, zu trösten u. zu stärken. Nach dessen am 20. Februar des Jahres 690 erfolgten Hintritte ergoß sie sich mehre Tage nacheinander in glühende Gebete für die Ruhe seiner Seele, beobachtete strenges Fasten und übte noch sonstige Bußwerke. Am fünften Tage endlich soll Gott ihr und einigen Klosterfrauen geoffenbaret haben, daß seine Seele in den Himmel aufgenommen worden. Die fromme Berswinda folgte ihrem Gemahl auch schon am neunten Tage nach seiner Bestattung in die Ewigkeit. Betend in der Kapelle

des heiligen Johannes des Täufers, starb sie eines plötzlichen Todes. D. setzte die sterbliche Hülle ihrer Mutter in dem Grabmale ihres Vaters bei. — Vor seinem Tode hatte der Herzog seine Besitzungen unter seine Söhne vertheilt, von denen mehre der jetzt noch unter uns bestehenden Regentenhäuser abstammen. D. blieb mit ihrer Familie beständig in Verbindung, um thätig auf ihre Heiligung hinwirken zu können. Und wirklich hat dieses Haus eine Menge Stiftungen für Frömmigkeit, Wohlthätigkeit u. wissenschaftliche Bildung hinterlassen. Die Heilige erbaute in der Nähe ihres Klosters verschiedene Kapellen, wo ihre frommen Gefährtinnen in einsamer Stille ihrer Andacht pflegten. Auch gründete sie neben dem am Fuße des Berges stehenden Spital ein neues Kloster, weil zu gewissen Zeiten des Winters der Bergweg ungangbar werden konnte, und dadurch unmöglich gemacht würde, vom Kloster Hohenburg aus die Kranken Tag u. Nacht zu versorgen. Der Herr bewies mehr als einmal auf wunderbare Weise, wie sehr ihm diese erbarmende u. großmüthige Liebe seiner Dienerin gefiel. So soll einst zur Labung eines entkräfteten Kranken, da sie wegen ihres Alters u. ihrer Gebrechlichkeit nicht schleunige Hülfe zu schaffen vermochte, auf ihr vertrauensvolles Flehen ein Wasserquell aus einem Felsen hervorgesprudelt seyn, aus dem der Kranke trinkend auf der Stelle genas. An diese fromme Sage erinnert noch der Ottilienbrunnen, eine Quelle, welche eine Viertelstunde unterhalb des Klosters aus einem unterhöhlten Felsen strömt und nach Niedermünster fließt. — Durch ihre vollendete Tugend war D. längst für den Himmel herangereift und ihr hohes Alter ließ auf ihren baldigen Eintritt schließen. Sie selber hatte von ihrem nahen Tode eine geheime Ahnung und offenbarte dieß in der St. Johanniskapelle ihren versammelten Schwestern. Nach einer eindringlichen Ermahnung zu beharrlichem Eifer u. glühender Gottesliebe ließ sie dieselben in die Muttergotteskapelle ziehen, um da ein heiliges Ende für sich zu ersehen. Dann empfing sie die heilige Wegzehrung, sagte ihren Schwestern das letzte Lebewohl und entschlief selig in dem Herrn am 13. September um das Jahr 720. Ihre Gebeine sind bis dahin unverfehrt auf dem Ottilienberge erhalten worden, wohin aus der Nähe u. Ferne viele Pilger zur Verehrung der Heiligen wallen. Die Kirche feiert ihr Andenken am 12. Dezember.

Dttmer, Karl Theodor, herzoglich braunschweigischer Hofbaurath, ein sehr geschätzter Architekt u. Maler, geboren zu Braunschweig 1800, bildete sich seit 1822 in der Bau- u. Kunst-Akademie zu Berlin, womit er den Besuch von Vorlesungen auf der dortigen Universität verband. Sein Entwurf zu dem neuen Königstädt Theater in Berlin, den er im Dezember 1822 vorlegte, fand den verdienten Beifall, und ungeachtet vielfachen ungünstigen Gegenwirkens wurde dem jungen Künstler der Bau desselben übertragen und das neue Gebäude im Sommer 1824 seiner Bestimmung übergeben. 1827 vollendete er das Gebäude der Berliner Sing-Akademie. Schon 1826 hatte D. einen Ruf nach Leipzig erhalten, um das Innere des Stadttheaters umzugestalten; seine Pläne zu einem neuen Theater in Hamburg und zum Umbau des großen Opernhauses in Dresden blieben unausgeführt. Im Frühling 1827 reiste er über Paris nach Italien, wo er in Rom, neben den Studien der Denkmäler des Alterthums, zugleich seiner Neigung zur Malerei sich hingab. Er besuchte nun Neapel u. Västum, kehrte nach Rom zurück und machte Entwürfe zu Palästen u. c. In diesen Beschäftigungen unterbrach ihn 1829 eine Einladung nach Dresden. Er entwarf hier den Plan zu einem neuen Theater, welcher jedoch nicht zur Ausführung kam. Um so willkommener war ihm ein ähnlicher Auftrag von Seiten des Herzogs von Meiningen. D. fertigte für diesen die Entwürfe zu einem Theater- u. Casino-Gebäude; sie wurden beifällig aufgenommen u. bereits 1829 begann die Ausführung derselben. Nach Braunschweig zurückgekehrt, gab D. die erste Abtheilung seiner architektonischen Mittheilungen heraus (eine zweite Abtheilung erschien 1838). Er lebte von jetzt an als braunschweigischer Hofbaumeister ganz einfachen Amtsgeschäften, als während des Aufstiehs im September 1830 das fürstliche Residenzschloß ein-

geächtert wurde. Herzog Wilhelm beauftragte ihn, Pläne zu einem neuen Schloßbau vorzulegen. Zur Vorbereitung dazu unternahm O. noch eine Reise nach Italien; schon am 26. März 1833 aber ward der Grundstein zu dem neuen Gebäude gelegt, das den Namen Wilhelmsburg erhielt. 1835 kam der äußere Aufbau zu Stande, dann wurde das Innere vollendet u. 1836 konnten die fürstlichen Gemächer bezogen werden. Bald nach Beginn dieses seines größten Werkes wurde O. zum Hofbaurath ernannt. Außer den erwähnten Bauten sind von O.'s Werken besonders das Theater im Schlosse zu Wolfenbüttel und die Kaserne in Braunschweig zu nennen. Er starb 1843 zu Berlin.

Otto, der Heilige, Bischof von Bamberg, Apostel der Pommern, von Geburt ein Schwabe, allem Anscheine nach aus dem Geschlechte der Grafen von Andechs, aus dem so herrliche Muster der Frömmigkeit hervorgegangen sind, widmete sich dem geistlichen Stande, um dem Herrn ungetheilt dienen zu können. Schon in seiner ersten Jugend verrieth er große Anlage zur Erlernung der schönen Künste u. Wissenschaften u. verband damit eine sanfte Gemüthsart u. unbescholtene Sittenreinheit, wodurch er die Verehrung u. Liebe Aller, die ihn kannten, sich gewann. Kaiser Heinrich IV. ernannte ihn daher zum Hofkaplan seiner Schwester Judith, als er dieselbe an Boleslaus III., Herzog von Polen, vermählte. Nach Judiths Ableben kam O. wieder nach Deutschland zurück u. ward des Kaisers Kanzler, an welcher Stelle er sich als Mann von hoher Einsicht u. Tugend bewährte. Bei den unglücklichen Irrungen, die zwischen dem Kaiser u. dem Papste wegen der Eingriffe des erstern in die Gerechtsame der Kirche entstanden, bot O. Alles auf, um den Uebeln zu steuern, u. erklärte sich laut und kräftig gegen die von dem Alerpapste Guibert verursachte Spaltung. Der beherzten Freimüthigkeit ungeachtet, schätzte dennoch der Kaiser seinen Kanzler u. erhob ihn 1103 auf den bischöflichen Stuhl von Bamberg. Weil aber der Kaiser mit dem Oberhaupte der Kirche zerfallen war, reiste der Heilige nach Rom, um sich da in seiner Würde bestätigen zu lassen. Paschal II., der ihn mit großer Ehrenbezeugung u. liebevoll empfing, schmückte ihn als würdigen Oberhirten mit dem Pallium. Nach Deutschland zurückgekehrt, arbeitete O. unermüdet daran, die vererbliche Spaltung zu heben u. deren traurige Folgen zu tilgen. Besonders auf dem zu Regensburg 1104 gehaltenen Reichstage bewies er eine Geistesstärke, eine Beredsamkeit u. einen Eifer für die Wiederherstellung des Kirchenfriedens, welche allgemeine Bewunderung erregten. — Nach Verlaufe von zwei Jahren folgte Heinrich V. seinem Vater nach u. unterhielt mit hartnäckigem Trotz die Spaltung. Indessen schätzte er eben so hoch, wie sein Vorfahrer, den heiligen Bischof, obgleich dieser, dem rechtmäßigen Papste zugethan, die glänzendsten Ehren erweise von Allen empfing, die damals auf dem Stuhle des heiligen Petrus sich folgten. Der heilige O. trennte niemals die Uebungen des innern Lebens von den Verrichtungen des Hirtenamtes; er hielt streng auf Zucht u. Ordnung in den Klöstern, bewahrte die Gotteshäuser in ziemendem Glanze u. machte viele Stiftungen, so daß 15 Klöster u. 6 Priorate ihm ihr Entstehen verdankten. — Der Herzog von Polen, Boleslaus IV., der einen Theil von Pommern seiner Botmäßigkeit unterworfen hatte, wünschte die Landesbewohner auch dem Christenthume zuzuführen. Er lud daher den heiligen Bischof ein, die Leuchte des Evangeliums nach Pommern zu tragen. Von heiligem Eeleneifer entflammt, holte O. vom Papste Calixtus II. u. vom Kaiser die Erlaubniß ein, in das heidnische Land zu ziehen u. dort das Christenthum zu verbreiten. Begleitet von mehreren frommen Priestern u. versehen mit Allem, was zur Feier des Gottesdienstes gehörte, trat er nach getroffener Vorsorge für sein Bisthum die Reise an. Aller Orten, wo ihn sein Weg durchführte, ward er wie ein Heiliger mit großer Ehrerbietung empfangen. Die Reise war höchst beschwerlich; aber der muthig gefaßte Entschluß und die frühere Gewöhnung an Entbehrungen u. mannigfache Mühsale hatten den Heiligen zu diesen Beschwernissen vorbereitet u. der Hinblick auf Gottes Ehre u. das Seelenheil der Ungläubigen hielten ihn u. seine Gefährten aufrecht. — Bei

der Ankunft in Pommern fand der Heilige viele, für die Lehre des Christenthums empfängliche Gemüther. In Pyritz, wo gegen 4000 Menschen bei einem heidnischen Feste versammelt waren, hielt D. eine eindringliche Anrede von einem erhöhten Orte herab an das Volk, in Folge deren sich die ganze Versammlung für die Annahme des Christenthums bereit erklärte. Der heilige Bischof u. seine Gefährten unterrichteten sieben Tage lange mit unermüdetem Fleiße die Heilsbegierigen in den heiligen Religionslehren, legten ihnen dreitägiges Fasten auf u. taufte dann gegen 7000 Menschen. Als so die erste zahlreiche Gemeinde in u. um die Stadt Pyritz gestiftet war, ermahnte sie der heilige Oberhirt zur treuen Bewahrung des erhaltenen Glaubens u. zu einem reinen christlichen Wandel, der dem Glauben entspräche. — Hocherfreut über diesen glücklichen Sieg des Christenthums, zog D. weiter mit seinen Gefährten in's Land u. kam zu Kammin, der Residenzstadt des Herzogs an. Manche der dazigen Einwohner hatten, obwohl früher getauft, sich zum Heidenthume verführen lassen; diese thaten Buße u. wurden wieder mit der Kirche ausgesöhnt. Die Heiden nahmen bereitwillig die Heilslehren an und empfingen das Sacrament der Wiedergeburt. Selbst der Herzog, der in seinen Knabenjahren als Gefangener in Deutschland getauft worden, später aber wieder zum Heidenthume zurückgekehrt war, bekannte sein schweres Unrecht u. versprach, nicht nur in Zukunft dem Christenthume treu zu bleiben, sondern fing auch sogleich einen christlichen Wandel an. Bloß eine einzige Edelfrau in der Nähe Kammins weigerte sich, der Christengemeinde beizutreten u. hielt sogar auch ihre Untergebenen davon ab. An einem Sonntage befahl sie, als die Christen der Kirche zufrönten, ihren Dienstleuten Feldarbeiten zu verrichten. Und um diese noch mehr anzufeuern, stellte sie sich an ihre Spitze. Plötzlich aber sank sie sprachlos zur Erde nieder u. gab bald ihren Geist auf. Diese augenscheinliche Strafe des Himmels begründete noch mehr die Verehrung des Christenthums u. seiner heiligen Gebräuche. Eine der ansehnlichsten Städte Pommerns, Zullin, war dem Christenthume Anfangs minder gewogen. Es erhob sich bei der Ankunft der christlichen Glaubensboten ein Volksaufruhr, u. nur mit großer Gefahr entging der heilige Bischof u. seine Begleitung der gereizten Wuth. Während der Schloßthurm gesürmt wurde, in den sie sich gesüchtet hatten, stand D. unter seinen lebenden Gefährten mit heiterem Antlitz u. muthvollem Herzen, denn er freute sich der Leiden u. des Todes für seinen göttlichen Heiland. Als hierauf die Diener Gottes durch die Klugheit u. Entschlossenheit des ihnen zum Führer gegebenen Obersten dem Tode entgingen, traf eine Keule den heiligen Bischof, wodurch dieser in einen tiefen Sumpf fiel, aus dem er nur mit Mühe gerettet wurde. Der Heilige, weit entfernt, über diese Mißhandlung zu klagen, war vielmehr betrübt, daß er nicht die so sehnlichst gewünschte Märterkrone zu erhalten gewürdigt worden. In Stettin, wohin D. sich jetzt wandte, waren Anfangs seine Bemühungen fruchtlos, zuletzt aber fand die Lehre Jesu freundige Aufnahme u. das Heidenthum verschwand hier, wie in mehreren anderen Gegenden, wo der Gottesmann erschien. Selbst das trotzige Zullin öffnete seine Thore dem Evangelium u. ward eine würdige Gemeinde Gottes. Dem Beispiele der genannten Städte folgten noch mehrere andere mit ihrer Umgebung, bis der heilige Bischof, seine apostolische Laufbahn unterbrechend, im Jahre 1125 nach Bamberg zurückkehrte. Die Befehung der noch übrigen Städte setzte er auf ein andres Jahr. Er durchwanderte noch einmal die Gegenden, wo er bereits den Samen des göttlichen Wortes ausgestreut hatte, u. fand die Saat glücklich gedeihen. Er langte zur großen Freude seiner Kirche am 18. März 1125 wieder in Bamberg an, wo er im Kreise seiner geliebten Gemeinde die heiligen Ostern feiern wollte. — D. ward, länger als er vermuthete, in Deutschland zurückgehalten. Eine Kränklichkeit, Kriegerunruhen, Sorgen für das leibliche u. geistliche Wohl seiner Pflégempfohlenen, erlaubten ihm erst 1128 die zweite Reise nach Pommern anzutreten. In den Städten Zullin u. Stettin, die an heidnische Nachbarn gränzten, war das Christenthum nach des Heiligen Entfernung wieder in Verfall gerathen. Außer dem drohte noch ein Krieg zwi-

schen dem Herzoge von Polen u. dessen pommerschen Lehensträgern auszubrechen, der Alles vollends würde zerrüttet haben. Unter vielfachen Beschwerden langte der Heilige wieder in Pommern an, indem er auf seinem Zuge an vielen Orten die Lehre des Heils predigte. Zu Ubedom erschienen auf des pommerschen Herzogs Einladung die Großen des Landes und beschloffen allgemein, die christliche Religion anzunehmen. Die auf das Pfingstfest gehaltene Versammlung gab zuerst das Beispiel, indem alle Großen nach erhaltenem Unterrichte in der Festwoche die heilige Taufe empfangen. Nur die Stadt Wolgast weigerte sich, dem Heidenthum zu entsagen u. beschloß, den heiligen Bischof mit seinen Gefährten zu tödten, wenn er in ihre Mauern einziehe. Zwei seiner vorausgeschickten Gefährten liefen auch wirklich große Gefahr, ihr Leben zu verlieren. Erst als der heilige Bischof mit dem Herzoge in die Stadt eingezogen war, konnten sie aus ihrer Verborgenheit hervortreten u. sich mit dem heiligen Otto der Bekehrung der kurz vorher so erbitterten Einwohner erfreuen. Nebst den Pommern wünschte O. auch noch die Bewohner der Insel Rügen auf den Weg des Heils zu führen. Nicht Beschwerden, nicht angebrochte Gefahren konnten seinen heiligen Entschluß erschüttern, nur unübersehbare Hindernisse vereitelten dessen Ausföhrung. Indessen vertheilten sich die Begleiter des Heiligen in die verschiedenen Gegenden des Landes, um allenthalben ihr Tagwerk zu vollenden. Der Bischof selbst begab sich aber nach Stettin, weil Alle vor dessen, wieder großen Theils in's Heidenthum zurückgefallenen, Einwohnern sich fürchteten. Bei seiner Ankunft daselbst betrat O. die von ihm früher erbaute Kirche zum heiligen Petrus u. Paulus. Die Abgefallenen rotheten sich sogleich zusammen, drohend, die Kirche nieder zu reißen. Unter diesem Getümmel sang der heilige O. in seinem bischöflichen Schmucke mit seinen Geistlichen Psalmen u. Loblieder, freudig dem Martyrtode entgegenharrend. Die kraftvolle Rede des öffentlich auftretenden Bischofs wirkte denn so mächtig auf die Gemüther, daß der heidnische Aberglaube wieder ganz ausgerottet wurde. Eines eben so glücklichen, aber leichtern Erfolgs hatte sich der Heilige in Jullin zu erfreuen, wo er die Abgefallenen wieder mit der Kirche ausföhnte u. im Glauben bestärkte. Nachdem der eifervolle Glaubensbote die in das Heidenthum Zurückgefallenen, so wie die noch nicht Bekehrten, dem Christenthume gewonnen und zu dessen Erhaltung die nöthigen Einrichtungen getroffen hatte, sah er sich gezwungen, nach Bamberg zurückzukehren, um seinem eigenen Bisthume vorzustehen. Das erste Mal hatte sich der heilige O. gegen zehn Monate, das zweite Mal gegen acht Monate in Pommern aufgehalten. Durch seinen Eifer, seinen heiligen Wandel, seine werththätige Nächstenliebe wirkte er nun in seiner Kirche u. in der neuesten Christengemeinde, obwohl dem Leibe nach aus Pommern entfernt, segensbringend fort, bis zu seinem, am 30. Juni 1139 in seinem 70. Lebensjahre erfolgten Tode. Papst Clemens III. hat ihn 1189 in die Zahl der Heiligen aufgenommen u. seinen Gedächtnistag auf den 2. Juli bestimmt.

Otto. Vier römisch-deutsche Kaiser dieses Namens. 1) O. I., der Große, Sohn des deutschen Königs Heinrich I. u. dessen zweiter Gemahlin Mathilde, geboren 912, wurde noch bei Lebzeiten seines Vaters, mit Uebergehung seines älteren Bruders Thankmar, zu Erfurt von den Fürsten zum Nachfolger in der deutschen Königswürde ausgerufen u. 936 zu Aachen feierlich gekrönt. O.'s Regierung war eine sehr unruhige, fast Nichts, als ein Gewebe von Verschwörungen u. Empörungen. Denn, obgleich eben so thatkräftig wie sein Vater, besaß er nicht jene versöhrende Milde u. einfache Herzlichkeit; streng, wie sein Aeußeres, war auch sein Charakter, u. oft artete seine Strenge in Härte aus. Mit der Kraft eines Löwen, welchen Namen ihm seine Zeitgenossen auch beileigten, stellte er sich seinen zahlreichen inneren u. äußeren Feinden gegenüber u. mit Löwengroßmuth verzieh er oft seinen persönlichen Gegnern. So galt er denn für den ersten Herrscher der Christenheit und unter seiner Regierung hob sich der Ruhm der deutschen Nation zu einer solchen Höhe, daß keine andere Nation sich der deutschen an die Seite zu stellen wagte, u. man kann ihn wenigstens in dieser Beziehung

mit Karl dem Großen vergleichen, wenn er auch hinsichtlich der Sorge für die geistige Bildung der Deutschen diesem weit nachstehen muß. Von 946 an häufte O. Siege auf Siege; er strafte die Dänen, welche die sächsische Kolonie in Schleswig vernichtet hatten, u. drang bis an das nördliche Meer (den Ottenfjord) vor. Den Ungarn, die einen neuen Einfall in Deutschland wagten, brachte er 955 eine so vollständige Niederlage bei, daß sie nicht mehr wieder zu kehren wagten. Oberitalien vereinigte er mit Deutschland, setzte der unter den Partheiungen der Großen herrschend gewordenen Entartung in Rom ein Ziel u. verließ der herabgewürdigten Schutzherrschaft der Kirche neuen Glanz. Als O., von Papst Johann XII., der, um sich der Tyrannei Königs Berengar II. zu entziehen, den Kaiser wiederholt nach Italien berufen hatte, persönlich in Rom erschien, stellte er eine Urkunde aus, worin er alle Schenkungen seiner Vorgänger an die Kirche namentlich bestätigte u., um allen Gewaltthatigkeiten bei der Papstwahl für immer vorzubeugen, anordnete, die Kirche solle frei seyn, nur solle der erwählte Papst sich vor der Consecration in Gegenwart des kaiserlichen Commissarius verpflichten, nach Gesetz u. Recht zu handeln. Der Papst u. alle Vornehmen Roms schwuren am Grabe des heiligen Petrus, des Kaisers Feinden, Berengar u. Albalbert, nie beizustehen. Die Kunde von dem verbrecherischen Leben Papsts Johann XII. überging O. mit den Worten: „Johannes ist noch Knabe; er wird sich ändern, wenn er das Beispiel von Männern sehen wird.“ Als dieser aber die Ungarn zu einem Einfalle in Italien anreizte u. mit Albalbert zur Vertreibung des Kaisers in Unterhandlung trat, zog O. sogleich nach Rom. Johannes u. Albalbert flohen, die Römer schwuren den Eid der Treue u. gelobten, keinen Papst ohne seine oder seines Sohnes O. II. Bestätigung von St. Peters Stuhl Besitz nehmen zu lassen. Im ersten Dankgefühl für den Kaiser soll sogar eine Verfügung gegeben worden seyn: „daß in Zukunft Kaiser O. den Papst wähle, Erzbischöfe u. Bischöfe von ihm die Investitur erhalten sollen.“ Faktisch zeigt sich von jetzt an ein größerer Einfluß der Kaiser bei Besetzung des päpstlichen Stuhles. Wenn jene Zugeständnisse wahr wären, so würde übersehen seyn, daß das Extrem eines solchen Vorrechtes mit der Unabhängigkeit der Kirche gänzlich unvereinbar sei u. in fortgesetzter Durchführung leicht zu einer starken Reaction von der andern Seite führen würde, wie es etwa 100 Jahre später unter Gregor VII. geschah. 962 erhielt O., neben der von ihm erfochtenen lombardischen, auch die 38 Jahre erlobigt gewesene Kaiserkrone. Die auf seine Veranlassung zu Rom 963 versammelte Synode lud den Papst Johann XII. vor ihr Gericht. Auf Incest, Eibbruch, Gotteslästerung, Mord u. a. angeklagt, ward er, nicht ohne Verletzung der gesetzlichen Bestimmungen, abgesetzt, denn nach diesen kann ein Papst nur wegen Abfall vom Glauben, hartnäckigen Beharrens in einer Häresie, so wie auch nur von einem ökumenischen Concil abgesetzt werden. Gleich ungesetzlich wurde auch Leo VIII., noch als Laie, zum Papste erwählt. Nach O.'s Abzuge kehrte aber Johann XII. nach Rom zurück, nahm grausame Rache an der Gegenpartei, fand jedoch bald an einer im verbrecherischen Bette erhaltenen Wunde seinen Tod. Anstatt durch Anerkennung Leo's VIII. das Schisma beizulegen, wählten die Römer Benedict V., den aber der herbeigeeilte Kaiser nach Deutschland abführte u. Leo VIII. Anerkennung verschaffte. Dasselbe that O. bei seiner dritten Anwesenheit in Rom für den von ihm bestätigten Johann XIII., den mächtige Römer gefangen hatten, u. verübte an den letzteren ein schweres Strafgericht (967). Auf dem Concil zu Ravenna erhielt der Papst die Zurückgabe dieser Stadt u. der übrigen zum Erarchate gehörigen Länder, die aber nicht lange nachher theilweise als Besitz der Venetianer erwähnt werden. Johann XIII. krönte den erst 14jährigen O. II. zum Kaiser. Das tief sinnige Symbol des Reichsapfels auf den Siegeln des großen Kaisers O. I., verkündigte öffentlich den großen Gedanken von der nothwendigen Verbindung des Priesters u. Königthums. — Ganz hatte indeß O. in Italien nie Ruhe. — Vermählt war der Kaiser 930—947 mit Editha, Tochter Königs Eduard von England, u. zum zweiten Male seit 951 mit Adelsheid, der

Wittve Königs Lothar von Italien. Er starb 973 zu Mainleben, wo auch seine Eingeweide in einer goldenen Kapsel beigelegt sind; sein Körper aber ruht in Magdeburg, welche Stadt er sehr lieb hatte, mit starken Mauern befestigte, mit der berühmten, noch jetzt stehenden Domkirche verschönerte u. zum Erzbisthum der ganzen Gegend erhob. — 2) O. II., Sohn u. Nachfolger des Vorigen seit 973, nachdem er schon 961 zu Aachen zum deutschen Könige u. 967 zu Rom zum Kaiser gekrönt worden war u. schon vorher die Sarazenen u. Griechen geschlagen hatte. Gleich beim Antritt seiner Regierung hatte er gegen innere Unruhen zu kämpfen. Sein Geschwisterkind, Heinrich von Bayern, u. seines Bruders Sohn, Otto von Schwaben, bekriegten sich gegenseitig, ein Spruch des Kaisers u. der Fürsten entsetzte endlich den Heinrich seines Herzogthums u. lieferte ihn als Gefangenen in die Hände des Bischofs von Utrecht. Die äußerst gedrückten Wenden empörten sich u. vergaltten Grausamkeiten mit Grausamkeiten; erst unter den folgenden Regierungen konnten sie ganz gedemüthigt werden. Lothringen wäre beinahe für die Deutschen verloren worden. Erst nach dem mit Frankreich geschlossenen Vergleiche konnte O. 980 an den Zug nach Rom denken, wo die Uebermacht einiger Großen u. die Mißhandlungen der Päpste durch einen derselben, den Crescentius, seine Gegenwart schon früher gefordert hätten. Seine Gegenwart stellte die Ruhe her; er selbst aber kam in dem gegen die Griechen u. Sarazenen im südlichen Italien angefangenen Kriege durch Unvorsichtigkeit in Lebensgefahr u. ward geschlagen. Er machte Zurüstungen zum neuen Angriffe, starb aber 983 in der Blüthe seines Alters. — 3) O. III., geboren 980, des Vorigen einziger Sohn u. das Wunder der Welt genannt, war bei seines Vaters Tode erst 3 Jahre alt. Seine Mutter leitete, wie die Regierung, so seine Erziehung; Bischof Bernhard von Hildesheim, Meinwerk, nachmals Bischof zu Paderborn, u. Gerbert, später Papst Sylvester II., waren seine Lehrer. Durch deren Unterricht erhielt O. eine zwar gelehrte, aber völlig undeutsche Bildung; das griechisch-italienische Wesen in seiner Feinheit sagte ihm weit mehr zu, als die deutsche Kraft, welche ihm als Rohheit erschien. O. starb unvermählt 1002 zu Rom an den Frieseln, oder, nach anderen Berichten, an Gift, welches ihm Stephania, die Wittve des auf seinen Befehl hingerichteten Senators Crescentius, beigebracht haben soll. — 4) O. IV., zweiter Sohn Heinrichs des Löwen, von dessen zweiter Gemahlin Mathilde, der Tochter König Heinrichs II. von England. Nach der Nectomy seines Vaters führte er nach den, den Welfen gehörenden, Allodialgütern den Namen O. von Braunschweig. Er wurde am Hofe seines Oheims, des Königs Richard Löwenherz, erzogen u. kämpfte in den Kriegen desselben gegen Philipp August von Frankreich so tapfer, daß er von seinem Verwandten zum Grafen von Poitou ernannt wurde. Im Jahre 1198 ward er von der Fraction der deutschen Fürsten, welche keinen Hohenstaufen auf dem Throne sehen mochte, zum Kaiser gewählt u. 1201 von dem Papste als solcher anerkannt. Trotz dem aber behielt der von der anderen Partei gewählte u. unterstützte Philipp von Schwaben die Oberhand, so daß O. sich 1206 nach England flüchten mußte. Als jedoch sein Gegner durch Otto von Wittelsbach (s. d.) 1208 ermordet worden war, wurde O. IV., der sich mit Philipps Tochter Beatrix vermählte, von allen Seiten als alleiniger König von Deutschland anerkannt u. 1209 in Rom auch zum römischen Kaiser gekrönt. Da er nun aber die dem Papste gegebenen Versprechungen, welche freilich die Macht des deutschen Reichsoberhauptes wesentlich beeinträchtigten, zu halten sich nicht geneigt zeigte, so erklärte Innocenz den Hohenstaufen Friedrich II. für den rechtmäßigen König Deutschlands. In dem nun beginnenden Kampfe unterlag O., 1214 auch von dem französischen Könige bei Bovines geschlagen, bald seinem Gegner. Er zog sich in seine Erbländer zurück und kämpfte von da aus noch mit dem Dänenkönige Waldemar u. dem Erzbischofe von Magdeburg. O. starb am 19. Mai 1218 auf der Harzburg; der Ruhm, einer der tapfersten Kaiser und seines Vaters nicht unwürdig gewesen zu seyn, folgte ihm nach.

Otto, Fürstliche Personen dieses Namens. 1) O. der Reiche, Markgraf von Meissen, ältester Sohn des Markgrafen Konrad des Großen, erhielt 1156, als sein Vater die Besitzungen unter seine 5 Söhne theilte, die Markgrafschaft Meissen. Im Jahre 1160 verpflichtete er sich dem Kaiser zu einer Heerfahrt gegen Mailand u. 1165 u. 1179 kämpfte er gegen Heinrich den Löwen. 1189 wurde er von seinem ältern Sohne Albrecht gefangen genommen, weil er von seiner Gemahlin Hedwig, der Tochter Albrechts des Bären von Brandenburg, sich hatte überreden lassen, auf seinen jüngern Sohn Dietrich die Markgrafschaft zu übertragen. Auf des Kaisers Befehl freigelassen, bekämpfte er nun seinen Sohn, wodurch das Meißnerland auf das Aergste verheert wurde. Auch d. s. bedeutende Schätze wurden auf diese Weise vergeubet. Unter seiner Regierung wurden die Freiburger Bergwerke entdeckt, wodurch er so großen Reichtum gewann, daß er davon seinen Beinamen erhielt; er starb 1190 und wurde in dem von ihm gestifteten Kloster Altenzell begraben. — 2) O. von Wittelsbach, Herzog von Bayern, der Stifter des noch jetzt regierenden bayerischen Fürstenhauses, (als solcher O. I., als Pfalzgraf von Wittelsbach O. V.), lebte seit 1151 am Hofe Königs Konrad III., dem er von seinem Vater nach der Belagerung u. Uebergabe seiner Burg Kelheim als Geißel gestellt worden war. Von dieser Zeit an schloß er innige Freundschaft mit Friedrich Barbarossa, den er in seinen Feldzügen gegen Rom u. die Longobarden durch seinen kühnen Muth kräftig unterstützte. An der Veroneser Etschklausen erkämpfte er dem deutschen Heere 1155 den Durchgang; vor Tortona, Rom, Ancona, Mailand, Crema, Ravenna u. legte er glänzende Proben seiner Tapferkeit ab. Als Belohnung für so wichtige u. treue Dienste erhielt O. aber auch 1180, nachdem Heinrich der Löwe geächtet u. zugleich mit seinen übrigen Lehen auch des Herzogthums Bayern entsetzt worden war, dieses Herzogthum von Friedrich I. zu Lehen. Außerdem brachte er die Grafschaft Dachau an sein Haus. Klug u. gerecht regierte er, bis er am 11. Juli 1183 zu Konstanz starb, nachdem er zu dem Friedensschluß mit den lombardischen Städten wesentlich beigetragen hatte. — 3) O. von Freysing, Sohn des Markgrafen Leopold von Oesterreich und von mütterlicher Seite Enkel Kaiser Heinrich IV., studierte zuerst in einem von seinem Vater gestifteten Kloster zu Nürnberg u. später zu Paris die Theologie. Auf seiner Rückreise nach Deutschland trat er in dem Kloster Maimond in Burgund in den Cisterzienserorden, wurde 1136 dessen Abt, aber schon 2 Jahre nachher (1138) durch seinen Stiefbruder, Kaiser Konrad III., bewogen, das Bisthum Freysing anzunehmen, welches er trefflich verwaltete. 1148 begleitete er den Kaiser auf einem Kreuzzuge in das gelobte Land, wobei er sich viele Kenntnisse erwarb, die ihm nachher bei Abfassung seiner Geschichte von Nutzen waren. Nachdem er 1158 einer Generalversammlung seines Ordens zu Cîteaux beigewohnt hatte, besuchte er das ihm liebgewordene Kloster zu Maimond, erkrankte aber daselbst u. starb am 12. September 1158. Sein vorzüglichstes Werk ist eine allgemeine Geschichte, (*Historiarum libri VIII.*), am besten in A. Ussermanns Ausgabe des Hermannus Contractus, St. Blas. 1790—1792. 2 Bde., welche mit der Erschaffung der Welt beginnt u. bis zum Jahre 1146 reicht. Die drei ersten Bücher sind unbedeutende Compilation, die übrigen aber zeichnen sich durch große Unparteilichkeit u. Besonnenheit aus u. sind durch die trefflichsten Quellen, welche dem Verfasser durch seine enge Verbindung mit dem Kaiserthume zugänglich waren, für die Geschichte Deutschlands sehr wichtig. Eben so werthvoll ist sein Werk: „*De rebus gestis Friederici I. Aenobarbi libb. II.*“ (am besten herausgegeben in Muratori's „*Script. rerum Ital.*“, VI. 629 sqq. Deutsch in Schillers „*Memoiren*“, Abth. I. Bd. III.) Seine Stellung war bei den steten Streitigkeiten zwischen Papst und Kaiser gewiß eine schwierige; rücksichtslose Wahrheitsliebe hielt ihn jedoch auf der richtigen Bahn fest. Seine Werke gab zuerst Cuspinianus, Straßb. 1515 und dann Bithoeus, Basel 1569 heraus. S. Otto v. F. nach seinem Leben und Wirken. Ein histor. Versuch von Th. Wiedemann. Mit Vorrede von Dr. C. Flor, Freysing 1848, 8. —

4) D. IV. mit dem Pfeile, Markgraf von Brandenburg, Sohn Johannis I., Urenkel Albrechts des Bären, trat 1266 mit seinen drei Brüdern gemeinsam die Regierung an u. starb 1308. Otto besetzte u. erweiterte mit tapferer Hand die Markgrafschaft, bewahrte sein Erbe u. mehrte es, gemeinsam mit seinem Bruder Konrad. Um seinem jüngsten Bruder Erich zur Würde des Erzbischofs zu verhelfen, führte er 1278 mit den Magdeburgern einen unglücklichen Krieg, wurde bei Frose a. d. Elbe geschlagen, gefangen u. in einen hölzernen Käfig gesperrt. Seine Gemahlin Helwig, Johannis von Holstein Tochter, kam hierauf selbst nach Magdeburg u. befreite ihn durch Bitten u. Gold. Bei einem neuen gewaltsamen Versuch, seinem Bruder das Bisthum zu verschaffen, wurde er von einem Pfeile an den Kopf getroffen, der ihm, weil er sich den Wundärzten nicht vertrauen wollte, ein ganzes Jahr darin stecken blieb, bevor er ausheilte, u. dieß war die Veranlassung des ihm allgemein gegebenen Beinamens. Im Jahre 1283 erreichte er endlich seinen Zweck. Im Jahre 1302 wurde er, weil er zu seinen Kriegen von den Geistlichen Steuern beigetrieben, von Papst Bonifacius VIII. in den Kirchenbann, u. von Kaiser Albrecht I. wegen eines Streites um Meissen in die Reichsacht erklärt. Er achtete beides nicht, starb kinderlos, lebensfroh u. müde u. wurde im Kloster Chorin begraben. D. zeigte in seinem thatenvollen Leben besonnene Tapferkeit u. kühnen Starkmuth, begleitet von einer stets heitern Laune, die ihn freilich auch zu scharfem Epötte verleitete u. ihm verderblich wurde. Dabei zeichnete er sich aus durch brüderliche Liebe u. Sorge für die Seinigen, desgleichen durch Beschützung u. Erweiterung, wie durch Anbau u. Pflege seiner Ländereien. Er schätzte u. liebte die Wissenschaften, liebte u. ehrte die vaterländische Dichtkunst u. wurde von denselben gepriesen. Die *Manessische Sammlung* enthält von ihm 7 Lieder, in denen sich ein so gesundes u. kräftiges, als zartes Gefühl u. eine eigenthümliche männliche Freudigkeit u. Biederkeit ausdrücken. Sie sind öfters gedruckt, am besten in der Sammlung den „*Minnesänger*“ von H. v. d. Hagen. — 5) D. I., Friedrich Ludwig, erster König von Griechenland, zweiter Sohn Königs Ludwig von Bayern, geb. zu Salzburg 1. Juni 1815, erwarb sich unter der Leitung des geistlichen Rathes von Dettl und durch den Unterricht Thierschs, Schellings u. A. eine gebiegene Bildung, die durch Reisen in Deutschland u. Italien noch gefördert wurde. Von der Londoner Konferenz am 7. Mai 1832 zum Könige von Griechenland gewählt u. als solcher am 8. August desselben Jahres von der griechischen Nationalversammlung anerkannt, nahm er am 5. Oktober die königliche Würde an u. trat am 24. Januar (6. Febr.) 1833 die Regierung Griechenlands an. Da er noch nicht 18 Jahre alt war, so ward ihm ein aus 3 Mitgliedern bestehender Regentschaftsrath an die Seite gegeben. Gegen Ende des Jahres 1834 wurde die Residenz von Nauplia nach Athen verlegt, und am 1. Juni 1835 übernahm D., nunmehr 20 Jahre alt, selbst die Regierung. Der Graf Armanberg (s. d.) wurde zum Reichskanzler ernannt, das bisherige Ministerium aufgelöst, Ländereien wurden an die Palikaren vertheilt und mit Oesterreich kam ein Handelsvertrag zu Stande. Am 22. November 1836 vermählte sich D. mit der Prinzessin Amalie von Oldenburg, aus welcher Ehe bis jetzt keine Nachkommen entsprossen sind. Die Schwierigkeiten, welche theils innere Unzufriedenheit u. Unruhen, theils die Politik der Großmächte, besonders in Betreff der finanziellen Angelegenheiten, dem jungen Staate bereiteten, suchte D. durch kluge Umsicht u. Mäßigung zu vermindern. Diese kluge Nachgiebigkeit bewies er auch, als die Revolution vom 6. September 1843 ausbrach. Er nahm die vom Volke verlangte Constitution an und beschwor dieselbe am 30. März 1844. Hatte schon vorher, besonders, als die Bevorzugung der Deutschen nachgelassen hatte, der König sich immer mehr die Anhänglichkeit seiner Heinen erworben, so wuchs dieselbe seitdem sichtlich. Und dadurch gelang es ihm, vorzüglich seitdem Koletis an die Spitze der Verwaltung getreten war, unter schwierigen Verhältnissen, die Ruhe des kleinen Staates aufrecht zu erhalten und auch die Anfeindungen Englands nach Kräften abzuwehren. Das Zernwürfnis,

welches zwischen der Pforte u. Griechenland im J. 1847 in Folge des Benehmens des türkischen Gesandten Ruffurus ausgebrochen war, wurde hauptsächlich durch den versöhnlichen Sinn D.s beigelegt.

Otto, 1) **Adolph Wilhelm**, Geheimer Medizinalrath u. Professor der Anatomie an der Universität zu Breslau, geb. den 3. August 1786 zu Greifswalde, Sohn eines Universitätsprofessors, besuchte das Gymnasium in Frankfurt an der Oder u. widmete sich dann an der dortigen Universität, so wie in Greifswalde, dem Studium der Heilkunde; 1808 wurde er in Frankfurt a. d. O. zum Med. Dr. promovirt, 1809 ließ er sich daselbst als praktischer Arzt nieder, 1811 wurde er Privatdocent u. Professor u. bald darauf außerordentlicher Professor; er bereiste nun Deutschland, die Niederlande und Paris, wurde 1813 an der von Frankfurt nach Breslau verlegten Universität ordentlicher Professor, bereiste 1818 u. 1819 Großbritannien, Holland, Frankreich u. Italien; 1821 wurde er Medizinalrath u. 1836 Geheimer Medizinalrath. — D. hat sich namentlich im Gebiete der pathologischen Anatomie sehr verdient gemacht, sowohl durch seine Forschungen, als durch seine Schriften, deren wichtigere folgende sind: Handbuch der pathologischen Anatomie, Breslau 1814. Seltene Beobachtungen, zur Anatomie, Physiologie u. Pathologie gehörig, Breslau u. Berlin 1816. 1824. 2 H. — Lehrbuch der pathologischen Anatomie, Berlin 1830, wurde ins Englische übersetzt. — „Monstrorum sexcentorum descriptio anatomica“, Breslau 1841. E. Buchner. — 2) **D., Friedrich Julius**, geb. 1809 zu Großenhayn in Sachsen, lernte dort in einer Apotheke, studirte 1829 u. 1830 auf der Universität zu Jena Pharmazie u. Chemie, wurde im letztgenannten Jahre Lehrer der Chemie bei Nathusius (f. d.) in Althaldenleben u. ging 1832 nach Braunschweig, wo er 1834 außerordentlicher Professor für die pharmazeutischen Angelegenheiten bei dem Obersanitätscollegium u. 1835 Professor der Chemie am dortigen Collegium Carolinum wurde. — Man hat von ihm: Lehrbuch der rationellen Praxis der landwirthschaftlichen Gewerbe, Braunschw. 2te Aufl. 1840; Lehrbuch der Essigfabrikation, ebd. 1840; Lehrbuch der Chemie, ebd. 1839; eine deutsche Uebersetzung von Grahams Elements of chemistry, ebd. 1840.

Ottoleuren, an der obern Günz, R. Bayern, Kr. Schwaben u. Neuburg, schöner Marktflecken mit 1500 Einw. u. Sitz eines Landgerichtes, Rent- u. Forstamtes. Im Orte bestand ehemals eine Benediktinerabtei gleichen Namens, welche der Graf Silach von Illergau im J. 764 gestiftet haben soll. Das Kloster war eines der schönsten in ganz Deutschland, und die Kirche, von 1736 — 1766 mit großen Kosten neu erbaut, zeichnet sich noch heute durch Pracht und Erhabenheit, so wie durch ihr berühmtes Orgelwerk aus. Ein Theil der Gebäude ist jetzt wieder den Benediktinern eingeräumt, die hier seit 1836 ein Priorat haben. mD.

Ottokar II., **Przemysl**, König von Böhmen, Enkel D.s I. und Sohn Wenzeslaus I., einer der kriegerischsten Fürsten des 13. Jahrhunderts, trat schon als Thronerbe 1248 gegen seinen Vater mit dem mißvergnügten Adel u. dem Markgrafen Heinrich von Meißn in Verbindung u. lieferte seinem Vater eine Schlacht, in der er aber geschlagen u. gefangen genommen wurde. 1253 erwarb er durch seine Gemahlin Margaretha die Herzogthümer Oesterreich u. Steiermark, hatte aber wegen derselben mit den Bayern u. Ungarn blutige Kriege zu führen, bis er (1260) vom deutschen König Richard darüber die Belehnung erhielt. Ebenso brachte er von dem erblosen Ulrich, Herzog von Kärnten, durch Kauf Kärnten, Krain u. Istrien an sich u. dehnte seinen Länderbesitz bis an's adriatische Meer aus. Bereits 1255 veranlaßte ihn der Papst, gegen die heidnischen Preußen zu ziehen, um sie zum christlichen Glauben zu zwingen. Er half dort den deutschen Rittern die Provinz Samland erobern, nöthigte zwei Fürsten der Preußen, sich taufen zu lassen, u. gründete am Ufer des Pregel, um die Preußen desto besser im Zaume zu erhalten, die Feste Königsberg. Unterdessen waren aber die Ungarn in Steiermark eingebrochen (1260); D. schlug sie aber in einer Hauptschlacht bei Raab u. war auch in den folgenden Jahren so glücklich gegen sie, daß endlich

1271 ein förmlicher Friede zu Stande kam. Inzwischen hatte er einen zweiten Kreuzzug nach Preußen gethan. Vergeblich bewarb er sich aber um die deutsche Kaiserkrone, u. wollte deshalb den erwählten Rudolph von Habsburg nicht als seinen Lehensherrn anerkennen. Rudolph erklärte aber die vier Herzogthümer Oesterreich, Steiermark, Kärnthen u. Krain für dem Reiche anheimgefallen, sprach die Acht gegen O. aus u. rückte, um sie zu vollziehen, schnell mit einem Heere gegen ihn aus. O., der Treue seiner Stände nicht sicher, hatte nicht den Muth zu kämpfen, trat mit Rudolph in Friedensunterhandlungen, erhielt über Böhmen die Belehnung, verlor aber Oesterreich, Steiermark u. Kärnthen u. mußte auch die den Ungarn u. Bayern entzogenen Gebiete zurückgeben. Von seiner Gemahlin wegen dieses schimpflichen Friedens verspottet u. angereizt, entschloß er sich zu einem neuen Kriege gegen Rudolph, fiel aber 1278 in der Schlacht auf dem Marchfelde, als sich der Sieg bereits auf seine Seite neigte, durch Verrath der Seimingen. Gegen die Großen war O. unerbittlich streng; er zog oft, auch mit Unrecht, ihre Güter ein u. strafte die Widerspenstigen mit grausamer Härte. Dagegen beförderte er den Ackerbau u. die Gewerbe, begünstigte den Bürgerstand u. beschützte den unfreien Landmann gegen die Bedrückungen des Adels. Ihm folgte sein Sohn Wenzel II.

Ottokar von Steiermark, s. Horneck, Ottokar von.

Ottomanische Pforte, s. Osmanisches Reich.

Otus, s. Alviden.

Otway, Thomas, ein berühmter dramatischer Dichter Englands, geboren zu Trotting in der Grafschaft Suffex 1651, wurde nach geendigten Universitätsstudien Schauspieler, aber ohne sonderlichen Erfolg; hernach nahm er Kriegsdienste bei den damals in Flandern befindlichen englischen Truppen. Nach seiner bald erfolgten Rückkehr trieb ihn die Noth, sich als Schauspielsdichter zu versuchen u. hier entwickelte sich in ihm ein nicht gemeines Talent zur dramatischen Dichtung. In seinen Lustspielen ist Witz u. Laune genug, aber von der sittlichen Seite haben sie alle die zügellose Ausgelassenheit, die während des unter Karls II. Regierung eingerissenen Sittenverderbens herrschender Ton geworden war. Ungleich besser, als die Komödie, gelang ihm das bürgerliche Trauerspiel, in welchem die charakteristische Darstellung der Leidenschaften oft meisterhaft ist. Sein erstes Trauerspiel war Alcibiades 1673; auch sein „Don Carlos“, der 3 Jahre später folgte, wurde mit großem Beifalle aufgenommen. Seine beiden wichtigsten Trauerspiele aber sind: „The Orphan“ 1680 und „Venice preserved“ 1682. Er starb 1685 in großer Eürftigkeit zu London. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erschien zu London 1768 in 3 Bänden u. die neueste ebendasselbst von Thornton 1812, 3 Bände.

Dudenaarde, Stadt in der belgischen Provinz Ostflandern, mit 6000 Einwohnern, in einem fruchtbaren Thale, an beiden Ufern der Schelde, sonst wichtige Festung, jetzt nur eine offene Stadt; schönes Stadthaus mit einem Glockenspiel auf einem regelmässigen Marktplatz, Collegium, Akademie der Zeichnungs- u. Baukunst, Hospital, zwei Waisenhäuser, Fabriken für Baumwollendeden, Leinwand, Ranken, Tabak, Lichter, Seife; Färbereien, Garn- u. Leinwandbleichen; lebhafter Handel mit Tuch, Getreide, Leinwand. — Die Stadt wurde wahrscheinlich erst im 14. Jahrhundert von den Grafen von Flandern befestigt. Ludwig XIV. eroberte sie im Jahre 1667 und verbesserte die Festungswerke nach vauban'scher Manier. Durch den Frieden von Nachen wurde O. förmlich an Frankreich abgetreten, aber schon 1678 durch den Frieden von Nymwegen zurückgegeben. Die Franzosen bombardirten es 1684 u. legten dadurch die halbe Stadt in Asche. Am 11. Juli 1708 schlugen hier die Allirten unter dem Herzoge von Marlborough und dem Prinzen Eugen von Savoyen die Franzosen unter dem Herzoge von Burgund u. dem Marschall Villars. Im österreichischen Erbfolgekriege wurde O. 1745 von den Franzosen erobert.

Dubendorp, Franz von, einer der gründlichsten u. geschmackvollsten hollän-

bischen Philologen, geboren 1696 zu Leyden, studirte daselbst unter Verizonius, Gronovius und Burmann, u. war zuerst eine Zeit lange Lehrer am Gymnasium seiner Vaterstadt, dann seit 1724 Rektor in Rymwegen, seit 1726 in Harlem, seit 1740 Professor der Geschichte u. Beredsamkeit in Leyden; starb 1761. Bekannt sind seine mit reichhaltigen Anmerkungen versehenen Ausgaben des *Jul. Obsequens*, Leyden 1720, 4.; — des *Lutan*, daselbst 1728, 4.; — des *Frontin*, daselbst 1731, 2te Ausg. 1779; — des *Cäsar*, das. 1737, 4.; — des *Sueton*, das. 1751, 2 Bde.; — des *Apulejus*, aus seinem Nachlasse von Böscha, das. 1786 — 1823, 3 Bde., 4., herausgegeben. Unter seinen übrigen Schriften verdienen namentlich *De veterum inscript. usu*, Leyden 1745, u. seine Anmerkungen zu den *Eclogae vocum atticarum* des *Thomas* Magister in der *Bernard'schen* Ausgabe, Leyden 1757, ehrenvoll erwähnt zu werden.

Dudin, Casimir, ein geschägter Literaturhistoriker, geboren am 11. Februar 1638 zu Mezères an der Maas, wurde von seinen Eltern anfänglich zum Weberhandwerke bestimmt, oder vielmehr gezwungen; allein der talentvolle Knabe entließ bald eigenmächtig der Lehre, um seiner unwiderstehlichen Neigung für die Wissenschaften zu folgen. Er begab sich 1656 zu den Prämonstratensern, vollzog zwei Jahre lange in der Abtei St. Paul zu Verdun den Profeß; 1678 versetzten ihn seine Ordens-Oberen nach der Abtei Boucilly in der Campagne; 1681 erhielt er den ehrenvollen Auftrag, alle Abteien des Ordens zu besuchen, um in den Archiven die wichtigsten geschichtlichen Quellen zu erforschen. Seine Reise nach den Niederlanden, nach Lothringen, Bourgoigne u. Elsaß brachte ihn mit den gelehrtesten Notabilitäten der Geistlichkeit in Verbindung u. verschafften ihm ein reichhaltiges Material gelehrter Notizen. Die Benedictiner der Congregation St. Maurus in Paris schätzten besonders seine Kenntnisse in der kirchlichen Literaturgeschichte. Er fand sich daher veranlaßt, auf den Grund seiner, auf der Reise sorgfältig gesammelten, Bemerkungen vorläufig eine Ergänzung zu Bellarmins bekanntem Werke über die Kirchenhistoriker erscheinen zu lassen: „*Supplementum scriptorum ecclesiasticorum a Bellarmino omissorum*.“ Paris 1686. Später begab er sich nach Holland u. trat hier 1690 zur reformirten Religion über. Durch eifrige Fürsprache u. angelegentliche Verwendung des gelehrten Spanheim erhielt er von den Generalstaaten ein kleines Jahrgehalt, bis er 1694 zu Leyden zum Unterbibliothekar ernannt wurde. In dieser gelehrten Stellung blieb er bis zu seinem im September 1717 erfolgten Tode. Er erreichte das hohe Greisenalter von 79 Jahren. Das 1686 erschienene Supplement zu Bellarmin arbeitete er zu einem selbstständigen Werke um unter dem Titel: „*Commentarius de scriptoribus ecclesiae antiquis illorumque scriptis tam impressis quam mss. ad annum 1460*.“ Ipz. 1722. 3 Fol. Außer diesem seinem Hauptwerke verfaßte er: *Dissertationes criticae*, Leyden 1717. *Epistol. de ratione studiorum suorum, veterum aliquot. Galliae et Belgii scriptorum opuscula sacra*. 1692. In seinem literarischen Nachlasse fanden sich schätzbare Beiträge zu kritischen Editionen für *Eugenius Lugd.*; *Hilarius Arlet*; *Caesarius Arlet*. Cm.

Dudinot, 1) *Charles Nicolas*, Herzog von Reggio, Marschall von Frankreich, geboren 27. April 1767 zu Bar-sur-Ornain, stammte aus einer angesehenen Kaufmannsfamilie u. trat 1784 unter das Militär. Schon 1792 zeichnete er sich bei der Vertheidigung des Schlosses Bitsch gegen die Preußen und in der Affaire bei Moorlautern durch ungemeine Tapferkeit aus, die ihm in seinem 25. Jahre die Stelle eines Brigadegenerals verschaffte. Von da an begann für ihn eine glänzende Reihe von Heldenthaten und — Wunden, wie sie vielleicht kein zweiter lebender Offizier dürfte aufzuweisen gehabt haben; denn, tapfer bis zur Verwegenheit, schien er beinahe jede ruhmreiche That mit einer Wunde erkauft zu müssen. Ein eifriger Anhänger der Revolution, nahm er am 6. August 1794 Trier ein, wobei ihm ein Bein entzwei geschossen wurde; drei Monate hernach wurde er bei Neckarau von fünf Säbelhieben schwer verwundet u. gefangen genommen, nahm aber, kaum in Freiheit gesetzt, rasch hinter einander Nördlingen,

Donaupöth und Neuburg ein und lieferte, bei Ingolstadt auf's Neue durch einen Schuß und Säbelhiebe verwundet, den Arm noch in der Binde tragend, mehre siegreiche Gefechte. Weiter machte er sich bei der Schlacht bei Feldkirch, bei der Einnahme von Mannheim und Konstanz verdient, worauf er 1799 zum Divisionsgeneral ernannt wurde. Er trug viel zu dem Siege bei Zürich bei, wo er abermals verwundet wurde, und war dann Chef des Generalstabes bei Massena, dem er in Italien wichtige Dienste leistete. Unter der Zeit hatte die Republik dem Kaiserreiche Plaz gemacht und Napoleon ernannte D. zum Commandanten von 12,000 Mann des neu gebildeten Grenadiercorps, an deren Spitze er an der Belagerung von Ulm, an dem Siege bei Günzburg Theil nahm und später in Wien einzog. Nach der Einnahme der Kaiserstadt bemächtigte er sich der Taborbrücke, indem er dem österreichischen Kanonier die brennende Lunte aus der Hand rieß. Trotz einer bedeutenden Schußwunde in dem Schenkel übernahm er das Commando bei Austerlitz und leistete dort wesentliche Dienste. Im Jahre 1807 tödtete D. an der Spitze seiner Grenadiere mit eigener Hand drei Russen und widerstand bei Friedland der russischen Armee so lange, bis Napoleon kam u. den Sieg vollendete. 1809 kämpfte er an der Spitze von 18 Bataillonen Grenadiere bei Esslingen, wo er wieder eine schwere Wunde empfing u. zwei Pferde unter ihm getödtet wurden, hernach bei Wagram in jener merkwürdigen Schlacht. Nachdem ihn Napoleon 1807 in den Grafenstand erhob, ward er von ihm nach dem Frieden von Wien (1809) zum Marschall von Frankreich u. Herzog von Reggio ernannt. Im Jahre 1810 wurde er Commandant von Holland, befehligte aber, als der russische Feldzug entschieden war, 1812 das zweite Armeecorps, blieb hierauf einige Monate lange Gouverneur von Berlin, kämpfte glorreich an der Düna und Beresjina, wurde zweimal schwer verwundet und entging nur durch seinen Muth der Gefangenschaft. Im Feldzuge 1813 verlor er die Schlacht bei Großbeeren, nahm dann Theil an der Niederlage bei Leipzig und den meisten Schlachten des Jahres 1814, beinahe jede mit einer Wunde bezahlend. Nach der Capitulation von Paris erklärte er sich für die provisorische Regierung und wurde darauf von Ludwig XVIII. als General-Oberst der Grenadiere und königlichen Jäger und nach der zweiten Restauration als Commandant der Pariser Nationalgarde angestellt. Während der hundert Tage lebte er zurückgezogen auf seinem Landgute. Nach der Julirevolution wurde er Kanzler der Ehrenlegion u. nach dem Tode des Marschalls Menecey im Jahre 1842 Gouverneur der Invaliden. Er starb zu Paris den 13. September 1847 im 81. Jahre. — 2) Nicolas Charles Viktor, Marquis v. D., geboren den 3. November 1791 zu Bar sur Ornain ältester Sohn des Vorigen, war von 1805 — 1809 Page Napoleons, trat dann in die Armee und wohnte seit 1809 den Feldzügen des Kaisers bei. Bei seiner Abbanfung zu Fontainebleau unterzeichnete Napoleon ihm noch das Oberstenpatent, das auch von den Bourbonen anerkannt wurde. Da D. sich während der 100 Tage nicht für den zurückgekehrten Kaiser erklärte, sondern, wie sein Vater, fern vom Kriegsschauplatz hielt, so ward er nach der zweiten Restauration zum Maréchal de Camp ernannt, führte als solcher das 1. Garde-Chasseurregiment u. organisirte später die Kriegsschule zu Saumur. Um seinen jüngern Bruder, der als Oberst eines Cavalieregiments bei Mulay Ismaïl in Algerien am 28. Juli 1835 gefallen war, zu rächen, ging er nach Afrika u. ward daselbst zum General-Lieutenant befördert. Seit 1842 ist er für das Departement Maine und Loire Mitglied der Deputirtenkammer, wo er mit Thiers stimmte. Als militärischer u. nationalökonomischer Schriftsteller hat sich D. mehrfach bekannt gemacht.

Durcq-Kanal heißt ein, in dem gleichnamigen Flusse bei Mareuil sur Durcq beginnender Kanal, der die Stadt Paris mit gutem Trinkwasser versieht u. bedeutend zur Verbesserung des Pariser Verkehrs u. Handels beiträgt. Derselbe hält sich immer am rechten Ufer des Flusses, bis zu dessen Mündung, zieht sich dann eine Strecke weit an der Marne hin, verläßt sie bei Meaux, geht westlich nach Paris u. ergießt sich bei la Villette, nordöstlich von Paris, in ein großes

Bassin, von wo aus eine Wasserleitung nach der Hauptstadt führt. Der Kanal ist 21 *Lieues* lang, schiffbar u. ohne Schleusen. Ein Arm geht über St. Denis in die Seine u. speist den Kanal von St. Denis, ein anderer bildet den Kanal St. Martin. Der D.-K. wurde von Napoleon in den Jahren 1802—1805 angelegt, aber nicht in dem Umfange, wie es Napoleon beabsichtigte, vollendet.

Duverture heißt die Eröffnungsmusik zu einem Schauspiel, Ballet, Concert, Cantate, Oratorium, Oper, mit welchen sie mehr oder minder in Verbindung gebracht wird. Im engeren Sinne ist sie die Vorbereitungs- und Einleitungsmusik auf u. in das Folgende, besonders zu einer Oper. Dies geschieht entweder durch allgemeine Charakterbezeichnung, oder durch ein Auffassen u. Verbinden der musikalischen Hauptgedanken des Ganzen, dem die D. zur Einleitung dient. So wäre sie gleichsam eine Inhaltsanzeige zu nennen, wobei indeß große Vorsicht nöthig ist, damit durch jenes Auffassen u. Zusammenfügen der Hauptphrasen die D. nicht zu einem Potpourri werde. Von Franzosen u. Italienern wird sie häufig noch jetzt, wie früher allgemein, mit Symphonie gleichbedeutend genommen, von den Deutschen aber so unterschieden, daß in ihr mehr, ohne Unterbrechung aufeinander folgende u. verbundene, Musikstücke enthalten seyn können, die weder tiefe oder sehr bedeutende Motive, noch eine bestimmte regelrechte Entwicklung erheischen, wogegen die Symphonie beides bedingt, indem ihre Musikstücke vermittlest einer musikalischen Idee zusammenhängen müssen. Von der Introduction (s. d.), sondert sie sich dadurch ab, daß jene in italienischen Opern das erste Gesangsstück selbst ist. Als selbstständiges Musikstück oder als charakteristisches Tongemälde kann die D. zwar auch gegeben werden, doch verliert sie alsdann ihre eigentliche Bedeutung. Der Oper ist sie nicht durchaus nothwendig; indeß wird sie die Vollkommenheit des Tonwerks befördern, hauptsächlich, wenn sie, neben dem Zweck vorzubereiten u. einzuleiten, sich zugleich dem folgenden Tonstücke anschließt. — Vor Gluck war die D. auch in Italien ein bloßes Zeichen, daß die Oper ihren Anfang nehmen würde. Gluck aber stellte zuerst die Ansicht fest, daß sie die Zuhörer auf die Handlung vorbereiten u. gleichsam deren Inhalt ankündigen sollte. Hiernach ist es klar, daß sie, nach Beschaffenheit der Handlung, auch ihre Form verändern könne. Alessandro Scarlatti zu Neapel soll zuerst D.n zu seinen Opern componirt haben, so daß Italien ihm die Einführung derselben von Seite der nationalen Tonsetzer verdanke. In Frankreich bestanden sie früher, u. zur Zeit Scarlatti's hatten sie daselbst schon eine bestimmtere Form erhalten. Für die erste D., die in Italien sich bemerkbar machte, wird die zur *Trascatana* von Paisiello (geboren 1741) gehalten, u. mit Recht nennt man die zur *Iphigenia* auf *Uulis* von Gluck prachtvoll, erhaben, majestätisch; classisch die D.n von Cherubini; für ein Musterbild die zur Zauberflöte (1791) von Mozart, u. von hohem, dramatischem Interesse die von Beethoven zum *Egmont*.

Oval nennt man eine solche krumme, in sich selbst zurückkehrende Linie, welche entweder aus zwei Paaren von Kreisbogen, die zwei verschiedenen Halbmessern zugehören, oder von einem Paare von Kreisbogen u. zwei ungleichen Paaren von Kreisbogen zusammengesetzt ist. Die erstere Art enthält unter andern auch die Ellipsen (s. d.), die andere Art bildet die Classe der sogenannten Ciovale. Die mechanische Ziehung der O.e geschieht theils durch das Ellipsograph (s. den Art. Ellipse), theils durch den Ovalzirkel, welch letzteres Instrument in neuester Zeit von Enzmann in Dresden am vollkommensten verfertigt worden ist, so daß man damit jeden verlangten Kegelschnitt auf mechanische Weise bequem construiren kann, wodurch die geometrische Zeichnungskunst wirklich eine wesentliche Förderung erhalten hat. — Die O.e des Descartes sind krumme, in sich selbst wiederkehrende Linien, welche die daran aus einem Punkte gezogenen geraden Linien, nach dem Geseze für Lichtstrahlen, so brechen, daß sie nach der Brechung in demselben Punkte zusammenkommen. Diese Curven finden aber in der Optik keine Anwendung.

Ovation, oder der kleine Triumph, der im alten Rom seit dem Jahre

251 der Stadt als eine eigene Art militärischer Ehre aufgekommen war, bestand darin, daß der dieser Ehre gewürdigte Feldherr bei seinem Einzuge in die Stadt nicht auf einem Wagen fuhr, sondern denselben entweder zu Pferd oder zu Fuß halten mußte. Er war nicht mit der prächtigen, goldgestickten *trabea palmata*, sondern mit einer gewöhnlichen, mit Purpur besetzten Toga bekleidet. Statt des Lorbeerfranzes, oder einer goldenen Krone, war er bloß mit einem Myrthenzweige geschmückt u. bei dem Einzuge wurde nicht mit Trompeten, sondern nur mit Schalmeyen geblasen. Statt Ochsen wurde nur ein Schaaf geopfert, woher der Name *ovatio* kam, u. der Feldherr zog allein in die Stadt ein, ohne das unter seinen Befehlen gestandene Heer. Die O. wurde einem Feldherrn dann gestattet, wenn ein Sieg ohne bedeutende Schwierigkeiten ersochten werden, oder ein Krieg, als solcher, überhaupt nicht sehr wichtig gewesen war. Vgl. Triumph.

Overbeck, 1) Christian Adolph, geboren zu Lübeck 1755, gestorben ebendasselbst als Synodikus u. Präsident des Obergerichts 1821, ein gemüthvoller lyrischer Dichter, dessen Gedichte edle Gesinnung mit gemüthlicher Innigkeit verbinden u. durch technische Reinheit u. sangbare Gefälligkeit sich empfehlen. Er verfaßte u. a.: „Vermischte Gedichte“ (1794), unter denen manches, wie: „das waren mir selige Tage“, „Blüthe liebes Veilchen“ u., zum Volksliede wurde. — 2) Friedrich, Sohn des Vorigen, einer der Stifter der romantischen Malerschule u. deren bedeutendster Meister, geboren zu Lübeck 1789, bildete sich seit 1806 in Wien weiter aus u. ging 1810 mit F. Pfors nach Rom, wo er sich mit den deutschen Künstlern Cornelius, Koch, Veit, Schadow u. u. zu den gleichen Bestrebungen verband. Ein tiefbedeutsames, reines Gemüthsalien ist in seinen, meist nur der heiligen Geschichte entnommenen, Darstellungen ausgeprägt, deren strenger Styl die anfängliche Härte überwunden hat und sich mit hoher Schönheit der Formen, der Stellung u. Gruppierung verbindet. Er lebt in Rom, wo er Professor an der Akademie u. Katholik geworden ist. Von ihm sind die Delgemälde: Der Einzug Christi in Jerusalem, zu Lübeck; Christus mit Martha u. Maria, zu Zürich; Italia u. Germania, in München; die Vermählung der Maria, in Berlin; Christus am Ölberge, in Hamburg; die Erweckung des Lazarus u. der Bund der Kirche mit den Künsten, in Frankfurt; die Fresken aus der Geschichte Josephs in der Casa Bartolbi und aus Tasso in der Villa Massimo zu Rom, u. die Zeichnungen: Jesus, der die Kinder segnet; Johannes in der Wüste predigend, der Jüngling zu Nain u. u.

Overberg, Bernhard, geboren 1. Mai 1754 zu Hödel in der Pfarrei Volklage im Osnabrück'schen, einer der verdienstvollsten Pädagogen unserer Zeit, gab Anfangs nur geringe Hoffnung, daß Etwas aus ihm werden würde, und hatte bereits 8 Abs-Bücher verbraucht, bis er endlich lesen lernte. Bei der ersten Prüfung auf dem Gymnasium zu Rhême, das er erst im 16. Jahre bezog, war er der Vorleser; aber schon bei der nächsten zeigte es sich, daß eine merkwürdige Aenderung mit ihm vorgegangen war, u. bald gehörte er unter die besten Schüler dieser Anstalt. Durchdrungen von der Neigung zum geistlichen Stande, ging O. 1774 nach Münster, um sich daselbst den philosophischen u. theologischen Studien zu widmen. Nicht lange war er daselbst, als er von dem Hofrath Münstermann als Hauslehrer aufgenommen wurde. Daneben studirte er mit so unermüthlichem Fleiße, daß er am Schlusse des Studienjahres den ersten Rang unter allen mit ihm Studirenden behauptete. 1780 erhielt er die h. Priesterweihe und trat durch seine Dissertation über die zu Gunsten des Erzherzogs Maximilian ausgefallene Coadjuturwahl zum ersten Male als Schriftsteller auf. Noch in demselben Jahre kam er als Pfarrgehilfe nach Everswinkel. Der Minister von Fürstenberg hatte ihm eine einträgliche Hauslehrerstelle in einem vornehmen Hause angeboten; allein er schlug dieselbe aus u. begnügte sich mit seinem geringen Gehalte, weil es immer sein liebster Gedanke war, als Seelsorger auf dem Lande zu arbeiten. In dem Bestreben, seine Gemeinde zu veredeln, richtete er seine Auf-

merksamkeit ganz besonders auf die religiös-sittliche Bildung der Jugend. Namentlich hatte er sich in kurzer Zeit zu einem solchen Katecheten ausgebildet, daß der Ruf davon den Minister von Fürstenberg bewog, ihn als Lehrer der Normal-
 schule nach Münster zu berufen. D. folgte diesem ehrenvollen Rufe seines Obern u. trat am 1. März 1783 seine neue Stelle an. Hier unterrichtete er nicht blos Lehrer, sondern auch Lehrerinnen, u. sein Unterricht, wie sein ganzes Benehmen wirkte fast wunderbar auf sie. Jünglinge u. Jungfrauen, die in jugendlichem Leichtsinne ganz den Genüssen des Lebens hingegeben schienen und nicht die min-
 deste Neigung für das ernste Schulamt zeigten, wurden durch seinen Vortrag, dem sie Anfangs nur aus Neugierde zuhörten, so hingerissen, daß sie Allem entsagten u. ihr ganzes Leben dem Schulsache widmeten. Nebenbei ward ihm die Visita-
 tion u. Organisation der sämtlichen Münster'schen Stadt- und Land-Schulen übertragen und seine Visitationsberichte von 1783 u. 1784 zeugen sowohl von seinem lebendigen Eifer, als von seiner pädagogischen Umsicht u. dem damaligen schlechten Zustande der Schulen. An der lotharingischen Frauenschule zu Mün-
 ster war er 17 Jahre lange Katechet. Hier ertheilte er, mitten unter den Kindern sitzend, den Unterricht nach seiner gewohnten Weise. Seine holbe, heitere Freund-
 lichkeit hatte ihn auch in den letzten Jahren seines Lebens nicht verlassen. Die Lebhaftigkeit seines Geistes blieb sich gleich u. jeglicher Tag war für die Kinder, an dem er sie besuchte, ein wahrer Festtag. — In einem ganz eigenen Verhält-
 nisse stand D. mit der durch ihren hohen Geist u. die ernste Richtung ihres Le-
 bens ausgezeichneten Fürstin Amalie von Gallizin, geborenen Gräfin von Schmettau. Diese hat sich schon in einem Alter von 24 Jahren von der Welt, die ihr eine
 so glänzende Laufbahn darbot, zurückgezogen, weil sie in der philosophischen Rich-
 tung ihrer Zeit keine Befriedigung fand u. sich ganz der Erziehung ihrer Kinder u. ihrer eigenen Vervollkommenung widmen wollte. Sie verlangte in dieser wich-
 tigen Beziehung einen Mentor voll Salbung u. Liebe u. fand ihn in D. Dieser kam dem Wunsche der Fürstin entgegen, zog in ihr Haus u. blieb daselbst bis zu
 ihrem Tode, der 1806 erfolgte. Nach einem Umflusse von 3 Jahren wurde er Regens des bischöflichen Seminars. Damals stand er in einem Alter von 55
 Jahren; aber rastlose Sorgen u. Arbeiten für das Wohl seiner Mitmenschen u. die Verbreitung des Reiches Gottes hatten wohl seine körperlichen, nicht aber die Kräfte seines Geistes geschwächt. Seine ehrfurchtgebietende Gestalt ward gebeugt u. seine überaus freundliche Miene hatte einen Zug mit theilnehmender Liebe ge-
 paarten Ernstes angenommen. Alle Seminaristen verehrten in ihm den ruhigen u. tiefen Denker u. den ausgezeichneten Pädagogen, ehrten in ihm den Mann, der mit hellem Verstande, reinem Herzen u. ruhigem Gemüthe überall nach Klar-
 heit u. Ueberzeugung gestrebt, u. einen hohen Grad derselben in der Erziehungs-
 kunde sowohl, als in den theologischen Wissenschaften errungen hatte. Noch mehr aber wirkte sein Beispiel auf sie; denn in seinen Worten sprach sich jedesmal seine heilige lebenswürdige Einsicht, seine Demuth u. überhaupt sein gottseliger Sinn
 so unverkennbar aus, daß man zur Nachahmung dieser Tugenden unwiderstehlich
 hingezogen wurde. Keiner benützte so sorgfältig, wie er, die Zeit. Neben den vielen Seminargeschäften besorgte er eine Reihe von Jahren als Consistorialrath die Schulangelegenheiten bei der Regierung, hielt die Normal-
 schule, predigte, katechisirte, besuchte die Kranken u. führte dabei einen ausgedehnten Briefwechsel. So entfloß dem rastlos thätigen Manne ein Tag wie der andere, allein seit sei-
 ner schmerzlichen Fußkrankheit (1818) nahm er zusehends immer mehr ab. Alter u. Kränklichkeit mahnten ihn stark an sein Ende. Dennoch hielt er 1826 den Normal-Kurs mit dem gewohnten Eifer, mußte aber den Unterricht in der Päda-
 gogik dem Subregens Hölting übertragen. Den Normal-Kurs beschloß er am 7. November, doch konnte er die Prüfung nicht mehr leiten u. endete am 9. des-
 selben, Abends 4 Uhr, sein schönes u. thatenreiches Leben. Die Thränen, die an seinem Grabe geweint wurden, sind ein edleres Denkmal, als der ihm im Hofe
 des Seminars errichtete Obelisk, an dem alle seine Titel u. Orden angebracht

wurden. Sein Grab zielt ein einfaches Kreuz mit seinen Lieblingsworten: Glaube, Hoffnung u. Liebe. — Schriften von ihm sind: Neues A B C-Buch 1788; Anweisung zum Schulunterrichte 1795; biblische Geschichte 1796; Religionshandbuch nebst den beiden Katechismen. Die meisten dieser Schriften wurden auch ins Holländische übersetzt u. alle erlebten mehre Auflagen.

Dvidius, Publius Naso, ein römischer Dichter aus ritterlichem Geschlechte, zu Sulmo im Pelignischen gebürtig, lebte im Zeitalter August's, bis zum Jahre 16 nach Christus. Seine Lebensumstände beschreibt er selbst (Trist. IV. Eleg. 10.). Der merkwürdigste darunter ist seine Verbannung aus Rom nach Tomi an der thrakischen Küste, deren eigentliche Ursache sich nicht völlig aufklären läßt. Als Dichter unterschied er sich vornämlich durch eine sehr fruchtbare Einbildungskraft, u. durch einen lebhaften, blühenden Witz, der nur oft zu üppig wird u. dann dem wahren Ausdrucke der Empfindung Abbruch thut. Auch besaß er die Gabe eines sehr leichten u. angenehmen Versbaues. Sein schönstes u. größtes Gedicht sind die Metamorphosen oder mythische Verwandlungen, in fünfzehn Büchern; außerdem haben wir von ihm noch ein u. zwanzig Heroiden, d. h. poetische Briefe alter Heroen, eine Gattung der Poesie, deren Schöpfer Dvid ist; drei Bücher von der Kunst zu lieben; drei Bücher Liebeselegien; ein Buch Gegenmittel wider die Liebe; sechs Bücher Fasti, oder dichterische Beschreibung der römischen Feste in der ersten Hälfte des Jahres; fünf Bücher elegischer Klagen; vier Bücher poetischer Briefe aus dem Pontus; u. einige zweifelhafte kleinere Gedichte. Unter den verlorenen scheint sein Trauerspiel, Medea, das erheblichste gewesen zu seyn. — Ausg. seiner Werke, die älteste: Rom 1471, 2 Bde., Fol.; die vollständige von P. Burmann, Amst. 1727, 4 Quartbde. Die besten Handausgaben: nach der von Vic. Heinsius, von Fischer, Leipz. 1758, 2 Bde. u. von Mitscherlich. N. A., Göttingen 1819, 2 Bde. Stereot., Leipz. 1820, 3 Thele. — Die Metamorphosen haben Gierig, Leipz. 1784, 87, (3. Aufl. verb. u. verm. von J. C. Jahn, Leipzig 1821, 23), 2 Bde. u. Baumgarten-Crusius, Leipzig 1834, besonders erläutert. — Die Libri tristium von Plaz, Hannover 1825. — Die Fasti von Gierig, Leipzig 1812, nebst dem dazu gehörenden Index, ebend. 1814; von Matthia, Frankf. a. M. 1813 u. von J. Conrad, Leipzig 1831. — Die Heroiden vorzüglich von Lörz, erster Th., Köln 1829. — Uebersetzung der sämtlichen Werke von Eichhoff, Frankfurt 1796 — 1823, B. 1 — 5; der Fasti von P. Geib, Erlangen 1828. Aus den Metamorphosen sind die schönsten Erzählungen übersetzt von J. H. Voß, Berlin 1798, 2 Bände. — Ueber Dvid's elegischen Charakter s. Manso's Abhandl. in den Nachträgen zu Sulzer, B. 3, S. 325.

Dwaht, die östlichste u. größte Insel des Sandwich=Archipels, mit einem Flächenraume von 216 □ Meilen, ist sehr gebirgig; (der Berg Mauna-Roa, ein Vulkan, soll 14,896 Fuß hoch seyn). Die Insel ist stark bewohnt u. gut angebaut, von kleinen Flüssen u. Bächen bewässert; Produkte: Arum, Brodfrucht, Pisangs, Dams, Zuckerrohr, Schweine, Hunde, europäische Hausthiere.

Owen, 1) John, aus Armon in Caernarvanshire in England, studirte zu Exford die Rechte, wurde aus Armuth Schulmeister u. starb 1622. Er hat sich als einer der besten u. fruchtbarsten neueren lateinischen Epigrammatisten unsterblich gemacht, ob sich gleich, neben vielen glücklichen, auch nicht wenige frostige Spielereien unter seinen Sinngebichten befinden. Dieselben wurden zuerst herausgegeben, Amsterdam 1625, 12; beste Ausgabe, 1647; neueste von A. A. Reououard, Paris 1794, 18.; sind auch englisch, spanisch, französisch übersetzt, deutsch von B. Löber, Hamburg 1653, 12., u. Jena 1661, 12.; Epigr. selecta mit der vorzüglichsten deutschen Uebersetzung, herausgegeben von C. H. Jörens, Leipzig 1813. — 2) William, geboren 1769 in Shropshire, bildete sich zum Maler in London unter Charles Catton u. erwarb besonders im Porträt (Pitt, Lords Grenville u. Elton, die Herzogin von Buccleugh) u. durch Genrebilder

(Blinde, Bettler, Dorfschulmeisterin, Landstraße) einen wohlverdienten Ruhm. Er starb 1824. — 3) Robert, geboren 1772 zu Newtown in Montgomeryshire, verband zu Newlanark in Schottland mit einer Spinnerei Anstalten, worin zugleich für das physische, moralische u. geistige Wohl der Arbeiter gesorgt wurde. Der Erfolg seines philanthropischen Bemühens veranlaßte ihn, auf dem Congresse zu Aachen seine Verbesserungs-Pläne für die arbeitenden Classen den Großmächten vorzulegen. Eine 1824 von ihm in Newharmony (Pennsylvanien) eingerichtete Fabrikanstalt ging schon 1826 wieder ein; ebenso ging die in Newlanark rückwärts. Der Hauptgrundsatz seines, auch in mehreren Schriften dargelegten u. von den englischen Socialisten erweiterten, Systems ist: der Mensch ist das Werk der äußeren Umstände.

Drensierna, Arel, Graf von, ein berühmter schwedischer Staatsmann, geboren zu Fand in Upland 1583, studirte zu Kopenhagen u. Wittenberg u. kehrte nach der Thronbesteigung Karls IX. in sein Vaterland zurück. Seine großen Talente bahnten ihm frühzeitig den Weg zu den wichtigsten Staatsgeschäften, und schon 1609 wurde er zum Reichsrathe erhoben. Gustav Adolph bestieg nun den schwedischen Thron, u. zwar zu einer Zeit, wo Schweden, in 3 Kriege verwickelt, mehr als jemals des Beistandes tüchtiger Männer bedurfte. Er wählte sogleich 1612 D. zum Reichskanzler u. ersten Minister. Beide waren durch die engsten Bande der Freundschaft mit einander verbunden. Durch die Siege Gustav Adolphs u. die klugen Unterhandlungen seines Ministers kehrte Schweden siegreich aus jenen Kriegen zurück. Als darauf Gustav Adolph nach Deutschland ging, blieb D. als Statthalter in dem von den Schweden eroberten Herzogthume Preußen. Aber schon 1631 folgte er seinem Könige, dessen Tod bald nachher den Schweden und deutschen Protestanten die empfindlichste Wunde schlug. D. übernahm nunmehr allein die Führung der schwedischen Angelegenheiten in Deutschland u. hier war es, wo er in der That die ganze Fülle seines Genies zeigte. Durch gewandte Unterhandlungen wußte er das Bündniß mit den deutschen Reichsständen, das seiner Auflösung ziemlich nahe war, wieder fest zu knüpfen u. dadurch den Schweden neuen Muth einzufößen. Allein die unglückliche Schlacht bei Nördlingen zerstörte auf einmal die günstigen Aussichten, welche er sich durch seine Staatsklugheit eröffnet hatte. Dennoch verließ ihn der Muth nicht. Er reiste nun nach Frankreich u. trat mit diesem Reiche in engere Verbindung. Nach seiner Rückkehr dämpfte er die auf den höchsten Grad gestiegene Unzufriedenheit der schwedischen Truppen, die schon wieder ihre Heldebahn begannen, als er 1636 nach Schweden ging, wo seine Gegenwart erfordert wurde. In seinem Vaterlande führte er mehrere Jahre hindurch das Staatsruder, bis endlich die Königin Christine 1644 die Regierung selbst übernahm. Diese suchte, in Verbindung mit seinen Gegnern, seinen Einfluß zu schwächen, wagte es aber doch nicht, ihn ganz von den Regierungsgeschäften zu entfernen. Man beschuldigte ihn, daß er den Frieden verzögere u. die Absicht habe, seinem Sohne Christinens Hand und mit dieser den schwedischen Thron zu verschaffen. Allein er wurde endlich öffentlich gerechtfertigt, da ihm Christine einige Jahre vor seinem Tode ihre völlige Gunst wieder schenkte. D. besaß einen sehr ausgebildeten Verstand, die Frucht einer nützlich angewendeten Jugend. Sein Geschäftsblick war schnell u. seine Staatskenntnisse eben so ausgedehnt, als gründlich. In ihm vereinigten sich eine reiche Erfahrung, ein vielumfassender Geist u. eine große Seele. Seine Thätigkeit war unermüdet. In seiner Lebensart liebte er die Mäßigkeit. Nur zweimal in seinem Leben (nach dem Tode Gustav Adolphs u. nach der Nördlinger Schlacht) soll er wegen einer Staats-Angelegenheit eine schlaflose Nacht zugebracht haben. Uebrigens war er ehrgeizig, aber treu u. unbestechlich. Nur zu viel Langsamkeit u. Phlegma waren zuweilen sein Fehler. Er starb 1654. — Von seinen Schriften sind einige im Druck erschienen.

Orford, 1) eine Grafschaft in England, mit $31\frac{1}{2}$ □ Meilen u. 165,000 Einwohnern, zwischen den Grafschaften Northampton nordöstlich, Buckingham östlich,

Verd's südlich u. südwestlich, Gloucester westlich u. Warwick, nordwestlich. Das Land besteht aus Hügeln, Thälern u. Ebenen. An der Südgränze fließt die Themse u. Isis, die anderen Flüsse sind Nebenflüsse des Isis, der Wainrush, Glime, Charwell. Der D.-Kanal durchzieht die Grafschaft von Norden nach Süden, aus dem Coventry-Kanal bis in den Isis. Landwirthschaft ist Hauptbetrieb; unbedeutend die Weberei von Wolldecken u. Plüsch. — 2) Die gleichnamige Hauptstadt der Grafschaft, am Zusammenflusse des Charwell mit dem Isis, welche nun den Namen Themse annehmen, mit 23,000 Einwohnern, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale u. ist vorzüglich berühmt wegen seiner Universität, welche die älteste u. dem Range nach die erste in Großbritannien ist und 4000 Studien zählt. Dieselbe wurde als wissenschaftliche Anstalt schon im 12. Jahrhundert gegründet u. erst seit dem 14. Jahrhunderte reiheten sich die Colleges oder Corporationen u. die Halls oder privatrechtlichen Verbindungen mehrerer Scholaren unter einem Vorsteher u. gewissen Statuten, daran. Von den 19 Colleges, aus denen die Universität besteht, ist University Hall das älteste, denn es ward incorporirt 1249, das bedeutendste Christchurch-College (gestiftet 1525); die übrigen sind: das Balliol-College (1262), mit vorzüglicher Bibliothek, sowie das Queens-College (1340), das All-Souls College (1437), das Trinity-College (1555); dazu gehören die beiden, Bodleyanische (1602) u. Radelisianische, Bibliotheken, eine Gemäldegallerie, ein botanischer Garten, das Ashmole'sche Museum, die Rundel'sche Alterthümerammlung, ein Observatorium; große (Clarendon'sche) Druckerei. Die meisten Universitätsgebäude machen durch gothischen Bau einen ehrwürdigen Eindruck. Die wissenschaftlichen Funktionen der Universität repräsentirt die Congregation.

Orford, Robert Harley, Graf von O. u. Mortimer, geb. zu London 1661. Anfangs Tory, warb mit seinem Vater, Sir Edward, bei der Revolution, die Jakob II. des Thrones beraubte, auf eigene Kosten Reiter u. wurde bald darauf Parlamentsmitglied. Kurz vor Anna's Thronbesteigung trat er zu den Whigs über, trug aber dennoch viel zum Sturze des Herzogs von Marlborough bei. Er war Großschatzmeister von England. Unter Georg I. ward er der Verätherei angeklagt u. 1715 in den Tower gesetzt, jedoch 1717 wieder freigesprochen. Er widmete sich nun der Literatur u. sammelte eine Bibliothek, deren 2000 schätzbare Manuscripte noch als Harleyan miscellanies in dem britischen Museum in London vorhanden sind. Der Katalog in 3. Bearbeitung von Osby, London 1744, wurde 1808 wieder gedruckt. Seine anderen Bücher, deren Einbände ihm 18,000 Pfund Sterling gekostet, wurden für 13,000 Pfund an den Buchhändler Osborn verkauft. Er starb 1720.

Dryd, ein bekanntes Flüssigkeitsmaaß, besonders für Wein, in fast allen europäischen Ländern, Nordamerika etc., dessen Größe in den verschiedenen Ländern verschieden ist. In Frankreich heißt es Barique, in England Hayshead.

Dryd nennt man jede Verbindung des Sauerstoffs mit anderen chemischen Grundstoffen (s. Elemente). Bei dem Verbinden des Sauerstoffs mit solchen Elementen wird immer Wärme und häufig auch Licht entwickelt; diesen Vorgang nennt man Verbrennung oder Drydation. Daher heißt oxydiren verbinden mit Sauerstoff. Die Dryde sind entweder fähig, sich untereinander zu verbinden, oder nicht. Jene nennt man Basen u. Säuren, diese Suboxyde u. Superoxyde. Ein u. derselbe Grundstoff kann Dryde in allen diesen 4 Abtheilungen enthalten, in einer sogar mehr. Sie folgen alsdann dem Sauerstoffgehalte nach vom ärmsten an: Suboxyd, Basis, Superoxyd, Säure. In einer solchen O.-Reihe stehen die Sauerstoffmengen in einem einfachen Zahlenverhältnisse zu einander. Durch die Namen Drydal, Sesquidrydal u. Dryd unterscheidet man mehrere Basen eines Grundstoffes. Mehrere Säuren eines Grundstoffes dagegen bezeichnet man erstens durch den Vorsaß des Grundstoffnamens mit adjectiver Endigung vor das Wort Säure (z. B. schwefelige Säure); zweitens durch Vereinigung des Grundstoffnamens mit dem Worte Säure in ein Hauptwort (z. B. Schwefelsäure) u. drittens durch Vorsetzung des Wortes „unter“ oder „über“ vor beide auf letztere Weise gebildete

Namen, wodurch man im Stande ist, eine große Anzahl von Säuren zu benennen, (z. B. unterschwefelige Säure, Unterschwefelsäure, Ueberschwefelsäure etc.) Die Verbindung zweier Basen mit einander heißt Doppeloryd (z. B. Eisenorydul mit Eisenoryd = Eisenoryduloryd); die Verbindung zweier Säuren eine Doppelsäure (z. B. Chlorsäure, chlorige Säure). Vorzüglich sind es die Nichtmetalle, welche saure, u. ebenso die Metalle, welche basische Oxyde bilden. (Vergl. den Artikel Sauerstoff.)

Dybin, ein 1734 Fuß hoher Berg bei Zittau in der sächsischen Oberlausitz. Auf demselben wurde 1312 von den Herren von der Leippe ein Raubschloß gegründet, das seit seiner Zerstörung durch Kaiser Karl IV. 1349 in Ruinen liegt. Neben diesem befinden sich die Ruinen eines von demselben Kaiser 1384 gestifteten Klosters der Cölestiner u. um diese ein Gottesacker, auf welchem die Bewohner des unten liegenden Dorfes ihre Todten beerdigen. Die Aussicht von dem Berge ist nach allen Seiten reizend.

P.

P. 1) Als Laut- u. Schriftzeichen der 16 Buchstabe im deutschen und den romanischen Alphabeten, ein Lippenlaut, welcher mittelst Ausstossung des Hauches bei schneller Oeffnung der zuvor etwas gewaltsam zusammengebrückten Lippen hervorgebracht wird. — 2) Als Abkürzung: a) In römischen Inschriften *populus*, *pontifex* *Publius* etc.; im neuern Latein: *p. p.* (d. h. *praemissis praemittendis*) als Ueberschrift in Briefen, statt der Eingangstitel, was so viel heißt als: mit Voraussetzung des Vorauszuschickenden, oder: vorbehältlich aller Titel; b) in der Rechtswissenschaft = *Pandekten*; c) in der Logik = *Prädikat*, dann auch *Untersatz*; d) auf dem Revers neuerer französischen Münzen = *Dijon*; e) auf Rezepten = *pugillus*, d. h. soviel, als man zwischen 3 Fingern halten kann; f) auf Wechslern: *protestirt*; g) als musikalische Vorzeichnung *p* = *piano*, *pp* = *pianissimo*. — 3) Als Zahlzeichen: im Hebräischen = 80; im Griechischen π = 80; π = 80,000; im Lateinischen *P* = 4000; *p* = 400,000.

Paalzow, Frau von, geb. Bach, Schwester des Malers Bach, berühmte Romanschriftstellerin, geboren zu Berlin 1798, lebt daselbst. Ihre vielgelesenen Romane: „*Godwie Castle*“ (Breslau 1837), „*St. Roche*“ (1839), „*Thomas Thyrnau*“ (1842), „*Jakob van der Rees*“ (1844) scheinen die Schranken des weiblichen Dichterkreises bisweilen zu überspringen u. haben dabei, bei ziemlicher Breite eine gewandte, leichte Darstellung. Jedoch leiden sie an zu großer Ähnlichkeit in Anlage u. Ausführung.

Paar, ein österreichisches Fürsten- u. Grafengeschlecht, das aus Italien stammt, wo es den Namen *Belidori* führte. Kaiser Friedrich I. schenkte demselben 1170 die gleichnamige Stadt u. Herrschaft. Von Rudolph II. erhielten die P. für den Ältesten des Geschlechts das Erbland-Postmeisteramt in Steiermark 1570, nachdem sich vorher schon Johann Baptist v. P. durch die Herrschaft Hartberg in Steiermark ansäßig gemacht hatte; er starb 1592. Sein ältester Sohn, Johann Friedrich, war Hauptmann zu Fiume u. Burggraf zu Grätz; der zweite, Rudolph, war Großprior des Malteser-Ordens in Böhmen. Sein dritter Sohn, Johann Christoph, Freiherr v. P., kaufte 1623 das Oberst-Reichspostamt von Johann Jakob Magnus; erhielt hierüber 1623 das kaiserliche Privilegium; 1624 aber jenes von Ungarn u. Böhmen; 1629 das von Innerösterreich u. 1630 auch über Schlesien. 1720 trat dieses Geschlecht die Revenuen dieses Amtes gegen ein Aequivalent wieder an die Regierung ab und behielt bloß den Titel. Karl, Johann Christoph's Sohn, erscheint zuerst

als Reichsgraf; ihm folgte Karl Joseph (gestorben 1725). Sein Enkel, Johann Wenzel, wurde am 5. August 1769 für sich u. seine Nachfolger in den Reichsfürstenstand nach dem Rechte der Erstgeburt erhoben. Wir führen noch besonders an: 1) Johann Karl, Fürst v. P., k. k. geheimer Rath, Oberst-, Hof- u. General-Erblandpostmeister, Generalmajor u. Inhaber des Infanterie-Regiments Nr. 43, des Marien-Theresien-Ordens Ritter u. Großkreuz des königlich preussischen rothen Adler-Ordens, geboren zu Wien am 15. Juni 1772, Fürst Johann Wenzels erstgeborener Sohn, trat im 14. Jahre die militärische Laufbahn an u. machte den Krieg gegen die Türken 1788 u. 1789 als Oberlieutenant bei Lacy Infanterie mit. Als Hauptmann bei Stein Infanterie wohnte er den Feldzügen in den Niederlanden u. am Rhein 1792—96 bei, wurde dann mit seinem Regimente zur italienischen Armee verlegt u. nahm Theil an der Vertheidigung von Mantua. 1797 wurde er zum Major ernannt. Seine Tapferkeit bei Legnano erwarb ihm das Theresienkreuz. Bei den Unternehmungen in der Riviera u. gegen Genua befehligte er als Oberstlieutenant ein Grenadier-Bataillon. 1805 kämpfte er als Oberst des Infanterie-Regiments Lattermann in der Schlacht bei Caldiero. Wichtige Familienangelegenheiten nöthigten ihn 1806, seiner Bestimmung zu entsagen; er trat außer Dienst mit dem Charakter eines Generalmajors. — 1809 erschien er wieder auf dem Kampfsplatze. In der Schlacht bei Wagram wurde er als Brigadier der Regimenter Zetwitsch und Froon schwer verwundet. Der Friede setzte abermals seiner militärischen Laufbahn ein Ziel; er kehrte zur Verwaltung seiner Güter Hartberg u. Stein in Steiermark; Beschin, Bschowitz u. c. in Böhmen zurück u. starb am 30. Dezember 1819 zu Wien. — 2) Karl, Fürst v. P., Freiherr auf Hartberg u. Krottenstein, k. k. Oberst-Hof- u. General-Erblandpostmeister, Sohn des Vorigen, geboren zu Wien 1806, ist vermählt seit 1832 mit Ida, geborenen Prinzessin von Liechtenstein, u. gegenwärtiger Chef des Hauses.

Papst, Johann Heinrich, geistreicher Philosoph u. Freund des scharfsinnigen Denkers Anton Günther in Wien, war geboren am 25. Januar 1785 zu Lindau im Eichsfelde, das damals noch unter kurmainzischer Hoheit stand. Seine Eltern, bemittelte Landleute, schickten den Sohn zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung auf die Schulen zu Duderstadt u. Heiligenstadt, endlich auch nach Göttingen, wo er durch Heyne's Empfehlung einen Freitisch erhielt. Im Jahre 1807 hatte er das Studium der Arzneikunde an der Universität vollendet, promovirte u. wandte sich, aus Abneigung gegen die damalige Fremdenherrschaft, von seiner Heimath hinweg nach Oesterreich. Ueber Frankfurt u. Regensburg, der Donau entlang, kam er im Herbst 1808 in Wien an, aber seine Aussichten auf eine seinen Studien entsprechende Anstellung wurden sehr herabgestimmt, denn nur den auf österreichischen Universitäten Graduirten sollte die ärztliche Praxis gestattet werden. Da ihm deshalb die Hoffnung medizinischer Wirksamkeit gescheitert war, nahm er eine ihm angebotene Hofmeisterstelle im Hause des Frhrn. von Moser dankbar an, da sie ihm vorläufig seinen Unterhalt sicherte. Der 1809 ausgebrochene Krieg schien seiner ärztlichen Laufbahn eine günstigere Aussicht zu eröffnen; er ward Bataillonsarzt u. ging sogleich mit einem Transporte zur Armee ab. Allein kaum war er in die Gegend von Linz gekommen, so erscholl schon die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der Treffen von Abensberg, Landshut, Gmühl u. Regensburg; es erging der Befehl zum Rückmarsche u. der Kanonendonner von Ebersberg war das letzte, was P. vom Kriegsschauplatze vernahm. Mit einem Schiffe Verwundeter war er nach Wien u. beim Nachbringen des Feindes immer weiter hinab bis nach Pesth beordert worden; endlich wurde ihm das Spital von Erlau anvertraut. Hier besiel ihn ein hartnäckiges Nervenfieber u. seine, mehrere Monate andauernde u. lebensgefährliche, Krankheit wurde nur durch die aufopfernde Pflege der barmherzigen Brüder jener Stadt zur endlichen Genesung nothdürftig herbeigeführt. Die zurückgebliebene Schwäche ließ ihn seinem Posten nicht länger mehr vorstehen; mit banger Unsicherheit blickte er in die Zu-

kunst; da rief ihn ein theilnehmender Brief aus dem freiherrlichen von Moserschen Hause wieder freundlich in die alten Verhältnisse zurück. Im Zustande der Reconvalescenz traf er im Frühlinge 1810 an seinem Bestimmungsorte ein; allein kaum ein Jahr lange genoss er die ruhigen Tage seines liebgewordenen Wirkungskreises, da erfasste ihn ein neues Körperleiden mit furchtbarer Gewalt. Eine bössartige Gicht begann auf seinem Angesichte sich zu entwickeln, die unaufhaltsam durch 13 Jahre lange sich fortbildete, der angestrengten Kunst der bewährtesten Aerzte hartnäckig widerstand u. dem Leidenden bereits das linke Auge geraubt hatte, bis endlich der Rath eines alten Gärtners, einen Aufguß von Schafgarbe als Mittel dagegen zu gebrauchen, es für immer entfernte. Gerade in diese Zeit seiner Krankheit, u. zwar zunächst in das Jahr 1815, fällt seine Umkehr zu dem Glauben seiner Kindheit, dem der katholischen Kirche, den er fortan nicht blos theoretisch in der Gesinnung u. in der Wissenschaft, sondern auch praktisch in Wort u. That bis zur gewissenhaftesten Beobachtung der äußern Disciplin mit einer Entschiedenheit festhielt, die kein äußeres Ereigniß, kein innerer Vorgang zu erschüttern vermochte. Er war in seiner Kindheit zum geistlichen Stande bestimmt gewesen; der Geist der Zeit, hier noch durch die Liebe zur Naturwissenschaft unterstützt, hatte ihn später diesem Berufe entfremdet; jetzt wo er so gern dem Dienste des Herrn sich ausschließend gewidmet hätte, wo er zum Berufseyn der Würde des Priesters gekommen war, machte das eingetretene kanonische Hinderniß — das fehlende linke Auge — ihm die Ausführung dieses Entschlusses unmöglich. Diefß Verhängniß fühlte er tief; er betrachtete es als eine ihm auferlegte Buße, und hierin mag der Grund einer gewissen klösterlichen Strenge u. Eingezogenheit gelegen haben, der er sich unterwarf. Nie nahm er Theil an einer öffentlichen Lustbarkeit; selbst ein Schauspielhaus hatte er, ungeachtet seiner Liebe zur Kunst, nie mehr betreten. Schon lange war in P. das Bedürfniß erwacht, auch in wissenschaftlicher Beziehung zur Einheit mit sich selbst vorzudringen, damit nicht in ihm das alte Schauspiel sich erneuere, wo die theologische u. philosophische Wahrheit als zwei gesonderte, ja einander feindlich sich gegenüberstehende, Gegensätze bekämpften. Da machten ihn mehrere Aufsätze in den Wiener Jahrbüchern der Literatur auf die zeitgemäßen Bestrebungen Anton Günthers aufmerksam; ein gemeinschaftlicher Freund vermittelte ihr Zusammentreffen u. im Winter 1823 — 24 lernten die beiden Männer sich persönlich näher kennen. Die Einheit des Lebensgrundes, des Zweckes u. der Methode; die Reinheit der Triebfeder, die Lauterkeit der Gesinnung knüpfte den innigsten Freundschaftsbund. Daß es Aufgabe der Menschheit sei, die Resultate der Wissenschaft mit jenen der Menschheit, mit jenen des Glaubens in vollen Einklang zu bringen; daß nur auf diesem Wege unsere Zeit zu der alten Achtung u. Anerkennung der Autorität im socialen u. kirchlichen Leben zurückgeführt werden könne: das fühlten Beide gleichmäßig, wenn auch Günther bereits die vollere Einsicht in das letzte Ziel, die größere Kenntniß des Standpunktes u. der Richtungen der Zeit, die langjährige Uebung in der Speculation vor dem Freunde voraus hatte. Bald bildete sich zwischen ihnen die Wechselseitigkeit der Anregung u. Forschung; das Erzeugniß des Einen wurde Stoff der Bearbeitung des Andern, die letzten Ergebnisse schienen gemeinsam gefunden u. dargestellt. Mußte man stets den genialeren Griff u. die höhere Produktivität an Günther bewundern, so schien dagegen P. die gewandtere Form, die Kunst der mannigfachen Anwendung zu besitzen; wenn der Schatz der dogmatischen u. literaturhistorischen Kenntniße Günthers die Anknüpfungs- u. Ausgangspunkte der Bestrebung feststellte, so mußte P. die Entdeckung der neueren Naturwissenschaft vielfach zur Begründung u. Erweiterung der Ansichten zu benützen; wenn man endlich Jenen mit dem Bergmanne vergleichen möchte, welcher das Erz aus dem Schachte zu Tage fördert, so war P. der Hutmänn, der aus diesem Erze das nuzbare Metall zu entwickeln verstand. Von nun an war dem ganzen künftigen Leben die bestimmte Richtung vorgezeichnet. Werke wurden geschrieben, Studien gemacht, ein geistreicher Umgang gepflogen mit Günther, Veit u. A.; u.

abwechselnde kleinere Reisen auf die Güter des Freiherrn von Moser nach Untersteiermark, zu seinem Freunde Otto, u. 1830 in Gesellschaft Günthers nach Salzburg, gewährten wissenschaftliche Anregung u. Aufmunterung. Allein seit dem Jahre 1835, in Folge einer Nierenentzündung, war eine organische Störung in seinem Gesundheitszustande eingetreten, welche ihn im November 1837 auch an das Krankenbett fesselte. Der Landaufenthalt in Döbling brachte nur scheinbare Besserung; der 15. Juli, das Fest des heil. Heinrich, von dem er den Namen trug, war der letzte Tag, den er im gewohnten Freundeskreise verlebte. Er verfiel in einen Zustand gänzlicher Schwäche; eine Art Betäubung gesellte sich dazu, und so schlummerte er schmerzlos dem Tode zu am 28. Juli 1838. Auf dem Kirchhofe zu Döbling wurde er beerdigt. — Seine Schriften sind: *Der Mensch und seine Geschichte*. Wien 1830. Neue Aufl. erschien nach seinem Tode vermehrt mit Bemerkungen aus seinem handschriftlichen Nachlasse. „Gibt es eine Philosophie des positiven Christenthums?“ 1832. „Janusköpfe“ 1834; im Vereine mit Günther herausgegeben; die erste größere Hälfte ist von P. verfaßt. „Ein Wort über die Erlöse“ 1834. In der Bonner Zeitschrift für Philosophie und katholischen Theologie erschien im 24. Hefte 1833 die erste Abtheilung einer vortrefflichen Abhandlung „über die Philosophie der Geschichte“ deren Vollendung leider durch den Tod unterbrochen wurde, „Adam u. Christus“. — Cm.

Pac, Ludwig Michael, Graf von, der letzte Sprössling einer alten polnisch-litthauischen Familie, die angeblich von dem florentinischen Geschlechte Pazzi abstammt, geboren 1780 zu Straßburg, wurde in Paris erzogen, machte 1808 als Obrist des 15. polnischen Cavalieregiments den Feldzug in Spanien mit, wurde Brigade General und nachher Divisionär, als welcher er in den Generallstab Napoleons eintrat und den Kaiser, sowie dessen Schwager Murat, bei Malojaroslaweß vor der Gefangenschaft durch die Kosaken bewahrte. Nachdem er bei Püßen u. Leipzig in der französischen Armee gefochten und 1814 das Commando über die Reiter-Division übernommen hatte, welche aus den Napoleon treu gebliebenen Polen gebildet worden war, und seinen Landsleuten nach der Einnahme von Paris freie, ehrenvolle Rückkehr in ihr Vaterland erwirkt hatte, nahm er seinen Abschied, machte mehrere Reisen und zog sich auf seine Güter zurück, bis er 1825 in den polnischen Senat eintrat. Nach der polnischen Revolution erschien er 1831 als Palatin auf dem Reichstage, führte einige Zeit die polnische Reserve, wurde bei Ostrolenka zweimal verwundet, widersezte sich der Capitulation Warschau's und emigrierte dann; seine Güter wurden confiscirt und er starb 1835 zu Smyrna, auf einer Reise nach Jerusalem. Mit ihm starb die Familie P. im Mannsstamme aus; seine einzige Tochter Louise ist die Gemahlin des Fürsten Kavier Sapieha.

Pacca, Bartholomäus, Cardinalbischof von Ostia u. Velletri u. Dekan des Collegiums der Cardinäle, einer von dem nun leider fast erloschenen Helden-geschlechte ebler Priester, welche, gleich unüberwindlich durch die Angriffe der modernen Philosophie, wie durch die Verfolgung irdischer Machthaber, als neue Glaubensbekenner von der Christenheit mit Recht verehrt werden, war der Sohn trefflicher Eltern u. wurde geboren zu Benevent d. 25. Dezember 1756. Mit einem offenen, aufrichtigen Gemüthe u. hellem Verstande begabt, eignete er sich von früher Jugend jene edle Geradheit des Handelns an, welche er in dem langen Laufe seines vielbewegten Lebens niemals verläugnete. Noch Knabe, wurde er den Jesuiten des neapolitanischen Collegiums zur Ausbildung übergeben; nicht lange aber nach den bekannten Schicksalen, welche die Gesellschaft Jesu betrafen, trat er in das Collegium Clementinum zu Rom, in welchem die Blüthe der vornehmsten Familien Italiens lobwürdig erzogen wurde. Dort machte er den Cursus seiner classischen Studien und der Philosophie durch, und da er sich mehr für den Priesterstand, als für den Malteser-Ritter-Orden, dem seine Eltern ihn schon früher bestimmt hatten, entschied, so verlegte er sich in der Academia ecclesiastica bald auf das Studium der Rechte und der Theologie. Dieß war aber bloß die

Vorschule zu tieferen u. ausgehehrteren Studien, welche einem jeden, der eine Laufbahn, wie P. sie sich vorgezeichnet, mit wahrem Nutzen durchmachen wollte, unerlässlich waren. — Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts erhob sich ein doppelter Kampf wider den katholischen Glauben: der eine von Seiten der Philosophen, der andere von Seiten der Jansenisten. Jene waren bewaffnet mit profanen Kenntnissen u. Wissenschaften, diese gerüstet mit Ausbildung in kirchlichen Dingen und mit einer Menge Sophismen, die Staunen erregten. Die hiedurch herbeigeführten theologischen Streitigkeiten entbrannten lebhaft in den Collegien, an den Universitäten, in den Seminarien, in den geistlichen Orden und sogar in Familienkreisen, so daß jetzt die Gutgesinnten u. Gemäßigten sich nur zu oft in die Nothwendigkeit versetzt sahen, mit offenem Bistir für die Wahrheit zu kämpfen, wozu Wissenschaft u. Weisheit in nicht gewöhnlichem Grade erforderlich war. — Diesen neuen u. erweiterten Formen der theologischen Wissenschaft verschaffte der Eriesuit Zaccaria, ein in den Kirchenlehren äußerst bewandeter Mann, mit vielem Geist u. Eifer zu Rom, namentlich bei der *Academia ecclesiastica*, Eingang u. Herrschaft. Von ihm erlernte sie mit besonderer Liebe u. Vollendung der junge Abate P., welcher durch die Schärfe u. Gewandtheit seines Verstandes bald vor allen Andern die Achtung u. Liebe seines gelehrten Meisters in solchem Maaße gewann, daß dieser, welcher mit Pius VI., dem großen herrlichen Geiste, in stetem u. vertrautem Verkehre stand, bei jeder Gelegenheit die außerordentlichen Fortschritte seines jungen Zöglings pries. Damals mußte die Nunciatur zu Köln besetzt werden und der Papst, eingedenk der seltenen Eigenschaften P.'s, hielt diesen, ob schon er kaum 28 Jahre alt war, geeignet für diesen wichtigen Posten und ernannte ihn wirklich dazu, und der Erfolg lehrte, daß er dabei keinen Fehlgriff gethan. P. befolgte nach dem Antritte seines Amtes gewissenhaft die Grundsätze und die Handlungsweise seines Vorgängers, des Monsignore Bellisoni, eines Prälaten, der durch ausgezeichnete Eigenschaften u. tiefe Gelehrsamkeit die Ehrfurcht u. Hochachtung selbst der offensten Feinde des heiligen Stuhls sich erworben hatte. Er trat, gleich ihm, in freundschaftlichen Verkehre mit dem unermüdlchen Feller, einem sehr namhaften Schriftsteller jener Zeit, der durch verschiedene periodische, in Deutschland veröffentlichte, Schriften den katholischen Glauben gegen alle Arten von Irrthümern mit entschiedenem Muth vertrat. Seiner Werke bediente er sich nicht selten zur Bekämpfung der verkehrten Grundsätze u. Theorien, welche eben öffentlich gelehrt wurden auf jenen Universitäten, die nichts Katholisches an sich trugen, als den Namen. Wenn sich mit einer Partei des erzbischöflich-kurfürstlichen Hofes, der die Gegenwart eines Nuntius in diesen Gegenden nicht sonderlich willkommen war, Zwiste erhoben, so suchte er dieselben klüglich beizulegen, oder berichtete darüber durch den Abate Zaccaria auf das bestimmteste an den heiligen Vater, und nach dessen höchster Entscheidung ordnete er sein Handeln. Durchdrungen von der Wichtigkeit seiner apostolischen Sendung, las er mit allem Fleiße, um eine Richtschnur seines Handelns daraus zu entnehmen, die Lebensbeschreibungen der beiden Cardinäle Comendone von Bergamo u. Bentivoglio von Ferrara, beide in den Geschichtsbüchern des römischen Stuhles mit Ruhm genannt wegen der großen u. schwierigen Geschäfte, welche der eine in Deutschland, England, Polen, der andere in Flandern u. Frankreich mit seltener u. staunenswerther Geschicklichkeit im Interesse der Kirche zu einem segensreichen Ende führte, und zwar in Zeiten, in welchen die durch die Reformation angelegten Religionskriege dieß am wenigsten hoffen ließen. Solche Muster vor Augen, that P. während der Jahre seiner Nunciatur am Rheine nicht bloß keinen Fehltritt in den vielfachen u. wichtigen Geschäften, sondern weckte auch die katholischen Bewohner dieser Gegend zur treuen Ausübung ihres Glaubens wunderbar auf. Weil er wahrgenommen, daß durch die Sorglosigkeit mancher geistlichen Hirten, die einem mehr oder weniger verweltlichten Leben sich ergaben, es vielerorts an allem kirchlichen Beistande mangelte, unternahm er mit Zustimmung und im Auftrage des Papstes eine Rundreise durch die verlassenen Bisthümer, zog, ohne

Rücksicht auf Beschwerde u. Kosten, durch Städte, Flecken u. Dörfer, bestieg die Gipfel der höchsten Berge u. spendete die heiligen Sakramente an vielen Orten aus, wo man seit Menschengedenken die Stimme eines Bischofes nicht gehört, keinen Bischof gesehen hatte. Diese geeigneten und besten Heilmittel wandte er gegen das allgemeine Verderbniß an; aber außer der Trägheit und den jansenistischen Ansichten vieler Kleriker trat die französische Revolution mit ihren Schrecken den heilsamen Wirkungen störend entgegen, indem sie mit einer zahllosen Menge von Emigranten, welche größtentheils Voltaire'sche Grundsätze eingeflogen hatten, diese Gegenden überfluthete und die verderblichen Seuche des Unglaubens dorthin brachte. — Ueberzeugt, daß er seinerseits Nichts, was in seiner Macht stand, zum Besten der Religion unversucht gelassen habe, und durch die neuesten Erfahrungen sowohl, als auch durch die Geschichte belehrt, sah P. den unabwendbaren Lauf der traurigsten Ereignisse, die über Europa kommen würden, voraus und verließ deshalb, obwohl zur Nunciatur ersten Ranges in Lissabon befördert, dennoch Deutschland mit zerrissenem Herzen und in jener tiefen Schwermuth, welche ihn niemals, auch nicht in den heitersten Augenblicken seines Lebens, mehr verließ. — Nach Rom zurückgekehrt, empfing ihn der Papst mit den lohnendsten Beweisen einer wahrhaft väterlichen Freundlichkeit und pries nach Verdienst seine würdige Haltung. Darauf reiste er ruhigen Geistes nach Portugal ab, wo ihn neue Kämpfe und neue Vorbeeren erwarteten. Dort fand er wirklich den königlichen Hof sehr religiös, die Bevölkerung vorzüglich katholisch; aber gegen den Vertreter Roms waren die Minister, Jöglinge u. Gefährten Pombal's, eingenommen und argwöhnisch; von der Hochschule zu Coimbra war der Klerus nach jansenistischen Grundsätzen unterrichtet, und in nicht wenigen Klöstern zeigte sich ein verweltlichter Geist. P.'s ausgedehnte Kenntnisse, sein scharfer Verstand, wie auch die Offenheit u. Geradheit seines Geistes verschafften ihm dort bei Allen hohe Achtung u. Ehrfurcht, jedoch nicht in dem Grade, daß es ihm gelungen wäre, die Minister zu der frühern Verehrung gegen den heiligen Stuhl, noch den Klerus zu gesunderen Ansichten und zu einem bessern Lebenswandel zurückzuführen. Streitigkeiten mied er deshalb klüglich nach aller Möglichkeit, während er mit tiefem Seelenummer es vor sich sah, wie das Aergerniß verkehrter Grundsätze in dem theologischen Unterrichte unaufhaltsam wuchs und sich ausbreitete. — Andererseits ängstigten ihn die Nachrichten von der furchtbaren französischen Revolution, und als er vernahm, daß dieselbe siegreich in Italien, selbst innerhalb der Mauern Roms, vorgebracht sei, da zitterte er, daß Christo in der geheiligten, hehren Person seines Statthalters abermals Schmach widerfahre. Aber welche Macht, außer der göttlichen, vermag dem zügellosen Hinstürmen der Revolution Schranken zu setzen? Dieselben sind wild aufgeregte menschliche Kräfte, die aus dem Busen der empörten Menge dahin strömen u., fortgerissen von blinder Wuth nach Neuerungen, von trügerischen Hoffnungen, von eingebildeten Vortheilen u. wilden Leidenschaften, wohin sie kommen, alte u. neue Einrichtungen umstürzen u. sowohl diejenigen Menschen, welche sie bekämpfen, als auch diejenigen, welche sie fördern, zu Boden schmettern. Papst Pius VI. wurde vom Stuhl Petri in das Gefängniß zu Valenza geworfen u. starb daselbst vor Schmach und Elend. Die ganze Christenheit war in tiefer Trauer; vor Allen war wie vernichtet der Nuntius zu Lissabon, den der heilige Vater so vorzüglich liebte, mit Vertrauen u. Beweisen des Wohlwollens so hoch beglückte. Zeugniß seines dankbaren Herzens gaben die prachtvollen Exequien, denen das diplomatische Corps u. der königliche Hof beiwohnten. — Nicht lange nachher, am 23. Februar 1801, ernannte der neue Papst, Pius VII., ihn öffentlich zum Cardinal. Er kam darauf nach Rom, wo er mehrere Jahre hindurch den Wissenschaften lebte. Indes hatte der Sieger bei den Pyramiden u. bei Marengo durch die Macht des Schwertes die Revolution gebändigt u. einen Kaiserthron in Frankreich gegründet, auf dem er sich von der Hand des Papstes krönen ließ. Man hoffte Tage des Friedens für die Kirche, u. es nahte unendliche Trübsal. Im Jahre 1809, als die französischen Heere bereits in Rom eindrangten, Cardinäle

u. Prälaten durch militärische Uebermacht in die Verbannung hinausgestoßen waren, ernannte der heilige Vater den Cardinal P. zu seinem Staatssekretär. Ergeben u. gehorsam nahm er die Stelle an u. ward als treuer Diener u. furchtloser Vertheidiger des heiligen Stuhls nach wenigen Monaten des Ruhmes werth, mit dem hochverehrten Papste gemeinsam die Schuld zu tragen, daß er dem Usurpator frei u. hochherzig Widerstand geleistet habe u. deshalb mit ihm der kaiserlichen Rache bezeichnet, mit ihm nächtlicher Weile aus Rom weggeschafft u. darauf von ihm getrennt, u. mehr als drei Jahre lange in den schrecklichen Gefängnissen zu Fenestrelle in Haft gehalten. Er trug in apostolischem Geiste sein schweres Geschick, indem er in dem Gebete u. den Studien gegen den Kummer über diesen grauen Aufenthalt Erleichterung schöpfte. Endlich gefiel es dem Herrn, diesen Leiden eine Schranke zu setzen. P. kehrte mit dem ebenfalls befreiten Papste unter dem allgemeinen Jubel der Völker nach Rom zurück. Darauf bekleidete er zu verschiedenen Zeiten verschiedene Aemter, war zumeist in den kirchlichen Congregationen beschäftigt, wobei er durch Geschick u. Weisheit segensreich wirkte, wurde Cardinal-Bischof u. leitete nach einander die Bisthümer von Frascati, von Porto u. St. Rufini u. zuletzt als Dekan des heiligen Collegiums jenes von Ostia u. Velletri. In diesen drei Diözesen werden sein hoher Wohlthätigkeitsinn u. seine Hirtentugend noch lange in gesegnetem Andenken bleiben. Nachdem der Cardinal unter dem Pontificate Leo's XII. die Stelle eines geistlichen Schatzmeisters niedergelegt u., durch sanfte Gewalt dazu bewogen, die des Pro-Datarius angenommen hatte, wobei er nie aufhörte, den anderen Congregationen, deren Präfect oder Mitglied er war, seinen Beistand angedeihen zu lassen, fand er endlich Muße, seine historischen Denkschriften zu sammeln u. herauszugeben, was er schon lange vorhatte, aber aus Mangel an Zeit nicht ausführen konnte. Diese enthalten den Bericht der wichtigen Ereignisse, bei welchen er Augenzeuge war u. mitwirkte, vom Beginne seiner öffentlichen Laufbahn 1785, bis zu dem Schlusse von 1815. Es sind folgende: *Memorie storiche del Ministero e de' due Viaggi in Francia e della Prigionia nel Forte di S. Carlo in Fenestrelle, del Card. Barth. Pacca. Memorie storiche sul soggiorno del Card. Barth. Pacca in Germania dall' anno 1785 al 1794 in qualita di Nunzio apost. al Tratto del Reno etc.* (Mit einem Anhang „über die Runtien,“ u. einem zweiten „über die großen Verdienste des Domcapitels u. des Magistrates von Köln gegen den heiligen Stuhl,“ deutsch, 6 Bde., Augsb. 1830—36., 8.). *Notizie sul Portogallo con una breve Relazione del Nunciatura di Lisbona dell' anno 1795 fino al 1802, scritte dal Card. Barth. Pacca, già Nunzio presso quella corte. Relazione del Viaggio di Pio P. P. VII. a Genova nella Prima vera dell' anno 1815 e del suo Ritorno in Roma. Notizie istoriche intorno alla Vita ed agli scritte di Monsign. Francesco Pacca Arcivescovo di Benevento, pubblicate dal Card. Barth. Pacca suo pronipote.* Aggiunte alle prime Memorie storiche del Ministero de due Viaggi in Francia, e della Prigionia nel Forte di S. Carlo in Fenestrelle, del Card. Barth. Pacca. P.'s letztes literarisches Werk u. gleichsam das religiöse Testament seiner schönen Seele ist die Abhandlung über den wirklichen Stand des Katholicismus in den verschiedenen Theilen der Christlichen Welt, welche er im April 1843 bei der feierlichen Eröffnung der „Accademia di Religione cattolica“ vortrug. Dieser ehrwürdige Greis, in welchem das hohe Alter den Geist gar nicht geschwächt, noch dessen Klarheit im Geringsten getrübt hatte, fiel am Abende des 6. October 1843 in seinem eigenen Zimmer, als er sich von den Knien erheben wollte, wobei er sich so am Schenkel verlegte, daß er seine gewohnten täglichen Spaziergänge nicht mehr machen konnte u. seine Gesundheit hinschwand. Im April 1844 ergriff ihn ein sehr hartnäckiges Fieber mit Brustentzündung u. rief ihn in siebenzehn Tagen gänzlich auf. Er nahm fast bis zum letzten Athemzuge Theil an den Gebeten der Priester u. starb am 19. in ungetrübter Freude in dem Herrn den Tod des Gerechten. Sein Name, verflochten in die wichtigsten Ereignisse zweier Jahrhunderte, nahm vor seinem Ende schon Theil an der Unsterblichkeit seiner Schriften,

u. wir preisen mit Staunen und Andacht die ewige Vorsehung, daß sie uns ein so hellleuchtendes Muster aufstellte, an dem wir es vor Augen sehen, wie man in allen Begegnissen, glücklichen u. unheilvollen, mit Würde u. standhaftem Muth die Sache der Religion vertreten muß.

A. Sion.

Pachmayr, P. Marian, Benediktiner zu Kremsmünster, Professor der Mathematik, Physik u. Geschichte an der Ritterakademie daselbst, erwarb sich durch sein Streben für die naturgeschichtlichen Sammlungen, durch gründliche historische Kenntnisse u. durch das große Werk: *Series Abbatum et Religiosorum monasterii Cremisanensis*, Steyer 1777—1782, in der damaligen gelehrten Welt einen bedeutenden Ruf.

H. K.

Pachomius, der Heilige, Abt von Tabenna u. Stifter des Klosterlebens, wurde in der Oberthebais um das Jahr 292 geboren. Seine heidnischen Eltern ließen ihn in dem Aberglauben des Gözendienstes u. in den Wissenschaften der Aegyptier erziehen. Von Jugend an bewies er große Sanftmuth u. Eingezogenheit, besonders aber eine starke Abneigung gegen die unverständigen Gebräuche, welche bei dem Gözendienste üblich waren. In seinem zwanzigsten Jahre wurde er als Krieger in die kaiserlichen Heere eingereiht. P. u. andere zum Kriegsdienst ausgehobene Jünglinge wurden auf ein Schiff gebracht, das den Nil hinabsegelte. Abends langten sie zu Thebä oder Diospolis, der Hauptstadt von Thebais, an, wo viele Christen lebten, die, als wahre Jünger Jesu jede Gelegenheit benützend, Unglücklichen beizustehen u. ihr Elend zu lindern, von Mitleid gerührt wurden gegen die jungen Leute, die man in enger Verwahrung hielt u. dabei noch sehr übel behandelte. Sie nahmen sich derselben an, als wären sie ihre eigenen Kinder u. erwiesen ihnen alle möglichen Liebesdienste. — Eine so seltene u. uneigennützigte Wohlthätigkeit machte auf P. lebhaften Eindruck, u. als er erfuhr, daß diese Menschenfreunde an Jesus, den Sohn Gottes, glaubten u. wegen zukünftiger Vergeltung ohne Unterlaß Jedermann wohlthaten strebten, fühlte er sich von Liebe u. Hochachtung gegen ihr Gesetz durchdrungen, u. von Verlangen ergriffen, ebenfalls dem Gott zu dienen, welcher seinen Anbetern solche Gesinnungen einflößt. — Nach beendigtem Kriege zog sich daher P. in einen Flecken der Thebais zurück, wo die Christen eine Kirche hatten, u. ließ sich unter die Katakummen aufnehmen. Als er die gewöhnlichen Prüfungen eifervoll bestanden hatte, ward er zum Sakrament der Wiedergeburt gelassen, das er mit den Gefühlen der glühendsten Andacht empfing. Durchdrungen von dem Gedanken an die in der Taufe übernommenen Pflichten, dachte er nur an die Mittel, sie treulich zu erfüllen. Dazu bedurfte er aber, wie er wohl fühlte, eines weisen Führers, der ihn sicher leitete auf der neu betretenen Heilsbahn. — Als er nun hörte, daß ein gottseliger Greis, Namens Palämon, in der Wüste dem Herrn sehr eifrig diene, ging er zu diesem, inständig ihn bittend, er möge sein Lehrer im geistigen Leben seyn. Der Einsiedler stellte ihm das Mühevollen seiner Lebensweise vor u. rieth ihm, seine Kräfte u. seinen Eifer in irgend einem Kloster zu prüfen. P. entgegnete, er fühle die Kraft in sich, Alles zu unternehmen, was zu seiner Heiligung beitragen könne, u. versprach zugleich dem Greise, Alles zu thun, was er ihm befehlen würde. Palämon, hoch erfreut über diesen muthigen Entschluß, trug ferner kein Bedenken mehr, sondern nahm ihn auf u. bekleidete ihn mit dem Einsiedlergewande. Der Schüler, aufrecht gehalten durch seines Meisters Beispiel, fing an, sein eigenes Herz zu erforschen u. bald gewann er die Einsamkeit lieb. Die beiden Diener Gottes beteten u. arbeiteten miteinander, um ihre Seele gänzlich in Vereinigung mit Gott zu erhalten u. für ihre leiblichen Bedürfnisse zu sorgen u. die Armen unterstützen zu können. — P. flehte vor Allem um vollkommene Heiligsreinigkeit, damit er, gänzlich von allen Geschöpfen losgetrennt, Gott aus ganzer Seele u. allen Kräften lieben könne. Um jeden Keim der Leidenschaft zu entfernen, bildete er sich vorerst zur Uebung der Demuth, Geduld u. Sanftmuth. Oft betete er mit kreuzweise ausgestreckten Armen, welche Stellung damals in der Kirche sehr üblich war. Anfangs beschlich ihn beim nächtlichen Gebete der Schlaf;

Palämon weckte ihn jedesmal mit den Worten: „Wache u. bete, mein lieber P.! damit der Feind nicht über Dich siege u. Dir die ganze Frucht Deiner Arbeiten raube.“ Zuweilen befahl er ihm auch, so lange Sand von einem Orte an den andern zu tragen, bis ihn die Schlassucht gänzlich verlassen hatte. Nebenbei las er manches Erbauliche oder hörte es an u., stets es auf sich anwendend, bildete er sich so seine Lebensvorschriften. P. ging zuweilen in die große Wüste Tabenna, die an den Ufern des Nils lag. Eines Tages, als er daselbst sein Gebet verrichtete, hörte er eine Stimme, die ihm befahl, auf der Stelle, wo er sich befand, ein Kloster zu erbauen und alle Jene aufzunehmen, die von Gott dahin geschickt würden, um ihm treu zu dienen. Um eben diese Zeit erhielt er durch einen ihm erschienenen Engel Unterweisungen für das Klosterleben. Er kehrte zurück und erzählte Palämon, was ihm wiederfahren war. Sie begaben sich daher beide nach Tabenna u. erbauten um 325, ungefähr 20 Jahre, nachdem der heilige Antonius (s. d.) sein erstes Kloster gestiftet hatte, eine kleine Zelle. Palämon kehrte dann in seine Einsamkeit wieder zurück u. versprach seinem Schüler, ihn jedes Jahr zu besuchen; allein er starb kurze Zeit nachher. — Der erste Schüler des heiligen P. war sein älterer Bruder Johannes. Dieser starb indeß; aber bald kamen so viele Andere zu ihm, daß er sich genöthigt sah, sein Haus zu erweitern. In kurzer Zeit zählte seine Genossenschaft 100 Mitglieder. Durch die Regel, die er seinen Schülern gab, hatte er Fasten und Arbeit nach eines jeden Kräften abgemessen. Sie aßen in Gemeinschaft u. unter tiefem Stillschweigen, mit bedecktem Haupte, um einander nicht zu sehen. Sie gingen regelmäßig am ersten u. letzten Wochentage zum Tische des Herrn. Die Aufzunehmenden wurden streng geprüft, ehe man ihnen das Ordenskleid anlegte; denn diese Ceremonie sah man als den Eintritt in die Genossenschaft an, worauf die Ablegung der Gelübde erfolgte. Keiner der Ordensmänner wurde von dem heiligen Abte zum Empfang der heiligen Weihen angewiesen; auswärtige Priester mußten daher oft dessen Kloster bedienen. Er nahm jedoch die Priester auf, welche ihn darum ersuchten u. ließ sie ihre heiligen Amtsverrichtungen ausüben. Alle Genossenschaftsglieder waren zur Arbeit angewiesen, die inzwischen verschieden u. eines Jeden Kräften angemessen waren. Die Kranken versorgte man mit besonderer Sorgfalt. Das Gesetz des Stillschweigens war so streng, daß es nie durch Worte durfte gebrochen werden. Starb einer der Brüder, so flehten Alle für ihn zu Gott um Barmherzigkeit u. man brachte das heilige Mesopfer dar für die Ruhe seiner Seele. Personen von schwächlicher Gesundheit waren nicht von dem Kloster ausgeschlossen. Der heilige Abt nahm Alle auf, die wahre Merkmale des Berufes gaben u. einiges Verlangen bewiesen, auf dem Weg der evangelischen Rätbe zu wandeln. — Noch sechs andere Klöster erbaute P. in der Thebais, die eben nicht weit von einander entfernt lagen. 338 erwählte er zu seinem Wohnorte jenes von Pabau oder Pau, in der Provinz Diospolis u. in dem Bezirke der Stadt Thebä. Dieses Kloster wurde noch zahlreicher u. berühmter, als jenes von Tabenna. Der Heilige baute auch auf Anrathen des Bischofs Serapion von Tentyra in einem benachbarten Orte eine Kirche für die Armen, welche die Heerden weideten. Einige Zeit verrichtete er selbst das Amt eines Lectors u. las mit bewundernswürdiger Frömmigkeit dem Volke das Wort Gottes vor. Die Frucht seines Eifers war die Bekehrung mehrer Ungläubigen. Sein Bischof wollte ihn zum Priester weihen; allein er weigerte sich allezeit, aus Demuth, diese Würde anzunehmen. Der heilige Athanasius hegte eine große Verehrung gegen den Gottesmann u. dieser bewunderte nicht nur die Tugenden, sondern auch den Heldenmuth des unüberwindlichen Kämpfers für den wahren Glauben. — Unter den unzähligen Wundern, welche der heilige P. wirkte, erzählt sein Lebensbeschreiber, daß er zuweilen die griechische u. lateinische Sprache geredet habe, obgleich er sie niemals gelernt hatte, u. daß er mit geweihtem Oele die Kranken u. Besessenen heilte. Des Heiligen Hauptpflege ging indeß immer dahin, seine Schüler von ihren Leidenschaften und vorzüglich von dem Stolze zu heilen, was ihm auch durch seine Gebete, seine

Geduld u. Sanftmuth großen Theils gelang. Seine Ermahnungen mußten um so tiefern Eindruck machen, als ihn Gott durch die Gabe der Weissagung u. der Wunder vor den Menschen als seinen Liebling auszeichnete. So glänzend aber des Pachomius Heiligkeit war, konnte sie ihn doch nicht ganz gegen die Verläumdung schützen. Im Jahre 348 wurde er sogar vor eine Versammlung von Bischöfen zu Latopolis gefordert, um sich gegen gewisse wider ihn erhobene Klagen zu verantworten. Er rechtfertigte sich vollkommen und beschämte die Bosheit seiner Feinde; dieß that er aber mit einer Demuth, worüber alle versammelten Väter in Verwunderung geriethen. In demselben Jahre wurden seine Klöster mit der Pest heimgesucht, die ihm hundert Ordensgenossen entriß. Er selbst ward von derselben Krankheit befallen, wobei er in den, vierzig Tage anhaltenden heftigen Schmerzen eine bewundernswürdige Heiterkeit u. Geduld bewies. In seinen letzten Augenblicken ermahnte er die Brüder zur Gottseligkeit, worauf er, mit dem Zeichen des Kreuzes sich bezeichnend, in einem Alter von 57 Jahren im Herrn entschlief. Bei seinem Tode waren die von ihm gestifteten Klöster bereits mit 7000 Ordensmännern bevölkert. Sein Jahrestag ist der 31. Mai.

Pacht, f. Miethvertrag.

Packetboote oder **Postschiffe** nennt man diejenigen Seeschiffe, welche zwischen zwei bestimmten Seeplätzen an gewissen, festgesetzten Tagen regelmäßig abgehen u. Personen, Briefe, Gelber u. kleine Waarencolli mitnehmen. Es sind kleine, schnellsegelnde Fahrzeuge, welche auf dem Meere das Nämliche sind, was für das Land die Posten. Jetzt bedient man sich dazu meist der Dampfschiffe. Da sie regelmäßig abgehen u. schnell segeln, so sind die Ueberfahrtspreise auf denselben in der Regel bedeutend höher, als auf den Kauffarteschiffen, weshalb letztere, welche jetzt an Sicherheit, Bequemlichkeit u. Eleganz den Postschiffen meist gleichstehen, von den Reisenden häufig diesen vorgezogen werden.

Pact, f. Vertrag.

Pacuvius, Marcus, ein römischer Tragödiendichter u. gleich berühmt als Maler, aus Brundisium gebürtig, war ein Schwestersohn des Dichters Ennius (s. d.), lebte ungefähr um die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. u. schrieb viele, bis auf wenige Fragmente verlorene Tragödien, welche unter andern in Michael Maitaire Corp. poet. lat. T. II. p. 1419 u. in Bothe's Fragmenta poetarum latinorum scenicorum Bd. I. abgedruckt sind. Wegen des inneren Gehaltes seiner Stücke verglichen ihn die alten Kritiker mit Euripides, u. Quintilian lobt die Würde der Gedanken, des Ausdrucks u. der Charaktere in seinen Trauerspielen. Gilt Verse aus seinem Orestes führt Cicero Heren. 2, 23 u. die Beschreibung eines Seesturmes De divin. 1, 14 u. Orat. 3, 39 an. — Vergl. auch Stieglitz De Pacuvii Duloreste, Leipzig 1826, in welchem Stücke P. die Euripideische Iphigenie auf Tauris nachahmte.

Paderborn, 1) ein vormaliges reichsunmittelbares Hochstift im westphälischen Kreise, mit 44 □ Meilen u. ungefähr 100,000 katholischen Einwohnern, das nördlich an das Herzogthum Westphalen u. an die Grafschaft Waldeck, östlich an Hessen, das Stift Korbey u. das Fürstenthum Kalenberg, südlich an Lippe und westlich an dieses, die Grafschaft Rietberg u. Westphalen gränzte. Das Land hatte Landstände, bestehend aus den Domkapitularen, der Ritterschaft u. den Abgeordneten der Städte, u. theilte sich in den ober- u. unterwaldischen Distrikt, welche beide durch die Egge geschieden wurden. Die Staatseinkünfte betrugen bei 400,000 Thaler. — Das Bisthum P. wurde 780 von Karl dem Großen auf einer Versammlung zu Lippspringe errichtet, der Obforge des Bischofs von Würzburg anvertraut u. Heristall ihm zum Sitz angewiesen, daher auch Anfangs das Heristall'sche Bisthum genannt. Doch bald wurde P. so groß, daß der Sitz des Bisthums hierher verlegt wurde. 795 erhielt es auch einen eigenen u. in Hathomar seinen ersten Bischof. Dieser sorgte für Ausbreitung des Christenthums u. für Gründung von Schulen; er begann auch den Dombau. Bischof Meinwerk (1009 — 1035) gilt als der zweite Stifter des Bisthums.

Er ließ den schon weit gebiehenen Neubau des Doms, als zu klein angelegt, wieder einreißen u. baute die noch jetzt stehende Domkirche binnen 6 Jahren (vollendet 1015). Auch that er viel für Geistes- u. Landeskultur u. erwarb dem Bisthum große Besitzungen. Heinrich II. († 1127) war der erste Bischof, dem vom Kaiser der Titel als Reichsfürst gegeben wurde. Unter Bischof Sigfrid wurde das Stift zum Herzogthume Westphalen geschlagen u. mit dem Erzbisthume Köln vereinigt; dadurch entstanden viele Unruhen, da die Kölner Erzbischöfe bis in's 15. Jahrhundert verschiedene Versuche machten, P. ganz an sich zu reißen. 1528 entstanden große Unruhen durch die Lutherischen, die Bischof Erich schützte, und unter seinem Nachfolger, Herrmann II., der ebenfalls die Reformation begünstigte, dauerten dieselben fort. Die eifrigen Bemühungen Bischofs Rembert (gestorben 1568) für Erhaltung der katholischen Kirche waren ohne Erfolg; besonders war es der Prediger Hotband, der an der Spitze der Lutherischen den Katholiken vielen Abbruch that. Unter Theodor von Fürstenberg, der die Jesuiten aufnahm, litt das Bisthum sehr durch die Verwüstungen des Grafen von Oberstein. Unter Ferdinand I. von Bayern, zugleich Erzbischof von Köln, 1612 — 1650, wüthete der 30 jährige Krieg auch im Bisthum P.; besonders die Truppen des Herzogs Christian von Braunschweig zogen verheerend in den ersten Jahren des Krieges durch's B.sche; 1622 vertrieb sie Dilly; im Herbst 1631 fielen Hessen in's Bisthum ein u. nahmen P.; Pappenheim vertrieb sie zwar wieder, aber 1632 kamen die Hessen wieder u. blieben bis 1634 Herren des Bisthums, wo sie von den Kaiserlichen unter Gallas vertrieben wurden. Abwechselnd war nun die eine u. die andere Partei Herr im Bisthum, beide verwüsteten das Land nach Möglichkeit. 1646 befreite Balduin von Remont das Land meist von Schweden und Hessen. Bischof Theodor Adolph trat 1652 dem Defensivbündniß bei, welches die Königin Christine von Schweden mit Braunschweig u. Hessen geschlossen, beförderte die Wissenschaften u. den Ackerbau, gab eine neue Polizeiordnung u. war sparsam u. baute die meisten, im 30jährigen Kriege zerstörten Schlösser wieder auf. Ferdinand II. von Fürstenberg wurde auch 1667 Coadjutor in Münster; er begünstigte Künste u. Wissenschaften u. brachte das Bisthum zu blühendem Wohlstand. Unter Clemens August (1719 — 1761) lastete der 7 jährige Krieg auf dem Bisthum, das die Franzosen besetzt hielten. Wilhelm Anton (1763 — 1782) tilgte die öffentlichen Schulden durch neue Steuerauslagen; in das entvölkerte Land zog er Colonisten aus benachbarten Ländern; er stellte durch Strenge die öffentliche Sicherheit wieder her, sorgte für die Verbesserung der Rechtspflege u. traf allerhand wohlthätige Anstalten. Friedrich Wilhelm, Freiherr von Westphalen zu Fürstenberg, Bischof zu Hildesheim u. seit 1773 des Vorigen Coadjutor, folgte ihm; er starb 1789. Ihm folgte sein Coadjutor (seit 1786) Franz Egon, Freiherr von Fürstenberg, unter dem durch den Reichsdeputationschluß vom 23. November 1802 das Hochstift säkularisirt wurde u. an Preußen fiel. 1807 kam es zum Königreich Westphalen u. 1813 wurde es wieder an Preußen zurückgegeben. — 2) Gleichnamige Stadt an der Pader, die hier aus 5 Quellen entspringt, über denen der Dom gebaut ist, hat ein sehr alterthümliches Aussehen, ist Sitz eines Bischofs u. eines Oberlandesgerichts u. zählt 9000 Einwohner, die Ackerbau, Viehzucht, Bierbrauereien, Brannweinbrennereien u. einige, jedoch nicht sehr bedeutende, Fabriken betreiben. Die Stadt hat 4 katholische, 1 protestantische Kirche u. 1 Synagoge. Unter den ersteren ist die merkwürdigste der Dom, mit merkwürdigen Sculpturen über dem Portal u. dem Sarkophage des heiligen Liborius. Der Hochaltar wurde 1836 restaurirt. In der Krypta die Statuen Karls des Großen u. Heinrichs II. aus Holz geschnitten. — In der Gymnasiumskirche eine Kapelle des heiligen Bartholomäus von 1020. — Noch befinden sich hier: ein Priesterseminar, ein katholisches Gymnasium, 2 Manns- u. 1 Frauenkloster, ein Verein für Alterthum u. Geschichte Westphalens, ein Hebammeninstitut 2c. 2c. — Die 1623 gestiftete katholische Universität, die jedoch nur zwei Fakultäten hatte, wurde 1819 aufgehoben.

Padischah (Beschützer der Fürsten) ist ein Titel, den sich der türkische Sultan beilegt u. der etwa unserem deutschen „Kaiser“ entspricht. Er wurde früher von der Pforte nur den Königen von Frankreich, jetzt aber allen europäischen Großmächten beigelegt.

Padua (ital. Padova, das Patavium der Alten), Hauptstadt einer Delegation im lombardisch-venetianischen Königreiche, in einer fruchtbaren Ebene am Bacchilione, von alterthümlichem Aussehen, hat enge Straßen, große Paläste u. Kirchen, eine Universität, 7 Thore, hohe Wälle u. 50,000 Einwohner. Sehenswerth sind: die Piazza dei Signori, so genannt, weil hier ehemals der Palast der Carraresen stand, mit dem Palast del Capitano, der Loggia del Consiglio mit dem schönen Porticus von Biagio Ferrarese u. einer mit neuem Capital u. Postament versehenen antiken Säule. — Der Prato Della Valle, der größte Platz der Stadt, in dessen Mitte ein angenehmer, von Wiesen gebildeter, mit schattigen Bäumen beplanter Spaziergang ist. Fließendes Wasser umgibt ihn, 74 Statuen berühmter Paduaner oder um P. verdienter Ausländer schmücken ihn. — Unter den Kirchen führen wir an: Der Dom 1552 — 1570, angeblich nach Zeichnungen Michel Angelo's, erbaut von Andrea della Valle u. Agostino Righetto, mit Denkmälern des Philosophen Sperone Speroni u. seiner Tochter, des Bischofs Pietro Barocci, vom venetianischen Senat errichtet; die Büste Petrarca's von Rinaldo. — Das Battisterio neben dem Dom, von Tina Buzzacarina, der Gemahlin Franz Carrara's des Älteren erbaut u. in ihrem Auftrag um 1380 mit Gemälden aus dem alten u. neuen Testament geschmückt von Giovanni u. Antonio Padovano (nach A. von Giusio). Die Kirche S. Antonio, mit dem Grabe u. den Reliquien dieses Heiligen; 1526 ist der Bau (angeblich von Nicola Pisano) begonnen u. 1307 vollendet worden. Die orientalisirenden Kuppeln fügte man im 15. Jahrhundert hinzu. Ueber dem Haupteingang ein leider ganz übermaltes Bild von A. Mantegna, die H. S. Antonio u. Bernardino. — Vor der Kirche die Reiterstatue des venetianischen Feldherrn Gatta-Melata von Donatello, das älteste italienische große Gusswerk aus der neueren Zeit. Das Innere der Kirche hat durch Modernisirung sehr an Charakter gelitten, ist aber unendlich reich an Kunstdenkmälern. Auf dem Plage vor der Kirche u. in Verbindung damit steht die Capella S. Giorgio, von Raimundo Marchese di Soragna, aus der Familie der Lupi, als Begräbniskapelle erbaut, 1377, mit Wandgemälden von Jacopo d'Avanzo. In der Mitte der Sarkophag des Stifters (ehedem mit den 10 Marmorstatuen der Lupi umgeben u. mit einem Baldachin, der auf 10 Säulen ruhte, gedeckt). Unter den vielen anderen Kirchen verdienen Madonna dell' Arena, Scuola del Carmine, S. Francesco, S. Giustina, Servi di Santa Maria u. andere einen Besuch. — Unter den Palästen der Stadt steht oben an: Pal. Della Ragione, mit dem Salone, dem größten Saal auf der Erde, 256' lang, 86' breit, 75' hoch, erbaut 1209, nach einem großen Brande restaurirt 1420, mit einem Cyclus von etwa 400 Wandgemälden aus dieser Zeit (und mit Wahrscheinlichkeit von Giovanni Noretto u. seinen Gehülfen), in denen die Ereignisse u. Erscheinungen des Menschenlebens unter dem Einfluß der Gestirne und Jahreszeiten dargestellt sind. Man erkennt Apostel, Planeten, Monate und Tugenden etc., endlich in der Tiefe S. Marco, das Zeichen venetianischer Herrschaft. Unter S. Marco das Monument des Titus Livius, mit den apokryphen Gebeinen desselben. — Pal. del Capitano, von Falconetto, mit kolossalsten Fresken unter dem Eingange von Sebastiano Fiorigero. Im Innern die Druckerei von Bettoni. — Pal. del Podestà, mit Gemälden von Dom. Campagnola, Damini, Padovanino etc. — Pal. Trento Pappa-Fava, mit einer Marmorgruppe aus einem Stücke, den Sturz von 60 Teufeln vorstellend, von Agostino Fasolato. Neuere Fresken von Damin. — Pal. Giustiniano al Santo von Falconetto, mit Fresken von Campagnola, nach Zeichnungen Raffels. — Pal. Lazzara a S. Francesco, mit vielen Inschriften u. anderen Alterthümern, sowie einer Sammlung von Gemälden von der venetianischen

Schule. — Die hier bestehende Universität, zu Anfang des 13. Jahrhunderts gestiftet, zählte im 16. u. 17. Jahrhunderte über 6000 Studenten, jetzt ungefähr 1500. Das jetzige Gebäude ist vom Jahre 1493—1552, mit einem Säulenumgang von Sansovino, in welchem man, außer den Namen u. Wappen der hier graduirten Doktoren, auch die Statue der durch ihre Sprachkenntnisse, Philosophie, Theologie, Mathematik, Astronomie u., sowie durch ihre Schönheit berühmten Helena Lucretia Cornaro Biscopia sieht, die an der Universität zum Doktor der Philosophie promovirte. In Verbindung mit der Universität stehen: das physikalische Kabinet, wo ein Rückenwirbel Galilei's, der hier 18 Jahre Philosophie lehrte, aufbewahrt wird. — Das anatomische Theater von 1594, mit einer sehr reichhaltigen Embryonensammlung. — Das Naturalienkabinet. — Die Sternwarte auf dem Thurme des Gyzelino. — Der botanische Garten, der älteste, der existirt. — Außerdem ein vortreffliches landwirthschaftliches Institut. — Bibliotheken: 1) der Universität, in dem von Campagnola ausgemalten Salone de' Giganti, 1629 gegründet, hat 50,000 Bände. Von den ehemaligen Malereien aus dem 14. Jahrhunderte ist nur noch die Bildnißfigur Petrarca's übrig. — Die Bibliothek des Capitels mit 4000 Bänden, aber vielen seltenen Mss. u. ersten Ausgaben, ein Sacramentarium aus dem 11. Jahrhundert; den Decretalen Gregors IX. aus dem 14. Jahrhundert, dergleichen den Constitutionen Clemens V., einem Evangelarium von 1170, mit Miniaturen eines Malers Isidorus, dann den Episteln von 1259, gleichfalls mit Miniaturen. — Im Vorzimmer einige Tafeln von Nicololetto Semitecolo, Geschichten des heiligen Sebastian. Eine Bibel von Faust gedruckt u. — Die Bibliothek von S. Antonio. — Das städtische Archiv u. das der Domkirche. — Die Industrie ist, mit Ausnahme der Fabrication von Tuch, Seidenzeugen, Darmsaiten u. Leder, unbedeutend, wichtiger dagegen der Handel mit Landesprodukten: Getreide, Wein, Del, Seide, Hanf, Flachs, Rindvieh u. s. w. Jährlich werden zwei Messen gehalten, die früher sehr berühmt waren u. auch jetzt noch von ziemlicher Bedeutung sind. — P. ist die Vaterstadt des römischen Geschichtschreibers Titus Livius, des im 14. Jahrhunderte berühmten u. als Zauberer verurtheilten Astronomen u. Mathematikers Pietro d' Abano, der Maler A. Mantegna, Campagnola, Barotari, des Dichters Albertino Mussato u. — P.'s Ursprung fällt in die Sagenzeit; Livius schreibt ihn dem Trojaner Antenor nach der Eroberung Troja's zu; unter römischer Herrschaft war es eine auch durch Handel bedeutende Stadt. Es sandte 500 Ritter zum römischen Heere u. wurde 705 v. St. in die Tribus Fabiana als römische Bürgerschaft eingeschrieben. Im Mittelalter Freistadt, litt es zu Anfang des 13. Jahrhunderts lange unter den Bedrückungen des kaiserlichen Vogts Gyzelino, gewann indeß durch den denselben geleisteten Widerstand Macht, erlangte aber erst im 14. Jahrhunderte unter der Herrschaft der Familie Carrara, namentlich des Albertino C. 1330, u. des Francesco 1370 bis 1380, Glanz u. Bedeutung wieder. 1405 kam es an die Republik Venedig, deren Schicksale es seitdem getheilt.

Padua, Herzog von, s. Arrighi.

Padus, s. Po.

Páan, (griech.) der Heilende, oder der Treffende, (je nachdem man das Wort von *παῖω*, enden — nämlich den Kummer, oder eine Krankheit — oder von *παίω*, treffen, ableitet) ist in beiden Fällen ein Beiwort, nach Macrobius aber auch der Name selbst des Apollo. Das Heilen bezieht sich auf die Kenntniß der Arzneikunde, das Treffen auf die Erlegung der pythischen Schlange. Mit Rücksicht auf die erste Bedeutung wird von Aristophanes u. Euripides der Arzt überhaupt *παῖων* genannt. Dann heißt P. oder auch Páon ein Lobgesang auf Apollo, ein Gesang vor der Schlacht, wie derselbe als geregelter Hymnus auf Apollo schon bei Homer vor dem Heere aller Achaier gesungen wurde; ferner ein Loblied auf Diana u. auf andere Götter u. ein Siegesgesang auf Helben. Ursprünglich soll dieser Hymnus zur Abwendung von Krankheiten u. anderer Uebel,

namentlich der Pest u. des Krieges, gesungen seyn und derselbe den Namen von dem darin oft vorkommenden „Jo P.“ erhalten haben, was jedoch später ein bloßer Ausruf der Freude u. Ermunterung gewesen zu seyn scheint. — In der Poesie heißt Paeon oder Paeon ein viersylbiger Versfuß in vielerlei Gestalt, je nachdem die erste oder die zweite, die dritte oder die vierte Sylbe lang ist u. die übrigen kurz, wodurch eine Verschiedenheit im Steigen u. Fallen bewirkt wird. (— 000,0 — 00,00 — 0,000 —). Hiernach hat man einen P. primus, secundus, tertius, quartus. Cicero nimmt indeß nur einen doppelten an und zwar, wo die erste Sylbe lang ist, und jenen mit der langen letzten Sylbe (— 000,000 —).

Paeanius, ein griechischer Sophist, der wahrscheinlich zu Anfang des fünften Jahrhunderts nach Chr. lebte, aus Rhodus gebürtig war und längere Zeit in Konstantinopel die Philosophie u. Rhetorik lehrte. Man hat von ihm eine griechische Uebersetzung von dem Breviarium historiae romanae des Eutropius (f. d.), die zuerst in Sylburgs „Historiae romanae scriptores minores“ (Bd. 3, Frankfurt 1590, Fol.) abgedruckt u. von Kaltwasser, Gotha 1780, besonders herausgegeben wurde.

Pädagogik, deutsch Erziehungswissenschaft, Erziehungskunst, ist der Inbegriff der Regeln der Erziehung u. die Geschicklichkeit in deren Anwendung; der Erzieher selbst heißt daher auch Pädagog u. eine öffentliche Erziehungsanstalt führt oft den Namen Pädagogium. Die P. hat vornehmlich die Ausmittelung des obersten Grundsatzes, aus welchem sodann alle besonderen Vorschriften abgeleitet u. zu einem geordneten Ganzen verbunden werden, zum Gegenstande. Unter den Alten haben sich Plato, Aristoteles und Plutarch, unter den Neueren Vitorino von Feltre, Rousseau, Basedow, Resewitz, Campe, Salzmann, Olivier, Pestalozzi, Riemeier u. A. mit diesem Fache beschäftigt. Lange hat man die Erziehungsvorschriften bloß aus der Erfahrung abgeleitet. Je tiefer man aber in die Natur des Menschen eingedrungen ist, desto eher u. leichter wurde man auch in den Stand gesetzt, Grundsätze, unabhängig von der Erfahrung, aufzustellen. Es ist hiebei jedoch nicht zu läugnen, daß die wahre Bestimmung des Menschen oft verkannt u. deshalb ganz irrige u. falsche Grundsätze obenan gestellt worden sind. Die Folge hiervon war, daß die P. in eine Wissenschaft künstlicher Verführung ausarten mußte. Die aus einem, einmal angenommenen, falschen obersten Grundsatz abgeleiteten Vorschriften konnten sonach keine freundlichen Leitsterne auf der Bahn des Heiles mehr seyn, sondern nur täuschende Irrlichter, welche das arme Menschenkind in Sümpfe u. Abgründe u. seinem leider oft ewigen Verderben entgegenführten. Eine bessere Bahn haben in neuerer Zeit Overberg, Sailer, Heinroth, Harnisch u. A. eingeschlagen, die, wenn gewissenhaft auf derselben fortgewandelt wird, sicher zum Heile führen muß. — Die wissenschaftliche Anordnung der P. hat jedenfalls entschiedene Vortheile für sich. Denn durch einen als richtig anerkannten obersten Grundsatz muß Alles, was in den Bereich der Erziehung gehört, zur Einheit gebracht u. zu einem organischen Ganzen gestaltet, auch das Ziel angegeben werden, welches hiedurch erreicht werden soll. Von diesem Grundsatz muß die Bildung jeder einzelnen Anlage ihr bestimmtes Maß u. ihre gehörige Richtung erhalten. Dadurch muß Harmonie in den Menschen gebracht werden, was außerdem nicht möglich wäre. — Fassen wir des Menschen Bestimmung in's Auge, so ist diese seine völlige u. ewige Vereinigung mit Gott, u. seine Aufgabe im Leben auf Erden eine fortwährende Annäherung zu ihm durch Erfüllung seines heiligsten Willens. Die Hauptaufgabe des Menschen kann daher in nichts Anderem bestehen, als in der Liebe zu Gott, dem Urquell aller Liebe. Da aber auch Einer dem Andern zur Erreichung des vorgestreckten Zieles behülflich seyn soll, so muß in dem obersten Grundsatz auch die Liebe zum Nebenmenschen, wie zu sich selbst, mit begriffen seyn, u. so erscheint uns denn als Hauptgrundsatz des Erziehers, der: „Suche den Zögling dahin zu bringen, daß er als lebendiges Mitglied der von Christus errichteten

Heilsanstalt Gott aus ganzem Herzen u. über Alles u. seinen Nächsten wie sich selbst liebe." — Die Erziehung muß vor Allem religiös seyn, denn Erziehen heißt nicht blos die im Kinde schlummernden Anlagen wie immer wecken u. ihnen willkürlich diese oder jene Richtung geben; sondern es heißt, das Menschenkind aus seinem Verderben heraus- u. so heranzubilden, daß es in den Stand gesetzt wird, seine wahre Bestimmung für diese u. jene Welt glücklich zu erreichen. Als Mitgenosse der Erdbewohnerschaft soll es in den Kreis irdischen Wirkens hineinwachsen, wozu Gott es berufen hat, u. als Mitglied des Reiches Gottes soll es dem Himmel, wie die Saat des Feldes dem Erntetage, entgegenreifen. Wenn wir daher von dem Hauptpunkt aller Bildung, von der Religion aus, die Erziehung in's Auge fassen, so finden wir, daß die religiöse Entwicklung des Kindes die gleichen Elemente hat, wie die des Gemüthes selbst. Darum kann auch keine einzelne Fähigkeit, keine Kraft des Gemüthes rein u. vollständig angesprochen u. innerlich vollendet werden ohne Frömmigkeit u. Gottesfurcht. Auf diesen unwandelbaren Leitstern des menschlichen Daseyns muß Alles hinweisen u. allenthalben das religiöse Prinzip als ein, alles Andere bedingendes u. durchbringendes vorausgesetzt werden. — Vielfach verzweigt sich die Erziehung, je nach den verschiedenen Richtungen des innern Lebens im Zöglinge u. des äußern Lebens um ihn. Sieht man auf den Leib u. Geist des Menschen, so unterscheidet man eine leibliche u. geistige Erziehung. Die leibliche beabsichtigt den Zögling gesund, kräftig u. gewandt, anständig u. gefügig zu machen. Sie schreibt vor eine gesunde u. frische Luft, in der sich der Zögling aufhält; die Genüsse, die seine Dauer fortsetzen; die Kleidung, welche den Leib bedeckt u. schützt; die Übungen, die ihn stärken u. gewandt machen; die Bewegung u. Ruhe, welche die inneren Lebensthätigkeiten fördern; die Mittel gegen die Aufregungen — Leidenschaften u. Begierden, — welche die Gesundheit untergraben oder hemmen; die Anordnungen, wodurch die geschwächte oder zerstörte Gesundheit wieder hergestellt werden kann u. c. Die geistige Erziehung, welche nach Harnisch in zweifacher Beziehung betrachtet wird, nämlich a) die geistig-weltliche u. b) die geistlich-himmelsche. — Die geistig-weltliche Erziehung beabsichtigt, in einem gesunden Körper eine gesunde Seele zu haben, u. sie sieht deshalb dahin, daß die Seelenbildung der Körperbildung nicht vorlaufe, daß erstere sich aus der letztern entwickle, daß die Seele lerne die Welt verstehen u. über sie nachdenken; daß sie frei im Willen schaffe, Gedachtes behalte; daß mit dem deutlichen Denken ein entschiedenes Wollen u. Wirken, also ein verständiges, kluges, nachhaltiges Handeln verbunden sei; daß alle nöthigen Fertigkeiten zur Führung eines zeit- und volks-gemäßen Lebens, so wie zur Leistung der besonderen Berufsarbeiten da sind, und daß in innerer Zufriedenheit und in Mäßigkeit, der Friede und die Eintracht, so viel möglich, ohne Verletzung höherer Pflichten, auch äußerlich geschaffen werde. — Die geistlich-himmelsche (sittlich religiöse) Erziehung geht von der Anerkennung des Richtigen im Besten der Welt aus, so wie von dem Bewußtseyn der eigenen Schwäche in den edelsten Bestrebungen. Sie rüstet den Zögling zu einem dauernden Angriffs- u. Vertheidigungskampf gegen das Böse u. für das Gute aus. Sie macht das Leben zu einem Kampfe, wobei sie die Blößen des Kämpfers möglich schützt, um ihn an das Kämpfen u. Siegen zu gewöhnen. Der Erzieher hütet sich deshalb, den Zögling durch Härte zum Zorn, durch kleinen Gram zur Bitterkeit, durch schwache Nachgiebigkeit zur Quälerei, durch Rühmen zur Prahlerei, durch unnöthige Gebote zum Ungehorsam zu reizen, sondern er trachtet als ein frommer Erzieher darnach, wie er nach Möglichkeit alle Veranlassungen zur Sünd fern halte oder hinwegräume. Der Erzieher, dem Zöglinge alle bösen Sitten abgewöhnt, gewöhnt ihm alle möglichen guten an, als da sind: Ordnung in Allem, Verzichtleistung auf Genüsse, Keinlichkeit, Wohlansständigkeit u. was immer den Namen einer Tugend verdienen mag. Er fordert mit Ruhe u. Liebe, aber auch mit allem Ernste den entschiedensten Gehorsam u. trachtet überall dahin, daß die Pflege, Gesittung und Unterweisung in eine Führung zum göttlichen Leben übergehe, indem der Zögling

zum Anschauen, Besitzen u. Empfinden des Urwahren, des Urguten, des Urschönen u. des Urfeligen gelangt. — Bei jeder Erziehung gibt es allgemeine Regeln u. Gesetze, welche allen besonderen Regeln zum Grunde liegen u. aus dem Wesen des zu erziehenden Subjekts von selbst hervorgehen. Man unterscheidet drei: 1) Der Erzieher helfe dem Zöglinge in seiner gesammten Selbstbildung u. suche deshalb durch Erwärmung, Leitung u. Förderung alle seine Anlagen zur vollen Entwicklung, alle seine bösen Triebe aber hierdurch, so wie durch ernstes Entgegentreten zum Absterben zu bringen; 2) werde stets des Zöglings besondere innere Eigenthümlichkeit u. sein äußerer Standpunkt im Auge behalten; 3) beginne alle Erziehung mit dem Körper, gehe zur Seele über, erreiche am Geiste ihre Vollendung, u. schreite stets ununterbrochen u. gleichmäßig fort. — Daß die Erziehung allein es ist, welche den Menschen eigentlich zum Menschen bildet, weist die Erfahrung sowohl bei einzelnen Menschen, als bei ganzen Völkerschaften umständlich nach. Ja, es liegt schon in der Natur der Sache selbst. Wenn die Anlagen, die im Kinde liegen, nicht zweckmäßig angeregt u. geleitet werden, so bleiben sie entweder unthätig, oder sie arten aus. Wird aber hierbei nach irrigen u. falschen Grundsätzen verfahren, so tritt Verbildung der Kinder ein, und der Schaden wird unheilbar. Oder, was muß wohl aus dem armen Kinde werden, wenn es schon in der Blüthe seiner Jugend Gott u. Jesus Christus, seinem Erlöser, planmäßig entfremdet wird? Die Jugend ist die Pflanzschule, aus der später Väter u. Mütter, Vorsteher u. Untergebene hervorgehen. Werden diese nicht die empfangene Bildung, sie mag entweder eine rechte, oder verkehrte gewesen seyn, weiter verbreiten, u. wird sie sich nicht forterben von einem Geschlechte auf das andere? Das Unkraut wächst viel schneller u. üppiger, als der gute Weizen, der auf den Acker ausgestreut wird. — Es sollte demnach den Erziehern vor Allem daran gelegen seyn, sich die nöthigen Kenntnisse zu erwerben, um ihre Zöglinge, an die sie durch Liebe, als der Hauptquelle aller Thätigkeit bei der Erziehung, gefesselt sind, wahrhaft gut u. christlich zu erziehen. — Was die Wirkung der Erziehung betrifft, so unterscheidet man beabsichtigte u. absichtslose Erziehung. Jene ist die Erziehung im eigentlichen Sinne, diese kann aber oft größern Einfluß auf den Zögling ausüben, als die erstere, u. eben deshalb, weil der Zögling seine Freiheit bei derselben völlig zu behaupten im Stande ist. Leute, die an Nichts weniger denken, als daran, Diefen oder Jenen erziehen zu wollen, wirken blos durch ihr Daseyn, durch ihr Thun u. Reden in einem so hohen Grade ein, daß sie die wahren Erzieher zu seyn scheinen. — Der Erzieher, welcher mit Absicht erzieht, wird des Erfolgs um so sicherer seyn, je weniger er äußerlich erziehend auftritt. Der Erzieher kann den Erfolg keineswegs nach seinen äußeren Bemühungen messen. Er hat das mit dem Säemann gemein: wenn nur Einiges auf ein gutes Erdreich fällt, das wird hundertfältige Früchte tragen. Bloß Wundererzieher, oder besser Marktschreier, wollen aus Allen Alles machen; bei ihnen geht Nichts verloren, sie haben Alles so klüglich geordnet, daß auf den ersten Schritt der zweite folgen, oder der eine aus dem andern sich ergeben muß. Das, was sie nie recht zu erwägen pflegen, ist Wind u. Wetter, u. darum kommen sie zuletzt stets dahin, daß sie den Menschen aus der gewöhnlichen Umgebung in ein Treibhaus stellen wollen, wo man mit Spritzen den Regen, mit Röhren die Wärme, mit Zuglöchern die frische Luft besorgt. Wer den Erziehersstolz hat u. aus Allen Alles machen will, der ist wenigstens kein christlicher Erzieher. Der christliche Erzieher bemüht sich, so viel aus seinem Zöglinge zu machen, als Gott will, u. seine u. des Zöglings Kräfte vermögen, u. hoffet freudig, daß Der, welcher zur rechten Zeit den Pflanzen Regen u. Sonnenschein schickt, auch ihm diese senden werde. Er weiß es, daß mit seiner Macht Nichts gethan ist; aber seine Macht wird Gottes Macht, wenn er in demüthiger Treue sie gebraucht. Fehlt einem Erzieher diese, so kommt er weder mit sich, noch mit seinen Zöglingen auf die Länge völlig aus. Er will nur Zöglinge mit guten Anlagen haben, die viel versprechen, u. er will sich nicht der Schwachen annehmen;

er sucht seine Ehre u. nicht die des Herrn. Wohl wird der Herr ihm auch zu Zeiten gewähren, wie denn manchem Erzieher schon großes Lob zu Theil geworden ist, ohne daß er das Rechte gethan; aber das wird auch sein ganzer Lohn seyn. Dieß muß man wohl unterscheiden, wenn man die Wirkungen der Erziehung untersucht. Jede Erziehung wirkt entweder zum Heile, oder zum Verderben, entweder blos auf das Vergängliche, oder auf das Vergängliche u. Unvergängliche zugleich. Gleichgültig kann die Erziehung nie seyn: wenn sie nicht recht wirkt, so wirkt sie falsch, wenn sie nicht hilft, so schadet sie. In dem Streben nach dem Wahren, Schönen u. Heiligen vereinigen sich, wie die Strahlen in einem Brennpunkte, alle Thätigkeiten des christlichen Lehrers u. bilden ein schönes Ganzes. Aus diesem lebendigen Streben gehen Weisheit u. Wahrheit, Tüchtigkeit, Vollkommenheit u. Gottseligkeit wie aus einer reinen Quelle hervor. Kinder sollen also vor Allem Gott, dem Urquell aller Wahrheit, Weisheit, Schönheit u. Heiligkeit, der sie erschaffen, durch seinen Sohn erlöset u. seinen Geist geheiligt hat, erzogen werden. Wohl sollen sie auch den Eltern u. der Gesellschaft erzogen werden, doch immer nur so, daß sie Gottes Eigenthum bleiben u. das ihnen vorgesteckte Ziel glücklich erreichen mögen. Das Leben der Eltern, so wie das der Gesellschaft, der sie angehören, geht zu Ende u. beide Zwecke sind nicht immer Gottes Zwecke; sie würden somit nach Etwas gebildet, was nicht ihr Vorbild seyn kann, weil es nicht das Ebenbild Gottes ist. Werden sie aber Gott erzogen, so kommen sie auch in das rechte Verhältniß zu ihren Eltern, u. wandeln diese mit beharrlicher Treue auf dem Wege seiner Gebote, so sind sie weise, heilig u. Gott ähnlich und werden selig. Werden Kinder nur der Gesellschaft und dem Staate erzogen, so werden sie Gott, dem Ewigen, entfremdet u. sind lediglich den Anstalten der Zeit verfallen. Werden sie aber dem Vater im Himmel erzogen, so kommen sie auch in die rechte Stellung zum bürgerlichen Leben, werden die besten Mitglieder der Gesellschaft und die Staaten haben von einer solchen Erziehung keine Besorgniß u. Gefahr, wohl aber Segen in reicher Fülle zu erwarten. — Werden die Kinder der Welt erzogen, so werden sie Träger des Weltsinnes, welcher mit der Welt u. ihrer Lust vergeht; Gott erzogen aber, werden sie, obgleich mitten in der Welt, doch nicht von der Welt, sondern Salz, Licht u. Segen für dieselbe seyn. — Das Ziel also, worauf der christliche Lehrer als Erzieher hinarbeiten, das er stets im Auge zu behalten, u. der Zweck, den er dabei zu erreichen hat, ist: Gottesfurcht, als die Wurzel u. Krone aller Weisheit, kindlicher Gehorsam u. Liebe Gottes, wodurch alles Schöne und Heilige in dem jugendlichen Gemüthe erzeugt u. bewahret wird. Nach Münch.

Pädiatrik (griechisch), bezeichnet die Lehre von den Kinderkrankheiten (s. d.) u. ihrer Behandlung.

Paeon, Sohn des Eudymion, welcher Macedonien colonisirte u. das kleine Königreich Paconien stiftete. Von einem andern P., dem Sohne des Antilochos, stammte ein in Athen blühendes Geschlecht, die Paconiden, ab; ein dritter war ein Sohn des Neptun u. der Helle, der Schwester des Phryros, welche in das Meer gefallen, von den Göttern aber gerettet worden war.

Päpstliche Monate heißen solche, während welcher der Papst diejenigen erledigten Präbenden an den Kathedralkirchen, worauf ihm die Collation zusteht, verleiht. Ehemals waren dieß der Januar, Februar, April, Mai, Julius, August, Oktober u. November; später wurden der Februar u. April den Bischöfen überlassen, so daß von nun an die Alternative eintrat. In der Folgezeit wurden die in den genannten Monaten in Erledigung gekommenen Benefizien vermöge besonderer Concordate häufig der landesherrlichen Ernennung vorbehalten.

Pästum, eine jetzt nur noch in Trümmern vorhandene, im Alterthume sehr große u. wohlhabende Stadt in Lucanien, von einer griechischen Colonie (Sybariten) bewohnt u. dem Neptun (Poseidon) heilig; noch während des punischen Kriegs reich u. mächtig, den Römern günstig, von den Lucanern überwunden u. nachgehends mit diesen von jenen beherrscht. Im 10. Jahrhunderte zerstörten es die

E. Buchner.

Sarazenen. Politische Bedeutung hat es nie gehabt, wohl aber war es wegen seiner einst so gesunden Lage u. köstlichen Umgebung, vornehmlich wegen seiner Blüthensülle von Rosen, im Alterthume berühmt. Die bedeutendsten der noch vorhandenen Ruinen aus dem Alterthume sind: ein Tempel des Neptunus; dem Anscheine nach der älteste in P., etwa aus dem 5. Jahrhundert nach Christo, ein Peripteros Hypäthros, aus röthlichem Tuffstein, darin viele Petrefakten. Eine Basilica, willkürlich so genannt, weil man keine Spur eines Altars daselbst angetroffen, 170 Fuß lang, 80 Fuß breit, mit 2 Fronten u. 2 Vorhallen von je 9 cannellirten dorischen Säulen, die auf der dritten Stufe einer großen Plattform ohne Basen stehen. Die starke Schwellung der Säulenschäfte u. die weicheren Formen überhaupt deuten auf die späteste Zeit der dorischen Baukunst. — Ein Tempel der Ceres, ein Peripteros, kleiner als der des Neptun, u. schlanker von Verhältnissen. Derselbe gehört der spätesten griechischen Baukunst an. Ein Theater, das fast ganz zerstört ist; doch zeigen die daselbst gefundenen Fragmente von Greisen u. anderen Sculpturen eine bedeutende Höhe der Vollendung. Ein Amphitheater, fast ganz zerstört; doch hat man die Verhältnisse gefunden, 170 Fuß Breite zu 120 Fuß Länge. Es steht in der Mitte der Stadt, unweit des Ceres-tempels. — Jetzt steht an der Stelle das ganz unbedeutende Dörfchen Pest o.

Paez, José Antonio, Präsident der Republik Venezuela, von indianischer Abkunft, geboren 1780 in Aragua bei Barinas, sammelte 1811 bei dem Ausbruche des Aufstandes gegen die Spanier in Venezuela eine Bande Planeros, mit denen er 1812 unter Bolivar Barinas den Spaniern entriß, u. wurde, glücklich u. grausam, mit seinen Janzenreitern bald der Schrecken der Spanier. 1817 entschied er den Kampf von Banco-Largo u. befehligte nun über 1000 Mann. 1819 nahm er San Fernando; schlug 1821 bei Carabobo, wo er den linken Flügel führte, 7000 Spanier unter La Torre u. Morales, u. Bolivar ernannte ihn auf dem Schlachtfelde zum Generalkapitain. Diese Schlacht sicherte die Existenz des Freistaates Columbien. P. wurde Senator und Militärgouverneur von Venezuela. Seine Leidenschaft für das Spiel brachte ihn fortwährend in die größten Geldverlegenheiten. Während der 3 Jahre, die Bolivar in Peru zubrachte, war P. oberster Militärgouverneur Columbiens, später Senator. Er gerieth in Handel mit der Regierung zu Bogata; diese suspendirte ihn u. setzte 1826 Escalona an seine Stelle. Aber die Truppen waren P. ergeben; sie riefen ihn am 29. April 1826 zum Präsidenten der Republik Venezuela aus u. verhafteten Escalona; doch gelang es Bolivar, der im Dezember 1826 zurückkehrte, P. zu beruhigen u. Venezuela's völlige Trennung von Columbien zu hindern. P. schien jetzt allen seinen ehrgeizigen Plänen entsagt zu haben; er bekämpfte 1828 sogar die Verschwörung Sandanila's u. Padella's; als aber Columbien mit Peru in Krieg gerieth, warf P. plötzlich die Maske ab, ließ sich am 12. November 1829 zum Präsidenten von Venezuela erklären u. hielt im Dezember seinen Einzug in Caracas. Der einzige Mann, den P. fürchtete, Bolivar, dankte um diese Zeit ab u. starb schon im Dezember 1830. Die innere Verwaltung von Venezuela führte P. kräftig u. segensreich: Finanzen u. Industrie, Landbau u. Viehzucht hoben sich sehr und der Frieden mit den Nachbarstaaten wurde wieder hergestellt. 1835 dankte P. ab u. lebte dann ganz still auf seinen Gütern; 1839 wurde er wieder Präsident von Venezuela, welche Stelle er noch gegenwärtig bekleidet.

Paganini, (Nicolo) der gefeiertste u. größte Violinspieler der neueren Zeit, geboren 1784 zu Genua, hatte Costa, später Rolla zu Lehrern, ward erster Violonist zu Lucca, dann zu Parma u. erlangte auf Kunstreisen durch die außerordentliche Macht über sein Instrument unerhörte Erfolge. In seinen Gängen, Sprüngen, Doppelgriffen, in seinen Flageolettönen, in der Nachahmung verschiedener Instrumente u. der Ausführung der schwierigsten Sätze auf der G-Saite leistete er Unglaubliches; zugleich übte der fremde, fast dämonische Geist, der sein Spiel durchdrang, eine hinreißende Macht. Mit ungeheuren Summen kehrte er 1834 nach Italien zurück, kaufte bei Parma eine Villa u. starb, nachdem er sich noch oft, im

Widersprüche mit seinem früher verachteten Geize, zum Besten wohlthätiger Anstalten hatte hören lassen, 1840 zu Pizsa. Von seinen Compositionen sind nur 4 herausgegeben worden. Vgl. Schottky's Leben und Treiben P.'s (Prag 1830).

Pagliajo, **Pagliaccio** (ital.), „Häferling,“ verstümmelt **Bajazzo** (s. d.) eine komische Maske in der neapolitanischen Volkspoesie; ein armer Spasmacher, der nicht einmal, wie man meint, auf Stroh schlafen kann; bei Seiltänzern und Kunstreitern der Narr der Bühne, bei welchem der Anschein von Unwissenheit u. Albernheit die komische Stärke seiner Rolle ausmacht. In eigentlichen Komödien erschien er niemals u. sein Name kommt ursprünglich daher, daß vor Zeiten der Poffenreißer, welchem es oblag, das Volk auf öffentlichem Markte zu der Bude des Taschenspielers u. dgl. anzulocken, ein Oberkleid von weiß u. blau gestreiftem Zeuge trug, aus welchem in Italien die Strohhäute (**pagliaricci** oder **pagliacci**) gewöhnlich verfertigt werden.

Pagoden heißen die Tempel der indischen Götter. Sie sind meistens nach riesigen Ideen erbaut; das, was man in der Regel für das Hauptgebäude ansieht, ist nur die 200 bis 300 Fuß hohe Pyramide, welche das äußerste Eingangsthor überragt. Von demselben zieht sich rechts u. links in gleicher Weise eine starke Mauer, welche eine Seite des Quadrats bildet, das den ganzen geheiligten Raum einschließt. Meistentheils sind sieben solche concentrische Mauern in einander eingeschachtelt; sie umschließen Gebäude, Wohnungen der Braminen, der Dewaschies, Badeteiche; endlich im innersten Raume sind die Tempel des Gottes pyramidal wie das Eingangsthor, doch kleiner; in diesen sitzt oder steht der zu Verehrende, von Holz oder Stein, mehr oder minder kostbar verziert, die Pyramide ist stets mehr obeliskenförmig, langsam verjüngt u. erweitert sich ganz oben etwas, läuft dann halbmondförmig in zwei Spitzen aus und besteht aus vielen übereinander liegenden Stockwerken; das Eingangsthor ist stets nach Osten gerichtet. In jeder Umgürtung ist ein heiliger Gegenstand angebracht, eineliegende Kuh, ein Lingam zc. Die Pagoden sind gewöhnlich außerordentlich reich, indem sie durch die Pilger ungeheure Einkünfte haben.

Pairs, englisch **Peers** (abgeleitet von dem lateinischen **Pares**, d. h. Ebenbürtige) sind die dem Throne am nächsten stehenden Vasallen (s. d.) — Die Würde der P. (**Pairie**) entstand mit Ausbildung des Lehenswesens. Es ward nämlich durch dasselbe Gewohnheit, daß die Völkerstämme eines Reichs ihre Angelegenheiten u. Streitigkeiten unter dem Voritze ihres Herzogs oder sonstigen Obern selbst ausmachten u. daß letztere bei den Hof- u. Gerichtstagen ihres Lehenherrn allein erschienen. In Frankreich erschienen, als Hugo Capet 987 den Thron bestieg, nur die Herzoge von Francia, von Aquitanien, Burgund u. der Normandie, die Grafen von Flandern, Toulouse u. Champagne. Da der Herzog von Francia König wurde, so blieben nur 6 P., denen der Erzbischof von Rheims, als erster geistlicher Fürst, die Bischöfe von Laon, Beauvais, Novon u. Chalons u. später, seit Ludwig VII., der von Langres, deren Sprengel unmittelbar im Königsgebiete lagen, als Grafen beitraten. Später wurden die verschiedenen Herzogthümer u. Grafschaften nach u. nach mit der Königsfrone verschmolzen u. nur die geistlichen Pairien blieben. In Erinnerung an die alten Herzogthümer u. Grafschaften bestanden Parlamente da, wo jene sonst Statt gefunden hatten, u. in ihnen hatten Anfangs die Provinzialvasallen Sitz u. Stimme, bis sie durch den Gelehrtenstand verdrängt wurden. Statt der alten weltlichen P. wurden neue ernannt: so der Herzog von Bretagne, 1296 die Grafen von Anjou u. Artois, 1361 der Herzog von Burgund, welche, Anfangs nur für Glieder des königlichen Hauses erfolgte, Ernennungen seit 1551 auch auf den übrigen hohen Adel ausgedehnt wurden. Unter Ludwig dem XVI. bekam die Ernennung von P. noch mehr Ausdehnung, u. zuletzt war ihre Zahl 37. Der Herzog von Uzès war der älteste, der Herzog von Richmond der jüngste. Wesentliche Vorrechte hatten sie nicht, außer daß sie in dem Parlamente von Paris Sitz u. Stimme hatten. Bei der Krönung des Königs wurden die P. durch 6 weltliche u. 6 geistliche P. repräsentirt. Die

Bairie wurde in der Revolution abgeschafft; durch Ludwig XVIII. 1814 nach dem Muster des englischen Oberhauses durch die Artikel 23 u. 68 der Constitution wieder eingeführt u. gegen 200 P. zu dieser P.-Kammer ernannt. Napoleon be- hielt 1815 nach seiner Rückkehr die P. bei, änderte aber das Personal Ludwig XVIII., setzte aber nach seiner Rückkehr die alten P. wieder ein u. schied nur die, welche sich verrätherrisch oder zweideutig gegen ihn benommen hatten, aus. 1819 im April waren 266 P., von denen aber 28 minderjährig waren. Später kamen mehrmals ansehnliche Vermehrungen zu den P.; so ernannte das Ministerium Bille einft gegen 70 P. auf einmal. 1830 gab es 359 weltliche u. 21 geistliche P., von denen jedoch nach der Juli-Revolution nur 191 übrig blieben, die indeß durch zahlreiche Ernennungen bald wieder verstärkt wurden. 1841 zählte man 357 P. — In England entstand die P.-Würde auf ähnliche Weise u. in derselben Zeit, wie in Frankreich. Dort ist jedes Mitglied des hohen Adels, vom Baron aufwärts bis zum Herzog, also: Baron, Viscount, Graf, Marquis, Herzog, P., jedoch so, daß jedesmal das Haupt der Familie diese Würde bekleidet, die Nachgeborenen aber weder den Titel, den die P.-Würde gibt, führen, noch ihre Rechte haben. Auf manchen Gütern ruht die P.-Würde, u. dann wird eine Frau, die sie erbt, Pereess (Bairin) u. genießt alle Rechte des P., ausgenommen das, in dem Oberhause Sitz u. Stimme zu führen. Für Schottland u. Irland nimmt nicht der ganze hohe Adel an dem Oberhause Theil, sondern nur ein Theil desselben wird gewählt (vergl. Parlament). Die Rechte der britischen P. sind: Jeder P. ist erblicher königlicher geheimer Rath u. hat im Oberhause Sitz u. Stimme; keiner darf, außer in Fällen des Hochverraths, verhaftet werden; keiner in diesem Falle vor ein anderes Gericht, als das des Oberhauses, gezogen werden (in gemeinen Criminalfällen steht er unter dem gewöhnlichen Gericht); keiner braucht einen Eid abzulegen, sondern bestätigt die Wahrheit auf sein Ehrenwort; die Häuser eines jeden sind von aller Gerichtsbarkeit befreit; die üble Nachrede gegen einen P. wird schärfer geahndet, als gegen Andere, u. jeder P. darf sich vom Könige eine Audienz ausbitten, um ihm Vorstellungen zum Besten des Landes zu machen. Im Oberhause sind die Stimmen der P. gleich, sie mögen Rang haben, welchen sie wollen. Der König kann zum P. ernennen, wen er will; jetzt besteht das britische Oberhaus aus 426 Mitgliedern, aus 376 erblichen P. von England, 16 von der schottischen u. 28 von der irischen Peerage gewählten Stellvertretern. Von der schottischen und irischen Peerage sitzen übrigens noch viele Mitglieder im Parlament, weil sie zugleich P. von England sind. Die ältesten, jetzt noch vorhandenen, P. sind die Clintons aus dem 13. Jahrhundert. — In Deutschland bestanden keine P., sondern die Stelle derselben wurde durch die alten Herzoge von Bayern, Sachsen, Schwaben, Franken u. Lothringen, aus denen nachher das Institut der Kurfürsten hervorging, und später durch die Reichsfürsten (s. d.) ersetzt.

Paisiello (Giovanni), ein berühmter Componist, geboren 1741 zu Tarent, Schüler Durante's, folgte, schon durch mehre Opern bekannt, der Einladung der russischen Kaiserin Katharina II., wo er 2 seiner berühmtesten Opern: „La Serva padrona“ u. „Il Barbiere di Sevilla“, schrieb. In Warschau componirte er für den König von Polen eine Passion von Metastasio; in Wien für den Kaiser Joseph II. „Il Re Teodoro“, worin er zuerst Finale anbrachte. In Italien schuf er dann eine Menge Meisterwerke, darunter „La Molinara“ u. „La Nina“. Nach dem er sich 3 Jahre in Frankreich, wohin ihn Napoleon gerufen, aufgehalten hatte, starb er 1816.

Pairhans, Henri Joseph, General in der französischen Marine-Artillerie u. berühmter Ingenieur, geboren zu Metz 1783, ist als militärischer Schriftsteller in u. außer Frankreich bekannt geworden durch seine *Considérations sur l'artillerie des plures, et sur les améliorations, dont elle parait susceptible*, Paris 1815, dann *Nouvelle force maritime*, ebd. 1821, u. *Force et faiblesse de la France*, ebd. 1830, deutsch von Kausler. Es gelang ihm, seine Gründe geltend

zu machen und längere Haubizen mit kegelförmigen Kammern gießen zu lassen, die er Canon à bombes nannte und deren erste bei 8 Zoll Kaliber 7534 Pfund wog. Wegen der nicht zweckmäßig eingerichteten Laffete aber wurden zur Bedienung dieser Haubize auf einem Prähm 17 Mann erfordert; ein andrer 80 pfündiger Mörser oder Haubize dieser Art (Paxhans'scher Mörser), jedoch besser eingerichtet, von 10 Zoll Kaliber, wog 10,800 Pfund, war dennoch beweglicher u. hatte bei einem zu Brest 1824 gemachten Versuche zur Vergleichung mit einer 36 pfündigen Schiffskanone bessere Wurfweite, besonders aber einen genauern Schuß, eine Folge der größern Länge, als die der gewöhnlichen Haubizen. Sie trafen auf 700 — 1000 Schritte Entfernung fast sämtlich das Schiff u. die 4. Granate 3 Fuß über dem Wasserspiegel, u. machten beim Springen durch das Herauswerfen einer Außenplanke eine beinahe 3 □ Fuß weite Oeffnung. In gleichem Verhältniß gegen andere Granaten war auch zu der größern Wurfweite die Wirkung größer. So auffallende Wirkungen brachten die Erfindung P.'s in Credit; zum ersten Male wendete er aber seine langen, 80 pfündigen Mörser mit kegelförmigen Kammern 1832 vor Antwerpen an und deren gute Wirkungen trugen dort wesentlich mit zur Uebergabe bei. Indessen ist das Wesentliche nicht neu; schon die russischen Einhörner u. die sächsischen Granatstücke waren Aehnliches u. erstere sollen sogar P. auf die Idee seiner Wurfgeschütze gebracht haben.

Pajol, Claude Pierre, Graf von, Generalleutnant u. Pair von Frankreich, geboren 1772 zu Besançon, Sohn eines Advokaten u. zu demselben Berufe bestimmt, war bei der Sturmung der Bastille, ward zum Lohne seines ungestümen Muths auf dem Schlachtfeld von Altenkirchen Sekundonschef, bei Zürich Oberst, bei Austerlitz Brigadeführer, bei Moskau Divisionsgeneral. Bei Leipzig ward das 16. Pferd unter ihm weggeschossen; seine Wunden waren fast unzählig. Nach dem Gefechte bei Montereau sagte Napoleon von ihm: „nur P. weiß noch zu siegen.“ Im Juli 1830 stellte er sich sogleich an die Spitze des Volks, entschied den Sieg durch den Marsch nach Rambouillet und wußte 12 Jahre hindurch als Chef der 1. Militärdivision unter den schwierigsten Verhältnissen durch Mäßigung u. Festigkeit das gute Einverständniß zwischen Volk u. Armee zu erhalten. Er starb 1844.

Palacký, Franz, Historiograph der böhmischen Stände, Mitglied der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, der königl. ungarischen Gelehrten-Gesellschaft, der silesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur und der oberlausitzischen Gesellschaft für Wissenschaften, Redakteur der Zeitschriften des böhmischen National-Museums, als gelehrter kritischer Geschichtsforscher u. slavischer Literator ausgezeichnet, ist geboren den 14. Juli 1798 zu Hodslawitz in Mähren, der Sohn des dortigen Schulkrektors. Er erhielt seine wissenschaftliche Bildung größtentheils in Preßburg u. Wien. Schon in früher Jugend lernte er fast alle europäischen Sprachen, um die vorzüglichsten Schriftsteller im Original lesen zu können, und beschäftigte sich später mit dem Studium der philosophischen Systeme der Deutschen u. Engländer, besonders der Aesthetik. Sein erster schriftstellerischer Versuch waren die 1818 mit P. J. Schaffarik gemeinschaftlich herausgegebenen Elemente der böhmischen Dichtkunst, in böhmischer Sprache. Von seiner „Theorie des Schönen“ erschienen seit 1821 einzelne Bücher u. Bruchstücke, und 1823 zu Prag seine „Allgemeine Geschichte der Aesthetik“. Seiner früh gefaßten Neigung zur böhmischen Literatur u. Geschichte folgend, kam er im April 1823 nach Prag, um die Quellen derselben selbst studiren zu können. Die Grafen von Sternberg veranlaßten ihn seitdem, dort zu bleiben und sich ganz der böhmischen Geschichte zu widmen. Er begann mit der Durchsichtung der ältesten böhmischen Archive u. Manuscriptensammlungen und dehnte seine Forschungen später auch auf die böhmischen Handschriften in Wien, München u. s. w. aus. Seit 1827 redigirt er beide Zeitschriften des böhmischen Museums, die deutsche sowohl, als die böhmische. Auf Veranlassung der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften gab er 1829 den 3. Band der „Scriptores rerum Bohemicarum“ heraus (s. Dobrowsky.). Die von derselben gekrönte Preisschrift: „Würdigung der alten böhmischen Geschichtsschreiber“

veranlaßte, nach Dobrowsky's Tode, P.s Aufnahme in die Gesellschaft. Auf dem Landtage von 1829 wurde er von den böhmischen Ständen zu ihrem Historiographen erwählt. Anstatt der ihm von den Ständen früher aufgetragenen Fortsetzung von Pubitschka's Chronologischer Geschichte Böhmens wurde von denselben sein Plan zur besseren Aufnahme der Gesamtgeschichte Böhmens genehmigt und die Herausgabe dieses Werkes, wovon bis jetzt 2 Bände erschienen sind, bewerkstelligt. Außerdem hat man von ihm: Synchronistische Uebersicht der höchsten Würdenträger, Landes- u. Hofbeamten in Böhmen, Prag 1832; Dobrowsky's Leben u. gelehrtes Wirken, Prag 1833; Literarische Reise nach Italien im Jahre 1837, zur Aufsuchung der Quellen der böhmischen u. mährischen Geschichte, Prag 1838; gemeinschaftlich mit Schaffarik: Die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache, Prag 1840; Ueber Formelbücher, zunächst in Bezug auf böhmische Geschichte, 2 Bde., Prag 1842 u. 47. Auch gibt er seit 1840 unter dem Titel: „Archiv cesky“ eine Sammlung von Urkunden zur böhmischen Geschichte heraus. Ueberhaupt lassen seine fortwährenden Studien im Fache der älteren böhmischen Geschichte noch manches erfreuliche Resultat erwarten.

Paladin ist die Benennung jener irrenden Ritter der romantischen Zeit, die überhaupt auf Abenteuer auszogen u. besonders, die Dame ihrer Liebe als die höchste Schönheit anerkennend, jeden ihnen entgegenkommenden Ritter aufforderten, ein Gleiches zu thun, oder dieserhalb einen Wassenkampf auszuführen. Diese Spiele in der Ritterpoesie (s. d. und Romantisch) eine große Rolle. Den Namen sollen sie von palus, oder palum, Pfahl, Lanze, als ihrer Hauptwaffe, haben; richtiger vielleicht von palari (palor, palatus sum), herumirren, daher palatim, umherstreifend. Darauf scheint auch das französische palade, ein Ruderstoß zur Fortbewegung des Fahrzeuges, hinzudeuten, und man könnte sogar damit die phantastische Idee des irrenden Ritters vergleichen, indem er von dieser eben so weiter getrieben wird, wie das Fahrzeug vom Ruderschlage.

Paläographie (griech.), heißt die Kenntniß der Schriftzeichen u. Schriftarten der Alten, einschließlich der ägyptischen Hieroglyphen (s. d.), der persischen Keilschrift, der peträischen u. phönizischen Schrift, verbunden mit allen, die Kunst in denselben zu schreiben betreffenden Gegenständen. — Die P. ist ein Theil der Alterthumskunde (s. d.) u. kann allgemein, oder in Hinsicht auf besondere Völkerschaften behandelt werden; vgl. Kopp, Bilder u. Schichten der Vorzeit, 2 Bde., Mannh. 1821, u. Klaproth, Les alphabets des anciens peuples, Paris 1823.

Paläopolis, s. Neapolis.

Paläotypen, s. Incunabeln.

Paläphatus, ein griechischer Mythograph, aus Athen, lebte wahrscheinlich um das Jahr 320 v. Chr. G. Manche setzen ihn sogar bis vor Homer's Zeitalter zurück, aber ohne Grund. Sein Buch von unglaublichen Dingen, *Περὶ ἀπίστων*, enthält fünfzig kurze Abschnitte oder einzelne Fabeln mit ihrer Deutung, und ist wahrscheinlich nur ein interpolirter Auszug aus dem ersten Buche seines verlorenen größeren Werks, das aus fünf Büchern bestanden haben soll. Die Schreibart ist leicht u. einfach, der Inhalt unterrichtend u. mannigfaltig; daher ist es sonst, bei Ermangelung zweckmäßigerer Lesebücher, häufig bei der ersten Unterweisung im Griechischen gebraucht worden. — Man findet es in der Sammlung der *Historiae poeticae scriptores antiqui*, von Gale, Amsterd. 1688; einzeln ist es herausgegeben von J. F. Fischer, 6. Aufl. mit dessen Prologationen über diesen Schriftsteller, Leipz. 1789, u. mit erklärendem Wörterbuche von J. H. M. Ernesti, 1816; von Westermann in den *Mythographi graeci*, Braunschw. 1843. Uebersetzt von J. D. Büchling, 2. Aufl., umgearbeitet von Grose, Halle 1821.

Palästina, das Vaterland des jüdischen Volkes, von diesem selbst *Panaan*, *Land Israels*, *Land der Hebräer*, das heilige Land, *Land der Verheißung*, *Juda*, *Judäa*, jüdisches Land genannt, erhielt den Namen P.,

der ursprünglich dem Philisterlande eigen war, erst später. Natürlich wird es durch das Mittelmeer, den Jordan und den Libanon begränzt, seine politische Ausdehnung aber war zu verschiedenen Zeiten verschieden (s. Hebräer). Nach seiner natürlichen Begränzung hat es 465 □ Meilen Flächenraum. Hauptgebirge sind im Norden der Libanon u. Antilibanon, südwärts davon das Gebirge Naphthali mit dem Berge Thabor auf der Hochebene Jesreel, das Gebirge Ephraim mit den Bergen Ebal, Garizim, Gilboa, Karmel, u. weiter nach Süden das Gebirge Juda. Kreide, Kalk und Feuerstein sind herrschende Gebirgsformationen. Längs der Küste zieht sich die fruchtbare Ebene Akre, Saron u. Sephela, bewässert von den kleinen, im Sommer oft trocken liegenden Flüssen: Belus, Kison, Korabsche, Zerfa, Eskol, Bisor u. dem südlichen Gränzflusse, dem Bach Aegyptens. Die Gränze zwischen Ost- u. West-P. bildet der Jordan, der, am Fuße des Libanon entspringend, nachdem er den See Merom u. den See Tiberias durchfloss, im Süden in das todtte Meer sich ergießt; er empfängt die Bäche Krith u. Kidron. Das ostjordanische P. (Peräa) ist eine große Hochebene, welche in die Wüste sich verläuft, im Süden aber als Gebirge Bisga mit der Spitze Nebo sich erhebt. Hier sind die Flüsse Hieromax, Zabot, Arnnon. Basalt ist über die ganze Gegend verbreitet. Das Klima ist sehr verschieden, in den gebirgigen Strichen gemäßig, in der weit tiefer liegenden Jordangegend tropisch. Erdbeben haben sich oft wiederholt. Die Fruchtbarkeit war vormals außerordentlich: Weizen, Gerste, Reis, Linsen, Baumwolle wurden im Ueberflusse gebaut; Hyacinthen, Zonquillen, Rosen, Tulpen, Lilien, Narzissen, Levkoien überzogen die Gefilde; der Balsamstrauch, die Narde, Myrrhe, Terebinthe, Eiche, Föhre, Cypresse, Granate, Olive, Feige, Wein, Johannisbrod, Palmen, Cedern wuchsen üppig; von Thieren gab es Purpurschnecken, Skorpionen, Heuschrecken, Bienen, Fische, Schlangen, zahlreiche Vogelarten, Löwen, Bären, Panther, Hirsche, Wölfe, wilde Schweine, Füchse, Schakals, Gazellen, Damhirsche, Hunde, Esel, Kamele, Maulthiere, Pferde, Rinder, Ziegen, Schafe. Von Mineralien findet sich am häufigsten Kalk, Kreide, Basalt, Steinsalz, Schwefel, Asphalt, Magneteisenstein. Die Zahl der Bevölkerung wird sehr hoch angegeben; unter David mag sie sich auf 5 Millionen belaufen haben, zur Zeit Christi noch weit stärker gewesen seyn. — Eingetheilt war P. zuerst nach den 12 Stämmen des Volkes; nach dem Exil wurde es unter persischer Herrschaft in kleine Kreise zerstückt; zur Zeit Christi zerfiel es in die Provinzen Galiläa, Samaria, Judäa, Peräa. Bewohnt wurde P. in den frühesten Zeiten von zahlreichen kanaanitischen Stämmen, als: Hethitern, Jebusitern, Amoritern, Girgasitern, Hevitern, Kanaanitern, Pheresitern, ferner von den Kenitern, dem Riesenvolke der Enakstinder, u. den Philistern. Sie wurden von den Israeliten allmählig unterworfen, u. zum größten Theil ausgerottet. Die weitere Geschichte von P. s. u. Hebräer, Juden, Kreuzzüge, Aegypten u. Syrien, mit welcher Provinz es, seitdem es unter türkischer Botmäßigkeit steht, verbunden ist. Vergl. von Raumer: „Palästina“ (2. A. Lpzg. 1838).

Palästina, s. Gymnasium.

Palafors-Melzi, Don José de, Herzog von Saragossa, geboren 1780, stieg in der spanischen Garde zum General u. lebte 1808 zurückgezogen, als er, vor die französischen Behörden vorgelordert, vom Volke zum General-Capitän ausgerufen wurde. Er erklärte sogleich den Krieg an Frankreich, hielt 2 denkwürdige Belagerungen in Saragossa aus u. ward bei der Capitulation krank nach Frankreich bis 1813 gebracht. Seiner Würden während der Revolution von 1820 verlustig, erklärte er sich später für Isabella II. u. ward von 1837—41 General-Capitän der Garden in Madrid.

Palais royal, s. Paris.

Palamedes, Sohn des Nauplios u. der Klymene, zog mit den Griechen nach Troja, hatte aber an Odysseus einen unversöhnlichen Feind, weil er dessen verstellte Tollheit (durch die sich Odysseus von dem Feldzuge losmachen wollte) entdeckte u. diesen somit zu dem Zuge zwang. P. zeichnete sich vor Troja aus,

ward aber stets von Odysseus angefeindet. Endlich vergrub dieser in dem Zelte des P. eine große Geldsumme; ein Phrygier ward bestochen, dem P. einen Brief zu bringen; dieser ward aufgefangen, der Fremde getödtet, ehe er sich dessen versah, u. P. vor Gericht gestellt; der Brief enthielt eine Dankagung des Priamos über den an den Griechen verübten Verrath und sprach von einer überschickten Summe; da nun eine solche sich in dem Zelte vergraben fand, ward P. zum Tode verurtheilt u. hingerichtet. Sein Vater Nauplios reiste nun selbst in das Lager der Griechen, suchte jedoch vergeblich Recht u. Genugthuung u. beschloß daher nun, an den Heerführern die grausamste Rache zu nehmen. So verbreitete er mit Hülfe seines andern Sohnes die Nachricht, daß die meisten Feldherrn u. Könige sich Frauen mitbrächten u. gesonnen wären, die Zurückgelassenen zu verstoßen, was theils viele Untreue, theils Mordthaten an den Zurückkehrenden zur Folge hatte. Von Anderen sprengte er den Tod aus u. die Gattinnen vermählten sich zum zweiten Male. Endlich, als die Griechen Troja erobert, der Heimath zu die schwarzen, langgeschnebelten Meerschiffe lenkten, zündete Nauplios falsche Nachfeuer an, die man für Häfen hielt, ließ die Schiffe scheitern und ermordete erbarmungslos, was den Wellen entrann, Alles den Manen seines Sohnes Chilomden opfernd.

Palatinischer Berg, s. Rom (das alte).

Palatinus von Ungarn, der, wird lebenslänglich durch den ungarischen Reichstag gewählt aus 4 Personen, zwei Katholiken u. zwei Protestanten, die der König vorschlägt. Er ist der höchste Staatsbeamte in Ungarn, Vormund des minderjährigen Königs, Präses der königlichen ungarischen Staathalterei und des Septemvirats (oberster Gerichtshof), Präsident des gesammten Reichstages u. der Magnatentafel insbesondere, Obergespann des Pesther Comitats, oberster Richter der Jagygen u. Kumanen. Bei der Krönung setzt er mit dem Primas dem Könige die Krone auf. Er kann von den Fiscals-Gütern bis zur Höhe von 32 Sessionen Schenkungen machen. Im Falle einer Insurrection (s. d.) ist er der oberste Heerführer derselben.

Palatium, s. Pfalz.

Palembang, ein Königreich auf der südöstlichen Küste von Sumatra, fruchtbar im Innern, aber mit sumpfigen Ufern u. von Siamesen, Javanern, Chinesen u. Anderen bevölkert, war früher einer der mächtigsten unter den unabhängigen Staaten dieser Insel. Im J. 1821 wurde der Sultan in Folge von Streitigkeiten, in die er mit den Holländern gerieth, von diesen besiegt und abgesetzt. Seine Staaten wurden zu einer holländischen Residentenschaft erklärt, die zum Gouvernement Sumatra gehört u. einen Flächeninhalt von etwa 520 □ Meilen hat. Der interessante Gebirgsdistrikt von Passumah, der von Menschen mit athletischem Körperbau bewohnt wird, u. das Land der Rebschangs, stehen unter mehren Häuptlingen, die früher die Oberherrschaft des Sultans von P. anerkannten, jetzt aber Vasallen der Holländer sind. — Die gleichnamige Hauptstadt des Landes, am Fluße Musi oder P., der unterhalb derselben, nachdem er das Land durchströmt hat, in das chinesische Meer mündet, ist auf Pfählen gebaut, zeichnet sich durch mehre ansehnliche Gebäude, unter denen die steinerne Hauptmoschee u. der Dalan (Palast des ehemaligen Sultans) die merkwürdigsten sind, aus u. zählt ungefähr 25,000 Einwohner, welche beträchtlichen Handel treiben.

Palermo, Hauptstadt des Königreichs Sicilien u. der Intendenz gl. N., am Fuße des Monte-Pellegrino, an der nördlichen Küste der Insel, Sitz eines Erzbischofs u. der Regierung, ist amphitheatralisch gebaut, hat einen großen tiefen Hafen, Festungswerke u. 180,000 Einwohner. Das Ansehen der Stadt, umgeben von Bergen u. Hügeln, mit breiten, langen Straßen u. schönen Palästen, ist prächtig; die vielen Palmen u. der häufig jaracenische Styl der Gebäude geben der Stadt einen orientalischen Anstrich. Der Handel ist blühend, namentlich mit Seide, Shawls, Flachs, Baumwolle, Korn, Manna, Safran, Soda, Schwefel zc., edlen Steinen, allen Marmorarten; auch macht man eine Art vorzüglich gegen

kalte Feuchtigkeit schützender Handschuhe u. Strümpfe daselbst, mit denen sich gern diejenigen versehen, die den Aetna besteigen. Es laufen durchschnittlich 500 fremde Schiffe jährlich im Hafen ein. Die Einwohner sind klein, von feiner u. angenehmer, selbst wissenschaftlicher Bildung, gegen Fremde freundlich u. gastfrei; die Frauen von vorzüglicher Schönheit. Nur die rohe Masse, der gesellschaftlichen Fesseln ledig, ist fürchterlich, wie die Zeit der Cholera u. die neuesten Ereignisse gezeigt haben. Von Erdbeben hat die Stadt nur einmal 1726 beträchtlich gelitten. — Unter den öffentlichen Plätzen u. Straßen der Stadt bemerken wir: Piazza Marina, herrlicher Quai, wo sich die schöne Welt in der Dämmerung bei Musik u. Gesang in der angenehmen u. kühlen Seeluft ergeht, u. wo man häufig von Improvisatoren Märchen des Orients, oder Stanzas des Ariosto vortragen hört. — Piazza reale, mit der Statue Philipps IV. — Piazza Pretoriana, mit einem großen Brunnen von Camillo Camilleri aus Florenz 1554. — Piazza S. Domenico, mit den Statuen Karls III., seiner Gattin Maria Amalia u. einer Madonnensäule. — Piazza Bologni, mit der Statue Karls V. — Piazza Quattro Cantoni, mit der Aussicht auf die vier Thore der Stadt u. der Statue Karls V., Philipps II., III. u. IV. — Der Domplatz, mit vielen Gebäuden maurischer Architektur. — Toledo ist die Hauptstraße, welche fast in gerader Richtung durch die Stadt führt vom Meere bis zum Schloßthor. — Cassaro ist die belebteste Straße, mit vielen Boutiquen u. Klöstern; andere Frauenklöster, die nicht am Cassaro liegen, haben ihre unterirdische Verbindung mit Palästen daselbst, um an öffentlichen Feierlichkeiten u. Festen Theil nehmen zu können, da sie das Kloster nicht verlassen dürfen. — Unter den Kirchen sind die sehenswertheften: Die Domkirche zur hl. Rosalia, unter Wilhelm II. 1185 erbaut an der Stelle der alten, in eine Moschee verwandelten Kathedrale. Das Aeußere trägt den Charakter normännisch-arabischer Baukunst; so auch die Krypta; der Haupteingang u. ein Porticus an der Westseite, wo sich noch arabische Inschriften finden, gehören dem 14. und 15. Jahrhunderte an. Das Innere hat seine gegenwärtige Gestalt u. die Kuppel zwischen 1781 u. 1801 erhalten. — S. Agostino, um 1275 erbaut, aus abwechselnd schwarzen u. rothen Steinen. — Chiesa de' P. P. della Congregazione dell' Oratorio, mit Gemälden von Filippo Palladino. — S. Cataldo, von Graf Sylvester, dem Enkel Rogers I., 1161 erbaut, mit Kuppeln, Mosaisken u. Spitzbogen. — S. Caterina, mit einem Gemälde von Rubens. — S. Domenico, aus dem 17. Jahrhundert, mit einer ungeheuer großen Orgel; dazu das Oratorium; Compagnia del S. Rosario di S. Domenico mit der Madonna del Rosario von van Dyk, außerdem Gemälde von Monrealese u. — S. Francesco d'Assisi, von 1255; am Portale arabische Säulen mit Inschriften aus dem Koran. — S. Giovanni degli Eremiti, nebst dem daranstoßenden Kloster, von R. Roger vor 1132 erbaut, eine Vermischung arabischen u. normännischen Stils. — S. Maria dello Spasimo von 1506, mit Spitzbogen. Hier war ehemals Rafaels berühmte Kreuztragung, jetzt in Madrid. — Die Kirche Della Martorana aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts, erbaut von Georg, Großadmiral Königs Roger, im 15. Jahrhunderte erweitert u. mit dem benachbarten Kloster, von dem sie den jetzigen Namen annahm, verbunden. Durch einen unterirdischen Gang kann man von hier zur Strada di Cassaro kommen. — Der Palazzo reale, im 12. Jahrhundert eine Festung u. Residenz des Königs Roger, scheint sarazenischen Ursprungs, aber mit normännischen u. eigenthümlich sicilianischen Zuthaten. Oben das Observatorium (mit herrlicher Aussicht). Im Palaste selbst die Mosaischule, von König Roger im 12. Jahrhundert gestiftet u. ohne Unterbrechung bis auf unsere Zeit erhalten. — Pal. Senatoriale, mit zwei antiken Statuen u. anderen römischen u. griechischen Alterthümern. — Palazzo dei Tribunali, von Manfredi di Chiaramonte 1307 auf den Fundamenten einer sarazenischen Villa erbaut. — Palazzo Della Ziza vor Porta nuova, arabischen Ursprungs. — La Cuba, gleichfalls sarazenischen Ursprungs, aus derselben Zeit. — Die hiesige Universität wurde 1816 von Ferdinand I. gegründet; dabei das Museum der Sculpturen u. eine Gemäldegalerie.

— Convento del Olivella, von 1598—1622, restaurirt 1769 von Benanzio Marvuglia, interessant durch seine Uebereinstimmung in seiner Anlage mit einem alt-römischen Hause, wie wir sie in Pompeji sehen. — Albergo dei Poveri, eine der vorzüglichsten derartigen Anstalten, mit Gelegenheit zur Erlernung von Handwerken u. Künsten, 1746. — Das Irrenhaus, um das sich Baron Pietro Pisani die größten Verdienste erworben, (vergl. dessen *Istruzioni per la novella Real Casa dei Matti* in P.). — 3 Theater: L. reale Carolina. — L. Ferdinando u. L. di Santa Cecilia. Die Oper gehört zu den besten in Italien. — Bibliotheken: B. des Fürsten Trabia (B. Septimiana) mit einem Ms. des P. de Vineis, einem Virgil u. Cicero's Briefen. — B. reale im Collegio massimo, mit dem Original der Chronik von Neocastro, auf Baumwollenpapier, einem interessanten Ms. von M. Dufouéy über die Bauten u. Malereien Siciliens mit Zeichnungen. — B. del Senato, in der Casa professa, ziemlich reich an Mss., interessant für die Geschichte Siciliens u. leicht zugänglich. — Archive: Reale; Del Senato, wo die Freiheiten P.s aufgezeichnet sind; Arcivescovile; Della Capella S. Pietro. — Der Ursprung der Stadt ist ungewiß; griechische Colonisten fanden Phönizier daselbst, die sie vertrieben. Karthager u. Römer wechselten später den Besitz. Im Mittelalter behaupteten Sarazenen hier lange ihre Herrschaft bis zur Eroberung durch die Normannen unter Robert Guiscard u. dessen Bruder Roger I., 1072. Nach der vollkommenen Trennung Siciliens von Calabrien unter Roger II., dem ersten Könige von Sicilien, wurde P. Residenz der normännischen Könige u. der deutschen Kaiser. Nach der Eroberung Siciliens durch Karl von Anjou ward es der Schauplatz der sicilianischen Vesper 1282. In neuerer Zeit wurde die Stadt Residenz des Vicekönigs; seit 1837 stand sie mit der ganzen Insel wieder unmittelbar unter dem Ministerium von Neapel, dessen Krone sie indessen, in Folge der allerneuesten Ereignisse auf der Insel, eher als nicht, für immer entrisßen werden wird.

Pales, eine römische Feldgotttheit, die vorzugsweise der Fütterung des Heerendviehes vorstand u. der zu Ehren alljährlich ein Fest gefeiert wurde, *Palilia* genannt. Dasselbe fiel auf den 20. April, den Stiftungstag der Stadt Rom, ward mit Opfern von Milch u. Hirsekuchen begangen und die Hirten räuchernden dabei ihr Vieh, besprengten sich selbst mit Weihwasser u. sprangen durch lodende Strohfeuer, um sich von ihren Sünden zu reinigen. — Auf Abbildungen trägt P. einen Hirtenstab u. einen Kranz von Gras auf dem Haupte.

Palestrina, das Präneste der Alten, hochgelegenes Städtchen im Kirchenstaat, 24 Miglien von Rom, war eine der Hauptstädte Latiums, durch die Tarquinier mit Rom, nach deren Fall gegen dasselbe u. nach der Eroberung durch Cincinnatus, 376 R., römisches Municipium. Im Bürgerkriege wurde es von Sylla belagert, erobert u. geplündert, wobei Marius d. J. fiel u. viele Einwohner mit ihm. Zur Entföhnung erbaute Sylla den Tempel der Fortuna Pränestina, deren Orakel (*Sortes Praenestinae*) zur neuen Blüthe der Stadt wesentlich beigetragen, u. den später Hadrian sehr erweiterte. Im Mittelalter erlitt die Stadt vielfältige Theilkämpfe der Päpste u. der Colonna's; jetzt gehört sie der Familie Barberini. — Die Mauern der Stadt sind theils von pelasgischer Bauart, theils aus den Zeiten Sylla's u. Hadrians. — Die Trümmer des Fortunatempels, oberhalb der jetzigen Stadt. — Der Stadtplatz war der Vorhof des untern Tempels; zum obern führte eine Doppelcolonnade, davon noch Säulenreste übrig; sein Vorhof wird jetzt durch den barberinischen Palast eingenommen, wo auch die im untern Tempel aufgefundenen Mosaikböden aufbewahrt werden. — Auf dem Gipfel der drei Terrassen, deren verschiedenes Mauerwerk (*etruscum, reticulatum und incertum*) zu beachten, steht die Kirche S. Rosalia, mit einer (unvollendeten) Pietà von M. Angelo. Von da führt ein Fußpfad zur Burg (*Arx Praenestina*), wovon noch einige (pelasgische) Mauern und ein Thor stehen. Die Aussicht von da ist ausnehmend schön. — P. ist die Vaterstadt des berühmten Meisters der Tonkunst, Giov. Pietro Moissio da P., geboren 1529. — In der Umgegend ver-

schiedene Ueberreste von altrömischen Bauten; zu Genazzano, die Ruinen der Villa Marc. Aurels, auf S. Martino der Villa des Symmachus zc.

Palestrina (Giovanni Pietro Aloisio da), geboren 1529 zu P., gestorben 1594 als Kapellmeister an der Peterskirche zu Rom, der Begründer eines neuen Kirchenstils. Seine vorzüglichsten Werke sind: die berühmte Messe des Papstes Marcellus, wodurch er den Papst, der schon die Kirchenmusik wegen ihren übertriebenen Künsteleien abschaffen wollte, mit dieser wieder versöhnte, ein Stabat u. die Motette „Popule meus.“ S. *Memoire storico-critiche della Vita e delle Opere di G. P. da Palestrina* Compilate da G. Baini, 2 Bde., Rom, 4.

Palette heist in der Malerei das Farbenbret, von verschiedenem Material, mit einer Oeffnung für den Daumen zum Festhalten versehen, worauf beim Malen auf der Staffelei die Farben gesetzt u. gemischt werden. Fällt diese Farbmischung mehr in die Augen, als der Gegenstand selbst, dann sagt man tadelnd, „das Gemälde verrathe die P.“! Georg Fiedl bemerkt in seiner Chromatographie, daß die P. das Instrument des Malers sei, wie die Violine das des Musikers, und der Ton und das Stimmen der letzteren den Farben und dem Besetzen der ersteren zu vergleichen wäre, indem beide eine gewisse Regulirung nach den Grundsätzen der jedesmaligen Kunst erfordern.

Pali, eine der ältesten Mundarten des Sanscrit, die heilige Sprache der Buddhisten, wurde uns in neuerer Zeit durch E. Burnouf's u. Chr. Lassen's Arbeiten näher bekannt. *Essai sur le Pali, ou la langue sacrée de la presqu'île au delà du Gange*, par E. Burnouf et Chr. Lassen. Paris 1826, 8., hierzu noch: *Observations sur le même ouvrage* par M. Burnouf, ebend. Weiter zum P. gehörige Schriften sind: Chlough's *B. Pali grammar with a copious vocabulary*. 8. Colombo 1824; Kammavakya, *liber de officiis sacerdotum Buddhistarum, palice et latine primus edid. atque annotationes adjecit F. Spiegel*. Bonnae 1842. 8. Eine Grammatik u. Chrestomathie des P. haben wir von F. Spiegel zu erwarten.

W. W.

Palikaren (Pallikaren), ist der Name für die kriegerischen Bergbewohner (Klephten) Griechenlands, die Männer, welche der Revolution von 1821 den Sieg verschafften.

Paliki, der Sohn des Zeus u. der Nymphe Aetna, welche der Gott, um sie vor der spähenden Juno zu retten, in die Erde verbarg, worauf diese die beiden Brüder, welche man gemeinschaftlich P. nennt, gebar. Diodorus beschreibt ihr Drasel mit den Schlammvulkanen so genau, daß man diese Localitäten jetzt noch ganz deutlich in dem Lago Raffia bei Pallagonia erkennt.

Palilogie (griechisch), Wortwiederholung; in der Rhetorik die Wiederholung eines Satzes beim Anfange einer neuen Perode, wenn mit demselben die vorhergehende geschlossen wurde.

Palimpsesten (griechisch), oder *codices rescripti, rasi*, heißen alte Handschriften, auf deren Pergament noch eine zweite, ältere Handschrift durchschimmert. Schon im Alterthume, u. noch mehr im Mittelalter, benützte man wegen der Kostbarkeit des Materials schon beschriebenes Pergament, das man mit dem Radirmesser u. Bimsstein reinigte, zu neueren Handschriften. Ang. Mai (s. d.) machte zuerst durch chemische Mittel die ursprüngliche Schrift wieder lesbar u. seinen Bemühungen verdanken wir auf diese Art schon manchen reichen Fund aus dem classischen Alterthume.

Palindrom (griechisch), heist ein Vers oder ein Wort, der oder das, rückwärts gelesen, den nämlichen Sinn u. die nämlichen Buchstaben behält, als:

Signa te signa, temere me tangis et angis;

oder: Roma tibi subito motibus ibit amor;

oder: Otto tenet mappam, madidam mappam tenet Otto;

in welchem Falle P. gleichbedeutend ist mit Krebsvers (s. Can crinischer Vers). Derlei deutsche Wörter sind auch: Anna, Ehe, Renner u. s. w. — Wörter, die, rückwärts gelesen, einen andern Sinn geben, sind nicht P.e im eigentlichen Sinn, sondern Anagramme (s. d.), u. Verse, die, ohne Veränderung der Worte,

rückwärts gelesen den ursprünglichen Sinn beibehalten, oder mit veränderter Zwischenbezeichnung einen ganz verschiedenen Sinn geben, sind anacyklische Verse. — Räthsel, welche die Lösung solcher Wörter zur Aufgabe haben, nennt man ebenfalls P.e.

Palingenese, Wiedergeburt, Wiedererzeugung aus dem Alten, Vergangenen. Nach der Ansicht mehrer Naturphilosophen sollte nämlich die Natur, wie dieselbe einst aus einem Chaos hervorgegangen sei, eben so auch wieder in einen chaotischen Zustand zurücktreten, nicht aber, um in demselben zu verharren, sondern um neu erzeugt u. vollkommener wieder hervorzutreten, u. zwar im Ganzen, wie im Einzelnen. Auch die alten Alchemisten bewirkten eine solche Wiedererzeugung von Blumen, Vögeln, Krebsen u. s. w. aus deren Asche durch ihre geheimen Künste. — In der Theologie bezeichnet man mit P. häufig die Auferstehung der Todten; dann aber auch die sogenannte Apokatastase (s. d.), d. h. den Wiedereintritt des Ursprünglichen, durch den Fall verloren gegangenen Zustandes der Dinge. — Bildlich bedeutet P. auch die Wiedergeburt eines in seinem Organismus veralteten Staates, ja selbst des ganzen Menschengeschlechts im Fortgange seiner Veredelung. Vergleiche *Ballanche*, *Essais de palingénésie sociale*, Paris 1828.

Palinodie (nicht Rückweg, vom griechischen *ódos*, Weg, wie in Wolff's, Pf. Encyclopädie, sondern von *ódh*, Gesang, so daß o in P. ein Omega ist), nach Hesychius ein, dem früheren entgegen (*πάλιν*) gesetzter Gesang, also ein Widerruf des früheren Gesanges oder Gebichtes. Isokrates in der Lobrede auf Helena nennt ausdrücklich so jenen Widerruf der früheren Schmähungen auf diese Helena von Seite des Dichters Stesichorus. Dann ist P. ein Widerruf überhaupt. P. aber, abgeleitet von *ódos* u. in der Bedeutung von Rückweg, bezeichnete in der alten Musik das *Da capo*.

Palinuros, Steuermann auf Aeneas Schiffe, welcher durch den Schlaf in Gestalt des Phorbas in's Meer gestürzt wurde, als das Schiff nahe der Sirenen-Insel war. Aeneas traf ihn in der Unterwelt u. beklagte die Trügllichkeit der Drafel, da Apollo ihm versprochen, daß P. Italien sehen sollte, worauf der Schatten ihm eröffnete, daß er wirklich dahin gekommen, und erst an der Küste von den Einwohnern getödtet worden sei.

Palisot de Beauvais, Ambroise Maria François Joseph, Baron, Naturforscher, geb. den 27. Juli 1752 zu Arras aus einer reichen Familie, studirte im Collegium d'Harcourt in Paris u. wurde 1772 Parlaments-Advokat in Paris, ersetzte aber einige Zeit später seinen älteren Bruder als Generaleinnehmer der Domänen. Als diese Stelle 1777 aufgehoben ward, kaufte sich P. in der Picardie an u. widmete sich ganz seiner Lieblingswissenschaft, der Naturgeschichte u. vorzugsweise der Botanik. Er durchwanderte botanisirend das nördliche Frankreich, u. machte sich besonders um die Kenntniß der Kryptogamen verdient. 1781 wurde er correspondirendes Mitglied der Pariser Akademie; 1786 begleitete er eine Expedition nach Afrika, welche bestimmt war, einen Sohn des Königs von Oware, der sich in Paris aufgehalten, in seine Heimath zurückzuführen u. zugleich Handelsverbindungen anzuknüpfen. P. machte zahlreiche Excursionen ins Innere von Afrika, wurde aber durch einen zweiten Anfall vom gelben Fieber genöthigt, das ungesunde Klima zu verlassen u. begab sich 1788 nach St. Domingo. Hier wurde er Mitglied der Administration; nach dem Ausbruche der Revolution auf St. Domingo, deren heftiger Gegner er war, wurde er 1793 ins Gefängniß geworfen, konnte sich aber flüchten u. kam, von Allem entblößt, nach Philadelphia, wo er sich genöthigt sah durch Unterricht u. Musik seinen Unterhalt zu erwerben, später aber durch reiche Gönner in den Stand gesetzt wurde, das Innere von Nordamerika in naturgeschichtlicher Beziehung zu durchforschen. Nachdem er unter dem Consulat von der Liste der Emigrirten gestrichen war, kehrte er mit reichen Sammlungen in sein Vaterland zurück, wo er 1806 Mitglied des Instituts wurde u. mit vollem Eifer dem Ordnen der von ihm gesammelten Materialien sich widmete, bis zu seinem Lebensende am 21. Januar 1820. — Unter den Schriften

P.'s sind die bedeutenderen: „*Flore d'Oware et de Benin en Afrique*, 2 Bde. Paris 1804 — 1821.“ „*Insectes recueilles en Afrique et en Amerique*“ Paris 1805 — 1821. „*Essai d'une nouvelle agrostographie*“ Paris 1812 u. a.

E. Buchner.

Palissaden, sind oben zugespitzte, entweder senkrecht, oder manchmal schräg in die Erde gesetzte, dreispitzige oder vierseitige, starke Pfähle, welche auf der Bank der gedeckten Wege, oder an den Fuß der Contrescarpe solcher Werke gesetzt werden, die ein umgekehrtes, d. i. ein mit einem gedeckten Wege versehenes, Glas nicht haben. Die Stärke dieser P., welche oben mittelst starker Latten miteinander verbunden werden, richtet sich meistens nach dem Materiale; sie soll indeß nicht unter 9" betragen. Die Höhe derselben soll so seyn, daß sie, in einer verhältnismäßigen Tiefe in den Boden gegraben, noch wenigstens 6 — 7' über denselben hervorstehen. Sie dienen zur Deckung der gedeckten Wege, auch zur Deckung von Thoren, Brückenköpfen u. sogenannten Tambouren; sie dienen zur Verschließung der Kehlen offener Feldschanzen u. werden auch auf der Verme derselben aufgestellt. Man bedient sich derselben endlich zur Verschließung von Gräben in Festungen. Die eisernen P. wären allerdings die besten, sie verfaulen nämlich in dem Boden nicht. Da aber Eichenholz selten u. sehr theuer ist, so bedient man sich deren von Fichten- u. Tannenholz u. brennt sie zu diesem Behufe, ehe man sie in den Boden einsetzt, an der untern Seite. Sie werden meistens in runder Form, wie sie die Baumstämme liefern, benützt; seltener werden sie gespalten, oder durch Behauen hergerichtet. In diesem Falle haben sie gewöhnlich eine prismatische Form.

Palissot de Montenon, Charles, ein berühmter Kritiker, geb. zu Nancy 1730, gehörte zu den frühreifen Geistern, vermochte schon im 13. Jahre eine theologische These zu vertheidigen u. erlangte im 16. Jahre das Baccalaureat. Im 19. Jahre schrieb er 2 Tragödien. Durch die Revolution verlor er sein Landgut u. den größten Theil seines baaren Vermögens, wurde aber später Mitglied des Rathes der Alten, des Instituts von Frankreich u. Administrator der Bibliothek Mazarin u. starb 1814 zu Paris als Mitglied der Congregation des Oratoriums. Man hat von ihm: das Trauerspiel *Rinus*, die Lustspiele: *Les tuteurs*, *le barbier de Bagdad*, *le cercle*, worin er einen lächerlichen Philosophen als eine Satire auf Rousseau anbrachte, wodurch er sich in einen heftigen Federkrieg mit den Encyclopädisten u. anderen Literaten verwickelte. Namentlich gegen die Encyclopädisten schrieb er: *Petites lettres sur les grands philosophes*, das satirische Lustspiel: *Les philosophes* u. das berühmte satirische Gedicht, die *Dunciade*. Sodann gab er noch heraus: *Mémoires pour servir à l'histoire de la littérature*, Paris 1769 u. 1813. Schriften, gesammelt, 3. Ausg. Paris 1808.

Palitsch, Johann Georg, ein sächsischer Bauer, bekannt als Astronom, geb. den 11. Juni 1723 in Prohlitz bei Dresden, trieb für sich selbst Botanik u. Astronomie u. wurde bekannt, als er am 25. Dezember 1758 den Kometen aufsand, dessen Rückkehr Halley vorherbestimmt hatte und den alle Astronomen seit lange vergeblich suchten. In Folge dieser Entdeckung wurde P. correspondirendes Mitglied der Londoner königlichen Gesellschaft u. der Petersburger Akademie, trieb aber nach wie vor seine ländlichen Beschäftigungen. Er starb im Februar 1788.

E. Buchner.

Palla hieß bei den alten Römern ein langes, bis über die Füße herabreichendes, viereckig zugeschnittenes Gewand, das von den Frauen über die anderen Kleider getragen wurde, wobei man einen Theil desselben über die linke Schulter schlug und sie unter dem Arme festhielt. Bei Leichenbegängnissen u. in der Tragödie war die P. schwarz u. hatte eine Schleppe, *Syrma* genannt.

Palladio, Andrea, ein berühmter Architekt des 16. Jahrhunderts aus Vicenza, studirte in Rom die Antiken u. stellte die wahren Regeln der Baukunst wieder her, welche durch die Barbarei der Gothen verderbt worden waren. Unter vielen prächtigen Gebäuden, wozu er die Zeichnungen verfertigte u. deren Aus-

führung er besorgte, zeichnet sich das Theater seiner Vaterstadt als Meisterstück aus. P. fertigte die Zeichnungen für Barbaro's Ausgabe des Vitruv. Er selbst gab den Cäsar (Con le figure in rame degli allogiamenti, De fatti d'arme), Ven. 1565, heraus u., schrieb: Del Architettura, Ven. 1570, Fol., deutsch von Böckler, Nürnberg. 1608, zum Theil von Lord Burlington herausgegeben; Oeuvres complet in 20 Lieferungen mit Kupfern, Par. 1827. Lebensbeschreibung P.'s von Th. Temanza, Ven. 1762, 4.

Palladium hieß das berühmte Bild der Pallas (Minerva), welches Troja als sein größtes Heiligthum besaß u. welches, von dem Erbauer Ius gefunden, der Stadt, so lange es sich in derselben befand, Unüberwindlichkeit verlieh, daher die Griechen sich auch bemüheten, es in ihre Gewalt zu bekommen. Dasselbe stellt eine hölzerne Jungfrau vor mit beweglichen Augen u. Wurfspieße, vermuthlich eine uralte Arbeit u. nur als erster rohester Versuch der Kunst merkwürdig. — Was das römische P. betrifft, so ist es zweifelhaft, ob das griechische nach Rom gekommen, oder ob dasselbe ein Schild war, der, vom Himmel gefallen, in einem Tempel auf dem Kapitol bewahrt, u. nach welchem eif andere, vollkommen gleiche, gemacht worden, damit es Niemand gelinge, den rechten heiligen Schild zu entwenden. Vor allen Städten rühmte sich Rom ganz allein, das ächte wahre P. zu besitzen u. bewahrte dasselbe im Tempel der Vesta so heilig, daß selbst der Oberpriester, der Pontifer Maximus, es nicht sehen durfte. Als daher einst der Vestatempel brannte u. die Vestalinnen verzweifend die Hände rangen, stürzte sich der Oberpriester Metellus in das Sanctuarium, wohin sonst jedem Manne der Zutritt untersagt war, u. rettete das P.; aber er flehte zu den Göttern, den Frevel, den er durch Entweiheung des Heiligthums begangen, nur ihn, nicht die Stadt büßen zu lassen, weil er fühlte, daß er ein unverzeihliches Verbrechen begangen u. doch Rom nicht habe dem Untergange geweiht seyn lassen wollen. Aufseher dieses Bildes waren die Nachkommen des Nautius, welcher es von Diomedes bekommen u. es dann auf Befehl des Bildes selbst an Aeneas übergeben, der es nun nach Italien gebracht. Bis zur Zeit des Kaisers Heliogabalus befand sich dasselbe in Rom, dann ward es in den von diesem erbauten Sonnentempel gebracht, u. darauf verliert sich die Kunde von demselben.

Palladium, ein im Jahre 1803 von dem englischen Chemiker Wollaston im amerikanischen Platinerze entdecktes Metall, welches sich außerdem auch in kleinen, mit bloßen Augen kaum erkennbaren, glänzenden Lamellen in dem von Selenblei umgebenen Golbe zu Silberode am Harze findet. Es ist zuerst von Bréant in Frankreich im reinen metallischen Zustande zieh- u. hämmerbar dargestellt worden, nähert sich in seinen äußeren Eigenschaften sehr dem Platin, hat aber eine mehr silberweiße Farbe, ein specifisches Gewicht von nur 11,8 — 12,1, u. schmilzt bei 150° Wedgwood. In Salpetersäure u. Königswasser löst es sich leicht, in Salz u. concentrirter Schwefelsäure nur wenig auf. Wegen seiner großen Seltenheit u. seines hohen Preises hat es noch sehr wenig Anwendung gefunden. Da jedoch bei gewöhnlicher Temperatur Luft u. Sauerstoff nicht darauf einwirken, so hat man es in England, mit etwas Silber versetzt, anstatt des Silbers zu den in ganz feine Theile eingetheilten bei Gradbögen astronomischen Instrumenten benützt, welche von Silber bald anlaufen u. auf denen die feinen Theilstriche durch die Reibung des darüber hin u. herlaufenden Nonius leicht vermischt werden, was bei dem viel härteren P. nicht der Fall ist. Ebenso hat man es in neuerer Zeit zu den Spitzen stählerner Schreibfedern verwendet u. eine Mischung von 24 Theilen P., 44 Theilen Silber, 72 Gold u. 92 Kupfer als ganz vorzüglich zu Zapfenlagern in feine Uhren u. Chronometer gefunden.

Palladius, 1) Rutilius Taurus Aemilianus, ein römischer Dichter, wahrscheinlich aus dem Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr., schrieb einen Wirtschaftskalender in 14 Büchern, worin er, mit sorgfältiger Benützung seiner Vorgänger unter den Griechen u. Römern, eigene Beobachtung verbindet. Er beschließt das Ganze mit einem Lehrgedichte über das Baumpfropfen im elegischen Silben-

maasse. Die Schreibart ist gezwungen u. wird durch manche selbstgebilldete Wörter entstellt. Ausgaben: Heidelberg 1598 u. in der Schneider'schen Sammlung der *Scriptores rei rusticae veteres*, Bd. 3. Epj. 1795. — 2) P., Bischof von Helenopolis in Bithynien, 367 n. Chr. geboren, lebte von seinem 20. Jahre an als Mönch, war ein Freund des heil. Chrysostomus u. starb vor 431 zu Aspona in Galazien. Die von ihm verfaßte *Historia Lausiaca*, griechisch u. mit Noten herausgegeben von Meursius, Leyden 1616, in lateinischer Uebersetzung erschienen zu Paris 1570, ist eigentlich eine Geschichte der Einsiedler u. führt ihren Namen von Lausus, Statthalter von Kappadocien, auf dessen Anregung er das Werk verfaßte. Außerdem hat man von ihm: *De vita Chrysostomi*, griech. u. lat. von Bigot, London 1668. — 3) P., ein Arzt u. Lehrer der Arzneikunst zu Antiochien, der wahrscheinlich vor dem J. 600 n. Chr. lebte, schrieb eine Abhandlung von den Fiebern, griech. mit Noten von J. St. Bernard, Leyden 1745; einen Commentar über Hippocrates von den Brüchen in der Ausg. des Hippocrates von Chartier, Bd. 12, u. Scholien zu dessen 6 Buche von den Epidemien in Crassi med. ant. Basel 1581.

Pallas, der griechische Name der Minerva (s. d.).

Pallas, ist der Name mehrerer mythologischen Personen, von denen wir hier nur folgende anführen: 1) ein Titanide, Sohn des Krios u. der Eurybia. 2) P., einer der Giganten, welche in dem Gigantenkriege blieben. Minerva tödtete ihn, zog ihm die Haut ab u. bedeckte damit, während der Dauer der Schlacht, ihren eigenen Körper. 3) P. ein Riese, Gatte der Titanis u. (nach Einigen) Vater der Minerva, in welche er sich verliebte; die Tochter aber tödtete ihn, da er sich gewaltsam ihr nahen wollte, zog ihm die Haut ab, welche sie über ihren Schild spannte, u. heftete auch dessen Flügel an ihre Sohlen, wie Merkur dergleichen hatte. 4) P., Sohn des Aegeus, gelangte durch seine 50 Kinder, die Pallantiden, zur Herrschaft über Athen; er ward dann von da durch den jungen u. mächtigen Helden Theseus vertrieben u. soll sich nach Arkadien gewendet haben, welches sich jedoch mit der Chronologie nicht zum Besten reimt. 5) P., Sohn des Evander, lebte zur Zeit des Aeneas u. kam diesem gegen den Turnus zu Hülfe, blieb jedoch, als er selbst den Kampf mit dem gewaltigen Krieger wagte. Aeneas rächte seinen Tod an dem grausamen Turnus. Ihm schreibt man die Benennung des Mons Pallatinus zu.

Pallavicino, Sforza, geboren 1607 zu Rom, war ein Mitglied der Gesellschaft Jesu u. stieg durch seine ausgebreiteten Kenntnisse bis zur Würde eines Cardinals empor. P. hat sich durch sein classisches Werk: „Geschichte des Conciliums von Trient“ (*Istoria del Concilio di Trento*, 2 Bde. Rom 1656 — 57. Fol. lat. von Giattini, 3 Bde. Antwerpen 1770), welches er im Gegensatz zu Paolo Sarpi verfaßte, unsterblichen Ruhm erworben. Derselbe schrieb außerdem, „das Leben des Papsts Alexander des Siebenten“ (*Vita di pont. Alessandro VII.*), das erst in neuester Zeit aufgefunden ward u. worin die Beschreibung der Pest, die von Neapel nach Rom kam, ein wahres Meisterstück ist; ferner treffliche Abhandlungen: „Ueber den Stolz“ (*intorno alla superbia*); „Ueber die Vorsehung“ (*sulla provvidenza*); „Ueber die Christliche Vollkommenheit“ (*Arte della perfezione cristiana*); die sinnvolle Dichtung: „Die Kirchenfeste“ (*Poema dei fasti sacri*); die geistvolle Schrift: „Ueber den Styl“ (*Trattato dello stile*); dieselbe enthält die feinsten u. wichtigsten Beobachtungen. Endlich sind die Briefe P.'s (*Lettere dettate dal Card. Sforza P.*, Venedig 1778) von hoher Wichtigkeit. Soppa weihte dem hochgebildeten Cardinal, dem hohen Kenner der Kunst u. Wissenschaft, eine Sammlung von prosaischen Aufsätzen u. Gedichten des Torquato Tasso. P. ist einer von den vollendetsten Prosaiskern Italiens. Derselbe starb zu Rom 1667.

Palliativ (von *pallium*, Mantel), was, weil verhüllt, nur den Schein gibt. P. = Mittel, solche, welche nur auf Linderung, nicht auf gründliche Heilung berechnet sind.

Pallium, wörtlich Mantel, heißt namentlich der Mantel, welche die Bischöfe seit dem 4. Jahrhunderte bei ihrer Weihe empfangen. Der Gebrauch desselben ist sehr alt. Einige leiten seinen Ursprung von den heidnischen Philosophen, Andere von den ersten christlichen Kaisern, u. wieder Andere, was nicht unwahrscheinlich ist, von dem Ornate des hohen Priesters des alten Testaments her. Im fünften Jahrhunderte war dasselbe schon bekannt. Papst Symmachus schickte dem Bischof Theodor von Vorch ein P., und jenes, welches zu St. Denis bei Paris aufbewahrt wird, soll von Stephanus III. (752) herrühren. Die Päpste führten dasselbe als ein besonderes Ehrenzeichen u. als eine Auszeichnung der apostolischen Vikare, Patriarchen u. Erzbischöfe ein. Insbesondere wurde es im achten Jahrhunderte als ein äußeres Requisit bei der Ausübung der Metropolitan-Gewalt erklärt. So erhielt Augustin, als apostolischer Vikar in England, das P. von Gregor I., u. Bonifazius, der Apostel der Deutschen, empfing solches von Gregor III., welcher auch auf der Synode zu Mainz (742) den Antrag stellte, daß die Erzbischöfe solches bei dem römischen Stuhle nachsuchen sollten. Allein erst im neunten Jahrhunderte ward das P. als ein allgemeines Ehrenzeichen der erzbischöflichen Würde gebraucht u. die Metropolitane suchten auch von dieser Zeit an solches von Rom zu erhalten. Gregor VII. verordnete, daß ein Metropolit sein Amt erst dann antreten könne, wenn er das P. auf sein vorgängiges Ansuchen erhalten hätte. — Dasselbe ist eine weiße, wollene, etwa eine Hand breite Binde, die rund um die Schultern herumhängt und woran zwei ähnliche Streife rechts bloß von vorne, links aber von vorne u. hinten um die Schultern über die Pontifikal-Kleider herabhängen, auch ist es mit mehreren Kreuzen von schwarzer oder rother Farbe durchwirrt. Der Stoff des P.s ist weiße Lämmerwolle. Es werden nämlich am St. Agnes-Tage (21. Januar) von fünf päpstlichen Subdiakonen zwei weiße Lämmer vor dem Vatikan vorbei, wo der hl. Vater vom Fenster aus den Segen über dieselben spricht, in die Kirche zur hl. Agnes gebracht, während des Hochamtes beim Agnus Dei von den Geistlichen dieser Kirche dort geopfert, alsdann den päpstlichen Subdiakonen, welche für Weide u. Nahrung sorgen und solche zur rechten Zeit scheeren lassen, wieder übergeben. — Die Wolle wird von Nonnen gesponnen, welche dieselbe auch mit anderer weißer Wolle vermischen, sie weben und so den Stoff bereiten, woraus die Pallien verfertigt werden. Am Vorabende des Festes der hl. Apostel Petrus u. Paulus werden dieselben nach der Vesper in der Vatikan-Kirche vom Papste, oder demjenigen Cardinale, welcher die Vesper hält, geweiht u. dann auf einen in der Nähe des Grabes des hl. Petrus befindlichen Altar gelegt (daher: *Sumitur pallium ex corpore s. Petri*), wo sie bis am folgenden Tage liegen bleiben u. endlich in einer über dem Stuhle, auf welchem der heil. Apostel Petrus gesessen haben soll, herabhängenden Kapsel so lange aufbewahrt, bis sie vom hl. Vater versendet werden. — Die Verleihung des P.s ist ein Vorrecht des Papstes. Jeder Metropolit hat dasselbe nothwendig, um sowohl die Pontificalien u. erzbischöflichen Rechte ausüben, als auch den erzbischöflichen Namen führen zu können. Daher muß jeder Erzbischof binnen drei Monaten, von seiner Ernennung resp. Bestätigung an, um das P. bei dem heil. Stuhle nachsuchen u. darf, ehe er solches erhalten hat, keine erzbischöflichen Verrichtungen vornehmen, noch von seinem Titel Gebrauch machen. Die Ueberreichung desselben geschieht unter gewissen Feierlichkeiten, u. vor Zeiten mußte jeder neue Erzbischof selbst nach Rom reisen, um das P. dort in der Peterskirche aus den Händen eines Cardinals zu empfangen. Der Papst trägt dasselbe vermöge eines besondern Vorrechtes zu allen Zeiten; die Erzbischöfe aber dürfen sich desselben nur in ihren eigenen Diözesen oder Kirchen an gewissen Tagen, z. B. an Weihnachten, Ostern, Pfingsten, am Trohnleihnamsfeste, an den Apostelfesten, dann an den Festtagen des heil. Stephanus, des heil. Johannes des Evangelisten, der Beschneidung, der Erscheinung des Herrn, des hl. Johannes des Täufers, am Palmsonntag, am grünen Donnerstag, am Charfreitag, am ersten Sonntage nach Ostern, an vier Marien-Festen, nämlich Reinigung, Verkündigung, Himmel-

fahrt u. Geburt, am Feste Aller Heiligen, bei den Einweihungen von Kirchen u. überhaupt bei der Verrichtung von Pontifikal-Handlungen bedienen; daher tragen sie es bei den Kircheinweihungen, bei den Weihe-Ertheilungen, bei der Consekration der Bischöfe, bei der Einsegnung der Klosterfrauen, am Jahrestage ihrer Consekration u. am Jahrestage der Kircheinweihung, wie auch an den vorzüglichsten Festen ihrer Metropolen. Hat ein Erzbischof zwei Diözesen, so bedarf er auch zweier Pallien, übrigens ist das P. auf die Person des Erzbischofs oder Bischofs dergestalt beschränkt, daß dieser damit beerdigt wird. — Bei der Beerdigung wird ihm das P., welches er zuletzt erhalten, um den Hals gehangen, u. das erstere oder die übrigen werden unter seinen Leichnam in den Sarg hineingelegt. Das P. darf nicht außerhalb der bestimmten Provinz, innerhalb derselben aber in allen Kirchen getragen werden. Dieß scheint jedoch, da solches zu den Pontificalien gehört, die Vornahme von Pontifikal-Handlungen zufolge der Bestimmung des Concils von Trident Sess. VI. C. 5. de reform. nur mit Vorwissen des Ordinarius geschehen soll, dahin erklärt werden zu müssen, daß letzterem davon Kenntniß gegeben, u. dieser damit einverstanden sei. Wird in Pontifikal-Kleidungen ein feierlicher Umgang außerhalb der Kirche gehalten, so muß das P. vorher abgelegt werden. — Bei jeder Versetzung eines Erzbischofs muß um ein neues P. nachgesucht werden. Ausnahmsweise wird dasselbe bisweilen auch Bischöfen ertheilt. So erhielten die Bischöfe von Bamberg, Würzburg, Eichstädt, Passau, Ermeland, Minden u. Halberstadt, theils wegen ihrer besondern Verdienste um die Kirche, theils wegen besonderer, ihrerseits gemachten Zugeständnisse, das P. Dem Fürstbischöfe von Würzburg verlieh solches Benedict XIV. zur Entschädigung wegen der an Fulda abgetretenen würzburgischen Bisthums-Antheile. — Das P. wird nur gegen die Entrichtung einer gewissen Tare, welche nach den Einkünften des Erzbisthums oder Bisthums bemessen wird, verliehen. Hat ein Metropolit, weil er zwei Diözesen vorsteht, ein doppeltes P. vonnöthen, so muß er auch eine doppelte Tare dafür zahlen. — Die Verleihung des P.s geschah von der römischen Kurie immer nur aus sehr wichtigen Gründen, entweder wegen besonderer Verdienste der Person, oder wegen der Wichtigkeit des Bisthums-Sitzes, z. B. in Hauptstädten. Geschah sie nur aus ersterem Grunde, so war das Privilegium nur personell und das Recht, des P.s sich bedienen zu dürfen, ging in diesem Falle nicht auf den Nachfolger über. Wurde es hingegen wegen des bischöflichen Sitzes verliehen, so war das Privilegium reell u. es durften sich dieses Ornaments auch die Nachfolger im Erzbisthume oder Bisthume bedienen. Die Tage, an welchen die Erzbischöfe oder auch gewisse Bischöfe das P. tragen dürfen, sind in der Verleihungs-Bulle bestimmt; übrigens ist den Erzbischöfen ein häufigerer Gebrauch desselben, als den Bischöfen, gestattet.

Palm, Johann Philipp, Buchhändler in Nürnberg, geboren zu Schornsdorf im Württembergischen 1766, kam in seinem 14. Jahre zu seinem Oheim, dem Buchhändler P. in Erlangen, in die Lehre, stand nach geendigter Lehrzeit mehrere Jahre als Diener in der Andrea'schen Buchhandlung zu Frankfurt am Main u. in der Bandenhöfchen in Göttingen, kehrte dann zu seinem Oheim nach Erlangen zurück u. wurde von hier aus durch Heirath Besitzer der Stein'schen Buchhandlung in Nürnberg. Als im Frühjahr 1806 die Flugschrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ erschien, die den Zweck hatte, den Deutschen das Elend vorzustellen, in das sie durch den französischen Despotismus gesunken waren, und sie aufzurufen, sich zu ermannen u. gegen dieselben zu kämpfen, ließ Napoleon dem Urheber u. Verbreiter derselben durch seine Agenten nachspüren. Der Verdacht fiel auf die Stein'sche Buchhandlung, welche die Schrift an eine Buchhandlung nach Augsburg versendet hatte. P. wurde in Nürnberg durch zwei französische Gend'armes arrestirt u. zuerst nach Ansbach, am 22. August aber nach Braunau gebracht, wo sein Prozeß mit solcher Eile betrieben wurde, daß er schon am 26. August durch eine außerordentliche militärische Commission als Verbreiter von Schandschriften gegen den Kaiser Napoleon (eigentlich auf dessen aus-

brücllichen Befehl, ohne rechtliche Untersuchung) zum Tode verurtheilt u. nach 3 Stunden erschossen wurde. — So starb P., unschuldig, als Opfer der Despotie des damaligen Tyrannen von Europa. Uebrigens ist von französischen Offizieren vielfach behauptet worden, nicht Napoleon selbst, sondern Berthier, der die Beileitung des Prozesses u. die Zurückweisung einer weiteren Untersuchung betrieben habe, sei der eigentliche Urheber dieses Justizmordes gewesen. Von vielen Städten und Privatpersonen, worunter selbst der Kaiser u. die Kaiserin Mutter von Rußland, wurden Sammlungen für die Familie P. veranstaltet. Vergl. die Schrift: „Joh. Phil. P., ein Beitrag zur Geschichte des letzten Jahrzehents“ (von Julius Graf Soden), Nürnberg 1814.

Palma, befestigte Hauptstadt der spanischen Insel Mallorca, an der Südküste derselben, ist Sitz des Generalcapitäns u. eines Bischofs, hat einen großen Dom, einen von 2 Citadellen vertheidigten Hafen, eine im gothischen Style erbaute Börse, eine Bank u. 30,000 Einwohner, welche nur wenige Industrie in Seide u. Wolle, dagegen wichtige Schifffahrt u. Handel treiben.

Palma, 1) u. 2) Giacomo, der ältere u. der jüngere, zwei berühmte italienische Maler. Jener, geboren zu Bergamo 1540, ein Schüler u. Nachahmer des Titian, hatte eine korrekte Zeichnung u. viele Zartheit im Kolorit, wobei er der Natur niemals ungetreu ward. Venedig, wo er 1588 starb, hat einen Ueberfluß von Gemälden von ihm, u. auch die deutschen Galerien, besonders die Dresdener u. die Wiener, sind reich an Bildern von ihm. Der jüngere Giacomo P. war 1544 zu Venedig geboren u. starb daselbst 1628. Er bildete sich eine eigene Manier, die jedoch hauptsächlich auf schnelles Arbeiten berechnet war. Die ungeheurere Anzahl seiner Werke setzt in Erstaunen. Unter seine besten Werke rechnet man ein jüngstes Gerichte zu Venedig, auch hat man einige radirte Blätter von ihm, die sehr gut, obgleich nur Stizzen sind. — 3) P., Karl Franz, Erjesuit, Generalvikarius des Domkapitels zu Pesth, Bischof von Kolophon u. Weihbischof von Kalotscha, erwarb sich viele Verdienste um die ungarische Literatur u. starb zu Pesth den 10. Februar 1787 im 52. Jahre. Seine *Notitia rerum Hungaricarum*. 3. Ausg., 3 Bde. Pesth 1785, ist vielleicht einer der besten Entwürfe der ungarischen Geschichte.

Palmarum, s. Palmsonntag.

Palme, *Pal*m, ein Längenmaaß in Norddeutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Belgien und den Niederlanden, zur Messung des Umfanges der Schiffsmasten.

Palmella, Dom Pedro de Souza-Holstein, Marquese u. Duca von P., geb. 1786 zu Turin, war 1808 portugiesischer Gesandter bei den spanischen Cortes zu Cadix, dann bevollmächtigter Minister zu London, ging 1814 zu dem Congresse in Wien als portugiesischer Bevollmächtigter, so wie auch zu dem Congresse zu Paris 1815 u. als Botschafter nach England; 1816 brasilianischer Staatssekretär für das Auswärtige geworden, ging er 1818 nach Paris, um mit dem spanischen Gesandten die Irrungen wegen der Räumung von Montevideo beizulegen. Die Cortesregierung gab ihm die Erlaubniß, auf Reisen zu gehen. 1823 Minister des Auswärtigen und Marquis, entwarf er eine constitutionelle Charte, die ihm den Haß Dom Miguel's so wie der Partei desselben zuzog u. nicht zur Ausführung kam. 1824 ließ ihn Dom Miguel verhaften, doch kam er wieder in Freiheit u. zum Besitze seiner Stellen, bis 1825 die Auflösung des zeitherigen Ministeriums Statt fand, wo P. Gesandter am britischen Hofe wurde. 1827 ward er wieder Minister des Auswärtigen, legte nach der Usurpation Dom Miguel's seine Stelle nieder, übernahm jedoch dieselbe wieder nach der Constitutionirung der Militär-Junta von Oporto, begab sich dahin als Gesandter der Königin Maria da Gloria, ward dort vertrieben u. hielt sich dann für diese Monarchin in London u. Terceira auf. 1830 stand er an der Spitze der Regentschaft zu Terceira, wurde 1832 Minister des Auswärtigen, kam seit 1833 in Ungnade bei Dom Petro, begleitete aber noch im selben Jahre den Admiral

Napier bei seiner Expedition nach Argarien als Commissär der Königin; 1834 wurde er Pair u. Herzog, u. bildete das erste Cabinet der Königin nach Dom Pedro's Tode. 1835 war er unter Saldanha Minister des Auswärtigen. In Folge der Revolution vom 4. November 1836 mußte er nach England flüchten, doch kehrte er bald zurück u. trat auf's Neue in's Ministerium.

Palmen (*Palmae*), eine Pflanzenfamilie aus der natürlichen Classe der Monocotyledonen, mit meist ungetheiltem, baumartigem Stamme (Stumpf), der oft eine außerordentliche Höhe erreicht; die Blätter, bald gefiedert, bald fächerförmig, von parallelen Nerven durchzogen, stehen auf dem Gipfel in mächtigen Büscheln. Die Blüthen sind in eine feste, lederartige oder holzige Hülle eingeschlagen, klein, aber zahlreich. Die Früchte sind beerenartig, oder Steinfrüchte. Der Saft des Stammes liefert den angenehmen P.=Wein. Man kennt 200 Arten, obschon wohl gegen 1000 existiren. Sie gehören der heißen Zone an, sind aber ungleich vertheilt. Südamerika besitzt 127 Arten, Asien nur 34, Afrika 12, Neuhoiland 7. Sie liefern den Bewohnern jener Gegenden die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse: Nahrung, Obdach, Waffen, Hausgeräth. Arten: Die Fächer=P. (*Borassus flabelliformis*), die Rotang=P. (*Calamus Rotang*), Sago=P. (*Sagrus*), Dattel=P. (*Phoenix dactylifera*), Kokos=P. (*Coros nucifera*).

Palmenorden, s. Fruchtbringende Gesellschaft.

Palmerston, Henry John, Baron Temple, Viscount P., geboren 1784 in Irland, aus dem alten Geschlechte der Temple, deren ältere Linie als Herzöge von Buckingham in die englische Pairie kam, wurde in Harrow mit Byron, Peel u. Hobhouse erzogen, kam 1805 in's Unterhaus, wurde 1809 Staatssekretär für den Krieg u. behielt diese Stelle bis 1829, wo Hardinge sein Nachfolger wurde. Seitdem verließ er die Tory's, zu denen er so lange gerechnet wurde, ob er gleich allen Ministerien gebient hatte, bis 1830, wo er mit dem Grafen von Grey als Staatssekretär für das Auswärtige, in das Ministerium trat, u. galt nun für einen Führer der Opposition. 1834 stiftete er die constitutionelle Quadrupelalliance (Frankreich, Portugal, Spanien, England), die so erfolgreich Dom Miguel u. Dom Carlos bekämpfte, verwickelte aber später die orientalischen Angelegenheiten bis zu dem Punkte, daß durch den Vertrag vom Juli 1840 Frankreich aus dem Verbanke der großen Mächte ausgeschlossen wurde u. zog sich durch die indischen u. canadischen Wirren vielfachen Tadel zu. Mit seinem Schwager, Lord Melbourne, trat er 1841 aus dem Ministerium, bekämpfte 1842 — 1844 an der Spitze der Opposition vergeblich R. Peels Korngesetze u. andere Maßregeln u. ist seit Dezember 1842 irischer Pair. Nach der Cabinetskrisis im Dezember 1845, deren Ausgang ihm u. seiner Partei die Hoffnung zur Rückkehr in die Verwaltung raubte, unternahm er eine Reise nach Frankreich, um, wie es schien, die üblen Eindrücke seiner früheren Politik zu verwischen, die ihm möglicherweise bei einer künftigen Minister-Veränderung hinderlich seyn konnten. Gegenwärtig steht er wieder an der Spitze der auswärtigen Verwaltung.

Palmsonntag. Diesen Namen führt der sechste Sonntag in der Fasten, mit dem zugleich die Charwoche (s. d.) beginnt, von der an demselben vor der hl. Messe stattfindenden Palmenweihe u. Prozession, welche beide Ceremonien zur Erinnerung an den feierlichen Einzug Jesu in Jerusalem von Papst Gregor dem Großen angeordnet wurden. Bei der Rückkehr der Prozession zur Kirche ist die Kirchenthüre verschlossen u. wird erst, nachdem der vorgeschriebene Hymnus u. die Responsorien, sowohl von den außerhalb, als von den innerhalb der Kirche befindlichen Chören abgesungen sind u. dreimal von dem Subdiakon, welcher das Kreuz trägt, mit diesem an die Kirchthüre geklopft worden ist, wieder eröffnet. Dieser letzteren Ceremonie liegt der Sinn zum Grunde: daß, gleichwie durch die Sünde uns die Pforte des Himmels verschlossen, sie durch den Tod unseres Heilandes wieder geöffnet worden ist. Nebstdem wird an diesem Tage die Passion nach dem hl. Evangelisten Matthäus gelesen oder gesungen; am darauf folgen:

den Dienstage ist dann die Passion nach dem hl. Evangelisten Markus, am Mittwoch nach Lukas u. am Charfreitage nach Johannes. In frühester Zeit hieß dieser Sonntag *Dominica competentium*, weil die Katechumenen an diesem Tage zusammen um die Taufe baten, welche ihnen der Bischof am folgenden Sonnabende ertheilte, u. da man an eben demselben Sonntage den Katechumenen das Haupt wusch, so nennen ihn auch einige Sacramentarien *Dominica in capitulatio*. Im Oriente bewilligten die Kaiser an diesem Tage Nachlassungen von Strafen, daher der Name „Nachlassungs-Sonntag.“

Palmyra (syrisch *Thamar* oder *Thadmor*, d. h. Palmenstadt), war im Alterthume eine große u. berühmte, von dem jüdischen Könige Salomo erbaute Stadt in Oberkyrien, in einer von Sandwüsten umgebenen, fruchtbaren Gegend, zwischen Damaskus u. dem Euphrat, von diesem eine Tagreise u. von Babylon sechs Tagreisen entfernt u. an der, aus dem östlichen Asien nach Damaskus führenden, Handelsstraße gelegen. Sie diente als Stapelplatz für den Handel von Osten nach Westen u. als Vormauer des jüdischen Landes gegen den Euphrat u. die Räuberhorden. Nach seiner ersten Zerstörung durch Nabuchodonosor wurde P. schöner wieder aufgebaut u. nach Seleukia's Falle sein Handel noch blühender. Herrliche Paläste, die Zeugen des Reichthums u. der Prachtliebe der Einwohner, erhoben sich, deren Ruinen in der Mitte des 18. Jahrhunderts von den Engländern entdeckt wurden. — Nach dem Verfall des israelitischen Reichs bildete P. mit seinem Gebiete, *Palmyrene*, einer fast ganz sandigen, nur Oasen enthaltenden, aber an Palmen reichen Landschaft, einen eigenen Staat, um den sich Römer u. Parther längere Zeit stritten, bis er unter Trajan völlig unter römische Herrschaft kam. Im 3. Jahrhunderte n. Chr. machte Odenatus, ein reicher Palmyrener, P. zu einem eigenen Reiche. Odenatus hatte nämlich dem in P. einfallenden Perserkönige Sapor Geschenke gebracht, dieser aber ließ dem Odenatus als Frechheit ausgelegt u. dem Geber dafür eine Strafe angedroht. Da zog Odenatus ein Heer zusammen, fiel den Nachzug des persischen Heeres an und warf den König über den Euphrat zurück. Ihn, der so dem römischen Reiche genützt hatte, u. dem er auch unverbrüchlich treu geblieben war, ernannte der Kaiser Gallienus u. der Senat zum Augustus u. ertheilte ihm die Regierung des Orients. Er wurde, angeblich auf Gallienus Befehl, 267 v. Chr. ermordet. Sein Reich ging von der Gegend um Damaskus nordöstlich bis an den Euphrat, mitten durch die Wüste, mit vielen Städten, wozu er noch Striche am Libanon, von Emesos zc. u. Palästina zog. Ihm folgte seine Wittve Zenobia, die zwar von Rom aus nicht anerkannt wurde, aber sie regierte im Namen ihrer unmündigen Söhne Herennianus u. Timolaus, denen sie den Kaisertitel beilegte. Sie eroberte Aegypten u. Mesopotamien u. erweiterte ihre Herrschaft in Nord-Syrien u. in einem Striche von Klein-Asien. 273 wurde sie vom Kaiser Aurelian in 2 Schlachten geschlagen u. P. belagert, bei der Einnahme der Stadt gefangen u. nach Rom geführt, u. P. den Römern unterworfen. — Jetzt befindet sich daselbst ein, aus nur etlichen 30 Lehmhütten bestehender Ort, *Thadmor*.

Pampas (in der Quichua-Sprache s. v. a. *Thal*, Ebene), heißen die großen, nur mit einer üppigen Vegetation von Gräsern bedeckten, Ebenen im Osten von Peru u. im Gebiete des Rio de la Plata. Millionen von Rindern u. Pferden, Mauleseln u. Schafen u. zahlreiche andere Thiere schweifen auf ihnen herum. Die Bewohner, theils Gauchos (span. Abkunft), theils Indianer, nähren sich, im halbcivilisirten Zustande, von Viehzucht u. Jagd.

Pampbillien hieß im Alterthume eine von Hügeln durchzogene Landschaft in Kleinasien, östlich an Cilicien, südlich an das mittelländische Meer, westlich an Lycien u. nördlich an Paphlagonien u. den Taurus gränzend, mit den Städten: Side, Atalia u. Perge. P. wurde von Alexander dem Großen erobert u. bildete nach der Theilung seines Reiches eine bedeutende Provinz, welche, nebst Phrygien und Lycien, dem Antigonos (s. d.), zufiel. 78 v. Chr. kam es unter die Herrschaft der Römer.

Pamphilus, 1) ein berühmter Maler aus Macedonien, zur Zeit Philipps u. Alexanders des Großen, der Wiederhersteller der berühmten Malerschule zu Sicyon. Er war ein Schüler des Eupompus u. der erste gelehrte Maler, der besonders die Geometrie verstand u. diese für nothwendig zu der Malerkunst erklärte. Durch sein Ansehen brachte er es dahin, daß erst zu Sicyon u. hernach in ganz Griechenland die freigeborenen Bürger söhne, welche sich der Malerkunst widmen wollten, sich vorher im Zeichnen unterrichten lassen mußten, daß auch die Malerei zu der ersten unter den freien Künsten erklärt wurde. Er hat auch die enkaustische Malerei getrieben u. den Pausias aus Sicyon in derselben unterrichtet, der sich zuerst in ihr hervorthat. Apelles war sein Schüler. — 2) P., Presbyter zu Cäsarea, legte daselbst eine große Bibliothek an u. stiftete eine Schule, worin er in der Erklärung der hl. Schrift Unterricht gab. Von dieser versfertigte er viele Ausgaben, nach dem Muster des Origenes, von dem er ein großer Verehrer war, u. man bediente sich in Palästina u. Syrien vornämlich der Abschriften der Bibel, die er besorgt oder gebessert hatte. Er schrieb eine Apologie des Origenes u. erduldet 309 den Märtyrertod.

Pampo von Nitria, der Heilige, schloß sich schon in seiner Jugend an den heiligen Einsiedler Antonius in der Wüste an, bestrebte sich aus allen Kräften, die Lehren, die ihm derselbe ertheilte, zu befolgen und ragte bald durch unermüdliches Ringen nach jeder Vollkommenheit vor allen Uebrigen hervor. Eines Tages fragte er einen Einsiedler über die Bezähmung der Zunge um Rath; dieser gab ihm den ersten Vers des 38. Psalms zur Antwort: „Ich habe bei mir selbst gesagt, ich will über mich in allen Dingen wachen, damit ich nicht durch meine Zunge sündige.“ Pampo hatte nicht sobald diese Worte gehört, als er in seine Zelle zurückkehrte, ohne noch den zweiten Vers hören zu wollen, indem er sagte, dieß sei genug für einmal, er wolle diese Lehre zuerst in Ausübung zu bringen suchen. Um diesen Vorsatz desto sicherer auszuführen, beobachtete er beständiges Stillschweigen, oder, wenn er genöthigt war, auf Etwas zu antworten, that er es erst, nachdem er alle Worte genau erwogen hatte. Oft überlegte er Tage lange, was er denen für Antworten geben sollte, welche ihn um Rath fragten. Er erlangte daher auch in dieser Tugend eine Vollkommenheit, die ihn dem heiligen Antonius gleich setzte, oder fast noch über diesen erhob. Alle seine Reden waren so flug u. weise, daß man ihn wie einen Gesandten des Himmels anhörte. Die Pflicht zu arbeiten, welche der heil. Antonius besonders oft seinen Schülern als eine Gelegenheit zur Buße, und als ein Mittel, den Müßiggang zu vermeiden u. die Seele in den Andachtsübungen zu stärken, einschärfte, befolgte P. mit aller Genauigkeit, Nichts mehr befürchtend, als einen Augenblick der kostbaren Zeit zu verlieren. — Der treue Diener Gottes liebte so sehr die Demüthigung, daß er 3 Jahre lange zu dem Himmel flehete, ihm vor den Menschen keine Ehre zu geben, sondern ihn vielmehr in Verachtung sinken zu lassen. Gott verherrlichte ihn dennoch in seinem Leben, verlieh ihm aber auch die Gnade, daß er sich seines Ruhmes nur zur tiefen Begründung in der Demuth bediente. Der heil. Antonius, die Herzensreinheit seines Schülers und dessen Gewalt über seine Leidenschaft bewundernd, pflegte von ihm zu sagen, die Furcht Gottes habe ihn zum Heiligthum des heil. Geistes eingeweiht. Endlich zog der heil. P. in die Wüste Nitria u. brachte einige Zeit in dem Zellenkloster zu, wo der gelehrte Kirchenschriftsteller Rufin im Jahre 374 seinen Segen empfing. Als die heil. Melania die Aeltere Aegyptens Einsiedler besuchte, ging sie auch in das Kloster von Nitria, um den heil. P. zu sehen. Sie fand ihn sitzend arbeiten u. mit Fertigung von Matten beschäftigt. Die fromme Pilgerin bot ihm 300 Pfund Silber an zur Unterstützung der dürftigen Brüder, worauf der heil. Abt, ohne seine Arbeit zu unterbrechen, oder nur aufzublicken, ihr sagte, Gott werde sie für ihre Liebe belohnen; zugleich aber gab er seinem Schüler Origenes die Weisung, das erhaltene Geld unter die Brüder in Libyen und auf den Inseln zu vertheilen, deren Klöster sehr arm waren. Melania, immer noch vor ihm stehend, bemerkte hierauf: „Weißt du auch, mein

Water, daß es 300 Pfund Silber sind?" „Derjenige, meine Tochter," war die Antwort des heil. Abts, „dem du dieses Geschenk gemacht hast, hat nicht nöthig, daß du ihm sagest, wie schwer es wiegt. Wenn du es Gott dargebracht hast, der die zwei Pfennige der armen Wittve nicht verschmäht, und sie sogar höher geschätzt hat, als die größten Geschenke der Reichen, so spreche nicht ferner davon." Auf Bitten des heil. Athanasius verließ der heil. P. seine Wüste u. kam nach Alexandrien, um, der Gottheit Jesu Christi Zeugniß gebend, die Arianer zu beschämen. Als er in dieser Stadt eine Schauspielerin erblickte, die sich für das Theater geschmückt hatte, weinte er bitterlich, und da man ihn um die Ursache seiner Thränen fragte, sagte er, daß er über den betrübten Zustand der Seele dieses Weibes u. über ihre Lauigkeit in dem Dienste Gottes weine. „Und wie," fügte er bei, „ist es möglich, daß ich mich weniger bemühe, Gott zu gefallen, als diese Unglückselige sich bestrebt, der Anschuld Schlingen zu legen." — Da einst der Abt Theodor den heil. P. bat, ihm einige Belehrungen zu ertheilen, sagte ihm dieser: „Gehe hin und übe Barmherzigkeit u. Liebe gegen alle Menschen. Die Barmherzigkeit läßt vor Gott Vertrauen finden." Der Priester von Nitria erhielt auf die Frage, wie die Priester leben sollen, zur Antwort: „Sie sollen in der Arbeit, in der Uebung aller Tugenden leben, ihr Gewissen vor jedem Flecken bewahren und besonders sich hüten, ihrem Nächsten Aergerniß zu geben." Einige Zeit vor seinem Tode sagte er: „Seit ich in die Wüste gekommen bin, und mir da eine Zelle erbaut habe, erinnere ich mich nicht, anderes Brod gegessen zu haben, als welches ich mir durch meine Arbeit verdiente, noch jemals ein Wort geredet zu haben, das ich in der Folge Ursache gehabt hätte, zu bereuen. Ich gehe indes doch zu Gott hin, wie ein Mensch, der noch nicht angefangen hat, ihm zu dienen." — Der heil. P. starb, 70 Jahre alt, ohne Krankheit u. ohne Schmerz, mit Verrichtung eines Korbes beschäftigt, den später die heil. Melania erhielt u. ihn als ein kostbares Andenken dieses heiligen Einsiedlers bis zu ihrem Tode bewahrte. Jahrestag der 6. September.

Pan, ein alter arkadischer Hirtengott, von gänzlich unbekannter Abkunft; mehr als zwanzig Elternpaare werden ihm gegeben, wie Zeus u. Deneis, Merkur u. Dryopis, Penelope u. alle ihre Freier zumal, welches recht auffallend beweist, wie wenig man von ihm selbst gewußt. Er war von besonders häßlicher, komischer Gestalt, stark behaart, bocksfüßig; seine auffallenden Eigenschaften machten ihn den Nymphen gefährlich, wie viele seiner meistens glücklichen Abenteuer zeigen, indem seine Häßlichkeit nur Anfangs abschreckte. Als ländliche Gottheit ward er von den Jägern, Hirten u. Bauern verehrt. Er ist überhaupt einer der größten Götter im Phallosdienst, der aus Aegypten nach Griechenland kam; dorthier schreibt sich auch die Verehrung des P., denn er gehörte in Aegypten zu den acht großen Göttern, hatte daselbst Tempel, geheiligte Thiere (den Beck Mendes) ganze Städte die ihm geweiht waren (Chemmis oder Panopolis), und scheint überhaupt hoch in Ehren gewesen zu seyn, wie alle Gottheiten, welche vorzugsweise auf Zeugen u. Empfangen hindeuten, in den Morgenländern immer als die mächtigsten Naturkräfte verehrt wurden. Der griechische P. befand sich auch unter dem Heere des Bakchos, und soll dieses aus einer verzweifelten Lage durch seine List gerettet haben; bedroht von ungeheurer Uebermacht, ließ er dasselbe, einem Felsgebirge gegenüber, plötzlich ein allgemeines Kriegsgeschrei erheben, wobei Seemuscheln, als Trompeten gebraucht, den gewaltigen Lärmen noch vermehrten; die Stille der Nacht, in welcher dieses geschah, und das absichtlich gewählte Echo machte einen so heftigen Eindruck auf die Feinde, daß sie flohen und dem Bakchos das Schlachtfeld überließen. Des P. andere kühne oder listige Streiche sind nicht mehr gegen Kriegsheere, sondern nur noch gegen die Heere der Hirtenmädchen gerichtet; nur eine unglückliche Liebschaft hatte er, mit der Syrinx: diese floh seine Nähe u. bat endlich die Götter, sie zu verwandeln; es ward ihr gewährt, und am Flusse Labon, da, wo sie gestanden, sproß Schilfrohr empor; P., betrübt darüber, schnitt sich die jungen Schößlinge ab u. machte sich die Hirtenflöte daraus, welche er, zum An-

denken an die Geliebte, Syrinx nannte. Minder spröde war die schöne Echo, selbst die keusche Luna, gegen ihn. — Die Verehrung dieses Gottes war sehr allgemein, sie verbreitete sich über ganz Griechenland u. Italien und viele ländliche Feste waren ganz allein diesem Hirtengott geweiht, der nicht nur einzelne Tempel u. Altäre, sondern fast bei jedem Ort heilige Haine u. Statuen hatte.

Panätius, ein berühmter stoischer Philosoph, aus Rhodus gebürtig, lebte zu Rom u. war daselbst Lehrer u. Freund mehrerer großen Männer, wie z. B. des jüngern Scipio Africanus, des Cälius u. A. Er wich übrigens in einzelnen Lehrrägen von der stoischen Schule ab, machte die Physik zum ersten Theile der Philosophie, hielt die Seele für sterblich, theilte die Tugend in eine theoretische u. praktische u. m. a. Cicero führt verschiedene Werke u. Lehrräge von ihm an u. gesteht, daß er in seiner Schrift „de officiis“ größtentheils dem P. gefolgt sei u. nur hin u. wieder Verbesserungen vorgenommen habe.

Panama, Landenge von. Diese ist die längste aller Landengen, nächst der von Suez (s. d.) auch die wichtigste der Welt. Von Tehuantepec, wo er an Nordamerika gränzt, bis zum Ende des Golfes von Darien, wo er an Südamerika anschließt, beträgt die Länge dieses Isthmus 575 franz. Lieues, er erstreckt sich in gerader Richtung von W. N. W. gegen O. S. O. Im Allgemeinen ist er wenig durchforstet, doch sind die Punkte, wo er am schmalsten ist, bekannt. Der Gedanke, den Ocean u. das stille Meer hier mit einander zu verbinden, entstand bereits kurze Zeit nach der Entdeckung von Amerika. Columbus selbst war bekanntlich der Meinung, nicht einen neuen Continent, sondern einen Theil von Asien entdeckt zu haben. Bis in die jüngste Zeit suchte man eine Durchfahrt u. Cortez beschäftigte sich nach der Eroberung Mexiko's eifrig damit; nach Anleitung des Montezuma, der ihm die Mündung des großen Flusses Guasacualco bezeichnete, gründete Cortez in Tehuantepec eine große Niederlassung, von wo eine, wenn auch rohe, Verbindung mit der jenseitigen Küste bewerkstelligt ward. Bereits 1521 trug er darauf an, die Durchfahrt, welche er nicht zu finden vermochte, durch einen Kanal zu ersetzen; als Philipp II. jedoch zur Regierung kam, ließ man den Plan fallen, der erst unter Karl VI. wieder aufgenommen wurde, u. mehrere Entwürfe wurden der Regierung vorgelegt. Von 1798 wurden einige Verbindungen über den Isthmus angelegt, die nun auch noch heute benützt werden. Die unabhängigen Staaten von Centralamerika beschäftigen sich zwar eifrig mit dem Kanalbau, aber die Eifersucht der großen Mächte, besonders England's, gegen Nordamerika, das freilich hauptsächlich hiedurch gewinnen würde, hindern die Ausführung des Projekts, welches, trotz seiner voraussichtlichen Rentabilität, nur unter Garantie irgend einer Großmacht von einer Actiengesellschaft würde ernstlich in Angriff genommen werden. Für den Welthandel wäre nur ein Kanal, und zwar ein für Seeschiffe fahrbarer, von Werth; Eisenbahn oder Chaussée wären, der doppelten Umladung wegen, für den Welthandel nur von geringem Nutzen. Ein Kanal, würde auf den Reisen von Europa nach der ganzen Westküste von Amerika, nach gewissen Breiten von Australien, nach Neuseeland, den Marquesas-, Gesellschafts- u. Sandwichinseln, überhaupt bei allen Reisen, welche jetzt eine Umseglung des Kap Horn nothwendig machen, benützt werden. China ist über P. 230 Grade, auf der andern Straße, den Umweg um Afrika abgerechnet, 130 Grade von uns entfernt. Mit dem Umwege um Afrika beträgt der Weg 6120 Stunden, über P. 6770 Stunden. Der Nachtheil der größeren Entfernung wird aber durch andere Vortheile der Westfahrt mehr als aufgehoben, da die Schiffe dann die Passatwinde wie durch den Golfstrom für sich hätten u. hiedurch etwa 14 Tage gewinnen würden, da auch die Meere, die bei der Westfahrt zu berühren wären, fast durchaus gefahrlos sind. Die Rückreise nach Europa könnte aber dann keines Falls durch den Kanal von P. geschehen, eben wegen der Golfströmung u. der Passatwinde. Die Amerikaner hätten übrigens noch weit größere Vortheile, wegen ihrer lebhaften Verbindung mit China u. allen Küstenländern des stillen Ocean, außerdem könnten sie auf dem Seewege sodann das

Oregongebiet weit leichter erreichen. Von New-York oder von Boston nach Kanton beträgt die Entfernung um das Vorgebirge der guten Hoffnung 6220 Stunden, über den Isthmus 5800 Stunden. Im Allgemeinen sind die Vortheile einer Durchstechung des Isthmus von P.: rasche Verbindung Europa's u. Nordamerika's mit den östlichen Küsten der neuen Welt, Erleichterung u. Abkürzung der Reise nach China für die Havanna u. die vereinigten Staaten, ungemein erleichterte Colonisation von Oregon u. den Inseln des großen Ocean's, Beförderung des Pelzhandels u. des Walfischfangs. Die Höhe, welche durchzustechen wäre, ist nicht sehr beträchtlich. Die Landenge ist freilich von einer Menge steiler Berge, worunter viele Vulkane, die den Boden häufig erschüttern — wodurch dann noch die Frage entsteht, ob nicht die Natur selbst die Anlegung von großen Werken mit Tunnels in diesen Gegenden unmöglich gemacht hat — durchschnitten, das Gebirge enthält jedoch Querthäler, in denen der Kanal fortgeführt werden könnte. Diese Möglichkeit ergibt sich namentlich an den fünf schmalsten Punkten, an denen allen man auch Kanalbauten projectirt hat. 1) Isthmus von Tehuantepec, mit den Flüssen Guahacualco u. Chimalapa, von denen sich der eine in den atlantischen Ocean, der andere in das stille Meer ergießt. Die Breite beträgt hier 53 Stunden. 2) Die Honduras-Bai, mit mehreren Flüssen, die nahe am stillen Meere entspringen u. in den atlantischen Ocean münden; Breite 50 Stunden. 3) Der See von Nicaragua, von dem der schiffbare San Juan de Nicaragua in den atlantischen Ocean fließt. Die Breite beträgt etwa 63 Stunden, wird aber durch Seen u. Flüsse um ein Bedeutendes vermindert. Der Isthmus von P. im engeren Sinne, der bei P. eine Breite von nur 16 Stunden hat. 5) Der Golf von Darien, an dem Punkte, wo der Atrato in den Ocean fällt. Die Entfernung von Meer zu Meer beträgt hier 100 — 125 Stunden. Das Resultat der verschiedenen Nivellements ist, daß eine Verbindung beider Meere durch eine Chaussee, eine Eisenbahn oder einen für größere Stromschiffe (Piroggen) schiffbaren Kanal sich an allen diesen Punkten leicht herstellen läßt, dagegen für einen Seekanal nur die unter 3 u. 4 genannten Punkte in Berücksichtigung kommen können. Nun kommt aber noch in Frage, ob man bei der dünnen u. im Ganzen arbeitscheuen Bevölkerung jener Gegenden die nöthige Anzahl von Arbeitern austreiben könnte; die erforderlichen Handwerker u. Bergleute müßte man jedenfalls aus Europa kommen lassen. Für Europäer ist aber das Klima höchst gefährlich u. um so gefährlicher, da die Arbeiten in sumpfigen Niederungen geschehen müssen, auch die eigenthümliche Erscheinung vorkommt, daß durch das Aufreißen des Bodens in diesen Breiten giftige Dünste entstehen. In der Morgenzeit vom Mai bis October müssen die Arbeiten ruhen. Die Kosten wären, da der Kanal wenigstens 122 englische Fuß auf dem Wasserspiegel breit seyn müßte, sehr bedeutend, annähernd 32 Millionen Thaler. Doch würde auch der Ertrag ein bedeutender seyn, denn von den 2500 Schiffen mit einer Million Tonnenlast, welche jährlich im Kap Horn segeln, würden gewiß 2 Drittel den Weg durch den Kanal vorziehen, die, wenn auch nur pr. Tonne 10 Franken, eine Brutto-Einnahme von 6,667,000 Franken einbrächten.

Br.

Panard (Charles François), Dichter, geboren zu Courville bei Chartres 1690, starb zu Paris 1765. Seine Werke enthalten 5 Lustspiele, 13 Trauerspiele u. vermischte dichterische Aufsätze, als: Fabeln, anacreontische Oden, Sinngebichte, Madrigale, Allegorien, Cantaten, Vaudevillen. Man findet in diesen kleinen Gedichten zwar viele Fehler gegen die Sprache u. Poesie, man wird dafür aber durch Leichtigkeit der Versifikation, viel Gefühl und gesunde Philosophie schadlos gehalten. Im Vaudeville namentlich war er classisch. Ausgabe seiner Werke, Paris 1763. 4 Bde. Auswahl aus denselben von Armand Gouffé, Paris 1803. 3 Bde.

Panathenäen, hießen die von Erichthonius gestifteten, vornehmsten Feste der Athener zu Ehren ihrer Schutzgöttin Athene, früher Athenäen genannt. Den Namen P. erhielten sie, als Theseus die 12 Dämonen in der Stadt vereinigte. Es

gab große, die nur alle 4 Jahre am 28 Hekatombäon, u. kleine, welche jährlich gefeiert wurden. An den ersteren wurde das von Jungfrauen gewebte, golddurchwirkte Obergewand (Peplos) in feierlichem Aufzuge nach der Akropolis gebracht u. der Statue der Göttin umgelegt. Bei beiden wurden dreitägige Festspiele gehalten: am 1 Tage Wettrennen mit Fackeln, am 2. gymnastische Übungen, am 3. musikalische, poetische u. dramatische Wettkämpfe; die von den 10 Kampfrichtern zuerkannten Preise waren ein Kranz von Delzweigen und Gefäße voll heiligen Oels. Das Fest beschloffen große Opfer. An demselben wurden Gefangene losgegeben u. Arme reich beschenkt.

Pandoucke, eine berühmte französische Buchhändlerfamilie, deren Stammvater, André Joseph, Buchhändler zu Lille, geb. 1700, verschiedene Schriften (Dictionnaire des proverbes franc.; Manuel philos. etc.) herausgab u. 1753 zu Paris starb. — Sein Sohn, Charles Joseph, geb. zu Lille 1736, übersiedelte nach Paris, u. machte sich nicht allein durch große typographische Unternehmungen, sondern auch durch französische Uebersetzungen des Lucrez, Tasso, Ariost, Abhandlungen ic. vortheilhaft bekannt. Zu der Encycl. méthod., die er verlegte, entwarf er selbst den Plan. Er starb 1799. — Charles Louis Fleury, Sohn des Vorigen, Buchhändler zu Paris, geboren daselbst 1780, gestorben zu Fleury 1844, ebenfalls rühmlichst bekannt durch zahlreiche wissenschaftliche, zum Theil sehr großartige Verlagsunternehmungen, als Schriftsteller besonders durch die Uebersetzung des Agricola von Tacitus (1804), dessen Germania, mit ausführlichem Commentar (1824), dann sämmtlicher Werke des Tacitus (1831 ff.), ferner durch die Schrift „L'île de Staffa“ (1831).

Pandaemonium hieß 1) in der späteren Zeit der griechischen Mythologie ein gemeinschaftlicher Tempel für die Halbgötter oder Dämonen (s. d.); 2) versteht man darunter den Inbegriff aller übermenschlichen Wesen, namentlich der bösen Geister, das Reich des Satans.

Pandareus, Sohn des Merops, aus Milet auf Kreta, Freund u. Gehülfe des Tantalos (s. d.), leistete diesem bei allen seinen Räubereien Gesellschaft und war auch nicht gewissenhaft, wenn es darauf ankam, für ihn falsch zu schwören. Einst hatte er den goldenen Hund gestohlen, welcher den Tempel des Zeus bewachen sollte; er gab ihn dem Tantalos, dieser aber schwur ihn späterhin geradezu ab, weshalb Zeus ihn vom Berge Sipylus herabstürzte; P. ward in einen Stein verwandelt. Seiner Töchter Pamiro und Rhytia nahmen sich die Göttinnen an; Juno gab ihnen Schönheit und Verstand, Diana Größe u. Erhabenheit, Minerva alle Künste, Venus ging zum Olymp, um sich Männer für sie zu erbitten; unterdessen aber wurden sie von den Harpyen geraubt und den Furien übergeben.

Pandaros, 1) Sohn des Lykaon, ein vortrefflicher Bogenschütze aus Lykien u. derjenige, der, nach geschlossenem Bündnisse zwischen Trojern und Griechen, Minerva (der dieser Friede höchst zuwider war, indem sie Troja's Untergang verlangte), ermunterte, durch einen Schuß auf Menelaos den Bund zu brechen. — 2) Sohn des Alkanor, Bruder des Bitias, und mit diesem im Haine des Jupiter durch die Nymphen Jaera erzogen, gelangte zu außerordentlicher Größe und Stärke. Als Turnus die Verschanzungen der Trojer bestürmte, öffneten die beiden Brüder das ihrer Mutter vertraute Thor, stellten sich mit ihren blanken Waffen zu beiden Seiten desselben u. schmetterten Alles nieder, was sich verwegen ihnen nahte, doch küßten sie ihre Kühnheit mit dem Leben: — Bitias ward von einem Felsblock zerschmettert, den Turnus auf ihn warf u. den zwei Stiere nicht fortgezogen hätten, P. aber fiel von seinem Schwerte mit gespaltenem Haupte.

Pandekten auch Digesten genannt, sind ein Theil des corpus juris (s. d.) u. enthalten eine Sammlung des gesammten, zu Justinians Zeiten geltenden Rechts. Außer den auf Justinians Befehl bearbeiteten Institutionen u. dem Codex ließ er nämlich durch 17 rechtskundige Männer, theils Professoren, theils Praktiker, an ihrer Spitze Tribonian, diese P. aus den Schriften von 39 Juri-

sten anfertigen. Diese entledigten sich schon nach 3 Jahren ihres Auftrags und so wurden denn die P. mit den Institutionen, (s. d.) am 30. Dezember 533 als Gesetze öffentlich bekannt gemacht. Der Kaiser bezweckte durch seine Rechtsammlungen zweierlei: einmal wollte er durch passende Zusammenstellung des brauchbaren Inhalts aller geltenden, bis dahin aber zerstreuten u. den Meisten unzugänglichen, Rechtsquellen eine gründliche juristische Bildung fördern, sodann aber der bisherigen Rechtsunsicherheit ein Ende machen, indem er alles im *corpus juris* enthaltene Recht als von ihm selbst ausgegangen betrachtet wissen wollte. Uebrigens wurden die P. nicht in ihrer Vollständigkeit in Deutschland aufgenommen, sondern alle diejenigen Gesetze gelten für uns nicht, welche 1) Institute betreffen, die bei uns nicht mehr vorkommen, z. B. Sklaverei; 2) welche das öffentliche Recht betreffen; 3) welche von den Glossatoren, d. h. den Bearbeitern des römischen Rechts im Mittelalter, nicht anerkannt worden sind; endlich 4) darf man das Pandektenrecht (überhaupt das römische) nicht anwenden auf Rechtsinstitute rein deutschen Ursprungs. In dieser Beschränkung aber gilt das römische Recht noch heutzutage in ganz Deutschland (mit Ausnahme Oesterreichs), aber untermischt mit Regeln des neueren Gebrauchs u. vielfach modifizirt durch Einzelgesetze der verschiedenen Länder.

Pandemos, ein Beinamen der Venus, ursprünglich nicht die gemeine *Vulgivaga*, sondern die allen attischen Stämmen (*Demos*) gemeinsame, unter welchem Namen ihr von Theseus in Athen ein Tempel erbaut ward. In der Folge aber verband sich mit diesem Namen der obige Begriff einer feilen Buhlerin.

Pandora (wörtlich: die von Allen Beschenkte), war in der Mythologie der Griechen ein wunder schönes, von Vulkan geformtes, von allen Göttern mit den reichsten Gaben ausgerüstetes Weib, das Zeus zum Verderben des Menschengeschlechtes auf die Erde sandte. Er hatte ihr eine Urne mitgegeben, in welcher alle Uebel verborgen waren, u. sie dem Epimetheus geschickt. Obwohl Prometheus ihn gewarnt, nahm er doch die Schöne an u. bei Oeffnung der Urne flogen alle Krankheiten und Sorgen heraus; nur die Hoffnung blieb dem verzweifelnden Menschen.

Pandore, **Pandurina**, ein kleines, lautenähnliches, bei uns nicht gebräuchliches Instrument, nur mit vier Saiten bezogen, womit der Gesang begleitet wurde, soll schon in Aegypten u. bei den Griechen, aber nur mit drei Saiten, üblich gewesen seyn. Jetzt findet man die P. noch in Polen u. in der Ukraine. Man nennt sie wohl auch **Mandore** (s. d.) u. unterscheidet dann die italienische von der englischen durch die Anzahl der Saiten, indem diese deren mehr, als jene, hat.

Panduren (nach Einigen so genannt von dem Instrument **Pandore** (s. d.) welches man häufig bei ihnen findet; nach Anderen von einem niederungarischen Dorfe **Pandur**) heißt die unregelmäßige ungarische Miliz zu Fuß, mit Mantel, langen ungarischen Beinkleidern u. Mütze bekleidet, mit langer Flinte, ungarischem Säbel, 2 türkischen Messern u. 2 Pistolen bewaffnet. Sie erschienen zuerst in österreichischen Diensten im spanischen Successionskriege, dann im österreichischen Erbfolgekrieg u. 7jährigen Kriege in Deutschland u. machten sich besonders in Bayern durch Raubsucht u. Grausamkeit bekannt. Ihr Hauptmann hieß **Harun Pascha**. Sie vertauschten späterhin ihren Namen mit dem der Kroaten oder Gränzregimenter, unter welchen sie gegenwärtig, als reguläre Infanterie und braun uniformirt, dienen.

Panegyrikus (griech.), eine feierliche Rede, wie solche bei Volksversammlungen, öffentlichen Spielen, namentlich den olympischen, gehalten wurden; dann überhaupt eine Lobrede, wobei die geschichtliche Wahrheit der Schilderung der Person oder Thatsache nachsteht. Wir finden solche Lobreden bei den Griechen, namentlich bei Isokrates (s. d.). Die solche Reden hielten, hießen **Panegyristen**. Die römische Beredsamkeit des 3. u. 4. Jahrhunderts lieferte nur solche Lob- u. Brunkreden, deren Verfasser **Panegyriker** hießen.

Panharmonikon, ein vom Mechaniker Johann Mälzel (geb. 1776 in Regensburg) ausgeführtes oder erfundenes Instrument, welches beinahe ein vollständiges Orchester nachahmt u. vermittelt Walzen u. Blasebälgen in Bewegung gesetzt wird. Die Töne entstehen durch die Instrumente selbst u. die Kraft u. Bestimmtheit derselben erregt Bewunderung. Es wurde mit entschiedenem Beifalle zuerst in Wien 1812 gehört. Mälzel ist auch Erfinder des Taktmessers; ganz irrthümlich werden daher beide Erfindungen seinem Bruder, dem k. k. Hofmaschinisten Leonhard Mälzel in Wien, zugeschrieben, welcher zwar später auch ein Harmonikon u. Taktmesser verfertigt hat, ohne jedoch auf deren Erfindung Anspruch zu machen, wie solches von ihm selbst dem Mittheiler dieses berichtet ist. Hebenstreit.

Panier, s. **Banner**.

Panin, Nikita Iwanowitsch, Graf von, kaiserlich russischer Staatsminister, geboren 15. September 1718, der Sohn eines General-Lieutenants unter Peter I., dessen Familie aus Lucca in Italien abstammte, diente Anfangs bei der Garde der Kaiserin Elisabeth, wurde Kammerherr u. kam 1747 als bevollmächtigter Minister nach Kopenhagen u. zwei Jahre darauf nach Stockholm. Bei seiner Rückkunft wurde er zum Gouverneur des Großfürsten Paul Petrowitsch ersehen, u. als Katharina II. 1762 den russischen Thron bestieg, stellte sie ihn an die Spitze des russischen Ministeriums. Die denkwürdigsten Ereignisse, an denen er von jetzt an, 20 Jahre nach einander, einen vorzüglichen Antheil hatte, sind die verschiedenen Traktate, die er mit auswärtigen Mächten schloß; der Krieg wider die Türken, welchen die Unruhen von Polen veranlaßten; die Vertauschung des Herzogthums Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg u. Delmenhorst zum Vortheile der jüngeren Linie des Hauses Holstein-Gottorp; der glorreiche Friede mit der Pforte; die Mediation von Rußland beim Frieden von Teschen; endlich die bewaffnete Neutralität. Alle diese Begebenheiten wurden größtentheils durch seine Thätigkeit ins Werk gesetzt und durch seine Arbeiten vollendet. Alle Instruktionen für die commandirenden Generale u. auswärtigen Minister u. die ganze Korrespondenz mit den fremden Höfen wurden von ihm selbst entworfen. In den öffentlichen Angelegenheiten handelte er hauptsächlich nach folgenden Grundsätzen: der Staat muß beständig seine Würde, ohne Beeinträchtigung anderer, erhalten; ein so großes Reich, wie Rußland, hat nicht nöthig, zur List und Verstellung seine Zuflucht zu nehmen u. die offenste Freimüthigkeit muß die Seele des Verhaltens seines Ministeriums seyn. Er behandelte die Geschäfte gerne mit derjenigen Sanftheit u. angenehmen Leichtigkeit, welche den Charakter seiner tugendhaften Seele ausmachten. Ueberall bewies er große Festigkeit. Wenn eine Sache das Wohl des Staates betraf, so konnten ihn weder Versprechungen, noch Drohungen erschüttern. Er rieth nur, wovon er überzeugt war, daß es gut sei, u. widersprach in diesem Falle sogar seiner Fürstin. Mit gesundem Verstande verband er eine scharfe Urtheilskraft, Menschenkenntniß u. die Gabe der Uebersetzung. Er starb den 11. April 1783. S. *Précis hist. de la vie du comte de P.*, London 1784.

Panisbrief (Brodbrief, Versorgungsbrief) hieß sonst ein kaiserliches Empfehlungsschreiben für eine weltliche Person, wonach diese in einem Kloster oder andern geistlichen Stifte auf bestimmte Zeit, oder lebenslänglich versorgt werden mußte. Als *advocatus ecclesiae* (s. d.) konnte der Kaiser solche B.e auch an Geistliche vergeben. Namentlich machte Joseph II., nachdem dieses Recht lange nicht mehr war ausgeübt worden, wieder ziemlich häufigen Gebrauch von demselben.

Panischer Schrecken. Pan (s. d.) soll das Blasen auf Seemuscheln erfunden u. durch den dadurch hervorgerufenen Lärm die Titanen bei dem Kampfe mit den Göttern so erschreckt haben, daß sie entflohen. Ebenso soll er bei dem Zuge des Bacchus nach Indien durch ein Geschrei, das er seinen Leuten zu erheben befahl, den Feinden einen solchen Schrecken eingejagt haben, daß sie sich auf die Flucht begaben. Von diesen beiden Ereignissen, oder von dem einen oder

andern derselben, nannte man nun jede plötzliche Furcht einen panischen Schrecken.

Panfration, deutsch Allkampf, hieß bei den alten Griechen die Verbindung des Faustkampfes mit dem Ringen. In ihm übten sich die Athleten (s. d.). Vergl. auch den Artikel Kampfspiele.

Pankrätius, der Heilige, von dessen Person uns Näheres nicht bekannt ist, als daß er bei der Christenverfolgung unter Kaiser Diokletian den Märtyrertod durch das Schwert erlitt. Sein Jahrestag, welchen die Kirche am 12. Mai feiert, wird in den Kalenderregeln von dem Landvolke deswegen besonders beachtet, weil, der gewöhnlichen Annahme zufolge, an diesem Tage, sowie an den beiden folgenden, welche den H. Servatius u. Bonifazius gewidmet sind, oft starke Nachfröste eintreten, welche das Erfrieren der Weinreben nach sich ziehen, weshalb die Weingärtner diese drei Heiligen auch die „Weinmörder“ zu nennen pflegen.

Pannarg, Arnold, lernte die Buchdruckerkunst in der Werkstätte von Gutenberg u. Schöffer u. verbreitete dieselbe sodann mit seinen beiden Lehrgenossen, Ulrich Han u. Konrad Schwynheim, in Italien. Sie ließen sich Anfangs unter Begünstigung Papsts Paul IV. in Subiaco nieder u. gaben dort den Donat (ohne Jahrzahl), den Lactantius, 1465, u. Augustin De civitate Dei, 1467, heraus. Dann ging P. nach Rom, wo Franz Marimus, ein reicher Patrizier, eine Buchdruckerei durch ihn anlegen ließ, u. nun erschienen noch: Ciceronis epistolae ad familiares; Epistolae St. Hieronymi, Fol., 2 Bde.; Spectaculum vitae humanae.

Pannonien. Das bei den Alten unter diesem Namen bekannte Land gränzte gegen Osten an Ober-Mösien, gegen Süden an Illyrien, gegen Westen an Noricum, nördlich hatte es die Donau zur Gränze. Es begriff also von Oesterreich das Viertel unter dem Wienerwalde, ferner ganz Nieder-Ungarn, Slavonien, einen Theil von Krain u. Kroatien. P. wurde sehr verschiedn eingetheilt; zuerst in superiorem oder primam, auch occidentalem, u. in inferiorem oder secundam, auch orientalem. Eine Linie, von Komorn gegen Süden bis zur Save gezogen, schieb beide Provinzen von einander. Das zwischen der Save und Drau gelegene Stück wurde auch Interamnia, das an den Ufern der Save Ripensis, auch Savia genannt. In Ober-P. errichtete Galerius zu Ehren seiner Gemahlin Valeria eine besondere Provinz, mit Namen Valeria; sie war einst von Nieder-P. abgerissen u. begriff die Striche zwischen der Raab, der Donau und der Drau. — Gewässer: P. erhielt seine Bewässerung durch die Flüsse: Danubius (Donau), Murus (Mur), Dravus (Drau), Savus (Save), Arabo (Raab), und durch die Seen: Peiso (Neusiedlersee) u. Balaton (Plattensee). — Gebirge: Cestius (Kahlenberg) schieb Norikum u. P., Claudius bei Sisacia machte die Gränze zwischen den Pannoniern u. Scordisern. Merkwürdige Orte in Ober-P.: Cestium (vielleicht Mautern, oder, wie Andere glauben, Klosterneuburg) an der norischen Gränze; Vindobona (Wien), schon vor Alters eine schöne blühende Stadt; Carnuntum (bei Petronell), eine wichtige Stadt, wurde besonders zu den Zeiten der ersten Kaiser berühmt; Vicinius u. Severus wurden hier zu Imperatoren erklärt; Petovium (Pettau); Sisacia (Eszek), eine in der alten Kaisergeschichte sehr berühmte Stadt; Aemona (Raibach), ebenfalls ein berühmter Ort. — In Nieder-P.: Arabona (Raab); Bregetio (bei Komorn), wo Kaiser Valentinian das Leben verlor, ein ansehnlicher Platz; Aemum u. Aquincum (Alt-Dfen), eine wichtige römische Colonie; Aemincum (Peterwardein); Rittium (Szalankamen); Taurunum (Belgrad), eine in der alten Geschichte sehr berühmte Stadt; Sirmium (bei Mitrovic in Slavonien), die größte und ansehnlichste Stadt dieser Gegend, wo Kaiser Probus von seinen aufrührerischen Soldaten ermordet wurde; Mursa (Eszek), wurde vom Kaiser Hadrian erbaut. Die Tyrannen Ingenuus, der hier getödtet wurde, Vetrano u. Maxentius machten diesen Platz berühmt. — P. war Anfangs wild u. unfruchtbar, wurde aber mit der Zeit, besonders nach dem Kai-

fer Probus, sehr angebaut. So ging auch die Nation selbst von ihrer anfänglichen Barbarei zu mehrer Kultur über. Ueber das Weitere siehe den Artikel Ungarn, Geschichte.

Panoffa, Theodor, namhafter Alterthumsforscher, geboren 1801 zu Breslau, war von 1823—27 in Italien, das er 1828 mit dem Herzoge von Blacas von Paris aus abermals besuchte, u. wurde 1836 Mitglied der Akademie u. Museumsbeamter in Berlin. Er hatte an der Gründung des archäologischen Instituts Theil. Von ihm u. A. „Musée Blacas“ (Paris 1830), „Cabinet du comte de Pourtalès“ (1834), „Terracotten des Berliner Museums“ (1840—42), „Bilder antiken Lebens“ (1843), „Griechinnen u. Griechen“ (1844).

Panorama (vom griech. πᾶν-όραω, wörtlich: was von allen Seiten zu sehen ist), ein Allgemälde, Rundgemälde; eine perspektivische Darstellungsart in Farben u. Licht, bei welcher die Beleuchtung von Oben einfällt, der Zuschauer sich in der Mitte und das Gemälde rund um denselben befindet. Die Zeichnung der P.n, deren erstes ein deutscher Professor, Breytig zu Danzig, am Ende des 18. Jahrhunderts erfunden hat, ist nichts Anderes, als die Durchschneidung der cylindrischen, das Gemälde bildenden Oberfläche mit einer oder mehreren Kegelflächen, die ihre Spitze im Gesichtspunkt haben, und zu Grundflächen alle Linien der Natur, welche zu zeichnen der Künstler beabsichtigt. Robert Barker (Parker), ein Engländer, wird irrthümlich u. wohl nur darum als Erfinder genannt, weil er den ersten Versuch der Aufstellung 1787 in England und 1793 die größere Ausführung bewirkte. Man hat P.n fast von allen Hauptstädten u. in mehreren derselben eigene Gebäude zu deren Aufstellung. Abarten derselben sind: Diorama, Georama, Kosmorama, Myriorama, Neorama, Panstereorama, Pleorama, Stereorama u. a. (s. dd.).

Panslavismus. Unter diesem Ausdrucke versteht man die gemeinsamen Bestrebungen aller Völker slavischer Abkunft, sich durch möglichst dauernde politische Bande fest zu verknüpfen und das Bewußtsein der gemeinsamen Abstammung bei ihnen wach zu erhalten. — Man hat Rußland vielfach beschuldigt, den P. zu befördern u. durch Emissäre auch im Westen (Böhmen u. polnisch Schlesien, bei den Wenden, Illyriern 2c. 2c.) sich Sympathien zu erwerben; doch ist solches Streben von dem Cabinete keineswegs anerkannt worden. Einen engeren, wenn auch nicht P., doch Slavismus, beabsichtigen die Polen, Tschechen, Mähren, Wappelpolen, Illyrier, Wenden, indem sie von einem eigenen Reiche, das diese Nationen, mit Auschluss Rußlands, umfassen soll, träumen.

Panspfeife, s. Syrinx.

Pantaenos, der Heilige, ein Sicilianer von Geburt, Kirchenvater u. floischer Philosoph, ein Mann, würdig der apostolischen Zeiten, blühte im zweiten Jahrhundert. Wegen seiner Beredsamkeit nannte ihn der heil. Clemens von Alexandrien die Biene von Sicilien. Sein Tugendssinn flößte ihm Hochachtung gegen die Christen ein, weshalb er mit einigen aus ihnen in nähere Verbindung trat. Innig ergriffen durch die Unschuld u. Heiligkeit ihres Wandels, überzeugte er sich bald von dem Aberglauben des Heidenthums u. öffnete seine Augen dem Lichte des Evangeliums. Nach seiner Befreiung widmete er sich, unter Anleitung der Jünger der Apostel, den Forschungen in den göttlichen Büchern. Um desto tiefer in ihr Heiligthum einzudringen, begab er sich nach Alexandrien in Aegypten, wo in der berühmten, durch die Jünger des heil. Markus gestifteten, Schule die christliche Lehre vorgetragen wurde. — P. machte schnelle Fortschritte in der höhern Kenntniß der heiligen Schriften, verhehlte aber aus Demuth seine seltenen Geistesgaben. Dessenungeachtet nahm man sie bald wahr u. zog ihn aus der Dunkelheit, in welcher er unbekannt zu leben gesucht hatte. Einige Zeit vor dem Jahre 179 unserer Erlösung, in dem ersten der Regierung des Kaisers Commodus, ward er daher der Christenschule vorgelegt. Sein hoher Geist, verbunden mit seiner vortrefflichen Lehrweise, erwarb ihm bald einen Ruhm, der den größten Weltweisen niemals zu Theil geworden war. Durch seine Vorträge, worin alle

in den Schriften der Propheten und Apostel zerstreuten Geistesergüsse zusammenflossen, verbreitete sich das Licht der Wissenschaft und die Tugendliebe über Alle, die, ihn zu hören, von allen Seiten herbeiströmten. Dieses Zeugniß gibt ihm der heil. Clemens von Alexandrien, einer seiner erleuchtetsten Jünger. — Die Indier, welche der Handel nach Alexandrien zog, lernten den heil. P. kennen und luden ihn zu einer Reise in ihr Land ein, um den Irrwahn der Brahmanen durch die Lehre Jesu zu bekämpfen. Er folgte mit Erlaubniß seines Bischofs, der ihn zum Verkünder des Evangeliums für die morgenländischen Völker aufstellte, diesem Winke der göttlichen Vorsehung. Bei seiner Ankunft in Indien entdeckte er schon einigen Samen des Glaubens, der in früheren Zeiten ausgestreut worden. Auch fand er da ein Evangelienbuch des heil. Matthäus in hebräischer Sprache, welches der heil. Bartholomäus dort gelassen. Als er einige Jahre darauf nach Alexandrien wieder zurückkehrte, brachte er dieses Evangelium mit sich. — Damals stand der alexandrinischen Schule der berühmte Clemens vor. Der heil. P. fuhr indessen fort, in besonderen Stunden die Lehre Jesu vorzutragen, bis er gegen das Jahr 216 starb. Seinen Namen liest man unter dem 7. Juli in allen Martyrologien des Abendlandes.

Pantaleon, der Heilige u. Märtyrer, in Nikomedien, war Leibarzt des Kaisers Galerius Maximianus. Er bekannte sich zum Christenthume, aber eine Verführung, die oftmals gefährlicher ist, als die grausamsten Peinigungen, brachte ihn zum Abfalle. — Diese Verführung war das böse Beispiel, das unvermerkt die Kräfte der Seele lähmt und endlich die bestgegründete Tugend untergräbt u. vernichtet. Da P. an einem abgöttischen Hofe lebte, wo die falschen Grundsätze der Welt stets mit lautem Beifalle befolgt wurden, schwiegte er sich allmählig denselben an, wählte sie als Richtschnur seiner Handlungen u. endigte damit, daß er seinen Glauben verläugnete. — Ein eifriger Christ, Namens Hermolaus, wurde tief betrübt durch P.'s bedauernswürdigen Zustand und redete ihm auf die rührendste Weise von der Größe seines Frevels, vorzüglich aber auch von den Mitteln, denselben wieder gut zu machen. Der Schuldige hörte die Stimme des Gewissens, welche Hermolaus aufgeregt hatte, öffnete die Augen, verabscheute seine Abtrünnigkeit, und kehrte in den Schoß der Kirche zurück. In seinem glühenden Eifer sehnte er sich nach Nichts mehr, als nach dem Augenblicke, wo er durch Vergießung seines Blutes den verübten Frevel sühnen könnte. Sich zum Martertode bereitend, den er während der diocletianischen Christenverfolgung, welche 303 in Nicomedien wüthete, zu leiden hoffte, vertheilte er alle seine Güter unter die Armen. Kurz darauf ward er mit drei anderen Christen in seinem Hause verhaftet, zu verschiedenen Folterqualen verurtheilt und hierauf enthauptet. Die Griechen setzen den heil. P. unter die Zahl der großen Märtyrer und die Aertze verehren ihn als ihren Hauptpatron, nach dem heil. Lukas. Jahrestag 27. Juli.

Pantalon oder **Pantaleon**, ein nicht mehr übliches musikalisches Instrument, in Form u. Behandlung dem Hackebret gleich; der Körper desselben war jedoch viermal länger u. hatte zwei Resonanzböden, den einen mit Darm-, den andern mit Draht-Saiten bezogen. Nach Schneider wurde dieses Instrument von Pantaleon Hebenstreit aus Gisleben, Kammermusikus in Dresden, 1705, nach Andern schon 1690 erfunden, und Ludwig XIV., vor welchem der Erfinder sich in Paris hören ließ, gab demselben den Taufnamen des Erfinders. Es wurde vermöge zwei mit Tuch überzogener Klöppel geschlagen. Der größte Virtuose darauf war, nächst Hebenstreit, der Kammermusikus Georg Noelli in Mecklenburg-Schwerin, der mit demselben in den Jahren 1770—75 auf Reisen sich befand, und irrthümlich von W. Müller als dessen Erfinder genannt wird. Damals aber wurde es schon vermittelt einer Claviatur gespielt.

Pantalone, eine komische Maske in dem italienischen Lustspiele und in der Pantomime (s. d.), ein alter, verkleibter, einfältiger, von seinem Nebenbuhler stets betrogener Kaufmann, in altvenetianischer Tracht, schwarzem Mantel, rothen

Strumpfhosen und Klappantoffeln. Nach Byron soll der Name P. aus der Zusammensetzung von Pianta-Leona entstanden seyn, als eine Anspielung auf die Eroberung der Venetianer, die den Löwen des heil. Markus im Wappen haben (gleichsam also Löwenpflanzler, Löwenstamm). Andere finden wohl richtiger die Ableitung von Venedigs vormaligem Schutzpatron Pantaleoni, abgekürzt Pantaleoni, indem auf gleiche Weise die Bologneser Petroni haben.

Pantheismus heist diejenige philosophische Ansicht, daß Gott nicht ein außerhalb der Welt bestehendes Wesen, sondern die dem Weltall inwohnende u. Alles bewegende Kraft sei, daß Gott u. das Weltall Eins seien. Man unterscheidet vorzüglich a) einen psychologischen P., welcher in der alten Philosophie eine große Rolle spielt u. sich Gott als Seele der Welt vorstellt, so daß letztere den Körper Gottes bildet, die Seelen in der Zeit aber als Ausflüsse oder Theile der Weltseele betrachtet; b) einen kosmologischen P., welcher die Einkerletheit Gottes mit der Welt schlechthin behauptet, wie Xenophanes, Parmenides u. die Eleatische Schule; c) einen ontologischen P., welcher, vorzüglich seit Spinoza, diese Behauptung aus den Begriffen der Substanz u. Accidenzen folgert u. Gott als die einzige, ewige, allumfassende Substanz betrachtet, welche sich als Ausdehnung u. Gedanken enthüllt; d) einen mystischen P., der sich vorzüglich in der jüngsten Zeit geltend zu machen sucht u. sich in überschwenglichen Gefühlen in den unendlichen Abgott versenken will (s. Mysticismus). Schlegel, Jacobi, Schelling, Hegel und Andere suchten dem P. in neuester Zeit neue Geltung zu verschaffen.

Pantheon (πᾶν-θεός), nannte man ihm Alterthume einen Tempel, in welchem entweder alle, oder doch die vorzüglichsten Götter gemeinschaftlich verehrt wurden. Die merkwürdigsten Gebäude dieses Namens waren u. sind: 1) Das von Kaiser Hadrian erbaute P. zu Athen, ein Prachtbau, umgeben von 120 Marmorsäulen und geschmückt an der Hauptpforte mit 2 Pferdestatuen von der Meisterhand des Praxiteles; später wurde dasselbe in eine christliche Kirche umgewandelt. Seine Gestalt war rund u. es erhielt sein Licht von oben. — 2) Das herrliche, unter Augustus's Regierung von Agrippa (s. d.) auf dem Marsfelde zu Rom errichtete und dem rächenden Jupiter geweihte P., mit einer Vorhalle von 16 corinthischen Säulen, deren jede 15 Fuß im Umfange hat, oben mit einer Rundwölbung. Im Jahre 202 wurde es restaurirt u. 607 als christliche Kirche unter dem Namen „Maria rotunda“ der h. Jungfrau u. allen Martyrern geweiht. — 3) Das P. zu Paris, welchen Namen seit 1791 die Kirche der heiligen Genovefa (deren Bau unter Ludwig XV. begonnen wurde), erhielt, um den „großen Männern,“ wie die Ueberschrift (aux grandes hommes la patrie reconnaissante) besagt, als Grabstätte zu dienen. Nachdem das Gebäude unter der Restauration seiner ursprünglichen Bestimmung als christlicher Tempel wieder zurückgegeben worden war, wurde es nach der Julirevolution von 1830 abermals als Ruhmestempel erklärt, hat aber bis jetzt keinen neuen Zuwachs an „großen Todten“ erhalten und steht völlig leer.

Panther oder afrikanischer Tiger (*Felis pardus*, s. panthera), ein fagenartiges Raubthier in Afrika, Süd- u. Mittel-Asien, ist größer als der Leopard, dagegen kleiner als der Jaguar oder amerikanische Tiger, mit welchen beiden er große Aehnlichkeit in Gestalt, Farbe, Zeichnung u. Lebensart hat. Doch gibt die Reihenzahl der auf jeder Seite befindlichen, aus schwarzen Flecken gebildeten u. inwendig meist mit schwarzen Dupsen versehenen, Ringe das sicherste Merkmal der Unterscheidung ab. Der Leopard nämlich hat deren 10, der Jaguar 4—5, der P. dagegen 6—7. Vom Leoparden unterscheidet sich der P. übrigens durch den kürzern Schweif; vom Jaguar dadurch, daß er in jedem Ringe mehre, jener aber nur einen Dupsen hat. Der P. brinat jährlich 4—5 Junge zur Welt u. ist für Viehherden, Wild u. selbst für Menschen ein gefährlicher Feind. Bei den Römern wurden sie oft u. zahlreich in den Kampfspiele verwendet. Kaiser

Augustus zeigte deren einst 420 Stücke auf einmal. — Das Fell des P.s wird theuer bezahlt.

Panthograph, f. Storchschnabel.

Pantomime, (πᾶν-μιμῶ), wörtlich: Einer, der Personen oder Geberden aller Art nachmacht, in welcher Bedeutung παντομίμος ὁρῆσις bei Euidas vorkommt; insbesondere aber wurde von Griechen u. Römern dieser Name einem Tänzer gegeben, der solche Gesten nachahmend veranschaulichte. Ursprünglich war der Mime oder Histrion auf dem Theater diejenige Person, welche die Gesten zu dem machte, was der Andere declamirte. Als aber diese Mimen einen Gegenstand in dramatischer Form lediglich durch Geberden ohne Worte darstellten, hießen sie P.n, worunter sodann auch ihre Vorstellungen selbst verstanden wurden. (Näheres darüber s. in den Artikeln Mime u. Ballet.) — Bei den Römern wurde die Kunst der P. hauptsächlich unter Kaiser Augustus durch Phylades u. Bathyllus ausgebildet u. mit ungeheurer Theilnahme begünstigt. Man kann indes nicht sagen, daß, ungeachtet dieser Begünstigung, sie in der öffentlichen Meinung sich ehrenhaft erhalten hätte. Denn schon unter Tiberius verbot der Senat den römischen Rittern, in die Häuser der P.n zu gehen, oder sie anderswo, als im Theater, zu sehen. Als aber die beschränkenden Gesetze nicht mehr ausreichten, der Liederlichkeit dieser Tänzer zu steuern u. sogar durch sie öffentliche Ruhestörungen erfolgten, wurden sie aus Rom vertrieben u. ihre Schaubühnen geschlossen. Indes muß jene Verweisung doch keine durchgreifende Folge gehabt haben, weil nach Nummian's Bericht noch mehr als dreitausend solche mimische Tänzerinnen in Rom anwesend blieben, als aus Furcht vor Theuerung einst alle fremden Philosophen u. dgl. aus der Stadt verwiesen wurden. Denn die Privathäuser waren ein Asyl der P.n geworden, u. als Caligula die Theater wieder eröffnete, erschienen sie als eine durchaus verdorbene, schändliche Truppe. — Unter Nero abermals vertrieben, bald aber zurückgerufen, wurden sie den Patriziern vorgezogen, von römischen Matronen geliebet u. mit Geschenken überhäuft, unter Heliogabalus zu den höchsten Ehrenstellen berufen, von Vitellius zu Regierungsgeschäften gebraucht u., damit es auch im 6. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung an ähnlicher oder noch größerer Auszeichnung nicht fehle, sehen wir Justinian Bett u. Lorbeer mit einer mimischen Tänzerin theilen. Es war Theodora, die in der Novelle VIII. Tit. I. „reverendissima Justiniani a Deo data conjux“ genannt wird. — Vorfälle solcher Art stehen mit der sittlichen Beschaffenheit der Zeit im engsten Zusammenhange u. sind aus diesem Gesichtspunkte auch in späteren Erscheinungen zu beurtheilen. — Die römischen P.n lebten einigermaßen fort in den italienischen Maskenspielen u. sind gegenwärtig fast ausschließlich auf das Ballet mit stehenden Masken beschränkt u. mit Musik verbunden. Sie könnten zwar ohne Tanz bestehen, allein sie würden dadurch viel an Interesse verlieren, weshalb der Tanz bei denselben schon von dem Alterthume eingeführt war. Daß der zu den P.n gewählte Stoff vorzugsweise durch Geberden darstellbar sei, ist eine nothwendige Bedingung, wie denn auch Bestimmtheit, Deutlichkeit, Lebendigkeit u. Zusammenhang der Geberden nur durch Bestimmtheit u. Zusammenhang der dramatischen Handlung, in deutlicher Fassung des für die Ausführenden gearbeiteten Programmes, entstehen kann. Ueber die Theorie der P.n vergl. Seidel, Charimomos, Magdeburg 1815, Bd. 1.

Panvinio, Onofrio. Dieser berühmte u. große Alterthumsforscher u. Historiker wurde zu Verona im Jahre 1529 geboren u. trat frühzeitig in den Augustinerorden ein. Seine außerordentliche Gelehrsamkeit u. sein musterhaftes Leben empfahlen ihn der Beachtung des Cardinals Marcello Cervino, u. als dieser sein Beschützer unter dem Namen Marcellus den päpstlichen Thron bestieg, ward Panvinio zum Bibliothekar des Vatikan's ernannt, in welcher Stellung es ihm vergönnt war, nach Gefallen seinen antiquarischen Studien, der einzigen Leidenschaft, welche er kannte, zu leben. Mit dem Tode dieses ausgezeichneten Papstes, nach der kurzen Regierung von 21 Tagen, trat Panvinio in das Haus des Car-

dinals Alexander Farnese, damals Vicekanzlers der römischen Kirche. Er begleitete ihn im Jahre 1568 nach Palermo, wo er, von einer plötzlichen Krankheit befallen, sein kurzes Leben von nur 39 Jahren beschloß, nachdem er an die Ausführung riesenhafter literarischer Pläne kaum die Hand gelegt hatte. Doch schon das bereits Vollendete muß, zumal, wenn man seine entartete Zeit in Anschlag bringt, fast unglaublich scheinen; er schrieb nicht bloß hundert Bücher über römische Antiquitäten, eine Geschichte aller großen römischen Familien, der Massimi, Cenci Mattei, Frangipani &c., ein Werk über die Alterthümer seiner Geburtsstadt Verona u. noch viele andere solcher lokaler Schriften, sondern auch eine vollständige allgemeine Geschichte. Neben allen diesen Profanstudien hatte er auf den Wunsch seines Freundes, des Cardinals Marcello, eine umfassende Arbeit über christliche Alterthümer unternommen, von welcher einzelne Theile noch zu seinen Lebzeiten veröffentlicht wurden, wie die Schriften über den Primat, über die sieben Basiliken Roms, über das christliche Begräbniß u. das *Chronicon Augustinianum*. Der größere Theil dieser Arbeit ward übrigens nicht vollendet, oder wenigstens nicht veröffentlicht. Nach seinem Tode gingen im Jahre 1569 die ungeheueren Massen seiner hinterlassenen Schriften in den Besitz seiner Erben über und blieben 30 Jahre lange völlig unbeachtet. Endlich wurde jedoch eine Commission zur Untersuchung dieser Manuscripte ernannt u. die ganze Sammlung im Jahre 1592 für die vatikanische Bibliothek angekauft. Lediglich das Verzeichniß dieser Manuscripte würde einen mäßigen Band füllen. Im neunten Bande seines *Spicilegium Romanum* veröffentlichte Cardinal Mai viel aus diesen unedirten Schriften, nachdem er im 8. Bande die Vorrede der *Antiquitates Romanae* mitgetheilt hatte. Der gelehrte Cardinal nennt als die bedeutendsten der nachgelassenen Schriften Onofrio's: ein Werk über christliche Alterthümer, sieben Bücher über die vatikanische Kirche, ein Buch über den Ursprung u. die Geschichte des Cardinalat's, andere über die verschiedenen Zeiten, über den Ursprung der höheren u. niederen Weihen, über Taufe, Firmung u. das Opfer der Messe, eine Sammlung alter Liturgien, historische Notizen über die alten Kirchen Rom's, Lebensbeschreibungen der Päpste, eine Sammlung von Bullen u. Werke ähnlichen Inhalts. Indessen ist am meisten zu beklagen der Verlust einer Lebensbeschreibung Gregors VII. in fünf Büchern. Da P. in der Lage war, alle Materialien benützen zu können u. bei der unermüdblichen Energie u. kritischen Schärfe, welche seine übrigen Schriften aufweisen, ist zu erwarten, daß es ihm gelungen war, ein ganz neues Licht über dieses ereignisreiche u. keineswegs gehörig bekannte Pontifikat zu werfen. Es findet sich indessen jetzt keine Spur von diesem Werke im Vatikan vor u. Mai fürchtet dessen unwiderbringlichen Verlust. — Man sollte annehmen, die erwähnten Arbeiten wären bereits mehr als hinreichend, das Leben eines einzigen Gelehrten auszufüllen, u. doch haben wir einer der großartigsten Unternehmungen dieses merkwürdigen Mannes noch nicht gedacht. Unter seinen Manuscripten im Vatikan befindet sich auch eine Kirchengeschichte, von der Geburt Christi an bis zum Tode des heiligen Pius V. Sie besteht aus 4 Foliobänden, u. enthält etwa 1500 enggeschriebene Seiten. Obzwar sie ein in vielen Beziehungen unvollendetes Werk ist, thut ihrer Cardinal Mai doch in sehr lobender Weise Erwähnung. Es scheint aus einem Briefe von P.'s Bruder Paul hervorzugehen, daß das Werk ursprünglich in 6 Bänden bestand; auch ist zwischen dem 3. u. 4. der noch vorhandenen Bände eine Lücke von etwa 2 Jahrhunderten. Die Päpste, von Stephan V. (814), bis auf Benedikt IX., sind gänzlich ausgelassen u. höchst wahrscheinlich enthielten die abhanden gekommenen Bände das nun Fehlende. Das Werk hat die Form von Annalen, mit Angabe der Daten am Rande; die Reihe der Päpste, Gegenpäpste, Kaiser u. s. w. ist mit großer Genauigkeit aufgezeichnet. Der 4. Band ist der meist vollendete. Das Werk wurde gleichfalls der erwähnten, aus Giaccone, Antoniani u. Bellarmin bestehenden, Prüfungskommission vorgelegt, welche es in seiner gegenwärtigen Gestalt für nicht reif zum Drucke erklärte. Es ist indeß eine sehr verbreitete Meinung, daß Baronius bei seinen Annalen es stark

benützte u. daß Bellarmin aus seinem überaus reichen Material in kritischer u. bibliographischer Beziehung für das Werk *De Scriptoribus ecclesiasticis*, großen Nutzen zog.

Panyasis, aus Halikarnassos, ein griechischer Epiker um 464 v. Chr., ein Zeitgenosse des Herodot, Aeschylos u. Pindar u. angeblich ein Vatersbruder des ersten, schrieb ein episches Gedicht „Heraклеa“, wovon Fragmente in den *Poetae graeci minores* von Gaisford enthalten u. auch von Tzschirner, Breslau 1842 besonders herausgegeben sind. Ein anderes Gedicht, „Ionika“, das ihm ebenfalls zugeschrieben wird, ist ganz verloren gegangen. Vgl. Funke „*De Panyasidis vita ac poesie*“ (Bonn 1837).

Panzer (seht gleichbedeutend mit Harnisch, Kürass, griech. *σωπαξ*, lat. *lorica*), wird als künstliche Waffe zur Bedeckung des Ober- u. Unterleibes schon in den ältesten Zeiten erwähnt. Der P. der Griechen war doppelt u. bedeckte Rücken u. Vorderleib; die beiden Theile wurden an der Seite durch Schnallen verbunden. Er war aus Metall, Leinen oder Hanf (aus kleinen Schnüren zusammengeflochten u. 2 oder 3fach über einander gelegt); solche P. trugen auch Römer, Thrazier, Spanier. Erst später kamen die bequemen Schuppen- u. Ringelharnische in Gebrauch und die aus Leder und gebeizter Leinwand verfertigten Brustharnische. Im Mittelalter war der stählerne oder blecherne P. ein Hauptstück der Ritterrüstung; die Theile, welche Hals und Brust bedeckten, hießen Halsberge.

Panzer, Georg Wolfgang, einer der gründlichsten u. fleißigsten Bibliographen Deutschlands, geboren am 16. März 1729 zu Sulzbach, wo sein Vater Hof- u. Regierungsrath war, gebildet auf den Schulen seiner Vaterstadt, seit 1747 auf der Universität Altdorf, 1749 dort zum Doktor der Philosophie promovirt, erhielt als erste Anstellung 1751 die Predigerstelle zu Egelwang bei Nürnberg. Schon hier lag er den literärhistorischen Studien mit dem angestrengtesten Fleiße ob; 1760 nahm er den ehrenvollen Ruf als Diakon an die Sebaldkirche in Nürnberg an, ward 1772 Senior des Kapitels u. 1773 Schaffer (Hauptpastor). Von dem Pegnitzer Blumenorden unterzeichnete er sich seit 1789 als Vorstand (*Societatis florigeræ ad Pegnesum praeses*). Ungeachtet seiner unermüdblichen Arbeitsamkeit war ihm eine feste u. langjährige Gesundheit beschieden u. er genoß die seltenen Auszeichnungen mehrerer Festlichkeiten häuslicher u. literarischer Ehren. 1798 feierte er sein 25jähriges Dienstjubiläum als Hauptpastor; 1799 das Andenken an die 50jährige philosophische Doktorwürde, wozu ihm die theologische Fakultät 29. Juni die theologische Doktorwürde *honoris causa* verlieh; am 6. Januar 1802 sein 50jähriges Dienst- u. am 16. Oktober desselben Jahres auch noch sein 50jähriges Ehestandsjubiläum. In Folge wiederholter apoplektischer Anfälle starb er am 9. Juli 1805. In seiner geistlichen Amtsführung traf er vorzüglich 2 zweckmäßige Einrichtungen: er verbesserte die Gesangbücher u. führte die öffentliche u. allgemeine Beicht ein. Weit berühmter hat sich aber sein Andenken als Schriftsteller u. Forscher in der Bibliographie bewährt. Zuerst beschäftigte ihn die Geschichte der Bibelausgaben, und zu diesem Behufe begann er eine ausgezeichnete Sammlung für sich zu erwerben, welche 1780 der Herzog von Württemberg erkaufte. Die darauf bezüglichen Werke sind: Literarische Nachrichten von den allerältesten gedruckten deutschen Bibeln aus dem 15. Jahrhunderte, welche in der öffentlichen Bibliothek zu Nürnberg aufbewahrt werden, 1774; Geschichte der Nürnberger Ausgaben der Bibel, von Erfindung der Buchdruckerkunst an bis auf unsere Zeiten, 1778; ausführliche Beschreibung der ältesten Augsburger Ausgaben der Bibel mit literar. Anm., 1780; Versuch einer kurzen Geschichte der römisch-katholischen deutschen Bibelübersetzung, 1781; Entwurf einer vollständigen Literaturgeschichte der lutherischen deutschen Bibelübers. von 1517—81, 1783. — Später wandte er seine Aufmerksamkeit der Sammlung von Nürnbergischen Porträts zu u. verfaßte deshalb: „Verzeichniß von Nürnbergern Porträts aus allen Ständen“, 1790. Erste Fortsetzung 1801. Das größte u. wahrhaft unsterbliche

Verdienst erwarb er sich durch seine genauen Forschungen in der ältesten deutschen Literatur u. in der Incunabeln-Beschreibung (die ersten Drucke): „Annalen der deutschen Literatur, oder Anzeige und Beschreibung derseligen Bücher, welche von der Erfindung der Buchdruckerkunst bis 1520 in deutscher Sprache gedruckt worden, 1788; Zusätze 1802; der 2. Bd. 1805 (Fortf. von den Jahren 1521—26).“ Älteste Buchdruckergeschichte Nürnbergs, oder Verzeichniß aller von Erfindung der Buchdruckerkunst bis 1500 in Nürnberg gedruckten Bücher, 1789. Sein Hauptwerk u. eine wahrhaft bibliographische Musterarbeit, welche selbst vom Auslande mit gerechtester Anerkennung bewundert wird: *Annales typographiae ab artis inventae origine ad annum 1500*, II. Vol., Nürnberg. 1793—803, 4. Hiezu gehört auch noch der *Conspect. Monum. typogr.*, 1797. Der berühmte Bibliograph Ebert urtheilt über die Ann.: „daß dieses unsterbliche Werk eben so verständig angelegt, als in der Ausführung selbst gelungen sei, was bei der Abfassung eines so unbeschreiblich mühsamen Werkes alle Anerkennung verdient.“ An bibliographischer Genauigkeit, sowie an Ordnung u. Methode steht B. hoch über allen seinen Vorgängern. Das Werk enthält alle bis 1536 erschienenen Drucke. Cm.

Paoli, Bascál, ein berühmter corsischer General, zweiter Sohn des tapfern u. patriotischen Generals der Corsen, Hyacinth B., war 1726 zu Bastia auf Corsika geboren. Als Edelmann von guter Familie wurde er mit Sorgfalt erzogen u. besuchte 13 Jahre die Militärschule zu Neapel, wo er in den Wissenschaften überhaupt, besonders aber in den politischen, ausgezeichnete Fortschritte machte. Nach beendigten Studien wurde er Lieutenant in einem corsischen Regimente, dessen Oberst sein Vater war. Als dieser, genöthigt, Corsika zu verlassen, nach Neapel flüchtete, folgte Bascál seinem Vater dahin, erhielt eine Offiziersstelle unter den königlichen Truppen u. bildete sich vollkommen zum Soldaten, ließ aber den Plan zur Befreiung seines unglücklichen Vaterlandes von dem genuesischen Joche niemals aus den Augen. Er kehrte in dieser Absicht 1755 nach Corsika zurück, ward von den Patrioten mit Enthusiasmus aufgenommen u. erhielt sogleich das Commando. Ohne reguläre Truppen, ohne Waffen, Munition u. Lebensmittel, ohne Geld u. Protektionen, gelang es ihm, den Kampf sowohl gegen die Partei seiner Landsleute, als auch gegen die genuesische Regierung selbst zu behaupten. Nachdem er zuerst den bürgerlichen Kriegen ein Ende gemacht, Ruhe u. Ordnung in dem Innern der Insel wieder hergestellt hatte, ließ er sich angelegen seyn, die Genueser zu bekämpfen; er versagte sie von einer Position zur andern u. nöthigte sie, sich in den vornehmsten Seestädten von Corsika zu concentriren. Der Senat von Genua setzte ein beträchtliches Blutgeld auf seinen Kopf; B. aber setzte auf den Kopf des genuesischen Statthalters 1000 Zechinen u. versprach allen Ueberläufern einen weit größern Sold, als sie im Dienste der Republik hatten. Es erfolgten von Zeit zu Zeit blutige Treffen, wodurch die Genueser immer mehr ins Gedränge kamen. Um den päpstlichen Stuhl für sich zu gewinnen, schickte B. 1759 an Clemens XIII. eine schriftliche Rechtfertigung seines Krieges gegen Genua u. verlangte zugleich einen päpstlichen Visitor der corsikanischen Kirche, der auch in der Person des Bischofs Crescenz von Angelis erschten. Bolls Unwillen hierüber, bot die genuesische Regierung auf die Auslieferung des von ihr nicht erbetenen Visitors 6000 Scudi. B. ließ hierauf den Höfen von Rom, Wien u. Turin eine Denkschrift einreichen, worin er die Genueser als bundbrüchig erklärte. Von seiner Nation mit königlicher Gewalt ausgerüstet, führte er nun eine unabhängige, demokratische Staatsform ein, machte 1763 eine Unternehmung gegen die Insel Caprara, die eine genuesische Besatzung hatte, und bemächtigte sich derselben. Auch fing er an, eine Marine zu bilden, welche der Schrecken des genuesischen Handels wurde. Die Genueser, schon verzweifelnd, sich Corsika's je wieder bemächtigen zu können, verkauften nun diese Insel 5. Januar 1768 mit der ganzen Oberherrlichkeit um 40 Millionen Livres an Frankreich, jedoch mit der Bedingung, sie an Genua wieder abzutreten, wenn es die Republik verlangen u. das Kaufgeld nebst den auf die Bezwingung der Corsen verwandten

Kosten erstatten würde. Corsika weigerte sich nicht, ein integrierender Theil des französischen Reichs zu werden; aber es wollte sich nicht von der genuesischen Regierung verkaufen lassen, da es nicht glaubte, daß sie ein Recht dazu hätte. Das corsische Volk machte, durch das Organ seines Chefs, in dieser Rücksicht bei dem Hofe von Versailles gerechte Vorstellungen; aber sie wurden verworfen und der Hof sandte sogleich 20,000 Mann reguläre Truppen, um die Insel zu erobern. Ueberzeugt, daß die Franzosen für die Genueser stritten, standen die Corsen in Massen auf u. kämpften muthig für die Ehre u. die Freiheit ihres Vaterlandes. Der Erfolg krönte ihre Standhaftigkeit; aber der König von Frankreich, der seine Ehre compromittirt fand, sandte sogleich neue Truppen, Waffen, Lebensmittel, Munition u. besonders Geld, so wie Gnadenbriefe, die bestimmt waren, Offiziere unter den Insulanern zu gewinnen. Wirklich waren es aus mißvergnügten Corsen formirte Bataillone, die der französischen Armee zur Avantgarde dienten, und diese Politik hatte, noch mehr, als die Macht, den von der französischen Regierung erwarteten Erfolg. Indes schlugen sich die Corsen unter Paoli's Anführung bis zur Verzweiflung; Meister von den Seestädten, hatten die Corsen nur das Innere der Insel zu erobern, u. groß in seiner Niederlage, hatte Paoli die Ehre, allein u. nur von seinen Ritbürgern unterstützt, ins 2te Jahr gegen die größte Macht von Europa zu kämpfen. Da seine Hoffnung auf britische Unterstützung fehlgeschlug u. die Corsen zuletzt selbst den Muth sinken ließen, fand sich P. genöthigt, der französischen Uebermacht zu weichen. Obgleich aber der französische Befehlshaber 4000 Thäler auf seine Auslieferung gesetzt hatte, gelang es ihm doch im Juni 1769, mit 600 Getreuen sich auf einem englischen Fahrzeuge nach Livorno zu retten, von wo aus er durch Italien, Deutschland und Holland nach England ging. Er theilte seine ganze Habe mit den Genossen seines Unglücks u. lebte, ungeachtet der glänzenden Anerbietungen, die ihm der französische Hof machte, um ihn wieder zur Rückkehr in sein Vaterland zu bewegen, fortwährend in größter Zurückgezogenheit. Durch ein Dekret der Nationalversammlung von 1791 in sein Vaterland zurückgerufen, kam er als bloßer Bürger nach Corsika zurück, wurde aber daselbst wie ein Monarch aufgenommen. 1794 bewog er seine Landsleute, die Engländer herbeizurufen und dem Könige Georg III. die Krone von Corsika anzubieten unter der Bedingung, daß die Insel nach englischer Verfassung durch ein eigenes Parlament u. einen Vizekönig regiert würde. Wirklich nahm auch Elliot (s. d.) am 18. Juni 1794 als Vizekönig im Namen Georgs III. die Huldigung von den Corsen an; allmählig aber kam die französische Partei wieder so sehr in die Höhe, daß P. sein Vaterland von Neuem verließ u. sich abermals nach London wandte, wo er am 5. Februar 1807 starb.

Paolo, eine von den Päpsten eingeführte italienische Silbermünze, 95 auf die seine Mark, der zehnte Theil eines Scudo, coursirt noch jetzt stark im Kirchenstaate.

Papa, (griech. πάππας), war in der griechischen Kirche ursprünglich der Titel aller höheren Geistlichen u. wurde es bereits im 2. Jahrhundert auch in der römischen. Seit dem Ende des 5. Jahrhunderts führten ihn vorzugsweise die römischen Päpste, jedoch noch nicht ausschließlich, bis Gregor VII. 1075 ihn als alleinigen Titel des Kirchenoberhauptes erklärte.

Papagei (psittacus), Gattung aus der Ordnung der Kletter- oder papageiartigen Vögel, mit dickem Schnabel, dessen Oberkiefer beweglich, von der Wurzel an stark gebogen, dessen Unterkiefer aber nicht viel kürzer u. vorn gekerbt ist. Die Zunge ist fleischig u. abgestumpft u. durch ihren eigenthümlichen Muskelbau zum Nachahmen fremder Laute geeignet, der Kopf dick u. das Gefieder bei den meisten prachtvoll; der Flug ist schwerfällig, dagegen sind sie geschickte Kletterer, führen auch mit den Füßen die Nahrung zum Schnabel. Diese besteht in Früchten u. Sämereien, im Käse auch in Fleisch u. Ihr Geschrei ist meist ein kreischendes Tönen. Sie leben in Wäldern der heißen Länder, nisten in Baumlöcher u. legen jährlich zwei Eier. In Saatsfeldern u. Gärten sind sie eben so listige, als lästige Räuber. Sie leben theils

paarweise, theils in großen Schaaren beisammen u. erreichen zum Theil ein hohes Alter. Das Fleisch der jüngeren P.e ist wohlschmeckend. Wegen ihrer Possirlichkeit u. ihres Farbenschmuckes hat man sie von jeher gern in Käfigen gehalten u. zum Nachschwäzen einzelner Worte abgerichtet. Die Classifizirung derselben ist sehr verschieden. Ofen theilt sie in Erd- u. Baumpapageien, letztere wieder in Kurzschwänze mit den Unterabtheilungen schopflose u. geschopfte oder Kafabus, u. Langschwänze, mit den Unterabtheilungen Fächer- und Pfeilschwänze. Latreille theilt sie in: Dickzungler a) Langschwänze, b) Kurzschwänze, und Kleinzünger a) Kurzschwänze, b) Waze, c) Eittiche, d) Aras, e) Makane, f) Erd-P. — Gouvier theilt sie in Aras, Eittiche, Sperlings-P., wahre P., Kafabus u. Rüssel-P. Besondere Werke über die P.n mit Abbildungen von: Le Bailant, Sahn u. A. Außerdem findet man einzelne Arten beschrieben u. abgebildet in vielen naturhistorischen Spezialwerken, z. B. von Shaw, Frisch, Seeligmann, Edwards, Daubenton, Azara, Prinz Max von Neuwied, Brown, White, Latham u. Wilson, Catesby, Hasselquist u. A.

Papenburg, Moorkolonie im hannöverischen Herzogthume Meppen, in holländischer Art gebaut, durch Kanäle mit der Ems verbunden, nächst Emden der wichtigste Seehandelsplatz Hannovers, mit 4000 Einwohnern, Schiffbau u. Rheberei, Sägemühlen.

Paphlagonien, ein kleine asiatische Landschaft, zwischen dem Flusse Halys, dem Parthenios u. Phrygien, mit der Hauptstadt Sinope, wurde von Krösus (s. d.) bezwungen, aber zugleich mit den Lydiern den Persern unter Cyrus tributbar. Im 3. u. 4. Jahrhunderte vor Christo erscheinen die Paphlagonier wieder als unabhängig; auch Alexander u. dessen Nachfolger eroberten das Land nicht. In dem Kriege mit Mithridates werden eigene Fürsten P.s genannt, die es mit den Römern hielten. Unter Augustus wurde P. römische Provinz u. mit Bithynien vereinigt. Im ersten Jahrhunderte nach Chr. kam es zur Provinz Galatia u. bildete erst unter Konstantin d. G. wieder eine eigene Provinz, mit Ausnahme des östlichen Theils, der unter dem Namen Helenopontos zur Provinz Pontus (s. d.) gezogen wurde, deren Schicksale es von da an theilte.

Paphos, Name zweier Städte auf der Insel Cypern. 1) Paläopaphos, (Alt-P.), auf einer Anhöhe, 10 Stadien von der Küste gelegen, der Mythe nach von P., dem Sohne des Kinyras oder Pygmalion, wahrscheinlich aber von Syriern oder Phöniziern erbaut. Hier soll Venus (s. d.) an das Land gestiegen seyn. P. war früher Sitz eines eigenen Königreiches u. unter der römischen Herrschaft Hauptort des westlichen Theiles der Insel. Es litt oft durch Erdbeben u. wurde unter Augustus durch ein solches fast ganz zerstört, von Augustus aber wieder hergestellt u. daher Augusta genannt. Jetzt befindet sich an der Stelle Baffo mit Ruinen der ehemaligen Stadt. — 2) Neapaphos (Neue P.), an der Stelle des alten Erythra, angeblich von Agapenor gebaut, hatte einen guten Hafen und war der Aphrodite heilig, die hier einen prächtigen Tempel hatte und deren hier im Freien stehende Altäre nach der Sage nie vom Regen benetzt wurden.

Papier, heißen die bekannten, meist aus vegetabilischen, seltener aus animalischen Fasern mittelst eines Zerkleinerungs- u. Zusammenfüßungs-Prozesses bereiteten, dünnen, biegsamen Blätter, welche zu einer Menge verschiedener Zwecke verwendet werden. Das meiste P. wird zum Bedrucken mit Typen zu Büchern verbraucht, besonders in der neueren Zeit, wo die Herausgabe von Büchern so außerordentlich zugenommen hat. Dann ist die stärkste Verwendung zum Schreiben; ferner zum Zeichnen, zum Kupfer-, Stein- u. Rotendruck, zur Verfertigung der bunten u. der verschiedenen Luxuspapiere, welche zu mancherlei kleinen Gegenständen, Verzierungen u. dergl. verwendet werden, dergleichen der Spielkarten, der Visiten- u. Empfehlungskarten u. dergl. Geringere P.-Sorten werden besonders zum Einpacken u. zur Verfertigung der P.-Tapeten; die Pappen, welche nichts Anderes, als dickeres P. sind, ebenfalls zum Einpacken, besonders aber von den Buchbindern u. Futteralmachern zu ihren mannigfaltigen Arbeiten u. selbst

zum Decken von Häusern gebraucht. Man hat sogar Hüte u. Chemisettkrägen von P. gefertigt. — Das Material, dessen man sich gegenwärtig zur Verfertigung des P.s bedient, sind hauptsächlich leinene, hanfene u. baumwollene Lumpen; letztere geben jedoch ein weniger haltbares P., als die leinenen u. hanfenen, u. werden daher nur mit diesen vermischt zur Verfertigung gewöhnlicher Druck- u. Kupferdruck-P.e gebraucht. Die hanfenen werden namentlich im südwestlichen Deutschland, der Schweiz u. in Frankreich verarbeitet u. geben ein reineres u. zugleich festeres P., als die Leinenlumpen, indem man auch bei der Durch- und Ansicht selten oder nie Schäben oder Spreu erblickt, welche in den Mittelsorten des Leinen-P.s viel häufiger sind u. von dem der Flachspflanze eigenthümlichen holzigen Kerne herrühren. Wollene u. halbwollene Lumpen können nur zu Rösch-P. u. Pappe gebraucht werden. Außerdem werden auch zuweilen, besonders grobe, P.e aus Stroh, Heu, Kiefernadeln u. ähnlichen Pflanzenstoffen, meist aber nur mit Zusatz von Lumpen, verfertigt, sowie man überhaupt schon seit langer Zeit bemüht ist, Surrogate für die theueren u. immer seltener werdenden Lumpen aufzufinden. Gebrauchtes P. (Mafulatur) wird ebenfalls wieder zur P.-Fabrikation benützt, doch wird bedrucktes nur zur Verfertigung von Pappen verwendet, da theils das Bleichen der Kupferdruckschwärze sehr schwierig ist, besonders aber, weil die Masse des P.s durch das Auspressen der Buchstaben zu sehr zusammengedrückt wird u. sich daher an diesen Stellen nicht, oder doch nur mit zu großer Mühe wieder auflösen läßt. Beschriebenes P. läßt sich jedoch ganz erweichen u. auch die Farbe der Tinte davon entfernen. — Die Verfertigung des P.s besteht im Allgemeinen darin, daß die Faserstoffe gehörig verkleinert, gebleicht oder auch gefärbt u. mit Wasser in einen dünnen Brei verwandelt werden, der zu einer dünnen Fläche ausgebreitet, dann durch Pressen u. Trocknen von dem darin enthaltenen Wasser befreit wird, worauf das fertige P., je nach den Zwecken, zu welchen es dienen soll, zuweilen noch einer Art von Appretur unterworfen wird. Auf diese Weise entstehen dünne Blätter von verschiedener, jedoch in sich gleichmäßiger Stärke, Festigkeit, Gefüge, Farbe u. Durchscheinbarkeit, u. zum Theil mit ganz ebener, auch wohl geglätteter Oberfläche. Die erste Manipulation ist die Befreiung der Lumpen von allen Nähten u. Zwirnsfäden, und besonders die Sortirung derselben, welche von dem wichtigsten Einflusse auf die Qualität des erzeugten P.s ist. Die Lumpen werden nicht allein nach ihrem Grundstoffe, ihrer Farbe u. Feinheit, sondern auch nach dem größern oder geringern Grade ihrer Abnutzung in 6—8 verschiedene Sorten geschieden, von denen jede aus möglichst gleichartigen Lumpen besteht. Besonders ist die Sortirung nach dem Grade der Abnutzung von Wichtigkeit, indem stärker abgenutzte eine geringere Zeit der Bearbeitung bedürfen, als weniger abgenutzte, u. es daher nicht möglich wäre, eine P.-Masse von der nöthigen Gleichartigkeit herzustellen, wenn Lumpen von sehr verschiedenem Abnutzungsgrade zusammenkämen. Die Lumpen werden dann mittelst des Lumpenschneiders zerschnitten, durch Sieben vom Staube u. gereinigt, in einem Stampfwerke, dem Geschirr, zermalmt u. hierauf in dem Holländer, einer Vorrichtung, welche hauptsächlich aus einer, an ihrem Umfange mit Messern, die beim Umbrehen derselben bei anderen feststehenden Messern vorübergehen, besetzten Walze besteht, völlig in Brei verwandelt. Früher unterwarf man die zerschnittenen Lumpen einem Gährungsprozeß, indem man sie angefeuchtet auf Haufen faulen ließ; jetzt geschieht dieß aber nicht mehr, oder höchstens noch zu einigen besondern P.-Sorten. Der Holländer verwandelt die Lumpen zuerst in Halbzeug, welches noch nicht die gehörige Feinheit hat, u. dann durch wiederholte Bearbeitung in Ganzzeug; das erstere läßt sich gehörig ausgetrocknet, längere Zeit aufbewahren u. gewinnt durch Frost sogar an Feinheit u. Weiße. Da der Zeug niemals die gehörige Weiße hat, so muß er, um diese zu erhalten, gebleicht werden, was jetzt allgemein durch Chlor geschieht, das alle Farbstoffe zerstört u. entweder in Gasform, oder als Chlorkalk, im Holländer angewendet wird. Das Chlor muß jedoch wieder ganz rein aus

dem P. entfernt werden, indem es dieses sonst zerstören, oder doch brüchig machen würde. Dieses geschah bisher allgemein durch wiederholtes Auswaschen des Zeugs, allein seit Kurzem hat man ein Mittel erfunden, diesen Zweck auf eine viel leichtere u. vollkommener Weise zu erreichen u. dieß ist die Anwendung des schwefelsauren Natrums (*Natrum sulphurosum*), welches in den P.-Fabriken Antichlor genannt u. unter diesem Namen von Berlin bezogen wird. Aus dem Gefagten geht hervor, daß das noch ziemlich verbreitete Vorurtheil: das mit Chlor gebleichte P. sei nicht haltbar, ganz irrig ist, denn jetzt ist alles P. mit Chlor gebleicht u. nur dasjenige könnte nicht haltbar seyn, bei dessen Fabrikation der Fehler begangen wurde, das zum Bleichen verwendete Chlor nicht völlig wieder daraus zu entfernen. Der Zeug zu feinen P.n wird noch durch eine siebartige Vorrichtung gepreßt, in welcher alle Knötchen zurückbleiben, u. dann geformt. Dieß geschah früher allgemein mit der Hand, durch das Schöpfen, indem mittelst eines flachen Drahtsiebes von der Größe des zu formenden P.-Bogens, das mit einem niedrigen Rande versehen war, von dem in der Schöpfblütte enthaltenen Zeug, das die Consistenz eines dünnen Mehlsiebes hatte u. in beständiger Bewegung erhalten wurde, damit sich Nichts zu Boden setzen oder zusammenballen konnte, Etwas ausgeschöpft u. durch ein gelindes Rütteln auf dem Siebe oder der Form gleichmäßig vertheilt wurde, wobei das überflüssige Wasser durch die Form abließ u. nur die zusammenhängenden feinen Zeugfasern auf derselben liegen blieben. Die auf diese Weise gebildeten Bogen wurden zwischen Filze, besonders gewebte u. mit Lohbrühe getränkte Tuche, gelegt, zuerst zwischen diesen und dann auch noch zu wiederholten Malen ohne Filze gepreßt u. endlich auf luftigen Böden oder in geheizten Räumen getrocknet. Jene Schöpfformen waren zweierlei Art, nämlich entweder sogenannte Verjüre- oder Belinformen. Die ersten, welches die ältesten sind, bestanden aus parallel dicht nebeneinander liegenden Messingdrähten, welche in Entfernungen von etwa 2 Zoll durch Querdrähte miteinander verbunden waren, u. erzeugten ein P., das auf den Formdrähten etwas dünner u. daher durchscheinender war, als zwischen denselben u. das geripptes, oder mit Wasserlinien versehenes P. hieß; die Belinformen dagegen bestanden aus einem gleichmäßigen, förmlichen Gewebe von ganz feinem Draht, u. in dem damit erzeugten P. waren daher keine Linien zu bemerken, sondern es zeigte eine ganz gleichmäßige Durchscheinbarkeit. Gewöhnlich waren, sowohl auf den Verjüre, als auf den Belinformen, noch andere geglättete Messing- oder Kupferdrähte aufgelegt, welche allerhand Figuren: Wappen, Fabrikzeichen, den Namen des Fabrikanten, die Jahreszahl &c. &c. bildeten u. in dem P.e die durchscheinenden Wasserzeichen hervorbrachten. Diese sind besonders bei der Fabrikation des P.-Geldes, der Banknoten u. dergl. von Wichtigkeit, indem sie häufig als erstes Erkennungszeichen nachgeahmter P.e dieser Art dienen (s. P.-Geld). Beim Trocknen zieht sich das P. um $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{3}$ in der Breite, aber fast gar nicht in der Höhe zusammen; beim Froste im Winter behalten jedoch die Bogen ihre ursprüngliche Größe. Auch ist Winter-P. weißer u. nimmt die Druckerschwärze besser an, als Sommer-P.; geleimtes P. darf jedoch nicht frieren. Geringe P.-Sorten sind, sowie sie vom Trockenboden kommen, zum Verkaufe fertig; sie werden daher nur noch entweder flachliegend in Pakete von einem oder mehreren Ballen zusammengepreßt oder geschnürt, wobei man gewöhnlich zwischen jedes Ries ein Streifchen P. legt, dessen Ende man an der Seite ein wenig herausragen läßt, oder sie werden buchweis zusammengeschlagen u. dann in Riese von 20 Buch gebunden. Die besseren Gattungen werden dagegen noch mehrmale gepreßt, wobei man immer die Ordnung der Bogen gegen einander wechselt, wodurch ihre Oberfläche immer ebener wird, oder sie werden auch wohl zwischen glatten stählernen Walzen geglättet. Ferner werden sie durchgesehen, die etwa darin gebliebenen Knötchen, Sandkörner &c. entfernt, etwaige Flecken, wo möglich mit Fesderharz, abgewischt u. alle fleckigen, unganzen, runzeligen oder faltigen Bogen herausgesucht. Diese bilden den Ausschuß, welcher noch zu vielen Zwecken

brauchbar ist u. gewöhnlich besonders u. etwas billiger verkauft wird, als das reine P. Zuweilen macht man auch zwei oder auch wohl drei Sorten Ausschuß, von denen die erstere u. bessere, welche nur kleine Flecken oder sonstige ganz unbedeutende Mängel hat, Retiré genannt wird. Das ganz fehlerreiche P. wird auch erste Auswahl, das Retiré zweite u. die geringeren Sorten dritte und vierte Auswahl genannt. Bei den in Riesen gebundenen Schreib-P.n ist dagegen das obere und untere Buch, welche ohnehin durch den Bindfaden gedrückt und daher Bindebücher genannt werden, gewöhnlich Ausschuß; auch wird noch häufig bei den breitliegenden P.n der Ausschuß oben aufgepackt. Von Natur ist das P. nicht zum Schreiben brauchbar, indem es durchschlägt, u. es muß daher zu diesem Zwecke geleimt werden. Dies geschieht bei den geschöpften P.n entweder in der Bütte, indem die Leimflüssigkeit vor dem Formen der Bogen mit dem Zeug vermischt wird, oder, u. zwar am häufigsten, nach dem Trocknen, indem man die Bogen durch die Flüssigkeit zieht, sie dann über einander liegen läßt u. mäßig preßt, damit sie sich damit durchziehen, u. sie hierauf wieder trocknet u. weiter, wie erwähnt, behandelt. Zu den Maschinen-P.n dagegen wird der Zeug durchgängig in der Bütte geleimt. Die Leimflüssigkeit, welche natürlich ganz farblos seyn muß, wird auf verschiedene Weise versetzt u. ihre Bereitung gewöhnlich als Fabrikgeheimniß betrachtet; in der Regel wird sie aus allerhand thierischen Substanzen, wie Pergament u. Lederabfällen, Schaffüssen, enthaarten Hasenfellen u. dgl. mit Alaun gekocht, auch zuweilen etwas Seife hinzugesetzt, um das Zusammenkleben der einzelnen Bogen zu verhindern. Oft werden die P. gefärbt, u. zwar entweder in der Masse, so daß das P. völlig von der Farbe durchdrungen ist, oder die Farbe wird nur auf die eine Oberfläche des fertigen Bogens, zuweilen auch auf beide aufgetragen. Das erstere geschieht, indem man die Farben, welche größtentheils Mineralfarben, doch auch zuweilen Abkochungen von Rothholz, Blauholz, Krapp, Bau, Cochenille u. oder Indigoauflösung sind, der P.-Masse entweder im Holländer, oder in der Bütte zusetzt. Besonders häufig werden die feineren Schreib- u. Druck-P.e gebläut, um ihnen ein besseres Ansehen zu geben. Zum Färben des fertigen P.s, welches gut geleimt seyn muß, werden ebenfalls Mineral-, fein geriebene Erd- oder Saftfarben genommen, die mit Gummi, Flöhsamenschleim oder feinem Leim aus Hausenblase oder Pergamentabfällen u. Alaun versetzt sind, u. das P. vermittlest eines dicken, feinen Pinsels damit überstrichen. Nach dem Trocknen wird das P. entweder mit Glättsteinen, oder vermittlest glatter Metallwalzen geglättet. Das letzte Verfahren nennt man *satiniern*, weil das P. dadurch einen atlasartigen Glanz bekommt. Oft bleiben die gefärbten P.e jedoch auch ungeglättet. Die Farbe der ordinären Packpapiere rührt von den dazu verwendeten Stoffen her. — Die bis daher dargestellte Bereitungsart des P.s hat durch die Erfindung der Maschinen zur Verfertigung des endlosen P.s die wesentliche Veränderung erlitten, daß das Schöpfen desselben in einzelnen Bogen ganz wegfällt, indem es diese Maschinen in einem zusammenhängenden Streifen, welcher bis etwa 4½ Fuß Breite u. ganz beliebige Länge haben kann, liefern. Der fertige Gangzeug fließt nämlich auf ein über Walzen sich fortbewegendes, endloses, feines Drahtgewebe u. gelangt von diesem auf mehr andere Walzen, von denen er gepreßt, getrocknet und geglättet und dann als fertiges P. auf eine Art Haspel aufgewunden wird, worauf dann Bogen von jeder beliebigen Größe daraus geschnitten werden können. Das Maschinen-P. ist daher durchgängig Belin-P., u. da jetzt fast kein Bütten-P. mehr vorkommt, so gibt es auch kein geripptes mehr u. der frühere Sinn der Benennung Belin-P., welche ein feineres u. theureres, als das gewöhnliche gerippte, bedeutete, fällt mithin jetzt ganz weg. Eine solche Maschine wird gewöhnlich durch ein Wasserrad oder eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt u. diese treibt dann auch alle zur Zerkleinerung der Lumpen u. zum Verwandeln derselben in Zeug nöthigen Vorrichtungen, wodurch die Fabrikation nicht allein sehr erleichtert, sondern das P. auch, wie wir schon oben erwähnten, in viel bes-

ferer, gleichmäßigerer Qualität hergestellt wird. Der Franzose Robert in Essonne war der Erste, welcher im Jahre 1799 die Idee faßte, enbloßes P. zu verfertigen; allein er führte sie selbst nicht aus, sondern trat sie an Lèger-Didot ab, der im Jahre 1811 in England eine Fabrik davon anlegte, wogegen in Frankreich erst im Jahre 1815 in Sorel u. Saussay im Departement Eure u. Loire eine Maschinenpapierfabrik errichtet wurde. Demungeachtet verbreitete sich dieser Industriezweig Anfangs nur langsam in Frankreich, denn im Jahre 1827 besaß dieses Land nur 4, 1834 nur 12 Maschinen, seitdem aber stieg die Zahl derselben so rasch, daß man im Jahre 1844 schon 255 Maschinen zählte, welche für 50 Millionen Franken P. lieferten, von dem für 9 Millionen Franken in's Ausland gingen. Das jährlich in Frankreich fabricirte P. soll nach einer Berechnung Firmin Didots hinreichen, die ganze Oberfläche von Frankreich zweimal damit zu bedecken. In England wurde die von Lèger-Didot eingeführte Erfindung nicht allein durch eine große Anzahl neuer Zusätze umgestaltet u. verbessert, sondern einige Patentinhaber schienen auch schon früher, oder unabhängig von Roberts Entwürfe, auf ihre Erfindungen gekommen zu seyn, da in einigen sogar ein Rückschritt gegen diesen zu bemerken ist. Die Anzahl der Maschinen hat sich in England, Belgien u. Deutschland in dem letzten Decennium ebenfalls rasch u. bedeutend vermehrt, wenn auch vielleicht nicht in dem nämlichen Verhältnisse, wie in Frankreich. So viel ist gewiß, daß selbst in den genannten Ländern nur noch sehr wenig Bütten-P. verfertigt werden. Die kleinen P.-Mühlen beschäftigten sich in den letzten Jahren noch mit der Verfertigung geringer Druck-, Schreib- u. Pack-P.; allein die Maschinenpapierfabrikation steigt jetzt in Bezug auf die Sorten immer tiefer herab u. wird uns auch mit diesen Gattungen bald ausschließlich versorgen. Nur Zeichen-P. u. solche, auf denen getuschelt oder gemalt, d. h. Farben verwaschen werden sollen, kann sie noch nicht liefern u. diese werden daher bis jetzt nur noch in der Bütte verfertigt. — Das größte, unter einer Firma vereinigte, P.-Geschäft in Deutschland, sowohl in Bezug auf die Fabricatur, als auch auf den P.-Handel, ist jetzt unstreitig das von Ferdinand Klingsch in Leipzig u. Frankfurt a. M. Es gehören dazu drei Fabriken mit Maschinen: in Penig, Blankenberg bei Hof u. Freiburg im Breisgau. Jede dieser Fabriken hat eine Maschine nach dem neuesten verbesserten englischen Systeme, welche in 9 Stunden 11 Ballen P. von Schreibformat liefert, u. diese drei Maschinen liefern mehr als einige andere große deutsche Fabriken, welche drei bis vier, aber nach einem älteren, weniger vollkommenen Systeme eingerichtete, Maschinen haben. Die großartigen Lager des genannten Hauses in Leipzig u. Frankfurt a. M. aber sind mit allen möglichen in- u. ausländischen P.-Gattungen in reichster u. vollständiger Auswahl versehen u. man kann überhaupt mit Recht sagen, daß dasselbe viel zum Aufschwunge des deutschen P.-Geschäfts beigetragen hat. Außer diesem Hause sind als große P.-Handlungen zu nennen: Sieler u. Vogel in Leipzig, Kühne in Berlin, u. in dieser Stadt, sowie in Hamburg, Bremen, Frankfurt am Main, Prag, Wien u. noch bedeutende Geschäfte dieser Art. Von Fabriken sind noch besonders Steinbach in Malmédy, Schaeusselen u. Gebr. Rauch in Heilbronn, Bohnenberger u. Comp. in Pforzheim zu erwähnen. Das Gesamtprodukt von Europa gibt v. Reben in seiner 1844 erschienenen Handels- u. Gewerbsgeographie u. Statistik zu 2,514,000 Ballen in einem Werthe von 46—47 Millionen Thaler an; diese Berechnung ist jedoch wahrscheinlich zu niedrig, da sie auf der Angabe beruht, daß in ganz Europa nur 204 Maschinen, aber 7800 Bütten existirt haben, während aus Obigem hervorgeht, daß die Zahl der ersteren, wenigstens jetzt, bedeutend größer ist. — Die gebräuchlichsten Gattungen des P.s sind: a) Lösch-P. oder Fließ-P., das man besonders in grauer n. rother Farbe hat. Das erstere, welches man auch Schrenz nennt, ist das geringste; es werden dazu auch wollene Fäden mit verwendet, wogegen das rothe zum größten Theile aus Baumwollenmasse besteht. Uebrigens wird auch das geringe halbweiße Druck-P. zuweilen Lösch-P. genannt. b) Pack-P., weiß,

halbweiß, grau, gelb, braun, blau 2c. in den verschiedensten Gattungen u. Qualitäten, theils geleimt, theils ungeleimt, auch zuweilen mit Stroh u. anderen vegetabilischen Substanzen vermischt. Ein sehr festes Pack-P. wird aus alten Stricken u. Tauen verfertigt; namentlich besteht das braune Pack-P., welches die Engländer zum Einpacken ihrer Stahlwaaren brauchen, aus alten getheerten Schiffstauen. c) Tapeten-P., meist grau oder halbweiß von Farbe u. geleimt. d) Druck-P., ungeleimt u. meist weiß von Farbe, zuweilen jedoch auch mit einem grünlichen, röthlichen oder bläulichen Scheine. Man verfertigt es in allen möglichen Nuancen der Feinheit, Farbe, Stärke u. s. w., sowie in allen erdenklichen Formaten, u. die großen P.-Fabriken lassen jede Sorte, von der ein hinreichendes Quantum bei ihnen bestellt wird, nach Muster anfertigen. Auch gehören dazu die dicken Noten- u. Kupferdruck-P.e, sowie das ganz dünne Goldschläger- u. Seiden-P., welches letztere z. B. zum Belegen der Kupferstiche gebraucht wird. e) Geleimte Schreib- u. Zeichen-P.e, von denen die letzteren, wie wir schon erwähnt, jetzt nur geschöpft, die ersteren aber fast durchgängig mit Maschinen verfertigt werden. Es gehören dazu die Post-P.e in den verschiedensten Qualitäten u. Stärken, theils ungeglättet, theils geglättet oder satinirt, auch zuweilen mit Wasserlinien in der Entfernung, wie man sie beim Schreiben braucht, u. oft mit einem mehr oder weniger starken, blauen, zuweilen auch mit einem grünen oder rothen Scheine. Ferner die gewöhnlichen Schreib-P.e, von denen man die halbweißen Concept-P., die weißen u. feineren Kanzlei- oder Herren-P. nennt. Die starken Noten-P.e, die zum Drucke bestimmten geleimten P.e in verschiedenen Qualitäten u. Größen, geleimte Kupferdruck-P.e zu colorirten Kupferstichen; die verschiedenen Luxus- oder Billet-P.e, seine, meist in Oktav gebrochene Brief-P.e, welche auf der ersten Seite mit bunten, gemalten oder gepreßten Verzierungen, auch zuweilen wohl mit einem bunt gemalten Anfangsbuchstaben 2c. versehen sind. Diese kommen am schönsten aus Paris, doch werden sie jetzt auch in Berlin u. in einigen anderen deutschen Städten verfertigt. Das Concept-P. hat man auch blau oder roth von Farbe, welches eigentlich von ebenso gefärbten leinenen Lumpen (das blaue besonders von den blauen Leinwandtitteln der Landleute in Thüringen, Westphalen 2c.) verfertigt seyn soll, oft aber auch gefärbt ist. f) In der Masse gefärbte oder naturfarbene P.e, welche besonders zu den Umschlägen der brochirten Bücher, ferner auch zu Ankündigungen, Plakaten u. dgl. gebraucht werden. g) Gefärbte P.e sind gewöhnlich Schreib-P.e von ordinärer oder mittler Qualität, welche auf der einen Seite entweder mit einer einfachen Farbe überzogen u. dann entweder geglättet sind, oder nicht, oder die bedruckt, oder marmorirt, oder vergolbet, oder versilbert sind. Die marmorirten P.e hat man in sehr verschiedenen Arten, z. B. Herrnhuter-P., Steinmaser-, Gladmaser-, Strohmaser-, Steinmarmor-P., türkische, englische, Corallen-, Feder-, Tiger-, Teppich-, Marmor-P.e. Außer diesen Hauptsorten hat man noch mehr weniger wichtige Nebengattungen als Zucker-P., Stahl-P. oder rostfreies P., auch Nadel-P. genannt, Spielkarten-P., durchsichtiges Del-, Calquir- oder Copier-P., auch Glas-P. genannt, Copier-P., Chinesisches-P., Schiefer-P. Unverbrennliches, oder nur langsam verkohlendes P., das besonders bei der englischen Marine zu Kanonenpatronen gebraucht wird, weil die brennend umherfliegenden Stücke leicht Schaden anrichteten, erhält man, wenn man Vitriol oder Potasche u. Vitriol oder phosphorsaures Ammonium, borarsaures Natron oder Alaun u. Vitriolöl der Papiermasse zusetzt. P. zum Dachdecken für solche Gebäude, die ein ganz leichtes Dach bekommen müssen, ist ein starkes Packpapier, das mehrmals mit Theer, Pech, gelöschem Kalk u. Holzkohlenpulver überstrichen u. zuletzt mit Sand u. Eisenfeile bestreut worden ist. — Die Benennungen, welche man früher dem P. nach dem Wasserzeichen gab, z. B. Einhorn-, Delphin-, Post-, Jungferns-, Baselflab-, Kronen-P. 2c. 2c. haben jetzt aufgehört, da die Maschinenpapiere in der Regel keine Wasserzeichen erhalten. — Die Erfindung des P.s,

oder wenigstens eines unserm jetzigen P.e ähnlichen Erzeugnisses ist schon sehr alt u. die Zeit derselben ganz unbekannt. In den ältesten Zeiten der Civilisation brauchte man Platten von Stein, Metallen (besonders Blei), Holz, Horn, Knochen, Elfenbein 2c., um darauf zu schreiben; später Baumbblätter, besonders von Palmen, Malven, Delbäumen 2c. Dann bediente man sich dazu des Baumbastes, und wahrscheinlich waren die Aegyptier die ersten, welche diesen zu größeren, zusammenhängenden Platten verarbeiteten u. so ein Erzeugniß zu Stande brachten, welches P. (*Charta papyracea*, *Papyrus*, *πάπυρος*) genannt wurde. Man bediente sich dazu nämlich des feinen Bastes einer in den Nilsümpfen wachsenden Schilfgattung, der Papyrusstauden, *Cyperus papyrus*, von welcher auch das Erzeugniß den Namen erhielt, der ihm auch in späterer Zeit blieb, obgleich die Masse, deren man sich später dazu bediente, eine ganz andere war. Die von den Stengeln der Pflanze abgeschälten dünnen Basthäute wurden auf eine Holztafel von der Größe des zu fertigenden P.s, und dann eine zweite Schicht quer darüber gelegt, beide Schichten durch Anfeuchten mit heißem, klebrigem Nilwasser und durch Pressen mit einander verbunden, an der Sonne getrocknet und mit Thierzähnen, oder mit dem Hammer geglättet. Alexandrien war wegen der Fabrikation dieses P.s besonders berühmt, dessen Verfertigung von den Römern verbessert wurde, die ihm mehr Weiße gaben und es zum Schreiben auf beiden Seiten brauchbar machten. Die Chinesen verfertigten dagegen, wahrscheinlich schon zu Anfang der christlichen Zeitrechnung, wenn nicht noch früher, P. aus Seide u. Baumwolle, welches die Araber in der Bucharei kennen lernten und gegen den Anfang des 8. Jahrhunderts in Mekka nachahmten. Während des 9. u. 10. Jahrhunderts verbreitete sich die Kunst, P. aus Baumwolle zu verfertigen, im nördlichen Afrika u. kam von da nach Spanien. Anfangs u. wahrscheinlich bis zum 13. Jahrhundert verfertigte man in Europa nur Baumwollenspapier, bis man aus Mangel an Stoff auch leinene Lumpen dazu verwendete u. sehr bald fand, daß diese ein viel besseres Fabrikat gaben, als die Baumwolle. Doch vermischte man Anfangs noch baumwollene u. leinene Lumpen; ganz leinenes P. wurde, wie man glaubt, zuerst in Deutschland verfertigt. Spanien hatte wahrscheinlich die ersten Papiermühlen, die sich von da aus in Europa, wo man sich bis dahin allgemein des Pergaments zum Schreiben bediente, immer weiter verbreiteten, u. zwar, wie es scheint, zuerst nach Italien. Es ist gewiß, daß im Jahre 1340 Papierfabriken zu Troyes und Essonne in Frankreich, und 1390 eine dergleichen in Nürnberg existirte; doch hat man eine Urkunde der Stadt Kaufbeuren von 1318, zu welcher schon ganz leinenes P. verwendet ist. Im Jahre 1470 erhielt Basel die erste Fabrik, aber erst 1585 führte ein Deutscher die Papierfabrikation durch Anlegung einer Fabrik zu Dartford in Kent, in England, und 1712 ebenfalls ein Deutscher dieselbe in Rußland ein. Die Fabrikation des P.s blieb jedoch lange Zeit in der Kindheit u. nur Papiermühlen in Holland, der Rheingegend, der Schweiz u. England lieferten ein erträgliches Fabrikat, bis die Erfindung der Siebform, nach Einigen 1783 durch Didot in Paris, nach Anderen um 1785 durch die Gebrüder Montgolfier in Annonay, dann die Erfindung des Bleichens der Papiermasse durch Chlor, und besonders der Maschinen, welche endloses P. liefern, der Fabrikation dieses wichtigen Artikels einen neuen Aufschwung gaben u. sie in neuester Zeit auf eine früher noch nie gekannte Höhe brachten. Durch die vielen Verbesserungen, welche die Fortschritte der neueren Zeit in der Mechanik u. Chemie auch in der Papierfabrikation hervorgebracht haben, ist die Qualität der P.e außerordentlich verbessert u. zugleich eine bedeutend wohlfeilere Herstellung möglich geworden, denn nicht allein war die jetzige Qualität vieler P.e früher kaum herzustellen, sondern man kann auch annehmen, daß eine ähnliche Qualität des, nach der früheren Methode verfertigten, P.s durchschnittlich wohl um die Hälfte theurer war, als jetzt. Die Preise würden aber noch niedriger seyn, wenn nicht die Preise der Lumpen durch den bedeutend vermehrten Gebrauch bedeutend gestiegen wären.

Papier ist in der kaufmännischen Sprache oft die Benennung für Dokumente

verschiedener Art, und daher rühren die Ausdrücke Staatspapiere u. Papiergeld (s. d.); ganz besonders aber bezeichnet man die Wechsel u. Anweisungen mit dem allgemeinen Namen P. und sagt in diesem Sinne: kurzes P., langes P., Monatspapier, gutes, schlechtes P., für kurlichtige u. langlichtige, einen Monat lange, sichere oder unsichere Wechsel u. u.

Papiergeld. Ungewöhnliche Bedürfnisse, welche bedeutende Gelbausegaben erheischen, können einen Staat veranlassen, um für das, dadurch dem allgemeinen Verkehr entzogene, gemünzte Metall ein Ersatzmittel zu schaffen, P., d. h. Scheine von möglichst künstlicher u. complicirter Beschaffenheit, auszugeben, welche in allen Fällen dem Metallgelde gleich angenommen werden sollen und auf Verlangen bei den Staatseassen in solches umgewechselt werden können. Demgemäß hat das P. keineswegs, wie das geprägte Metall, Selbstwerth, sondern ist vielmehr nur das Zeichen eines solchen, eine Art Schuldschein, den man gegen seinen Nennwerth in Münze umsetzen kann. An u. für sich erscheint also dieses Surrogat der Münze als ein sehr unschuldiges Werkzeug des öffentlichen Kredits, ja, es ist nicht zu läugnen, daß es selbst wesentliche Vorzüge vor dem Metallgelde besitzt, welche vorzüglich in seinem geringen Gewichte und der leichten Transportabilität bestehen, und welche ihm oft ein kleines Aufgeld gegen Münze verschaffen; aber alles dieß nur so lange, als man wirklich überzeugt seyn darf, jederzeit den vollen Werth, worauf das Papier hinweist, dagegen in Empfang nehmen zu können. Denn sobald dieser wirkliche Umlauf gehemmt wird, sind selbst die strengsten Maßregeln nicht im Stande, das P. dem gemünzten Gelde gleich zu halten. Annehmen wird man freilich das P. auch fernerhin, weil man dazu gezwungen ist; aber Jeder wird seht für die Gegenstände seines Handels einen weit höheren Preis fordern, als früher, so daß sich hiedurch ein auf die Volksmeinung gegründetes offenes Verhältniß zwischen dem baaren Gelde und dem P. feststellt. Wie weit dieses Verhältniß wirken kann, beweisen uns mannigfache Beispiele, wie denn der Cours in Oesterreich im Jahr 1810 von 1 zu 12, in Dänemark im Jahre 1813 sogar wie 1 zu 1800 war, die französischen Assignaten endlich bis auf 0 und die sächsischen Thaler = Cassenscheine bis unter die Hälfte herabsanken. — Sobald sich jenes Verhältniß gestaltet, erleidet die Regierung denselben Verlust an ihren Einkünften, als die Privaten an den ibrigen. Da es nun nicht an der Zeit ist, neue Abgaben auszuschreiben, so deckt man das Deficit wiederum durch Fabrication von P., welche dann nothwendig eine neue Ursache von dessen weiterer Entwerthung wird. Der immer mehr wachsende Unterschied zwischen Münze u. Papier vernichtet endlich allen Kredit u. lähmt Handel u. Gewerbe; der ganze gesellschaftliche Verkehr geräth in die größte Verwirrung und in wahre Auflösung, und das Unglück der Unbemittelten übersteigt alle Gränzen u. schafft der Opfer des Grabes genug. — So zeigt sich denn die Fabrication u. Verausgabung des P. als eine an sich verderbliche u. rechtswidrige Institution, deren gänzliche Abschaffung aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen des europäischen Staatshaushaltes so bald nicht zu erwarten ist, obgleich dieselbe ihren wichtigen Charakter überall früher oder später bewahren wird. — Nicht zu verwechseln aber mit dem eigentlichen P. e sind die davon sehr verschiedenen Staats = P. e und die Banknoten (s. dd.).

Papiermaché (Papierteig), nennt man eine, aus zerstampftem Papier gebildete Masse, woraus verschiedene Gegenstände, als Dosen, Masken, Figuren, Puppenköpfe, Thiere, Kinderspielwaaren u. u. gemacht werden. Man bildet sie nämlich aus der noch weichen Masse in Formen, tränkt sie mehre Male mit Leimwasser u. Del, trocknet sie dann auf Drahtgittern in eigenen Oefen, drehelt hierauf die Gegenstände, bei denen es die Form erfordert, noch ab, schleift sie hierauf mit Bimsstein ab, und bemalt und lackirt sie zuletzt. In Deutschland befinden sich Papiermaché = Fabriken zu Braunschweig, Wolsenbüttel, Lubwigslust, Offenbach, Frankfurt a. M., Sonneberg u. Neustadt im Koburgischen, Nürnberg, Ilmenau u. Schleusingen, Gotha, Altenburg, Dresden u. u.

Papinianus (Aemilius), der größte Rechtsgelehrte seiner Zeit, geboren um 140 n. Chr. unter Antonin dem Frommen, stammte aus Benevent oder Syrien, widmete sich dem Studium der griechischen u. römischen Literatur, der Philosophie u. den Rechten u. gelangte allmählig zu den höchsten Staatsämtern. Zuletzt war er Praefectus praetorio u. Vormund der Kaiser Caracalla u. Geta. So sehr sich P. bemühte, die Einigkeit unter diesen Brüdern zu erhalten, so wenig wollte es ihm gelingen. Caracalla glaubte, er sei dem Geta mehr ergeben, entsetzte ihn seiner Würden u. ließ ihn, weil er den an Geta verübten Brudermord nicht vertheidigen wollte, im Jahre 212 hinrichten. Die Alten nannten ihn, wegen seiner großen Rechtskenntnisse, *ἀριστον τῶν νομικῶν*, juris asyllum, doctrinae legalis thesaurum. Ueber das, was in den Pandekten von ihm steht, hat Otto ein Inventarium verfertigt in dem Buche P., seu de vita A. P. diatriba repetitae praelectionis. Bremen 1743.

Papirius, Name einer berühmten Patrizier-Familie des alten Roms, aus welcher mehrere sich in den wichtigsten Aemtern um den Staat verdient machten. Zuerst zeichnete sich Lucius P. Mugillanus aus, der im Jahre Roms 309 u. 326 Consul u. Censor war; am berühmtesten aber ist Lucius P. Cursor, den Livius als einen Mann schildert, der durch Muth, Kenntniß des Kriegs, Körperstärke u. persönliche Tapferkeit den größten Feldherren an die Seite gesetzt zu werden verdiente. Er verwaltete das Consulat in den Jahren 421, 434, 435, 439, 441, war Dictator 430 u. 444 u. machte sich besonders durch seine glänzenden Siege über die Samniter berühmt. Auch sein Sohn, ebenfalls Lucius P. Cursor, der 460 u. 481 Consul war, triumphirte über die Samniter, Bruttier u. Lucaner. — Gajus (Sertus) P., ein römischer Rechtsgelehrter, sammelte kurz nach Vertreibung der Könige deren gottesdienstliche, Anfangs nicht aufgeschriebene Gesetze.

Papismus, die Lehre vom Papste, als dem sichtbaren Statthalter Christi auf Erden, seinem Ansehen überhaupt, seinem Primat (s. d.) u. seiner Infallibilität (s. d.), wie solches Alles von der katholischen Kirche gelehrt wird. — Cäsareopapismus heißt jene verkehrte, in unserer Zeit aber so vielfach geltend gemachte u. vertheidigte Ansicht, welche den Landesherren unbegrenzte Machtvollkommenheit in Angelegenheiten der Kirche beigelegt wissen will.

Pappe, Pappendeckel, sind die, meist aus einer geringen Papiermasse gemachten, dicken, steifen Bogen von verschiedener Feinheit, welche von den Buchbindern, Mützen- u. Hutmachern, Kirchnern, Buchappreteurs u. anderen Handwerkern, u. die schlechteren Sorten in großer Menge zum Einpacken gebraucht werden. Man unterscheidet die P. in geformte u. in zusammengeleimte oder gekleisterte. Eine besondere Art P. sind die sogenannten Presspähne, welche dazu dienen, um dem Tuche u. anderen Wollzeugen in der Presse einen Glanz zu geben. Man nennt diese auch Glanz-P., wegen ihrer Glätte u. ihres Glanzes. Sie werden durch Zusammenleimen guter Papierbogen, oder auch durch Schöpfen eines Papierteiges aus der Bütte in Formen von verschiedener Größe gemacht, nach dem Trocknen mit Bimsstein abgerieben u. dann durch eine polirte stählerne Kugel geglättet. Die Haupteigenschaft der Presspähne ist ihre hornartige Beschaffenheit, wodurch sie sich von der gewöhnlichen P. unterscheiden. — Man verfertigt aus P. allerhand Gegenstände u. Geräthe (Papparbeiten), namentlich Futterale u. Etuis, Kästchen, Schreibzeuge, Toiletten, Dosen, Cigarrenbüchsen, Bilder- u. Kalenderrahmen, Mappen ic., ganz besonders auch kleine Pappschachteln verschiedener Größe für Apotheker. Die verschiedensten Luxus-Gegenstände dieser Art kommen in besonders eleganten u. zierlichen Formen aus Paris, doch werden sie auch jetzt in Berlin, Kassel, Leipzig, Dresden, Offenbach, Nürnberg, Sonneberg, Wien ic. in vorzüglicher Güte verfertigt. Besonders beliebt sind diejenigen, in welche Perlenstickereien eingelegt werden können. Pappschachteln für Apotheken werden fabrikmäßig namentlich in Merseburg u. Neukirch in der Oberlausitz, so wie auch in öffentlichen Arbeitsanstalten für Kinder verfertigt.

Pappel, *Populus L.*, ein Baumgeschlecht mit ganz getrennten Geschlechtern, dessen Holz zwar fein u. weiß, aber weich u. nur wenig als Nutz- u. Tischlerholz brauchbar ist; als Bauholz hat es noch weniger Werth. Blätter u. Rinde können zum Gelbfärben benützt werden. Die bemerkenswerthesten Arten von *P.* sind: die Balsam-*P.*, *P. balsamifera*, in Nordamerika u. Sibirien einheimisch, aber auch in Deutschland in Gärten u. Anlagen gezogen, hat mehr lange, als breite, oben dunkel- und unten weißgrüne Blätter an zolllangen Stielen; die Knospen sind im Frühjahr mit einem gelblichen, zähen, bitteren, sehr balsamisch riechenden Saft überzogen, und in Irthum setzt man sie daher mit Brantwein auf, was einen nicht unangenehm schmeckenden Liqueur gibt, der den Urin treibt u. gegen Skorbut u. andere Uebel gerühmt wird. Das Holz ist eines der besten Pappelholzer, u. daher zu mehreren Arbeiten brauchbar. — Die canadische oder carolinische *P.*, *P. monilifera*, gibt einen sehr schönen Alleebaum mit sehr ausgebreiteten Zweigen. — Die italienische oder lombardische *P.*, *P. dilatata*, der bekannte schlanke Alleebaum, stammt aus Italien u. Laurien, u. wächst so schnell, daß er in 25—30 Jahren eine Höhe von mehr als 100 Fuß u. einen Durchmesser von 3—4 Fuß erreichen kann. — Schwarze *P.* oder Pappelweide, *P. nigra*, mit fast dreieckigen, starken, glatten, besonders auf der obern Seite glänzenden, hellgrünen Blättern, deren Knospen, Pappelaugen (*Gemmae populi*) genannt, im März u. April vor dem Ausbrechen ebenfalls mit einem wohlriechenden, bitteren, klebrigen Saft überzogen sind. Aus diesen wird in den Apotheken durch Auskochen mit dem doppelten Gewichte frischer Butter oder Schweinesfett u. Auspressen, eine Salbe unter dem Namen *unguentum populeum* verfertigt; auch kann man durch Einweichen derselben in siedendem Wasser u. Auspressen eine Art Wachs daraus erhalten, das, zu Lichtern gebraucht, mit angenehmem Geruche brennt. — Silber-*P.*, Schne-*P.* oder Albe, *P. alba*, mit langgestielten, lappig u. gezähnt ausgeschnittenen Blättern, welche oben dunkelgrün u. auf der untern Seite weißfilzig sind. Blätter u. Rinde werden zum Färben gebraucht. — Die weiße oder graue *P.* *P. canescens*, wird, da ihre Blätter unten ebenfalls mit graulich-weißem Filz überzogen sind, häufig mit der Silber-*P.* verwechselt, von der sie sich jedoch durch breitere Blätter unterscheidet. Das Holz wird zu Fußböden u. zu lackirten u. polirten Arbeiten gebraucht. — Espe, Aspe oder Zitter-*P.*, als Forstbaum nur wenig geschätzt, liefert übrigens ein zu Brettern u. Schnitzwerk brauchbares Holz.

Pappenheim, ein altes schwäbisches Geschlecht, welches 1628 die reichsgräfliche Würde erwarb u. seit 1818 im bayerischen Reichsrath erblich vertreten ist. Im deutschen Reiche hatte es das Reichs-Erbmarschallamt. Wohnsitz *P.* an der Altmühl im bayerischen Mittelfranken; Besiz: die Grafschaft *P.* in Mittelfranken mit $3\frac{1}{2}$ □ Meilen u. 7500 Einwohnern. Die Familie blüht noch jetzt in 2 Linien, einer katholischen und einer protestantischen. — Besonders angeführt zu werden verdient: Gottfried Heinrich, Graf v. *P.*, kaiserlicher Feldherr im 30 jährigen Kriege, geboren 1594, erwählte frühzeitig den Kriegsdienst unter kaiserlichen Fahnen. Sein feuriger Geist, seine rastlose Thätigkeit u. sein Flammeneifer für die katholische Religion gewannen bald das Vertrauen des Kaisers Ferdinand II. u. führten ihn höheren Würden entgegen. Bereits bei der Schlacht am weißen Berge zeichnete sich *P.* als Oberst ruhmvoll aus; er warf mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment, wurde verwundet u. lag unter der Last seines Pferdes unter den Todten auf der Waghstatt, bis ihn die Seinigen bei Plünderung des Schlachtfeldes entdeckten u. retteten. 1626 bezwang er mit Hülfe der Bayern die aufständischen protestantischen Bauern in Oberösterreich, eilte dann gegen Magdeburg, um sich mit Tilly zu vereinigen, u. übertraf nach Eroberung dieser Stadt selbst diesen an grausamer Strenge. Hierauf bekämpfte er an Tilly's Seite die vereinigten Schweden u. Sachsen bei Leipzig, wo er durch wildes Feuer des Muthes, persönliche Tapferkeit u. Verachtung aller Gefahr die wesentlichsten Dienste leistete, aber auch durch allzu ungestüme Hitze, wie wenig

stens Tilly behauptete, größtentheils Schuld an dem Verluste der Schlacht war. Nachdem er darauf das von den Bauern wieder belagerte Magdeburg entsetzt u. gegen die Schweden in Niedersachsen mit Vortheil gefochten hatte, wandte er sich gegen Lützen, wohin ihn Wallenstein berief, um an der bevorstehenden Schlacht Theil zu nehmen. Hier zeichnete sich B. ebenfalls auf das ruhmvollste aus; voll feurigen Muthes stürzte er sich in das dichteste Schlachtgewühl, um Gustav Adolph selbst im Kampfe zu begegnen, als auf einmal 2 Musketenkugeln seine Brust durchbohrten. Des andern Tages, den 7. November 1632, verschied er, noch kurz vorher durch die Nachricht von dem Tode des Schwedenkönigs erheitert u. erfreut. — Gegenwärtiger Standesherr ist Graf Karl Theodor, geboren 1771, königlich bayerischer Reichsrath, Generalfeldzeugmeister u. Generaladjutant des Königs, ohne männliche Nachkommen, weshalb die Standesherrschaft auf seinen jüngern Bruder Albert, geboren 1777, u. dessen Nachkommen übergeht.

Papst u. Papstthum. Der Papst (papa) ist das Oberhaupt der katholischen Kirche u. der sichtbare Stellvertreter Christi auf Erden. Als nämlich Christus, das wahre u. ewige Oberhaupt seines Reiches auf Erden, der Kirche, den Menschen seine sichtbare Gegenwart entzog, hat er zur Bewahrung der Einheit, dieses höchsten Gutes der kirchlichen Gemeinschaft (s. d. Art. Kirche), einen sichtbaren Stellvertreter in der Person des heiligen Petrus eingesetzt. Daß Christus wirklich den heiligen Petrus zum Oberhaupte seiner Apostel u. der ganzen Kirche eingesetzt hat, erhellt schon aus der heiligen Schrift so klar u. umständlich, als kaum eine andere Wahrheit des Christenthums. Die vorbedeutende Analogie des Alten Testaments, nach welchem auch die Kirche des alten Bundes in dem Hohenpriester ein einiges Oberhaupt hatte, u. die Verheißungen nur berührend, bleiben wir bei dem neuen Testamente stehen. Als Christus den Simon, des Jonas Sohn, wirft erblickte, sprach er zu ihm: „Du bist Simon, des Jonas Sohn, du wirst Kephas (= Petrus = Fels) genannt werden. (Joh. 1, 42.) Solche Namensveränderungen nahm Gott nur bei den wichtigsten Veranlassungen u. Personen vor, wie z. B. indem er Abram, da er ihn zum Stammvater des Volkes Gottes erwählte, Abraham, u. den Jakob bei ähnlicher Gelegenheit Israel nannte. Was aber dieser Name Petrus bedeute, hat der Herr später ausgelegt. Als nämlich in der Nähe von Cäsarea Philippi auf seine Frage, für wen sie (die Apostel) ihn hielten, Petrus geantwortet: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes“ — sprach Jesus zu ihm jene für die ganze Weltgeschichte entscheidenden Worte: „Glückselig bist du Simon, Bar Zona, weil Fleisch u. Blut dir das nicht offenbart hat, sondern mein Vater, der im Himmel ist. Und ich sage dir: Daß du bist Petrus, u. auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen u. die Pforten der Hölle werden sie nicht überwinden. Und ich werde dir geben die Schlüssel des Himmelreiches, u. was du gebunden haben wirst auf Erden, wird auch gebunden seyn in den Himmeln, u. was du gelöst haben wirst auf Erden, wird auch gelöst seyn in den Himmeln.“ Matth. 16, 13 ff. Wie sehr man auch seit dreihundert Jahren bereits sich abgemüht, dieser Stelle einen andern Sinn, als den klar in ihr gelegenen, von allen Kirchenvätern u. der ganzen Christenheit von Anbeginn darin gefundenen, durch die Weltgeschichte bestätigten, abzugewinnen: es ist nicht gelungen, etwas Anderes, als die verschrobensten, in sich selbst zerfallenden Deuteleien zu Tage zu fördern. Christus, selbst der wahre Fels u. Eckstein, auf dem die Kirche ruht, macht hiermit den Petrus zu seinem Stellvertreter, nicht bloß dem leeren Namen, sondern der Sache nach. Er heißt nicht bloß, sondern er ist auch der Fels, u. zwar deshalb, weil der Herr auf ihn als ein unerschütterliches Fundament, die Kirche bauen wird, die eben deshalb selbst den Pforten der Hölle unüberwindlich ist, weil sie auf diesem Fundamente ruht. Und damit keine Zweifel obwalten, erklärt Christus sofort, welche Gewalt er dem Petrus übertrage: nämlich die Vollmacht in der Kirche, die ganze Fülle der geistlichen Gewalt (plenitudo potestatis); denn dieses, u. nichts Anderes bedeuten nach dem Sprachgebrauche des ganzen Alterthums u. der Bibel insbesondere, die Schlüssel des

Himmelreiches. Die erste u. nächste Aeußerung dieser höchsten geistlichen Gewalt ist aber die Gewalt zu binden u. zu lösen. — Diese geistliche Gewalt, insbesondere die Binde- u. Lösegewalt, hat zwar Christus auch sämtlichen Aposteln zumal übertragen; allein dem Petrus hat er sie zuerst u. in souverainer Weise verliehen um der Einheit willen, demgemäß denn die Kirchenväter, den heiligen Cyprian voran, nicht anstehen zu erklären, daß die Gewalt der Apostel, obwohl von Christus ihnen zu eigen gegeben, dennoch, eben der Einheit wegen, in u. aus Petrus Grund u. Ursprung habe. (Vergl. den Art. Bischof.) — Petrus kann das Fundament der Kirche nur seyn durch seinen reinen u. unwandelbaren Glauben, den er deshalb auch zuvor bekennen sollte. Sollte er also selbst u. in seinen Nachfolgern dieses Fundament bleiben, so mußte auch die Unwandelbarkeit jenes Glaubens garantirt werden, u. das hat Christus wirklich gethan, indem er beim letzten Abendmahle zu Petrus sprach: „Petrus, ich habe für dich gebetet, auf daß dein Glaube nicht abnehme u. du, dereinst bekehrt, (nach seiner bevorstehenden Verläugnung nämlich) stärke deine Brüder. (Luk. 22, 32.) Darin also erweist sich Petrus hauptsächlich als den Fels, daß er, selbst im Glauben nie wankend, seine Brüder darin befestiget. Daß aber Petrus in seinen Nachfolgern bis zum Weltende durch die Gnade Christi nie im Glauben wankte, könnte nur Der bezweifeln, der an der Wahrhaftigkeit der Verheißung u. der allmächtigen Kraft des Gebetes des Sohnes Gottes zweifeln könnte. Durch das Bisherige hatte Christus dem Petrus sein hohes Amt genügend voraus verkündigt; — wirklich damit bekleidet hat er ihn, wie sich ziemte, erst nach seiner Auferstehung, kurz vor seiner Himmelfahrt, in jener ewig denkwürdigen Begebenheit, welcher der heilige Johannes das ganze letzte (21.) Kapitel seines Evangeliums gewidmet hat. Nachdem auf die dreimalige Frage Petrus dreimal den Herrn seiner Liebe versichert (zur Sühnung seiner dreimaligen Verläugnung), ernennet ihn der Heiland, durch die dreimal feierlich wiederholten Worte: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe!“ zu seinem Stellvertreter im Hirtenamte. Denn Christus selbst ist ja der gute Hirte u. es soll Ein Hirte u. Ein Schafstall seyn, Joh. 10. Dieses, nicht mit Herrschergewalt, sondern in der Kraft u. Sorgfalt der heiligen Liebe zu führende Hirtenamt über die ganze Herde, nicht bloß über die Lämmer, sondern auch über die Schafe, d. h., wie die Kirchenväter auslegen, nicht bloß über das Volk, sondern auch über die Hirten des Volkes, über die Apostel, die Bischöfe u. Priester, überträgt er dem Petrus, als seinem Stellvertreter. Daher denn nun auch merkwürdiger Weise, nachdem Petrus Christi Stelle auf Erden eingenommen, damit, wie vordem, die Zwölfzahl der Apostel vollbleibe, der Völkerapostel Paulus in das Collegium der Apostel eintritt. In dem Lichte dieser ausdrücklichen Aussprüche Christi über den Vorrang des heiligen Petrus gewinnen auch eine Reihe von Handlungen des Heilandes eine hohe Bedeutung. Petrus, als der Erste, wird überall von Christus ausgezeichnet; ihn — nebst Jakobus u. Johannes — nimmt er mit zum Zeugen seiner Verklärung auf Tabor (Matth. 18, 1) u. seiner Todesangst am Ölberge. In seinem Hause wohnt er u. für ihn allein zahlt er den Zinsgroschen. Matth. 17, 26. Zu ihm spricht er vor Allen: ich will dich zum Menschenfischer machen; stets ist es Petri Schifflein, der Kirche Vorbild, in dem der Herr fährt; zu Petrus spricht er: fahre in die hohe See, Luk. 5, Joh. 21 u. Beim Abendmahle hat er zuerst dem Petrus die Füße gewaschen, Joh. 13. Ihm verliet er auf den Wogen des See's zu wandeln, Matth. 4, 29. Daher denn auch die anderen Apostel — zur Zeit ihrer Schwachheit — an diesem offenbaren Vorzug Petri Anstoß nehmend, über den Vorrang stritten u. vom Heiland zurecht gewiesen werden mußten, Matth. 18. Auch nach seiner Auferstehung erschien der Herr zuerst von allen anderen Aposteln dem Petrus, Luk. 24, 34. Eben so klar, als die Einsetzung Petri zum Oberhaupt der Kirche, erhellt aus der heiligen Schrift auch, daß Petrus dieses sein Amt mit vollem Bewußtseyn seiner Würde u. seiner Gewalt stets ausgeübt hat u. von Allen als Oberhaupt anerkannt worden ist. Demgemäß stellen die Evangelisten, so oft sie die Apostel aufzählen, während sie

bezüglich der übrigen keine bestimmte Ordnung beobachten, stets den Petrus voran u. Matthäus nennt ihn ausdrücklich „den Ersten.“ Matth. 10, 2 — 4, Markus 3, 13 — 19, Luk. 6, 12 — 19, obwohl Petrus weder der Erste dem Alter, noch der Zeit seiner Berufung nach, noch durch irgend einen andern Umstand, sein Oberhirtenamt allein ausgenommen, gewesen ist. Noch bezeichnender ist die biblische Ausdrucksweise „Petrus u. die Aulse“ Ap. Gesch. 2, 14. „Petrus u. die mit ihm waren.“ Luk. 9, 32. Nach der Himmelfahrt des Herrn sehen wir den heiligen Petrus sofort sein Amt ausüben; er verordnet, daß an Judas Stelle ein anderer Apostel (Matthias) erwählt werde, Ap. Gesch. 1, 15. Am Pfingsttage predigt er zuerst den Juden das Evangelium u. bekehrt 3000, Ap. Gesch. 2, 14. Er wirkt im Namen Jesu das erste Wunder, predigt im Tempel, legt Zeugniß ab vor dem hohen Rath, ebend. 3 u. 4. Er führt die Samariter in die Kirche ein, ebend. 8. Er nimmt zuerst die Heiden auf, durch besondere Offenbarung deshalb befehrt, ebend. 10, 34. Auf dem Apostelconcil zu Jerusalem präsidirt er und gibt er die Entscheidung, ebend. 15. Er hält eine Visitationsreise bei allen Christlichen Gemeinden, ebend. 9, 32. Er beurtheilt die Schriften des heiligen Paulus. 2. Petri 3, 18 u. Paulus selbst tritt nicht eher seinen von Christus unmittelbar ihm übertragenen apostolischen Beruf an, ehe er dem Apostelfürsten Petrus sich vorgestellt und mit ihm in Einheit getreten, „damit er nicht vergeblich laufe,“ Gal. 2, 2. Wenn man gegen alles dieß anführt, daß Christus einmal zu Petrus, der ihn von seinem Hingange in den Tod zurückhalten wollte, sagte: weiche von mir Satan — u. daß Paulus im Galaterbrief erzählt, wie er einmal dem Petrus in's Angesicht widerstanden habe, so ist das mehr als schwach: denn ersteres hat auf das Amt Petri gar keine Beziehung u. letzteres ist vielmehr gerade ein Beweis für den Primat Petri, indem ja der Muth Pauli, der selbst den Petrus zurecht wies, nur Bedeutung hat, wenn Petrus einen Vorrang vor Paulus hatte. Uebrigens hat hier Paulus nur gethan, was so viele freimüthige Männer, wie z. B. ein heiliger Bernhard, Päpsten gegenüber gethan, u. eben so viele Päpste nicht minder großmüthig u. demüthig angenommen haben. Der Primat des heiligen Petrus, der sich so unzweifelhaft aus der heiligen Schrift ergibt, ist auch eben so klar u. unzweifelhaft von der ganzen Kirche stets anerkannt worden, wie dieses die zahlreichsten u. übereinstimmenden Zeugnisse der ältesten Kirchenväter, welche sämmtlich die dessalligen biblischen Stellen in dem angegebenen Sinne auslegen, beweisen. Einzelne Beweisstellen dafür aufzuführen, ist jedoch um so überflüssiger, als die ganze Kirchen- u. Weltgeschichte den thatsächlichen Nachweis liefert, daß der Bischof von Rom von Anfang an immer u. überall als das Oberhaupt der katholischen Kirche, u. zwar deshalb, weil er der Nachfolger des heiligen Petrus ist, anerkannt wurde. Es ist nämlich eine durch die glaubwürdigsten Zeugnisse u. die ganze Tradition des Alterthums unzweifelhafte Thatsache, daß Petrus, nachdem er der wichtigsten u. größten Christengemeinde des Orients, der von Antiochien, vorstanden, in Rom seinen Sitz nahm u. daselbst (67 n. Chr.) unter Nero, zugleich mit Paulus, den Martyrion am Kreuze erlitt. Ueber dieses Faktum ist im ganzen Alterthum nur Eine Stimme. Aus den ersten zwei Jahrhunderten allein haben wir dafür das Zeugniß des römischen Presbyters Gajus, des Dionys, Tertullians an mehreren Stellen, des Irenäus, des Clemens von Alexandrien u. des Origenes. Erst nach der Reformation haben aus Parteinteresse einzelne protestantische Schriftsteller die Anwesenheit u. den Tod Petri in Rom bestritten, aber mit so wichtigen Gründen, daß sie selbst von ihren gründlicheren u. aufrichtigeren Glaubensgenossen (z. B. Blondel, Pearson, Basnage, Hugo Grotius, Gieseler, Olshausen) Widerlegung gefunden haben. (Vergl. Herbst, Tüb. Quart. Schr. 1820. Stänglein, daselbst 1840.) Die Anwesenheit u. den Tod Petri in Rom zu läugnen, ist in der That eine historische Unmöglichkeit: denn unmöglich ist es, daß die ganze Welt, daß insbesondere Rom — ohne jeglichen Widerspruch von irgend einer Seite — von dieser Thatsache stets überzeugt war; daß man daselbst, wie schon Gajus bezeugt, das Grab Petri zeigte u. verehrte; daß man

das allanerkannte Primat des römischen Bischofs auf die Nachfolge Petri gründete, wenn nicht Petrus wirklich in Rom gestorben wäre. Die innere providentielle Nothwendigkeit, daß Petrus seinen Sitz gerade in Rom nehmen mußte, ist eben so einleuchtend. Da die Apostel anerkanntermaßen das Evangelium zuerst in den Hauptstädten, als Centralpunkten, verkündeten: wie hätte die Hauptstadt der Welt allein eine Ausnahme machen sollen? — u. umgekehrt, wenn Petrus, wie bewiesen, das seines Berufes wohl bewußte Oberhaupt der Kirche ist: wo anders hätte er seinen Sitz aufschlagen sollen, als in Rom, welches Gott nur deshalb zur irdischen Welthauptstadt hatte werden lassen, damit es fortan die geistliche Weltstadt, die Residenz seines Statthalters auf Erden, seyn sollte. Denn, da Jerusalem verworfen wurde u., der Prophezeiung Noa's gemäß, das Reich Gottes von den (asiatischen) Semiten auf die (europäischen) Japhethiten überging, trat Rom, wie keine andere Stadt zu diesem Zwecke wohlgelegen, an die Stelle Jerusalems. Und wer mit unbefangenen Blicke die Weltgeschichte durchschaut, kann die besondere Vorsehung nicht verkennen, welche von da an über Rom, als der Haupt- u. Mutterkirche des Erdkreises, gewaltet, worunter wir nur das Eine hervorheben, daß von dem Augenblicke an, wo in Konstantin die Kaiser christlich geworden, die weltliche Residenz nach Konstantinopel übergeht u. von jetzt an nie mehr ein weltlicher Herrscher in Rom thront, u. ebenso Italien, trotz des reichsten politisch-socialen Lebens, nie mehr Trägerin einer irdischen Weltmacht, vielmehr, seinem kirchlichen Primat entsprechend, wie die Vermittlerin antiker u. moderner Bildung, so der Schauplatz des wechselnden Völkerverkehres ist. Wie aber die Stadt Rom zum Sitze des Oberhauptes der Kirche u. zum Mittelpunkte der kirchlichen Einheit, so eignete sich auch sein Volk, wie kein anderes, dazu, daß vorzugsweise aus ihm die Kirchenfürsten hervorgingen. Hierüber sagt Görres schön u. tief sinnig: „Allerdings ist im römischen Stuhle die praktische Richtung vorwaltend, u. sein Geist ist von dieser Seite eine christliche Umbildung des alten Römergeistes. Der Grund dieses Vorwaltens ist aber keineswegs durch sein Wohlbefinden, sondern durch höhere Fügung gegeben; weil auch im Christenthume die praktische Seite die vorwaltende ist, die spekulative aber, insofern sie in der menschlichen Vernunft ihre Wurzel hat, dieser nur subsidiarisch zur Seite steht. Eben darum wurde durch jene höhere Fügung nicht das spekulative Griechenland, und etwa sein Athen zum Mittelpunkt der Kirche gewählt, sondern das seit Jahrhunderten praktisch durchgeübte Rom; in dem unverwundlichen Anlage im Volksstamme, mit der Geschichtsentwicklung langer Zeiten zusammentreffend, einen praktischen Instinkt hervorgerufen, wie er sonst nirgendwo erschienen. Diesem ganzen irdischen Instinkte wurde nun die höhere Weihe durch den Paraklet (hl. Geist) zugetheilt, u. nachdem er also in einen christlichen sich umgebildet gefunden, wurde ihm die Leitung der Kirche anvertraut . . . (Triarier. S. 93.). — Nach diesem Exkurs über Rom kehren wir nun zur Sache zurück. Soll die Kirche in ihrer von Christus ihr gegebenen Verfassung, seiner Verheißung gemäß, bis zum Ende der Welt dauern, so muß auch das Fundament, auf dem die Kirche ruht, nämlich das Amt u. die Gewalt des Petrus, allezeit fortbestehen; ja, weit entfernt, daß in den späteren Zeiten ein gemeinsames Oberhaupt der Kirche entbehrlich erschiene, wird dasselbe vielmehr zur Erhaltung der Einheit um so nothwendiger, je weiter die Kirche sich ausbreitet u. je gewaltiger die Kämpfe werden, welche sie nach Außen u. Innen zu bestehen hat u. die ihre Einheit zu zerreissen drohen. Wie demnach die Apostel in den Bischöfen, so hat Petrus in den römischen Bischöfen, in den Päpsten, seine Nachfolger. Die ganze Succession der Päpste von Petrus an bis auf unsere Zeit zeiget uns die Geschichte. Die Kirchenväter, wie Irenäus, Eusebius, Epiphanius, Optatus u. Augustin, haben uns das Verzeichniß der römischen Päpste mit Sorgfalt aufbewahrt. Dem Petrus folgte Linus, diesem Anaklet (Kletus), diesem Clemens u. s. w. *) Ueber den Primat des

*) Wir geben hier die ganze Reihenfolge der Päpste nebst Jahreszahlen: 1) Petrus, 42–67. 2) Linus, 3) Kletus (Anakletus oder Anenketus). 4) Clemens, —77 oder 100. 5) Evaristus. 6) Alexander, Realencyclopädie. VII.

römischen Bischofs, als des Nachfolgers des hl. Apostelfürsten Petrus, ist unter allen Kirchenvätern nur Eine Stimme, so daß nur Unwissenheit oder Arglist behaupten kann, der Papst sei nicht von Anfang das anerkannte Oberhaupt u. der Mittelpunkt der Kirche gewesen. Um nur einige Beispiele aus den ersten Jahrhunderten hervorzuheben, erinnern wir daran, daß schon der Apostelschüler Ignatius (ep. ad Rom.) die römische Kirche, von der schon der hl. Paulus in seinem Römerbrief mit solcher Ehrfurcht spricht u. von ihr rühmt, daß ihr Glaube in der ganzen Welt verkündet werde — die Vorsteherin des Liebesbundes, d. h. der Gesamtkirche nennt. Irenäus aber (adv. haeres. 3, 3.), indem er die gnostischen Sekten durch die Tradition widerlegt, verweist sie auf die Ueberlieferung

- 119. 7) Efstus oder Eirtus, —127. 8) Telesphorus, 127–39. 9) Hyginus, 139–42. 10) Pius, 142–57. 11) Anicet, 157–168. 12) Soter, 168–177. 13) Eleutherius, 177–192. 14) Viktor, 192–202. 15) Zephyrinus, 202–219. 16) Calixtus, 219–223. 17) Urbanus, 223–230. 18) Pontianus, 230–235. 19) Anterus, 235–236. 20) Fabianus, 236–250. 21) Cornelius, 251–252. 22) Lucius, 252–253. 23) Eterbanus, 253–257. 24) Efstus II., 257–258. 25) Dionysius, 258–269. 26) Felix, 269–274. 27) Gelychianus, 274–283. 28) Gajus, 283–286. 29) Marcellinus, —304. 30) Marcellus, —310. 31) Gelysius, —310. 32) Melchias, 311–314. 33) Elyvester I., 314–335. 34) Marcus, 335. 35) Julius I., 335–338. 36) Liberius, 352–366. (Felix II., 335 Verweiser.) 37) Damasus, 366–384. 38) Eiricius, 385–398. 39) Anastasius, 398–402. 40) Innocenz I., 402–417. 41) Simus, 417–418. 42) Bonifacius I., 418–422. 43) Celestin I., 422–432. 44) Eirtus III., 432–440. 45) Leo I., 440–461. 46) Hilarius, 461–468. 47) Simplicius, 468–482. 48) Felix II. (resp. III.), 483–492. 49) Gelafius I., 492–496. 50) Anastasius II., 496–497. 51) Symmachus, 498–514. 52) Hormisdas, 514–523. 53) Johannes I., 523–525. 54) Felix III., 525–530. 55) Bonifacius II., 530–532. 56) Johannes II., 533–535. 57) Agapetus I., 535–536. 58) Silvester, 536–540. 59) Vitalius, 540–545. 60) Pelagius I., 545–560. 61) Johannes III., 560–571. 62) Benedict I., 571–578. 63) Pelagius II., 578–590. 64) Gregorius I., 590–604. 65) Ebinianus, 604–615. 66) Bonifacius III., 606–607. 67) Bonifacius IV., 607–614. 68) Deusdedit, 615–618. 69) Bonifacius V., 619–625. 70) Honorius I., 625–638. 71) Severinus, 638–640. 72) Johannes IV., 640–642. 73) Theodoros I., 642–649. 74) Martin I., 649–655. 75) Eugenius I., 655–657. 76) Vitalianus, 657–672. 77) Adobatus, 672–676. 78) Donus I., 676–678. 79) Agatho, 679–687. 80) Leo I., 687–688. 81) Benedict II., 687–688. 82) Johannes V., 688–689. 83) Conon, 689–687. 84) Sergius I., 687–701. 85) Johann VI., 701–705. 86) Johann VII., 705–707. 87) Eifinnius, 707–708. 88) Konstantin, 708–715. 89) Gregor II., 715–731. 90) Gregor III., 731–741. 91) Zacharias, 741–752. 92) Stephanus II. (III.), 752–757. 93) Paulus I., 757–767. 94) Stephan III. (IV.), 767–772. 95) Hadrian I., 772–795. 96) Leo II., 795–816. 97) Eterban IV., 816–817. 98) Paskalis I., 817–824. 99) Eugen II., 824–827. 100) Valentin, 827. 101) Gregor IV., 827–844. 102) Sergius II., 844–847. 103) Leo IV., 847–855. 104) Benedict III., 855–858. 105) Nikolaus I., 858–867. 106) Hadrian II., 867–872. 107) Johann VIII., 872–882. 108) Marinus I., 882–884. 109) Hadrian III., 884–885. 110) Stephan V., 88–891. 111) Formosus, 891–896. 112) Bonifaz VI., 896. 113) Eterban V., 896–897. 114) Romanus, 897–898. 115) Ehedor II., 898. 116) Johann IX., 898–900. 117) Benedict IV., 900–903. 118) Leo V., 903. 119) Christophorus, 903–904. 120) Sergius III., 904–911. 121) Anastasius III., 911–913. 122) Eandus, 913–914. 123) Johann X., 914–928. 124) Leo VI., 928–929. 125) Stephan VII., 929–931. 126) Johann XI., 931–936. 127) Leo VII., 936–939. 128) Stephan VIII., 939–942. 129) Marinus II., 942–946. 130) Agapet II., 946–956. 131) Johann XII., 956–964. 132) Benedict V., 964. 133) Leo VIII., 964–965. 134) Johann XIII., 965–972. 135) N. b. d. v., 972–973. 136) Domnus II., 973–974. 137) Benedict VI., 974–983. 138) Johann XIV., 983–984. 139) Johann XV., 985. 140) Gregor V., 985–999. (Gegenpapst Johann XVI.) 141) Elyvester II., 999–1003. 142) Johann XVII., 1003. 143) Johann XVIII., 1003–1009. 144) Sergius IV., 1009–1013. 145) Benedict VIII., 1013–1024. 146) Johann XIX., 1024–1033. 147) Benedict IX., 1033–1044. 148) Gregor VI., 1044–1046. 149) Clemens II., 1046–1047. 150) Damasus II., 1047–1048. 151) Leo IX., 1048–54. 152) Viktor II., 1054–1057. 153) Eterbanus IX., 1057–1058. 154) Nikolaus II., 1058–1061. 155) Alexander II., 1061–1073. 156) Gregor VII., 1073–1085. 157) Viktor II., 1085–1087. 158) Urban II., 1087–1099. 159) Paskalis II., 1099–1118. 160) Gelafius II., 1118–1119. 161) Calixt II., 1119–1124. 162) Honorius II., 1124–1130. 163) Innocenz II., 1131–1143. 164) Celestin II., 1143–1144. 165) Lucius II., 1144–1145. 166) Eugen III., 1145–1153. 167) Anastasius IV., 1153–1154. 168) Hadrian IV., 1154–1159. 169) Alexander III., 1159–1181. 170) Lucius III., 1181–1185. 171) Urban III., 1185–1187. 172) Gregor VIII., 1187. 173) Clemens III., 1187–1191. 174) Celestin III., 1191–1198. 175) Innocenz III., 1198–1216. 176) Honorius III., 1216–1227. 177) Gregor IX., 1227–1241. 178) Celestin IV., 1241. 179) Innocenz IV., 1241–1254. 180) Alexander IV., 1254–1261. 181) Urban IV., 1261–1263. 182) Clemens IV., 1264–1268. 183) Gregor X., 1268–1276. 184) Innocenz V., 1276. 185) Hadrian V., 1276. 186) Johann XXI., 1276–1277. 187) Nikolaus III., 1277–1280. 188) Martin IV., 1280–1284. 189) Honorius IV., 1285–1287. 190) Nikolaus IV., 1288–1291. 191) Celestin V., 1294. 192) Bonifaz VIII., 1294–1303. 193) Benedict IX., 1303–1304. 194) Clemens V., 1305–1314. 195) Johann XXII., 1316–1334. 196) Benedict XII., 1334–1342. 197) Clemens VI., 1342–1352. 198) Innocenz VI., 1352–1356. 199) Urban V., 1362–1370. 200) Gregor XI., 1372–1378. 201) Urban VI., 1378–1389. 202) Bonifaz IX., 1389–1404. 203) Innocenz VII., 1404–1406. 204) Gregor XII., 1406–1419. 205) Alexander V., 1409–1410. 206) Johann XXIII., 1410–1413. 207) Martin V., 1417–1431. 208) Eugen IV., 1431–1447. 209) Nikolaus V., 1447–1455. 210) Calixt, 1455–1458. 211) Pius II., 1458–1464. 212) Paul II., 1464–1471. 213) Eirtus IV., 1471–1484. 214) Innocenz VIII., 1484–1492. 215) Alexander VI., 1492–1503. 216) Pius III., 1503. 217) Julius II., 1503–1513. 218) Leo X., 1513–1521. 219) Hadrian VI., 1522–1523. 220) Clemens VII., 1523–1534. 221) Paul III., 1534–1549. 222) Julius III., 1550–1555. 223) Marcellus II., 1555. 224) Paul IV., 1555–1559. 225) Pius IV., 1559–1565. 226) Pius V., 1566–1572. 227) Gregor XIII., 1572–1585. 228) Eirtus V., 1585–1590. 229) Urban VI., 1590. 230) Gregor XIV., 1590/91. 231) Innocenz IX., 1591. 232) Clemens VIII., 1592–1603. 233) Leo XI., 1603. 234) Paul V., 1603–1621. 235) Gregor XV., 1621–1623. 236) Urban VIII., 1623–1644. 237) Innocenz X., 1644–1655. 238) Alexander VII., 1655–1667. 239) Clemens IX., 1667–1669. 240) Clemens X., 1670–1676. 241) Innocenz XI., 1676–1689. 242) Alexander VIII., 1689–1691. 243) Innocenz XII., 1691–1700. 244) Clemens XI., 1700–1721. 245) Innocenz XIII., 1721–1724. 246) Benedict XIII., 1724–1730. 247) Clemens XII., 1730–1740. 248) Benedict XIV., 1740–1758. 249) Clemens XIII., 1758–1769. 250) Clemens XIV., 1769–1774. 251) Pius VI., 1774–1799. 252) Pius VII., 1800–1823. 253) Leo XII., 1823–1829. 254) Pius VIII., 1829–1830. 255) Gregor XVI., 1831–1846. 256) Pius IX., vom 16. Juni 1846 an.

der römischen Kirche, hinzusetzend „denn es ist nothwendig, daß jede Kirche, d. h. alle Gläubigen, allenthalben mit dieser Kirche übereinstimmen wegen ihres mächtigen Vorrangs (propter potiorum principalitatem).“ Hier ist also nicht bloß ausgesprochen, daß die römische Kirche den Vorrang habe vor allen Kirchen des Erdkreises, sondern daß mit ihr auch alle rechtgläubigen Kirchen des Erdkreises übereinstimmen müssen. Tertullian, selbst nachdem er als Montanist von der Kirche abgefallen, legt dem Papstthume Zeugniß ab, indem er den Papst als den Bischof der Bischöfe bezeichnet. Cyprian, dieser große Vertheidiger der kirchlichen Einheit im 3. Jahrhunderte, erklärt überall, sowohl in seinen Briefen, als in seinem Buche „von der Einheit der Kirche“ den Petrus u. seine Nachfolger als das Fundament der Einheit, deshalb auch als den einzigen Quell u. Ursprung der bischöflichen Würde u. aller kirchlichen Gewalt. „Eine Taufe ist u. Eine Kirche von Christus dem Herrn auf Petrus um der Einheit willen gegründet“ (ep. 70.). u. wer diese Einheit verläßt, hat den Glauben verloren u. ist nicht mehr in der Kirche (de unit. eccl. p. 349, ed. Wirzeb.). Von gewissen Irrelehrern, die in Rom ihre Sache rechtfertigen wollten, ruft er aus: „Sie wagen hinzuschiffen zum Stuhle Petri u. zur Hauptkirche (ecclesia principalis), von der die priesterliche Einheit entsprungen ist“ (ep. 55.). Da Papst Cornelius dem Fabian nachfolgte, sagt er von ihm: „er ist Bischof geworden, da Fabian's, d. h. des heil. Petrus Stelle u. der Sitz des hohen priesterlichen Stuhles erledigt war, ep. 52. Und ep. 43. erklärt er, daß in Einheit mit Papst Cornelius stehen, so viel sei, als in Einheit u. Gemeinschaft stehen mit der katholischen Kirche, u. er bezeichnet (ep. 55.) die römische Kirche als die Wurzel u. Mutter aller Kirchen des Erdkreises (in Rom. 1., S. 10.). Schon vor Cyprian erklärte Origenes, daß dem Petrus die volle Gewalt zur Leitung der Herde übergeben u. auf ihn die ganze Kirche gegründet sei. Mit den Zeugnissen der späteren Kirchenväter kann man Bände anfüllen; weltbekannt ist z. B. der Ausspruch Augustin's: „Roma locuta, res finita,“ „Rom hat entschieden, die Sache ist geendigt.“ Ebenso durchdrungen von ihrer Würde, reden die ältesten Päpste selbst, von denen Schriften auf uns gekommen; so erklärt z. B. Innocenz I. (ep. ad Victic), daß vom Stuhle Petri alle Auctorität der Bischöfe ihren Ursprung habe; u. Leo der Große (serm. IV., de natali etc.), daß von der Festigkeit des apostolischen Stuhles die Festigkeit der Bischöfe u. des Episcopates abhängig sei. Die Päpste übten aber auch jederzeit, wo immer Gelegenheit war, ihr Amt u. ihre Gewalt über die ganze Kirche wirklich aus. Schon Papst Clemens richtet ein Schreiben an die Korinther, um ihre Streitigkeiten zu schlichten, obwohl der Apostel Johannes noch lebte u. Korinth weit näher war. Da der Streit über die Zeit der Osterfeier entstand, kam schon Polykarp, der Apostelschüler, nach Rom u. nicht lange nachher hielt Papst Viktor die römische Praxis selbst mittelst des Bannes ausrecht. Der Patriarch Dionys von Alexandrien rechtfertigt sich vor dem Papste gleiches Namens wegen seiner Rechtgläubigkeit. Schon in der Mitte des 3. Jahrhunderts appelliren abgesetzte spanische Bischöfe an Papst Stephan. Alles Wichtige wird von Bischöfen u. Kirchenversammlungen, wie z. B. von Cyprian, nach Rom berichtet. Selbst die Irrelehrer, wie Antitrinitarier (Theodot), Pelagianer, wie Nestorius, Eutyches, die Donatisten etc., erkennen den Papst an, indem sie sich vor demselben zu rechtfertigen suchen u. an ihn appelliren, gerade wie auch viel später Luther gethan hat. Sogar die Heiden legen Zeugniß für den P. ab: denn da z. B. der häretische Bischof Paul von Samosata bei dem heidnischen Kaiser Aurelian im fernen Orient Klage führte, wies ihn dieser an den römischen P. Nachdem aber die Kaiser christlich geworden, erkannten sie selbst in förmlichen Gesetzen den Primat des römischen Stuhles an, hiedurch die allgemeine Ueberzeugung der ganzen Christenheit u. das unbezweifelte Recht des P.s bekräftigend; so Valentinian III., der in der Novella de episc. ordinat. (ann. 445), namentlich erklärt, daß es ein durch Kirchenversammlungen ausgesprochener Grundsatz sei, daß nichts Kirchliches ohne des P.s Auctorität geschehen dürfe; ebenso Kaiser Justinian c. 1. 7. 8. (ad I., 1.). Seit-

dem durch die Bekehrung Constantins u. des römischen Reiches die Kirche Frieden erhalten u. nun die Zeit der großen Kämpfe für den wahren Glauben, gegenüber den mannigfaltigsten, gefährlichsten u. mächtigsten Irrlehren gekommen war, trat der P. als der Vertheidiger u. Bewahrer des wahren Glaubens immer gewaltiger hervor; nun sehen wir, wie die P.e ihre Entscheidungen in den Glaubensstreitigkeiten abgeben u. ihre Entscheidungen von der ganzen Kirche, ja von allgemeinen Kirchenversammlungen mit Ehrfurcht angenommen werden; oder wie Concilien den P.n ihre Beschlüsse zur Bestätigung vorlegen, damit dieselben dadurch volle Kraft erlangen; nur durch den P., oder doch mit seiner Zustimmung, werden die Kirchenversammlungen berufen; er führt durch seine Legaten auf ihnen den Vorsitz. So erscheinen schon auf der ersten allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa (325) Hosius u. zwei römische Presbyter als Repräsentanten des P.s; ebenso führen erwiesenermaßen auf dem dritten allgemeinen Concil zu Ephesus (431), auf dem vierten zu Chalcedon (451), auf dem sechsten zu Konstantinopel (680) die Legaten des P.s den Vorsitz; das zweite Concil zu Konstantinopel (381) u. das fünfte ebendasselbst (553) erhielten nur durch die nachfolgende Bestimmung u. Bestätigung des P.s das Ansehen allgemeiner Concilien. Dagegen wurde die sogenannte (monophysitische) Räubersynode zu Ephesus unter dem alexandrinischen Patriarchen Dioskur (449) hauptsächlich deshalb für unrechtmäßig u. ungültig erklärt, weil sie ohne Einwilligung des P.s sich versammelt hatte. Als das, die orthodoxe Lehre von der Person Christi, den monophysitischen Irrthümern gegenüber, auseinandersetzende Schreiben Leo's des Großen auf dem allgemeinen Concil von Chalcedon (451) vorgelesen wurde, brachen — wie die Acten des Concils bezeugen — sämtliche Väter in den Ausruf aus: Dieß ist die wahre Lehre, Petrus hat durch Leo geredet u. s. w., durch solche u. ähnliche Ausdrücke bethätigend, was schon Irenäus sagt, „daß mit der römischen Kirche alle rechtgläubigen Kirchen des Erdkreises übereinstimmen u. übereinstimmen müssen.“ Daß in kirchlichen Angelegenheiten die Appellation nach Rom gehe, hat schon die Synode von Sardika (347) in einer sehr wichtigen Beziehung ausgesprochen, indem sie erklärt, daß, wenn ein von einer Synode abgesetzter Bischof dieß Urtheil für ungerecht ansehe, er an den P. appelliren solle. Diese u. ähnliche Beschlüsse der alten Synoden sind jedoch nicht so anzusehen, als führten sie etwas Neues ein, sondern vielmehr sind sie nur Einschränkungen eines bereits bestehenden Rechtszustandes. Aber nicht bloß durch ihre Handlungsweise, sondern durch ausdrückliche Ansprüche haben eine ganze Reihe von Concilien den auf der Einsetzung Jesu Christi beruhenden Primat des römischen P.s, als des Nachfolgers des Apostelfürsten Petrus, bekannt: so das 1. Concil von Konstantinopel (381) can. 3. Das von Chalcedon (451); ferner im Mittelalter das 2. allgemeine Concil von Lyon (1274), welches ausdrücklich die Nachfülle des P.s ausspricht; so das Concil von Basel (1432), welches, trotz seiner reformatorischen Bestrebungen, erklärt: „daß der P. das Haupt u. der Primat der Kirche, daß er allein die Fülle der Kirchengewalt (*plenitudinem potestatis*) besitze, die anderen (die Bischöfe) aber zu seiner Unterstützung (in partem sollicitudinis) berufen sind, u. vieles dergleichen — bekennen u. glauben wir durchaus“ u. s. w. Das allgemeine Concil zu Florenz (1439) aber, welches die Griechen wieder mit der Kirche vereinigte, spricht den Glaubenssatz vom Primat des P.es also aus: „Wir erklären, daß der heilige apostolische Stuhl u. der römische P. den Primat besitze über den ganzen Erdkreis; daß er selbst, der römische P., der Nachfolger des heiligen Apostelfürsten Petrus, der wahre Stellvertreter Jesu Christi, das Oberhaupt der ganzen Kirche u. der Vater und Lehrer aller Christen, u. daß demselben in der Person des heiligen Petrus von Jesus Christus unserem Herrn die volle Gewalt, die ganze u. allgemeine Kirche zu weiden, zu leiten u. zu regieren übertragen worden sei.“ Das letzte allgemeine Concil von Trient hat diesen Glaubenssatz wiederum bestätigt (vergl. Sess. 7., con. 3, Sess. 14, cap. 3, Sess. 22, cap. 8) u. das tridentische Glaubensbekennt-

niss fordert von jedem Katholiken das aufrichtige Bekenntniß: „die heilige katholische u. apostolische römische Kirche erkenne ich an als aller Kirchen Mutter und Lehrerin, u. dem römischen P., als dem Nachfolger des heiligen Apostelfürsten Petrus u. dem Stellvertreter Jesu Christi, gelobe u. schwöre ich wahren (kirchlichen) Gehorsam.“ Hiermit ist auch die Gewalt des P.s hinlänglich bezeichnet. Der P. hat die volle Kirchengewalt (s. b.) in souveräner Weise, d. h. er übt sie, als das Oberhaupt der Kirche, über die ganze Kirche aus, während die Bischöfe dieselbe nur in ihren Diöcesen u. in Unterordnung unter den P. auszuüben haben. Die Kirchengewalt besteht aber 1) in der Lehrgewalt. Demnach ist der P. der oberste Lehrer der Christenheit u. der oberste Richter in Glaubenssachen, daher auch, eben weil er der oberste Richter ist, von ihm keine Appellation stattfinden kann. Daher lehrt die Geschichte, daß Kirchenväter u. Heilige, daß die ersten u. edelsten Bischöfe (wir erinnern an Gelasius) stets sich den Aussprüchen des römischen Stuhles gehorsam u. unbedingt unterworfen; daß allgemeine Kirchenversammlungen, wie die von Ephesus (s. oben), die Entscheidungen der P.e als Aussprüche Petri voll Ehrfurcht aufgenommen haben, während die ganze Geschichte kein Beispiel aufweist, daß je eine Kirchenversammlung den Ausspruch eines P.s umgestoßen oder reformirt hat. Demgemäß haben denn, gestützt auf die Aussprüche Christi u. die aus ihr mit logischer Nothwendigkeit fließenden Konsequenzen, in Uebereinstimmung mit der Autorität der Kirchenväter u. mit der gemeinen Ueberzeugung der Kirche aller Jahrhunderte, die angesehensten Theologen (z. B. Bellarmin, de summo pont. libri V.; Vallerinius, de vi ac rat. primatus — Perrone, praelect. tom. VIII. etc.) die Unfehlbarkeit des P.s verteidigt, nicht, als wäre er als Mensch unfehlbar, sondern es hat die Lehre von der Unfehlbarkeit des P.s lediglich den Sinn, daß, wenn er Kraft seines Amtes von dem Glauben der Kirche Zeugniß ablegt, er durch den Beistand des heiligen Geistes u. den Schutz der Vorsehung niemals in einen Irrthum falle, jener dem Petrus gegebenen Verheißung von der Unwandelbarkeit seines Glaubens gemäß. Und in der That ist nicht einzusehen, wie der P. das Fundament der Kirche u. deren oberster Hirte seyn kann, wenn er im Glauben irren könnte. Auch bietet die Unfehlbarkeit des P.s, sobald man einmal die Unfehlbarkeit der Kirche glaubt, der Vernunft keine Schwierigkeit dar: denn, vermag die Kraft Gottes die Kirche unfehlbar zu erhalten, warum sollte diese göttliche Kraft gerade im Centrum der kirchlichen Einheit, im Gesamtorgan der Kirche, sich unwirksam erweisen? Nichtsdeftoweniger ist die Unfehlbarkeit des P.s kein förmlich ausgesprochener Glaubenssatz der Kirche. Ganz entschieden falsch hingegen ist jene im 15. Jahrhundert aufgekommene, im 17. u. 18. Jahrhundert durch Jansenisten u. Febronianer (s. b.) noch mehr ausgebildete, unter dem Namen Episkopalsystem (im Gegensatz zum Papalsystem) bekannte Lehre, daß der P. unter dem allgemeinen Concil stehe; denn ein Concil, das vom P. getrennt u. mit ihm im Widerspruche ist, ist eben kein allgemeines Concil, u. ferner können, da alle Bischöfe für sich dem P. nach göttlichem Rechte untergeordnet sind, sie nicht in ihrer Versammlung über ihm stehen. Ein wahres allgemeines Concil ist nur ein solches, das den P. zum Haupt hat, u. die Beschlüsse der Concilien erhalten ihre volle Kraft nur durch die Bestätigung des P.s. Wie sehr übrigens die bisher erwähnten Ansichten in der Theorie sich zu widersprechen scheinen, so wenig kommt ihnen eine praktische Wichtigkeit zu: denn thatsächlich stimmt der Episkopat in seiner Ganzheit stets mit dem P. überein, u. so wie sich kein Fall genügend nachweisen läßt, daß jemals ein P., als solcher, im Glauben geirrt (über die Fälle, die man deshalb anführte, müssen wir auf die oben angeführten Schriftsteller verweisen): eben so wenig ist ein Fall nachweisbar, daß der Episkopat je in Glaubenssachen mit dem P. im Widerspruche gestanden; vielmehr zeigt uns die ganze Geschichte der Kirche das wunderbare Schauspiel einer vollkommenen u. unwandelbaren Einheit u. Unwandelbarkeit der Kirche in Haupt u. Gliedern bezüglich aller Wahrheiten des von den Aposteln her überlieferten Glaubens. 2) Das zweite Moment der dem P.

zustehenden kirchlichen Vollgewalt ist das hohe Priesterthum; u. endlich ist er 3) der höchste Regent der Kirche; zu diesem Ende steht ihm das kirchliche Oberaufsichts-, Gesetzgebungs- u. Jurisdiktionsrecht über die ganze Kirche zu. Was die Ausübung dieser Regierungsgewalt betrifft, so weist die Geschichte insofern einen Wechsel auf, als die päpstliche Regierungsgewalt, je nach dem Bedürfnis der verschiedenen Zeiten, bald mehr, bald minder scharf hervorgetreten ist. In den ersten Jahrhunderten, wo einerseits dem Verkehr mit Rom oft die größten Hindernisse entgegenstanden u. andererseits der lebendige Geist des Christenthums ohne ein besonderes Hervortreten des Primates die kirchliche Einheit sicherte, wurden eine Reihe von Geschäften, die nachher dem P. vorbehalten blieben, durch die Erzbischöfe u. Provinzialconcilien ausgeübt, wie namentlich z. B. die Bestätigung neu erwählter Bischöfe. Wenn aber später aus den wichtigsten Gründen, zum Besten der Kirche u. mit Uebereinstimmung der Christenheit, die P.e, wo es nothwendig wurde, die Zügel der Einheit schärfer anziehen, die Ausübung dieser Rechte sich vorbehielten, so ist dieß so wenig eine Usurpation, als ein Vater eine Usurpation begeht, der um der häuslichen Zucht willen seine väterliche Gewalt strenger ausübt, als früher, wo solches nicht nöthig war. So wenig hat dadurch der P. die Rechte, etwa der Erzbischöfe, usurpirt, daß gerade umgekehrt die Rechte der Erzbischöfe, u. weiterhin der Eparchen u. Primaten, nur aus den Rechten des Primates hergeleitet werden können (s. Phillips Kirchenrecht). Steht dem P., wie wir sahen, die Fülle der geistlichen Gewalt über die ganze Kirche zu, so ist auch der Unterschied ganz unbegründet, den man zwischen wesentlichen u. unwesentlichen Rechten des P.s gemacht hat, um dann von den letzteren zu behaupten, sie seien dem P. von der Kirche übertragen u. könnten stets wieder demselben entzogen werden: eine Ausgeburt jener, das Wesen der Kirche u. ihrer von Christus gestifteten Verfassung zerstörenden Lehre, daß der P. unter dem Concil stehe u. am Ende nur durch gewisse Ehrenvorrüge über die Bischöfe hervorrage, *primus inter pares*, ihnen gegenüber, sei. Da der P. das Oberhaupt der Kirche u. die höchste Instanz des kirchlichen Gerichtes ist, so versteht es sich von selbst, daß von seinen Aussprüchen u. Urtheilen, wie ja auch in jedem Staate bezüglich der Ansprüche der höchsten Autorität oder des obersten Gerichtes der Fall ist u. der Fall seyn muß, keine Appellation mehr stattfinden kann. Eine eben so unabweisliche Folge aus der Stellung des P.s ist der Grundsatz: *prima sedes a nemine judicatur*, d. h. daß der P., als solcher, nicht selbst einem niederen kirchlichen Gerichte unterworfen ist, wie dieß schon ein römisches Concil unter Sylvester I. ausgesprochen hat. Etwaige persönliche Unwürdigkeit u. Unsitlichkeit eines P.s kann hiervon keine Ausnahme begründen. Eben so wenig kann man behaupten, daß die Bischöfe, auf einem allgemeinen Concil vereinigt, im Falle eines Schisma's, wo mehrere P.e vorhanden sind, den P. richten u. absetzen können. Wenn mehrere P.e vorhanden sind, ist nur Einer der rechtmäßige, und wenn man sich zur Bewahrheitung der Superiorität des Concils über den P. auf die Geschichte des großen Schisma's im 15. Jahrhundert beruft, das auf dem Concil von Konstanz beendet wurde, so zeigt eine nähere Untersuchung, daß das Schisma unter der Leitung der göttlichen Vorsehung endlich durch den Verzicht des rechtmäßigen Papstes Gregor XII., an dessen Stelle Martin V. gewählt wurde, beendet ward, während die Versuche des Florenzer Concils, dem Schisma durch Entsetzung der Päpste abzuhelpen, nur zu einer Vergrößerung desselben führte. Uebrigens sind solche Calamitäten, wie das große Schisma war, göttliche Zulassungen, in welchen auch nur Gott, der allweise Lenker seiner Kirche, in außerordentlicher Weise wieder Hilfe bringt. Das Nähere s. bei Phillips (K. R. B. 1 S. 33.) Endlich enthält das *Corpus juris canonici* einige Aeußerungen, u. darunter eine von Innocenz III., daß nur Ein Fall sei, wo die Kirche den P. entsetzen könne, nämlich, wenn er in Irrelire verfallt; allein es ist dieses nur als eine nie eintretende Hypothese anzusehen. — Die erhabene Machtsfülle des P.s, vermöge welcher er der oberste Lehrer, Priester u. Hirte der ganzen Christenheit

ist, kann den Gedanken, daß es etwas Unerträgliches sei, daß auf diese Weise die ganze Religion u. Kirche in der Hand u. Willkür eines einzigen Menschen liege, nur bei Denen erwecken, welche weder das Wesen, noch die Geschichte der katholischen Kirche kennen. Kennen sie diese, so würden sie einsehen, daß, trotz aller Machtsfülle, welche dem P.e bewohnt, dennoch jede Willkür gänzlich ausgeschlossen ist, indem Er, im Centrum der Einheit, an der Quelle der Tradition, als das Organ der Gesamtkirche bei seinen Entscheidungen u. Handlungen durch die unwandelbare Ueberlieferung u. den Geist der Kirche gänzlich getragen und bestimmt ist u. in allem nach der Lehre u. den Gesetzen der Kirche handelt; wie denn auch die Geschichte thatsächlich den Beweis liefert, daß alle Entscheidungen der P.e durch alle Jahrhunderte hindurch das Ergebnis Einer unveränderlichen Ueberlieferung u. Eines stets sich gleichbleibenden Geistes sind — worin eben einer der schlagendsten Beweise für die Wahrheit und göttliche Stiftung der Papstthums liegt. Auch erläßt der P. seine Entscheidungen nur nach der gründlichsten Untersuchung, nach reiflicher Erwägung u. mit dem Beirath von Cardinälen (s. d. Art.), oder auch noch anderer ausgezeichneten kirchlichen Personen. Hierbei jedoch ist zu merken, daß die Cardinäle nur eine berathende, aber nicht eine entscheidende Stimme haben. In den wichtigsten Angelegenheiten versammelt der Papst in einem allgemeinen Concil die ganze Kirche um sich (s. d. Art. Concil). — Ebenso sind dem P.e gegenüber Vorstellungen, Remonstrationen, ja, wo er als Mensch ungerecht handelt, auch Widerstand erlaubt. Auch haben, wie die Geschichte lehrt, die ausgezeichnetsten Männer der Kirche den P.en gegenüber, z. B. Irenäus gegen Viktor, Petrus Damiani gegen Gregor VII., der hl. Bernard gegen Eugen III., Bellarmin gegen Clemens VIII. die größte Freimüthigkeit geübt und die Päpste dieselbe nicht bloß geduldet, sondern gelobt. Neben der höchsten Autorität des P.s besteht zugleich die freieste Selbstständigkeit der Bischöfe, wie denn Autorität u. Freiheit, Einheit u. Mannigfaltigkeit in der katholischen Kirche auf das vollkommenste harmonisch vereinigt sind. Nichts herrscht in der Kirche weniger, als das Princip der Vielregirerei; deswegen greift der P. überall nur da ein, wo es die Einheit oder das Wohl der Kirche erheischt, in welcher Beziehung, wie bereits bemerkt, nach den verschiedenen Zeitperioden ein Unterschied stattgefunden hat u. stattfinden mußte. Wesentlich aber bleibt immer, daß er über die Rheinerhaltung des Glaubens u. die Beobachtung der Kirchengesetze wacht, Streitigkeiten über den Glauben, die Moral, die Disciplin entscheidet; wenn er es nöthig erachtet, allgemeine Concilien beruft, ihnen selbst oder durch Legaten präsidiert, ihre Beschlüsse bestätigt, verkündigt u. für ihre Vollziehung sorgt; die allgemeine, über die ganze Kirche sich erstreckende Gesetzgebung u. Disciplin übt. In Folge davon kann u. muß er aber auch in den einzelnen Diöcesen, wo es das Interesse der Kirche mit sich bringt, einschreiten, daher überall frei, wo nöthig, Abgesandte (Legaten) schicken. Er ist der oberste geistliche Richter; an ihn gehen alle Appellationen. Gewisse Fälle hat er sich jedoch, um der Wichtigkeit und der Einheit willen, gänzlich vorbehalten. Dabin gehört namentlich die Bestätigung, Versetzung u. Absetzung von Bischöfen; die Errichtung, Verlegung, Theilung u. Vereinigung von Bisthümern, Absolutionen u. Dispensationen in wichtigen Fällen ic. Ebenso sind alle Angelegenheiten u. Anstalten, die auf die ganze Kirche sich beziehen, Sache des P.s, wie z. B. das Missionswesen, die Errichtung von Orden, von höhern, allgemein kirchlichen Lehranstalten, die Heiligsprechungen u. s. w. Als Gehilfen in seinem Wirken stehen dem P.e die Cardinäle zur Seite (s. d. Art.), die zur Beforgung der verschiedenen kirchlichen Geschäfte, besonders sei Cirtus V., verschiedene Congregationen bilden, wie namentlich die congregatio consistorialis, zur Vorbereitung der Geschäfte, die in einem Consistorium verhandelt werden; die congr. S. officii s. u. inquisitionis zur Untersuchung u. Entscheidung vorkommender Irrlehren; die c. indicis, zur Ueberwachung schädlicher Bücher, die c. concilii Tridentini interpretum, zur Vollziehung u. Auslegung der Beschlüsse des Concils von Trident. — D. c. s. rituum — für die Liturgie; die c. de propaganda

sido für das Missionswesen 2c. (s. Walter, Kirchenrecht. §. 128). — Außerdem bestehen in Rom eine Reihe kirchlicher Justiz- u. Verwaltungscollegien. Erstere werden unter dem Namen *curia justitiae*, letztere unter dem Namen *curia gratiae* begriffen. Der oberste geistliche Gerichtshof ist die *Rota romana*. Daneben bestehen noch die *signatura justitiae* und die *signatura gratiae*. — Die *curia gratiae* besteht aus der römischen Kanzlei, der *Dataria romana*, vor welche namentlich die Gnadensachen, die Dispensationen u. Vergebung der Pfründen gehören; die *poenitentiaria Romana*, an deren Spitze der Großpenitentiar steht, für die Beförderung des Bußwesens; die *camera Romana*, welche die Finanzen besorgt, u. das apostolische Secretariat. Zur Ausübung seiner Rechte u. Pflichten in der Ferne bedient sich der Papst der Legaten, Nuntien u. der apostolischen Vikare (s. d. betriff. Art.) Da für die ausgedehnte Verwaltung der ganzen Kirche bedeutende Geldmittel erforderlich sind, so ist Nichts gerechter, als daß auch die Gesamtkirche dazu beisteuere, u. haben sich deshalb in den verschiedenen Zeiten, u. namentlich im Mittelalter, bedeutende Abgaben an Rom gebildet. Eine solche Abgabe war der sogenannte Peterspfennig (s. d.), den England bezahlte. Manche Fürsten, die von dem P. den königl. Titel auf Nachsuchen erhalten haben, zahlten gewisse jährliche Zinegelder zur Hulldigung, wie Polen, Schweden, Portugal, Neapel 2c. Ähnliche Gelder entrichteten auch Stifter u. Klöster für Privilegien. Die wichtigste u. bedeutendste Abgabe waren die Annaten (s. d.). — Heute sind diese Einkünfte außerordentlich gemindert und bestehen, namentlich für Deutschland, nur in dem Ehrengeschenk, das die Erzbischöfe bei Empfang des Palliums zu entrichten haben, in der sehr niedrig gegriffenen Tare, welche die Bischöfe bei ihrer Confirmation als Ersatz der Annaten zahlen, (*servitia communia*) u. in den Kanzleigebühren für Ausfertigungen. Diese Einkünfte reichen jedoch zur Deckung der Kosten nicht hin u. muß deshalb der P. aus den Einkünften der römischen Kirche u. selbst seines weltlichen Staates das Fehlende zulegen. Daraus mag man entnehmen, was heute von dem albernen Geschwätz, daß Rom von den christlichen Nationen Geldvorthelle habe, zu halten sei. Im Gegentheile, Rom sorgt zum guten Theile aus eigenen Mitteln für die Bedürfnisse der Gesamtkirche. Hier ist der Ort, Etwas über den Kirchenstaat einzuschalten. Durch die göttliche Vorsehung hat der P. ein weltliches Territorium erhalten, dem er als Fürst vorsteht u. welches er in allen Wechseln der politischen Verhältnisse bis auf diese Stunde bewahrt hat. Die Entstehung dieses Kirchenstaates, des *Patrimonium Petri* (Erbtheil Petri), wie es im Mittelalter genannt wurde, ist die rechtmäßigste u. friedlichste von der Welt. Seit den Zeiten der Völkerwanderung, wo nach einander Rugier u. Heruler, Ostgothen u. Longobarden mit den byzantinischen Kaisern um die Herrschaft Italiens stritten, waren die P.e, ohne weltliche Macht, dennoch durch ihren moralischen Einfluß die Schützer der Schwachen, Friedensvermittler, Schiedsrichter. Mehr als einmal haben sie namentlich Rom (man denke nur an Leo den Großen und Attila) gerettet. Zur Zeit der Herrschaft der Longobarden, da die Italiener mit dem P.e vergeblich den Schutz der ohnmächtigen byzantinischen Kaiser anriefen, verbanden sich schon eine Reihe von Städten und stellten sich freiwillig unter ihren Wohltäter, den P. Hierdurch und durch ähnliche Verhältnisse hatte sich schon frühe eine patriarchalische Oberhoheit des P.s über einzelne Bezirke Italiens gebildet, die dadurch, daß die byzantinischen Kaiser, deren Autorität mehr als einmal durch die P.e aufrecht erhalten worden, faktisch die Herrschaft und den Schutz Italiens aufgegeben hatten, in Wahrheit herrenlos geworden waren. Als nun der Frankenkönig Pipin die Longobarden überwunden, machte er jene Schenkungsurkunde, wodurch er eigentlich mehr den P. in einem alten Besitze bestätigte, als Neues schenkte. Karl der Große bekräftigte u. erweiterte die Schenkung seines Vaters. Durch ähnliche Rechtstitel kam später noch Mehres hinzu. So bildete sich der Kirchenstaat. (Vgl. Deutsche Rechtsgeschichte von Philipps.) In weltlicher Hinsicht nahm derselbe an allen Entwicklungen Italiens von jeher Antheil

— u. wie sehr auch in neuerer Zeit Parteihaß ein trauriges Bild von demselben zu entwerfen bemüht war, so steht dennoch die Wahrheit fest, daß er, und namentlich Rom, ein gutes, kräftiges, frommes Volk in sich schließt, das sowohl, was Glück, als was Bildung betrifft, schwerlich mit manchen vielgepriesenen Gegenden zu tauschen Ursache hat (s. d. Art. Rom). In kirchlicher Beziehung aber ist die unendliche Wichtigkeit des Kirchenstaates einleuchtend. Es ist nämlich dadurch dem Papst eine von dem Einflusse der weltlichen Macht unabhängige, freie, allen Völkern gegenüber unparteiische Stellung gesichert. Zu diesem Zwecke ist auch der Kirchenstaat gerade groß genug, während er wieder zu klein ist, um den P. in die großen Welthändler zu verwickeln. Ist nichts desto weniger zu Zeiten, wie z. B. unter Julius II. u. A., der P. in seiner politischen Eigenschaft als Fürst allzusehr in zeitliche Angelegenheiten verflochten gewesen, so ist dennoch dieser Nachtheil nicht zu vergleichen mit dem unberechenbaren Vortheil, den der Kirchenstaat für die freie Stellung des P.s hat. Von welch' traurigen Folgen es für die Kirche ist, wenn der P. unter einer weltlichen Macht steht, haben jene unglücklichen Zeiten bewiesen, wo derselbe in Avignon (s. d. Art.) residirte, oder, wo in Rom Faktionen die Herrschaft führten, wie namentlich im 9. u. 10. Jahrhundert. — Die Insignien der päpstlichen Würde sind bekanntlich der mit dem Kreuz geschmückte Hirtenstab und die dreifache Krone. Sein Titel: Heiligster Vater, Heiligkeit. Sich selbst nennt der P. seit Gregor I. „Knecht der Knechte Gottes“ (*servus servorum Dei*). Der Name P. (*papa* = Vater) und Stellvertreter Christi (*vicarius Christi*) wurde früher auch bei Bischöfen gebraucht, blieb aber bald nur für den P. üblich. Nach altrömischem Brauch wird er auch *pontifex maximus* genannt. Der Fußsuh, nur bei großen Huldigungen üblich, ist uralte byzantinische Sitte. (Ueber die Wahl, s. d. Art. Papstwahl.) — Der P. ist der Mittelpunkt und der Grundstein der Kirche; was also immer von der Kirche selbst gilt, bezieht sich auch auf das Papstthum. Wenn man also das Wirken des Papstthums in der Welt- u. Kirchengeschichte schildern will, so fällt es mit dem Wirken der Kirche und des Christenthums in sofern zusammen, als der P. das Centralorgan der Kirche ist. Darum hat sich auch alle Liebe und aller Haß gegen die Kirche von jeher gegen das Papstthum concentrirt. Daher ist es namentlich nicht zu wundern, daß das Papstthum für die Feinde der Kirche, für die Irrlehrer u. Ungläubigen der Gegenstand des höchsten Hasses u. Abscheues gewesen u. noch ist, so daß die Häretiker, namentlich Luther (s. dessen Buch „Das Papstthum vom Teufel gestiftet“), ihn als den Antichrist bezeichneten, die Ungläubigen aber ihn als das Oberhaupt des Reiches des Aberglaubens u. den großen Geistes tyrannen betrachten. In Folge dessen hat sich denn auch fast durch alle Jahrhunderte ein ungeheurer Strom der Verläumdung u. Lüge gegen das Papstthum ergossen. Aber eben diese Beseindung des Papstthums ist einer der glänzendsten Beweise für die Göttlichkeit seiner Stiftung. Der positive geschichtliche Beweis dafür aber liegt darin, daß durch den Lauf aller Zeiten das Schicksal der Kirche u. der Religion überall an das Papstthum geknüpft erscheint u. umgekehrt alle Segnungen des Christenthums von Rom aus sich über die Länder u. Nationen verbreiten, so daß der P. in der That u. Wahrheit allezeit im großen Ganzen der größte Wohlthäter der Menschheit gewesen ist. Vor Allem ist ihm vorzüglich die Bewahrung der Reinheit des Glaubens u. der Einheit der Kirche zu verdanken, welche ohne ihn unfehlbar in wirre Spaltungen sich aufgelöst hätte. Die Geschichte zeigt nicht nur, daß der P. niemals vom apostolischen Glauben auch nur im Mindesten abgewichen ist, während kaum ein alter u. berühmter Bischofssitz u. Patriarchenstuhl sich findet, der nicht irgend einmal dem Irrthum verfallen wäre, wie Antiochien, Alexandrien, Konstantinopel — sondern er war auch, allen Irrlehren gegenüber, immer u. bis auf diese Stunde der wachsame und starke Wächter des wahren Glaubens und der Beschützer aller Vertheidiger desselben. Während öfters an dem Orte einer Irrlehre die Bischöfe

ihre Pflicht versäumten: nie hat es der P. gethan, weder im Großen, noch im Kleinen; — muthig u. geduldig sind die P.e stets in Kampf u. Leiden gegangen für dieß Kleinod des Glaubens. In den ersten drei Jahrhunderten ist ein großer Theil von ihnen dafür den Martyrertod gestorben; in den späteren Zeiten haben sie dafür mit dem Schwerte des Wortes gestritten u. oftmals Verfolgung, Mißhandlung und den größten zeitlichen Schaben erlitten. Seit dem Manichäismus, Arianismus u. Pelagianismus, bis auf den Hermestianismus herab, hat es keine falsche oder gefährliche Lehre gegeben, welche nicht durch die P.e verurtheilt und besiegt worden wäre. Dasselbe, was vom Glauben, gilt auch von dem christlichen Sittengesetze u. der kirchlichen Disciplin. Wohl hat es die Verläumdung in dieser Beziehung an Anklagen u. falschen Gerüchten nicht fehlen lassen; in der That aber kann man auch nicht einen Fall nachweisen, wo ein P. da, wo es sich um die Heiligkeit u. Unverletzlichkeit des christlichen Sittengesetzes gehandelt, auch nur um ein Haar breit nachgegeben hätte; wir erinnern z. B. daran, in welcher Weise die P.e den Großen der Erde gegenüber die Heiligkeit des Ehegesetzes vertheidigt haben. Haben sie nicht lieber ganz England und die Freundschaft eines so mächtigen Beschützers, wie Heinrich VIII., verlieren, als auch nur in einem Falle das Recht u. die Auflöslichkeit des Ehebandes opfern wollen; eine Folge davon, daß die P.e nicht Herren, sondern Diener des göttlichen Gesetzes sind. Was aber die Kirchenzucht betrifft, so ist die wahre Reformation der in die Kirche eingeschlichenen Mißbräuche und die Erneuerung der Disciplin immer von Rom ausgegangen, und es haben die heiligen Männer Gottes, welche je in der Kirche aufstanden zur Erneuerung der Frömmigkeit u. der Sitten, immer in Rom Unterstüzung u. Ermuthigung gefunden. Daher die unlängbare Thatfache, daß seit den Zeiten der Kirchenväter alle Heiligen die treuesten Freunde der P.e waren u. wiederum von ihnen Sendung, Rath u. Hilfe zu all ihren Werken empfingen. Welchen heiligen Orden, welchen frommen Verein, welche wohlthätige Anstalten gibt es, die nicht von den P.n bestätigt, befördert, begünstigt, empfohlen, zum Theil hervorgerufen worden wären; und welch' ein Land der Erde ist, wohin sie in dieser Hinsicht ihre Wirksamkeit noch nicht erstreckt hätten! Eine besondere Sorge verwandten auch jederzeit die P.e, als Oberpriester, auf die Verherrlichung des Gottesdienstes u. die Pflege des Cultus, wie wir denn in der That die Entwicklung u. Durchbildung der katholischen Liturgie zu ihrer Vollkommenheit fast durchaus den P.n zu verdanken haben. Ganz besonders aber waren die P.e jederzeit die Vertheidiger der kirchlichen Freiheit. Bischöfe, Erzbischöfe u. Patriarchen sind mehr, als einmal, gehorsame Diener der weltlichen Macht gewesen, oder sie konnten der Gewalt nicht widerstehen: niemals aber hat sich der P. vor einer irdischen Macht gebeugt, oder hat die Rechte u. Interessen der Kirche preisgegeben. Rom war immer die letzte Zuflucht u. die unüberwindliche Burg der religiösen Freiheit: — in der alten Zeit gegen die Anmaßungen der byzantinischen Kaiser u. der germanischen Häuptlinge; dann gegen die Eingriffe des Feudalwesens zur Zeit Heinrichs IV. u. Gregors VII. (s. d. Art. u. der Art. Investiturstreit); gegen den antiken Absolutismus der Hohenstaufen; gegen die Despotie der französischen Könige von Philipp August bis Ludwig XIV.; und in den leztverfloßenen Zeiten, da Alle vor Napoleon sich beugten, hat allein Pius VII. die Freiheit der Kirche aufrecht erhalten, u. auch in dem großen Kampfe für die Freiheit der Religion und Kirche, an dessen Beginne wir jetzt stehen, wird Rom an der Spitze stehen und nur in der Einheit mit ihm der Sieg gegeben seyn. Ganz im Widerspruch mit dieser Wahrheit, daß nur die innigste Einheit mit Rom die kirchliche Freiheit sichere, ist in den lezten Jahrhunderten viel Geschrei gewesen von einer Freiheit u. von Freiheiten der Nationalkirchen, der französischen u. deutschen Kirche, welche in einer möglichsten Trennung von Rom u. einer möglichsten Unabhängigkeit der Bischöfe von dem P. bestehen sollen; allein alle Bischöfe, welche sich diesem Wahne hingegeben haben, sind in demselben Maße, als sie von Rom sich lösten u. dem P. gegenüber es an Gehorsam u. Ehrfurcht fehlen ließen, von

der weltlichen Macht abhängig u. Diener der Regierungen geworden; wie das die Geschichte der französischen Kirche in den letzten zwei Jahrhunderten u. der deutschen, namentlich der österreichischen Kirche in der josephinischen Periode, beweist. Die Zeit solch' kläglicher Verblendung ist jedoch vorüber: wie die Vertheidiger der Kirche zu allen Zeiten, so erblicken jetzt alle Freunde der Religion u. religiösen Freiheit allein im entschiedensten Festhalten an dem Stuhle Petri Hülfe u. Heil; und nur Verräther der Kirche, oder bornirte Köpfe, reden jetzt noch von einer kirchlichen Freiheit, die in einer sektirerischen und schismatischen Absonderung von dem Mittelpunkt der Einheit besteht. Je ungehorsamer gegen Rom, um so serviler gegen die weltliche Macht, ist ein unzweifelhaftes Axiom. — Nicht minder, als um die Bewahrung u. Pflege des Christenthums im Innern der Kirche, haben sich die Päpste jederzeit um dessen weitere Verbreitung verdient gemacht. Sie haben immer den Auftrag Christi: „lehret alle Völker!“ im vollsten Umfange erfüllt u. hat sich an ihnen stets die dem Petrus gegebene Verheißung: „Du sollst ein Menschenfischer seyn“ — bewahrheitet. Wir können mit einem Worte sagen: alle Missionen sind von Rom ausgegangen u. alle Missionäre u. Apostel der Völker haben sich nur dann für rechtmäßige Boten des Evangeliums, und ihr Werk für ein gesegnetes gehalten, wenn sie von Rom gesendet wurden, und in steter Einheit mit demselben blieben. So dachten und handelten: Patricius, der Apostel Irlands; der von Gregor dem Großen gesendete Apostel Englands, Augustin; so sämmtliche Apostel Deutschlands, vor Allen der größte von ihnen, Bonifacius; so der Apostel des Nordens Ansgar; so Cyrill u. Methodius, die Apostel der Slaven; so Franz Xaver, der Apostel Indiens (s. d. Art. Missionen). Und wenn nichts Anderes, als dieses wäre, es genügte, alle christlichen Völker dem Papste in ewiger Dankbarkeit zu verbinden; haben sie ja durch seine Vermittelung allzumal das Christenthum, das höchste Gut und die Quelle aller Wohlfahrt, empfangen u. wird es in Einheit u. Unwandelbarkeit ihnen wiederum nur durch die Verbindung mit demselben Felsen, auf den Christus die Kirche gegründet, erhalten. Dieß genügt vollständig, um die Nothwendigkeit, die Würde u. den Nutzen des Papstthumes darzuthun, wie nach den Aussprüchen des Glaubens, so nach dem thatsächlichen Zeugniß der Geschichte, besteht und dauert u. breitet sich die Kirche u. das Christenthum aus durch das Papstthum. Nicht, als ob Alles durch den P. allein geschähe, sondern dadurch, daß der P. das Herz des Gesammtlebens der Kirche u. das Haupt aller ihrer Glieder ist, die sich jedoch ihrer Seits der freiesten Bewegung erfreuen. Aber nicht bloß auf dem rein religiösen Gebiete sind die Verdienste des Papstthumes um die Menschheit zu suchen, sondern, wie das Christenthum selbst auch aller zeitlichen Wohlfahrt Ursprung ist, so hat auch das Papstthum, seinem Berufe getreu, durch die ganze Weltgeschichte hindurch gewaltig u. heilsam in die menschlichen Angelegenheiten eingegriffen. Nur im Allgemeinen u. insbesondere in Beziehung auf Deutschland einige Andeutungen. Wir sprechen Thatsachen aus, welche nach langer Geschichtsverfälschung nun auch von allen tüchtigen, nicht katholischen, Geschichtsforschern anerkannt sind. Nachdem an die Stelle der alten heidnischen die neuen germanischen Nationen getreten, ist die Civilisation aller dieser Völker von Rom ausgegangen u. aus dem Chaos der Völkerwanderung, aus einem Conglomerat barbarischer Stämme, ist durch die römische Hierarchie allmählig jene wunderbare Völkerrepublik des Mittelalters hervorgerufen worden u. als ein Abbild der Kirche, des Reiches Gottes, das heilige römische Reich deutscher Nation, mit dem, die Religion, die Rechte und Freiheiten aller Völker schirmenden Kaiserthum entstanden. Dadurch wurde Deutschland an die Spitze der Christenheit gestellt, während auf der einen Seite durch die Kirche und das Papstthum die rohe Gewalt der Fürsten in eine geheiligte Autorität verwandelt wurde, fanden umgekehrt stets die Völker an dem P. u. an der Kirche den wirksamsten Schutz für ihre Rechte u. Freiheiten. Im großen Ganzen wurde der Friede, die Freiheit u. die Wohlfahrt aller Nationen bis in die neuere Zeit durch die Wirksamkeit der P.e aufrecht erhalten — u. es ist eine Thatsache, daß erst seit

jener Zeit, wo die Christenheit das Friedens- und Vermittler-Schiedsrichteramt des P.e in politischen Dingen nicht mehr anerkannte, die Zeit der europäischen Kriege, der Despotien u. der Revolutionen, des politischen Mechanismus u. herz- u. geistloser Diplomatie begonnen, was Alles uns jetzt bis zu einer Krisis gebracht hat, wo nur Untergang oder Umkehr zu christlichen Principien in der Wahl steht, zu einer Zeit, wo die Besten u. Weisesten an der Gegenwart u. der Zukunft verzagen. Ob in der nun beginnenden neuen Weltperiode nochmals die Kirche u. das Papstthum den Nationen den Frieden u. eine neue Civilisation durch Versöhnung zwischen Freiheit u. Autorität, zwischen Wissenschaft u. Glauben bringen werde, das wird wiederum die Geschichte lehren. Endlich wollen wir noch erwähnen, daß auch die P.e es gewesen sind, welche den großen Kampf gegen den Erbfeind der Christenheit, gegen die Türken — bis zum Ende führten, während die christlichen Fürsten oft schmachlich ihre Pflicht veräußert, ja selbst einigemal in verrätherischen Verbindungen mit diesem Todfeinde des christlichen Abendlandes sich eingelassen haben. Um der vielen Vorurtheile willen, welche in Folge der beständig wiederholten Geschichtsverbrehungen u. Lügen noch immer, selbst unter Katholiken, über diese geschichtliche Wirksamkeit des Papstthums, besonders im Mittelalter, im Umlaufe sind, in Folge deren man gerade die herrlichsten Kämpfe der größten P.e für die höchsten Güter, und namentlich für die geistige und nationale Freiheit, wie z. B. den Kampf Gregors VII. mit Heinrich IV., u. den Kampf der P.e mit den Hohenstaufen, — als tyrantische Attentate betrachtet, — ist es zweckmäßig, einige Zeugnisse der ausgezeichnetsten protestantischen Geschichtsschreiber der neuesten Zeit zusammen zu stellen. „Gewiß, sagt Herder (Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, hat der Bischof zu Rom für die christliche Welt viel gethan; er hat, dem Namen seiner Stadt getreu, nicht nur durch Befehrungen eine Welt erobert, sondern sie auch durch Gesetze, Sitten u. Gebräuche länger, stärker u. inniger, als das alte Rom die seine, regiert.“ Und an einer andern Stelle (a. a. O. S. 427): „Die großen Institute der Hierarchie in allen katholischen Ländern sind unverkennbar; u. vielleicht wären die Wissenschaften längst verarmt, wenn sie nicht von den überbliebenen Brosamen dieser alten Heiligentafel noch spärlich ernährt würden.“ Und wiederum (a. a. O. 517): „Ohne die römische Hierarchie wäre Europa wahrscheinlich ein Raub der Despoten, ein Schauplatz ewiger Zwietracht, oder gar eine mongolische Wüste geworden.“ Rühls (Geschichte des Mittelalters) sagt: „Die Geistlichkeit suchte überall die Zucht, die Sitten, überhaupt die edleren Tugenden zu befördern und setzte sie, wie man nicht ohne Verehrung in den Bemühungen der Missionarien erkennt, mit der Religion in Verbindung; ihr, u. zunächst der leitenden Hierarchie, verdankt die neue Welt ihre ganze Bildung. Die Geistlichen stiegen zu den rohen Völkern hinab u. suchten mit weiser Sorgfalt in ihrer Individualität die Punkte auf, wo das Bessere u. Höhere angeknüpft werden konnte.“ S. 312 sagt er, die Pflege der Nationalitäten u. der Nationalsprachen betreffend: „Beständig haben die P.e darauf gedrungen, auch in der Landessprache zu predigen. . . Wie ungerecht die gewöhnliche Ansicht über diesen Gegenstand ist, beweist endlich der Umstand, daß ja fast in allen Ländern die Landessprache zuerst u. am meisten von Geistlichen bearbeitet worden ist.“ Bezüglich der Verdienste der Hierarchie um die Wissenschaften, führen wir eine Stelle aus K. A. Menzels Geschichte der Deutschen an (VI., 82. 86 u. 87): „Bis zum Anfange des elften Jahrhunderts dienten Dom- u. Klosterschulen, wie schon zur Zeit Karls des Großen, jene zur besonderen Bildung angehender Geistlichen, diese zur Ertheilung eines allgemeinen wissenschaftlichen Unterrichts. Die Klosterschulen erhielten u. mehrten sich als Pflegerinnen u. Bewahrerinnen aller geistigen Bildung. Der Unterricht in diesen Schulen war nicht bloß auf die angeführten Wissenschaften beschränkt, sondern außer den christlichen Scribenten wurden auch die classischen Schriftsteller Roms gelesen, wie dieß die zahlreichen, in den Klöstern gemachten Abschriften, denen wir großentheils die Erhaltung dieser Schriftsteller verdanken, u. die öfteren Anführun-

gen aus römischen Dichtern u. Geschichtschreibern in den Zeitbüchern beweisen. Auch die vaterländische Sprache u. Dichtkunst kann nicht vernachlässigt worden seyn, wenn man von der Blüthe, die sie im 14. Jahrhundert erreichte, auf ihre Pflege schließen darf. Die Umgestaltung dieser Schulen in höhere Lehranstalten (Universitäten) ging nicht von Deutschland aus; die eigentlichen Begründer derselben wurden die P.e. Dieß thaten die P.e Alexander III., Gregor XIII., Honorius IV., Clemens VI., Urban V. u. Johann v. Müller (Schweizergeschichte, Buch 3. Kap. 1) sagt: „Alles heilige Licht, welches nicht allein uns, sondern durch den europäischen Unternehmungsgeist für alle Welttheile von unendlichen Folgen ist, kommt von dem, daß bei dem Falle des (altrömischen) Kaiserreiches eine leitende Hierarchie war. Diese gab dem, in einem engen Kreise weniger Begriffe ärmlich eingeschränkten, nordeuropäischen Geiste durch die christliche Religion, so zu reden, den elektrischen Stoß, wodurch derselbe belebt u. bewegt, nach langem, wunderbarem Spiele mannigfaltiger Hindernisse u. Beförderungsmittel endlich ward, was wir sehen. — Daß durch den P. das deutsche Kaiserthum seinen Ursprung genommen und dadurch Deutschland an die Spitze der Nationen trat, ist allgemein anerkannt. Vergl. Leo, Geschichte des Mittelalters II. 117—119. Pfister, Geschichte der Deutschen I. 435, II. 71, 72, 656. Herder, Ideen a. a. D. S. 382. — Bezüglich dessen, was die P.e für die Freiheit der Völker gethan, sagt Leo (Geschichte des Mittelalters II. 119): „Die P.e waren der eigentliche Halt politischer Freiheit im Mittelalter“ u. Rühß (a. a. D. S. 312): „In der geistlichen Macht fanden die Schwächeren einen besseren Schutz gegen die Versuche der Stärkeren, als späterhin in der Idee des Gleichgewichtes, die, als eine reine Idee ohne alle äußere Haltung, bald ihre Kraft verlieren mußte. Die Wirksamkeit der P.e sollte immer eine vermittelnde seyn, darauf gerichtet, die Kriege zwischen den verschiedenen Völkern beizulegen, die Fürsten von Ungerechtigkeiten u. Bedrückungen abzuhalten. Der Klerus stand daher überall der königlichen Gewalt entgegen, sobald sie sich unumschränkt zu machen suchte; nicht unterdrücken, nur in gesetzlichen Schranken wollte er sie halten. Die Geistlichen waren dagegen immer auf Seiten der Fürsten, sobald die weltlichen Vasallen ihnen wirklich zu nahe traten; die Hierarchie mußte ihrem Wesen nach stets für die Freiheit u. die gesetzmäßigen Gerechtsame der Stände seyn. — Zum Schluß wollen wir über jene ganze vielgeschmähte Zeit, wo das päpstliche Ansehen auch auf weltlichem Gebiete so groß war, noch eine Stelle aus Novalis (die Christenheit oder Europa, ein Fragment, geschrieben im Jahre 1799) anführen: „Es waren schöne Zeiten, wo Europa Ein christliches Land war, wo Eine Christenheit diesen menschlich gestalteten Welttheil bewohnte. Ein großes gemeinschaftliches Interesse verband die entlegensten Provinzen dieses geistigen Reiches. Ohne große weltliche Besitzthümer, lenkte und vereinigte Ein Oberhaupt die großen politischen Kräfte. — Wie wohlthätig, wie angemessen diese Regierung, diese Einrichtung war, zeigte das gewaltige Emporstreben aller anderen menschlichen Kräfte, die harmonische Entwicklung aller Anlagen, die ungeheure Größe, welche einzelne Menschen in allen Fächern der Wissenschaften, des Lebens u. der Künste erreichten u. der überall blühende Handelsverkehr mit geistigen u. irdischen Waaren in dem Umkreise von Europa bis in das fernste Indien hinaus.“ Uebrigens ist die weltlich-politische Stellung des P.s (vgl. den Art. Staat u. Kirche) eine wandelbare nach den Zeiten, u. hier ist die menschliche Seite des Papstthums, wo auch mannigfache menschliche Schwachheit u. Sünde sich geltend machte. Unwandelbar aber ist die kirchliche Autorität des P.s, denn sie beruht auf göttlicher Stiftung. Daß in dem fast zweitausend-jährigen Bestande des Papstthums auch einzelne Unwürdige vorkommen; daß es Zeiten gab, wo der apostolische Stuhl gleichsam in Wolken u. unreine Dünste gehüllt war, ist nicht anders möglich, da Gott auch in der Geschichte der Kirche der menschlichen Freiheit Spielraum läßt. Daß aber durch alle Sünden der Menschen das Institut des Papstthums selbst u. die auf demselben ruhende Kirche keinen Schaden erlitt, ist gerade ein neuer Beweis von deren Göttlichkeit. Uebrigens sind der unwürdige

gen P.e im Verhältnisse nur äußerst wenige gewesen, u. die Unwürdigkeit auch dieser war durchschnittlich lange nicht so groß, als die hämische Parteigeschichtsschreibung sie darstellt; u. alle unwürdigen P.e sind fast ohne Ausnahme durch weltlichen Einfluß auf die P.=Wahl zu dieser Würde gelangt; endlich ist es ein Zeichen der auch den Ungläubigen einleuchtenden Heiligkeit der päpstlichen Würde, daß Fehler, die an weltlichen Regenten fast wie Tugenden erscheinen, an P.n so häßlich sich ausnahmen. Was aber, wie gesagt, die unendliche Mehrzahl der P.e betrifft, so gibt es nicht bloß keinen Thron der Welt, auf dem eine solche Reihe der ausgezeichnetsten Geister u. größten Charaktere in fast ununterbrochener Reihe einander folgen, sondern es ist auch kein bischöflicher Stuhl zu finden, den so viele Heilige geziert hätten, als der bischöfliche Stuhl von Rom, der zugleich der Patriarchalstuhl des Abendlandes u. der Primatialstuhl des Erbkreises ist. Vergl. Rothensee, der Primat des P.s in allen christlichen Jahrhunderten, 3 Bde., Möhler, die Einheit der Kirche. Maistre, du pape (deutsch v. Moriz Lieber). Riffel, der Primat. Katerkamp, über den Primat des Apostel Petrus und seiner Nachfolger. Kirchenrecht von Phillips und von Walter.

H.

Papstwahl. Die Wahl des Oberhauptes der Kirche geschah ursprünglich, wie die gewöhnlichen Bischofswahlen, (da ja der Papst Bischof von Rom u. als solcher Oberhaupt der Kirche ist), durch die benachbarten Bischöfe, unter Mitwirkung des Klerus u. des Volkes. Der Bischof von Ostia consecrirte ihn. Unter den christlichen römischen Kaisern zeigen sich manche Einmischungen derselben; doch bestand im Ganzen immer die Freiheit der Wahl, für deren Sicherung die Kirchengesetze immer thätig waren. Jedoch fanden, namentlich im 10. Jahrhunderte, mannigfache Vergewaltigungen statt, denen es auch zuzuschreiben ist, wenn damals eine Reihe unwürdiger Päpste den hl. Stuhl verunehrten. Nachher erlangten die deutschen Kaiser großen Einfluß u. Otto I. wurde sogar das Recht der Ernennung durch Leo VIII. in schlimmer Zeit zugestanden. Doch blieb stets die freie Wahl Grundsatz. Daß übrigens bei der P. der Kaiser gehört wurde, wie umgekehrt auch bei der Kaiserwahl der Papst, war der Stellung, welche beide zu einander im Mittelalter einnahmen, ganz entsprechend. Weil jedoch der Einfluß, den bisher das römische Volk auf die P. gehabt, viele schlimme Folgen herbeiführte, so gab endlich Nikolaus II. (1059) das Gesetz, daß von nun an die Cardinäle wählen, Klerus u. Volk zustimmen sollen, vorbehaltlich des dem Kaiser gehörenden Einflusses. Die Zeiten brachten es jedoch mit Nothwendigkeit mit sich, daß der Einfluß des Volkes immer mehr in den Hintergrund trat u. nun die Wahl rein durch die Cardinäle geschieht. — Die Gebräuche u. Feierlichkeiten bei einer P. sind folgende: Von dem erfolgten Tode des hl. Vaters wird zuerst der Cardinal-Camerlengo in Kenntniß gesetzt. Dieser begibt sich dann in Begleitung einiger Kammer-Kleriker, welche Trauer-Kleider tragen, an das Sterbe-Bemach, klopft dreimal mit einem goldenen Hammer an die Thüre, wobei er jedesmal den Tauf-, Geschlechts- u. den päpstlichen Namen des Verlebten ausspricht, u. nähert sich dann dem Sterbelager selbst. Hat er sich auf diese Weise von dem wirklichen Ableben des heiligen Vaters überzeugt, so erklärt er den Anwesenden: daß der Papst wirklich gestorben sei, läßt hierauf durch den apostolischen Kammer-Notar ein förmliches Protokoll hierüber aufnehmen und unterzeichnet solches, zerschlägt dann den aus reinem Golde gefertigten Fischerring, dessen Stücke der Ceremonarius als Eigenthum erhält. Von dem Prodatarius empfängt der Camerlengo die Stempel, welche bei Ausfertigung der päpstlichen Bullen u. Dispensen gebraucht werden. An den Siegeln, die auf der einen Seite den Namen des verstorbenen Papstes u. auf der andern die Bildnisse u. Namen der heil. Apostel Petrus u. Paulus enthalten, vernichtet der Cardinal-Kämmerling den Namen des Papstes, besiegelt die andere Seite mit dem gewöhnlichen Petschaft des letztern u. übergibt solche dem päpstlichen Kammerrathe. Hierauf nimmt er von dem Palaste, in welchem der heilige Vater gestorben ist, es sei dieß nun im Vatikan, oder im

Quirinal, im Namen der apostolischen Kammer Besitz u. läßt die Stadtkhore, die Engelsburg u. andere wichtige Plätze in der Stadt mit Abtheilungen der Schweizer-Garde besetzen. Ist dies Alles geschehen, so fährt der Cardinal Camerlengo in Begleitung einer Abtheilung der Schweizer-Garde in die Stadt; während dessen wird die große Glocke im Kapitol geläutet, wodurch der erfolgte Tod des heiligen Vaters öffentlich verkündet wird. — Die Rota romana u. die Dataria werden geschlossen, keine Bullen mehr ausgefertigt u. keine Congregationen der Cardinäle mehr gehalten. Nur der Großpönitentiar u. der Cardinal-Camerlengo funktionieren, welchem letzteren aus den Cardinal-Bischöfen, Priestern u. Diakonen drei Assistenten beigegeben werden, die in ihren Aemtern wechseln. Nun erfolgt die Oeffnung u. Einbalsamirung des Leichnames. Hierauf wird der Verstorbene, nachdem er mit einer Mitra auf dem Haupte versehen und seiner Würde gemäß angekleidet ist, in einem Vorzimmer des Palastes auf das Paradebett gelegt u. dem Volke der Zutritt gestattet. Ehe jedoch die Ausstellung stattfindet, werden die Eingeweide des Verlebten in einem verschlossenen Wagen in die Kirche des heil. Vincentius u. Anastasius von einem päpstlichen Kaplane gebracht u. dort beigelegt. Nach Ablauf der zur Ausstellung bestimmten Zeit findet das Leichen-Begängniß unter dem vorgeschriebenen Ceremoniel statt. Zum Begräbnisorte ist die St. Peterskirche bestimmt. Ist der heil. Vater im Vatican gestorben, so geht von da geradezu der Leichenzug dahin; erfolgte aber das Ableben desselben im Quirinal, so wird die Leiche am Abende des dritten Tages vorerst in den Vatican-Palast gebracht. Sobald der Zug bei der Sirtinischen Kapelle angelangt ist, wird stille gehalten u. der Leichnam dort auf ein Paradebett bis zum andern Morgen gelegt. Am folgenden Tage früh tragen acht Priester in Begleitung einiger anderen Geistlichen u. der Kaplane der St. Peterskirche, nachdem in der Sirtinischen Kapelle die vorgeschriebenen Gebete u. Ceremonien verrichtet worden sind, die Leiche in diese Kirche. Von hier aus wird der Leichnam unter dem hergebrachten Ritus in die Kapelle des Allerheiligsten Sakramentes, u. dann von dieser in die Chor-Kapelle getragen, wo nach verrichteter Absolution die Einsenkung geschieht. — Der Trauergottesdienst für den heil. Vater wird neun Tage hindurch gehalten u. beginnt am dritten Tage nach dem Ableben desselben. Das Todtenamt hält jedesmal ein Cardinal. Nach dem letzten Todtenamt gehen alle Cardinäle um das in der Peterskirche errichtete *castrum doloris*, fünf derselben aber verrichten die Absolution. Diese Anordnung traf P. Pius IV. durch seine Bulle vom Jahre 1562 „*In eligendis ecclesiarum*“, worin er auch die Kosten für die Trauerträger u. Zugehör auf 10,000 Dukaten festgesetzt hat. Fällt während der Trauer-Monen ein Festtag ein, so werden die Requien zwar ausgesetzt, der Tag aber mit eingerechnet u. die ersparten Kosten unter die Armen vertheilt. An jedem dieser neun Tage — nach dem Trauergottesdienst — treten die Cardinäle in Congregationen zusammen u. halten sowohl über das Ceremoniel, als über die im Conclave zu beobachtende Ordnung u. s. w. Berathschlagungen. — Bei diesen Congregationen nehmen die Cardinäle die Aufwartungen der auswärtigen Gesandten u. sonstiger hohen Personen an. In der ersten derselben werden die verschiedenen auf das Wahlgeschäft bezüglichen Bullen von Alexander III., Gregor X., Clemens V. und VI., Julius II., Pius III., Gregor XV., Urban VIII. u. Clemens XII. vorgelesen u. die Cardinäle beedigt, zugleich aber auch zwei derselben ausgewählt, von denen dem einen die Trauerrede, dem andern die Wahlrede abzuhalten aufgetragen wird. In der zweiten Congregation werden die Staatsdiener in ihren Stellen bestätigt u. die Condolenzgen angenommen. In der dritten, vierten u. fünften findet die Wahl der für das Conclave bestimmten Zahl von Aerzten, Apothekern u. dergleichen statt. In der sechsten geschieht die Verloosung der Zellen im Conclave, dergleichen die Wahl der Ceremonienmeister und Aufwärter. In der siebenten Congregation kann jedem Cardinal auf seinen Antrag noch ein Bedienter mehr, als zwei, für den Aufenthalt im Conclave beigegeben werden. In der achten verfertigen

zwei Cardinäle ein Verzeichniß über alle fremden Personen, welche mit in das Conclav eintreten. In der neunten u. zehnten Congregation geht die Wahl derjenigen drei Cardinäle vor sich, welchen die äußere Oberaufsicht über das Conclave übertragen werden soll. — Am neunten Tage wird die Trauerrede in der Peterskirche gehalten. — Nach Ablauf der Trauerzeit versammeln sich die Cardinäle in eben dieser Kirche, wo der Cardinal-Defan die Messe *de spiritu sancto* liest. Hierauf hält der schon zuvor angewiesene Cardinal die Wahlrede in lateinischer Sprache, worin er die Cardinäle auffordert, ein würdiges Kirchen-Oberhaupt zu wählen. Ist diese Rede beendet, so begeben sich alle Cardinäle in eine Kapelle oder Kirche, von wo aus der feierliche Einzug derselben in das Conclave (s. d.), wozu die Cardinäle bald den Vatikan, bald den Quirinal bestimmen, gehalten wird. Während dieser Procession singen die Kaplane der päpstlichen Kapelle das „*Veni creator spiritus*“. Sobald der feierliche Zug an dem zum Conclave bestimmten Orte (wozu meist der Vatikan außersehen wird) angekommen ist, betet der Cardinal-Defan die Oration: „*Deus, qui corda fidelium*“, u. erinnert nochmals die Wähler an ihre Pflicht, worauf diese die für sie bestimmten Zellen beziehen. — Seit Nikolaus II. u. Clemens IV. findet das Conclave für die Papstwahl bloß in Rom statt. In dem Palaste, wo dasselbe gehalten wird, werden für die einzelnen Cardinäle kleine Zellen von Balken u. Brettern erbaut, von Innen mit feinem Tuch überzogen u. mit der nöthigen Einrichtung versehen. Jede Zelle hat zwei Abtheilungen, wovon die eine für den Cardinal, die andere für die Conclavisten bestimmt ist. Zur Seite sind noch zwei andere Zimmer angebracht, von denen das eine zum Messelesen oder hören, das andere als Speisezimmer bestimmt ist. Jede Zelle hat ein kleines Fenster u. erhält das Licht von der Galerie. An der Thüre jeder Zelle hängt das Wappen des Cardinals, der darin wohnt, u. die durch das Loos erhaltene Nummer. Außerdem sind die Zellen auch dadurch unterschieden, daß diejenigen, in welchen Cardinäle sich befinden, die von dem verstorbenen Papste ernannt worden sind, mit violetter, die übrigen aber mit grünem oder rothem Zeuge behängt sind. — Die Zellen haben übrigens sehr wenig Raum, so daß in denselben nur ein Tisch, ein Bett u. einige Sessel u. kleine Schränke aufgestellt werden können. — Außen vor dem Palaste befindet sich eine bedeutende Truppen-Abtheilung unter dem Commando des Marschalls; dieser und der Gouverneur wachen über die äußere Sicherheit. — Am Abende nach dem feierlichen Einzuge müssen sich alle nicht in das Conclave gehörigen Personen entfernen u. die Zugänge u. Fenster, bis auf das einzige oberhalb einer jeden Zelle angebrachte Fenster, durch welches auch die Gesandten u. Minister Audienz erhalten, werden zugemauert u. nur ein Thor u. eine Seitenpforte bleiben offen. Ersteres wird sowohl von Innen als von Außen verschlossen. Den Schlüssel zum innern Schloße erhält der Gouverneur, jenen zum äußern aber der Ober-Ceremonienmeister. An dem Hauptthore sind vier Oeffnungen, jede mit einem Drehrade versehen, angebracht, wodurch die Speisen für die Cardinäle eingeschoben werden. Die Nebenpforte wird nur für Ordens-Oberer, Gesandte, oder wenn kranke Cardinäle sich aus dem Conclave entfernen wollen, geöffnet. Ueber die wirklich geschehene Verschließung des Conclave wird eine Urkunde abgefaßt. — Gleich am ersten Abende durchgeht der Cardinal-Defan mit dem Cardinal-Camerlengo das ganze Conclave, u. untersucht, ob sich Alles in gehöriger Ordnung befindet; Tags darauf findet eine Musterung der Conclavisten, deren jeder Cardinal zwei bis drei im Conclave haben darf, statt. — Die Grundsätze, welche seit Alexander III. rückfichtlich der P. gelten, sind: 1) das Recht, den Papst zu wählen, steht, wie gesagt, ausschließlich den Cardinälen zu u. die Wahl kann regelmäßig nur auf einen Cardinal fallen; 2) die abwesenden Cardinäle werden nicht eigens zur Wahl berufen, noch dürfen sie Procuratoren aufstellen; 3) eine Censur zieht bei den Cardinälen den Verlust des Wahlrechtes nicht nach sich; 4) aus dem Conclave dürfen die Cardinäle nur nach geendigter Wahl zurückkehren; bloße Krankheit berechtigt zu einem frühern Austritte, so integra darf jedoch ein Wiedergenesener

wieder dahin zurückkehren, außerdem verliert er für diesmal sein actives Stimmrecht; 5) den anwesenden Cardinälen bleiben drei Tage zum Eintritt in das Conclave überlassen. Nach Ablauf derselben können die von ihnen schon in Rom Anwesenden nicht eintreten; die fremden angekommenen Cardinäle werden jedoch auch noch später eingelassen; 6) vor dem Eintritte in das Conclave muß jeder Cardinal beichten u., wenn er Cardinal-Priester ist, Messe lesen, oder das hl. Abendmahl empfangen; 7) jeder schriftliche oder mündliche Verkehr ist mit den im Conclave befindlichen Cardinälen untersagt u. die Speisen werden ihnen durch das Drehrad zugebracht; 8) wäre der Papst nach drei Tagen nicht gewählt, so sollen die Cardinäle an den fünf folgenden Tagen Mittags und am Abende nur eine Speise bekommen; wäre aber nach Ablauf dieser fünf Tage die Papstwahl noch nicht zu Stande gekommen, so sollen sie bis zur Beendigung der Wahl Nichts als Brod, Wein u. Wasser erhalten, was jedoch längst schon außer Übung gekommen ist. Auch beginnt jetzt erst die eigentliche Wahl am dritten Tage, nachdem Tags vorher der Cardinal-Defan die heilige Geist-Messe in der Sirtinischen Kapelle, sofern das Conclave im Vatikan gehalten wird, gelesen hat; 9) wenn unter den Cardinälen keine volle Einigkeit erzielt werden kann, so soll derjenige Papst seyn, welcher zwei Drittheile der Stimmen für sich hat; der letzte Drittheil soll sich entweder den Uebrigen anschließen, oder gar nicht beachtet werden. Regelmäßig geschieht die Wahl durch das Scrutinium, jedoch kann sie auch per compromissum oder per quasi inspirationem statt finden; die zweite Wahlart wird schon selten gebraucht, noch seltener aber ist dieß bei der dritten der Fall. Bei der Wahl durch Scrutinium muß solche so lange fortgesetzt werden, bis zwei Drittheile der Stimmen sich für Einen erklärt haben. Jedoch kann diese Anzahl von Stimmen auch durch den Beitritt (accessus) zu Stande gebracht werden. Dieß geschieht, wenn mehrere Cardinäle, welche für ein bestimmtes Individuum gestimmt haben, sich mit einem andern Theile vereinigen u. so die zwei Drittel herauskommen. — Das Scrutinium beginnt täglich auf ein von dem Ceremonienmeister gegebenes Glockenzeichen, wobei dieser durch das ganze Conclave ruft: *ad capellam Domini*, Morgens um 6 und Nachmittags um 2 Uhr. Auf dieses Glockenzeichen trägt einer der Conclavisten das Schreibzeug und der Andere hält den Mantel des Cardinals, während dieser in die Wahlkapelle geht. Morgens wird jedesmal von einem Geistlichen des Augustiner-Ordens entweder eine heilige Messe gelesen, oder ein Psalm abgesungen, worauf sich die Conclavisten entfernen müssen. Abends neun Uhr wird abermals mit der Glocke geläutet, zum Zeichen, daß sich die Cardinäle nun in ihre Zellen zurückbegeben sollen. — In der Mitte der Wahl-Kapelle steht ein großer Tisch, an dessen beiden unteren Enden zwei Behältnisse mit nicht überschriebenen Wahlzetteln sich befinden. Mitten auf dem Tische stehen zwei Kelche, in welche die geschriebenen Wahlzettel gelegt werden, u. neben denselben ein verschlossenes, oben mit einer kleinen Oeffnung versehenes Kästchen; dergleichen liegt daselbst ein Säckchen, in welches von dem jüngsten Cardinal-Diacon die Kugeln geworfen werden, auf denen die Namen aller Cardinäle aufgezeichnet sind. Hieraus werden 9 Kugeln gezogen u. so drei Scrutatoren, drei Revisoren u. drei Krankenpfleger durch das Loos gewählt. Die Scrutatoren haben ihren Platz an einem in der Mitte stehenden Tische u. werden von den Revisoren controllirt. Die Krankenpfleger schreiben die Stimmen derjenigen Cardinäle auf, welche dieß selbst Alters-Schwäche halber nicht zu thun vermögen. Die Einlegung der Wahlzettel wird nach dem Senium vorgenommen. Der älteste Cardinal geht daher zuerst an jenen Tisch, an dem die Scrutatoren sitzen, hin, nimmt einen Wahlzettel aus dem Becken, zeichnet den Namen desjenigen darauf, dem er seine Stimme gibt, legt denselben zusammen, besiegelt ihn, geht zum Altare, kniet sich nieder, betet leise, spricht laut die Worte: *Testor Christum Dominum, qui me iudicaturus est, eligere, quem secundum Deum iudico eligi debere, et quod in accessu praestabo*, legt hierauf den Wahlzettel in eine auf dem Tische befindliche Schüssel u. von dieser in den Kelch. Dasselbe thun dann

nach dem Senium die Cardinäle. Kann einer wegen Altersschwäche dieß nicht vornehmen, so hält ihm einer der Scrutatoren den Kelch vor. Sind alle Wahlzettel in dem Kelche beisammen, so werden solche nach vorgängiger Zählung in den andern Kelch gelegt. Ein Gleiches geschieht mit den in der Büchse befindlichen Zetteln; trifft die Zahl derselben mit der Zahl der anwesenden Cardinäle nicht überein, so werden die Wahlzettel verbrannt u. die Wahl acht von Neuem vor sich. Wird die Zahl als richtig befunden, so geschieht die Bekanntmachung der Stimmen auf folgende Weise: der erste Scrutator nimmt einen Zettel um den andern aus dem Kelche, öffnet solchen, liest leise für sich die darauf enthaltene Stimme, übergibt darnach selben dem zweiten Scrutator, der das Gleiche thut und dann den Zettel dem dritten Scrutator überreicht, welcher letztere den Namen des Gewählten laut abliest. Die übrigen Cardinäle aber tragen diesen Namen in die vor ihnen liegende Liste ein. Der dritte Scrutator nimmt hiernach den Zettel, durchsticht ihn da, wo das Wort *Eligo* steht, mit einer Nadel, durch welche ein feiner Faden gezogen ist, bindet beide Enden zusammen u. legt so einen Zettel um den andern in den Kelch. Hierauf durchsehen die Revisoren die Wahlzettel: wenn sie Alles richtig befunden haben, werden die Stimmen gezählt u. dann derjenige, welcher zwei Drittheile der Stimmen erhalten hat, als Papst ausgerufen. Hat des Morgens keiner diese Zahl von Stimmen erhalten, so kommt es am Nachmittage zur Aecesswahl, vor welcher, statt der heiligen Geistmesse, das *Veni Creator Spiritus* abgesungen wird. Ergibt sich nach vorgenommener Revision auch hier keine Stimmenmehrheit, d. h. hat auch bei dieser Wahl keiner der Cardinäle zwei Drittheile der Stimmen erhalten, so wird am nächsten Tage früh die Wahl von Neuem wieder angefangen. Die Wahlzettel werden übrigens jedesmal verbrannt.

— Die Dauer des Conclave läßt sich nicht im Voraus bestimmen. Theils das Zusammentreffen verschiedener äußerer Umstände, theils die Ansichten, in welche sich die Cardinäle theilen, können die Wahl in die Länge schieben. — Bei der Wahl selbst muß Stimmfreiheit herrschen. Die Cardinäle sollen daher keine Parteien machen u. sich weder durch einen Eid, noch durch ein sonstiges Versprechen in ihrer Wahlfreiheit beschränken lassen, sondern nur das Wohl der Kirche berücksichtigen. — Die ehemaligen deutschen Kaiser, jetzt Oesterreich, der spanische und französische Hof, haben sich schon seit dem Mittelalter, u. besonders in Folge der damaligen Unruhen u. Erismen, vorbehalten, jeder einem Cardinal die Exclusiva geben, d. h. gegen seine Wahl protektiren zu können. Dieß pflegt nun folgendermaßen zu geschehen: der Hof gibt einem Cardinal Vollmacht zu dieser Protection u. theilt ihm diejenigen Cardinäle mit, die er nicht gewählt wünscht, die der mit Vollmacht versehene Cardinal aber geheim zu halten sucht. Wenn nun in einem Scrutinium Wahrsch. einlichkeit vorhanden ist, daß ein auszuschließender Cardinal gewählt werden könne, d. h. wenn der bevollmächtigte Cardinal bei der Zählung der Stimmen gewahr wird, daß nur noch eine oder zwei Stimmen fehlen, um die kanonische Wahl zu konstituiren u. daß die folgenden Stimmen vielleicht noch im Kelche vorhanden seyn können, so erhebt er sich u. protektirt Namens des betreffenden Monarchen gegen die Wahl, worauf dann die anderen Stimmen nicht verlesen werden. Versäumt er es aber u. protektirt nicht, bevor die kanonische Stimmenzahl verlesen ist, so ist seine Protection ungültig. Nur einmal, d. h. nur gegen einen Cardinal kann ein Hof in einem Conclave protektiren, weshalb derjenige Cardinal, der die Vollmacht hat, mit seiner Protection vorsichtig seyn muß, daß er sie nicht zu frühzeitig gibt, für den Fall, daß sein Hof ihm noch andere Cardinäle bezeichnet hat, die ebenfalls elegibel seyn können u. die er ausgeschlossen zu wissen wünscht. — Während der Dauer des Conclave hält die Geistlichkeit von Rom alle Tage eine Prozession in die Peterskirche; dieselbe wird jedesmal vor dem Conclave vorbeigeführt. Sobald sie demselben sich naht, wird das *Veni Creator Spiritus* angestimmt u. bis zum Eintritte in die genannte Kirche gesungen, worauf die Messe *De spiritu sancto* folgt. Ebenso stellen die verschiedenen Bruderschaften Betstunden zur Erlebung eines würdigen

Kirchen-Oberhauptes an u. in mehren Kirchen hält man Betstunden vor ausgesetztem Hochwürdigsten. In gleicher Absicht werden auch in der ganzen katholischen Kirche, sobald das erfolgte Ableben des Papstes bekannt geworden ist, öffentliche Gebete angeordnet. — Sobald der Finger des heiligen Petrus, der nur an den höchsten Festen ausgesetzt zu werden pflegt, während des Conclave ausgesetzt wird, so ist dieß ein Zeichen, daß die P. bald beendigt ist u. man sieht ihrer Verkündigung entgegen. — Hat ein Cardinal in Folge vorausgegangener Untersuchung zwei Drittheile der Stimmen erhalten, so wird der Name des Neuwählten sogleich von den Scrutatoren ausgerufen. Diejenigen Cardinäle, die bisher im Conclave neben ihm saßen, rücken zur Bezeugung der Ehrfurcht von ihm hinweg. Auf ein vom jüngsten Cardinal-Diakon gegebenes Glockenzeichen versammeln sich die Ceremonienmeister u. Sekretäre in der Wahlkapelle. Gleich darauf nähern sich dem Neugewählten der Cardinal-Dekan, der älteste Cardinal-Priester u. der älteste Cardinal-Diakon u. ersuchen ihn um die Annahme der vollzogenen Wahl mit den Worten: „Acceptasno electionem de te canonice factam in summum Pontificem“? hierauf kniet sich der Erwählte nieder, betet leise zu Gott u. flehet den Beistand des heiligen Geistes an, steht dann auf, gibt seine Einwilligung in die Wahl und zugleich den Namen an, welchen er als Papst führen will. Ueber diesen Akt faßt nun der Ober-Ceremonienmeister ein Instrument ab, welches er dem versammelten Cardinal-Collegium laut vorliest, worauf solches ein Sekretär und zwei Unter-Ceremonienmeister unterzeichnen. — Nach diesem Akte nehmen die zwei ältesten Cardinal-Diakonen den neuen Papst in ihre Mitte u. führen ihn zum Altare hin, wo dieser leise ein kurzes Gebet verrichtet. Von da gehen sie mit demselben in die Sakristei, wo dieser mit Hülfe seiner Conclavisten u. der Ceremonienmeister seinen Cardinals-Anzug ablegt und sich den päpstlichen Ornat anthun läßt. — Nach der Ankleidung wird der heil. Vater von denselben Cardinal-Diakonen vor den Altar in der Wahl-Kapelle geführt, wo sich solcher auf den in Bereitschaft stehenden Sessel niederläßt. Hier empfängt der neue Papst die erste Huldigung (adoratio) der Cardinäle, mittelst des Handkusses u. der zweimaligen Umarmung. Hierauf steckt der Cardinal-Camerlengo den Fischerring an den Finger, welchen sodann der Neuwählte dem Oberceremonienmeister übergibt, um den von ihm gewählten päpstlichen Namen darin eingraben zu lassen. Nach eingeholter Bewilligung Sr. päpstlichen Heiligkeit, die vollzogene u. angenommene Wahl öffentlich bekannt machen zu dürfen, begibt sich der erste Cardinal-Diakon in Begleitung eines Ceremonienmeisters, welcher das päpstliche Kreuz trägt, und der päpstlichen Kammermusik und Sänger, welche das *Ecce sacerdos magnus* anstimmen, auf den großen Balkon über dem Portal des Vatikans oder Quirinals, dessen Eingang bereits geöffnet ist, und verkündigt von da aus, das Cardinalbaret auf dem Kopfe tragend, mit lauter Stimme die erfolgte Wahl des neuen Papstes unter folgendem Zuruß: *Annuntio vobis gaudium magnum; Papam habemus Eminentissimum ac Reverendissimum Dominum, qui sibi imposuit nomen N. N.* Hierauf werden alle Kanonen auf der Engelsburg abgeeuert u. alle Glocken der Stadt geläutet. — Während dessen empfängt der neue Papst im Conclave den Commando-Stab von dem Gouverneur Roms, welchen er diesem sogleich wieder zurückgibt u. denselben dann nebst den übrigen Conclavisten zum Fußkusse läßt. Mittlerweile werden die Anstalten zur öffentlichen Huldigung getroffen. Ist Alles in Ordnung, so verfügt sich der heil. Vater in feierlichem Zuge in die Sixtinsche Kapelle, läßt sich dort, nach einem kurzen Gebete, auf die zubereitete Tafel setzen u. empfängt die zweite Adoration durch den Kuß des Fußes u. der mit dem Saume des Pluvials bedeckten Hand, so wie auch die Umarmung stattfindet. Nach diesem Akte verfügt sich Se. päpstliche Heiligkeit in feierlicher Begleitung, auf einem Tragsessel getragen, in die Peterskirche; während der Prozession dahin wird von den Sängern der päpstlichen Kapelle das *Ecce sacerdos magnus* gesungen. In der Basilika steigt der heilige Vater beim Altar des allerheiligsten Sacramentes vom Tragsessel herab. Nach

einem kurzen Gebete empfängt derselbe die Mitra von dem Cardinal=Defan u. wird dann auf einem Tragsessel zu demselben Altare hingetragen. Nachdem er da abermals ein Gebet verrichtet hat, läßt er sich auf einen zubereiteten Tisch setzen. Der Cardinal=Defan stimmt hienach mit den päpstlichen Sängern den ambrosianischen Lobgesang an, während dessen die dritte u. zwar öffentliche Huldigung vor sich geht. Nach geendigter Aboration intonirt der Cardinal=Defan verschiedene vorgeschriebene Antiphonen u. Orationen, wonach der Papst von der Stufe des Altars aus den apostolischen Segen über das versammelte Volk ertheilt. Nach vollzogener Wahl pflegt der neue Papst diese den regierenden Fürsten anzuzeigen; auch werden hierüber Schreiben an alle Erzbischöfe u. Bischöfe erlassen, welche mit landesherrlicher Zustimmung allgemeine Dankfeste für die glücklich vollzogene Wahl in ihren Sprengeln abhalten lassen, dem Papste selbst aber schriftlich ihre Glückwünsche übersenden.

Papuaß (Papua, Australneger, Samangi), ein Menschenstamm auf verschiedenen Inseln (Neu=Guinea bis zu den neuseeländischen Inseln) und dem Festlande Australiens, hat wolliges Haar, vorspringende Kinnladen, wulstige Lippen, dünne u. lange Arme u. Beine u. schwarze Haut, steht auf niedriger Stufe der Kultur, ohne gesellschaftliche oder staatliche Verbindung, ist aber, wie es scheint, nicht ganz ohne religiöse Begriffe, redet verschiedene Dialekte oder sogar Sprachen, die alle arm an Worten sind. Die P. sind wahrscheinlich ursprüngliche Einwohner des Australcontinents u. wohl auch der südasiatischen Inseln, lieben Jagd u. Kampf, scheuen aber die Verbindung mit anderen Völkern und dürften darum bald aussterben. Die Aetas, Negrillos de Monte, Ingoloben, Ngurroten, Tinschanen u., die zum Theile auf den philippinischen Inseln wohnen, sind P.

Papyrographie nennt man die von Sennefelders gemachte Erfindung, sich beim Steindruck statt der Steinplatten eines starken Papiers zu bedienen, welches mit einer thonkalkartigen Masse überzogen ist (vergl. Steindruck). In neuester Zeit wird P. auch eine Pariser Erfindung genannt, Zeichnungen mit Leichtigkeit auf Holz, Bappendeckel, Papier, auf Stoffe aller Art, Glas u. Alabaster zu übertragen, indem man sie auf der Rückseite nur mit Wasser befeuchtet. — Dieselbe Benennung, in diesem Falle durch Papierdruck, Papierplattendruck, zu übersetzen, führt eine von Manne in Frankreich 1841 gemachte Erfindung, gravirte Metallplatten u. Holschnitte zu ersetzen, überhaupt eine Vielfältigung von Schriften u. Zeichnungen auf Papier zu bewirken. Selbst in Gips, Schwefel, Wachs u. in Leim kann man die Papiermodelle abdrucken, ohne sie, außer bei einer ungeschickten Operation, zu verderben. — Was von der Anwendung dieses Verfahrens auf verschiedene Industrie= u. Kunstzweige zu erwarten ist, wird die Folgezeit lehren.

Papyrus, s. Papier.

Para, eine Provinz in Brasilien, das untere u. mittlere Gebiet des Maranon bis zum Tavari umfassend, mit 10,523 □ Meilen u. 150,000 Einwohnern, gränzt gegen Norden an das französische, holländische u. englische Guyana, gegen Westen an die Provinz Rio=Negro u. Peru, wo der Madeira bis zur Mündung in den Amazonas=Strom die Gränze bildet, gegen Süden an die Provinz Matto=Grosso, gegen Osten an den nördlichen Theil der Provinz Goyaz u. dann bis zum Ocean an die Provinz Maranhão, wo der Turivassu bis zur Mündung in den Ocean die Gränze bildet. Das Land ist nur im Norden u. etwas im Südosten gebirgig u. von den vielen Zuflüssen des Amazonasstromes bewässert; das Klima ist heiß. Die Produkte sind: Reis, Manioc, Hirse, Hülsenfrüchte, Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle, Indigo, Früchte, ausgenommen die Feige, welche so wenig, als der Wein gedeiht, Salappe, Ipecacuanha, Ingwer, Sarsaparille, Vanille, Farbeholz u. andere Holzarten; Rindvieh, wilde Thiere, Papageien, Kolibri's u. viele Wasservögel. Die Naturprodukte bringet der Handel zur Ausfuhr. — Die Hauptstadt P., mit 26,000 Einwohnern, ist Sitz eines Bischofs, hat viele

Kirchen u. Klöster, einen Palast des Gouverneurs, ein Collegium, botanischen Garten, Hospital, Arsenal u. einen sicheren Hafen, in welchem die Fluth 11 Fuß hoch steigt, u. der allein in dieser Gegend von Brasilien dem fremden Handel geöffnet ist.

Para (Parasi, Medino), eine Rechnungs- und Silberscheidemünze in der europäischen und asiatischen Türkei, Aegypten und den Barbarenstaaten.

Parabase (griechisch), Uebergang, Ursprung, ist nach der Erklärung des aristophanischen Scholiasten in dem griechischen Drama die Anrede des Volkes durch den Dichter. Sie geschah in der Person des Chorsführers u. stand mit dem Drama selbst in keinem Zusammenhange. Aristophanes spricht in seinen P.n sich öfter über Tagesbegebenheiten aus, ertheilt dem Volke guten Rath, bekämpft seine Gegner u. Nebenbuhler in der Kunst u. gibt auch wohl seine eigene Person Preis. Solger (nachgelassene Schriften, Bd. II. S. 535) legt der P. die Bedeutung bei, daß sie in spielender Bewegung selbst über die Illusion hinauspringe, während sie zugleich damit ihren Sinn bezeichne. Diese P.n wurden gewöhnlich in sieben Theile geschieden, deren erster aus Anapästien bestand und zuweilen auch diesen Namen führte; die beiden folgenden, aus freieren Versarten bestehend, waren Epirrhema u. Antepirrhema, dann Ode, Antode (Strophe Antistrophe), Makron u. Kommatien, sämmtliche Iyrisch. Indes ist es in Beziehung auf die P.n eine richtige Bemerkung, daß für dieses freie Heraustreten der dichterischen Subjektivität die Tragödie einen weit beschränkteren Spielraum gestattet, als die Komödie, deren Princip überhaupt schon die Zufälligkeit u. Willkür des Subjektiven ist. Endlich heißt P. eine Anrede an das Publikum überhaupt, mag der Inhalt politisch seyn, oder nicht.

Parabel (griechisch), Gleichniß, Gleichnißrede; in der Poesie sowohl, wie im prosaischen Vortrage ein ausgeführtes Bild, durch welches beispieles- oder erläuterungsweise in kurzer erzählender Schilderung theils eine Idee, Wahrheit oder Lehre, theils auch ein einzelner Gegenstand oder Vorfall anschaulich gemacht wird. Als Erfordernisse einer P. sind folgende bestimmt: Das Urbild der P. muß beibehalten werden, denn sie entsteht nur aus einem völlig durchgeführten Gleichniß (Gleichnißrede), wodurch sie sich, beiläufig gesagt, von der Allegorie unterscheidet. Diese bildliche Durchführung muß eine verständliche u. selbstständige Darstellung geben u. der Stoff nicht erdichtet, sondern aus der Wirklichkeit entlehnt, wahrscheinlich, oder doch möglich seyn. Der Ausdruck endlich soll sich natürlich, ungekünstelt u. einfach darstellen. Die Hauptsache bei der P. ist jedoch, daß sie nicht, wie die Fabel, die Vorfälle u. Begebenheiten der Natur- u. Thierwelt entnimmt, sondern sie in dem als bekannt vor Augen liegenden menschlichen Thun u. Treiben aufsucht u. den einzelnen, in seiner Besondernheit geringfügig erscheinenden, Fall durch Hinweisung auf eine höhere umfassende Bedeutung zu einem allgemeinen Interesse steigert u. erweitert. Von einer solchen Allgemeinheit und vom tiefsten Interesse sind denn auch die in den heiligen Evangelien enthaltenen P.n, deren Bedeutung überall eine religiöse Lehre ist, zu deren Veranschaulichung die menschlichen Vorfällenheiten, in welchen sie dargestellt ist, sich etwa verhalten, wie in der äsopischen Fabel das Thierische zu dem Menschlichen, das dessen Sinn ausmacht. Hieraus folgt von selbst, daß die P. durch einen ruhigen Gemüths- zustand bedingt wird, und daher eigentlich nur der didaktischen Poesie und dem Lehrvortrage angehört. Die trefflichsten P.n lieferte der Orient; unter den Deutschen, nebst Lessing, Herder u. Krummacher.

Parabel heißt in der Mathematik einer der sogenannten Kegelschnitte. Derselbe entsteht, wenn man einen senkrechten Kegel parallel zu einer Seite desselben mit einer Ebene schneidet. Den Punkt der Seitenlinie, in welche diese P., welche man die apollonische nennt, von der Ebene geschnitten wird, nennt man den Scheitel. Die gerade Linie, welche durch den Scheitel u. überdies mitten durch die Fläche der P. geht, wird die Achse der P.; die darauf gezogenen senkrechten, unter sich parallelen Linien, durch welche die Abstände der einzelnen Punkte der

P. von der Achse bestimmt werden, erhalten die Benennung Ordinaten, und der Abstand desjenigen Punktes der Achse, in welchem die Ordinate die Achse schneidet, vom Scheitel der P. heißt die Abscisse; die beiden Seiten der Curve aber, welche vom Scheitel an zu beiden Seiten der Achse bis an die Grundfläche des Kegels sich erstrecken, werden die Schenkel der P. genannt. — Man hält die P. für die Kugelbahn eines Projektils. Durch die Kraft des entzündeten Pulvers nämlich wird eine Kugel in der Richtung der Seelenachse aus dem Rohre getrieben. So wie sie nun das Rohr verlassen hat, wirkt diese ursprüngliche Pulverkraft noch auf dieselbe u. sucht sie in ihrer erhaltenen geradlinigen Richtung fortzubewegen; allein sowohl durch die eigene Schwere, als durch die Anziehungskraft der Erde fñhlt das Projektil sich auch bestimmt, dieser gegen den Mittelpunkt der Erde wirkenden Richtung fortwährend etwas zu folgen: es entsteht also durch diese zwei einander entgegen wirkenden Kräfte eine krumme Linie, welche ein P. ist, deren Beschaffenheit von der Neigung des Rohrs gegen den Horizont, von der Kraft u. Menge des Pulvers u. anderen zufälligen Ursachen abhängt. Ist das Rohr bei dem Kernschusse horizontal gerichtet, dann ist der Scheitel der P. ober der Bahn des Projektils nahe an der Mündung des Rohrs; ist das Rohr gegen den Horizont geneigt, so befindet sich der Scheitel der P. beinahe dort, wo das Projektil den halben Weg bis zum Ziele zurückgelegt hat. Ist die Mündung des Rohrs über den Horizont erhoben, dann befindet sich der Scheitel der P. ziemlich nahe an dem Ziele. Der weiteste Schuß findet statt, wenn das Geschütz mit dem Horizonte einen Winkel von $42-54^\circ$ macht u. auf diesem Gefahrungssatze beruht das Werfen der Bomben.

Parabolischer Spiegel heißt ein Hohlspiegel, entweder aus Glas oder Metall, dessen hohle Fläche ein Stück eines Paraboloids (s. d.) ist. Man bedient sich solcher Spiegel nicht bloß allein als Brennspiegel, sondern auch in Teleskopen, weil sie vermöge ihrer Struktur ein vollkommen genaues Bild entfernter Gegenstände liefern. Vergleiche Optik.

Paraboloid ist ein Körper, welcher durch die Umdrehung der Parabel um ihre Achse entsteht. — Ferner der paraboloidische Asterkegel der Figur bei Aushöhlungen oder Trichtern der Minen.

Parabrahma, gleichbedeutend mit Brahma (s. d.).

Paracelsus, Philippus Aureolus Theophrastus P. Bombastus von Hohenheim, geboren 1493 in der Nähe von Maria-Einsiedeln in der Schweiz, Sohn eines Arztes, der aus altem adeligem Geschlechte in Schwaben stammte, zog 1502 mit seinen Eltern nach Willach in Kärnten, woselbst sein Vater bis zu seinem Lebensende, 1534, als Arzt thätig war. P. erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, der ihn auch die Anfangsgründe der Alchymie u. Heilkunde lehrte; später bildete er sich unter verschiedenen Klostergeistlichen, kam 1509 auf die Universität Basel, woselbst ihm aber die Lehre nicht gefiel, daher er sich zu dem in der Alchymie berühmten Johannes Trithemius, Abt zu Spenheim, u. später in das Laboratorium des reichen Sigmund von Fugger zu Schwaz in Tirol begab. P. unternahm nun weite Reisen durch einen großen Theil von Europa u. angeblich auch nach Asien u. Afrika, auf welchen er theils die berühmtesten Universitäten besuchte, theils als Arzt in den Kriegsheeren diente, theils seine metallurgischen, naturhistorischen u. ärztlichen Kenntnisse erweiterte, indem er ganz besonders aus dem Umgange mit dem Volke, selbst aus dem mit Hirten, Scharführern u. Bortheil zu ziehen wußte. Nach 10jährigen Reisen kehrte P. nach Deutschland zurück u. ließ sich 1525 als praktischer Arzt in Basel nieder; 1527 wurde er Professor an der dortigen Universität u. eröffnete seine Vorlesungen, die er in deutscher Sprache hielt, mit der feierlichen Verbrennung des Avicenna. Bald aber erregten seine Lehren, sowie sein ausgebreiteter ärztlicher Ruf u. sein Anfechten gegen die Mißbräuche der Apotheker die Mißgunst u. den Haß seiner Fachgenossen, u. in Folge eines Streites wegen Nichtbezahlung vorher bedungenen ärztlichen Honorars sah sich P. 1529 genöthigt, Basel wieder zu verlassen. Er

zog nun auf's Neue umstät in Deutschland umher, bald da, bald dort sich kurze Zeit aufhaltend, wie sich aus den Titeln u. Vorreden seiner zahlreichen zu verschiedenen Zeiten u. an verschiedenen Orten gedruckten Werke ergibt. 1541 kam er nach Salzburg wahrscheinlich berufen durch den damaligen Fürst Erzbischof Ernst von Bayern; aber noch im selben Jahre den 24. Sept. starb er nach kurzem Krankenlager, angeblich auf merckelmörderische Weise, indem er auf Anstiften seiner Feinde von einer Höhe herabgestürzt wurde. Er liegt begraben auf dem Kirchhofe zu St. Sebastian in Salzburg, wo noch sein Denkmal zu sehen ist. — P. hat sich bleibende Verdienste um die Heilkunde erworben, indem er deren Reformator wurde, sie aus den Fesseln des Autoritäts-Glaubens befreite u. sie auf Beobachtung der Thatfachen gründete. Ihm war die Natur Alles, Nichts dagegen die Menschenfagung, während vor seiner Zeit alles heilkundige Wissen aus den Schriften der Alten, namentlich des Galen, geschöpft werden wollte, so daß der Unterricht in der Heilkunde an den Universitäten nur von u. über die Schriften der Alten handelte, während P. zuerst diese Lehrweise verwarf u. nach eigener Erfahrung lehrte. Ihm galt die Erfahrung über Alles u. er war seit Jahrhunderten der Erste, der wieder darauf hinwies, daß die Heilkunde eine Erfahrungswissenschaft sei u. als solche behandelt werden müsse, wenn sie gefördert werden solle. — P. ist vielfach verkannt u. gelästert worden: von seinen Zeitgenossen als Neuerer, — von seinen Schülern, weil sie ihre Rechnung nicht bei ihm fanden, da sie glaubten, er besitze den Stein der Weisen, — von Neueren endlich, welche ihm, der allerdings nicht fehlerfrei war, die aus den Sitten seines Zeitalters, sowie aus seinem unstäten Wanderleben hervorgehenden, Fehler zu hoch anrechneten. — Vergl. Th. A. Kirner u. Th. Söber „Leben u. Lehrmeinungen berühmter Physiker,“ Sulzbach 1819, I. Hest. — M. B. Lessing „Paracelsus, sein Leben u. Denken,“ Berlin 1839.

E. Buchner.

Paracentese ist eine Operation, bei welcher vermittelt eines Stiches (seltener Schnittes) krankhafte Feuchtigkeiten aus einer inneren Höhle entleert werden. Am gewöhnlichsten ist sie bei der Bauchwassersucht, wo die Entleerung durch einen Troicar geschieht.

Paradies. Dieses, aus dem Persischen abstammende, von da in die griechische Sprache übergegangene u. dem hebräischen Eden entsprechende Wort bezeichnet zunächst eine schöne anmuthige Gegend, u. namentlich wird darunter jene verstanden, welche Gott dem ersten Menschenpaare zum Wohnplatze anwies u. wo selbiges in schuldloser Ruhe und im Ueberflusse lebte, gleichsam als Könige der Schöpfung; von Gott selbst erzogen wurde, Ihn sah u. hörte, bis beide durch den Sündenfall daraus entfernt wurden. Nach der Beschreibung der hl. Schrift lag das Paradies zwischen den vier Flüssen Phison, Gehon, Tigris u. Euphrat, was auf die Gegend bei Damascus, oder fast noch wahrscheinlicher auf Armenien schließen ließe. Die beiden Flüsse Tigris u. Euphrat bieten für die Bestimmung der Lage des P. keine Schwierigkeit, wohl aber die beiden anderen, der Phison u. Gehon. Der Phison wird für den solchischen Phasis gehalten, welcher im Kaukasus entspringt u. durch das goldreiche Kolchis (Hevialath?) in's schwarze Meer fließt. Der Gehon wird für den Drus angesehen, der in Tibet entspringt und in einigen Armen in's kaspische Meer sich ergießt, wahrscheinlicher für den südlichen Phasis oder Araxes (von Anderen für den Phison genommen), der nördlich von den Quellen des Euphrat und des Tigris laufend, östlich in's kaspische Meer mündet. Wenn man nun aber annähme, daß nach der wahrscheinlichsten Vorstellung der Hebräer Eden wohl im Mittelpunkt des Erdkreises gewesen sei, aus welchem, den vier Himmelsgegenden entsprechend, vier Weltströme aus gemeinschaftlicher Quelle sich ergossen, so möchte dieser Mittelpunkt wohl in Mittelasien, wo der große Gebirgszug liegt, welcher Asien von Westen nach Osten durchschneidet, zu suchen seyn; also in Armenien u. in den Ländern des Kaukasus, wo die bekannten Ströme Euphrat u. Tigris entspringen. Wenn nun ferner der Phison u. der Gehon zwei Ströme

bezeichnen sollen, die eine, von den obigen beiden weit entlegne, Bahn haben, wie aus den Ausdrücken hervorzugehen scheint, daß sie ganze Länder umfließen, so könnte man für den Phison den Indus annehmen, der aus dem Lande der köstlichen Erzeugnisse kam (Indien) u. das Land Hevilath umfloß, nämlich: die Strecken über die bekannten Nachbarländer Balähina's in südöstlicher Richtung. Für den Gehon könnte der Nil gelten, nämlich der obere Theil desselben, so weit er in Aethiopien (Kusch) fließt. So viel über die Hypothesen; die heiligen Väter lehren überdies, daß die Lage des irdischen P. es für die Menschen nicht mehr zu ergründen sei. — P. nannten die Juden auch den Aufenthalt der Frommen nach dem Tode, den Zustand der Seligkeit, u. diesen Ausdruck behielt selbst Jesus u. der hl. Apostel Paulus bei, obgleich der christlichen Lehre alle Vorstellungen von einem irdischen P. fremd sind und der paradiesische Zustand der Gerechten nach dem Tode darein gesetzt wird, daß sie zur Gemeinschaft mit ihrem Erlöser und allen verklärten, seligen Geistern und damit zur eigenen höheren Vollendung gelangen.

Paradiesapfel, s. Adamsapfel.

Paradiesvogel (Paradisea), Gattung der krähenartigen Vögel, mit starkem, messerförmigem, vorn etwas gebogenem Schnabel, befiederten Naselöchern, seidnartig glänzendem, an den Seiten flaumigem, zerfasertem, bei den Männchen prächtigem Gefieder u. mehren bedeutend verlängerten Schwanzfedern, welche den Weibchen fehlen. Ihr Vaterland sind die Molukken, Nord-Guinea, Nord-Holland ic., wo sie von Früchten u. Insekten leben. Die Männchen dienen als Koppsuß u. werden mit abgeschnittenen Füßen versendet. Arten: 1) der große P. (P. apoda), braungrün mit goldener Kehle u. 2 verlängerten Schwanzfedern, ist von der Größe einer Drossel u. wohnt auf Nord-Guinea u. den Molukken. — 2) Der kleine P. (P. papuana), auf Nord-Guinea, braun, mit metallgrüner Kehle, rothbrauner Brust u. weißen Seitenfedern. — 3) Der Königs-P. (P. regia), auf Nord-Guinea, von der Größe einer Lerche, rothbraun mit smaragdgrünem Querstreif auf der Brust u. dergl. Seitenfedern; 2 Bürzelsfedern. — 4) Der Gold-P. (P. aurea), auf Nord-Guinea, von der Größe einer Tureltaube, schwärzlich, Hals goldgrün, ohne Bürzelsfedern. — 5) Der schwarze P. (P. nigra s. superba), auf Nord-Guinea, schwärzlich, Kehle purpurglänzend, Nackenfedern mantelartig abstehend.

Paradigma, deutsch: Muster, Beispiel; namentlich in der Grammatik ein zur Veranschaulichung u. Einübung beim Erlernen einer Sprache vordefinitirtes oder vorconjugirtes Wort.

Paradox (griech.), was der gewöhnlichen Meinung oder Ansicht entgegen ist, daher unerwartet, seltsam, im Gebiete der Wissenschaft, wie der Kunst. — **Paradoxon**, in der Rhetorik eine Figur, die beim anscheinlichen Widerspruche dennoch eine Wahrheit enthält, wie jener bekannte Ausspruch, „daß alle Weise reich sind.“

Paränese (παράνεις), Ermahnung, Erinnerung, Vorschrift, dann eine Ermahnungsrede selbst und deren Nutzenanwendung. — **Paränetisch**, erbaulich, ermahnend.

Paragoge (griech.), eine sprachliche Figur, wodurch ein Wort durch Hinzufügung eines Buchstabens oder einer Sylbe am Ende verlängert wird; z. B. nunmehr, statt nunmehr, mittier statt mitti u. s. w. — In der alten Musik das einer Cadenz (jedoch nicht vom Componisten) Angehängte.

Paragraph oder **Paragraphie** (griech.), wörtlich: das Nebengeschriebene, eine Nebenbemerkung, war ein Zeichen, dessen sich die alten Grammatiker u. Kritiker entweder zur Interpunction, oder zur Andeutung interpolirter Stellen in den Classikern, bedienten. Später bezeichnete man damit in wissenschaftlichen Werken die kleineren Abschnitte Behufs der leichteren Uebersicht u. Auffindung, u. wählte hiefür das Zeichen (§). — Dann heißt P. auch eine rhetorische Figur, vermöge welcher das Gesagte, um einen Uebergang zu bilden, kurz wiederholt

wird. Nach Eustathius tritt ein solcher Uebergang ein zwischen einer beendigten u. wieder anfangenden Periode oder Rede.

Paraguay, ein Freistaat im Innern von Südamerika, zwischen Brasilien, den La-Plata-Staaten u. Bolivia, im Osten von den Flüssen Yaguary u. Mbotetey, im Westen vom Paraguay, im Süden von Parana begrenzt, eine nach Süden u. Westen sehr langsam abhängige, zum Theil, besonders im Süden, ganz horizontale Ebene von 3600 Meilen, welche theils kleine Hügel in sich schließt, theils nach Osten bis Norden in eine Kette von Anhöhen (Cordillera de Maracayu mit höchstens 1000 Fuß Höhe) aufsteigt, sich dann ganz verflacht u. zuletzt in völlige Sumpfläachen (Erstero) übergeht, von denen die Erstero do Bellaco u. Neembucu, beide am Parana, die bedeutendsten sind. In flachen Thalwegen strömt dem Paraguay, welcher bei seegleicher Ausbreitung oft Inseln (so Isla de los Drejones) umschließt, besonders der Taguary u. Mbotetey zu. Er vereinigt sich unter 17° 26' Breite mit dem Parana, welcher in den Gebirgen der brasilianischen Provinz Goyaz entspringt, die Bergkette von Maracayu durchbricht (Salto grande del Parana) u., bei außerordentlicher Tiefe u. einer Breite zuletzt fast von 1 Meile, eine ungeheure Wassermenge fortwälzt. Ihm fließen der Yaguary, Amambay, Gatemy, Acaray u. Monday zu. Eine Menge Seen u. Sümpfe bedecken, zum Theil nur periodisch, das Land, wie die Laguna de Ybera. Im Januar u. April schwellen die Hauptströme schnell u. außerordentlich an, so daß die Ufergegenden oft Hunderte von Meilen übersfluthet werden. Das Klima ist durchaus tropisch u. während 9 Monaten sinkt die Wärme selten unter 20°, steigt aber wohl bis auf 30° R. und fällt selbst im Winter des Nachts nicht unter 8°. Die Temperatur ist stets von den Winden abhängig, welche vom Norden fast unerträgliche Hitze, von Süd-Osten u. Süd-Westen Frische bringen. Die Pflanzen- u. Thierwelt ist reichhaltig u. der in Brasilien fast gleich. Der Ackerbau beschränkt sich nur auf tropische Gewächse, besonders Mais, süße Yuca, Mani (Arachis), süße Bataten u. c.; Tabak, Baumwolle, Zucker, Vanille, Balsame, Khabarber und das Mattekraut (Paraguaythce) werden im Ueberfluß gewonnen. Die Menge der Säugethiere, Vögel, Amphibien (Krokodile, Schlangen), Fische u. Insekten ist äußerst bedeutend. Wilde Bienen liefern eine erstaunliche Menge Wachs. Rindvieh, treffliche Pferde, gesuchte Maulesel werden in Herden gezogen. Die Zahl der Einwohner, Kreolen, Mestizen, Indianer, wird auf 600,000 angegeben. — P. war früher ein Theil des spanischen Vicekönigreichs Buenos-Ayres und wurde namentlich von den Jesuiten colonisirt, welche sich schon 1556 hier niederließen und zu Anfang des 18. Jahrhunderts bereits einen förmlichen Staat gegründet hatten. Einigemale versuchten es zwar die spanischen Statthalter, die seit 1620, wo P. von Buenos-Ayres getrennt wurde, hier residirten, sie zu beschränken, namentlich ihnen ihre Handels-Monopole zu entreißen, richteten aber Nichts gegen die Jesuiten aus, bis endlich in Folge des zwischen Spanien und Portugal 1752 geschlossenen Vertrages, durch welchen sieben Missionen an Portugal abgetreten werden sollten, die Jesuiten 1756 von den vereinten Portugiesen u. Spaniern geschlagen u. vertrieben u. das Land zwischen letzteren getheilt wurde. Dasselbe hatte sich jedoch unter jesuitischer Herrschaft glücklicher befunden; die 7 abgetretenen Missionen hatten 1768 30,000, 1821 nur 8000 Seelen. P. wurde 1778 zur spanischen Provinz la Plata geschlagen, einschließlich der Banda Oriental mit Monte Video (jetzt eigener Staat); seit 1801 wurde die Provinz der Missionen an Brasilien abgetreten. Bei der allgemeinen Losreißung Süd-Amerika's von Spanien (1808) ward der spanische Gouverneur vertrieben und ohne besondere Ursache die Unabhängigkeit 1811 erklärt. Als Mitglied der Junta machte sich schon damals Dr. Francia (s. d.) bemerklich, dessen Herrschbegierde es gelang, 1814 die Dictatormürde zu erhalten. In der Weise eines asiatischen Despoten behauptete er sich durch Strenge u. dadurch, daß er alle Verbindungen mit dem Auslande abbrach, bis zu seinem Tode 1840. Die Consularregierung, die ihm folgte, ging von dem Absperrungssystem ab, schloß mit dem La Plata-Staate

Corrientes 1841 einen Handelsvertrag u. gab ein Donanengesetz (1842), wornach zugleich die Flußhäfen La Villa del Pilar u. Itapua zur Ein- u. Ausfuhr legalisirt wurden. Der durch eine Revolution an die Spitze gehobene neue Präsident Lopez öffnete 1844 seine Häfen dem europäischen Handel, wenn dieß unter argentinischer Flagge geschehe. Vgl. Rengger: Reisen 2c. 2c. (Deutsch, Marau 1835). „Francia's Reign of Terror“ (Deutsch, Quechlinurg 1839); Celliez, „Hist. du P.“ (2 Bde., Paris 1841.)

Paraklet, d. h. Beistand, Helfer, heißt im neuen Testamente der heilige Geist, als der von Christus nach seinem Weggange den Aposteln versessene, damit er sie in dem Bekenntniß seiner Lehre erhalte u. in der Ausbreitung derselben leite und kräftige, u. damit er sie, wenn Er selbst nicht mehr bei ihnen wäre, in alle Wahrheit führe u. unter dessen Leitung u. Eingebung sie alles das finden sollten, was er ihnen bei seinem eigenen Umgange mit ihnen noch nicht gesagt.

Paralipomena, s. Chronik.

Paralipsis (griech.), Uebergang; eine rhetorische Figur, womit man etwas übergehen zu wollen vorgibt, dessen man gleichwohl Erwähnung thut; z. B. „ich will ihm nicht nachrühmen, daß Künste u. Wissenschaften einen warmen Beschützer an ihm fanden“ 2c.

Parallaxe, wörtlich: Verschiebung, Verrückung, nennt man die, durch eine Winkelgröße ausgedrückte, verschiedene Lage der beiden scheinbaren Orte eines u. desselben Gegenstandes, der von zwei Standpunkten aus betrachtet wird. In der Astronomie besonders ist sehr häufig von der P. die Rede u. man versteht darunter im weitesten Sinne den Unterschied oder die Entfernung zweier optischen Orte eines Gegenstandes, welcher aus 2 verschiedenen Standpunkten betrachtet wird. Der Ausdruck optischer Ort kommt ebenfalls in der Astronomie häufig vor u. bedeutet den Punkt einer Fläche, der dem Auge eines Beobachters verdeckt wird durch einen leuchtenden Punkt, welcher sich zwischen der Fläche u. dem Beobachter befindet. Behält die Fläche u. der leuchtende Punkt einerlei Lage, verändert aber der Beobachter seine Stelle, doch so, daß der leuchtende Punkt noch immer zwischen ihm u. der Fläche bleibt, so verrückt sich auch der optische Ort, d. h. der Punkt der Fläche, welcher dem Auge durch den leuchtenden Punkt verdeckt wird. Von dem Punkt der Fläche, der dem Auge bei seinem ersten Stande verdeckt war, läßt sich nun bis zu dem zweiten, der ihm nach der Veränderung seines Orts durch den leuchtenden Punkt verdeckt wurde, also von einem optischen Orte zum andern, eine Linie auf der Fläche ziehen, u. diese Linie, oder vielmehr die Entfernung, durch welche sie geht, ist die P. — In der Astronomie ist die P. von größter Wichtigkeit, weil nur dann die Entfernungen der Himmelskörper von der Erde richtig berechnet werden können, wenn die P. genau genug bestimmt ist. Man setze 2 auf der Erdoberfläche in einer bestimmten Entfernung von einander liegende Orte, aus welchen ein Stern am Himmel auf einmal oder zu gleicher Zeit gesehen werden kann, so würde für jeden dieser beiden Orte der Stern einen Punkt am Himmel bedecken, welches die optischen Orte sind, und die Entfernung zwischen beiden Punkten würde die P. des Gestirns seyn. Um nun aber für alle Orte der Erde einen festen Punkt zu haben, so stellt sich der Astronom vor, daß er den Stern aus dem Mittelpunkte der Erde betrachte und nennt den Ort, wo der Stern von hier aus am Himmel gesehen werden muß, den wahren, jeden andern aber, an welchem der Stern von irgend einem Orte auf der Erdoberfläche gesehen wird, den scheinbaren Ort. Der Unterschied zwischen einem scheinbaren u. dem wahren Orte ist die P. — Die Astronomen bedienen sich verschiedener Mittel, die P. eines Himmelskörpers zu finden, deren Erörterung hier zu weit führen würde. Zur Bestimmung der Sonnen-P. dienen die Durchgänge der Venus durch die Sonnenscheibe sehr gut. Wenn die P. einmal bestimmt ist, so läßt sich daraus u. aus dem Durchmesser der Erde die Entfernung eines Himmelskörpers von dem Mittelpunkte der Erde durch eine leichte Rechnung finden. — Es gibt auch eine P. der Erde, oder jährliche P. Man versteht darunter den

Unterschied der optischen Orte eines Gestirns, wenn es aus zwei verschiedenen Orten der Erdbahn, oder aus der Sonne u. einem Orte der Erdbahn betrachtet wird. Die Sonne vertritt hier die Stelle des Mittelpunktes der Erde u. der Ort auf der Erdbahn die Stelle des Orts auf der Erdoberfläche. Auch diese P. ist für die Astronomie sehr wichtig.

Parallel, im eigentlichen Sinne Alles, was neben einander steht, mit einander gleich läuft, daher 1) in der Mathematik solche Linien p. genannt werden, welche in einer Ebene nach allen ihren Theilen gleich weit von einander abstehen, also immer gleich weit von einander entfernt laufen; 2) in der Rhetorik nennt man p. dasjenige, was Behufs der Vergleichung oder besseren Erklärung neben einander gestellt wird; daher Stellen, welche einander wechselseitig erläutern, P.-Stellen heißen. — **Parallelismus** ist die Wiederholung des nämlichen Gedankens mit verschiedenen Worten; dann heißt so auch ein Gedicht, worin, um den Sinn zu finden, die Wörter nicht in ihrer Reihenfolge, sondern wie sie in den Versen einander gegenüber stehen, gelesen oder zusammengesetzt werden müssen. So sind beispielsweise die Verse:

*Haec domus odit, amat, punit, conservat, honorat,
Nequitiam, pacem, crimina, jura, probos;*

zu lesen:

*Haec domus odit nequitiam, amat pacem,
punit crimina, conservat jura, honorat probos.*

Bekannt ist daher auch das Epitaphium Virgils:

*Pastor, Arator, Eques; pavi, colui, superavi;
Capras, rus, hostes; fronde, ligone, manu;*

zu lesen:

*Pastor capras pavi fronde; Arator rus colui ligone;
Eques hostes superavi manu.*

Parallele heißt in der Fortification diejenige Belagerungsarbeit, die, in Gestalt einer eingeschnittenen Brustwehr, mit dem angegriffenen Theile der Festung ziemlich parallel läuft. Die Flügel oder Endpunkte der P. sucht man an ein Terrain anzulehnen, das Schutz gegen Flankenangriffe darbietet; wo dieß nicht ist, werden sie so weit verlängert, als die Umstände nöthig machen, u. mit geschlossenen Feldschanzen (Redouten) die Sicherung der Flanken erzielt. Oft werden die Endpunkte etwas vorgebogen u. dann zur Aufnahme von Feldgeschützen geschikt gemacht, damit vor der eigentlichen P. sich ein lebhaftes Geschüßfeuer concentriren u. die Ausfälle erfolglos mache.

Parallelepipedum nennt man jenen Körper, welcher von sechs Parallelogrammen eingeschlossen ist, von denen je zwei u. zwei, welche einander gegenüber stehen, parallel zu einander sind.

Parallelkreise, oder Breitenkreise der Erde heißen an der Himmels- oder auf der Erdoberfläche alle mit dem Aequator parallel laufenden Kreise, die nach den beiden Polen zu immer kleiner werden u. deren Mittelpunkte in der Drehungsaxe der Kugel liegen. Der Aequator (s. d.) selbst, die Wend- u. Polar-Kreise sind die vornehmsten unter den P.n, die von den Meridiankreisen stets unter rechten Winkeln durchschnitten werden.

Parallellineal nennt man im Allgemeinen ein Werkzeug, mit welchem Parallellinien gezogen werden können u. welches aus zwei Linien besteht, die miteinander durch zwei gleich lange parallele Schenkel, die frei um einen Stift sich bewegen u. wodurch sie mit den geraden Linealen Zusammenhang haben, so verbunden sind, daß sie jederzeit eine gleiche und parallele Lage haben. Doch hat man durch verschiedene Vorrichtungen noch manche Genauigkeit zu erreichen gestrebt.

Parallelogramm nennt man ein Viereck, in welchem die gegenüberstehenden Seiten einander gleich u. alle Winkel rechte sind. Man nennt eine solche Figur auch Rechteck. — Unter P. der Kräfte versteht man den bekannten Lehrsatz der

Statik über die Zusammensetzung auf einen Punkt wirkender Kräfte, deren Richtungslinien sich unter einem beliebigen Winkel schneiden. Bekanntlich kann man die Stärke jeder Kraft einer Linie proportional setzen u. ihre Richtung durch die Richtung dieser Linie anzeigen; dieses vorausgesetzt, läßt sich der Satz vom P. der Kräfte so ausdrücken: Wenn auf einen Punkt zwei Kräfte nach verschiedenen Richtungen wirken, so wird die Richtung u. Stärke der ihnen gleich wirkenden Kraft durch die Diagonale des P.s bestimmt, das man aus jenen construiren kann.

Paralogismus, s. Trugschluß.

Paralyse, s. Lähmung.

Paramaribo, s. Surinam.

Parameter heißt bei einem Kegelschnitte eine Linie, die in Beziehung auf einen Durchmesser desselben eine beständige Länge hat. Unter dem P. eines Parabel durchmessers versteht man die dritte Proportionale zu einer seiner Abscissen und der zugehörigen Ordinate, oder mit andern Worten, den vierfachen Abstand des Scheitels dieses Durchmessers von der Directrix; unter dem P. eines Ellipsen- oder Hyperbel durchmessers aber die dritte Proportionale zu diesem Durchmesser und dem ihm zugeordneten (conjugirten) Durchmesser; vgl. Ellipse, Hyperbel, Parabel. Ist der Durchmesser die Axe der Parabel oder die Hauptaxe eines der beiden anderen Kegelschnitte, so nennt man ihren P. den Haupt-P.

Paramythie (griechisch), eine erheiternde u. auch belehrende Erzählung oder Dichtung von nicht bedeutendem Umfange, enthaltend Darstellungen von Personen, Handlungen oder Begebenheiten aus der mythischen Vorzeit, mit voller Anschauung der Wirklichkeit, ohne abstraktes Idealisiren derselben u. mit einer zeitgemäßen Deutung u. Beziehung. Ihre ästhetischen Bedingungen sind: vollendete Rundung bei einem einfachen, ungekünstelten Ausdrucke. Die Benennung selbst stammt von Herder.

Paraphernalvermögen heißt alles beigebrachte Vermögen der Frau, was nicht zum eigentlichen Heirathsgut derselben gehört. Hiervon ist die Frau alleinige u. unbeschränkte Eigenthümerin; sie kann die dazu gehörigen Sachen, ohne Unterschied, ob sie bewegliche oder unbewegliche sind, veräußern u. der Mann hat keine anderen Rechte daran, als die ihm von der Frau eingeräumt sind. Hat ihm diese die Administration ihrer Paraphernen (Paraphernalgüter) übertragen, so hat er Rechnung über deren Verwaltung abzulegen u. den durch Vorsatz oder Unachtsamkeit verursachten Schaden zu ersetzen. Nach sächsischen Rechten hat der Ehemann auch an dem P. gesetzlich das Recht der Nutznießung u. Verwaltung, u. im Zweifel gilt hier Alles für P., was die Frau besitzt u. während der Ehe erwirbt. Die Frau hat dann zu ihrer Sicherheit eine gesetzliche, aber nicht privilegirte, Hypothek am Vermögen des Mannes. Im Nothfalle kann dieser indessen Alimente aus den Paraphernen verlangen.

Paraphrase (griechisch), Umschreibung, ist sowohl die erklärende Erweiterung einzelner Wörter u. Sätze der größeren Verständlichkeit wegen, als einer ganzen Schrift oder eines Werkes, wobei es jedoch nicht auf ein Uebertragen des Stils, sondern nur auf die Sinnerklärung des Textes ankommt. — Paraphrastisch, erklärend, umschreibend.

Parasit, Tischgenosse, Miteßer (im verächtlichen Sinne), Schmarozer, hieß bei den alten Griechen u. Römern eine besondere Classe von Leuten, die sich bei den Vornehmen u. Reichen meist ungeladen zur Essenszeit einstellten u. für den Genuß einer freien Mahlzeit von dem Gastgeber ebenso, wie von dessen Gästen, die erniedrigendste Behandlung u. gemeinsten Späße gefallen ließen. Die P.en wurden daher ein stehendes Charakterbild der neueren griechischen Komödie und sind von Lucian in einem eigenen Dialog unter dem Titel „der Parasit“ treffend geschildert worden.

Parcellen, s. Enclaven.

Parcelliren, größere Grundstücke zerschlagen u. unter Mehre vertheilen; vgl. *Dismembration*.

Parchim, Stadt im Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin, an der Eide, mit 6500 Einwohnern, ist der Sitz des für die beiden Großherzogthümer Schwerin und Strelitz gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichtes und Vorderstadt des Kreises Schwerin, d. h. diejenige Stadt, welche auf den Landtagen das Direktorium der Landschaft dieses Kreises führt. Die Stadt hat ein Gymnasium und einen Gesundbrunnen, auch treiben die Einwohner Tuch- u. Friesweberei, Tabakbau, Gerberei, Branntweinbrennerei.

Pardoë, Miß Julia, eine fruchtbare englische Schriftstellerin, geboren zu Beverley in Yorkshire, war schon durch die Gedichtsammlung „The Nun“ (1826) und „Traits and Traditions of Portugal“ bekannt, als sie seit 1829 mit Novellen auftrat. 1835 machte sie eine Reise in die Türkei, wo sie zu Konstantinopel verkleidet eine Moschee besuchte, u. 1839 eine solche nach Ungarn. Früchte dieser beiden Reisen waren die trefflichen Schriften: „The City of the Sultans“, „The Romance of the Harem“, „The City of the Magyar or Hungary.“

Pardon, im militärischen Sinne, bedeutet Gnade oder Nachsicht, welche man einem besiegten Feinde angedeihen läßt, oder jene Menschlichkeit gegen den Wehrlosen u. Besiegten, welche in einem gebildeten u. tiefen Gemüthe seinen Sitz hat. Der menschlich denkende Soldat, zufrieden, seinen Feind unschädlich gemacht zu haben, wird sich zu einer feigen Grausamkeit nicht erniedrigen, u. daher sind die Ausdrücke: keinen Pardon geben oder nehmen, oft Nichts, als eitle Prahlereien, oder die Folge moralischer Verderbniß, oder viehischer Grausamkeit, oder eines politischen Hasses auf Leben u. Tod, oder die Repressalien wegen eines solchen Hasses. Von der letzten Art liefert der Krieg der Russen gegen die Völker am Kaukasus viele Belege.

Paré, Ambroise (Ambrosius Paräus), der Begründer der wissenschaftlichen Chirurgie in Frankreich, geboren zu Laval (Mayenne) 1509, war zuerst Feldwundarzt, hierauf Leibarzt Heinrichs II., Franz II., Karls IX. u. Heinrichs III. Karl IX. rettete ihm bei der Pariser Bluthochzeit, als Hugenotten, selbst das Leben, indem er ihn in seinem eigenen Zimmer verbarg. Er starb im Jahre 1590. Seine Schriften erschienen als: *Oeuvres complètes*, Par. 1561 u. ö.; lateinisch von J. Guilleman, Par. 1562, Frankf. a. M. 1594, deutsch, Frankf. a. M. 1604 u. 1631.

Parentel, s. *Erbrecht*.

Parere heißen die schriftlichen Gutachten, welche in streitigen Handelsangelegenheiten von erfahrenen gewissenhaften Kaufleuten eingeholt werden, um entweder als schiedsrichterliche Entscheidungen zu dienen, wenn nämlich beide Parteien sich darauf berufen, oder wenn sie, vom Handelsvorstande ausgehend, die erste Instanz in Handelsstreitigkeiten bilden, was an mehreren Orten stattfindet, oder um die Unterstüzung des Beweises abzugeben. Solche P. kommen zwar in allen Arten kaufmännischer Angelegenheiten vor, besonders aber da, wo es auf das Daseyn oder die Definition irgend einer Usanz ankommt, u. da hierbei größtentheils die individuelle Ansicht des Begutachters vormaltet, so werden oft sehr widersprechende P. abgegeben, die bald zu Gunsten des Einen, bald zum Vortheile des Andern sich erklären. Häufig werden daher zu gleicher Zeit von einigen Rechtsgelehrten solche Gutachten erbeten, um auf die verschiedenen Ansprüche das endliche Urtheil zu gründen.

Parga, befestigte Hafenstadt im türkischen Albanien, am Fanar, dem Acheron der Alten, gegenüber der Südspitze von Corfu, mit einer fast unbezwinglichen Citabelle, ward in neuerer Zeit der Zufluchtsort der Griechen gegen die Tyrannei Ali Pascha's von Janina. Von einigen Franzosen unterstützt, vertheidigte P. sich gegen diesen u. stellte sich unter englischen Schutz. Allein die Britten überlieferten endlich die Stadt den Türken. Die Einwohner wanderten nach den jonischen In-

sein aus (1818). Vgl. Mustoridis: Précis des événements qui ont précédé et suivi la cession de P.“ (Par. 1820).

Parfumerien nennt man alle, einen Wohlgeruch verbreitende, künstliche Präparate, als: die wohlriechenden Wasser, welche man in unserem Werke unter einzelnen Artikeln angegeben findet; ferner wohlriechende Oele, wohlriechende Essenzen, wohlriechende Pomaden, Seifen u. Räucher mittel, wegen deren wir ebenfalls auf besondere Artikel verweisen. Sie kommen aus Paris, Montpellier, Grasse, Bordeaux, Aix, Cotte zc. in Frankreich; Mailand, Genua u. Bologna in Italien, werden aber auch jetzt von den P.-Fabriken, die sich in vielen großen Städten Deutschlands, wie in Berlin, Wien, Prag, München, Hannover, Leipzig zc. befinden, in gleicher Güte gefertigt. — **Parfümirte Waaren** sind Artikel verschiedener Art, denen durch wohlriechende Oele, Essenzen zc. ein angenehmer Geruch gegeben worden ist, wie Tabak, Seife, Puder, Rästkästchen, Sachets (Nichttischen), Handschuhe, Bänder, künstliche Blumen zc.

Pari, (vom Italienischen pari, al pari, gleich, ähnlich, von gleichem Werthe) ist ein in der Handelsprache, besonders bei Münz- u. Wechselpreisen gebräuchter Ausdruck. Man sagt, zwei Münzen stehen p. oder al p., wenn ein Stück der einen eben so großen Handelswerth hat, als ein Stück der andern, wenn auch ihr innerer oder Metallwerth nicht ganz gleich ist u. jenes Gleichstehen nur durch die vermehrte oder verminderte Nachfrage augenblicklich erzeugt worden ist; oder Wechsel auf einen auswärtigen, in gleicher Währung, als der trassirende, rechnenden Platz stehen p., wenn 100 Einheiten des einen Places gerade so viel gelten, als 100 des andern; oder Staatspapiere, Actien zc. stehen p., wenn sie zu ihrem vollen Nennwerthe angenommen werden. — Das Münz- und Wechsel-p. nennt man das Verhältniß, nach welchem zwei verschiedene Münzsorten ihrem wirklichen innern Werthe nach einander gleich sind u. das nach der Menge des, in den beiden Münzstücken enthaltenen, feinen Metalls (denn das Kupfer kommt dabei nicht in Betracht), bestimmt wird. So enthalten z. B. 14 preussische Thaler oder einundzwanzig Gulden so viel feines Silber, als zwanzig Gulden Conventionsmünze, und das Münz-p. zwischen dem österreichischen u. preussischen Gelde ist daher wie 21:20, wenn auch gleich z. B. Wechsel auf Wien in Berlin, je nach dem Verhältniß der Nachfrage oder des Bedarfs, etwas höher oder niedriger, als 105 Thaler preussisch Courant für 150 fl. Conventionsmünze (was mit 21=20 übereinstimmt) notirt werden. Diese Abweichung des Handelswerthes vom Münz-p. heisst dann der veränderliche Preis oder Cours. Wechsel-p. ist im Grunde das Nämliche u. bedeutet das Verhältniß, nach welchem die Summe eines Wechsels auf einen auswärtigen Platz mit einer Summe in der inländischen Währung gleichen Werth haben sollte, wie z. B. in dem angeführten Beispiele 105 Thaler preussisch Cour. für 150 fl. Conventionsmünze. — Unter Gold- u. Silber-p. versteht man die angenommene Gleichstellung der Goldmünzen eines Landes mit der Silbervaluta desselben; doch ist hier ein eigentliches P., da die Metalle verschieden sind, nicht zu bestimmen, sondern eines derselben wird, wie eine Waare, immer einen veränderlichen Preis haben, u. dieses ist, da in ganz Europa (nur mit Ausnahme von England) das Silber die feststehende Basis aller Geldwerthe ist, das Gold. Für dieses gilt daher das ursprünglich angenommene P. immer nur als eine ungefähre Norm, worauf ein höheres oder geringeres Aufgeld oder ein Abzug stattfindet. So ist das angenommene P. für deutsche Pistolen 5 Thaler und für Dukaten 3 Thaler, obgleich beide Münzsorten in der Wirklichkeit bedeutend mehr kosten. Auch versteht man unter Gold- u. Silber-P. den Werth, den eine Goldmünze nach dem bestehenden Preise des Goldes in Silbergeld eigentlich haben soll, der aber ebenfalls nicht immer mit dem Handelswerthe derselben übereinstimmt.

Varias heißen in der indischen Religion die niedrigsten, verachteten Personen, keiner Kaste angehörig, auch keine eigene bildend, wie man fälschlich glaubt, sondern der Auswurf aller Kasten unter den Hindu. Sie werden mit dem größten Abscheu betrachtet, sind höchst unrein und verunreinigen Alles, was sie be-

rühren, dürfen keine Pagode u. kein Haus betreten, sind jeden Augenblick dem Mord ausgesetzt, da ein Bramine oder Kschetri, der von einem P. nur gestreift, angerührt, straflos ausgehen würde, wenn er den Verbrecher augenblicklich niederstieße. Solch ein Unglücksfall, d. h. von einem P. berührt zu werden, muß auf die sorgfältigste Weise durch religiöse Ceremonien von großer Weitläufigkeit wieder gut gemacht werden u. die Europäer leben in Indien fast in gleicher Verachtung mit dem P., weil sie sich der Verworfenen als Boten, Arbeiter, Hausknechte, Köche zc. bedienen u. die Verunreinigung nicht scheuen. Die P. wohnen nicht in Dörfern oder Städten; ihre elenden Hütten müssen weit entfernt von den Häusern anderer Menschen, in Wüsten u. Wäldern gelegen seyn, u. sie müssen diese sowohl, als die Brunnen, aus denen sie ihr Wasser holen, sorgfältig mit Thierschädeln u. anderen Knochen umgeben, damit schon von Ferne ein Jeder wisse, daß dort nur die verabscheuete Race sich aufhält. Man glaubt in dem eigentlichen Stamme der P. (nicht in den aus anderen Rassen Hinzugekommenen) die Urbewohner zu finden, welche, durch Eroberer aus ihren Eigen vertrieben, in die Wälder geflüchtet u., von dort zur schmachlichen Knechtschaft hervorgeholt, so herabgesunken sind, wie wir sie jetzt finden. Die geborenen P. sind schwarzbraun von Farbe, von zartem, doch überaus kräftigem Körperbau, allein durch den Druck, unter welchem sie sich befinden, so muthlos, daß sie sich jede Beschimpfung und Beeinträchtigung der Menschenrechte gefallen lassen, ohne zu zürnen, aber auch wahrscheinlich ohne sie zu fühlen, daher die neueren Dichter, wenn sie dieselben als edler Gefühle, als tiefen Schmerzes voll, als ihre unglückliche Lage mit Groll gegen die Ungerechtigkeit des Himmels ertragend, schildern, unter Millionen wohl nur wenige Ausnahmen gefunden haben.

Parima, s. Orinoco.

Parini, Giuseppe, ein Mann, der in einer sturmbewegten Zeit eine Bedeutung hatte, mit der sich Wenige messen können. In Bosifio, einem Dorfe im Mailändischen, 1729 geboren, lebte u. starb er in der Heimath, ein Priester, arm, aber unabhängig. Seine Dichtungen sind nicht bloß ein glänzendes Denkmal seines Geistes; — sie lehren uns den Menschen, den Bürger in ihm verehren. Sein Hauptwerk, „der Morgen, der Mittag, der Abend u. die Nacht,“ schildert in vortrefflichen reimlosen Versen, deren Mannigfaltigkeit u. lebendige Bewegung selten erreicht werden, — die Lebensweise u. Zustände seiner Zeit u. Zeitgenossen, geißelt sie mit unerschöpflicher Laune, mit halb gutmüthigem, halb beißendem, immer aber treffendem Wize. Alle großen Fragen jener Zeit fanden Anklang in der Brust P.s. — Im Jahre 1799 wurde er von einem schweren Augenleiden befallen und starb in demselben Jahre. Sein Andenken wurde durch mehrere Denkmale verherrlicht. S.

Paris, auch **Alexandros** genannt, einer von den Söhnen des Priamos, der unglückliche Feuerbrand, welchen Hecuba zum Verderben von Troja gebärte, wurde, weil seine Mutter, als sie mit ihm schwanger war, durch einen Traum geängstigt wurde, auf dem Ida ausgesetzt, dort von einer Löwin 5 Tage lange ernährt u. hierauf von einem Hirten gefunden, der das Kind aufzog. Hier, in seinem ländlichen Aufenthalte, erschienen Here, Pallas u. Aphrodite vor ihm, um sein Urtheil zu vernehmen, welche von ihnen die schönste sei. Auf des Pelcus Hochzeit mit Thetis waren nämlich alle Götter geladen, nur Eris nicht. Aus Rache warf diese einen goldenen Apfel mit der Aufschrift: der Schönsten! auf die Tafel. Sofort machten sich jene 3 diesen Preis der Schönheit streitig. Sie baten Zeus um Entscheidung, allein dieser schickte sie durch Hermes zu P. Here versprach ihm die Herrschaft über Asien; Athene hohen Kriegsruhm; Aphrodite das schönste Weib Griechenlands, Helena. P. sprach der Liebesgöttin den Apfel zu. Wiewohl er schon mit Demone vermählt u. von dieser Vater des Korythos war, segelte er nach Lacedämon u. entführte die Helena in des Menelaos Abwesenheit sammt Aethra u. Klymene u. einem großen Theile der Schätze des Hauses. Nach Anderen wurde P. von seinem Vater nach Griechenland geschickt, um die Nach-

kommen der von Herakles entführten Hesione zurückzuführen, kam damals nach Sparta, verliebte sich in Helena u. entführte sie. Aus dieser Entführung entstand der trojanische Krieg (s. d.). P. selbst kämpfte in diesem Kriege als geschickter Pfeilschütze mit. Achilleus fand seinen Tod durch ihn. Zuletzt forderte ihn Philotes auf einen Pfeilzweikampf, wobei er durch dessen vergiftete Pfeile seinen Tod fand.

Paris, die Hauptstadt Frankreichs u. das Centrum des nationalen u. politischen Lebens u. Treibens der französischen Republik, eine der größten Weltstädte, liegt in einer weiten Ebene an der Seine, welche die Stadt von Osten nach Westen durchströmt u. früher fünf, jetzt, in Folge von Ausfüllungen, noch zwei Inseln bildet, ile de la Cité u. ile St. Louis. Die Stadt hat einen Umfang von etwas über drei deutsche Meilen und nimmt mit Inbegriff ihres Weichbildes einen Flächenraum von 36,000,000 \square Metres ein, auf welchem gegen 1,200,000 Menschen in etwa 50,000 Häusern leben. Von den Thürmen der Kathedrale, von der Kuppel des Pantheons, oder von der Vendômesäule herabgesehen, hat sie mit ihren Vorstädten beinahe die Gestalt eines Zirkels. Man zählt 1350 Straßen, 204 sogenannte Passagen, 40 Avenues, 30 Boulevards, 99 öffentliche Plätze, 58 Barrieren, 28 Brücken u. 38 Quais. Die Straßen werden, je nach ihrer Richtung zur Seine, in Parallels- u. Perpendicular-Straßen getheilt; in den ersteren folgen die Hausnummern dem Laufe des Flusses, in den letzteren beginnen sie bei diesem u. setzen sich aufwärts fort. Rechts hat man die geraden, links die ungeraden Zahlen, welche in den Parallelstraßen roth, in den Perpendicularstraßen schwarz bezeichnet sind. In der Cité u. zwischen dem Marais u. den Hallen gibt es eine Menge dunkler u. enger Gassen. Schön sind dagegen die Chaussee d'Antin u. die Vorstadt St. Germain, jene vorzugsweise von Banquiers, letztere von dem alten Adel, Gesandten u. Ministern bewohnt; ferner die Rue de Rivoli mit Bogengängen, rue de Castiglione, rue de la paix, rue de l'Université und rue royale. Zu den belebtesten Straßen gehören: die rue St. Honoré, Vivienne, Richelieu, Petit champs u. a. Alle Straßen, Brücken u. Plätze werden durch mehr denn 6000 Gaslammen erleuchtet. — Seit 1830 war der Plan mehrmals aufgenommen worden, P. zu besetzen, aber erst 1840, als ein europäischer Krieg auszubrechen drohte, ging man endlich an das Werk u. das darauf bezügliche Gesetz wurde am 1. Februar 1841 von den Kammern genehmigt. In einer Entfernung von mehr als einer Stunde von der letzten Mauer, die sonst um das alte P. lief, erheben sich jetzt die Mauern u. Werke der neuen Befestigungen. Sie bestehen aus zwei großen, ganz verschiedenen Theilen: aus einer fortlaufenden Mauer, welche die Stadt umgibt, u. aus betaschirten Forts, die davor auf den nächsten Höhen bei dieser Mauer liegen u. die Zugänge vertheidigen sollen. Die fortlaufende Mauer ist ihrer ganzen Ausdehnung nach bastionirt; die Gräben sind 15 Klafter breit u. die Zahl der Forts beläuft sich, Vincennes eingerechnet, auf 16. Sie stehen durch bedeckte Wege u. andere Arbeiten mit den Mauern in Verbindung. — In politischer Beziehung ist die Stadt seit 1798 in 12 Arrondissements oder Mairien eingetheilt, von denen jede wieder in 4 Polizeiquartiers zerfällt u. je eine Pfarrkirche mit 2 bis 3 Succursalkirchen hat. Die oberste Leitung der gesammten städtischen Angelegenheiten ist einem besondern Präfecten übertragen, welchem 5 Präfectur-Räthe zur Seite stehen — Von den 23 Brücken, welche über die Seine führen, nennen wir: Pont d'Austerlitz, den königlichen Garten mit der Vorstadt St. Antoine verbindend. Pont de Damiette, eine Hängebrücke, vom Quai St. Bernhard nach dem Quai de Béthune auf der Insel St. Louis führend. Pont de Constantine. Diese, wie jene Brücke nur für Fußgänger, verbindet den Quai d'Anjou mit dem des Célestins; man zählt 5 Centimes Brückengeld. Pont Marie, über den rechten Arm der Seine, vom Quai des Ormes nach der Insel St. Louis führend. Pont de la Tournelle führt über den linken Arm der Seine u. verbindet die Insel St. Louis mit dem Quai St. Bernhard. Pont de l'Archevêque, Quai de la Turnelle, gegenüber der

rue des Bernardins, eine schöne, 1827 eröffnete Actienbrücke. Pont Louis-Philippe, eine treffliche, 1834 eingeweihte Hängebrücke, welche von dem Quai der Cité nach dem Pont au Blé führt. Pont d'Arcole, für Fußgänger, verbindet die rue d'Arcole mit der Place de l'Hôtel de ville. Ein einziger, aus der Mitte der Seine sich erhebender Pfeiler trägt die hängenden Ketten, welche die Brücke in horizontaler Lage über der Seine erhalten. Pont de la Cité, welcher von der westlichen Spitze der Insel St. Louis in die Cité führt, ist eine sehr schöne Hängebrücke. An jedem Ende steht ein gothisches Thor, von welchem die Drahttaue ausgehen, welche die Brücke tragen. Pont Notre-Dame, über den rechten Seinearm, zwischen der rue de la Plancher-Mibrai u. der rue de la Cité, ruht auf 7 Bogen. Pont au Change, über den rechten Seinearm, von der Place du grand Châtelet zum Palais de justice führend. Pont-Neuf, die größte, belebteste u. berühmteste Brücke in P., fast an der Vereinigung der beiden Seinearme, in der Mitte auf der Spitze der Citéinsel ruhend, hat 12 Bogen u. eine Länge von 1020 Fuß. Auf dieser reich verzierten Brücke steht die bronzene Reiterstatue Heinrichs IV. Der Pont-Neuf gewährt eine schöne Aussicht auf einen Theil der Stadt. Pont des Arts, für Fußgänger, zwischen dem Louvre u. dem palais de l'Institut, ist eine elegante, durch 9 eiserne Bogen getragene Brücke. Pont du Carroussel, durch seinen schönen Bau merkwürdig. Pont-royal, von den Tuileries nach der rue du Bas führend, ruht auf 5 steinernen Bogen u. ist mit 12 kolossalen Bildsäulen geschmückt. Pont de la Concorde, verbindet die Place Louis XV. mit dem Palais-Bourbon. Pont des Invalides, früher de Jéna, vom Champ-de-Mars zum Bas de Chaillot führend, wurde 1813 vollendet. Fünf Bogen tragen die Brücke, deren Karnies dem Tempel der Mars in Rom nachgebildet ist. An jedem der beiden Enden stehen zwei Nischen, zu Reiterstatuen bestimmt. Blücher wollte die Brücke 1814, ihrer Benennung wegen sprengen lassen, darum erhielt sie sofort ihren jetzigen Namen. Pont d'Antin, den Quai de la Conférence mit dem Quai d'Orsay verbindend, besteht aus 3 an Ketten hängenden Jochen. Diese elegante, 1829 vollendete Brücke trägt die schwersten Wagen. — Bemerkenswerthe Wasserwerke sind: Der Aquädukt des Prés St Gervais oder de Romainville, für die Fontainen der Vorstädte St. Martin u. St. Denis. Der Aquädukt de Belleville speiset das Hospital St. Louis. Der Aquädukt d'Arcueil hat eine Länge von 592 Mètres, er speiset 13 Fontainen u. viele Häuser der Stadt. Der Aquädukt de Ceinture leitet das Wasser aus dem Durcq in die Stadttheile im Norden der Seine u. führt längs der Boulevards von der Barrière St. Martin bis Monceaux, in einer Länge von 9,500 Mètres. — Das Bassin de la Villette, an der Barrière de la Villette, bildet einen Hafen des Durcq-Kanals. — Die Bucht des Arsénals, zur Aufnahme von 70 — 80 großen Schiffen geeignet. Der Kanal St. Denis. — Zu den merkwürdigsten hydraulischen Maschinen gehören: die Pompes du pont Notre-Dame, die Pompe à feu de Chaillot, quai de Billy Nr. 4; die Pompe à feu du Gros-Gaillou. — Unter den öffentlichen Fontainen sind zu bemerken: das Château d'eau, Boulevard du Temple; die Fontaine Richelieu auf dem Place in der rue Richelieu; die Fontaine Molière auf der Stelle des Hauses, in welchem der berühmte Komiker, von welchem sie den Namen führt, sein Leben ausschachte, in dem von den rues Richelieu u. Traversière gebildeten Winkel u. a. m. — Der Puits artésien de Grevelle, der berühmte artesische Brunnen, an welchem von 1834 bis 1841 gegraben wurde. Derselbe hat 1650' Tiefe u. gibt stündlich ungefähr 1700 Kubiffuß Wasser. — Auf dem quai des Célestins Nr. 24 ist eine besondere Wasserreinigungsanstalt, welche sehr sehenswerth ist. — Beide Ufer der Seine sind mit breiten Quais versehen, welche 33 verschiedene Namen führen, als: der Quai de la Mégisserie, de l'Ecole, Malaquais, des quatre Nations, Pelletier, d'Orsay, St. Michel, de la Tournelle, des Tuileries, des Invalides, de Billy u. s. w. — An schönen Kirchen ist P. im Verhältniß zu seiner Größe nichts weniger als reich, u. merkwürdig sind nur folgende: die erzbischöfliche Kathedrale Notre-Dame auf der Isle de la Cité, aus dem 12.

Jahrhundert, nach u. nach weiter ausgebaut u. ausgeschmückt, gewährt mit ihren zwei Thürmen einen majestätischen Anblick. Die drei Haupteingangsthüren sind mit Reliefs, Darstellungen aus dem neuen Testamente, geziert; die kolossale Glocke im nördlichen Thurm „le bourdon“ wiegt 322 Centner u. wird nur bei festlichen Gelegenheiten von 16 Männern gezogen. Im Chore herrliche Gemälde, besonders das Magnificat von Jouvenet u. ausgezeichnete Holzschnittwerke. Das Gewölbe wird von 120 starken Pfeilern getragen u. 297 Säulen dienen als Stützen der Galerien. Der Fußboden ist Marmor. Den prächtigen Altar schmücken herrliche Bildhauerarbeiten; zu beiden Seiten desselben die Statuen Ludwigs XIII. u. XIV., in einer Nische eine treffliche Marmorgruppe, die Kreuzabnahme darstellend. 45 Kapellen sind mit Monumenten angefüllt. St. Eulpie, auf dem Plage gleichen Namens, mit herrlichem Porticus; im Innern Weißgefäße aus großen Muscheln, welche die Republik Venedig Franz I. schenkte; schöne Kanzel. Das Panthéon, früher Kirche der heiligen Genovefa, gehört zu den schönsten Bauwerken in P.; es ist bestimmt, die Ueberreste großer Männer in seine Gewölbe aufzunehmen. Das Gemälde, die Apotheose der heiligen Genovefa darstellend, ist von M. Gros, das Frontispice von David. Man liest äußerlich die Inschrift: *Aux grands hommes la patrie reconnaissante*. St. Eustache, rue Trainée, eine der größten u. schönsten, in der man besonders die 100' hohe Wölbung des herrlichen Schiffes bewundert. St. Germain-des-Près, am Plage gleiches Namens, die älteste Kirche in P., mit dem Grabmal des Königs Casimir von Polen u. den Ueberresten von Descartes u. Boileau. St. Germain-l'Auxerrois, am Plage gleiches Namens, gegenüber den Kolonnaden des Louvre, zeichnet sich durch ihre alterthümliche Architektur aus, ebenso die im gothischen Style erbaute Kirche St. Mery, rue St. Martin. St. Roch, rue St. Honoré, mit den Grabmälern Eréquius, Corneille's u. Lenôtre's u. ausgezeichneter Kanzel. Die neue Kirche de la Madeleine auf dem Plage gleiches Namens, gegenüber der rue Royale, 1764 gegründet u. zu Anfang des 19. Jahrhunderts vollendet, von 52 korinthischen Säulen umgeben, 18 auf jeder längeren u. 8 auf jeder der beiden kürzeren Seiten, mit einer reich geschmückten Fassade, gehört zu den schönsten Monumenten der neueren Zeit, von Napoleon ursprünglich zu einem Tempel des Ruhms bestimmt. Das Relief im Frontispice stellt das jüngste Gericht von Lemaire dar. Das Innere der Kirche mit seinen reichen Vergoldungen, Malereien u. Bildhauerarbeiten, erhält sein Licht aus der Höhe dreier Kuppeln, mit herrlichen Gemälden von Ziegler. Notre-Dame-de-Lorette, am Ende der rue Laflitte, erst 1823 mit übertriebener Eleganz ausgestattet, enthält Gemälde der berühmtesten französischen Maler. St. Etienne-du-Mont, am Plage gleiches Namens, hinter dem Panthéon, merkwürdig durch den Chor, die Kanzel u. das Grab der heiligen Genovefa. — Die Synagoge der jüdischen Gemeinde, rue Notre-Dame de Nazareth, ein schöner, von 30 dorischen Säulen getragener Tempel, in einfach edlem Style. — Unter den zahlreichen Palästen u. sonstigen großartigen Gebäuden steht obenan der Palast der Tuilerien, mit einem Triumphbogen vor dem Hauptportale, sonst die Residenz der Könige von Frankreich, wozu Katharina von Medicis 1564 durch ein kleines, hier erbautes Schloss den Grund legte; Heinrich IV. ließ ihn vergrößern u. in seiner jetzigen Gestalt herstellen. Das Innere bietet das höchste Interesse dar wegen der historischen Erinnerungen, die sich daran knüpfen, u. wegen der vielen Kunstschätze, sowie der Pracht seiner Einrichtung. Eine 222 Fuß lange, von Heinrich IV. begonnene u. von Ludwig XIV. vollendete Galerie verbindet diesen Palast mit dem Louvre. Der prächtige Garten, mit einer Anzahl von Statuen, Gruppen, Basen, Springbrunnen u. einer schönen Orangerie, lehnt sich westlich an die Tuilerien u. ist der Versammlungsort der schönen Welt in den Nachmittagsstunden. Das Louvre, der alte königliche Palast, schon 1214 angelegt u. von Heinrich IV. erweitert, aber erst unter Ludwig XIV. in seiner gegenwärtigen Gestalt hergestellt. Herrlich ist besonders die östliche Colonnade gegenüber der Kirche St. Germain-l'Auxerrois. Der Palast Luxembourg, bis daher zu den Sitzungen der Pairs-

Kammer benützt. Marie von Medicis begann 1616 diesen Bau, der einer der prächtigsten in P. ist. Vier hohe Pavillons stehen an den Ecken dieses Gebäudes, mit einander verbunden durch Arkaden u. Säulengänge. In der Mitte der Haupt-Facade nach der Straße erhebt sich ein schöner Dom, die Facade nach dem Garten ist mit Statuen u. Säulen geschmückt. Besonders zu beachten sind: die schöne Treppe, la salle d'Hercule, la salle de la Réunion, la salle des séances, mit den amphitheatralisch geordneten Eichen der Vairs, la salle du Trône, die Bibliothek, neben der Kapelle ein Saal mit Wandgemälden von Rubens, die Galerie mit Gemälden u. Sculpturen lebender Maler. Dem Eingange gegenüber die Sternwarte. Das Palais royal, mit seinem Garten, seinen Höfen, Galerien u. Arkaden, 1629 vom Cardinal Richelieu angelegt, ist der Vereinigungspunkt aller Lebensgenüsse. Ludwig Philipps Vater ließ das ungeheure, an den Palast stoßende viereckige Gebäude, mit dem Garten in der Mitte, in Kaufmannsläden umwandeln, woraus er bedeutenden Gewinn zog. Seitdem ist dieses Viereck ein wahres Waarenlager geworden. Den Palast und auch eine Seite des Vierecks, welche unvollendet geblieben waren, ließ Ludwig Philipp durch seinen Baumeister Fontaines beendigen. Der Haupteingang ist auf der Straße St. Honoré. Von dem Chateau d'eau aus, einem Gebäude, wo die Wasserbehälter für die Tuileries u. das Palais royal angelegt sind, sieht man die Vorderseite des Palastes vor sich. Zwei Pavillons mit ionischen u. dorischen Säulen, deren jeder mit einem Fronton u. mit Bildsäulen von Pajou geziert ist, sind durch Bogen mit Eisengittern zwischen Säulen verbunden. Tritt man in den ersten Hof, so hat man den eigentlichen Palast vor sich, der in der Mitte ebenfalls mit ionischen u. dorischen Pilastern verziert ist. Durch drei große Eingangsbogen gelangt man in den zweiten Hof, Cour royale. Hohe Säulengänge mit Eisengittern führen auf beiden Seiten in die prächtige, mit einem Glasgewölbe bedeckte und ganz aus Stein u. Eisen gebaute Galerie d'Orléans, wo alle Thüren u. Fenster-rahmen der Kaufläden aus Messing gefertigt sind. Aus dieser Galerie gelangt man in den von Arcaden umschlossenen öffentlichen Garten. Von hier aus ist die Wirkung der Bogenhallen u. Pavillons, besonders Abends in ihrer schimmernden Gasbeleuchtung, wahrhaft blendend. Die beiden Seitenflügel laufen in einer Länge von 117 Klästern, u. der entgegengesetzte in einer Breite von 50 Klästern hin; alle drei sind gleichförmig hoch. Cannelirte Pilaster von zusammengefügter Ordnung herrschen rund umher u. unterstützen ein Geländer mit Vasen, das den ganzen Umfang des Gebäudes krönt. Zu ebener Erde läuft eine von 180 Bogen unterstützte Galerie, die auf beiden Seiten in zwei auf Säulen ruhenden Vorhallen endigt. Ueber den Bogen erhebt sich das erste Geschoss, mit hohen palastmäßigen Fenstern, über diesem das zweite mit niedrigen, u. über diesem Mansarden, vor deren Fenstern das Geländer hinläuft. Im Palais royal findet man Befriedigung für alle künstlichen u. erkünstelten, edeln u. unedeln Lebensgenüsse. Es gibt hier zwei Theater, große u. kleine Lesekabinette, Buchhandlungen, Läden mit Kunstsachen u. Bazars aller Art, dann eine Menge Kaffeehäuser u. die leckersten Restaurationen, wo die ausgesuchteste Gesellschaft sich versammelt. Der Garten, der sich innerhalb der 4 großen Flügel befindet, wird bei schöner Witterung häufig besucht. Ehemals war das Palais royal wegen seiner Freudenmädchen verrufen; diese aber sind jetzt polizeilich daraus verbannt, wenigstens dürfen sie ihre Reize nicht mehr öffentlich anbieten. Der Justiz-Palast, am Plage gleiches Namens, mit einem ungeheueren Saale: Salle des Pas-Perdus, an welchen der Saal des Cassationshofes u. die gothische Galerie stoßen; hier das Monument von Malesherbes (f. d.). An der Südseite des Palais die heilige Kapelle, ein gothisches Gebäude, von dem heiligen Ludwig erbaut. Das Palais des beaux-arts, zu den Ausstellungen der Werke der Künstelevén bestimmt, enthält zugleich eine reichhaltige Sammlung architektonischer Modelle. Im großen Hofe ein Porticus des Schlosses von Gaillon u. a. m.

Das Hôtel des Invalides, zwischen der Vorstadt St. Germain u. le Gros-Gaillou. Unter dem herrlichen Dome der Kirche, welchen drei Kuppeln bilden, ruhen die von St. Helena zurückgeführten Ueberreste Napoleons. Die Eingangsthüre, der königliche Hof, die weiten Refektorien, die Bibliothek u. die Küchen verdienen Beachtung. Das Palais Bourbon, wo die Deputirtenkammer ihre Sitzungen hält, rue de l'Université. Die Ecole Militaire, am Marsfelde, ein großes schönes Gebäude, jetzt als Kaserne benützt. Das Hôtel de Monnaies, quai de Conti, mit reicher Architektur, enthält eine reiche Münz- u. Medaillen-Sammlung. Das Hôtel de Ville, am Plage gleiches Namens, ist der Sitz der obersten Stadtverwaltung. Seit 1839 ist die Hauptfaçade mit 16 Statuen ausgezeichneten Männer geziert worden, deren Namen der Hauptstadt zur Ehre gereichen. In dem Garten von dem, gegen den Strom gewendeten, Flügel steht an einem der Bassins eine kleine Pappel, von jener abgezweigt, welche das Grab Napoleon's auf St. Helena beschattete. Die Börse (Palais de la Bourse), am Plage gleiches Namens, ein in einfachem Style errichtetes Gebäude, ein Parallelogramm bildend, dessen Gesimse von 66 korinthischen Säulen getragen werden. Der Hauptsaal, dessen Decke mit Gemälden in Grau geschmückt ist, Allegorien in Beziehung auf den Handel darstellend, faßt 2000 Personen. Die Halle au blé, ein schöner Bau, in welchem ein auffallendes Echo. Neben dem Gebäude eine Säule, von Katharina von Medicis erbaut, welche sie bestieg, um die Bewegungen am Himmel zu beobachten. Außer diesen öffentlichen Gebäuden gibt es noch viele andere, welche Aufmerksamkeit erregen, als: die Kasernen, die Theater u. s. w. — Reicher, als irgend eine Stadt Europa's, ist P. an öffentlichen Denkmalen. Unter diesen nimmt die erste Stelle ein die Vendôme-Säule auf dem Plage gleiches Namens, 1806 von Napoleon zur Erinnerung an die großen Siege des vorübergehenden Jahres nach dem Muster der Trajans-Säule in Rom errichtet, welche letztere aber von jener an Höhe u. Umfang weit übertroffen wird. Die Säule selbst ist 133 Fuß hoch, u. auf einer im Innern derselben angebrachten Wendeltreppe steigt man hinauf bis zur Galerie, von wo man eine prachtvolle Aussicht über P. genießt. Auf dem Gipfel der Säule stand bis 1814 die Statue Napoleon's, welche aber dann bei der Restauration heruntergerissen, eingeschmolzen u. durch die weiße Fahne ersetzt ward. Aber 1830 in der Julirevolution mußte diese der dreifarbigten Fahne weichen u. jetzt prangt dort wieder eine neue Statue Napoleons. Der Obelisk von Luxor, auf der Place de la Concorde, zwischen dem Tuilerien-Garten und den elysäischen Feldern, ist eines der best erhaltenen Denkmäler des Alterthums u. ist älter, als die christliche Zeitrechnung. Nach der Julirevolution ward derselbe mit Einwilligung des Pascha's von Aegypten, Mehemet Ali, auf dem Schiffe „Luxor“, nach welchem er seinen Namen hat, aus Aegypten geholt. Der Triumphbogen, vor dem Hauptportale des Tuilerien-Schlosses, mit 3 Arkaden, 45' hoch und 60' tief, mit schönen Statuen u. Reliefs. Oben auf der Spitze 4 bronzene Pferde, einen Wagen ziehend, nach dem Muster der antiken Pferde, welche sich in Venedig an der Markuskirche befinden u. eine kurze Zeit diesen Triumphbogen schmückten, dann aber an Venedig zurückgegeben werden mußten. Der Arc de Triomphe de l'Etoile, vor der Barrière gleiches Namens, von Napoleon 15. August 1806 gegründet, 1832 vollendet, 133' hoch u. 138' breit, mit trefflichen Reliefs in Beziehung auf die Siege der französischen Heere unter Napoleon. Die Porte St. Denis, auf dem Boulevard am Eingange der Vorstadt St. Denis, von Ludwig XIV. errichtet, 73' hoch, mit Basreliefs bezüglich auf die Feldzüge des Königs. Porte St. Martin, nicht minder prachtvoll u. fast noch schöner im Baustyle, 1674, wegen neuer Siege Ludwig's XIV., dem Könige von den Einwohnern von P. errichtet. Die Juli-Säule, auf dem Plage der ehemaligen Bastille, zur Erinnerung an die in den Julitagen 1830 Gefallenen, deren Gebeine unter ihr beigesetzt sind; bequemer als ihre Schwester, die Vendôme-Säule, zu besteigen, gewährt sie eine herrliche Aussicht auf ihre Umgebungen. An der Barrière du Trône ist eine 75' hohe imposante Säule, deren

Niebestal zu einem Schilderhause dient. Die Söhnungskapelle auf dem ehemaligen Magdalentkirchhofe in der StraÙe Anjou, wo bis zur Restauration die Gebeine Ludwig's XVI. u. seiner Gemahlin ruhten; neben dem Altare befinden sich die Statuen beider. Unter den öffentlichen Plätzen u. Promenaden nennen wir: die Champsées Felde, ein herrlicher Spaziergang von 2400' Länge u. 960' Breite, an den Seiten mit schönen kolossalen Gruppen und Statuen geziert. Der Vendôme-Platz, ein Achteck, von lauter herrlichen, in gleichem Style ausgeführten Gebäuden umgeben: Place de la Concorde, mit herrlichen Springbrunnen und dem Obelisk von Luror in der Mitte. Der Caroussel-Platz, zwischen Tuilerien u. Louvre. Der Börsen-Platz, in dessen Mitte die Börse; der cirkelrunde Place de Victoire, mit der ehernen Reiterstatue Ludwig's XIV. Der Königsplatz im Marais, mit der Reiterstatue Ludwig's XIII. Der Bastillen-Platz mit der Julius-Säule. Der cirkelrunde Place du Trône an der Barriere gleiches Namens. Das zu militärischen Uebungen bestimmte Marsfeld vor der Militär-Schule; die Esplanade der Invaliden vor deren Hotel; die Place St. Sulpice u. viele andere. Eine Hauptzierde der Stadt sind die Boulevards, welche in einer Ausdehnung von 3 Stunden eine an den mannigfaltigsten Abwechselungen reiche Promenade im Innern der Stadt bilden. — Unter den fast zahllosen Anstalten für Wissenschaften, Kunst u. öffentlichen Unterricht steht oben an das Institut von Frankreich, welches sich in 5 Classen theilt, nämlich 1) die Académie Française; 2) die Académie des Inscriptions et Belles-Lettres; 3) die Académie des Sciences; 4) die Académie des Beaux Arts; 5) die Académie des Sciences morales et politiques. Das Collège de France u. das Collège de Sorbonne; die Universität von P. Das Bureau des Longitudes im Observatorium die Société royale et centrale d'Agriculture im Hôtel de ville; die Société d'encouragement pour l'Industrie nationale; die Société royale des Antiquaires de France; die Société de Géographie; die Académie royale de Médecine; die Société Française de Statistique universelle; die Société géologique de France; die Société Asiatique; das Athénée des Arts im Hôtel de ville; die Société Philotechnique; das Athénée royal de Paris am Palais Royal; die Société des Amis des Arts im Louvre u. s. w. — Die National-Bibliothek, die reichste der Welt, enthält 800,000 gedruckte Werke, 72,000 Manuscripte, 5000 Mappen mit Kupferstichen u. die umfassendste Medaillensammlung. Die Bibliothek des Arsenal's, mit 170,000 Bänden u. 6000 Manuscripten. Die Bibliothek Ste. Gèneviève in der obern Etage der alten Abtei Ste. Gèneviève, enthält 110,000 Bände und 2000 Manuscripte. Die Bibliothek Mazarin im Institute, mit 93,000 Bänden u. 4000 Manuscripten. Nächst diesen die Bibliothèque de la ville de Paris; des Arts et Métiers. Außerdem gibt es in P. noch 25 öffentliche u. große Privat-Bibliotheken, welche zusammen genommen 6,545,000 Bände umfassen u. dem Gebildeten zugänglich sind. — Die Musées du Jardin des Plantes mit 3 Eingängen. Höchst merkwürdig ist der Jardin des plantes, das Schweizer Thal u. die Menagerie in demselben; das Museum enthält: die zoologische, die mineralogische, die botanische u. die Galerie für vergleichende Anatomie. — Das Conservatoire des Arts et Métiers, ausgezeichnet durch Erzeugnisse industrieller Kunstfertigkeit, Maschinen, Modelle u. dergl. m. — Das königliche Museum des Louvre besteht aus folgenden Abtheilungen: 1) Sammlung der Antiken, Statuen, Büsten und Basreliefs; 2) Museum der französischen Bildhauerwerke; 3) Galerie der Zeichnungen; 4) Galerie der Gemälde aus den italienischen, flandrischen u. französischen Schulen; 5) Sammlung spanischer Gemälde; 6) Musée Standish mit 200 Gemälden u. mannigfachen Merkwürdigkeiten; 7) Sammlung griechischer, römischer u. ägyptischer Alterthümer, Vasen, Statuetten u. dgl. m.; 8) Museum der Schiffskunde. — Das Musée de l'Hôtel de Cluny et du Palais des Thermes, besteht aus 2 Abtheilungen. Gallo-romanische Alterthümer, Säulentapitaler, Inschriften, Votivtafeln, Altäre, nehmen einen Theil des großen Thermen-aales ein, welcher mit dem Hotel de Cluny durch einen Gang verbunden ist. Im letzteren

befindet sich die Sommerard'sche Sammlung von mittelalterlichen Kunstprodukten u. aus der Renaissance-Periode, herrliche Holzschnitzwerke, Kanzeln, Stühle u. dergleichen, eine Sammlung alter Waffen, Emaillen, Vasen, Statuen, Büsten, berühmte Manuscripte u. eine Menge verschiedenartiger Seltenheiten. — Das Musée d'Artillerie enthält eine kostbare Sammlung von Kriegsmaschinen u. Waffen aus allen Jahrhunderten u. verschiedenen Festungsplanen en relief. Die vorzüglichsten Theater in P. sind: die große Oper oder Académie Royale de Musique, ein großartiges Theater für Opern. Théâtre Français, für das Trauer- u. Lustspiel. Opéra Comique, für die komische Oper. Théâtre Italien, für die italienische Oper. Odéon, zweites Theater für das Schauspiel. Gymnase, für Vaudeville u. Lustspiel. Vaudeville, für das Vaudeville. Les Variétés, für Vaudeville u. Posse. Palais-Royal, für Vaudeville u. dgl. Ambigu-Comique, für Melodrama, Vaudeville u. Ballet. Porte-Saint-Martin, für das Melodrama, Schauspiel, Vaudeville u. Ballet. La Gaîté, für Vaudeville, Melodrama, Ballet u. Pantomime. Cirque-Olympique, für Melodrama, Ballet und Kunstreiter Vorstellungen. Die letzteren finden im Sommer im Circus auf den Champs Elysées, welcher 6000 Zuschauer faßt, Statt. Außerdem noch mehrere kleinere Theater auf den Boulevards, in den Vorstädten u. nächsten Umgebungen. — Die Wohlthätigkeit in allen ihren Zweigen ist vielleicht in keiner zweiten Stadt der Welt so reichlich u. großartig vertreten, als in P. Alle oder auch nur die wichtigsten Anstalten dieser Art auszuführen, verbietet uns der Raum dieses Werkes; doch heben wir folgende hervor: das berühmte Hôtel Dieu auf der Insel Cité, durch den Pont-au-Double u. Pont St.-Charles mit dem südlichen Seineufer verbunden. Das Vestibul ist geschmückt mit den Büsten Bichais u. Desaults, u. außerdem befinden sich an dem Gebäude die berühmtesten Chirurgen u. Aerzte Frankreichs. Es sind hier 23 Säle, 11 für Männer u. 12 für Frauen, zusammen mit 1262 Betten. Die Dames chanoinesses de l'ordre de St. Augustin pflegen die Kranken. Nicht minder trefflich sind das 1779 von Madame Necker gegründete u. nach ihr benannte Krankenhaus, das Hôpital du père Cochin u. das Hôpital Beaujon. Hospice de l'Allaitement, ou des Enfants trouvés. Die Findelkinder werden hier von den Soeurs de Saint-Vincent de Paul gepflegt u. mit musterhafter Sorgfalt behandelt u. auferzogen. Die Durchschnittssumme der jährlich hier abgegebenen Kinder beträgt 5500; eine sehr sehenswerthe, dem Fremden leicht zugängliche Anstalt. Hospice général oder la Salpêtrière. Gegen 7000 Personen weiblichen Geschlechts können hier aufgenommen werden, die in fünf Klassen zerfallen: 1) Siebzigjährige an unheilbaren Krankheiten Leidende. 2) Arme, Blinde, Gelähmte, Gebrechliche. 3) Die Verrückten u. Epileptischen. 4) Solche, die als Diensthoten alt geworden sind. 5) Das Krankenhaus mit 400 Betten, von den übrigen Classen separirt. Das Gebäude ist von einer ungeheueren Ausdehnung u. nimmt einen Flächenraum von 55,000 □ Klaftern in Anspruch. Ein ähnliches Etablissement für alte Männer besteht in der Nähe von P. zu Bicêtre, welches zugleich ein Arbeitshaus u. eine Einrichtung für Wahnsinnige enthält. Ein besonderes Asyl für Verrückte besteht in Charenton; auch sind in einigen Krankenhäusern einzelne Abtheilungen zur Pflege von Geisteskranken eingerichtet. Die Blindenanstalt, das Hôpital des Quinze-Vingts, und die Taubstummnenanstalt sind in vieler Beziehung so vortrefflich, daß man sie bei ähnlichen Einrichtungen nicht selten zum Muster genommen hat. Unter den Gefängnissen u. sonstigen Anstalten zur Aufbewahrung von Verbrechern ist die Prison de l'abbaye St. Germain die stärkste, 1792 der Schauplatz der furchtbarsten Gräueltathen; hier wurden die zur Guillotine Verurtheilten eingekerkert, und von hier retteten die heldenmüthigen Töchter Mademoiselle de Sombreuil und Cézette ihre unglücklichen Väter. Das große Depot der Polizeipräfektur, das Gefängniß de la Roquette, Saint-Pélagie, das Hôtel de la force, die Conciergerie, u. mehrere andere Zwangshäuser. Das eigentliche Schuldgefängniß ist in Cllichy. — Unter den Begräbnißplätzen verdient vorzüglich der Kirchhof Père Lachaise außerhalb

der gleichnamigen Barriere einen Besuch. Dieser weltberühmte Kirchhof, von welchem aus man den schönsten Blick über ganz P. hat, verdient es, von jedem Fremden besucht zu werden, wegen seiner Unzahl herrlicher Monumente u. Mausoleen u. der vielen hier begrabenen berühmten Männer u. Frauen; z. B. sind hier die Grabstätten u. Monumente von Abälard u. Heloise, la Fontaine, Molière, Talma, Girodet, Grétry, Mehul, Massena, Davoust, Suchet, Foy, Camille Jordan, Rey, Casimir Perrier, Madame Cottin, Börne u. a. m. Die Katakomben, an der Barriere d'enfer, sind umfangreiche unterirdische Räume, die sich unter einem ansehnlichen Theile der Stadt hinziehen u. in den sich die auf den Kirchhöfen gesammelten Gebeine von Millionen Todten befinden. Wegen ihrer jezigen Auffälligkeit ist der Eingang dazu geschlossen. — Die Pariser Fabrikindustrie beschäftigt mehr als 100,000 Arbeiter, zum Theil Deutsche, größtentheils in den sogenannten *Articles de Paris*, als: Gold- u. Silberwaaren, Bijouterien, Schmucksachen, Bronzen, Blecharbeiten, Uhren, Pianoforte's u. anderen musikalischen Instrumenten, chirurgischen, optischen u. physikalischen Instrumenten, Kunstschreinerarbeiten, Möbeln, Tapeten u. bunte Papiere, Kupferstich- u. lithographische Arbeiten, Borsten, Handschuhe, Fächer, Schirme, Quincailleriearbeiten, Sattlerarbeiten, Waffen, Porcellainwaaren, Delikatesen für die Tafel, Farben, Tinten, Spielkarten, Pergament, Hüte, Krystallwaaren, Teppiche, künstliche Blumen, Parfümerien, Seifen, Spitzen, feine Arbeiten aus Seide, Wolle u. Baumwolle. Brachivolle Gobelins oder Hautelissetapeten, aus Wolle u. Seide gewebt u. mit tausenden Copien der Gemälde großer Meister in den lebendigsten Farben, gehen aus einer eigenen schon unter Franz I. von den Gebrüderu Gobelins angelegten Fabrik hervor, ebenso Spiegel aus der großen königlichen Spiegelfabrik, welche an 800 Menschen beschäftigt. Die königliche Tabakfabrik auf dem Quai d'Orsay ist der Mittelpunkt aller Operationen des Staates zur Ausbeutung des Tabakmonopols. Ferner produziert P. vortreffliches Leder für einen jährlichen Werth von nahe an 4 Millionen Francs, u. die Zuckerraffinerien liefern ein jährliches Erzeugniß von mehr als 30 Millionen Francs. Was den Handel betrifft, so ist P. zwar nicht, wie London, ein Stapelplatz der Welt, indessen bedingt doch schon seine gedrängte starke Bevölkerung u. die Unzahl seiner Manufakturen einen sehr beträchtlichen Verkehr. Die Ausfuhr von Pariser Erzeugnissen betrug 1846 153,081,759 Francs. Wichtig für den Verkehr ist die schiffbare Seine, auf welcher jährlich Schiffe aller Art mit einem durchschnittlichen Gehalte von 1,920,000 Tonnen ankommen. Außerdem hat die neueste Zeit Eisenbahnen nach allen Richtungen geschaffen, von denen die Bahn nach Havre von besonderer Bedeutung ist, da sie diesen Seeplatz gleichsam zum Hafen von P. gemacht hat. P. ist als Wechsellplatz auch der Mittelpunkt großer finanzieller Operationen. Einen Hauptgeschäftsweig bildet besonders der Handel mit Staatspapieren, und es dürfte derselbe bei den Summen, die aus der basigen Börse umgesetzt werden, nur in London u. Amsterdam in noch größerem Umfange betrieben werden. Ebenso ist der Wirkungskreis der Bank von Frankreich umfassend u. großartig, u. dieselbe nach der von London das bedeutendste Institut dieser Art in der Welt. In den Besitz der Börse theilen sich das Staatspapiergeschäft, der Waarenhandel u. das Handelsgericht. Das Handelsgericht befindet sich neben der Handelskammer in den oberen Stockwerken; in dem untern die Räume für den gewöhnlichen Verkehr. P. besitzt 2 Entrepôts oder Zollniederlagen, das Entrepôt des Marais am Kanal St. Martin, und das Entrepôt de l'île des cygnes. Eine dritte Niederlage ist das allgemeine Wein-Entrepôt, welches auch für Spirituosen, Essig u. Del dient und 700,000 Hektoliter Wein enthalten kann. Der Salzspeicher ist eine Niederlage, in welcher das Salz deponirt wird, welches die darauf liegenden Abgaben noch nicht bezahlt hat. Außerdem befinden sich in P. 8 große Etablissements, Hallen genannt, in denen die Geschäfte durch Vermittelung der Faktoren geschlossen werden und die dem Verkaufe besonderer Waarengattungen gewidmet sind: die Getreide- u. Mehlhalle, die Tuch- u. Leinwandhalle, die Lederhalle, die Fisch-

halle, die Häutehalle, die Geflügel- u. Wildhalle, die Butter- u. Cierhalle. Gesellschaften zur Beförderung des Handels u. der Industrie sind ebenfalls in großer Menge thätig. Als Centralpunkt der französischen Literatur besitzt P. endlich auch einen sehr ausgedehnten Buchhandel, mit welchem gegen 500 Etablissements beschäftigt sind, welche gegen 100 Buchdruckereien in Thätigkeit setzen. Das Budget von P. für das Jahr 1844 schloß mit 46,017,215 Franken Einnahme u. Ausgabe ab. Der Haupteinnahmeposten sind 30,592,000 Franken Octroi oder Accise; 2,090,000 Franken hat die Schlachtabgabe, 1,252,881 Franken das Standgeld von den Hallen u. Märkten eingetragen. Unter den Ausgaben sind 10,752,822 Franken Zuschuß an die Polizeipräfektur, 4,598,600 Franken als Lantième des Staats von den Einnahmen, für Wohlthätigkeitsanstalten 5,519,718 Franken, für Primärunterricht 91,218 Franken, Verwaltungsaufwand 2,962,000 Franken. — Als öffentliche Vergnügungen der P. er sind neben den Theatern, Concerten u. vor Allen zu nennen: die Julifeste, die nun wohl sich in republikanische Gedenkstage umwandeln werden; dann die drei letzten Tage der Carnevalszeit, wo sich auf den Boulevards u. in den Straßen der Stadt eine Menge Masken zeigt. Ferner am Montag, Donnerstag u. Freitag der Charwoche die berühmte Promenade de Longchamp nach dem Gehölz von Boulogne; es ist dieses zugleich die großartigste Schaustellung der Mode. Paraden finden täglich im Tuilerienhofe und auf dem Marsfelde, wo auch die Pferderennen vor sich gehen, statt. — Der Garten des Luxembourg, der Park von Monceaux, der Boulevard des Italiens, der Garten der Tuilerien u. das Palais Royal, die besonders Abends sehr besucht sind; die Champs Elysées, besonders Sonntag Abends. Die schönsten Promenaden sind im Jardin des Plantes, woselbst man von der Gloriette aus einer herrlichen Aussicht über P. u. den Garten selbst genießt. Für die Pomologen u. Blumisten sind besonders interessant: Die Gärten in den Vorstädten St. Marcel u. St. Jacques, besonders in den Straßen de l'Ousine et de Biron. Das Bois de Boulogne, außerhalb der Stadt, mit schönen Alleen, einer Restauration, einem Kaffeehaus, dem Lustschloß Bagatelle u. dem Château de la Muette. In diesem Gehölz werden gewöhnlich die Duellen abgemacht. — Das Bois de Vincennes wird hauptsächlich von der Mittelklasse häufig besucht, ebenso die Dörfer Belleville u. Romainville. Sonntag Abends Tanz auf der Pré St. Germain. — Die Parisii, ein gallischer Stamm, hatten P. noch vor der Römerzeit auf einer Insel der Seine angelegt u., angeblich wegen des kothigen Bodens, Lutetia Parisiorum (Kothstadt der Pariser) genannt, wogegen Andere den Namen von gallischen Lutuheri (Wasserstadt) ableiten. Schon zu Cäsars Zeit war P. eine wichtige Stadt, u. die Gallier hielten hier ihre Bundesversammlung. Als Labienus, Cäsars Feldherr, sich, nachdem sich P. empört hatte, nannte, verbrannten die Einwohner ihre Stadt u. lieferten den Römern im offenen Felde eine Schlacht, in der Camulogenus, ihr Feldherr, fiel. Die Römer bauten sie auf der Cité wieder auf u. errichteten warme Bäder; doch war sie lange nur von Schiffen bewohnt, bis Kaiser Julian 360 zu P. seine Winterquartiere bezog, mehrere Winter daselbst verweilte u. einen Palast erbaute, von dem noch auf der Cité Ruinen übrig sind. Eben so hielten sich Konstantin u. Konstantin hier auf u. P. hatte damals schon ein Amphitheater u. die Wasserleitung von Arcueil. Auch Gratian hielt sich hier auf. Wahrscheinlich bestand hier der Istdienst. 486 eroberten die Franken P., u. nannten es P. 508 erklärte es Chlodwig zur Hauptstadt seines Königreichs. Chlodwig begann, Christ geworden, den Bau der Kirche St. Genesève, den dessen Gemahlin, Chlotilde, vollendete. Um 650 stiftete St. Landri das Hotel Dieu. Die merovingischen und karolingischen Könige hatten P. abwechselnd zur Residenz. Siegbert verbrannte es. Zu Ende des 8. Jahrhunderts stiftete Karl der Große hier mehrere Schulen, aus denen die Universität später entsprang. 845 plünderten die Normannen P.; 856 u. 872 brannten sie die Vorstädte ab. 885 kamen die Normannen von Neuem wieder u. belagerten P. 2 Jahre lange vergebens. Damals gab es Grafen, statt der früheren Herzöge von P.

Der letzte war Hugo Capet, u. als dieser 987 König von Frankreich ward, so wurde P. königliche Residenz u. blieb es bis auf Ludwig XIV. 1649, wo der König sich nach Versailles wandte. Anfangs residirten die Könige im Justizpalast; indessen wuchs P. nach Norden hin, während sich im Süden die Klosterschulen ansiedelten. Um 1150 bildete sich die Universität aus den vorhandenen einzelnen Unterrichtsanstalten. 1190 theilte Philipp August die Stadt, die bisher nur 4 Quartiere gehabt, in 8 u. erweiterte sie. Nur die Kirchen u. die Paläste des Königs u. des Erzbischofs waren von Stein, das übrige P. von Holz. 1311 firirte Philipp der Schöne das Parlament u. später eine Menge Behörden in P.; derselbe ließ 1313, nach Aufhebung des Templerordens, den Großmeister, Jakob Molay, auf dem jetzigen Platz der Dauphine verbrennen. Unter Philipp von Valois hatte P. schon 15,000 Einwohner. Während der Gefangenschaft Königs Johann in England erregten König Karl der Böse von Navarra u. die Engländer Unruhen in P., an deren Spitze Stephan Marcel, Prevot der Kaufleute, stand u. die den Zweck hatten, P. in die Hände der Engländer zu liefern. Marcel aber ward hierbei erschlagen u. der Dauphin bemächtigte sich der Stadt. Der schwarze Tod verheerte in der Mitte des 14. Jahrhunderts P. Um diese Zeit begann der Bau des Stadthauses auf dem Greveplatz. 1367 ward P. unter Karl V. zum 4. Male vergrößert und in 16 Quartiere getheilt; 1370 ward die Bastille begonnen. Zu Ende des 14. Jahrhunderts ward eine Mauer um das damalige P. geführt. Unter Karl VI. bemächtigten sich 1420 die Engländer der Hauptstadt, die 1418 durch Pest und Hungersnoth über 100,000 Menschen verloren hatte. 1529 versuchte Jeanne d'Arc vergebens einen Sturm. Dunois eroberte aber 1436 P. für Karl VII. 1446 führte man eine noch sehr unvollkommene Straßenbeleuchtung ein. Unter Ludwig XI. zählte P. schon 300,000 Einwohner; 1470 wurde die erste Druckerei in den Gebäuden der Sorbonne (Universität), auch die Briefpost errichtet. Unter Franz I. ward P. sehr verschönert und erhielt eine fünffache Vergrößerung. P. war der Schauplatz eines Theils der Religionskriege und der Bluthochzeit (24. August 1572). 1564 ward der Bau der Tuilerien begonnen, 1578 der des Pont neuf, der 1605 von Heinrich IV. vollendet ward. 1590 belagerte Heinrich IV. die Liguisten in P., doch ergab sich die Stadt aus Hunger 1594. 1622 ward P. zum Erzbisthum erhoben. 1615 begann man den Palast Luxembourg, 1629 des Palais royal nach seiner alten Gestalt. 1635 wurde der botanische Garten angelegt; 1642 ein neues Quartier (Fauxbourg St. Germain) begonnen. Ueberhaupt wurde zu dieser Zeit viel gebaut und mehrere Dörfer mit der Vorstadt St. Honoré u. St. Antoine verbunden. Während Ludwigs XIV. Minderjährigkeit fanden die Unruhen der Fronde Statt, und der Baricadentag 1648 u. a. unruhige Austritte störten den Frieden der Stadt. Als Ludwig XIV. mündig geworden war, zierte er P. immer mehr; der Geist der französischen Nation machte es zur Hauptstadt der Mode; Triumphbogen erhoben sich statt der finsternen Thore auf den Boulevards, die nach und nach abgetragen und schöne Straßen wurden; 1664 wurden die Tuilerien vollendet; 1665 die Colonnade des Louvre und das Invalidenhaus, sowie das Observatorium gebaut. Zu derselben Zeit entstand der Tuilerien-Garten, die Champs Elysées, die Plätze des Victoires und Vendôme, wurden mehrere Brücken umgebaut und der Pont Royal errichtet. Die Quartiere wurden auf 20 vermehrt. Unter Ludwig XV. wurde die Stadt immer mehr vergrößert, die Kirche St. Geneviève umgebaut, 1751 die Militärschule auf dem Champ de Mars gegründet; 1754 der Platz Ludwigs XV. u. die neuen Boulevards angelegt. Der hier am 10. Februar 1763 abgeschlossene Friede zwischen Frankreich, Spanien, Großbritannien und Portugal bereitete das Ende des 7jährigen Kriegs vor; am 3. September 1783 Friede Englands mit Frankreich, Spanien u. Nordamerika, und am 20. Mai 1784 Englands mit Holland, welcher den nordamerikanischen Freiheitskrieg endete. Unter Ludwig XVI. ward 1789, um die Contrebande zu verhüten, eine Mauer um P. aufgeführt. Die

Revolution zerstörte und änderte in P. viel, doch verschönerte sie wenig. 1796 den 10. Oktober wurde hier der Separatfriede mit Neapel, den 7. August 1796 der Friede mit Württemberg, am 30. April 1803 der Cessionsvertrag mit den nordamerikanischen Freistaaten, durch den diesen Louisiana abgetreten wurde, geschlossen. Napoleon errichtete die Säule auf dem Vendômeplatz, den Triumphbogen auf dem Carousselplatz, begann den Triumphbogen de l'Etoile u. den Carousselplatz zu vergrößern, baute mehre Quais aus Quadern und die Brücke von Austerlitz und Jena, sowie den Pont des arts. 1814 war P. das Hauptobjekt der Operationen der Allirten in Frankreich; am 29. März langten sie in dessen Nähe an, am 30. März lieferten sie die Schlacht von P. und am 31. März rückten sie in P., das sich durch Capitulation ergab, ein. Am 30. Mai 1814 wurde der 1. Pariser Friede zwischen Frankreich und den Allirten geschlossen. Die Bourbons wurden wieder zurückgerufen und herrschten bis zum 20. März 1815, wo Napoleon wieder in P. eintraf. Nach den 100 Tagen und der Schlacht von Belle Alliance wurden sie aber nach heftigen Gefechten bei Issy am 2. u. 3. Juli, durch die Allirten, die P. am 7. Juli 1815 durch Capitulation besetzten, wieder eingesetzt. Am 20. November 1816 kam der 2. Pariser Friede zwischen denselben Mächten zu Stande. Die älteren Bourbons nahmen nun ihre Residenz wieder zu P., und unter ihnen stiegen durch den Gewerbefleiß der Pariser ganze Straßen, besonders auf den elysäischen Feldern, in der Allée des veuves, ja selbst außerhalb der Barrière nach Montrouge u. Issy hin empor. Durch die Julirevolution vom 27.—29. Juli 1830 wurde Karl X. durch das mit den neuesten Ordnungen des Fürsten Polignac unzufriedene Pariser Volk, nach blutigem Gefechte in den Straßen von P., wieder aus Frankreich verjagt und Ludwig Philipp, bisher Herzog von Orleans, zum Könige der Franzosen ernannt. Ludwig Philipp leistete mehr, als irgend einer seiner Vorgänger, selbst Ludwig XIV. u. Napoleon nicht ausgenommen, für die Verschönerung von P. Der Triumphbogen de l'Etoile wurde vollendet, der Obelisk von Luxor auf dem Eintrachtsplatze aufgestellt und dieser selbst zu einem der schönsten auf der Erde gemacht; die Julius-Säule auf dem Bastillenplatze errichtet, viele Quais hergestellt, mehre Brücken gebaut, durchaus ein besseres Pflaster und neue vollständigere Beleuchtung der Stadt hergestellt, die Befestigung ausgebaut und v. A. Die Tage vom 22. bis 24. Februar dieses Jahres sahen abermals hitzige Kämpfe in den Straßen von P.: eine abermalige vollständige Umwälzung, welche mit der Vertreibung des Königs und seiner Familie u. der Umwandlung des erblichen constitutionellen Königthums in eine Republik endete. Ob und wie viel P. hierbei gewinnen wird, muß der Entscheidung einer vielleicht ganz nahen Zukunft vorbehalten bleiben. Bis jetzt lauten die Nachrichten dahin, daß eine Anzahl solcher, deren Reichtum u. Luxus bisher der Industrie u. dem Verkehre dieser Weltstadt Schwung gegeben, dieselbe mit ihrer Habe verlassen haben u. noch fortwährend verlassen, um ihr Eigenthum nicht der communistischen Gier eines verkommenen Proletariats preisgegeben zu sehen. — Unter den zahllosen über P. erschienenen Beschreibungen sind die wichtigsten (mit Uebergang der älteren): Latynna, Dictionnaire topographique, étymologique et historique des rues de P., 2. Aufl., Par. 1817, 12.; J. B. de Roquefort, Diction. des Monuments de P., ebd. 1826; Landon, Description de P. et de ses édifices, ebd. 1806—1809, 2. Bde.; Lurine, Les rues de P.; P. ancien et moderne depuis 358—1844, ebd. 1844, 2 Bde.; Saint-Victor, Tableau historique et pittoresque de P., ebd. 1807, 2 Bde.; Dulau, Histoire physique, civile et morale de P., neueste Aufl., ebd. 1837, 8 Bde.; Möller, P. und seine Bewohner, Gotha 1823; Touchard-Lafosse, Histoire de P., Par. 1834, 5 Bde.; Desselben, Hist. des environs de P., ebd. 1835, 4 Bde.; v. Bornstedt, Pariser Silhouetten, Leipzig 1837, 2 Bde.; de Gaulle, Nouvelle histoire de P. et de ses environs, Par. 1840, 5 Bde.; Gauger, Wegweiser für den Deutschen in P., Stuttg. 1841.

Pariset, Etienne, erster Arzt an der Salpêtrière in Paris, geboren den 5. August 1770 zu Grands in der Champagne, wurde von seinen Eltern wegen

ihrer beschränkten Vermögensverhältnisse 1786 zu einem Oheim, einem Parfumeur, nach Nantes geschickt, woselbst er in seinen Freistunden eifrig studirte, so daß er 1788 die Aufnahme in das Collège de l'Oratoire erhielt; 1792 mußte er als Soldat nach der Gränze, im folgenden Jahre in die Vendée, wo es seinen Bemühungen gelang, das Leben der Frau des royalistischen Generals Bonchamp zu retten. Rückgekehrt nach Nantes, widmete er sich dem Studium der Heilkunde u. setzte dieß in Paris fort, woselbst er 1805 zum Med. Dr. promovirt wurde u. sich als praktischer Arzt niederließ; einige Jahre später hielt er Vorlesungen am Athénäum über Physiologie; 1814 erhielt er die Stelle eines Arztes am Bicêtre; 1829 wurde er zur Beobachtung des gelben Fiebers nach Cadix und im folgenden Jahre ebenso nach Barcelona geschickt; 1826 wurde er Arzt an der Salpêtrière; 1829 sendete ihn die Regierung zur Beobachtung der Pest nach Aegypten; 1833 wurde er erster Arzt der Salpêtrière. — P. hat sich sehr verdient gemacht durch seine Untersuchungen über das gelbe Fieber, deren Ergebnisse er in den, mit seinen Gefährten gemeinschaftlich herausgegebenen, Berichten niedergelegt hat, sowie durch seine Schrift über die Pest: „Mémoire sur les causes de la peste et sur les moyens de la détruire,“ Paris 1837, übersetzt ins Italienische. Als beständiger Sekretär der Akademie der Medizin hat P. in zahlreichen Gedächtnißreden das Andenken ausgezeichneten Fachgenossen der Nachwelt überliefert. Außerdem gab er den Celsus, sowie, zugleich mit Uebersetzung, die Aphorismi und Prognostica des Hippokrates heraus, von welchen wiederholte Auflagen erschienen. E. Buchner.

Parisienne (Pariser-Hymne), heißt das von Casimir Delavigne (s. d.) zur Verherrlichung der Julirevolution von 1830 gebichtete und mit den Worten: „Peuple français, peuple des braves“ beginnende Volkslied, das nächst der Marseillaise seitdem der beliebteste Revolutionsgesang in Frankreich geworden ist.

Park heißt jeder umschlossene u. abge sonderte Raum; namentlich nennt man so 1) in Beziehung auf das Jagdwesen, einen mit einer Mauer oder einem Pfahlwerk umgebenen Raum, worin großes und kleines Wild gehegt wird, Thiergarten; 2) in der Gartenkunst eine großartige, auf Phantasie und optische Täuschung beruhende Gartenanlage, welche mit Freiheit die ästhetischen Ideen der Flora und der landschaftlichen Schönheit verwirklicht. England ist das Vaterland dieser P.e, daher sie auch englische Anlagen heißen, doch hat auch Deutschland große P.=Anlagen bei Potsdam, Muskau, Wörlitz, Weimar, Kassel u. c. 3) P. der Artillerie heißt ein Ort, oder Orte, wo die verschiedenen Artilleriezüge oder Equipagen aufgestellt sind. Diese P.e zerfallen zunächst in Feld- u. in Belagerungs-P.e. 4) Im Seewesen der Ort, welcher sämtliche Magazine u. Werften enthält.

Park, Mungo, s. Mungo Park.

Parlament (franz. parlement, engl. parliament) hieß 1) in Frankreich der höchste Gerichtshof des Reiches, dessen Versammlungen Anfangs an keinen bestimmten Ort gebunden waren u. erst Ansehen gewannen, als die Beschlüsse ausgezeichnet und so mit gesetzlicher Autorität belegt wurden. Eine neue Organisation u. größeren Geschäftskreis erhielt es unter Philipp IV.; 1320 ward bestimmt, daß die Untersuchungskammer des Pariser P.s immer fortbauern solle. Die Ausdehnung der königlichen Gewalt war das unverrückte Ziel desselben, theils der Geistlichkeit, theils den allgemeinen Reichsständen gegenüber; doch oft verweigerte es ungerechten Verordnungen der Könige das Eintragen in seine Protokolle oder die gesetzliche Autorität. Als 1468 ausgesprochen wurde, daß Präsidenten u. Räte nur in Folge vorher gesetzlich untersuchter Vergehungen ihre Stellen verlieren sollten, bildete sich eine für den ganzen Staat höchst wohlthätige Unabhängigkeit. Begreiflich behauptete das Pariser P. stets ein Uebergewicht über die andern, deren nach u. nach folgende errichtet wurden: zu Toulouse, Bordeaux, Grenoble, Dijon, Rouen, Provence, Bretagne, Pau, Metz, Franche-Comté, Flandern, Nancy, an welche sich die zwei obersten Gerichtshöfe vom Elsaß und Roussillon reihten. In die Regierung des Reichs mischte sich das P. zuerst nach Hein-

richs IV. Ermordung, als es der Maria von Medici die Vormundschaft und Regentschaft zuerkannte. Auch versuchte es, als die Reichsstände 1614 zum letztenmale versammelt waren, an deren Statt Abstellung von Mißbräuchen in der Regierung, namentlich in der Finanzverwaltung zu erlangen, allein Richelieu wußte mit Erfolg den Einfluß desselben zu vereinigen. Die Ungültigkeitserklärung des Testaments Ludwigs XIII. war nur ein vorübergehendes Zeichen von Macht; ebenso, als es unter Mazarin sich gegen Auflagen sträubte, mit Hülfe des aufgestandenen Volks die Freilassung einiger seiner Glieder erzwang und die Entfernung Mazarin's verlangte, welche es auch endlich durchsetzte. Unter Ludwig XIV. mischte es sich nie in Staatsangelegenheiten. Der Herzog von Orleans, welcher dem P. die Regentschaft verdankte, gab ihm das Recht der Remonstranzen wieder, doch, als es bei bedeutenden Fällen davon Gebrauch machte, namentlich gegen Law's (s. d.) Schwindeleien auftrat, ward es nach Blois, dann nach Pontoise (1720) erlirrt, doch bald wieder mit dem Regenten versöhnt. Zu erheblichen Streitigkeiten führten das Verbot des Königs, sich, als es die sogenannten gallicanischen Freiheiten verteidigte, in Kirchensachen zu mischen, und die jansenistischen Kämpfe (seit 1752). Durch eine Intrigue führte Maupeou die Auflösung des P.s 1771 herbei und setzte in Paris ein neues P. mit beschränkter Jurisdiktion ein. Ludwig XVI. mußte sich iness genöthigt sehen, das alte P. wieder herzustellen (1774), welches bald durch standhafte Weigerung, die neuen Finanzbeifte für rechtmäßig zu erklären, einen glänzenden Sieg erkämpfte und zu solcher Macht gelangte, daß der Hof Nichts ohne seine Einwilligung unternehmen konnte. Da faßte man den Plan einer Veränderung der ganzen Gerichts-Verfassung; sie kam zur Kunde des P.s und erregte allgemeine Protestation desselben. Inbessen ließ der Minister die neue Einrichtung auf königlichen Befehl einzeichnen. Volksunruhen waren die Folge. Der neue Minister Necker gab dem P. die früheren Rechte zurück; doch, stets antirevolutionär, zerfiel es mit diesem und dem Volke, als es die frühere Zusammensetzung der allgemeinen Reichsstände wollte beibehalten wissen. Bald löste es die Revolution 1790 ganz auf. — 2) In England war die Einrichtung der P.e ursprünglich der französischen ähnlich. Als aber dem Könige Johann 1215 von den Baronen die Magna charta abgezwungen wurde, enthielt diese die Bestimmung, daß ein Gerichtshof an einem bestimmten Orte fixirt werden mußte, und das P. erhielt zu Westminster seinen Sitz. Bald beschäftigte sich das P. nicht nur als oberster Gerichtshof mit Rechtsachen, sondern zog auch Staatsangelegenheiten zu seinen Berathungen. Unter Heinrich III., Eduard I. u. II. bildete sich das P. immer mehr aus und unter Eduard III. trat es 1333 zuerst in 2 Häusern zusammen. Die Bürgerkriege der rothen u. weißen Rose hoben die Macht des P.s bedeutend, indem sich jede Partei dessen Stimmen zu erringen strebte. Heinrich VIII. unterjochte das P. zu ungemeiner Servilität, die sich unter Eduard VI., Maria, auch noch unter Elisabeth erhielt und erst unter Jakob I. wieder zu selbstständigem Handeln erhob. Karl I. fühlte sich dadurch bewogen, 11 Jahre lange kein P. zu berufen, und als er 1640 dazu gezwungen war, entwickelten sich jene Streitigkeiten, die 1641 zum offenen Kriege führten, in dessen Folge der König hingerichtet wurde. Mit dem langen P.e 1640—53 regierte Cromwell, bis er es auseinander jagte. Er setzte nun erst ein militärisches P., dann eines nach neuen Formen ein, welches nach Cromwell's Tode den von Monk zurückgerufenen Karl II. anerkannte, dagegen aber von diesem auch große Freiheiten erhielt. König Wilhelm von Oranien und Maria, die ihren Schwiegervater und ihren Vater, Jakob II., 1688 vertrieben, bestätigten das P. in allen seinen Rechten. Bis 1706 war das englische P. von dem schottischen und irischen geschieden; erst Königin Anna vereinte das englische u. schottische P. als großbritannisches P. Es blieb nun in dem seitherigen Zustande bis 1800, wo auch das irische P. damit vereint wurde, u. es nun den Namen Imperial Parliament erhielt. Die jetzige Einrichtung des P.s ist folgende: Zu demselben gehören der König, das Oberhaus und Unterhaus; jede von diesen Staatsgewalten hat eine

Stimme und ohne das Zusammenstimmen aller 3 Stimmen kann Nichts beschlossen werden; was aber die Zustimmung aller 3 erhält, wird Gesetz (P.sacte). Das P., ohne den König betrachtet, beschützt die Form der Regierung, ordnet Auflagen an und bewilligt die zu den Staatsbedürfnissen nöthige Geldhülfe. Es hat die Pflicht, die Verleger der Freiheit der Nation (auch die Minister) vor sich zu fordern und sie zu richten; das Unterhaus ist hierbei Kläger, das Oberhaus Richter. Das P. wird vom Könige berufen; mittelst Thronrede im Oberhause, wozu das Unterhaus eingeladen wird, eröffnet; es kann vom Könige auch vertagt (ajournirt), auf längere Zeit entlassen (prorogirt) und gänzlich aufgehoben werden. Nach geschehener Prorogation beginnen alle Verhandlungen von Neuem. Nie darf ein P. länger als 3 Jahre prorogirt oder aufgelöst bleiben. Der Tod des Königs löst von selbst auf. Aus eigener Macht kann sich das P. auf einige Tage ajourniren. Beide Häuser führen ihre Verhandlungen besonders. Jedes Mitglied eines derselben kann einen Vorschlag (Bill) machen. Jeder Bill muß eine Motion (mündliche Ankündigung), daß die Bill erfolgen soll, vorangehen u. der Antragende von einem 2. Mitglied unterstützt werden. Privatbills werden durch eine Petition (schriftliches Gesuch), die ein P.s-Glied auf den Tisch des Sprechers legt, eingeleitet. Jede Bill wird 3 mal verlesen, das erstemal über ihr Verwerfen im Ganzen verhandelt, das zweitemal durch eine Commission oder durch das, in ein Comité verwandelte, Haus diskutiert, Zusätze u. Aenderungen beschlossen u.; das drittemal wird sie ins Reine auf Pergament geschrieben, verlesen und Zusätze auf besondere Pergamentblätter angehängt. Geht sie durch, so kommt sie vor das andere Haus, wo sie, wenn sie verworfen wird, stillschweigend liegen bleibt. Geht sie aber auch dort durch, so erhält sie der König zur Genehmigung, die er entweder persönlich im Oberhause, oder schriftlich, mit dem großen Staatsiegel, ertheilt. Er hat das Verwerfungsrecht (durch die Formel *le Roi l'a visera*), dessen sich aber das Haus Hannover nie bedient hat. Früher wurden viele Bills verworfen, so von Elisabeth 48 in Einer Session. Die Bills betreffen entweder allgemeine Angelegenheiten (Public Bill), oder Privatsachen (Privat-Bill), oder Geldbewilligungen (Money-Bill). Jede Art bewilligt der König mit einer besondern französischen Formel. Eine Frage, wo kein Minister zum Stimmen im Sinne des Ministeriums verpflichtet ist, sondern jeder stimmen kann, wie er will, heißt eine offene Frage. Eine Bittschrift an den König oder an das P. heißt eine Adresse. Katholiken hatten sonst im Oberhause bloß Sitz, nicht Stimme, im Unterhause legte jeder, außer dem noch jetzt gewöhnlichen Eid der Treue (Oath of allegiance), den Kircheneid (Oath of Supremacy) u. den Eideid ab, den Katholiken vermöge seines Inhalts nicht schwören konnten, weshalb sie nicht Mitglieder des P.s seyn durften. Seit 1828 ist dieß abgeschafft u. Katholiken, wie Dissenters, sind parlamentsfähig. Kein Mitglied beider Häuser kann für sich, seine Bedienten, Güter u. Grundstücke während der P.s-Zeit mit Arrest belegt werden. Das Oberhaus (Haus der Lords, der Peers) umfaßt die majorennen Prinzen der königlichen Familie, die Reichsbarone von England u. Wales, welche dieß Vorrecht erblich besitzen und 21 Jahre alt sind, ein Ausschuß des schottischen u. irischen Adels, welcher sich bei jedem P. erneuert, die protestantischen Erzbischöfe u. Bischöfe von England, Schottland, Wales, die protestantischen Erzbischöfe von Irland u. einige Kronbeamte, wovon der Lordkanzler den Sprecher macht, aber eben so wenig, als die 12 Oberrichter, Stimme hat. Jedes Mitglied des Oberhauses stimmt durch content (zufrieden damit) oder non content (nicht zufrieden damit), und sie können ihre Stimmen durch Mandatare abgeben, welches *by proxy* (durch einen Bevollmächtigten) heißt. Es hält seine Sitzungen im Palast von Westminster, das 1834 zum Theil abbrannte, interimistisch wieder erbaut ward, aber jetzt prachtvoll wieder hergestellt worden ist. Im Vordergrund des Sitzungssaales befindet sich der königliche Thron unter einer großen vergoldeten Krone, in der seit der Schlacht von Waterloo ein vergoldeter Adler thront; dabei sind 2 Reihen rother Wollsäcke für die Minister, zwischen denen ein Durchgang zum Thron führt. An beiden

Seiten des Throns ziehen sich die Sitzungebänke der Peers weg; hinter ihnen ist eine Barriere für die Zuschauer, die durch die Karte eines Lords Einlaß finden. Die Erzbischöfe, Herzoge, Marquis sitzen nach ihrem Range rechts, die Bischöfe, die Barone, dem Throne gegenüber links. Das Unterhaus (Haus der Gemeinen) hält in der sonstigen Kirche des heil. Stephan seine Sitzungen, die ebenfalls abgebrannt u. erneuert ist. Es besteht aus Deputirten des britischen Bürgerstandes. Zu diesen Deputirten wählte jede der 40 Graffschaften Englands 2, die 12 Shiren von Wales 12, die 30 Shiren von Schottland 30, die Städte (Cities) in England 50, die 172 englischen Boroughs 339, die Universitäten Oxford u. Cambridge jede 2, die sogenannten Fünfhäfen (s. Cinque Ports) 16, die Burgflecken von Wales 12, die Burgflecken von Schottland 15, Irland aber 100; im Ganzen also betrug die Zahl der Abgeordneten 658. Diese Wahlordnung bestand bis zum Jahre 1833, wo die P.-s-Reform (s. d.) erfolgte. — Jedes in das P. zu wählende Mitglied muß 21 Jahre alt u. britischer Staatsbürger, darf aber weder Sherif, noch Geistlicher seyn. Gleich bei der Eröffnung des P.s wird der Sprecher (Speaker) gewählt, der das Wort führt u. die Verhandlungen des Unterhauses leitet. Ausschüsse (Committees) beschäftigen sich dann mit den Privilegien des Hauses, mit den streitigen Wahlen, mit den Beschwerden des Volks, mit dem Handlungsweisen u. der Religion u. mit der Dankadresse an den König für gehaltene Anrede. Zu jedem P. werden neue Wahlen vorgenommen; doch können die alten Mitglieder wieder gewählt werden. Die Abgeordneten stimmen ganz nach eigenem Gutdünken u. sind, selbst wenn ihre Wähler ihnen Vorschriften geben sollten, nicht an diese gebunden. Geschäftsbereich des Unterhauses ist vorzüglich: Bewilligung oder Verwerfung der Subsidien, Untersuchung streitiger Wahlen, Ausstoßung eigener Mitglieder, Vortrag öffentlicher Beschwerden im Oberhause. Die Mitglieder stimmen mit Ja u. Nein. Im SitzungsSaale des Unterhauses steht der mit dem königlichen Wappen gezierte Stuhl des Sprechers im Vordergrund; vor ihm ein mit grünem Tuche überzogener Tisch, an welchem die Geschwindschreiber sitzen. Die Sitze der Mitglieder, die ohne Costüm und mit bedecktem Haupte erscheinen, umgeben den Saal in mehreren Reihen übereinander. Rechts finden die Anhänger der Regierung, links die Opposition ihren Platz. Dem Stuhle des Sprechers gegenüber ist die Loge für das Publikum (die Galerien zu beiden Seiten sind den Mitgliedern aufbewahrt), die 200 Menschen, von denen etwa die Hälfte Geschwindschreiber für die Zeitungen sind, fassen.

Parlamentsreform, die, in England, bezog sich zunächst auf eine Reform des Unterhauses (s. Parlament 2), dessen Mitglieder allein wählbar sind, während das Oberhaus eine stabile Körperschaft bildet, u. hatte den Zweck, die Mißbräuche, welche sich im Laufe der Zeit in die Wahlen eingeschlichen hatten, und die Mangelhaftigkeit bei der Vertretung des Landes zu beseitigen. — Die früheren Könige, mit Einschluß Karls I., hatten die ursprüngliche Zahl der Mitglieder des Unterhauses (150), willkürlich vermehrt, um sich dadurch die zur Durchsetzung ihrer Pläne nöthige Anzahl von Stimmen zu sichern. Seit Karl II. that dieß kein Monarch mehr, u. erst in den Jahren 1706 u. 1801 bewirkte die große Aufnahme schottischer (45) und irischer (100) Mitglieder eine Umgestaltung des Hauses, das einschließlich dieser nun 658 Mitglieder zählte. Zur Wahl berechnete: für eine Graffschaft der Besitz eines Grundstückes in derselben mit wenigstens lebenslänglichen Rechten (Freehold) u. dem Mindest-Ertrage von 40 Schillingen. Zur Verhütung des Mißbrauchs war dieser Besitz, sofern er nicht durch Erb- u. Dienstrecht u. Heirath erworben ward, ein Jahr vor der Wahl nachzuweisen. Für die Städte u. Burgen war die Wahlart u. Wahlberechtigung sehr verschieden u. verschiedenartig; hier wählten die Steuerbezahlenden, dort der Gemeinderath, an jenem Orte die Freeholdner, in diesem die Häuserbesitzer, die Copyholders mit wenigstens 3jährigen Pachtungen u. s. w. Daraus folgt, daß die Anzahl der ein Mitglied Wählenden sehr verschieden war. Der Erwählte durfte kein Fremder, Minderjähriger oder Geistlicher seyn u. mußte in der Graffschaft

wenigstens 600 L. St., in der Stadt nur 300 L. St. besitzen, mit Ausnahme der Universitäts-Abgeordneten. Die Majors und Bailiffs waren in ihren Bezirken nicht wählbar. Aus diesen Formen mußten sich manche Mißbräuche ergeben; alte u. verfallene Orte und Burgen wurden vertreten, ja, 2 Mitglieder wurden für eine steinerne Mauer, 2 für einen Garten in's Unterhaus gesandt und der Aufwärter in einem Spielhause saß Jahre lange im Parlament, weil er eine verfallene Burg für eine Spielschuld an sich gebracht hatte; neue Städte jedoch, von der Bedeutung von Manchester u. Sheffield, hatten keine Vertretung; die entscheidende Macht lag nicht in den Händen der Mittelklasse, sondern in denen der Aristokratie zumeist. Die Vertretung von Irländern u. Schottländern, besonders von ersteren, war ganz unverhältnismäßig gering und die dortigen Wahlformen lagen sehr im Argen. In Schottland hatten die großen Städte Leith, Greenock, Paisley gar keine Vertretung; in Edinburgh ernannten 33 Mitglieder des sich selbst wählenden und ersetzenden Stadtrathes die Deputirten. Glasgow mit 200,000 Einwohnern theilte sein Wahlrecht mit 3 anderen Städten u. hatte nur 33 Wähler. In ganz Schottland wählten überhaupt nur 4500 — 5000, von denen die Hälfte kein Grundvermögen besaßen; ja, die Grasschaft Bute mit 19000 Einwohnern hatte nur 2 Wähler, von denen nur einer, der zur Wahl beauftragte Beamte, in der Grasschaft lebte und sich selbst wählte! Es fehlte im ganzen Systeme überhaupt die unmittelbare Vertretung. Aus diesen Gründen tauchte schon längst der Gedanke, das Unterhaus zu reformiren, auf, besonders seit Williams Pitt's hierauf bezüglichen Vorschlägen (1793), die er nur, weil die Zeit der französischen Revolution eine keineswegs passende Zeit dazu war, wieder fallen ließ. Im Jahre 1830 forderten endlich die Whigs die P., und Lord Wellington, der damals das Staatsruder lenkte, mußte, weil er sich solcher Maßregel schroff widersetzte, sein Ministerium auflösen und sein Nachfolger Lord John Russell legte am 1. März 1831 den Plan einer durchgreifenden Reform vor. Nach demselben sollten die Orte, welche im Jahre 1821 nicht 2000 Einwohner zählten, das Recht der Vertretung verlieren; Orte bis zu 4000 Einwohner sollten nur einen Abgeordneten senden; die Zahl der Wahlorte vermehrt, die Wahlzeit auf 2 Tage verkürzt werden (der enormen Kosten der Wahlen wegen, was eben die Käuflichkeit erleichterte); Stimmrecht sollen auch erhalten die Copyholders mit 20 L. St. Einnahme und die Pächter mit wenigstens einem 21jährigen Anrechte und 50 L. St. Pachtzahlung. Die Rechte der Bürger in den Stadtgemeinden sollten für deren Lebenszeit unangetastet bleiben, die Zahl der Mitglieder bedeutend vermindert, jedoch wieder die Vertretung von Schottland, Irland, Wales, London und einiger Grasschaften vermehrt, die mehrerer Städte neu geschaffen werden. Dieser Vorschlag erregte den Kampf beider Parteien in u. außer dem Hause. Die zweite Lesung der Bill geschah durch eine Majorität von nur einer Stimme am 22. März 1831; ja, am 19. April unterstützten 299 gegen 291 Stimmen den Vorschlag, die Anzahl der Parlamentsmitglieder nicht zu verringern, was so viel hieß, als das bisherige System der verfallenen Burgen beizubehalten. Da griff der König zu dem auch einzig zum Ziele führenden Ausweg, das Parlament aufzulösen. Am 24. Juni 1831 ward das neue Parlament eröffnet u. sofort die große Frage wieder aufgenommen; 367 gegen 231 stimmten für das zweite Lesen der Bill; eine sehr wichtige Nebenberathung trat auf den Vorschlag Hume's ein, auch den Kolonien eine Vertretung zu gewähren, doch ward der Vorschlag abgelehnt, weil er das Durchgehen der Reform-Bill erschwere, es unmöglich sei, so entfernte Länder gehörig repräsentiren zu lassen u. Aehnliches mehr. Am 21. September 1831 ward die Bill mit einer Mehrheit von 109 angenommen, von dem Oberhause aber am 7. Oktober 1831 mit einer Mehrheit von 41 Stimmen verworfen. Drei Tage nachher faßte das Unterhaus auf den Vorschlag des Lord Ebrington mit 329 gegen 198 den Beschluß, es beklage das Schicksal der Bill im Oberhause, bezeuge seine feste Anhänglichkeit an die darin ausgesprochenen Hauptgrundsätze u. spreche sein festes Vertrauen aus in das Ministerium, welches die Bill eingebracht. Lord

Wellington und die Tory's konnten kein neues Ministerium bilden und nach Ablauf der Parlamentsprorogation begannen im Dezember 1831 die Verhandlungen im Unterhause auf's Neue, während die Minister im Entwurfe manches Erhebliche verbessert hatten. Diesemal gestattete das Oberhaus, als die Bill zu ihm gelangte, die 2te Lesung u. eine genaue Prüfung, die jedoch dahin endete, daß am 7. Mai 1832 151 gegen 116 Stimmen entschieden, es sei erst über die Frage zu berathen, wem neue Stimmen zu ertheilen wären, wodurch die Leitung der ganzen Angelegenheit in die Hände der Tory's kam, die verfallenen Burgen ihre Vertretung behalten sollten. Es blieb nur noch die Ernennung einer Anzahl von whigistischen Lords übrig; der König ging nicht darauf ein und das Ministerium dankte am 9. Mai ab. Am 10. Mai petitionirte das Unterhaus mit 288 gegen 208 Stimmen beim Könige, er möge Männern die Verwaltung anvertrauen, welche entschlossen seyen, das Gesetz in seinen wesentlichen Bestimmungen durchzuführen. Unter solchen Umständen konnten weder Wellington, noch Peel ein Ministerium bilden; das Ministerium Russell übernahm die Leitung der Geschäfte wieder, die widersprechenden Tory's zogen sich aus dem Kampfe und das Gesetz ward im Oberhause am 4. Juni 1832 mit 106 gegen 22 Stimmen, nach Prüfung einiger Abänderungen auch definitiv im Unterhause angenommen. — Es verloren ihr Stimmrecht 56 Orte; es senden nunmehr 1 Mitglied statt 2, 30 Orte; es senden 2 neue Mitglieder 22 Orte; es senden 1 neues Mitglied 20 Orte; einiger Grafschaften Stimmrecht ward vergrößert. In den Grafschaften erhielten alle lebenslänglichen Freibesitzer (Freeholders) mit 10 L. St. reiner Rente, dergleichen alle Zinsbesitzer (Copyholders) u. alle Pächter auf 60 Jahre (Leascholders) Stimmrecht; ebenso alle Leascholders auf 20 Jahre, wenn sie 50 L. St. Rente haben. In den Städten erhielt Wahlrecht, wer die Haus-, Fenster- und Armensteuer zahlt und von einem Hause jährlich 10 L. St. reiner Einnahme hat. Die Grafschaften zerfallen in Stimmbezirke und die Wahl dauert zwei Tage. England zählt 471 Parlamentsmitglieder, Wales 29, Schottland 53, Irland 105. (Es hatte deren 300 vor der Union!)

Br.

Parlementair wird ein Abgeordneter genannt, welcher im Felde von dem Commandirenden einer der kriegsführenden Parteien zu einer andern mit schriftlichen oder mündlichen Aufträgen versendet wird. Solche P.e werden nicht allein auf freiem Felde an den jenseitigen Befehlshaber, sondern auch von den Commandanten einer Belagerung an den Platzbefehlshaber einer belagerten Festung u. von letzterem an den ersten gesendet, u. jeder P., wenn er in der Nähe feindlicher Bedetten angekommen, oder von einer derselben angerufen worden ist, wird sich durch ein Signal ankündigen, welches entweder von einem bei sich habenden Trompeter oder Tambour gegeben wird, oder er wird zum Zeichen seiner Friedfertigkeit mit einem weißen Tuche verschiedene flatternde Bewegungen machen. Sind diese Signale von den Vorposten erkannt, dann hören auf diesem Punkte die Feindseligkeiten auf; der P. wird durch den Commandanten der Feldwache, welcher ihm in Begleitung des Verhörtrupps in angemessener Entfernung über die Linie hinaus entgegen geht, gestellt, seine Depeschen werden ihm abgenommen, deren Empfang wird bestätigt, sie aber selbst werden weiter befördert. Hat der P. auf Antwort zu warten, so wird er von dem Verhörtrupp beobachtet und verhindert, sich umzusehen. Verlangt der P., als Ueberbringer mündlicher Aufträge, eingelassen zu werden, dann muß deshalb Meldung gemacht u. Anfrage gestellt werden. Ist die Erlaubniß, ihn einzulassen, erfolgt, so wird der P. mit verbundenen Augen unter Bedeckung an den bestimmten Ort gebracht. Die Rückbegleitung bis über die äußerste Linie hinaus, wo ihm dann die Binde von den Augen genommen wird, geschieht auf dieselbe Art. Damit aber der etwaige geheime Zweck, welchen der Feind bei Absendung eines P.s zur Einziehung von Erkundigungen von seiner Seite sowohl, als jener eines ihn begleitenden Trompeters hat, so viel als möglich vereitelt werde, so soll letzterer, was auch häufig beobachtet wird, innerhalb der Vorpostenkette nicht eingelassen, sondern außerhalb derselben bewacht werden;

der P. aber selbst soll, ohne gerade als Gefangener behandelt zu werden, in seiner Freiheit moralisch beschränkt seyn.

Parma, 1) ein mit den Herzogthümern Piacenza u. Guastalla (s. dd.) politisch vereinigtcs Herzogthum in Mittelitalien, gränzt im Norden an Lombardei-Benedig, im Osten an Modena, im Süden an Toscana u. Sardinien u. im Westen an Sardinien. Das Hauptgebirge sind die Apenninen; der So ist nördlicher Gränzfluß, welcher die Trebbia, Nura, den Taro, die Parma und Lenza u. in dem, von der Hauptmasse getrennten, kleinen Herzogthume Guastalla den Crostolo aufnimmt. Der Flächeninhalt ist 102 □ Meilen mit 460,000 Einwohnern. Naturerzeugnisse sind: Kupfer, Eisen, Krystall, Steinöl, Salz (jährlich 64,000 Centner), Getreide, Obst, Kastanien, Wein (Vino Santo), Oliven; Eichenwäldungen, Hornviehzucht zur Käsebereitung, Schweine, Seidenwürmer. Der Handel mit Wein, Käse, Schweinen (etwa 30,000 Stück jährlich), ist bedeutend. Die Religion ist die katholische, unter drei Bischöfen. Das Land besitzt eine Universität in der Hauptstadt P. Die Einkünfte betragen $1\frac{1}{2}$ Millionen, wovon die Civilliste bisher 1,200,000 Gulden verzehrte. Das Militär besteht in einem Infanterieregiment, mit der Landwehr 3600 Mann. — Die Länder P. u. Piacenza gehörten einst dem Hause Visconti (Mailand); 1512 überließ sie der Kaiser Maximilian I. dem Papste, nachdem sie Ludwig XII. von Frankreich nicht hatte behaupten können, und der Papst Paul III. verließ sie 1545 dem Peter Alois Farnese als ein Herzogthum unter nachheriger Bestätigung Kaiser Karl V. Darum sprach es 1731, als das Haus Farnese ausstarb, Kaisers Karl VI. als ein erledigtes Reichslehen dem spanischen Infanten Karl zu. Der Wiener Friede von 1738 brachte es auf 10 Jahre an Oesterreich, worauf es 1748 der Aachener Friede an den Infanten Philipp verlich. Sein Sohn Ferdinand vertauschte es gegen Genua (s. Toscana) an Frankreich. Im ersten Pariser Frieden (1814) wurden P., Piacenza und Guastalla der gewesenen Kaiserin von Frankreich, Marie Louise, Erzherzogin von Oesterreich, verliehen u. im zweiten Pariser Frieden (1815) solches bestätigt; ferner fiel am 10. Juli 1817 durch eine Convention mit Frankreich die Anwartschaft auf diese Länder nach dem Tode der Erzherzogin dem Hause der ehemaligen Königin von Genua, Marie Louise, Infantin von Spanien, zu, deren Sohn Karl Ludwig auch, nachdem er 1847 sein Herzogthum Lucca bereits an Toscana, das die Anwartschaft darauf besaß, abgetreten, nach dem im Dezember 1847 erfolgten Tode der Erzherzogin Marie Louise die Regierung von P. antrat. Er regierte jedoch nicht lange, denn er sowohl, wie der Erzherzog von Modena, gingen ihrer Herrschaft verlustig im April 1848 in Folge der italienischen Bewegung. P. wird vorläufig von einer provisorischen Regierung verwaltet u. wahrscheinlich an Toscana kommen. Br. — 2) P., die Hauptstadt des Herzogthums, in einer fruchtbaren Ebene, an beiden Ufern der Parma, darüber 3 Brücken führen, ist befestigt, hat viele, obschon verödete Paläste, breite Straßen, 40,000 Einwohner u. ist Sitz der höchsten Behörden u. eines Bischofs. Unter den zahlreichen Kirchen sind merkwürdig: die Kathedrale aus dem 12. Jahrhunderte, im byzantinisch-lombardischen Style erbaut, mit vielen Denkmälern, darunter namentlich das des Kanonikus Bartolommeo Montini, des Juristen Bartolommeo Brati, Michel Angelo's, des Bernardo degli Uberti, des Petrarca, der Archidiaconus des Doms von P. war, des Agostino Caracci u. Leonello Spada. Die Kirche Madonna la Steccata von den Parmesanern für ihre schönste Kirche gehalten, erbaut zu Anfang des 16. Jahrhunderts. In einer unterirdischen Gruft, erbaut 1823, unter den Gräbern der Fürsten von P. auch des Alexander Farnese, Kettenbuhlers u. Befiegers Heinrichs IV. St. Alessandro, mit Gemälden von Tiarini u. Gir. Mazzuoli. L'Annunziata, mit den Resten einer Verkündigung al fresco, von Correggio. St. Antonius Abbas, mit dem Grabmale des Pietro Rossi von 1438. St. Francesco del Prato, größtentheils Gefängniß, doch in der erhaltenen Kapelle Fresken von Anselmi. St. Giovanni Evang., von Bernardino de Zaccagni da Torchiera, gen. Pudevera (nicht von Bramante, wie man vorgibt), mit neuer Fagade, u. mehre Andere. Man findet

hier eine Universität mit etwa 500 Studenten, Collegio dei Nobili; 1816 den Benedictinern übergeben, mit 31 Zöglingen. Aus demselben sind berühmte Männer, wie Scipione Maffei, Cesare Beccaria, Pietro u. Carlo Verri, Giomb. Giovo u. hervorgegangen. — Collegio Palatta, von 1563, mit 50 Zöglingen aus dem Mittelstande. Ein Armenhaus, Gebärhaus, eine Gewerbschule u. sind Stiftungen von Marie Louise. Die Accademia delle belle Arti, mit einer Gemälde-Galerie, einer reichen Sculptursammlung, dem Theater Farnese, dem Museo Lucalo, das unter anderen eine Sammlung von 20,000 Münzen u. die berühmte Tabula Trajana enthält, der Bibliothek mit 80,000 Bänden u. 4000 Handschriften, gesammelt durch den berühmten P. Paciaudi unter den Infanten Don Filippo u. Ferdinand, Herzögen von P., u. eröffnet 1770; später aus aufgehobenen Klöstern und der Bibliothek de Rossi's vermehrt. Der beträchtlichste Reichthum der Sammlung besteht in orientalischen Handschriften. Man zeigt einen Koran auf seinem türkischen Papier, den Kaiser Leopold nach aufgehobener Belagerung von Wien im Zelte des Bezier Kara-Mustapha gefunden, und seiner Gemahlin Eleonore geschenkt, die ihn ihrem Beichtiger Carlo Costa zum Geschenke gemacht. Durch diesen kam er an seinen Neffen Giacomo Costa, der sich damit 1767 zum Bibliothekar machte. — Ferner: das Livre d'Heures von Heinrich II., mit dem Halbmonde, dem Zeichen seiner Geliebten; dem hebräischen Psalter, ehemals Eigenthum Luthers u. mit eigenhändigen Notizen von diesem. Unter den Palästen bemerken wir nur: den herzoglichen Residenzpalast; den Palast di Giardino, aus dessen im französischen Geschmacke angelegtem Garten man das Schlachtfeld übersieht, wo der Marschall Coigny 1733 die Oesterreicher schlug, u. den Palast St. Vitale, mit mehreren Kunstwerken u. literarischen Schätzen. — In der Umgebung der Stadt das Schloß Colorno am Furro, mit schönen englischen Anlagen.

Parma, Herzog von, s. Cambacérés.

Parmenides, ein griechischer Philosoph aus Elea, um die Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr., Schüler des Xenophanes, des Stifters der eleatischen Schule, war ein noch schärferer u. folgerechterer Denker, als sein Lehrer, erweiterte das System desselben u. leitete noch mehr auf den Idealismus hin. In seinem Vaterlande muß er großes Ansehen gehabt haben, denn er gab demselben sehr weise Gesetze, u. diese Gesetze wurden von den Bürgern zu Elea so sehr geachtet, daß sie ihre obrigkeitlichen Personen dieselben jährlich beschwören ließen. Seine Philosophie trug P. in Versen vor, von welchen aber nur noch einige wenige vorhanden sind. In einem seiner Gedichte soll er zuerst die Entdeckung vortragen haben, daß der Abend- und Morgenstern ein Stern sei, welche aber Einige dem Pythagoras zueignen, weil sie diesem auch das Gedicht selbst zuschreiben. Die Fragmente des P. sind gesammelt von Fülleborn im VI. Hefte seiner Beiträge zur Geschichte der Philosophie, u. besonders herausgegeben, Züllichau 1795; sodann von Brandis Commentationes eleaticae. Altona 1813, Band I. Von Karsten in Philosophorum graecorum veterum reliquiae, B. üßel 1835.

Parmetier, Antoine Augustin, berühmter Aeronom, geboren 1737 zu Montdidier im Depart. der Somme, aus einer guten bürgerlichen Familie, kam nach seines Vaters Tode 1755 zu einem Apotheker in Montdidier in die Lehre, später in eine Apotheke nach Paris, und begleitete während des siebenjährigen Krieges die französische Armee als Apotheker, war fünfmal in Gefangenschaft u. kehrte nach dem Friedensschlusse 1763 nach Paris zurück. 1766 erwarb er sich im Concurse die Stelle eines Apothekers am Hospital der Invaliden; 1772 wurde er bereits Oberapotheker an demselben, in welcher Eigenschaft er aber Nichts zu thun hatte, da die Leitung der Apotheke den barmherzigen Schwestern blieb. P. wendete sich nun ganz der Cultur u. Einführung der Kartoffeln zu; schon 1769 hatte die Akademie, in Folge der herrschenden Hungersnoth, einen Preis ausgesetzt für die beste Abhandlung über die Vegetabilien, welche das Getreide ersetzen könnten. P. trug den Preis davon und erhielt von Ludwig XVI. ein großes Stück ganz unfruchtbarren Landes, um das von ihm vorgeschlagene Erasmittel,

die Kartoffeln, im Großen anbauen zu können. Der Versuch gelang vollkommen u. P.'s fortgesetzte Bemühungen bewirkten, daß die Kartoffeln, die schon seit 200 Jahren bekannt waren, endlich in ganz Europa eingeführt wurden, trotz der ihnen entgegenstehenden Vorurtheile. Außerdem wendete P. seine Bemühungen auch dem Mais, der Kastanie, dem Traubenzucker, der Milch u. zu u. führte allenthalben Verbesserungen in der Bereitung und Benützung dieser Gegenstände ein. 1796 wurde er Mitglied des Instituts, später Präsident des Gesundheitsrathes u. Generalinspektor des Medicinalwesens; er starb den 17. Dezember 1813. — Von seinen zahlreichen gemeinnützigen Schriften sind zu erwähnen: „Examen chimique des pommes de terre,“ Paris 1773. — „Traité sur la culture et les usages des pommes de terre, de la patate et du topinambour,“ Paris 1789. — „Le parfait boulanger,“ Paris 1778. — „Code pharmaceutique,“ 3. Aufl., Paris 1807. E. Buchner.

Parmesankäse, s. Käse.

Parnassos, ein alter Heros, Sohn des Neptun u. der Nymphe Kleodara, von welchem, nach Pausanias, der Berg P. den Namen erhalten hatte. Dieses Gebirg zog neben Doris hin, trennte Phokis von den ozolischen Lokern u. verlief sich zwischen Kirrha u. Antikirrha unter dem Namen Kirrhis mit steilem Absturze in das Meer. Ein anderer östlicher Zweig bildete in seiner Vertiefung eine Bergebene und erhob sich wieder als Helikon. Im engsten u. gewöhnlichsten Sinne aber führte diesen Namen die hervorragendste Gruppe der langen Kette in Phokis, die von Neon zwei geographische Meilen weit gegen Süden nach Delphi reichte, steil, rauh, unfruchtbar, mit stetem Schnee auf dem Gipfel, doch in den Vertiefungen mit angebauten Ebenen. Von Delphi u. dem katalischen Quelle aus, 60 Stadien, befand sich die korymbische Grotte, von wo aus sich südlich der eine steile, höchste Gipfel, Lyforea (i. Liakura), erhob, sowie von diesem nordwestlich der zweite, Likhorea (i. Gerontobrachos), steil, von den übrigen Theilen des Gebirges abgerissen, mit vorzüglichem Delbau. Auf dem P. läßt die Sage Deukalions Arche endlich trockenen Boden finden. — Nachdem auf dem P. das Orakel des Apollo gegründet war, machte die Verwandtschaft zwischen diesem Kultus u. dem der Musen, daß sie beide allmählig näher gebracht u. später verschmelzen wurden. So sollten die Musen die älteste zu Delphi weissagende Sibylle, die Phämonoe oder Pythia, auf dem Helikon erzogen haben. Hier wurde Apollo zum Führer dieses singenden, tanzenden, wahrsagenden Musenchors, Musagetes, u. das ganze Gebirg des P. wurde mit seinen Grotten diesen Gottheiten heilig. — Mit Beziehung auf den P. als Musenberg nennt man so auch eine Sammlung von Gedichten einer Nation, und Gradus ad Parnassum heißt ein poetisches Wörterbuch.

Parnell, 1) Thomas, ein englischer Dichter, geboren 1679 zu Dublin, Literat in London, erhielt 1713 eine Präsidenz u. 1716 eine Pfründe zu Finglas, ergab sich indeß nach dem Tode seiner Frau dem Trunke u. starb 1717 zu Chester. Gedichte, London 1790. — 2) Sir Henry, geboren 1780 zu Rothleaguecourt, dem Stammsitz seiner Familie, in Irland, kam 1805 ins Parlament u. war einer der frühesten Vertheidiger der Katholikenemanzipation, gehörte 1825 zu dem Ausschuss zur Untersuchung des Zustandes von Irland, wurde 1831 unter Graf Grey Kriegsminister, trat aber 1833 wieder aus; 1835 trat er unter Melbourne als Generalzahlmeister des Heeres u. Schatzmeister des Feldzeugamtes wieder ein und gehört seit 1841 zur Opposition. Er schrieb: *Principles of currency and exchanges*, London 1804; — *History of the penal laws against catholics*, ebd. 1808; — *Observations on papermoney, banking and overtrading*, ebd. 1827.

Parny (Evariste Désiré Desjorges, Ritter, bann Vicomte), ein erotischer Dichter, der französische Tibull genannt, geboren auf der Insel Bourbon 1753, wo er später in unglücklicher Liebe seine trefflichen Liebesgedichte und Elegien sang. Von seinen neueren Gedichten ist am berühmtesten: „*Guerre des Dieux*.“ Er starb als Mitglied des Instituts 1814. Werke, 4 Bde., Par. 1831.

Parochie (vom griechischen *παρέχω*), deutsch Pfarrei, Kirchspiel, Kirchsprengel, bezeichnet einen gewissen Ort oder Bezirk, welchem ein von der rechtmäßigen, kirchlichen Autorität stabil angestellter Geistlicher zur Pflege der Seelsorge u. des Cultus mit geistlicher Jurisdiktion vorsteht. Die Oberaufsicht über eine größere Anzahl von Pfarreien steht dem Diöcesan-Bischofe zu u. der Distrikt, in dem sich mehre, der obern Aufsicht u. geistlichen Gewalt eines Bischofs unterstellte Personen befinden, heißt Diöcese (s. d.). Vor dem 6. Jahrhunderte war der Name P. nicht bekannt, sondern die Benennung Titulus; im 7. Jahrhunderte kommt indeß schon der Name „Pfarrei“ in Deutschland vor. — Man kann die P. im geographischen u. juridischen Sinne unterscheiden. Im ersteren ist sie ein bestimmter Distrikt der Diöcese, worüber ein selbstständig angestellter Geistlicher mit Bevollmächtigung des Bischofs nach gewissen Beschränkungen die Seelsorge als Amtsrecht ausschließlich ausübt; im letzteren ist sie ein Verein von Gläubigen in einer oder mehreren Communen, unter einem eigenen Pfarrer, als ihrem ordentlichen Seelsorger. Schon in den ersten christlichen Zeiten vereinigten sich die Gläubigen eines Orts, sowie jene in der Nachbarschaft, zu einer einzigen Kirchen-Gemeinde; jedoch war diese Vereinigung damals mehr freiwillig, im 4. u. 5. Jahrhunderte aber wurde dieselbe als gesetzlich angeordnet. Sind an einer Pfarr-Kirche mehre Geistliche (Pfarr-Geistlichkeit) angestellt, so ist der Erste unter ihnen ausschließend der Pfarrer, welcher oft auch Oberpfarrer heißt; die übrigen, obgleich alle Priester, sind in der Regel seine Gehülfen, wiewohl auch, nach besondern Fundationen, zwei oder mehre Pfarrer für eine Kirche bisweilen angestellt sind. Ihr gegenseitiges Verhältniß, sowie ihre Obliegenheiten, sind theils durch eigene Instruktionen u. Observanz, theils durch allgemeine, theils durch besondere Anordnungen bestimmt. Der Pfarrer hat allezeit den Vorrang, führt über die Hülfsgeistlichen die Aufsicht u. diese sind hinsichtlich der Jurisdiktional-Handlungen von jenem abhängig. — Die Gläubigen eines gewissen Bezirks, welche der Seelsorge u. geistlichen Jurisdiktion eines Pfarrers untergeben sind, heißen Eingepfarrte, Kirchentinder, u. im collectiven Sinne Pfarr-Gemeinde. Alle zusammen machen ein Ganzes — eine Gemeinheit (communitas) oder eine Genossenschaft aus, weil sie alle unter einem Seelsorger stehen, dessen Gewalt aber keineswegs aus einem Auftrage der Gemeinde, sondern aus der Einrichtung der Kirche u. von der bischöflichen Verleihung u. Bevollmächtigung abzuleiten ist. — Die P.al-Gewalt erstreckt sich über alle Gläubige, welche innerhalb der Gränzen einer P. Domizil oder Quasi-Domizil haben. — Man unterscheidet zwischen parochianis perpetuis u. temporariis, je nachdem selbe auf immer, oder nur eine Zeit lange ihren Aufenthalt in einer P. genommen haben. Erstere verlieren durch eine einstweilige, zeitliche Abwesenheit ihre Rechte nicht, insofern nicht die Rechte der P., wo sich Einer meist aufhält, eintreten, u. die Lasten pflegen auch nur auf die ständigen P.-Genossen gelegt zu werden. Die Frau folgt, wenn sie gleicher Confession ist, der P. des Mannes. Wer mehre Wohnorte hat, ist auch Mitglied mehrer P.en. Fremde halten sich zu derjenigen P., in welcher sie leben. Vermöge besonderer Privilegien kann Jemand vom P.al-Verbande eremt seyn, oder ein jus sacerorum erlangt haben, nämlich mit seiner Familie unter einem eigenen Pfarrer zu leben, oder einer besonderen P. anzugehören, wie dieß öfter bei Klöstern der Fall ist. — Jede P. ist ein geschlossener Bezirk u. die Errichtung und Gränzbestimmung derselben steht nach dem gemeinen Rechte dem Bischofe zu. Gegenwärtig werden jedoch die P.- u. Benefizien-Einrichtungen überhaupt, die Diemembrationen u. dgl. als Gegenstände gemischter Natur behandelt. — Die Gränzen einer P. gehören zu den P.al-Rechten u. müssen, wenn sie zweifelhaft sind, rechtlich erwiesen werden. Sind dieselben durch Urkunden, ausdrückliche Entscheidungen u. dgl. festgesetzt, so greift dagegen keine Präscription Platz, außerdem aber findet die 30-jährige Verjährung Statt. Ein Pfarrer kann daher nicht eigenmächtig die Gränzen seiner P. erweitern. — Auch ist jetzt die Anweisung einer P. Sache des Bischofs u. der Staatsregierung. — Die wesentlichen Bestand-

theile einer P. sind: eine eigene Gemeinde; ein bestimmter geschlossener Distrikt der Diöcese; ein Geistlicher, dem das ausschließliche Recht der Seelsorge über den P.-Distrikt von seinem vorgesetzten Kirchen-Obern mit der geistlichen Jurisdiction übertragen ist; eine Kirche von hinreichendem Raum u. Zugehör; ein ausreichender Kirchenfond u. ein Leichenhof: hinreichende Dotation, daher bei der Errichtung einer P. immer auf eine gehörige Ausstattung zu sehen ist, u. was die Gränzen betrifft, so sind solche, sobald sie einmal gesetzlich bestimmt sind, juris publici; endlich muß auch eine Pfarr-Wohnung vorhanden seyn, oder doch für Herstellung einer solchen gesorgt werden. — Die Kirche, an welcher der Pfarrer wohnt, heißt Mutterkirche (ecclesia matrix); jene Kirchen, welche mit ersterer im seelsorgerlichen u. gottesdienstlichen Verbande stehen, u. von der Haupt- oder Mutterkirche aus entweder von dem Pfarrer, oder einem Kaplan mittelst Excurien versehen werden, — werden Filial- oder Tochterkirchen (ecclesiae filiales) genannt. — Eine P. kann wegen ihres Umfanges so abgetheilt werden, daß ein Theil derselben für gewisse liturgische Handlungen einer Filialkirche zugewiesen wird, im Uebrigen aber noch immer im P.al-Verbande mit der Haupt- oder Mutterkirche bleibt. Auch kann eine P. aus demselben Grunde im Benehmen des Bischofs oder seines Ordinariats mit der Landes-Regierung in zwei oder mehre P.cn getheilt werden.

Parochus proprius heißt in Beziehung auf einzelne Personen, sowie auf ganze Gemeinden derjenige Pfarrer (s. d.), in dessen Parochie Jemand wohnt u. dem er sohin, wenn er gleicher Confession, als Parochian unterworfen ist. So ist insbesondere rücksichtlich der Brautleute dersjenige Pfarrer P. p., in dessen Pfarr-Bezirke die Ehe-Verlobten oder der eine Theil derselben zur Zeit der Trauung ein wahres oder Quasi-Domizil haben.

Parodie (griech. παρα-ωδή, eigentlich Nebengesang), nach Athenäus ein Gesang oder Gedicht, worin ein anderes nachgeahmt ist; nach Hermogenes die Vermischung fremder Verse mit eigenen, indem man einen Theil von jenen wegnimmt u. den Rest aus Eigenem in ungebundener Rede hinzufügt. Diese Nachahmung geschah in scherzhafter Weise des Ernstern, u. es wird theils Hipponax, theils Hegemon als deren Erfinder bei den Griechen namhaft gemacht. Diese Angabe ist jedoch zu unbestimmt. Hipponax, um 540 v. Chr., ist nach Athenäus Erfinder der heroischen, u. Hegemon, etwa hundert Jahre später, ein Zeitgenosse d.s. Alcibiades, der dramatischen P. Wenigstens war er der Erste, welcher P.n im Wettkampfe sang u. darin den Preis erhielt. Die Griechen neigten überhaupt sich zur P., wie dies die Dichter Hermippus, Sopater, Epicharmus, Kratinus, Krates, Matron, Eubolus, Boeotus u. A. bezeugen. Wir verstehen unter P. die Umgestaltung eines dichterischen, nach seiner Haltung u. Durchführung bekannten, Kunstwerkes auf eine solche Weise, daß ein anderer Stoff in selbstständiger Form in die Erscheinung tritt. Der zur Umgestaltung gewählte Inhalt kann nun zwar ein ernstes oder komischer Stoff, mithin auch die P. selbst ein ernstes oder komisches Gedicht seyn, indeß ist die Uebertragung ernsthafter Formen auf scherzhafte Stoffe doch die gebräuchlichste, u. zum großen Theil wird damit auch der Mechanismus u. der Ton der ursprünglich dichterischen Behandlung beibehalten, welches sedann die P. im engeren Sinne ist. Die Hauptsache bleibt jedoch unstreitig die, daß, da der P. die freie Wahl des Inhalts zusteht, sie auch ein glücklich gewähltes u. durchgeführtes Gegenbild von dem im eigentlichen Kunstwerke enthaltenen Gegenstande zur Anschauung bringt, worin auch die Deutschen gelungene Versuche gemacht haben. Die P. beruht übrigens allerdings auf dem unerwarteten Contrast zwischen Stoff u. Form u. kann aus der doppelten Absicht hervorgehen, überhaupt nur eine komische Darstellung zu liefern, unbekümmert um Werth u. Wirkung der ernstern Darstellung, oder satyrisch gegen letztere sich aufzulehnen, insofern diese in verfehlter Form dem Kunstgeschmack nicht zusagt. Die P. hat übrigens in durchgeführter Umbildung ganzer ernsthafter Gedichte zum Scherzhaften nur einen untergeordneten Werth als Gattung,

weil in ihr das negative Prinzip zu stark hervortritt u. sie ungleich mehr darauf hinausgeht, eine fremde Originalität in Abrede zu stellen, als, einen eigenen charakteristischen Gedanken voll sinnreichen Muthwillens zu verfolgen. Wird indeß ein Drama oder Trauerspiel parodirt, so entsteht die als P. bekannte Lustspielgattung. — In der Musik ist P. theils gleichbedeutend mit Antiphonie (s. d.) im Wechselgefange, theils bezeichnet sie einen Text, welcher einer bereits vorhandenen Composition, statt des ihr zugehörigen Textes, untergelegt wird. Es versteht sich jedoch von selbst, daß im eigentlichen Sinne dieser neue untergelegte Text den ursprünglichen parodiren muß, ebgleich es dem Begriffe einer P. entsprechender ist, wenn die Musik selbst die thätige Rolle übernimmt u. einen ernstern Text mit einer tändelnden, muthwilligen Melodie, oder umgekehrt, versehen möchte. Vergl. Travestie.

Parömiographen werden in der späteren griechischen Literatur die Sammler alter griechischer Sprichwörter (*παροιμία*) genannt. Unter die bedeutendsten gehören: Zenobius oder Zenedotus u. Diogenianus, aus dem 3. Jahrhunderte n. Chr.; ferner Gregorius aus Cypern, um 1283 Patriarch von Konstantinopel, u. Michael Apostolius aus Byzanz, der im Jahre 1400 aus Griechenland nach Italien flüchtete. Die zwei Bücher Sprichwörter, die wir unter Plutarch's (s. d.) Namen haben, sind ohne vielen Werth u. gehören einer späteren Zeit an. Zusammengestellt u. erläutert sind die griechischen P. vom Gaisford, Deutsch und Schneidewin im „Corpus paroemiographorum graec.“ (Bd. I., Göttingen 1839).

Parole, s. Feldgeschrei.

Paronomasie, s. Agnominatio.

Paronymon heißt in der Grammatik ein von einem andern abgeleitetes, oder diesem nachgebildetes, somit stamverwandtes Wort; wie z. B. reden, Rede, Redner 2c.

Paropamisos, ein Theil des nördlichen Gränzgebirges von Indien, mit den Quellen der Arme des Indes, und auf der Nordseite mit denen des Dros, eigentlich eine östlich laufende Fortsetzung des Taurus im südlichen Kleinasien; jetzt Hindukusch. Alexander der Große zog darüber. Gegen Norden trennte er die von Baktriana bis auf Alexander unabhängigen Völker (Paropamisaden), deren Land bisweilen auch P. genannt wird u. deren Gebiet zwischen dem Indos, Arachosia u. Aria lag, im jetzigen Afghanistan.

Paros, Insel im ägäischen Meere, eine der Cycladen, jetzt zum griechischen Gouvernement Naxos u. P. gehörig, mit $4\frac{1}{2}$ □ Meilen u. 6000 Einwohnern, welche Getreide-, Wein-, Oelbau u. Bienenzucht treiben. Der hier gebrochene Marmor war im Alterthume hochberühmt. Die Hauptstadt ist Paro oder Parischia, mit etwas über 1000 Einwohnern, einem Schlosse u. der schönsten Kirche im Archipelagus, beide aus parischem Marmor, u. besonders ersteres aus u. auf Ruinen alter Gebäude gebaut. Man fertigt noch jetzt aus dem schönen Marmor Salzfässer, Mörser 2c. — P. hieß früher Plateia (die Breite): die ersten bekannten Bewohner waren Karier; dann war es dem Aegypterkönige Sesostris u. um 1400 v. Chr. dem Minos, König von Kreta (nach dem es Minos hieß) unterworfen; nachher kam es an die Phöniker, dann an die Aefader, deren Anführer Paros der Insel den Namen ertheilte. Durch seinen bald ausgebreiteten Handel ward P. Stifterin der Colonie Parion in der Propontis. Weil es sich mit den Persern zur Unterwerfung Griechenlands verbunden hatte, so belagerte es Miltiades, von Mykene her, nach der Schlacht bei Marathon; weil er aber, durch ein Feuerzeichen, das er für das Signal einer nahenden Flotte hielt, getäuscht, abzog, ward er ins Gefängniß geworfen u. starb darin. Später eroberten es die Athenener unter Themistokles, doch unter Athen's Herrschaft u. während des peloponnesischen Krieges sank P. und hatte in der Folge mit den übrigen Cycladen gleiches Schicksal. Im 3. Jahrhunderte kam es an die Ptolemäer, fiel an Athen zurück, ward um 150 v. Chr. kurze Zeit dem pontischen Könige Mithridates

zähnpflichtig und kam von diesem an die Römer. 1207 wurde es zum Herzogthum Naxos geschlagen. Es kam in der Folge als Mitgift einer Sanudo an das Haus Sommariva, im 15. Jahrhunderte auf dieselbe Weise an das Haus Venier u. dann an die Türken. Durch die Venetianer verlor es im Kriege Candia, wo am 10. Juli 1651 die Türken von den Venetianern unter Mocenigo bei P. zur See geschlagen wurden, u. seine Hauptzierde, die Delbäume, u. wurde durch den Druck der Türken noch mehr herunter gebracht. 1770 legten die Russen eine Colonie in dem Hafen Naussa an. Im griechischen Freiheitskampfe kam es an Griechenland.

Paroxismus, (exacerbatio, wörtlich: Verschärfung) heißt jeder verstärkte Anfall einer Krankheit, namentlich eines Fiebers, und man bezeichnet damit gemeinlich den Culminationspunkt, den ein krankhafter Zustand zu erreichen fähig ist. Vergl. die Artikel Fieber u. Krankheit.

Parquet, in der Baukunst ein getäfelter oder eingelegter Boden, Täfelwerk; im Theater der in Sperrfuge getheilte Vorplatz für die Zuschauer, zwischen dem Orchester u. Parterre (s. d.), oder eigentlich ein Theil des letztern.

Parr, 1) Katharina, sechste Gemahlin Heinrichs VIII. (s. d.) von England, Wittve des Kardinalerzbischofs von Bath. Sie ward dem Könige 1543 angetraut, ließ sich durch ihren Eifer für die Reformation zu Unvorsichtigkeiten verleiten, wußte aber durch Gewandtheit den großen Gefahren zu entgehen. Nach Heinrichs Tode 1547 vermählte sie sich mit Sir Thomas Seymour, ihrem früheren Geliebten, u. starb 1549 im Wochenbette. — 2) Samuel, ein gelehrter englischer Theolog u. bedeutender Kritiker, geboren 1747 zu Harrow (Middlesex), studierte 1765 zu Cambridge Philologie, ward 1767 Unterlehrer an einer Schule, gründete 1771 eine Erziehungsanstalt, ward 1777 wieder Schulmann, dann Domherr an der Paulskirche zu London, 1786 Pfarrer zu Hatton in Warwickshire u. nahm Pensionaire; weil man aber seine Anhänglichkeit an Jer u. die Whigs anstößig fand, so entließ er 1801 seine Pensionaire, erhielt von Sir Francis Burtett 1802 das Einkommen einer Pfarrstelle u. vom Whigclubb ein Jahrgehalt von 200 Pfund, tauschte seine eigene Stelle mit seinem Freunde, blieb aber in Hatton thätig u. starb 1825. Unter die vielen Sonderbarkeiten, die man von ihm erzählt, gehört eine vorzügliche Uebung im Glockenläuten. Seine Schriften gab er seit 1760 heraus: *Characters of Charl. Jam. Fox*, 1806; Vergl. *Barfers Parriana*. London 1828; *J. Johnstones The works of S. P.*, 8 Bde. 1828; 8 Bde. *W. Fielss Memoirs and correspondence of the late D. S. P.*, ebd. 1828, 2 Bde.

Parrhasius, ein berühmter Maler aus Athen, Zeitgenosse des Zeuxis (s. d.), der ihm selbst den Vorzug über sich eingeräumt haben soll, führte zuerst die Nichtigkeit der Verhältnisse, seine Gesichtszüge, zierliche Haare und Schönheit des Mundes in die Malerei ein u. that es, wie die Künstler selbst bekannten, in markigen Umrissen allen Anderen zuvor. Die Entwürfe, welche er hinterließ, waren eine Schule für die Maler. Sein Fehler in Ansehung der Kunst war, daß er die Leiber um die Mitte nicht recht bildete, und ein Fehler in Ansehung seines Charakters, daß er sich auf seine Kunstgeschicklichkeit zu viel einbildete. Er hat viele Werke geliefert, schwierige Kunststücke unternommen u. in einigen seiner Gemälde viel Ausdruck gezeigt, sich aber auch in ungefitete Tändeleien eingelassen. Bei Xenophon (Mem. 3, 10), findet man ein Gespräch, welches Sokrates mit diesem Künstler über seine Kunst führte.

Parricidium (lat.), Vater-, Eltern-, Verwandtenmord, daher: parricida, Vaternörder. Vergl. *Osenbrüggen*, das altrömische P., Kiel 1841.

Parrot, Johann Jakob Friedrich Wilhelm, kaiserlich-russischer Staatsrath u. Professor der Physik an der Universität Dorpat, berühmt als Reisender, geboren den 14. Oktober 1791 zu Karlsruhe, Sohn des bekannten Physikers u. Staatsraths Georg Friedrich P. in Petersburg, besuchte zuerst die Domschule in Riga, später das Gymnasium in Dorpat und kam 1807 daselbst auf die Universität, um sich dem Studium der Heilkunde zu widmen. 1811

machte P. noch als Student mit Moritz v. Engelhardt eine wissenschaftliche Reise in die Krim u. in den Kaukasus; 1812 diente er als Unterarzt im Militärspital in Riga; 1814 wurde er zum Med. Dr. promovirt u. noch im selben Jahre zum correspondirenden Mitgliede der Petersburger Akademie ernannt. P. begab sich nun auf wissenschaftliche Reisen ins Ausland, trat zwar 1815 bei der Rückkehr Napoleons von Elba als Stabsarzt erster Classe in die russische Armee, verließ aber mit beendetem Kriege diese Stelle wieder und besuchte mit fortwährendem regem Eifer für die Heilkunde die bedeutendsten Universitäten u. Spitäler Europa's, unternahm während dieser Zeit auch eine wissenschaftliche Reise in die Pyrenäen u. ließ sich endlich in Heilbronn nieder, wo er ärztliche Praxis ausübte u. nun als Schriftsteller auch im ärztlichen Fache auftrat. 1821 folgte P. einem Rufe als ordentlicher Professor der Physiologie u. Pathologie nach Torpat; 1826 übernahm er, als sein Vater als Akademiker nach Petersburg zog, die Professur der Physik u. wurde in demselben Jahre noch Mitglied der Schulcommission der Universität; 1831 — 1833 verwaltete er das Rektorat; 1839 ward er wieder zum Rektor gewählt, lehnte aber die Annahme ab. Zweimal noch genügte P. seiner Keiselust: 1829 unternahm er eine Reise nach dem Ararat u. erreichte nach zwei vorausgegangenen vergeblichen Versuchen dessen Gipfel am 9. Oktober; eine zweite Reise unternahm er 1838 nach dem Nordcap, zunächst um Beobachtungen über die Wendelschwingungen u. Untersuchungen über den Erdmagnetismus anzustellen. Von dieser Reise zurückgekehrt, wurde er von schwerer mehrmonatlicher Krankheit ergriffen, deren Anfall sich 1840 wiederholte u. am 15. Januar 1841 sein Lebensende herbeiführte. P. ist als Reisender ausgezeichnet durch die Beharrlichkeit, mit der er sein Ziel, selbst bei geringen Mitteln, zu erreichen wußte u. sich weder durch Naturhindernisse, noch durch feindliche Völkerschaften oder auch herrschende Krankheiten abhalten ließ; er hat wesentlich beigetragen zu unserer bessern Kenntniß der von ihm bereiseten Gegenden, in denen er nicht bloß physikalische Untersuchungen anstellte, sondern auch naturhistorische u. ethnographische Beobachtungen machte. — Seine Reisen sind beschrieben in: „Reise in die Krim und in den Kaukasus“ von Moritz v. Engelhardt u. Fr. P., 2 Bände, Berlin 1815 — 1818. — „Reise zum Ararat,“ 2 Bde., Berlin 1834. — Ueber die Reise nach dem Nordcap hat P. zum Drucke geordnete Materialien hinterlassen. — Von seinen übrigen Schriften ist zu erwähnen: „Ansichten über die allgemeine Krankheitslehre,“ Witau 1821.

E. Buchner.

Parry (William Edward), englischer Seefahrer, berühmt durch seine Reisen nach dem Nordpol, geboren 1790 zu Bath, trat früh in die Marine, führte 1818 das 2. Schiff auf der Nordwestpolarfahrt des Capitain Ross, überwinterte 1819 auf der Melvilleinsel, erhielt, da er mit seinem Schiffe bis zum 110° d. B. vorgebrungen war, den Preis von 5000 Pfund Sterling, unternahm mit dem Capitän Lyon 1821 eine dritte, 1824 eine vierte u. 1827 eine fünfte Fahrt. Die Erdfunde verdankt diesem kühnen u. geistreichen Manne wichtige Aufhellungen. Die Beschreibung seiner Reisen erschien deutsch, 5 Bde. 1833.

Parsen oder Gubern, ein Urvolk in Persien, zu welchem die alten Meder, Perser und Baktrer gehörten, bewohnte sonst Nordtibet, einen Theil von Kaanaul u. Kasarib, Sogdistan, Baktrien, Medien u. Fars, besteht in Hochasien noch in ungefähr 60,000, in Ost-Indien in etwa 150,000 Köpfen, mittelgroß, weiß, großäugig, braunhaarig, mit Habichtsnasen (die Weiber gewöhnlich sehr schön), friedlich, arbeitsam, kusch, mäßig, aber habjüchtig, wohlthätig und die Reichen prachliebend. Die P. essen Fleisch, trinken Wein, leben in Monogamie, (doch darf der Mann, wenn seine Frau nach 9 Jahren noch unfruchtbar ist, eine zweite heirathen); sie wählen jedoch die Gattinnen bloß aus ihrer Kaste, bisweilen auch aus den Geschwistern. Einige geben ihre Todten der Verwitterung u. den Raubthieren Preis, Andere haben eigen eingerichtete Begräbnißhäuser. Die Weiber stehen unter strenger Aufsicht; Unzucht u. Ehebruch werden mit dem Tode bestraft. Die in Hindostan (wo sie auf der Insel Bombai die vornehmsten sind) lernen mit

Fleisch u. Geschick Handwerke, sind Kaufleute, Fabrikanten, auch Landleute und Schiffbauer. Ihre Religion ist der Parsismus, der Dienst des Einen unsichtbaren, unter dem Bilde des Feuers oder der Sonne und der Planeten verehrten Gottes, eine Naturreligion. Ihr Grundcharakter ist der Dualismus. Das ungeschaffene All, Zeruane Akereue, stellt sich in demselben als das höchste Wesen dar. Dasselbe offenbart sich in dem Ormuzd, dem Lichte, dem guten u. erhaltenden Princip; ihm gegenüber stand Ahriman, die Finckerniß, das böse, zerstörende Princip. Ueber beiden steht die unendliche Zeit, der sie gehorchen, und welche dereinst nach dem Untergange des Bösen u. der Versöhnung des Zwistes dem Guten allein die Herrschaft geben wird. Die unter dem Bilde von Sonne und Feuer verehrte, versöhnende Gottheit wird Mithras genannt. Ausflüsse dieser dualistischen Wesen sind die von Ormuzd geschaffenen 7 Amshaspands und diesen gegenüber die 7 Erzbewer, die Schöpfungen des Ahriman. Das sittliche Princip des P. ist Reinheit in Gedanken, Worten u. Handlungen. Diesem entspricht der Cultus, welcher die Reinigung durch Gebet, Opfer u. symbolische Gebräuche für jede, auch äußerliche, Verunreinigung vorschreibt und die strengste Beobachtung derselben bis in das Kleinste fordert. Das Geschäft der Priester (Ahornes, auch Magier) ist, das ewige Feuer in den Tempeln zu unterhalten, und als Nachhall des lebendigen, schaffenden Wortes (Honover) zu dienen, denn ihre Hymnen u. Gebete verstummen nie. Bilder ehrt man nicht, sondern das Naphthafeuer, wie es um Baku flammt, seit der Islam die Feuertempel zerstört hat. Uebrigens verwebt sich diese Religion in die älteste Geschichte, indem sie die Thatfachen in Symbole u. Mythen umgestaltet und so eine Bilderwelt schafft, die sich noch jetzt auf uralten Denkmälern darbietet. Weiter ausgebildet u. vervollkommenet wurde der P. durch Zoroaster (Zerduscht), und seine Lehren sind in dem Religionsbuche Zend-Avesta niedergelegt.

Partei heißt im Allgemeinen die Gesammtheit Derjenigen, die irgend einen gemeinschaftlichen Zweck verfolgen, oder ein u. dasselbe Interesse an Etwas nehmen, daher man, mit Rücksicht auf diesen Zweck, die Bezeichnungen: Religions-, politische, conservative, liberale u. s. w. P.n gebraucht. Die herrschende Neigung, sich einer von mehreren, miteinander streitenden, P.n anzuschließen, heißt P.-Geist u., wenn diese Neigung den höchsten Grad der Leidenschaft erreicht hat, P.-Wuth. Parteilichkeit ist eine tadelnswürdige Hinneigung zu den Interessen einer P., u. der Gegensatz davon Parteilosigkeit, Unparteilichkeit. Das Bemühen, eine P. für sich zu gewinnen, ist P.-Sucht.

Parteilgänger, s. Partisan.

Parthenius, ein griechischer erotischer Dichter aus Nicäa, lebte während der Regierung der römischen Kaiser Augustus u. Tiberius u. ist mit dem elegischen Dichter dieses Namens eine u. dieselbe Person. Er gab dem Virgil im Griechischen Unterricht u. dieser ahmte den P. in seinen Elegien nach. Von seinen verschiedenen Schriften in Prosa u. Versen ist Nichts übrig, als ein kleines Werk *περί ἐρωτικῶν παθημάτων* (von den verliebten Leidenschaften). Es sind in Prosa abgefaßte erdichtete Erzählungen (erotische Fabeln) in 30 kurzen Abschnitten, von den traurigen Schicksalen, welche Liebende erfahren haben. Ausgaben: von Legrand u. Heyne, Göttingen 1798, von Passow, Leipzig 1824 u. von Westermann in den *Mythographi graeci*, Braunschweig 1843.

Parthenon (griechisch) hieß der prachtvolle Tempel der Athene, auf der Burg (Akropolis) zu Athen, 227 Fuß lang, 101 Fuß breit u. 65 Fuß hoch, unter Perikles durch die Baumeister Iktinos u. Kalikrates aus weißem, pentelischen Marmor errichtet, mit Bildwerken des Phidias u. seiner Schule geschmückt, bewundernswerth durch Erhabenheit u. Anmuth u. noch jetzt, obgleich meist zertrümmert u. fast gänzlich seiner Zierden beraubt, ein ehrwürdiges Denkmal der Hobeit u. Größe griechischer Kunst.

Parthenope, Tochter des Anfares, Königs der Leleger (also eine Enkelin des Neptun) u. der Samia (einer Tochter des Flusses Mäander), mit welcher

ihr Vater sie und die 4 Stammhelden der Samier: Perilaos, Halitherses, Samos u. Enubos erzeugt hatte. Nach Ciniqen war sie es, die der Quelle bei dem nachherigen Neapolis u. der Stadt selbst den Namen P. gab (nach Anderen war es die Sirene gleiches Namens). Apollo verliebte sich in sie u. sie gebar ihm den Lykomedes.

Parthien hieß ursprünglich eine kleine Landschaft, nordöstlich von den kaspischen Rüssen, welche einen Theil von Hyrkanien ausmachte; später war es der Name eines großen, von Arsakes gestifteten Reiches, das sich vom Dros bis an den Euphrat und vom kaspischen bis an's indische Meer erstreckte. Die Bewohner gehörten dem Stamme der Scythen an und waren lange den Assyriern, Medern, Persern, dem Alexander u. dessen Nachfolgern zinsbar. Den energischen u. kraftvollen Arsakes an der Spitze warfen sie nach dem Tode des syrischen Königs Antiochos II. das syrische Joch ab und gründeten ein eigenes Reich um 250 v. Chr. Das Reich der Arsakiden ward bald das mächtigste Reich in Asien u. Eroberungen dehnten seine Gränzen bis zum arabischen Meerbusen und dem kaspischen Meere aus. Fast beständig im Kampfe mit den Römern, ohne je unterworfen zu werden, fiel das Partherreich erst beim Tode des Artabanus und beugte sich vor dem Glücke des Persers Artaseres, welcher die Perser zur siegreichen Empörung und zu erneuerter Herrschaft führte. (226 v. Chr.)

Participium, deutsch Mittelwort, heißt in der Grammatik diejenige Redeweise, welche den Begriff des Zeitworts, als an irgend einem Gegenstande haftend, darstellt und diesen so bestimmt, doch in der Art, daß es nicht, wie das Abiectivum, ein Bleibendes, sondern einen mehr vorübergehenden Zustand nennt.

Partikeln (Theilchen), nennt man die kleinern consecrirten Hostien, welche den Communikanten vom Priester bei Auspendung des heil. Altarsakraments dargereicht werden und wodurch die Communion vollzogen wird; man hieß aber auch die kleinen Theile von den größeren Hostien P., und nach dem steten Glauben der katholischen Kirche ist Jesus auch in dem kleinsten Theile einer consecrirten Hostie wahrhaft u. wesentlich gegenwärtig, daher die Adoration u. höchste Verehrung auch gegen den kleinsten Theil einer consecrirten Hostie von jedem Gläubigen beobachtet werden muß.

Partikeln heißen in der Grammatik irscribible Redetheile, zur Bezeichnung mannigfaltiger Beziehungen der scribilen. Sie theilen sich in Adverbium, Präposition, Conjunction, nach Ciniqen auch die Interjection (s. ld.).

Partisan oder Parteigänger, ist die Benennung der Führer von Parteien oder Parteicorps. Nechst diesen versteht man unter diesem Worte auch Einen, der sich zu einer gewissen Partei hält, oder überhaupt einer gewissen Sache zugethan ist.

Partisane, der Name eines alten, 7—8' langen Stoßgewehres. Der Schaft dieser Waffe war stärker, als jener der Pike, 6' lang u. sie selbst mit einem langen, breiten, flachen, in der Mitte der zwei Flächen mit einer schneidenden und spizigen Rippe versehenen Blatte versehen. Gegen den Schaft zu waren an dieser Stoßwaffe an jeder Seite Hacken angebracht, welche entweder symmetrisch waren, oder die Form jener der Streitärte hatten.

Partitur heißt der vollständige Ueberblick aller, zu einem vielstimmigen Musikstücke gehörigen u. unter einander gesetzten Stimmen, nach welchem die Ausführung des Tonstücks durch Sängern, Chöre oder Orchester vom Compositeur selbst, oder von einem Kapellmeister geleitet wird. In der P. stehen sämtliche Stimmen, eine jede auf ihrem besondern System u. mit ihrem Schlüssel bezeichnet, senkrecht unter einander: auf der untersten Stufe in der Regel der Bass, über diesem das Violoncell, dann die Chorstimmen u. höher die Solostimmen, woraus genau zu ersehen ist, was eine jede Stimme als Sing- oder Instrumental-Partie zu leisten hat u. welche Wirkung von ihr im Einzelnen u. in Beziehung auf das Ganze der Composition zu erwarten ist. Zur Ausführung aber werden die einzelnen Partien besonders ausgeschrieben, d. i. jede Stimme wird einzeln zum

Gebrauche dessen, der sie vorzutragen hat, aus der P. abgeschrieben. Eine Methode, von großer Musikstücke im kleinsten Octav-Format auf wenigen Bogen mittelst Ziffern oder Zeichen abzuzeichnen, ist von Johann Abraham Peter Schulze, geboren 1747, erfunden, u. in solcher Weise sein Oratorium „Johannes u. Maria“ zu Kopenhagen 1791 erschienen. Uebrigens haben auch die Franzosen u. Italiener ihre eigene Art, die P. zu schreiben. — Durch die P. empfängt das im Geiste u. in der Phantasie entworfene Tonwerk den eigentlichen Kunstcharakter.

Parzen — griechisch *Moiren* — hießen bei den Alten die Schicksalsgöttinnen, Töchter des Zeus. Die älteren Mythographen geben ihre Zahl nicht an; später werden deren drei genannt: *Klotho*, *Lachesis*, *Atropos*. Die erste spinnt den Lebensfaden, die zweite bestimmt seine Länge, die dritte schneidet ihn ab. Sie sind die ernstesten Schicksalsgöttinnen, welche von der Geburt an das Leben des Sterblichen leiten, seine Dauer und seinen Werth bestimmen, und gegen deren Bestimmung sogar der mächtige Zeus Nichts wirken kann, der selbst ihnen unterworfen ist.

Parzival (*Parcival*), das großartigste Epos Wolframs von Eschenbach (s. d.), ist die ideale Darstellung des Heldenkampfes der Seele, der Bildungs- und Entwicklungsgeschichte des innern Menschen. Mit überlegenem, starkem u. tiefem Geiste ergriff Wolfram die Sage vom Gral u. dem Artusritter P., um (wie Vilmar sagt), ein Epos zu schaffen, nicht der Thaten der Völker u. der Begebenheiten ihrer Kriegsfahrten, nicht der Volksfreude u. des Volksleides, sondern der Thaten des Geistes u. der Begebenheiten der Seele, des Leides u. der Freude des innern Menschen, ein Epos der höchsten Ideen von göttlichen u. menschlichen Dingen; wie Welt u. Geist gegen einander streiten u. Hochmuth u. Demuth mit einander ringen, das ist der Gegenstand dieses Kunstepos, das die Lebens- u. innere Vereinigungsgeschichte des Helden P. darstellt. Das Epos schreitet im vollen Bewußtseyn der siegenden, ewigen, christlichen Wahrheit seinem Abschlusse, seiner Vollendung u. der tiefsten Befriedigung des sinnigen Lesers entgegen. „Die Fabel vom König Artus ist dem Dichter der Typus des frohen, glänzenden, selbstzufriedenen und in seinem Bereiche seiner selbst gewissen weltlichen Lebens; die Sage vom Gral der Repräsentant des höheren geistlichen, ewigen Lebens. P., mitten inne gestellt zwischen Welt u. Geist, zwischen Zeit u. Ewigkeit, ist der suchende, irrende, der Welt verfallende, Gott absagende, der hochmüthige u. trotzig, Welt u. Gott zugleich aufgebende Mensch; er ist der umkehrende, der Hochmuth durch Demuth besiegende, der nach dem Höchsten, dem Geistlichen u. Ewigen ernstlich fragende, der zum seligen Frieden u. zum Besitze des geistlichen Königthums gelangende Mensch.“ So sagt Vilmar, der dabei in trefflicher Parallele Goethe's Faust, den suchenden aber nicht findenden Helden, dem P., dem suchenden und findenden, gegenüber stellt. Ausgaben haben wir von Müller und Lachmann; Uebersetzungen von San Marte (Schulz) und Simrock.

Pascal, Blaise, einer der größten Gelehrten Frankreichs, mit gleich durchdringendem Scharfsinne die Gebiete der Religion wie der Mathematik durchforschend, war am 19. Juni 1623 zu Clermont geboren und der Sohn des dortigen Kammerpräsidenten. Schon in früher Kindheit offenbarte sich seine ungewöhnliche Geistesanlage durch naive treffende Antworten u. durch sinnvolle Fragen, die er über die Natur der Dinge aufwarf. Da die Mutter 1626 starb, wo der Knabe erst drei Jahre alt war, so fiel das Geschäft der Erziehung dem Vater ganz allein zu, weshalb letzterer auch 1631 die Provinz verließ u. mit seiner ganzen Familie nach Paris zog, um vollkommen für die Ausbildung seines Sohnes sorgen zu können. Dieser kam nie in ein College u. hatte keinen andern Lehrer, als seinen Vater. Von dem Grundsatz ausgehend: „Der Geist des Kindes soll immer dem Werke seiner Erziehung zuvorkommen,“ suchte er die Aufmerksamkeit des Knaben auf die Betrachtung der wunderbaren Erscheinungen der Natur zu lenken und gab ihm die Richtung, nach den Ursachen derselben zu fragen. Auf diese Weise

brachte er ihm allgemeine Begriffe über Theorie der Sprache u. Grammatik bei u. erleichterte ihm so die Erlernung der lateinischen Sprache ungemein, welche er erst im 12. Jahre unternehmen durfte. Wie frühreif die Entwicklung des Jünglings gelang, bewies eine Abhandlung über den Schall, welche den Beifall aller Gelehrten fand. Im 16. Jahre schrieb P. einen Versuch „über Regelschnitte“, der als meisterhafte Forschung bewundert wurde, aber wegen allzugroßer Bescheidenheit des jugendlichen Verfassers nie im Drucke erschien. Drei Jahre später erfand er die bekannte Rechenmaschine, durch welche man nicht nur alle Arten von Zusammenzählungen ohne Feder u. Bleistift, sondern auch selbst ohne die geringste Kenntniß von den Regeln der Arithmetik mit undenklicher Sicherheit machen konnte. Die nähere Beschreibung der Maschine steht im 4. Bde. der Oeuvres ed. Bossut. Sein rastloser Fleiß u. die angestrenzte Thätigkeit, womit er den Wissenschaften sich widmete, zogen ihm bei seiner ohnehin schwächlichen Körperbeschaffenheit Beschwerden zu, die ihn nie mehr verließen. Er äußerte mehrmals, er habe seit seinem 18. Lebensjahre wenige Tage ganz ohne Schmerzen gelebt. Im 23. Jahre vernahm er die Entdeckungen des italienischen Physikers Toricelli über den leeren Raum u. fand sich dadurch angeregt, selbstständige Versuche darüber anzustellen, welche zu neuen Entdeckungen führten. Er stellte Untersuchungen an über die Schwere der Luft, schrieb eine Abhandlung über das Gleichgewicht der Flüssigkeiten, sowie 1649 über die Cycloide, deren Eigenschaften er erforscht hatte in Mitte der furchtbarsten Zahnschmerzen. Indes waren diese Beschäftigungen die letzten in Bezug auf physikalische Forschungen; denn die Lektüre religiöser Schriften machte um diese Zeit einen so tiefen Eindruck auf seinen Geist, daß er dem Grunde der christlichen Religion in ihrer göttlichen Offenbarungsquelle nachzuforschen sich entschloß. — Bis her hatte sich sein Leben von allen Jugendvergehen rein erhalten u., ungeachtet der Lebhaftigkeit seines Nachdenkens, sich nie zur Ungebundenheit in Religionsfachen verleiten lassen, indem seine Wissbegierde ausschließlich auf natürliche Probleme des Weltalls gerichtet war. Die große Ehrfurcht gegen die Religion wurde ihm von Kindheit auf durch den Grundsatz seines Vaters eingeprägt, welcher die Ansicht geltend zu machen wußte: „Was Gegenstand des Glaubens sei, könne nicht auch Gegenstand der Vernunft, am allerwenigsten aber unter der Vernunft seyn.“ Freigeister u. Religionspötker sah er deshalb als Menschen an, die den falschen Grundsatz haben, als wäre die menschliche Vernunft über diesen Dingen, da sie nicht einmal die Natur des Glaubens erkannten. So war dieser große, mit den tiefsten Forschungen beschäftigte Geist, der immer mit so vieler Sorgfalt die Ursache u. den Grund von Allem suchte, zugleich auch gegen Alles, was die Religion betraf, so ehrerbietig, wie ein Kind. Und diese Einsicht herrschte in ihm sein ganzes Leben, so daß er von der Zeit an, wo er sich entschloß, keine andere Wissenschaft mehr zu treiben, als die der Religion, sich nie mit den spitzfindigen Fragen der Scholastik beschäftigte, sondern die ganze Kraft seines Geistes darauf verwandte, die Vollkommenheit der christlichen Religion zu erkennen u. auszuüben, wozu ihm seine anhaltende Fränklichkeit vielfache Gelegenheit darbot. Als er eines Tages im October 1654 bei der Brücke von Neuilly spazieren fuhr, wurden die Pferde scheu und eilten der Seine zu. Zum Glück rißen die Stränge, die Pferde führten in den Fluß und die Kutsche blieb am Rande eines Abhanges stehen. Mit Mühe brachte man den Ohnmächtigen wieder zu sich; sein Gehirn aber behielt von dem Schrecken einen so erschütternden Eindruck, daß er noch in späterer Zeit zuweilen einen Abgrund vor seinem Bette zu sehen wäunte, der ihn zu verschlingen drohe. Ueberrieben aber ist die tückische Annahme Voltaire's u. Condorcets, seit diesem Vorfalle sei sein Gehirn zerrüttet geblieben; denn ein zerrüttetes Gehirn hätte wohl nicht 1656 die Provinzialbriefe u. 1658 die Entdeckungen der Cycloide produciren können. Auf P.'s schwächlichen Körper übte dieser Vorfall die Beschleunigung des Entschlusses, die Stadt mit ihren vielfachen Zerstreuungen zu verlassen u. in der Einsamkeit des Klosters Port Royal dem Gebete, der Lektüre der heiligen Schrift u. dem re-

ligiösen Forſchen ungeſtört ſich hinzugeben. Perſonen von der vornehmſten Herkunft u. hervorragender Bildung beſuchten ihn hier u. legten ihm ihre Glaubenszweifel zur Löſung vor. Der vertraute Umgang mit den Janſeniſten Arnauld, Nicole u. A. hieß ihn deren Grundſätze billigen u. ſloßte ihm die Abneigung gegen die Jeſuiten ein, deren Moral er in den bekannten Provinzialbriefen ſo bitter bekämpfte. Unaufhörlich arbeitend für Gott, für den Nächſten u. für ſein eigenes Seelenheil, verlebte er hier 5 Jahre, vom 30—35 Lebensjahre; die 4 übrigen, die ihm noch gegönnt waren, bildeten ein fortwährendes Leiden. So z. B. konnte er keine kalte Flüssigkeit zu ſich nehmen u. die warmen auch nur tropfenweiſe. Stets litt er an unerträglichem Kopfweh u. Brennen in den Eingeweiden, ſo daß ihm die Aerzte 3 Monate lange einen Tag um den andern Abſüßmittel verordneten. Beſonders die letzten zwei Monate vor ſeinem Tode ſteigerten ſich die Koſtiſchmerzen bis zu einem ungewöhnlichen Grade; nur ſeine Geduld u. Ergebung zeigten ſich hier in ihrem ſchönſten Lichte. Am 17. Auguſt 1662 verlangte er die heilige Delung, da die heftigſten Convulſionen ſeine nahe Auflöſung verkündeten. Als ihm der Prieſter mit dem Ciborium den Segen ertheilte, ſprach er mit innigſter Rührung: „O, daß mich Gott nie verlaſſen möge.“ Am 19. Auguſt, in einer Frühſtunde, führten wiederholte Krämpfe ſeinen Tod herbei, im 39. Lebensjahre. Außer den oben berührten phyſikaliſchen Abhandlungen ſind die beiden Hauptwerke: *Les provinciales, ou lettres écrites par Louis de Montalte à un provincial de ses amis avec les notes de Guill. Wendrock*. Dieſe ſogenannten Provinzialbriefe wurden auf Arnaulds dringendes Bitten dem Drucke übergeben u. wurden in dem Zeitraume von Januar 1656 bis März 1657 einzeln u. allmählig verfaßt, bis ſie am Schluſſe zu einer Sammlung erneuert wurden. Der Freund in der Provinz war ſein Schwager Bérrier bei dem Gerichtshofe in Clermont; Montalte nennt ſich pseudonym Paſcal ſelbſt, nach der gebirgigen Landſchaft Auvergne. Zweck u. Abſicht der Schrift ſollte die ſchlaffe Moral der Jeſuiten geiſeln, was auch mit bewundernswerther Ironie nur allzu gut gelang. Die Briefe wurden binnen kurzer Zeit in alle europäiſche Sprachen überſetzt, von Nicole unter dem Namen Wendrock in's Lateiniſche. Hof, Curie, Parlamente verdamnten die Schrift — umſonſt, ſie wurde nur um ſo mehr geleſen; auch iſt die reine, geiſtvolle Proſa ein wahres Meiſterwerk franzöſiſcher Styliſtik. Selbſt Voltaire in der Geſchichte von Louis XV. Regierung ſieht ſich zum Geſtändniſſe ermüdet: „die Provinzialbriefe waren das erſte Buch von Genie in franzöſiſcher Proſa“, u. Boſſuet gab auf die Frage: welches Buch er am liebſten geſchrieben haben möchte, wenn er nicht die ſeinigen verfertigt hätte, die Antwort: die Provinzialbriefe. Der Inhalt aber beruht auf einer ganz irrigen Vorausſetzung, indem P. die allerdings höchſt gefährlichen u. abſonderlichen Anſichten einiger ſpaniſchen u. niederländiſchen Jeſuiten hämiſcher Weiſe dem ganzen Orden ausband: eine ziemlich abgenützte Faſtiſt, welche indeß auch noch heut zu Tage mißbraucht wird. Ein uneriegliches Verluſt für die Chriſtliche Apologetik iſt es, daß die „*Pensées sur la religion*“ nur Fragmente u. einzelne abgeriſſene Andeutungen enthalten, welche kaum eine ſchwache Vorſtellung von der Großartigkeit des ganzen Werkes geben. Der Tod hat die Ausfühung ſeines Planes vereitelt, der, aus der Einleitung zu urtheilen, zu den höchſten Erwartungen berechtigt haben würde, zumal bei einem Manne von ſolcher Fähigkeit. Wenige Jahre vor ſeinem Tode faßte er den Entſchluß zur Abfaſſung dieſes religiöſen Werkes. Allein er pflegte über die Gegenſtände erſt lange nachzudenken, das Gedachte in ſeinem Kopfe vollkommen auszutragen, bevor er Etwas zu Papier brachte. Da P. ein beſpielloſes Gedächtniß hatte, ſo daß er behauptete, Nichts von dem, was einmal ſeinem Geiſte eingepägt war, jemals vergeſſen zu haben, u. deßhalb nicht zu fürchten brauchte, daß ihm einer der geſtaſten Gedanken wieder entgehen möchte, ſo verzögerte er die Aufſchreibung, ſei es aus Zeitmangel, ſei es, weil ihm ſeine gebrechliche Geſundheit nicht geſtattete, mit anhaltendem Fleiße zu arbeiten. Alles war blos in ſeinem Kopfe vollendet. Kurz, über die Grundſätze, Beweisführung u. Anordnung iſt faſt gar Nichts

Schriftliches hinterlassen, indeß er einst mündlich in Gegenwart seiner Freunde 2—3 Stunden lange ohne alle Vorbereitung den Plan seines Werkes entwickelte, welche versicherten, nie etwas Schöneres, Kräftigeres u. Ueberzeugenderes hierüber gehört zu haben. Die uns zufällig noch erhaltenen Pensées sind einzelne Gedanken, Gesichtspunkte u. Empfindungen, die er zuweilen, wenn er sich etwas körperlich erleichtert fühlte, auf einzelne Papierstreifen als abgekürzte Notamina zu schreiben pflegte. Nach seinem Tode fand man diese bunt unter einander liegenden Zettel u. die Herausgeber haben diese Abfälle seines außerordentlichen Geistes in eine ungefähre Ordnung nach den Materien zusammengestellt. So ist der größte Theil der Pensées entstanden. Sein Leben beschrieb gemüthvoll seine Schwester, Périers Frau. Seine Elogien: von Raymond, Toulouse 1816 (Preis-schrift), von Alexis Dumeslin, Monier, Par. 1822. Gute Ausgabe von Bossut, 5 Bde., 1779 u. 1819 mit einem discours sur la vie von Lemercier, Par. 1830, 2 Bde. In neuerer Zeit haben sich auch Faugère (Paris 1844) und Cousin um P.s kritisch revidirte Werke verdient gemacht. Reuchlin, P.s Leben u. Geist (Schriften zum Theil nach neu aufgefundenen Handschriften). Stuttgart. 1841. Cm.

Pas de Calais (englisch Strait of Dover), heißt 1) der Kanal, der die nördliche Küste Frankreichs von England trennt u. den atlantischen Ocean mit der Nordsee verbindet. Seine Länge beträgt 9 Lieues; die mindeste Breite, vom Cap Gris-Nez bis Dover, $7\frac{1}{2}$ Lieues u. zwischen Calais u. Dover 8 Lieues. — Nach ihm benannt ist 2) ein Departement im nordöstlichen Frankreich, $120\frac{1}{2}$ □ Meilen mit 686,000 Einwohnern, vorherrschend eben u. fruchtbar, besonders an Getreide, Delfrüchten u. Obst. Die Viehzucht ist blühend; der Gewinn an Steinkohlen, Torf, Kalk, Marmor erheblich. An den Küsten starker Fischfang, im Innern ansehnliche Industrie. Der fünfzehnte Theil des Landes etwa ist mit Wäldungen bestanden. Eintheilung in 6 Bezirke: Arras, Boulogne, Béthune, Montreuil, St. Pol, St. Omer; Hauptstadt Arras (s. d.).

Pascha (vom persischen Pa, Fuß u. Schah, König, wörtlich also: Fußstüße des Königs), ist der Titel der türkischen Beziere, Statthalter u. höchsten Militärpersonen. Sie haben Rosschweife zur Auszeichnung, die, an eine Lanze befestigt, mit einer goldenen Kugel darüber im Kriege vor ihnen hergetragen werden. Ein P. von 3 Rosschweifen hat den Grad eines Beziers; die Generalsstatthalter haben 2 — 3 Rosschweife. P. allein bezeichnet den Großvezier. Paschalik, Würde eines P.

Paschalis, Name von zwei römischen Päpsten. 1) P. I., der Heilige, ein Römer von Geburt, der im Jahre 817 erwählt wurde, hatte sich schon vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl rühmlichst ausgezeichnet durch Eifer im Gebete, durch Fasten, Wachen u. reichliches Almosen, nicht weniger auch durch seine bewundernswürdigen Fortschritte in der Kenntniß der heil. Schrift, und sich das besondere Vertrauen des Papstes Leo III. erworben. Gleich nach seiner Erwählung, welche einstimmig von der Geistlichkeit u. dem Volke geschah, schickte er Gesandte mit großen Geschenken an Kaiser Ludwig den Frommen. Dieser bestätigte dem Papste Alles, was Pipin und Karlmann dem heil. Stuhl geschenkt hatten, und fügte noch andere Schenkungen bei. — Obschon der Irrthum der Bilderstürmer auf dem siebenten allgemeinen Kirchen-Rathe verworfen werden war u. ihre Wuth Gränzen gefunden hatte, so änderten sich doch die Umstände wieder unter Kaiser Leo dem Armenier. Er hatte schon mehrere Mönche durch List hintergangen; gegen diejenigen aber, die sich nicht verführen ließen, gebrauchte er Gewalt. Schaudervoll ist das Bild, welches der Abt Theoborus Studita in einem Schreiben an den Patriarchen von Alexandrien macht; unter anderen schreibt er: „Wer immer mit den gottesräuberischen Schändern nicht umgehen will; wer immer ein Bild hat oder ein Buch, das von Bildern handelt; wer immer einen Verwiesenen aufgenommen, oder einem Gefangenen gebietet hat, ist schon angegeben. Entdeckt, angehalten, mit Geißeln zerfleischt, verwiesen oder verbannet werden: alles dieses geschieht dann fast gleich geschwind. Die Furcht wirft sowohl die Religion, als

die gesellschaftliche Ordnung völlig über den Haufen; weil sie nur die Knechte zu Herren macht". Auch an Papst P. wandte sich Theodor in einem von vielen Lebten mitunterschiedenen Briefe; aber ohne Erfolg war das Bemühen des Papstes, den Kaiser auf bessere Gesinnungen zu bringen; es blieb ihm nichts Anderes übrig, als die Bilder-Stürmer von der Gemeinschaft der Kirche auszuschließen und die bedrängten Christen durch Trost-Schreiben zu ermuntern. Viele Mönche hatten sich nach Rom geflüchtet. Diese fanden bei dem Oberhaupte der Kirche freudige Aufnahme u. die Mittel, ein Kloster zu bauen, wo sie Gott in Ruhe und Frieden dienen konnten. Kaiser Leo trug zwar den Lohn davon, wie die meisten Verfolger der Christen: er starb eines gewaltsamen Todes durch die wider ihn Verschworenen; mit seinem Tode war aber Nichts gewonnen; denn Michael der Stammer, welcher seine Stelle einnahm, folgte ihm nach in seiner Gottlosigkeit. — Den Erzbischof Ebbo von Rheims, welcher sich erboten hatte, den Dänen das Evangelium zu predigen, versah Papst P. mit einem Vollmachtsbriefe des Inhalts: „der Papst, dem die Sorge für das Seelenheil aller Menschen in der Welt obliegt, habe in Erfahrung gebracht, daß einige Völker des Nordens, noch ohne Taufe und ohne alle Kenntniß des wahren Gottes, in tiefen Todesschatten saßen. Er sende daher seinen Bruder und Mitbischof Ebbo, gedachten Völkern zu predigen u. sie von der Finsterniß zum Lichte zu bekehren. Sollte demselben bei Erfüllung seines Amtes irgend ein Zweifel aufstoßen, so habe er sich zur Lösung desselben an den römischen Stuhl zu wenden, um aus dieser reinen Quelle alles Mangelnde zu schöpfen. Im Jahre 823 ließ sich Lothar, der Sohn Ludwigs des Frommen, am heil. Ostertage zu Rom von Papst P. die Krone aufsetzen. Im darauffolgenden Jahre 824 starb der Papst, nachdem er die Kirche 7 Jahre regiert hatte, und diese ehrt sein Andenken am 14. Mai. — 2) P. II., vorher Rainerus, geboren zu Bieda in der Diöcese Viterbo u. erwählt im Jahre 1099, war schon als Kind in das berühmte Kloster Clugny gebracht worden, wo er in den Orden trat, u. wurde nachher von Papst Gregor VII., der seinen Werth erkannte, zum Cardinal der römischen Kirche ernannt. Als er seine Erhebung auf den päpstlichen Stuhl erfuhr, entfloh er u. verbarg sich; nachdem man ihn aber entdeckt hatte, brachte man ihn zu Pferde mit einem zahlreichen Gefolge in den Palast des Lateran. Hier legte man ihm eine Binde um, an welcher sieben Schlüssel u. sieben Siegel, die Gaben des heil. Geistes bedeutend, hingen; zugleich gab man ihm den Bischofsstab. Jerusalem wurde zwar noch bei Lebzeiten seines Vorgängers, des Papstes Urban II., erobert, die Nachricht davon traf diesen aber nicht mehr beim Leben; erst P. II. war es vorbehalten, diese Freude zu vernehmen u. Gott zu danken. Es kamen aber auch bald wieder unangenehme Nachrichten, worunter die über den Tod des Königs Gottfried gehört, der nur ein Jahr regierte u. nach einer heiligen Vorbereitung zum Tode in der Blüthe seines Alters starb, den 18. Juli 1100. — Der große Streit, welcher damals herrschte und besonders in Deutschland so große Uebel verursacht hatte, die Investitur (s. d.), beschäftigte gleich Anfangs den Papst, dem einige Ruhe vergönnt zu seyn schien, da der Gegenpapst Guibert, welcher schon seit 20 Jahren viele Unruhen gestiftet u. Aergernisse gegeben hatte, auf der Flucht eines plötzlichen Todes starb, die zwei Gegenpäpste Albert u. Theodorich gefangen u. in Klöster gesperrt wurden, Maginulp^h aber, der sich Sylvester IV. nennen ließ, die Flucht ergreifen mußte u. im Elende starb. Heinrich IV., der, ein besserer Soldat als Christ, in 66 Schlachten Sieger gewesen war, aber durch Unbeständigkeit des Charakters u. wildes Leben, durch den Kaufhandel mit geistlichen Würden sich seinen ewlichen Sturz bereitet hatte, wurde durch seinen eigenen Sohn, Heinrich V., des Reiches entsetzt u. starb in sehr bedauernswerthen Umständen. Obgleich der neue Kaiser, Heinrich V., P. II. hatte einladen lassen, nach Deutschland zu kommen, um die Mißbräuche, welche hier überhand genommen hatten, abzustellen, so traute doch der Papst nicht, diese Einladung anzunehmen, u. zog es vor, nach Frankreich zu König Philipp I. sich zu begeben, welcher nach erfolgter Besserung eines ärgerlichen

Wandels wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen worden war. Aber gleichwohl fiel P. in die Schlinge, welcher er hatte entgehen wollen. Als er wieder nach Rom zurückgekehrt war u. überall sich um Schutz gegen Unterdrückung umgesehen hatte, kam die Nachricht von dem Anzuge Heinrichs V. nach Italien, dem Vorgehen nach, um sich zum Kaiser krönen zu lassen. Zu Florenz angekommen, schickte der Kaiser Abgeordnete nach Rom, wo man übereinkam, daß der Kaiser sich der Investituren, u. der Papst sich der Regalien begeben sollte. Hierauf zog Heinrich V. in Rom ein, warf sich zu den Füßen des Papstes und küßte sie u. Beide umarmten sich dreimal; allein der Papst sah sich bald als Gefangenen behandelt, als er vom Kaiser die Erfüllung seines Wortes, schriftlich auf die Investitur zu verzichten, verlangte. Er wurde seiner Ehrenzeichen beraubt u. wie ein Mißthäter gebunden. Es kam nachher zu einem Vertrage, vermöge dessen die Wahlen der Bischöfe frei u. ungehindert geschehen, diese aber noch vor ihrer Weihe sich von dem Kaiser mit Ring und Stab investiren lassen sollten; das Vergangene sollte der Papst nicht ahnden, den Kaiser nicht excommuniciren. Hierauf ließ sich Heinrich vom Papste krönen, aber sich das Privilegium über die Investituren schriftlich geben. Der Papst veranlaßte hieburch großen Unwillen und mußte, um einer Spaltung zu Rom zuvorzukommen, in einer Versammlung von 104 Bischöfen in der Kirche des Lateran den durch Gewalt abgenöthigten Vergleich über die Investituren widerrufen. Als nachher P. II. sich vor Kaiser Heinrich V., der nach Rom zog, hatte flüchten müssen, wurde er, wie Schmidt in seiner Geschichte der Deutschen, 2. Theil, erzählt, bei seiner Rückkehr nicht in die Stadt eingelassen u. starb, da er eben Anstalten machen wollte, sich den Eingang mit Gewalt zu eröffnen. Wie Andere erzählten, fiel er auf seiner Rückkehr nach Rom zwar in eine Krankheit; von derselben aber genesen, kam er wirklich in die Stadt, wo seine Gegenwart u. Unerstrockenheit seinen Feinden Schrecken einjagte. Sein Bestreben war nun, eine dauerhafte Ruhe herzustellen; er fiel aber in seine vorige Krankheit wieder zurück u. starb, nach heiliger Vorbereitung zu einem glückseligen Tode, den 18. Jänner 1118, nachdem er die Kirche 18½ Jahre verwaltet hatte.

Paschalius Radbert, geboren 786 (800), trat in das Kloster Corbie, wurde 844 dessen Abt, welche Stelle er bis 851 begleitete, sie aber aus Liebe zur gelehrten Muse in dem genannten Jahre niederlegte, und starb 865. Man hat von ihm Erklärungen über mehre Bücher der heil. Schrift; namentlich war er es, der die Lehre von dem Altarsakramente (s. d.) in engem Zusammenhange u. mit allen Consequenzen, aber in ungerohter Form darstellte, daher mehre Schüler Alcuins (s. d.) in diesem Streite sich erhoben. Indessen erhielt seine berühmte Schrift „De corpore et sanguine domini“ in der Kirche kanonisches Ansehen. Seine Werke gab Sirmond, Paris 1618, heraus; auch finden sich dieselben abgedruckt in der Bibl. P. P. max. T. XIV. p. 353. Vergleiche Mabillon, arta 55. ord. Bened. Sec. IV. P. II. 22. Ziegelbauer Hist. lit. Bened. ord. T. III. 77.

Pasigraphik, (Allgemeinschrift) heißt die bis jetzt noch nicht erfundene, sondern nur erst in der Idee und ihrer Möglichkeit nach aufgestellte Kunst, durch allgemeine, jeder Nation verständliche Zeichen, Gedanken u. Nachrichten mitzutheilen. Man nennt sie auch Ideographie, sofern dabei nicht bestimmte Laute geschrieben, sondern nur Ideen (Begriffe, Vorstellungen) dargestellt werden. Leibniz war der Erste, der sie in Anwendung brachte. In Frankreich rühmte de Maimieux sich, sie erfunden zu haben. Der P. setzt man die Phonographie entgegen, welche die von der menschlichen Stimme hervorgebrachten Worte darstellt. Eine solche Lautschrift ist nur für die verständlich, welche sie selbst u. die Sprache, worauf sie sich bezieht, erlernt haben. Die namhaftesten Werke über P. sind: Wilkens Essay towards a real char. and. philos. language, London 1668, Fol.; Solbrig, Scriptura oecum. u. Allgemeine Schrift, Koblenz 1736; Will, De lingua universali, Altona 1756; Kalmar, Praecepta linguae philos., Berlin 1772; Berger, Plan zu einer allgemeinen Schrift- und Redesprache, Berlin 1779;

De Cormel, *Projet d'une langue universelle*, Paris 1794; Vater P., Wien 1795; Pasigraphia, Paris 1797; Wolke, Erklärung, wie die P. möglich ist, Dessau 1797; Grotefend, *De pasigraphia*, Göttingen 1799; Vater, P. u. Antipasigraphie, Weissenf. 1799; Räther, *Vers. einer neuen Erfindung von P.*, Lpz. 1805; Schmid, *Von den Versuchen, eine allgemeine Schriftsprache einzuführen*, Dill. 1807; Gedankenverzeichnis einer allgemeinen Schriftsprache, ebd. 1807; Niethammer, *Ueber P. u. Ideographik*, Nürnberg. 1808; Stein, *Ueber Schriftsprache u. P.*, München 1809; Bürga, *Pasigraphie*, Berlin 1808; Aphorismen über Sinnen- und Ideensprache, Mannheim 1809; Kethy, *Lingua univers.*, Wien 1825.

Pasiphae, die berühmte Gattin des Minos, Königs von Kreta, war eine Tochter des Helios und der Perseis u. ward selbst Mutter mehrer Kinder, unter denen Minotaurus u. Ariadne die berühmtesten sind. (Siehe Beide, sowie Minos.) Denselben Namen führte eine Göttin, welche bei Sparta einen Tempel und ein Drama hatte.

Pasiteles, ein griechischer Bildhauer und Erzieher, Zeitgenosse des Cicero, wurde mit dem römischen Bürgerrechte beehrt. Außer vielen Werken bildete er einen Jupiter u. stellte den berühmten Roscius in Silber vor, wie ihn seine Amme in der Wiege von einer Schlange umwunden sah. Auch war er Schriftsteller u. schrieb 5 Bücher von den berühmten Kunstwerken des Alterthums. Man kennt auch noch einen ältern P., der mit Phidias an dem olympischen Jupiter arbeitete.

Paskewitsch, Iwan Feodorowitsch, Graf von Erivan, Fürst von Warschau, kaiserlich russischer Feldmarschall u. Statthalter von Polen, geboren zu Biltawa 1782, trat 1800 in's russische Heer, ward Offizier in der Preobraschenski'schen Leibgarde u. Flügeladjutant des Kaisers Paul I., so wie seines Nachfolgers Alexander. 1805 wurde er in der Schlacht bei Austerlitz verwundet, überbrachte 1808 die russische Kriegserklärung an die Porte, wurde 1809 bei Braila abermals verwundet u. zum Obersten befördert, 1811 Generalmajor, und stand als solcher 1812 beim Corps des Fürsten Bigrathion. Hier zeichnete er sich bei Smolensk u. Mojaisk aus, kam dann zu dem General Miloradowitsch und verfolgte mit demselben die Franzosen, trat hierauf zu dem Corps des General Doctorow u. blieb mit demselben in Polen zurück, bis er nach dem Waffenstillstand mit dem Bennigsen'schen Corps nach Pöhmen u. zur Schlacht von Leipzig ging. Generallieutenant geworden, erhielt er nun die zweite Grenadierdivision unter dem dritten Corps des Generals Rajewsky. Mit diesem machte er den Feldzug 1814 mit und ward 1818 Generaladjutant. 1826 erhielt er als General ein Commando unter Dermaloff gegen die Perser, siegte bei Elisabethpol über Abbas Mirza und mehre Male. 1827 im April erhielt er statt des Generals Dermaloff das Gouvernement Georgien u. den Oberbefehl gegen die Perser. Er ließ Erivan berennen, nahm Rahitschewan, schlug Abbas Mirza bei Dschewan = Bulat u. nahm die Festung Abbas = Abad, belagerte Erivan vom 6. bis 19. Oktober u. stürmte am letzten Tage die Bresche, worauf die Festung capitulirte. Hierdurch wurden die Perser zum Frieden bewogen. Nach demselben ward P. zum Grafen P. = Erivan'ski ernannt. 1828 befehligte er das Corps, das im April in das türkische Kleinasien einfiel; dasselbe nahm die Festungen Kars, Poti, Akhalchaki, Ghertrivsky, Bajazet und Anapa, und eroberte die Paschaliks Akhalzik, Kars und Bajazet. 1829 drang er in das Paschalik Erzerum ein und eroberte diese Stadt, machte auch Demonstrationen gegen Trebisond. Nach dem Frieden ward er Feldmarschall u. erhielt alle von ihm dem Feinde abgenommenen Fahnen u. Standarten. 1830 führte er eine Expedition gegen die kaukasischen Bergvölker. Am 10. Juni 1831 trat er an die Stelle des verstorbenen Grafen Diebitsch im Commando gegen die Polen, beendigte durch die Umgehung des Feindes u. die Ueberschreitung der Weichsel bei Thorn, dann durch Vordringen von da nach Warschau u. Einnahme dieser Stadt die polnische Insurrektion, erhielt dafür den Titel eines Fürsten von

Warschau u. das General-Gouvernement im Königreiche Polen. Als solcher setzte er 1832 das organische Statut, das an die Stelle der früheren polnischen Constitution trat, in Kraft, befestigte Warschau sehr stark u. suchte, trotz der Härte der anbefohlenen Maßregeln, die Gemüther der Polen zu beruhigen. 1835 bei dem Lager in Kalisch erhielt er vom Könige von Preußen einen mit Brillanten besetzten Degen. Er ist noch fortwährend auf seinem Posten, obgleich Anfangs 1844 von seiner Abberufung die Rede war. Vergleiche J. Tolstoi: *Essai biogr. et hist. sur le Feldmaréchal, Prince de Varsovie*, Paris 1835.

Pasor, Georg, geboren 1570 zu Ellar im Nassauischen, lehrte die hebräische und griechische Sprache zu Herborn, wurde hernach Professor der griechischen Sprache zu Franeker u. starb daselbst 1637. Er ist als Verfasser mehrerer Hülfsbücher zur Erlernung der griechischen Sprache, zunächst in Beziehung auf das neue Testament u. namentlich durch sein „*Lexicon manuale Novi Testamenti*“ (zuletzt herausgegeben von Fischer, Leipzig 1781) bekannt, welche in Holland u. Deutschland lange u. häufig gebraucht worden sind.

Pasquier, Etienne Denis, Herzog von, bis zum Sturze des Königthums Kanzler von Frankreich u. Präsident der Pairskammer, geboren zu Paris 1767, studirte die Rechte u. zeichnete sich zuerst durch seinen Bericht in dem Prozeß des Grafen Lally-Tollendal aus. Während der Revolution bekleidete er keine Stelle, aber nachdem Napoleon Kaiser geworden, ward er Auditeur beim Staatsrathe, dann, beschützt durch Cambacérès, Bassano u. A., *Maitre des requêtes*, Generalprocurator, Baron, endlich Polizeipräfekt von Paris, welche Stelle er mit Auszeichnung bekleidete. Bei dem Ausbruche der Verschwörung des Generals Mallet (1812) ward er von diesem mit verhaftet. Nach der ersten Restauration ward er Staatsrath u. Direktor des Brücken- u. Wegbaues. Während der 100 Tage übertrug ihm Napoleon kein Amt. Bei der zweiten Rückkehr der Bourbonen ward er Justizminister u. Großsiegelbewahrer, was er bis zum September 1815 blieb, wo er Mitglied der Deputirtenkammer ward, in der er sich immer als standhaften Verfechter der ministeriellen Maßregeln zeigte. 1817 kam er zum zweiten Male in's Ministerium, erhielt 1822 das Portefeuille des Auswärtigen u. wurde später, als er dieses wieder verlor, zum Pair u. Grafen ernannt. P. zeigte sich auch in der oberen Kammer immer als Anhänger der willkürlichen Maßregeln, besonders in Betracht der Presse, u. stimmte nur 1824, bei Gelegenheit der Rentenreduction, gegen die Maßregeln des Ministeriums. Im Jahre 1830 ernannte ihn Ludwig Philipp zum Präsidenten der Pairskammer, die er fortwährend in conservativem Sinne leitete, 1837 zum Kanzler von Frankreich u. ertheilte ihm 1844 die Herzogswürde. Man hat von ihm: „*Discours et opinions prononcés dans les chambres législatives 1814—30*“ (4 Bde., Paris 1843).

Pasquill (aus dem Italienischen *pasquillo*), eine Schmähschrift, deren Absicht durchaus persönlich ist, indem sie darin besteht, daß ein Einzelner oder eine Körperschaft eines Verbrechens beschuldigt, oder ungerechter Weise und auf's Empfindlichste an der Ehre gekränkt wird. Der Name kommt, der alten Erzählung nach, von einem ehemaligen witzigen u. spöttischen Schuhlicker oder Schneider, Pasquino, der vor etwa 200 Jahren seinen Laden an der Ecke des Palastes Braschi in Rom hatte. Nach seinem Tode wurden an dieser Stelle Gruppenfragmente ausgegraben, uneigentlich als Torso bezeichnet u. aufgestellt u. gleichfalls Pasquino benannt. An den genannten Pasquino nun pfllegten die Römer Satiren u. P.e zu befestigen u. zu veröffentlichen, u. im 17. Jahrhunderte belegten außerdem die französischen Lustspieldichter mit dem Namen Pasquin eine Art Bouffon in der Komödie. — Das P., gewöhnlich ohne, oder mit falscher Unterschrift des Verfassers, wurde früher mit Leib oder Leben u. wird jetzt mit Gefängniß bestraft. Je nach dessen Inhalte kann auch das Verbrechen des Hochverraths damit verknüpft seyn.

Paß nennt man eine enge, nur schwer zu passirende Terrainstelle zwischen zwei Gebirgswänden oder Bergflächen. Solche Pässe werden gewöhnlich durch

das Durchbrechen der Gewässer durch die Aeste der Kalkgebirge gebildet. Pässe dieser Art sind: der Rollendorferpaß in Böhmen, der P. Lucg, Ruffstein, die Scharniz u. s. w. — Paß, als Wasserpäß, ist eine schmale Durchfahrt zwischen zwei Theilen eines Landes, zwei gefährlichen Stellen, zwei Schiffen oder sonst zwei Gegenständen.

Paß und Paßwesen. Unter einem P. versteht man eine schriftliche, öffentliche Urkunde, durch welche dem Inhaber von einer obrigkeitlichen Stelle bezeugt wird, daß einer von ihm beabsichtigten Reise, deren Zweck, Richtung und Dauer genauer angegeben ist, von Seiten des Staates kein Hinderniß in den Weg gesetzt werde. Zur Vergewisserung der Identität der Person ist in der Regel eine genaue Personalbeschreibung des Reisenden beigelegt; auch sind in den meisten Fällen diese Urkunden in bestimmt vorgeschriebener Form ausgestellt und mit der Unterschrift u. dem Siegel von mehreren oder weniger controlirenden Behörden versehen. Die Gesetze jedes Staats bestimmen, welche Behörden zur Ausstellung von Pässen ermächtigt und verpflichtet sind. Häufig sind zur Vollgültigkeit des P.s auch noch die „Visa“ der Gesandtschaften derjenigen Staaten, durch welche die Reise gehen soll, erforderlich, und eine völkerrechtliche Höflichkeit hat sogar den Gesandten das Recht eingeräumt, für ihre Landsleute, namentlich zur Rückreise in ihre Heimath, Pässe auszustellen. — Verwandt der Sache nach, wenn schon etwas verschieden in der Form, sind die für reisende Handwerksgefallen bestimmten *Wanderbücher*. Nicht sowohl eine eigenthümliche Art von Pässen, als vielmehr in manchen Fällen die Folge eines gesetzlichen P.s, sind die *Aufenthaltskarten* (s. d.). Die Verbindlichkeit, einen P. zu besitzen, ist in den einzelnen Ländern und auch wohl für die verschiedenen Kategorien von Reisenden sehr verschieden. Während in dem einen Lande vielleicht kaum an der Gränze oder in der Hauptstadt der P. abverlangt wird, muß in einem andern in jedem Nachtlager, bei jeder Zellstation, vielleicht bei jeder Poststation der P. auf's Neue übergeben und visirt werden. Und wenn den in glänzendem Wagen Vorüberrollenden der Gensdarme nur ehrerbietig begrüßt, wird der Fußwanderer an jeder Straßenecke barsch nach seinen Papieren befragt. Auch ist die Strenge in demselben Lande zu verschiedener Zeit leicht sehr abweichend. In einem Lande, wo P.-Gesetze allmählig fast ganz in Vergessenheit gekommen zu seyn schienen, kann ein einziger Vorfall plötzlich die strengste Vollziehung, wenigstens auf einige Zeit, hervorrufen. — Was das Recht des Staats zu einer solchen Ueberwachung der Reisenden betrifft, so kann, nach allgemein anerkannten Grundsätzen des natürlichen Völkerrechtes sowohl, als Staatsrechtes, kein Zweifel seyn, daß ein Staat nicht schuldig ist, gegen seinen Willen sich einen Ausländer aufdringen zu lassen. Eben, weil ein solcher dem Staatsverbande nicht angehört, hat er auch kein Recht, zu verlangen, innerhalb des abgegränzten Gebietes des Staates sich aufhalten zu dürfen. Er kann sich nicht beschweren, wenn er in Folge allgemeiner Maßregeln fern gehalten wird, wie dieses z. B. in China, Japan u. s. w. geschieht. Er muß aber auch sich gefallen lassen, in Folge eines gegen ihn insbesondere gerichteten Beschlusses an der Gränze abgewiesen, oder selbst über die überschrittene wieder zurückgebracht zu werden. Selbst der ausgesprochene Wunsch, sich dem abweisenden Staate als bleibendes Mitglied anzuschließen, kann kein Recht gewähren, indem dieser Anschluß nur mit dem Willen des Staates rechtlich vor sich gehen kann. Eine solche Abschließung mag hart und unbegründet, sie mag unklug wegen des entgehenden geistigen und materiellen Gewinnes u. wegen der vom Auslande zu erwartenden Repressalien seyn; es mag ein wenig löblicher Beweggrund die Veranlassung geben: unrecht ist sie nicht. Verhält sich dieses aber so, so hat sich der Ausländer auch den Bedingungen zu unterwerfen, welche der Staat für passend findet, auf seine Zulassung u. Beibehaltung zu setzen. Unzweifelhaft können auch diese Bedingungen verfehrt u. sittenlich oder politisch tadelnswerth seyn, allein deshalb bestehen sie doch zu Recht. Anders stellt sich die Sache in Beziehung auf die eigenen Staatsgenossen. Bei ihnen kann es sich möglicherweise von einem P. zum

Wiedereintritte in das Vaterland nach einer Abwesenheit, von einem P. zur Entfernung aus der Landesgränze, endlich von einem P. zu Reisen innerhalb des Staatsgebietes handeln. — Da über möchte eine Meinungsverschiedenheit kaum denkbar seyn, daß einem nicht zur Strafe verbannten Bürger die Rückkehr in den Staat unter keinen Umständen versagt werden kann. Er hat auf den Aufenthalt innerhalb des Gebietes ein vollkommenes Recht. Und wenn ja etwa wegen eines im Auslande begangenen Verbrechens Untersuchung u. Strafe erfolgen müßte, so kann u. soll dieses nach erfolgter Rückkehr auf gesetzlichem Wege geschehen, nicht aber vermittelt einer Zurückweisung an der Gränze. Somit muß auch ein Staatsangehöriger, welcher sich ohne P. zur Rückkehr meldet, unter allen Umständen aufgenommen werden. Nicht ganz so verhält es sich in dem Falle, wenn ein Bürger in's Ausland gehen will. Allerdings ist im Allgemeinen der Staatsgenosse nicht an die Scholle gebunden u. mag sich nach Belieben auch in fremdes Gebiet begeben. Allein doch finden hier Ausnahmen statt. Theils nämlich kann der Besuch gewisser fremder Länder allen Unterthanen untersagt seyn, sei es wegen eines gegen solche bestehenden Kriegszustandes, sei es durch ein bestimmtes gesetzliches Verbot; theils können gewisse Einzelne im Augenblicke in einem solchen Rechtsverhältnisse zum Staate stehen, daß ihnen Entfernung aus dem Lande bis zur rechtlichen Auflösung dieser Verbindlichkeit nicht gestattet ist, so z. B. den in öffentlichem Dienste Stehenden, den Verwaltern öffentlicher Gelder vor abgelagter Rechnung, Angeschuldigten vor Austrag der Sache; theils endlich kann die Entfernung wegen Privatrechtsverhältnissen zu Mitbürgern wenigstens vorläufig unerlaubt seyn. Es kann daher nicht als etwas unter allen Umständen Verwerfliches erachtet werden, wenn der Staat zur Aufrechterhaltung des Rechtes in diesen mannigfachen Fällen für gut findet, den Austritt über die Landesgränzen überhaupt nur unter Bedingung eines P.s zu gestatten. Es geschieht bei solcher Vorschrift Nichts weiter, als was in so vielen anderen Fällen, in welchen Alle sich einer gewissen gesetzlichen Beschränkung unterwerfen müssen, damit vermuthliche Rechtsverletzungen verhindert werden können, und die einzige Forderung vom Standpunkte des Rechtes ist, daß nicht unnöthiger Weise die Eingränzung der natürlichen Freiheit vorgenommen und ausgebeugt werde. — Der P. zu Reisen innerhalb des eigenen Staats scheint auf den ersten Blick eine unwürdige und unrechtliche Beschränkung des Bürgers u. sicherlich ist eine allgemeine u. stehende Anordnung eines solchen nicht zu rechtfertigen. Die Größe des Reiches ändert hieran Nichts, indem durch solche das natürliche Recht des Bürgers nicht geändert wird. Nur versteht es sich von selbst, daß es für den in größerer Entfernung von seinem gewöhnlichen Wohnorte reisenden Bürger gerathen ist, sich freiwillig mit Ausweis-Papieren zu versehen, um etwaige Zweifel über die Identität seiner Person u. die Gesetzmäßigkeit seines Reisezweckes alsbald niederschlagen und dadurch möglichen Aufenthalt abwenden zu können. Uebrigens muß man aber doch einige Ausnahmen von dem Grundsatz, daß der Bürger innerhalb des eigenen Landes ohne P. zu reisen berechtigt sei, zugeben. Man erinnere sich z. B. an die mannigfachen herumziehenden Gewerbetreibenden, welche aus dringenden Gründen der Sicherheitspolizei scharf im Auge behalten werden müssen, ferner an beurlaubte Soldaten, welche sich doch über einen rechtlichen Grund ihrer Abwesenheit von der Fahne auszuweisen haben etc. — Bezüglich der Zweckmäßigkeit der Pässe mag nicht in Abrede gestellt werden, daß die fortwährende Controle (namentlich da, wo es mit dem Visä strenge gehalten wird), welche die Behörden über Person und Aufenthalt des Reisenden üben, die Begehung mancher unerlaubten Handlung ändert und die Entdeckung begangener Verbrechen erleichtert; indessen hat das P.-W. auf der andern Seite seine empfindlichen Nachtheile. Wird nämlich mit der die Erreichung der angebotenen Zwecke sichernden Strenge verfahren, so ist der Zeitverlust u. die Unannehmlichkeit sehr bedeutend, namentlich tritt jener mit der steigenden Schnelligkeit der Reise in immer größeres Mißverhältniß u. wird bei einer großen Anzahl gemeinschaftlich Reisender völlig uner-

träglich u. widersinnig. Nach den Einrichtungen nicht weniger Länder sind auch die bei der Ausstellung, ferner bei den häufigen Visirungen der Pässe zu bezahlenden, Taxen kein unbedeutender Gegenstand, namentlich für die ärmere Classe. In manchen Fällen kann auch die Unmöglichkeit, einen ganz regelrechten P. in der nöthigen Zeitfröge zu erhalten, eine rechtzeitige Abreise verhindern u. dadurch bedeutenden Schaden zufügen. Endlich sei noch erwähnt, daß das häufige persönliche Zusammentreffen mit untergeordneten Organen der Polizei für den gebildeten Reisenden nicht immer sehr erfreulich ist, den Mann von geringerem Stande aber nur allzu oft rohe Behandlung erfahren läßt. Davon nicht zu reden, daß es für das Selbstgefühl des Bürgers verlegend u. für die Gewöhnung an eine unabhängige politische Haltung unerwünscht ist, auch auf dem gesellschaftlichen Wege und ohne ein irgend verdächtiges Betragen der willkürlichen Visirung u. Untersuchung eines Polizeimenschen ausgesetzt zu seyn. Ergibt sich nun aus dem Bisherigen das Resultat, daß von dem P.-Zwange bei den in die Heimath zurückkehrenden Staatsangehörigen unbedingt abgesehen werden sollte, so muß auch in denjenigen Fällen, wo derselbe rechtlich begründet ist, eine Berücksichtigung aller derjenigen Regeln eintreten, welche denselben einerseits nicht unnötig beschwerlich, anderseits nutzlos oder gar gefährlich machen, u. in dieser Beziehung dürfte namentlich hervorzuheben seyn, daß die ganze Einrichtung nutzlos und sinnlos und dabei mannigfach beschwerlich, somit nach jeder Richtung tadelnswerth ist, wenn die Polizeibehörden sich mit der bloßen Einsicht der Papiere, ohne allen persönlichen Verkehr mit den Reisenden selbst, begnügen. Auf solche Weise kann lediglich nur darüber Gewißheit erlangt werden, daß ein P. ausgestellt worden ist; allein, ob der Inhaber desselben der zu seiner Vorweisung Berechtigte wirklich ist, und ob nicht vielleicht eine sehr bedenkliche Täuschung versucht wird, läßt sich nicht erkunden. Aus denselben Gründen ist es denn auch nothwendig, daß Reisenden, deren Pässe in fremden, der Regel nach den Polizeibeamten unbekannten, Sprachen abgefaßt sind, diese an der Gränze gegen einheimische Pässe ausgetauscht u. erst bei Wiederverlassen des Gebietes zurückgegeben werden. — Die im Interesse des Reisenden beim P.-Wesen zu machenden Forderungen lassen sich unter zwei Hauptgesichtspunkte zusammenfassen. Vorerst ist der Staat schuldig, die möglichste Beschleunigung in der amtlichen Besorgung eintreten zu lassen, und zwar gilt dieses sowohl von der Ausstellung, als der Visirung der P.e. Sehr leicht kann eine Pedanterie oder Ungefäßigkeit in dieser Beziehung den Reisenden nutzlos aufhalten; deßhalb ist als erste Bedingung nöthig, daß nicht unnötig oft visitirt werde, wobei es sich übrigens von selbst versteht, daß bei solchen Individuen, deren Weg oder Aufenthaltsort zu wissen die Behörden ein gegründetes Interesse haben, Ausnahmen immerhin eintreten können und selbst oft nothwendig sind. Die zweite Hauptforderung ist Wohlfeilheit. Die Bezahlung bedeutender Taxen für die Ausstellung und Visirung von Pässen ist für den Reisenden drückend, und zwar für den Aemterlichen aus dem Grunde mehrfach, weil er bei langsamem Fortschreiten und verdächtiger äußerer Erscheinung häufiger in den Fall kommt, seinen P. vorweisen und beglaubigen lassen zu müssen. Wenn die Steuereinrichtung des Staates die völlige Erlassung der fraglichen Taxe gestattet, so ist dieses freilich das Beste; weil dagegen manche Finanzsysteme einen bedeutenden Theil des öffentlichen Einkommens aus den, bei Gelegenheit der einzelnen Einwirkungen des Staats auf den Bürger zu bezahlenden, Abgaben beziehen u. bei diesem Systeme allerdings kein Grund für die Freilassung der Ertheilung eines P.s ist, so muß man sich mit der Forderung begnügen, daß wenigstens billige Ansätze gemacht werden, und daß keine Visirungen nur der Taxe wegen angeordnet seyen. Reiswitz u. Hoffmann, Repertorium der europäischen P.-Polizeigesetze (Berlin 1821).

Passage nennt man in der Tonkunst jede, dem Sinne nach abgeschlossene Stelle, besonders aber im Gesange Verzierungen der Melodie durch eine Reihe musikalischer Töne, die hintereinander auf Eine Sylbe des Gesanges folgen, oder

eine Hauptnote vermittelt der f. g. Diminution (Verkleinerung) in mehrer wandeln. Im ersten Falle heißen sie auch Rouladen; überall aber müssen sie leicht und ohne Unterbrechung ausgeführt werden. Ihre Anwendung von Seite des Tonsetzers oder des Vortragenden erfordert Einsicht u. Geschmac.

Passageninstrument, Durchgangsinstrument, auch **Mittagsfernrohr** oder **Mittagsrohr**, ist eines der wichtigsten Instrumente der beobachtenden Astronomen, dazu bestimmt, die Rectascensionen der Gestirne, so wie den Gang u. Stand der Uhr zu geben. Es besteht aus einem, auf eine horizontale Are senkrecht festgeschraubten, astronomischen Fernrohre, welches so auf und nieder bewegt werden kann, daß die von der Bewegung beschriebene Ebene in der Fläche des Meridian- oder Mittagskreises selbst liegt. Damit das P. eine recht sichere Aufstellung erhalte, werden die Pfeiler, auf welchen die beiden Zapfen der Horizontalare liegen, ganz fest gegründet, damit sie durch keine Art von Einwirkung ihre anfängliche Lage ändern können. Man unterscheidet feste u. tragbare P.e, doch sind beide Arten hinsichtlich der Construction selbst durchaus nicht, wohl aber in der Größe u. Aufstellung verschieden, indem die festen, als die größeren, auf zwei Granitpfeilern in der Meridianebene angebracht, dagegen die tragbaren, als die kleineren, in jedem beliebigen Verticalkreise aufgestellt werden können.

Passah oder **Paschah** heißt im alten Testamente der Vorbeigang des Engels, der in Aegypten alle Erstgeburt erschlug (2. Mos. 12, 27); sodann das Osterlamm, welches zum Gedächtniß an diese Begebenheit geschlachtet wurde (ebd. 12, 21); ferner der betreffende Festtag (4. Mos. 28, 16); endlich der Gottesdienst u. die Gebräuche des 8tägigen jüdischen Osterfestes (2. Mos. 12, 43.). — Dieses Fest ist eines der drei jüdischen Hauptfeste u. wird zum Andenken an den glücklichen Auszug der Israeliten gefeiert. Die Gebräuche sind dabei in der Hauptsache noch heutiges Tages dieselben, wie zur Zeit der Stiftung. Der erste Tag des P. fiel auf den 14. des Monats Nisan und dasselbe dauerte bis zum 21. einschließl. Der erste u. der letzte Tag waren Festtage, an welchen keine Arbeit vorgenommen werden durfte. Am Vorabende des 1. Tages wurde ein einjähriger u. fehlerfreier Schaf- oder Ziegenbock (Osterlamm) im Vorhofe des Tempels geschlachtet, dann ganz gebraten u. vom Hausvater mit seiner Familie oder anderen Gästen, immer aber in Gesellschaft u. nach späteren Bestimmungen von nie mehr als 10, so verzehrt, daß Nichts auf den folgenden Tag übrig blieb. Als Zukost genoß man bittere Kräuter und ungesäuerte Brodfuchen (Trübsalsbrod), welche letztere man das ganze Fest über aß, daher im neuen Testamente Fest der süßen Brode genannt; die Gesellschaft erschien im Reisecostüm, beides zum Andenken an den schnellen Auszug aus Aegypten. Im Namen und zum Heile des Volks wurden täglich 2 junge Stiere, ein Widder und 7 jährige Lämmer als Brand-, dazu die nöthigen Speis- und 1 Bock als Sühnopfer dargebracht. Auch brachten Einzelne besondere Dankopfer u. stellten Opfermahlzeiten an. Am 2. Tage des Festes brachte man die reifen Erstlingsgarben mit einem Brandopfer dar, womit die Getreideerndte eröffnet wurde. Diese Erstlingsgarbe von Gerste wurde in der Nacht vom 16. Nisan von Mitgliedern des hohen Raths auf einem Acker bei Jerusalem geschnitten, in den Vorhof des Tempels gebracht, entkörnt, die Körner gemahlen, das Mehl 13mal gesiebt, mit Oel u. Weibrauch zu einem Webeopfer bereitet, wovon eine Handvoll auf dem Altare verbrannt, das Uebrige von den Priestern gegessen wurde. In späterer Zeit reichte man, wahrscheinlich nach einem von den römischen Libationen entlehnten Gebrauche, beim Mahle noch 4 Becher Wein herum, deren jeder mit einem Dankspruche begleitet wurde. Der 3. hieß Calix benedictionis; zwischen dem Herumgehen der Becher sang man das große Hallel (Ps. 113 — 118). Fügt man, wie bisweilen, noch einen fünften Becher bei, so wurde Psalm 120 — 137 gesungen. Diejenigen, welche als zu spät gekommen oder unrein das P. am 14. Nisan nicht mit feiern konnten, sollten es am 14. des folgenden Monats halten, und dieß hieß Klein-P. — Nach dem Genuße dieses P.-Lammes setzte Jesus Christus das heil. Abendmahl ein. Nun war aber der

Tobestag des Erlösers ein Freitag oder Sabbathvorabend; denn fromme Frauen wurden durch den Anbruch des Sabbath's (Freitag Abend) gehindert, zum Grabe zu gehen, u. kamen dafür am Tage nach dem Sabbath (Sonntag) sehr früh. Das heil. Abendmahl wurde also am Donnerstag Abends gehalten. Dieses war der 14. Nisan, an welchem das Osterlamm hätte geschlachtet werden sollen; weil aber in jenem Jahre auf den 16. Nisan der Sabbath der Osterwoche fiel, und so den 15ten, als gebotenen Feiertag, die Rüstzeit auf den Sabbath nicht zugelassen hätte, so schoben die Juden das Osterfest um einen Tag hinaus, so daß der Osterfeiertag mit dem Osterabbath zusammen fiel. Christus hielt sich an die eigentliche Zeit des Osterfestes; so kam es, daß sein P.-Mahl, obwohl am 14. genossen, doch einen Tag früher eintrat, als bei den Juden; so starb Er um dieselbe Zeit am Kreuze, als die Osterlämmer geschlachtet zu werden begannen (Freitag um 3 Uhr). Der scheinbare Widerspruch, welcher zwischen der Nachricht des heiligen Johannes und der drei übrigen Evangelisten obwaltet, wird dadurch gelöst, daß jener sich nach der vom Synedrium angeordneten Folge der Festzeit richtet, diese an die eigentliche, von Christus beobachtete, Osterzeit halten; so ist beim heil. Johannes der Tag der Kreuzigung der Rüsttag des P.

Passarowitzer Friede. Die Pforte hatte im Jahre 1714 die Republik Venedig ohne Grund angegriffen. Kaiser Karl VI. nahm sich der Republik an, der Krieg war für die Türken nachtheilig (s. Eugen von Savoyen) u. so wurde der Friede zu Passarowitz, einem kleinen Orte in Servien, am Einflusse der Morawa in die Donau, verhandelt u. unter holländischer u. englischer Vermittelung am 21. Juli 1715 geschlossen. Der Grundsatz des Friedens war das „*Uti possidetis*,“ u. so behielt die Pforte Morea, ohne das Venedig förmlich darauf verzichtete. Oesterreich aber behielt das Banat, Belgrad mit Servien, die Walachei bis an die Alt u. einen Theil von Kroatien. Mailath.

Passatwinde nennt man solche Winde, welche stets nach derselben Richtung wehen, eine Folge der Umdrehung der Erde u. des Einflusses, welchen die Sonne auf die Verdünnung der Atmosphäre innerhalb der Wendekreise ausübt. Sie erstrecken sich bis etwa 28° auf jeder Seite des Aequators. Die Nordost- und Südost-Passate herrschen auf dem hohen Meere, beständiger jedoch im großen, als im atlantischen Ocean.

Passau, in Niederbayern, am Vereinigungspunkte des Inn und der Ilz mit der Donau, ehemals die Hauptstadt des Fürstbisthums gleichen Namens, besteht aus drei Haupttheilen, der eigentlichen Stadt P., der Innstadt und der Ilzstadt, wozu noch der kleine Vorort Anger kommt. In allen diesen Theilen zusammen leben 10,900 Einwohner, darunter 70 Protestanten. Das eigentliche P. liegt zwischen Donau u. Inn auf einer scharf sich zuspitzenden Landzunge, die stark erhöht ist, was verursacht, daß die Straßen gegen die Flüsse hin jäh abfallen, aber auch, daß die Stadt gegen Außen, da die Gebäude sich gegenseitig nicht decken, sondern frei über einander emporsteigen, eine sehr malerische Ansicht gewährt. Vorzüglich ist dies von der Innseite der Fall. Eigenthümlich ist die in Passau übliche Art, die Dächer durch hohe, wagrecht laufende Giebelmauern zu blenden, was unwillkürlich an die italienische Bauart erinnert. Von der Landseite wird die Stadt durch mittelalterliche Mauern u. Thürme geschützt. Hier ist der Haupteingang das neue Thor, von welchem herab dem Wanderer ein freundliches „*Salvo!*“ entgegen blinkt. Es führt unmittelbar in den schönern Theil P.s, in den sogenannten Neumarkt, der, jüngern Ursprungs als die Altstadt, von ziemlich breiten u. regelmäßigen Straßen durchzogen ist. — Fast in der Mitte der Stadt, u. in der erhabendsten Gegend derselben, ragt die dem Erzmärtyrer St. Stephan geweihte Domkirche, ein zwar ansehnliches mit 2 Glockenthürmen u. einer Kuppel gezieres Gebäude, aber bei weitem nicht mehr von dem architektonischen Werthe des durch die Brände von 1662 u. 1680 zerstörten gothischen Tempels, welcher früher an dieser Stelle sich erhob. Die Kirche wurde durch den wälschen Baumeister Torago zu einer Zeit aus ihren Ruinen

wieder hergestellt, wo man die altdeutsche Kunst nicht mehr zu würdigen verstand. Nur der im 15. Jahrhunderte aufgeführte Chor steht noch in seiner alten Pracht da, ein ruhmwerthes Denkmal der Baukunst unserer Väter. Im Innern der Kirche der reich vergoldete Hauptaltar mit Bildnereien von Endres in München, die Grabmäler der Bischöfe, drei schöne Orgelwerke. Große Glocke, die „Stürzmeierin“ genannt, u. 181 Centner schwer. An der Nordseite des Domes steht die Herren- oder Kreuzwegkapelle, ein interessantes altdeutsches Bauwerk mit einem in Holz geschnitzten Kreuzwege von Schönlaub. Den Kreuzgang mit seinen künstlich u. historisch werthvollen Grabmonumenten riß man 1811 geringfügiger Schadhastigkeit wegen nieder, u. zerstörte damit ein unschätzbares geschichtliches Denkmal, die steinerne Chronik Niederbayerns u. des benachbarten Oesterreichs. Vor der Fagade des Domes breitet sich der Dom- oder Paradeplatz aus, ein regelmäßiges, von schönen Häusern umschlossenes Bierack, in dessen Mitte das eiserne Standbild König Maximilians I. aufgestellt ist. Weiter erwähnen wir die Stadtpfarrkirche St. Paul, die St. Michaelskirche mit dem angebauten ehemaligen Jesuitencollegium, einem der größten u. schönsten Gebäude der Art in Deutschland, die Kirche der uralten im 8. Jahrhunderte gestifteten Frauenabtei Niedernburg (jetzt Kloster der englischen Fräulein). Unter den weltlichen Gebäuden zeichnet sich vor allen die ehemalige fürstbischöfliche Residenz aus. Nach der Innstadt führt eine herrliche, 1846 eröffnete Bogenhängwerkbrücke hinüber, auf steinernen Pfeilern u. Widerlagern ruhend. An der Westseite dieses Stadttheiles liegt die altersgraue Severins-Kirche, auf der denkwürdigen Stelle, wo im 5. Jahrhunderte der heilige Severin, der Apostel dieser Gegenden, sich und seinen Schülern ein Klosterlein errichtet hatte. Die Donaubrücke (1818 begonnen, u. 1823 vollendet) ist in ähnlicher Weise, wie die Innbrücke erbaut. Sie überschreitend, gelangt man in den Vorort Unger, u. von da durch ein kühn in den Granitkamm des St. Georgsberges gebrochenes Felsenloch nach der Altstadt, deren unansehnliche Häuser meist von Schiffen u. Fischern bewohnt sind. Auch über die hier vorbeifließende IJz ist eine schöne neue Bogenhängwerkbrücke geführt. — Das Interessanteste von P. ist seine Lage. Es gibt wenige Gegenden, die in einem gleich engen Bezirke so viele malerische Partien vereinigen, und einen solchen Wechsel der Ansichten bieten. Einen diese Schönheiten umfassenden Ueberblick zu gewinnen, erstige man den Mariahilfsberg oder die Zinnen der Festung Oberhaus. Jener erhebt sich am rechten Ufer des Inn, vor dem südlichen Thore der Innstadt, u. hat seinen Namen von der den Gipfel krönenden berühmten Wallfahrtskirche Mariahilf. Ihr gerade gegenüber, am linken Ufer der Donau, ragt auf dem 417 Fuß hohen St. Georgsberg die Festung Oberhaus, durch in die Tiefe herabgeleitete Mauern mit dem am Vereinigungspunkte der Donau u. IJz stehenden Schlosse Niederhaus verbunden. Napoleon erkannte gar wohl die strategische Wichtigkeit dieses Plazes, u. umgab das Oberhaus mit 8 Forts, die jetzt allein noch in den Geographien, in der Wirklichkeit aber längst nicht mehr besichen. Den ältern Theil der Feste erbaute 1219 Bischof Ulrich II., Graf von Dießen. Seine Nachfolger fanden hier vollkommenen Schutz gegen die mit dem Regimente des Krummstabes nicht selten unzufriedenen Bürger von Passau. Im Verlauf der Zeiten haben die Werke manche Erweiterung u. Veränderung, aber erst seit 1806 wahre militärische Bedeutung erhalten. Das Niederhaus besteht schon seit dem 8. Jahrhunderte. — P. ist der Sitz eines Bisthums mit Domkapitel, des Appellationsgerichtes für Niederbayern u. die Garnisonsstadt eines Infanterie-Regiments. Kommandant-schaft der Stadt u. der Festung Oberhaus, Kreis- u. Stadtgericht, Wechsel- u. Merkantilgericht, zwei Landgerichte (Passau I. u. II.), ein Postamt, Rentamt, Salzamt, Hauptzollamt, Forstamt, Lotobureau, eine Bauinspektion, ein Tristamt, ein Dekanat u. vier Pfarreien, ein protestantisches Vikariat, ein Magistrat I. Classe. Unterrichts- u. wissenschaftliche Anstalten: Lyceum, Gymnasium, latin. Schule, geistliches Seminar, Landwirthschafts- u. Gewerkschule, englisches Fräulein-Institut, öffentliche Bibliothek von 30,000 Bänden. Die Wohlthätigkeits-

Stiftungen der Stadt sind reich dotirt u. besitzen ein Gesamtvermögen von 2 Millionen Gulden. Bürgerhospital zu St. Johann, heil. Geisthospital, Krankenhaus, Lazareth, Waisen- u. Irrenhaus. Es besteht auch ein Frauenverein zur Unterstützung armer, vereblichter Wöchnerinnen, u. im ehemaligen Franziskanerkloster eine Beschäftigungsanstalt. Handel u. Gewerbe sind, wenn auch nicht mehr so blühend, wie in früheren Zeiten, immer noch in lebhaftem Betriebe. Schiffbau u. Schifffahrt nähren viele Leute, denn P. ist der Hauptstapelsplatz für den bayerischen Salzhandel, der seine Waare von hier stromaufwärts nach Regensburg u. in das links der Donau gelegene Land versendet. Kattun-, Tabak-, Porzellanfabriken, Gerbereien, ansehnliche Brauereien. Öffentliche Anlagen: Die Promenade am Inn mit dem Theater, dem großen Redoutensaale u. dem Monumente Rudhart's, der von Lindengängen umschlossene Exercierplatz in St. Nikola, der in seinen Ruinen noch schöne Park bei dem f. Schlosse Freudenheim. Gleich außerhalb dem Marthore beginnen die Häuser des Fleckens St. Nikola, den angenehme Gärten u. Sommerkeller verschönern. 800 Einwohner. Die ansehnlichen Gebäude des 1074 von Altmann, Bischof zu P. gegründeten Stiftes regulirter Chorherren daselbst sind jetzt als Kaserne verwendet. Von den umliegenden Vergnügungsorten sind die beliebtesten: Eggenobel, Hackelberg, das holländische Dörfchen im Parke, die Riß, mit herrlicher Fernsicht auf die Salzburger Alpen u. in den Böhmerwald, Neustift, Auerbach, Aepfelkoch, Lindenthal, die Mauth u. Gatten, die beiden Letztgenannten schon auf österreichischem Gebiete. Besonders reichen Genuß gibt eine Wanderung längs der IJz hinauf nach dem eine kleine Stunde von P. entfernten Marktflecken Hals mit seinen Burgruinen (s. Hals). — Als die Römer ihre Herrschaft bis zum Donauströme ausdehnten, trafen sie am rechten Ufer des Inn (in der Nähe der heutigen Innstadt) den Ort Bojodurum u. besetzten diese bojische Stätte. Später umwallten sie auch die schmale, felsige Erdzunge zwischen Inn u. Donau, u. übertrugen die Hütten des neuen Kastels der batavischen Kohorte. Von ihr bekam der Platz den Namen Castra Batava. Heutzutage noch erheben sich die Reste des großen Befestigungswerkes, die sogenannte Römerwehr, mitten in der Stadt P., hart am Domplatze. Zu den Zeiten des heil. Severin († 481) wurden die Castra Batava von dem Herzoge der Thüringer, Kunimund, erobert u. zerstört. Aber schon im 6. Jahrhunderte finden wir hier wieder ein christliches Kirchlein bestehen; Plectrude († 720), die Gemahlin des fränkischen Major Domus Pipin von Heristall, ließ es ausbessern u. erweitern. Zu Anfang des 8. Jahrhunderts, als Herzog Theodo Bojoarien unter seine drei Söhne theilte, wurde P. die Residenz des Herzogs Theobald. Im Jahre 737 flüchtete Erzbischof Bivilo aus dem von den Avarn bedrängten Pösch nach P., welches seitdem ständiger Bischofssitz blieb. Die Kirche daselbst wurde nun Kathedrale, auf eine der neuen Würde entsprechende Art hergerichtet u. am 1. November 738 eingeweiht. Im Jahre 971 bestieg der im Nibelungenliede vielfach genannte Bittgrin den bischöflichen Stuhl von P.; er war als weiser Kirchenfürst u. eifriger Apostel der Christuslehre, welche er insbesondere unter den Ungarn zu verbreiten sich bemühte, eine hoch hervorragende Erscheinung seiner Zeit. Von Kaiser Otto III. erhielten 999 die Bischöfe von P. die wirkliche Landeshoheit über ihre Stadt u. ihr Gebiet. Sie blieben jedoch im Besitze derselben nicht immer unangefochten, denn mit der Zunahme des Wohlstandes äußerte sich bald ein Streben der Stadt nach Unabhängigkeit; es entstanden vielfach Zerwürfnisse u. Unruhen, u. die Bischöfe mußten mehrmal gegen die aufständischen Bürger Schutz in ihrer starken Bergfeste Oberhaus suchen. 1468 erlitt das Hochstift, zu dessen ausgedehntem Sprengel damals ganz Ober- u. Niederösterreich gehörte, einen empfindlichen Verlust durch die Gründung eines eigenen Bisthums in Wien. Die Reformation mit ihren Wirren im Gefolge äußerte auch auf P. ihren Einfluß. Wiedertäuferische Lehren verbreiteten sich im Bisthume, u. von den Anhängern derselben starben viele in den Kerker des Oberhauses. Am 2. August 1552 wurde zu P. der nach dieser Stadt benannte

Vertrag geschlossen, durch welchen der Grund zu dem 1555 in Augsburg erfolgten Religionsfrieden gelegt wurde. Im 30jährigen Kriege hielten die Soldaten große Stücke auf die sogenannte Passauer Kunst, durch welche sie sich gegen Hieb u. Schuß festmachen zu können glaubten. 1662 u. 1680 legten fürchterliche Brände die ganze Stadt in Asche. Von ihnen leitet sich der Ursprung des weltberühmten Passauer Tölpels her, denn die Geschichte dieses seltsamen Wahrzeichens ist kurz folgende: Auf den Zinnen des herrlichen gothischen Domes standen ehemals die kolossalen Statuen mehrerer Heiligen. Mit den bei dem Brande einstürzenden Mauern zerschellten auch diese Bilder. Nur das Haupt eines Einzigen blieb, wiewohl vom Rumpfe getrennt, unversehrt u. ward im Schutte gefunden. Da der Umfang dieses Kopfes ungeheuer ist, u. die ursprünglich auf eine große Höhe u. Entfernung berechneten Züge seines Gesichtes in der Nähe sehr grotesk erscheinen, gab ihm der Volkswitz dieser Plumpheit u. Ungeschlachtheit wegen den Namen „Tölpel“. 1704, im spanischen Erbfolgekriege, ward P. von den Bayern besetzt, die nach der Schlacht von Höchstädt wieder abziehen mußten. 1742 nahmen die Bayern abermals die Stadt weg, mußten sie aber im darauf folgenden Jahre an die Oesterreicher übergeben. Durch den Frieden von Luneville wurde das Hochstift P. unter die Entschädigungsländer geworfen, u. am 22. Februar 1803 verkündete der letzte Fürstbischof, Leopold Graf von Thun, in öffentlicher Urkunde das Ende seiner Regierung. Bayerische Truppen besetzten die dem Mutterlande wieder heimgefallene Stadt. 1805 bemächtigten sich die Oesterreicher der Feste Oberhaus, u. auch 1809 wurde selbe von ihnen berannt, aber vergeblich. — J. Lenz, histor. topographische Beschreibung der Stadt P., 2 Bde., P. 1818 und 1819. J. N. Buchinger, Geschichte des Fürstenthums P., 2 Bände, München 1816 u. 1824. Schöller, die Bischöfe von P. u. ihre Zeitgenossen, 2 Hefte, P. 1844 u. 1845. mD.

Passauer Kunst, oder die Kunst, sich gegen Schuß u. Hieb fest zu machen, ist schon ein uralter Aberglaube, der sich sogar in die fabelhaften Zeiten der Griechen verliert. Den Namen P. K. aber hat sie von Kaspar Reithart, der 1611 in Passau Nachrichten war u. durch Anwendung dieser Kunst eine Menge feiger Menschen in muthige Krieger verwandelte, indem er mit Zaubercharakteren bezeichnete Zettel unter die abergläubischen Soldaten austheilte. Selbst Karl XII., König von Schweden, hatte diesen Glauben, u. im 7jährigen Kriege trugen noch viele Soldaten s. g. Passauer Zettel. In Calabrien verkaufen noch heutzutage alte Weiber Mittel, um sich fest zu machen.

Passavant, Johann David, ein sehr geschätzter Historienmaler aus Frankfurt a. M. (geboren 1787), wo er jetzt als Conservator des Instituts lebt und den Kaisersaal schmückte. Er hatte die Kunst in Paris, wohin er im Befreiungskriege kam, unter David u. Gros erlernt u. sich in Rom, wo er mit Koch, Cornelius, Overbeck, Veit u. zusammentraf, der norddeutschen Schule zugewendet, die er in: „Ansichten über die bildende Kunst u.“ (Heidelberg 1820) vertrat. Trefflich sind seine „Kunstreise durch England u. Belgien“ (1833), und „Rafael von Urbino“ (2 Bde. mit Atlas, Leipzig 1839).

Passenyr, eine im Bogener Kreise der gefürsteten Grafschaft Tyrol gelegene, 25 Ortschaften mit ungefähr 4000 Einwohnern umfassende Herrschaft, welche nach dem gleichnamigen, unweit Meran in die Etsch fallenden, Bergströme benannt ist. Das Pfarrdorf P. ist als Geburtsort Andreas Hofers (s. d.) merkwürdig.

Passion, ist die Leidensgeschichte Jesu nach den vier Evangelisten, welche am Palmsonntage, am Dienstag, Mittwoch u. Freitage der hebdomada major von eigenen Sängern während des Amtes der heil. Messe gesungen wird; am Sonntage wird sie nach Matthäus, am Dienstag nach Markus, am Mittwoch nach Lukas u. am Freitage nach Johannes vorgelesen. — **Passions-Sonntag** (Jubica) ist der zweite Sonntag vor Ostern; diesen Namen hat er wegen des Herannahens der Leidenszeit Jesu.

Passionsblume (Passiflora), eine Zierpflanze aus Brasilien, mit rankendem

Stengel, handförmigen Blättern u. Blüthen, in deren Theilen man alle, bei dem Leiden Christi gebrauchten, Marterwerkzeuge zu erblicken glaubt. Sie stammt aus den Gebirgen von Peru, wo sie *Marocato* genannt wird, u. soll zuerst 1605 dem Papst Paul V. aus Amerika zum Geschenke nach Rom geschickt worden seyn.

Passiv, s. Activ.

Passow, Franz Ludwig Karl Friedrich, scharfsinniger Philolog und Professor in Breslau, geboren den 20. September 1786 zu Ludwigslust, als der älteste Sohn von 13 Geschwistern, wo sein Vater Oberhofprediger war. Der 16jährige Jüngling erhielt auf dem berühmten Gymnasium zu Gotha seine Vorbildung für das classische Alterthum unter den ausgezeichneten Lehrern Kaltwasser, Döring, Kries u. Fried. Jakobs. Letzterer erschien dem begeisterten Schüler als höchstes Vorbild, u. bis in die späteste Zeit durch alle wechselnden Ereignisse des Lebens bewahrte der fortgesetzte Briefwechsel die gegenseitige Freundschaft. 1804 bezog P. die Universität Leipzig, wo Gottfr. Herrmann ihn in seine griechische Gesellschaft aufnahm u. an Hand u. Thiersch ältere wetteifernde Mitschüler fand. Auf seinen vielfachen Fußwanderungen durch Sachsen u. Thüringen nahm er zu Dresden im Frühjahr 1806 einen längeren Aufenthalt, um hier die antike und moderne Kunst in Sculptur und Malerei in lebensvoller Anschaulichkeit zu erforschen. An Böttiger fand er einen belehrenden Freund. Hier machte er den Versuch einer Uebersetzung von des Johann Sekundus Rüssen; den Goethe freundlicher Erwähnung für würdig hielt. Durch Heinrichs Voss Abgang von Weimar wurde 1807 eine Professur am Gymnasium erledigt u. mit Freude nahm P. die Lehrstelle der griechischen Sprache an. Für ihn begann nun eine schöne, an Studien u. Erfahrungen reiche Zeit. Goethe u. Wieland in unmittelbarer Nähe, ihnen zur Seite Knebel, Fernow, Meyer u. Herder, u. Schiller gleichsam aus naher Vergangenheit, noch wie mitlebend. Die jenaische Literaturzeitung bot erwünschten Anlaß zu mancherlei kritischen Versuchen philologischen u. ästhetischen Inhalts. Da 1810 vom Stadtrathe in Danzig der ehrenvolle Ruf eines zweiten Direktors für das Conradinum zu Jena an ihn erging, nahm er die Stelle an, konnte aber nur drei Jahre lange hier wirken, denn als 1813 das russische Hauptquartier in die Institutsgebäude verlegt wurde und alle Hilfsquellen der Anstalt durch den Krieg erschöpft waren, mußte das Conradinum auf unbestimmte Zeit geschlossen werden, ungeachtet Danzig von seinem Zwingherrn bald befreit worden war. Lehrer und Schüler zerstreuten sich nach allen Richtungen; P. ging im Frühjahr 1814 nach Berlin, um als Freiwilliger nach Frankreich zu eilen; die erfolgte Einnahme von Paris machte das Vorhaben unnöthig; er machte deshalb Ferien am Rheine und in der Schweiz, blieb einige Wochen im gastlichen Hause von Voss zu Heidelberg u. ging über Schwaben, Franken u. Sachsen nach Berlin zurück, wo er die Vorlesungen von Aug. Fried. Wolf fleißig benützte und im anregenden Umgange von Niebuhr, Buttmann, Solger, Woltmann, Hirt, Schleiermacher, Böckh, Becker, Zumpt, Döderlein, Götting u. Osann unvergeßliche Belehrungen genoß. 1815 wurde ihm die ordentliche Professur der alten Literatur an der Universität Breslau übertragen. Hier lagen durch langwieriges Siechtum. Heindorfs und des hochgejahrten Schneiders Altersschwäche die philologischen Studien, wie das 1813 begründete philolog. Seminar, ganz im Verfall; seine Energie belebte die bisherige Stockung: Ottfried Müller war der erste Schüler, welcher sich wieder als Mitglied des Seminars meldete. Ungeachtet seiner vielseitigen Studien und Vorlesungen über die meisten griechischen Dichter, philolog. Encyclopädie u. Kritik, über classische Literaturgeschichte und Mythologie, betheiligte er sich auch an der politischen Aufregung der damaligen Zeit; seine Schrift „Turnziel“ verwickelte ihn in eine langwierige Reihe von Untersuchungen, welche zur achtwöchentlichen Haft u. Einkerkelung führten. Indes hatte diese Strafe auf seine akademische Beförderung keinen nachtheiligen Einfluß; 1817 ward ihm mit dem Ehrenamte der Professur der Eloquenz die Abfassung der akademischen Gelegenheitsprogramme übertragen u. er zu der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission herbeigezogen. Nach Bü-

schings Tode erhielt P. die Direktion des Museums für Alterthum und Kunst, das er mit vielen gelungenen Abgüssen alter Meisterwerke zu bereichern wußte. Durch Beschreibung vieler Handschriften der Universitäts-Bibliothek machte er deren Benützung zugänglicher. Sein Tod erfolgte plötzlich durch einen Nervenschlag, nach dem er an demselben Tage noch, wie gewöhnlich, seine Vorlesungen über Aristophanes Acharnen gehalten hatte, am 11. März 1833. Seine Schriften sind, außer der oben erwähnten Uebersetzung von Johann Secundus Rüssen 1807: *Verfuss* 1809. *Zweck und Anlage und Ergänzung griechischer Wörterbücher* 1813. *Vongus Taphne u. Chlör. Griech. u. Deutsch* 1815. *Tacitus Germ.* 1817. *Meletem. critic. in Aesshyli Persas.* 1818. Bearbeitung von Schneiders griech. Wörterbuch, 3te Ausg. 1819; später von P. ganz selbstständig umgearbeitet. *Museum crit. Vratisl.* von P. und Schneider., Theil 1. 1820. *Grundzüge der griech. u. römischen Literatur, Geschichte u. Kunst* 1829, ein sehr beliebtes Schulbuch, worin der Grundgedanke durchgeführt ist, die Literatur beider Völker in verständigem Synchronismus darzustellen. Viele zerstreute Aufsätze u. Programme von seinem Schwiegervater dem Literaturhistoriker Ludwig Wachler, gesammelt, „*Leben u. Briefe,*“ Breslau 1839. *Pinge, de Jo. P. vita et studiis.* Hirschberg 1839. Cm.

Passy, Anton, Mitglied des Ordens des allerheiligsten Erlösers, (Redemptorist) geboren zu Wien 31. März 1788, zeigte von Kindheit auf schon große Vorliebe für den geistlichen Stand u. vollendete, trotz seiner fortwährenden Krankheiten, die Studien an der Wiener Hochschule mit glänzendem Erfolge. Im Jahre 1809 widmete er sich dem Studium der Theologie u. trat in das Alumnat zu St. Pölten ein. Theologie, besonders mystische u. Moralthologie, dann Poesie, Geschichte u. Pädagogik waren seine Lieblingsfächer. Seine fortwährend schwache Gesundheit jedoch zwang ihn, das geistliche Erziehungshaus nach einem Jahre wieder zu verlassen u. er widmete sich nun ausschließlich dem Erziehungsfache. Nachdem er in mehren ansehnlichen Häusern die Erziehung der Kinder erfolgreich geleitet hatte, nahm ihn der gelehrte Graf Franz de Paula Szechenyi als Bibliothekar u. Rector in sein Haus auf, welche Stellung ihm erlaubte, das Studium der theologischen Wissenschaften, für die er vorzugsweise bestimmt war, wieder zu beginnen. Nach dem, im Jahre 1820 erfolgten, Tode des Grafen trat P. sogleich in die Versammlung des allerheiligsten Erlösers, empfing am 18. März 1821 die Priesterweihe u. feierte am 25. März desselben Jahres seine erste heilige Messe. Die Primizpredigt hielt Friedrich Ludwig Zacharias Werner (s. d.). P.s im Laufe der Jahre steigende Kränklichkeit erlaubte ihm endlich zuletzt nicht mehr, öffentlichen Gottesdienste zu halten; nur im Beichtstuhle u. im Krankenbesuche war er unermülich. Auch dispenstirten ihn die Oberen vom Halten der strengeren Ordensregeln. Bei dieser Gelegenheit rühmt der Verfasser dieses Nekrologs, sein Bruder, besonders die ächt christliche Humanität der Vorsteher gegen den Leidenden. Trotz aller Körperleiden blieb aber sein Geist frisch; u. die literarische Thätigkeit P.s gibt vollgültiges Zeugniß hiervon. Besonders thätig war er in der Andachtsliteratur, die er mit 19 originalen Werken bereicherte. Von aserischen Werken sind besonders hervorzuheben die „*Monatsandachten,*“ Wien 1846; „*Das Leben in der Gnade u. Liebe Gottes,*“ 1843; „*Die Memorabilien der Ewigkeit,*“ 1828; „*Das katholische Trostbuch,*“ das 4 Auflagen erlebte, u. m. a. Auch im Fache der Kirchengeschichte u. Biographie leistete er Anerkennenswerthes und in der geistlichen Poesie war er besonders fruchtbar. Von dem Kaiser erhielt er in Anerkennung seiner literarischen Verdienste die für Gelehrte bestimmte große goldene Medaille, vom Papst Gregor XVI. einen kostbaren Rosenkranz. — Endlich ergriff ihn im Laufe des Jahres 1846 ein Leiden des Unterkiefers, welches in einer, im Februar 1847 von den Ärzten gehaltenen, Consultation als Caries erkannt wurde. Es wurde eine Operation für nothwendig erklärt u. auch am 4. März unter Anwendung von Schwefeläther vorgenommen. Leider zeigten sich am 10. März Brandmale am Halse; der Kranke verlangte um die heilige Delung, die ihm von dem Obervorsteher der Congregation gereicht wurde, u. am 11. Morgens

hauchte er seine Seele aus. Er starb als Muster eines ächten Christen und Priesters. S. Nekrolog des Pater A. P. Von Joh. N. P. (seinem Bruder), Wien 1847.

Eion v. Wieser, 1847, Nr. 131.

Paste (pasta), nennt man einen wässerigen, durch Aufguß oder Absud erhaltenen Auszug von Pflanzentheilen. Die P.n werden nach dem Durchsiehen mit Gummi, Zucker, geschlagenem Eiweiß u. versetzt, langsam zu gehöriger Consistenz abgedampft, in Kapseln von Papier oder Weißblech ausgegossen, so vollends ausgetrocknet u. in länglich viereckige Stücke zerschnitten; sie sind meist von lederartiger Consistenz. Von wehren sonst officiellen P.n sind jetzt noch die Althäen- und Liquiritien-P.n gebräuchlich.

Pastellmalerei, Farbenstift- oder Trockenmalerei, deren Ursprung in das 16. Jahrhundert fallen soll, heißt die Malerei mit Pastellstiften, d. h. Farbenstiften aus verschiedenen geriebenen Mineralfarben, die mit Gummi, Bleiweiß u. dgl. gemischt werden u. gleichsam den Pinsel ersetzen. Solche Gemälde haben viel Anmuth u. Frische, auch läßt sich darin das Markige u. Natürliche der Fleisfarbe trefflich ausdrücken, allein sie sind dem Verbleichen u. dem schädlichen Einflusse des Staubes, selbst der Erschütterung ungemein ausgesetzt. Zum Stoffe bedient man sich eines auf Leinwand gezogenen, meist grau-röthlichen Papiers, oder des Pergaments, u. die aufgetragenen Farben werden mit dem Finger oder mit dem Wischer verrieben u. verschmolzen, mit Ausnahme der höchsten Lichter. Sehr häufig wird diese Art der Malerei, in welcher, besonders auch der Dauer der Farben wegen, Rafael Mengs ein Meister war, zu Porträts angewandt. Die ersten Landschaften in Pastell soll der Maler Alexander Chiele, geboren zu Erfurt 1685, verfertigt, u. Pastellfarben zu firiren der französische Maler Lorient unter Ludwig XV. erfunden haben. — In neuester Zeit hat auch der Marquis de Warrens, ein ausgezeichnete Talent in Paris, ein sehr einfaches Verfahren erfunden, den Pastellgemälden die Festigkeit u. Dauer der Oelmalerei zu geben. Er bewirkt dieß dadurch, daß die Rückseite des Papiers mit in Alkohol aufgelöstem weißem Gummilack angefeuchtet wird. Diese Auflösung durchdringt dann schnell das Papier bis in die kleinsten Theile der Malerei. Der Alkohol verdunstet aber bald u. der leichte Pastellstaub hängt sich dergestalt fest dem Papier an, daß die Malerei gerollt, gerieben u. versendet werden kann, ohne im Mindesten darunter zu leiden.

Pasten (franz. pâte, paste, ital. pasta), Teigsteine, sind Abschnitte geschnittener antiker Steine (Gemmen), Medaillen oder Münzen in weichen Massen, die sodann erhärten, namentlich in Siegelwachs, Schwefel, Gips, in Glas und glasartigen Massen. Letztere, die den Alten schon bekannt gewesen Abdrücke in Glas, heißen P. im engeren Sinne. Für das Kunststudium sind solche Abdrücke von entschiedenem Nutzen u. in neuer Zeit die von Kippert, Bentley, Wegwood, Tessin u. Rabenstein beliebt u. gesucht worden.

Pasterwiz, P., Georg von, Benedictiner von Kremsmünster, geboren bei Passau 1730, gestorben 1803. Gleich ausgezeichnet als Lehrer der Philosophie u. der Rechte an der Ritterakademie, so wie später als Studiendirektor, wurde er durch seine Compositionen eine Celebrität der damaligen musikalischen Welt u. durch sein kluges Benehmen, welches er als Agent des Stiftes in Wien einhielt, zum Großtheile dessen Retter von der bereits decretirten Aufhebung. Er schrieb: *Dissertatio de lege naturali, pefrecte, jucunde et commode vivendi*, Steyer 1765; *Dissertatio de officiis circa honorem*, Steyer 1767. — Rede von der Bevölkerung u. s. w. — Vergl. Göttinger gelehrte Anzeigen 1772. Das gelehrte Oesterreich II. 9. Theologische Zeitschrift, herausgegeben v. Pleg 1836, I. 270.

Pasticcio (italienisch), Mischmasch; in der Musik eine Mischung verschiedener Tonstücke, eine Oper u. dgl., deren Musik von verschiedenen Meistern ist, gleichbedeutend wohl auch mit Potpourri u. Quodlibet. In der Malerei ein in der Manier eines berühmten Künstlers getreu gearbeitetes Gemälde, welches vermöge sorgfältiger Nachahmung der Zeichnung u. des Colorits, der Vorzüge u.

Mängel des Originals, selbst für ein Original ausgegeben wird. David Tenter's malte vielfach auf diese Weise u. Mignard täuschte sogar Le Brun durch eine nachgeahmte Magdalena von Guido.

Pastinake (*pastinaca sativa*), eine Pflanze aus der Familie der Doldengewächse, mit gelben Blüthen, häufig auf Wiesen, Schutthäufen u. s. w., auch als Küchengewächs in Gärten u. auf Feldern angebaut. Die Wurzel der wilden Pflanze ist giftig, die der kultivirten lang, weiß, spindelförmig u. dient als Zusatz zu Fleischbrühen u. als nährendes Speise.

Pastorale, heißt ein Tonstück in ländlich einfachem Charakter, gewöhnlich im $\frac{2}{4}$, $\frac{3}{8}$ oder $\frac{3}{4}$ Takt, dann ein solches Tanzstück, eine ländliche Oper (Schäferspiel), wohl auch ein Schäferlied. Als musikalische Vorzeichnung bezieht P. sich auf einen einfachen, anmuthigen, mäßig geschwinden Vortrag.

Pastoraltheologie, ist derjenige Zweig der Theologie (s. d.), welcher die wissenschaftliche Anleitung zur gehörigen Verwaltung des geistlichen Amtes enthält. Sie handelt daher von der geistlichen Amts- oder Geschäftsführung u. den damit in Verbindung stehenden geistlich-kirchlichen Sachen, wornach sie in Verbindung mit der Liturgie (s. d.) gesetzt wird. Die P. unterscheidet sich von den übrigen theologischen Disciplinen durch Gegenstand u. Zweck, welcher in der Ausbildung der Geistlichen zur Seelsorgepraxis besteht, während letzteren mehr Theorie zum Grunde liegt; sodann durch den Styl, indem auf dem Felde der Pastoral der feiner populäre vorherrschend ist, während der Theolog sich bei den übrigen Zweigen seiner Wissenschaft mehr technischer Ausdrücke u. einer sogenannten gelehrten Sprache bedient; endlich nimmt sie zunächst das Herz u. den Willen in Anspruch, während das gelehrte Wissen sich mehr auf den Verstand bezieht. — Die P. theilt sich nach ihren Hauptbestandtheilen 1) in das Lehramt, wonach der Seelsorger als öffentlicher Religionslehrer, vorzugsweise als Prediger u. Katechet erscheint; 2) in die Verwaltung der gottesdienstlichen Anstalten, wonach der Seelsorger als Liturg betrachtet wird, u. 3) in's Erbauungs- u. Tröstungsfach, — die eigentliche Seelsorge. — Als Zweig der Theologie muß die P. aus denselben Quellen, wie jene überhaupt, abgeleitet u. nach ihnen geordnet werden. Diese sind allgemeine u. besondere. Zu ersteren gehören: a) Die heilige Schrift, insbesondere die Schriften des neuen Testaments, indem sie die kräftigsten u. bündigsten Vorschriften enthalten, welche Jesus und seine Apostel über die Verwaltung des geistlichen Hirtenamtes hinterlassen haben. Vorzugsweise rechnet man hieher die Briefe des Apostels Paulus an Timotheus und Titus, welche voll von Lehren sind, die das Seelsorgeramt betreffen. b) Die Tradition, d. i. der alte, übereinstimmende, einförmige Kirchen-Glaube, welcher sich von den Aposteln bis auf uns fortgepflanzt hat. c) Die Beschlüsse der Concilien, insbesondere die Bestimmungen des Kirchenrathes von Trient. d) Die päpstlichen Constitutionen, sofern sie Vorschriften für die Verwaltung dieses oder jenes Zweiges des geistlichen Amtes enthalten. Die besonderen Quellen der Pastoral sind: a) Die Beschlüsse oder Statuten der Provinzial- oder Diözesan-Synoden. b) Die Hirtenbriefe u. Verordnungen der Bischöfe. c) Die Diözesan-Observanzen, sofern diese noch in gültiger Kraft u. Wirksamkeit bestehen. d) Die landesherrlichen Verordnungen in Religions- u. Kirchensachen, sofern diese nach den verfassungsmäßigen Bestimmungen entweder ganz zum weltlichen Ressort gezogen, oder als Gegenstände gemischter Natur erklärt sind. Die Pastoral verhält sich zur Theologie, wie die Praxis zu Theorie. Die theologischen Fächer enthalten für sie das Material, welches hier nach einer bestimmten Stufenordnung in Anwendung gebracht werden soll, u. dieses ausgehobene Material verarbeitet sie so, daß die Menschen dadurch die möglichste Kenntniß u. die lebendigsten Antriebe zu einem religiös-moralischen Handeln erhalten, u. sie gibt ihnen zu diesem Handeln die Mittel u. Gelegenheiten zur Ausführung, so wie die entgegenstehenden Hindernisse an. — Um die P.-Wissenschaft machte sich vorzüglich der heil. Karl Borromäus (s. d.) verdient. Bekannt sind die unter ihm in der Erzbischöfse Mailand von 1565—1582 gehaltenen Diözesan-Synoden u. die hieraus hervor-

gegangenen „Acta mediolanensia“ in 6 Büchern. Er ist auch Verfasser der *Instructio pastorum* u. der *Instructio pro confessariis*. Mehrere andere Bischöfe folgten hierin diesem ausgezeichneten u. um die kirchlichen Institutionen u. Disciplin verdienten Erzbischöfe, indem sie nach Vorschrift des Kirchenrathes von Trient Diözesan-Synoden hielten, wobei sie die eingeschlichenen Mißbräuche abzustellen beabsichtigten. Unter den älteren Theologen zeichneten sich als Verfasser von Pastoralien aus: Mikrologus, Amular, Honorius von Autun, Humbert, Dinuart, Peter Scotus, Reumaier, Senger, Lohner, Duguet, Troson, Sprengler, Voffevin, Herzog u. m. A. Auch haben Alexander Natalis, Habert, Godeau u. Andere in ihre Moralbücher treffliche Pastoral-Vorschriften eingestreut. In Oesterreich erwarb sich im vorigen Jahrhunderte Abt Rautenbach besondere Verdienste um dieses Fach, gleich wie in Bayern durch Braun ein Lehrstuhl für die P. errichtet wurde. Weitere katholische Schriftsteller im pastorellen Fache sind: Pittrof, Pauber, Pechleitner, Horvath, Sailer, Geiger, Köhler, Schram, Schwärzel, Andres, Bochar, Forster, Fingerlos, Schenkl, Gollowitz, Rues, Reichenberger, Hinterberger, Schellhorn, Baldauf, Müller u. A.

Pastoret, 1) Claude Emanuel Joseph Pierre, Marquis de P., geboren 1756 zu Marseille, wurde 1780 Rath am Cour des aides in Paris, 1788 Requentenmeister, 1791 Präsident des Wahlcollegiums von Paris, Deputirter dieser Hauptstadt bei der gesetzgebenden Versammlung u. I. Präsident derselben. Er schlug die Portefeuilles des Innern und der Justiz aus, erschien am 21. Juni bis 10. August nicht mehr in der Versammlung, vertheidigte dann das Königthum und mußte deshalb emigriren. P. kehrte nach dem 18. Brumaire nach Paris zurück, kam 1809, trotz Napoleons Haß gegen ihn als Royalist, in den Senat, wurde 1814 Sekretär des Senats, 1815 Pair von Frankreich, 1820 Vicepräsident der Pairskammer und Vormund der Kinder des Herzogs von Berry, 1826 Staatsminister, sodann 1829 Kanzler von Frankreich. Nach der Julirevolution zog er sich zurück und weigerte der neuen Regierung den Eid; 1834 ward P. Bevollmächtigter des älteren Zweigs der Bourbons in Bezug auf ihre Güter in Frankreich u. starb 1840. Schriften: *Des lois pénales*, Paris 1790, 2 Bde.; *L'histoire de la legislation*, ebd. 1820 — 37. 11 Bde. — 2) Amédée David, Marquis de P., Sohn des Vorigen, geboren 1791 zu Paris, Gentilhomme de la Chambre des Herzogs Berry u. Requentenmeister im Staatsrathe unter Karl X., jetzt eines der Häupter der Legitimisten. Schriften: *Les Troubadours*, Par. 1813; *Politique de Henri IV.*, ebd. 1815; *Les Normands en Italie*, ebd. 1818; *Elegies*, ebd. 1825; *La chute de l'empire grec*, ebd. 1828; *Raoul de Pelleve*, ebd. 1834; *Erard du Châtelet*, ebd. 1836.

Patagonien, die Südspitze Amerikas, südlich von Chile und den La Platastaaten, 18000 □ Meilen, im Westen von einer Fortsetzung der Anden durchzogen u. hier zum Theil äußerst dicht bewaldet, während der tiefere Osten, mit Ausnahme zwei schmaler Thäler, eine weite, unbewohnbare Einöde darstellt. Heftige Stürme u. schneller Wechsel der Temperatur erklären sich aus der Lage. Die Thierwelt ist der in den südlichen Pampas von Buenos Ayres ähnlich; man findet Tapire, Jaguare, Füchse, Hasen, Gürtelthiere, Guanacos, Strauße. Im Norden schwärmen große Horden wilder Rinder, Schweine und Pferde. Die Indianer, welche allein hier wohnen, sind wandernde Räuber, Nomaden oder Jäger, selten Fischer. Sie sind hoch, breit u. röthlich braun u. werden am besten in berittene u. fahnsahrende eingetheilt.

Patena ist der silberne u. vergoldete Teller, welcher bei dem heil. Mesopfer gebraucht wird, um auf denselben die heil. Hostie zu legen. Bei den Griechen wird sie *δίσκος* genannt. Ihre Größe richtet sich nach der Größe der Kelche; das Nämlche findet in Ansehung der Qualität derselben statt. Ehemals hatte man auch P.en von Glas oder Krystall. Dieselben werden von dem Bischöfe, wie die Kelche u. dgl., eigens geweiht. Bei feierlichen Aemtern hält der Subdiakon die P. vom Offertorium an bis zum Ende des Pater noster, mit einem *Velum* (s. d.)

umhüllt; gegen das Ende des Pater noster trägt er sie zum Altare hinauf u. überreicht solche bei dem Libera durch den Diakon dem Priester.

Patent nennt man eine von der Landesregierung an einzelne Personen verliehene Bevorrechtung, gewisse Artikel im Umfange des Staates ausschließlich zu fertigen zu dürfen. Ein solches P. wird entweder Demjenigen ertheilt, welcher eine ganz neue Erfindung gemacht hat (Erfindungspatent), oder auch für Verbesserung eines schon vorhandenen Industriezweiges, oder auch in Folge der von einem Auswärtigen erhaltenen Mittheilung, wenn nämlich der Erfinder in einem fremden Lande ein P. nehmen will und sich dazu der Vermittelung eines Bewohners dieses Landes bedient, dem er seine Erfindung mittheilt. Sie werden gewöhnlich nach den in den verschiedenen Ländern bestehenden gesetzlichen Vorschriften, wozu die Einreichung einer deutlichen Beschreibung der Erfindung und der dazu gehörigen Zeichnungen, Modelle zc. und die Darlegung ihrer Neuheit u. Eigenthümlichkeit gehört, auf eine gewisse Reihe von Jahren ertheilt, nach deren Verlaufe die Erfindung Gemeinut wird. Die Ertheilung derselben hat theils den Zweck, den Erfindungsgeist zu erwecken und zu beleben und überhaupt auf die Nationalbelebtheit hinzuwirken, anderntheils aber auch, Demjenigen, welchem die Industrie eine neue Erfindung oder eine wichtige Verbesserung verdankt, durch das ihm bewilligte Verrecht der alleinigen Ausübung derselben während einer gewissen Zeit, ohne einen Aufwand aus der Staatscasse einen verdienten Gewinn zu sichern. — Dann heißt P. auch überhaupt jeder offene Brief, jede obrigkeitliche Bekanntmachung einer wichtigen Sache durch öffentlichen Anschlag, wie z. B. einer Thronbesteigung, der Besitznahme eines Landes u. s. w. Endlich heißt P. auch das Anstellungsdekret eines Offiziers.

Patentsteuer, s. Gewerbesteuer.

Pater noster, die lateinische Benennung für das „Vaterunser“ oder Gebet des Herrn. — Hier ziehen wir es nicht hinsichtlich seines Inhaltes, sondern lediglich in so fern es einen Theil der Liturgie, namentlich aber des heil. Messopfers ausmacht, in Betracht. Die Ansicht, es sei dasselbe erst durch Gregor den Großen in die Messe eingeführt worden, ist unrichtig, denn schon der heil. Hieronymus berichtet, daß die Apostel dasselbe während des Messopfers verrichteten. Alle alten Liturgien, Optatus von Mileve, der heil. Augustinus u. fast alle alten Kirchenväter sprechen davon wie von einer Einrichtung, die schon in der ersten christlichen Kirche vorhanden war. So sagt der Diakon Johannes, der heil. Gregor habe darauf gebrungen, daß das „Vaterunser“ nach dem Canon über die heil. Hostie recitirt werde. Dadurch sollte aber bloß der Fahrlässigkeit einiger Priester vorgebeugt werden, die dieses nur Sonntags thaten. Und wirklich bezeichnet das vierte Concilium von Toledo einige Priester Spaniens, die sich dieser Nachlässigkeit schuldig machten. Auch nach der Liturgie des heiligen Cyrillus wird, wie bei uns, das „Vaterunser“ nach der Consecration gebetet. Doch findet in der Art und Weise es zu beten in der orientalischen und occidentalischen Kirche ein wesentlicher Unterschied statt, denn in jener verrichtet es das Volk mit dem Priester gemeinsam, in dieser aber letzterer ganz allein. Da die alte gallicanische Liturgie griechischen Ursprungs ist, so sang auch nach ihr das Volk mit dem Celebranten gemeinsam das „Vaterunser“. Nach der Mozarabischen Liturgie respondirt der Chor nach jeder Bitte des Priesters „Amen“, wodurch ebenfalls eine Vereinigung zwischen beiden hervorgebracht wird. — Auch die dem P. n. vorangehende Präfation scheint sehr alt zu seyn. Die in den griechischen Liturgien vorkommende hat mit der unsrigen viel Ähnlichkeit und lautet so: „Gib, o Herr, daß wir würdig, vertrauensvoll und ohne Verwerfung Dich, den himmlischen Vater, auch unsern Vater nennen dürfen“. In der Mozarabischen Liturgie richtet sich diese Präfation immer nach verschiedenen Festtagen. So hat Weihnachten, Ostern u. Mariä Himmelfahrt eine eigene. Auch in der ambrosianischen Liturgie kommt eine Präfation vor, die mit der unsrigen Ähnlichkeit hat; sie lautet so: „Divino magisterio edocti et salutaribus monitis instituti audemus

dicere“. — Während der Prästation legt der Celebrant die Hände auf den Altar und erhebt sie wiederum beim Beginn des „P. n.“ Nach dem in der Diöcese Lyon eingeführten Ritus erhebt der Priester die Hostie und den Kelch, legt erstere aber nicht auf das Corporal, sondern hält sie so lange über dem Kelche, bis er das „Per omnia . . .“ und das „Praeceptis salutaribus“ . . . verrichtet hat u. im „P. n.“ bei den Worten „in coelo“ angelangt ist. Erst bei den Worten „in terra“ legt er sie auf das Corporal, macht dabei eine Genuflexion und setzt darauf das Gebet des Herrn fort. Dieser Ritus ist sehr alt und scheint wegen des „Per omnia . . .“ vor dem römischen den Vorzug zu verdienen, weil dieses gleichsam den Kanon beschließt. Die letzte Bitte „Sed libera nos a malo“ spricht der Chor oder der Mesdiener aus u. der Celebrant sagt still: „Amen“. In den Sacramentarien vor dem neunten Jahrhunderte kommt dieses Amen nicht vor, sondern erst in den späteren Missalen. Da es in dem Evangelium enthalten ist, so ist es wohl auch passend, daß es der Celebrant ausspricht.

Paternosterwerk, Kettenpumpe oder Kastenkunst heißen in der Wasserbaukunst entweder an einer, über gehörig gestaltete Wellen gelegten, Kunstfette befestigte Kästen, die unten das Wasser einschöpfen u. oben, sobald sie sich an der oberen Welle überschlagen, wieder ausgießen, oder eine über eine untere u. obere Welle gelegte Kette (Seil), an welcher leberne, ausgestopfte Kugeln oder Scheiben sich befinden, die sich an derjenigen Seite, wo sie steigen, in einer Röhre bewegen u. in derselben das Wasser aufwärts schieben. Die letztere Einrichtung heißt auch **Püschelkunst**.

Pater patriae (lateinisch), Vater des Vaterlandes, war bei den Römern ein Ehrentitel, womit zuerst Cicero nach Vereitelung der catilinarischen Verschwörung auf Antrag des Catulus u. Cato begrüßt wurde. Dann wurde derselbe an Julius Cäsar verliehen u. von August u. den Kaisern geführt.

Pathen (Taufzeugen). Die Kirche spendete von den ersten Zeiten her das heilige Sacrament der Taufe nur unter einer gewissen Gewährschaft aus. Den Katechumenen mußten daher, wenn sie die heil. Taufe empfangen, gewisse Bürgen (fidei iussores, sponsores oder patrini) zur Seite stehen. Dieser Gebrauch wurde endlich zu einem kirchlichen Gesetze erhoben u. bis auf den heutigen Tag ist bei jeder Taufe in der Regel ein — bisweilen sind auch zwei Taufzeugen zugegen. Dieselben müssen bei der Taufhandlung für die Täuflinge gutschreiben und die Verbindlichkeit übernehmen, über die Standhaftigkeit derselben im Glauben zu wachen, die Fahrlässigkeit der Eltern in einer guten christlichen Erziehung ersetzen u. überhaupt diesen bei dem so wichtigen christlichen Erziehungs-Geschäfte mit Rath und That an die Hand gehen zu wollen. Die Zahl der Taufpathen war lange in der Kirche nicht allgemein festgesetzt. Verschiedene Provinzial-Synoden erließen hierüber eigene Verordnungen. Endlich verordnete hierüber der Kirchenrath von Trient: „Daß nur Einer, sei es Mann oder Weib, nach den Bestimmungen der heil. Canones, oder höchstens nur Einer u. Eine, den Täufling aus der Taufe heben soll, u. daß zwischen diesen u. dem Getauften selbst u. dessen Vater u. Mutter, so wie auch zwischen dem Getauften u. Taufenden u. des Getauften Vater u. Mutter nur eine geistliche Verwandtschaft eingegangen werde.“ In der Praxis wird gewöhnlich für die Täuflinge männlichen Geschlechts nur eine Mannsperson u. für jene weiblichen nur eine Frauensperson zugelassen. Sind mehre P. bei einer Taufe zugegen, so gilt nur der patrinus principalis, von welchem das Kind den Namen erhält; die übrigen werden als bloße Ehren-Taufzeugen betrachtet, oder der Pfarrer bestimmt unter mehreren anwesenden Taufpathen einen als den eigentlichen Taufpathen des Kindes. Nach den kanonischen Satzungen können die noch nicht Gefirmten u. Ordens-Geistlichen kein Kind aus der Taufe heben, auch werden die eigenen Eltern des Kindes hieher gerechnet. Sind junge Leute als Taufpathen gewählt, so soll der Pfarrer vor der feierlichen Taufhandlung diesen erst die Pflichten, welche sie übernehmen, erklären. In Folge der Verpflichtungen, welche die P. übernehmen, können der Natur der Sache nach

auch nur Katholiken P. katholischer Täuflinge seyn, indem nur sie feste Garantie für deren Glauben u. katholische Erziehung gewähren können; damit stimmen auch mehre Dekretalen, Beschlüsse einiger Particular-Concilien u. der römische Katechismus überein. Der Gebrauch, die Täuflinge, sobald sie etwas herangewachsen sind, zu Mahlzeiten zu laden, oder ihnen Geschenke von Seiten der Täuopathen zu machen, so wie dieß auch rücksichtlich der Firmlinge von den Firmopathen zu geschehen pflegt, ist zwar alt; jedoch ist damit auch schon viel Mißbrauch getrieben worden. Dieses erwägend, haben daher schon mehre Synoden auf Abkommen dieser Sitte gedrungen.

Pathogenie, wörtlich: Entstehung, Entwicklung der Krankheit, nennt man jene Doktrin, welche sich mit der Erforschung des innersten, eigentlichen, unmittelbaren Grundes des Erkrankens, der sogenannten nächsten Ursache der Krankheit, beschäftigt. Die P. ist demnach ein Theil der Pathologie (s. d.) u. zwar bildet sie eine Unterabtheilung der Lehre von den Ursachen der Krankheiten, der Aetiologie. Uebrigens haben die Schriftsteller über P. häufig den Begriff derselben nicht streng festgehalten, sondern in ihre Lehre Vieles aus der Aetiologie im Allgemeinen u. aus der Physiologie aufgenommen, welche letztere, als Grundlage aller P., derselben nothwendig vorausgehen sollte.

E. Buchner.

Pathognomonisch, wesentlich, charakteristisch, nennt man jene Erscheinungen einer Krankheit, welche sie vorzugsweise als das bezeichnen, was sie ist, und so unzertrennlich von ihr sind, daß sie ihr, nach Galen's Ausdruck, wie ihr Schatten folgen, daher auch mit dem Zunehmen der Krankheit sich steigern, dagegen mit dem Abnehmen der Krankheit ebenfalls abnehmen. So ist der Husten beim Group pathognomonisch u. Schon die ältere Zeit hat großen Werth auf die pathognomonischen Zeichen der Krankheit ge'eat; noch mehr hat sich aber die neuere Zeit bemüht, die P.-Erscheinungen der einzelnen Krankheiten ausföhrlich zu machen u. sie festzustellen. Uebriens genögt zur richtigen Erkenntniß der Krankheiten die bloße Auffindung der P.-Erscheinungen nicht, sondern es müssen immerhin alle, auch die mehr zufälligen, Erscheinungen einer Krankheit gewürdigt werden u. erst hieraus geht eine gute Diagnose hervor.

E. Buchner.

Pathologie, Krankheitslehre, heißt jener Theil der Heilkunde, welcher die Krankheiten, deren Verschiedenheiten, Entstehen, Verlauf, besondere Formen, Ausgänge, ihre Ursachen, wodurch sie entstehen, so wie ihre Wirkungen oder die Symptome, welche sie im Körper erzeugen, kennen lehrt. Da der Begriff „Krankheit“, in keiner Weise feststeht, um so mehr, da er nothwendig aus den Begriffen der „Gesundheit“ u. des „Lebens“ hervorgehen sollte, diese selbst aber nichts weniger, als fest bestimmt sind, so ergibt es sich von selbst, daß die P. noch keine feste Begründung haben könne, u. so sehen wir denn auch in der Wirklichkeit, daß bei den verschiedenen Lehrern u. Meistern der Heilkunde die P. eine sehr verschiedene Gestaltung annimmt, je nachdem sie mehr oder minder von einander abweichende Begriffe der „Krankheit“ aufgestellt haben. Die P. ist die Grundlage aller Heilkunde, daher denn die Geschichte der P. zusammenfällt mit der Geschichte der Heilkunde u. alle großen Umräzungen in den Systemen der Heilkunde zunächst auf Veränderungen der Krankheitslehre beruhen. Aber auch der Entwicklungsgang der Philosophie blieb nicht ohne Einfluß auf die Geschichte der P. bei dem nahen Zusammenhange, der zwischen der Lehre von der Krankheit und der Lehre von der Gesundheit, vom Leben besteht; die Erfassung der Idee des Lebens aber ist eine der Hauptaufgaben der Philosophie. — Man theilt die P. in die allgemeine und in die besondere, spezielle; in ersterer wird von der Krankheit im Allgemeinen gehandelt, u. dieselbe nach den oben bezeichneten verschiedenen Beziehungen betrachtet; die spezielle P. dagegen handelt von den einzelnen Formen des Krankseyns, den einzelnen Krankheiten, u. betrachtet diese in oben beröhrten Beziehungen. Alle P. zerfällt in drei Theile: die Nosologie (s. d.) Krankheitslehre im engein Sinne, Lehre von der Natur der Krankheit; ferner die Aetiologie (s. d.), Lehre von den Ursachen der Krankheit, welche wieder in die Lehre von der Krank-

heitsanlage, physiologische Pathologie, in die Lehre von den äußeren, entfernteren Ursachen, Ätiologie im engern Sinne, u. in die Lehre von der innern nächsten Ursache der Krankheit, die Pathogenie (s. d.) zerfällt; — der dritte Theil der P. endlich ist die Symptomatologie (s. d.), die Lehre von den Erscheinungen der Krankheit. — Die mit P. zusammengesetzten Worte bezeichnen verschiedene Systeme u. Theorien der P.: so nennt man Humoralpathologie (s. d.) jene Krankheitslehre, welche alle Krankheit aus einer Verderbniß der Säfte erklären will, dagegen Solidarpathologie (s. d.) jene, die das Wesen der Krankheit in Fehlern der festen Theile sucht; Neuropathologie, welche fehlerhafte Beschaffenheit des Nervensystems für die nächste Ursache aller Krankheit hält u. Man sagt aber auch Zoopathologie u. versteht darunter die Lehre von den Krankheiten der Thiere; Phyto-P., Lehre von den Krankheiten der Pflanzen, u. stellt sie gegenüber der Anthro-P., der Lehre von den Krankheiten des Menschen, der P. im engern Sinne. — Pathologisch bedeutet so viel als krankhaft u. bezeichnet ein Abweichen vom normalen Verhalten, von der Gesundheit; so spricht man von pathologischen Zuständen, Erscheinungen u.; oder pathologisch bedeutet auch soviel als zur P. gehörig, zu derselben in Beziehung stehend, so sagt man: pathologische Sammlung, pathologische Anatomie, pathologische Chemie u. E. Buchner.

Pathos (vom griech. πάθος, leiden), eigentlich Leidenschaft, Gemüthsbe-
wegung, nennt man überhaupt das Erregtseyn von einer Idee oder einem Gegen-
stande. Im Sinne der Alten bezeichnet P. nicht Leidenschaft, welche den Be-
griff des, dem P. nicht angehörigen, Kleinlichen u. Niedrigen mit sich führt,
sondern eine in sich berechtigte Macht des Gemüths, einen wesentlichen Gehalt
der Vernünftigkeit u. des wohlverwogenen, besonnenen freien Willens, oder Ent-
schlusses. So erfüllt das P. das ganze Gemüth des Helden in der griechischen
Tragödie u. bleibt auf dessen Handlungen beschränkt. Hiernach erscheint es als
das an u. für sich Mächtige im menschlichen Daseyn, u. eben darum ist die Dar-
stellung desselben auch das hauptsächlich Wirksame im Kunstwerke sowohl, wie im
Zuschauer. Es darf daher auch weder im Komischen, noch im Tragischen eine bloße
Wille, Thorheit oder subjektive Phantasterei seyn, wie denn andererseits alles Das-
jenige kein ächtes P. für die Kunstdarstellung ist, was auf Lehre, Ueberzeugung
u. Einsicht in die Wahrheit derselben beruht, insofern diese Erkenntniß ein Haupt-
bedürfniß ausmacht. Dagegen liegen in der menschlichen Brust als P. alle sitt-
lichen Mächte, welche für das Handeln von Interesse sind. Solch ein P. er-
fordert wesentlich eine Darstellung u. Ausmalung, u. zwar muß es selber eine in
sich reiche Seele seyn, welche in ihr P. den Reichthum ihres Innern einlegt u.
sich zur ausgebildeten Gestalt erhebt. Zur Darstellung des P. ist die Poesie,
hauptsächlich im Epos u. in der Tragödie, dann die Redekunst, die Malerei,
Plakst ganz besonders, u. auch die Musik geeignet, wogegen es in der eigentlichen
Mimik doch wohl nur begleitend auftritt u. in der Bau- Garten- u. Lankunst,
deren eigenthümlicher Beschaffenheit zu Folge, gar keine Anwendung findet. Das
falsche P. entsteht sowohl durch ein Mißverhältniß der Affekte zu ihrer Darstellung,
als durch ein absichtliches Kundgeben u. durch ein zu langes Verweilen auf dem
Höhepunkte der heftigen Empfindungen, da die Empfindungen an sich, im höchsten,
wie im letzten Grade, doch nur momentan seyn können. Alsdann wird die
Wirkung verfehlt u. nur zu leicht tritt an die Stelle der Rührung ein unwill-
kürliches Lächeln. In diesen Fehler fallen, besonders bei einer zu gravitatisch
abgemessenen Haltung, am häufigsten die Schauspieler.

Pathul, Johann Reinhold von, ein liessländischer Edelmann, geboren zu
Stockholm um 1660, trat nach einer sorgfältigen wissenschaftlichen Erziehung in
schwedische Kriegsdienste und wurde Kapitän bei einem zu Riga in Garnison
stehenden Regimente. Als ein Mitglied der liessländischen Ritterschaft empfand er
es sehr schmerzlich, daß König Karl XI. von Schweden die Rechte Lieflands beeinträch-
tigte, die vermöge der Cessionssakte unangefochten bleiben sollten. Er begab sich
1692 mit 6 Deputirten der Provinz Liessland nach Stockholm, um der Regierung

Gegenvorstellungen zu machen. Allein hier sprach er aus Patriotismus vermuthlich freier, als man wünschte. Er wurde daher, ohne eine Antwort zu bekommen, zum Tode verurtheilt u. die 6 anderen Deputirten wurden in das Gefängniß geworfen. Allein P. war so glücklich, aus dem Gefängniß zu entweichen u. durch Deutschland nach der Schweiz zu kommen. Hier blieb er, bis Kurfürst August König von Polen, jedoch unter dem Versprechen wurde, alle diesem Reiche entzogenen Provinzen wider damit zu vereinigen. Er verließ nun seinen Zufluchtsort, ging nach Dresden u. stellte dem Könige von Polen die Ausführung seines, der polnischen Nation gethanen, Versprechens als äußerst leicht dar. Man nahm ihn 1698 als Kriegsrath u. Obersten in Dienste u. er gab sich nun viele Mühe, die Wiedervereinigung der Provinz Liefland mit Polen zu bewirken. Allein Karls XII. Tapferkeit vereitelte die Ausführung dieses Planes, u. P. trat 1702 in die Dienste des Czars Peter I. von Rußland, ohne deswegen mit seinem bisherigen Herrn außer aller Verbindung zu kommen, von dem er noch eine ansehnliche Pension erhielt. Er residirte von jetzt an als Minister des Czars am polnischen Hofe u. commandirte zugleich als General einen Theil der russischen Truppen, welche sich bei der königl. Armee befanden. Nach dem unglücklichen Feldzuge 1704 floh er mit dem Reste seiner Truppen nach Sachsen u. hatte nun wieder vielen Antheil an den Angelegenheiten des Dresdener Hofes. Als er aber bei August in Verdacht kam, daß er den Czar mit Schweden ausfühnen wolle, so wurde er auf den Königstein gefangen gesetzt u. Karl XII., der unversöhnlich gegen ihn war, drang so sehr auf seine Auslieferung, daß sie wirklich erfolgte u. der Unglückliche auf dem Zuge nach der Ukraine den 20. October 1707 bei Casimir geräbert u. geviertheilt wurde. Obgleich P.'s Geschichte in verschiedenen Stücken nicht ganz aufgeklärt ist, so scheint doch so viel zu erhellen, daß er ein unternehmender, geistvoller u. thätiger Mann war, der unter günstigeren Umständen gewiß große und eble Wirkungen hervorgebracht haben würde.

Patmos, eine kleine, zu den Sporaden gehörige, Insel im ägäischen Meere zwischen Kos u. Samos, ungefähr 10 Meilen im Umfang, felsig u. aller Annehmlichkeiten entbehrend u. deswegen schon im Alterthume als Verbannungsorte dienend. Dorthin wurde der heil. Johannes der Evangelist von Kaiser Domitian verbannt, nachdem er zuvor seiner Bürgerrechte beraubt worden war. — Auf einem Berge der Insel, die jetzt den Namen Patino führt, befindet sich ein Kloster zum heil. Johannes. Auch zeigt man daselbst ein Haus, wo derselbe seine Offenbarung geschrieben, und eine jetzt von einer kleinen Kirche umschlossene Grotte, in welcher er die göttliche Inspiration hiezu erhalten haben soll. Von hier aus genießt man einer weiten, herrlichen Aussicht.

Patois heißt die verdorbene Landessprache, wie sie die niederen Volksklassen in Frankreich reden; dann versteht man darunter überhaupt jede schriftwidrige Aussprache.

Patras, das Paträ der Alten, befestigte Hauptstadt des griechischen Departements Achaja u. Elis und wichtige Seehandelsstadt, am Eingange des Golfs von Lepanto, zählt 20,000 Einwohner und hat eine Bank, Handelskammer, Handelsgericht u. den wichtigsten Hafen für den ganzen griechischen Handelsverkehr. Auch ist die Stadt Sitz eines griechischen Metropolitens und hat eine Kathedrale und mehre andere sehenswerthe Kirchen. Im Alterthume befand sich bei P. ein heiliger Hain des Apollo, nahe dabei ein Tempel der Demeter und vor diesem ein Quell, wo, namentlich über Krankheiten, berühmte Orakel erteilt wurden. — Von Joniern gegründet, wurde P. bald eine unter den 12 achäischen Republiken, und aus einem Defensivbündnisse der Stadt mit Dyme entstand der achäische Bund (s. d.). Unter der Herrschaft der Römer wurde sie mit Colonisten u. den Einwohnern von Boina und Argyra besetzt und unter den Kaisern stets vergrößert u. verschönert. Hier soll auch der heil. Apostel Andreas das Evangelium verkündet haben. Durch das ganze Mittelalter hindurch erhielt sich P., trotz manigfacher Schicksale, stets als wichtiger Handelsplatz, bis es 1453 von den Türken

erobert wurde. 1466 landeten die Venetianer bei P. und besiegten die Türken; da sie aber unvorsichtig die Geschlagenen verfolgten, so wurden sie wieder gänzlich geschlagen. 1499 im Meerbusen vor P. Seesieg der Venetianer über die Türken. 1533 nahm Andreas Doria den Türken P. wieder ab, aber letztere gewannen es 1543 wieder. 1687 von den Venetianern unter Morosini von Neuem vertrieben, verjagten die Türken die Venetianer 1716 für immer. 1770 eroberten es die Russen u. Mainotten; doch wurde P. in selbigem Jahre von den Türken wieder genommen und verbrannt. In dem nahen Golf verbrannten die Russen 1772 eine türkische Flotte. 1820 litt P. viel durch ein Erdbeben. — P. wurde 1821 den 21. Februar die erste Veranlassung zum Aufstand der Griechen in Morea, indem es die Türken wegen Bedrückungen verjagte und in die Citabelle einschloß. In Folge dieses Ereignisses wurde es verbrannt und die Stadt kam, da Jussuf Pascha die Citabelle entsetzte, wieder in die Hände der Türken. Hier am 6. März 1822 unentschiedenes Seetreffen zwischen der türkischen Flotte, die dem von den Griechen belagerten P. Hülfe zuführen sollte, und vielen griechischen Schiffen; ein Sturm zerstreute die türkische Flotte. Die Griechen blockirten es nun 1824 unter Kolokotroni und die Gegend von P. war bis 1828 der Gegenstand fortwährenden Kampfes. Kolokotroni schloß es endlich enger ein, doch ward es, da derselbe sich gegen die griechische Regierung erhob, wieder frei. Von P. aus führte Ibrahim Pascha die Belagerung von Missolonghi. 1828 ward es durch die französischen Hülfsstruppen unter Schneider für Griechenland in Besitz genommen. 1832 war P. der Sitz der Insurgenten unter Izavellas; 1833 wurden die Franzosen von den Bayern abgelöst.

222.

Martonten.	Seite 1	Maffagetten.	29	Mauritius (Insel).	51	Mebrhäneyh.	83
Marcequin.	3	Maffilianer.	30	Maurofordatos.	52	Maboc.	84
Marozia.	3	Maffe.	30	Maurochialis.	53	Miedusa.	84
Marqueterie.	3	Maffena.	30	Maurus.	53	Mibufen.	84
Marquis.	3	Maffenbach.	30	Maury.	53	Mecr.	84
Marryat.	3	Maffia.	31	Mans.	53	Mecr (Waler).	88
Mars (Kriegsgott).	3	Maffillon.	31	Maufoleum.	54	Weerbuijen.	88
Mars (Planet).	4	Maffmann.	32	Mautz.	54	Weereicheln.	88
Matich.	4	Maffon.	33	Mauvillon.	54	Weerränge.	88
Matichall.	5	Maffub.	34	Mwors.	54	Weerröter.	88
Matichall v. Frankreich.	5	Maft.	34	Mwaren.	54	Weerkfagen.	88
Matichall v. Sachfen.	5	Maftaker.	35	Marentius.	54	Weermann.	88
Matichland.	5	Maidarm.	35	Margine.	55	Weernffeln.	89
Matichner.	5	Mahr.	35	Maximilian (Römifche		Weerröttig.	89
Matichkaije.	5	Mafur.	36	deutfche Kaijer).	55	Weerschbaum.	89
Matichille.	6	Mafen.	36	Maximilian (Regenten		Weerschwein.	90
Marien.	7	Matador.	36	von Bayern).	56	Weerschweindchen.	90
Marfchid.	7	Matelotte.	36	Maximilian (fürftliche		Weerzwibel.	90
Marñali.	7	Mater.	36	Perfonen).	59	Megara.	91
Marflaus.	7	Materia medica.	36	Maximilianifche Thürme.		Megalopolis.	91
Mafhyas.	8	Materialismus.	36	61		Megapantbes.	91
Mariéne.	8	Malerie.	37	Maximianus.	61	Megara.	91
Martens.	8	Mathematik.	37	Maximiana (Kaifer).	61	Megar.us.	91
Martha (Schwefter des		Mathematifche Geogra-		Maximilian (Heiliger).	61	Megaris.	91
Lazarus).	8	vhe.	37	Maxinum.	62	Megate.	91
Martha (Anne Bict).	8	Mathibe.	37	Maximus.	62	Mehadia.	91
Martialaj.f.	9	Mathurner.	39	Mayenne.	62	Meyemb Alf.	92
Martialias.	9	Matrifel.	39	Mayer.	62	Micht.	93
Martinac.	9	Matrige.	40	Mayr.	63	M.bithan.	94
Martin (Heiliger).	9	Matrofin.	40	Mayerhaufener.	63	Mebut.	94
Martin (Erzbifchof).	15	Matter.	40	Mayrechner.	63	Mebum.	94
Martinez de la Roja.	16	Matthäi.	41	Mazarin.	63	Meyer.	96
Martini.	17	Matthäus.	41	Mageppa.	64	Miercrofte.	96
Martinique.	18	Matthäus.	42	Mazowen.	64	Miel.	96
Martinsberg.	18	Matthäi.	42	Mazzola.	65	Miete.	97
Martinswand.	18	Matthias (Heiliger).	43	Mazzubelli.	65	Meller.	97
Martius.	18	Matthias (Kaifer).	43	Méchain.	65	Melman.	97
Martyrologium.	19	Matthias (König).	44	Mechanicus.	65	Meneerg.	97
Matyland.	19	Matthijon.	44	Mechanic.	65	Meneid.	98
Matzipan.	20	Matuitätprüfung.	45	Mewanfer.	66	Metnefe.	98
Matjanello.	20	Matuta.	45	Mechin (Stadt).	66	Menr.s.	98
Matchinen.	20	Maubenge.	45	Mecheln (Waler).	67	Mennigen.	99
Matshinerie.	22	Mauerbach.	45	Mchitar.		Menfle.	99
Mascov.	23	Mauerbrecher.	45	67		Mefenheim.	99
Mafern.	23	Mäufe.	45	Mefel.	74	Meffen.	99
Maffiffa.	24	Maulbeerbaum.	46	Mefenburg.	75	Meffner.	101
Mafkat.	25	Maulbronn.	47	Meralien.	80	Maigner.	101
Mafe.	25	Maulthier.	47	Meeba.	80	Meuerefänger.	101
Mafonel.	26	Maultrommel.	47	M.bante.	81	Miejico.	103
Mafora.	26	Maulwurf.	47	M.bation.	81	Melfa.	112
Mafowen.	27	Mauptertais.	48	Mebiatiung.	81	Mela.	113
Maß und Gewicht.	27	Mauren.	48	Medici.	81	Melampus.	113
Mafta.	29	Maurepas.	49	Medica.	83	Melanaphie.	113
Maffa-Garrara.	29	Maurer.	49	Medina.	83	Melanath.n.	114
Maffachugets.	29	Mauritus (Heiliger).	50	Medizin.	83	Melas.	118

Melbourne. 119
Melchisedech. 120
Melchthal. 121
Meleager. 121
Meliander. 121
Melifertus. 122
Melioration. 122
Melis. 122
Melisma. 122
Melisse. 122
Melissus. 123
Melk. 123
Melodie. 124
Melodrama. 124
Melone. 125
Melomene. 125
Melopha. 125
Metaphysik. 126
Meles. 126
Metaphyse. 126
Melville. 126
Membran. 127
Memel. 127
Memento. 127
Memling. 127
Memnon. 127
Memoiren. 128
Memphis. 128
Méneceus. 129
Menander. 129
Menenius. 129
Menke. 129
Mendelssohn. 130
Mendelssohn = Barthol-
my. 131
Mendes. 132
Mendicanten. 132
Mendizabal. 132
Mendoza. 133
Menedemus. 133
Meneceus. 133
Mencibius. 133
Meneceus. 134
Menges. 134
Mengesfü. 134
Meninsky. 134
Menippus. 134
Mennige. 134
Menneniten. 135
Menologium. 135
Menon. 135
Menich. 135
Menschenkenntnis. 138
Menschenraub. 138
Menschenrechte. 138
Mensuranten. 139
Mensur. 140
Mensuralgesang. 140
Mentor. 140
Mentschikow. 140
Menn. 141
Menuet. 141
Menzel. 141

Menzf. 142
Meph Stophiles. 142
Mephist. 142
Meran. 142
Mercantillsystem. 143
Mercator. 146
Mercia. 147
Mercier. 147
Mercurialis. 147
Mercurius. 147
Mercy. 148
Mergel. 148
Mergenthaler. 149
Merian. 149
Meridian. 150
Merino (Gerónimo). 150
Merino (Zeuja). 150
Merinos. 150
Merlin (Zauberer). 151
Merlin (Antoine). 151
Merode. 152
Meroc. 152
Merepe. 153
Merops. 153
Merovinger. 153
Merseburg. 153
Mesmer. 154
Mesopotamien. 155
Messia di voce. 156
Messala. 156
Messalianer. 156
Messalina. 157
Messianismus. 157
Messe. 157
Messianismus. 173
Messianismus. 174
Messianismen. 174
Messianen. 176
Messias. 176
Messina. 177
Messing. 177
Messias. 178
Messung. 178
Messingen. 178
Metabasis. 178
Metable. 178
Metachronismus. 178
Metaphase. 179
Metalepsis. 179
Metalloide. 179
Metallurgie. 182
Metallum. 182
Metallum. 182
Metalle. 182
Metallguss. 182
Metalliques. 182
Metallmisch. 182
Metalloide. 182
Metalloryde. 182
Metallurgie. 182
Metamorphose. 182
Metapher. 183
Metaphrase. 183
Metaphysik. 183
Metaplasma. 184
Metastasio. 184
Metastasis. 185

Metellus. 185
Metempirische. 186
Meteor. 186
Meteorologie. 186
Meth. 186
Methode. 187
Methodik od. Methodo-
logie. 187
Methodische Schule. 187
Methodisten. 187
Metis. 188
Meton. 188
Metonymie. 188
Meture. 188
Metre. 188
Metris. 188
Metrometer. 189
Metropolis. 189
Metrum. 189
Metten. 189
Metten. 189
Metternich. 190
Metz. 190
Metzu. 190
Meudon. 190
Meursus. 190
Meuthe. 190
Meusel. 190
Meusel. 200
Mexico. 200
Mexico. 200
Mexican v. Knollau. 200
Mexican. 200
Méjary. 202
Méjaries. 202
Mezza voce. 202
Méjari. 202
Mezzo tint. 203
Méjaria. 203
Méjaria. 204
Méjaria. 204
Méjaria. 204
Michaelis. 206
Michaux. 207
Michaux. 207
Michel (Name). 208
Michel (Angelo). 208
Michelia. 208
Michelson. 209
Michewicz. 209
Michas. 210
Middelburg. 210
Miedelitz. 210
Middleton. 210
Midland. 211
Miene. 211
Miens. 211
Miesbach. 211
Mietvertrag. 212
Migazzi. 212
Mignard. 213
Mianet. 213
Mignon. 213

Migräne. 213
Miguel. 214
Middelen. 214
Middelen. 214
Mikrolog. 214
Mikroskop. 215
Milben. 216
Milch. 216
Milchsaft. 217
Milchstraße. 217
Milchzucker. 218
Miletos. 218
Militär. 218
Militärfachwissen. 219
Militärcolonien. 219
Militärgränge. 220
Militärheilkunde. 222
Militärkassen. 224
Militärökonomie. 224
Militärorden. 224
Militärschulen. 224
Militärstrafen. 225
Militärverfassung. 226
Militärwesen. 226
Mizen. 226
Miller. 226
Milleschauer. 227
Millemo. 227
Milliarde. 227
Miliat. 227
Millof. 227
Miner. 227
Mito (Mos). 228
Mito (Mith.). 228
Mitodowitch. 229
Mitosh Dornowitsch.
228
Mitrosio. Mireces. 229
Mitiades. 229
Mitis. 229
Milton. 229
Mit. 230
Mitorand. 231
Mimen. 231
Manif. 232
Mimemos. 232
Mimosa sensitiva. 232
Mina. 232
Matio. 233
Mindelheim. 233
Mindel. 233
Mindelherrschaffen. 234
Min. II. 234
Minea. 234
Mineralien. 235
Mineralogie. 236
Mineralwasser. 237
Minerva. 238
Mingrelän. 239
Minbo. 239
Miniaturnatur. 239
Mintmen. 240
Minijer. 240

- Ministerialen. 241
 Ministrant. 241
 Minne. 241
 Minnengerichte. 241
 Minnesänger. 241
 Minorat. 242
 Minorca. 242
 Minorennität. 242
 Minoriten. 243
 Minos. 243
 Minotauros. 244
 Minos. 244
 Minstrel. 244
 Minturnä. 244
 Minucius Felix. 244
 Minus. 244
 Minuskel. 244
 Minute. 244
 Minutoli. 244
 Minyas. 245
 Minger. 245
 Minze. 245
 Miosis. 245
 Miquelès. 245
 Mirabeau. 245
 Miranda. 248
 Mirandola (Stadt). 249
 Mirandola (Zoh.). 249
 Misanthropie. 249
 Miscellanen. 249
 Mischna. 249
 Mischere. 249
 Miserere (Krankh.). 249
 Mises. 250
 Misognie. 250
 Misologie. 250
 Misvel. 250
 Missale. 250
 Mißgeburt. 250
 Mißheirath. 251
 Missionen. 251
 Mississipp (Fluß). 266
 Mississipp (Staat). 266
 Missolonghi. 267
 Missouri (Fluß). 267
 Missouri (Staat). 267
 Minel. 268
 Mitau. 268
 Mitesser. 268
 Mitford. 269
 Mitgabe. 269
 Mithras. 269
 Mithridates. 269
 Mülhauer. 270
 Mitra. 270
 Mitischerlich. 270
 Mittag. 270
 Mittel. 270
 Mittelalter. 271
 Mittelamerika. 273
 Mittelbegriff. 274
 Mittelfarben. 274
 Mittelranken. 274
 Mittelgebirg. 274
 Mittelmeer. 274
 Mittelpunkt. 275
 Mittelrheinfreis. 275
 Mittelsalze. 275
 Mittelsimme. 275
 Mittermaier. 275
 Mitternacht. 275
 Mitternachtsuhr. 276
 Mitylene. 276
 Mirtur. 276
 Naemonik. 276
 Nemophyne. 278
 Naioch. 278
 Naabiter. 278
 Naallakaf. 278
 Nobil. 279
 Nobilien. 279
 Novalität. 279
 Node. 279
 Modell, Musterbild. 279
 Modena. 280
 Moder. 281
 Moderato. 282
 Modern. 282
 Modestinus. 282
 Moblin. 282
 Monon. 282
 Model. 282
 Modulation. 282
 Möbius. 283
 Mofern. 283
 Möen. 283
 Möhler. 283
 Möhre. 286
 Möllenborn. 286
 Mompelgard. 287
 Mönchsalaten. 287
 Mönchschrift. 287
 Mönchswesen. 287
 Mörke. 287
 Möris (See). 287
 Möris (Melius). 288
 Mörier. 288
 Mörtel. 288
 Möjer. 289
 Mößen. 289
 Mösfirch. 290
 Mösegothen. 290
 Megador. 290
 Mogul. 290
 Moräa. 290
 Mohamed u. Mohamed-
 danismus. 290
 Mohamfs. 290
 Mohilew. 290
 Mohl. 291
 Mojn (Pflanze). 292
 Mojn (Glasmaler). 292
 Mojnife. 292
 Mohr. 293
 Mohs. 293
 Moira. 293
 Moitte. 293
 Moffa. 293
 Mola u. Molenbildung.
 293
 Mola. 293
 Molay. 293
 Molbeck. 294
 Molch. 294
 Molbau (Fluß). 294
 Molbau (Land). 294
 Molé. 296
 Moleculen. 296
 Molière. 296
 Molina. 297
 Molinos. 297
 Molitor. 297
 Molfen. 298
 Moll. 298
 Molla. 298
 Moller. 298
 Mollusen. 298
 Mollwig. 299
 Molo. 299
 Moloch. 299
 Moltke. 299
 Molluffen. 300
 Molybdän. 300
 Molyb. 300
 Mement. 300
 Moniers. 300
 Monius. 301
 Monaco. 301
 Monaden. 302
 Monadeschi. 302
 Monarchie. 302
 Monarchismus. 302
 Monas. 303
 Monat. 303
 Moncey. 304
 Mond. 304
 Mondfinsterniß. 306
 Mondflecken. 307
 Mondjahr. 307
 Mondsalz. 307
 Mondarten. 307
 Mondoo. 307
 Mondshafen. 307
 Mondfüchtig. 308
 Mondtafeln. 308
 Mondviertel. 308
 Mondwechsel. 309
 Mone. 309
 Monge. 309
 Mongibello. 309
 Mongolen. 309
 Monifa. 313
 Moniteur. 314
 Monf. 314
 Monmuth. 314
 Monochord. 315
 Monochromen od. mono-
 chromatische Bilder. 315
 Monodrama. 315
 Monogamie. 315
 Monogramm. 315
 Monographie. 315
 Monophyledonen. 315
 Monolog. 315
 Monomanie. 316
 Monophyiten. 316
 Monopol. 318
 Monothelismus. 318
 Monotheliten. 318
 Monotonie. 320
 Monreale. 320
 Montoe. 320
 Mons. 320
 Mons en Puelle. 321
 Monsieur. 321
 Monstranz. 321
 Monstrum. 321
 Montague. 321
 Montaigne. 322
 Montalembert. 322
 Montalivet. 322
 Montanisten. 323
 Montauban. 324
 Montbeillard. 324
 Montblanc. 324
 Montcenis. 324
 Montebello. 325
 Monte-Cassino. 325
 Montecuculi. 326
 Monte Fiascone. 326
 Montemayor. 326
 Montenegro. 327
 Montnotte. 328
 Monte Pulciano. 328
 Montereau. 328
 Monte Rosa. 328
 Monte Santo. 328
 Montspaan. 328
 Montesquieu. 328
 Montequieu. 329
 Monteverde. 330
 Montezuma. 330
 Monttrauen. 330
 Monterrat. 330
 Montgelas. 331
 Montgolfier. 332
 Montgomery. 332
 Montolon. 333
 Monti. 333
 Montmartre. 333
 Montmercy. 334
 Montmirail. 334
 Montmorency. 334
 Montpellier. 335
 Montpensier. 336
 Montreal. 336
 Montrose. 336
 Mont St. Jean. 336
 Montserrat. 337
 Montur. 337
 Monumente. 337
 Monza. 337
 Moor. 337
 Moorcroft. 337
 Moore. 338
 Moose. 340
 Moosus. 340
 Mora (Verzug). 340
 Mora (Dichter). 340
 Morabiten. 341

- Moräste. 341
 Moral u. Moralphilosophie. 341
 Morales. 341
 Moralische Person. 341
 Moratin. 341
 Moratorium. 342
 Morawa. 342
 Morawski. 342
 Morbihan. 343
 Mercheln. 343
 Mord. 343
 Mordbrand. 345
 Mordent. 345
 Mordschlag. 345
 Mordwinen. 345
 More. 345
 Morea. 345
 Moreau. 346
 Morella. 348
 Morelli. 348
 Moreno. 348
 Moresen. 348
 Morgagni. 348
 Morgan. 349
 Morgana. 349
 Morganatische Ehe. 349
 Morgarten. 349
 Morgen (M. gegenb.) 350
 Morgen (M. Land) 350
 Morgengabe. 350
 Morgenhiern. 350
 Morghe. 350
 Morhof. 351
 Morier. 351
 Morillo. 351
 Moritz (Heiliger). 351
 Moritz (fürstl. Personen). 351
 Moritz (Carl). 353
 Morlachen, Morlachen. 354
 Morpheus. 354
 Morphin. 354
 Morphologie. 354
 Mortalität und Mortalitätslisten. 354
 Mortier. 354
 Mortification. 355
 Mortuarium. 355
 Morus. 355
 Morveau. 356
 Mosaisk, Mosaiskarbeit, mosaische Arbeit. 357
 Mosaisches Recht. 358
 Mosaisko-Moshaisk. 358
 Moscati. 358
 Moschee. 358
 Moschees. 358
 Moscherosch. 359
 Moschus. 359
 Moschus und Moschusthier. 359
 Moscovade. 359
 Mosel. 359
 Rosen. 359
 Mosengel. 359
 Moser. 360
 Moses. 361
 Moses von Chorene. 363
 Mosheim. 364
 Moskau oder Moskwa (Gouvernement). 364
 Moskau oder Moskwa (Hauptstadt). 364
 Mosken. 366
 Moskwa. 366
 Most. 366
 Motette. 366
 Motion. 367
 Motiv. 367
 Motten. 367
 Motto. 367
 Mox. 367
 Moncheron. 368
 Mounier. 368
 Mousfien. 368
 Mera. 368
 Mezambique. 369
 Mozaraber. 369
 Mozart. 369
 Mozette. 370
 Mucius. 370
 Mucker. 370
 Mücken. 371
 Muffing. 371
 Mägg. 371
 Mühlberg. 371
 Mühlhof. 371
 Mühlen. 372
 Mühlenbruch. 373
 Mühler. 373
 Mühlenhausen. 373
 Müller. 374
 Müllner. 386
 Münch. 386
 Münch = Bellinghausen. 386
 Münch. 387
 Münchhausen. 392
 Mündigkeit. 393
 Mündlichkeit. 393
 Munnich. 393
 Münster (Dom). 394
 Münster (Monasterium). 394
 Münster-Lebenburg. 396
 Münster. 397
 Münzconvention. 397
 Münzn. 397
 Münzer. 402
 Münzfälschung. 402
 Münzfuß. 403
 Münzfunde. 404
 Münzregal. 404
 Münzsammlungen. 404
 Münzwardein. 404
 Mästi. 404
 Muggendorf. 405
 Muggenmed. 405
 Mulatten. 405
 Mulde. 405
 Mulgrave. 405
 Multiplication. 406
 Multiplikationskreis. 406
 Mumien. 406
 Mummie. 407
 Mund. 407
 Mundart. 408
 Mundharmonika. 408
 Mundium. 408
 Mundr. 408
 Mundo Park. 409
 Municipalität. 410
 Municipalverfassung. 410
 Mun'cipien. 410
 Munition. 410
 Munoz. 411
 Murad Bey. 411
 Muräne. 411
 Murat. 411
 Muratori. 412
 Murcia. 413
 Muref. 413
 Murhard. 414
 Muri. 415
 Murillo o. Murillos. 415
 Murmelthier. 415
 Murner. 416
 Murphy. 416
 Murray. 417
 Murrehinische oder murrehinische Gefäße. 417
 Murten. 417
 Murten = See. 417
 Murzuf. 418
 Musäus (Carl). 418
 Musäus (Epifer). 418
 Musagetes. 418
 Muscatblut. 418
 Muscheln. 419
 Muschelwerk. 419
 Muschenbroek. 419
 Musen. 419
 Musenalmanache. 420
 Musette. 420
 Museum. 420
 Masarave. 420
 Musff. 420
 Musfällische Malerei. 426
 Musfibrektor. 426
 Musfeste. 426
 Musf Goldberg. 427
 Musfische Arbeit. 427
 Muskateller = oder Muskatweine. 427
 Muskatblüthe. 427
 Muskatennüsse od. Muscinenüsse. 427
 Muskatennöl. 428
 Muskau. 428
 Musfeln. 428
 Musfete. 429
 Muspell. 429
 Musfelin. 430
 Musfapha. 430
 Musterwirthschaften. 431
 Musfiorbis. 431
 Musfianabbi. 431
 Mutation. 432
 Musfen. 432
 Mutiren. 432
 Musfchelle. 432
 Mutterkorn. 432
 Mutterwis. 433
 Muttermal. 433
 Mutuellisten. 433
 Myadon. 433
 Myfale. 433
 Myfne. 433
 Myfoni. 434
 Mylitta. 434
 Mylius. 434
 Myologie. 434
 Myobie. 434
 Myriade. 434
 Myriorama. 434
 Myrmidonen. 434
 Myron. 435
 Myrrha. 435
 Myrrhe. 435
 Myrte. 435
 Myrien. 435
 Myfore. 436
 Myfterien. 436
 Myfterium. 437
 Mystik. 437
 Mystificiren. 440
 Mythographen. 440
 Mythologie. 440

- Neuholland. 565
 Neuland. 567
 Neujahrestag. 567
 Newjersey. 567
 Neufich. 567
 Neufomm. 568
 Neufchynod. Markneuf-
 kirchen. 568
 Neuma. 568
 Neumann. 568
 Neumark (Georg). 570
 Neumark. 570
 Neumeister. 570
 Neumond. 570
 Neunauge. 570
 Neunordwales. 570
 Neworleans. 570
 Neuplatonifer. 571
 Neurologie. 573
 Neufag. 573
 Neuschottland. 574
 Neufeland. 574
 Neuniedersee. 574
 Neuniohl. 574
 Neupanien. 574
 Neuß. 575
 Neustadt. 575
 Neustrien o. Neustrassen.
 575
 Neu-Süd-Wales. 575
 Neutalstren. 576
 Neutrallität. 576
 Neuwales. 577
 Neuwied. 577
 Nevers. 578
 Newa. 578
 Newcastle. 578
 Newhamshire. 579
 Newjersey. 579
 Newnan. 579
 Newton. 581
 New-York. 583
 Ney. 585
 Niagara. 586
 Nibelungenlied. 586
 Niāa. 589
 Nicander. 590
 Nicolini. 590
 Nicophorus. 590
 Nicron. 590
 Wichtigkeit, Wichtigkeits-
 lage. 591
 Nichts. 591
 Niclas. 591
 Nickel (Metall). 592
 Nickel (Adam). 592
 Nidolat. 594
 Nicolap. 594
 Nicole. 594
 Nicoleus. 595
 Niebuhr. 596
 Niederaltich. 597
 Niederbayern. 598
 Niederwuch. 598
 Niederlage. 598
 Niederlagen. 598
 Niederländische Maler-
 schule. 598
 Niederländische Sprache
 u. Literatur. 600
 Niederlande. 609
 Niederrhein. 618
 Niederrheinischer oder
 furrheimscher Kreis.
 618
 Niedersachsen. 618
 Niederschlag. 619
 Niederschlagende Mittel.
 619
 Niederungen. 619
 Niedrige. 619
 Niello-Arbeiten. 619
 Nembach v. Strehlenau.
 620
 Nemicewicz. 621
 Niemen. 621
 Niemeyer. 621
 Niemojewsky. 623
 Nieremberg. 624
 Nieren. 624
 Nierensteiner. 625
 Nif. n. 625
 Nießtrauch. 626
 Nifwurz. 626
 Nießhammer. 627
 Nifen. 627
 Nifer. 627
 Nihilianismus. 628
 Nihilismus. 628
 Nifauer. 628
 Nifbaren. 628
 Nifordemus. 628
 Nifolaiten. 628
 Nifolajew. 629
 Nifolaus (Heiliger). 629
 Nifolaus (Päpſte). 630
 Nifolaus Pawlowitsch.
 631
 Nifomedes. 635
 Nifimedia. 635
 Nifen. 636
 Nifipoli. 636
 Nil. 636
 Nifperd. 638
 Nifafen. 638
 Nifus. 638
 Nimbus. 639
 Nifus. 639
 Nimrod. 639
 Nimmwegen. 639
 Nifawe. 640
 Nimon. 640
 Nifus. 640
 Nifoe. 640
 Nifon. 640
 Nifus. 640
 Nifche. 640
 Nifhni Newgorod. 640
 Nifhni. 641
 Nifmes. 642
 Nifos. 642
 Nifhart. 642
 Nifich. 643
 Niflitunah. 645
 Nifen. 646
 Nizza. 646
 Noab. Noe. 647
 Noailles. 647
 Nobbe. 648
 Nobelgarde. 648
 Nobler. 649
 Nöcklingen. 649
 Nöfſelt. 650
 Nogair. 651
 Nola. 651
 Nolafer. 651
 Nollen. 651
 Nomaden. 651
 Nomen. 651
 Nomenclator. 652
 Nomen et Omen. 652
 Nominalisten. 652
 Nominalwerth. 653
 Nomination. 653
 Nomofanon. 653
 Non. 653
 Nonae. 653
 Nonconformisten. 653
 Nonius. 653
 Nonius (Marcellus). 653
 Nonnenwerth. 653
 Nonnus. 654
 Noot. 654
 Norbert. 654
 Norr. 656
 Norda bing'a. 656
 Nordamerica. 656
 Nordcarolina. 673
 Norerney. 674
 Nordhausen. 674
 Nordische Literatur. 674
 Nordische Mythologie.
 674
 Nordischer Krieg. 677
 Nordlicht, Nordfchein.
 678
 Nordpol. 678
 Nordpunkt. 678
 Nordsee. 678
 Norfolk (Graffsch.). 678
 Norfolk (Adelsgeschl.).
 679
 Noricum. 680
 Normal. 681
 Normalbreite. 681
 Normaljahr. 681
 Normallinie. 681
 Normandy. 681
 Normandie. 682
 Normann-Grenzfl. 682
 Normanen. 682
 Nornen. 683
 North. 683
 Northampton. 683
 Northumberland (Grafs-
 chaft). 684
 Northumberland (Grafs-
 chaft). 684
 Norton. 684
 Norwegen. 685
 Norwich. 692
 Nosologie. 692
 Noſſairer. 692
 Noſſig. 693
 Noſtradamus. 694
 Notabeln. 694
 Notare. 694
 Noten. 695
 Notendruck. 695
 Nothadreß. 696
 Nothhelfer. 696
 Nothmünzen. 696
 Nothomb. 697
 Nothtaufe. 697
 Nothwehr. 697
 Nothwendigkeit. 697
 Nothwucht. 697
 Notter. 698
 Notoriſch. 698
 Notre Dame. 698
 Nottingham. 698
 Noturno. 698
 Notialis. 699
 Novalgehten. 699
 Novatianer. 699
 Novation. 699
 Novelle. 699
 Novellen. 700
 Novere. 700
 Novi. 700
 Noviziat. 700
 Nowaja-Semlja. 701
 Nowgorod-Weliki. 701
 Nowosilzow. 701
 Nyaden. 702
 Noyen. 702
 Nuance. 702
 Rublen. 702
 Nürnberg. 703
 Nüßlein. 709
 Nilität. 710
 Numa Pompilius. 710
 Numantia. 710
 Numeri. 711
 Nuemriſch. 711
 Numerus. 711
 Numbien. 711
 Numismatik. 711
 Nundinae. 712
 Nunez. 712
 Nuntius. 712
 Nuß. 712
 Nutation. 714
 Nyberg. 714
 Nympe. 714
 Nymphen. 714
 Nymphenburg. 714
 Nymphomanie. 715
 Nyphat. 715

D.

- D. 715
 Dannes. 715
 Dase. 715
 Daraca. 716
 Db. 716
 Dabab. 716
 Dduction. 716
 Deblenz. 717
 Delisch. 717
 Deraltsch. 718
 Dberbayern. 719
 Dberfranken. 719
 Dbergerichte. 719
 Dberhaus (Parlament). 719
 Dberhaus (Bergfestung). 719
 Dberkampf. 719
 Dberlahnstein. 720
 Dberteifner. 720
 Dberlin. 720
 Dberon. 723
 Dberpfalz und Regens-
 burg. 723
 Dberheinische Kirchen-
 provinz. 723
 Dberheinischer Kreis. 745
 Dbersachsenob. oberfäch-
 sischer Kreis. 745
 Dberschlächting. 746
 Dberst. 746
 Dberstinhaber. 746
 Dberstlieutenant. 746
 Dberstwachmeister. 746
 Dberstür. 746
 Dbi. 747
 Dbject. 747
 Dbjectiv. 747
 Dblaten 747 u. 748
 Dblationen. 748
 Dbligat. 749
 Dbligation. 749
 Dbligat. 749
 Dblongum. 749
 Dboe. 749
 Dbolus. 750
 Dbotriten. 750
 Dbotrit. 750
 Dbotrit. 750
 Dbscurantismus. 750
 Dbsqueus. 751
 Dbssequin. 751
 Dbservanten. 751
 Dbservanz. 751
 Dbservationsarmee, Ob-
 servationscorps. 751
 Dbservatorium. 751
 Dbsidian. 752
 Dbsi. 752
 Dbsibaumzucht. 752
 Dbsiruction. 752
 Dccam. 753
 Decafionalismus. 753
 Decident. 753
 Decidentaliches Kaiser-
 thum. 753
 Decupation. 755
 Decan. 755
 Decellus Lucanus. 755
 Dcher. 756
 Dchlofratie. 756
 Dchs (Kindvöls). 756
 Dchs (Peter). 756
 Dchsenhausen. 756
 Dckenheim. 756
 Dcker. 756
 D'Connell. 756
 D'Connor. 769
 Detant. 769
 Detav. 769
 Detave. 770
 Detavia. 770
 Detavius. 770
 Detroy. 770
 Deular. 771
 Deuliren. 771
 Deqafow. 771
 Dbe. 771
 Ddelsting. 772
 Doense. 772
 Ddenwald. 772
 Deon. 772
 Dder. 772
 Ddessa. 773
 Ddeurs. 774
 Ddilia. 774
 Ddilon-Barrot. 774
 Ddin. 774
 Ddoaker. 775
 D'Donnel. 775
 Ddysseus. 778
 Ddenburg. 776
 Ddipus. 776
 Ddentliches Recht. 777
 Ddentlichkeit u. Münd-
 lichkeit. 777
 Ddhlenschläger. 785
 Ddfolampadius. 785
 Ddonomie. 786
 Ddonomisten. 786
 Ddemonische Concilien. 786
 Del. 786
 Delamb. 788
 Delbaum. 788
 Delberg. 789
 Delbilderdruck. 789
 Delfarben. 789
 Delfaden. 790
 Delmalerei. 790
 Dela. 791
 Delung. 792
 Denantthäter. 793
 Denone. 793
 Denotropä. 794
 Denotrer. 794
 Dersied. 794
 Dertel. 795
 Desel. 795
 Dejer. 796
 Dsterreich. 796
 Dsterreichischer Succes-
 sions- oder Erbfolge-
 krieg. 823
 Deta. 825
 Dettingen. 825
 Dettingen = Wallerstein. 825
 Dettl. 827
 Dfalia. 827
 D'Farill. 828
 Dien. 828
 Dien (Stadt). 829
 Dffenbach. 831
 Dffenbarung. 832
 Dffenbarung Johannis. 835
 Dffenstoe. 835
 Dfferitorium. 835
 Dfficiale. 836
 Dfficiell. 836
 Dfficin. 836
 Dfficinell. 837
 Dfficium sanctum. 837
 Dffizier. 837
 Dffizierlehre. 837
 Dfterdingen. 837
 Dg. 838
 Dginesy. Dginsfi. 838
 Dbio (Klub). 839
 Dbio (Staat). 839
 Dblmüller. 840
 Ddm. 841
 Ddmacht. 841
 Ddmacht. 841
 Ddr. 842
 Ddrenbeichte. 843
 Ddles. 843
 Ddeus. 843
 Ddse. 844
 Ddeanos. 844
 Dden. 844
 Ddounes. 845
 Ddbers. 845
 Ddenbarnveld. 846
 Ddenburg. 847
 Ddeander. 849
 Ddearius. 850
 Ddein. 850
 Ddéron. 850
 Ddigarchie. 851
 Ddova. 851
 Ddovare. 851
 Ddive. 852
 Ddivier. 853
 Ddivin. 854
 Olla potrida. 854
 D'müg. 854
 Ddonez. 855
 Dlozaga. 856
 Dlshausen. 856
 Olympia, Olympiade
 olympische Spiele. 858
 Dlympias. 859
 Dlympiodorus. 860
 Dlympische Spiele. 861
 Dlympos. 861
 Dlynthus. 861
 Dm. 862
 Dmajaden. 862
 D'Meara. 862
 Dmen. 862
 Dmnibus. 863
 Dmphae. 863
 Dnega. 863
 Dnolzbad. 864
 Dnomatritos. 864
 Dnomastikon. 864
 Dnomatif. 864
 Dnomatopöie. 864
 Dnosander. 865
 Dnoslow. 865
 Dntologie. 865
 Dnymus. 865
 Dnur. 865
 Dost. 866
 Dpal. 866
 Dper. 867
 Opera supererogatio-
 nis. 869
 Operation. 869
 Operationslinien. 869
 Dperette. 870
 Dperment. 870
 Dpfer. 870
 Dphiten. 873
 Dphtalmiatrik. 873
 Dpiat. 873
 Dpimius. 873
 Dpith. 874
 Dplum. 874
 Dpodelbec. 875
 Dporin. 876
 Dporto. 876
 Dpyeln. 877
 Dpyenheim. 878
 Dpyianus. 878
 Dpyosition. 878
 Dpylavius. 879
 Dptatus. 879
 Dptif. 880
 Dptimaten. 880
 Dptimismus. 880
 Dptometer. 880
 Opus operatum. 881
 Drafel. 881
 Dran. 882
 Drange. 882

Drangelogen u. Drange- men. 883	Orientalische Literatur. 911	Ortbestimmung. 934	Stracismus. 965
Drangerie. 885	Orientiren. 914	Ortus cosmicus. 934	Strahlenka. 965
Drang-utang. 885	Drifflamme. 915	Oroloio. 935	Strömische Reich. 966
Draniel. 885	Origenes. 915	Oroille. 935	Strowsky. 966
Dranielbaum. 886	Original. 916	Orythognoſie. 935	Strsee. 967
Dratorium (Rebestück). 886	Originalität. 916	Oſagen. 935	Strseeprovinzen. 967
Dratorium (Priest.). 887	Drillon. 917	Oſann. 935	Sſymandhaſ. 968
Drbillus Pupillus. 887	Drinoco ob. Drenoco. 917	Oſcillation. 936	Stagetti. 968
Dragna. 887	Drion. 918	Oſander. 936	Stiefel. 971
Drcheſter. 887	Driffa. 919	Oſiński. 938	Stio. 971
Drcheſtiſ. 887	Drabliſche Inſeln. 919	Oſriſ. 938	Stranto. 971
Drchomenos. 887 u. 888	Drāmūde. 919	Oſkar. 939	Sttenſen. 971
Drca. 888	Drlando Furioſo. 920	Oſter. 939	Stter. 972
Drallen. 888	Drlando Raſſo. 920	Oſmanische Reich. 939	Sttilla. 972
Drden (weltliche). 890	Drlean. 920	Oſmazom. 948	Sttmer. 974
Drden (geiſtliche). 891	Drlean. 920	Oſmium. 948	Stto (Heiliger). 975
Drdinariat. 893	Drleanſ (Hauptſt.). 920	Oſnabrück. 948	Stto (Kaiſer). 977
Drdinate. 894	Drleanſ (Zungfrau). 921	Oſſa. 949	Stto (Fürſten). 980
Drdination. 894	Drleanſ (Herzöge). 921	Oſſenbeck. 949	Stto (Abolph). 982
Drdnung. 900	Drloff. 925	Oſſen. 949	Sttobereu. 982
Drdnungsſtrafen. 901	Drmond. 926	Oſſian. 950	Sttofar. 982
Drdonanz. 901	Drmuſ. 928	Oſſolinski. 951	Sttofar von Steiermark. 983
Drdonanzen. 901	Drnamente. 928	Oſſuna. 953	Sttomanische Pforte. 983
Draden. 902	Drnat. 928	Oſt. 953	Stus. 983
Dragon. 902	Drnithologie. 928	Oſtabe. 953	Stwah. 983
Drcl. 903	Drrographie. 929	Oſtenbe. 953	Stubenaarbe. 983
Drenburg. 904	Drrentes. 929	Oſteologie. 954	Stubendop. 983
Drnoro. 904	Drropus. 929	Oſtercykius. 954	Studin. 984
Drreſtes. 904	Drroſius. 929	Oſterland. 955	Studinot. 984
Drſchhus. 904	Drryheus. 929	Oſtermann. 955	Stureg-Kanal. 985
Drſila. 904	Drerium. 930	Oſtern. 956	Stuerture. 986
Drrgan. 905	Drſini. 930	Oſtrobe. 958	Stual. 986
Drrganische Ueberreſte. 905	Drſowa (Marktſteſen). 930	Oſtſandern. 958	Stvation. 986
Drgel. 905	Drſowa (Inſelſeſtung). 930	Oſtſanſen. 958	Stverbeck. 987
Drgelgeſchüß. 906	Drort. 930	Oſtſriesland. 958	Stverberg. 987
Drgien. 907	Drrteler-Spike. 931	Oſtſtythen. 959	Stvidius. 989
Driani. 907	Drtenburg. 931	Oſtaria. 959	Stwalſi. 989
Dribaſius. 907	Drthoberie. 932	Oſtindien. 959	Stwen. 989
Drrient. 907	Drthoepe. 932	Oſtindienſahrer. 960	Strenſhierna. 990
Drorientaliſche Frage. 908	Drthographe. 932	Oſtindische Compagnien. 960	Stford (Graſſchaft). 990
Drorientaliſches Kaiſer- thum. 908	Drthepapie. 933	Oſtſäſen. 963	Stford (Robert). 991
	Drthopteren. 934	Oſtphalen. 963	Drhoſt. 991
	Drtholau. 934	Oſtpreußen. 963	Drch. 991
			Dybin. 992



B. 992	Babus. 1004	Palacky. 1012	Palermo. 1015
Baalzow. 992	Baan 1004	Paladin. 1013	Pales. 1017
Baar. 992	Baeanius. 1005	Paläographie. 1013	Paleſtina. 1017 u. 1018
Babſt. 993	Babagogiſ. 1005	Paläopolis. 1013	Palette. 1018
Bac. 995	Badiatriſ. 1008	Paläotypen. 1013	Pali. 1018
Bacca. 995	Bacon. 1008	Paläophatus. 1013	Palſaren. 1018
Bachmayr. 999	Bäpſtliche Monate. 1008	Paläſtina. 1013	Paliſi. 1018
Bachomius. 999	Bäſium. 1008	Paläſtra. 1014	Palſilogie. 1018
Bacht 1001	Baez. 1009	Palafor-Melzi. 1014	Palſimpieſten. 1018
Bacſelboote. 1001	Baganini. 1009	Palais royal. 1014	Palindrom. 1018
Bact. 1001	Baglaſo. 1010	Palamedes. 1014	Palingeneſſe. 1019
Bacuvius. 1001	Bagoden. 1010	Palatinſcher Berg. 1015	Palinodie. 1019
Baderborn. 1001	Bairs. 1010	Palatinus. 1015	Palinuroſ. 1019
Badiſchab. 1003	Baiſſello. 1011	Palatium. 1015	Palſot de Beaubaſ. 1019
Badua (Stadt). 1003	Bairhans. 1011	Palembang. 1015	Palſſaden. 1020
Badua (Herzog). 1004	Bajol. 1012		

- Balisot de Montenoy. 1020
 Balisch. 1020
 Balla. 1020
 Balladio. 1020
 Balladium (Ball). 1021
 Balladium 1021
 Balladius. 1021
 Ballas. 1022
 Ballas (Name) 1022
 Ballavino. 1022
 Balliatto. 1022
 Ballium. 1023
 Balm. 1024
 Palma (Stadt). 1025
 Palma (Waler). 1025
 Palmarum. 1025
 Palme 1025
 Palmla. 1025
 Palmen. 1026
 Palmenorden. 1026
 Palmenst. 1026
 Palmsonntag. 1026
 Palmyra. 1027
 Pampas. 1027
 Pampillen. 1027
 Pampillus. 1028
 Pampo. 1028
 Pan. 1029
 Panätus 1030
 Panama. 1030
 Panard 1031
 Panathenaen. 1031
 Pandouche. 1032
 Pandaemonium. 1032
 Pandarus. 1032
 Pandas. 1032
 Pandekten. 1032
 Pandemos. 1033
 Pandora. 1033
 Pandore. 1033
 Panduren 1033
 Panegyrius 1033
 Panharmonikon. 1034
 Paner. 1034
 Panin. 1034
 Panisbrief. 1034
 Panischer Schreden. 1034
 Panification. 1035
 Panfratius. 1035
 Panmarz. 1035
 Panmenen 1035
 Panoffa. 1036
 Panorama. 1036
 Panislausmus. 1036
 Panepseife. 1036
 Pantacens. 1036
 Pantaleon. 1037
 Pantalon. 1037
 Pantalone. 1037
 Pantelmus. 1038
 Pantheon. 1038
 Panther. 1038
 Pandograph. 1039
 Pantomime. 1039
 Pantino. 1039
 Panpase. 1041
 Panzer (Waffe). 1041
 Panzer (Georg). 1041
 Paoli. 1042
 Paolo. 1043
 Papa. 1043
 Papagei. 1043
 Papenburg. 1044
 Paphlagonien. 1044
 Paphos. 1044
 Papier. 1044
 Papiergeld 1051
 Papiernaché. 1051
 Papiannus. 1052
 Papius. 1052
 Papsmus. 1052
 Pappe. 1052
 Pappel. 1053
 Pappenheim. 1053
 Papsu. Papsstun. 1054
 Papsstwahl. 1070
 Papuas. 1076
 P pyrographie 1076
 Papyrus. 1076
 Para. 1076 u. 1077
 Parabase. 1077
 Parabel (Gleichn.). 1077
 Parabel. 1077
 Parabolischer Spiegel. 1078
 Parabolois. 1078
 Parabichma. 1078
 Paracelsus. 1078
 Paracetele. 1079
 Paradies. 1079
 Paradiesapfel. 1080
 Paradiesvogel. 1080
 Parablama. 1080
 Parador. 1080
 Paranesse. 1080
 Paragee. 1080
 Paragaph. 1080
 Paqanay 1081
 Parafict. 1082
 Paraly mena. 1082
 Paralytis. 1082
 Parallare. 1082
 Parallel. 1083
 Parallele. 1083
 Parallelepipedum. 1083
 Paralleleise. 1083
 Parallelineal. 1083
 Parallelogramm. 1083
 Paralelismus. 1083
 Paralytis. 1084
 Paramaribo 1084
 Parameter. 1084
 Paramythie. 1084
 Paraphernalvermögen. 1084
 Paraphrase. 1084
 Parast. 1084
 Parcellen. 1084
 Parcelliren. 1085
 Parchun. 1085
 Parces. 1085
 Parden 1085
 Paré 1085
 Paretel. 1085
 Parere. 1085
 Pargo. 1085
 Parfumerien. 1086
 Par. 1086
 Parias. 1086
 Parima. 1087
 Parini. 1087
 Paris (Name). 1087
 Paris (Stadt). 1088
 Pariset. 1088
 Parisienne. 1089
 Park (Raum). 1089
 Park. 1089
 Parliament. 1089
 Parlamentareform. 1102
 Parlementair. 1104
 Parma. 1105
 Parma (Hergog). 1106
 Parmenides. 1106
 Parmentier. 1106
 Parmesanise. 1107
 Parnassos. 1107
 Parn. 1107
 Parny. 1107
 Parodie. 1108
 Parochus proprius. 1109
 Parodie. 1109
 Paronomiographen. 1110
 Parele. 1110
 Parenomaste 1110
 Paronymon. 1110
 Paropamis 1110
 Paros. 1110
 Parosismus. 1111
 Parquet 1111
 Parr. 1111
 Parthasus. 1111
 Parricidium. 1111
 Porret. 1111
 Parry. 1112
 Parfen. 1112
 Partel. 1113
 Partegänner. 1113
 Parthenus. 1113
 Parthenen. 1113
 Parthenope. 1113
 Parthlen. 1114
 Particpium. 1114
 Partifeln. 1114
 Partisan. 1114
 Partisane. 1114
 Partitur. 1114
 Parzen. 1115
 Parzival. 1115
 Paschal. 1115
 Pas de Calais. 1118
 Pascha. 1118
 Paschalis. 1118
 Paschallus Rabbert. 1120
 Passgraphif. 1120
 Passphaz. 1121
 Passireles. 1121
 Passewitsch. 1121
 Passor. 1122
 Passquier. 1122
 Passquill. 1122
 Pass. 1122
 Pass u. Passwesen. 1123
 Passage. 1125
 Passageninstrument. 1126
 Passah od. Paschah. 1126
 Passarowitzer Friede. 1127
 Passatwinde. 1127
 Passau. 1127
 Passauer Kunst. 1130
 Passavant. 1130
 Passer. 1130
 Passin. 1130
 Passionsabluie. 1130
 Passiv. 1131
 Passiv. 1131
 Passy. 1132
 Passle. 1133
 Passmalerei. 1133
 Passen. 1133
 Passerwiz. 1133
 Passic. 1133
 Passnase. 1134
 Pastorale. 1134
 Pastoralthologie. 1134
 Pastet. 1135
 Patagenien. 1135
 Patena. 1135
 Patent. 1136
 Patentsteuer. 1136
 Pater noster. 1136
 Paternosterwerk. 1137
 Pater patrias. 1137
 Patben. 1137
 Pathogenie. 1138
 Pathognomonisch. 1138
 Pathologie. 1138
 Pathos. 1139
 Patul. 1139
 Patmos. 1140
 Patois. 1140
 Patras. 1140

GTU Library



3 2400 00372 0533

3 2400 00372 0533

LIBRARY USE ONLY

PRINTED IN U.S.A.

All items are subject to recall.

